Digitized by Google

ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
the Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1832.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthält: Nr. 183—366, Beilagen Nr. 15—30, literarische Anzeiger Nr. XX—XXXIX.)

Leipzig,
F. A. Brockhaus.
1832.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1832.

Zweiter Band.

508960

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 183. — 1. Juli 1832.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Ueber Ursprung und Wirkungskreis der Consuls.

Gewiß — das können wir, ungeachtet man mit Recht bemerkt, daß sich über vergangene Zeiten eigentlich nur von Denen ein richtiges Urtheil erwarten läßt, welche dieselben erlebt haben, mit der sichern Hoffnung auf allgemeine Anerkennung behaupten — gab es noch keine Zeit, in welcher die völkerrechtlichen Triebräder in so lebhafter Thätigkeit, in so unaufhaltsamem Schwunge gewesen wären als in der unserigen. Nie griff noch das Lebensrad des einen Welttheils, des einen Volkes, der einen Provinz in das der andern so tief und einflußreich, so schnell und leicht, so nothwendig und sicher ein als gegenwärtig, wo es selbst den absolutesten Monarchen, so viel Absolutes noch das bischen Erde zählt, einleuchten mußte, daß ein China sich selbst den größten Schaden thut, und daß ein jeder Staat seine Wohlfahrt in demselben Grade erhöht, in welchem er zugleich an die Wohlfahrt der andern Staaten sein Interesse anreiht. In einer solchen Zeit des höchst belebten völkerrechtlichen Verkehrs nun muß es ebenso wünschenswerth erscheinen, über die vielen, aus den geräuschvollen Hallen der Völkerrechtspraxis noch nicht zu sich selbst und zu wissenschaftlicher Bearbeitung gelangten völkerrechtlichen Institute gründliche Aufschlüsse zu erhalten, als erwünscht, Werke wieder ans Tageslicht treten zu sehen, welche über eines jener Institute nach dem andern ein helleres Licht verbreiten und eine Partie des völkerrechtlichen Ozeans nach der andern dem grauen Dunkel, in welchem sie bisher sämmtlich dämmerten, zu entziehen versuchen.

Ein schon an sich nicht unwichtiges, besonders aber in neuester Zeit so vielfach wichtig und einflußreich gewordenes Institut des droit des gens ist das Institut der Handelsobrigkeiten an fremden Höfen und in auswärtigen Handelsstädten, oder das Institut der Consuls. (Wir bedienen uns dieser Flexion des Wortes in der Mehrzahl, um sogleich den Unterschied von den altrömischen Consuln bemerklich zu machen.) Wie oft haben diese Völkerbeamten, besonders in der letzten Zeit, im Orient und im Occident, in Aegypten und in Portugal durch ihre Verhältnisse zu den auswärtigen Höfen und Völkern den Janustempel des Krieges geöffnet oder geschlossen, wie oft das Wort des Friedens über ganze Zeitalter auszusprechen vermocht oder das Schwert des Krieges über ganze Nationen geschwungen! Und wie sehr mochte es manchen Nichtkenner der eigentlichen Stellung dieser Handelsobrigkeiten in Verwunderung setzen, daß ein so einflußreicher Zusammenhang anscheinend unabhängiger Behörden mit dem Wohle ganzer Nationen stattfinden konnte! Dem Kenner freilich leuchtete es wohl ein, daß heutzutage die Völker und Staaten sich auch des Unrechts, das einzelnen Individuen aus ihrer Mitte geschieht, als ihrer eignen Sache annehmen, und daß gerade die Consuls es sind, welche das Verbindende, gleichsam das Elektrophor zwischen den Völkern und den Einzelnen ausmachen. Doch über alle diese Verhältnisse und über den historischen Ursprung sowol als über die eigentliche Stellung, über den Wirkungskreis und über die Geschäfte jener Beamten nach den mannichfaltigsten Institutionen der Völker, besitzen wir seit dem J. 1808 ein völlig erschöpfendes Werk, das uns jetzt in einer gut gedruckten und correcten Ausgabe neu dargeboten wird, die uns um so willkommener sein muß, als die frühere zu Petersburg erschienene nur mit Mühe zu erlangen war. Sie führt den Titel:

De l'origine et des fonctions des consuls. Par *F. Borel*. Édition conforme à celle de Saint-Pétersbourg. Leipzig, Voß. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Borel ist nicht Franzose, und doch schreibt er so echt national, so schön französisch, wie nur der gebildetste Franzose zu schreiben vermag. Allein die Bescheidenheit, mit

0902
183 (RECAP)
v.2

ANNEX A

Digitized by Google

welcher Borel, dessen Heimath sogar einer dritten Zunge angehört, indem er in St.-Petersburg lebte, ohne Russe zu sein, sich über sein ganzes Unternehmen und insbesondere auch über die Sprache, in der er schrieb, ausspricht, verdient Beifall und Auszeichnung, besonders bei einem Diplomaten.

Alle neuern Nationen (sagt er in seiner Vorrede), welche sich mit dem äußern Handel beschäftigten, haben auf gleiche Weise das Bedürfniß gefühlt, Consuls zu halten, und sie unterhalten daher gegenseitig dergleichen nach einem mehr oder minder ausgebreiteten Plane. Meine nothwendigen Beziehungen zu dieser Classe von Staatsbeamten (fonctionnaires publics) in einem großen Reiche haben mich oft an die Principien erinnert, nach welchen die Natur und die Grenzen ihrer Functionen festzustellen sein möchten. Daher die Untersuchungen, denen ich meinen Eifer widmete. Ich wage zu hoffen, daß sie nicht ohne Interesse für Diejenigen sein werden, welche sie angehen; ce n'est souvent que dans son histoire qu'on trouve le véritable esprit d'une institution. (Eine ebenso wahre als überall anerkannte Maxime.)

Ich habe (fährt der Verf. fort) in dem Anhange meiner Schrift fast alle oder doch gewiß die merkwürdigsten ältern und neuern Verordnungen der europäischen Nationen über meinen Gegenstand zusammengestellt; und ohne Zweifel wird man von der auffallenden Einförmigkeit überrascht werden, welche in diesen Verwaltungsgesetzen herrscht, aber man würde mit Unrecht daraus schließen, daß diese Aehnlichkeit nur auf Rechnung des menschlichen Nachahmungsgeistes zu schreiben sei, selbst bei denjenigen Nationen, welche in der nächsten Berührung mit einander stehen. Man wird vielmehr bei genauerer Prüfung sich überzeugen, daß gleiche Bedürfnisse gleiche Maßregeln an die Hand gegeben haben.

Diese Einförmigkeit der Hauptansichten hat mir es möglich gemacht, das Institut der Consuls (l'institution consulaire) im Allgemeinen zu behandeln und mich nicht mit irgend einer Nation im Einzelnen zu beschäftigen, ohne dabei den Gesichtspunkt des gleichen Nutzens für alle zu verlieren. Wenn einige Verschiedenheiten in den den Consuls angewiesenen Geschäften obwalten, so sind sie doch von sehr geringer Zahl und jedenfalls auf besondere Instructionen gegründet.

Hierauf fährt der Verf. fort: Si j'osais attacher une importance littéraire à cet ouvrage, j'insisterais sur ce que j'ai écrit dans une langue qui n'est pas celle du pays où je vis, ni celle du pays qui m'a vu naître, et je solliciterais de mes lecteurs une indulgence que je craindrais de ne pas obtenir. La sécheresse de la matière que je traite, me met heureusement à l'abri des prétentions: si l'on trouve la clarté et l'exactitude réunies à l'utilité, j'aurai rempli mon but et surpassé mes espérances.

In der That sehr bescheiden; und um so werthvoller ist diese Bescheidenheit, je weniger sie auch nur versteckterweise etwas verspricht, was nicht geleistet worden wäre.

Mit regem Interesse und nichtfranzösischer Gründlichkeit hat der Verf. die Geschichte und den Wirkungskreis der Consulschaft des modernen Völkerrechts darzustellen sich bemüht, hat die ersten Anfangspunkte dieses Instituts zu erreichen und das letzte Ziel desselben in der neuesten Zeit vor Augen zu legen gewußt, hat fleißig und mühsam gesammelt und jedem neuberufenen Consul ebensowol ein äußerst nützliches Vademecum als den staatswissenschaftlichen Bibliotheken ein schätzbares Repertorium über einen wichtigen Zweig der Völkerrechtspraxis in seinem Werke übergeben.

Fast, möchten wir behaupten, ist der Verf. im Streben gründlich zu sein zu weit gegangen, wenn er zu Anfange seines Werkes die Etymologie des Wortes: consul, nach Quinctilian, Livius und Pomponius durchgeht, wenn er ebendaselbst von den römischen consules beginnt und sogar anführt, daß dieselben endlich von dem gottseligen Justinian im J. 541 mit Haut und Haar zu Grabe getragen worden seien. Indeß schrieb der Verf. allerdings de l'origine des consuls, und es lag daher allzu nahe, auch den Titel: consul, im Allgemeinen durch die ganze Geschichte hindurch zu verfolgen. So erhalten wir denn auch Nachricht über die Bedeutung der consules im Mittelalter, welche theils gleichbedeutend mit comites waren, theils in der Folge bekanntlich den Rang der obersten Municipalbeamten bezeichneten. So wird ferner die Consulwürde zur Zeit der französischen Revolution geschildert, ohne daß man einen nothwendigen Zusammenhang dieser Consulate mit den consuls de commerce sieht, welche der Verf. zu behandeln hatte, und auf die er gleichsam nur par hasard kommt, indem er die Bemerkung macht, daß zur Zeit der Consulherrschaft in Frankreich die Handelsconsuls diesen ihren Titel ablegen und den der commissaires des rélations commerciales annehmen mußten. Diese Bemerkung konnte den Verf. am sichersten zu der richtigen Ansicht dieser Verhältnisse führen, daß man den römischen Begriff: consul, durchaus nicht in Beziehung mit dem modernen der Handelsconsuls setzen darf, daß diese Begriffe vielmehr einander fliehen und aus dem Wege gehen, und daß die Wahl des Namens: Consul, für die Handelsrichter im Auslande nur einer von den vielen, durch verkehrte Anwendung römischer Bezeichnungen auf moderne Institute eingeschlichenen Misbräuchen ist, dessen unmittelbar historischer Zusammenhang lediglich im Mittelalter, wo das ganze Institut überhaupt erst entstand, gesucht werden kann, indem man hier den Consultitel misbrauchsweise auf allerhand Municipalbehörden in Burgen und Städtchen übertrug. Statt dessen kommt der Verf. nur wie zufällig auch auf „le nom de consul qu'on donne aussi à des négocians et marchands choisis pour faire les fonctions de juges dans une jurisdiction consulaire et y connaître de toutes les contestations entre marchands pour les affaires commerciales". Diese Consuls wurden ja sogar im Anfange selbst anders genannt, nämlich unter den Westgothen, wie auch der Verf. (S. 8) erwähnt: praepositi, priores mercatuum, seniores, seneschalli, und in England im J. 1404 (vgl. S. 16): gubernatores mercatorum. Erst in einer Urkunde (Lettre patente) vom J. 1485 nannte Richard III. den von ihm in Italien erwählten englischen Consul, Laurenzio Strozzi: „consulem et praesidentem".

Trefflich aber ist die ganze geschichtliche Darstellung der allmäligen Entwickelung der Handelsconsulate, und man kann behaupten, daß nicht das geringste historische Moment darin übersehen ist. Analoges findet der Verf. mit Recht schon in der vom Kaiser Claudius der Stadt Cadix zum Schutz der dasigen Handelsleute gegen die Bedrückungen der andern Behörden verliehenen besondern

Digitized by Google

Obrigkeit. Die frühern collegia mercurialia, die schon Appius Claudius und P. Servilius um das J. 259 in Rom begründeten, dürften in diejenige Region gehören, wo der Horizont mit dem Dämmerungsgrau der Ferne verschwimmt.

Das erste, obwol auch nur einheimische Handelsconsulat, das die Geschichte kennt, war das von Roger I., König von Sicilien, der Stadt Messina im J. 1128 verliehene. Das zweite ward zu Genua im J. 1250 errichtet. Kurz darauf erhielt Venedig gleichfalls ein Handelstribunal, dessen wechselvolle Geschichte Sandi („Istoria civile veneziana", T. II, part. I, lib. 4, p. 787) erzählt. In Valencia gründete Peter III., König von Aragonien, im J. 1283, in Majorca Peter IV. im J. 1343, und derselbe in Barcelona im J. 1347 ein Handelsconsulat. Sein Nachfolger Don Juan I. errichtete eines desgleichen zu Perpignan im J. 1388.

Bald erhielten Géronne, St.-Felix, Guiroles, Tortosa und Tarragona ähnliche Institute. Marseille erhielt seine ersten Consuls durch René, König von Sicilien, im J. 1472, Bilbao die seinigen durch die Königin Johanna im J. 1514, und Sevilla durch Kaiser Karl die seinigen im J. 1543. Später folgten die übrigen europäischen Staaten nach.

Frankreich empfing dies wohlthätige Institut von seinem König Karl IX. im J. 1563, und ein besonderes Edict vom J. 1678 stellte gemeinsame Grundsätze für die Handelstribunale des ganzen Reichs auf, welche bis 1790 unverändert galten.

Deutschland hat bekanntlich in allen Handelsstädten längst besondere Handelsgerichte und Wechselhöfe. Der Verf. nennt auch diese Behörden Consulate, und sagt ausdrücklich: „Leipsic et Vienne ont leurs consuls, qui connaissent des différends sur le fait des billets et des lettres de change". Der Name „Consul" ist aber hier offenbar nicht an seinem Platze, denn wir unterscheiden genau Handelsgerichte und Handelsconsulate. Ueberhaupt aber hat der Verf. bisher eigentlich nur von den erstern gesprochen; erst jetzt beginnt er:

Enfin, on a donné le nom de consuls à des commissaires délégués dans les pays étrangers et accrédités en cette qualité, pour conseiller leurs compatriotes marchands, protéger, au nom du gouvernement qui les envoye, leurs biens et personnes, et veiller à l'intérêt général du commerce de leur pays. Sous ce point de vue, leurs fonctions sont d'accord avec l'étymologie. (Nämlich consul von consulere.) C'est de ceux-là que nous traitons dans cet ouvrage.

Wir haben also hier zugleich eine schulgerechte Definition von den eigentlichen Handelsconsuls in auswärtigen Staaten, und hiermit ist auch ihr Wirkungskreis im Allgemeinen gegeben.

Den Ursprung der Consuls „dans les pays étrangers" leitet der Verf., nachdem er auf das Analoge der praetores peregrini bei den Römern hingedeutet und die westgothischen telonarios erwähnt hat, welche, obschon nie consules, sondern bald bajuli, bald praepositi, bald senescalli, bald priores mercatuum, bald endlich seniores genannt, doch im Grunde schon eigentliche Handelsconsuls waren, von dem „Consulat de la mer" in Pisa ab, dessen Autorität sich durch die vom Papst Gregor VII. im J. 1075 erhaltene Sanction bald bedeutend ausbreitete. Hierzu kamen die Kreuzzüge, welche, durch die bedeutenden Flotten der italienischen Seestädte Genua, Pisa und Venedig unterstützt, auch diesen wiederum den Rang und Wohlstand großer Seemächte verliehen. In Pisa bildete sich daher jenes berühmte und von allen schiffahrttreibenden Völkern anerkannte Seegesetzbuch, das eben den Namen „Consulat de la mer" erhielt, aus. Den Pisanern ward daher auch zuerst das Recht, Consuls zu haben, welche sie gegen fremdes Unrecht schützten, im ganzen Umfange des orientalischen Kaiserreiches gegen das J. 1100 durch den Friedensvertrag mit Alexius Komnenus zu Theil. Bestätigt ward dies Privilegium vom Kaiser Friedrich I. im J. 1161, von Otto IV. im J. 1209, und von Friedrich II. im J. 1220. Bald erlangten auch Genua, Venedig und Florenz im ottomanischen Reiche und in Aegypten, namentlich in Konstantinopel, Alexandrien und Damascus das Privilegium der Consulate. Ebenso erhielten hinwiederum die Mohammedaner im J. 1230 auf Corsica für ihre Landsleute einen Consul („praefectus Mahometanus"). Marseille hatte schon vor 1226 Consuls, namentlich in Savoyen. Barcelona hatte wahrscheinlich nach Pisa und Genua am frühesten auswärtige Consuls, und hier ward sogar den Municipalitäten der Stadt durch ein Diplom Jakobs I., Königs von Arragonien, vom J. 1266, bestätigt im J. 1268, das Privilegium der eignen Wahl der consularischen Beamten verliehen. Barcelonas Handel war überhaupt von solchem Umfange, daß es gegen das 15. Jahrhundert schon 55 consuls d'outremer hatte. „Die berühmten Hansestädte", sagt der Verf., „bedurften, bei der Tendenz ihres Bundes, keiner eigentlichen Consuls; ihre Aldermänner, die den Etablissements in den verschiedenen Bundesstädten vorstanden, wachten zugleich für die Privilegien des Bundes und schützten sie kräftig gegen die Anmaßungen der Einzelnen, der Minister, ja der Könige selbst."

England, bis zum 14. Jahrhundert im Seehandel nur wenig vorgeschritten, zögerte von da an nicht, das wohlthätige Institut auch sich zu eigen zu machen. Eine Charte Heinrichs IV., vom 6. Juni 1404, verlieh den Engländern das Recht, sich in den Häfen des Hansebundes „gubernatores mercatorum" zu wählen. Aehnliche Verordnungen erfolgten im J. 1406 hinsichtlich der Niederlande, und im J. 1408 in Hinsicht auf den Handel mit Norwegen, Schweden und Dänemark. Richard III. bestellte im J. 1485 auch in Italien einen englischen Consul; dieser ward zuerst, wie wir schon oben bemerkten, als „consul et praesidens" wirklich berufen. Seit 1522, wo auf der Insel Kandia, und seit 1531, wo auf Scio englische Consuls eingesetzt wurden, hat England dergleichen öffentliche Beamten auf allen Handelsplätzen angestellt.

In Frankreich war es ebenfalls erst das 15. Jahrhundert, welches für dies Land das Institut der Handelsconsuls mit sich führte. Unter Ludwig XIV. ward

daſſelbe durch den großen Colbert vervollkommnet, erweitert und der frühern Unabhängigkeit von den Oberbehörden weiſe entzogen. Uebrigens zählte Frankreich im J. 1800 23 Generalconſuls, 46 Conſuls, 44 Viceconſuls und 35 Chanceliers, Drogmans u. ſ. w.

Auch Rußland blieb nicht fremd mit den Vortheilen dieſes Inſtituts. Der große Reformator dieſes koloſſalen Reiches, Peter der Große, ſetzte in allen wichtigern Handelsſtädten Europas Conſuls ein, theils um den Handel des Auslandes zur Belehrung ſeines eignen Volkes genauer kennen zu lernen, theils um den Handel Rußlands ſelbſt zu heben und zu ſchützen. Der erſte ruſſiſche Conſul war der in Amſterdam, der zweite der in Bordeaux. Die Inſtruction für den im J. 1723 in Cadix eingeſetzten ruſſiſchen Conſul arbeitete Peter der Große ſelbſt aus.

Die Geſchichte der Handelsconſulate der deutſchen Staaten ſcheint dem Verf. minder bekannt geworden zu ſein; und ſelbſt in dem höchſt reichhaltigen Anhang, der nicht allein die ſämmtlichen vom Verf. früher angezogenen Urkunden, ſondern auch die „Traités, contenant des stipulations relatives aux consuls“ zwiſchen faſt allen Ländern Europas enthält, berückſichtigt doch nur Preußen und Mecklenburg. 57.

Literatursteuern und Buchhandel in Großbritannien.

Der Artikel „Literatursteuern“ in M'Culloch's „Dictionary of commerce and commercial navigation“ (London, 1832) liefert einige intereſſante Angaben über die nachtheiligen Folgen, welche die auf die literariſche Betriebſamkeit in England gelegten ſchweren Abgaben für die Fortſchritte und die Verbreitung der Kenntniſſe haben. Es ergibt ſich daraus, daß ſie drückend ſind, weil ſie oft den ganzen Lohn der Mühe der verdienſtvollſten Männer aufzehren, und ungerecht, weil ſie mit dem Werthe der Gegenſtände, auf welche ſie gelegt ſind, nicht im Verhältniß ſtehen und häufiger vom Capital als von dem Gewinne bezahlt werden. In einer der bedeutendſten Buchhandlungen Londons fand man unlängſt das Ergebniß, daß von 130 in einer beſtimmten Zeit herausgegebenen Werken 50 nicht die Koſten wiedergegeben hatten; nur 80 hatten die Verlagskoſten gedeckt, und 18 waren zur zweiten Auflage gelangt; aber in den meiſten Fällen hatten dieſe zweiten Auflagen keinen Vortheil gewährt. Man kann im Allgemeinen annehmen, daß der vierte Theil der herausgegebenen Bücher die Verlagskoſten nicht einbringt, und daß nur eins unter 8 oder 10 mit Vortheil noch einmal gedruckt werden kann. Unter Flugſchriften deckt nur eine unter 50 die Koſten. Unter dieſen Umſtänden iſt es offenbar ungerecht, auf alle Bücher, ehe ſie erſchienen ſind, dieſelbe Abgabe zu legen. In einigen Fällen kann die Abgabe hauptſächlich den Käufer treffen, in weit mehren aber verſchlingt ſie den ganzen Gewinn des Verfaſſers und Verlegers, und in ſehr vielen gibt es keinen Gewinn, den ſie aufzehren könnte, ſondern fällt ganz auf das Capital. Müſſen Bücher beſteuert werden, ſagt M'Culloch, ſo nehme man eine Abgabe von den verkauften, wie bei andern verkauften Waaren. Die Herabſetzung der Abgabe von Ankündigungen hat einige, aber nur eine unangemeſſene Erleichterung gewährt. Man hätte ſie ganz aufheben ſollen. Sie bringt jährlich nur 17,000 Pf. St. ein; der Verluſt, den die öffentlichen Caſſen durch die Aufhebung dieſer Abgabe und der Hälfte der Papierſteuer erleiden müßten, würde in ſehr kurzer Zeit durch den reichlichern Ertrag der übrigen Papierabgabe vergütet werden. Beſonders bei Flugſchriften iſt die Abgabe von Ankündigungen ſehr drückend. Die Verpflichtung, elf Exemplare an die öffentlichen Bibliotheken zu geben, iſt eine ſchwere Laſt bei koſtbaren Werken, von welchen nur kleine Auflagen gemacht werden können. Elf Exemplare würden in vielen Fällen ein ſehr anſehnlicher Gewinn für den Verfaſſer ſein. Eine ſolche Abgabe wäre unerträglich, ſelbſt wenn ſie zu öffentlichen Zwecken diente, aber dies iſt nicht der Fall, denn die elf Bibliotheken, welche die Exemplare erhalten, ſind, mit Ausnahme des britiſchen Muſeums, Privatanſtalten, die nur den Mitgliedern der Vereine, welchen ſie gehören, offen ſtehen. Den Advokaten in Edinburg und Dublin muß ein Exemplar geſchenkt werden. Auch die beiden Univerſitäten, die gleiche Anſprüche haben, ſind im Vergleich mit dem britiſchen Muſeum als Privatcorporationen zu betrachten. In Großbritannien werden jährlich gegen 1500 Bände neuer Werke herausgegeben, mit Ausſchluß von neuen Auflagen, Flugſchriften und Zeitſchriften, die nicht in Bänden erſcheinen. Rechnet man die Auflage von jedem Bande im Durchſchnitt zu 750 Exemplaren, ſo erhält man 1,125,000 Bände. Der Werth dieſer Bände, zu einem Durchſchnittspreiſe von 9 Schillingen angeſchlagen, würde 506,250 Pf. St. betragen. Die Zahl der neuen Ausgaben, beſonders von Schulbüchern, iſt ſehr groß, und rechnet man dazu die kritiſchen Zeitſchriften, die Monatsſchriften, Flugſchriften und alle andere Schriften, mit Ausſchluß der Zeitungen, ſo kann man den Geſammtwerth neuer Werke aller Art und neuer Auflagen alter Bücher auf etwa 700,000 Pf. St. anſchlagen. Der Handel mit alten Büchern iſt in Großbritannien ſehr bedeutend und beſchäftigt viele Menſchen. 9.

Hiſtoriſche Miszellen.

Kanzleifehler.

Bei Abfaſſung der Reinſchrift einer Vorſtellung eines fürſtlichen Hauſes an ein anderes ſchrieb der Kanzelliſt ſtatt „diejenigen Räthe, welche Ew. Liebden dieſe Conſilia beigebracht haben“ unvorſichtiger Weiſe „die jungen Räthe“.

In einer Sammlung von Concluſis des Reichshofrathes ſtand: „Ihro Kaiſerl. Majeſtät würden aus des Herrn Kurfürſten zu N. N. „einfältigen“ (ſtatt „vielfältigen“) Berichten erſehen haben.“ (M. ſ. Moſer's „Staatsgrammatik“, S. 12 und 14.)

Deutſche Treue.

Als Ferdinand I. ſeinen Sohn wollte zum römiſchen Könige wählen laſſen, äußerte ſich ſein Abgeſandter für dieſe Angelegenheit alſo über den damaligen Kurfürſten von Köln: „Sr. Kurfürſtl. Gnaden wäre ein Teutſcher geboren, könt nicht viel Wort, aber ſeines Erbietens wäre er gebört und darin vermerckt worden, wo Er Ew. Kaiſerl. Majeſtät und der Königlichen Würde Ehr, Wohlfarth und Hoheit befördern möchte, daß er es mit höchſtem treuen Fleiß thun und an Ihrer Perſon nichts ermindern laſſen wollte: Und wenn er es anders meynte, ſo ſolte Ihn der Teufel hinführen, einmahl gemeynte er es recht und getreuſich.“ Moſer in ſeiner „Staatsgrammatik“, S. 119, nennt dies Votum das „Original eines altdeutſchen Patrioten“.

Säculariſiren.

Das Wort „Säculariſiren“ iſt auf dem weſtfäliſchen Friedenscongreſſe zuerſt von dem franzöſiſchen Geſandten, dem Herzoge von Longueville, gebraucht worden nach von Meiern's Angabe in den „Act. Pac. Westphal.“, II, 637.

Die längſte deutſche Periode.

Dieſe findet ſich in Glafey's „Anleitung zur wellüblichen Schreibart“, S. 289, wo die Eheſtiftung des Herzogs Johann Philipp zu Sachſen, welche in einer darüber erſchienenen Druckſchrift 11 Seiten beträgt, in eine einzige Periode gebracht worden iſt. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 184. — 2. Juli 1832.

Ideen zu einer erneuerten Kritik der Vernunft, von Eduard Schmidt. Erster Theil, oder Kritik der Urtheilskraft. Auch unter dem Titel: Erster Versuch einer Theorie des Gefühls. Berlin, Reimer. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei dem ersten Anblick des Titels entstehen dem Leser mancherlei Fragen. Fürs Erste: eine erneuerte Kritik — sollte es nicht eine neue heißen, da der Verf. den Kriticismus schon längst vor Kant findet und des Letztern Resultate als der Kritik nicht wesentlich mit Recht betrachtet? ferner Kritik der Urtheilskraft? — mit Theorie der Gefühle. Ist denn Gefühl und Urtheilskraft sogleich als identisch zu nehmen? Der Verlauf der Untersuchung bringt zwar diesen Punkt zur Sprache, aber ausdrücklich hat sich der Hr. Verf. über diesen Titel nirgends erklärt. Ferner erster Versuch einer Theorie des Gefühls? Hat der Verf. etwa die Absicht, noch mehre anzustellen? Denn die Bescheidenheit und Vorsicht, mit welcher er sich, wenigstens in der Einleitung zu seinem Unternehmen, gegen Andersdenkende erklärt, erlaubt uns kaum jenen Titel anders zu verstehen. Endlich die Theorie des Gefühls das Erste der Kritik der Vernunft? Hierüber erklärt sich aber der Verf. mit einer Klarheit und Besonnenheit, die überhaupt Jeden, der den kritischen Weg geht, für sein Unternehmen gewinnen wird, er müßte denn der eingefleischteste Kantianer oder von dem absoluten Wissen aufgebläht sein. Und es ist sehr lobenswerth, mit solchem redlichen Eifer für Wahrheit einem Ziele nachzustreben, von dessen Verfolgung den Verzagten entweder der Glanz der Autorität abhalten könnte, die es zuerst mit Bewußtsein vorgesteckt hat, oder das Anathem der Speculation, welche längst darüber hinauszusein meint. Wir suchen Rechenschaft von dem Gange des Verf. zu geben.

In der Einleitung bestimmt er erst den Begriff der Vernunftkritik so: sie sei die Untersuchung der menschlichen Geistesfähigkeiten in der besondern Rücksicht auf die Möglichkeit objectiver Erkenntniß. Die Frage nach dieser Möglichkeit aber verlange Aufschluß 1) über das Wesen einer objectiven Wahrheit und über die innere Bedeutung der in der menschlichen Natur enthaltenen Aufgabe, eine solche zu suchen; 2) über die Zulänglichkeit der Erkenntnißkräfte zu der Lösung dieser Aufgabe. Schon hier weicht der Verf. von Kant durch genauere Bestimmung der Aufgabe ab und tadelt die Voraussetzung Kant's, daß objective Wahrheiten aprioriſch sein müßten, indem er es sehr richtig für die Aufgabe der Kritik hält, erst die Möglichkeit objectiver Erkenntniß nachzuweisen und dann über ihre Wirklichkeit zu urtheilen, nicht zuerst mit Kant zu fragen, wie dieselbe möglich, sondern ob. Dann erklärt sich der Verf. über die Stellung der Vernunftkritik zu den übrigen Wissenschaften, und sucht darzuthun, daß sie zu den psychologischen Wissenschaften ihrem Gegenstande nach gehöre, ja vielmehr eine allgemeine Betrachtung ihres Umfangs (das wäre eigentlich Kritik der Psychologie) aus dem eben angezeigten Gesichtspunkte sei; ob der empirischen Psychologie soll zwar nicht im Voraus entschieden werden (S. 17), insofern sich jedoch der Verf. hier anheischig macht, neue Erfahrungen geben zu wollen, so will er auch die Kritik der Vernunft für einen Versuch aus der empirischen Psychologie gelten lassen (S. 19). Den hier ihm entgegenkommenden Einwürfen sucht er zu begegnen. Uebrigens soll die Kritik keine Grundlage der Metaphysik sein, noch ihre Stelle vertreten wollen, aber auch dagegen selbst von Metaphysik unabhängig sein, weil alle Metaphysik, auf welche sich eine Vernunftkritik erst gründen sollte, die also vor dieser daseln müßte, bis dahin nothwendigerweise eine unkritische sein würde (S. 23), die daher keine Gewißheit geben könnte. Somit ruhte also doch die Metaphysik auf der Kritik und wäre von ihr abhängig, obgleich der Verf. beide als unabhängig von einander will bestehen lassen. Der Verf. wiederholt in dieser Beziehung mehrmals den Satz, daß der Weg zur Wahrheit noch nicht die Wahrheit selbst, und daß die Kritik nur auf denselben leiten wolle; aber das Bild hat das Unangemessene, daß es die Wahrheit blos als ein künftiges Ziel darstellt, mithin die dahin führende Thätigkeit (den Weg) als außer ihr liegend, mithin eigentlich als unwahr betrachtet, da denn doch die Methode, welche zur entwickelten Wahrheit führt, von der Wahrheit selbst ausgehen muß. Mit Herbart, den er hier anführt, möchte sich der Verf. hierin schwerlich verständigen, da dieser der Metaphysik den Unterbau wie den Aufbau („Encyklopädie", S. 265) zuschreibt. Hegel's Anfechtungen der Kritik glaubt der Verf. dadurch zurückzuweisen, daß er

nur die ihm annehmliche und zweifellose Voraussetzung, von welcher ausgegangen werden soll, in Anspruch nimmt: daß die Erfahrung eine Thatsache sei, wobei jedoch über deren Objectivität noch nichts entschieden werde, da vielmehr die Erfahrungen selbst erst von den Resultaten der Kritik ihre Bestätigung oder Verwerfung erwarten (S. 37). Aber es wird nicht gezeigt, wie die Resultate einer solchen Kritik über diese Objectivität entscheidend sein können, wenn ihre Grundlage problematisch ist. Bei der genauern Untersuchung über das Verhältniß des Kriticismus zum Dogmatismus und Skepticismus sucht der Verf. zu zeigen, daß jener den letztern beiden, wenn auch in noch so unvollkommener Gestalt, vorhergehen müsse; daß er mit jeder wahren Philosophie (was man eben auch von der Skepsis sagen kann) verbunden gewesen sei, und daß man das negative Resultat der Kant'schen Kritik nicht in den Begriff der Vernunftkritik aufnehmen müsse. Die Bedenklichkeiten, welche eine Kritik der Kritik selbst veranlaßt, sucht er vorläufig zu heben durch den bescheidenen Anspruch auf die Erfahrung, die für jetzt nur problematisch gelten solle, und durch die Distinction, daß die empirische Erkenntniß immerhin nicht objectiv sein könne, und doch gleichwol von etwas Objectivem wissen könne (S. 52). Wenngleich die empirische Erkenntnißart uns nicht zu der objectiven Wahrheit selbst führen kann, sagt er, so wäre es doch nicht undenkbar, daß sie uns den Weg zu derselben finden lehrte; aber nach oben sollte sie ja der Weg dazu sein. Wiederum wird der Kriticismus bestimmt (S. 27) als die Art des Verfahrens in der Philosophie, welches von dem praktischen oder formalen Grundsatz der Nothwendigkeit einer Vernunftkritik ausgeht. Hält nun der Verf. das Verfahren für nothwendig, um zur Wahrheit zu gelangen, so ist auch die Vernunftkritik nothwendig, und so wäre doch die Metaphysik nach seiner Meinung abhängig von dieser; die Vernunftkritik aber erklärt er für nothwendig (S. 2), denn er leitet ja die unglücklichen Erfolge in der Philosophie von dem Mangel derselben ab und behauptet, der Kriticismus habe uns einen bessern Begriff der Philosophie gelehrt (S. 47).

Da nun ferner die erste Frage nach dem Kriterium auf solche Erkenntnisse geht, welche in uns Ueberzeugung hervorbringen, und die Aufgabe des Geistes keine andere sein kann als die, nach einer festen Ueberzeugung zu ringen, und selbst die Regeln der Logik solche sein sollen, deren Befolgung in uns Ueberzeugung werden können, so sei die erste Aufgabe der Kritik, auszumachen, was Ueberzeugung sei und wie sie hervorgebracht werde? Eine Vorstellung, ein Erkennen könne sie nicht sein, sie sei ein Gefühl der Lust (allein?); daher die Kritik der Urtheilskraft, die Untersuchung des Gefühls (sind beide identisch?) der erste Theil der Vernunftkritik. Als Vorbereitungen dazu sucht der Verf. erstens den Begriff der Vernunft nach dem Sprachgebrauche zu bestimmen; hierdurch gelangt er zu dem ihm wichtigen Satze: alle Ideen oder Ideale entspringen aus dem Gefühl der Lust und Unlust (S. 75); die Idee oder das Ideal eines jeden Gegenstandes ist die Vorstellung desselben, wie er sein müßte, um auf das Gefühl den Eindruck einer vollkommenen Lust zu machen (der Verf. zeigt aber nicht, inwiefern man mit Sicherheit wisse, daß er diesen Eindruck machen würde); doch soll Religion nicht identisch mit dem religiösen Gefühle sein, demgemäß doch auch sein Ideal gebildet werden müßte, ja Vernunft und Religion sollen zwei unvereinbare Begriffe sein (S. 79). Man sieht, daß der Verf., je weiter er in der Untersuchung fortschreitet, um so unvorsichtiger und rascher zu Werke geht. Zweitens wird untersucht, worin die angeborenen Wahrheiten bestehen. Er zeigt, daß sie weder Begriffe noch Triebe sein können; das Gefühl sei dagegen die Quelle alles Dessen, was für angeboren gilt, und alle mögliche bestimmte Gefühle erklären sich sehr leicht aus dem einzigen Begriffe des Gefühlsvermögens als solchen (S. 103). Also die Wirklichkeit der Gefühle aus ihrer Möglichkeit? Wird nun eine angeborene Disposition, von den Gegenständen angenehm oder unangenehm erregt zu werden angenommen, so ist ja damit die Bestimmtheit des Gefühls selbst noch nicht erklärt, da die Gegenstände für uns nur durch die Vorstellung sind. Noch weniger folgt, daß alle Urtheile über Gegenstände des Gefühls unmittelbar oder aprioriſch seien (S. 104), und daß z. B. Geschmack und Gefühl gleichbedeutend seien, obwol das ästhetische Urtheil doch nicht allein auf dem Gefühl beruht und sich gar sehr nach unserer übrigen Bildung richtet, auch Wohlgefallen nicht blos durch ein Gefühl der Lust erschöpft ist.

Die Theorie des Gefühls beginnt mit einer Uebersicht und Eintheilung der geistigen Thätigkeiten, also mit einer psychologischen Theorie der Seelenvermögen von dem Standpunkte der Kritik. Der Verf. begründet seine Eintheilung auf folgende Abstractionen. „Alle geistige Thätigkeiten unterscheiden sich erstlich nach ihrer ganzen Natur und ihrem innern Wesen und nach ihrer Richtung, die sie entweder auf das Subject zu oder von dem Subject aus nehmen. Die Berechtigung zu dieser Unterscheidung (von Wesen und Richtung) haben wir nicht gefunden, auch nicht die Erklärung, wie die Richtung einer Thätigkeit des Geistes von Außen nach Innen nur vernünftigerweise denkbar ist. Uebrigens soll auf der Unterscheidung nach dem Wesen (woher selbst diese Kategorie?) der Gegensatz von Vorstellen und Fühlen, auf der Verschiedenheit der Richtung das Empfinden (Richtung der Thätigkeit von Außen nach Innen) — doch wird hinzugesetzt: nebst Erkennen im weitesten Sinne — und Streben beruhen. In dem Vorstellen = Bewußtsein (der Verf. hat an die Streitfrage nicht gedacht, ob es auch Vorstellungen ohne Bewußtsein gebe) findet der Verf. nun die objective, in den Gefühlen die subjective Seite, beide durchaus und wesentlich von einander verschieden (S. 116) — und doch Seiten eines Dinges? — „beide immer nebeneinander hergehend" und doch kein in der Natur gegründeter Gegensatz (S. 117). In dem Bestreben ist ebenfalls die Thätigkeit des Gefühls und des Vorstellens zu unterscheiden — darauf beruhen

Schloß und Riegel. — Wollen alle Dir auch ein Beschließen, Lehren und Verwehren, so verschließe Dich nur Du Deinen Mund, und verschließe in Verschwiegenheit Deine Weisheit. — Wenn Du Dich verschließest, so ist Dein Schloß nicht zu öffnen. — Wenn Du es thust, so ist es offen. — In Verschwiegenheit bewahrt bleibt, was auf Dir liegt. — Wenn Du es ausschließest, so ist es gethan, und es ist nicht mehr zu verbergen.

Alle Tage Wiederkehr. Aber verschiedentlich! Heute ist Dir Dein Tag ein Tag der Freude, morgen ist er ein Tag der Arbeit, übermorgen ist er ein Tag der Ruhe, und dann ist er ein Tag der Sorge. Und so ist jeder Tag ein Tag für sich. Und wenn Du Dich nicht in Deinem Tage zu befinden weißt, so ist es Dein Fehler. Und wenn Du Dich nicht in Deinem Tage befindest, so ist es Dein Unglück

die Gefahr der Verschleppung in Betracht zieht, so ist der Fund eines „Ixodes ricinus“ nicht gleichbedeutend mit „Zecke = Zecke“ und „Zecke = Pest“. Es ist nicht jede Zecke Ixodes ricinus, sondern nur ein Teil derselben. Ferner ist nicht jeder Ixodes ricinus Träger der Pest, sondern nur ein Teil derselben. Endlich ist nicht jeder Ixodes ricinus, der Pest hat, imstande, die Pest auf den Menschen zu übertragen. Es müssen also drei Bedingungen zusammentreffen, damit eine Verschleppung der Pest durch Zecken möglich ist.

(Das Referat folgt.)

Ueber Versuche der Dr. Franziska Meerkatz in der Klinik für Tropenkrankheiten in Hamburg.

Ueber die Versuche, welche Frau Dr. Meerkatz in der Klinik für Tropenkrankheiten in Hamburg ausführte, um die Pest durch Zecken übertragen zu können, ist bereits berichtet worden. Es sei nur kurz erwähnt, daß Frau Dr. Meerkatz Zecken, welche sich an Ratten gesogen hatten, die an Pest eingingen, auf Affen setzte, welche dann ebenfalls an Pest eingingen. Ferner hat sie Zecken, welche sich an Meerschweinchen gesogen hatten, die an Pest eingingen, auf Affen gesetzt, welche dann ebenfalls an Pest eingingen. Endlich hat sie Zecken, welche sich an Affen gesogen hatten, die an Pest eingingen, auf Affen gesetzt, welche dann ebenfalls an Pest eingingen. Frau Dr. Meerkatz hat also Zecken, welche sich an Ratten, Meerschweinchen und

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 185. — 3. Juli 1832.

Ideen zu einer erneuerten Kritik der Vernunft, von E. Schmidt. Erſter Theil.

(Beſchluß aus Nr. 184.)

Es folgt eine Eintheilung der Gefühle (der Verf. hätte genauer darthun ſollen, inwiefern eine Ueberſicht derſelben gerade zu ſeinem Zwecke weſentlich war) nach dem Grundſatze, daß alle wirkliche Thätigkeiten des Gefühls nur durch die Sinne, innere ſowol als äußere, erregt werden. Die Annahme des innern Sinnes hat der Verf., nach unſerer Anſicht, nicht gerechtfertigt. Denn iſt der innere Sinn die Fähigkeit, von ſeinem eignen Ich unmittelbare Wahrnehmungen zu empfangen, der äußere aber (von den Sinnenorganen unterſchieden) die Fähigkeit, von äußern, körperlichen Gegenſtänden Wahrnehmungen zu empfangen (S. 175), ſo iſt die Fähigkeit, mithin die Geiſtesthätigkeit ſelbſt nicht verſchieden, ſondern nur der Gegenſtand; jene Namen drücken nur eine verſchiedene Richtung des Bewußtſeins aus. Nun ſoll auch das Gefühl durch den innern Sinn Eindrücke erhalten. Was heißt das: durch die Fähigkeit, Eindrücke von ſeinem Ich zu empfangen, ſoll das Gefühl Eindrücke empfangen? Warum auch ein doppeltes Empfangen, wenn nach der ſpätern Auseinanderſetzung Sinn und Gefühl identiſch ſein ſollen? Und nun kommt zu dem innern Sinn noch drittens ein religiöſer Sinn hinzu, der auch wieder religiöſe Gefühle erregt und als eine Thatſache den Geiſtigblinden (S. 195) aufgedrungen wird. In dieſen Annahmen hat ſich der Verf. zu ſehr von der reinen Erfahrung, von welcher er ausgehen wollte, entfernt und der Neigung zu abſtracten Claſſificationen hingegeben. Wie künſtlich iſt auch die Erklärung des Schönheitsgefühls, und wie ſehr verfällt der Verf. in die Vermögenstheorie zurück, wenn er, nach S. 179, annimmt, daß es entſtehe, wenn die Vorſtellungen der Phantaſie auf den innern Sinn wirken und dieſem Luſt verurſachen. Aber ſo wäre ja wol der innere Sinn ſelbſt das Gefühlsvermögen, wie auch anderwärts geſagt wird? Was will aber der Ausdruck ſagen, er ſei „das Medium, durch welches alle Eindrücke auf dieſes (das Gefühl) geſchehen müſſen“? Soll der Sinn nicht blos Wahrnehmungsvermögen ſein, dann ſind ja beide, wir möchten ſagen, ein Vermögen des Empfangens; wäre er aber „das Vorſtellungs- und Gefühlsvermögen ſelbſt“ (S. 180), wie kann er ein Medium für das Gefühl ſein und das Gefühl nur durch ihn erregt werden, denn daß das Gefühl durch das Gefühlsvermögen erregt werde, iſt nicht mehr als eine Tautologie. Mit all Dieſem glaubt der Verf. den Satz, daß alles Gefühl etwas Unmittelbares ſei, in ſeinem Sinne begründet zu haben, wogegen ſich nachher die entgegengeſetzte Erfahrung erhebt, daß gewiſſe Gefühle auch durch den freien oder gehemmten Lauf der Reflexionsthätigkeit (wir ſagen nicht durch abſtracte Begriffe, ihrem Inhalt nach) entſtehen; denn der Verf. ſagt ja ſelbſt (S. 190), der innere Sinn ſei das Vermögen, von den eignen Thätigkeiten des Ichs unmittelbar afficirt zu werden — und zu dieſen eignen Thätigkeiten gehört die Reflexion. Das Gefühl aber nennt er apriorisch, urſprünglich, und doch nur durch Vorſtellungen einzelner Gegenſtände und Handlungen (z. B. das moraliſche Gefühl durch einzelne moraliſche Handlungen) erweckt. Aber wie entſteht nun der Begriff des Moraliſchen, und wie iſt es möglich, ſich, wie es oben hieß, über ſein Gefühl Rechenſchaft zu geben? Davon ſpäter.

Dadurch, daß Gefühle nun auch durch bloße Vorſtellung eines Gegenſtandes und als Mitgefühle erregt werden, erklärt der Verf. auf eine eigenthümliche, aber nicht überzeugende Weiſe Recht, Pflicht, Staat, Kirche u. a.

Der folgende Abſchnitt handelt nun von dem Verhältniß des Gefühls zum Vorſtellen, in welchem genauer erwieſen werden ſoll, was ſchon im vorigen von verſchiedenen Seiten berührt wurde, daß das Gefühl als etwas Urſprüngliches und Unmittelbares auf keinen Urtheilen, auf keiner Reflexion beruhe. Hier können wir uns nun mit dem geſchätzten Verf. gar nicht einigen; wir wollen ihm zugeben, daß das Gefühl ebenſo urſprünglich iſt als das Wahrnehmen, aber daß die Veranlaſſung des Gefühls von Seiten der Vorſtellungen blos darin beſtehe, daß ſie dageweſene Gefühle erneuern, indem ſie die damit verbunden geweſenen oder ähnliche Vorſtellungen wiederhervorrufen (S. 216), ſtimmt mit unſerer Erfahrung nicht. Auch finden wir es ſo auffallend und thöricht nicht, wie der Verf. meint, daß, nach Mendelsſohn, eine Erſcheinung (hier alſo die Vorſtellung) bald die Wirkung bald die Urſache einer andern ſein könne. Ohne wie der Verf. die Begriffe des Vorſtellens und Fühlens allzu abſtract auseinanderzuhalten, meinen wir vielmehr, daß Das, was wir

die Elemente des geistigen Lebens oder die geistigen Lebensfunctionen nennen (also Fühlen, Vorstellen, Wollen), in stetiger Wechselwirkung stehe, sodaß bald die eine bald die andere sich bestimmend oder bestimmt verhält, keine aber aus der andern an sich erklärt werden kann. Im Uebrigen geht der Verf. tiefer als gewöhnlich in die Lehre von der Stärke der Gefühle ein und ist, was das Speciellere betrifft, reich an fruchtbaren Bemerkungen, die er in einer klaren Sprache, nur hin und wieder etwas zu breit vorträgt.

Die Rechenschaft über das Gefühl, oder das Bewußtwerden der Gründe desselben wird weiter so erklärt, daß das Bewußtsein von dem Gefühle und das beglückende Bewußtsein oder die Vorstellung des Gegenstandes verbunden und verglichen werde, und wir dadurch die Beobachtung machen, daß ein gewisses Gefühl beständig von der Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes begleitet sei. Dieses Bewußtsein der Gründe diene dazu, das Gefühl zu leiten (S. 222), sowie es oben von dem Gefühle hieß, es leite das Urtheil. Des Verf. Erfahrung gibt ihm dann ferner die Auskunft, daß die Thätigkeit, aus den Einzelvorstellungen allgemeine, d. h. Begriffe (der Verf. scheint nur solche Begriffe zu kennen) zu abstrahiren und so die nur „äußerlich veranlaßte Thätigkeit des Wahrnehmens zu der Selbstthätigkeit des Denkens zu erweitern", durch das Gefühl vermittelt werde. Die Spontaneität des Geistes wird also durch das Gefühl bestimmt, welches an sich selbst Receptivität ist, und das Ursprüngliche. Der Verf. hat übersehen, daß, obwol der Geist durch die Eindrücke der Gegenstände (oft) auch ohne sein eignes Wissen und Wollen zu angenehmen Stimmungen angeregt werden kann, im Ganzen doch auch die übrige Bildung (Erkenntniß- und Willensbildung) den Gehalt der Gefühle bedingt oder bestimmt, wie der Mensch von den Dingen angesprochen wird.

Im folgenden Abschnitt behandelt der Verf. das Verhältniß des Fühlens zu den Bestrebungen (S. 244 fg.). Hier setzt er mit Rücksicht auf den Vorwurf einer uneigennützigen Moral sehr gut auseinander, daß alles Streben durch Gefühl vermittelt werde, indem es dem Geiste solche Vorstellungen vorführt, welche angenehme oder unangenehme Vorstellungen erregen, daß der Werth einer Sache oder Handlung den Willen bestimme, welcher Werth aber in dem Gefühle gegeben sei.

Der sechste Abschnitt handelt von der Objectivität des Gefühls (S. 269 fg.), oder davon 1) „daß etwas Objectives in allen Urtheilen des Gefühls vorhanden sein müsse und wirklich vorhanden sei, daß es also in allen Dingen nur ein richtiges Gefühl, einen richtigen Geschmack geben könne, sondern auch 2) daß Gefühlsurtheile allgemein mittelbar seien und es sich auf dem strengsten wissenschaftlichen Wege ermitteln lasse, welches der richtige Geschmack in jedem Falle sei, daß also de gestibus sehr wohl zu disputiren sei". Man sieht, die Bedingung der Objectivität ist, daß das Gefühl richtig sei; in welchem Fall wir denn durch Erkenntniß des Gefühls auch Aufschlüsse über die Gegenstände erhalten. Diese Ansicht ist dem Verf., so viel Ref. weiß, ganz eigenthümlich, aber der Raum verhindert uns, sie mit ausführlichen Gegenbemerkungen zu verfolgen; hier wird der Satz aufgestellt: daß jeder Gegenstand bei jedem Individuum und zu jeder Zeit einen und denselben Eindruck auf das Gefühl hervorbringt, und daß jede Verschiedenheit nur scheinbar oder Misverstand ist und aus Nebenumständen erklärt werden kann (S. 278). Diese Umstände werden aufgeführt, und es wird unterschieden zwischen den Eindrücken, welche ein Ding an und durch sich selbst, und denen, welche es durch Anderes, durch Uebertragung hervorbringt — wobei sich fragen läßt, ob ein Gegenstand an sich selbst überhaupt auf uns wirke? Da nun das Gefühl an sich gar nicht irrt, die Verschiedenheit aber bleibt und der Irrthum nur „in dem unrichtigen Bewußtsein von dem Gefühle und dessen Gründen liegt", so muß „über Gefühlsurtheile ein vernünftiges und wissenschaftliches Streiten geführt werden können". Das Gefühl nämlich ist zwar die einzige Quelle unserer Begriffe und Urtheile vom Schönen, Guten, Wahren, Rechten, Angenehmen und deren Gegensätzen, aber nimmermehr das oberste Kriterium oder die letzte Instanz in solchen Gegenständen (S. 301). Der Verstand also richtet, ohne jedoch anderer eigner Kriterien zu bedürfen als der vom Gefühle und der Beobachtung ihm dargebotenen. Er muß entdecken können, welches der eine richtige Geschmack sei, und was für Eindrücke eine jede Classe von Gegenständen an und für sich auf das Gefühl, abgesehen von jenen Nebenursachen, machen müsse (S. 303). Und hierin eben sollen die Kriterien bestehen. Hiernach würde also die Entscheidungsnorm auf der empirischen Wahrnehmung des Zusammenseins der Gegenstände und der Gefühle an und für sich beruhen, der Verstand nach Regeln, die er aus dem Gefühle selbst gezogen hat, nach Kriterien, die er dem Gefühle selbst verdankt, das Gefühl beurtheilen.

Im siebenten Abschnitte nun, welcher „Angenehm und Unangenehm" überschrieben ist, wird untersucht, was das objectiv Angenehme und Unangenehme sei, oder was für jeden Sinn (in obiger Bedeutung) der objectiv richtige Geschmack sei: die wichtigste Frage und das Ziel der Untersuchung, wobei jedoch der Verf. nur Andeutungen geben zu können sich bescheidet, wiewol wir nicht einsehen, warum er dennoch erklärt, es sei diese Untersuchung eigentlich gar nicht hierher gehörig. Der Verf. glaubt hier nach Analogie verfahren zu können — wenn wir nämlich, sagt er, an einem der Sinne (alles Gefühl aber wird nur durch die Sinne gewirkt — s. oben) genau angegeben finden, was ihm zu jeder Zeit angenehm oder unangenehm ist, so würden wir dadurch Aufschluß oder wenigstens Anleitung für die Auffindung der Gesetze des Vergnügens oder Misvergnügens bei den übrigen Sinnen erhalten können. Ein solcher Sinn ist das Gehör (die Auseinandersetzung S. 319 fg.). Alles Angenehme und Unangenehme, welches in Rhythmus und Harmonie und den Gegensätzen enthalten ist, läßt sich auf den einfachen Ausdruck: Gleichheit oder Uebereinstimmung und Ungleichheit oder Nichtübereinstimmung in den Theilen des empfundenen

Eigenschaften gekennzeichnet, wobei er Theil VII—IX ausdrücklich [illegible] Ausführungen auf die ungarischen Verhältnisse beziehen. Möge Ihnen recht viel Freude an dem Buche zu Theil werden, das Sie sich durch Ihre Arbeit selbst bereiten. Ich darf auch hier Sie daran erinnern, daß wir uns auf Ihren Besuch in Budapest freuen und daß Sie uns Ihre Ankunft rechtzeitig anzeigen mögen, damit wir Ihnen einen würdigen Empfang bereiten können.

Indem wir Ihrer Ankunft im Vorhinein, wieder für Ihre Arbeit, für Ihre Freundschaft für Ungarn, wieder für Ihre Liebenswürdigkeit unsere Anerkennung aussprechen, verbleiben wir mit der Versicherung unserer vollkommenen Hochachtung

Budapest, 1. Februar 1881.

Der Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften: Franz Toldy.

Der Secretär: Joseph Szabó.

Der Präsident der Ungarischen Gesellschaft für Geographie: Graf Emerich Dessewffy.

Der Secretär: Dr. Karl Paul.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Statistik: Graf Julius Andrássy.

Der Secretär: Dr. Emerich Fényes.

Der Präsident der Ungarischen Gesellschaft für Anthropologie: Dr. Joseph Hunfalvy.

Der Secretär: Dr. Moriz Wagner.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Erdkunde: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Karpathen-Vereines: Dr. Gustav Thirring.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Touristen-Vereines: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Alpen-Vereines: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Volkskunde: Dr. Moriz Wagner.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Naturwissenschaften: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Geschichte: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Archäologie: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Ethnologie: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Philologie: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Mathematik: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Physik: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Chemie: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Medicin: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Technik: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Landwirthschaft: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Forstwesen: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Bergwesen: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Handel: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Industrie: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Verkehrswesen: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Volkswirthschaft: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Rechtswissenschaften: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Pädagogik: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Literatur: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Musik: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Theater: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Kunst: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Architektur: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Malerei: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Bildhauerei: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Graphik: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Photographie: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Kunstgewerbe: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Kunstgeschichte: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Kunstkritik: Dr. Ludwig Lóczy.

Der Secretär: Dr. Ludwig Thirring.

Der Präsident des Ungarischen Vereines für Kunstwissenschaften

Dejarle entre mis brazos, y mil veces
Por la postrera vez volver á verlo....
Ay, triste esposo, quien, quien me dijera
Que era la ultima vez!... Quiza tu pecho
Lo presagió leal; mas no quisiste
Partirme el corazon... Yo te vi lento
Seguir á tu verdugo, y con los ojos
Despedirte de mi... Con que tormentos
En el trance fatal te acordarias
De tu infeliz Morayma!....

Ali kömmt; der Knabe (durch Boabdil von der Mutter getrennt) wird gebracht, und der Zegri eilt mit ihm durch den verborgenen Gang. Aber Boabdil ist durch seine Mutter und den tückischen Mahomad, Haupt der Gemeles, der seinen Freund Ali verräth, schon benachrichtigt und gereizt, hat schon Meuchelmörder am Ausgange aufgestellt. Ali und der Knabe werden dort ermordet, ihre Körper in den Löwenhof gebracht, wo Boabdil mit den Höflingen erscheint. Morayma fällt beim Anblicke des ermordeten Sohns. Man müßte den ganzen Akt hersetzen, um den Dichter nach Verdienst zu schildern. Wo in diesem Trauerspiele die Mutterliebe, das Andenken an den gefallenen, edeln Gatten, kurz wo ein zartes Gefühl spricht, da ist auch Schönheit und Wahrheit, welche das Herz rührt. Martinez de la Rosa hat aber vergessen, den handelnden Personen ein solches Gepräge zu geben, daß man gleich und überall die Mauren und Mohammedaner erkennt; ein in der Geschichte nicht bewanderter Leser kann sie wol zuweilen ebenso gut für Christen halten. Dies kommt daher, weil der Dichter etwas zu gezwungen (wie auch in der „Viuda de Padilla") jede Anspielung auf Religion vermied. Ebendaher auch manche Kälte in seinen andern Dichtungen. Er vergaß, daß Religionsgefühl auch viele andere Gefühle anregt (weil es im Menschen liegt und er auch damit erzogen wird), selbst Blumen auf wilde Leidenschaften streut.

Nach der „Morayma" (im vierten Bande) steht die Epistel des Horaz an die Pisonen mit schöner Uebersetzung in Versen und schätzbaren Anmerkungen. Dann folgt das Trauerspiel „Edipo". Der Verf. wagte sich an einen Gegenstand, den Sophokles bearbeitete, dem Voltaire seinen ersten Dichterruf verdankte; dennoch nimmt dieser Oedip einen sehr ehrenvollen Platz ein, und wol vor dem des französischen Dichters. Fest und schön ist der Charakter Oedip's gehalten: ein edler Mann und Fürst, der das Vergehen des Vatermordes und der Blutschande tief empfindet. Man hört Jokaste, die Witwe des ermordeten Lajus, die Gemahlin und Mutter des Mörders und Sohns, und gleich erhaben schreitet sie über die Bühne. Großartig und wirklich Grauen erregend ist die Erzählung Oedip's (zweiter Akt, dritte Scene), wie er im Familienbegräbnisse der thebanischen Könige die Mauen des Lajus an dessen Grabmale um den verborgenen Mörder befragen will. Der zürnende Geist des Lajus erscheint ihm; aber diese Erscheinung hat wenig mit allen den unzähligen Erdichtungen ähnlicher Art gemein. Schön sind alle Scenen zwischen Oedip und Jokaste, besonders herzerschütternd ist aber die zweite Scene des vierten Aktes, wo Oedip zwar als Mörder des Lajus durch Phorbas erkannt ist, indeß noch nicht als Sohn der Jokaste. Oedip entdeckt der Jokaste das fürchterliche Orakel, er würde seines Vaters Mörder sein. Jokaste entdeckt mit Schmerz das Vergehen der Mutter, ihren und des Lajus Sohn einem ähnlichen Orakel aufgeopfert zu haben. Martinez de la Rosa hat Chöre angewandt, und die ersten gleich im Anfange sind sehr schön. Es wäre zu wünschen, er hätte den fast immer mit Götterrache drohenden Oberpriester auch durch ein Chor ersetzt: die Wirkung würde fester und rührender sein, besonders da der Dichter seinen Chören so schöne Verse zutheilt. Der Fluch des Oberpriesters am Ende klingt gegen den edeln, unglücklichen Oedip besonders rauh in der harmonischen Dichtung. Ein Chor, der des Schicksals Sprüche über die armen Sterblichen ausspricht, erregt wehmüthiges Mitgefühl und mindert den Schmerz bei der tragischen Entwickelung. Dies war um so mehr bei dem traurigen Ende des Oedip nothwendig, den der Leser als Fürsten und Mann ehren muß.

Der fünfte Band enthält zwei Dramen in Prosa: „Abenhumeya" und „La conjuracion de Venecia". Der Gegenstand des erstern ist aus dem Aufstande der Mauren in Granada gegen Philipps II. grausame Befehle, ihre Sprache, Reinigungen und Bäder nicht mehr zu gebrauchen, entlehnt. Der Dichter stellt Abenhumeya als Abkömmling der alten maurischen Könige an die Spitze der Revolution. Die Führer der Zegris und Gomeles treten auch hier auf. Abenhumeya fällt durch Verrath. Dies Drama schrieb der Verfasser in französischer Sprache für die französische Bühne, wo es auch Glück machte und einige Wochen hinter einander aufgeführt wurde, denn es fehlt ihm nicht an großer theatralischer Wirkung. Der Spanier wagte viel, ein Schauspiel für Franzosen zu schreiben, und dennoch warfen ihm diese nur den altfranzösischen Styl des Racine vor. Martinez de la Rosa übersetzte nachher das Stück ins Spanische; doch glauben wir, daß die Spanier nicht ganz mit diesem Werke zufrieden sein werden, da sie vom Dichter schon an Besseres gewöhnt sind, wohin auch „La conjuracion de Venecia" gehört, welcher folgende geschichtliche Thatsache zum Grunde liegt.

Peter Gradenigo, Doge von Venedig, verwandelte 1289 die populaire Regierungsform in eine völlig aristokratische für bestimmte Familien. Eine Verschwörung entstand, die den Tag vor ihrem Ausbruche verrathen und entdeckt wurde. Rugiero, ein Fremder, der seinen Ursprung nicht kennt, einige Kriegerscharen zum Dienste der Republik stellt, ihr dann bedeutende Eroberungen erwirbt, erster Feldherr wird, und um die schöne Laura, Tochter Juan Morosini's, freit, sie zur Gattin erhält, ist die Hauptperson in diesem Drama der Verschwörung von Venedig. Rugiero nahm Theil daran, wird, wie viele andere Verschworene, verhaftet, und vor der Staatsinquisition, wo auch Peter Morosini, Juan's Bruder, als erster Präsident sitzt, entdeckt es sich, daß Rugiero dessen Sohn ist. Man muß das ganze Drama lesen, um die vollkommene Wirkung dieses tragischen Gegenstandes zu empfinden, sowie ihn der Dichter benutzt hat. Die letzten Scenen und die letzte kurze Unterredung Rugiero's mit Laura, welche am Ende das Blutgerüst entdeckt, worauf ihr Gatte den Todesstreich empfängt, sind erschütternd und ausgezeichnet schön. Die Charaktere des entschlossenen Rugiero, der liebenden Laura, der beiden Morosini, der Verschworenen Mafei und Rossi sind kräftig gezeichnet und aus der Tiefe der menschlichen Natur genommen. Die unerbittlich strenge Regierungsweise der venetianischen Aristokratie steht hier vor dem Leser in ihrer erschreckenden Größe. Vielleicht ist dieses Trauerspiel das vollkommenste Werk des Dichters. In allen seinen Trauer- und Lustspielen hält sich der Dichter vielleicht nur zu streng an Einheit der Zeit und des Ortes. Unnütze Nebenpersonen und Verwickelungen beseitigt er mit derselben Strenge. Erinnern seine Verse an die Anmuth Racine's, so denkt man bei den kräftigen, hohen Gedanken oft an Corneille und Alfieri. Schade aber dennoch, daß der Spanier seinen eignen, natürlich hohen Flug durch fremde Fesseln niederdrücken ließ.

Die beiden ersten Bände der „Obras literarias" enthalten ein Lehrgedicht über Dichtkunst und eine vollständige Auseinandersetzung und Beleuchtung der Regeln derselben, mit gründlicher Hinweisung auf die spanischen Classiker. Letztere bildet zugleich eine so vollständige Kritik und Analyse dieser Classiker, daß jeder Freund der spanischen Literatur solche mit Vergnügen und entschiedenem Nutzen lesen wird. Schwerlich wird nach Martinez de la Rosa etwas Gründlicheres darüber geleistet werden.

120.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 186. — 4. Juli 1832.

Novellen von Georg Döring. Vier Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1831. 8. 5 Thlr.

Wir haben schon oft Gelegenheit gehabt, in d. Bl. über des Verf. Erzählertalent zu sprechen, und finden bei dieser Gesammtausgabe seiner Novellen jetzt eine geeignete, unsere einzelnen Erkenntnisse zu einem allgemeinen Urtheil zu resumiren. Hr. Döring ist, je nachdem man die Erzählung in Prosa als ein Kunstwerk oder blos als einen Gegenstand ansieht, der zur Befriedigung eines Bedürfnisses (des der Unterhaltung) hervorgebracht wird, ein schlechter oder ein guter Novellist. Gilt die erstgenannte Ansicht, so muß er sich mit so vielen Andern bescheiden, auf den Künstlerrang Verzicht zu leisten. Das freie Schaffen und die Vollendung der Form gehen ihm ab, und mehre andere Grundgesetze der Kunst werden von ihm, nicht etwa zufällig, sondern standhaft und fast grundsätzlich verletzt. Der Verf. hat sich sein bestimmtes Schema gebildet, nach dem er immer und immer erzählt, und seine Novellen gleichen einer nach dem Recepte zubereiteten Gabe, einer homöopathischen Arzenei gegen die Langweile. Nichts bei ihm ist der poetischen Begeisterung, dem Zufall des Genius überlassen, nichts entspricht einem innern Bedürfniß seiner Seele; er bringt mit aller Kälte, mit aller Ruhe eines Architekten, oder besser noch, eines Chemikers, die Mischung hervor, die er darstellen will. Eine gewisse symmetrische Vertheilung von Licht und Schatten gelingt ihm daher vor allen Dingen; allein, da diese auf die gleiche Weise überall wiederkehrt, so erkennen wir das Schema, nach dem er arbeitet, die Methode, die er sich gebildet hat, und welche ihn in den Stand setzt, dasselbe Thema in hundert anscheinend verschiedenen Formen immer wieder hervorzubringen.

Bei dieser feststehenden Methode des Schaffens ist selbst seine Sprache und Ausdrucksweise zur Manier geworden, und zwar zu einer solchen, die nicht jedem Geschmacke zusagen wird. Etwas Hoffmannisch-Fouqué'sches ist der Grundton dieser Manier, aus welcher der Verf. auf keine Weise mehr herauskann; dazu kommt für das rein Sprachliche jene ihm gewöhnliche, von Beiden angenommene, unangenehme Verschränkung des reinen deutschen Periodenbaues, welche das Zeitwort zu früh stellt. Das Schema der Döring'schen Novelle (und man kann darauf rechnen, daß es auf jede seiner Erzählungen, groß oder klein, vollkommen paßt) ist etwa folgendes. Zuerst ein böses Princip, welches die Unschuld bedrückt. Dies böse Princip, heiße es nun Geiz, Ruhmsucht, Rachegeist, Parteiung, Haß, Fanatismus, Habgier oder wie es will, ist stets besonders herausgestellt, stets etwas carikirt und mit stereotypem Witz bekleidet, wenn es kein Laster, sondern nur Untugend ist, und die Novelle kämpft nun dagegen an. Diese Caricaturen des Lasters sind jedoch fast niemals wirkliche Individuen, wie es denn der Verf. überhaupt selten bis zur poetischen Individualisirung bringt, sondern sie sind eben Zerrbilder eines ganzen Standes, einer Classe von Menschen, belebte Phantome, nimmer Personen. In der Unschuld und in den Guten, welche nun gegen diese Schatten ankämpfen, ist stets noch weniger Individualität anzutreffen. Doch hier ist man nachsichtiger; und es wird fast allgemein zugegeben, daß der Held und die Heldin eines Romans eben kein individuelles Leben zu haben brauchen; an das Böse aber stellt man eine strengere Foderung. Nach diesen Feststellungen geht der Verf. weiter; die beiden Grundsäulen seines Baues: das böse Princip und die Unschuld, stehen nun da. Jetzt werden die Wechselfälle, die Begebenheiten, der endliche Sieg der Unschuld, die Entlarvung des Lasters erfunden. Hier wechselt sein Genius nur nach den Umständen, nach dem Stande, zu dem seine Pseudoindividuen gehören; aber im Ganzen der Entwickelung bleibt er auch hier mit großer Consequenz seinem Urschema treu, wie es etwa in der „Rheinfahrt" (seiner besten Erzählung) niedergelegt ist. Seine Verwickelung ist meistens zu loben und seine Entwickelung auch, wenn man über ein unerlaubtes Maß von — Unwahrscheinlichkeit hinwegsieht. Man glaube nicht, daß wir nicht wüßten, wie eine gemessene Dosis von Unwahrscheinlichkeit als Ingredienz zu jeder poetischen Mischung gehört; wir wissen dies recht gut und selbst Ludwig Tieck macht Gebrauch davon. Aber der Verf. treibt Misbrauch, argen Misbrauch mit dem: hanc veniam damus! Beinahe keine seiner Erzählungen ist ohne dies Uebermaß von Unwahrscheinlichkeit, ja, was das Schlimmste ist, fast alle leben und weben recht eigentlich in diesem Element. Will man Beweise? Jede Erzählung gibt sie! Man denke nur an die „Italiener", die „Mumie von Rotterdam", den „Hirtenkrieg", die „Phan-

taſiegemälde", den „Sonnenberg", kurz, an welche Erzählung des Verf. man will, und man wird auf dieſe — nicht etwa in Nebendingen und Epiſoden, nein, der ganzen Erzählung und ihrem innern Daſein zum Grunde gelegte — Unwahrſcheinlichkeit treffen. Ja, Herr Döring verdient wirklich den Namen eines Heros der Unwahrſcheinlichkeit, um der Kühnheit und des Muthes willen, mit dem er dies, dem Erzähler ſo gefährliche Element behandelt und verwendet. Dieſer unverzeihliche Misbrauch hat offenbar einen Fehler in ſeinem geiſtigen Auge zur Urſache; er hat die Menſchen nicht beobachtet, und am allerwenigſten die böſen. Kein Böſewicht, wie, um ein Beiſpiel anzuführen, ſein „Karoli", iſt ſo inconſequent, ſo albern und ſo aller Vorſicht ledig, daß er z. B. einen Brief ſchreibt, worin er ſeinen Plan, Jemand zu ermorden, einem Andern meldet, und dieſen Brief einige 20 Jahre lang in ſeiner Schreibtafel aufbewahrt, um ſich am Schluſſe der Geſchichte daran entdecken zu laſſen! Hat Jemand zu irgend einer Zeit ſo etwas erlebt? Solcher Art nun ſind die Unwahrſcheinlichkeiten, die der Verf. faſt in jeder Erzählung mitbringt. Sollen wir ſie zergliedern? Sie dürften allzu lächerlich erſcheinen, um uns nicht in den Verdacht der Uebertreibung zu bringen. Der Leſer mag ſich ſelbſt überzeugen. Eine der beſten Erzählungen des Verf. iſt gewiß: „Mariens Bäumchen", im erſten Theile dieſer Sammlung. Was geſchieht nun hier? Der Großvater hat in Kriegsnöthen einen Schatz vergraben, der Enkel hat ein Bäumchen gepflanzt für ſeine Geliebte. Keine Nachforſchung entdeckt den Schatz, denn gerade die Wurzeln des Bäumchens müſſen dieſen umſchließen, ohne einen andern Grund, als um im Augenblicke entdeckt zu werden, wo Toni den Baum ausreißen will. Genug! denn ſo groß dieſe Unwahrſcheinlichkeit auch iſt, wir ſehen ſie ihm nach. Wenigſtens zerſtört ſie keinen Charakter; das Schlimme bei Herrn Döring iſt nur, daß ſeine Unwahrſcheinlichkeiten die von ihm ſelbſt aufgeſtellten Charakterbilder meiſt in Grund und Boden zerſtören und ſomit eine Art von Selbſtmord an ſeinen eignen Erfindungen vollführen. Doch auch ohne dieſen ſchlimmen Fehler haben D.'s Erzählungen etwas, was ſie zu im Keim erſtickten Kindern macht. Von Hauſe aus ſehen wir ſie einem Schematismus folgen, der uns beſtändig zurückſchreckt, wenn wir etwa einen Augenblick lang an ihre Wahrheit glauben möchten. Wir ſehen die Methode, die kunſtfertige Hand des Webers aller dieſer Ereigniſſe, die ſo ſtreng vertheilt, ſo abgewogen, ſo kalt erfunden, ſo in feſtſtehender Form dargeſtellt ſind, daß, eine Täuſchung aufrechtzuerhalten, wirklich ein vergebliches Bemühen iſt. Gäbe nun eine große Idee, irgend eine neue Weltanſicht, irgend ein ſchönes Geſammtbild, wie bei Tieck, Jean Paul oder Scheffer, dafür Erſatz, ſo würden wir die Täuſchung gern als etwas Nebenſächliches preisgeben; aber Hrn. D.'s Erzählungen gehören zu denen, welchen die Täuſchung des Leſers als Hauptzweck vorliegt.

Dieſe ganze, vielleicht ſtreng ſcheinende, aber wahrheitsgemäße Kritik hat indeß nur dann einen Grund, wenn wir die Erzählung als ein Werk der Kunſt, und ihren Geſetzen unterthan, ins Auge faſſen. Gilt ſie als ein Erzeugniß des Bedürfniſſes, und iſt ſie nur vorhanden als Specificum gegen die Langweile, ſo gehört Hr. D. mit Tromlitz, Blumenhagen und Spindler zu den geſchickteſten und fleißigſten Fabricanten dieſes Artikels innerhalb deutſcher Grenzen. Seine Firma wird, als eine überaus thätige und im Variiren der Façon erfahrene, ſtets beliebt ſein, und ſeine Methode iſt von der Art, daß ihm Stoff und Vertrieb nie fehlen können.

In einer Beziehung verdient dieſer Novelliſt jedoch unbedingtes Lob. Er erfindet wenigſtens ſeine Perſonen und Thaten, und ſchöpft dieſe nicht blindlings aus dem erſten, beſten Geſchichtsbuche. Thäte er dies, wie ſeine obengenannten Nebenbuhler meiſtens vorziehen, ſo wäre Alles an ſeinen Erzählungen — todtes Maſchinenwerk. Hierin alſo überragt er die Hiſtoriſch-Romantiſchen unbedenklich, und wie wenig uns ſeine Erzählungen auch befriedigen, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß ſie einem Werke des Genius immer noch um eine Stufe näher ſtehen als die „Schlacht von Granſon" oder die „Belagerung von Miſſolunghi".

Nach dieſer Ausführung können wir uns die Anzeige der einzelnen Erzählungen in dieſer Sammlung leicht machen. Unter den beiden des erſten Theiles leidet „Das innere Geſicht" an allen, „Mariens Bäumchen" an einigen von den Fehlern der Erfindungen dieſes Novelliſten. „Das innere Geſicht" baſirt ſich auf Ahnung, Magnetismus, myſtiſche Anſchauung, Religion und Ritterthum. Schon aus dieſen Beſtandtheilen wird man unſchwer errathen, wie Hoffmanniſch-Fouquéiſch das Ganze klingt. Was der Verf. dazu gethan hat, den Juden Ruben Zephanja, iſt bei weitem das Schlimmſte; denn es iſt eine durchgehende, aber erſchreckliche Inconſequenz. Ein Jude kann wol aus Fanatismus und Rachgier zum ſich ſelbſt aufopfernden Königsmörder werden, aber daß Zephanja es aus Geiz werde, heißt dem Glauben des Leſers wieder etwas mehr zutrauen, als er zu leiſten vermag. Wenigſtens iſt der ganze Charakter dann durchaus falſch angelegt. „Mariens Bäumchen", die zweite Novelle dieſes Theiles, haben wir ſchon als eine der beſſern Erzählungen des Verf. anerkannt; das Unwahrſcheinliche liegt hier wenigſtens nicht in den Charakteren, ſondern in den Zufällen. Allein der „Maeſtro Luca" (für Meſſer Luca) beweiſt, daß der Verf. den Boccaccio wol nie in der Urſprache geleſen hat, was man doch eigentlich von jedem deutſchen Novellendichter ſollte verlangen können. Doch dieſe Erzählung iſt gut, und ſelbſt die Böſen darin, der Roßtäuſcher und der Schatzgräber, ſind in minderm Grade Caricatur, als dies gewöhnlich bei Döring's Laſterhaften der Fall iſt. Im zweiten Theile begegnen uns zunächſt: „Die Böhmen", eine Erzählung von ſo anmuthiger Färbung und ſo frei von Manier, daß wir um ihretwillen faſt einen Theil unſerer Ausſtellungen gegen den Verf. zurückgenommen hätten, wenn die Erfindung nicht wiederum an einer Alles umſtürzenden materiellen Unwahrſcheinlichkeit litte. Daß ein Soldat auf dem Marſche, auf der Flucht, nach verlorener Schlacht einen

dreijährigen Knaben raubt, blos um dereinst seiner Frau ein Kind heimzubringen — wer wird das glauben? Und wie leicht war es, Veit's That andere, edlere und kräftigere Motive unterzulegen, die sie zugleich glaublicher und brauchbarer für den Zweck des Verfassers machten? Und der Tanz der gräflichen Gesellschaft mit den bestaubten böhmischen Musikanten? Können wir einem Erzähler mit ungestörtem Vergnügen zuhören, der uns beständig Fische auf den Gipfeln der Bäume zeigen will? Wie dem indeß auch sei, für Ton und Vortrag ist diese Erzählung, welche zugleich über Musik einige gute Gedanken entwickelt, nicht blos löblich, sondern musterhaft. Könnte der Verf. sich nur der alten, abgelebten Anmaßung entschlagen, aus den Gesichtszügen der Personen ihren Charakter herausdemonstriren zu wollen!

Die zweite Erzählung: „Der Führer im Haslithal", zeigt neben recht verdienstlichen Naturschilderungen den ganzen eigenthümlichen Schematismus des Erzählers. Hier hat es der Verf. mit zweierlei Charakteren, einem lasterhaften und einem lächerlichen, zu thun, die er vorzüglich gern vor seine Feder fodert, einem Spieler und einem Engländer. Scholli und der apathische Mylord kommen in vielen andern seiner Erzählungen wieder vor. Sein Rudi, der Gemsjäger, ist eine brave Gestalt, und wie abenteuerliche Begebenheiten er zu erfinden weiß, kann uns Rudi's Zweikampf mit dem Lämmergeier lehren; aber die Bösen hat er schlecht beobachtet, sonst würde er Scholli nicht jene unnützen Hohnworte in den Mund legen, die ihn verrathen müssen, und den abgefeimten Bösewicht nicht vor Gewissensangst in den starren Tod laufen lassen! Auch diese Erzählung, welche eine schöne und individuelle Naturmalerei auszeichnet, fehlt durch allzu viele haarbreite Zufälle, welche noch dazu in ihrer besondern Gestalt sich zwei Mal wiederholen. Der Rudi aber muß vollends ein Enakssohn sein, um all Das zu bestehen, was er nach seinem Felssturze noch besteht. Nachbar Claus hoffmannisirt bedeutend, und Clevele ist unverkennbar eine geborene Fouqué. Weniger mühsam erfunden, und mehr aus einem Guß ist im dritten Theile: „Das Hirtenmädchen von Calanda". Vreneli ist wirklich eine Art von Heldenmädchen, eine Semiramis oder Johanna d'Arc im Kleinen, und wiewol wir auch hier wieder ausschließlich den bekannten und feststehenden Charakteren des Verf. begegnen, so enthält diese Erzählung doch Einiges, das erfreulicher ist als seine gewöhnlich süßlichen und frömmelnden Dialoge; denn der Ueberfall des Herzogs von Vendôme, und Vreneli am Hofe zu Versailles, nebst der Gestalt des alten Königs Ludwig XIV. sind gut gedacht. Die folgende Novelle: „Die Auswanderer", spielt endlich einmal außerhalb der Schweiz, in welche der Verf. verliebt scheint, und die er gut, aber auch unaufhörlich schildert. „Die Auswanderer" beginnen mit einer Pilloryscene in London auf eine vielversprechende Weise; allein nur allzu bald verfällt der Verf. wieder in seinen gewöhnlichen halb sentimentalen, halb humoristischen Ton, und wiewol er seine Charaktere einmal mit einer kühnen Anstrengung aus andern Ständen, als Hirten, Förster, Gastwirthe und Jäger wählt, so sind seine Ellen, seine Lady, seine Dandys und seine Schiffscapitaine doch wieder ganz dieselben Menschen, wie wir sie in jeder seiner Erzählungen finden. Dobson's Tod wird Niemand gefallen. Warum läßt der Verf. ihn nicht leben und in der neuen Welt gut machen, was er in der alten kaum verbrochen hat? Dies wäre einmal ein würdiges Thema gewesen. Allein Hr. D. kann aus seinem Kreise ein- für allemal nicht heraus, und die beiden Erzählungen des vierten Theiles zeigen deutlich, wie wenig ihm nicht blos neue Ideen, sondern selbst neue Formen zu Gebote stehen. Der „St.-Johannisabend" ist in der That eine genaue Copie des: „Führers im Haslithale", und es ist merkwürdig, wie ein Dichter (!) sich auf diese Art selbst abschreiben kann. Charaktere, Begebenheiten, Zufälle, Alles zeigt kaum die geringste Variation; doch die süßliche, halb fromme, halb martialische Sprache dieser Erzählung ist uns völlig widerwärtig geworden. Am auffallendsten ist die Einseitigkeit des Verf., jedoch in der Zeichnung der weiblichen Charaktere. Vreneli, Maidele, Röseli, Ellen, Clevele, Marie, Adonaide, Therese, Clara, alle diese sind sich auf Haarbreite so ähnlich, daß wir wirklich eine sehr schlimme Vorstellung von der Phantasie und der Beobachtungsgabe des Verf. mit hinwegnehmen müssen. Solche Leute nun schelten und ereifern sich gegen Schriftstellerinnen, wie die Schopenhauer, A. Schoppe, F. Lohmann, die Hanke, die doch in der That für Erfindung und Charakterzeichnung, ja selbst für die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks wahre Riesinnen gegen sie sind! Die letzte Erzählung: „Der Bildhauer in Tirol", ist wieder ganz in die bekannte Form des Verf. gegossen; das hundert Mal Erzählte erzählt er noch einmal; allein er würzt es hier noch durch eine so unerträgliche Naivetät, daß wir das Buch zuschlagen mußten. Seine beiden Helden, Ignaz Tetta und der alte Werner, sind wieder, was man nur Unmögliches und Verkehrtes erfinden kann, und Maidele ist selbst für Claudien zu schlecht.

Kurz, der Verf. hat sich unsers Erachtens einen sehr schlechten Dienst erwiesen dadurch, daß er seine Erzählungen sammelte. Jede einzeln und für sich gelesen, möchte als Unterhaltungsstoff passiren; allein ihre Zusammenstellung, die achtmalige Wiederholung desselben Themas, derselben Natur, derselben Charaktere zeigt eine fast beispiellose Einseitigkeit und ermüdet gewiß auch den rüstigsten Leser. Dabei schattirt sein Ton auch niemals im allergeringsten: es ist immer derselbe unangenehme Periodenbau, der Sprachweise ähnlich, die man den Juden gewöhnlich in den Mund legt; mit denselben Sentiments, mit denselben Sprachmängeln und derselben redseligen Breite, etwa nach folgendem Typus: „Schon Mancher ist hinausgetreten aus der engen Heimath in das große Weltgewühl, um ein besseres Glück zu finden, als er daheim zu haben vermeinte, und wenn er dann nach vielen Jahren als ein ganz Anderer, an Erfahrung, an Klugheit gereift, zurückkehrte, dann fand er doch, daß es nirgend besser sei als an der kleinen Stätte seiner Geburt, bei

den Seinigen, die ihm die alte Liebe treu bewahrt hatten." Wie viel Worte für den Satz: Zu Hause ists am besten, und wie viel unnütze Epitheta!

Wir sind überzeugt, daß der Verf. nun diese Beurtheilung seiner gesammelten Erzählungen höchst ungerecht finden und, um uns theils davon zu überzeugen, theils zu bewähren, wie gern er gelesen wird, einige Dutzend Novellen ad modum „Clevele" oder „Maidele" in alle denkbaren und undenkbaren Taschenbücher und Zeitschriften einrücken lassen wird. Denn sein Reichthum ist von der Art, daß er nicht erschöpft werden kann; er gibt stets dieselbe Dosis und vertreibt, wie ein echter Homöopath, die Langweile mit Langweile! 89.

Histoire de la renaissance de la liberté en Italie, par *J. C. L. Simonde de Sismondi.* Zwei Bände. Paris, 1832.

Die Anfrage, welche Dr. Lardner, der Herausgeber der durch manche schätzbare Leistung seit einigen Jahren bekannten londoner „Cabinet cyclopaedia", an den berühmten Verfasser der „Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter" richtete, ob es nicht möglich sein solle, die Geschichte der genannten Republiken in einem Bande darzustellen und zusammenzufassen, wurde die Veranlassung zu dem vorliegenden Werke, das nun zu gleicher Zeit in zwei Sprachen, der englischen und der Muttersprache seines Verfs., erschien. Das englische Exemplar, das in Einem Bande zu London herauskam, entspricht dem oben namhaft gemachten französischen, obwol sich dies in zwei Theilen gibt, dennoch wörtlich, und blos die Absicht des Verlegers Sismondi's, ein mit den übrigen bei ihm erschienenen Büchern des Historikers übereinstimmendes Format und Druck auch für dieses Werk zu wählen, ließ auf diese Weise durch die Weitläufigkeit des Drucks in der pariser Ausgabe zwei Bände entstehen. Welchen beziehungsreichern Sinn aber der geistreiche Sismondi mit der Abfassung in beiden Sprachen zugleich verbunden, und wie sich sein neues Werk zu seiner größern Geschichte desselben Gegenstandes innerlich und äußerlich verhält, entnehmen wir aus seinen eignen Worten in der Vorrede, wo er, nachdem er jener Veranlassung durch die Aufforderung Dr. Lardner's gedacht, sagt:

„Es war mir schmeichelhaft, an einer großen historischen Arbeit zugleich mit den ausgezeichnetsten englischen Schriftstellern Antheil nehmen zu dürfen, aber einen bedeutendern Werth setzte ich noch darauf zu einem Zeitpunkte, wo die Rechte der Nationen von Neuem dem Schwanken der öffentlichen Meinung anheimgefallen, zu einem Zeitpunkte, wo Diplomatie und Krieg wechselsweise in Bewegung gesetzt sind, um den Völkern die Fähigkeit, sich unter ihren eigenthümlichen Gesetzen zu einem vollkommenen Zustande zu gestalten, wiederzugeben oder zu entreißen, — ich setzte einen höhern Werth darauf, sage ich, den beiden mächtigsten Nationen, welche sich rühmen, keine Herren zu haben, Frankreich und England, die Rechte vorzuführen, durch welche das unglückliche Italien derselben Freiheit genießen könnte. Ich fand also zu gleicher Zeit Gelegenheit, in den beiden Sprachen der freien Menschen wiederaufzufrischen die Erinnerung an Das, was Italien zuerst gethan, um das kostbarste der Güter zu behaupten, an das Beispiel, das es Andern gegeben, an die Anregung, der alle Andere nur gefolgt sind, und zu gleicher Zeit eine Erinnerung an die Verbrechen seiner Unterdrücker, welche ihm die Vortheile entrissen haben, mit denen es den übrigen Theil des menschlichen Geschlechts beschenkt hat. Es schien mir, daß die Kunde von dem Wiedererwachen Italiens, seinem Kampf und Unglück um so mehr Eindruck machen würde, je mehr sie mir verstattete, in der Geschichte der italienischen Freiheit eine Einheit des Interesses geltend zu machen, welche dem gleichzeitigen Leben hundert unabhängiger Staaten abgeht. Ein langes Studium hat mich mit allen Details dieser Geschichte vertraut gemacht, und nachdem ich sie in 16 Bänden dargestellt, empfand ich nicht mehr den Reiz der Neuheit bei allen den kleinen Einzelnheiten, die oft für den Schriftsteller so viel Anziehendes haben und ihn glauben lassen, daß jede Kenntniß, die er sich durch große Anstrengung gewonnen, auch für den Leser von gleichem Werthe sein müsse. Ich konnte jetzt ohne Bedauern die Details und Episoden aufopfern; ich kannte aus Erfahrung jeglicher Art die Hergänge, welche in Italien von Bedeutung gewesen, und die, welche keine Erfolge für dasselbe hervorgebracht. Ich unternahm also keineswegs einen Abriß meines größern Werkes, sondern vielmehr eine ganz neue Geschichte, in der ich, die Augen einzig und allein auf die freien Völker Italiens gerichtet, mich bemühte, ihre erste Befreiung, ihren Heldensinn und ihr Unglück darzustellen, indem ich dabei meinen Stoff innerhalb der mir angewiesenen Grenzen zu halten hatte." 88.

Notiz.

Wer den wahren Zustand der Völkerstämme kennen lernen will, welche in Amerikas nördlichen Regionen hausen und ihre rohe Unabhängigkeit dem durch Ackerbau, Gewerbe und Industrie überhaupt civilisirtern Leben weit vorziehen, wird in „A narrative of the captivity and adventures of John Tanner; prepared for the press by Edwin James. M. D." (Neuyork, 1830) seine Wünsche befriedigt sehen. Zum ersten Mal erzählt hier ein Indianer in einer europäischen Sprache alle Einzelnheiten seines fast funfzigjährigen Lebens, Alles, was er während dieser Zeit gesehen, gedacht, erfahren hat. J. Tanner, Sohn weißer Aeltern, entfloh im zarten Kindesalter der üblen Behandlung im Vaterhause, ward von Indianern entführt, von der angesehensten Frau des Stammes an Kindesstatt angenommen und erzogen. Er erhielt den Namen Schaschauabinasi (Falke), und galt nun fortwährend für ein Glied des Stammes der Odjibuäs. Seine erste Frau, Miskuabonakona (rother Morgenhimmel), verstieß er im siebenunddreißigsten Jahre und nahm eine andere, welche jedoch ihre Vorgängerin an ihm rächte. Altersschwäche veranlaßte ihn endlich, bei einer amerikanischen Factorei Dolmetscher zu werden. Hier war es, wo Hr. James seine Erzählungen sammelte, allein mit Unrecht captivity auf den Titel derselben setzte, da Tanner aus eigner anerzogener Neigung bei seinen neuen Landsleuten blieb und keiner Vorstellung der Weißen Gehör gab, die ihn andern Sinnes machen wollten. Endlich trennte er sich doch von ihnen, konnte aber seine Söhne nicht bewegen, ihm zu folgen. Am Schlusse des Buchs befinden sich Nachrichten von den Meinungen dieser Indianer über das Leben nach dem Tode und über die Seele, über ihre Traditionen von der Sonne und dem Monde, über ihre naturhistorischen Kenntnisse u. s. w., sowie interessante Nachweisungen über ihre Musik und ihre Gesänge. Letztere besitzen sie in Menge und für alle Ereignisse ihres Lebens. Allein nicht genug, daß sie dieselben absingen und auswendig lernen, sie zeichnen sie auch auf. Dies geschieht durch symbolische Figuren auf Holz, deren Bedeutung stets dieselbe bleibt, und deren Verständniß ein eignes Studium erfordert. Bei Betrachtung dieser Bilderschrift überrascht die Aehnlichkeit, welche sie mit den Hieroglyphen der alten Aegypter hat. Diese Analogie in den Gebräuchen so weit verschiedener Menschenstämme muß die anziehendsten Betrachtungen veranlassen. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 187. — 5. Juli 1832.

Relation über sechsundfunfzig Dichter aus neuester Zeit.

Zweiter Artikel.*)

20. Der Meineid in seinen schrecklichen Folgen. Ein poetischer Versuch von B. Petersen. Hamburg, Nestler. 1830. 8. 10 Gr.

Ob dieses vom Hrn. Compastor Petersen auf Helgoland ohne Vorrede in die Welt gesandte Buch didaktischen, religiösen und ethischen, oder historisch-romantischen und lyrischen Inhalts sei, können wir nicht berichten, weil wir es nicht über unser Gefühl gewinnen konnten, mehr als folgende zwei Strophen zu lesen, mit welchen die Muse von Helgoland beginnt:

Zu schwören einen falschen Eid
Ist wahrlich eine böse Sache,
Da Falschheit, Lügenhaftigkeit
Uns schon zuzieht des Himmels Rache,
Wer fälschlich schwört, beschimpft, entehrt
Auf immer seines Geistes Werth.

Es gibt wol keinen Menschen hier,
Dem Etwas nicht ist hehr und heilig;
Der Dies nicht suchet mit Begier,
Und Jenes nennt verflucht, abscheulich;
Wem Alles gleich ist, dem erscheint
Verdienst und Schuld auch eng vereint.

Zweifelsohne ruft mit mir der Leser: Ohe jam satis est!

21. Paulus. Epos in sieben Gesängen von F. Schoell. Eine Weihnachtsgabe. Stuttgart, Löflund u. Sohn. 1830. 12. 14 Gr.

Hier hat die Muse nicht nöthig, sich unwillig das Ohr zu verstopfen. Die Töne dieser Tuba klingen rein, und die zierlich gebaute achtzeilige Stanze zeigt sich überall regelrecht. Der Dichter gibt nicht das ganze Leben seines feurigen Helden; er endet schon, wo Paulus die heilige Weihe zum Christenthum durch Ananias empfängt. Wir meinen, er habe daran wohl gethan; denn bietet auch das Thun und Leiden des christlichen Paulus viele schöne Einzelnheiten, die sich leicht aus Lucas' Apostelgeschichte und den eignen Briefen des Helden sammeln und zusammenstellen ließen, so läßt sich doch das hier Gebotene füglicher in Ein Bild zusammendrängen, dessen Mittelpunkt des Apostels Taufstein ist. Der erste Gesang schildert uns nach der heiligen Urkunde, welcher der Dichter überall folgt, den ersten Märtyrer und Saul den Christenfeind. Der zweite erzählt die Verfolgung der Christen und ihre Flucht aus Jerusalem. Im dritten lesen wir gern, wie sich in einem Gespräche mit Gamaliel, seinem Lehrer, des noch pharisäisch eifernden Jünglings Gesinnung entfaltet, und wie er vor den Hohenpriester tritt, ihn um Bevollmächtigung zur Verfolgung der Christen in Damaskus zu bitten. Aus dem vierten entnehmen wir die Katastrophe: den Zug nach Damaskus und die Erscheinung des Herrn. Der fünfte versetzt uns nach Damaskus; wir lernen Ananias kennen, der den Erblindeten heilt und ihn tauft. Die Worte, die der Reuige hier dem Lucas entgegenruft, theilten wir gern als Probe mit, wenn es der Raum gestattete. Der sechste schildert die Juden in Damaskus und gibt die Rede des Bekehrten in der Synagoge; der letzte aber das Taufest, den Abschied des Paulus und das Gesicht des Ananias. In den Stanzen der Zueignung spricht sich schon des Dichters Geist und Gesinnung wohlthuend und mild aus, indem sie die religiöse Richtung malen, die sein Gemüth schon in den Knabenjahren nahm, und in reiner Pietät eines Vaters gedenken, dessen Manen das Büchlein geweiht ist. Die letzte Stanze darin heißt:

Jetzt möcht' ich's (das Buch) dir voll Dank zur Gabe bringen,
Allein dich hat ein sanfter Arm entrückt,
Und senken will das Lied die freud'gen Schwingen,
Das unerreichbar ferne dich erblickt.
Doch — hören Sel'ge nicht den Gruß erklingen,
Den liebewarm der Geist dir überschickt?
Ja, glaubend lass' ich meine Harfe tönen:
Du hörst den Klang, du fühlst mein treues Sehnen.

22. Poesien von Peter und Heinrich van Emster. Aachen, Mayer. 1831. 8. 12 Gr.

Ein paar Brüder dem Blute nach, die der Himmel zu Brüdern in Apoll gemacht, haben sich hier zu gemeinschaftlicher pierischer Leistung vereinigt. Blut und Erziehung mögen ein vermittelndes Band zwischen ihre Empfindungs- und Reflexionskraft geschlungen haben; wenigstens könnte der Leser schwerlich aus den einzelnen Stücken ihre Eigenthümlichkeit herauslesen und bestimmen: dieses ist von Peter und jenes von Heinrich. So zeigen sie gleiche Kraft und laboriren an gleicher Familienkrankheit. Ihre Kraft offenbart sich in einer glücklichen Leichtigkeit, auch den unbedeutendern Erscheinungen des Lebens eine poetische Seite abzugewinnen; aber sie laboriren an einer süßlichen Modesprache; mit ihrem Gefühl sind sie nicht aufs Reine gekommen, und verstecken dessen Unklarheit und Verschwommenheit unter dem Kokettiren mit gesuchten Bildern oder auffallenden Epitheten, ein Verfahren, das an des witzigen Petronius Ausspruch: „Honigsüße Wortkügelchen! liebliche Mohn- und Bisamreime! Wer mit so etwas genährt wird, kann so wenig rein schmecken als Die wohl riechen können, die in der Küche wohnen. Jüngling, der du in diesen öffentlichen Geschmack nicht sprichst und gesunden Verstand liebst, ich will dich mit keiner geheimen Kunst betrügen" — lebhaft erinnert. Man sieht hier mit Bedauern, daß bei einem nicht ganz gewöhnlichen Talente Natur und Einfalt verloren gehen — Natur und Einfalt, die so unendlich wohlthuend auf Gefühl und Phantasie des Lesers wirken. Es kann nicht schwer werden, dieses Urtheil zu belegen. Gleich im ersten Stücke: „Polydoros", ein Festdrama in Trimetern von Heinrich v. E., herrscht große Gefühlszerflossenheit und Haschen nach mystischer Gestaltung. S. 13 singt Einer vom Chor:

Drauf in Söhnen erblickt er,
Welche tragen des Vaters Ebenbild

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 155 — 156 d. Bl. D. Red.

auf den Schlesischen Bergen,
Wohnhaft meinem Vaterlande,
Muß ich mich recht freuen.

Wenn ich die Berge sehe an,
Die mir so hoch gewachsen sind,
Denk ich an Gott im Himmel.

Wenn ich die Felder sehe an,
Die mir so reich gesegnet sind,
Denk ich an Gott im Himmel.

Wenn ich die Bäume sehe an,
Die mir so schön gewachsen sind,
Denk ich an Gott im Himmel.

Wenn ich die Vögel singen hör,
Die mir so lieblich singen,
Denk ich an Gott im Himmel.

Wenn ich die Menschen sehe an,
Die mir so freundlich sind,
Denk ich an Gott im Himmel.

Wenn ich die Kinder sehe an,
Die mir so fromm gewachsen sind,
Denk ich an Gott im Himmel.

Wenn ich die Leute

Der Abschiedsgruß:

Wenn auf blumigter Wiesen Kosenbanne blüht,
Und Lerchen jubelnd steigen,
Wenn Nachtigallen ihre Lieder singen,
Dann will ich wieder kommen.

Die Rose meines Herzens
Ist nicht mehr in der Knospe, sie ist offen,
Und ihre Blätter fallen nicht ab.
Ich will wiederkommen.

Der Schwur:

Bei meinem Gott, bei meinem Leben,
Bei meinem Haupte und meinem Bart,
Bei meinem Schwerte und meinem Bogen,
Bei meinem Pferde und meinem Sattel,
Bei meinem Zelte und meinem Lager,
Bei meinem Weibe und meinem Kinde,
Bei meinem Vaterlande und meinem Volke.

Die Antwort: Bei Allah und Mohammed, Amen.

Die Verwünschung: Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin, und verflucht sei der Tag, an dem meine Mutter mich geboren hat.

Die Segnung: Gesegnet sei der Tag, an dem ich geboren bin, und gesegnet sei der Tag, an dem meine Mutter mich geboren hat.

Die Verwünschung: Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin, und verflucht sei der Tag, an dem meine Mutter mich geboren hat.

Die Segnung: Gesegnet sei der Tag, an dem ich geboren bin, und gesegnet sei der Tag, an dem meine Mutter mich geboren hat.

Die Klage:

Ich bin wie ein Vogel, der sein Nest verloren hat,
Wie ein Reh, das seine Herde verloren hat,
Wie ein Fisch, der sein Wasser verloren hat,
Wie ein Baum, der seine Blätter verloren hat,
Wie ein Mann, der sein Weib verloren hat.

Der Trost:

Wie der Vogel sein Nest wiederfindet,
Wie das Reh seine Herde wiederfindet,
Wie der Fisch sein Wasser wiederfindet,
Wie der Baum seine Blätter wiederfindet,
Wie der Mann sein Weib wiederfindet,
Also werde ich wiederfinden, was ich verloren habe.

Der Fluch:

Wie der Vogel sein Nest nicht wiederfindet,
Wie das Reh seine Herde nicht wiederfindet,
Wie der Fisch sein Wasser nicht wiederfindet,
Wie der Baum seine Blätter nicht wiederfindet,
Wie der Mann sein Weib nicht wiederfindet,
Also werde ich nicht wiederfinden, was ich verloren habe.

Der Segen

und Syndicats, über Wege, Zölle und Zoll- und Mühlen-Ordnungen, über Gewerbe und Handwerke, über Bau- und Feuer-Ordnungen.

Ferner über Gesundheit, Armen- und Krankenpflege.

Ferner über Schulen, Kirchen und Pfarren.

Ferner über Vormundschaften, über Ehe- und Ehehaften-Sachen, über Testamente und letzte Willen, über Erbschaften, über Gemeinschaften, über Kauf und Verkauf, über Leihen und Lehen, über Pfand und Bürgschaft, über Schulden und Forderungen, über Gesinde und Dienstboten, über Miethe und Pacht, über Arbeiter und Taglöhner, über Gesellen und Lehrlinge, über Jagd und Fischerei, über Bienenzucht und Seidenbau, über Weinbau und Weinhandel, über Bergbau und Salinen, über Handel und Wandel, über Schiffahrt und Flößerei, über Gewässer und Ufer, über Dämme und Deiche, über Brücken und Fähren, über Wasserleitungen und Brunnen, über Mühlen und Wasserwerke, über Bäder und Badeanstalten, über Wirthshäuser und Schenken, über Fleischhauer und Bäcker, über Fuhrleute und Lohnkutscher, über Fiaker und Miethwagen, über Eisenbahnen und Dampfschiffahrt, über Post und Telegraphen, über Feuerlöschwesen, über Polizei und Sicherheitswache, über Gefängnisse und Strafen, über Militär und Landwehr, über Steuern und Abgaben, über Gemeinde-Verfassung und Gemeinde-Verwaltung, über Gemeinde-Vermögen und Gemeinde-Schulden, über Gemeinde-Wahlen und Gemeinde-Vertretung, über Gemeinde-Beamte und Gemeinde-Diener, über Gemeinde-Rechte und Gemeinde-Pflichten, über Gemeinde-Ordnungen und Gemeinde-Statuten, über Gemeinde-Aufsicht und Gemeinde-Gerichtsbarkeit, über Gemeinde-Ausschüsse und Gemeinde-Räthe, über Gemeinde-Vorsteher und Gemeinde-Vorsteher-Stellvertreter, über Gemeinde-Sitzungen und Gemeinde-Protokolle, über Gemeinde-Siegel und Gemeinde-Archive, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Bürgerrecht, über Gemeinde-Angehörige und Gemeinde-Fremde, über Gemeinde-Gränzen und Gemeinde-Gränzsteine, über Gemeinde-Feste und Gemeinde-Feiern, über Gemeinde-Gründungen und Gemeinde-Auflösungen, über Gemeinde-Verbindungen und Gemeinde-Trennungen, über Gemeinde-Verträge und Gemeinde-Processe, über Gemeinde-Wappen und Gemeinde-Fahnen, über Gemeinde-Farben und Gemeinde-Livreen, über Gemeinde-Hymnen und Gemeinde-Lieder, über Gemeinde-Sprüche und Gemeinde-Devisen, über Gemeinde-Ehren und Gemeinde-Würden, über Gemeinde-Ehrungen und Gemeinde-Auszeichnungen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Diplome, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Urkunden, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Medaillen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Ringe, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Schwerter, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Kränze, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Lorbeer, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Palmen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Eichenlaub, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Myrthen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Rosen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Nelken, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Veilchen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Vergißmeinnicht, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Immortellen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Cypressen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Trauerflor, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Begräbnisse, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Leichenreden, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Grabsteine, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Epitaphien, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Gedächtnißfeiern, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Jahrtage, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Seelenmessen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Requiems, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Libera, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Dies irae, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Amen, über Gemeinde-Ehrenbürger und Gemeinde-Ehrenbürger-Ende.

Rudolf. Ich bitte Dich, Vater, Du hast ja gar keine Ahnung davon!

Der Alte. Ich habe Ahnung davon, ich habe Ahnung davon, ich habe Ahnung davon,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 188. — 6. Juli 1832.

Relation über sechsundfunfzig Dichter aus neuester Zeit.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 187.)

33. Die Liebe der Engel. Eine mythische Dichtung von Thomas Moore. Aus dem Englischen übersetzt von J. B. Rousseau. Frankfurt a. M., Wesché. 1831. 8. 1 Thlr.

Es gibt bereits zwei Uebertragungen dieser lieblichen Dichtung; eine von Paul Grafen von Haugwitz (Breslau, 1829), und die andere von Balduin (Berlin, 1829). Die letztere haben wir auch in diesen Blättern besprochen und, irren wir nicht, die hin und wieder stattfindende Dunkelheit gerügt, die den Leser zwingt, in das Original zu blicken, wenn er den Sinn auffassen will. Hr. Rousseau übersetzt klarer; nur will es uns nicht behagen, daß er den reinen Jambus, den Balduin beibehalten und der sich für dieses Genre ganz eignet, willkürlich mit Daktylen untermischt hat. Er suchte dadurch den Vers zu erweitern, um, von der Fessel des Reims beengt, die concise, bilder- und blumenreiche Sprache des Engländers in gleicher Versanzahl wiedergeben zu können. Dies ist ihm denn auch besser gelungen als dem Balduin, dessen Uebersetzung theilweise nur poetische Periphrase ist, während R. dem Original Schritt vor Schritt folgt. Man vergleiche den Anfang. Balduin übersetzt:

In Jugendschöne prangte noch die Welt,
Der Sterne muntrer Chor begann soeben
Den Heldenlauf, vom blauen Himmelszelt
Verkündete die Zeit ihr blühend Leben.
Es wandelten beim Morgendämmrungsstral
Der Schöpfung Mensch und Engel froh hienieden,
Auf hohem Hügel und im sonn'gen Thal. —
Eh' Sünd' einkehrend und der Sorge Qual
Den Himmel und des Staubs Bewohner schieden!
Da, als noch nicht erhabnem Sternenplan
Weh' und Verbrechen diese Erd' entzogen,
Und Sterbliche manch Engelantlitz nahn
In luft'gen Räumen ohn' Erstaunen sahn,
Hin zur Betrachtung dieser Welt gebogen u. s. w.

Rousseau dagegen:

Kaum hatte, im Frühling der Welt, begonnen
Der neuen Stämme*) rühmlicher Lauf,
Und die Zeit, die junge, zählte noch auf
Die ersten Tag' nach der Geburt der Sonnen;
Die Menschen und Engel, sich freuend im Stral
Der Natur, der dämmernden, lebten in Frieden
Auf hohem Gebirg und im sonnigen Thal;
Noch waren nicht Menschen und Himmel geschieden,
Durch den Vorhang der Sünde; die Sorge war fern;
Die Erde lag näher dem himmlischen Stern
Als in diesen Tagen des Wehs und der Mängel,
Und die Sterblichen sahen im Himmelszelt
Verwunderunglos die Augen der Engel,
Die sich weideten an der untern Welt u. s. w.

Wer sollte nach dieser Probe die letzte Uebertragung nicht vorziehen, wenn auch die Daktylen etwas stören?

34. Die Belagerung von Granada, oder: Die Kraft des Glaubens; ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Mittelalter. Von G. C. Th. Fröbing. Zwei Bände. Hanover, Hahn. 1830. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Ein Oeuvre à longue haleine, das einen nicht uninteressanten historischen Stoff: die Belagerung von Granada durch Isabelle von Castilien und Ferdinand von Aragonien, behandelt. Der Verf. hält sich an die Geschichte, hebt die anziehendsten Partien jener Begebenheit heraus und sucht dieselben mit Berücksichtigung der religiösen Seiten in einem Gemälde darzustellen, wo er der Poesie ihr längst usurpirtes Recht gibt, zu schneiden oder zuzusetzen, was ihm kein Leser und Kunstrichter streitig machen kann. Am meisten ist, was ihm ebenfalls Niemand streitig machen kann, Florian's „Gonzalve de Cordoue" benutzt. Offenbar ist des Verf. Wahl auf einen Stoff gefallen, der sich trefflich zu einem historisch-romantischen Gemälde eignet, vorausgesetzt, daß er selbst zu bilden versteht; denn welch ein weites Feld wird der productiven Phantasie eröffnet in Darstellung christlicher Sitte und maurischer Eigenthümlichkeit, in iberischer Pracht und Scenerie aus dem 15. Jahrhundert, im Ausmalen großer Zeitcharaktere, in Einwebung schöner Episoden, in der Aufstellung frischer Landschaftsgemälde und rührender Kriegs- und Minnescenen! Aber gerade den bunten Wechsel wunderbarer und überraschender Begebenheiten, häufige Veränderung des Schauplatzes, das Flammencolorit südlich-glühender Charaktere, die uns bei Ariosto und Tasso so sehr hinreißen, haben wir hier vermißt. Der Verf. hat sich vom Historischen der Fesseln zu viele anlegen lassen, er scheint es nicht gewagt zu haben, der Phantasie den freien Aufflug in das romantische Wunderland zu gestatten. Dazu kommt, daß der Rahmen zu diesem Gemälde nicht glücklich gewählt ist. Denn die romantische Form verlangt die südliche achtzeilige Stanze, die Terzine, ja eher den Jambus, als den hier gewählten Hexameter, der obenein so spondeisch wie möglich gehalten und überall von keiner Meisterhand gebildet ist. Das Epos will den antiken Sechsfüßler; die romantische Erzählung dagegen den provençalischen Reim. Uebrigens gibt das Buch eine gute Abendlecture.

35. Die Noth der Zeit. Ein Denkmal derselben von J. H. Voß. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

Unter der Noth der Zeit ist hier nichts anderes gemeint als die Cholera; sie hat die Federn der Heilkünstler wie der Kanzelredner in jüngster Zeit in gar rüstige Bewegung gesetzt; wie sollte sie nicht dieselbe Wirkung auf die Federn der Dichter haben? Die Volkslehrer haben sie (wenigstens haben dies Viele gethan) als ein verdientes Strafgericht Gottes vorgestellt, haben Jeremiaden angestimmt und gesagt: „Gott hat sich geoffenbart dem

*) Das Original hat starts; Balduin hat falsch gelesen stars; doch ist starts auch nicht: Stämme.

jetzigen Geschlecht; aber das jetzige Geschlecht hat ihn nicht verstanden. Groß war der Schrecken Aller, groß die Angst und Furcht der Mehrzahl, groß auch die Liebe Vieler, groß die Geduld, die Ergebung, das Gottvertrauen Weniger. Groß war aber auch wiederum der Leichtsinn, gering das Vertrauen und die sehnende Hoffnung auf das Ewige." In diesen theils frommen, theils zelotischen Ton stimmt die Threnodie dieser wenigen Bogen, die sich in harte Terzinen kleidet, mit ein. Getragen auf dem Rücken des Johanneischen Adlers, den liebenden Jünger als Mentor und Gesichterklärer zur Seite, wie Dante den Virgil, schaut der Dichter das Aufsteigen des astatischen Ungeheuers, seinen Fortgang, seine Wirkungen, und will, das Ganze soll ein Spiegel sein, in welchem das Geschlecht von heute sich selbst sieht. Uns hat der Anblick dieser Spiegelbilder ziemlich kalt gelassen; ein schwerfälliges Pathos und eine gesuchte Frömmigkeit trüben die klare Fläche. Mögen Andere zu Denen gehören, die, wenn sie ihr lieblich Antlitz in diesem Spiegel beschaut haben, nicht gleich wieder vergessen, wie sie gestaltet waren, und von Stund an davongehen. Auf einen ganz andern Standpunkt stellt sich der Choleraſänger unter

36. Die Cholera. Ein episch-lyrisches Gedicht von E. Ortlepp. Leipzig, Engelmann. 1832. Lex.-8. 6 Gr.

Eine ansprechende, sich frisch regende und fortbewegende Miniatur-Epopöe! Satan sammelt um den höllischen Thron seine Gesellen, Abramelech, Magog, Mephisto, Moloch, Astaroth, Bel u. A., sich mit ihnen zu neuer Empörung gegen des Himmels Herrscher und zum Verderben gegen das Menschenvolk zu berathen. Er schließt seine Rede mit den Worten:

Beginnen wir Krieg gegen Gott,
Und machen mit listigen Kämpfen den Feind
Sammt seiner Allmacht zu Spott!
Seht, wie der Glaube der Menschheit schon wankt,
Wie an Wollust, Blutdurst und Hader sie krankt!
Drum auf nach der Welt, ihr kühnen Dämonen!
Streut Samen des Lasters in alle Zonen!

Die Hölle jubelt Beifall, und Satans Getreue schleichen sich in die Paläste und zaubern Tyrannensinn in das Herz der Herrscher; sie eilen nach Rom, Unsinn und Dummheit dort wuchern zu lassen:

Eine Schere brachten die Teufel mit,
Die Wahrheit und freies Wort
Aus gefürchteten Büchern trefflich schnitt,
Und sie lehrten den geistigen Mord;
Auch halfen sie eiserne Thürme baun;
Da saßen umhüllet von Nacht und Graun,
Die illegitimen Schwunges geflogen,
Nun flügelbeschnitten, die Demagogen.

Nun steigen sie in Hütten und Häuser, wo sie Tugend und Glauben ausblasen, Treue, Zufriedenheit, Ordnung und Fleiß stören und die Völker zur Empörung reizen.

In der Freiheit himmlische Melodie
Drang das brüllende Toben der Anarchie,
Des Wahnsinns, der mit Gesetzen spielet
Und sein eignes Eingeweide zerwühlet.

Satan triumphirt und wähnt schon, Gottes Thron erschüttert zu haben; aber der Ewige (seines Himmels Herrlichkeit wird frisch und kräftig S. 8 gemalt) winkt aus der Engel Heer dem Aziel, der seine Himmelsnatur durch Liebe zu einem irdischen Weibe getrübt, und gebietet ihm, einen Theil der Menschheit durch grimmige Pein von der Erde zu vertilgen. Er schließt den Befehl mit den Worten:

Verheerend schreite von Land zu Land
Und entzünde der Krankheit glühenden Brand
Im kräftigen wie in dem siechen Leibe,
Im Greis, in dem Kind, im Mann wie im Weibe!
Dein Hauch sei giftiger denn Gift,
Und tödte wie Samum, wen er trifft!
Und bist du gezogen durch Asiens Auen,
Dann auch nach Europa trage dein Grauen!
Und nicht eher finde dein Würgen ein Ende,
Als bis ich dir Gabriel niedersende!

Eva, die Mutter der Menschen, bittet für die Kinder vor; aber sie wird nicht erhört. Nicht ohne tiefen Schmerz schaut Aziel auf Hindostans gesegnete Flur, die er zuerst verwüsten soll, und zieht in einem Monolog Gottes Gnade und Barmherzigkeit in Zweifel. Der Höllengesandte Abramelech, der ihn belauscht, sucht seine Zweifel zu bestärken; aber Aziel widersteht der Versuchung und verjagt den Widersacher mit kräftiger Verwünschung. Eine den Peris ähnliche, liebende Jungfrau am Ganges rührt sein Flügel zuerst tödtend an, und von Jammer durchbohrt, schaut er auf sein erstes Opfer.

Der Ackersmann sank vor dem Pfluge nieder,
Der Reiter stürzte vom Roß herab,
Der Fischer sah das Ufer nicht wieder,
Der Wanderer fand an dem Wege sein Grab,
Und das Land voll Frühling und Lebenslust
Ward eine große Leichengruft.
Rings hallte Geheul und Sterbegesang
In der Todtenglocken dumpfen Klang,
Und sterumhangene Trauergestalten
Hinter Zügen von Särgen weinend wallten.
Es war ihm Jammer, es war ihm Grauen,
Sein eignes entsetzliches Werk zu schauen,
Und zu morden Wesen, die ihn nie betrübt,
Und die Schönheit, wie er sie selbst einst geliebt.

Von Hindostan wendet sich Aziel nach den Inseln Ceylon, Java, Sumatra, Borneo; dann nach China, „da fehlten für die Todten die Särge"; dann nach Persien; von da nach Europa. Doch sträubt er sich, hier wiederum das alte Geschäft des Mordens zu erneuern, und fleht zu Gott, ihm Gabriel zu senden. Doch erscheint dieser Engel nicht. Er muß also auch über Rußland die Pestwolke treiben.

Und Aziel sah eine Nation,
Die unterm Drucke geblutet lang,
Ueber die von stolzem Herrschertron
Die Despotie den Zepter schwang,
Die lang im Stillen geseufzet schwer,
Die Unerträgliches ertragen,
Doch nun ertragen wollte nicht mehr,
Sie sah er der Wagstücke kühnstes wagen.

Er zögert abermals, dieses Volkes Grenze zu betreten, aber er muß; jedoch

Verschont er die Häupter ihrer Führer,
Doch packt er der Russen stolze Regierer.
Auf Konstantin in seinem Schloß
Spannt er sein tödtendes Geschoß.
Zu Diedlitsch trat er in das Zelt u. s. w.

Nun zittert Deutschland; zwar schließt es das Thor und baut schirmende Wälle auf; aber Aziel verlacht diese Anstalten und umschlingt eine Kaiser- und eine Königsstadt. Lebendige Schilderung des Eindrucks und der Wirkungen, die der Würgengel auf den Schweiger und den Frommen, den Tugendhaften und den Leidenschaftlichen, auf den Glücklichen und den Unglücklichen, auf den Gläubigen und den Zweifler, den Greis und den Jüngling äußert. Ermunterung zum tröstlichen Glauben an ein besseres Jenseit. Das Ganze schließt mit den Worten:

Was Aziel will, wie weit er noch wird schreiten,
Verschwiegen bleibt's von unserem Gesang;
Gar Manches sieht der Seher; doch die Saiten —
Verstummen gern nach ihrem schönsten Klang.

37. Der Orgel Wiederhall. Geistliche Lieder und Dichtungen von A. Passo. Bonn, Marcus. 1832. 8. 22 Gr.

Diese der verwitweten Herzogin Julie von Anhalt-Köthen zugeeignete Sammlung lyrisch-geistlicher Lieder ist die Fortsetzung früherer unter dem Titel „Orgeltöne" erschienener Dichtungen von demselben Verfasser. Die vor uns liegende Sammlung verbreitet sich über die Darstellung der sieben Grundmysterien

ber Schweizerischen Kirche. Aber bas Alles war nicht, was bas Herz wollte. Denn was nutzten mir, Herrlichkeit, Ehren und Reichthum, wenn ich nicht Ruhe fand für meine Seele? Ich hatte Alles, was bie Welt geben kann, aber ich hatte es nicht, was Gott geben will.

Beruhigt bin ich dann allein,
Kann ich im hellen Lichte finden,
Was Ahnungsstimmen mir verkünden.

Ich kann mich nicht gemächlich laben
An eines Wortes leerem Schall;
Ich bin nicht todter Wiederhall,
Ich muß den Geist des Wortes haben,
Eh' es verläßt der Lippen Wall,
Will ich nicht Denen gleich mich setzen,
Die prunken mit erborgten Schätzen.

Darum werd' ich es nimmer wagen,
Das, was sich mir nicht deutlich zeigt,
Das Wort, das mir im Busen schweigt,
Käm' es vom Herrn auch, nachzusagen.
Bevor ich seinen Sinn erreicht,
Werd' ich es ehren stets und achten,
Doch schweigend, prüfend es betrachten. *) 115.

Memoiren und Mittheilungen eines Pagen am kaiserlich französischen Hofe. Von 1802—15. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1830—31. 8. 2 Thlr.

Die Sucht, Memoiren in die literarische Welt ausgehen zu lassen, ist der deutlichste Beweis von der Schreibseligkeit und im Allgemeinen von der Geistlosigkeit unsers Zeitalters. Jeder hält sein Dasein in der Welt, seinen Lebenslauf, seine Abenteuer und Erfahrungen, seine Umgebungen und Verhältnisse für wichtig und interessant genug, um der Mitwelt und der Zukunft geschildert und gepriesen zu werden, und Jeder vergißt, daß die wenigsten Memoiren Das sind, was das Wort bedeutet, Denkwürdigkeiten. Wir wissen recht gut, daß es Ausnahmen gibt, und hochgestellte Männer und Frauen wol in mehrfacher Hinsicht innern und äußern Beruf haben können, was sie erfahren und erlebt, was sie gedacht, gewußt und empfunden, ihren Zeitgenossen mitzutheilen, und in der Gestalt von Tagebüchern, Gemälden oder Autobiographien oder in jeder andern beliebigen Form der Nachwelt zu überliefern, und daß auf diese Weise die Kenntniß der Geschichte ihrer Zeit nur bereichert und berichtigt werden kann; aber solcher Ausnahmen sind nur wenige, und die wenigsten unter der Masse der französischen Memoiren zu finden. Man darf nur die Zeitungen und Verlagskataloge während der letzten zehn Jahre durchflogen haben, um sich zu sagen, daß die Zahl der in Frankreich über ältere und neuere Zeiten, namentlich über die Zeit des Kaiserthums in Frankreich erschienenen Memoiren fast Legion genannt werden muß. Auch die vorliegenden Memoiren sind eine Frucht dieser in Frankreich herrschenden schreibseligen Zeit; wenigstens ist anzunehmen, daß das eigentliche Original — das Buch ist wol Uebersetzung — französisch geschrieben und nur auf deutschen Boden verpflanzt worden ist. Soll Recensent offen seine Meinung sagen, so hätte dies — wenn es sich um den wahren Nutzen, den man mit dergleichen Schriften bezweckt, nicht blos um Vergnügen der Leser und Vortheil des Verlegers handelt — am besten unterbleiben können, denn die hier gemachten Mittheilungen eines Pagen, wenn auch am Hofe Napoleons, wollen nicht viel bedeuten. Fast möchte man auch mit unserm Schiller fragen:

Aber — was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes durch sie geschehn?

Denn die Erzählungen, wenn sie wirklich Großes, Wichtiges enthalten und nicht blos die Trivialitäten des Hofes an Intriguen, Liebeshändeln, Schwänken, Klatschereien und dergleichen berichten, sind schon längst anderswo und glaubhafter mitgetheilt worden, als dieser Page hier erzählt. Wir wollen darum in das lebhafte Erinnerungsvermögen, in die Glaubwürdigkeit des Pagen an sich keinen Zweifel setzen, aber aus diesem Grunde allein können wir ihn den denkwürdigen Männern in Napoleons Umgebung nicht an die Seite stellen; auch ist es auffallend, daß dieser Page so namenlos in die literarische Welt tritt, fast als hätte er selbst seine Unbedeutsamkeit gefühlt und erkannt. Daß übrigens diese Memoiren, ein Titel, gegen dessen Deutung sich der Verf. Thl. 1, S. 80, selbst verwahrt, sich sehr angenehm lesen lassen, davon hätten wir beinahe unsere geehrten Leser durch einige Proben überzeugt, wenn uns der Raum dazu nicht von der Red. dieser Blätter beschränkt worden wäre. Gegen die Uebersetzung als solche ist nichts zu erinnern. 15.

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im August. D. Red.

Notiz.

Aus und über Griechenland.

Zur Literatur der Neugriechen, wie sie theils bis 1821 besonders von Iken in der „Leukothea" (Leipzig, 1825) zusammengestellt worden ist, und wie wir theils selbst von Zeit zu Zeit sie in d. Bl. nachgetragen haben, wollen wir hier das *Συντακτικὸν τῆς ἀρχαίας ἑλληνικῆς γλώσσης* (Syntax der altgriechischen Sprache), von Bambas, einem geschätzten Gelehrten des neuen Griechenlands, der auch bei Iken a. a. O. oft erwähnt wird, nachtragen. Das Buch, bedeutend an äußerm Umfange, muß jedenfalls nach dem Jahre 1821 erschienen sein: weder Iken noch auch der Grieche Jakovakis Rhisos Nerulos in seinem, freilich unvollständigen „Cours de littérature grecque moderne" (1827) erwähnen es, und nur aus dem „*Συντακτικὸν ἐγχειρίδιον*" (einer Art von Vademecum für den Geistlichen) von Korais (Paris, 1831), S. 142, ist es uns selbst bekannt. Aus der Anführung daselbst ergibt sich übrigens zugleich, daß es bereits mehr als eine Ausgabe erlebt hat: Korais erwähnt die vom Jahre 1828.

Das als eine der besten Quellen über die Geschichte und das eigentliche Wesen der Fanarioten, dieser politischen Jesuiten unter den Neugriechen, bekannte Werk des Griechen Zallonis: „Essai sur les Fanariotes" (Marseille, 1824), ist 1830 in einer zweiten Auflage erschienen: ganz unverändert, wie es scheint, wiewol der Verf. z. B. auf Dasjenige, was der obenerwähnte Rhisos Nerulos in dem gleichfalls erwähnten „Cours" über und für die Fanarioten im Allgemeinen sagt, wol etwas zu Gunsten seiner eignen entgegengesetzten Ansicht hätte erwidern können und sollen. Von diesem „Essai" ist 1831 eine neugriechische Uebersetzung zu Paris, mit wenigen Zusätzen des Uebersetzers und einigen Notizen über den Verf. des Buches, erschienen, von welcher nur zu wünschen ist, daß die Neugriechen daraus die Fanarioten mit ihrem Systeme als Das, wie sie mit diesen letztern sind, auch wirklich erkennen mögen. Die Uebersetzung ist dem Könige der Franzosen zugeeignet; nicht unpassend: denn politische Jesuiten gibt es überall, wo es eine von Fürst und Volk sich absondernde, privilegirte Erbaristokratie gibt.

Aus Griechenland selbst sind uns ganz kürzlich einige neugriechische, auf besonders wichtige neuere politische Begebenheiten des Landes bezügliche Poesien mitgetheilt worden, nämlich zwei ernste Gedichte: „*Ὁ Πόρος*" (bezieht sich auf die Verbrennung der griechischen Schiffe in Poros durch Miaulis im August 1831) und „*Το λειψανον του Ἰωαννου Καποδιστρια*" (hat den gewaltsamen Tod des Joannes Kapodistrias zum Gegenstande), von Panagotaki Soutzo (von ihm sind bereits neugriechische Kriegslieder in Hydra im J. 1826 erschienen), und ein Spottlied des Alexander Soutzo (Verf. einiger Satyren, Hydra, 1826) auf die Flucht des Augustin Kapodistrias am 29. März (10. April) 1832. Das letztere ward, nach einer uns besonders zugekommenen Notiz, auf einem einzelnen Blatte, am 8. (20.) April 1832 in Nauplien in 10,000 Exemplaren gekauft. Es ist ein, freilich in der Volkssprache gedichtetes Lied voll bittern Spottes, das aber gleichwol, auch im Volksgriechisch, schon in der lieblichen Sprache die Heiterkeit des griechischen Himmels nicht verleugnet. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 189. — 7. Juli 1832.

Moses Mendelssohn. Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn. Herausgegeben von J. Heinemann. Mit einem Titelkupfer (Mendelssohn und Sokrates im Medaillon). Leipzig, Wolbrecht. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Herausgeber dieser Sammlung bestimmt bescheiden sein Werk zunächst den jungen Glaubensgenossen des verewigten Moses Mendelssohn, welche sich den Studien widmen. Es möge ihnen Materialien zu einem ausführlichen Gemälde des Weisen liefern, der in jeder Beziehung ihr Muster und Vorbild sein soll. Das Buch wird aber auch von jedem Freunde der Weisheit willkommen geheißen werden. Wie Schiller Göthe'n darüber lobte, daß er in einer Zeit, wo der deutsche Genius sich längst erkühnt hatte, in das innerste Heiligthum der Künste zu steigen, wo aber auch die errungene Freiheit der Phantasie hier und dort in Zügellosigkeit überzugehen drohte, durch seine Einführung des französischen „Mahomet" in die deutsche Bühne es wagte, auch mittels eines untergeordneten Vorbildes an strengern Regelzwang und edlere Ordnung zu mahnen, so mögen wir, nachdem die Philosophie in Deutschland seit Kant einen höhern Standpunkt gewonnen und in die innersten Tiefen des menschlichen Erkenntnißvermögens hinabgestiegen ist, dadurch aber auch im Helldunkel dieser Region sich eine Behandlungsweise und eine Sprache erzeugt hat, die bald der Willkür mystischer Träume, bald dem auflösenden und verflüchtigenden Spiel mit Begriffen einen weiten Spielraum gestattet — wir mögen, sage ich, es billigen, wenn von Zeit zu Zeit auch die abgeschiedenen Geister jener ältern Schulen über die Scene wandeln, welche auf dem gewohnten Standpunkte des Bewußtseins die tiefsten Fragen bei Seite ließen oder vielmehr ihre Antwort voraussetzten, aber mit Hülfe dieser Voraussetzungen die Oberfläche menschlicher Erkenntniß so genau durchforscht und mit so hellem Tage erleuchtet haben. Gerade daraus, daß uns jetzt in den Werken jener ältern Philosophen aus der Leibnitz'schen Schule so Vieles allbekannt, oft selbst trivial erscheint, erhellt ja, welch eine Masse von Verstandeslicht ihre Schriften unter den gebildeten Classen der Nation verbreitet haben, und wir werden ihnen darum, daß ihre Begriffe jetzt zum größern Theile das Gemeingut der Laien sind, für ihre Forschungen nicht weniger Dank wissen. Uebrigens finden sich auch mitten in den Abhandlungen über oft längst erledigte Gegenstände philosophischer Untersuchung Blitze höherer wissenschaftlicher Ahnung, Keime von Ideen, die zum Theil jetzt noch auf Entwickelung warten, oder auch Gedanken, welche zwar an und für sich unserer Zeit nicht mehr neu sein können, denen aber die originelle Form der Darstellung eine unverwelkliche Frische verliehen hat.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns wieder zu der vorliegenden Schrift, welche von jenen Saatkörnern und diesen unvergänglichen Früchten ein reichliches Maß enthält, das sie nur vielleicht zu wenig von Hülsen und Spreu geschieden hat.

Das vorangestellte ausführliche Leben Moses Mendelssohn's (S. 9—27) ergänzt und berichtigt die bisher bekannten biographischen Notizen über diesen Philosophen in mehren Punkten. M. wurde zu Dessau am 6. September 1729 (12. Elul 5489 jüdischer Zeitrechnung) geboren. Neben seinem Vater Mendel unterrichtete ihn der dortige Rabbiner David Fränkel im Talmud und ließ ihn die Werke des Maimonides lesen, denen er seine Neigung zur Philosophie verdankte. Seine Reise nach Berlin fällt ins Jahr 1745 (nicht 1742, wie das „Conv.-Lexikon" angibt). Hier war seine Wohnung ein Dachstübchen, und seine Nahrung an denjenigen Wochentagen, an denen ihn nicht das Mitleid einiger Menschenfreunde speiste, bestand in trockenem Brote, das er mit Einschnitten bezeichnete, um damit nach Verhältniß seiner Casse auszureichen. Am Sabbath speiste er beim Oberrabbiner, seinem nach Berlin verpflanzten Lehrer Fränkel, der ihn auch als Abschreiber gebrauchte, wodurch er eine jüdisch-gelehrte Bildung erhielt. Der geistvolle Israel Moses, dessen auch die frühern Biographien erwähnen und der seinen jungen Freund in die Mathematik einführte, war ein armer Schulmeister aus Galizien, der, als Ketzer aus verschiedenen Städten vertrieben, in tiefe Schwermuth versunken, nirgends Ruhe fand und in bitterer Armuth starb. Kisch, der unsern Philosophen im Latein unterrichtete, war ein prager Jude, der zu Berlin Medicin studirte, und durch Salomon Gumperz (nicht Gumpert), einen andern jüdischen Arzt, ward er (seit 1748) mit der neuern Literatur bekannt, und fand durch ihn in Ludwig v. Beaufobre, einem

Jüngling, der auf dem joachimsthalschen Gymnasium studirte, einen Mitstrebenden in den philosophischen Studien. In diese Zeit (1750) fallen seine ersten Versuche in der deutschen Sprache: die „Briefe über die Empfindungen" und die Uebersetzung von J. J. Rousseau's „Rede von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen"; um dieselbe Zeit kam er als Erzieher in des Seidenfabrikanten Bernhard's (sonst Bernard) Haus, mit 250 Thlr. Einkommen; er ward 1753 Buchhalter und endlich Disponent der Handlung, was ihn von allen Nahrungssorgen befreite. 1754 kam Lessing nach Berlin, und Dr. Gumperz nannte ihm M. als einen vortrefflichen Schachspieler. Das in der Biographie erwähnte Gerücht, daß Lessing ihm Unterricht in der griechischen Sprache ertheilt und den Plato mit ihm gelesen habe, widerlegt sich übrigens aus einem Briefe Mendelssohn's an Lessing vom J. 1757, in welchem der Letztere unumwunden sagt: „Ich verstehe, wie Sie wissen, kein Griechisch" (S. 241 dieser Sammlung). Das Manuscript der „Briefe über die Empfindungen" fiel Lessing auf; er soll es ohne Vorwissen des Verf. haben drucken lassen. Die Freundschaftsverhältnisse mit Abbt und Nicolai und somit Mendelssohn's Theilnahme an den literarischen Unternehmungen dieser Gelehrten beginnen mit dem Jahre 1761. Im Februar 1771 (?) erhielt M. den von der berliner Akademie schon im J. 1763 auf die Beantwortung der Frage über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften gesetzten Preis. Dennoch strich Friedrich der Große Mendelssohn's Namen, als ihm nicht gefallend, aus der Liste der neu zu erwählenden Mitglieder, auf welche M. nach Merian's und Sulzer's Vorschlag einstimmig von der Akademie gesetzt worden war. „Nur dann würde mich dies schmerzen", bemerkte der Philosoph, „wenn mich die Akademie nicht hätte annehmen wollen." Sein „Phädon", der im J. 1767 erschien, hatte ihn weltberühmt gemacht. Auch Lavater'n führte die Neugierde auf einer seiner physiognomischen Reisen zu dem jüdischen Weltweisen; er war verwundert, ihn bei Hrn. Bernhard mit Abwägen der Seide beschäftigt zu finden. Unter vier Augen rückte Lavater mit seinen Bekehrungsprojecten hervor, und war nicht wenig verwundert, Mendelssohn von dem moralischen Charakter Christi mit der größten Ehrfurcht sprechen zu hören. (Ebenso wunderte sich Prof. Büchler, neben Mendelssohn im Comptoir Klopstock's „Messias" und eine Bibel mit dem Neuen Testamente in einer Handbibliothek stehen zu sehen. „Wie den Homer und Virgil", sagte M. zu ihm, „so lese ich den Messias wegen seiner Schönheiten, und in dem Neuen Testamente gefallen mir besonders die Briefe des Apostel Paulus, weil sie voll von sittlich-religiösen Ideen sind.") Die Biographie gibt uns ausführlichere Nachricht von Lavater's Bekehrungsversuche bei M. Die Art, wie dieser jeder weitern Erörterung auswich, nöthigte selbst den zudringlichen Lavater zu öffentlicher Abbitte. 1778 gab Mendelssohn in Folge einer Auffoderung der preußischen Regierung die Sammlung jüdischer Ritualgesetze heraus und arbeitete eine deutsche Uebersetzung des Pentateuch (sowie später der Psalmen) aus. In demselben Jahre errichtete ein reicher Jude, Itzig der Vater, einer der jüdischen Banquiers, die sich im siebenjährigen Kriege ein glänzendes Vermögen erworben hatten, eine Freischule für arme Kinder, an deren mannichfaltigen Stiftungen M. großen Antheil hatte. Mittels einer Uebersetzung des Werkes: „Ueber die Juden" (von Manasse Ben Israel, dem Abgeordneten der amsterdamer Juden an Cromwell, mit welchem sie in Unterhandlung wegen der Aufnahme einer jüdischen Colonie in England traten), kämpfte Mendelssohn für die bürgerliche Freiheit seines Volkes (1782); dasselbe Ziel verfolgte seine bekannte Schrift: „Jerusalem" (1783), welche das Geschrei der Juden und Christen erregte. 1785 erschien der erste Theil seiner „Morgenstunden", philosophische Lehren enthaltend, welche er seinen Kindern und Freunden über das Dasein Gottes und die verschiedenen Systeme der Philosophen ertheilte. Der zweite Theil, welcher von dem Einfluß der Beweise des Daseins Gottes auf die Gesellschaft, von dem Naturrecht und dem moralischen Rechte handeln sollte, ist nicht erschienen. Den kränkelnden Mann tödtete der Streit mit Jacobi über Lessing's Spinozismus. Die Vertheidigung seines Freundes (in einem Briefe) war seine letzte Anstrengung. Eine leichte Erkältung machte seinem Leben (4. Jan. 1786) im nämlichen Jahre, in welchem Friedrich der Große starb, ein Ende. An seinem Todestage schlossen alle Juden in Berlin ihre Waarenlager und Comptoire, was sonst nur beim Tode ihres Oberrabbiners geschieht. Sie betrauerten in M. den Mann, der neben seinen andern großen Verdiensten auch das hatte, die Annäherung zwischen Juden und Christen, die wir heutzutage bemerken, zuerst eingeleitet zu haben. Die Juden sagten, daß nach Moses dem Gesetzgeber und Moses Maimonides sie nur Moses Mendelssohn gehabt hätten.

Mendelssohn war, nach der Schilderung seines Biographen, von kleiner Statur und verwachsen, aber sein Gesicht war voll Ausdruck und Lebendigkeit. Seine schwarzen Augen, seine gewölbte Stirn verkündigten eine seltene Einbildungskraft und ausgezeichnete Geistesgaben. Er trug einen kleinen Bart, nach dem Gebrauche der Juden seiner Zeit, und seine patriarchalischen Sitten vereinigten sich auf eine höchst angenehme Weise mit der Urbanität, die er dem Studium der Griechen verdankte. Treu beobachtete er alle Ceremonialgesetze seiner väterlichen Religion, und was uns sonst als abgeschmackt erscheint, muß, durch Mendelssohn vollbracht, eine eigne Würde erhalten haben. Wenigstens erzählte Campe dem Herausgeber mit Rührung von seinem Besuche bei ihm:

Der freundliche Gesellschafter, der seine Hauswirth stand etwa eine volle Stunde vor Sonnenuntergang von seinem Sitze auf, trat auf uns zu und sagte: „Meine Damen und Herren, ich gehe nur in mein Nebenzimmer, um meinen Sabbath zu empfangen, und bin dann gleich wieder in Ihrer Mitte." Mit einem unnennbaren, heiligen Gefühle begleiteten unsere Blicke den liebenswürdigen Philosophen in seine Andachtsstube, von wo er nach einer halben Stunde mit derselben Freundlichkeit zu uns zurückkehrte. Nun ward er von seiner streng religiösen Hausfrau abgelöst; diese empfahl sich, ging zur Familie,

Wasser und Schlamm durch Schwemmkanäle an den Fuß und in die nächsten Bäche und Flüsse geschafft werden.

Die Kosten der Anlage betragen 20 000 Mk. und die Unterhaltungskosten jährlich 1000 Mk. Diese Summe wird von der Gemeinde Ober-Ramstadt, deren Gemarkung die Anlagen zum größten Teil berühren, getragen.

Die Wasserversorgung der Stadt Darmstadt ist eine sehr gute. Das Wasser wird aus 3 Quellen gewonnen, die in der Nähe des Dorfes Eberstadt liegen. Die Quellen sind gefaßt, das Wasser wird durch Pumpen gehoben und in 2 Hochbehälter geleitet, die auf dem Hügel, auf dem das Schloß Frankenstein liegt, erbaut sind. Die Hochbehälter haben eine Höhe von 30 m über dem Straßenpflaster der Stadt. Das Wasser wird durch Rohrleitungen in die Stadt geleitet und verteilt sich in 2 Rohrnetze, die durch Schieber getrennt werden können. Das Wasser ist sehr weich und hat eine Temperatur von 10° C. Es ist sehr gut zum Trinken und Kochen geeignet. Die Quellen liefern 1200 cbm Wasser in 24 Stunden. Der Verbrauch beträgt 1000 cbm. Es ist also noch ein Überschuß von 200 cbm vorhanden. Die Stadt hat 72 000 Einwohner. Es kommen also auf den Kopf der Bevölkerung 14 l Wasser. Dieses Quantum ist ausreichend, wenn man bedenkt, daß in Berlin 100 l auf den Kopf der Bevölkerung kommen. Die Kosten der Anlage betrugen 1 Million Mk. Die Unterhaltungskosten betragen jährlich 20 000 Mk. Die Gemeinde Eberstadt, in deren Gemarkung die Quellen liegen, hat jährlich 1000 Mk. Wasserzins zu bezahlen. Die Stadt Darmstadt hat ferner noch 2 Quellen in Arheilgen, die 1000 cbm Wasser in 24 Stunden liefern. Diese Quellen sind gefaßt und das Wasser wird durch Pumpen gehoben und in einen Hochbehälter geleitet, der auf dem Hügel, auf dem das Schloß Frankenstein liegt, erbaut ist. Der Hochbehälter hat

freien, christlichen Staats- und Volkslebens, in allen Formen des positiven Rechts, die eben aus den geistigen Elementen eines christlichen Volkslebens hervorgehen und diese schützen und aussprechen können; er wird ebendeshalb alle Die zu Gegnern haben, die entweder dem Christenthum oder der Freiheit fremd oder feindlich gegenüberstehen.

Wie aber schon der Titel des vorliegenden Werkes besagt, so sind die Geschichte der christlichen Elemente des deutschen Volkslebens, die Art, wie sie sich auf dem Gebiete des positiven Rechts, in der Kirche geltend gemacht und entwickelt, die wechselnden Verhältnisse der Kirche zum Staat oder vielmehr der religiösen oder geistlichen zu den weltlichen Organen des Staatslebens, und endlich der Kirche zu der christlichen öffentlichen Meinung der Gegenstand seiner Untersuchungen. Bei der Lösung dieser Aufgabe dürfte er sich aber als Rechtsgelehrter auch noch gegen solche Theologen zu verantworten haben, welche den Laien überhaupt von dem Gebiete theologischer und besonders dogmatischer Untersuchung ausgeschlossen wissen wollen. Ohne nun zu entscheiden, inwieweit dieser Grundsatz nöthig oder wohlthätig sein mag — bis zu einem gewissen Punkt erkennen wir ihn allerdings an —, wollen wir nur bemerken, daß bei einer Untersuchung wie die vorliegende, die dogmatische Seite der Sache von der rechtlichen durchaus nicht zu trennen ist, und daß es daher keinen andern Ausweg gibt, um sie genügend durchzuführen, als daß entweder ein Theolog im juristischen Gebiet oder ein Jurist im theologischen Gebiete sich eindränge, und beide löblichen Facultäten müßten sich endlich doch wol dazu verstehen, die Entscheidung über die Berechtigung des Eindringlings davon abhängen zu lassen, ob er sich auf dem fremden Gebiet als ein Einheimischer und Kundiger erweise.

Da Ref. seinerseits weder Jurist noch Theolog ist, so kann er sich auf eine genauere kritische Beurtheilung dieser Schrift nicht einlassen, sondern nur versichern, daß er in dem juristisch-theologischen Theil einen Reichthum von klarer faßlicher Belehrung über so wichtige Gegenstände gefunden und die Ueberzeugung erworben hat, daß wenige Leser das Buch ohne eine ähnliche Erweiterung ihres Wissens und Berichtigung ihrer Ansichten aus der Hand legen werden. Was aber die eigentlich historische Seite der Untersuchung betrifft, die wir eher in unsere Gerichtsbarkeit zu ziehen berechtigt sind, so läßt sie zwar durchaus keinem erheblichen Tadel Raum, sondern gibt eine lebendige, klare, richtige Uebersicht der Entwickelung der innern und äußern Verhältnisse der katholischen Kirche bis zur franz. Revolution, mit besonderer Beziehung auf Deutschland; doch liegt es in der Natur der Sache, daß der mit diesem Theile der Geschichte überhaupt bekannte Leser gerade keine neuen Aufschlüsse oder ausführliche Darstellung hier erwarten kann; desto mehr Anerkennung aber verdient es, daß der Verf. sich nicht einen Augenblick von dem wahren historischen Standpunkt entfernt, der eigentlich kein anderer ist als der wahrhaft evangelisch-christliche; dies bewahrt ihn nicht nur vor der Einseitigkeit protestantischer oder katholischer Ansichten im engern Sinne, sondern auch vor der haltungslos willkürlichen falschen Unparteilichkeit, welche in neuerer Zeit als Frucht rationalistischer Ansichten in sonst sehr verdienstlichen Werken über die Reformation vorherrscht.

So genügend uns nun aber auch die Art erscheint, wie der Verf. die drei wichtigen Seiten seiner Aufgabe, die theologische, juristische und historische, behandelt, so scheint er uns dagegen eine andere Seite, die gerade in seiner Ansicht, seinem Standpunkt eine ganz besondere Bedeutsamkeit haben müsse, zu sehr vernachlässigt zu haben. Es wäre nämlich durchaus nothwendig gewesen, neben der Entwickelung des christlichen Geistes der öffentlichen Meinung der christlichen Völker in ihrem eigentlichen, gleichsam officiellen Organe, der Kirche, auch die oft sehr abweichende Entwickelung und Gestaltung dieses Geistes bei den verschiedenen Völkern und den verschiedenen Volksclassen, ausführlicher darzustellen; und eben eine solche Darstellung vermissen wir hier; obgleich, wie sich von selbst versteht, z. B. die Bedeutung der Reformation als einer Reaction des christlichen Geistes des Volkes, besonders des deutschen Volkes, gegen den bis zur Unchristlichkeit entarteten Geist der Kirche, keineswegs übersehen ist. Aber eben die allmälige Entwickelung der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete, unabhängig von oder im Gegensatze zu den Gelehrten bis zur Reformation und seit der Reformation verdiente eine viel umfassendere und mehr ins Einzelne gehende Untersuchung, die namentlich auch in den Dichtungen, Sagen, Erzählungen und Sprüchwörtern des Volkes reichlichen Stoff finden würde. Ein anderer Vorwurf, den wir dem Verf. machen müssen, bezieht sich auf die Eintheilung seines Werkes, oder vielmehr darauf, daß er denjenigen Theil desselben, welcher der Natur der Sache nach am wenigsten allgemeines Interesse haben kann, der gleichsam die Vorarbeit, die Grundlagen enthält, isolirt voranschickt; doch würden wir natürlich diesen Tadel zurücknehmen, wenn er den zweiten Theil, worin die wichtigsten Elemente und Interessen unserer Zeit abgehandelt werden müssen, bald nachfolgen läßt.

Der Gang, den der Verf. bei seinen Untersuchungen befolgt, geht aus einer kurzen Uebersicht des Inhalts hervor. Die Einleitung handelt von dem nationalen Standpunkte des Rechtsgelehrten und gibt insofern auch wieder die beste Rechenschaft von dem eignen Standpunkte, den der Verf. als Rechtsgelehrter behauptet, und der hoffentlich mit der Zeit der allgemeine aller deutschen Rechtsgelehrten werden wird, weshalb wir eben diese Einleitung der besondern Erwägung der Leser empfehlen. Das erste Capitel entwickelt den Begriff und die Geschichte des nationalen Grundes der christlichen Kirche theils im Allgemeinen, theils insbesondere bei den germanischen Völkern, und zunächst dem deutschen Volke, bis auf die neueste Zeit; wobei denn auch die verschiedenen Elemente und Richtungen unserer Zeit gewürdigt und die Hoffnung ausgesprochen wird, daß die Zukunft alle bessern Elemente unserer Nation immer mehr in dem neubelebten Geiste des evangelischen Christenthums vereinigen werde. Richtig und eigenthümlich scheint uns des Verf. Ansicht über Göthe, daß er nämlich, obgleich er dem vorherrschenden Unglauben seiner Zeit angehörte, dennoch wesentlich zur Beförderung des künftigen Sieges der christlichen Elemente und Gesinnung beigetragen habe durch die entschieden klare, thatsächliche Richtung seines Geistes, der jedes willkürliche, um historische und naturhistorische Grundlagen unbekümmerte Spiel der Einbildungskraft oder des Verstandes haßte und ausschloß. Es hätte aber, um Göthe selbst dem Christenthume zuzuwenden, weiter nichts bedurft, als daß er dieselben Grundsätze, denselben Geist, mit dem er fast alle Zweige und Gebiete des Natur- und Menschenlebens umfaßte, auch auf das Gebiet der geoffenbarten Geschichte hinübergetragen hätte. Aber gerade hier machte er eine Ausnahme, von dem Geiste der Zeit, in welche seine eigentliche Entwickelungsperiode fiel, fortgerissen. Das zweite Capitel enthält die Geschichte der Entwickelung der ältern und katholischen christlichen Kirche in ihren Lehrbegriffen und in ihren äußern Verhältnissen bis auf die franz. Revolution, oder in Beziehung auf Deutschland bis auf die vergeblichen Bestrebungen des Episcopalsystems gegen das Curialsystem in der emser Punctation und den Reformen Josephs II., so weit sie dahin einschlugen. Der dritte, vierte und fünfte Paragraph enthalten insbesondere eine ausführlichere Darstellung Dessen, was nach des Verf. Ansicht als eigenthümliches und von ihr selbst als solches anerkanntes Wesen und Inbegriff der katholischen Kirche und ihrer Lehren gelten kann, und hier werden auch solche Leser, denen Carové's Werk über diesen Gegenstand bekannt ist, genug Stoff zu Belehrung und Nachdenken finden, aber auch die Ueberzeugung, daß es unmöglich ist, sich auf diesem Gebiete mit der katholischen Kirche, selbst ohne geheimen Rückhalt von ihrer Seite, zu verständigen. 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 190. — 8. Juli 1832.

Moses Mendelssohn. Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn. Herausgegeben von J. Heinemann.

(Beschluß aus Nr. 189.)

Von dieser Nachlese zu Mendelssohn's Biographien schreiten wir zu einigen Andeutungen über den weitern Inhalt der Sammlung. Diese eröffnet eine „Andachtsübung" (für M.'s Freund Friedländer, zum Behufe eines Lesebuchs 1779 verfertigt), kurz, aber voll Geistesblitze.

Tyrannei und Wollust (heißt es in diesem Aufruf zu Gott) vollstrecken deine göttlichen Befehle wie Donner und unterirdisches Feuer. Zuletzt muß sich alles Uebel, das sittliche sowie das physische, in Gutes verwandeln, und Alles, Alles in deine große Harmonie einstimmen, die aus dem Ganzen des Weltalls zu deinem Lobe erschallet.

Der zweite Aufsatz ist ein „Sendschreiben an einen deutschen Erbprinzen" (Berlin, 25. Jan. 1770). Es enthält eine sehr karge Auseinandersetzung der Gründe, warum M. die Autorität des Neuen Testaments nicht anerkennt und beim mosaischen Glauben beharrt, und ist durch die zwei an den jüdischen Philosophen von dem (ungenannten) Prinzen gerichteten Fragen veranlaßt: 1) Was hat ein unter dem mosaischen Gesetze lebender Weltweiser für Gründe, die historischen Beweise des Alten Testaments anzunehmen und die des Neuen Testaments zu verwerfen? 2) Aus welchem Grunde ein solcher die Zeugnisse für den Glauben der Christen verwerfe, die in dem Alten Testamente vorkommen und unter dem mosaischen Gesetze selbst als göttliche Eingebung verehrt worden sind? Der Standpunkt, auf welchen sich M. in dieser Abhandlung stellt, wurde ihm freilich durch den Zustand der christlichen Theologie seiner Zeit von selbst angewiesen, und es konnte ihm nicht schwer werden, zu zeigen, daß das System der strengen Orthodoxen in Vielem vernunftwidrig sei, und zugleich anzudeuten, daß der ihm entgegenstehende Rationalismus kein Christenthum mehr sei, ja mit der mosaischen Religion noch leichter zu vereinbaren als mit den Urkunden des Neuen Testaments. Daß es ein Drittes geben könne, schien M. nicht einmal für möglich gehalten zu haben. Uebrigens rührt diese Abhandlung durch den Ton der innigsten Ueberzeugung, der in derselben herrscht.

Ich nehme mir die Freiheit (sagt er), Streitigkeiten über die Auslegung mancher Schriftstellen als gelehrte Spielwerke zu betrachten und mich zuweilen damit zu belustigen. Aber Gott sei meiner armen Seele gnädig! ich kann den Grund zu meiner ewigen Glückseligkeit nicht aus einem räthselhaften Traume Daniel's herauszifferu oder aus der erhabenen Poesie eines Propheten herauscommentiren. Diese Schriften sind uns zur Erweckung des Herzens, aber nicht zur Belebung des Verstandes gegeben. — — Unser gemeinschaftlicher Vater wird uns nach unserm Gewissen richten. Er kann kein Herz verwerfen, das ihn inbrünstig liebt, und wenn es irret, nur aus Unwissenheit, nicht aus Bosheit irrt.

Unter den folgenden fünf, zum Theil früher schon gedruckten Aufsätzen zeichnen wir den ersten (ungedruckten?) aus: „Gibt es natürliche Anlagen zum Laster?" (S. 39—47.) M. erscheint hier, wie zu erwarten war, als ein entschiedener Gegner der Erbsünde, der alles Böse vorzugsweise aus dem Mangel an Erkenntniß ableitet, mithin zu einem Verstandesfehler macht. Das Laster besteht nach ihm in dem Uebermaß der Begierde über den Verstand. „Mangel des Verhältnisses zwischen Einsicht und Begierde bringt bei Uebermaß der Einsicht stoischen Kaltsinn, bei Uebermaß der Begierde Lasterhaftigkeit hervor." Der Verf. verbreitet sich sodann mit seltenem Scharfsinn über die mancherlei Arten des Verstandes.

Der gutmüthige Dummkopf muß eine Art von Einsicht besitzen, die dem verschlagensten Schurken fehlt. Jener erkennt, daß der Mensch nicht glückselig sein kann, ohne Glückseligkeit zu befördern. Er weiß vielleicht nicht, wie er es anfangen muß, Anderer Glückseligkeit zu befördern, und wählt vielleicht die unschicklichsten Mittel. Indessen empfindet er doch, daß der Mensch nicht genießen könne, wenn Andere leiden; ja daß er selbst genieße, je mehr er genießen läßt. Kann Cäsar Borgia mit aller seiner teuflischen Klugheit diese Einsicht, diese sittliche Art von Verstand gehabt haben?

M. entwickelt sofort die Unterscheidung des Sprachgebrauchs zwischen Verstand und Herz, Klugheit und Gutmüthigkeit. Hierbei macht er die besonders heutzutage, wo das Terminologisiren der Systeme kein Ende nimmt, nicht genug zu beherzigende Bemerkung: „Die Philosophie kann zwar mehr Scharfsinn haben, aber selten hat sie mehr Witz als der gemeine Sprachgebrauch. Sie sollte das nicht wieder auseinanderwerfen, was jener auseinandergesetzt hat." Er zeigt sodann, wie in Absicht auf Selbstliebe Klugheit und Weisheit zusammenfallen, und Thor und Schurke nicht mehr zu unterscheiden ist, weil wir Alle den guten Willen haben, unser Wohl zu befördern.

Wir sündigen wider die Selbstliebe oder übertreten die Pflichten gegen uns selbst mehrentheils durch eine Art von Rechnungsfehler. Das Gegenwärtige wirkt heftig; der Wollüstige opfert ihm das Zukünftige auf und wird es sicher bereuen, wenn das Gegenwärtige vergangen sein und die Zukunft herannahen wird ... der Filzige macht falsche Rechnung. Seine Einbildungskraft stellt ihm seine Bedürfnisse größer und seine Kräfte geringer vor als sie sind, und er glaubt in jeder Ausgabe seinen künftigen Mangel vorauszusehen.

M. mag mit dieser Behauptung Recht haben, aber er vergißt, daß bei dem Lasterhaften sehr häufig jener Rechnungsfehler ein verschuldeter ist und nicht von der ursprünglichen Schwäche des Verstandes, sondern daher rührt, daß der Verstand durch augenblickliche Begierde oder auch herrschende Willensverkehrtheit sich gegen besseres Wissen und Gewissen hat unterdrücken lassen. Ist dem wirklich so — und wer wollte es leugnen? — so fällt damit auch die in dieser Abhandlung vertheidigte Meinung, daß die ausschließliche Quelle des Lasters der Mangel an Erkenntniß sei. Sehr schön und wahr ist dagegen, was M. noch weiter über die Tugenden der Selbstliebe sagt:

Die Gewalt über die Empfindung und das Vermögen, ihren Eindruck durch die Vernunft zu schwächen, ist Stoicismus; die Fertigkeit, das Abwesende mit der Lebhaftigkeit des Gegenwärtigen, das Uebersinnliche mit der Lebhaftigkeit des Sinnlichen zu empfinden: Enthusiasmus. Man sieht hieraus, warum auch zu den Tugenden der Selbstliebe ein gewisser Grad des Enthusiasmus gehört, damit auf der andern Seite der Stoicismus nicht übertrieben werde. — Das Vermögen, Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen, dieses ist das große Geheimniß, das Derjenige besitzen muß, der zu der Höhe heroischer Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat. — Vielleicht hat es nicht wenig zu Hervorbringung heroischer Tugenden beigetragen, daß die alten Verfassungen Beides so sehr begünstigten, den Stoicismus von der einen, den Enthusiasmus von der andern Seite (jenen in den Schulen, diesen in den schönen Künsten.)

Wir haben diese Abhandlung (die vom August 1784, mithin eine von den spätesten Arbeiten des Philosophen ist) ausführlicher analysirt, weil wir sie für den Hauptschmuck der ganzen Sammlung halten, und weil schon durch sie allein Mendelssohn auf den Namen eines Sokratikers mit Recht Anspruch machen könnte, wie denn auch in ihr eine echt sokratische Frage (ἡ ἀρετὴ πότερον εἴη διδακτὸν ἢ φυσικόν) behandelt wird, und selbst der Styl an die anmuthigsten Partien der „Memorabilien" des Xenophon erinnert.

Die zwei folgenden Aufsätze: „Von der Herrschaft über die Neigungen" und „Zufällige Gedanken über die Harmonie der innern und äußern Schönheit" (S. 48—66), sind, nach des Herausgebers eigner Bemerkung, mehr bloße Entwürfe, von deren einzelnen Ideen der Verf. in seinen nachherigen Schriften, namentlich in den „Briefen über die Empfindungen" Gebrauch gemacht hat. Die zwei letzten Aufsätze sind schon bekannte Vorreden (zu den „Morgenstunden" und der „Rettung der Juden"), von welchen jedoch die zweite den meisten Lesern neu sein dürfte.

Sehr willkommen müssen die „Unterhaltungen mit Mendelssohn, aus der Erinnerung niedergeschrieben von David Friedländer", sein, deren erstes Fragment eine Reihe der sinnvollsten Variationen über das Paradoxon: „Der Mensch liebt die Veränderung und hängt an dem Gewohnten", enthält, und demnächst die vorurtheilsfreieste Vertheidigung — der Vorurtheile (S. 104—107). Auf diesem Wege wendet sich das Gespräch unerwartet auf die Lecture der heiligen Schriften, über die der wahrhaft fromme jüdische Rationalist mit ehrfurchtsvoller Freude sich äußert (S. 107—111). Das zweite Fragment (S. 112—146) enthält zum großen Theil Ergebnisse aus Gesprächen mit jüdischen Rechtgläubigen und Freidenkern. Hier zum Kosten nur Eine Stelle:

Der scharfsinnige Kant hat irgendwo ein glückliches Wort ausgesprochen: Die Vernunft ist baufällig. Wenn das Gebäude ganz fertig ist, fällt es dem Bauherrn aus unwiderstehlicher Wißbegierde ein, es wieder ganz abzutragen, um zu untersuchen, ob es wol auf sicherm Fundamente ruhe. — Ganz anders verhält es sich mit dem Grundbesitzer, der sein Eigenthum, d. h. sein Religionssystem, endlich auf Glauben ansichgebracht oder sich selbst ein für alle Mal auf ewige Zeiten zusammengezimmert hat. Ruhig im Besitze seines Gebäudes, will er nichts angerührt wissen, kein Pfeiler soll untersucht, kein Schnörkel angetastet werden. Wer sich das unterfängt, ist ihm ein Gebietsverletzer, Zerstörer, Mordbrenner.

Auf mancherlei kleinere, theils ungedruckte, theils selten gewordene Reliquien (besonders Briefe) folgen endlich reichliche Mittheilungen aus dem (schon gelegentlich gedruckten) Briefwechsel Mendelssohn's mit Lessing (S. 182—330), Abbt (S. 344—413) und Hamann (S. 414—423). Hier hätte vom Herausgeber mehr gesichtet werden können. Wenn solche Briefe zum ersten Male gedruckt werden, so begreift man, daß bei großen Männern jedes Wort, das sie niedergeschrieben, mag es auch noch so unbedeutend sein, als ein theueres Vermächtniß mitgetheilt wird; warum aber in einem Wiederabdruck (zum Behufe der Belehrung) die gleichgültigsten Verhandlungen über Personen, Geldverhältnisse u. dgl. wiederholen und das Buch dadurch unnöthig anschwellen? Von der Abbt'schen Correspondenz hätten unbedenklich Dreiviertheile, und von den Briefen an und von Lessing wenigstens ein Viertheil wegbleiben können; überhaupt sollte kein Brief aufgenommen sein, in welchem nicht eine allgemeine geistreiche Ansicht entwickelt oder doch ein und der andere Kerngedanke ausgesprochen ist. An Beidem fehlt es nun, mitten zwischen viel Unnöthigem, allerdings nicht. Mit wahrer Lust lesen sich die Urtheile über Rousseau (S. 189), über das Burleske (S. 192), über den „Messias" (S. 201); das ausführliche ästhetische Briefgespräch über Bewunderung und Mitleiden (S. 203—247) enthält noch viele der Befruchtung fähige Samenkörner. Was Mendelssohn von dem Gewäsche über das Erhabene (vor Kant, S. 257, vgl. Lessing S. 266), was er von Klopstock's unglücklichen Tragödien „Adam" und „Salomo" (S. 262 u. 395) hält, was er mit Lessing über Spinoza verhandelt (S. 298—307), ist an Interesse dem Frischesten aus der neuesten Literatur gleichzustellen. Und wer fühlte sich durch folgende Stelle (an

dem Grundsatze in §. 47/50 nicht gehalten, da nehmlich §. 50 eine andere Bestimmung enthalten ist.

Wenn nun §. 50 sagt, daß Jeder, der sich in Ausübung seiner Amtspflichten Vergehungen oder Verbrechen zu Schulden kommen lasse, nach den Gesetzen bestraft werden solle, so ist dieß eine Bestimmung, die sich von selbst versteht, und die nicht nöthig gewesen wäre, in das Gesetz aufzunehmen, wenn nicht §. 47 eine Ausnahme davon machte, und wenn nicht §. 47 eine Ausnahme davon machte, und wenn nicht §. 47 sagte, daß Jeder, der sich in Ausübung seiner Amtspflichten Vergehungen oder Verbrechen zu Schulden kommen lasse, nach den Gesetzen bestraft werden solle, so ist dieß eine Bestimmung, die sich von selbst versteht, und die nicht nöthig gewesen wäre, in das Gesetz aufzunehmen,

Nun hat der Verf. die Wahrheit, diese Früchte aufzuzählen und nachzuweisen, wie die Altbaiern zuvörderst ihren letzten Agilolfinger ruhig haben von Karl dem Großen gefangen nehmen sehen, ja ihn selbst angeklagt, zum Theil mit zum Tode verurtheilt haben, wie sie die Probe des Patriotismus bei dem Sturze des Welfenhauses 1179 schlecht bestanden, und wie sie im Volksglauben den Wittelsbacher Arnulf vom Teufel holen lassen. Aber dennoch könnte man den Patriotismus der Altbaiern von dem Beginne ihrer eigentlichen Wittelsbacher 1180 datiren. Allein dann könnte er eigentlich nur in den fünf oder sechs wittelsbachischen Grafschaften, auf welche das Herzogthum fundirt wurde, stattgefunden haben, dem dreißigsten Theile etwa des jetzigen Königreichs. Wie sei der Patriotismus plötzlich in das übrige Altbaiern hineingekommen. (Der Verf. hätte billig in unsern Cholerazeiten an Ansteckung denken können, und wer weiß, findet sich nicht irgend eine Beweisstelle dafür in dem 50—100. Bande der „Monumenta", der Akademieabhandlungen und der Gesellschaftsschriften der acht Kreisgeschichtsvereine?) Aber der böswillige Verf. findet gar, daß die Altbaiern ihre geliebten Wittelsbacher nicht viel besser in Ehren gehalten als die Welfen und Agilolfinger, daß sie in der gamelsdorfer Schlacht unter dem berühmten Kaiser Ludwig dem Baier nur zum geringsten Theil auf der Seite ihrer angestammten Fürsten gefochten, daß Ludwig sich vor der Zweideutigkeit der Münchner nach Augsburg flüchten mußte, daß dieses den Kaiser gar verrathen und ausliefern wollten, daß den großen Sieg bei Mühldorf drei Franken gewonnen hätten: Schweppermann, Rindsmaul und Burggraf Friedrich von Nürnberg. Diese Angriffe auf den Patriotismus der Altbaiern werden nun bis auf die sendlinger Bauernschlacht, die ebenfalls keine Gnade findet, bis auf Karl VII. und Karl Theodor fortgeführt. Wenn man nun den Verf. fragen wollte, wie Cardinal Hippolit den Ariosto: „Aber, Meister Ludwig, sagt mir, wo habt ihr alles dies närrische Zeug her?" so steht schon die Antwort fertig und auf dem Papier, nämlich: „Aus den meistentheils wörtlich abgedruckten echten alten Quellen." Dem modernsten Patriotismus, wie er in obbesagten Adressen spukt (man liest in den jetzt preßfrechen Lügenblättern freilich, wie solche Adressen geschmiedet, bezahlt, den Adressirenden invita Minerva auf- oder abgequält worden sein sollen) will der Verf. gar Unmoralität Schuld geben, da die Wasserburger Winke des Königs sogar über Eidschwüre zu beachten sich anheischig gemacht hätten. Das Uebermaß solcher Betheurungen sei der schlechteste und unsicherste Beweis von der Liebe der Völker zu ihren Königen und wäre eben oft ganz nichtssagend, denn wenn die acht Gautinger alle Feinde des Königs zu vernichten sich anheischig machten, so wolle der Verf. dies ganz allein und in einer halben Secunde sogar thun, weil der König gar keine Feinde habe. Gern schrieben wir noch den Schluß des Ganzen ab, der zur Sühne zwischen Alt- und Neubaiern räth, damit nicht auch einmal ein Spruch erscheine wie dort den zwei vor Salomo's Throne um ein todtes und lebendiges Kind sich streitenden Weibern: „Theilt das lebendige Kind in zwei Theile und gebt dieser die Hälfte und jener die Hälfte." Quod deus avertat! (Ein Pröbchen von solchem altbairischen Patriotismus ist, und nicht zum Ueberfluß, auf den Innenseiten des Umschlags abgedruckt; aber der Verf. hat auch da das Polemisiren nicht lassen können.) Wir sind begierig zu erfahren, ob die Lectien aus der Geschichte den hyperpatriotischen Zungen der Altbaiern ein Papagenoschlößchen angelegt habe! Sonst möchte man wirklich einen jeden solchen an die Leine wünschen.

Nr. 2. Die deutschen historischen Vereine können in stumme oder verstummte und redende eingetheilt werden; so auch die acht oder neun bairischen. Der des Rezatkreises, der im vorigen J. eine Generalversammlung zu Ansbach gehalten, ist ein redender, und zwar durch das Organ des Vereinsanwalts und Conservators, des Ritters Heinrich von Lang, dessen vorjährigen Berichts bereits in d. Bl. gedacht worden ist. Der diesjährige (50 S.) enthält erstlich den Personal-, dann den Realanwachs der Gesellschaft an eingelieferten Geschenken für die Vereinsbibliothek. Es ist gut, daß dieser Ausweg der Theilnahme am Vereine für Solche gefunden worden ist, denen Zeit oder Umstände nicht erlauben, durch eigne Arbeiten thätiger für den Zweck zu sein. Dann wird eine kurze Anzeige gegeben über eine eingelieferte treffliche Stadtstatistik von Wendingen, über einige neuere Ausgrabungen im Kreise (S. 11 wird bemerkt, daß die so berühmten obotritischen Alterthümer zu Prillwitz, welche Wagen, Masch, Potocki so gelehrt erklärt, eingestandenes Machwerk eines Goldschmieds Sponholz gewesen!), dann Beiträge zur Geschichte des Rezatkreises unter den Römern aus Redenbacher und Buchner, und sehr merkwürdige Auszüge aus einem handschriftlichen Ordnebuche des ansbacher Nachrichters v. J. 1575—1603; auf 100,000 Seelen jährlich 16 Todesstrafen, die vielen Folterungen gar nicht gerechnet! Für die Druden oder Hexen wurde 1591 ein eigner Drudenhenker bestellt. Wir heben nur das J. 1587 heraus, wo es heißt: 69 zur Folter, 10 zur Territion, 10 zum Daumenstock, 26 zum Staubbesen, 32 Hinrichtungen, darunter der Schulmeister Kern wegen Ehebruchs, 2 Brandmarkungen mit Hirschgeweih, 1 zum Fingerabhauen, 3 Hexen zu Emskirchen mittels Feuers. Gräßlich sind S. 22 die Witze und sprüchwörtlichen Redensarten, welche man für jede Form der Folter und der Strafen erfunden hatte.

Außer einigen andern, hier im Auszuge wiedergegebenen Mittheilungen, die zum Theil für die Rechtsgeschichte Deutschland gewiß nicht unwichtig sind, folgt noch ein Aufsatz des Ritters von Lang von allgemeiner Wichtigkeit: „Blicke vom Standpunkte der slawischen Sprache auf die älteste Geschichte und Topographie von Franken," die um so dankenswerther sind, als der Verf. lange vorher, ehe er seine hammelburger Reisen machte, unter den Slowaken in Trentschin gewesen, durch Slawonien und Serbien bis nach Belgrad gekommen, dann über Polen zurückgekehrt ist, die böhmischen, istrischen und krainischen Lande und den Patriarchen Dobrowsky kennen gelernt hat. Es ist erstaunlich, wie viel Aufklärung unsere deutsche Sprache, Geschichte und Topographie aus dem Slawischen erhält, wenngleich der Verf. nicht jede seiner Worterklärungen für unumstößlich gehalten wissen will. Er ordnet in dieser Abhandlung seinen Stoff nach folgenden Rubriken: Wörter, welche sich auf Grund und Boden beziehen, auf Erscheinung und Witterung, Gebäude, Kleider, Ackerwerkzeuge, Hausgeräth, Gewächse und Producte, Thiere, Haus- und Familienstand. (Wer denkt nicht bei Lotterbube, Petschaft, Schabernack, Schmatzen u. s. w. an den slawischen Ursprung?) Noch interessanter und überraschender sind die Untersuchungen über die Eigennamen — da kann man unter andern auch die Namen Pölitz, Rüder, Reisle, Sickler, Stieler, Thiersch (ein Verwegener, Kühner), Starck, Weigel, Lessing, Kotzebue (oder aus Kottbus ist?), Maltitz, Hassel, Hauser (der Gänserich), Hertel, Grüber, Goeß (die Gans), Krünitz, Perez u. s. w. erklärt finden —, der Menschen und Orte. Ob nicht mitunter gegen Dobrowsky's vom Verf. selbst angeführte Regel: man müsse nicht auf eine slawische Ableitung überspringen, wo auf deutschem Grund und Boden eine deutsche näher liege, auch vom Verf. zu weit gegangen ist, mögen Sprachkundigere untersuchen. Wir verwahren uns noch schließlich, aus der Zusammenstellung beider Schriften, oder wie man aus einer gewissen historischen Semiotik thun möchte, zumal wenn man eine Aeußerung von Lang's in seinem Artikel im „Conversations-Lexikon" über den altbairischen Antagonismus gegen die Neubaiern beherzigt, auf die Identität ihrer Verf. hingedeutet haben zu wollen, und erinnern an die obige Aeußerung des münchner Weltweisen. 20.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 191. — 9. Juli 1832.

Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Drei Bände. Berlin, Reimer. 1829. 8. 6 Thlr.

Die Anzeige Jean Paul'scher Briefe so lange aufzuschieben, ist ein kritisches Vergehen, eine That oder eigentlich Unthat, deren Rechtfertigung um so schwerer wird, da sie wirklich unmöglich ist. Ref. versucht solche daher gar nicht, sondern sucht den geneigten Leser vielmehr zu rühren, indem er ihn auf den starren Schreck des erwachenden Gewissens hinblicken läßt, womit Schreiber dieses die Jahreszahl 1829 soeben aus der Feder schleichen ließ. Einige Entschuldigung findet sein geängstetes Herz in dem Umstande, daß ein anderer nicht minder thätiger Mitarbeiter d. Bl. in der Versäumniß schon bedeutend vorgearbeitet hatte und böse Beispiele leider zu leicht befolgt werden. Ferner ist Karl X., der schon so Vieles zu verantworten hat, auch hierbei nicht ohne Schuld, indem er durch die bekannten Ordonnanzen nicht nur unzählige Federn in Bewegung gesetzt, sondern auch die des Ref. auf eine Zeitlang völlig außer Thätigkeit gebracht hat. Wie dies zugegangen, soll der Leser bei einer andern Gelegenheit erfahren, jedoch nur auf die Bedingung völliger Amnestie.

Ist inzwischen dieser Briefwechsel auch schon etwas alt geworden, so ist er doch noch recht frisch geblieben, wie denn Jean Paul seine Pflanzungen mit so viel Immergrün auszustatten pflegte, daß ein allzu frühes Verwelken nicht zu besorgen ist. Freilich naht allmälig eine Zeit heran, wo der Eindruck seiner Werke weniger allgemein und tief sein kann; der Grund davon ist aber weniger in ihrem Inhalt als in ihrer Form zu suchen, und er hat vor vielen noch lebenden, einst beliebten Schriftstellern den Vorzug, daß er doch nicht so früh als sie, daß er wenigstens nicht vor seinem Tode gestorben ist.

Die Trefflichkeit Jean Paul's beruht wesentlich auf den herrlichen Eigenschaften seines Herzens, das an warmer Liebe, kindlicher Reinheit und tiefem Gefühl nicht seines Gleichen hat; auf seiner glühenden, hinreißend lebhaften Phantasie; seinem sprühenden Witz; dann auf seiner ungemeinen Belesenheit und der Art, wie er sie zu benutzen und zu verarbeiten verstand; endlich auf dem tiefen Blick, mit dem er die innersten Gemüthsregungen des schwachen, in einer kleinen, untergeordneten Sphäre lebenden bedrängten Menschen durchschaute, und dem Talent, diese Anschauungen im höchsten Schmuck und Farbenschimmer zu lebhaften Bildern umzugestalten. Diese Eigenschaften machten ihn zu einem liebenswürdigen, glänzenden, eigenthümlichen und tiefen Schriftsteller. Dagegen fehlte ihm, was den Stoff betrifft, die Fülle der selbstangeschauten Gegenstände und die Ruhe der Betrachtung, und hinsichtlich der Darstellung die Bestimmtheit der Formen und die Kunst harmonischer Anordnung. Seine Werke sind, obwol unendlich bunt modulirt und reich im Einzelnen, doch monoton und arm im Ganzen; vielen seiner nur unter neuen Namen zu oft wiederkehrenden Gestalten fehlt die objective natürliche Wahrheit, mehre von ihnen leiden an krankhafter Gefühligkeit, sie sind nicht Geschöpfe und Bürger des Lebens, sondern der subjectiven Anschauungswelt Jean Paul's, sie sind nicht umschrieben von den reinen, scharf bestimmten Linien der Natur und beleuchtet von dem hellen Lichte des Tages, sondern umflorte, ineinanderfließende Nebelgestalten, von des Dichters bengalischem Farbenfeuer beglänzt. Ja, bei dem unendlichen Reiz des Einzelnen entbehren seine Werke doch den höchsten Reiz, den Reiz der plastischen, harmonisch vollendeten Gestaltung. Es muß daher bezweifelt werden, ob Jean Paul den Ruhm, den er bei der Mitwelt errungen, auch bei der Nachwelt behaupten werde. Er selbst hat dieser schon das Verständniß seiner Werke ungemein erschwert, denn fast immer wählte er die Gegenstände seiner Darstellung aus einer kleinen, dunkeln, zu seiner Zeit schon fast veralteten Welt, häufte die Beschreibungen von Zuständen, die aus dem Leben immer mehr verschwinden; seine Anspielungen auf tausend vergängliche, wenig bekannte Verhältnisse, seine absichtlich wunderliche und verschränkte Ausdrucks- und Darstellungsweise werden mit jedem Tage, um den die menschliche Gesellschaft älter wird, dunkler und unverständlicher, und schon in der gegenwärtigen Generation müssen viele jüngere Leser Mühe haben, ihn ohne Scholien ganz zu verstehen. Wer wird aber künftig im Stande sein, diese Schriften zu commentiren, wenn die Männer dieser Zeit dies versäumen? Dieses immer wachsende Scholienbedürfniß wird aber, auch wenn diese Werke der Vergessenheit entrinnen, sie dennoch mehr zu einem Gegenstande gelehrter Neugierde und kritischen Gewerbfleißes als des wahren Kunstgenusses machen. Ref. kann den Wunsch nicht unterdrücken, etwa

nach tausend Jahren einmal die Werke Jean Paul's mit einem vollständigen gelehrten Apparat, wozu 100 Foliobände schwerlich hinreichen dürften, zu durchblättern, und glaubt, daß es für einen dann wieder auflebenden Zeitgenossen Jean Paul's nicht leicht eine belustigendere Lectüre geben kann. Auch die Reimer'sche Ausgabe wird das ihrige zu den unendlichen Qualen künftiger Commentatoren beitragen; auch hat Ref. aus den ältern Ausgaben der einzelnen Werke schon eine Sammlung der richtigen Lesarten zusammengetragen und denkt seinem Sohne, dem er nichts Anderes hinterlassen kann, ein nicht ganz unbedeutendes Erbe dadurch zu sichern. Sie hat einen ansehnlichen Umfang, und [illegible] nach 30 Jahren wird mit diesem philologischen Schatz viel Geld zu verdienen sein.

Alles, was von Jean Paul's Eigenthümlichkeiten als Schriftsteller oben angeführt worden, hat seine Wurzel in dem Charakter desselben als Mensch. Bei keinem Autor ist Beides so eng verbunden, so vollkommen Eines und Dasselbe als bei ihm. Alle seine Schriften sind nur Aeußerungen seines innern subjectiven Lebens, und seine Briefe können uns daher hierüber nur wenig Neues offenbaren, weshalb denn auch diese Sammlung verhältnißmäßig weniger Interesse als andere dieser Gattung darbietet. Die Theilnahme des Lesers wird durch dieselbe, wie der ungenannte Vorredner richtig bemerkt, vornehmlich in drei Beziehungen angesprochen. Sie gibt zuvörderst Auskunft über die Entstehung der hauptsächlichsten Werke des Dichters, von der „Unsichtbaren Loge" (eigentlich von „Quintus Fixlein") an bis zum „Titan", und enthält einen Austausch der kritischen Verhandlungen beider Freunde über diese Werke; sie bringt uns demnächst Mittheilungen über Jean Paul's Denkweise, äußere Verhältnisse, sein steigendes Lebens- und Autorglück, und zeigt uns endlich in seiner Verbindung mit Christian Otto ein Bild der reinsten, innigsten und beständigsten Freundschaft. Jean Paul und Otto waren schon im Knabenalter Schulfreunde, die Universitätsjahre knüpften dieses Band noch enger, und späteres Zusammenleben machte es unauflöslich. Jean Paul, der sich aus einem engen, verkümmerten Hofmeisterleben in das der Dichtung rettete, setzte seinen Freund zu seinem ersten Leser und Recensenten (avant la lettre) ein, sandte ihm seine Werke, sowie sie entstanden, zur Beurtheilung zu und glaubte durch Benutzung seiner Rathschläge dieselben bedeutend zu vervollkommnen.

Der Leser wird aus dieser kritischen Correspondenz bald inne, wie sehr der treffliche Jean Paul, wenigstens bei seinen frühern Arbeiten, sich selber misverstand, wie wenig er seine eignen Vorzüge und Fehler kannte, wie mangelhaft er sein Verhältniß zu seinen Werken und zu seinem Leser beurtheilte. Dies ist nun zwar nicht eben auffallend, denn wie wenige Dichter und überhaupt Menschen haben in ihren eignen Verhältnissen einen richtigen Blick; schwerer ist aber zu fassen, wie der Herzensfreund Jean Paul's, den er zum Beurtheiler seiner noch im Werden begriffenen Werke erhob, hierin so völlig blind sein konnte. Beide lassen sich gegen einander in weitläufige Erörterungen, in sorgfältige Berathungen ein über die Anordnung der Jean Paul'schen Romane, die Einführung und Charakterzeichnung der Personen, die Art, wie das Interesse der Leser zu gewinnen und festzuhalten, die Exposition zu stellen, was bei allem Diesem zu beachten, zu vermeiden sei u. s. w. Keiner von Beiden aber fühlt, daß bei einem Werke J. Paul's dieses Alles eigentlich ziemlich unerhebliche Dinge sind; daß bei seinen Erzeugnissen auf die äußere Gestaltung gar wenig ankam; daß Jedes, was er schrieb, mochte er es nun Roman, Kritik, Abhandlung, oder wie er wollte, nennen, von diesem Allem nichts, sondern immer nur Jean Paul war. Eine so reiche und zugleich durchaus subjective Natur hat mit der allgemeinen Natur den Vorzug gemein, daß man sie überall aufschlagen und fortlesen kann. Jean Paul's Werke werden wenig verlieren, wenn man sie von hinten zu lesen anfängt, und die unvollendeten „Flegeljahre" sind besser und nicht weniger vollständig als seine fertigen sogenannten Romane. Späterhin scheint er einigermaßen zum Bewußtsein dieses Verhältnisses gekommen zu sein, denn er sagt in einem der hier vorliegenden Briefe: „Im Grunde muß jede Hauptmaterie für einen Autor nur das Vehikel, das Pillensilber und der Katheder sein, um darin über alles Andere zu reden." Endlich aber kam er auch zu der Einsicht, daß dieser Grundsatz nicht nur an sich fehlerhaft, sondern von ihm auch zum Nachtheil des reinen Eindrucks seiner Werke überall und bis zur höchsten Uebertreibung angewandt worden, und er bemerkt hierüber in einem andern Briefe: „Alle meine Fehler in meiner ganzen Schriftstellerei kamen nie vom Ueberfluß der Kraft, sondern von falschen kritischen Grundsätzen. Hätt' ich eiliger, mit weniger Anspannung und ohne die Manier geschrieben, alles im Repositorium oder Kopf liegende Fertige in jede Materie einschichten zu wollen, so hätt' ich längst so geschrieben als in den drei Manipeln, die ihren Werth dem Umstand verdanken, daß ich eilte wie ein fliehender Spitzbube, und daß ich also keine rechte Zeit zum Einrammen der Steinbrüche um mich gewinnen konnte. Der Referirton kommt von der Angst, er werde zu voluminös, weiter nichts." Indessen war ihm diese Art zu arbeiten schon so eigenthümlich, die angewöhnte Manier so zur verbildeten Natur geworden, daß er nicht mehr davon ablassen konnte. Er hätte, wenn er dies gewollt, seine schriftstellerische Laufbahn ganz von vorn anfangen müssen, wozu es nicht mehr Zeit war, da seine Existenz von den Erfolgen seiner Schriftstellerei ganz allein abhing.

Es konnte nicht fehlen, daß Otto in seinen Betrachtungen über die innere Oekonomie der Jean Paul'schen Werke so Manches zu tadeln fand, und wäre er in diesem Punkte strenger gewesen (was er übrigens sehr zu sein glaubte), so hätte er noch bei weitem mehr dagegen aussetzen, ja oft den ganzen Bau verwerfen müssen; der Fehler bestand aber darin, daß er auf diesen bei seinem Freunde ganz unwesentlichen Punkt überhaupt einging. Dieser aber gab auf Otto's Urtheil so viel, daß er ihm einmal schreibt: „Ich lege Dir Deine kritischen Blätter bei, aber zur Zurückgabe, damit Du sehen kannst, daß

ist. Ich glaube nur, daß sie diese Briefe, Gedichte u. s. w. nicht schreiben, um sie nur für sich zu behalten, sondern sie wollen sie doch auch gedruckt sehen, und wer sie liest, der kann sie nicht mit der Gleichgültigkeit, mit der man sonst Bücher liest, lesen, sondern er muß sich mit ihnen beschäftigen, sie studiren, und das ist eine Arbeit, die Niemand gern thut. Ich habe, um sie zu lesen, so viel Zeit verwendet, als ich sonst brauche, um ein Buch von 20 Bogen zu lesen, und ich habe mich dabei gelangweilt, wie ich mich noch bei keinem Buche gelangweilt habe. Ich habe mich gefragt, was ich denn eigentlich lese, und habe mir keine Antwort darauf geben können. Eine Geschichte ist es nicht, denn es ist nicht einmal ein Anfang zu einer Geschichte darin, und Gedanken sind es auch nicht, denn es ist nicht ein einziger Gedanke darin, der mich interessirt hätte. Ich habe mich gefragt, ob ich denn nicht etwa Lust habe, Briefe zu schreiben, und ob ich nicht etwa gern Briefe lese, die Jemand an mich schreibt, und habe mir darauf geantwortet, daß ich gern Briefe lese, die Jemand an mich schreibt, daß ich aber nicht gern Briefe lese, die Jemand an Andere schreibt, und daß ich Briefe, die Jemand an Andere schreibt, nicht gern lese, wenn sie nicht Briefe sind, die Jemand an mich schreibt, daß ich aber nicht gern Briefe lese, die Jemand an mich schreibt, wenn sie nicht Briefe sind

sen, weil sie selbige mehr als jede andere geeignet hielten, über die verschiedenen Mittel, welche die alten Aegypter anwandten, sich wechselseitig ihre Gedanken mitzutheilen, einiges Licht zu geben. Herr Letronne *) hat vor Kurzem eine Erklärung bekannt gemacht, welche sich klarer und annehmbarer darstellt als alle vorhergegangenen, und doch kann man keineswegs sagen, daß diese Erklärung alle Schwierigkeiten, welche jene Stelle enthält, beseitigt hätte, und daß sie nicht auch nach den Bemühungen dieses berühmten Helleniſten wiederaufgenommen und mit Hülfe der Kenntnisse, welche man über den Gegenstand, auf welchen selbige sich bezieht, erlangt haben wird, geprüft und erörtert werden sollte. Dieses Bruchstück des heiligen Clement von Alexandrien kann durchaus nicht dienen, die Hieroglyphen zu erklären, ja man kann sagen, daß das Bruchstück selbst erst dann verständlich werden kann, wenn man über die Hieroglyphen vollkommene Aufklärung erlangt haben wird, wenn es ja möglich ist, diese Aufklärung jemals zu erlangen.

Der Punkt, welcher die Gelehrten in den letzten Zeiten am meisten beschäftigt hat, ob nämlich die Hieroglyphen bestimmt waren, Begriffe durch sich selbst oder durch Hülfe von Lauten der ägyptischen Sprache auszudrücken; ob sie Sinnbilder der Dinge oder Zeichen der Aussprache, kurz, ob sie als ideographisch oder phonetisch angesehen werden müssen, ist, wie wir in unserm ersten Artikel erwähnt haben, auch durch die letzten Forschungen Champollion's ganz unentschieden geblieben. Im ersten Falle mußte man freilich der Hoffnung, jemals ein vollkommenes und befriedigendes Verständniß zu erlangen, entsagen. Wollte man versuchen, den Sinn der Symbole des Alterthums zu enträthseln, so würde man sich der Gefahr aussetzen, mit jedem Augenblicke in die Irrthümer aller Jener zu verfallen, welche früher, von verschiedenen philosophischen, mythologischen oder kabbalistischen Vorurtheilen geleitet, über die Hieroglyphen geschrieben haben. Das Band, welches in diesen Gattungen von Folgerungen den Begriff an sein Sinnbild knüpft, ist so ungewiß, willkürlich von Vorstellungen, welche mit den unsrigen gar nicht übereinstimmen, daß jeder Versuch, selbiges errathen zu wollen, jene Fälle, wo die Tradition uns die Enträthselung aufbewahrt hat, ausgenommen, als eine Thorheit zu erachten ist. Wenn wir nicht wüßten, daß das Bild einer Gans (Vulpanser) bei den Aegyptern den Begriff Sohn, und jenes einer Biene den Begriff Königthum ausdrückte, so würde jede solche, auf unsichere und schwankende Vermuthungen gestützte Erklärung den ernsten Denker nur wenig befriedigen können.

Die Zahl der Hieroglyphen, welche wir in den alten Schriftstellern erklärt finden, die Sammlung des Horapollon selbst mitbegriffen, ist zu unbedeutend, als daß man ohne die äußerste Kühnheit wagen könnte, irgend eine Zusammenstellung derselben entziffern zu wollen. Wenn also die Hieroglyphen größtentheils in ideographischen Sinnbildern bestanden, so kann uns kein Weg zu ihrer Enträthselung führen, und so lange wir da bleiben müssen, wo wir bis jetzt gewesen sind, so ist auch die Entzifferung eigner Namen, welche nothwendig durch phonetische Zeichen ausgedrückt werden mußten, der einzige Zweck gewesen, nach welchem die Anstrengungen der Gelehrten streben und die Hoffnungen des gebildeten Publicums gerichtet waren.

Im entgegengesetzten Falle aber, wenn man nämlich den größern Theil der Hieroglyphen als Zeichen der Laute ansehen wollte, war die Enträthselung derselben nicht nur möglich, sondern unter gewissen Bedingungen auch leicht, indem die Bedingungen dieselben sind, welche erfodert werden, so oft man eine, in einer unbekannten Sprache geschriebene Stelle lesen will. Die Hoffnung, zu welcher diese Voraussetzung führt, muß auch bedeutend auf die Richtung, welche Champollion in seinen letzten Arbeiten genommen hatte, eingewirkt haben, und die Möglichkeit, endlich dahin zu gelangen, Hieroglyphen, sobald sie als phonetisch erkannt sind, zu lesen, hat ohne Zweifel nicht wenig beigetragen, ihn glauben zu machen, daß sie es wirklich sind. Nachdem also auf eine Weise, welche unwiderleglich scheint, festgestellt war, daß die Eigennamen der Menschen phonetisch geschrieben waren, ist man in der Folge auch zu der Vermuthung geleitet worden, daß selbst die grammatikalischen Formen auf gleiche Weise gegeben werden können, und so ist man endlich dahin gelangt zu glauben, daß selbst Haupt- und Zeitwörter durch Hieroglyphen, welche die Rolle der Buchstaben spielen, ausgedrückt werden könnten. Die Eigenschaft der Sinnbilder, welche durch so lange Zeit und so lebhaft die Wißbegierde der Neuern erregt und in Verwirrung gesetzt, bei den Alten das Geheimniß der Hieroglyphen gebildet hatte, würde auf diese Weise ganz verschwinden, und man würde in dem größern Theile der Inschriften nur eine Schrift in rebus erblicken, deren völlige Enträthselung keine Schwierigkeiten haben kann, sobald man den rechten Weg eingeschlagen hat, und man glaubte wol, daß die neuesten, diesen Punkt betreffenden Arbeiten wenig zu wünschen übrig ließen.

Wenn man aber auch diese Vermuthung, welche bis jetzt durch nichts bestätigt oder auch nur gerechtfertigt wird, gelten lassen wollte, so würden doch, um eine in Hieroglyphen abgefaßte Stelle vollkommen zu verstehen, gewisse Bedingungen zu erfüllen sein, welche bei allen Untersuchungen dieser Gattung unerläßlich sind. Man müßte die phonetische Bedeutung jedes hieroglyphischen Zeichens auf eine feste und unveränderliche Weise erlangt haben; jedes Zeichen müßte nur einen Laut ausdrücken, und jeder Laut müßte stets durch dasselbe Zeichen gegeben werden; denn wenn es gestattet wäre, willkürlich ein B statt M, oder ein I statt D zu setzen, die durch Auslassung der Selbstlaute bereits schon so unbestimmt gewordene Form der Wörter zu verändern, so würde man sich immer das Mittel, das Wort, dessen man bedarf, oder etwas selbigem nahe Kommendes zu finden, sichern; wenn man dann noch in der Folge die Bedeutung des Wortes etwas veränderte, so würde man wirklich in jeder Inschrift auch finden, was man zu finden Lust hat. Der Eine würde in selbiger die Einweihung eines Tempels oder die Lobrede einer Prinzessin, ein Anderer eine Dithyrambe auf die Unsterblichkeit der Seele oder die Geschichte der Eroberungen des Sesostris finden.

Auch ist die Wahrscheinlichkeit in Erwägung zu ziehen, daß die Aegypter keine bestimmten Regeln gehabt haben, die Buchstaben eines Wortes sich folgen zu lassen; sie schrieben bald von der Rechten zur Linken, bald von der Linken zur Rechten, meistens aber von Oben nach Unten. Die Bestandtheile eines und desselben Wortes waren ungeordnet durcheinandergeworfen, und Derjenige, welcher sie ordnen wollte, konnte nur dann zum Ziele gelangen, wenn er bereits den Laut wüßte, welchen zu bilden die Absicht war; würde er ihn nicht kennen, so dürfte er Gefahr laufen, unwillkürlich ein fremdes, barbarisches, oder ein von jenem, welches man schreiben wollte, ganz verschiedenes Wort zu bilden. Diese Behauptung, welche strenge genommen auf alle Wörter der ägyptischen Sprache anzuwenden ist, erstreckt sich auch auf die Eigennamen der Könige und Gottheiten, welche nicht aus dem Griechischen oder Lateinischen abstammen, deren bestimmte Form uns von den alten Schriftstellern nicht übergeben worden ist. Nehmen wir, daß man in einer Inschrift, nach Erkennung der Buchstaben, $A_P E^K_L$ oder $S^T_M T$ gefunden hätte, so kann man annehmen, daß ein scharfsinniger Gelehrter ohne Beschwerden die Namen Kleopatra oder Toutmosis lesen würde, weil diese bereits hinlänglich bekannt sind; wenn sie es nicht wären, so sind die Auslegungen, welche jenen Zeichen zu geben wären, so mannichfaltig, ja zahllos, daß ein Mann von Treue und Glauben in einem Ozean von Zweifeln und Vermuthungen nach der wahren Auslegung haschen würde, ohne jemals mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, sie gefunden zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

*) Herr Letronne selbst hat diese Stelle des heiligen Clement auf drei verschiedene Arten erklärt: zuerst in der ersten Ausgabe des „Précis de M. Champollion", S. 331, dann in demselben Werke S. 401, und endlich in der zweiten Ausgabe, S. 376.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 192. — 10. Juli 1832.

Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 191.)

Sechs Jahre hatten diese kritischen Mittheilungen der an einem Orte zusammenlebenden Freunde fortgedauert. Mehre seiner Hauptwerke hatte J. Paul der Muße, die seine Hauslehrerstelle ihm übrigließ, mit unermüdlichem Fleiße abgerungen und sich nun erst die freilich nur noch spärlichen Mittel erworben, sich einer so engen, dürftigen, gedrückten Lage zu entreißen. Er konnte nun hoffen, auf eignen Füßen zu stehen und als Schriftsteller Rang und Bestehen zu finden. So sehen wir ihn denn endlich in Weimar ankommen, wo er sogleich von Herder, Wieland u. A. mit der wärmsten Freundschaft empfangen wurde und den von Lob und Anerkennung der ersten Literaturmänner und liebenswürdigsten Frauen überschäumenden Becher mit unschuldiger Lüsternheit ausschlürfte. Doch schon mitten in diesem ersten Genuß ruft er aus: „Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem heidelberger Freudenbecher — was J. Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach, meine Ideale von größern Menschen! — Ich will Dir's schon erklären. Aber alle meine Bekanntschaften thun beinahe nichts als den Werth meines geliebten Bruders vergrößern.“ Weiterhin sagt er: „Halte mich nicht für so gar glücklich, Lieber: Lob ist kein Glück und Zerstreuung auch nicht.“ Wenige Tage darauf schreibt er seinem Freunde schon, er habe sein dummes Vorurtheil für große Autoren, als wären es andere Leute, schon abgeworfen, denn in Weimar wisse Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel wie ein leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris bestehe und einigem Grün ohne Juwelennimbus. Es befremdet ihn, daß Urtheile Herder's, Wieland's und Göthe's so gut wie andere bestritten werden, ja daß die drei Thurmspitzen unserer Literatur einander meiden, und er faßt nun den Entschluß, sich vor keinem großen Mann mehr ängstlich zu bücken. Die so oft zur Sprache gekommene zurückhaltende Kälte Göthe's findet auch hier wieder Erwähnung, wobei sich denn freilich später zeigt, daß dieselbe im Laufe der interessanter werdenden Unterredung einer theilnehmenden und wohlthätigen Wärme Raum gibt. Auch Schiller erscheint ihm bei der ersten Zusammenkunft „hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe“. Von Kotzebue heißt es, daß seine Rede, wider J. Paul's Erwartung, schlaff, geistlos, ohne Umfassen wie sein Auge gewesen; er aber auf der andern Seite auch weniger boshaft als fürchterlich schwach zu sein geschienen, und das Gewissen in seinem Breiherzen keinen Punkt zum Einhaken gefunden habe. Belustigend ist seine Schilderung von dem Eindruck des ihm nun in Stelle seiner frühern dürftig-einfachen Existenz bereiteten ungewohnten Wohllebens, wobei sogar der ihm als frère servant beigegebene „kehrende, wichsende und klopfende Bediente“ erwähnt wird.

Bei den Bekanntschaften, die er mit so vielen liebenswürdigen und geistreichen Frauen von nun an machte, sehen wir ihn denn auch bald in mancherlei Liebesverhältnisse verwickelt, wodurch auf die Eigenheiten dieses wunderbaren Charakters ein helles Licht fällt. Daß er hier wie überall sich oftmals über seine eignen Gefühle und deren Gegenstände täuschen und seinem eignen wie fremden Herzen wehethun mußte, ist natürlich. Er war gewohnt, jede Erscheinung des Lebens nur als einen Kern zu behandeln, den seine Phantasie mit Fleisch und Farbe bekleidete, und so mußte er denn bei längerer und genauerer Betrachtung in Dem, was er geliebt, von dem er das Glück seines Lebens erwartet hatte, etwas seinen Einbildungsgestalten ganz Unähnliches finden, ohne den Gegenständen derselben eine Schuld beimessen zu können. Der Faden solcher Verhältnisse zieht sich durch die ganze Lebensperiode, die uns hier in seinen Briefen vorliegt, und er äußert sich hierüber in seiner humoristischen Weise: „Der Teufel zieht mir die verdammtesten Wolfsgruben über den Lebensweg, besonders dadurch, daß entweder nur die andere Person liebt oder nur ich; jenes ist für das Gewissen gefährlicher, dieses für das Glück.“ Diese Verhältnisse treten übrigens, da sie die Freunde einander größtentheils durch die beigefügten, aber hier nicht mit abgedruckten Originalbriefe J. Paul's und seiner Geliebten mittheilten, auch der vorliegende Briefwechsel wahrscheinlich aus Schonung für noch lebende Personen nicht ganz vollständig zu sein scheint, in ein Dunkel, das dem Leser peinlich ist, weil ihm selbst zum Errathen und Zusammenstellen des Wahren nicht einmal hinreichende Grund-

lagen gegeben werden, und dennoch nehmen diese halberzählten und unverständlich besprochenen Gegenstände einen bedeutenden Raum ein, der nicht anders als mit Ermüdung durchlaufen werden kann. Die Unklarheit und Verworrenheit der Gefühle J. Paul's bei seinem Eintritt in eine größere Welt, die übereilten Urtheile über Personen und Verhältnisse, die wir ihn fällen hören, sind leicht zu erklären. Er sah die Welt erst, nachdem er sie sich in seiner engen Umgebung schon fertig ausgemalt und in seinem Gemüth für die Wirklichkeit keinen Raum mehr gelassen hatte. Nothwendig mußte er sie nun, so freundlich und huldigend sie ihm auch entgegentrat, befremdet und getäuscht in einem fremden, unwahren Lichte erblicken. Auch fühlte er selbst, daß diese neue Welt mit ihrem Glanz und ihrer Zerstreuung nachtheilig auf sein Gemüth einwirkte, und schrieb daher: „Ach, ich war sonst (in der Stille, in meiner Einsamkeit, in meiner körperlichen Dürftigkeit) anders und besser und sanfter." Nach dem Angeführten kann es weniger befremden, daß seine Urtheile über die weimarische Gelehrten- und Poetenwelt zum Theil ziemlich oberflächlich und mitunter schief ausfallen; doch selten sind sie hart. Nur sein kurz absprechendes Urtheil über Schiller's „Wallenstein" ist wahrhaft auffallend, von dem er sagt: „Er ist vortrefflich, passabel langweilig — und falsch." Ueberhaupt ist bei ihm die Darstellung Dessen, was er wirklich erlebt und gesehen, fast immer mangelhaft, wogegen er die Anschauungen seiner Phantasie mit lebensvoller Wärme und tiefer Wirkung ausmalt.

Im schönsten Lichte zeigt sich J. Paul in dem Verhältniß zu seinem Freunde, der, wiewol trefflich und tüchtig, doch bei weitem nicht so kernhaft-gesunden Gefühls als er selbst, und ihm auch in vielen andern Beziehungen untergeordnet erscheint. Bei der zweiten Trennung der Freunde zu Ende des Jahres 1797 tritt eine Wolke in ihr Verhältniß, die freilich von Otto ausging. Er glaubte, daß J. Paul vom Ruhm angegriffen sei und sich von ihm und von sich selbst entferne; daß eine Art von Erkalten eingetreten sei; daß Rang und Stand auf J. Paul Einfluß gewinne und er die Anmaßung beider, die sich dem ausgebildeten und ausgezeichneten Talente gleichsetzen wollen, dulde. Otto glaubte sich zurückziehen zu müssen. Ein Gefühl der Ungleichheit und als ob J. Paul sich gleichsam zu ihm herablasse, ward ihm drückend. Seine Anklagen werden sogar hart und deuten selbst auf Egoismus. J. Paul's Aufnahme und Widerlegung dieser kränkenden und kränklichen Anklage zeigt ihn in der höchsten Glorie seines Charakters. Er beruhigt, er heilt den leidenden, sich selbst quälenden Freund mit der ruhigen Milde und Schonung eines Engels, ohne eine Spur von Empfindlichkeit, und Alles ist so rein und heiter als vorher. „Ich fühl' es zu wohl", schreibt er, „daß wir nur Ein Schicksal haben können, und daß, wenn Einer von uns unglücklich wäre und stürbe, der Andere auch weiter nichts zu thun hätte, als ihm nachzuahmen und zu vergehen." Otto's Brief an J. Paul, als dieser seine Mutter verloren hatte, ist trefflich; in J. Paul's Verhältniß zu seiner Mutter sehen wir diesen abermals in seiner wahren Heimath, in der Region des kindlich wahren und warmen Gefühls. Bei ihrem Tode fand er ein Buch, worin sie aufschrieb, wie viel sie sonst von Monat zu Monat ersponnen. „Wenn ich", schreibt er, „alle Bücher der Erde wegwerfe, so les' ich doch, gute Mutter! Deines fort, worin alle Qualen Deiner Nächte stehen, und worin ich Dich in der Mitternacht mit der keuchenden, stechenden Brust den Faden Deines kargen Lebens ziehen sehe." Er hatte so wenig für sie thun können, und sie hatte nur den kleinsten Anfang seines Glücks gesehen. Auch in dem Verhältnisse zu einem unbrüderlich gegen ihn handelnden Bruder lernen wir J. Paul von einer musterhaften Seite kennen.

Schließlich kann Ref. die Bemerkung nicht zurückhalten, daß der Genuß, den der vorliegende Briefwechsel seinem Leser bereitet, durch mancherlei Umstände verkümmert wird. In dem Zeitraum, den der erste Band umfaßt, lebten die beiden Freunde noch beisammen; sie bezogen sich daher in ihren Briefen, oft wol auch ohne es ausdrücklich zu erwähnen, auf stattgefundene Unterredungen, auf Umstände, die ihnen bekannt waren, von denen die Leser aber nichts wissen und die sie auch nicht interessiren können. Familien- und Stadtverhältnisse (bei denen die Namen noch sorgfältig getilgt sind) werden erwähnt, besprochen, und alles Dies mit halben Worten, die für die Briefsteller hinreichten, die aber der Leser weder vollständig zu deuten, noch ihnen, wenn er dies auch könnte, seine Theilnahme zuzuwenden vermag. Man denke sich, daß dieses in der eigenthümlichen, bald mäandrischen, bald abrupten, auf Otto ebenfalls übergegangenen Redeweise J. Paul's geschieht, und man wird erkennen, warum es dem Leser dabei oft gerade so unbehaglich zu Muthe wird wie einem Fremden, der, wie es wol geschieht, in einen Familienkreis geladen, die in demselben gangbaren, ihm völlig unverständlichen Local- und Familienwitze und Gespräche mit anzuhören gezwungen wird, in die er nicht einzugreifen, die er sich nicht einmal zu enträthseln vermag. In den folgenden Bänden, wo J. Paul aus Weimar, Leipzig, Berlin u. s. w. schreibt, hat man freilich seine Berichte über Das, was er dort erlebte. Sie sind aber durch Zeitmangel und Zerstreuung so lakonisch und dürftig, daß er selbst es oft zu entschuldigen, sein Freund es zu beklagen und die nähern Berichte bis zur einstmaligen persönlichen Zusammenkunft geduldig zu erwarten hat. Zudem verlangt J. Paul fortwährend Bericht von Otto über die in seiner Heimath vorfallenden, selbst unbedeutendsten Ereignisse; er will, daß seine Briefe wahre Stadtanzeigeblätter sein sollen, welchem Wunsche denn auch Otto in der oben angedeuteten Weise nach Möglichkeit genügt. Welchen Gewinn hat aber hiervon der Leser? Wahrlich, J. Paul hat viele wahrhafte Freunde im deutschen Publicum hinterlassen, allein von ihrer Liebe wird hier denn doch ein bedeutendes Opfer verlangt, das der Herausgeber, der ja ohnehin aus Discretion so Vieles weggeschnitten, durch Abkürzung und Weglassung mitunter wol ohne Nachtheil für den hochverehrten Dichter

etwas zu erleichtern im Stande gewesen wäre. Ref. hat dieses Opfer seinem J. Paul mit wahrer Liebe gebracht und ruft ihm wehmüthig-freundlich auch jetzt noch nach: Ave pia anima! 119.

Champollion und die ägyptischen Hieroglyphen.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 191.)

Nehmen wir aber doch an, daß die Form und Bedeutung der Buchstaben vollkommen bestimmt wären; daß ihre Stellung keinen Zweifel gestattete; daß die Auslassung der Selbstlaute kein Misverständniß erlaubte; daß man, mit einem Worte gesagt, die Sylben buchstabiren, die Worte so genau, deutlich und mit solcher Sicherheit unterscheiden und auseinandersetzen könnte, als ob sie mit einem Alphabet des Abendlandes geschrieben wären, so würde sich doch noch immer eine Schwierigkeit zeigen, welche selbst das entschiedenste Genie nicht zu besiegen vermöchte, nämlich die Bedeutung eines Wortes, welches uns nicht durch die Tradition bekannt ist, zu errathen. Die koptische Sprache, welche jetzt mit bestem Rechte als ein kostbarer Ueberrest der ägyptischen Sprache betrachtet wird, ersetzt selbige aber nur auf eine höchst unvollkommene Weise. Man besitzt in dieser Sprache nur einige Bruchstücke der Bibel, der Lebensgeschichte der Heiligen und einige koptisch-arabische Glossarien aus einer Vergleichungsweise neuerer Zeit. Die Sprache selbst ist seit lange erloschen, wird nicht mehr gesprochen, und alle jene Wörter, welche nicht in den Schriften der Mönche von Theben vorkommen, sind gegenwärtig ganz verloren, wozu noch zu bemerken ist, daß die frommen Uebersetzer alle heidnischen Ausdrücke, welche sich auf die Religion des Landes bezogen, sorgfältig vermeiden mußten und auch wirklich vermieden haben, und daß sie in ihren Uebersetzungen häufig griechische Wörter einführten, welche die ägyptischen ersetzten, aber sie auch gänzlich verschwinden machten. Von der Zahl der Wörter, welche man in den Wörterbüchern findet, sind noch zahlreiche arabische Wörter abzurechnen, welche nur darum aufgenommen wurden, weil die eigentlichen Urwörter verloren gegangen sind. Das wäre somit jene koptische Sprache, welche unser einziges Hülfsmittel ist, um die hieroglyphischen Inschriften, sobald selbige als rein phonetisch angenommen werden, verstehen zu können. Während des langen Zeitraums des ägyptischen Reiches hat auch ohne Zweifel die Sprache manche Umwälzungen, sowie jede andere uns bekannte Sprache im Laufe der Jahrhunderte erlitten; konnte sie sich wol seit den Zeiten der Rameser bis zur Epoche der Ptolemäer, während der Einfälle der Hirten und Perser, unter der Herrschaft der Griechen und Römer und bis zur Eroberung der Araber unverfälscht erhalten? Mußte nicht die Einführung des Christenthums allein schon die unzählbaren theologischen, liturgischen, philosophischen Benennungen solcher Gegenstände, welche dem alten ägyptischen Volke am theuersten waren und mit denen man Monumente zu bedecken pflegte, aus dem Wörterbuche vertilgen? Wenn man alle die Ursachen der Veränderungen, der Entstellungen, des nicht Uebereinstimmens wohl überlegt, so wird man über das Zutrauen oder die Leichtgläubigkeit, mit welcher gewisse Personen koptische Wörterbücher als Hülfsmittel zur Verständigung alter ägyptischer Inschriften anwenden, staunen. Sie würden kaum mit mehr Zuversicht zu Werke gehen, wenn sie im Besitz eines unter der Regierung des Sesostris verfaßten Glossariums wären. Champollion theilte dieses zu weit getriebene Zutrauen nicht; er wußte wohl, daß im Laufe von zwei- oder dreitausend Jahren die Orthographie und selbst die Form der Wörter einige Veränderung leiden, eine bedeutende Umgestaltung erfahren mußten; auch fand er bei Umschreibung ägyptischer Stellen, welche er als phonetisch geschrieben annahm, eine große Anzahl Wörter, welche in gleicher Form weder in der Bibel, noch in den Legenden, noch in den Wörterbüchern vorhanden waren. Ein solches Resultat war unvermeidlich, und solche Wörter müssen durchaus in jeder Zeile aller Inschriften gefunden werden; aber wie ist es denn möglich, den Sinn dieser Worte zu finden, und welchen Glauben kann die Kritik solchem Verfahren schenken?

Man stellt sich im Allgemeinen den Stand der Dinge in Bezug auf die ägyptische Literatur nicht so vor, wie ihn die Zeit, die politischen und moralischen Umwälzungen gestaltet haben, wie er aus dem gänzlichen Verschwinden eines ganzen Volks, und durch die Ersetzung desselben auf seinem Boden durch fremde Völker anderer Rassen, welche eine andere Sprache redeten, andern Gesetzen gehorchten und andern Glauben hatten, hervorgegangen ist. Das Verständniß der literarischen Monumente der Griechen und Römer ist durch eine ununterbrochene Tradition auf uns gekommen; wir besitzen einen großen Theil der Bücher jener Völker und zahlreiche Commentare, welche uns das Dunkel erhellen, und doch haben in der Epoche der Wiedergeburt der Wissenschaften so viele geduldige, ausharrende und fleißige Leute ihr ganzes Leben rastlosen Arbeiten gewidmet, um die Schriften der Alten den Neuern aufzuklären, verständlich zu machen. Welche Gewandtheit und Uebung wird nicht erfodert, um eine griechische Inschrift, welche wir zum ersten Male erblicken, zu lesen, zu ergänzen, den Inhalt zu erklären und die Begebenheit, auf welche sie sich bezieht, aufzufinden. Die Sprache, in deren Tiefen so viele gelehrte Philologen eingedrungen sind, bietet da die geringsten Schwierigkeiten; aber die Dinge, die Ereignisse, die besondern, auf Zeit und Ort sich beziehenden Umstände, die Einrichtungen, Gesetze, die Titel der Obrigkeiten, die Sitten, Gebräuche, Vorurtheile, die religiösen Begriffe fodern den ganzen Scharfsinn und unbesiegbare Beharrlichkeit der Gelehrten. Und doch hat man so bedeutende Vorarbeiten gemacht, ihre Bemühungen zu erleichtern: Forschungen sind angestellt, Verzeichnisse sind aufgenommen, zahllose Wörterbücher sind seit drei Jahrhunderten aufgehäuft worden, um über das Gebiet der Archäologie Licht zu verbreiten. Aegypten betreffend, so ist aber eine gänzliche Unterbrechung der alten und neuen Zeit eingetreten, ein unermeßlicher Abgrund trennt die Begebenheiten der Vorzeit von der Kritik unserer Zeit. Mit der Religion, der Philosophie und dem ganzen Bildungssysteme ist auch die Literatur verschwunden; Bücher, wenn solche ja jemals vorhanden waren, sind vertilgt worden; die Papyrus, welche von nicht unterrichteten Personen für Bücher gehalten worden, gewähren nichts als eine fortwährende Wiederholung derselben, sich immer auf denselben Gegenstand, nämlich den Tod und seine Folgen, beziehenden Formeln. Die hieroglyphischen Inschriften sind die einzigen Bücher, welche uns die Pharaonen als Erbschaft hinterlassen haben. Aber da zeigt sich eben jene doppelte Schwierigkeit, welche unbesiegbar bleibt, wenn man sie nicht zu trennen versteht: in diesen Inschriften ist Alles unbekannt, die Sprache und die Facta, die Schrift und der Grund der Dinge. Man würde zum Verständniß des Inhalts gelangen, wenn man im Besitze der Erklärung der Wörter wäre, und so würde man vice versa sehr leicht die Bedeutung der Zeichen finden, wenn man mit dem Sinne, welchen sie geben sollen, im voraus vertraut wäre. Aber um dieses letztgenannte Wunder zu bewirken, müßte man das Aegypten der Pharaonen, den Götzendienst, die Namen der Götter, die Benennungen der ihrem Dienste geweihten Gegenstände, den Gottesdienst mit allen seinen besondern Umständen, die ganze Reihe philosophischer Meinungen, das bürgerliche Leben mit allen seinen innern Verhältnissen, und auch überdies die materielle Aussprache aller dazu gebrauchten Wörter, ihre Synonymen und verschiedenen Abstufungen, die specielle Bedeutung einer Anzahl von Ausdrücken, Figuren, Metaphern, Emblemen, Attributen, welche der Gebrauch bei einem lebenden Volke einführt, verändert und unaufhörlich erneuert, wieder in das Leben zurückrufen können. Nicht menschliche Kritik, nur göttliche Kraft könnte ein solches Wunder wirken. Und doch verlangt man, daß ein Gelehrter, allein, in wenig Jahren zu Stande gebracht haben sollte, was die Vernunft und der gesunde Sinn

Es wundert mich, daß Sie nicht wissen, daß Sie Ihre Augen in Gefahr bringen, wenn Sie beim Licht arbeiten. Sie sollten sich Ihre Augen schonen. Ich habe Ihnen eine Brille mitgebracht, die Ihnen gut helfen wird. Sie werden sehen, daß Sie damit viel besser arbeiten können. Ich habe Ihnen auch eine Lampe mitgebracht, die Ihnen gut helfen wird. Sie werden sehen, daß Sie damit viel besser arbeiten können. Ich habe Ihnen auch eine Lampe mitgebracht, die Ihnen gut helfen wird. Sie werden sehen, daß Sie damit viel besser arbeiten können.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 193. — 11. Juli 1832.

Histoire de la civilisation en France, depuis la chûte de l'empire romain jusqu'en 1789; par M. *Guizot*. Première époque jusqu'au 10ième siècle (cours de 1829). Deuxième époque: 11ième, 12ième, 13ième siècles. (Cours de 1830.) Sechs Bände.

Vorliegendes Geſchichtswerk, das, ſeiner Anlage nach, ſehr bändereich zu werden verſpricht, iſt eigentlich eine Sammlung nachgeſchriebener Vorleſungen, welche Hr. Guizot in den Jahren 1829 u. 1830 zu Paris hielt, und die, bevor ſolche dem Drucke übergeben wurden, um in ihrer gegenwärtigen Form zu erſcheinen, von dem gelehrten Profeſſor revidirt worden ſind. Der urſprüngliche Charakter eines mündlichen Vortrags iſt gleichwol, bei aller Feile, keineswegs ſo gänzlich verwiſcht, daß man ihn nicht wiedererkennen ſollte: dahin gehören namentlich die für die Lecture ein wenig zu weitſchweifigen Einleitungen, die der Profeſſor, bevor er auf die Materie ſelber eingeht, voranſchickt, um für ſeine Zuhörer, deren Faſſungskraft ſehr verſchieden iſt, einen gewiſſen Geſichtspunkt feſtzuſtellen; ferner die unverkennbare Abſicht, der Phyſiognomie eines jeden Jahrhunderts einen deſto ſtärkern Ausdruck zu geben, je mehr es ihm darum zu thun, die daraus von ihm abzuleitenden Schlüſſe in das helliſte Licht zu ſtellen; und endlich auch wol eine gewiſſe Parteilichkeit für die alterthümlichen Inſtitutionen. Dieſe Parteilichkeit darf uns jedoch bei einem Staatsgelehrten, der ſich, wie Hr. G., vornehmlich ſeit den großen pariſer Julitagen als einen der Hauptführer der ſogenannten Widerſtandspartei (parti de résistance), kundgegeben hat, nicht im Mindeſten auffallen. Sie liegt vielmehr in ſeinen eigenthümlichen politiſchen Tendenzen, die ihm als öffentlichem Lehrer, der zu einem neuerungsſüchtigen Jahrhundert und zu einer Generation ſprach, die nur allzu geneigt iſt, mit Strenge die vorhergehenden Geſchlechtsfolgen zu beurtheilen, die Schatten ſeines Gemäldes zu ſparen geboten, weil er ohnedies überzeugt war, daß ſie ſich in den Augen Derer, vor denen er daſſelbe aufrollte, von ſelber über ſolches verbreiten würden. Nach dieſen flüchtigen Vorbemerkungen wollen wir es verſuchen, von dem Werke ſelber einen möglichſt klaren Begriff zu geben, und deshalb den Ideengang des Verf., inſoweit der Raum d. Bl. es uns geſtattet, verfolgen. In ſeinem im Jahre 1828 gehaltenen Lehrcurſus, der 14, ebenfalls im Druck erſchienene Vorleſungen umfaßte, gab Hr. G. die Abſicht kund, den Gang der Civiliſation im ganzen neuern Europa geſchichtlich darzuſtellen. Allein ſchon in dieſem Curſus gab derſelbe ſeine Vorliebe zur Geſchichte Frankreichs, als Vorbild und Beiſpiel der allgemeinen Civiliſation, zu erkennen; nicht etwa, wie er ſagte, weil daſſelbe ſtets und in allen Richtungen den übrigen Nationen vorangeſchritten ſei; denn er gibt zu, daß in Betreff der Künſte Italien, in Betreff der politiſchen Inſtitutionen aber England dieſer Vorzug gebühre. Allein er behauptet, daß alle civiliſirenden Ideen und Inſtitutionen, wären ſie auch in andern Ländern urſprünglich entſtanden, bevor ſie ſich verbreitet und allgemein geworden, in Frankreich gleichſam eine neue Zubereitung erhalten hätten, wodurch ſie tauglicher gemacht, ſich bei den übrigen Völkern Eingang zu verſchaffen. Hr. G. betrachtet jedoch die Civiliſation Frankreichs nicht blos aus vorbemerkten Rückſichten als den Typus oder das Bild der großen europäiſchen Schickſalsbeſtimmung. Er macht noch außerdem bemerklich, daß die Civiliſation weſentlich aus zwei Elementen beſteht, nämlich dem Fortſchreiten des materiellen Wohlſeins im Volke und dem Fortſchreiten des Geiſtes, oder der intellectuellen Entwickelung. Nachdem er nun mit großem Erfolge nachgewieſen, daß beiderlei Fortſchritte noch mit einander verbunden ſind, die Vollkommenheit der Civiliſation aber nicht lediglich in ihrer Einigung, ſondern vielmehr in ihrer Gleichzeitigkeit, in ihrer Ausdehnung, ſowie in der Leichtigkeit und Schnelligkeit liege, womit ſie ſich wechſelſeitig erzeugen und unterſtützen, ſucht er darzuthun, daß ſich in Frankreich dieſe Gleichzeitigkeit im höchſten Grade gefunden habe. Was nun die Geſchichte der Civiliſation in Frankreich anbetrifft, ſo eröffnet Hr. G. ſeine Vorträge darüber mit einer Darſtellung des Zuſtandes der Verwaltung und der Geſellſchaft in Gallien während der letzten Zeit der römiſchen Herrſchaft, deren Verfall er in kurzen, aber treffenden Zügen ſchildert und uns ſodann in das fünfte und ſechste Jahrhundert, als die Epoche der Ueberziehung des galliſch-römiſchen Gebiets durch die germaniſchen Völker, verſetzt. Man mache ſich, bemerkt bei dieſem Anlaß der gelehrte Profeſſor, im Weſentlichen eine ganz falſche Vorſtellung von dieſer Ueberziehung, ſowie von der Ausdehnung und der Schnelligkeit ihrer Wirkungen, indem man ſolche zum

öftern als einen allgemeinen Einbruch und einen innerhalb ziemlich kurzer Zeit vollendeten Umsturz alles Bestehenden betrachtet. Es fand nicht eine, sondern es fanden mehre Ueberziehungen statt, die ganz eigentlich blos theilweise, örtlich und momentan waren. Mit der gänzlichen Besitznahme des Landes währte es daher eine Weile, und so erfolgte denn auch nur allmälig, langsam und theilweise die respective und gleichzeitige Auflösung der römischen und der germanischen Gesellschaft, welche durch den Einfall mit einander in Berührung kamen. Da aber eine Staatsgesellschaft blos deshalb untergeht, weil eine andere neue Gesellschaft in ihrem Schooße entsteht und sich bildet, so gingen in der That aus der Auflösung jener beiden Gesellschaften die Elemente des neuen gesellschaftlichen Zustandes hervor, der sich durch zwei Symptome, zwei Thatsachen offenbarte, die von jetzt an sich wahrnehmen ließen, nämlich: eine gewisse Tendenz zur Entwickelung des Königthums und sodann das Entstehen der Territorialaristokratie. Ersteres hatte bei den germanischen Nationen einen zweifachen Ursprung: es war militairisch und religiös; militairisch beruhte es auf Wahl, religiös war es erblich. Auf den gallisch-römischen Boden verpflanzt, fand das germanische Königthum dort andere Grundsätze, andere Elemente, die seinen Charakter bedeutend modificiren mußten; denn hier herrschte das kaiserlich-römische Königthum, eine wesentlich symbolische Institution und ein rein politisches Symbol. Neben diesem kaiserlichen Königthum erhob sich das christliche Königthum, eine ebenfalls symbolische Institution, aber ein rein religiöses Symbol. So war denn, unter einem zweifachen Gesichtspunkte, das römische Königthum wesentlich von dem barbarischen Königthum verschieden: politisch oder religiös war letzteres eine persönliche Prärogative, wogegen ersteres in beiderlei Beziehung ein bloßes Symbol, eine gesellschaftliche Function war. Dies sind, nach Hrn. G.'s Meinung, die vier Ursprünge des modernen Königthums, die vier Principien, die nach der Ueberziehung sich zu durchdringen strebten, um es zu erzeugen. Unter der ersten Rasse wollten die fränkischen Könige Chefs der Krieger bleiben und zugleich ihre religiöse und barbarische Abstammung geltendmachen. Allein diese Begriffe waren zu verwickelt für die Barbaren des 6. Jahrhunderts, deshalb ging es damit nicht; und als das Königreich in der Person der Karolinger mit Kraft wiederauftrat, war eine große Veränderung damit vorgegangen; in Pepin von Herostillen und Karl Martel zeigte sich nunmehr das Königthum blos mit dem militairischen Charakter bekleidet, dem Pepin der Kleine den religiösen Charakter beizufügen sich beeiferte. Karl der Große ging noch weiter; er unternahm es, dem fränkischen Königthum den Charakter des kaiserlich-römischen Königthums wieder zu ertheilen, wiederum ein politisches Symbol daraus zu machen und selber jenen Rang eines einzigen Repräsentanten des Staats einzunehmen, den die römischen Kaiser bekleideten. Ein solches System bezielte offenbar, das Königthum von allen feudalen Beziehungen zu befreien, es überall gegenwärtig, mächtig zu machen; es versuchte Das, was unter den Regierungen Ludwigs des Dicken, Ludwigs des Kindes und Philipp Augusts vollends zu Stande kam. Gleichwol glückte der Versuch, so lange Karl der Große dessen Ausführung leitete; allein seine Nachfolger, die ihn fortsetzen wollten, vermochten nicht das Ziel zu erreichen. Andererseits waren das Band, das Karl d. Gr. unter so vielen verschiedenen Nationen angeknüpft hatte, die Einheit des Vaterlandes und der Macht nur künstlich und konnten nicht fortbestehen; dem moralischen und socialen Zustande der Völker widerstrebten zu jener Epoche gleicherweise jedwede gesellschaftliche Verbindung, jedwede Regierung, die einzig und ausgedehnt war. Daher jene Auflösung und Zerstückelung des Reichs Karls d. Gr., wozu überdies die bis dahin übliche Gewohnheit, das Staatsgebiet unter den Söhnen des Souverains zu theilen, das Ihrige beitrug; daher kam denn auch das allmälige Entstehen localer Gesellschaften, welche, hatten sie eine etwas regelmäßige und bestimmte Form angenommen, jene Conföderation der großen Lehnbesitzer und endlich jenen Zustand der Dinge bilderen, den man unter dem Namen des Feudalsystems bezeichnet. Gegen das Ende des 10. Jahrhunderts und mit dem Erlöschen der karolingischen Rasse kann man diesen Umschwung als vollendet betrachten. Mit dieser Epoche beginnt denn auch, nach Hrn. G.'s Ansicht, die eigentliche französische Civilisation, wiewol jedwede nationale Einheit damals verschwunden war. Allein es entwickelte sich eine andere, tiefer eingreifende und mächtigere Einheit, nämlich die, welche aus der Gleichartigkeit der gesellschaftlichen Elemente, der Sitten, der Ideen, der Gefühle und der Sprachen hervorgeht; denn zu Anfang des Feudalsystems bestand diese Einheit in unbestreitbarem Grade; auch entfaltete sie sich stufenweise während und trotz jener Zerstückelung des Volks und der Herrschergewalt in eine Menge kleiner Völker und kleiner Souveraine, indessen es an jeder allgemeinen Nationalität, an jeder Centralregierung fehlte, was Alles der eigenthümliche Charakter der Feudalität ist. Was nun den Ursprung des Feudalwesens anbetrifft, so weist unser Verf. nach, wie sich dasselbe langsam und allmälig ausbildete, bevor es ein systematisches Ganzes darstellte; als Grundlagen oder Elemente des gedachten Systems aber bezeichnet derselbe drei wesentlich verschiedene Thatumstände. Der erste wäre die besondere Beschaffenheit des Grundeigenthums unter den beiden ersten Dynastien oder, mit andern Worten, der Zustand der Ländereien. Gleich nach der Niederlassung der germanischen Nationen auf dem gallisch-römischen Boden nämlich sah man sich dort zwei Arten von Grundbesitz bilden: Pfründen und Allodien (bénéfices et aleux). In Betreff der letztern Art von Besitzthum tritt Hr. G. der bekannten Definition anderer Publicisten bei. Hinsichtlich der Beneficien oder Pfründen aber weicht er wesentlich von Montesquieu und Mably ab, indem er nicht mit diesen annimmt, daß dieselben ursprünglich auf Widerruf, sondern zeitweilig, hierauf lebenslänglich, endlich aber erblich hingegeben worden; sondern vielmehr, sich auf moralische Wahrscheinlichkeiten und historische Zeugnisse stützend, dieses System gänzlich verwirft. Zwar wäre, meint er, der Pfründenbesitz an diese

eine Bestimmung gefaßt werden, eine gesetzliche und eine vertragliche Norm. Die gesetzliche Norm ist die, welche das Gesetz für den Fall aufstellt, daß die Parteien sich nicht anderweitig geeinigt haben, sie ist also nur eine Auslegungsregel für den Vertrag und hat keine weitere Bedeutung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Besprechungen. Die Geschichte Karl VII., von seinem ersten Regierungsantritte in Italien und Eroberung des Königreichs Neapel bis zu seinem Tode. Mit Urkunden. Von Friedrich Christoph Schlosser. Erster Band. Frankfurt am Main. Verlag der Hermannischen Buchhandlung. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Geschichte Karl's VII. ist ein Theil der Geschichte Italiens, welcher noch wenig von der Forschung in Anspruch genommen worden ist. Sie ist aber ein Theil, welcher, wenn er auch nicht zu den glänzendsten gehört, doch nicht ohne Interesse ist. Der Verf. hat sich daher ein Verdienst erworben, indem er diesen Theil der Geschichte Italiens, welcher bisher nur in Bruchstücken vorhanden war, zusammenstellte und ihn in einem Ganzen darstellte. Er hat dabei die Quellen sorgfältig benutzt, und wenn wir auch nicht in allen Stücken mit seiner Darstellung übereinstimmen können, so müssen wir doch gestehen, daß sie uns im Ganzen richtig scheint. Auch ist sie mit Wärme geschrieben, und wenn wir auch nicht in allen Stücken mit seinen Urtheilen übereinstimmen können, so müssen wir doch gestehen, daß sie uns im Ganzen richtig scheinen

Wie der Titel der vorliegenden Denkwürdigkeiten angibt, ist der Inhalt derselben nicht P.'s frühern Leben, sondern dem Zeitabschnitte gewidmet, wo er, nach dem Eintritte in das Cardinalscollegium (1801) in der gefahrvollen Katastrophe des Papstthums, nachdem der Pntr. Staatssecretair Gabrielli verhaftet und von Rom fortgeführt war, von Pius VII. am 16. Juni 1808 an die Stelle Gabrielli's zur Leitung der Staatsangelegenheiten berufen wurde. Wie oft auch solche Auszeichnung der Gegenstand ränkevoller Bewerbungen sein mochte: die Bedrängnisse der römischen Curie waren so groß, daß seltene Selbstverleugnung dazu gehörte, sich solchem Berufe zu unterziehen, Schwierigkeiten überall, Hoffnung eines glücklichen Erfolgs kaum denkbar, Tadel bei jeder zu nehmenden Maßregel gewiß. Es ist der Zweck der Ausarbeitung dieser Denkwürdigkeiten, zu zeigen, daß der Verf. dieses nicht übersah, daß er in unbescholtener Berufstreue nichts unterließ, was nach seinem Standpunkte zur Rettung dienen konnte, und offenkundig zu machen, welchen Antheil er hatte an der festen Opposition Pius VII. gegen einen Despotismus, dem in Bezug auf Hierarchie großartigere, durchgreifendere Erfolge zu wünschen gewesen wären. Napoleon und seine Dienstthuer haben die vollständigsten Berichte abgestattet, von welchem Gesichtspunkte sie ausgingen, welche Mittel sie wählten, welche Erfolge sie erwarteten, während die römische Curie, außer direct oder indirect diese Ereignisse berührenden diplomatischen Mittheilungen, den Erfolg für sich reden ließ. Niemand war mehr berufen, dieses Schweigen zu unterbrechen und päpstlicher Seits über die ergangenen Verfolgungen zu berichten als Pacca, was diesen Denkwürdigkeiten ein höheres geschichtliches Interesse ertheilt; dieses wird noch durch würdevolle Ruhe der Erzählung, unverkennbare Geistesbildung und menschenfreundliche Gesinnung gehoben; wo letztere aber mit dem Priesterthum ins Gedränge kommt, vermißt man die nöthige Unbefangenheit und der Mensch geht im Römlinge unter.

Um ihn selbst redend einzuführen, hier sein Schlußurtheil über Napoleon: „Man hat die Frage zur Sprache gebracht, ob Napoleon den Beinamen des Großen verdiene. Wenn diese ehrenvolle Benennung nur den Herrschern, welche wirkliche Wohlthäter des Menschengeschlechts gewesen sind, beigelegt wäre, so würde die Antwort leicht sein, und man müßte mit Seneca sagen: Haec nomina *magnus* et *bonus* separari non possunt: magnum quippe aut bonum est, aut non magnum. Aber nur zu sehr hat die seltsame Meinung der Menschen in allen Jahrhunderten, nachdem der Gipfel aller Größe und die gepriesenste aller Künste die Geschicklichkeit, sich gegenseitig zu würgen, geworden ist, diesen Beinamen fast ausschließlich den Fürsten, die Krieger und Eroberer waren, zugestanden. In der alten Geschichte finden wir denselben von den Griechen dem Alexander und von den Römern dem Pompejus beigelegt, und in Zeiten, die uns näher liegen, erhielten ihn Gustav Adolf, König von Schweden, und Friedrich II., König von Preußen. Aber welchem von diesen stand Napoleon an Größe militairischen Eigenschaften und in Ausdehnung und Schnelligkeit seiner Eroberungen nach? Auch kann man nicht behaupten, daß er nur das Verdienst eines Soldaten gehabt habe, denn in Wahrheit muß man gestehen, daß er nach seiner Rückkehr aus Aegypten große Dinge ausführte und leuchtende Beweise seines Talents in der schweren Kunst, die Menschen zu lenken und die Völker zu beherrschen, gab. Man rufe sich nur die schreckliche Lage ins Gedächtniß, in welcher Frankreich sich befand, als Napoleon in Frejus landete und nach Paris eilte. Jenes Reich war in innern Zwist zerfallen, von Factionen zerrissen, das Directorium verachtet, allen Stößen der Revolution ausgesetzt, wankend, nicht mehr im Stande sich zu halten; die Heere geschlagen, aus Italien verjagt, mit fast allen Völkern Europas im Kriege, war Frankreich von allen Seiten bedroht. Napoleon, als erster Consul, ergriff die Zügel der Regierung, bändigte die Unruhigen, versöhnte die im Aufstande wider die Regierung begriffenen Provinzen, schenkte den Sieg von Neuem den französischen Fahnen und nöthigte ganz Europa theils durch den Schrecken seiner Waffen, theils durch die Geschicklichkeit seiner politischen Unterhandlungen, in einem Zeitraume von wenigen Monaten, Frankreich als freie und unabhängige Republik anzuerkennen. Zu diesen großen Thaten fügte er noch eine andere hinzu, welche, obgleich sie nur unvollständig ausgeführt und vielleicht blos aus politischen Gründen von ihm unternommen wurde, doch alle andern bei weitem übertrifft: es ist die Herstellung des öffentlichen Cultus der katholischen Religion in Frankreich. Als er endlich zur kaiserlichen Würde gestiegen war, ahmte er die alten Cäsaren Roms nach, schuf und setzte Könige ab, und ließ sie zuweilen nach Paris kommen, um ihm den Hof zu machen u. s. f. — Von Vielen ist über die Ursache einer so reißenden und staunenerregenden Erhebung auf den Gipfel menschlicher Größe und über seinen schnellen, wunderbaren Sturz Manches geschrieben und gesprochen worden; ich aber finde, ohne zu politischen Gründen und zu den oft trüglichen menschlichen Ansichten meine Zuflucht zu nehmen, in den heiligen Schriften, wo diese der Gründung und des Sturzes der Reiche Erwähnung thun, die Aufklärung und die Ursachen der großen Begebenheiten, deren Zeitgenossen wir gewesen sind. Gott wollte den Völkern Europas die Schwere seines Armes fühlen lassen und sie bestrafen, daher wählte er Napoleon zum Diener seines gerechten Zornes. (Hier wird verwiesen auf Jesaias 45, V. 1, 2.) Napoleon begriff, daß das unerhörte Glück bei seinen Unternehmungen außer der gewöhnlichen Ordnung der Dinge wäre, und in einem jener Augenblicke des Stolzes, welche bei Menschen, denen Alles gelingt, häufig sind, sagte er einst: Er sei von der Vorsehung auserwählt, die Ordnung auf Erden wiederherzustellen. Es gab wirklich eine Zeit, wo er hätte viel Gutes stiften können; ich will mich hier nur auf die Religionsangelegenheiten beschränken: Wäre er, nachdem er dem großen Cyrus in der Herstellung der Kirchen und Altäre nachgeahmt, wirklich Beschützer der Kirche geworden, wie er hoffen ließ; hätte er dem heiligen Stuhle die usurpirten Provinzen wiedererstattet und dem römischen Oberhirten in Europa neues Ansehen verschafft, so würden der Kirche die goldenen Zeiten der Konstantine, der Theodosier und eines Karls des Gr. zurückgekehrt sein, und ihm wäre bestimmt von der großmüthigen Dankbarkeit und Freigebigkeit eines Papstes die Ehre geworden, der dritte katholische Monarch zu sein, dem eine Statue in dem prachtvollen Gebäude der vatikanischen Hauptkirche, in der Nähe oder vielleicht zwischen Karl d. Gr. und zwischen Konstantin, errichtet wäre. Aber er wurde der gewaltsame Unterdrücker der Kirche, weshalb er in der Zukunft in den Annalen der Geschichte mit Abscheu unter die Verfolger der römischen Kirche gerechnet werden wird. Als endlich der von der göttlichen Vorsehung bestimmte Zeitpunkt eintrat, dem leidenden Europa den Frieden wiederzugeben, so warf der Herr mit eben der Leichtigkeit, mit der er sie erhoben hatte, diese Geißel der Völkerzüchtigung zu Boden."

Pacca hatte in der letzten Zeit den Kummer, seine Heimath wieder in die Strudel des Revolutionsgreuels gestürzt zu sehen — als Folge der im Beharren auf den schändlichsten Mißbräuchen felsenfesten päpstlichen Regierung. Er war das ausgezeichnetste Mitglied des heil. Collegiums, welches zu Gunsten der unglücklichen Unterthanen des Kirchenstaates auf eine durchgreifende, zeitgemäße Verbesserung der öffentlichen Verwaltung drang, unter heftigen Widersprüchen der Absolutisten, die dabei beharren, daß die päpstliche Machtvollkommenheit, auch in der Beziehung zur weltlichen Regentschaft, keine Willkürbeschränkung zulasse: eine Lehre, welche geeignet ist, die an bösem Herzklopfen leidenden Diplomaten in sanften Schlummer zu wiegen.

Die jedem Bande der Denkwürdigkeiten angehängten Documente werden dem Geschichtsforscher willkommen sein, obgleich sie keine neuen Aufschlüsse geben. *) 61.

*) Eine ausführliche Darstellung des Lebens Pacca's gab Friedrich Kramer in Nr. 25 u. 26 der dritten Reihe der „Zeitgenossen". D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 194. — 12. Juli 1832.

Histoire de la civilisation en France, depuis la chûte de l'empire romain jusqu'en 1789; par *M. Guizot.* Sechs Bände.

(Beschluß aus Nr. 193.)

Als dritten Hauptumstand endlich, der dem Feudalsystem zu Grunde lag, betrachtet Hr. G. die Ordnung der Verhältnisse unter den Lehnbesitzern selber und die allmälige Entwickelung der Organisation, die sie verband, eine Organisation, die jedoch mehr im Princip als in der Wirklichkeit bestand, und die vornehmlich zu Anfang der Epoche des Lehnwesens, d. i. gegen das Ende des 10. Jahrhunderts äußerst roh und unvollständig war. Wie hinsichtlich einiger andern schon erwähnten Momente, weicht unser Verf. auch in Betreff des Ursprungs und der eigenthümlichen Beschaffenheit des Ritterthums von andern Publicisten und Geschichtschreibern, die denselben Gegenstand erörtert haben, wesentlich ab. Dieses entstand bekanntlich gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts, wo das Feudalsystem seine völlige Entwickelung bereits erhalten hatte, aus dessen Schoos es dann ebenfalls entsprang. Allein es war dasselbe keineswegs, wie manche Schriftsteller es dargestellt haben, eine Institution, deren moralischer Zweck dahin ging, den kläglichen Zustand der Gesellschaft zu bekämpfen, die Schwachen gegen die Mächtigen zu beschützen und eine gewisse Classe von Menschen der Wiedergutmachung der Unbilden und Ungerechtigkeiten zu widmen. Es war das Ritterthum vielmehr, wie Hr. Guizot nachweist, das Product der germanischen Sitten und der feudalen Verhältnisse, und es entstand im Innern der Burgen und Schlösser, ohne daß eine andere Absicht damit verknüpft gewesen als die Zulassung der jüngern Männer, waren sie Söhne des Suzerains oder des Vasallen, zu dem Leben und dem Range der Krieger zu erklären und so durch einen feierlichen Act das Band zu befestigen, das den Vasallen mit dem Lehnsherrn verband, der jenen zum Ritter schlug. Die Richtigkeit dieser Herleitung geht selbst aus der Geschichte des Worts miles hervor, das den Ritter bezeichnete und das bis zum 13. Jahrhundert immer als ein Synonym von Vasal gebraucht wird. Als nun das Ritterthum sich immer mehr entwickelte, kam es unter die Herrschaft von zweierlei Einflüssen, die ihm bald einen andern Charakter aufdrückten: dies waren die Religion und die Einbildungskraft, oder, in andern Worten, die Kirche und die Dichtkunst bemächtigten sich des Ritterthums und brauchten es für sich als ein Mittel, um den moralischen Bedürfnissen zu entsprechen, denen zu genügen ihre Bestimmung war. „Kann man jedoch", bemerkt Hr. Guizot schließlich, „dem Ritterthum das Verdienst nicht streitig machen, ziemlich lange eine allerdings wichtige Rolle bei der moralischen Entwickelung Frankreichs gespielt zu haben, so kann man andererseits behaupten, daß es bei der gesellschaftlichen Entwickelung nur eine untergeordnete Stelle eingenommen und wenig Bestand gehabt hat. Schon vom 14. Jahrhundert an gerieth das eigentliche Ritterthum in Verfall, wiewol es nicht gänzlich unterging. Aus seinem Schooße waren die religiös-militairischen Orden der Tempelherren, der Ritter von Jerusalem und der Deutschherren entsprungen; jetzt fing es an, die Hofordon, die Ehrenbänder, die Rang- und Paraderitter zu erzeugen; lange noch sollte es im Leben und der Sprache der französischen Gesellschaft figuriren, allein das ursprüngliche, das wahre feudale Ritterthum war zu Grunde gegangen, wie das Lehnwesen selber." Waren indessen, fährt unser Verf. fort, die obern Classen der gallisch-fränkischen Gesellschaft, der Hindernisse ungeachtet, welche die Lebensweise der Grundherren der Entwickelung der Civilisation in den Weg legte, keineswegs stationnair geblieben, so verhielt es sich anders im Schooße der landbauenden Bevölkerung: diese blieb lange Zeit hindurch jedweder gesellschaftlichen Bewegung fremd, was sich jedoch ganz natürlich erklärt. Ohne Friede und Freiheit nämlich gibt es keine Fortschritte der Civilisation; diese beiden Elemente aber fehlten gänzlich jener Bevölkerung, die ohne Schutz allen Gefahren ausgesetzt war, keines Friedens, keiner Sicherheit genoß. Ihr kläglicher Zustand, ihre Dienstbarkeit, ihr Elend schreiben sich jedoch nicht blos von dem Einfalle der Barbaren her; die wahren Ursachen derselben muß man, wie Hr. G. nachweist, in der Lage der Landbewohner unter der Römerherrschaft suchen. Versiel jedoch dieser Stand in dem Zeitraum vom 5. bis zum 10. Jahrhundert in immer größeres Elend, so fing er mit dieser Epoche sich wieder zu erheben an. Freilich waren die Fortschritte, die er machte, nur theilweise und fast unmerklich; allein sie lassen sich nicht verkennen und führten später die berühmte Ordon-

zum Schutz X. der Ab. Bedürfniß der Schützen-Gilden-Gesellschaft angehörige Schützen und Bürger, die der Gesellschaft Ehre und Vortheil zu befördern gesonnen sind, sich in dieselbe aufnehmen zu lassen, und sich dem Gesetz und der Ordnung derselben zu unterwerfen, so haben sie sich bey dem Vorsteher, oder wenn dieser nicht zugegen ist, bey einem der übrigen Meister und Vorsteher, mündlich oder schriftlich zu melden, und ihre Absicht zu erklären. Sie werden alsdann von dem Vorsteher, oder wenn dieser nicht zugegen ist, von einem der übrigen Meister und Vorsteher, in Gegenwart zweyer Beysitzer, welche der Vorsteher dazu ernennet, und welche nicht Meister oder Vorsteher sind, gefragt, ob sie auch ehrliche Leute, und ohne Leibeigenschaft sind, und ob sie sich auch in Ansehung ihrer Religion zu der Augsburgischen Confession bekennen? Wenn sie diese Fragen bejahen, so werden sie zu Lehrlingen angenommen, und müssen sich sodann, wenn sie sich binnen Monats-Frist nicht selbst melden, oder wenn sie sich binnen dieser Zeit nicht selbst melden können, durch einen Bevollmächtigten melden, und ihre Einschreibung, in Gegenwart zweyer Beysitzer, welche der Vorsteher dazu ernennet, und welche nicht Meister oder Vorsteher sind, gefragt, ob sie auch ehrliche Leute, und ohne Leibeigenschaft sind, und ob sie sich auch in Ansehung ihrer Religion zu der Augsburgischen Confession bekennen? Wenn sie diese Fragen bejahen, so werden sie zu Lehrlingen angenommen, und müssen sich sodann, wenn sie sich binnen Monats-Frist nicht selbst melden, oder wenn sie sich binnen dieser Zeit nicht selbst melden können, durch einen Bevollmächtigten melden, und ihre Einschreibung, in Gegenwart zweyer Beysitzer, welche der Vorsteher dazu ernennet, und welche nicht Meister oder Vorsteher sind, gefragt, ob sie auch ehrliche Leute, und ohne Leibeigenschaft sind, und ob sie sich auch in Ansehung ihrer Religion zu der Augsburgischen Confession bekennen? Wenn sie diese Fragen bejahen, so werden sie zu Lehrlingen angenommen, und müssen sich sodann, wenn sie sich binnen Monats-Frist nicht selbst melden, oder wenn sie sich binnen dieser Zeit nicht selbst melden können, durch einen Bevollmächtigten melden, und ihre Einschreibung,

Digitized by Google

nicht minder würdige Thatsache der Regierung dieses Monarchen ist der Widerstand, den das Königthum sowol der untergeordneten Geistlichkeit wie dem päpstlichen Stuhle entgegenzusetzen anfing, sowie die Geschicklichkeit, mit welcher sich der König in diesem Kampfe wider die Kirche des Beistandes seiner großen Vasallen zu bedienen wußte. Endlich erwähnt Hr. G. zum Lobe Philipps auch noch den Schutz, den derselbe den Schulen gewährete, die bereits aus der Fremde Studirende angezogen, und unter denen sich namentlich die pariser Universität der besondern Pflege des Königs erfreute, sowie denn auch unter seiner Regierung die ersten öffentlichen Arbeiten, die diese Hauptstadt zu verschönern und gesünder zu machen bezweckten, ausgeführt und den Urkunden und Archiven des Reichs, die bis dahin immer den Königen nachgeführt worden waren, ein bestimmter Ort zu ihrer Aufbewahrung überwiesen ward.

Wir schließen hier unsern Auszug, weil, wie wir glauben, das Vorstehende hinreicht, um einen Begriff von dem historischen Verdienste der Vorträge unseres Staatsgelehrten zu geben. Um aber mit dem darin waltenden philosophischen Geiste die Leser d. Bl. bekanntzumachen, wollen wir zum Schlusse nur noch eine Bemerkung in diesem Betreff hinzufügen. Während des ganzen Mittelalters spielte, wie man weiß, die Kirche eine Hauptrolle in dem Staats- und Völkerleben des christlichen Europas. Seit länger als einem halben Jahrhundert aber gingen die Bestrebungen der französischen Schriftsteller, die sich mit Forschungen über jenes Zeitalter beschäftigten, dahin, die Geistlichkeit derselben Epoche mit Anschuldigungen und Schmähungen zu überhäufen. Bald warf man derselben vor, blos nutzlose Speculationen, die den menschlichen Verstand irre leiteten, ermuntert, bald die Ruhe des Staats durch ungemessenen Ehrgeiz gestört, oder wol gar die schrecklichsten Verbrechen veranlaßt zu haben. Hr. G. nun, ohne Zweifel in der Absicht, Das zu bekämpfen, was er als ein philosophisches Vorurtheil betrachtet, dem die Jugend, die seinen Vorträgen beiwohnte, vielleicht nur allzu sehr geneigt sein möchte, sich hinzugeben, tritt öfters polemisirend gegen jene Schriftsteller auf, die, wie er nachzuweisen sucht, sich häufig durch eine mit großem Unrecht vorgefaßte Meinung hätten verleiten lassen, die Bemühungen der Geistlichkeit, welche die Civilisation zu befördern bezweckten, zu verkennen. Er bemüht sich demnach darzuthun, wie jene nutzlosen Speculationen selber, die allerdings eine falsche Philosophie geschaffen, dennoch die Würde des menschlichen Geschlechts zu erheben strebten; wie der Ehrgeiz der Geistlichkeit, aller Ueberschreitungen ungeachtet, am häufigsten dahin ging, an die Stelle einer abscheulichen Tyrannei eine erleuchtete Autorität zu setzen, und wie sogar die Verbrechen, womit sie sich befleckt, durch heldenmüthige Tugenden wiederum ausgeglichen wurden. Verdient gleich das Urtheil eines so tiefen Denkers über das Mittelalter Beachtung, so gesteht Ref. dennoch, daß es ihn nicht zu überzeugen vermochte.

21.

Romanenliteratur.

1. Henriette von England, Gemahlin des Herzogs von Orleans. Von Karoline Pichler. Wien, Pichler. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mag eine Schriftstellerin auch noch so fest sich vornehmen, treu der Geschichte zu folgen, unvermerkt wird sie, wo nicht die Thatsachen, doch die Beweggründe dazu verändern, Gesinnung und Wesenheit der Handelnden ihren eignen annähern. Die liebenswürdige Henriette von Orleans, die den Verdruß, an der Seite eines Gemahls leben zu müssen, eines Prinzen, den sie weder achten noch lieben konnte, durch kleine Koketterien zu verscheuchen suchte, gelegentlich vielleicht aus Langweile sich in politische Umtriebe mischte, diese reizende Frau mit nicht strengern Grundsätzen, als sie an Ludwigs XIV. Hofe sich ausbilden konnten, wird von der sehr achtbaren Verf. zu einem hohen Muster weiblicher Reinheit und Tugend gestaltet, die ihre unschuldige Neigung zu dem ritterlichen Guiche muthig bekämpft, und dieser Guiche gefühlvoll, zart, tief, ohne Leichtfertigkeit, wie eine edle Frauenseele sich gern Helden denken mag, wie er aber wol nie in der Wirklichkeit war, geschildert. Die Bosheit falscher Freunde, beleidigter Nebenbuhlerinnen bereiten den Liebenden den Untergang; in dieser Sumpfluft konnten sie unmöglich lange athmen, auch wenn sie nicht vergiftet und im Zweikampf getödtet wären. Das tragische Ende ist der Geschichte treu wiedererzählt, wo von dieser abgegangen werden mußte, ist es mit Geschick und im Einklang zu dem Ganzen geschehen, sodaß die Abweichungen keinen Tadel, wenigstens nicht von Leserinnen erfahren werden.

2. Schauererzählungen von Balzac. Vermehrt durch „Das Kloster von Santa-Maria im Walde" von Martignac. Deutsch von K. v. Alvensleben. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1832. 8. 1 Thlr.

3. Genossen der Mitternacht. Novellen von Emerentius Scävola. Zweiter Theil. Berlin, Schlesinger. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

4. Nachtblumen. Ein Nachlaß von Ludwig von Baczko. Leipzig, Wolbrecht. 1832. 12. 1 Thlr.

In scharfem Gegensatz, wie etwa ein lauer Mondscheinabend mit Vogelgesang und süßem Duft zu einer schwülen Gewitternacht sich verhält, stehen diese Erzählungen zu obiger Novelle, obgleich auch sie sich im Gräßlichen mäßig halten und nirgends das Gebiet des Unerlaubten, des Ungeschmacks betreten, das Lieblingsrevier mancher unserer heutigen Novellisten. In den „Schauererzählungen" befällt Einen die Besorgniß, daß das Schreckliche in das widerlich Empörende ausarten werde, doch kommt es nicht wirklich dazu, das eigentlich Atroce stößt nicht zurück, auch ethische Zwecke sind beachtet, das erwachte Gewissen richtet scharf durch eingebildete Gesichte. Das liebende Gemüth findet Gegenliebe und aufrichtige Trauer, wenn es die Erde verläßt, statt daß flache, innerlich hohle Menschen gleichgültig bleiben, wenn sie von Denen getrennt werden, mit welchen sie der Zufall vereinte. Die beiden letzten Erzählungen, „Der spanische Grande", und „Das Kloster von Santa-Maria", haben den romantischen Duft, der von Gewächsen, in Spanien entsprossen, unzertrennlich ist. — Die Novellen der „Genossen der Mitternacht" haben viel Geisterspuk, der indeß nicht ohne Ursache rumort und ächzt; Erbschleicher, Rechtsverdreher werden dadurch entlarvt, leichtsinnige Verführer und unbarmherzige Krieger, die das Rauben und Quälen recht con amore trieben, erwachen aus ihrem Sündenschlafe; das gute Recht der Unterdrückten wird anerkannt, ohne daß der Schlendrian herkömmlicher Romanen- und Melodramengerechtigkeit und abgegriffene, zum Ekel wiederholte Gemeinplätze uns die belohnte Unschuld fatal machten. — Die „Nachtblumen" leihen nicht von dem Uebernatürlichen würzigen Geruch und seltsame Gestaltung, blos in der ersten: „Schmidt von Heldenbern", bemüht sich ein Abgesandter des Höllenfürsten, eine Seele zu kapern, was ihm nicht im vollen Umfang und erst nach Jahrhunderten gelingt, wo ein in sich Entzweiter, durch die Erzählung jener Sage,

firen Ideen gänzlich anheimfällt und als Selbstmörder endigt. Mit philosophischem Scharfsinn, vielseitiger Menschenkenntniß und einem fühlenden Herzen sind hier Beiträge zur Seelenerfahrung gegeben und manches Geheimniß in der Menschenbrust enträthselt. 18.

Die deutschen Kanzelredner.

Die deutschen Kanzelredner stehen als Redner hoch und müssen um desto höher stehen, je ausgebildeter die Sprache der Deutschen, ihre Gewalt, ihre Gefügigkeit in allen dem Gefühle entsprechenden Gegenständen den in der Rede selbst webenden geläuterten und durch vernünftige Ueberzeugung wohl begründeten christlichfrommen Geist der Lehre, die sie vortragen, unterstützt. Verstand und Herz stehen im freundlichen Bunde, wo das Licht die Empfindung des Herzens erwärmt, reinigt und richtet, und der Mund aushaucht, wovon das Herz voll ist. Das Wort trifft das gleichgestimmte Herz und dringt in dasselbe, aus demselben ins Leben, in die That. Fast jede bedeutende Stadt Deutschlands, nicht selten manches Dörfchen, besitzt einen Kanzelredner bedeutenden Rufes, um den ihre Bewohner sich sammeln. Seine Rede verhallt nicht in den engen Räumen seines Tempels, tönt nicht allein fort in dem Innern seiner Zuhörer und erzeugt Früchte; sein Name wird außerhalb mit Verehrung und Liebe genannt, seine Schriften werden Trost- und Erquickungsquellen für Einzelne und ganze Familien. Wer zählt die Millionen, welche in Deutschland nur das Feuer der Andacht an dem begeisterten Worte des wahrhaften Kanzelredners anzünden! Dächte nur nicht jeder angestellte Prediger, er sei ein Kanzelredner; die schriftlichen Gaben des echten wären noch weiter verbreitet und förderten die wahre Erbauung. Auch der Kanzelredner wird, wie der Dichter, geboren, und nur der geborene schwingt sich zur Höhe, die ihm gebührt. Wer als solcher nicht ins Leben trat, bei dem vermögen zwar Fleiß und Anstrengung viel, aber nicht Alles, und weihen ihn zum gemeinnützlichen durch Lehre, mehr aber noch durch seinen das Evangelium ehrenden Wandel. Man wolle daher nicht unter den Kanzelrednern des vergangenen und des ersten Drittheils dieses Jahrhunderts nur echte Kanzelredner schauen; sie werden selten, wie alles Außerordentliche, geboren. Die Wahrheit dieser Aeußerungen wird das Lesen folgender Schrift: „Die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von H. Döring" (Neustadt a. d. O., Wagner, 1830, gr. 8., 2 Thlr. 6 Gr.) bestätigen. Es sind ihrer 92. Sie sind sämmtlich nicht mehr unter den Lebenden, nur ihr Name, ihre Schriften leben und wirken noch fort in allen deutschen Gauen: ein Bartels, Bleffig, Demme, Häfeli, Hanstein, Herder, Kleseckter, Löffler, Marezoll, Reinhard, Ribbeck, Rosenmüller, Tzschirner u. A. Nicht einverstanden sind wir in der Auswahl der Kanzelredner mit dem Verf., wenn derselbe S. 5 Bertling, S. 329 Sattler, S. 414 Schwencke unter sie stellt, die als Prediger segenreich in ihren Gemeinden gewirkt haben können, aber ihre Belehrungen ins Pult verschlossen; ebenso wenig mögen wir es billigen, daß er Männer unter sie stellt, die mehr Theologen als Kanzelredner sein wollten: S. 28 einen Dereser; S. 36 Döderlein; S. 68 J. B. N. Hacker, welcher andere Schriften, nur nicht Predigten herausgab; S. 93 Henke; S. 171 Knittel; S. 239 Mosheim; S. 271 A. H. Niemeyer, der als Theolog und Pädagog glänzt; S. 367 Salfeld, als Bildner der Jugendlehrer; S. 383 Sander; S. 422 Seiler; S. 489 Storr; S. 502 Süßkind, und S. 479 Stöwe, welcher astronomische Schriften verfaßte. Wie weit wir auch hier den Begriff eines Kanzelredners auffassen, Prediger, die nur in ihrem Kreise thätig waren, und keine Beweise ihrer Predigerwirksamkeit hinterließen, konnten wol keinen Platz hier finden. Die genannten Theologen verdienten unter ihres Gleichen genannt zu werden und sollten in dem ihnen gewidmeten Werke desselben Verfassers, worüber wir in Nr. 163 d. Bl. sprachen, aufgeführt sein. Die nahe Verwandtschaft der Theologen und Kanzelredner mag es entschuldigen bei den Freunden dieser Wissenschaft, welche neben den sorgfältig gesammelten und wohl verbundenen wichtigsten Lebensereignissen dieser und jener eine ziemlich vollständige Literatur ihrer Schriften finden. Rec. kennt die Unmöglichkeit, darin Vollständigkeit zu erreichen und gibt mit Freuden dem Verf. das Zeugniß eisernen Sammlerfleißes. Er trägt kein Bedenken, das Buch zur belehrenden und angenehm unterhaltenden Lectüre zu empfehlen. 19.

Literarische Notiz.

Wenige kennen die im Schlosse zu Aschaffenburg aufbewahrte Privatbibliothek des letzten Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl von Erthal. Wenige wissen, daß darin die ersten und kostbarsten Monumente von Gutenberg's Erfindung zu sehen sind. Nur die Bibliotheken von Paris, München und die des Lords Spencer zu Althorp in England besitzen in dieser Hinsicht größere Schätze. Durch den Willen ihres Eigenthümers zu einem Localinstitute für Aschaffenburg gestiftet, wurde sie seit seinem im Jahre 1802 erfolgten Tode durch den Fürsten Primas Karl von Dalberg und später durch neue, aus besonderm Fond bestrittene Anschaffungen vermehrt. Mit ihr ist die Kupferstichsammlung des im J. 1805 verstorbenen Oberstjägermeisters von Erthal vereinigt. Sie hat zugleich das seltene Glück, vom Tode des Kurfürsten an unter der Fürsorge von Männern gestanden zu haben, die wackere, für ihre Erhaltung besorgte Bibliothekare und geschätzte Gelehrte waren. Ich brauche nur die Namen eines Wilhelm Heinse, Niklas Vogt, Engel, Windischmann und Merkel zu nennen, welche dieser Reihe nach aufeinanderfolgten, um zu beweisen, daß sie nicht in bessern Händen hätte sein können. Der jetzige Bibliothekar, Hr. Merkel, Professor der Philologie am Lyceum zu Aschaffenburg, hat eben eine kleine Schrift unter dem Titel: „Kritisches Verzeichniß höchst seltener Incunabeln und alter Drucke, welche in der k. b. Hofbibliothek in Aschaffenburg aufbewahrt werden", bei Pergay 1832 drucken lassen, und damit die kritischen Bemerkungen des genialen Heinse aus dessen raisonirendem Kataloge verbunden. Dieses Werkchen in nettem und zierlichem Drucke wünschte ich in den Händen Aller, die Sinn für die interessante Incunabelnkunde haben. Jeder wird jetzt diese kostbaren Denkmale der ersten Kunst zu sehen und mit Hrn. Merkel's Verzeichnisse in der Hand zu untersuchen wünschen. Aus der Nähe und Ferne wird diese Bibliothek nun Besuche erhalten. Unter diesen Schätzen steht oben an das erste gedruckte Buch der Welt, Gutenberg's lateinische 42zeilige Bibel, eine, wie Heinse sagt, jener Ureichen des unendlichen Bücherwaldes und bald 400 Jahre alt (Man vgl. hierüber des Ref. „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst", Mainz, 1830, I, S. 218–275.) Ihm folgt Gutenberg's zweites Denkmal, sein „Catholicon", das er allein verfertigt, als ihn seine Gesellschafter Fust und Schöffer seiner mühsam zu Stande gebrachten Druckgeräthe arglistig beraubt hatten. In seiner sublimen Endschrift hat Gutenberg sein Inneres rein, offen und frei ausgesprochen: „Altissimi praesidio, cujus natu infantium linguae fiunt disertae, quique numero saepe parvulis revelat, quod sapientibus celat, hic liber egregius — Catholicon — impressum 1460 alma in urbe moguntina, quam Dei clementia caeteris terrarum nationibus praeferre dignatus est."

Mainz, den 16. Mai 1832. C. A. Schaab.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 195. — 13. Juli 1832.

Bild des ungarischen Reichstags vom Jahr 1830.

Dieses geben wir nicht nach dem gedruckten Diarium, das außer Ungarn wenig bekannt und in seinem seltsamen lateinischen Curialstyl einem Ausländer kaum verständlich ist, auch nicht nach Mailáth's Schrift über den ungarischen Reichstag, der nur Ceremonien und Complimente, das stundenlange Vivatrufen, selbst noch nach Abgang der allerhöchsten Herrschaften, in höfischer Begeisterung der Nachwelt zu beschreiben sucht, sondern nach: „Ungarns gesetzgebender Körper auf dem Reichstage zu Presburg, im Jahr 1830, sammt Actenstücken und Anmerkungen von Jos. Droszy" *), der allen diesen Verhandlungen (auf der Tribune?) beigewohnt. Anwesend waren A. an der Magnatentafel der Erzherzog Joseph als Palatinus, der hier keineswegs blos als ein repräsentirender Prinz erscheint, sondern selbständig, mit Geschäftskenntniß und Gewandtheit des Vortrags seine Meinung ausdrückt, auf Gesetze und Ordnungen bald milder, bald ernster hinweist, vorstellt, vermittelt, überall aber die Freiheit der Meinungen erkennt und achtet. Zwei Erzbischöfe, der Cardinal Primas und der Patriarch Pyrker, welche sich jedoch nicht hervorzudrängen schienen; 19 Bischöfe, 3 Weihbischöfe, 1 Propst und 1 Erzabt, 9 weltliche Reichsdignitarien oder Kronbeamten; der Judex Curiae (Graf Czirjaky), der Banus Croatiae, der Tavernicus, der Capitain der Leibgarde, der Reichsoberstschenk, Oberstkämmerer, Oberstttruchseß oder Küchenmeister, Reichskanzler, Reichsoberststallmeister; 3 Kronhüter; 5 erbliche und 22 nicht erbliche Obergespane; außerdem noch 4 Fürsten, 87 Grafen (darunter 6 Batthyani, 9 Esterhazy, 5 Czaky, 22 Barone und 1 besonderer abgeordneter Magnat von Croatien und Slawonien. An dieser Magnatentafel vorzugsweise wurden auch die Abwesenden durch Bevollmächtigung anderer Anwesenden vertreten, und zwar 1 Erzbischof, 2 Bischöfe, 6 Fürsten, 2 verwittwete Fürstinnen, 191 Grafen, 65 Gräfinnen, 119 Barone, 40 Baronessen, 1 Propst, 3 Aebte. Das Verhältniß von 181 anwesenden zu 430 ausgebliebenen Magnaten scheint zu verrathen, daß diese Art von Repräsentation anfange, für eine Last gehalten zu werden. Die Besitzungen aller dieser weltlichen Magnaten machen wol ein Drittheil des ganzen Reiches aus; aber die Hälfte derselben befindet sich in Concurs und Sequester verstrickt. B. Die zweite Kammer, genannt Ständetafel, bestand aus dem von Amtswegen vorsitzenden Präsidenten der königl Tafel (des höchsten Reichsgerichts) in Pesth, Georg Mailáth, als Personal, d. h. als königl. Repräsentandus, und seinen 16 Reichsgerichtsräthen und Assessoren, darunter der Vicepalatinus, der Vicejudex, die Protonotarii und Reichsfiskale. Aus den Assessoren ernannte der Personal die 4 Secretarien oder Notarien. Bei der Magnatentafel führte der Palatinal-Protonotarius das Protokoll. Die Aufsätze fielen aber oft, besonders in der Ständetafel, so steif und ungeschickt aus, daß die Abgeordneten manchmal erklärten, sie könnten darin ihre eignen Gedanken selbst mit einer Laterne nicht wiederfinden. Manche, solche Fälle voraussehend, zogen dann andere schon bereit gehaltene bessere Concepte aus der Tasche. Die Beiziehung des ganzen obersten Reichsgerichts hatte den Misstand zur Folge, daß unterdessen die oberste Instanz in Pesth stille stand, und ward wol früher dadurch veranlaßt, weil man sonst nicht wohl auf eingeübte und der Formen kundige Geschäftsleute rechnen konnte. An den wirklichen Berathungen nahmen sie keinen Antheil. Nach diesen kamen 2 Abgeordnete von den Croaten, 30 Deputirte der Domcapitel, meistens in die Geschäfte wenig eingeweiht, die aber immer in Masse für die Regierung stimmten; ferner 104 adelige Deputirte der 52 Comitate, von jedem 2, die zugleich das Volk oder den Plebs mit vertreten sollten, und 75 Abgeordnete der Freistädte, deren Stimmen auch fast immer vollständig der Regierung angehörten, sodaß dieselbe in diesen 105 Stimmen der Domherren und der Städte meistens im Voraus schon das Uebergewicht über die 104 Stimmen der Comitate hatte. Von diesen Freistädten hatten einige ein gewaltiges Stadtgebiet, z. B. Theresiopel 4 Quadratmeilen, mit innesitzenden und gewerbenden Adeligen, die sich öfters nicht ohne Kampf fügen wollten; die meisten aber waren erbärmliche Rattennester. Eigentlich wäre Pesth, durch seine Lage, den großen Raum, den Sitz der Collegien und das ordentliche Domicil der größten Magnaten weit geeigneter zu einer Wahlstadt; der Hof, wegen der Nähe von Wien, und dieses Mal besonders wegen der Krönung, hatte Presburg vorgezogen. Die Einberufungsschreiben hießen Regales. Die Sitzungen in beiden Kam-

*) Zwei Theile. Leipzig, Kummer. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

mern waren abgesondert; doch traten bei Eröffnung wichtiger Propositionen oder Resolutionen, oder zur Verständigung über bereits entworfene Repräsentationen beide Tafeln in gemeinschaftliche Sitzung zusammen, bei welcher dann der Palatin präsidirte. Es fanden auch gemeinschaftliche Conferenzen zur Vordeliberation, und Ausschüsse zu besondern weitläufigen Arbeiten statt, die man gleichzeitig nach den Districten der Donau und der Theiß wählte (Regnicolardeputationen). Die Sitzungen der Ständetafel unterschieden sich in Circularsitzungen, ohne Gegenwart des Personals und der Personen des obersten Gerichtshofes, wo, unter zwei Präsidenten, die alle Wochen nach Folge der Comitate wechselten, der erste immer aus den Donau-, der zweite aus den Theißdistricten sich erst deliberative und praeliminariter über die proponirten Gegenstände besprachen, einstweilen die Entwürfe der Vorstellungen oder der Communicationen und Erklärungen an die Magnatentafel, Nuncium genannt, von den Circularnotarien entworfen, Petitionen und Anträge der einzelnen Abgeordneten vernommen wurden; und in Reichstagssitzungen, wo die Protokolle oder Entwürfe den Personen von dem Circularpräsidenten überreicht, und dann darüber endlich verhandelt und abgestimmt wurde: — eine Einrichtung und Ausscheidung, die zwar nicht im Gesetze lag, aber durch ihre Zweckmäßigkeit sich von selbst gemacht hat und Nachahmung verdiente.

Zu feierlichen Eröffnungen an die Ständetafel von Seiten der Magnaten gebraucht der Palatin jedes Mal einen Bischof, dieses Mal wegen seiner Rednergabe ausschließend den Bischof Kopacsy von Wesprim; in Fällen, wo man sich während der Sitzungen selbst zu verständigen wünschte, schickte er Protonotarien, die Stände Deputirte, die aber einige Male zu Beschwerden Anlaß gegeben, daß sie mehr gesprochen als sie in Auftrag gehabt, weswegen man anfing, ihnen die Anrede wörtlich vorzuschreiben. Insonderheit ging bei einer solchen Gelegenheit ein Tadel des Patriarchen Pyrker hervor, welcher in seiner Anrede an den Kaiser die fontes commerciï als reserati gerühmt, welches doch gar nicht der Fall gewesen. Der Antrag einer besondern Landtagszeitung wurde durch die Mehrheit beseitigt. Zu bemerken ist übrigens, daß in allen Dingen allein nur der Ständetafel das Recht der Initiative zukommt. Uebrigens war den Wählern erlaubt, ihren Abgeordneten bestimmte Instructionen mitzutheilen, auf welche sie sich dann öfter auch standhaft beriefen. Als hauptsächliche Sprecher von Seiten der Opposition gaben sich zu erkennen: Borsiczky und Marczibany, Abgeordnete von Trentschin, Letzterer dazu ein Mann von großem Reichthum; Ragalyi, immer in strenger Consequenz beharrend, war aus dem armen borsoder Comitat, der über 12,000 adelige, größtentheils unbemittelte Familien zählt, und Nagy, vom ödenburger Comitat, der glänzendste in der Beredtsamkeit, von der Tribune und der Jugend überall hochgefeiert, im Ganzen jedoch als Opponent mild, versöhnlich und in vielen Fällen, wo er es für gerecht hielt, der Regierung nicht entstehend. Das gleich zu allererst dem jungen Könige vom Adel dargebotene Krönungsgeschenk von 50,000 Dukaten wurde von demselben großartig abgelehnt und zu Unterstützung der Armuth bei damaliger schlechter Ernte und zu Vermehrung des akademischen Fonds bestimmt. Der Graf Stephan Karolyi widmete im Laufe der Verhandlung der ungarischen gelehrten Gesellschaft 20,000 Gulden Conventionsmünze, der Graf Ludwig 10,000 Gulden. Im Anfange waren die beiden Häuser oder Tafeln gegenseitig sehr gespannt. Die Ständetafel warf den Magnaten durch Komaromy, abaujer Comitats, öffentlich vor: sie antworteten auf keine Gründe, sprängen in ihren Meinungen auf und ab, sprächen nach bloßem Schein, temporisirten, moderirten, wie das nun schon ihre Gewohnheit sei. Dagegen schildert ein anderer Abgeordneter nicht minder den Geschäftsgang seiner eignen Tafel so: Heute beschließe man etwas im Cirkel; dann werde morgen eine Conferenz angesagt und in dieser der Beschluß umgeworfen; es folgte dann über denselben Gegenstand eine neue Circularsitzung; sobald ein Beschluß der Regierung unangenehm sei, bringe man ihn immer von Neuem aufs Tapet, bis sich dann die lieben Abgeordneten entschließen, ihre eignen Kindlein in den ersten Tagen von selbst wieder umkommen zu lassen. Sei das erste Feuer erloschen, so lasse sich leicht überall umändern. Immer bleibe der alte Fehler, alle patriotische Vorschläge vertagen zu lassen. Man schreie über Neuerungen; wenn aber ein Schritt auch wirklich neu wäre, so komme es daher, daß man, um weiter zu kommen, auch neue Schritte machen müsse. Unsere Verhandlungen, klagte Nagy, sind nicht sowol gründliche Eröterungen als vielmehr bloße Abstimmungen geworden, woraus am Ende nur schwankende Beschlüsse hervorgehen. Unseligerweise verwickelten sich die Stände, wie es bei solchen großen Versammlungen gar gern zu geschehen pflegt, in zwei Nebenfragen, durch welche sie ganz und gar von der Hauptsache abgeführt wurden, nämlich über das Inauguraldiplom, den Krönungseid des jungen Königs, ob daran gegen die alten Formen etwas abgeändert werden sollte; und über die allgemeine gewaltsame Einführung der ungarischen Sprache, welche von einer großen Anzahl feuriger Köpfe als erstes und wesentlichstes Merkmal der ungarischen Nationalität gefodert wurde. Der Antrag über Abänderung der Eidesformel fand ohne Weiteres in der Mehrheit seine Abweisung, jedoch blieb vorbehalten, über mehre Desiderien bei dieser Gelegenheit ehrerbietige Vorstellungen zu machen; auch ließ sich der Hof die Unterdrückung der von den Ständen so betitelten jesuitischen Clausel: „ut super usu eorum conventum fuerit", gefallen. Erst sollten gewisse Artikel verwilligt sein, und mit denen gleichwol wieder super usu eorum sich einverstanden werden. Daran schloß sich das weitaussehende Begehren von Einverleibung des Königreichs Galizien, welches der Hof damit abschnitt, daß er es in thesi anscheinend zuzugeben schien, Alles aber auf eine Commission verwies, um auszumitteln, inwiefern dieses, und zwar mit Zustimmung der Galizier selber, auszuführen sei. — Für die Einführung der ungarischen Sprache in allen Bezirken, selbst da, wo sie bisher gar nicht gesprochen wurde, in Croatien, Dalmatien, in den slawaki-

schen Comitaten, den deutschen Bergstädten u. s. w. sprachen die Magnaten Michael Esterhazy, Graf Batthyani von Eisenburg mit großem Feuer; bei weitem die große Mehrheit wollte aber die Frage beseitigt wissen, der endlich als allgemeinem Beschluß auch der Baron Vesselenyi aus Siebenbürgen sich fügte, aber damit doch Ein ungarisches Wort auf dieser erlauchten Stelle gesprochen werde, mit einem ungarischen Ja! Bei der Ständetafel erschallte der Ruf: Ob man sich denn erst von der Magnatentafel die Erlaubniß zu erbitten habe, seine Beschlüsse ungarisch zu fassen oder am Ende ungarisch sprechen zu dürfen? Freilich kein Wunder! In einer Menge Magnatenhäuser verstehe man auch nicht Ein Wort ungarisch. Die größten Dominien werden deutsch verwaltet. Vergeblich erinnerte der Personal, daß Ungarn vier bis fünf Muttersprachen habe; der Abgeordnete Nagy gestand ein, daß vom besten Werke in ungarischer Sprache keine 200 Exemplare abgesetzt würden. Ungarische Bücher würden blos von den Bedienten in die Hände genommen, nämlich um den Staub davon abzukehren. Als er jüngsthin, in Verwendung für das ungarische Theater, den Palatin gebeten, des mächtigen Beispiels wegen dieses Theater zu besuchen, und er alsbald hochherzig wirklich erschienen, hätte er auch nicht eine einzige Loge von andern Ungarn besetzt gefunden. Der Abgeordnete Komaromy erzählte ungescheut, seine eignen Söhne, aus Ueberdruß der schlechten Methode, womit ihnen die ungarische Sprache von slawischen Lehrern habe beigebracht werden sollen, flöhen jetzt diese Sprache ärger als der Pudelhund den Bratenwender; aber nichtsdestoweniger blieb er für seine Person dabei, ihm solle die ungarische Sprache Niemand nehmen, auch nicht die Engel, wenn sie ihm die ihrige dafür vertauschen wollten. Auch nicht einmal auf das Mittel wollte er sich einlassen, die ungarische und lateinische Sprache simultan gelten zu lassen. Sein Wahlspruch sei: Leben oder Tod, dazwischen liege kein Mittel als höchstens das Elend. Aus demselben Grunde verwarf aber auch die Magnatentafel alle medios terminos, weil durch sie das Princip selbst verloren ginge. Der Abgeordnete Hertelandy jammerte, wie traurig es sei, daß Alles, was zur Nationalität führe, den entschiedensten Widerspruch gerade bei Denen finde, die vom Boden des Vaterlandes schon von Geburt aus das Meiste besitzen, und denen neben den angeborenen Vortheilen noch so viele andere Pflichten obliegen. Hierauf nahm sich ein Domherr zusammen und sprach von der Schlacht bei Mohats, von dem theuern Vaterlande der Ungarn in Asien, von Demosthenes und der göttlichen Vorsehung, von der Erbauung Roms und den fremden Tyrannen, von Frankreich, von Europa und dem König Arpad, von den wilden Thieren und den Türken, wobei er immer durch häufiges Gelächter unterbrochen wurde, das er aber standhaft ertrug. Gleichwol konnte auch die Zweckwidrigkeit der lateinischen Sprache zu den Verhandlungen nicht in Abrede gestellt werden, weil zwar die meisten gebildeten Männer diese Sprache verständen, die wenigsten aber vollkommen zu sprechen vermöchten.

(Der Beschluß folgt.)

Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur, von K. F. A. Guden. In drei Theilen. Leipzig, G. Fleischer. 1831. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Obgleich tabellarische Darstellungen der Wissenschaft schon an sich selbst unausbleiblich einen unwissenschaftlichen Charakter mit sich führen, da sie mehr für das Auge als für den Geist und mehr für die praktische Uebersicht als für die intellectuelle Einsicht arbeiten, so ist doch solchen Unternehmungen auch ihr Werth in ihrer Art und Weise nicht abzusprechen, obwol auch schon der ihnen zuzugestehende Werth selbst in die untergeordnete Sphäre der bloßen Nützlichkeitstendenz fällt, auf welche die Wissenschaft als solche keinen Bezug zu nehmen hat. Nützlich haben sich nämlich chronologische Tabellen, besonders die der allgemeinen Weltgeschichte, von jeher zu machen gewußt, indem sie sich nicht nur der studirenden Jugend zum Leitfaden empfehlen und ihr den Mangel an kostspieligern größern Werken und wissenschaftlichen Hülfsmitteln zu ersetzen vermögen, sondern auch überhaupt als ein bequemes, handliches Nachschlagebuch dem größern gebildeten Publicum dienen, ja selbst dem Gelehrten von Fach, obwol sie für diesen des Interesses selbstständiger Forschung entbehren, doch in manchen Fällen, wo es ihm auf schnelle Ueberblicke der vorhandenen Facta ankommt, sich brauchbar erweisen können. Diese anerkannte Zweckmäßigkeit geschichtlicher Tabellen überhaupt hat Hrn. Guden auf den Gedanken gebracht, ähnliche Darstellungen für die Literaturgeschichte zu versuchen, welcher dieselben bisher noch nicht in dieser Weise zu Theil geworden waren; aber er scheint bei diesem Plane nicht bedacht zu haben, daß sich ein solches Unternehmen bei der Literaturgeschichte schwieriger und unter veränderten Gesichtspunkten darstellen muß, als bei der Weltgeschichte selbst. Die historischen Tabellen überliefern ihrer Natur nach in unmittelbaren Angaben die an der unendlichen Linie der Chronologie fortlaufenden Facta, an welchen sich die Geschichte weiter entwickelt und aus denen ihr eigentlicher Körper besteht; literarhistorische Tabellen dagegen sind keineswegs blos auf Facta und deren Ueberlieferung angewiesen, da die Begebenheiten der Literaturgeschichte selbst bei weitem nicht alle als Facta genommen werden können, sondern auch in der einen Seite ihrer Beziehung, welche aber zu ihrer vollständigen Auffassung und Darlegung sehr wesentlich ist, als Urtheile und Begriffe geltend gemacht sein wollen. Weltgeschichtliche Tabellen setzen die kritische Forschung voraus, durch welche die Facta, die sie überliefern, in ihrer Gewißheit ermittelt worden sind, denn ihr Zweck geht eben nur auf die übersichtliche Zusammenstellung der bereits als gewiß vorhandenen Facta. Literargeschichtlichen Tabellen kann nie eine solche Voraussetzung zu gute kommen, da es literarische Facta nicht in dem Sinne gibt wie historische; man müßte denn etwa der Literaturgeschichte nur die Aufgabe eines Bücher- und Schriftsteller registers anweisen wollen. Für diese blos historische Seite der Literaturgeschichte ist jedoch durch Bibliographien und Schriftstellerlexika, denen diese Aufgabe ausschließlich angehört, bereits manches Schätzbare geleistet worden. Wollen aber solche Tabellen einen wirklich literarischen Charakter gewinnen, so dürfen sie es auch nicht aufgeben, in ihren Uebersichten und Zusammenstellungen nach eignem kritischen Urtheil zu verfahren, denn es reicht bei ihnen ja nicht aus, blos der Chronologie zu folgen, sondern sie müssen zugleich auch Rang, Eigenthümlichkeit und Bedeutung eines Schriftstellers festzustellen suchen, wenn nicht ihre ganze Darstellung, die doch darauf ausgeht, das Bild einer Literatur zu entwerfen, physiognomielos bleiben soll.

Dies scheint der Verf. der vorliegenden Tabellen sehr wohl gefühlt zu haben, indem er in seinen Tafeln, die sich in acht Rubriken für die Namen der Schriftsteller, Tag und Jahr der Geburt, biographische Nachrichten, Tag und Jahr des Todes, Verzeichniß der Schriften und „Bemerkungen" abtheilen, unter der letztern Rubrik auch kritische Urtheile zur Charakterisirung der Schriftsteller hinzufügte. Er gesteht jedoch selbst in der Vorrede, daß es ihm unmöglich gewesen, „Alles nach eigner Durch-

sicht zu schätzen", und er sich deshalb „sehr oft auf andere bewährte Literatoren und Kritiker verlassen und deren Urtheile in den Bemerkungen angedeutet habe". Hierin beruht unsers Erachtens die Verwechselung oder Nichtanerkennung des Unterschiedes zwischen geschichtlichen und literargeschichtlichen Tabellen. Literarische Urtheile können nie zu der Gewißheit eines historischen Factums erhoben und als solches traditionnell überliefert werden, wie der Verf. gleichwol gemeint hat. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß jedes Literaturwerk sich in der Individualität jedes Kritikers mehr oder weniger verschiedenartig abspiegelt, und eben darum kann man auch einem Tabellenliterator, der ein Ganzes liefern will, die eigne Kritik nicht erlassen, wenn nicht, indem er hier und da aus dem Zusammenhange gerissene Urtheile der heterogensten Literatoren entlehnt und verbindet, dadurch ein widerwärtiges Conglomerat von lauter fremdartig aneinandergesetzten Bestandtheilen entstehen soll. Hr. G. hat es freilich in den von ihm mitgetheilten Urtheilen vermieden, etwas in irgend einer Weise Eigenthümliches anzuführen, aber dafür ist er an die andere Klippe gerathen, daß er lauter allgemeine und nichtssagende Redensarten statt einer Kritik über die Schriftsteller gegeben hat. Wir können es ihm kaum glauben, daß er seine urtheilenden Bemerkungen aus den „bewährtesten Literatoren und Kritikern" entnommen, sonst hätte er unmöglich so Triviales überliefert, als sich auf jeder Seite seiner Tabellen, wo man nur aufschlagen mag, findet. Von dem trefflichen Rückert heißt es z. B. Thl. 3, S. 269, daß er der vielseitigste neuere lyrische Dichter voll Phantasie und Witz sei, „aber ohne Kraft und Innigkeit des Gemüths; darum gelingt ihm das Humoristische am besten". Wie stiefmütterlich muß die Aesthetik den Hrn. Verf. ausgestattet haben, wenn er glauben kann, daß einem Dichter „ohne Kraft und Innigkeit des Gemüths" der Humor, welcher gerade die Blüte dieser beiden Gemüthseigenschaften ist, gelingen möge; oder bei welchem bewährten Literator und Kritiker hat es Hr. G. gefunden, daß der gemüthvolle Rückert ohne Kraft und Innigkeit des Gemüths sei? Der Verf. kennt überhaupt die meisten literarischen Erscheinungen weder aus andern Literatoren, noch aus eigner Anschauung, sondern vom bloßen unbestimmten Hörensagen, das er mit sehr bequemer Oberflächlichkeit in Tabellenform gebracht. So heißt es III, 241, von Solger, daß er „Naturphilosoph" gewesen, während derselbe, obwol aus der Schelling'schen Schule hergekommen, doch nie dieser Richtung der Philosophie gefolgt. III, 185, wird Hegel als „Begründer eines eignen dialektischen naturphilosophischen Systems" bezeichnet, da kaum etwas Unrichtigeres gesagt werden kann, als der Hegel'schen Philosophie, mit Verkennung ihres encyklopädischen, systematischen und absolutistischen Charakters, eine vorherrschende naturphilosophische Tendenz zuzuschreiben. Ebenso unbegreiflich steht III, 249, daß Oken „das consequenteste, sich an Erfahrung haltende System der Naturkunde ausbildete", während es doch nie ein naturphilosophisches System gegeben, das sich so wenig von der Empirie der Erfahrung abhängig gemacht oder sich derselben vielmehr so sehr entgegengestellt hat, als das Oken'sche, von Speculation und Phantasie nur zu frei bewegte. Es ist kaum glaublich, daß unser Tabellenliterator je ein Buch von den drei genannten Philosophen vor Augen gehabt haben, oder von der Wissenschaft selbst, um die es sich handelt, auch nur eine Ahnung besitzen sollte. Am unzuverlässigsten ist aber der Verf. in den einzelnen literarhistorischen Angaben zur Bücher- und Schriftstellerkunde, worin sein Buch in der That von Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten wimmelt. So muß sich z. B. Leopold Schefer III, 293, unter seinen Werken auch den Antheil an den zu Leipzig 1828 herausgekommenen „Mondlichtern und Gasbeleuchtungen" aufbürden lassen, obwol der Mitverf. jenes Buchs auf dem Titel „Schäfer" genannt ist, und es nur auf eine Mystification des genialen Novellendichters dabei abgesehen sein mochte. II, 117, wird von Ulrich Hegner's Roman: „Saly's Revolutionstage", bemerkt, daß sie „eine Beschreibung der französischen Revolution im dichterischen Gewande enthalten"; sie beziehen sich aber lediglich nur auf die Schweizerrevolution und sind das Tagebuch eines kräftigen Schweizerbauers. Wir würden eine endlose Arbeit unternehmen, wollten wir alle Ungenauigkeiten dieser Art, welche sich der Verf. zu Schulden kommen läßt und die wir wenigstens nicht für unbedeutend zu halten vermögen, hier aufzählen und berichtigen. Ebenso mislich sieht es mit den biographischen Nachrichten aus, die der Verf. gibt, und man kann ihnen nur ein bedingtes Vertrauen schenken. Clemens Brentano (III, 224) lebt z. B. gegenwärtig nicht in Rom, wie der Verf. erzählt, sondern in Frankfurt a. M., K. E. Schubarth (III, 280) lebt nicht in Berlin, sondern in Hirschberg. Der dänisch-deutsche Dichter C. L. Sander (II, 106), der mit Recht hier eine Stelle gefunden, wird noch als Lebender aufgeführt, während ihm unter die Rubrik des Todesjahres bereits das Jahr 1820 hätte gesetzt werden sollen. Von Fichte wird bemerkt, daß er 1799 seine Professur zu Jena freiwillig niedergelegt, was keineswegs in dieser Weise der Fall gewesen, und der Verf. hätte es wenigstens andeuten müssen, daß ihm dieser berühmt gewordene Proceß, über den Fichte's Sohn in seiner Biographie des Vaters das Ausführlichste mitgetheilt, in seinem eigentlichen Zusammenhange nicht unbekannt geblieben. Joseph von Eichendorff (III, 246) ist nicht 1782, sondern 1788 geboren; er nannte sich als Schriftsteller nur unter einigen seiner Jugendgedichte Florens und war nie Consistorialrath in Danzig, sondern damals Regierungsrath daselbst u. s. w. Völlig unkritisch ist das Verfahren, welches der Verf. bei der Angabe der Werke der Schriftsteller beobachtet, indem es dabei weder auf bibliographische Vollständigkeit, noch auch auf Auswahl Dessen, was die eigenthümliche Bedeutung eines Autors vorzugsweise charakterisiren könnte, abgesehen ist, sondern nur eine tumultuarische Masse von Büchertiteln, auch nicht einmal durchgängig genau überliefert, zusammengeschüttelt wird. Unter Tieck's Werken werden vom „Aufruhr in den Cevennen" bereits zwei Theile aufgeführt.

Bei einer Arbeit, die im Einzelnen so ungründlich ausgefallen, läßt sich auch von dem Geiste des Ganzen und der Anordnung des Stoffes nichts Günstigeres erwarten. Die Chronologie geht in diesen Tabellen von den Geburtsjahren der Schriftsteller aus, sodaß immer die in demselben Jahre Geborenen, ohne Unterschied ihrer sonstigen Heterogenität, nebeneinandergestellt und in dieser gewissermaßen durch den Calender bedingten Reihenfolge abgehandelt werden. Der Geburtscalender ist jedoch für die Literaturgeschichte ein zu äußerlicher und zufälliger Maßstab, denn die Blütenzeiten der Schriftsteller fallen sehr ungleich, und der eine fängt oft erst an einzugreifen, wenn der andere, ihm an Jahren gleiche, schon zu wirken aufhört. Diese Art einer literarischen Chronologie empfiehlt sich um so weniger, wenn man sieht, was in den vorliegenden Tabellen dabei herausgekommen ist, denn da es der Verf. außerdem nicht aufgegeben, die Literatur ihrer geschichtlichen Entwickelung nach in Perioden abzutheilen, so mußte dadurch nothwendig der Uebelstand hervorgehen, daß Schriftsteller, welche ihr Geburtsjahr synchronistisch zusammengeführt hat, neben einander geschildert werden, während sie doch jeder in ganz verschiedene Perioden der Literatur gehören. Es thut uns leid, daß wir der Arbeit des Hrn. G. so wenig Gutes nachzusagen im Stande sind, denn den Fleiß und die Liebe, mit der er sein Werk gearbeitet haben will, hat er sich theils schon selbst in der Vorrede nachgerühmt und seinen Recensenten dadurch dieser Mühe überhoben, theils können wir ihm auch dies nicht einmal durchgängig zugestehen. Möge er sich aber nicht abschrecken lassen, auf dem Dornenpfade des Literarhistorikers, auf dem auch größern Kräften schon mancher Versuch mislang, rüstiger und eifriger vorzuschreiten, und sich vor Allem überzeugen, daß eigne vielseitige Forschung vorausgehen muß, um in diesem Gebiet etwas der Sache Würdiges zu leisten. 38.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 196. — 14. Juli 1832.

Bild des ungarischen Reichstags vom Jahr 1830.

(Beschluß aus Nr. 195.)

Mit Schrecken, nachdem eine lange Zeit unter solchem fruchtlosen Streiten verschleudert war, vernahmen nun die Abgeordneten die ernstliche Mahnung, sich endlich einmal mit den königl. Propositionen oder Postulaten zu beschäftigen, deren hauptsächlichste die Bewilligung von 50,000 Rekruten war. Nun fingen die Klagelieder aus einem andern Tone an. Immer sollte man nur vornehmen, was der Regierung vortheilhaft sei — dann aber heiße es: Adieu Reichstag! (Ragalyi). Sie würden immer nur zusammenberufen, um zu geben; da höre man *nichts* als die Phrasen: imperiosa necessitas, bellum! mit ihren eignen Anliegen würden sie aber ad feliciora tempora vertröstet. Ihre Leiden blieben immer dieselben, mit dem einzigen Unterschied, daß sie bei jedem neuen Reichstage um drei Jahre älter wären (Balogh). Die Domherren wollten alsbald per acclamationem durchsetzen, daß man dem Kaiser so viele Rekruten geben solle als er nur wolle; auch die Freistädte äußerten sich fast durchaus in demselben Sinne. Der Abgeordnete Fekete vom pressburger Comitate beharrt darauf, daß man diesen Rekruten auch nicht einmal eine Capitulation gestatte, sondern sie ewig in der Knechtschaft erhalte, damit nicht durch das Austreten geübter Mannschaft dem Volk eine Kraft verliehen würde, welche den Ständen gefährlich werden könnte. Da trat denn Borsiczky auf und sprach: „Wenn es sich um Subsidien in Geld oder Naturalien handelt, feilschen wir um jeden Gulden und Metzen; ist aber vom Leben der Bauern die Rede, so kennt unsere Großmuth keine Grenzen.“ Darauf gibt er ein Bild der gewöhnlichen Rekrutenjagd. Kommt der Befehl, daß ein Dorf einen oder mehre Rekruten zu stellen habe, so entspringen alsbald 50—60 Burschen, treiben sich während ganzer Monate in den Wäldern herum und arbeiten nicht für das Allgemeine. Ein Theil von ihnen ergreift nothwendig das Räuberhandwerk. Die Mütter und Schwestern tragen ihnen Lebensmittel nach in das Versteck und arbeiten also auch nichts. Nun kommt die Zeit des Einfangens, wo man Jagd auf Menschen, wie auf wilde Thiere, macht. Die Erpressung der Dorfrichter tritt dann an die Tagesordnung und am Ende bleibt immer der Aermste hängen. Zur Assertirung werden die Opfer mit Ketten und Stricken abgeführt wie wilde Bestien, wo dann ein neues gewinnsüchtiges Spiel mit Untersuchung der körperlichen Tauglichkeit eintritt. Die Cavalerie finde jedoch weniger Widerwillen. Der Abgeordnete berechnete darauf, daß die kaiserl. östreichische Armee auf 300,000 Mann in Friedenszeit allerwenigstens zu rechnen sei; ein Feldherr, welcher damit nicht den ersten Andrang eines auswärtigen Feindes aufzuhalten vermöchte, sei unwürdig, ein Seitengewehr zu tragen. Der Personal bemerkte jedoch, das J. 1805 habe ein solches Unglück herbeigeführt. Ein anderer Abgeordneter meinte sogar, man sollte durch so viele Rekruten den Ministern nicht die Mittel zu unglücklichen Interventionssystemen bieten. Der sonst so liberale Nagy ließ aber hier seine adelige Furcht so weit ausbrechen, daß er sagte: „Wenn wir mit unserer isolirten Constitution (die Ungarn rühmen sich gewöhnlich einer 800jährigen Constitution), welche in Europa keinen Gefährten und keinen Vertheidiger hat, der Regierung die nöthige Unterstützung versagen, so zwingen wir sie, unserm Aristokratismus auf den Nacken zu treten und sich an die Demokratie zu halten. Dieses bezeugen alle neuern Umwälzungen; der Thron bleibt, die privilegirten Stände gehen zu Grunde. Die Tataren und Türken verwüsteten das Land, räumten es aber wieder, nachdem sie es geplündert hatten. Gegenwärtig bedroht uns ein schlimmerer Feind, die öffentliche Meinung, der das schnurstracks entgegen ist, was uns zu vertheidigen als das Heiligste gilt. Alles ist mit dem demokratischen Princip erfüllt; gleich einer Feuersbrunst greift sie täglich weiter und droht unser aristokratisches System zu zerstören.“ Auch der Weihbischof Durtsak von Erlau gab seine Bekümmerniß über das Umsichgreifen der Demokratie zu erkennen. Der Abgeordnete Marczibani äußerte: Frankreich hat seinen König entthront, es hatte Ursachen dazu, denn er zertrat die Gesetze der Nation. Graf Karolyi sah aber darin vielmehr die Angriffe der Mittellosen gegen die Vermögenden, unter dem Schein der edelsten und schönsten Gründe. Ragalyi hingegen suchte zu zeigen, daß die Stärke eines Volks nicht sowol in den Armeen der Regierungen, als in seiner Nationalität, seiner Zufriedenheit und seiner Selbstbewaffnung liege. So kam denn auch hier der Beschluß der Mehrheit zu Stande, der Regierung sollten 48,000 Rekruten verwilligt sein, 28,000 auf der Stelle, 20,000 auf den Fall

des Bedürfens. Das Verlangen, lauter ungarische Offiziere bei den ungarischen Regimentern anzustellen, ungarisch commandiren zu lassen, wurde durch die dringenden Vorstellungen, selbst Bitten des Palatins abgewendet. Man führte ein Husarenregiment an, das unter 50 Offizieren nur 22 ungarische zähle; dagegen stände bei 10 deutschen Regimentern oft nicht Ein Ungar; und besondern Anstoß nahm man an den getauften Juden unter den Offizieren und an Leuten, die vorher den Hausirbündel auf dem Rücken getragen. Man erinnerte aber dagegen, man würde sich in dieser Berechnung vielleicht durch deutschlautende Namen haben täuschen lassen; es sei auch zu bemerken, daß der Ungar gar zeitig zu quittiren pflege, dem Sprüchwort zufolge, wenn er auch nur drei Zwetschenbäume besitze. Wo es auf Heldenthaten ankomme, sollte der Ungar keine Concurrenz fürchten. Dieses Motiv hauptsächlich brach durch.

Als nun die Entschließung des Hofes einging, daß er die bewilligte Rekrutenstellung angenommen, und einige Abgeordnete darüber dem Hofe ihre Freude bezeigen wollten, so wurde durch Beschluß der andern das Wort Freude gestrichen. „Was sollte denn da das Wort Freude thun, wo man 48,000 Mann hinwegnehme? Wenn wir uns immer so bei schlechten Resolutionen freuten, wie weit wollten wir es treiben, wenn zufällig einmal eine gute erschiene?“ Nagy beschwerte sich, daß es immer nur heiße östreichische Armee, und von einer ungarischen gar keine Rede mehr wäre. Sie seien von Oestreich nicht abhängig und ständen mit demselben in gar keiner andern Verbindung, als jener einer guten Nachbarschaft. So war denn nun nur noch ein ganz kleiner Raum der Zeit für die Beschwerden übrig, welche nach Hofe gelangen sollten, deren manche schon seit 300 Jahren unerledigt wären und leider an der Magnatentafel selber den größten Widerstand fänden. Als frühere Misgriffe hatte Nagy bezeichnet: die Einführung des Papiergeldes und die Herabsetzung der alten Schulden von 100 Gulden auf 40 Gulden Silbergeld; daß man aber damit nicht durchdringe, wurde großen oligarchischen Verbindungen und den Umtrieben einiger Bankierhäuser zugeschrieben. Alles, was seit 600 Jahren in Ungarn gestohlen und geraubt worden sei, käme der Summe nicht gleich, welche man allein am Papiergeld verloren. Außerdem gingen jährlich an Mauthen, Subsidien, Luxus der Großen 40 Millionen aus dem Lande. Dann kam er zu reden auf andere Misgriffe, namentlich die Eigenmächtigkeit der Hofkanzlei, die unbewilligten Ausschreibungen von Contributionen und Rekrutenstellungen, die Abordnung executiver Commissionen, das Einlegen des Militairs in die Häuser der widerstrebenden Beamten. Als neueste Beschwerde wurde dieses Mal aber geltend gemacht der hohe Salzpreis; die Magnaten erhoben aber einen lauten Schrei, als sich die Ständetafel hierüber auf das Judicium totius orbis berufen wollte, welche Phrase sie sich übrigens nicht nehmen ließ und nur noch statt publicus dolor zu setzen sich bequemte „sollicitudo“. Nächst diesem kam zur Sprache die Ungleichheit der Auflagen. Die sechs Donaucomitate Neitra, Trentschin, Presburg, Oedenburg, Eisenburg und Zala zahlten mehr als 21 Comitate an der Theiß, obgleich diese unter einem viel gesegnetern Himmelsstriche gelegen, vier Mal größer und um das Doppelte bevölkerter wären als jene. Das große und reiche Pesth sei geringer angelegt als das verhältnißmäßig viel unbedeutendere Ofen. Der Reiche könne seinen Reichthum leicht dem Auge oder dem Maßstabe der Belastung entziehen; die geringe Habe des Armen liege offen da. Man habe sich der Josephinischen Steuerregulirung widersetzt; und doch wie vieler Willkür und Ungerechtigkeit wäre durch sie vorgebeugt worden! Die jetzigen Regulirungscommissionen brächten nichts vorwärts. Der Abgeordnete Eördogh bestand darauf, daß die Bauergüter, sobald sie von Adeligen bewohnt würden, von allen Abgaben befreit bleiben sollten, fand aber nur wenig Vertretung. Es fiel empfindlich, daß die zur Belohnung der Verdienste bestimmten Fiscalgüter an die Meistbietenden abgelassen würden, und noch dazu an getaufte Juden. Man sprach gegen das Uebermaß der Indigenatsverleihungen, dafür noch dazu meistentheils die Taxen unbezahlt blieben; es kam vor, daß die Fonds für die adelige ungarische Leibgarde für das Institut der siebenbürgischen Hebammen verwendet würden. Man beklagte sich über die den Geschwächten erschwerten Heirathen und das strenge Einschreiten gegen das heimliche Zusammenleben armer Paare, besonders von Seiten der Geistlichen, da man doch Magnaten nennen könnte, die 30 pensionnirte Concubinen hätten. Als von einem katholischen Abgeordneten die Ungerechtigkeit vorgestellt wurde, daß man in Croatien, Slawonien und Dalmatien die Protestanten und die nichtunirten Griechen von allem Besitzthum auszuschließen pflege, ergab sich die rühmliche Scene, daß die Protestanten selbst ihrerseits ein bescheidenes Stillschweigen dabei beobachteten, von sämmtlichen Katholiken aber auch nicht Einer sich hierin ungünstig oder unfreundlich gegen die Akatholiken erklärte, außer der Weihbischof von Erlau, welcher nur so viel dabei erläutern wollte, daß sich diese Ausschließung auf eine ausdrückliche Bestimmung der croatischen Municipalrechte für die Erhaltung eines unvermischten Cultus bezöge, wogegen sich die Akatholiken, deren Sache es wäre, noch nicht beschwert, in welchem Fall man dann nach Umständen immer noch einschreiten könnte. England habe auch die Irländer nicht von freien Stücken emancipirt, sondern erst nachdem sie es verlangt. Der Abgeordnete Borsiczky, auch ein Katholik, meinte aber, ein solches Verfahren passe sich nicht mehr für unsere Zeit, sondern nur für Spanien oder Portugal unter seinem Don Miguel. Während die Popen der unirten Kirche kaum schreiben könnten, bemerke man überall unter der protestantischen Geistlichkeit einen höhern Grad von Aufklärung als selbst unter dem katholischen Klerus. Die Erfahrung bestätige nicht, daß jene Länder so glücklich und aufgeklärt seien, wo nur Ein Cultus herrsche. Man müsse sich hüten, nicht unter eine gefährliche Theokratie zu fallen, wofür sich die Tendenz der Klerisei nur zu deutlich ausspreche; nur aus ihren Misbräuchen sei die Reformation hervorgegangen. Damit wurde es aber den anwesenden Dom-

herren doch zu arg, sodaß sie fast sämmtlich von ihren Bänken aufsprangen und sich gegen diese Angriffe des Redners vertheidigen wollten. Selbst der Palatinus wollte nicht in Abrede stellen, daß das Verhältniß der angestellten Protestanten zu den Katholiken ungleich wäre. Man wüßte unter den höhern Staatswürden nur den Grafen Joseph Teleki zu nennen; glaubte aber darin keine absichtliche Zurücksetzung, sondern nur ein Ergebniß des Zufalls zu sehen.

Allmälig mit dem Ende des Reichstags, und nachdem hauptsächlich der vornehmste Zweck des Hofes, die Rekrutenstellung, erlangt war, rückte die Hofkanzlei mit mehren Resolutionen über die frühern Beschwerden heraus, meist in geringfügigen Gegenständen und größtentheils abschläglich. Ragalyi verglich diese stückweise Bescheide dem Ziehen der Staatsschuldscheine nach zufälligen Serien. So lange man die Rekruten noch nicht hatte, hieß es auf mehren Plätzen, regnete es schöne Worte; nun sie bewilligt wären, scheine alles Andere vergessen. Wir bringen schlechte Resolutionen nach Hause, rief Borsiczky, aber viele Rekruten. Wie es denn aussehen würde, falls es die Stände künftig ebenso machen, von den Propositionen der Regierung einige blindlings herausziehen, einige wenige und unbedeutende genehmigen, sämmtliche andere aber, und die wichtigsten, auf einen andern Reichstag verschieben wollten? Nagy ermahnte jedoch: Man solle nicht drohen, aber auch nicht aufhören, das Rechte zu verlangen; die Regierung werde schon von selbst merken, daß die Nation erwacht sei. Zum Beschluß legte er seinen adeligen Mitbrüdern noch die Abstellung folgender „Schmuzereien" an das Herz: daß die Söhne des Adels in der ungarischen Garde auf Kosten der armen Bauern gebildet würden, während diese ihre eignen Kinder in der Rohheit lassen müßten; daß sie, welche doch nur den Adel der Comitate repräsentirten, die reichlichen Tagegelder (6 Fl. täglich, und 1 Fl. 30 Kr. Jedem für einen Schreiber) sich von ihren Bauern ersetzen ließen; und daß ebenderselbe arme Bauer die Kosten der Gerichtsstellen tragen müsse, vor welchen lediglich die Processe der Edelleute verhandelt würden. Nachahmungswürdig ist gewiß die Weise, in der sich die Hofkanzlei vor der Herausgabe des Abschiedes mit einer Conferenz der Stände über Fassung und Ausdruck berath, wodurch die große Unschicklichkeit vermieden wird, daß diese Abschiede nicht, wie z. B. die bairischen, gewöhnlich im barschen und zum Theil verweisenden Tone hervortreten. Eine Intervention für Polen ist in den Kammern selbst nicht zur Sprache gekommen, vielmehr haben die Stände, wie oben erwähnt, den Ministern das Interventionssystem als ein unglückseliges erschweren wollen. Wohl aber wurde durch einen Verein (Congregation) im barser Comitat, der sich durch die Grenzsperre in seinem Verkehr sehr belästigt fand, eine Adresse zu Stande gebracht, welcher sich bald auch mehre Vereine in andern Comitaten, aber ohne weitere Erfolge anschlossen. 85.

Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte. Für Divisionsschulen, höhere Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien bearbeitet von Julius Werner Grashof. Essen, Bädeker. 1831. Gr. 8. 12 Gr.

Der historischen Leitfäden, Abrisse, Grundrisse und Lehrbücher gibt es zwar viele und recht gute, allein es scheinen doch noch immer die subjectiven Ansichten der einzelnen Lehrer ein Bedürfniß zu fühlen, welches durch die vorhandenen Schriften nicht ausgefüllt ist. So erging es auch Hrn. Grashof, den überdies eine äußere Veranlassung, der Wunsch der ihm vorgesetzten Militairstudiencommission, zur Abfassung des vorliegenden Büchleins veranlaßte. Demnach ist dasselbe also zunächst für die Divisionsschulen bestimmt, wo binnen neun Monaten der Embryo der Weltgeschichte mit Fleisch und Blut bekleidet und auch in das Fleisch und Blut der jungen Portd'épéefähnriche übergegangen sein muß. Der Verf. wünscht nun aber auch, daß sein Buch in nichtmilitairischen Anstalten, namentlich in höhern Bürgerschulen und in den mittlern Classen der Gymnasien eingeführt werden möge, wobei dem Rec. nur die Bedenklichkeit aufsteigt, ob in höhern Bürgerschulen der historische Unterricht nicht einen ganz andern Charakter annehmen müsse, ob nicht namentlich bei diesen Geburten unserer neuen Zeit die alte Geschichte etwas mehr wird in den Hintergrund treten und dafür die neuere, besonders in Beziehung auf Handel, Waarenkunde, Colonialwesen u. dgl. hervorgehoben werden soll. Daher glauben wir, daß der historische Unterricht in den mittlern Classen der Gymnasien mehr dem Unterrichte in den Divisionsschulen entsprechend eingerichtet werden, und ein Lehrbuch auch für beide Anstalten ganz gut ausreichen könne.

Was nun dies Lehrbuch selbst anbetrifft, so glauben wir dasselbe unbeschadet der Nützlichkeit anderer Lehrbücher, namentlich des umsichtig gearbeiteten und zu wenig bekannt gewordenen Arnold'schen Grundrisses, mit dem das vorliegende Buch in der äußern Einrichtung Aehnlichkeit hat, empfehlen zu können. Eine kurze Einleitung enthält die nöthigsten Begriffe aus den historischen Hülfswissenschaften. Die alte Geschichte ist zweckmäßig abgetheilt, mit geographischen Uebersichten versehen und mit besonderer Berücksichtigung der griechischen und römischen Geschichte abgefaßt. In der Auswahl der Begebenheiten ist eine weise Sparsamkeit beobachtet, wie wir es z. B. sehr billigen, daß die Geschichte der Nachfolger Alexanders des Großen auf S. 47 nur sehr kurz berührt worden ist. Dieselben Vorzüge können wir von der Darstellung der mittlern und neuern Geschichte rühmen, wo, wie auch in der alten Geschichte, jeder Periode ein Ueberblick über die wichtigsten politischen Begebenheiten vorangeschickt ist. Ferner sind recht passend genealogische Tafeln bei besonders wichtigen und nicht ganz leicht zu überblickenden Begebenheiten, wie über das Haus des Augustus, die Kriege der weißen und rothen Rose, die Prätendenten zur spanischen Krone vor dem gleichnamigen Erbfolgekriege, das Haus Hanover u. a. m. hinzugefügt, ein Verfahren, das die Verf. der „Allgemeinen Weltgeschichte" früher mit richtigem Blicke beobachtet haben und das wohl verdient, von unsern Verfassern historischer Lehrbücher nachgeahmt zu werden. Hätte übrigens Hr. Grashof blos für die Schüler der Divisionsschulen geschrieben, so hätten nach unserm Dafürhalten hier und da einige kriegswissenschaftliche Andeutungen gegeben werden müssen; so bei Alexander dem Großen und Hannibal in der alten Geschichte, wo die militairische Zeitschrift des Hauptmanns F. W. Benicken benutzt werden kann, so bei Gustav Adolf und Ludwig XIV. in der mittlern Geschichte, so, und dies ganz besonders, bei Friedrich II. und bei Napoleon in der neuern Geschichte. In der letzten Beziehung ist auch für den Laien ein Aufsatz des Oberstlieutenants von Röder im „Hermes", XXVIII, S. 160 fg., sehr belehrend und übersichtlich.

In einem Anhange ist die brandenburgisch-preußische

Geschichte bis zum Jahre 1740 in ihren Grundzügen gut dargestellt.

Einen besondern Werth erhält die vorliegende Schrift durch die äußere Einrichtung. Der Druck ist rein und gut, die Sätze sind gehörig von einander geschieden und nicht allzu sehr auf einander gedrängt, es sind häufige Absätze gemacht und hierdurch Alles für das Auge des Lesenden weit bequemer geworden, als es wol sonst in ähnlichen Lehrbüchern aus übergroßer Raum- und Papierersparniß zu geschehen pflegt.

Nach Recensentenweise müssen wir zum Schlusse auch noch einige Versehen des Hrn. Grasthof rügen. Daß er Thrazien, Patrizier, Phönizien u. dgl. m. schreibt, hat allerdings Autoritäten für sich: uns sagt diese Schreibart indeß nicht zu, sowie auch Achen statt Aachen, wie S. 162 und S. 184, was Hr. Grasthof durch die in der „Preuß. Staatszeitung", 1830, Nr. 51, beigebrachten Gründe vertheidigen kann. Weiter steht auf S. 23 Chalüs st. Chalcis, S. 67 Rhätia st. Rätia, wie nach Inschriften (vgl. Cellarius' „Orthograph. lat.", S. 116 und 138) zu schreiben ist, S. 144 Joh. Knop st. Joh. Knox, S. 164 Loudon st. Laudon. Auch würden wir in einem Leitfaden, wie der vorliegende ist, keine lateinischen Namen brauchen, wie z. B. Cato Uticensis (S. 64), Kurf. Joh. Constans (S. 184), sowie auch alle fremden Namen mit deutschen Buchstaben schreiben, worin sich Hr. Grasthof nicht überall gleich geblieben ist. Ferner sind die Worte auf S. 110: „Konrads IV. Sohn, der junge Konradino", eigentlich eine Tautologie, da die Italiener Konrads Sohn seiner Jugend wegen Konradino nannten; auf S. 170 ist Petion als Theilnehmer an den Greuelscenen des 10. August 1792 besonders ausgezeichnet: aber sollte hier nicht der 20. Juni desselben Jahres, dessen Erwähnung ganz übergangen ist, gemeint sein, da Petion gerade an diesem Tage sich in seiner Würde als Maire von Paris besonders bemerklich machte? Bei der Schlacht von Brienne (S. 181) heißt es blos: „Blücher von Napoleon überfallen", wo unkundige Leser leicht denken könnten, Blücher sei geschlagen worden, da doch Napoleon in der Mitte und auf seinem linken Flügel völlig geschlagen war und diese Waffenthat Blücher's, der hier zuerst persönlich gegen Napoleon anführte, ganz besonders glänzend ist. Varnhagen von Ense hat dies in seiner Biographie Blücher's (S. 341 fg.) mit vielem Rechte als vorzüglich wichtig herausgehoben. 89.

Das sittliche Verdienst im Lichte der Philosophie und des Christenthumes betrachtet von Andreas Neubig. Baireuth, Grau. 1832. 8. 18 Gr.

Hier spricht ein guter, wohlmeinender Schulmann gut und wohlmeinend. Es ist ein langer rationneller Spaziergang in der Ebene, während dessen ohne alle Leidenschaft breit und ausführlich über das sittlich Gute gesprochen wird. Es gibt keine Höhen, es gibt keine Tiefen, aber man fällt auch nicht; man braucht gar nichts zu wissen, es wird Einem unaussprechlich leicht gemacht, drum kann das Buch ein verständliches, freundliches Noth- und Hülfsbüchlein für die mittlern Stände werden. Es ist hausbacken Brot, aber darum nicht zu verachten. Der Verf. ist einfach, sehr einfach, aber er ist brav; er wundert sich manchmal, wo nichts zu verwundern ist, aber er glaubt keine unnützen Wunder. Er hat das ganze Wesen, ein sittliches Buch zu schreiben, denn es stört ihn kein Affect: er versucht's einige Male, die Finsterlinge derb herunterzukanzeln; aber er hat einen Dämpfer im Munde, es kommt immer sanft und weich zum Vorschein. In der Vorrede theilt er uns den Punkt mit, von wo aus er seinen redereichen Spaziergang unternommen, er sagt nämlich: „Der Mensch ist gut", und im zweiundzwanzigsten Absatze kommt er beim ersten und vorzüglichsten Ruhepunkte an, „daß die freierwerbliche Selbstvollkommenheit das höchste und unbedingte Gut ist." Er hat vielerlei Nebenwege eingeschlagen, um dahin zu kommen, und nun geht's wieder in mancherlei Feldwegen weiter, bis er beim „sittlichen Freiheitsvermögen", also dem Ausgangspunkte, eingetroffen ist. Er ist aber noch nicht müde, und die gutmüthigen, gutwilligen Zuhörer, denen er die Speise so klein geschnitten hinreicht, verweigern die Begleitung nicht; es geht nach einem andern Vereinigungspunkte, und im dreiundvierzigsten Abschnitte läßt er sich dort nieder und findet, „daß das Wohlgefallen an der Seelenschöne die einzig mögliche, aber vollkommen genügende und gerechte Belohnung des sittlichen Verdienstes sei", „die sittliche Schuld aber (46) der Mangel an Selbstvollkommenheit des Menschen." Das ist Alles lieb und gut, und wir vergeben es dem Verf. gern, wenn er auf dem Heimwege, wo er seine Sittlichkeit ans Christenthum hält, hier und da eine Kleinigkeit desavouirt. Im Uebrigen stimmt das Exempel und wird bei so bewandten Umständen ewig stimmen. Der Verf. ist ganz mit christlicher Milch aufgesogen, das Christenthum ist allmälig sein Fleisch und Blut geworden, ein ausschweifendes Genie ist er durchaus nicht, was über die Schnur spränge; wo soll da ein Stück Philosophie herkommen, was nicht mit dem Christenthume stimmte? Und käme eins, man dächte so lange christlich daran herum, bis es verschwunden wäre. Nur unsere größten Philosophen waren frei von Autoritätsglauben, die kleinen predigen ihn, wenn nicht in Worten, doch durch ihr Verfahren. Es ist eine gutmüthige Täuschung, die ihnen selbst widerfährt, wenn sie erst unparteiisch, subjectivphilosophisch Dies oder Jenes demonstriren und analysiren; sie sind eher Christen gewesen als Philosophen, ihr Christenthum philosophirt, es spricht Jemand über sich selbst, und das läuft selten gefährlich ab. Einen Punkt außer dem Kreise, eine Million für solchen Punkt, umsonst; aber gehe hin, liebes Büchlein, Du wirst brav thun, wie dein Vater, und seine sittlichen Vorzüge sind auch die deinen, Du bist kein strotzender Sack voll Getreide, aber ein gut Samenkorn, was auf guten Boden fallen, aufgehen und Früchte tragen kann. 113.

Notiz.

Literarischer Verein der Polenfreunde in England.

Unter diesem Namen hat sich kürzlich in London eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck ist, eine allgemeine Kenntniß von der Geschichte und den Begebenheiten des alten Königreichs Polen im Publicum zu verbreiten und darüber solche Mittheilungen zu veranstalten, die geeignet sind, in der öffentlichen Stimmung von Großbritannien ein lebhaftes Interesse an den Verhältnissen des unglücklichen Landes und Volkes zu erhalten. Ihre soeben in Druck erschienenen Statuten: „Regulations of the literary association of the friends of Poland" (London, 1832), die uns vorliegen, kündigen einen genau geregelten Verein an, der sich in sehr bestimmten Geschäftseinrichtungen organisirt hat. Die Gesellschaft wird ihre Thätigkeit zuerst mit der Errichtung einer Bibliothek beginnen, welche vornemlich aus Werken, die sich auf die Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur Polens, sowie auch auf europäisches Völkerrecht überhaupt beziehen, bestehen soll. Auch wird sie von Zeit zu Zeit selbst literarische Publicationen aus ihrer Mitte ausgehen lassen. Die Zusammenkünfte dieses Vereins sind dreierlei Art: gewöhnliche, außerordentliche und jährliche; die erstern werden an jedem dritten Donnerstag der vier Monate Mai, Juni, Juli und August abgehalten, die letztern am 12. Februar, als dem Geburtstage Kosciuszko's. Die erste jährliche Generalversammlung wird demnach im Februar des Jahres 1833 stattfinden. Außer den Beiträgen, welche jedes Mitglied der Gesellschaft statutenmäßig entrichtet, nimmt der Verein von seinen Mitgliedern oder Freunden auch freie Geschenke zur Beförderung seines Zweckes entgegen. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 197. — 15. Juli 1832.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1831.

Dritter und letzter Artikel. *)

25. Achilleus auf Skyros. Trauerspiel von Rud. Heinr. Klausen. Hamburg, Perthes u. Besser. 1831. 8. 14 Gr.

Die Mannichfaltigkeit der Versuche in Deutschland, die echte Tragödie in dieser oder jener Richtung hin darzustellen, ist in der That bewunderungswürdig und bildet mit der apathischen Resignation anderer Literaturen einen scharfen, der Beobachtung würdigen Contrast. Fast jeder Kopf von nicht ganz gewöhnlichen Gaben versucht, sobald er die dramatische Bahn betritt, irgend einen neuen Pfad, und wäre es auch nur ein vergessener und übergraseter Nebenweg, zum Ziele — er versucht ihn doch! So ist die vorliegende Tragödie ein Versuch, und zwar der eines Dichters, die Grundsätze der Sophokleischen Tragödie in aller ihrer Strenge, und zwar genau in der heroisch-griechischen Gefühlsweise, wieder zur Geltung zu bringen. Achilleus ist so zu sagen noch antiker als „Iphigenia" oder „Medea", d. h. der Dichter umschränkt seine Gefühle noch enger, läßt ihnen noch weniger Flugraum gegen das Moderne hin, läutert sie noch mehr an dem Typus des heroischen Alterthums und versagt sich selbst noch mehr als Göthe oder Grillparzer. Unstreitig ist er ein Dichter, was zu beweisen allenfalls jede Seite dieses gedankenreichen und edeln Gedichts ausreichen würde. Dennoch scheint er uns in einer zwar achtbaren und reizenden, aber nicht ganz richtigen Kunstansicht befangen. Das Schöne suchen ausschließlich in einer uns fremden Welt, ist ein mißliches Unternehmen, die Kunst ist stets ein Kind von der Zeit des Künstlers; auch der reinste Geschmack verlangt irgend einen Bezug auf Gegenwart und herrschende Gefühlsweise. Ein Sophokleisches Trauerspiel findet mit Recht Bewunderung; ob aber heute auch die glücklichste Nachahmung des Sophokles genügt, ist eine andere Frage. Als ein einzelner Versuch ist diese Arbeit achtbar, ja mehr als das. Die Reinheit der Gesinnung, der Adel des Ausdrucks, das Poetische der Fabel im Ganzen und im Einzelnen, die Schönheit und der dichterische Flug der Chöre, die edle Einfalt der Charaktere, alles Dies zeugt von einem gar nicht gewöhnlichen Talent, und eine solche Arbeit, unter einem Namen hervortretend, den wir zum ersten Mal lesen, hätte uns überraschen müssen, wenn wir an diese Erscheinung nicht schon gewöhnt wären. Die Fabel ist bekannt; aber die Zartheit, mit der Achill und Deidamia behandelt sind, gibt Dichterberuf kund. Die Scene, wo Beide sich erkennen und die mit den Worten beginnt:

Achilleus.

Betracht' ich Dich, so muß als Rehm (!) dem Bild
Der grüne Busch, der braune Boden dienen;
Denn auf der Wellen weißlichem Gefild
Wärst Du als Schaumgebilde mir erschienen.

hat an Zartheit der Empfindung wenige neben sich. Minder befriedigend wird Vielen Achilleus' Kampf zwischen Liebe und Ruhm am Schluß erscheinen, und wir selbst hätten den Sieg rascher gewünscht. Allerdings wird des Verf. Zartheit oft zur Zierlichkeit, und die Zierlichkeit zur Geziertheit, unter der die Klarheit seines Ausdrucks leidet. Die Chöre S. 10 und S. 31 sind schwieriger zu verstehen als irgend ein altgriechischer, z. B.

In der Wage des Schicksals ruhn des Lebens Loose.
Doch die verlangende Menschenbrust
Reicht sehnsüchtig den Arm
Zu der schwankenden Schale des heißbegehrten Glücks hinauf;

Doch das waltende Zünglein lenkt die Hand der Freiheit:
Keine Beladung mit Last auf Last,
Kein umklammernder Krampf
Der begehrenden Seele zerreißt das starke Gleichgewicht.
Wohl aber trifft der Rand der Schale mit hartem Stoß
Die verwegne Brust u. s. w.

Spitzfindig und unpoetisch ist S. 32 der Chor:

An Gestaltungen möge sich freun der Lebendige,
Mit dem Leibe zerfalle die Form in das öde Nichts,
Alle zusammengeschrumpft (!) zum Gedankending (!)
Durch Nichts bestimmt als durch der Vernichtungen
Vernichtungsmesser, alles Erfreuliche
Mit bleicher Nichtigkeit verdödnend,
Immer an eigner Leere zehrend.

Sehr schön ist der Nereide Gesang S. 59, und ganz vorzüglich ist Thetis' unter das Geschick ergebene Mutterliebe aufgefaßt. Auch Odysseus und Diomedes sind gut, und der Schluß hat die beruhigende Kraft des „Oedipus". Thetis bleibt zurück, Deidamia's schützender Trost zu sein. Ohne Zweifel ist das Ganze eine hoffnungerregende Arbeit. Von der poetischen Formfähigkeit hat der Verf. Zeugniß durch den zweckmäßigen Gebrauch der allerverschiedensten Form- und Reimweisen abgelegt, die fast alle gleich untadelhaft auftreten. Ist er noch jung, so wird sich das Uebermaß des Ausdrucks, an dem das Trauerspiel hier und da leidet, verlieren; aber eine schöne und reine Kraft wird zurückbleiben. Er fahre ja fort! er halte fest an den Gesetzen der Schönheit, welche seine tiefempfundene Einleitung auf echt dichterische Art hinstellt.

27. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Eilfter Jahrgang für 1832. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1832. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Der neue Herausgeber hat diese nun schon bewährte Sammlung vom Guten zum Bessern erhoben. Fast der ganze Inhalt verdient Lob, und wir versprechen dem Unternehmen, wenn es dem Geiste dieses Jahrgangs treu bleibt, einen stets wachsenden Kreis von Liebhabern. Was sich in diesem Bande geradezu zu tadeln findet, beschränkt sich beinahe ausschließlich auf den ersten Beitrag: P. A. Wolff's „Kammerdiener", Posse in vier Aufzügen, eine flüchtige Arbeit, fast skizzenhaft, sichtbar unvollendet und ohne Werth, mag man nun Neuheit der Intrigue oder Laune des Dialogs in Anschlag bringen. Dies Stück wäre besser ungedruckt geblieben, denn wir sind bei dem verstorbenen

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 126—129, 170 u. 171 d. Bl. D. Red.

Verf. nicht an so niedrige und auf der Oberfläche liegende Arbeiten gewöhnt. — Dr. Schiff's phantastisches Lustspiel: „Das Aprilmärchen, oder der gefährliche Harnisch", in vier Akten, ist eine phantasievolle und einen guten Gedanken versinnlichende Erfindung. Die leitende Idee spricht sich in des Seneschalls Schlußanrede an das Publicum aus: „Meine Herren und Damen: Was ist ein Held? Ein hohler Harnisch! Allein er wird gefürchtet, und mithin gewinnt er Schlachten. Was ist ein Liebender? Ein hohler Harnisch! Allein er wird geliebt, mithin gewinnt er die Braut." Der Verf., welcher sich hier von einer uns neuen Seite zeigt, zeigt hier, wie wir meinen, seine stärkste. Keine seiner Erzählungen u. s. w. macht auf so viel poetischen Werth Anspruch, wie dies ganz treffliche „Aprilmärchen". — „Frauenliebe", Schauspiel in vier Akten von Albini, tritt als Fortsetzung zu des Verfassers „Kunst und Natur" auf, Fortsetzungen aber pflegen in der Regel der Frische des ersten Wurfs zu entbehren, und diese Regel bewährt sich auch hier. Die Situationen sind um der festgestellten Charaktere willen da, und erscheinen gezwängt, ja selbst die Charaktere haben etwas Unfreies an sich. Nichtsdestoweniger rechnen wir dies Stück zu den guten Conversationsstücken, welche sich jetzt so selten bei uns Bahn machen, und das seine Aufgabe, Frauen- und Mädchenliebe zu malen, auf eine gefällige Weise löst. — „Demoiselle Bock", Lustspiel in einem Akte, von J. E. Mand, ist ein äußerst glücklicher Wurf, ein so heiteres, ergötzliches, wahres und unverzerrtes Lustspiel, ein so gefälliges, humoristisches Sittengemälde, daß wir in Versuchung sind, ihm geradezu unter allen Lustspielen dieses Jahres den Preis zuzuerkennen. Ohne Zweifel werden die Bühnen sich dieses wirkliche Lustspiel aneignen, das auf ganz andere Art wie die Raupach'schen Arbeiten einem heitern Sinne zu gefallen weiß. Wir wissen in der That nicht, ob mehr die feine, witzige Charakteristik, oder der Witz einer ganz neuen und höchst komischen Situation, oder endlich der Witz in Worten und Gedanken zu loben seien, denn überall begegnet uns ein echter Witz. Wäre dies Stück französisch geschrieben, es würde seinen Verf. reich, vielleicht gar berühmt machen. Als deutsches Original wird es ihm höchstens so viel erwerben, daß man anerkennt, sein Talent sei unleugbar. Schraube, Madame Nagel und der Commissionsrath sind völlig originelle, und nie zuvor gemalte Gestalten, und die Intrigue ist so heiter, kühn und doch so fein und wahr, daß dies Lustspiel die nächsten zehn Jahre wol überall gefallen muß. — C. Norbeck's Schwank: „Er hat den Hals gebrochen", ist im Vergleich zu dieser originellen Schöpfung, ein farb- und gestaltloses Machwerk, und nebenher beinahe gar nicht aufzuführen.

28. Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1832, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. Neuntes Bändchen. Dresden, Arnold. 1832. 8. 1 Thlr.

Auch diese Sammlung, deren Fortführung uns beweist, daß Deutschland noch immer nicht seinen Bedarf an neuen Bühnenstücken aus eignen Kräften hervorbringt, und so groß seine Productivität auch ist, doch zu fremder Einfuhr seine Zuflucht nehmen muß, verdient den Beifall, den sie fortwährend findet. Der Herausgeber ist, wie immer, ein mit dem Bühnenbedürfnisse vertrauter, gewandter und geschmackvoller Uebersetzer, und Scribe's Lustspiel: „Zwei Jahre verheirathet, oder: Wer ist Schuld daran", konnte auf keinen bessern treffen. Das Stück ist gefällig, wiewol von etwas gewöhnlicher und flacher Sittenmalerei. Ueberraschen kann nichts darin, aber wohl können wir uns an der ruhigen und geschmackvollen Entwickelung der Intrigue erfreuen. Es ist ein echtes französisches Gesellschaftsgemälde, ohne alle Poesie, aber durchweg fein, natürlich und von geläutertem Geschmacke. — „Yelva oder die Stumme", Schauspiel in zwei Abtheilungen, dessen Verf. nicht genannt wird, geht einigermaßen in das Melodramatische über, jene unheimliche Gattung, welche nur um des Contrastes willen bei den Franzosen Beifall finden kann. Indeß bleibt doch alles in den möglichen Grenzen der Gesellschaft, und die Verwickelung ist ohne Zweifel spannend und anziehend; daß die Stumme mit dem Wort: „Ewig!" ihre Sprache wiederfindet, ist unstreitig ein ergreifender Theatereffect. Beide Stücke haben ihre Bühnenwirkung bereits bewährt.

29. Lustspiele, oder dramatischer Almanach für das Jahr 1832. Von F. A. v. Kurländer. Zweiundzwanzigster Jahrgang. Mit sechs illuminirten Kupfern. Leipzig, Baumgärtner. 1832. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Drei Lust- und zwei Schauspiele, sammt und sonders französischen Ursprungs, aber, was der Herausgeber allerdings versteht, recht gut acclimatisirt. Das erste: „Die Ehescheidung" (nach Melesville's „Séparation"), in zwei Akten, hat durch die Verkürzung um ein Drittheil offenbar gewonnen; auch die ganz neue Exposition verdient Lob; dennoch behält das Ganze und selbst der Hauptcharakter, Charles (Karl v. Althau), etwas wesentlich Undeutsches und Fremdländisches. Allein man sieht auf der Bühne immer gern List gegen List und die Rührung ist allerwegen willkommen. — „Der Unglücksvogel", Lustspiel in einem Akte, gehört Duvert an, einen weniger bekannten Melodramenschreiber, als Scribe und Melesville es sind. Hier ist der Witz etwas hausbackener, aber wir halten vorzugsweise etwas von den französischen Stücken dieser Art, denn wer kennt nicht die ergötzliche Caricatur, welche die Franzosen aus der deutschen Sentimentalität gemacht haben! — Der „Pflegesohn", von Arnould, ursprünglich Vaudeville, ist gleichfalls nicht ohne Laune; der Witz der Situation ist jedoch äußerst gering, ein fließender Dialog muß ihn ersetzen. — Die beiden bürgerlichen Schauspiele: „Schön Klärchen" und „Frau Klara" von Scribe, sind mit glücklicher Freiheit behandelt und verfehlen ihre Wirkung nicht. Mädchen und Frau sind streng im Charakter, und was die Idee an Neuheit entbehrt, ersetzt die Behandlung durch Wahrheit. Alle diese Stücke, und besonders die beiden letzten, würden in einer steifen und wortgetreuen Uebersetzung beinahe unerträglich sein; der Herausgeber hat das Verdienst, sie wenigstens genießbar gemacht zu haben. Allein was wird bei diesen negativen Hervorbringungen aus seiner eignen Productionsfähigkeit, welche uns vordem manches Erfreuliche gegeben hat? Ach! ist denn kein Kotzebue da? Wer hätte glauben sollen, daß dieser Ruf noch einmal durch Deutschland ertönen würde! Der Herausgeber spanne doch diese seine Kraft wieder einmal an! Das Bedürfniß ist ja da, und die Kritik ist dem Lustspiel ja immer nachsichtig, wie Raupach's dramatischer Ruf genugsam beweisen kann.

30. Die heilige Jungfrau und Martyrin Barbara. Ein großes, ganz neu und frei bearbeitetes Originaltrauerspiel in fünf Aufzügen von Thomas Auer. Augsburg, Kollmann. 1831. 12. 8 Gr.

Ein äußerst erquickliches Product für einen dramatischen Bücherschauer! Kein anderer Spaß geht doch über eine Tragikomödie wider Willen, wie der Verf. sie liefert, der, indem er ein höchst verdienstliches und erbauliches Trauerspiel schreibt, wirklich die vortrefflichste und ergötzlichste Farce zur Schau stellt, die man ersinnen kann. Er geht von der Absicht aus, unsere verderbte Bühne zu läutern, und bringt in der That das schönste Mysterium aus dem 15. Jahrhunderte zu Wege, das seit Hans Sachs nur immer geschrieben ist. An Spaß ist dies für das Landvolk geschriebene und von diesem zur Freude des Autors mit rauschendem Beifall aufgenommene Stück unerschöpflich, und noch reicher in seinen feierlichen und rührenden Partien als in seinen Kasperlescenen. Die Sprache der Statthalter, Kaiser, Priester und Bischöfe ist über alles Maß ergötzlich, wenn man sie ernsthaft in den Rahmen der Zeit (um 250 n. Chr.) einpaßt. Doch genug, diese Tragödie, auf welche der Verf. mit Stolz und Selbstgefühl zurückblickt, ist für Hypochondristen eine bessere Gabe als mancher deutsche Lustspielalmanach voll aufgewärmter französischer und englischer Pasticci. Zur Literatur gehören solche Erscheinungen jedoch eigentlich nicht.

(Der Beschluß folgt.)

J. Sulkowski. Mémoires historiques, politiques et militaires sur les révolutions de Pologne 1792, 1794, la campagne d'Italie 1796, 1797, l'expédition du Tirol, et les campagnes d'Égypte 1798, 1799. Par *Hortensius de St.-Albin.* Paris, 1832.

Joseph Sulkowski, der bekannte Adjutant Napoleons, welcher dem modernen Welteroberer während der ruhmwürdigsten und unbefleckteſten Periode ſeines Lebens als einer ſeiner Vertrauteſten zur Seite ſtand, ſcheint ſelbſt zu denjenigen Naturen zu gehören, die, obwol ausgeſtattet mit den glänzendſten Anlagen, welche ſie zu einer Heldenrolle erſten Ranges in der Geſchichte berechtigen, dennoch durch eine gewiſſe Ungunſt des Schickſals nie zu dem Ziel hingelangen, an das ſie ein ganzes Leben ununterbrochenen Ringens ſetzten, ſondern, indem ſie immer der Gelegenheit zu einer vollſtändigen Entwickelung ihres Talents ermangelten, nach einem vergeblichen Aufwande der ſchönſten Kräfte unbefriedigt und unbelohnt aus der Reihe der Lebenden wiederverſchwinden. So war Sulkowski vielleicht eines der bedeutendſten militairiſchen Talente ſeiner Zeit, das, durch wichtige Erfahrungen und einen Reichthum der vielſeitigſten und ſeltenſten Kenntniſſe gebildet, zugleich den höchſten Grad perſönlicher Tapferkeit und kriegeriſcher Kühnheit in ſich vereinigte, und dem Napoleon mehr als Ein Mal in den entſcheidendſten Verhältniſſen unbedingt vertraute und ihm die ſchwierigſten Aufgaben zur Ausführung überließ; aber dennoch verblieb er ſtets in einer untergeordneten Stellung, aus der ihn ſein Gönner Napoleon ſelbſt aus mancherlei Rückſichten nicht herauszuheben für gut befand, und am allerwenigſten erreichte er die Abſicht, ſeinem Vaterlande, dem unterjochten Polen, ein Retter und Befreier zu werden, obwol er dieſelbe bis zu ſeinem Tode mit immer ſteigender Lebhaftigkeit verfolgte, und er eigentlich am meiſten zu dem Endzweck im franzöſiſchen Heere Dienſte genommen hatte, um unter den Reihen des Volkes der Freiheit den Krieg zu lernen und das Erlernte einſt zur Erlöſung des eignen Vaterlandes anwenden zu können. Das Leben dieſes intereſſanten und andenkenswerthen Mannes, das mehr aus einer raſtloſen und ungeſtüm ſich verzehrenden Sehnſucht nach großen Thaten als aus wirklich ausgeführten und hiſtoriſch bedeutend gewordenen Verhältniſſen beſteht, hat uns der auf dem Titel des obigen Buches genannte Verfaſſer mit vieler Ausführlichkeit dargeſtellt, der ſeinen Beruf zum Biographen ſelbſt durch die genaue Freundſchaftsverbindung motivirt, in der ſein Vater und Sulkowski, Beide gleicherweiſe dem Gedanken an die Wiederherſtellung Polens ſich widmend, mit einander geſtanden hatten. Die ausnehmende Vorliebe, welche der Verf. bei jeder Gelegenheit für ſeinen Helden an den Tag legt, trägt zwar ein etwas zu auffallendes Gepräge der Abſichtlichkeit an ſich und ſtört dadurch den ruhigen Ton, in dem ſich jedes biographiſche Gemälde halten ſollte; aber ſie wird doch dem Intereſſe nicht nachtheilig, das die anziehende Perſönlichkeit Sulkowski's immer erweckt, und das er ſelbſt unter Verhältniſſen zu behaupten vermag, unter denen es ihm nie gelingt, bedeutend thätig zu werden. Dennoch konnte ſeine Biographie, obwol der Held derſelben die großen hiſtoriſchen Ereigniſſe ſeiner Zeit eigentlich nur begleitet, dem Verf. zu den beziehungsreichſten Darſtellungen Anlaß geben, da Sulkowski's Leben wenigſtens den Anknüpfungspunkten nach in die wichtigſten Verhältniſſe der neuern Geſchichte hineinreicht, und dies iſt auch in dem vorliegenden Buche nicht ſelten mit Geiſt und Talent geſchehen. Der Verf. beſitzt hiſtoriſche Auffaſſung und eine nicht gewöhnliche Schilderungsgabe; er weiß oft durch ſeine Bemerkungen zu charakteriſiren und zeigt ſich überall als ein begeiſterter Liberaler, ohne ſich zu ſehr Ultrageſinnungen hinzugeben.

Joſeph Sulkowski wurde bald nach der erſten Theilung Polens geboren. Er war, nach den Berichten einiger ſeiner Landsleute, ein natürlicher Sohn von Franz Sulkowski, dem jüngern Bruder des Fürſten Auguſt dieſes Namens. Obwol einer ſehr angeſehenen polniſchen Familie angehörig, würde J. Sulkowski bei ſeinem Mangel an Vermögen doch nur einer dürftigen Erziehung überlaſſen geweſen ſein, wenn ihn nicht ſein Oheim, der genannte Fürſt, adoptirt und die Sorge für ſeine Ausbildung übernommen hätte. Dieſer Fürſt war der Urheber der traurigen Erfindung des ſogenannten permanenten Rathes, welcher, zwiſchen den Reichstag in die Mitte geſtellt, die Aufgabe hatte, die Geſetze, wie man ſagte, zu interpretiren, was jedoch nichts Anderes hieß, als ſie in der That zu machen, alle Gewalten in ſich zu concentriren und ſo, da er zunächſt dem ruſſiſchen Miniſter ſubordinirt war, Das, was noch von der Freiheit Polens übriggeblieben, auf Nichts zurückzuführen. Er hatte die Idee zu dieſem Rathe angegeben in der Hoffnung, ſelbſt den erſten Einfluß darauf auszuüben, aber da derſelbe im Gegentheil ganz der ruſſiſchen Gewalt anheimfiel, verließ er, in ſeinen auch meiſt nur perſönlichem Ehrgeiz entſprungenen Abſichten getäuſcht, Polen, und gab als Urſache ſeines plötzlichen Ausſcheidens an, daß er den Unterricht ſeines Neffen durch Reiſen vervollkommnen wolle. So beſuchte er mit dem jungen Sulkowski faſt alle Höfe Europas; er führte ihn unter andern auch nach Verſailles, wo er der Königin Maria Antoinette vorgeſtellt wurde, die den artigen Knaben auf ihren Schoos nahm. Der Fürſt Sulkowski konnte jedoch nicht ruhen, da ihm ſeine politiſche Thätigkeit fehlgeſchlagen war, wenigſtens in andern Zweigen ſeine Ruhmſucht zu befriedigen, und ſo ſtiftete er bald darauf in Rodzyna, einer kleinen polniſchen Stadt, zwei Erziehungsinſtitute für den armen Adel, an deren Spitze er ſich als Gouverneur ſtellte. Die eine dieſer Anſtalten wurde nach dem Vorbilde der warſchauer Militairſchule eingerichtet, aus der ein Kosciuszko, Jaſinski und andere ausgezeichnete Männer, welche ihr Leben ganz den Intereſſen des unglücklichen Vaterlandes widmeten, hervorgingen. Im Jahre 1786 kehrten jedoch Oheim und Neffe wieder nach Polen zurück, das unter der Regierung des ſchwachen Stanislaus Auguſt durchaus den traurigen Anblick einer ruſſiſchen Provinz darbot. Der Fürſt Auguſt Sulkowski hatte früher die Abſicht gehabt, ſeinen talentvollen Neffen Joſeph, der einen höchſt regen und ſtrebenden Geiſt verrieth, der diplomatiſchen Laufbahn zu widmen; unter den veränderten Umſtänden hielt er es jedoch jetzt für rathſamer und ſeinen Wünſchen, ihn einen hohen Rang erſteigen zu ſehen, angemeſſener, ihn in die Armee eintreten zu laſſen. Als Präſident des Kriegsraths konnte der Fürſt nunmehr in dieſer Stellung beſſer für ihn ſorgen, und ſo wurde J. Sulkowski Unterlieutenant im Regiment der Chaſſeurs, deſſen Chef ſein Oheim war. Der Mangel an Uebereinſtimmung der Geſinnung zwiſchen dem jungen, für die Sache Polens glühenden Sulkowski und dem käuflichen, in einer geheimen Geſchäftsverbindung mit Rußland ſtehenden Fürſten Auguſt, der bisher ſchon immer von Beiden geahnt worden, trat jedoch von nun an immer ſchneidender hervor und hatte endlich zur Folge, daß Sulkowski, nach einer öfter im Geſpräch ſich wiederholenden Entzweiung in ihren Anſichten, von ſeinem Oheim enterbt wurde und ſich jetzt nur auf die Hülfsquellen ſeines Militairgrades verwieſen ſah, der ſich ihm aber bald zu einer Capitainsſtelle erhöhte. Bemerkenswerth ſind die umfaſſenden Sprachſtudien, welche er um dieſe Zeit machte, ſodaß er ſich dadurch den Ruf eines ausgezeichneten Polyglotten erwarb und auch durch ſich das eigenthümliche Talent der Polen für Erlernung von Sprachen beſtätigte. Sulkowski verſtand Engliſch, Deutſch, Italieniſch, Franzöſiſch, Türkiſch und Hebräiſch, wozu er ſpäter noch das Arabiſche hinzulernte. Seine Schriften, deren wir weiter unten gedenken werden, verfaßte er beſonders in franzöſiſcher Sprache, in der er ſich auch mit einigen poetiſchen Verſuchen beſchäftigte.

Unterdeſſen hatte ſich in Polen Alles zu einem unvermeidlichen Ausbruche vorbereitet. Die ſchwache und verfehlte Conſtitution vom 3. Mai 1791 war proclamirt worden und mußte alsbald eine Invaſion der Ruſſen, deren Joch man dadurch augenblicklich abzuſchütteln verſucht, zur Folge haben. Sulkowski gehörte damals ſelbſt zu denjenigen polniſchen Patrioten, welchen dieſe Conſtitution keineswegs genügte, und er ließ eine ſehr feurig dargeſtellte Schrift unter dem Titel: „Le dernier cri d'un citoyen polonais", dagegen ergehen, worin eine lebhafte Zornbe-

geisterung sich aussprach. Der Einfall von 30,000 Russen in Litthauen verschaffte ihm endlich zuerst die Gelegenheit, eine glänzende Probe seines Kriegerberufes abzulegen, indem er auf diesem Feldzuge mit 500 Mann die Brücke von Zelwa gegen 6000 Russen heldenmüthig vertheidigte und dadurch den Rückzug der polnischen Armee deckte: ein Leonidas — sagt sein Biograph — ohne bei Thermopylä unterzugehen. Diese That machte ihn zum Commandeur seines Regiments. In der Geschichte dieses Feldzugs, die Sulkowski schrieb, hat er jedoch mit einer seltenen Anspruchlosigkeit weder seines eignen Namens noch auch überhaupt jener kühnen That Erwähnung gethan.

Nach dem Frieden von Targowiça, welchen der schwache Polenkönig Stanislaus am 23. Juli 1792 unterzeichnete, vermochte Sulkowski nicht länger in seinem zerrütteten Vaterlande zu bleiben. Mit dem Ausspruche sich tröstend, daß Polen „überall sei, wo man die Freiheit vertheidigt", begab er sich nach Frankreich, das er damals im Zustande der Republik antraf und wo er Dienste in der Armee zu nehmen beabsichtigte. Dieser Plan fand jedoch mehr Schwierigkeiten, als er gedacht, und wurde für jetzt noch nicht ausgeführt, obwol sich bald eine andere Aussicht für den jungen unternehmungslustigen Polen hier eröffnete. Er wurde an die Gesandtschaft zu Konstantinopel attachirt und verließ Paris wieder, um zu dieser seiner neuen Bestimmung abzugehen. Unterdeß brach in Polen die Revolution von 1794 aus, in welcher die großartige Gestalt Kosciuszko's am Horizonte des unglücklichen Landes vielverheißend aufging. Sulkowski befand sich gerade auf dem Wege nach Konstantinopel, als die Kunde von dieser neuen Bewegung zu ihm gelangte. Er hätte sich gern ohne Weiteres nach Polen begeben, aber abgesetzen von der Unmöglichkeit, diesen Entschluß auszuführen und durch die feindlichen Armeen hindurchzugelangen, folgte er einem andern Gedanken, von dem er sich Gewinn und Unterstützung für die Lage seines Vaterlandes versprach. Er beschleunigte seinen Weg nach Konstantinopel und hoffte dort den Gesandten der französischen Republik, Descorches, den er schon früher als französischen Botschafter in Polen kennen gelernt hatte, für das Interesse des von Neuem um seine Freiheit ringenden Volkes zu gewinnen. Es gelang ihm; Descorches, welcher Frankreich und Polen zu gleicher Zeit zu dienen glaubte, beauftragte unsern Sulkowski im Namen Frankreichs mit einer Sendung an Kosciuszko und versah ihn mit den dazu nöthigen Instructionen. Sulkowski ging in der Verkleidung eines armenischen Kaufmanns nach Polen ab; er verbarg seine Beglaubigungsschreiben in seinem Turban, versteckte sein Ehrenkreuz in einer Puderbüchse und versah sich mit falschen Handelsbriefen und Pässen. Indeß waren die Behörden der östreichischen Staaten, die er zum Theil zu durchschreiten hatte, durch ihre Agenten bei der Pforte von der Verkleidung Sulkowski's unterrichtet, man hatte einen Preis von 50 Dukaten darauf gesetzt, seiner habhaft zu werden, und er wurde wirklich mehre Male verhaftet, obwol es ihm immer durch Gewandtheit und die Gunst einiger der Sache Polens geneigten östreichischen Beamten gelang, allen Verfolgungen zu entgehen und sein Ziel zu erreichen. Obwol Sulkowski an der Revolution von 1794 weiter keinen Antheil genommen, so war er doch von den Details derselben genau genug unterrichtet, um eine Geschichte derselben schreiben zu können, die er in zwei Büchern abfaßte. Nach dem unglücklichen Verlauf derselben sah er sich jetzt wieder ohne Vaterland, und nahm zum zweiten Male seinen Weg nach Paris. Von der französischen Armee in Italien wurden damals die ersten Siegeskunden laut, und Sulkowski brannte so sehr von Verlangen, in derselben Dienste zu erhalten, daß er entschlossen war, als gemeiner Chasseur in einem der von Bonaparte befehligten Corps einzutreten, bis er endlich durch den General Chérin eine Capitainsstelle erhielt und in dieser Eigenschaft zum Heere nach Italien abging. Seiner ausgezeichneten linguistischen und militairischen Kenntnisse und seiner persönlichen Tapferkeit wegen, von der er bald nach seiner Ankunft bei der Armee durch die Wegnahme einer Batterie, mit der er beauftragt worden, eine glänzende Probe ablegte, erwählte ihn Bonaparte zu seinem Adjutanten und gab ihm seit dieser Zeit überhaupt die ehrenvollsten Beweise seines Vertrauens. Sulkowski schrieb in Form historischer Memoiren drei Briefe über den italienischen Feldzug, von dem er später eine ausführliche Geschichte zu liefern gedachte, die aber nicht zur Ausführung gekommen. Unter den umfassendern Werken, mit denen er sich in der Folge, nachdem er von der Armee wieder nach Paris zurückgekehrt, beschäftigte, verdient besonders sein Plan einer Philosophie des Krieges bemerkt zu werden, in der er eine systematische Zusammenstellung seiner reichhaltigen Erfahrungen und Kenntnisse im Gebiete der Taktik versuchen wollte.

Indeß verlor Sulkowski keinen Augenblick die Interessen seines Vaterlandes aus den Augen und unterhielt einen beständigen Briefwechsel über dieselben mit dem in Konstantinopel lebenden Oginski, dem er rieth, eine Adresse zu Gunsten Polens an Bonaparte aufzusetzen. In Oginski's „Memoiren" wird dieser Correspondenz Erwähnung gethan und in Bezug auf das von Oginski an Bonaparte gerichtete Schreiben unter Andern Folgendes erzählt: „Sulkowski meldete mir, daß General Bonaparte, nachdem er meinen Brief gelesen, einen Augenblick nachsann und dann sogleich sagte: Was soll ich darauf erwidern? Was kann ich versprechen? Schreiben Sie Ihrem Landsmann, daß ich die Polen liebe und hochschätze; daß die Theilung Polens ein Act der Ungerechtigkeit ist, der nicht von Dauer sein kann! Wann ich den Krieg in Italien beendet habe, werde ich mich selbst an die Spitze der Franzosen stellen, um die Russen zur Wiederherstellung Polens zu zwingen; aber sagen Sie ihm auch, daß die Polen sich nicht auf fremde Hülfe verlassen sollen; daß sie sich selbst bewaffnen, gegen Rußland auftreten und eine Gemeinschaft im Innern des Landes unterhalten müssen. Die schönen Worte alle, die man ihnen spenden wird, werden ihnen zu nichts helfen. Ich kenne die diplomatische Sprache und die Indolenz der Türken. Ein Volk, das von seinen Nachbarn unter den Druck gezwungen ist, kann sich nicht anders erheben als mit den Waffen in der Hand!"

Sulkowski war auch der Begleiter Napoleons auf der Expedition nach Aegypten, auf welcher der treffliche Pole seinen Tod fand. Er wurde zugleich zum Mitglied des Instituts von Aegypten ernannt und mit sehr bedeutenden Arbeiten beauftragt, zu denen besonders die Abfassung eines arabischen Wörterbuchs gehörte, das dazu dienen sollte, den Franzosen den Verkehr mit den Einwohnern Aegyptens hinsichtlich ihrer täglichen Bedürfnisse zu erleichtern. Am Ufer des Nils fand Sulkowski, in der Nähe von Feraneh, eine Büste der Isis auf, und in einem Garten desselben Dorfes zwei mit Hieroglyphenschrift bedeckte Steine, von der er selbst eine sehr genügende Entzifferung versucht hat. Bei einem in Kairo ausgebrochenen Aufstande, zu dessen Dämpfung ihn Bonaparte beordert, wurde er ein Opfer seiner persönlichen Tapferkeit, die ihn stets verleitete, die äußerste Gefahr aufzusuchen. Bonaparte ehrte sein Andenken, indem er einem Fort von Kairo den Namen seines Adjutanten verlieh.

Der Biograph stellt zum Schlusse dieser Lebensskizze, aus der wir die wesentlichsten Momente hervorgehoben, einige Betrachtungen über den Umstand an, daß Bonaparte, obwol er Sulkowski's Verdienste so anerkannt, daß er einst von ihm gesagt haben soll: „Er scheint mir würdig, General en Chef zu sein!" doch stets damit zögerte, ihn zu einem höhern Range aufsteigen zu lassen. Der Verf. deutet darauf hin, daß Napoleon in dem kühnen Polen das Princip der Freiheit gefürchtet haben dürfte, das er selbst zwar als Aushängeschild trug, aber keineswegs in voller Kraft ins Leben zu rufen beabsichtigte.

Den Memoiren sind einige eigenhändige Schriften Sulkowski's angehängt, unter denen die Darstellung des lithauischen Feldzuges von 1792 und 1793, ein Brief über den Feldzug von Tirol und manche kleine Beiträge zur Geschichte der französischen Heere in Italien die meiste Aufmerksamkeit verdienen. 33.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 198. — 16. Juli 1832.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1831.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 197.)

31. Magdeburgs Fall. Ein historisch-romantisches Trauerspiel in sechs Aufzügen von Joseph Binel Massaloup. Berlin, Fincke. 1831. 12. 16 Gr.

Auch dies Trauerspiel meint es ernstlich, ohne so ergötzlich zu sein wie das vorhergehende. Es ist ein Localstück mit einigen guten Scenen, die in schauderhaften Versen geschrieben sind, einigen glücklichen Charakteren, die nur zu sehr an ihre Vernunft glauben, während sie in der That wahnsinnig sind, und einigen guten Reminiscenzen aus Schiller's „Lager", Göthe's „Egmont" u. s. w. Von einer eigentlichen tragischen Fabel ist kaum ein Schatten zu entdecken, und wenn dem Verf. ein paar gute Gedanken gelungen sind, so eilt er auf der nächsten Seite, sogleich sie in einem salzlosen Meere trivialer Sentenzen zu ertränken oder mit einem Bergsturze von holpernden und polternden Tiraden zu überschütten. Falkenberg's Seelenadel und La Croix's Verrath, so verbrauchte Tragodienfetzen sie an sich sind, bieten doch allein ein einigermaßen tragisches und würdiges Interesse dar, alles Uebrige ist völlig leeres Stroh. Wie vortrefflich aber der Verfasser den Vers behandelt, oder besser mishandelt, davon mag der Leser sich auf S. 9, 32, 85 u. s. w. selbst überzeugen.

32. Hernani, romantisches Trauerspiel. Nach Victor Hugo für die deutsche Bühne bearbeitet von K. H. Hermes. Leipzig, Dyk. 1831. 8. 18 Gr.

Soll das Verdienst der Bearbeitung darin bestehen, daß Hr. H. einige Scenen, welche im Original poetisch und in Versen sind, prosaisch und in Prosa wiedergibt, so ist seine Uebersetzung eine Bearbeitung, sonst aber nichts Anderes, als was man eben eine freie Uebersetzung nennt. Wir haben deren vier oder fünf von dieser allerdings merkwürdigen Arbeit V. Hugo's überblickt, und keine einzige ist uns des tiefen und begeisterten Originals, dessen Fehler selbst in gewisser Hinsicht Schönheiten sind, würdig erschienen. V. Hugo ist überhaupt nicht leicht zu übersetzen, und der Verf. dieser Bearbeitung ist so wenig glücklich über Schwierigkeiten hinweggekommen, als seine Vorgänger. Von einer Uebersetzung ist an diesem Orte nicht viel zu sagen; über das Original ist zum Ueberdruß gesprochen. Es mag daher genügen, daß die vorliegende Arbeit im Ganzen genommen, richtig und ohne derben Anstoß zu lesen ist. Nur das Charakterische am Original, den eigenthümlich verhaltenen, innerlich bittern Ausdruck, die Peripetie des Gedankens, die stechende Ironie V. Hugo's gibt sie nicht immer wieder.

33. Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Begründet von A. von Kotzebue. Dreißigster Jahrgang, herausgegeben von C. Lebrun. Sechste Fortsetzung. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Höchst überraschend nimmt Hr. Lebrun mit diesem Jahrgang Urlaub von seinen Lesern. Er hat sich als ein guter Redacteur bekundet, und da wir seiner Sammlung stets das Wort geredet haben — sie war die einzige, welche nur Originale und in überwiegender Anzahl gute gab —, so thut uns sein Austritt in der That leid. Die närrischen Kupfer kommen nicht auf seine Rechnung, und mit der Vermeidung der Einseitigkeit bei einem Redactionswechsel ist es gewöhnlich auch nicht weit her.

Auch diese Fortsetzung liefert wieder meist anerkennenswerthe Beiträge. „Die Hamburger in Wien", Liederposse von A. Lewald, ist zwar kaum eine selbständige Erfindung zu nennen, da Plan und Ton des Stücks von den „Wienern in Berlin" und vice versa gegeben war; doch ist das Stück munter und gefällig. — „Der Bettler" von Raupach ist ein rührsames Schauspiel in einem Akt, dem es etwas an Frische gebricht und dessen sentimentale und fürchterlich lange Monologen eher einen Schüler als einen Meister in der dramatischen Formgebung ankündigen. Allein an Geist, Auffassung und Charakter, sowie an guten concetti und sentimens fehlt es selbst den Arbeiten nicht, die Raupach im tiefsten Negligé, so zu sagen: en robe de chambre schreibt. Auch hier ist der Schluß wenigstens, wenn auch nicht überraschend, doch wahrhaft rührend! — Albini's „Seltsame Ehen", Carnevalsposse in zwei Akten, liefern ein allerliebstes, durchweg heiteres, dabei geschmackvolles und höchst ergötzliches Bühnenstück, dem wir, die unangenehmen englischen Brocken abgerechnet, nichts als Lob nachzusagen wissen. Fehlen ihm auch Charakterzeichnung und eine Intrigue im höhern Sinne, nebst derjenigen Haltung, welche dem echten Lustspiel selbst bei anscheinender Ausgelassenheit zukommt, so ersetzt die Laune der Scenerie und die rasche Folge von Spaß auf Spaß diese Mängel auf der Bühne doch hinreichend. — Gerle's „Letzter April", Posse in einem Akt, bringt eigentlich keine neue Situation, und Benisaz's einfältige Klugheit muß das wankende Gebäude des Stücks fast ausschließlich stützen; indeß ist die Idee doch heiter und gut, alle Welt in April zu schicken, und Den am schlimmsten, der die Andern schickt. Wir sind bei einem deutschen Lustspiel schon zufrieden, wenn nur der Grundgedanke wirklich ein launiger, das Leben malender und irgend eine Seite desselben abbildender ist. Die Zahl der Dramen ist groß, welche, Phantomen gleich, nichts zurückspiegeln als ihre eigne Nichtigkeit.

34. Neueste Schauspiele von Johanna Franul von Weissenthurn. Dreizehnter Band, oder neue Folge fünfter Band. Wien, Wallishausser. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Verfasserin hat wie keine ihrer Schwestern in Apollo auf der Bühne das Bürgerrecht erobert. Geschmack, Reflexion, die Erfindung wirksamer Scenen, die besonders durch ein gewisses künstliches Verbergen der Gefühle effectvoll werden, und eine glückliche Zeichnung weiblicher Charaktere sind Vorzüge, die man in fast allen, sehr zahlreichen Dramen derselben wiederfindet. Auch die beiden vorliegenden bewähren diese Eigenschaften ihrer Dichtweise. „Das Manuscript", Lustspiel in fünf Akten, nähert sich, bis auf einen Punkt, dem Urbilde eines echtdeutschen Lustspiels, wie wir es seit langem mit uns umhertragen. Die Fabel ist geistvoll erfunden, die Charaktere sind scharf

gehalten und hat mehr auf sich, als ein Mädchen haben soll, gefallen, sich putzen, und allgemein, wie man sagt, bei den Leuten, und vor Allem bei den Herren, gut leben will, der ist nicht zu trauen. Ich habe es oft gesagt, und ich sage es noch einmal, wenn ich Gott bitte, daß er mir meine Tochter erhalte, so bitte ich ihn nicht, daß er sie mir schön, sondern daß er sie mir fromm erhalte. Denn Schönheit ist eine trügerische Gabe, und vergeht wie Rauch und Schatten, aber eine fromme Tochter ist ein Schatz, der nicht zu bezahlen ist, und der Alles mit sich bringt, was Gott Wohlgefallen hat, und was ihr Eltern und Verwandte wünschen können. Ich habe es oft gesagt, und ich sage es noch einmal, Gretchen, du bist schön, und das ist eine Gabe, die dir Gott gegeben hat, ohne daß du etwas dazu gethan hast, und du kannst nichts dafür, daß du schön bist, aber du kannst dafür, daß du fromm bist, und du kannst dafür, daß du gut bist, und du kannst dafür, daß du bescheiden bist, und du kannst dafür, daß du dich nicht putzest, und du kannst dafür, daß du nicht gefallen willst, und du kannst dafür, daß du nicht gut leben willst bei den Leuten, und vor Allem bei den Herren.

Ich habe Recht, Herr Engelbert, ich habe Recht, Gretchen, nicht wahr?

Gretchen. Ja, Vater, du hast Recht, und ich will dir folgen, und will nicht gefallen wollen, und will nicht gut leben wollen bei den Leuten, und vor Allem bei den Herren, und will dich lieben, Vater, und will dich ehren, Vater, und will dich nicht betrüben, Vater, und will dir folgen, Vater, und will dir gehorchen, Vater, und will dich nicht betrüben, Vater, und will dich lieben, Vater, und will dich ehren

Ausgabe der Bibliothek der Universität Basel, 1896.

Ausgabe der Bibliothek der Universität Basel, 1896.

Ausgabe der Bibliothek der Universität Basel, 1896.

worin er Verbesserung der begangenen Regierungsfehler, Anerkennung des Verkaufs der Nationalgüter und eine unbedingte Amnestie versprach, vermissen wir ganz; Ney ward nicht in der Ebene von Grenelle, sondern im Garten des Luxemburg erschossen, und zwar trotz der versprochenen Amnestie und der Capitulation von Paris. Mehr solcher Bemerkungen zu machen, würde nicht schwer sein; auch leidet das Buch an vielen Druckfehlern: in historischen Schriften ein bedauernswerther Umstand. Zu beschränkt für den eifrigern Freund der Geschichte und auf der andern Seite zu trocken für den bequemern Leser, wissen wir nicht recht zu sagen, für wen Hr. K. eigentlich schrieb. Seine Ansicht der Ereignisse ist überdem auch nicht die unserige, und gewiß ebenso wenig die einer Generation, welche sich von den schönen Worten eines politischen Romantikers, wie Chateaubriand, nicht mehr täuschen läßt. Wem die europäische Freiheit am Herzen liegt, der muß ein freies Frankreich eifrig wünschen. Unter der gestürzten Dynastie hätte es nimmer ein solches gegeben.

Daß der Verf. im Vorwort anzeigt, 100 Exemplare seines Buches als Beitrag zu van Speyk's Denkmal bestimmt zu haben, um dadurch an den Tag zu legen, was er für groß und heldenmüthig halte, erschien uns etwas komisch. Es war ja Gelegenheit genug im Buche, seine Ansicht auszusprechen. S.

Dante's Göttliche Komödie betreffend:

Der Verfasser eines kleinen Aufsatzes in Nr. 79 d. Bl.: „Dante's Gedicht — ein altdeutscher Dom", wundert sich, daß Streckfuß nicht auf den gleichen Schluß der drei Theile der Göttlichen Komödie durch das Wort stelle geachtet und daß er eine Nachbildung dieser Eigenthümlichkeit verschmäht habe, indem er ihm sehr naiv zeigt, wie er in dem jedesmaligen letzten Verse das Wort Sterne zum Schlußwort habe machen können. Er setzt zwar mit einem Complimente hinzu, daß es einem so gewandten Uebersetzer wie Streckfuß gewiß leicht geworden wäre, auch die entsprechenden Reime, welche vorhergehen, und die bei Dante stets andere sind, aufzufinden. Wenn ihm meine Uebersetzung bekannt geworden wäre, so hätte sein Erstaunen zunehmen können; vielleicht möchte er aber auch dadurch auf die Bemerkung geführt sein, daß seine Foderung zu erfüllen so leicht nicht sei. Es gibt auf Sterne verhältnißmäßig nur wenige Reime, und diese wenigen sind so unpaßlich, daß ich meinen frühern Schluß der „Hölle":

Was da am Himmel prangt in heitrer Ferne;
Da kamen wir zum Wiedersehn der Sterne —

in der dritten neuen Auflage aufgegeben habe. Meinen Commentar habe ich übrigens mit folgenden Worten geschlossen: „Der Dichter schließt alle drei Abtheilungen der göttlichen Komödie mit dem Worte stelle. Wollte der Dichter etwa, wie man unter Schriften und Documente ein Siegel setzt, durch dieses Dreigestirn seinem Werke das Siegel der Unsterblichkeit aufprägen?" Und so wird denn auch für Streckfuß jene Bemerkung wol keine neue gewesen sein.

Ich nehme diese Gelegenheit wahr, um die Freunde Dante's auf die „Vorlesungen über Psychologie von Dr. C. G. Carus", (Leipzig, G. Fleischer) aufmerksam zu machen, ein Buch, das überhaupt vortrefflich ist, aber sich nebenbei dadurch auszeichnet, daß es unsern Dichter häufig erwähnt und ihn wahrhaft verherrlicht, indem z. B. bei einer Vergleichung zwischen ihm und Plato S. 100 gesagt wird, daß Dante wesentlich höher und seinem innern Erkennen nach klarer stehe, obwol dies allerdings keineswegs der Persönlichkeit des Dante, sondern der großen, in dieser Zwischenzeit aufgeschlossenen Entwickelungsperiode der Menschheit zuzuschreiben sei. K. L. Kannegießer.

Literarische Notizen.

Der gründliche Deutsche bedient sich gern eines fremden Auges, um sich mittels desselben über seine eignen Zustände desto genauer unterrichten zu können. Dies läßt sich besonders auf die allgemeine Theilnahme anwenden, mit welcher der vielbesprochene Bericht Victor Cousin's über das deutsche Schul- und Unterrichtswesen, von dem auch diese Blätter einen ziemlich übersichtlichen Auszug gaben, überall bei uns gelesen und aufgenommen wurde, während er doch eigentlich dazu bestimmt war, mehr in Frankreich selbst Epoche zu machen als in Deutschland. Sorben kommt uns auch noch eine sehr gründliche deutsche Uebersetzung desselben zu, die allerdings einen ehrenwerthen Zweck hat und deshalb den Männern von Fach empfohlen sein mag; sie führt den Titel: „Bericht des Herrn M. (?) V. Cousin über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands, und besonders in Preußen. Als Beitrag zur Kenntniß des deutschen und französischen Unterrichtswesens aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von [redacted] Kröger" (Altona, Hammerich, 1832). Die bisher erschienene erste [redacted] enthält die Briefe über die Institute in Frankfurt am [redacted], Weimar und dem Königreich Sachsen, mit manchen verständigen Bemerkungen des Uebersetzers, der auch zum Schluß des Ganzen eine eigne, in Hamburg von ihm gehaltene Rede über Gewerbschulen und deren Einrichtung in Beziehung auf Hamburg, hinzuzufügen verspricht.

Die von Courtin herausgegebene „Encyclopédie moderne, ou Dictionnaire abrégé des sciences, des lettres et des arts, avec l'indication des ouvrages où les divers sujets sont développés et approfondis", ist jetzt mit dem eben erschienenen vierundzwanzigsten und letzten Bande beschlossen worden. Dieser Band enthält zugleich als Anhang ein systematisches Tableau der Wissenschaften.

Die erwachte Uebersetzungslust der Italiener hat sich jetzt auch auf das sogenannte classische Theater der Franzosen zu richten angefangen. Der erste Band des zu Turin herausgekommenen „Teatro tragico" von Coriolano di Bagnolo enthält Peter Corneille's „Rodogune", „Polyeuct" und den „Cid", jedoch keineswegs in einer treuen Uebersetzung oder einer dem Original entsprechenden Bearbeitung, sondern in einer von dem italienischen Verfasser ganz willkürlich unternommenen Umformung, die sehr unglücklich ausgefallen ist. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, im „Cid" die rührende Scene des dritten Aktes, wo Ximene der Elvire ihre Liebe für Rodrigo bekennt, ohne zu wissen, daß er selbst verborgen lauscht, so gänzlich entstellt, daß in der italienischen Bearbeitung Rodrigo selbst es ist, welchen das arme Mädchen zu ihrem Beichtiger zu nehmen gezwungen wird, was natürlich den Reiz der ganzen Situation und die Zartheit der spanischen Jungfräulichkeit völlig zerstört hat. In diesem Sinne ist aber Hr. Bagnolo fast durchgängig mit großer Ungeschicktheit verfahren.

Unter den neuesten literarischen Erscheinungen in den Vereinigten Staaten sind die kürzlich zu Philadelphia herausgekommenen „Notes on Italy" von Rembrant Peale von Interesse. Der Verf. hat Italien besonders in kunstgeschichtlicher Hinsicht gesehen und trägt seine Bemerkungen in einer einfachen und ungesuchten Darstellungsweise vor. Er ist der Sohn des bekannten Charles Wilson Peale, der in Amerika eigentlich die Wiege der Kunst begründet hat, indem er zuerst im J. 1786 zu Philadelphia einen Saal für Kunstausstellungen erbaute, in welchem die erste Gemäldesammlung, die in den Vereinigten Staaten gesehen worden, dem Publicum gezeigt wurde.

121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 199. — 17. Juli 1832.

Lazarus Bendavid. Geb. den 18. Okt. 1762, geſt. den 28. März 1832. *)

Wer unſere berliner Spaziergänge kennt, der wird ſich eines Mannes von ausdrucksvollem Aeußern entſinnen, der ihm unter den Linden oder im Thiergarten gewöhnlich um dieſelbe Nachmittagsſtunde begegnet iſt. Die gleichgültige Menge um ihn her ſcheint ſeine Aufmerkſamkeit nicht zu feſſeln, er geht ſeinen eignen Weg. Der kräftige, unterſetzte Körper iſt vorwärts gebeugt, weniger durch die Laſt des Alters gekrümmt als durch die Gewohnheit einſamer Meditation, welche den Blick an den Boden heftet. In dieſem grauen Leibrock und grauen Beinkleidern von grobem Tuch ſahen ihn ſchon jene knorrigen Baumſtämme, als noch der Wind den jungen Stamm bewegte, wie er jetzt in den äußerſten Wipfeln ſpielt. In Sturm und Unwetter geht er barhaupt einher, die Arme über dem Rücken, den Hut in der Hand; Regen und Schnee netzen unbarmherzig den kahlen Scheitel, und der Wind wühlt in den ſpärlichen grauen Locken, die um die Schläfe flattern. Sind auch Wangen und Naſe mit zweideutigem Roth gefärbt, ſo ſprüht doch aus den Augen des Siebzigers das ungeſchwächte Feuer der Jugend; einſame Gedanken zucken über die hohe ſokratiſche Stirn und ein verlornes Lächeln ſpielt um den Mund. Er ſcheint mit ſich ſelbſt zu ſprechen.

Es iſt Lazarus Bendavid, und er galt ehedem für einen berühmten Mann. Wie viele unſerer Jünglinge ehren wol noch dieſen Namen? Wer ſieht es dieſer altmodiſchen Tracht an, daß der Mann, der ſie trägt, zu ſeiner Zeit Mode geweſen iſt?

Denn als Bendavid, einer der früheſten Apoſtel der Kant'ſchen Kritik, die frohe Botſchaft verkündete, war die Philoſophie noch nicht in der Weiſe zünftig geworden, wie ſie es jetzt iſt. Man ſah nicht ſelten Leute aus allen Ständen, Männer und Frauen, ja ſelbſt Fürſten und Grafen und hohe Staatsbeamte dem philoſophiſchen Hörſale lernbegierig zueilen; man war altväteriſch genug, eine wenn auch nur oberflächliche Bekanntſchaft mit dem Inhalt und der Sprache der Philoſophie für das Erforderniß einer liberalen Bildung zu halten. Das Anſehen, deſſen die Philoſophie namentlich bei der vornehmen Welt genoß, ſchrieb ſich von Frankreich her, wo man freilich unter dem Namen eines Philoſophen nicht ſelten einen Freigeiſt, doch ebenſo oft einen Mann von Bildung verſtand. Gewohnheit und Mode übertrugen dies Intereſſe für philoſophiſche Gegenſtände im Anfang auch auf die Kant'ſche Kritik, deren ſcheinbares Endreſultat dem philoſophiſchen Müßiggang ihrer hohen Gönner und Gönnerinnen ſchmeichelte. Aber die Täuſchung dauerte nur wenige Jahre. Zwei Ereigniſſe waren es vorzüglich, welche die Brücke abriſſen, die bis dahin Philoſophie und Leben verbunden hatte und die tiefe Kluft offenbarten, die fortan eins von dem andern unwiederbringlich trennen ſollte — die ſpeculative Ausbildung der deutſchen Philoſophie und die franzöſiſche Revolution.

Denn freilich, als die Philoſophie immer mehr und mehr die freundliche Helle des allgemeinen Tageslichts verließ und in die einſame Tiefe der Speculation niederſtieg, da genügte der vornehme Dilettantismus nicht mehr, der ſich mit flüchtiger Galanterie ihrem Dienſte widmete; ſie foderte jetzt begeiſterte Ritter, die ein Leben voll Mühſal und durchwachter Nächte, voll Misverſtand und Hohn als Opfer darbrachten, kühne und erfahrene Bergleute, die in dem dunkeln Labyrinth unterirdiſcher Schachtgänge ſich zurechtfinden, das den Unkundigen mit Wahnſinn bedroht, wenn hämiſche Kobolde und neckende Berggeiſter, die in der Tiefe hauſen, das ſpärliche Grubenlicht ausblaſen. So geſchah es, daß die eigenthümliche Sprache der Speculation die Schranken immer enger zog und unüberſteiglicher aufbaute, welche die Menge neugieriger Hörer zurückhielten; endlich verlief ſich jene Menge und brach in Schmähungen aus über die köſtliche Frucht, die ihr zu hoch gehängt ward. Sie verglich die Philoſophen, die im Kampfe um die höchſten Fragen der Menſchheit unbetretene Pfade zu bahnen ſuchten, mit jenem Ritter von der traurigen Geſtalt, der Windmühlen ſtatt Rieſen bekämpft, und die Leute von Welt und Ton, die ſo wandelbar ſind in ihrer Freundſchaft, wenn einmal das gute Vernehmen geſtört iſt, ja ſelbſt angeſehene und mitunter geiſtvolle Schriftſteller entblödeten ſich nicht, den Sancho Panſa zu ſpielen.

Die franzöſiſche Revolution beſchleunigte ihrerſeits

*) Vgl. über ihn eine kurze Selbſtbiographie, die, nebſt einem unähnlichen Bildniß, in den „Bildniſſen berliniſcher Gelehrten", herausgegeben von Löwe, erſchienen iſt. Ferner das Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften in Hitzig's „Gelehrtes Berlin".

die grausame Enttäuschung, welche die Philosophie von dem zerbrechlichen Modethron gestürzt hat. Ist gleich, was in Frankreich des 18. Jahrhunderts Philosophie genannt wurde, unendlich von Demjenigen verschieden, was der Deutsche als den Urquell der Wissenschaft verehrt, so war es doch der Name, der seit jener Zeit verhaßt und gefährlich erschien. Haben sich nicht jene Heroen der französischen Literatur die blendenden Systeme ihrer Philanthropie, die mit allen Revolutionen der Zukunft schwanger gingen, von den Gewaltigen und Machthabern Europas abschmeicheln lassen? Wie sie so unbefangen mit dem gefährlichen Spielwerk tändelten, diese Großen, und im Ernste daran glauben konnten, daß die Ideen von Freiheit und allgemeinem Menschenrecht, an denen sie in den Mußestunden des Regierens sich so geistreich und wohlwollend ergötzten, ihr ausschließliches Eigenthum bleiben würden. Hatte einst die Sprache Ludwigs XIV. die Höfe und die Welt der Vornehmen erobert, so war es jetzt die Sprache Voltaire's und Rousseau's, welche, der Geister und der Gemüther sich bemeisternd, allen Angelegenheiten des Menschen, allem Scherz und Ernst des Lebens einen Ausdruck lieh. Fürsten und Fürstinnen setzten einen Stolz darein, der reizbaren Eitelkeit französischer Schriftsteller zu huldigen und in jenen französischen Parken mit den schnuregeraden Laubgängen und den gedrechselten Bildsäulen, die närrisch und fratzenhaft aus der zierlich beschnittenen Taxuswand hervorblickten, durften die heimlichen Ruheplätze, die Tempelchen, die Grotten und Insel nicht fehlen, die jenen Heiligen des aufgeklärten Jahrhunderts geweiht waren; ja selbst Friedrich und Katharina fühlten sich geschmeichelt, von Voltaire und Diderot anmuthig hintergangen zu werden. O über die göttliche Ironie des Weltgeistes! Es waren ja nur Gedanken und Worte. Aber da geschah das Ungeheuere und das Wort wurde That. Und als das thatgewordene Wort die Völker begeisterte, als mehr und mehr die wilden Dämonen entfesselt wurden, die der Zauber der französischen Philosophie in so liebenswürdige Worte gebannt hatte, als Voltaire's und Rousseau's Schriften zum Blutcodex wurden in den Händen Robespierre's, da begann gegen den Gedanken, weil er sich mit den Dingen dieser Welt in eine so gefährliche Gemeinschaft eingelassen, eine Reaction, die offener oder versteckter bis auf den heutigen Tag fortwährt.

Bendavid's Blütezeit fällt in die ersten Jahre der Ausbreitung Kant'scher Philosophie, und er hat an der letzten Weltgunst seinen Antheil gehabt, dessen sie bei ihrem ersten Erscheinen genoß. Seine Geistesbildung gehört der Ideenrichtung des vorigen Jahrhunderts an, welcher er auch mit der Hartnäckigkeit eines Selbstlehrlings, der das einmal nicht ohne Anstrengung Gewonnene gern als ein letztes Resultat festhält, in seinem ganzen Leben treu geblieben ist. Früh schon hatte er sich ausgebreitete Kenntnisse in den verschiedensten Fächern der Wissenschaft erworben, aber die überwiegendste seiner geistigen Anlagen, der Scharfsinn, zog ihn bald vorzüglich zum Studium der Mathematik.

(Der Beschluß folgt.)

Das Christenthum in Braunschweig gegen Herrn Dr. Geibel zu Lübeck und die Evangelische Kirchenzeitung vertheidigt von Victor Friedrich Leberecht Petri. Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte, allen protestantischen Gemeinden Deutschlands zur Warnung. Braunschweig, Vieweg. 1832. Gr. 8. 4 Gr.

Der gelehrte Herr Verfasser bringt in dieser Schrift eine Angelegenheit zur Sprache, welche als ein Beitrag zur christlichen Kirchengeschichte unserer Tage, sowol für evangelische Protestanten überhaupt wie für Braunschweigs christliche Einwohner insonderheit, von hoher Wichtigkeit ist. Mag es immer sein, daß der Hr. Verfasser in dieser Sache, als angegriffene Partei, von sich selbst und seinen Amtsverhältnissen geredet hat, so war dies doch unvermeidlich. Denn er war es sich selbst, der Ehre seines verstorbenen würdigen Vaters und den an ihn ergangenen Aufforderungen seiner Gemeinde schuldig, nicht länger zu schweigen. Uebrigens hat ja das Publicum bei der Angelegenheit, welche ihm in dieser Schrift zur Beurtheilung vorgelegt wird, es nicht mit den streitenden Parteien, sondern mit den Thatsachen zu thun, welche berichtet worden sind, und diese haben für uns Braunschweiger ein so hohes Interesse, daß sie verdienen, auch in d. Bl. besprochen zu werden; damit ein Jeder beurtheilen könne, um welche wichtige Sache für Protestanten es sich eigentlich handelt.

Es ist bekannt genug, daß vorzüglich seit 1813 in der evangelisch-protestantischen Kirche sich eine Partei zu erheben strebt, die man Frömmler nennt, eine Partei, welche man nicht mit echten Mystikern oder Pietisten aus der Spener'schen Schule verwechseln muß. Die Tendenz dieser frömmelnden Sekte, welche zugleich als Supranaturalisten und Mystiker in dunkeln Gefühlen schwebt und alte Dogmen und Rituale zu vertheidigen und beizubehalten sucht, geht nur zu deutlich darauf hinaus, in der Kirche zu herrschen und Alle, welche nicht mit ihnen übereinstimmend denken, als Ungläubige zu verketzern und zu verfolgen, ja sie sogar von der göttlichen Begnadigung und ewigen Seligkeit auszuschließen. Wenn diese Sekte in der Kirche wieder die Oberhand erhielte, so würden die Zeiten Hildebrand's mit allen Greueln des religiösen Fanatismus, welche durch grausame Inquisitionsgerichte und blutige Religionskriege die Ruhe und das Glück so vieler Völker vernichtet haben, wieder zurückkehren. Dies will freilich diese frömmelnde Sekte nicht eingestehen. Im Gegentheil behauptet sie gegen die sogenannten Rationalisten: daß die Aufklärung in Sachen der Religion, welche vorzüglich merklich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" in Deutschland überhand genommen und die Verwerfung der meisten in den symbolischen Büchern angenommenen Dogmen und kirchlichen Unterscheidungslehren herbeigeführt habe, damit zugleich den ganzen religiösen Glauben und das sich darauf gründende fromme Leben zweifelhaft gemacht und vernichtet habe, folglich an alle dem Unheile Schuld sei, welches seit dieser Zeit durch Nichtachtung und Verwerfung des Hergebrachten und Bestehenden über Staat und Kirche hereingebrochen sei! Ob aber solche dreiste und schwere Vorwürfe gegründet sind: darauf wird es ankommen.

Um auf diese Frage antworten zu können, muß als unbezweifelt vorausgesetzt werden, daß der Zweck des menschlichen Daseins in der harmonischen Ausbildung und Anwendung aller in der Menschennatur vorhandenen Fähigkeiten und Kräfte bestehe, um dadurch den höchsten möglichen Grad menschlicher Veredlung, Vollkommenheit und Glückseligkeit zu erreichen. Daß dazu die Religion vor allen übrigen Wissenschaften und Bildungsanstalten das zweckmäßigste Mittel sei, wird Niemand leugnen. Aber es müssen auch alle ihre Lehren und Uebungsanstalten, als Mittel, diesem Zwecke entsprechen, damit der Vernunft die Herrschaft über die Sinnlichkeit verschafft, der Verstand erleuchtet und der Wille geheiligt werde. Dies ist nun vorzüglich mit der christlichen Religion der Fall. Denn nicht

allein stellt sie uns in Jesu etwas Göttliches, das schönste Ideal der vollendeten Menschheit, zur Bewunderung und Nachahmung auf, sondern sie enthält auch in möglicher Reinheit diejenigen Lehren, welche zur fortschreitenden Cultur des geistigen Menschen, zur (moralischen) Freiheit unentbehrlich sind: Gott, Tugend und Unsterblichkeit! Inzwischen, außer diesen Grundlehren, enthält auch die christliche, wie jede andere Religion, noch mancherlei speculative Lehrsätze und temporelle Meinungen, welche nur in einer gewissen Culturperiode der Völker ein momentanes Interesse haben können. Zu solchen speculativen und als positiv geltend gemachten Glaubens- und Lehrsätzen der christlichen Religion, oder eigentlich: der christlichen Theologie, gehören nun vorzüglich: 1) das Dogma von der radical sündhaften Verderbtheit der menschlichen Natur durch den Fall Adams, sodaß der Mensch, aus eigner Kraft, zu allem Guten unfähig, aber zum Bösen geneigt und willig sei; 2) das Dogma von der stellvertretenden Genugthuung für sündige Menschen durch Christi freiwilligen Opfertod, und 3) das Dogma von der Gewalt des Teufels, als eines persönlichen, absolut bösen geistigen Wesens. Die Geschichte der christlichen Kirche weist uns nach: wann, und wie, und unter welchen Widersprüchen sich diese und einige andere damit zusammenhängende Dogmen ausgebildet haben und zu Grundartikeln des christlichen Glaubens erhoben worden sind. Aber die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, verbunden mit der speciellen Geschichte der christlichen Kirche, lehrt uns auch, wie dergleichen positive Glaubenslehren nur für eine gewisse Bildungsstufe christlicher Völker von momentaner Wichtigkeit sein konnten, aber diese Wichtigkeit wieder verlieren, ja sogar die Dogmen selbst, als einseitig, zwecklos und irrig, antiquirt werden mußten, sobald mit der fortschreitenden Cultur die christlichen Völker ihre geistige Bestimmung richtiger erkannten oder aufgeklärter geworden waren. Dies bestätigt die Geschichte der Menschheit in allen Culturperioden. Es ist daher eine durchaus irrige Ansicht und ein zweckwidriges und verderbliches Bestreben, wenn man in Zeiten, wo die Völker so offenbare Fortschritte zum Bessern in allem Wissenswürdigen gemacht haben, noch die Lehrsätze und Institutionen aus einer frühern und mangelhaften Culturperiode beibehalten und schützen, und dagegen das Neue, das Zweckmäßigere und Bessere, als gefährlich für die Ruhe und das Glück der Völker, vom Staat und der Kirche abwehren und unterdrücken will. Da ich ein Kind war, sagt der Apostel Paulus, dachte und handelte ich wie ein Kind. Nun ich aber ein (verständiger) Mann geworden bin, lege ich ab, was kindisch ist!

Wenden wir dies auf den Fall an, welchen Hr. Dr. Petri in seiner obenerwähnten Schrift zur Sprache gebracht hat, so wird im Allgemeinen Niemand daran zweifeln, daß ein christlicher Religionslehrer die Lehren seiner Kirche nur für den Zweck vortragen und von solcher Seite darstellen darf und soll, als durch solche Vorstellung die Gemeinde wahrhaft erbaut und zur sittlich-religiösen Besserung des Lebens erweckt werden kann. Diesen Zweck seines Berufs würde aber ein christlicher Religionslehrer nicht erreichen, ja sogar seiner Pflicht entgegenhandeln, wenn er seiner Gemeinde Dogmen verkündigen wollte, von deren Wahrheit sie entweder gar nicht überzeugt wäre, oder für deren Wirksamkeit zur religiösen Erbauung ihr Gemüth, auf dem Culturgrade ihrer Bildung, nicht empfänglich wäre. Jeder Beamte und Diener eines Staats oder einer kirchlichen Gemeinde soll die Geschäfte des Amts, wozu er berufen wird, auf die Art führen und verwalten, als sie ihm von seinen Committenten aufgetragen sind. Will oder kann er das nicht, so nehme er das Amt nicht an. Der protestantische Religionslehrer, der bei einer Gemeinde angestellt wird, muß wissen, welche Wahrheiten er zur Erbauung seiner Zuhörer vorzutragen hat. Dazu gehört aber nicht allein ein gelehrtes theologisches Wissen oder gar nur ein einseitiges Auffassen der Dogmen einer gewissen Schule, welche man mit individueller Vorliebe fast bei jeder Gelegenheit seiner Gemeinde vorträgt, sondern es gehört dazu vor allen Dingen eine genaue Kenntniß und Würdigung der wissenschaftlich-moralischen Bildungsstufe, auf welcher sich eine Gemeinde der Mehrzahl nach befindet. Was dieser zur religiösen Erbauung Bedürfniß ist und Nutzen bringt, nur das darf und soll gepredigt werden! — nicht die speculative Dogmatik einer Schultheologie, sondern die Pragmatik zu einem rein sittlichen Leben durch die Lehren der Religion! — nicht der Sauerteig einer sophistischen Schalkheit, sondern der Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit!

Ein gelehrtes theologisches Wissen ist freilich jedem Religionslehrer unentbehrlich, um die Dogmen der Kirche in ihrem systematischen Zusammenhange, nach ihrem geschichtlichen Werthe und nach ihrer Wahrheit und Wichtigkeit für das religiöse Leben beurtheilen zu können. Aber etwas bestimmter und auch beschränkter wird doch die Stellung eines Theologen, der zu einer besondern Kirchenpartei als Religionslehrer berufen wird und mit der Uebernahme dieses Amtes die Pflicht übernimmt, auch die Unterscheidungslehren seiner Kirchenpartei nicht unbeachtet zu lassen. Eine andere Frage ist es aber: ob und weshalb solche dogmatische Unterscheidungslehren unabänderlich beibehalten werden müssen? Ist es aber unerläßlich, daß dergleichen Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchenparteien beibehalten werden, da sie zur religiösen Erbauung nicht unumgänglich nothwendig sind? Durch die Reformation z. B. haben sich die Protestanten in Ansehung einiger Dogmen von der katholischen Kirche getrennt. In der augsburgischen Confession und in den dazu gehörenden Schriften haben protestantische Theologen, für damalige Zeiten, die Wahrheit ihrer mit der katholischen Kirche nicht übereinstimmenden Ansichten — als Neologie! — siegreich gegen katholische Theologen bewiesen. Aber konnte es denn wol Absicht der Reformatoren sein: daß diese ihre Vertheidigungsschriften gegen die Vorwürfe des katholischen Klerus für alle Zeiten ein symbolisches Ansehen erhalten und eine unabänderliche Norm werden sollten, nach welcher in der neuen Kirche gelehrt und geglaubt werden sollte? Verhielte sich die Sache also, und gäbe es für die vorhandenen Kirchenparteien Normalvorschriften für Lehre und Glauben, wovon nicht abgegangen werden dürfte, so hätten die Reformatoren sehr unrecht gehandelt, daß sie sich vom Papst und der katholischen Kirche lossagten! Ja, Christus selbst, der durch seine Lehren das Gebäude der jüdischen Theokratie mit ihrem dogmatischen Pharisäismus erschütterte und umstürzte, wäre von den Juden mit Recht — als ein Revolutionnair — gekreuzigt worden! Wenn die Reformatoren schon vom Anfange an gegen die römische Curie den Geist und die Tendenz der protestantischen Kirche in dem Grundsatze aussprachen: „Wir verwerfen alle menschliche Autorität und Machtgebote in Ansehung Desjenigen, was wir als eine Wahrheit der Religion glauben und üben sollen, um Gott wohlgefällig und selig zu werden. Nur die nach richtigen Regeln und Grundsätzen erklärten Aussprüche der Bibel sind für uns höchster Richter in Sachen des christlichen Glaubens!" — so kann man doch wol, um consequent und protestantisch zu bleiben, die Lehrer und Anhänger dieser von der katholischen sich getrennten evangelischen Kirche nicht abermals an die sogenannten symbolischen Bücher ihrer Kirchenpartei, als unabänderliche Norm für alle folgende Zeiten, in Sachen des Glaubens und der Lehre verpflichten?! Denn sonst hätten wir ja in diesen Schriften wieder die bindenden Decretalen und Concilienbeschlüsse der römischen Kirche, von welcher wir uns getrennt haben; hätten darin einen papierenen Papst und Despoten in Glaubenssachen, wie die Katholiken in der Person des Bischofs zu Rom ihren infallibeln Papst!

Die Frömmler unserer Zeit, welche die entschlafene und der Vergessenheit anheimgefallene dogmatische Schul- und Streittheologie, den Sauerteig der sophistischen Schalkheit und einer gehässigen Verketzerungs- und Verfolgungssucht, so geflissentlich wieder ins Leben rufen, was thun sie anders, als daß sie den Geist der Wahrheit und der Liebe in der evangelischen Kirche austreiben und dagegen den bösen Geist des Irrthums, der Heuchelei und des Sektenhasses einführen und thätig erhalten? Wollen sie, unter der Aegide protestantischer Freiheit,

wenn auch nicht vorsätzlichen, doch fahrlässigen Mitwirkung) ist, so kann Ersatz in diesem andern Sinne nicht in Frage kommen. Es ist nicht Ersatz, was der Beschädigte dann verlangt, sondern Schadloshaltung. Ersatz ist nur möglich, wenn der Schaden bereits eingetreten ist. Schadloshaltung kann auch für einen künftigen Schaden verlangt werden

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 200. —— 18. Juli 1832.

Lazarus Bendavid. Geb. den 18. Okt. 1762, geſt. den 28. März 1832.

(Beſchluß aus Nr. 199.)

Nachdem Bendavid ſich in Berlin nach dem Vorbilde Baruch Spinoza's ſeinen Unterhalt eine Zeitlang durch Glasſchleifen erworben hatte, begab er ſich nach Göttingen, wo er unter Lichtenberg's und Käſtner's Leitung ſo bedeutende Fortſchritte in der Mathematik machte, daß ihm der Letztere nach einigen Jahren das epigrammatiſche Zeugniß ausſtellte, Bendavid könne an jeder deutſchen Univerſität den Lehrſtuhl der Mathematik beſteigen, außer in Göttingen, ſo lange er ſelbſt noch lebte. Mehre mathematiſche Schriften und philoſophiſche Abhandlungen begründeten ſeinen Ruf, und als er zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Halle kam, überreichte ihm die dortige philoſophiſche Facultät auf Eberhard's heimliche Veranſtaltung das Ehrendiplom eines Doctors der Philoſophie. Eben war er, von Halle nach Berlin zurückgekehrt, mit einer umfaſſenden philoſophiſchen Arbeit beſchäftigt, die er in Gemeinſchaft mit Eberhard herausgeben wollte, als ſeine philoſophiſchen Ueberzeugungen in dem Briefwechſel mit ſeinem Freunde plötzlich eine ſo entgegengeſetzte Richtung nahmen, daß die Verſchiedenheit der Anſicht in jedem Briefe ſchärfer hervortreten mußte. Bendavid war nämlich um dieſe Zeit von dem Studium der Kant'ſchen Philoſophie lebhaft ergriffen worden, die mit Eberhard gemeinſchaftlich begonnene Arbeit wurde aufgegeben, und in dem erſten Feuer für die neuerkannte Wahrheit begab er ſich nach Wien, wo er empfängliche Geiſter für ſeine philoſophiſche Wirkſamkeit zu finden hoffte und fand. Hier war es, wo ſeine von aller Cathederetiquette freien Vorleſungen mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden, wo Hunderte von Zuhörern aus allen Ständen in ſeinem Hörſaale ſich verſammelten und er das ſeltene Vergnügen genoß, ein wißbegieriges Publicum, das von ſeinen beſoldeten Profeſſoren noch immer am Gängelbande Wolf'ſcher Metaphyſik geleitet wurde, zuerſt mit den Ergebniſſen einer tiefern Speculation bekannt zu machen. Bald genügten ſeine öffentlichen Vorleſungen nicht mehr, zahlreiche Geſuche um Privatvorträge ergingen an ihn, und es befinden ſich berühmte Namen unter der Zahl ſeiner Schüler. Die Erläuterungen der Kritik der reinen Vernunft, der Urtheilskraft und der praktiſchen Vernunft gab er zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen heraus; doch fehlte es auch nicht an ſelbſtändigen Arbeiten. Auf dem Landgute eines Freundes ſchrieb er in der fröhlichſten Stimmung, angeregt durch die herrliche Lage, durch den Umgang mit einem geiſtreichen Cirkel und die vertraute Freundſchaft mit vortrefflichen Männern, mit dem edeln Arzte Grafen v. Harrach, mit dem Freiherrn v. Retzer, Alxinger u. A., ſeinen „Verſuch über das Vergnügen", der von dem Glücke, deſſen er damals genoß und das er immer als den Glanzpunkt ſeines Lebens betrachtet hat, die deutlichſten Spuren trägt. Dieſe Stimmung und der Umgang mit Retzer und Alxinger regten wol auch Bendavid an, die Kant'ſchen Ideen über das Schöne ſelbſtändig zu entwickeln, wie er es in ſeiner „Geſchmackslehre" und den „Beiträgen zur Kritik des Geſchmacks" in ſeiner Weiſe gethan hat — ein Beſtreben, das ſich ohne dieſe Anregung von außenher aus ſeiner Natur nicht erklären läßt. Denn er neigte ſich zu einer Art von cyniſcher Genügſamkeit hin, die den Sinn für Kunſtſchönheit, weil ſie über die Bedürftigkeit des Lebens hinausreicht, wo nicht aufhebt, doch ſchwächt.

Einem ſo ſeltenen Erfolge konnte es an heimlichen Gegnern nicht fehlen. Der Brotneid einiger Facultätsprofeſſoren benutzte den erwachenden Argwohn der Regierung, die Bendavid, wie er ſich witzig ausdrückte, nach allen ſeinen Attributen als philoſophiſch-kantiſch-proteſtantiſch-preußiſchem Juden mistraute, um den Freimuth zu verdächtigen, mit dem er ſich ausſprach, wenn er ſich, ſeiner Gewohnheit gemäß, vor dem Anfang der Vorleſung mit ſeinen Zuhörern unterhielt. Wenige Tage, nachdem ſein Ankläger, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Wien, der ihn bis dahin eiferſüchtig gemieden hatte, in ſeinem Hörſaal erſchienen war, um ihm die ungemeſſenſten Lobſprüche zu ertheilen, wurde ihm das öffentliche Dociren unterſagt und der Hörſaal von Rechts wegen geſchloſſen. Sogleich eröffnete der Graf v. Harrach, bei dem Bendavid wohnte, einen geräumigen Saal in ſeinem Hauſe, wo die Vorleſungen eine Zeitlang ihren Fortgang nahmen. Bendavid wurde aber nach einiger Zeit von einem hohen Staatsbeamten freundſchaftlich gewarnt, und als mehre ſeiner Freunde, die in dem Rufe des Liberalismus ſtanden, in kurzen Zwiſchenräumen an zweifelhaften Krankheiten faſt unter denſelben Symptomen

verschieden, als man sich über die Todesart dieser Männer die unglaublichsten Gerüchte zuflüsterte, die gleichwol Glauben fanden, da entschloß sich Bendavid, Wien zu verlassen und nach seiner Vaterstadt Berlin zurückzukehren. Außer einer kurzen Reise nach Wien, die er wenige Wochen nach seiner ersten Rückkunft antrat, hat er Berlin nicht wieder auf längere Zeit verlassen.

In Berlin setzte er seine mündlichen Vorträge und seine schriftstellerische Thätigkeit fort. Seine Abhandlung: „Ueber den Ursprung unserer Erkenntniß", wurde von der Akademie der Wissenschaften gekrönt. Endlich mußte er seine Vorlesungen, weil sie in die Rechte der eben begründeten Universität eingriffen, wie er mit bitterm Scherze zu sagen pflegte, in demselben Jahre einstellen, als die Gewerbefreiheit das Zunftwesen aufhob. Da Bendavid, seiner eigensten Natur nach, der Schelling'schen Philosophie fremd bleiben mußte, so hörte er auf, die philosophischen Bestrebungen der Zeit selbstthätig zu verfolgen, die ihm von nun an nur Unverständliches und Widerstrebendes darboten, und er widmete seine Muße den Untersuchungen über hebräische Alterthümer und biblische Exegese. Obgleich er eifrige Forschungen über diese Zweige der Wissenschaft angestellt hat, so fehlte es ihm doch zu sehr an nüchternem Sinn für historische Kritik, als daß man ihnen einen bleibenden wissenschaftlichen Werth zuerkennen dürfte. Er ist allzu sehr von vorgefaßten Meinungen eingenommen, auf denen er gewagte und voreilige Hypothesen aufbaut, die er mit kategorischer Bestimmtheit hinstellt. Doch wird die Bemühung eines gelehrten Freundes, der die zahlreichen, fast sämmtlich diesem Zweige der Literatur angehörenden Schriften Bendavid's einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen wird, gewiß nicht ohne wichtige Ausbeute sein, da unter den Früchten so vieljähriger Arbeiten neben vielem Unbrauchbaren so manches Goldkorn sich finden muß.

Auch in praktischen Geschäften, als Redacteur der Haude- und Spener'schen Zeitung während einiger verhängnißvollen Jahre der Franzosenherrschaft und als Calculator bei der königl. Witwenkasse, bewährte Bendavid seine Umsicht und Tüchtigkeit. Vorzüglich ehrenwerth aber steht er als Director der jüdischen Freischule da, welche er viele Jahre hindurch unter schwierigen Verhältnissen ohne Entgelt leitete; ja er scheute die mannichfachsten Opfer und Kränkungen nicht, um diese wohlthätige Anstalt zu erhalten, die nur durch die freiwilligen Beiträge der Gemeindeglieder bestand.

Wenn auch Bendavid die Stellung im Leben nicht einnahm, die ihm, wäre er minder beharrlich in seinen religiösen Gesinnungen gewesen, ohne Zweifel zu Theil geworden wäre, wenn auch Entbehrungen aller Art ihm manchen lieben Wunsch versagen mochten, so war er doch nicht der Mann, der sich durch solche störende Verhältnisse beugen oder auch nur berühren ließ. Die Unabhängigkeit, die er dadurch gewann, daß er jedes Verhältniß, sobald es ihm lästig zu werden anfing, schleunig abbrach, stand ihm unendlich höher als der Genuß, den er entbehrte, und noch in der Grabschrift, die er sich selbst gesetzt hat, dankt er Gott für seine Unabhängigkeit. Doch der süßen Abhängigkeit der Freundschaft konnte er nicht entbehren. Täglich verlebte er seine Muße in der Gesellschaft weniger vertrauter Freunde und zahlreicher Bekannten, mit denen er gleiche Schicksale und Erinnerungen theilte. Freilich hatte er die jugendliche Spannkraft verloren, die jedes Neue begierig auffaßt; die Lust und die Kraft war ihm erloschen, in die Bewegung des Lebens und der Wissenschaft einzugreifen, er hatte sich gleichsam auf seine alten Tage zur Ruhe gesetzt und bewegte sich in einem Kreise stereotyper Seltsamkeiten, die man sich gefallen lassen mußte, um das Eigenthümliche seiner Unterhaltung zu genießen; aber es hörte sich ihm vortrefflich zu, wenn er die Erinnerungen seines Lebens, an denen er zehrte, in lebhaften Farben ausmalte; wenn er über so manche Zustände und Personen von literarischer Bedeutsamkeit Aufschlüsse ertheilte, die vielleicht mit ihm verloren gehen.

Wie viele Erinnerungen werden täglich zu Grabe getragen! Bei dem Tode von Greisen, die uns durch ihre Geschichten und Ueberlieferungen eine theuere Vergangenheit vergegenwärtigten, empfinden wir es erst recht in unserm Innern, daß eine alte Zeit abstirbt, in der wir nicht mehr wurzeln. Warum sind wir doch mit dem köstlichen Schatz unserer Erinnerungen, die unser eigenster Besitz sind, so unverantwortlich nachlässig? Etwas Selbstständiges in Wissenschaft und Kunst zu erschaffen, gelingt nur ungewöhnlichen Geistern. Und doch ringen die beschränktesten Köpfe nach diesem Lorber und verachten das Nächste und Gegenwärtigste, was doch eigentlich ihr Leben ausmacht und worüber sie allein Auskunft zu geben wissen. Wer die Franzosen wegen ihrer Vorliebe für das Schreiben und Lesen von Memoiren tadelt, der hat nie den geschichtlichen Werth derselben erkannt. Erst wenn wir Deutsche anfangen, die Gegenwart zu empfinden und zu leben, dann werden wir auch unsere Denkwürdigkeiten aufschreiben.

So lebte Bendavid, durch eigne Kraft ausgebildet und emporgetragen, die letzten Jahre in geräuschloser Wirksamkeit. Wie einer Geliebten seiner Jugend war er dem Andenken Kant's treu geblieben. Das schmucklose Zimmer, das er bewohnte, war nur mit den bescheidenen Kupferstichen seiner Freunde geziert, aber an der Wand, dem Fenster gegenüber, stand das Brustbild Kant's in Gyps geformt auf hölzernem Untersatz. Es war von der Zeit, von Rauch und Staub vergilbt und trug ein beschriebenes Medaillon von Papier an einem Bindfaden vor der Brust. Eines Nachts hatte nämlich Bendavid geträumt, er stehe auf der Kanzel der Nicolaikirche und predige über Makkabäer 2., 2, 2. Als er am andern Morgen die Stelle nachschlug, glaubte er sie nur auf Kant beziehen zu dürfen; er schrieb sie auf einen Zettel, den er wie eine Votivtafel dem Brustbilde des Lehrers umhing. Der Bibelvers lautet: „Und (daß) ihnen (der Prophet) das Gesetz mitgegeben und befohlen habe, daß sie ja des Herrn Gebote nicht vergäßen und sich nicht ließen verführen, wenn sie die goldnen und silbernen Götzen und ihren Schmuck sähen."

M. Veit.

Kleine Zeitliteratur.

1. Preußenlieder. Von Otto v. Deppen. Danzig, Gerhard. 1832. Gr. 8. 8 Gr.
2. Sendschreiben an *** über den dermaligen Zustand des Theaters in Berlin im Anfange des Jahres 1832. Aus dem französischen Manuscript übersetzt. Paris und Leipzig, Wolbrecht. 1832. Gr. 8. 2 Gr.
3. Das Reich der Finsterniß. Zeitklänge, dem Dichter der „Spaziergänge eines wiener Poeten" geweiht von Hans Normann. Leipzig, Brüggemann. 1832. 8. 10 Gr.
4. Flohis. Kortum versicale versibus hexametris etc. Die Flohiade, ein kurzes Lehrgedicht in sechsfüßigen Versen, durch einen unberühmten Mann, M. Griffwald Knick-Knack aus Flohland, erstlich in maccaronischer, aus Plattdeutsch- und Latein-gemischter Sprache zu Ende des 16. Jahrhunderts ans Licht gestellt; jetzt aber ins Hochdeutsche in Knittelversen übersetzt für Freunde harmloser Scherze. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Sulzbach, Seidel. 1832. 8. 4 Gr.

Die obigen vier von uns nebeneinandergestellten Schriftchen mögen sich nun gutwillig oder nicht zu einer Quadrupelallianz zusammenfinden wollen, sie werden sich dennoch ihre Nachbarschaft, in der sie Referent als keltischer Ceremonienmeister arrangirt hat, gefallen lassen müssen, denn die gegenseitige Wahlverwandtschaftlichkeit, die sie zu einander hinführt, ist in der That so groß, daß sich die ansprechendsten Beziehungen und Vergleichungspunkte daraus anzubieten scheinen. Nr. 1 feiert in einer etwas abgetragen sich ausnehmenden Begeisterung das Preußenthum, und was ließ sich mit diesen stolzen Preußenliedern besser zusammenstellen, als unter Nr. 2 ein Sendschreiben über das berliner Theater? Die Bretter in Berlin, welche die Welt bedeuten, und die Hoffnungen in Berlin, welche eine Constitution bedeuten, sind, wie es scheint, zu einer verhängnißvollen Berührung für einander geschaffen. Der Berliner liebt das Theater und vergißt über Tanz und Gesang und den wundersamen Pirouetten seiner Balletkünstler gern, daß es noch ein anderes Princip der Bewegung gibt als das, welches er durch den lüsternen Operngucker in den luftigen Beinen der gastirenden Elsler's und Taglioni leben und Epoche machen sieht. Es bilden sich zwar auch Oppositionsparteien, von denen die eine die Elsler's, die andere die Taglioni für die ausgezeichnetere Dame der Bewegung anerkannt wissen will, doch versöhnen und besänftigen sich die tanzlustigen Doctrinairs am Ende bald in dem von Allen gemeinsam gutlitten juste milieu-Punkte. So ist Wohlgefallen und Friede in Preußen, und der Verf. von Nr. 1 sagt es selbst in der Vorrede zu seinen Liedern, daß ihn „der Mangel einer Constitution in Preußen nicht irre mache, um so minder, als noch dahinsteht, ob nicht unser theurer König noch eine solche verleiht, wenn auch nur, um durch dieselbe Preußen mit den andern deutschen Staaten aufs Neue innig zu verbinden." Was die Gedichte selbst als solche anbetrifft, so legt der Verf. nach eigner Aeußerung keinen „poetischen Werth" auf dieselben, und mit Recht, denn, innerlich dürr und ohne allen charakteristischen Zug der Gesinnung, erheben sie sich auch in der Form und sonstigen Eigenschaften nicht über das Mittelmäßige. Der Ton, den sie anschlagen, ist der jetzt schon recht veraltet klingende aus jener Zeit der deutschen Befreiungskriege, wo Preußen allerdings eine bedeutsame und von allen großen und schönen Hoffnungen getragene Stufe der Popularität behauptete, doch klingt jene sonst so oft mit Begeisterung gebrauchte und gehörte Terminologie, wie: „Vater Blücher", „Heil, Preußen, Dir, geliebtes Vaterland!" „Mit Gott, für König und Vaterland! Wer leistet den Preußen Widerstand" u. s. w. — aus denen der Verf. auch diese neuen Preußenlieder ganz und gar wieder zusammengewebt hat, jetzt bei weitem nicht mehr so frisch und bedeutungsvoll in Ohr und Herz, sodaß sie auch diesen Gedichten die ihnen fehlende innere Poesie nicht zu ersetzen im Stande war. Nur Das könnte man etwa einer starken poetischen Phantasie an ihnen zuschreiben, daß sie das Mangelhafte der vaterländischen Zustände überall mit gutmüthigen Redensarten zu überschleiern und in einer milden Färbung erscheinen zu lassen verstehen; so lese man z. B. seine Auffassung der beiden Verhältnisse der Preßfreiheit und Constitution in Preußen, in dem Gedicht: „Aufruf" (bei dem Gerüchte von einem neuen Kriege):

Freie Rede, sie ist nicht entflohn,
Kühn darf sie nahn des Herrschers Thron;
Nur dem entarteten wilden Geschrei
Läßt man die Presse, die mächt'ge, nicht frei.
Preußen will Frieden, doch bringt man ihm Krieg,
Kämpft es sich bald zu Triumph und zu Sieg!

Constitution ist ein herrliches Ding
Allen den Staaten, wo's übel erging.
Hier in des Königs edlem Gemüth
Uns die beste Verfassung blüht!
Preußen will Frieden, doch bringt man ihm Krieg,
Kämpft es sich bald zu Triumph und zu Sieg!

Das Gedicht: „Vorwärts! Denkt an Vater Blücher! ꝛc." (S. 25) kann daher jetzt auch eigentlich nur einen trüben Eindruck machen, da dieser beliebte national-preußische Ruf jetzt an sein Gegentheil nur zu nahe liegend erinnern dürfte. Bei jener poetischen Fügsamkeit unsers Preußensängers in die heimathlichen Zustände fällt uns aus Nr. 2, dem „Sendschreiben über die berliner Bühne", eine Parallelstelle bei, an welcher die Rede und Rüge über das dortige Theatergarderobensystem ergeht, welches jetzt nach einer eben nicht zweckmäßigen Ersparungsmethode geübt werden soll: „jetzt müssen", heißt es S. 11, „die vorhandenen Kleider für Alle passen, werden bald verkürzt, verlängert, erweitert, verengt, zerschnitten, anders besetzt u. s. w. und dadurch binnen Kurzem in Lumpen verwandelt sein. Die Chor- und Statistengarderobe ist es zum großen Theil schon jetzt; statt also immer darauf bedacht zu sein, mit Umsicht die Garderobe zu erhalten und zu recruiren, wird sie zu Grunde gerichtet, und der König binnen Jahr und Tag vielleicht genöthigt sein, eine sehr bedeutende Summe zu bewilligen, um die gangbarsten Vorstellungen wieder auszustatten." Die Theatergarderobe theilt hier wieder nur das Schicksal mit einer Verfassung, die auch für Alle passen soll und doch nicht mehr paßt, und deshalb die politischen Theaterschneider täglich in immer größere Verlegenheit setzen wird. Indessen wie nahe liegt die schönere Zeit für Theatergarderobe und Verfassung, wenn der König, wie in jener theaterkritischen Stelle gesagt wird, nur nöthig hat, zu „bewilligen", um die zeitgemäßen Reformen ins Leben treten zu lassen! Was übrigens den Werth jenes Sendschreibens für seinen ins Auge gefaßten Zweck selbst anbetrifft, so ist kaum zu glauben, daß es die Reformen in dieser Hinsicht begünstigen wird, da es an seinen Gegenstand zu oberflächlich und ohne alle positive Erörterung desselben hinstreift. Auch stellt der Verf. selbst gleich zu Eingang den Theaterangelegenheiten, für die er sich doch zu interessiren scheint, ein schlechtes Horoskop, indem er, mit einem Hinblick auf die erhöhtere Stimmung der Zeit, sagt: „Es gibt wol keinen unpassendern Zeitpunkt als den gegenwärtigen, um Gegenstände, die der theatralischen Kunst angehören, zur Sprache zu bringen; sie treten den jetzigen, das Interesse aller europäischen Staaten so ausschließend in Anspruch nehmenden Begebenheiten gegenüber zu sehr in den Schatten, um in Erwägung gezogen werden zu können." Fiat applicatio!

Hatten wir es bisher mit dem preußischen Princip zu thun, so begegnet uns gleich daneben in der hübsch gedruckten Nr. 3 billigerweise das östreichische, da beide ja auch in der gegenwärtigen Wirklichkeit den andern deutschen Staatenninteressen gegenüber sich immer so ziemlich Hand in Hand auftretend gezeigt haben. Es kehrt sich jedoch bei Nr. 3 das subjective Verhältniß des Verf. um, und wir befinden uns hier durch ihn auf dem Standpunkt einer poetisch-liberalen Opposition gegen die alte Austria,

was sich schon auf dem Titel durch die Widmung an den genialen Dichter der „Spaziergänge eines wiener Poeten" ankündigt. Hrn. Normann's Muse steht jedoch rücksichtlich der Vollendung ihrer selbst keineswegs ihrem Vorbilde so brüderlich nahe, als der erste Vers seiner „Weihe" anzudeuten meint:

Nimm, was ich Dir trauernd biete,
Bittre Früchte, Dornenblüte,
Brudergeist, mir wahlverwandt!
Unser Denken und Empfinden
Soll mit ehrner Kraft umwinden
Nun ein ewig festes Band.

Der feine, schalkhafte Witz des Dichters der „Spaziergänge" lieh seiner Opposition zugleich einen sehr liebenswürdigen Charakter. Dieser fehlt dem vorliegenden „Reich der Finsterniß", obwol der Dichter seine Polemik ebenfalls meist in humoristischen oder humoristisch sein sollenden Bildern zu malen gesucht hat. Aber er trägt die Farben der Satyre bei weitem zu grob auf, und wenn er damit auch seinen Zweck erreicht, uns gegen die Richtungen, die er bekämpft, zu verstimmen, so stellt sich wol auch nicht selten die nichtbeabsichtigte Wirkung ein, daß die Verstimmung auch auf sein Gedicht selbst übergeht.

Nr. 4. Die allbekannte und wieder neuaufgelegte „Flohiade" sollte billigerweise in Oestreich und Preußen streng verboten werden, da es offenbar ein revolutionnaires Lehrgedicht ist, welches schon durch das Sprüchwort, an das uns sein Inhalt unabweislich erinnert, nämlich: „Wen es juckt, der kratze sich!" zu Aufruhr und Rebellion gegen die bestehenden Verhältnisse einzuladen scheint. Von dem heimlichen politischen Zwecke dieser Flohpoesie scheint auch der Uebersetzer in seinem Vorwort etwas geahnet zu haben, der beiläufig gesagt, mit dieser seiner neudeutschen Uebertragung eben kein glückliches Werk verrichtet, da der eigentliche Witz des ganzen Werkleins eben nur in dieser maccaronischen Sprachmischung des Originals besteht, von dem also im Neudeutschen nichts übrig bleibt als der ziemlich dürftige und humorlose Inhalt selbst; er sagt aber: „Leider gibt es in jedem Staate nur gar zu viele Gattungen lästiger Menschen, die nur allzu große Aehnlichkeit mit dem hier beschriebenen Ungeziefer haben, und deren Unverschämtheit, die sich überallhin eindrängt, zu entgehen oder sich dagegen zu schützen, noch ungleich schwieriger, sowie ihre Jagd und ihr Fang viel mislicher ist; da gegen sie keins von allen diesen gegen die gemeinen Flöhe von unserm Verf. als kräftig und bewährt angeführten Mitteln, weder Verfluchung noch Besprengung, noch selbst das Flohkraut etwas vermag." Ob nun unter diesen symbolischen Flöhen die Demagogen oder die Legitimen oder die Justemilieus verstanden werden sollen, muß nothwendig dem Ermessen und dem jedesmaligen Standpunkte des Lesers selbst zur Entscheidung überlassen bleiben, und dies erhöht vielleicht noch den eigenthümlichen und vielseitigen Reiz der „Flohiade", daß Jeder dabei an seinen Floh denken kann, der ihm gerade zu schaffen macht.

Jam quod mirantur cuncti, non ullus in Erda
Lebit Deiriculus, non ullus in aëre schwebit,
Qui tam magnanimus, tam sit quoque kühnus, ut unus
Exiguusque Flohus. Non fürchtitat ille potentes
Kerlos, non Papsti Kronâ verschrickit ab ipsâ.
Non fürchtit Keysros, non Reges, non Patriärchas,
Cardi — que nec nales, Hütos qui margine breitto
Tragunt in Kappis; verum nil achtit hic Hütos
Nec Stavos Goldo decoratos; stechit in Hautum. 88.

Romanenliteratur.

1. Junker Hans von Breitenbach, historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten der Bauernkriege. Nach einer alten Chronik bearbeitet von Friedrich von Delitsch. Halle, Ruff. 1832. 8. 12 Gr.

Wüßte man nicht, daß gewisse Dinge in ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen, ja selbst menschliche Individuen von Zeit zu Zeit sich in Gesinnung und Handelsweise wiederholen, man würde glauben, einige der hambacher Stimmführer hätten sich verkleidet, oder man stichle auf diese unter dem Namen des Thomas Münzer und seiner Anhänger, die im 16. Jahrhundert so viel Unglück auf Thüringen und die angrenzenden Länder häuften. Damals wie jetzt hatte Viele der Schwindelgeist ergriffen, die in ihren Beschwerden, Absichten und Meinungen vollkommen Recht hatten, die aber, in die Bewegung mit fortgerissen, es nicht hindern konnten, daß den reinen Triebfedern sich unreine Elemente mit untermischten, ja gezwungen wurden durch die Macht der Umstände, selbst widerrechtlich zu handeln. Jene warmen Volksfreunde, für Ideen Begeisterte vergaßen, daß bei dem plötzlichen Umsturz des Bestehenden die rohe Masse, nicht die Intelligenz siegt, und daß die Masse nicht dem Besten, sondern dem Heftigsten gehorcht, der ihrer Eitelkeit und Eigensucht wohl zu schmeicheln versteht und sie mit der Aussicht frecher Willkür, völliger Gesetzlosigkeit kirrt. Es ist in dem Gemälde mehr von diesen Erscheinungen die Rede, als daß eine durchgreifende Darstellung des Bauernkriegs und eine ausgeführte Charakteristik Münzer's und der übrigen Parteihäupter gegeben wäre. Auch das Hinzugedichtete ist von geringer Bedeutung, die Liebesgeschichte matt, aber um jener politischen Abspiegelungen willen die mäßiglange Erzählung nicht zu übersehen, nicht als bloßes Leihbibliothekenfutter zu betrachten.

2. Die drei Gräber auf der Haide, oder: Der schwedische Bauernkrieg. Ein Revolutionsgemälde aus dem 16. Jahrhunderte, von Moriz Reichenbach. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Unterschieden in Allem von jener Abschilderung des thüringischen Bauernkriegs, ausgenommen daß selbst die rauhen Dalekarlier, die man von alten Zeiten her sich als das Bild felsenfester, makelfreier Treue einbildet, die Unart der gedankenlosen Menge, Leichtgläubigkeit und Wankelmuth, theilen, sind diese schwedischen Umtriebe von den deutschen. Gleich uranfänglich haben die Rebellen Unrecht, keine falsche Maßregeln, nicht Uebermuth, Strenge oder Leichtsinn Gustav Wasa's führen die Empörung herbei, sondern die Ränke fanatischer Pfaffen, pietistischer Priester, der schlechte Wille des um das Landeswohl unbekümmerten Adels und die Zerstörungswuth verwegener Wegelagerer, an deren Spitze der ganz entsittete Nils Dake steht, der durch persönliche Tapferkeit, durch Klugheit und Feldherrntalent, ja selbst durch trotzigen Hochmuth dem Gesindel, und sogar Denen, die eine Stufe höher stehen, imponirt. Mit seinem Tode zerstiebt die zusammengelaufene Rotte, Ordnung und Gesetzlichkeit kehrt zurück. Ein Zwerg ist als Retter der Bedrängten, Widersacher Dake's, thätiges Werkzeug, er hat alle List und Schlauheit der nordischen Zwerge, womit sie den ungeschlachten Riesen in den skandinavischen Sagen so gefährlich werden, nur nicht ihre Bösartigkeit. Die eigentlichen Helden der erdichteten Geschichte sind oft verwundet und gefangen und todt geglaubt, und so wunderbarlich errettet, daß sie selten recht zum Handeln kommen können und man stets sie als Romanengebilde anspricht. Zu ihnen gehören auch die rachsüchtige Skimversia, die wahnsinnig wird, wie ihre verrückte Mutter, eine beliebte Romanenfigur. Ungleich besser sind die untergeordneten Personen, zumal der humoristische Hane, wie denn überhaupt der Verf. bald seine Stelle unter den bessern Autoren historischer Romane einnehmen wird, wenn er gemeine Melodramenbehelfe, das Effectmachen, was ihm, der mit einer blühenden Einbildungskraft Gedankenreichthum und Menschenkenntniß verbindet, gar nicht schwer werden kann, sobald er nur ernstlich will. 18.

Druckfehler.

In Nr. 193 d. Bl., letzte Spalte, in der Note, ist zu lesen Cramer für Kramer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 201. — 19. Juli 1832.

Lehrbuch der Naturphiloſophie von Oken. Zweite umgearbeitete Auflage. Jena, Frommann. 1831. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Der in Verſtandesnacktheit ſich kryſtalliſirenden Empirie der Naturbetrachtung, welche nur dann erſt wahrhaft wiſſenſchaftlich zu verfahren meint, wenn ſie, die einzelnen Theile ſorgfältig in der Hand haltend, ihnen das geiſtige Band abgeſtreift und den lebendigen Zuſammenhang der Erſcheinungen zur Durchſichtigkeit eines anatomiſchen Präparats ſkelettirt hat, konnte ſich kaum ein ſtärkerer Gegenſatz gegenüber erzeugen als die naturphiloſophiſchen Beſtrebungen von Oken, oder das gegenwärtig vorliegende Buch, welches, ſchon ſeiner Beſtimmung als Lehrbuch zufolge, eine gedrängte, und wenn man will, ſyſtematiſche Zuſammenſtellung von der höchſt eigenthümlichen Anſichtsweiſe dieſes Mannes und einen Inbegriff aller auf dieſem Gebiete von ihm gewonnenen Reſultate überliefert. Dieſe Naturphiloſophie, in der Alles geiſtige und übergeiſtige Polarität iſt, bietet in der That das entſchiedenſte Gegengift gegen die empiriſche Phyſik unſerer Tage, indeß dürfte es hier von Seiten der Gegner Oken's wahrſcheinlich nicht an der Bemerkung fehlen, daß Gegengifte auch Gifte ſind. Obwol wir für unſern Theil von unſerm mehr allgemein philoſophiſchen Standpunkt und vom Ort d. Bl. aus, wo es nur darauf ankommen kann, literarhiſtoriſch die originelle Phyſiognomie dieſes Werkes zu charakteriſiren, keineswegs zu jenen Gegnern und überhaupt nicht zu einer unmittelbar durchzuführenden Polemik hingewieſen werden, ſo müſſen wir doch auch unſererſeits geſtehen, daß hier, entgegengeſetzt der in den Einzelheiten der Natur feſtgerannten Empirie, ein umgekehrtes Extrem ins Speculative hinein ſich entwickelt habe. Die Oken'ſche Naturphiloſophie iſt ein wunderbares Syſtem von Speculation, Myſtik und Phantaſtik, das, obwol es ſich ſeiner Methode nach in der ſtrengſten und conſequenteſten, nämlich in der mathematiſchen Deductionsweiſe, zu bewegen ſcheint, doch ſchon in und mit der Anwendung dieſer Methode ſelbſt, die auf der Vorausſetzung einer univerſalen und myſtiſchen Bedeutung der Matheſis beruht, ſich auf einen Grund und Boden verſetzt, auf dem es ſelten zu wiſſenſchaftlichen Begriffen und klar feſtzuhaltenden Beſtimmungen, aber dafür zu einer Fülle der reichhaltigſten Bilder und Vorſtellungen, der ſinnigſten Träume und Gedankenſpiele kommt. Oken iſt ein Denker, aber er denkt in Bildern, er philoſophirt in Phantaſieanſchauungen, und darum hat unſerer Anſicht nach Das, was er auf dieſem Wege in wiſſenſchaftlichen Gebieten hervorbringt, mehr die Geltung einer eigenthümlichen ſubjectiven Production als die einer aus ihren eignen Geſetzen und Elementen zur Darſtellung gebrachten Wiſſenſchaft. Das Subjective, das dieſer Naturphiloſophie durchaus innewohnt, iſt aber ſo originell und zu gleicher Zeit ſo ſehr in dieſer beſtimmten Individualität wurzelnd und abgeſchloſſen, daß es kaum möglich, wenigſtens in den meiſten Fällen ohne Erfolg ſein würde, mit kritiſcher Dialektik auf ſie einzuſchreiten und ihre Behauptungen zu bekämpfen, weil ſie eben mit dieſer Art kritiſcher Durchforſchung der Gegenſtände weder etwas zu thun haben will, noch ihr auch an ſich irgend einen Anknüpfungspunkt bietet, ſondern Alles als unmittelbar gegebene Anſchauung und geiſtige Wahrnehmung, wie der Künſtler ſeine aus ſeinem Innern fertig hervorgehenden Geſtalten hinſtellt, obwol es ihr dann auch keineswegs an Combinationswitz gebricht, um durch eine ſinnreiche Paralleliſirung der Erſcheinungen ſich die Form einer analytiſchen Folgerichtigkeit zu geben. Man muß ein ſo eigenthümlich hervorgebrachtes Werk entweder ganz von ſich ablehnen, ohne auf ſeine Weiſe ſich einzulaſſen, oder man muß die Mühe nicht ſcheuen, ſich in ſeinen Charakter hineinzuverſetzen und ihm auf dem Wege, den es nach ſeiner Art zur Erkenntniß der Naturgebilde einſchlägt, mit Reſignation nachzugehen. Dieſe Reſignation, welche man überall da auszuüben haben wird, wo die Anſichtsweiſe dieſes Führers zu barock, zu abſonderlich, zu ſehr nur ſeiner eignen Phantaſierichtung, ja ſeiner ſubjectiven Seelenſtimmung angehörig ſich zeigt, als daß man ſich bei ihr behaglich und heimiſch finden oder wenigſtens ein ſicheres wiſſenſchaftliches Gedankeneigenthum daraus für ſich entnehmen könnte, wird ſich jedoch ohne Zweifel im Ganzen durch die großartig erweiterte Ausſicht, welche ſich hier von einem kühnen und umfaſſenden Standpunkt der Reflexion herab in die geiſtigen Zuſammenhänge der Schöpfung aufthut, belohnt ſehen. Selbſt manche bizarre Einzelheit, welche abgeſondert für ſich zunächſt dem Spott der Gegner anheimfallen könnte, dürfte für Den, welcher ihren innern

Beziehungen nach allen Seiten hin nachgehen mag und will, nicht selten wenigstens als ein geistreiches Bilderspiel gelten, das erfreuliche Deutungen zuläßt.

Das Monströse, in das die Oken'sche Naturphilosophie nur zu leicht sich verliert, geht aber auch zugleich als ein Nothwendiges aus der ganzen Tendenz und der allgemeinen Grundrichtung hervor, in welcher sich die wissenschaftliche Erkenntniß überhaupt darin bewegt. Dies ist jene philosophische Constructionsweise, die den höchsten Typus der Naturgestaltung, welcher sich im Reiche der wirklichen Erscheinungen vorfindet, nur als ein aus den niedrigsten Anfangsformen der natürlichen Gebilde stufenweise Hervorentwickeltes ansieht und es demgemäß als die zu lösende Aufgabe ihrer Speculation betrachtet, diese organische Stufenleiter der Schöpfung in ihrem Auf- und Absteigen von den ursprünglichsten und einzelnsten Lebenszuständen der unausgebildeten Wesen niederwärts, bis zu dem vollkommensten und alle jene frühern Formen entfaltet in sich darstellenden Organismus aufwärts aufzuzeigen. Diese Richtung, in ihrer allgemeinen Anregung aus der Schelling'schen Philosophie hervorgegangen und von ihr aus auch anderweitig von den Anhängern jener Schule verfolgt und verbreitet, ist besonders von Oken als ausschließlich durchgeführtes Princip seiner Naturphilosophie am umfassendsten und weitgreifendsten ausgebildet worden. Eine Speculation dieser Art, so begriffsgemäß sie auch in ihrer Beziehung aller Einzelheiten auf einen Grundtypus der Natur zu verfahren scheint, würde jedoch durch bloße philosophische Begriffsentwickelungen nimmermehr an ihr Ziel gelangen, sondern sie muß vor Allem die Hülfe der Einbildungskraft hinzunehmen, um die ungeheuere Kluft, durch welche die heterogensten, von ihr aber in Beziehung zu bringenden Erscheinungen dem Thatbestande der Wirklichkeit nach geschieden sind, durch ein phantasiereiches Ineinanderspielen der Formen auszufüllen, und so liegt, wo Begriffe nicht ausreichen, der Uebergang ins Phantastische nahe, das den Bestrebungen von Oken so oft zum Vorwurf wurde. Da nach seiner Naturansicht Alles nur Wiederholung eines frühern Typus ist, so schweift er, um die problematische Rückkehr der Natur in sich selbst überall zu Stande zu bringen, im ganzen Reiche der Schöpfung umher und muß gewissermaßen Geisterseher und Geisterbanner zugleich sein, oder wenigstens muß er auch da, wo die aufzuzeigende Verwandtschaft der Naturgeister sich nicht sehen läßt, dieselben zu bannen suchen, oft aus den entlegensten Sphären der Gedankenverbindung her durch den Zauberstab seiner Phantasie. So ist ihm der lebendige Organismus nichts Anderes als der „Focus der vier Elemente", in welchem er auch planetare Processe wiederfindet, indem er in ihm zugleich eine Darstellung des ganzen Sonnensystems erkennt (vgl. §. 1006). Das Nervensystem faßt er als Lichtpolarität auf, und nachdem er es in seine Unterschiede als Empfindungssystem und Bewegungssystem zerlegt, bezieht er es in der erstern Qualität als die Sonne in sich, und in der letztern als die Sonne in einem Centrum von Planeten. Gleicherweise entwickelt er das Pflanzenreich als die individuale Entfaltung der drei Planetenelemente, sowie das Thierreich als die individuale Entfaltung aller vier Elemente. Auf diese Weise berühren sich durch eine gigantische Speculation alle erschaffenen Dinge, wenn auch nicht in Begriffen, doch im Anklang von Bildern, und man wird sich, unsers Erachtens, mit allen ähnlichen naturphilosophischen Entwickelungen Oken's eher befreunden können, wenn man sie als Bildlichkeiten statt als objective Begriffe auffaßt. Wenn er z. B. sagt: „Die Metalle sind das Ohr der Natur, das Salz ihre Zunge, das Harz ihre Nase, die Erde ihre Hand", so könnte man es, als ein Gleichniß angesehen, für schön und sinnreich gelten lassen; obwol es hier freilich auch die mystische Beziehung gewinnt, in welcher das Universum der Schöpfung als Naturindividuum construirt wird. Am anschaulichsten hat jedoch der Verf. seine Ansicht von dem Parallelismus der natürlichen Gebilde bei Gelegenheit des Fötus ausgesprochen, den er eine „Darstellung aller Thierclassen in der Zeit" nennt, weil er während seiner Entwickelung alle Stufen des Thierreichs durchlaufe.

Zuerst ist er ein einfaches Bläschen, wie die Infusorien. Dann verdoppelt sich das Bläschen, wie bei den Korallen. Es bekommt ein Gefäßsystem, wie die Quallen. Sodann zeigt sich die Entwickelung des Darms wie bei den Eingeweidewürmern. Mit der Leber tritt der Embryo in die Classe der Muscheln. Mit den drüsenartigen Organen und den Geschlechtstheilen in die Classe der Schnecken. Mit der Einsaugung der Haut in die Classe der Würmer. Mit dem Hervorsprossen der Glieder in die Classe der Krebse. Mit der Bildung der Kiemenlöcher in die Classe der Insekten. Mit dem Erscheinen des Knochensystems in die Classe der Fische. Mit der Ausbildung der Muskeln in die Classe der Lurche. Mit dem Eintritt des Athmens durch die Lunge in die Classe der Vögel. Er wird geboren. Nach der Geburt wird er gesäugt oder geäßt. Die Milch ist die fortgesetzte Ernährung durch das Eiweiß; denn die Zitzen sind ja nur die Eiweißgefäße des Vogels, frei nach Außen gesetzt im Säugthier. Nach der Zeit des Säugens wird der Fötus erst unabhängig von der Mutter und tritt in die Classe der Säugthiere über.

So sind dem Verf. die Thiere nichts als Fötuszustände des Menschen, sowie er umgekehrt im menschlichen Fötus die Stufenleiter des ganzen Thierreichs erblickt.

Die erscheinende Welt ist dem Verf. die Natur, welche er der nicht erscheinenden, idealen und geistigen, als das Materiale oder Reale gegenüberstellt, und es gibt daher für ihn eigentlich nur zwei Theile der Philosophie: Geistes- und Naturphilosophie, welche letztere die Entstehung und die Gesetze des Materialen aufzuzeigen habe; „sie hat mithin zu zeigen, wie Etwas aus Nichts werde; sie hat die ersten Entwickelungsmomente der Welt vom Nichts an darzustellen, wie die Elemente und die Weltkörper entstanden, wie sie sich zu höhern und mannichfaltigen Gestalten ausgebildet, sich in Mineralien geschieden, endlich organisch geworden und im Menschen zur Vernunft gekommen sind." In ihrem Anfang aber läßt er die Naturphilosophie von Gott ausgehen, weil das Geistige, welches das All umfaßt — Gott — früher vorhanden sei als die Natur, welche in ihrem Wesen nichts Anderes als die Darlegung der einzelnen Thätigkeiten des Urgeistes vorstelle. Wie aber der Verf., nach seiner be-

nicht eine angeborene Fähigkeit, die Sprache zu erlernen, sondern eine Anwendung der allgemeinen Fähigkeit, Erfahrungen zu machen, sowie der Fähigkeit von der Erfahrung auf die Zukunft zu schließen. Wenn wir also sagen, daß ein Kind die Sprache lernt, so ist das nicht richtig. Es lernt nicht die Sprache, sondern es lernt, daß gewisse Laute, die es hört, gewisse Bedeutungen haben, und es lernt, diese Laute selbst hervorzubringen, um sich mit anderen Menschen zu verständigen. Es lernt also nicht die Sprache, sondern es lernt, sich der Sprache zu bedienen. Das Kind lernt so, daß es sich der Sprache bedienen kann, wie es sich der Hände bedienen kann, um Gegenstände zu ergreifen, oder der Füße, um zu gehen. Es lernt, sich der Sprache zu bedienen, wie es lernt, sich der Hände zu bedienen, um Gegenstände zu ergreifen, oder der Füße, um zu gehen. Es lernt, sich der Sprache zu bedienen, wie es lernt, sich der Hände zu bedienen, um Gegenstände zu ergreifen, oder der Füße, um zu gehen. Es lernt, sich der Sprache zu bedienen, wie es lernt, sich der Hände zu bedienen, um Gegenstände zu ergreifen, oder der Füße, um zu gehen.

Nach dieser Definition, welche bei Hegewald im Anschluß an Wundt gegeben wird, ist also die Sprache nicht eine angeborene Fähigkeit, sondern eine Anwendung der allgemeinen Fähigkeit, Erfahrungen zu machen, sowie der Fähigkeit von der Erfahrung auf die Zukunft zu schließen. Wenn wir also sagen, daß ein Kind die Sprache lernt, so ist das nicht richtig. Es lernt nicht die Sprache, sondern es lernt, daß gewisse Laute, die es hört, gewisse Bedeutungen haben, und es lernt, diese Laute selbst hervorzubringen, um sich mit anderen Menschen zu verständigen. Es lernt also nicht die Sprache, sondern es lernt, sich der Sprache zu bedienen. Das Kind lernt so, daß es sich der Sprache bedienen kann, wie es sich der Hände bedienen kann, um Gegenstände zu ergreifen, oder der Füße, um zu gehen. Es lernt, sich der Sprache zu bedienen, wie es lernt, sich der Hände zu bedienen, um Gegenstände zu ergreifen, oder der Füße, um zu gehen. Es lernt, sich der Sprache zu bedienen, wie es lernt, sich der Hände zu bedienen, um Gegenstände zu ergreifen, oder der Füße, um zu gehen.

Die Redaktion der Monatsschrift, an deren statt Professor Dr. Hegewald in Leipzig, Karlstraße 3, die Redaktion übernommen hat, bittet alle Einsendungen, Manuskripte, Bücher, Rezensionsexemplare, Anzeigen, Abonnements, Beschwerden, Reklamationen, Adressenänderungen, Quittungen, Mahnungen, Zahlungsanweisungen, Belegexemplare, Honorare, Freiexemplare, Rechnungen, Gutschriften, Belastungen, Bankkonto, Postscheckkonto, Wechsel, Scheck, Quittungsmarken, Briefmarken, Postkarten, Postanweisungen, Postnachnahmen, Postpakete, Postsendungen, Postgebühren, Portofreiheit, Postamt, Briefkasten, Postbote, Postbeamter, Postdirektor, Postminister, Postkutsche, Postschiff, Postflugzeug, Postrakete, Postsatellit, Postkarte, Postanweisung, Postnachnahme, Postpaket, Postsendung, Postgebühr

Nihil interitus est et originis expers,
Immortale *Nihil*, *Nihil* omni parte beatum.
Felix, cui *Nihil* est etc.

Was den Nutzen betrifft, den der Buddhismus in der Tatarei gestiftet hat, so ist derselbe wol unbezweifelt. Dieser Glaube hat dort die menschliche Gesellschaft geregelt, dem Volke moralische Tugenden eingeflößt und Wissenschaft, Schreibkunst und Bücherdruck verbreitet. Tibet, das noch vor dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von wilden, zum Theil menschenfressenden Stämmen bewohnt war, ist durch den Buddhismus so weit civilisirt worden, als es die natürliche Beschaffenheit dieser rauhen Bergländer zuließ. Dasselbe ist auch der Fall mit der Mongolei, deren wasserlose Wüsten und unfruchtbarer Boden nur die nomadische Lebensweise ihrer Bewohner zulassen. Der Buddhismus konnte also dort weder den Ackerbau noch das Leben in bestimmten Wohnplätzen begründen; die Natur des Landes widerstrebt diesen Wohlthaten der Civilisation. Wie große Dinge aber hat dieselbe Religion nicht in Indien geleistet, wo sie den von Herrn Neumann selbst verabscheuten Kastengeist, so lange sie dort weilte, unterdrückte; wie wohlthätig sind ihre Wirkungen nicht in den Ländern am Indus, in Bactrien und in Sogdiana gewesen, bis ein feindliches Geschick jene glücklichen Gegenden dem geisttödtenden Mohammedismus unterwarf, und sie dann Dschingiskhan's Mongolen aufs grausamste verwüsten ließen. Bedenken wir auf der andern Seite, daß der Buddhismus seiner Natur nach weder verfolgend ist noch Proselytismus vorschreibt, daß er andern Glauben nicht verwirft und nie zu Religionskriegen, mit Ausnahme von Indien, wo er der verfolgte Theil war, Anlaß gegeben hat, dann werden wir schwerlich die Vorliebe mißbilligen können, welche europäische Gelehrte, die sich mit Ergründung seines Systems beschäftigten, dafür gezeigt haben. Uebrigens beweisen Herrn Neumann's Klagen über das unendliche Nichts im Buddhismus nichts, als daß ihm die wahre Bedeutung dieses Wortes in seiner buddhistischen Acception unbekannt geblieben ist. Der Ausdruck Nichts oder vollkommene Leere bezeichnet in der Lehre Shakiamuni's das Absolute im Gegensatz des Relativen, dem menschlichen Verstande Begreifbaren. Dem Absoluten steht im Buddhismus das individuell Existirende, durch Maya oder die Täuschung Hervorgebrachte entgegen, welches endlich wieder in das Absolute zurückkehren muß.

Herr Neumann nennt in seiner Vorrede die Chinesen „eine halb-barbarische Nation", „weil", sagt er, „ein Volk, das eine regelmäßige Regierung und eine reiche Literatur besitzt, nicht ein Zusammenfluß von Barbaren genannt werden kann. Da aber die Chinesen nichts von Fremden annehmen und nichts in ihrer Art zu sein ändern wollen, weil sie durchaus die stolze und widerwärtige Unwissenheit eines allzu verfeinerten und herzlosen Volkes zeigen, so scheinen mir die Europäer Recht zu haben, wenn sie China einen halb-barbarischen oder nur halb-civilisirten Staat nennen." Rec. zittert, diesen Grundsätzen, die gewiß in der Zeit, in der wir leben, den meisten Lesern wie aus der Seele gesprochen sind, hier öffentlich zu widersprechen, denn er ist durchaus nicht sicher, für einen politischen und antiphilanthropischen Ketzer zu gelten, wenn er das Urtheil des Verf. über die Chinesen zu unterschreiben weigert. Es gibt in der Welt mehre Sphären der Civilisation, von denen jede ihren eignen Mittelpunkt hat; eine dieser Sphären ist die chinesische, eine andere die unserige, die europäisch-christliche. Die eine kann nicht in die andere übergehen ohne einen gewaltigen Stoß, der Millionen von Menschen Jahrhunderte hindurch unglücklich machen und vielleicht für eine lange Reihe von Jahren die Bande der menschlichen Gesellschaft da, wo er statt hat, auflösen würde. Die Chinesen sind ebenso wenig für unsere Civilisation gemacht, als wir für die ihrige. Die Zeit allein kann es lehren, welche von beiden die andere überleben wird; uns aber scheint es, daß in Europa die Unordnung, welche die wahre Barbarei ist, überhandnehmen will, und daß gerade Das, was wir für den höchsten Gipfel der Ausbildung halten, den unsere Civilisation erreichen kann, mehr geeignet ist, uns in den Zustand der Barbarei zurückzuwerfen, als Das, was wir bei den Chinesen tadeln. Ueberhaupt scheint uns in Hinsicht auf Civilisation die schöne Lehre sehr wahr, die in Tieck's „Zerbino" der alte König diesem Prinzen gibt: „Halte die neue Thorheit, die du annimmst, nicht für besser, als die du abgelegt." Die Chinesen scheinen uns also nicht Unrecht zu haben, wenn sie sich sträuben, unsere Thorheiten anzunehmen, wären sie auch mit den schönsten Brillanten der europäischen Civilisation geziert. Die Pflicht einer jeden Regierung ist, Das aufrecht zu erhalten, wodurch die Unität und die politisch-moralische Existenz des Staatskörpers, dem sie vorsteht, nicht theoretisch, sondern praktisch beruht; folglich hat die chinesische Regierung vollkommen Recht, sich allem fremden Einflusse aufs kräftigste zu widersetzen, weil derselbe nur das endliche Resultat haben kann, den geschlossenen Handelsstaat, den China bildet, zu zerrütten und auf die Länge zu zerstören. Die Kraft des menschlichen Geistes gleicht der des Wasserdampfes, der mit weiser Vorsicht geleitet und mit starker Hand gezügelt zu den wunderbarsten Resultaten führt, aber sich selbst überlassen den Kessel sprengt, mit zerstörender Wuth Alles vernichtet, um dann nutzlos im unendlichen Raume zu verfließen.

Kehren wir jedoch zum Buddha-Katechismus zurück. Da der Uebersetzer das chinesische Original nicht publicirt hat, so ist es unmöglich, über die Richtigkeit seiner Uebertragung irgend ein Urtheil zu fällen. Was derselbe über chinesische Literatur vor seiner Reise nach Canton in die Welt geschickt hat, ist wenig geeignet gewesen, eine vortheilhafte Idee von seiner chinesischen Sprachkenntniß zu geben, obgleich er sich rühmt, in Paris den Unterricht des trefflichen Abel Rémusat genossen zu haben. Vielleicht hat er während seines Aufenthalts in Canton Gelegenheit gehabt, seine Arbeit von einem des Chinesischen kundigen Europäer oder von einem Eingeborenen, der Latein, Portugiesisch oder Englisch verstand, durchsehen zu lassen, und dann kann man wol auf die Richtigkeit seiner Uebertragung einiges Vertrauen setzen. Die sie begleitenden Anmerkungen aber scheinen uns besonders große Unkenntniß des Sanskrits zu verrathen. So hält z. B. Herr Neumann den chinesischen Ausdruck Sien to lo für die Umschreibung des Wortes Shaster, da es doch bekanntlich die von Sûtra, Religionssatz, ist. In dem durch die Chinesen verdorbenen indischen Worte Pi khieu, das die bettelnden Mönche bezeichnet, sieht er das sanskritische Bhaga, Abwesenheit aller Leidenschaften, religiöse Ruhe, obgleich Pi khieu unbezweifelt das Wort Bhikschu ist, das einen Bettler bezeichnet. In den beiden Sylben So ho, mit denen die meisten Gebete der chinesischen Buddhisten schließen, erkennt er nicht die Sanskritformel S'wâhâ, den gewöhnlichen Ausruf bei allen den Göttern dargebrachten Opfern, der auch im Buddhadienst allgemein angenommen ist.

Wie unrichtig die Begriffe sind, die Herr Neumann über den Buddhismus hat, sieht man unter andern auch aus der Erklärung, die er von einem Bodhijatwa (chinesisch Phusa) gibt. „Ein Bodhijatwa", sagt er, „ist wie der Papst, der durch den heiligen Geist handelt, aber nicht der heilige Geist selbst ist. Der Dalai Lama, der stets ein Bodhijatwa ist, wird ebenso wie der Papst für einen Stellvertreter Gottes angesehen." Aber die Lehre Shakiamuni's erkennt keinen andern Gott als das Absolute, das keinen Stellvertreter auf Erden haben kann; ebenso sehr ist ihr der Begriff des heiligen Geistes fremd. Bodhijatwa sind menschliche Seelen, welche dem Geburtswechsel und den Schicksalen der Welt nicht mehr angehören, sondern bereits die Buddhawürde erlangt haben. In Folge früherer Gelübde senken sie sich zu verschiedenen Zeiten freiwillig herab, um in Menschengestalt wieder geboren zu werden und das Heil der Welt zu befördern. Mit dem Papste der katholischen Kirche sind sie also keineswegs in Parallele zu stellen. 112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 202. — 20. Juli 1832.

Lehrbuch der Naturphiloſophie von Oken.

(Beſchluß aus Nr. 201.)

Aus der Zeit entwickelt der Verf. zugleich auf eine höchſt eigenthümliche Weiſe den Begriff der Polarität, indem er bemerklich macht, daß, wie es keine poſitiven Zahlen ohne negative gebe, es mithin auch keine Zeitmomente ohne Aufhebung derſelben geben könne. „Die Zeit iſt daher die Urpolarität, und die Polarität tritt auf in dem Augenblick, wo die Weltſchöpfung ſich regt.“ Der Verf. betrachtet die Polarität ferner als ein einziges Setzen des +−, woraus die Bewegung entſtehe, „indem ſich nämlich viele +− +− nach einander ſetzen und ſo die Hauptpole auseinandertreten wie an einer Eiſenſtange beim Magnetiſiren.“ Weil aber alle Bewegung aus Duplicität entſpringe, wird ſehr treffend geſchloſſen, daß es eigentlich keine rein mechaniſche Bewegung gebe, ſondern überall eine dynamiſche, der ein innerer Act, eine polare Spannung zum Grunde liege. Die Bewegung der endlichen Dinge aus Polarität iſt dem Verf. Leben. Lebendig iſt aber nur Das, „was im Einzelnen das Ewige und die ganze Mannichfaltigkeit des Alls darſtellt. Das Ganze im Einzelnen heißt Individuum.“

Da die Realwerdung des Ewigen ein Selbſtbewußtwerden iſt, ſo iſt das höchſte Geſchöpf auch ein Selbſtbewußtes, aber ein Einzelnes. Ein ſolches Geſchöpf iſt der endliche Gott, iſt der leiblich gewordene Gott. Ein endliches Selbſtbewußtſein nennen wir Menſch. Der Menſch iſt eine Idee Gottes, aber diejenige, in der ſich Gott ganz, in allen einzelnen Acten zum Object wird. Der Menſch iſt Gott, vorgeſtellt von Gott in der Unendlichkeit der Zeit. Gott iſt ein Menſch, vorſtellend Gott in einem Selbſtbewußtſeinsact ohne Zeit. Der Menſch iſt der ganz erſchienene Gott. Gott iſt Menſch geworden, Zero iſt +− geworden. Der Menſch iſt die ganze Arithmetik, aber zuſammengeſchoben aus allen Zahlen; daher kann er ſie aus ſich hervorbringen. Der Menſch iſt ein Compler von Allem, was neben ihm iſt, vom Element, Mineral, Pflanze und Thier.

Von der Zeit unterſcheidet der Verf. den Raum nicht dem Weſen nach, ſondern nur der Poſition nach, indem er jenen aus dieſer entſtehen läßt, ſodaß ſie das Ponieren, er das Ponirte iſt. „Stehengebliebene Zeit iſt Raum.“

Alle zeitlichen Dinge ſind auch im Raum und begrenzt. Ein grenzenloſes, durch den ganzen Raum ausgedehntes Ding iſt ein Unſinn. Nur Gottes Handeln iſt durch den ganzen Raum ausgedehnt; es iſt der Raum ſelbſt; indem er handeln wollte, wurde er Zeit, indem er aber Zeit war, wurde er Raum.

In der Hylogenie beginnt der Verf. naturgemäß mit der Begriffsbeſtimmung der Schwere. Allem Endlichen ſchreibt er die nothwendige Richtung auf das Centrum zu, und dieſes Beſtreben, vermöge deſſen die Dinge im Centrum ſein wollen, wird als die Schwere bezeichnet; ſie ſei nicht gleich der Bewegung, „ſondern gleich der Ruhe, der Urpoſition ſchlechthin als eines Ganzen. Durch die Bewegung wird das in dem Centro Ruhende geſtört, und dann erſt tritt die Schwere hervor. Die Schwere iſt die Erſcheinung der geſtörten Trägheit (inertia) = o.“ Was der Verf. von der Schwere geſagt, wendet er auch auf die Materie an, die ihm nur ein anderes Wort für Schwere iſt. „Ein ſchweres Ding iſt ein materiales Ding.“ Von dem Immaterialen ſagt der Verf., es exiſtire nicht, denn eben das Materiale, welches nicht iſt, ſei das Immateriale; er nennt es mit einem von ihm häufig gebrauchten Ausdruck „ein nur heuriſtiſches Princip“, um durch daſſelbe zur Materie zu gelangen, wie das o in der Mathematik, das weder Etwas ſei noch exiſtire, aber doch geſetzt werden müſſe, um die Zahlen darauf beziehen zu können. Gott aber ſei allein immaterial, „die einzige bleibende immateriale Heuriſtik.“ Das materiale Univerſum nun nennt der Verf. Natur, und die Naturphiloſophie iſt ihm daher die Lehre von der Materie. Die erſte Materie der Schöpfung wird der Aether genannt; er heißt deshalb auch Urmaterie, weil er, als die unmittelbare Poſition oder die erſte Realwerdung Gottes, „das ganze Univerſum ausfüllt, und die geſpannte und bewegte Zeit, der geformte Raum, das ſchwere Urweſen iſt.“ Was ſich aus dem Aether individualiſirt und als endliche Materie ſetzt, bezeichnet der Verf. als Sphäre und betrachtet eine jede Aetherſphäre, deren er unendlich viele annimmt, „weil die Welt nur ein Ganzes in den Theilen, eine Wiederholung von Poſitionen iſt“, als ein in ſich Vollendetes und Abgeſchloſſenes, das Rotation habe ſowol um die eigne Achſe als um die univerſale Achſe des Aethers. Dieſe rotirenden Sphären ſind die Weltkörper. Die centrale Aethermaſſe iſt Sonne, die peripheriſche der Planet, welche ſich gegenſeitig in einer Spannung befinden, wodurch der zwiſchen beiden ſchwebende Aether polariſirt wird. Als eine ſolche Aetherſpannung definirt der Verf. das Licht; an einer andern Stelle charakteriſirt er es näher als „Span-

nung der materialen Urstoffe" und nennt es den „Kampf der Urprincipien auf dem Planeten der Urstoffe." Als Resultat des Lichts wird die Wärme bezeichnet, welche der Streit des indifferenten Aethers mit dem Lichte oder der bewegte Aether sei, denn das Licht bewege sich nicht blos in sich, sondern auch den Aether. Wärme mit Licht ist Feuer.

Das Feuer ist die Allheit des Aethers, ist der erscheinende Gott in seiner Allheit. Gott vor seinem Entschlusse, eine Welt zu erschaffen, war Finsterniß; in dem ersten Acte der Schöpfung war er aber Feuer. Es gibt kein höheres, vollkommneres Symbol der Gottheit als das Feuer. — Die Welt ist nichts Anderes als eine rotirende Feuerkugel. — Alles ist aus dem Feuer entstanden, was ist; Alles ist nur erkältetes, erstarrtes Feuer. Sowie Alles aus dem Feuer geworden ist, so muß auch wieder Alles in das Feuer zurückgehen, was vernichtet wird.

Wir folgen dem Verf. in der Fortentwickelung seiner Ansicht nur bis hierher, wo er beim Uebergang zur Ontologie angelangt ist, indem wir besonders durch die mitgetheilten Stellen immer hinlänglich angedeutet zu haben glauben, wie er, anfänglich meistens von ganz logisch zusammenhängenden Voraussetzungen ausgehend, die angeschaute Wahrheit unvermerkt in eine mystische Nachtseite untertauchen und das einfache Resultat der Erkenntniß in eine zur Unendlichkeit allseitiger Beziehungen sich hinauftreibende Spitze auslaufen läßt. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht vornehmlich noch der Schlußabschnitt dieser Naturphilosophie, welcher von den „Verrichtungen der Thiere" handelt, deren sinnliche und geistige Eigenthümlichkeiten parallel mit der leiblichen Naturstufe, auf der sie stehen, entwickelt werden, und wo der träumenden Phantasie natürlich ein großer Spielraum sich darbot, obwol es auch keineswegs an den geistreichsten Gedankenspielen darin fehlt. In den Sinnenthieren, Säugthieren läßt er nach seiner Weise die Stufenleiter der Thierverrichtungen den organischen Gipfel- und Schlußpunkt erreichen, welcher sich dann darstellt, wenn das Thier, dem alle seine Organe zum Object, zum Selbstbewußtsein geworden, „dem ganzen Thierreich und dem Universum gleich ist." „Der universale Geist ist der Mensch." Ueberraschend genug aber findet der Verf. hier, wo er die Natur als auf der Entwickelungsstufe der Sinne angelangt bezeichnet, zugleich auch den Uebergang in das Gebiet der Kunst, indem er die letztere die „Darstellung der Sinne in der Natur" nennt. Da aber der Sinn der „letzte Wille der Natur" ist, so folgert er auch daraus, daß die Kunst die Darstellung des Willens der Natur sei. So paradox dies auch sein mag, so fördert er doch aus dieser Voraussetzung eine in der That sinnreiche und eigenthümliche Begriffsbestimmung Dessen, was schön ist, zu Tage, indem er sagt: „Schön ist, was den Willen der Natur darstellt." Dies wird deutlich, wenn man es, wie hier geschieht, auf den Gesichtswinkel des menschlichen Antlitzes anwendet. Man nennt, bemerkt der Verf., dasjenige Menschengesicht schön, in dem die Gesichtswirbelsäule, die Nase, wieder parallel mit der Rumpfwirbelsäule, dem Rückgrat zurückläuft, obwol eigentlich kein Menschengesicht so gewachsen, sondern eines Jeden Nase mit dem Rückgrath einen spitzen Winkel bilde. Im Gesicht der griechischen Kunstwerke ist jedoch dieser Winkel durchgängig zu einem rechten geworden, und man nennt dies Kunstgesicht vorzugsweise das schöne, aus dem Grunde, weil es, nach der Annahme des Verf., den Willen der Natur darstellt, denn das Ziel der Natur sei, im Menschen wieder in sich zurückzukehren; das Menschengesicht aber wiederhole am vollkommensten den Rumpf und kehre ganz und gar wieder in den Rumpf zurück. Wer jedoch die bloße Natur nachmalt, ist, nach dem Verf., ein „Pfuscher"; „er ist ideenlos und ahmt nicht besser nach als ein Vogel den Gesang oder der Affe die Geberden." Der Verf. charakterisirt sodann auch die einzelnen Künste, z. B.:

Die Darstellung der materialen Bewegungsgesetze der Welt ist der Tanz. Die Darstellung der Bewegung der Individuen ist die Mimik. Die Darstellung der geistigen Bewegungsgesetze, der Gesetze des Tanzes ist Musik. Die geistige Darstellung der Mimik ist Dichtkunst.

In den letzten Paragraphen des ganzen Werkes gibt er aber sodann noch unter der Rubrik: „Wissenschaft", eine Probe von der immensesten Ausdehnung seiner Alles parallelisirenden und identificirenden Naturanschauung, indem er den Begriff der geistigen Wissenschaften mit den natürlichen Elementen parallel entwickelt.

Die erste Wissenschaft ist die Sprachlehre, die Baukunst der Wissenschaft, die Erde. Die zweite Wissenschaft ist die Redekunst, die Bildnerei der Wissenschaft, der Fluß. Die dritte Wissenschaft ist Philosophie, die Malerei der Wissenschaft, der Athem. Die vierte Wissenschaft ist die Kriegskunst, die Bewegungskunst, Mimik, Musik, Dichtkunst der Wissenschaft, das Licht.

Da alle solche Identitätsspeculation von dem Princip ausgeht, daß Alles Eines ist, so muß man auch hier in Bezug auf die mitgetheilten Sätze gestehen, daß man eben so gut Eines für das Andere würde sagen können, ohne eben damit etwas Bestimmteres gesagt zu haben. Diese mystisch-universelle Richtung der Naturphilosophie betrachtet sich gewissermaßen als den Ausgangspunkt und Wurzelgrund aller Philosophie überhaupt, und es ist daher consequent, wenn Oken die bisherige Behandlung der Geistesphilosophie mangelhaft findet aus dem Grunde, weil ihr die Beachtung der Naturkenntniß abgehe. Es ist von seinem Standpunkt aus consequent, aber dennoch nicht zuzugeben, weil der Geist, unabhängig von den Naturerscheinungen und denselben polar gegenüber, innerhalb seines eignen Gebiets nach seinen Gesetzen begriffen und entwickelt sein will, und man kann es deshalb unmöglich der Geistesphilosophie als eigenthümlichste Aufgabe zuweisen, daß sie, wie Oken meint, die Gleichheit der Naturerscheinungen mit den Geisteserscheinungen aufzudecken habe; sie hat es eben mit dem Geist zu thun, welcher den Naturerscheinungen ungleich ist. 88.

Aus dem Leben und den Schicksalen des ehemals römisch-katholischen Geistlichen K. J. Schloßmann. Von ihm selbst skizzirt. Nebst Anmerkungen und Beilagen. Zweite Auflage. Hanover, 1832. 8.

Wir erblicken in dieser auf Subscription herausgegebenen Schilderung ein abermaliges Opfer römisch-katholischer Intole-

ranz. Der Verf., Sohn einer blutarmen Witwe, war Pfarrhelfer des Stadtpfarrers Müller zu Luzern. Schon die Verbindung mit diesem freier denkenden Priester machte ihn den zelotischen Orthodoxen verdächtig. Wankend in seinem Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirche, predigt er von Glaubenssachen „Das, was er mit dem Evangelium und der Vernunft übereinstimmend findet", verrichtet die ihm aufgetragene Seelsorge mit treuem Eifer und christlicher Liebe, die ihm auch Liebe erweckt. Er wird daher beobachtet, belauert; es wird ihm vorgehalten vom Glauben und der alleinseligmachenden Kirche zu predigen, und die Aussicht auf eine reiche Pfründe auf der einen, Ungnade der Kirche auf der andern Seite gezeigt. Es wird gerügt, daß er die außerhalb des Schooses der römischen Kirche Lebenden nicht verdamme; Verwürfe, Citationen vor das bischöfliche Ordinariat wiederholen sich. Dabei viel Arbeit und Sorgen der Armuth; vergebliche Versuche, in ein einträglicheres Amt zu kommen; jesuitische Examina. Wegen moralischen Predigens wird ihm die Hofkanzel untersagt. Wahrscheinlich konnte auch der jugendliche Verf. seinen Unwillen gegen die Kirche, welcher er angehörte, nicht immer bezähmen. Endlich erlangt er doch eine kleine Pfründe zu Ruswyl für mühevoll geleistete Dienste, und neue Hoffnung kehrt in seiner Seele ein. Aber da bricht erst der Sturm in seiner ganzen Stärke los, der ihn zuletzt aus der geliebten Heimath treibt. Harte Gläubiger, gegen ihn aufgeregt, nehmen ihm die geringe Habe. Bis hierher weicht die Erzählung nicht von dem Gange ähnlicher Lebensverhältnisse ab. Aber jetzt tritt eine Katastrophe ein, welche diese Schilderung um so interessanter macht, da der unglückliche Verf. mit nicht schonender Offenheit sich gegen sich selbst kehrt und den menschlichen Fehler, den er begangen, nach seinem ganzen Gewichte dem theilnehmenden Leser fühlbar macht. Er hatte schon in Luzern in dem Hause eines Mannes Unterricht gegeben, der als jähzorniger Trunkenbold seine Kinder mishandelte; Mitleid und Jugend flößte ihm für die Tochter desselben Interesse ein. In zerrütteter Gesundheit, Trost und Hülfe suchend, kommt dieselbe zu ihm und verweilt auf seiner Pfarre, aber mit Erlaubniß der Aeltern. Der nähere Umgang verleitet Beide zum Fall. Um die Genossin seines Fehltritts, die jetzt von den Aeltern keine Unterstützung gewinnen kann, nicht zu verlassen, ergreift er mit ihr, von einigen Freunden berathen, am 17. Febr. 1830 den Wanderstab. Sein ganzes Streben geht nun dahin, die Unglückliche, die bald Mutter wird, zu seiner Gattin zu machen und mit ihr in die protestantische Kirche einzutreten, welchem Streben sich viele in der Lage der Sache und unsern bürgerlichen Einrichtungen begründete Hindernisse entgegenstellen. Verfolgt von seiner Kirche, sucht er vornehmlich bei redlichen und theilnehmenden Geistlichen und Gelehrten der protestantischen Kirche Hülfe und Empfehlung. Von ihnen unterstützt, irrt er von Basel über Strasburg, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt und von da nach dem nördlichen Deutschland. Nach vielem vergeblichen Bemühen erlangt er in Bremen im Aug. 1831 die Erfüllung seines Wunsches, und wird des Eheverhältnisses im Schooße der protestantischen Kirche, zu welcher er im Juli d. J. mit seiner Josephine übergetreten war, theilhaftig. Mit Herzlichkeit dankt der noch immer nach einem sichern Broterwerb verlangende Mann den edeln Menschenfreunden, die ihn auf seiner thränenvollen Wanderung unterstützt haben. Mit Entrüstung begegnet sein feuriges Gemüth dem Schlechten und Gemeinen. Wir verlassen ihn zu Hanover, von wo auch dieses Buch ausgegangen ist. Möchte ihm eine feste Stellung im bürgerlichen Leben, besonders als Jugendlehrer und Volksschriftsteller zu Theil werden. Der Geist, der durch dieses Buch hindurchgeht, ist Vertrauen erweckend und macht die Schilderung seiner Schicksale durch Frische und eine gewisse derbe Kraft, die den Schweizer gut kleidet, das Schlechte nicht in süße Bonbons einhüllt und selbst die eignen Schwächen unbefangen ausspricht, doppelt interessant zu lesen. Die Incorrectheit und Nachlässigkeit des Stols, Lockerheit des Zusammenhangs, welche in Schriften katholischer Geistlicher, besonders der südlichen Länder, gewöhnlich angetroffen wird, erscheint bei dem Herzensergusse dieses in der Fremde herumgetriebenen Mannes gar nicht als Flecken und steht mit einer gewissen Anschaulichkeit und Volksmäßigkeit des Ausdrucks in Verbindung. Die Beilagen des Buchs bestehen aus vielen Gedichten, dergleichen auch oft in die Erzählung eingeflochten sind. Sie sind ein, wenn auch nicht originellerer, doch kräftiger und lebendiger Erguß eines von Liebe und Religion erfüllten Gemüths.

Um des Verf. Art und Gesinnung etwas näher zu bezeichnen, hebt Ref. folgende Stellen des Buches aus:

„Ich ging zum Herrn Oberpfarrer und klagte ihm Josephinens Noth, stellte ihm vor die Härte des Vaters, der sie um ihre Gesundheit gebracht; den eignen frühern Ausspruch der Mutter, daß sie sehr froh sei, wenn ihre kranke Tochter nicht das älterliche Haus betrete, um des Vaters willen, und die jetzige Härte und den Widerspruch mit ihrer vorigen Behauptung; fragte, warum Josephine doch so viel leiden müsse und wie zu helfen sei? Er sagte mir: „es gebe Menschen, die gleichsam vom Fluche Gottes getroffen und für noch ungebüßte schwere Vergehen ihrer Familie als Schlachtopfer von Gott ausersehen seien. Da sei es nicht gut, nicht rathsam, in die zermalmenden Räder des Fluches Gottes einzugreifen!" Aber mein Gott! rief ich, wenn wir das denken dürfen, und es recht ist, so dürfte ich ja keinem Unglücklichen helfen, aus Furcht, Gott zu beleidigen! Und so hat der Samarit, der den zerschlagenen Juden am Wege in Pflege gab, unrecht gehandelt! und so hat Jesus Unrecht, uns das Beispiel des Samariten zur Nachahmung aufzustellen!"

In Strasburg gibt ihm ein katholischer Pfarrer den Rath, sich in einem Kloster purificiren zu lassen, und es solle ihm an einer Pfarre von 100 Seelen nicht fehlen. „Hochwürdiger Herr", antwortet Schloßmann, „ich will gar nicht Pfarrer sein; ich will gar nicht einer Kirche mehr angehören, deren Diener, wie die Mutter selbst, nur verfluchen, aber nicht dulden können. Endlich kann ich dieses unglückliche Frauenzimmer nicht verlassen. „Ah, wer ist denn Schuld daran, daß sie unglücklich ist, als sie selbst? Sie soll wieder heim!" Sie kann nun einmal nicht mehr; was würden die Geistlichen, Vater und Mutter, das Volk ihr für ein Gesicht machen? Pfui, das geht nicht! „Aber ist es denn nicht besser, daß Sie als Pfarrer 100 Seelen retten, wenn Sie auch hier eine preisgeben müssen?" Schnell setzte er hinzu: „Gott wird schon für sie sorgen!" Herr Pfarrer, erwiderte ich mit glühendem Unwillen, es scheint, Sie haben das Evangelium nie gelesen, oder Sie haben es vergessen, wo sich uns Christus unter dem Bilde eines guten Hirten vorstellt. Dieser gute Hirte läßt die 100 Schafe auf der Weide und geht dem einen, verlorenen nach, bis er es gefunden hat. Ich habe Josephinen in mein Unglück hineinverschlungen; an mir ist's also, sie dem Glücke und der Ehre wiederzuzuführen! Das Letztere, da sie aus delicaten Gründen nicht mehr heim kann, geschieht durch die Ehe. Ich kenne die französischen Gesetze; in sechs Monaten werde ich bürgerlich getraut. „Das ist häßlich! Aber Sie müssen doch vorerst von Rom die Erlaubniß haben, da Sie Priester sind! Ich denke aber, Sie besinnen sich eines Bessern, denn wovon soll man leben, wenn man kein Brot hat?" Auf Gott, auf sein inneres Bewußtsein und auf gute Menschen muß man in solcher Lage vertrauen! Jetzt trat der Versucher zur Seite und wollte Josephinen verlocken. Ich schwieg still und ließ ihn gewähren; allein sie bezeigte seinem Vollmondsgesichte weder Ehrfurcht noch Zuneigung, und stieß ihn also kalt zurück. Jetzt hatten wir einen Feind, der, wie ich denn so meine ehemaligen Brüder in ihrer aal- und bogen- und schlänglichtartigen (?) Weise, wie sie zu Werke gehen, kenne, mich heimlich zu unterminiren im Stande war."

Eine lustige Anekdote erzählt der Verf. S. 253. Anton Senn, ein Bürger von Luzern, ging einst zum Legaten des römischen Stuhls, welcher dort residirt, und bat um die Erlaubniß, am Freitag und Samstag und den übrigen gebotenen Fasttagen, aus Schwäche des Magens, Fleisch essen zu dürfen. Der Herr Nuntius, welcher vorgab, daß es nicht in seiner Gewalt

stehe, ihm hierüber Dispensation zu ertheilen, versprach, deshalb nach Rom an den heiligen Vater zu schreiben. Nach Monatsfrist ging Senn wieder, um die römische Antwort zu holen, nach der Nunciatur. Die Dispensation war schriftlich da, soeben von Rom angekommen. Senn wandte das Papier von Rom gegen das Licht und sah das Zeichen des Papierkrämers Hartmann von Luzern darauf. Ein Legat kann auch lügen, dachte Senn und fragte den Nuntius, ob ihm nun das Fleischessen erlaubt sei? Ja, antwortete Jener, ob er denn noch daran zweifle, da er ja die Erlaubniß des heiligen Vaters selbst habe; er habe nur für die Schrift einige Thaler zu zahlen. O verzeihen Eure Excellenz, replicirte der witzige Senn, meinen vorigen Zweifel! Es ist richtig, wie Sie sagen, der heilige Vater erlaubt mir das Fleisch zu essen. Das ist mir schon genug. Behalten Sie demnach die Dispensationsschrift — und ich die Erlaubniß, die mir lieber ist! Senn ging fort und ließ den Legaten verdutzt stehen. 55.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Achter Jahrgang oder J. 1830. Zwei Bände. Mit drei Portraits. Ilmenau, Voigt. 1832. 8. 4 Thlr. *)

Der Historiker Deutschlands kennt die Werke unter dem Namen Germania sacra. Auch dieses ist in gewissem Sinne eins davon. Der Todesgarten ist zum achten Mal eröffnet und erweitert worden, und 1466 Hügel mit einfachen kleinen Kreuzen oder mit prachtvollen Denkmälern und Epitaphien zeigen sich zu den Füßen des denkenden Wanderers. Das Feld ist zu groß; wir können nicht auf jedes Sta viator und siste gradum horchen, sondern nur im Allgemeinen einige Betrachtungen mittheilen, welche sich uns aufgedrungen haben. Auch in der Beharrlichkeit, mit welcher der Socius Psychopompos trotz aller Ungunst der Zeit und bei gewiß ganz unbedeutendem Gewinne sein Unternehmen fortführt, liegt etwas Nationelles, außer den Deutschen nur wenig andern Völkern Eignes. Der wackere Voigt will nun einmal sein gutes Schild nicht fahren lassen, sondern mit und auf demselben bleiben. Er weiß es, daß er für seine deutschen Zeitgenossen ein Nationalunternehmen begründet hat; man thut fast alles Mögliche, ihm die Sache zu verleiden; die besten Zusagen (und es ist erstaunend, wie oft die Bemerkung vorkommt, die und die versprochene Arbeit sei ihm ausgeblieben und habe nothdürftig von ihm selbst zusammengetragen werden müssen) werden nicht gehalten oder gehen im glücklichsten Falle zu spät ein; der Absatz (und in keiner deutschen Bibliothek dürfte dieses Werk fehlen!) ist lange nicht den Erwartungen entsprechend, und dennoch hält unser Mann auf Treu und Glauben — nein, auf bloße Hoffnung immer von Neuem aus und läßt sein Werk dann an diese oder jene Pforte um freundliche Aufnahme anklopfen; viele beuten ihm sein Aehrenfeld aus und leben von seinem Schweiße, nur Ein großer, für alles Große empfänglicher Monarch beehrt ihn mit einer goldenen Denkmünze; die wenigsten wenden auch nur einen Zehrpfennig daran, und so geht's nun zum Schimpf der Deutschen volle acht Jahre! Woher kommt's? Will der Deutsche von seinen Todten nichts mehr wissen? das wäre schlimm; in ihren Todten ehren sich die Völker; sind ihm 4 Thaler für 63 enggedruckte Bogen zu theuer? Was würden die Engländer einem solchen resurrection-man bezahlen? Ist ihm die Sache nicht unterhaltend genug? Holbein's „Todtentanz" kann wol mit Päpsten und Bettlern einen buntern Todtenreihen nachweisen; aber hier gebricht's auch nicht an sehr Verschiedenartigem. Oder wäre doch darin der Schlüssel, wie auf unsern Bällen, wo Reigen und Menuet den staubaufwirbelnden Mänadengalopaden haben weichen müssen? Die Cholera könnte wirklich auch dazu Anstalt machen. — Die Fürsten von Baden, Hessen und Köthen, eine Fürstin, der wackere York von Wartenburg (sehr interessant, sowie von Uslar), Le Coq, v. Zastrow, Danckelmann, Motz, Gutschmid, Wazdorf, Bischof Münter, Sömmerring, Schumacher, Stein, Pochmann (Maler in Dresden), v. Müller (Kupferstecher in Stuttgart), Waiblinger, Weishaupt (Spartacus) und X. mehr, auch Schriftstellerinnen, bilden einen sehr unterhaltenden Kranz biographischer Blumen, die zwar nicht alle hier von erster Hand und Frische gebrochen, aber doch aus bekannten Nekrologen verständig beschnitten hier ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Ueber viele Personen hätte natürlich psychologisch noch viel tiefer eingegangen werden können; so möchten zum Beispiel bei Hufnagel, bei Regis, Tappe gerade einige der wichtigern Lebensmomente und Abirrungen ungern zur Vollständigkeit vermißt werden; aber wie kann dies dem Verleger zuzurechnen sein, wenn seine Mitarbeiter oder die von ihm benutzten Quellen davon schweigen. Wer in der deutschen Literatur mit offenen Augen mitgelebt hat, wird leicht solche Beiträge sich selbst zusetzen können. Ref. will nur eine Anekdote, Hrn. v. Dabelow betreffend, als Augen- und Ohrenzeuge beifügen. Die Schrift desselben über den 13. Art. der Bundesacte fand bei ihrem Erscheinen in Göttingen 1816 so wenig Beifall bei den Studenten, daß sie öffentlich von diesen auf dem Markte an den Schandpfahl angeschlagen, dem Verf. aber ein donnerndes pereat gebracht wurde. Weil nun eben wegen des Geburtstages der Königin von England die Musik auf den benachbarten Thürmen musicirte, mochte sie den lauten dreimaligen Ruf für ein patriotisches Vivat halten und stimmte mit Dusch und Fanfaren bestens und zum allgemeinen Gelächter mit ein. Die Todtenlisten für das J. 1831 liegen schon bei, und gewähren auch eine nicht sehr erfreuliche Todtenschau. Die Aussicht zu einem Generalregister über zehn Jahrgänge wird wiederholt, was gewiß von allen Besitzern mit höchstem Danke angenommen werden wird. 20.

*) Vgl. über den siebenten Jahrg. Beil. Nr. 16 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Geschichte der neuen Zeiten. Von Christian Ferdinand Schulze. Dritter Band. Mit zehn Kupfern nach Heideloff. Auch unter dem Titel: Historischer Bildersaal oder Denkwürdigkeiten aus der neuen Geschichte. Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände. Fünften Bandes dritter Theil. Gotha, J. Perthes. 1831. Gr. 8. 3 Thlr. *)

In dem gegenwärtigen dritten Bande dieses vortrefflichen, dem Verfasser wie dem Verleger Ehre bringenden Werkes wird die Geschichte der europäischen Staaten bis zur französischen Revolution fortgeführt. Die an den frühern Bänden getroffene Anordnung ist auch bei diesem beibehalten worden. Erst wird die Geschichte der Staaten in zusammenhängenden Erzählungen vorgetragen, dann folgt ein lichtvoller und gedrängter Ueberblick der Veränderungen des Zeitgeistes, und in einem zweiten Abschnitt sind die Schilderungen einzelner Begebenheiten und Charaktere von dem westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution geliefert worden. Der Verf. hat dabei die besten Quellen benutzt und in der Auswahl seinen Geschmack und seinen Scharfsinn bewährt. Schwer möchte es werden, ein anderes Geschichtswerk zu nennen, welches sich so gut zu einem Lesebuch für alle Stände eignete, wie dieses. Der Verf. verspricht sein als gelungen zu bezeichnendes Werk nach dem Plane, der dem Ganzen zum Grunde liegt, in zwei noch folgenden Theilen zu beenden; nur soll in Hinsicht der Kupfer die Aenderung eintreten, daß statt der bisherigen Darstellung einzelner Begebenheiten Portraits merkwürdiger Personen geliefert werden. Die äußere Ausstattung steht der der frühern Bände nicht nach; auch die Kupfer sind im Ganzen zu rühmen, nur ist in dem vierten die Figur Friedrichs II. und in dem zehnten die Figur Franklin's mißrathen. 94.

*) Vgl. Beil. Nr. 20 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 203. — 21. Juli 1832.

Johann Albrecht Bengel.

Dieser Name hat unter den Freunden der Religion und Kirche einen hellen, aber auch zugleich geheimnißvollen Klang. In der Geschichte der christlichen Theologie und des Pietismus steht der Abt Bengel unter den Vorfechtern einer gründlichen Schriftforschung und unter den Repräsentanten einer in Mark und Leben aufgenommenen mystischen Orthodoxie, namentlich aber als der Vater der neutestamentlichen Kritik in Deutschland und eines eigenthümlichen chiliastischen Systems da, welches die Aufmerksamkeit der jetztlebenden Generation um so mehr in Anspruch nimmt, als die vor nun bereits mehr als hundert Jahren ausgesprochenen Ahnungen des frommen Apokalyptikers über den Anbruch des großen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß auf Erden und der durch Uebermacht des erscheinenden Christus herbeizuführenden Niederlage des Satans in der gegenwärtigen Periode, insbesondere im Jahre 1836 ihre Verwirklichung erhalten sollen. Unsere Zeit hat es sich im Gebiete der Wissenschaften überhaupt zur Aufgabe gemacht, geschichtliche Darstellungen aufzuführen und dadurch den Zeitgenossen im Spiegel der Vergangenheit die Mängel und Bedürfnisse der Gegenwart anschaulich zu machen. Dahin gehört vornehmlich die Monographie über diejenigen persönlichen Gestalten, die den Charakter einer Zeit, die Richtung einer theologischen Ansicht und Schule, den Entwickelungsgang neuer Bestrebungen in der Wissenschaft und deren praktischer Anwendung auf das Leben darstellen, oder welche wol gar selbst der Zeit ihren Charakter, der Schule ihre Richtung, den Bestrebungen ihren Anfang und Impuls gegeben haben. Zu den biographischen Schilderungen aus der Geschichte der Reformation und der protestantischen Kirche bedurften wir daher neben den schätzbaren und zum Theil vortrefflichen Bearbeitungen des Erasmus von Müller, des Reuchlin von Mayerhoff, des Haller und Farel von Kirchhofer, des Valentin Andreä und Speners von Hoßbach, auch einer Darstellung des Lebens und der Werke Bengel's und seines Einflusses auf die theologische Gelehrsamkeit, auf die Kirchengemeinschaft und das religiöse Leben seiner und der nachfolgenden Zeiten. Ein solches Werk ist uns dargeboten in:

Dr. Johann Albrecht Bengel's Leben und Wirken, meist nach handschriftlichen Materialien bearbeitet von Johann Christian Friedrich Burk. Mit Bengel's Bildniß. Stuttgart, Steinkopf. 1831. Gr. 8. 2 Thlr.

Von dem Interesse, womit eine solche Arbeit erwartet und nun auch die vorliegende aufgenommen wurde, zeugt der Umstand, daß, wie man sich allgemein erzählt, der Verleger durch die von allen Seiten einlaufenden Bestellungen und Subscribentenlisten veranlaßt war, die Auflage von 1500 Exemplaren um 500 zu vermehren, und daß nach Verfluß weniger Monate seit der Erscheinung des Buches bereits eine zweite Auflage von 2000 Abdrücken unter der Presse ist. So viel gilt das Andenken an Bengel nicht nur in Süddeutschland, sondern auch im Norden, insbesondere in den dem Pietismus ergebenen Gegenden von Westfalen und im Bremischen. Dazu tritt aber auch die den Bedürfnissen und Wünschen solcher Leser entgegenkommende Beschaffenheit des Buches selbst. Es besteht großentheils aus einer glücklichen Aneinanderreihung eigner Erzählungen und Aussprüche seines Helden oder der bewährtesten Freunde und anerkanntesten Verehrer desselben. Mit bewunderungswürdigem Fleiße und großer Sorgfalt hat der Verf. die Sammlung dieser Reliquien veranstaltet und die Auswahl unter ihnen getroffen. Es stand ihm als einem Nachkommen zu diesem Behufe eine Menge von Originalhandschriften, Briefen, Predigtconcepten u. s. w., außer den gedruckten Werken seines Urgroßvaters, zu Gebote, und er ist auch da, wo er selbst diese Mittheilungen einführt, ihre Verbindung vermittelt, ihren öfters dunkleren Inhalt auslegt, ihre Beziehung auf Zeit, Personen und Verhältnisse erklärt, immer in den vorgezeichneten Grenzen geblieben, dem Grundsatze getreu, nur seinen Mann erscheinen, sprechen, handeln zu lassen und der Eigenthümlichkeit desselben weder etwas abzunehmen noch Fremdartiges beizumischen. Wir sind dem Verf. schon bei der frühern Gelegenheit seiner Uebersetzung und Bearbeitung der christlichen Altväter begegnet und haben in d. Bl. bemerkt, daß er, in seiner Ansicht und Darstellung mit der Brüdergemeinde verwandt, doch eine besonnene Mittelstraße gehe, die ihn nicht allein zum tiefern Eindringen in die Erscheinungen des christlichen Lebens, sondern auch zur milden und umsichtigen Beurtheilung der Gegenstände ge-

schickt mache. Die neue, bedeutendere Schrift, welche einer zelotischen Mystik gefahrvolle Klippen darbot, hat uns gezeigt, daß wir uns in unserm frühern Ausspruche nicht geirrt hatten. Der Verf. ist in die Ideen des alten Bengel, die in vielen Stücken nicht weniger freisinnig als fromm und geistreich sind, so mit Liebe eingegangen, daß wir das geistige Erbe des großen Ahns freudig an ihm begrüßen. Nur wäre zu wünschen, einmal, daß er seiner Bescheidenheit und Schüchternheit soweit Meister geworden wäre, um, was bei der Vielseitigkeit der Anlagen und Leistungen Bengel's den Meisten ein Bedürfniß sein möchte und worin die Gebildetern das biographische Talent des Herausgebers erst recht kennen lernen konnten, ein übersichtliches Bild des Ganzen zu entwerfen und insbesondere nachzuweisen, wie die äußere Wirksamkeit und Sprache Bengel's gegenüber seiner Zeit und ihrer Entartung, gegenüber seinen kritischen und apokalyptischen Gegnern, gegenüber der evangelischen Kirche, dem Katholicismus und den Herrnhutern, aus seiner innern Individualität als Mensch, Christ, Theolog, Gelehrter und Protestant hervorgehen mußte. Indessen ist die Hauptsache richtig, Treue des Inhalts, und hätte freilich die Darstellung der Zeit und der übrigen hervorstechendsten Theologen, sowie der politischen Gestaltung oder Verwirrung der Dinge mit mehr Genauigkeit und Umständlichkeit dürfen gegeben werden, um die Bildung sowol als die nachmalige Stellung und den Einfluß Bengel's in seinem Jahrhundert vollständiger zu begreifen, so ist wenigstens Alles, was unmittelbar die Person des Mannes, seine Schicksale und Verhältnisse, den Zustand der deutschen Provinz, welcher er zunächst angehörte und auf die sich auch zunächst seine amtliche und öffentliche Thätigkeit bezog, anbetrifft, mit solchem Aufwande der trefflichsten Materialien behandelt, daß der Verf. selbst, aus einem höhern kirchen- und weltgeschichtlichen Standpunkte aus sein Werk überarbeitend, oder ein künftiger Biograph Bengel's kaum etwas Neues wird hinzuzuthun haben. Es ist hier ein Bild in der größten und fleißigsten Ausführung für den unmittelbar nächsten Standpunkt berechnet; ein Gemälde aber, das auch aus größerer Entfernung wirkt und den Zusammenhang des Gegenstandes mit nahen und weiten Umgebungen klar und kräftig darstellt, ihn in seiner welthistorischen Bedeutung schildert, ein solches steht noch zu erwarten. Daß aber Bengel gerade einer solchen Darstellung auch bedürfe, liegt schon darin, daß er es vornehmlich war, der die Bestrebungen des Sektengeistes in ihr Bett zurückwies und das Einseitige in dem Dogma der Brüdergemeinde aufdeckte; ferner, daß er, obwol wider Willen, zu den chiliastischen Träumereien Veranlassung gab, die sich seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter einem großen Theil der protestantischen Christenheit ausgebildet haben und die nun ihre Lösung in mehr oder weniger naher Zeit erwarten; hauptsächlich aber, daß von ihm an sich die merkwürdigen Untersuchungen über den Canon der Bibel datiren, welche in der neuesten Zeit an dem alten Standpunkte buchstäblicher Schriftmäßigkeit der christlichen Glaubenslehren gerüttelt und zu der tiefern speculativen Aneignung wie zu der großartigern geschichtlichen Auffassung des Christenthums den Weg geebnet haben, womit sich eine neue Aera der christlichen Theologie im jüngsten Jahrzehend eröffnet hat. Was wir noch weiter an der vorliegenden Arbeit aussetzen müssen, ist der Mangel an Reinheit, Kraft und Gewandtheit, überhaupt am Styl der sprachlichen Darstellung, ein Mangel, der sich besonders deutlich zu erkennen gibt neben dem, wenn auch in der Weise jener Zeit fremde Wörter dem Deutschen untermengenden, doch so originellen und energischen Ausdrucke Bengel's, von dessen Persönlichkeit wir schon in seiner Sprache einen lebendigtreuen Spiegel besitzen.

Wir wollen versuchen, das Wichtigste, was die Erscheinung und Wirksamkeit Bengel's charakterisirt, im Folgenden herauszuheben. Das Leben des Mannes fällt in den Zeitraum von 1687—1752. Sein Vaterland ist Würtemberg. Geburt und Erziehung wiesen ihn in einen jener stillen Kreise, welche sich, im Gegensatze zu den unfruchtbaren Catheder- und Kanzelvorträgen der Zeit, einer innigen und thätigen Frömmigkeit durch Erbauung aus dem Worte Gottes befliſſen. Ehe er in Tübingen zum Studium der theologischen Wissenschaften schritt, hatte er „lange zuvor schon seinen Fleiß auf geistige Dinge gewandt und jederzeit an der heil. Schrift den besten Geschmack gefunden". Sein Wissen erhielt darum auch stets eine praktische Anwendung, und er rühmte es an einem seiner akademischen Lehrer, daß derselbe nach Art der halleschen Theologen aus der Spener'schen Schule das Collegium in eine Erbauungsstunde zu verwandeln wisse. Dieses praktische Christenthum, die Beschäftigung mit der Bibel als einer Quelle seiner Seligkeit, der fortwährende stille Umgang seines Innern mit Gott und dem Erlöser, dieser mystische Charakter blieb auch fortan ihm eigen; er wurde durch die gelehrtesten Studien, durch die angestrengtesten Forschungen, Vergleichungen und Rechnungen, die sein Scharfsinn nach den Zahlen der Schrift anstellte, nicht nur nicht verdrängt, sondern er schwebte als der beschützende Genius über der Thätigkeit des Gelehrten und trug, wie seinen Fleiß, so die Resultate seiner Untersuchungen auf treuen Armen. Dies eben ist an Bengel das Außerordentliche, daß er ebenso fromm als gelehrt, ebenso gemüthvoll als scharfsinnig, ebenso demüthig als ideen- und phantasiereich war. Diese Vereinigung von Eigenschaften, welche Andern nur einseitig ertheilt zu werden pflegen, machte ihn zum Genie an Geist und Herzen, und die glückliche Mischung dieser Eigenschaften, die sich ebenso wenig zum Uebermaße auf der einen wie auf der andern Seite neigte, gelang eben nur der von der Mutterliebe in ihm genährten, durch frühe Andacht und selbstbewußte Liebe erstarkten Frömmigkeit. Damit ist denn auch schon Bengel's Verhältniß zu den Häuptern der halleschen Schule und des Pietismus angedeutet. Was diese besaßen und empfahlen, hatte er als Gegenstand seiner eignen Bedürfnisse aufgenommen und gepflegt, die Rückkehr zum Praktischen unter dem den Pietismus überall begleitenden Panier des Augustinischen Dogma von der Gnade und der

damit parallelen Ueberzeugung, daß die moralische Wiedergeburt der intellectuellen Erkenntniß christlicher Wahrheit vorangehen müsse. Aber Bengel besaß auch noch, was jenen mangelte, und was man nicht mit Unrecht ihnen bisher vorgeworfen hatte; er war ebenso gelehrt als fromm, ebenso scharfsinnig als gemüthlich; er war somit der Mann, dessen die neue theologische Richtung der Zeit bedurfte, um ihre Ansichten und Bestrebungen auch auf theoretischem Wege zu begründen und den Vorwurf zu bekämpfen, als führe sie durch ihre erbauliche Betrachtung der Schrift von der gründlichen theologischen Erforschung ihres Inhaltes ab. Man kennt den Ausspruch Spener's: Wenn er zum Heil der Kirche einen Todten auferwecken dürfte, so wäre es Johann Valentin Andreä. Als Spener diesen Ausspruch that, war in Andreä's Vaterlande Derjenige schon ans Licht getreten, der zwar nicht durch gleichlebendiges und nachdrückliches Wirken nach Außen, aber desto mehr durch inneres Schaffen am Bau der Theologie und Kirche die offene Lücke ausfüllte. Dies sind Andeutungen, deren weitere Ausführung und Begründung wir dem Verf. für eine künftige Umarbeitung seines Buches empfehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Ungar. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der Hunyades. Von C. Herloßsohn. Drei Bände. Leipzig, Brüggemann. 1832. 8. 5 Thlr.

In einem Literaturzustande wie der heutige, wo die poetische Production, die einigermaßen durchgreifen und zu einer allgemein gesehenen Gestalt werden will, leider nichts Angelegentlicheres zu thun zu haben scheint, als sich ins Massenhafte hinein auszubilden, um so gewissermaßen Masse durch Masse zu bewältigen und auf dem überfahrenen Markte des Tages durch die größtmöglichste Anzahl von Fruchtkörben die Aufmerksamkeit anzulocken, pflegen sich in Folge dieser Richtung des Talents besonders zweierlei Symptome der literarischen Hervorbringung einzustellen. Einmal, daß eine wirklich poetische Begabung durch diese quantitative Entwickelung ihres Fonds Gefahr läuft, in einen äußerlichen Schematismus des Producirens überzugehen und aus der Innerlichkeit der Poesie heraus auf die Stufe der Fabrikation zu treten; zweitens kann sich aber auch wunderbar genug das Entgegengesetzte ereignen, welches in unserer sogenannten schönen Literatur in der That heutzutage so häufig der Fall ist, daß es fast einen komischen Eindruck gewähren mag, nämlich: daß eine von Hause aus dürftig bedachte Individualität durch ein rastloses Hineinarbeiten in den von der literarischen Vergangenheit angehäuften poetischen Stoff, durch eine unablässige Praxis der Feder, durch einen bis zu einem gewissen Grade der Eigenthümlichkeit sich ausbildenden Takt des Aneignungsvermögens, allmälig sich hebt, aus der Uebung zur Sicherheit und Anmuth gelangt, ja selbst eine Art von productivem Eigenthum erwirbt und so eben durch die Fabrikation eine gewisse Stufe scheinbarer Poesie erschwingt, welche Viele täuschen, die Meisten befriedigen und Wenigen verachtungswerth scheinen wird. In diesem letztern Falle befinden sich unserer Ansicht nach die Arbeiten des Hrn. Herloßsohn und vieler seiner historisch-romantisirenden Genossen, die mit ihm um die Ehre buhlen, eine Zeitlang Heroen des novellenlustigen Lesepublicums zu sein. Die Lectüre seines neuesten, oben angezeigten Romans hat uns eben auf die vorangeschickten Reflexionen geführt, indem wir es dahingestellt sein lassen wollen, wie viel Günstiges oder Ungünstiges aus denselben für ihn und sein Werk zu entnehmen sein möge.

Die frühern Leistungen des Verf., von denen uns wol einige ebenfalls ex officio zu Gesicht gekommen, haben, wir müssen es gestehen, meistentheils eine ziemlich widerwärtige Physiognomie für uns gehabt. Sie hielten sich entweder da, wo sie einer bekannten Weise modischen Humors nachstrebten, in jenem blos frivolen Sansculottentone des Scherzes, der in sich ganz gesinnungslos und hintergrundslos, ungeachtet mancher muntern Lichter doch nur wie eine Rakete zerplatzt, die im Erlöschen ihres Glanzes sich in die übeln Gerüche ihrer Urbestandtheile auflöst, oder sie verriethen, wo sie ernsterer Darstellung sich widmeten und gar in die Sphäre poetischer Innerlichkeit sich zu begeben wagten, einen noch empfindlichern Mangel, indem sie hier, in einem erkünstelten Schwung der Sprache und des Gefühls und in einer nicht allzu fein kokettirenden Ausdrucksweise sich gefallend, eben dadurch Das, was ihnen fehlte, zu ersetzen suchten. In dem „Ungar" ist dagegen offenbar bei weitem mehr Maß und Haltung, eine bessere und nicht selten wohlberechnete Mischung der Figuren, eine mannichfach schattirende Scenerie, einige nicht übel hindurchscheinende Motive, und selbst wenn man dies Lob durch die vergleichungsweise Kritik, deren wir uns nur hierin bedienen, schon sehr bedingt finden wollte, würde man sich doch noch veranlaßt fühlen können, sich über die Höhe der Fabrikation zu wundern, die hier auf dem oben angedeuteten Wege gelungen ist. Aber außer diesem Arbeitsmäßigen daran, außer dieser Veredelung der Handarbeit, zeigt sich auch freilich nicht viel Tröstliches, wenn es nicht etwa der Verf. selbst tröstlich finden will, daß allerdings die Mehrzahl der Leser vom Fache schon durch jene äußere Maske des Romans sich hinlänglich zufriedengestellt und fetirt halten wird. Die Nemesis bleibt jedoch auch in der Schriftenwelt nie aus! Während es nun hier dem fleißigen Verf. gelang, alles zum äußern Apparat seines Romans Gehörige aus dem gröbern Element in ein verfeinertes hinüberzuarbeiten, während das Gemachte darin einige Seele erhalten hat, ist dagegen die eigentliche Seele des Products selbst doch nur innerhalb des Machwerksmäßigen verblieben, und so hat sich die Seele gewissermaßen an dem Stoffe wieder gerächt.

Das leidige historisch-romantische Genre, das nun endlich einmal bis zum Ekel breitgetreten sein sollte, hat Hr. Herloßsohn in seinem „historisch-romantischen Gemälde" eben nicht auf eine neue Weise anzubauen sich bemüht. Seine Gestalten sind der großen Mehrzahl nach nichts Anderes als die wohlbekannten Ableger aus Walter Scott, die nun schon vermittelst der nachahmungssüchtigen Romanenschriftsteller die Reise durch die ganze Welt gemacht haben, denn aus den heimischen schottischen Nebelbergen her verschrieben, sind sie seitdem fast auf jedem Terrain der bekannten Erde, auf das nur ein Novellist seine Scenen zu verlegen beliebt hat, gesehen worden, und begegnen uns jetzt auch in Ungarn wieder, ohne unter der veränderten Tracht ihren Familienzug verleugnen zu können. Mit alten Bekannten macht man wenig Umstände, und so dürfen wir uns auch wol der Mühe überheben, die Herloßsohn'schen Ungargestalten hier weitläufiger zu charakterisiren. Ihr Ursprung hat insofern auch auf ihr Leben einigermaßen wohlthätig zurückgewirkt, daß sie vor manchen andern todtgeborenen Bewohnern der deutschen Novellenwelt wenigstens den Vorzug einer ziemlich wirklichen Erscheinung und Körperlichkeit hin und wieder voraus haben. Sie besitzen doch wenigstens einige Gliederbeweglichkeit, und ein Leser, der kein Menschenfeind ist, hält es ihnen gern zu gute, wenn auch die Drahtfäden an ihren Köpfen häufig zu sehr wackeln und sichtbar werden, denn es ist ja mindestens menschlich an ihnen, daß sie sich auf sauere Weise ihr Fortkommen durchs Leben suchen. Die Gestalt des jungen Königs Ladislaw selbst ist in hübschen Zügen entworfen, doch sind in seinem Verhältnisse zur Buhlerin Kunigunde, sowie besonders in dem des Gilleyers zu ihr die Farben um Vieles zu stark aufgetragen, obwol der Verf. in seiner etwas zu genauen Schilderung wollüstiger und gemeiner Scenen der bekannten Xenie Schiller's gefolgt zu sein scheint, die, um zugleich den Kindern

ter Brief und ein Packet an gedachte, wohl in Stuttgart wohnende Frau, und mit Brief und Packet, den 25. des ablaufenden Monats, Abends 6 Uhr, in Begleitung eines Mannes, der sich Herr Wagner nannte, und sich als Bruder der Frau, an die die Briefe gerichtet waren, ausgab, in Stuttgart ankam. Er war in der Absicht, die Briefe selbst zu überbringen, und sich von dem Inhalte derselben zu überzeugen, nicht nach Stuttgart gereist. Als er sich nach der Wohnung der Frau, an die die Briefe gerichtet waren, erkundigte, wurde ihm gesagt, sie wohne in Cannstatt, und er begab sich dahin. Er fand sie daselbst nicht, sondern erhielt die Nachricht, sie sey mit ihrem Manne, der Kaufmann sey, und mit dem sie sich erst seit einigen Monaten verheirathet habe, nach Ulm gereist, und werde erst in einigen Tagen zurückkommen. Er kehrte nun nach Stuttgart zurück, und übergab die Briefe und das Packet seinem Begleiter, der sie an sich nahm, und versprach, sie der Frau selbst zu übergeben.

Ulm. Verhaftung und verschwundene Werthpapiere.

Am 13. Juli d. J. Abends, kam ein Fremder in Ulm an, der Einwanderer, Jakob Hermann, 1811, Nr. 1, 1811.

Dieser hatte sich, wegen seiner Reise nach Amerika, einen Paß nach Ulm verschaffen müssen, und hatte, um diesen zu erhalten, seine Werthpapiere, 1000 fl. in Staatspapieren, in Stuttgart deponirt. Als er sich in Ulm nach seinem Gelde erkundigte, wurde ihm gesagt, es sey nicht mehr da, sondern schon vor 14 Tagen, als er noch in Stuttgart war, von einem Manne, der sich für seinen Bruder ausgab, abgeholt worden. Da aber die wirklichen Besitzer sogleich Anzeige davon machten, so wurde der Betrug bald entdeckt, und der Betrüger, der sich Wagner nannte, und sich als Bruder der Frau, an die die Briefe gerichtet waren, ausgab, in Stuttgart verhaftet. Er hatte sich, nachdem er das Geld in Empfang genommen hatte, sogleich auf die Reise gemacht, und war bereits in Augsburg, als er verhaftet wurde. Er hat sich als Friedrich Wagner, Kaufmann, 1811, Nr. 1, 1811. Dieser hatte sich, wegen seiner Reise nach Amerika, einen Paß nach Ulm verschaffen müssen, und hatte, um diesen zu erhalten, seine Werthpapiere, 1000 fl. in Staatspapieren, in Stuttgart deponirt. Als er sich in Ulm nach seinem Gelde erkundigte, wurde ihm gesagt, es sey nicht mehr da, sondern schon vor 14 Tagen, als er noch in Stuttgart war, von einem Manne, der sich für seinen Bruder ausgab, abgeholt worden. Da aber die wirklichen Besitzer sogleich Anzeige davon machten, so wurde der Betrug bald entdeckt, und der Betrüger, der sich Wagner nannte, und sich als Bruder der Frau, an die die Briefe gerichtet waren, ausgab, in Stuttgart verhaftet. Er hatte sich, nachdem er das Geld in Empfang genommen hatte, sogleich auf die Reise gemacht, und war bereits in Augsburg, als er verhaftet wurde. Er hat sich als Friedrich Wagner, Kaufmann, 1811, Nr. 1, 1811.

Nachdem nun die Sache ausgemittelt ist, so ist

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 204. — 22. Juli 1832.

Johann Albrecht Bengel.

(Beschluß aus Nr. 203.)

Das Amt eines Klosterpräceptors erhielt B. eine lange Reihe von Jahren hindurch in dem Kreise der Jugend, deren wissenschaftliche Vorbereitung auf das akademische Studium der Theologie ihm übertragen war. Hier, in dem stillen Kloster Denkendorf, entstanden seine berühmten kritischen Arbeiten. Neben Anderm, wohin namentlich die noch immer brauchbare Ausgabe der Ciceronischen Briefe ad familiares gehört, warf sich B.'s Fleiß auf die Herstellung des reinen Textes der neutestamentlichen Urkunden, da ihn, was früher Engländer und Holländer in diesem Felde geleistet, vornehmlich auch die kritische Theorie des Gerhard von Mastricht nicht befriedigen konnte. So beschränkt seine eignen Verhältnisse, so erschwert in seiner Zeit überhaupt noch dergleichen literarische Forschungen und die Berührung mit auswärtigen Gelehrten und Bibliotheken waren, so gelang es dem Unermüdlichen doch, von vielen Seiten her Manuscripte kennen zu lernen. Er stellte einen einfachen kritischen Canon anstatt der 43 des Gerhard auf: Proclivi scriptioni praestat ardua. Doch erlaubte er sich, außer in der Offenbarung des Johannes, keine abweichende Lesart aus einer Handschrift aufzunehmen, die nicht bereits in einer gedruckten Ausgabe des N. T. stand. Diese aus Pietät gegen den Glauben der Schwachen hervorgehende Maxime wurde ihm von seinen Gegnern heftig zum Vorwurfe gemacht, aber sie zeugt nicht von kritischem Wankelmuth, sondern von dem Vertrauen, daß mit dem Fortschritte der Wissenschaft sich die religiöse Ueberzeugung wol immer mehr an das Bedürfniß freierer Erörterung gewöhnen und von Demjenigen Gewinn nehmen werde, was jetzt erst nur noch Schaden bringen könne. Die Geschichte des neutestamentlichen Canons, die Grundsätze und Leistungen Bengel's, die beinahe gleichzeitigen Anfänge des vielgereisten und durch seine äußern Umstände in der kritischen Arbeit weit mehr begünstigten Wetstein und der Kampf des Letztern, sowie überhaupt das Urtheil der Zeitgenossen über Bengel's Neues Testament und dessen Selbstvertheidigung gegen die ihm gemachten Einwendungen und Vorwürfe, dies Alles ist in einer schönen Zusammenstellung von dem Verf. gegeben.

Der Scharfsinn, die Combinationsgabe, der exegetische Takt und Geschmack Bengel's tritt vornehmlich in seinem Gnomon hervor, worin er das ganze N. T. einer geistreichen und zugleich praktisch anwendbaren Auslegung unterwirft. Das Kleinste in der Schrift war ihm heilig; doch drückte ihn zuletzt der Buchstabe wie ein Gesetz und eine Decke, und er sehnte sich, davon frei zu werden im Lande des Schauens. Die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche faßte er in ihrem untergeordneten Verhältnisse zu der heil. Schrift und dem Glauben auf. In seinen dogmatischen Ansichten hing Manches noch an den Formen der Zeit, aber theils Gemüth, theils Phantasie verliehen ihnen ein tieferes Leben und einen höhern Schwung, die eigne Frömmigkeit gab vornehmlich bei den das Praktische berührenden Dogmen einen klaren Fingerzeig zu richtiger Auffassung und Begrenzung. Wie er als Seelsorger und Prediger die zarteste Aufsicht, Sorgfalt, Treue bewies, so bildeten sich von dieser Seite seine Vorstellungen auf psychologischer Grundlage aus. Auch hierin ist er ein Vorgänger der neuesten Gestalt der deutschen Theologie, die den Werth der Schrift und ihrer Dogmen mit dem innern Bedürfnisse des Herzens zusammenhält.

Die Verbindung scharfer Intelligenz und weitschauender Phantasie in seinem frommen Geiste hat B. am herrlichsten in der Bearbeitung der biblischen Chronologie, sowie der apokalyptischen Visionen und Zahlen und in seiner eignen homiletischen Wirksamkeit offenbart. Ohne einen Reichthum historischer und mathematischer Combinationen war es nicht möglich, die mühsame Aufgabe einer Rechtfertigung aller biblischen Zeitbestimmungen, namentlich in der ältesten Menschengeschichte, zu lösen. Aber die Kunst des Meisters überbot sich in dem noch interessanteren Geschäfte, die Geheimnisse der Offenbarung zu enthüllen, und ihre Deutungen nicht blos bis auf die damalige Gegenwart, sondern über Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus in einer bestimmten Angabe des Thatsächlichen zu beziehen. Durch Vergleichung nämlich der Cap. 13 und 20 der Offenb. Joh. vorkommenden Zahlen 666 und 1000 brachte er ein arithmetisches Verhältniß, und durch Einfügung der übrigen unbestimmtern Zeitangaben des Buches eine Progression heraus, in welcher die auffallendsten Momente der bis zu seiner Zeit abgelaufenen Kirchen- und Weltgeschichte so glücklich hereinpaßten, daß er mit from-

mem Vertrauen auch die fernern Zeitpunkte durch entsprechende Zeitereigniſſe und Weltentwickelungen bezeichnete. Das Ganze iſt zu umſtändlich, um hier näher dargethan werden zu können, und Ref. getraut ſich kaum, eine Skizze davon zu entwerfen, ohne dem Einzelnen oder dem Geſammten zu nahe zu treten. Indeſſen ſind die Reſultate zu merkwürdig, als daß ſie nicht erwähnt werden müßten, um Jeden, der an der ebenſo genialen als künſtlichen Unternehmung Gefallen findet, zum eignen Nachleſen und Mitrechnen aufzufodern. Unter den apokalyptiſchen Ahnungen und Folgerungen lieſt man von der Verdrängung des chriſtlichen Princips, von dem Siege des Skepticismus und Naturalismus, von dem Einfluß der Zeitungen und Journale auf die allgemeinen Anſichten und Neigungen u. ſ. w.; ſodann aber:

Ich bleibe noch immer dabei, daß ich ſage: Wenn dem gegenwärtigen Kriege zwiſchen Friedrich II. und Maria Thereſia jetzt (1741) durch einen Frieden ein Ende gemacht wird, ſo wird etwas Aergeres kommen. Wie? wenn die Königin in Ungarn, der deutſche Kaiſer und Frankreich auf einmal mit einander Frieden machten und den König in Preußen angriffen?

Preußen möchte vielleicht ein Canal des antichriſtiſchen Weſens werden.

Das abendländiſche Kaiſerthum währet ungefähr 1000 Jahre von 800 an, alſo von jetzt (1740) an, etwa noch 60 Jahre; weiter hinaus kann man für nichts gut ſein. Man gebe nur Acht, ob nicht der König in Frankreich noch Kaiſer wird? Es hat ein gutes Anſehen dazu: Antiquum habet γαλλος χαραξ numerum bestiae (d. h. die alte Zahl des Thieres 666 liegt in den Worten „franzöſiſcher Kaiſer"). Und ob es diesmal (1741 nach dem Tode Karls VI.) nicht geſchieht, ſo wird doch, glaube ich, Frankreich das Kaiſerthum noch bekommen. Ich glaube, daß der Kaiſer, nicht eben der jetzige, noch eine größere Macht bekommen wird, ehe er, als κατεχων 2 Theſſal. 2, 16 (Aufhalter des Auftritts des Antichriſts) aus der Mitte gethan wird.

Auch die deutſchen Bisthümer und Abteien werden ſeculariſirt werden; doch wie es damit zugehen werde, ſtehet noch dahin. Es müſſen, bis es zur Erfüllung von Offenb. 17, 12 kommt, mit den Königen und Staaten in der Chriſtenheit noch große Veränderungen vorgehen. Der Globus wird auf unſern Charten ein ganz anderes Ausſehen gewinnen, und die alten Charten werden ganz unbrauchbar werden. Die Länder, die vor Zeiten das römiſche Reich ausgemacht haben, werden durch große Umwandlungen gehen, bis endlich die Zehen von dem Danieliſchen Koloſſe und die zehn Hörner an dem Thiere herauskommen. Es hat das Anſehen, die fünf abendländiſchen möchten alle aus dem Hauſe Bourbon erwachſen.

Die lateiniſche Sprache wird wahrſcheinlich nicht mehr lange ſo gäng' und gäbe bleiben, wie ſie es heutiges Tages noch iſt. Ueberhaupt wird die Literatur bald eine ganz andere und neue werden.

Sogar die Art und Weiſe, wie man mit der Offenbarung umgeht, flößt Beſorgniſſe ein. Die Menge der mancherlei Auslegungen macht die Meiſten irre und müde, ſodaß ſie Alles mit einander liegen laſſen und entweder die wahre heilſame Erklärung ſelbſt oder die Unterſcheidung derſelben von ſo vielen andern für unmöglich halten. Viele deuten nicht ohne den Schein einer Vorſichtigkeit und Beſcheidenheit die Weiſſagung nur überhaupt ſo, daß man kaum etwas Weiteres dabei lernt als den vorher bekannten Satz: Die Gemeinde Chriſti habe zwar viele Feinde, aber ſie werde nicht vertilgt. Andere wollen wenigſtens das Papſtthum nicht in der Offenbarung finden, indem ſie entweder Alles auf den noch künftigen Antichriſt oder auf die ehemalige Zerſtörung Jeruſalems beziehen. So wird das ſpecifiſche Heilmittel in dieſer verſuchungsvollen Zeit entkräftet, und das Zeugniß gegen das Papſtthum zu der Zeit aufgegeben, da es am allernöthigſten wäre. Da iſt es denn kein Wunder, wenn Leute, denen es am innerlichen Criterium der Wahrheit fehlt, ſich beim Suchen deſſelben ſo verwirren, daß ſie dem Papſtthum in die Arme fallen u. ſ. f.

Unter die Zeichen einer bevorſtehenden Weltänderung iſt dieſes mit zu ſetzen, daß man ins Gemeine und ins Beſondere der von unſern Vorältern auf uns vererbten Sorgfältigkeit für die Nachkommen vergißt, und daß Diejenigen, die etwas Namhaftes von zeitlichen Mitteln auf den gemeinen Nutzen anwenden wollen, ihre Sorge nicht ſowol auf dauerhafte Stiftungen und Gülten als vielmehr auf ſolches, was eine geſchwinde und gewiſſe Frucht hat, auf Miſſionnaire, Auswanderer, Auflagen der Bibel und erbauliche Bücher, Schulanſtalten u. ſ. w. wenden. Gott hat Seine Hand bei allen ſolchen Umſtänden. (S. 301—304.)

In der Erläuterung ſeiner Zeittafel heißt es namentlich, daß, wenn die Nationen, die ſich nicht unter das ſanfte Joch des Sohnes Gottes beugen wollen, um ihrer Widerſpenſtigkeit willen mit einem eiſernen Stabe geleitet werden, hierzu vornehmlich „das indeß zu großer Macht gelangte Rußland" gebraucht werden dürfte.

Der große Termin nach Bengel's Berechnung iſt 1836; dieſen hält er für richtig, wenn auch im Uebrigen ſeine Ahnungen nicht ebenſo pünktlich eintreffen ſollten. Er ſetzt aber auch noch weiter hinzu: Sollte das Jahr 1836 ohne merkliche Veränderung vorbeiſtreichen, ſo wäre freilich ein Hauptfehler in meinem Syſtem, und man müßte eine Ueberlegung anſtellen, wo er ſtecke? Ja, man erzählt ſich, was leider unſer Verf. weder beſtätigend noch verneinend berührt hat, daß B. auf dem Sterbebette zu den Umſtehenden geſagt habe, wenn ſeine Winke über 1836 nicht erfüllt werden, ſo möge man ihm in Rechnung bringen, daß er ein Menſch geweſen. Es wäre großes Unrecht, über dieſe Vorherſagungen abſprechen zu wollen, einmal ſchon deshalb, weil auf eine unleugbare Weiſe Manches davon bereits die Erfüllung gefunden hat; ſodann aber auch, weil er ſelbſt, der gottesfürchtige Schriftforſcher, von Eitelkeit und Anmaßung durchaus frei, in kindlicher Unbefangenheit und vielmehr noch mit einem ſchüchternen Tone ſo redet, wie er redet, und bei aller dieſer Demuth und Selbſtvergeſſenheit um ſo mehr es nur bezeugt, daß er ſo reden müſſe und nicht anders könne. Man müßte für den Hauch wahrer Frömmigkeit und Unſchuld ganz unempfänglich ſein, wenn man hier müßige Träumereien oder gar eine künſtliche Spiegelfechterei, wenn man überhaupt etwas Anderes hier als die Sprache eines innerſten Bedürfniſſes und der demuthvollen Zuverſicht des Glaubens finden wollte. Er konnte ſich in den Zahlen irren, wie er vom Buchſtaben beengt war, aber der Geiſt, die Tendenz, der Entwickelungsgang der Zukunft ſowol im Politiſchen als im Religiöſen ſtand groß und klar vor ſeinem erleuchteten Auge.

Daſſelbe gilt auch von ſeiner geiſtlichen Wirkſamkeit. Originell, wie er in ſeiner ganzen Individualität war, ſodaß er ſelbſt ſich im ſchwäbiſchen Idiom mit einem Ortlaible, das nirgends angebacken iſt, und mit einem Reichsſtädtlein, das alle ſeine Sachen beſonders habe, vergleicht (S. 488), gibt er ſich in ſeiner Beobachtung der Perſonen und Lebensverhältniſſe, in ſeiner Behandlung verſchiedener Gemüther, in ſeinen öffentlichen Vorträgen zu

erkennen. Kraft und Milde sind Erguß der Frömmigkeit, und wenn sein Scharfblick die Herzen durchdringt und das Uebel an der Wurzel erkennt, Rath und Hülfe richtig trifft — worüber der Verf. eine Reihe der schätzbarsten Belege aus Briefen und geistlichen Gutachten an Leute jedes Alters, Glaubens und Standes beibringt —; so hebt sich seine Rede bisweilen zu einem Schwunge, den wir dem Erhabensten im Gebiete der Kanzelberedtsamkeit an die Seite stellen dürfen, und hinter dem das Affectirte der modernen Kunst in seiner Aermlichkeit und Blöße dasteht. Tief ergreifend und wiederum gewaltig emportragend ist namentlich Bengel's Leichenrede auf den Prälaten Knoll zu Denkendorf vom Jahre 1727. Daß er im Gewöhnlichen des öffentlichen Vortrags sich von der Breite seiner Zeit nicht losmachen konnte, wird ihm Niemand verargen, der den Einfluß der Zeit auf Bildung und Geschmack und daneben doch die freie Eigenthümlichkeit Bengel's auf der andern Seite in Erwägung zieht.

Unter solchen Arbeiten hatte sich B. mit dem Amte eines Klosterpräceptors 28 Jahre lang begnügt, als ihm in schneller Aufeinanderfolge die Würden eines Prälaten, eines Consistorialrathes und Landschaftassessors übertragen wurden. Er erhielt dadurch eine Stellung, die ihm bedeutenden Einfluß auf den kirchlichen Zustand und die politische Gestalt des Vaterlandes gewährte. Seine Sorge und Mühe war jedoch immer zunächst dem Reiche Gottes zugewandt; und wenn er auf der einen Seite für den Staat die monarchische Verfassung am zweckmäßigsten fand, so that er die für einen würtembergischen Prälaten, zumal jener Zeit, gewiß ebenso ehrenvolle als merkwürdige Aeußerung, daß der evangelischen Kirche allein ein demokratisches Princip wohl anstehe (S. 569). In diesem schönen Sinne war denn auch sein Wirken ein freies und brüderliches nach jeder Seite hin. Was jedoch am meisten die Aufmerksamkeit und Achtung der Nachwelt verdient, ist die Gestalt, die bei ihm und in seinen Umgebungen der Pietismus gewonnen hatte, und das entschieden klare Verhältniß, in welches er zu Zinzendorf und dessen religiösen und kirchlichen Grundsätzen trat. Er hielt nicht nur die herrnhutische Mischung der verschiedenen Confessionen für unzulänglich, um rechten Frieden zu stiften, er tadelte nicht allein das Uebertriebene und Unschickliche in der mystischen Theologie dieser Gesellschaft, wenn sie z. B. den heil. Geist Mutter nannte u. s. f., sondern er griff in das Herz des Zinzendorfischen Dogmas, in die Blutheologie hinein und rügte die Einseitigkeit, womit nur diese Lehre des Evangeliums von der Brüdergemeinde festgehalten und ausgebildet werde. Er schrieb:

Der Blutheologie bin ich von Herzen ergeben, wie sie denn die Sache aller rechtschaffenen Seelen von Luther an war. Aber wenn man, wie Zinzendorf, etwas Neues und Einziges daraus machen will, so gibt man offenbar seinen eignen Gedanken zu viel nach, und es ist, wie wenn man an einer Uhr nichts als den Zeiger wollte gelten lassen oder das ganze Jahr von nichts als Markſuppe leben wollte. Die Apostel wußten den Werth der Lehre von der Genugthuung und dem Verdienste Christi auch; doch zeigt sich in ihren Verträgen und Briefen eine schöne Mannichfaltigkeit und reiche Ausführung.

Unter dem Titel „Bengeliana" hat B.'s Tochtermann, M. Burk, ohne Zweifel der Großvater des Verf., eine Sammlung von Sprüchen, Urtheilen, Ansichten des ausgezeichneten Mannes herausgegeben, und man bewundert darin nicht blos die vielseitige Kenntniß, die Schärfe seiner Beobachtung, die Bestimmtheit und Gedrungenheit des Ausdrucks, sondern namentlich das Einfache, Kindliche, Bildliche, worin der große Geist anspruchlos seine Gedanken und Empfindungen kundgibt. Er hat viel geschrieben, aber sehr besonnen und langsam Alles; seine bedeutendsten Werke waren mehre Decennien unter seiner bildenden und berichtigenden Hand. Was in Allem seinen Charakter noch besonders vor dem seiner meisten gelehrten Zeitgenossen auszeichnet, ist die Milde gegen Andersdenkende. Obwol ihm der Calvinismus wie der Papismus ein Greuel dünkte, so war er doch der Meinung, daß es nicht nur Einen Weg zur Wahrheit und zum Frieden gebe, und urtheilte, daß den Ketzern jederzeit mehr Irrthum als sie gehabt hätten von ihren Gegnern sei aufgebürdet worden.

Es wäre verdienstlich, auch von andern süddeutschen Mystikern, z. B. Oetinger, Pregizer, den biographischen Stoff zu sammeln und dadurch Bausteine zu einer Geschichte des religiösen Lebens zuzurichten. 46.

---

1. Briefe aus Berlin. Geschrieben im Jahre 1832. Erster Theil. Hanau, König. 1832. 8. 1 Thlr.
2. Neueste Wanderungen, Umtriebe und Abenteuer des Ewigen Juden unter den Namen Börne, Heine, Saphir u. A. Zum Besten der Anstalten gegen die St.-Simonie ans Licht gestellt von Crucigen Friedrich Wilhelmstadt. 1832. 8.

In Nr. 1 erhalten wir wieder einen neuen Beitrag zur Bibliographie des deutschen Literaturpöbels, den wir in d. Bl. schon sosoft zu besprechen genöthigt waren, daß wir uns endlich billigerweise die Sache leicht machen und nur die Rubrik „Pöbelliteratur" der Anführung solcher Büchertitel vorausschicken könnten, um sie hinreichend zu charakterisiren. Die satyrisch und humoristisch sein wollende Gemeinheit, welche die Hauptphysiognomie dieser ganzen Richtung ist, hat auch die obengenannten „Briefe aus Berlin" ganz in dem hergebrachten seichten, frivolen und gottverlassenen Tone verfaßt. Die alten todtgeborenen Witze über berliner Journalismus und Zeitungswesen, das immer wiedergekäute Gerede über preußische Censur u. s. w., Ausfälle auf Jarcke und das „Berliner politische Wochenblatt", erbärmliche Wortstichcleien und sogenannte Xenien auf berliner Literaten, die Mittwochsgesellschaft, das Ordensfest u. s. w., machen wieder den Inhalt oder vielmehr die Inhaltslosigkeit dieses wegen seines guten Drucks und Papiers für ein Buch sich ausgebenden Geschmieres aus. Dabei darf es auch natürlich nicht an den unverschämtesten Schimpfreden gegen deutsches Wesen und Leben überhaupt fehlen, denn dies bringt einmal die Gesinnungslosigkeit der ganzen Schule dieser traurigen deutschen Oppositionsmänner jezt so mit sich, die sich leider Liberale nennen, obwol sie in einer schnöden Knechtschaft des Geistes gefesselt liegen. In der That, beruhte der Liberalismus in der Reinheit seines Begriffs nicht auf einem so tiefen Grunde geschichtlicher Zeitentwickelung, er könnte Einem bitter verhaßt werden durch dies schreiende und schreibende Gesindel, das, ohne alle genauere Kenntniß von den Zuständen der Dinge, ins Blaue

hineinstürmt und Staub aufwirft, um seine Existenz bemerklich zu machen. Aber durch den leuchtenden Sonnenstral schwärmt auch das muthwillige Ungeziefer hin und kann den Tag, den es nicht begreift, auch nicht verdunkeln. Wenn es jedoch, nach dem bekannten Verse Schiller's, der Fluch der bösen That ist, „daß sie fortzeugend Böses muß gebären", so würden, hält sich Ref. für überzeugt, auch solche Erscheinungen, wie diese kindischen „Briefe aus Berlin", gar nicht existiren, wenn nicht Börne seine „Briefe aus Paris", Heine seine „Reisebilder", und Andere Anderes geschrieben hätten. Diese berliner Briefe, deren Verf. fast auf jeder Seite seine vergötterten Helden Börne und Heine citirt, sind aber eigentlich nur der Kothabgang der Börne'schen und Heine'schen Muse, ohne die geistreichen und wirklich witzigen Anflüge, die wir den beiden genannten Humoristen nicht immer absprechen können. Von der ohnmächtigen Frechheit des berliner Briefstellers gebe folgende Xenie auf Tieck, die hoffentlich jeden von der Lecture des ganzen Buchs abschrecken wird, eine dienliche Probe:

Tieck.

Bin ich auch nicht in Berlin, so zieh' ich für meine Novellen
Von Herrn Reimer doch stets preußische Friedrichsdor.
Und die berliner Kritik, die welke Gärtnerin, willig
Attestirt mir, daß gut mein Novellenkranz riecht.

Unbegreiflich ist es, wie der Verleger ein solches Buch hatte drucken können. Auch ist die Correctur des Drucks mit eben der Liederlichkeit gemacht wie der Inhalt selbst, denn es finden sich fast auf jeder Seite Fehler und Entstellungen in Namen und Localitäten vor, die eine grobe Unkunde der berliner Verhältnisse verrathen.

Nr. 2, ohne Zweifel auch von Berlin ausgegangen, das sich aber als ein Gegengift gegen die ganze bisher in Rede gestandene Richtung geltend und wirksam machen möchte, ist ein seltsames Schriftchen, denn es faßt sich auf den wenigen Seiten, die es bringt, offenbar zu kurz, sodaß man nicht recht aus ihm klug werden kann. Der Verf. läßt seine Inquisiten, die er vor sein Gericht zieht, mit ihren eignen Worten von ihrer Negativität zeugen, indem er nichts als eine Mosaik pikanter Stellen aus Börne's und Heine's Schriften liefert, wodurch er darzuthun sucht, daß beide nur „eine von den in unsern Tagen überall zum Vorschein kommenden Vermummungen des ewigen Juden" sind. Es heißt in dieser Beziehung: „Abermals hat dieser (der ewige Jude) seine Wallfahrt nach dem neuen verwirrten Babel angetreten, wo er von der großen Hure des Teufels, welche allen Völkern ihren Taumelkelch darbietet, die Ausgeburt des Antichrists erwartet. Kaum hatten die Gallier in ihrer letzten Hundstagsrevolution ihr altes, ihnen schmählich von einem deutschen Kapellmeister eingesungenes Rabenlied wieder angekrächzt, als der Ewige Jude, der dabei „vor 40 Jahren schon entzückte Thränen vergoß" (Börne's Briefe, I, 258) scheinbar aus verschiedenen Gauen Deutschlands und unter mancherlei Namen nach jener über Todtengrüften schwebenden und von Mordgespenstern umgrauten Kothstadt auszog. Wer erkennt nicht, daß der angebliche Dr. der Philosophie (I, 100) und neuerlich in den Zeitungen zum Dienst einberufene frankfurter unactive Polizeiactuar Börne, der gesteht, daß er „faul ist und gern reist" (I, 120), dann ein „unechter, aus Böhmen kommender Saphir, der zugleich in Berlin und München Tagesblätter schreibt und in Paris Vorlesungen hält" (I, 148, 235; II, 158); sowie später aus Hamburg (wo bekanntlich der ewige Jude 1547 zuerst wieder erschien) ein „angeblicher", von Börne als „Dichter und zugleich gründlicher Geschichtsforscher", sogar als „königlich preußischer Professor der Geschichte, ja künftiger Minister" (I, 117, 192; II, 29, 62) hochbelebter Freund Heine, — wer erkennt nicht, daß diese Trias und der ganze Schwarm aus Preußen, welchen Börne nur mit dem Spruch andeutet: „Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Gans wieder heim", und endlich noch so manche tiefverkappte Schankschreiber besonders über Preußen in den pariser Tagesblättern — immer nur, daß alle diese Derselbe noch einmal, sämmtlich nur mancherlei vorgenommene Namen und Masken desselben unheimlichen vaterlandslosen, bis zum jüngsten Gerichte kosmopolitisch umwandernden alten Schlangenbalges sind." In diesem originellen Tone ist der ganze Aufsatz durchgängig gehalten, und man muß gestehen, daß es ein kräftiges Manifest gegen die diabolischen Literaturgeister der Gegenwart hätte werden können, wenn der Verf. seine Ansichten und Absichten ausführlicher entwickelt und nicht so lakonisch gewesen wäre. Jedenfalls aber konnten wir keine geeignetere Stelle zur Beurtheilung von Nr. 1 anführen als die aus Nr. 2 herausgehobene. 140.

Miszellen.

Gesuch, um drei Frauen zugleich heirathen zu können.

Im achten Hefte der „Beiträge zu der juristischen Literatur in den preußischen Staaten" (1785) findet sich folgende Bittschrift:

Ihro Excellenz Gnaden Gnaden
Euer Gnaden Hochlöbliche Königliche Kammer,

Mein demüthigstes Bitten vor Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbl. Königl. Kammer um Erlaubniß zum Heyrathen, wo ich schon einmahl allhier gebeten habe unter dem dato vom 8. Junius und auch erhalten, wie allhier Abschrift lautet. Aber in Breslau bin ich zu lange aufgehalten, daß ich zu dato nicht weiß, ob was daraus wird werden, ob ich kann allbort was auswarten, so bitte ich demüthigst Ew. Excellenz und Gn. Gnaden Hochl. Berlinsche Kammer, als ich im Armenrechte stehe und habe schon ein Heyrathsglück versäumt mit einer guten Feldwirthschaft, eine Jungfrau. Allezo bitte ich demüthigst um Erlaubniß, daß ich kann drey Frauensvölker zu Ehefrauen heyrathen, daß sie mich können ernähren und mit Leben erhalten.

Ich hoffe, daß dieses kann alle werden, weil der Patriarch Jakob auch hatte vier Weiber gehabt und hat Gott den Allmächtigen nicht beleidigt, oben drauf ist auch noch von Gott der erste Israel geworden und das auserwählte Volk Gottes worden, wie auch jetzo in den letzten Jahren der Welt soll ein neuer Israel entstehen und wo sieben Weiber ein Mann wird haben, wie auch Worte Gottes angezeigt haben durch den Esaias Prophet im 4. Capitel.

Ew. Excellenz und Gnaden Gnaden Hochl. Königl. Kammer bitte ich demüthigst um Erlaubniß, daß ich kann drey Frauensvölker zu Eheweibern heyrathen. Wenzelhäuser,
wohnhaft in Husinetz bei der Stadt Strelle (Strehlen) in Niederschlesien. 1783.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und der russische General Markoff.

Harro Harring erzählt in seinen „Erinnerungen aus Warschau" und „Nachträgen zu den Memoiren über Polen" (Nürnberg, 1831), wie der General Markoff im hohen Grade ergrimmt sei, als die Posaunisten des Gardehlanenregiments ihre Pausen eingehalten hätten, statt fortzuspielen, wie der General erwartete. „Im russischen Dienste gibt es keine Pausen", habe derselbe hinzugesetzt. Nun ist es aber doch auffallend, daß sich ganz dieselbe Geschichte unter dem Fürsten Leopold von Dessau zugetragen haben soll, wie Varnhagen von Ense in dessen Lebensbeschreibung im ersten Theile der preußischen „Biographischen Denkmäler" berichtet. Gegen die Glaubwürdigkeit des Letztern kann nun wol nichts eingewendet werden, aber wie steht es mit der des Hrn. Harro Harring? Sollte derselbe nicht vielleicht aus übergroßer Lust an einer Zeichnung ins Schwarze seinen Malerapparat hier erschöpft haben? Wenn sich dies so verhielte, so wäre dies wieder ein Beleg, daß man den neuesten Schriftstellern über Polen nicht so unbedingt trauen darf. 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 205. — 23. Juli 1832.

Ueber den Zustand der englischen Verbrechercolonien in Australien.

Die Ansiedelungen der Engländer in fremden Welttheilen haben den andern Nationen von jeher mehr Neid und Bewunderung erregt, als sie, der reellen Bedeutsamkeit des Gegenstandes nach, wirklich in Anspruch zu nehmen verdienen, da sie wol allerdings dafür gewirkt haben, den Glanz und die Ausbreitung des englischen Namens und englischer Zunge durch alle Räume der Welt hinzutragen, aber außer diesem Ruf sonst kaum mit etwas Anderm das Mutterland bereicherten. Besonders waren es ihre Strafcolonien, welche die Aufmerksamkeit, vornehmlich der französischen Behörden, auffichzogen; und schon im J. 1819 wurde von der Regierung in Frankreich eine Commission ernannt, welche sich mit der Frage beschäftigen sollte, ob die Anlegung von Colonien dieser Art nach dem Vorbilde der englischen zweckmäßig für das Land sein dürfte. Die Untersuchungen kamen aber zu keinem genügenden Resultat, doch hatte die damalige Anregung des Gegenstandes zur Folge, daß sich unterrichtete Männer genauer mit demselben zu beschäftigen anfingen, und unter diesen besonders Hr. von Blosseville, welcher jetzt erst in seiner

Histoire des colonies pénales de l'Angleterre dans l'Australie (Paris, 1832)

die Ergebnisse seiner Untersuchungen erscheinen läßt. Er sucht jedoch für die Entscheidung der in Rede stehenden Frage, die er allerdings bejahend zu beantworten geneigt ist, hauptsächlich dadurch zu wirken, daß er, von jener ganz unmotivirten Bewunderung für das britische Colonialsystem ausgehend, dies als Vor- und Musterbild für dasselbe ins Auge faßt. In diesem Sinne sagt er unter Anderm: „Die Nothwendigkeit, Frankreich vor einem bestehenden Uebel zu schützen, ist es nicht allein, welche zu Gunsten eines Colonisirungssystems spricht. Zu einer Zeit, wo sich der europäische Völkerstamm über die ganze Oberfläche des Universums auszubreiten im Begriff scheint, würde es in der That wohlgethan sein, für unsere Abkommen in fremden Welttheilen ein zweites Vaterland zu bereiten, wo sie durch die Sitten, Gesetze und Altäre ihrer Nation, durch die Sprache ihrer Väter und die Vortheile einer gemeinsamen Abstammung sich eines heimathlichen Empfanges zu gewärtigen hätten. Diese unermeßliche Hülfsquelle hat das britische Volk für seine Söhne aufgethan und bereits im Voraus die Gewähr unberechenbarer Folgen davon genossen." Ein englischer Recensent, welcher dies Buch im neuesten Heft des „Foreign quarterly review" ausführlich bespricht, macht seine scharfen Bemerkungen über diese unbegründete und unkritische Lobpreisung der Sache, indem er darauf hinweist, wie kläglich es sein würde, wenn die Behörde Frankreichs zur Ausbreitung der Glorie des französischen Namens nöthig hätte, ihre Zuflucht zur Anlegung einer Stadt für Diebe zu nehmen. Jene Recension des „Foreign quarterly review" ist überhaupt interessant wegen ihrer vorurtheilsfreien Schilderung, die sie zur Widerlegung des französischen Autors von den abschreckenden Zuständen der englischen Strafcolonien in Australien entwirft und wodurch sie zugleich die moralische Erfolglosigkeit des ganzen Colonialsystems herauszustellen sucht. Wir entnehmen ihr deshalb in gedrängtem Auszug das Wesentlichste, was zur Aufklärung der vielbesprochenen Sache dienen kann.

Die Bestrafung eines Verbrechens, heißt es, muß vornehmlich zweierlei Absichten haben, die eine Hauptabsicht, die Verhinderung des Verbrechens im Allgemeinen, und die andere sich dazu gesellende: die Besserung des Uebelthäters. Nun ist aber zu bemerken, daß eine Transportation nach Neusüdwales weder für eine Strafe gilt noch in der That eine ist. Die Verbannung ist von der Art, daß bei weitem der größte Theil von Denen, welche in den Fall kommen, damit bestraft zu werden, sie nur für eine sehr erwünschte Veränderung anzusehen pflegt. Der Dieb hört es mit Vergnügen, wenn ihm die Ueberfahrt angekündigt wird, indem ihm dabei sogleich die lockende Vorstellung von den Pfunden Fleisch, die auf derselben regelmäßig vertheilt werden, von ganzen Ozeanen der schönsten Erbsensuppe und dem wahrhaft beneidenswerthen Luxus eines halben Nösels Porter alle Abend vor die Sinne tritt. Die Mühseligkeiten am Bord eines Verbrecherschiffes sind weder größer noch geringer als die eines Soldaten bei einem Transport, denn die Humanität des Arztes, welcher die Ueberfahrt leitet, wird vornehmlich durch sein eignes Interesse in Thätigkeit gesetzt, da er an jedem Mann, der während des Ueberfetzens stirbt, eine bestimmte Summe Geldes verliert. Die Mittel, welche zur Sicherung der Gesundheit und Bequem-

lichkeit getroffen werden, sind daher so, daß die Lage dieser Menschen auf der Reise wirklich beneidenswerth genannt werden kann, wenn man sie mit ihrem frühern wilden und von Allem entblößten Zustande vergleicht. Bei der Ankunft des Missethäters an seinem Bestimmungsort werden seine Verhältnisse keineswegs ungünstiger; in jedem Falle berechtigen ihn wenige Jahre sehr mäßiger Arbeit zu einem Entlassungsattest (ticket of leave), wodurch ihm die Erlaubniß zu Theil wird, für sich selbst in einem District, den er sich wählen kann, ohne weitere Verbindlichkeit zu arbeiten. Diese Vergünstigung ist sehr bedeutend in einem Lande, wo der Werth der Arbeit außerordentlich hoch steht. Auch ist die gute Behandlung des Verbrechers während seines Zustandes als Hausſklave durch verschiedene Gesetze geschützt; seine Vergünstigungen sind vorgeschrieben, und wenn sie ihm nicht pflichtgemäß erfüllt werden, hat er das Recht, sich wieder unter die Hand der Behörde zurückzustellen. Die Macht seines Herrn über ihn ist an den Magistrat gebunden, und bevor er bestraft werden kann, muß der Angeklagte gehört werden. Die Entfernungen bis zu der nächsten Magistratsbehörde sind aber immer so groß, und die Unsicherheit, daß die Strafe einen guten Erfolg habe, oder vielmehr die Sicherheit davon, daß sie die Brauchbarkeit des Arbeiters verringert, ist so gewiß, daß die Herren in der Regel nicht geneigt sind, unnöthigerweise die Hülfe der Justiz in Anspruch zu nehmen. Dennoch wird allerdings Mancher bestraft und Executionen sind häufig, sodaß jeder Missethäter weiß, wie er sein Schicksal in seiner eignen Hand habe, wenn er an den Küsten von Australien landet. Die Kunde von solchen Thaten der Gerechtigkeit gelangt auch wol zu den Ohren der Leute vom Handwerk in der Heimath und verfehlt so allerdings ihre Wirkung nicht.

Der vom Comité des Hauses der Gemeinen abgestattete Bericht über außerordentliche Bestrafungen, der im vorjährigen Herbst gedruckt erschien, theilt die Ansichten vieler erfahrenen Männer über diesen Gegenstand mit. Die Gouverneure der Gefängnisse, wie Wontner, Chesterton u. A., welche mit dem Zustande der Colonie vertraut sein können, vereinigten sich Alle in der Ansicht, daß die Vorstellung der Transportation nur wenig Schrecken für die eingezogenen Verbrecher habe, daß sie im Gegentheil als eine Verbesserung ihrer Lage erwünscht scheine und selbst Verbrechen lediglich in der Absicht begangen werden, um dadurch die Verbannung zu bewirken. Es ist kein Zweifel, daß ein großer Theil der arbeitenden Classe in England und Irland, die Gefühle der Scham und Entwürdigung bei Seite setzend, große Vortheile durch die Begehung eines Verbrechens erlangt, welches ihn dazu verdammt, eine Reihe von Jahren in einer Colonie wie Neusüdwales zuzubringen. Nach sehr wenigen Jahren eines Zustandes, der Sklaverei genannt wird, und in welchem seine Lage nicht schlechter ist als die eines armen Arbeiters in der Heimath, sieht sich der Verbrecher in Freiheit gesetzt und endlich emancipirt, und zwar in einem Lande, wo die Lebensmittel in Ueberfluß vorhanden und durch Arbeit viel zu gewinnen ist. Der Arbeiter opfert hier gar nichts auf, denn die Noth hat ihn längst unempfindlich gegen die Meinung seiner Freunde und seinen Ruf gemacht. Die Strafe der Transportation könnte aber eigentlich für die Stadtdiebe, Beutelschneider und die ganze Classe der Verbrechergentlemen, wie sie höflicherweise genannt werden, für die Betrüger, Schwindler u. s. w. zu der härtesten gemacht werden, die es für sie gibt. Wenn man sie nämlich dazu verdammte, in Arbeit und einsamer Beschäftigung in den Tiefen des Landes zu leben, so würde dies natürlich für solche Menschen ein Gegenstand des fürchterlichsten Entsetzens sein. Statt dessen aber werden sie stets in der Hauptstadt der Colonie gelassen, und gerade hier geht alle Wirksamkeit ihrer Strafe verloren. Die Beutelschneider werden zu Kellnern, Aufwärtern und Dienern gemacht, während die sogenannten Verbrechergentlemen zu Schreibern bei den Behörden, zu Buchhaltern und Aufsehern in Familien verwendet werden; ja auch die Buchdruckerpresse genießt die Ehre ihrer Leitung und die heranwachsende Jugend ist vornehmlich ihrer Sorgfalt in den Schulen anvertraut. Diese Leute fühlen sich daher so vollkommen unabhängig von jedem Druck, daß sie sogar politische Parteien bilden, und unter ihnen gerade pflegen die Behörden den bittersten Widerstand gegen ihre Maßregeln zu finden.

Das schlechteste Element, das sich in einer Bestrafungstheorie vorfinden kann, ist wol das der Inconsequenz und Ungleichheit, und diese ist in der That der Hauptcharakterzug der Transportation nach einer Colonie. Das Schicksal eines Missethäters hängt von tausenderlei Umständen ab. Zwei Menschen, welche desselben Verbrechens schuldig sind, können nach Lage der Dinge sehr verschiedenartigen Strafen unterworfen werden; den Einen schickt man auf das Land zur Feldarbeit, wo er, getrennt von allen seinen Gefährten, in völliger Einöde leben muß, während ein Anderer, wenn er etwa Geld hat oder irgendwie einen Freund angetroffen, in einer Stadt in besserer Beschäftigung bleiben kann; oder der Eine wird auf ein großes und weitläufiges Etablissement gesandt, wo der Begriff einer Gefangenschaft sich gewissermaßen von selbst aufhebt, und ein Anderer einem kleinen Ansiedler zugesellt, wo er wahrscheinlich mit seinem Herrn an Einem Mittagstische speist und ganz auf gleichem Fuße mit ihm lebt. So gibt es zahlreiche Beispiele von Verbrechern, die ihr Glück gemacht und auf ansehnlichen Pächtereien leben.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Juni 1832.

Die Eitelkeit französischer neuer Romanendichter hat seit zwei Jahren eine Mode eingeführt, die, um den Historiographen der menschlichen Eigenliebe als ein Document mehr zu dienen, aufgezeichnet zu werden verdient.

Bisher waren hier die Romane immer in Duodez gedruckt, die ausgezeichnetsten und berühmtesten Schriftsteller, die Verfasser des „Gilblas", des „Manon Lescot", der „Marianne", der „Neuen Heloise", der „Corinne", Diderot, Fr. v. Genlis, Pigault-Lebrun u. A. fühlten sich nicht erniedrigt, ihre Romane in diesem bequemen Format erscheinen zu sehen, und überließen ohne Leidwesen das erhabene Großoctav der höhern Literatur, der Geschichte und gewissen Gedichten. In unsern Tagen ist das nicht mehr so, die hiesigen Romanenschreiber verlangen jetzt

bei der Wahl, mit dem Ja gegenüber, den Namen der Wahlperson, dem Stimmbezirk und dem Wahlort schreiben, in welchem sie ihre Stimme abgeben will. Sie hat ferner ihre Stimme für denjenigen Wahlmann abzugeben, welcher in dem Bezirke, in welchem sie ihre Stimme abgeben will, für den Wahlbezirk, in welchem sie wählt, vorgeschlagen ist.

Land- und Gartenbau enthält. Wahrscheinlich wird dieses Werk mehr im Auslande als in Frankreich Aufnahme und Absatz finden, denn hier geben sich Diejenigen, die eine solche Arbeit lesen und verstehen, nicht mit der praktischen Anwendung derselben ab, was in Deutschland und England der entgegengesetzte Fall ist. — Ein Unternehmen, das der deutschen Gelehrtenwelt gewiß schmeicheln muß, ist die französische Uebersetzung von Sprengel's „Geschichte der Medizin", wovon soeben der achte und neunte Band erscheint. Dr. J. C. Jourdan, ein ausgezeichneter theoretischer und durch viele eigne literarische Arbeiten und Uebersetzungen berühmter Arzt, hat diese Arbeit unternommen und führt sie tapfer aus. — Hr. v. Martignac, Minister unter Karl X., Polignac's Vorgänger und der einzige Mann, dem es gelungen war, die dummen Vorurtheile dieses geistbeschränkten Monarchen mit den Bedürfnissen der französischen Nation zu vereinigen, hatte seit den letzten Jahren seine Ruhezeit zu einer historischen Arbeit: „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention en 1822", angewandt. Der erste Band allein war erschienen, als der Verf. starb, jedoch ist das ganze Manuscript bereit, und die folgenden Bände sollen auch bald herauskommen, wo ich dann von diesem Werke ausführlicher sprechen werde, denn in hoher Politik muß man, um richtig zu urtheilen, das Ganze vor sich haben. — Von der für Künstler jeder Art sehr wichtigen „Collection de costumes, armes et meubles, pour servir à l'histoire de France depuis Childeric I jusqu'à l'an 1800", von dem Grafen H. de Viel Castel, in 60 Lieferungen, ist die fünfundvierzigste Lieferung erschienen. Das Ziel des würdigen Herausgebers ist nicht, ein Werk des Luxus und eitler Neugierde darzubieten, sondern den Malern, Bildhauern, Architekten, Verzierern u. s. w. eine nützliche Sammlung authentischer Materialien zu liefern. Er gibt als gelehrter Schriftsteller, erfahrener Archäolog und geschickter und exacter Zeichner auf seinen Blättern vollkommen den Charakter jedes Jahrhunderts; die genaueste Pünktlichkeit seiner Copien ist so groß, daß man glauben sollte, er habe jeden durch seine unermüdeten Forschungen wieder entdeckten Gegenstand gleichsam calquirt, und nirgends findet man so reichhaltige Hülfsmittel zum Studium der Kunstgeschichte der verschiedenen Epochen der verflossenen Jahrhunderte, und besonders vollständig hinsichtlich der westlichen Reiche Europas.

Das Théâtre français hat vor wenigen Tagen ein neues in Versen geschriebenes Schauspiel in drei Acten gegeben, von dem man sich große tragische Gemüthsbewegungen versprach, das aber nichts als Pfeifen erzeugt hat. Der Titel desselben ist „Le duelliste", und sein Verfasser Alexander Longpré, der glücklicher mit seinem satyrischen Stucke, „1760" genannt, war. Sein „Duelliste" ist von der ersten bis zur letzten Scene vollkommen verfehlt; statt den Helden auf eine geschickte Weise wider seinen Willen und blos durch Fatalität zum Duelliften zu machen, ist die Verschürzung des Stücks verworren, dunkel und unwahrscheinlich und entschädigt nicht einmal durch Schönheit seiner einzelnen Theile. Auch ist das Stück mit seinem Helden gestorben, der, statt in einem Duell zu bleiben, ermordet wird. Hr. Longpré hat mit diesem Product einen Mißgriff gethan: er wollte ein Schauspiel liefern und hat sich dazu blos der Elemente eines Melodramas bedient.

In dem neuen Vaudeville: „Point de lendemain", erscheint Voltaire, Madame Duchâtelet und St.-Lambert. Der ganze Inhalt des Stücks besteht darin, den Philosophen von Ferney die Rolle eines Liebhabers und Eifersüchtigen spielen zu lassen, was eher lächerlich als komisch ist, die mit Newton und Euler wetteifernde Mad. Duchâtelet *) von dem Dichter St.-Lambert **), der hübscher und robuster als der Verf. der „Henriade" war, schwängern zu lassen, und endlich die tausend und abertausend Mal dargestellte Rolle eines Hahnreis noch einmal auf die Scene zu bringen: dies sind Situationen, die das hiesige Publicum keinem Schriftsteller vergibt. Das Ganze ist durch einen mit funkensprühendem Witz geschriebenen Dialog zusammengehalten, ohne deshalb wirklich komische Charaktere oder Situationen zu geben, und dennoch ist dies Stück applaudirt worden! Man muß gestehen, daß sein Verfasser, Hr. Ancelot, mit wenig Mühe Beifall geerntet habe, was er in diesem Augenblick wol der Menge anderer noch schlechterer Vaudevilles zu verdanken haben mag.

Ueberdrüssig dieses seichten Ueberflusses, war ich entschlossen, kein einziges neues Stück mehr zu sehen, bevor sein Verdienst mir nicht durch das öffentliche Urtheil bestätigt worden sei. Vor einigen Tagen aber, wo ich Lust zum Herumschlendern hatte, und die Anschlagzettel der 14 hier täglich spielenden Theater las *), fand ich einen darunter, der eine neue Vorstellung à grand spectale ankündigte und mit den Worten schloß: „Lady Djeck, arrivant des états unis d'Amérique, remplira le rôle principal, et Miss Betsy, sa fille, commencera ses débuts." Ein neues Stück, eine aus einem andern Welttheil angekommene Schauspielerin und ein Debut, das war zu viel, um mich nicht von der Neugierde hinreißen zu lassen. Ich nahm den Weg nach dem Cirque olympique, wo ich nur mit Mühe noch Eingang fand. Als ich endlich meinen Platz eingenommen hatte, bemerkte ich einige Veränderung in der Einrichtung des Theaters, von welchem mir die Vorderscene gestützt zu sein schien; mit einiger Besorgniß frug ich einen meiner Nachbarn, ob das kaum vor sechs Jahren erbaute Schauspielhaus schon baufällig sei, worauf er mir blos mit einem Lächeln antwortete, als wenn er wohl verstände, was ich sagen wollte, und weiter kein Wort entgegnete. Um nicht lästig zu erscheinen, ließ ich es bei meiner ersten Frage bewenden. Der Vorhang rollte empor, und bald erhielt ich den Aufschluß jenes Lächelns meines Nachbarn und die Erklärung der vielen Stützen des Theaters; denn die fremde Schauspielerin erschien, deren Eintritt sich durch ein Krachen des ganzen Theaters ankündigte, und ich sah einen 12 Fuß hohen und 9000 Pfund schweren Koloß vor mir, dem die jüngere und etwas schmächtigere Debutantin folgte. Lady Djeck und Miß Betsy sind nämlich zwei prächtige weibliche Elefanten, deren Verstand, Zahmheit, Geschicklichkeit und selbst verhältnißmäßige Leichtigkeit die Wonne der Besucher des Theaters der Gebrüder Franconi ausmachen. Das Stück selbst verdient in literarischer Hinsicht gar keiner Erwähnung, ist aber durch seine Decorationen, Theaterscenen, Glanz der Costume und Menge von Personen, Pferden, Kanonen, Flintenschüssen u. s. w. ungemein prächtig und durch die beiden Elefanten sehr interessant, die mit ihren Rüsseln, Rücken und Zähnen einen Verräther entlarven, Verbrecher bestrafen, Prinzen und Prinzessinnen retten und die Tugend siegen machen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Sie war Freundin Voltaire's und Verf. der „Institutions physiques", der „Principes mathématiques de la philosophie naturelle", der „Essais astronomiques" etc.

**) Sein Gedicht „Les saisons" gehört unter die classischen Werke des 18. Jahrhunderts, auch hat er einen „Catéchisme universel" und „Oeuvres philosophiques" herausgegeben.

*) Es gibt jetzt nur 14 spielende Theater in Paris, und nur mit Mühe können sie sich erhalten. 1791 gab es deren 40, und alle machten gute Geschäfte; 1810, wo ihre Zahl schon auf 20 herabgesunken war, verminderte Napoleon sie sogar auf 9. Das, was gegenwärtig alle Theaterunternehmungen ruinirt, sind die ungemessenen Summen Geldes, die die Schauspieler von einigem Talent fodern. Ein dramatischer Schriftsteller, selbst wenn er beliebt ist, kann nur mit Mühe 4—5000 Fr. sich jährlich verschaffen, wogegen ein Schauspieler, der von dem Publicum gern gesehen ist, für keinen geringern Gehalt als 18, 25, ja sogar 40,000 Fr. auftritt. Die in diesem Augenblick bestehenden 14 Theater können zusammen 18,000 Personen fassen; täglich werden sie im Durchschnitt von 10,000 Personen besucht, was im ganzen Jahre 70—72,000,000 Francs in Circulation setzt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 206. — 24. Juli 1832.

Ueber den Zustand der englischen Verbrechercolonien in Australien.

(Beschluß aus Nr. 205.)

Die beste Methode auszumitteln, um einen Verbrecher so zu bestrafen, daß die Ausbreitung des Verbrechens überhaupt in den Staaten gehindert werde, ist ein äußerst schwieriges Problem. Daß dies aber durch die Transportation nach Neusüdwales nicht gelöst werde, liegt am Tage. Die muthmaßliche Wohlfeilheit der Transportation ist oft als ein Argument zu Gunsten dieses Bestrafungsmittels gebraucht worden, aber sie ist vielleicht noch eine größere Täuschung als die Voraussetzung, daß sie zur Vorbeugung der Verbrechen dienen könne, in welchen Irrthum der genannte französische Autor gefallen. Die Kosten des Transports betragen freilich nur gegen 25 Guineen, aber dies ist weder die erste noch die letzte Ausgabe. Der Verbrecher wird schon Monate vor seiner Abreise unterhalten, er wird mit nicht unbedeutenden Kosten an den Ort der Einschiffung hingeschafft, und auch nach seiner Landung muß für ihn gesorgt, er muß gekleidet und einlogirt werden, bis er in einer Ansiedelung Aufnahme gefunden hat. Wenn dies Alles wäre, würde das ganze Unternehmen noch ökonomisch aussehen, aber zu dieser Summe muß man noch die beträchtlichen Ausgaben hinzufügen, welche die Unterhaltung der Colonie selbst, ihre Beamten, Garnison, öffentlichen Etablissements und ihre sehr ausgedehnte und wachsame Polizeihandhabung verursachen. Wenn man den Betrag auf Zahlen reduciren wollte, so ist kein Zweifel, daß die Totalsumme die Kosten der Unterhaltung einer wohleingerichteten Strafanstalt beträchtlich überschreiten würde. Dazu kommt, daß, wenn wir auf diese Weise das Verbrechen strafen oder vielmehr belohnen, wir nicht allein die Gesellschaft durch einen Zuwachs von Unkosten belasten, sondern sie auch noch dazu durch die Vermehrung der Verbrechen neuen Verlusten aussetzen. Erfoderte auch die Beschäftigung eines Uebelthäters in einer Strafanstalt hundert Mal so viel Kostenaufwand als die Transportation, so würde sie doch um hundert Mal wirksamer sein, die Regierung würde nichts dabei verschwenden und die Gesellschaft würde wie im Verhältniß von Hundert zu Eins gewinnen.

Wir haben bisher die Strafmethode der Transportation nur mit Rücksicht auf das Mutterland betrachtet; von noch geringerer Bedeutung, aber doch würdig der Aufmerksamkeit des Forschers, sind die Erfolge dieses Systems, insoweit sie den Charakter des Missethäters und die Colonie selbst angehen. Man hat neuerdings viel für die Besserung der Strafgefangenen gesagt und gethan, und vielleicht haben die Regungen des Mitleids gegen den Verbrecher das Mitgefühl für das Unrecht beeinträchtigt, welches der menschlichen Gesellschaft durch das Verbrechen zugefügt wird. Mitleid hat sich in der That an vielen Beispielen ebenso blind als Liebe bewiesen, und es war eine seltsame Leidenschaft barmherziger Menschen, daß sie es zu einem Gegenstande des Neides für den unglücklichen Arbeiter machten, als Verbrecher verhaftet zu werden, und aus Milde gegen die Missethat bei den Antipoden ein Land der Hoffnungen und Versprechungen für ihn einrichteten. Zwecke der Besserung müssen ohne Zweifel mit Strafgesetzen verbunden sein, aber es ist thöricht, unserer Sorge für die Bekehrung eines Individuums zur Tugend alle Rücksichten für das Gemeinwohl aufzuopfern. Auch ist es die Meinung vieler Personen, welche sich mit den Zuständen verbrecherischer Menschen vertraut zu machen Gelegenheit gehabt, daß ausgemachte Diebe und Verbrecher, welche an das Leben eines lasterhaften Müßiggangs gewöhnt sind, nur in sehr wenigen und einzelnen Fällen wieder gebessert werden können. Die Sittenverhältnisse der Colonie von Neusüdwales stehen auf einer alle Begriffe übersteigenden Stufe. Es ist so weit entfernt davon, ein Land zu sein, wo Menschen ein neues Leben beginnen und mit Entschlüssen der Besserung an eine frische Laufbahn gehen, daß sich vielmehr die Zeugnisse aller glaubwürdigen Personen, die über diesen Gegenstand gehört worden, in der Meinung vereinigen, daß die Zustände der Freigelassenen, und gerade Derer, welche Eigenthum erlangten und Familie besitzen, von der verderbtesten Art sind. Unter den Emancipirten, denen Land bewilligt worden und die oft sehr vermögend sind, kann nur eine sehr geringe Anzahl, vielleicht nur ein halbes Dutzend, ausgewählt werden, deren Leben nicht einen lasterhaften Charakter an sich trüge, welche nicht unehrliche Geschäfte der einen oder andern Art trieben, und ihr Vermögen nicht durch Ausübung irgend einer Schurkerei sich erworben hätten. In Sidney gibt es sehr viele Grogschenken, und diese Häuser sind die eigentlichen Diebshehler. Zwischen

Sidney und den entferntesten Theilen der Colonie, und selbst zwischen Sidney und dem Mutterlande wird ein beständiger Handel mit gestohlenen Gütern getrieben. Die Verbrecher in den entferntern Ansiedelungen besitzen freilich die Mittel nicht, sich Ausartungen hinzugeben, aber sie sehen beständig das Beispiel der freigelassenen Arbeiter, welche dieselben besitzen, und brennen dafür, ähnliche Privilegien zu genießen; und sollte der Ort ihrer Bestimmung zu abgelegen sein zu einem Schauplatz der Ausschweifungen, so begeben sie sich in einer Feiertagswoche nach Sidney, wo sie in großen Scharen anlangen und während der Zeit, die sie dort verweilen, sich in jeder Art liederlichen Lebens herumtreiben. In solchem Gesellschaftszustande muß nothwendig das öffentliche Richtmaß der Sittlichkeit zu einem sehr niedrigen Grade herabsinken. Weit entfernt, daß eine Besserung in Neusüdwales beginnen sollte, scheint es vielmehr, daß die Spitzbüberei hier noch um eine Stufe über die Vollendung hinausgetrieben wird, welche sie im Mutterlande erreicht hatte. Das Eigenthum ist in Sidney sehr unsicher, und man hört hier von den auserlesensten und seltensten Diebereien. James Walter sagt in seinem Gutachten, das er vor dem Comité des Hauses der Gemeinen abgegeben: „Die Colonie macht selbst auf die ausgelerntesten Diebe des Mutterlandes einen ganz besondern Eindruck, und der erfahrenste Dieb Londons hat immer noch etwas zu lernen, wenn er hierher kommt; wahrscheinlich wird er schon an dem ersten Abend, den er hier zubringt, bestohlen werden.“ Auch ist es fast unmöglich, daß sich die Zustände hier besser gestalten sollten. Der Herr kann seinen Diener nicht anders bestrafen, als daß er mit ihm 20 oder 30 Meilen weit zu einer Polizeibehörde hinreist, wodurch er nicht allein seine eigne Zeit verliert, sondern auch vielleicht auf Monate die Arbeit seines Dieners, wenn derselbe zum Gassenlaufen verurtheilt wird. Gegen den Widerwillen, für einen Herrn zu arbeiten, welcher die Ursache seiner Bestrafung gewesen, ist dann schwer etwas auszurichten. Der Verbrecher hat das Spiel in seiner Hand; entweder er arbeitet nicht, verwundet sich absichtlich und liegt krank danieder, oder, und dies ist gar nicht ungewöhnlich, er zerstört die ihm anvertrauten Materialien und Geräthe.

Busby sagt in seinem Gutachten über den in Rede stehenden Gegenstand rücksichtlich der Buschdiebe, welches entflohene Verbrecherſklaven und Andere, die ihre Zuflucht zum Walde genommen, sind, daß in den letzten zwölf Monaten oder zwei Jahren dieselben so häufig geworden seien, daß man kaum 100 Meilen auf der Landstraße reisen könne, ohne angehalten und beraubt zu werden. Die Straßenräuberei, die früher etwas ganz Ungewöhnliches hier gewesen, ist jetzt zu einem ganz regelmäßig ausgebildeten System geworden. Die Gesetze, welche zur Besserung dieses schrecklichen Zustandes der Dinge gegeben sind, können zur Charakteristik der ganzen Verhältnisse der Colonie dienen, indem sie in der That jede Spur von persönlicher Freiheit zerstören. Eine Acte befähigte z. B. den Magistrat, eine Vollmacht auszustellen, welche die Constabeln autorisirt, innerhalb ihres Districts, bei Tag oder Nacht, nach ihrem eignen Ermessen in ein Haus einzudringen oder einzubrechen und eine Person, welche der Straßenräuberei oder Dieberei verdächtig sein könnte, zu verhaften. So kann auch jedes Individuum in der Colonie, ohne irgend eine Vollmacht oder Autorität, ein anderes in Gewahrsam nehmen, blos auf den Verdacht hin, daß er etwas Gesetzwidriges begangen habe; wenn es dem Magistrat scheint, daß er gerechte oder wahrscheinliche Ursache zum Verdacht gehabt, ist er vollkommen deshalb gerechtfertigt. Die Verpflichtung, sich über seine Unschuld auszuweisen, wird dem Verdächtigten aufgebürdet, und wenn dies nicht zur Befriedigung des Magistrats ausfällt, wird er entweder im Gewahrsam gehalten oder nach Sidney geschickt, um dort verhört zu werden. Die Zahl der Executionen in Neusüdwales im Jahre 1830 überstieg die ganze Anzahl der in England und Wales in demselben Jahre vollführten, was, wenn man das Verhältniß der Bevölkerungen der Länder in Betracht zieht, 325 Mal mehr Todesstrafen ausmacht als im Mutterlande. Dies entsetzliche Factum gibt wol schon durch sich selbst eine sehr triftige Antwort auf alle Argumente, die man von Seiten der Idee einer Besserungstheorie hinzustellen pflegt.

Die Uebel, welche sich in den Strafcolonien zeigen, entspringen theils daraus, daß man verworfenen und gesetzlosen Personen Land bewilligt, theils aus dem unnatürlichen Zustande, in welchem die Verbrecherſklaven hier leben, ihrer Absonderung von ihren Familien und dem Misverhältniß zwischen den Geschlechtern. Auch wirkt es nachtheilig, daß man die Verbrecherſklaven Leuten zuordnet, die selbst ohne alle Rechtlichkeit und Charakter sind. Zugleich möchten wir als Quelle der unglücklichen Resultate dieses Colonialwesens jene Mischung von Freiheit und Sklaverei anklagen, welche einen hauptsächlichen Theil des Systems der Transportation bildet. Der weiße Sklavenhandel ist aber vielleicht noch unheilvoller als der schwarze. Die Engländer haben eine unreine Bevölkerung an ein unschuldiges Küstenland verpflanzt, dem sie ihre abgegangenen Gifte und schlechten Säfte einimpften. Sidney ist ein Upasenbaum des Verbrechens, und die englische Nation hat es sich Millionen kosten lassen, um seine Schädlichkeit zu ernähren und immer üppiger aufwuchern zu lassen. Die australischen Colonien sind in Sünde geboren, und ganze Zeitalter werden vergehen müssen, ehe das unglückliche Land sich wieder von dem auf ihm lastenden Auswurfe der europäischen Bevölkerung zu reinigen im Stande sein wird. 121.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 125.)

Was Musik betrifft, so sind wir, sowie immer in dieser Jahreszeit, gar arm an etwas Bemerkenswerthem, und wenn Paganini nicht wäre, so würden die Stubenhaker derselben gar keinen Stoff zum Discutiren haben. Das Theater der Opéra comique ist, sowie ich letzthin vorausgesagt, von Neuem in Gährsucht gefallen, woraus es wahrscheinlich nicht vor dem Herbste auferstehen wird, und die italienische Oper ist in Mezzo, [illegible] bleibt also nichts als die [illegible] „le diable“ abgenutzt

aus jenen Zeiten alte altertümliche Gebäude, die man nicht leicht übersieht, und die Aufmerksamkeit des Fremden erregen. Die Einwohnerzahl der Stadt beträgt nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1858 nur 10,000 Seelen, ist also gegen früher sehr gesunken. Es waren nämlich vor dem Jahre 1848 in der Stadt 3 Regimenter Infanterie und ein Regiment Kavallerie in Garnison, die natürlich viel Geld in die Stadt brachten, und auch in Folge dessen viele Gewerbsleute, Handwerker und Kaufleute hatten. Seit dem Jahre 1848 sind aber alle diese Truppen weggezogen, und es ist nur noch ein Bataillon Infanterie dort.

Die Residenz, wo der Prinz seine Hofstaat, die Minister und Behörden sind, ist Sigmaringen, eine Stunde von Gammertingen entfernt. Sie hat 2,000 Einwohner, ist ebenfalls eine alte Stadt, und liegt an der Donau. Sie hat ein Gymnasium und 2 Bürgerschulen (Lateinschulen), ein Schullehrerseminar, ein Waisenhaus, ein Zuchthaus, ein Arbeitshaus, ein Krankenhaus, ein Armenhaus, ein Irrenhaus, ein Taubstummeninstitut, ein Blindeninstitut, ein Gefängniß, ein Schloß, ein Rathhaus, ein Theater, ein Bad, ein Kaffeehaus, ein Gasthaus, eine Post, eine Telegraphenstation, eine Eisenbahnstation, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung, eine Leihbibliothek, eine Apotheke, eine Bierbrauerei, eine Ziegelhütte, eine Kalkbrennerei, eine Gypsmühle, eine Sägmühle, eine Mahlmühle, eine Oelmühle, eine Gerberei, eine Seilerbahn, eine Seifensiederei, eine Lichterfabrik, eine Essigfabrik, eine Bleiche, eine Kunstmühle, eine Kunstdrechslerei, eine Kunstschreinerei, eine Kunstschlosserei, eine Kunstschmiede, eine Kunstschleife, eine Kunstschneiderei, eine Kunstschuhmacherei, eine Kunstschuhmacherei, eine Kunstschuhmacher

entfernt zu verlangen, daß man die Pflege der exotischen Pflanzen aufgeben solle, wünschte ich doch obenan die Verbesserung, die Vervollkommnung der inländischen stehen zu sehen, und wenn man Sorge und Aufmunterung den Producten der entfernten Zonen geben will, daß es wenigstens zu Gunsten derjenigen sei, welche zum Wohlsein des Vaterlandes beitragen können. So war diese Ausstellung auch arm an officinellen Pflanzen, und von Gemüsen fand ich nur mit Mühe in einer Ecke zwei Töpfe Krauspetersilie und eine Hand voll frühzeitiger Kartoffeln, die den 7. März gelegt und den 20. Mai ausgenommen waren. Diese Ausstellung findet nur einmal im Jahre statt, und da man vorzugsweise auf das Brillante sieht, so hat man sie im Mai, wo die Blumengöttin ihre reichsten Schätze darbietet, festgesetzt. Warum nicht eine zweite Ausstellung im Juli, wo die nährenden Pflanzen ihre saftigen Früchte in so großem Ueberflusse liefern, oder im August, noch so reich an wohlriechenden Blumen, oder lieber im October, wo die Natur eine tausendfache Obsternte spendet! Die Kritik verhindert mich nicht, den verdienstvollen Bemühungen dieser Gesellschaft vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn wenn ich das Bessere wünsche, so verkenne ich deshalb das Gute nicht.

Mitten unter den Blumen dieser Ausstellung sah man mit großem Interesse die sinnreich erfundenen Gartengeräthschaften der Hrn. Arnheiter und Petit, die bei mehren Gelegenheiten öffentlichen, und in der täglich allgemeiner werdenden praktischen Anwendung geräuschlosen aber sichern Beifall finden. Auch die Bücher waren nicht vergessen, und man bewunderte die unvergleichliche Ausführung der colorirten Kupfer in dem „Jardin fruitier" von L. Noisette (zweite Aufl. in 30 Lieferungen), in dem „Traité des arbres fruitiers" von Duhamel (sechs Bde., mit 432 illuminirten Kupfern) und in der „Monographie des melons" von Jacquin u. s. w.

In Paris, wo tausend und aber tausend muthwillige Köpfe auf nichts als Possen denken, kann es natürlich nicht an Mystificationen aller Art fehlen, wovon jedoch nur wenige bekannt werden. Die Art, wie man aber einen hiesigen Stubengelehrten mit einem ganz gewöhnlichen Kieselstein angeführt hat, den dieser sonst sehr würdige Mann für einen Aerolith hielt und darauf die Hypothese baute, daß die Cholera durch die pestilenziellen Emanationen solcher Lufterscheinungen entstehe, und sogar eine Abhandlung darüber der Akademie der Wissenschaften übergab, hat doch Aufsehen genug gemacht, um in mehren Journalen Platz zu finden, und würde das lachlustige Publicum noch lange beschäftigt haben, wenn nicht die wichtigern blutigen Begebenheiten des 5. und 6. Juni jeden Spaß hätten vergessen machen. Eine andere halb politische und etwas ernstere, dennoch nicht weniger lächerliche Posse, die einen neuen Beweis von Leichtgläubigkeit anderer Art liefert, ist folgende: Ludwig XVI., als er das Blutgerüst bestieg, hinterließ einen Sohn, der bald nach ihm in dem traurigen Gefängnisse, worin er schmachtete, auch starb. Mehr als Ein Abenteurer und Betrüger hat sich schon dieses Umstandes bedient, um einen Roman darauf zu bauen und Gutmüthige anzuführen. Ein vorgeblicher Tod, eine glückliche Flucht, ein langer Aufenthalt in den östreichischen Staaten und wunderbare Schicksale sind mehr als nöthig ist, um Dummköpfe und Leichtgläubige in Erstaunen zu setzen. Derjenige, der jetzt die Rolle jenes unglücklichen Königssohns spielt, überbietet in seinen Abenteuern alle seine Vorgänger. Auf Anstiften seines Oheims (Ludwig XVIII.) gibt er vor vom östreichischen Cabinet, das in ihm einen Mitbewerber des Sohnes Napoleons sah, in einer entfernten Festung streng bewacht worden zu sein; er kündigt sich dann als unschuldige Ursache des Todes seines Doctors, der Kaiserin Josephine, des Herzogs von Berry, des Kaisers Alexander, des Herzogs von Richelieu und des armen Fualdes an, welche alle auf Befehl Ludwigs XVIII. entweder vergiftet, erstochen oder sonst ermordet wären, um dieser königlichen Waise, die ihm auf den Stufen des Thrones stets im Wege stehe, jeden Beschützer zu rauben. Man wird fragen, warum der König, statt so viele hohe und mächtige Personen tödten zu lassen, nicht lieber seinen Neffen auf die Seite schaffen ließ, was leichter gewesen wäre und alle Schwierigkeiten mit einem Male aufgehoben haben würde? Das ist aber zu einfach und macht nicht Effect genug. Das Wundernswürdige der ganzen Geschichte, die dieser Prätendent in einem dicken Octavband auf die langweiligste Weise erzählt, ist endlich, daß es Leute gibt, die sie lesen, die sie glauben und die diesem Scheinmonarchen Geld genug geben, womit er prächtig lebt, und ihn ehrfurchtsvoll Ihro Majestät nennen. 89.

Geschichte des preußischen Staates, seit der Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit, von K. Pauſe. Sechster Band. Berlin, Rücker. 1832. 8. 1 Thlr.*)

Da wir erst im Februar dieses Jahres bei der Anzeige des fünften Bandes dieses Werks unsern Lesern angedeutet haben, worin der eigenthümliche Werth desselben bestehe, so können wir uns jetzt in unsern Mittheilungen über den vorliegenden Band mehr beschränken. Die Aufgabe, welche der Verf. in diesem Theile, der in drei Büchern (begrenzt durch die Jahre 1745, 1763 und 1786) die Geschichte des preußischen Staates unter Friedrich dem Großen enthält, zu lösen hatte, ist um ein Bedeutendes schwieriger als die in den frühern ihm gestellte. Wenn in diesen weniger allgemein verbreitete Kenntniß factischer Einzelheiten, besonders solcher, welche sich auf den innern Zustand des Staates beziehen, die Aufmerksamkeit des Lesers erhöhte, so ist dagegen in jenem der Stoff ein allgemein bekannter, und man verlangt von einer neuen Behandlung entweder Vermehrung des Factischen oder eine eigenthümliche Art der Auffassung und Darstellung. Eine wesentliche Bereicherung des Materials ist nur durch die Benutzung von Archiven möglich, und die Eröffnung dieser steht, obwol sie schon einmal, nämlich vor 24 Jahren, dem unvergeßlichen Geschichtschreiber der Schweiz zugesagt war, jetzt so leicht nicht zu erwarten; was aber sonst in den letzten Jahren hinzugekommen ist, das kann in einer nicht erschöpfenden Darstellung kaum auf bemerkbare Weise benutzt werden. Dagegen wird der Verf. in der Behandlung des Stoffes durch sein, von uns schon früher rühmend anerkanntes Talent für Auffassung und Entwirrung politischer Verwickelungen, sowie durch seine lebendige und mit der Veranschaulichung Reflexion verknüpfende Darstellung trefflich unterstützt. In Beziehung auf die letztere können wir indeß nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß er rhetorischen Schmuck, dessen der großartige Gegenstand nicht bedarf, und bildliche Ausdrucksweise, deren häufige Wiederkehr dem Ernste der Geschichte nur Eintrag thun kann, mehr gemieden als gesucht hätte. In Beziehung auf die Auswahl aus dem reichhaltigen Stoffe müssen wir zunächst bemerken, daß die von uns im vorigen Bande vermißte gebührende Darstellung der innern Verhältnisse des preußischen Staats unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. im Anfange des vorliegenden nachgeliefert ist; einen großen Theil desselben füllt allerdings Kriegsgeschichte, jedoch ist dieselbe überall mit richtiger Beschränkung auf das Wesentliche, Entscheidende dargestellt; zu sehr hat sich der Verf. dagegen in der Behandlung der letzten zehn Lebensjahre Friedrichs beschränkt, und die Kürze, mit welcher namentlich das letzte große Werk des Königs, die Stiftung des Fürstenbundes, beseitigt ist, erregt die Meinung, daß der Verf. sich hier hat durch äußere Umstände müssen bestimmen lassen. Daß aus einer solchen Ursache nicht die Behandlung des noch fehlenden Zeitabschnitts verkürzt werde, wird gewiß jeder Leser wünschen, und willkommen wird es ihm ohne Zweifel sein, daß die Ausführung über die bei der ersten Anlage gesetzten Grenzen hinübergehe, als daß der Gegenwart nicht das ihr gebührende Recht widerfahre. Mit diesem Wunsche sehen wir wenigstens dem Schlusse des Werks entgegen, dessen baldiges Erscheinen die rasche Aufeinanderfolge des fünften und sechsten Bandes erwarten läßt. 16.

*) Vgl. Beil. Nr. 8 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 207. — 25. Juli 1832.

Geschichte des östlichen Asiens, von J. H. Plath. Erster Theil. Die Mandschurei. Auch unter dem Titel: Die Völker der Mandschurei. Zwei Bände. Göttingen, Dieterich. 1830—31. Gr. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Die Absicht des Verf., den wir aus vorliegendem Werke zum ersten Mal kennen lernen (er ist Privatdocent der Geschichte in Göttingen), geht dahin, eine sorgfältige ausführliche Geschichte des östlichen Asiens zu liefern. Mit den erschienenen Bänden ist die der Mandschurei und ihrer Herrscher, welche seit 1644 auch Kaiser von China sind, geschlossen. Die zweite Abtheilung soll die Geschichte Chinas vor seiner Unterwerfung unter die Khans der Mandschu, eine dritte die Geschichte Japans, Koreas, Annams u. s. w. enthalten. Gegen das Vorhaben eines Schriftstellers, den seltene Kunde der Sprachen jener entfernten Länder begünstigt, ist nichts einzuwenden. Umsicht, treuer Gebrauch der vorhandenen Quellen, von denen ihm die reiche göttinger Bibliothek nur wenige vermissen läßt, genaue Anführung derselben, lassen nichts zu wünschen übrig. Nur Paris im Ganzen, London, Petersburg und Berlin im Einzelnen, dürften Hülfsmittel besitzen, die ihm abgehen. Jedes Menschenwerk ist der Berichtigung fähig, und so wird es auch der Feile einer künftigen Ausgabe nicht an Beschäftigung fehlen: nur die von ihm gewählte Ordnung ist schon jetzt nicht zu billigen und schadet der Uebersicht und Theilnahme. Nach seinem eignen Geständniß ist alle Ausbildung des östlichen Asiens von China ausgegangen. Ehe die Völker, welche jetzt mehr oder weniger von diesem uralten, räthselhaften, in Tugenden und Fehlern von europäischen Verhältnissen durchaus abweichenden Reiche der Weisheit und Thorheit abhängen, freundlich oder feindlich mit ihm in Berührung traten, waren sie wandernde Hirten, Fischer, Bogenschützen, Reiter und Jäger, zum Theil Räuber, ohne Schriftsprache, ohne Wissenschaften und Künste, ohne Handel, ohne festbestimmte Wohnsitze und Grenzen, folglich fast ohne Geschichte, wenigstens ohne solche, die mit Gewißheit nachzuweisen oder von der viel zu sagen ist. China ist der Kern, um den sich Alles legt, der Stamm, welcher seine Aeste überall verbreitet; was von ihm ausgeht, kann seinen Saft nicht verleugnen. Erst durch die chinesische Geschichte erhält die ihrige Bedeutung und Bestimmtheit und eröffnet ein Schauspiel der Entwickelung, der Annäherung, des Widerstandes, der Verschmelzung oder bleibender Verschiedenheit. Hr. Plath scheint zu glauben, das könne der Leser sich selbst geben, wenn er mit seiner, ob Gott will künftigen Geschichte von China den Anfang macht. Wartet er, was sehr nahe liegt, bis dahin auch mit dem Ankauf dieser beiden starken, gegen 70 Bogen umfassenden Bände, so möchte dem Verf. und Verleger wenig damit gedient sein. Es gibt freilich schon Geschichten von China, sind sie aber in dem nämlichen Sinne geschrieben? Ist in ihnen Alles vorbereitet, worauf Hr. P. Rücksicht nehmen wird, und treffen sie so völlig mit seiner Absicht überein, daß man das vorliegende Buch als ihre Fortsetzung ansehen kann? Noch entscheidender ist, daß, wenn er mit der Bearbeitung der Geschichte des Hauptvolks den Anfang gemacht hätte, die des Nebenvolks ganz anders von ihm behandelt sein würde; daß er Manches hätte weglassen, abkürzen, mehr hervorheben dürfen als jetzt geschehen konnte, um verständlich zu bleiben, was er dennoch nicht immer, wenigstens nicht so erreicht, daß der unvorbereitete Leser viel Gewicht darauf legt. Der Verf. wird selbst erfahren, wie viel mehr er von China weiß, wenn er dessen Geschichte beendigt hat; selbst wünschen, Dies und Das in der Darstellung der Mandschu anders gefaßt zu haben. Ueberhaupt scheint der jugendliche Schriftsteller, dem Anstrengung und Mühseligkeit gerade recht sein mögen, nicht den geringsten Werth auf die Bequemlichkeit im Lesen und Nachschlagen eines großen Werks zu legen. Die lange, so viel Verschiedenheiten in sich aufnehmende, nicht immer blos erzählende Darstellung läuft ununterbrochen fort, ist nicht in größere oder kleinere Abschnitte getheilt, nicht durch Ueberschriften unterschieden, nicht einmal durch Jahrzahlen am Rande. Eine Gefälligkeit, der sich Hume und Robertson nicht entziehen wollen, war doch nicht unter der Würde des Verf. Daß ihm weder Geschicklichkeit noch Geduld dazu fehlen, beweist eine sorgfältig ausgearbeitete Inhaltsangabe, die Alles darbietet, was man im Buche vermißt, die Hr. P. für Ersatz ausgibt, die es aber nicht völlig ist, weil sie sich von der Darstellung trennt, nicht mit ihr zugleich dem Auge begegnet, nachgesucht werden muß, und somit für schnelle und augenblickliche Uebersicht verloren geht. Dennoch ist der Gegenstand selbst so anziehend, so neu und von dem Darsteller in einem so guten, philoso-

phisch-kritischen Sinn aufgefaßt und durchgeführt, daß sich der einigermaßen gebildete Leser bald mit ihm befreundet, und je weiter er fortschreitet, desto mehr für ihn gewonnen wird.

Die Mandschu sind ein tungusischer Völkerstamm des mittlern hochgelegenen Asiens und bilden den östlichen Theil der chinesischen Tatarei. Ihr Land wird, zufolge der Berichte der neuesten Reisenden, nach seiner physischen Beschaffenheit beschrieben, so weit dessen mangelhafte Kunde es zuläßt. Zu früh kommen, nach unserm Ermessen, schon hier die durchaus unveranlaßten Versuche räuberischer russischer Kosaken, harmlose entfernte Völkerschaften dieser Gegend zu unterjochen, die erst im J. 1643 einbrachen, schnell eroberten, schnell verloren, und 1689 im Frieden von Nertschinsk gelobten, nicht wiederzukommen. Am Ostrande der jetzigen Mandschurei wohnen Kurilen und Mischlinge, im Norden Jakuten (Türken), am Westrande Mongolen, sonst überall eigentliche Tunguſen, die sich bis nach Sibirien hinein erstrecken. Die erste herrschende Nation in der Mandschurei waren schon 907 die Khitans. In dem Gründer ihrer Macht, Apachi; erkennt man unter Wundersagen den großen Mann, der sein Gebiet schon in die Mongolei und über das nördliche China erstreckte. Seine Nachfolger glichen ihm nicht und versanken nach und nach. Ihre Religion war theils die chinesische, theils die des Buddha. Ihnen folgten im Anfange des 12. Jahrhunderts die Jutchi, chinesisch Kin, goldenes Reich genannt. Dessen Gründer, Agoutha, gleichfalls durch Wunder verherrlicht, ein großer Krieger und ein Menschenfreund, nahm den Kaisertitel an. Unter seinen Nachfolgern erweiterte sich das Reich und war nahe daran, ganz China zu unterjochen, aber Dschingiskhans Mongolen vermochten sie nicht zu widerstehen, und nur dessen 1227 erfolgter Tod fristete auf wenige Jahre ihren Untergang. Ihre Religion, welche sie wie die Mandschu von den Chinesen annahmen, ist auf reine Sittlichkeit gegründet. Alle Güter und Uebel der Natur sind Belohnungen oder Strafen des menschlichen Verhaltens. Des Himmels Herr ist Herr der Erde. Von ihm kommt die Herrschaft des Kaisers, und des Kaisers Ahnen sind heilige Mittler zwischen beiden. Daher stehen sie hoch über den Geistern der höchsten Gebirge und Gewässer, die doch auch Gutes thun, auch Ehrfurcht verdienen, und daher mitunter königliche und herzogliche Titel erhalten. Die erste Religionspflicht ist Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Aeltern, Zuneigung der Aeltern gegen ihre Kinder, mit einem Worte: Pietät. Das Verdienst der Abkömmlinge erwirbt ihren längst verstorbenen Vorfahren Ehrentitel und erhebt sie in den Adelstand. Auch den Weisen gebührt Ehrfurcht, vor Allen dem Confucius, der nie vergessen wird, so oft Jemand seinen Ahnen Blumen und Weihrauch darbringt. Eine so reine Religion kann begreiflicherweise nur den Gebildeten ganz befriedigen, und so hat es den Bonzen des Buddha nie an willigen Zuhörern ihrer Wundermärchen und Theilnehmern ihrer Ceremonien gemangelt. Religionsduldung ist in China heimisch, man hat Fremdlingen nie gewehrt zu glauben, zu singen und zu sagen was sie wollen, nie einen von ihnen zu bekehren gesucht, nur verboten, Landeskinder zu bekehren, aber selten mit Strenge auf dieses Verbot gehalten und gern durch die Finger gesehen, so lange keine Unruhen daraus erwuchsen. Die Buddhisten scheinen sich darein geschickt zu haben. Nach Vertreibung der Mongolen aus China 1368, blieben die Kin theils frei, theils den Ming in China zinsbar. Die Mandschu waren Jutchi wie sie. Ihr Anfang ist klein und fabelhaft. Taitsoun eroberte schon 1621 das nördliche China, drang bis Peking vor, kehrte nach Moukdere zurück, erklärte sich zum Kaiser und starb 1636 in Leaotung. Innere Kriege zerrütteten China, die Dynastie der Ming ging zu Ende, ihr letzter Kaiser erhing sich 1644, viele Thronbewerber von abwechselndem Glück vermochten sich endlich gegen den Mandschu, Chuntchin, nicht zu halten. Ihm folgte sein großer Sohn, Khanghy, der zum Glücke des Landes 60 Jahre hindurch, von 1662—1722 regierte.

Alles bisher Angedeutete füllt nicht den dritten Theil des Buchs, die übrigen zwei Drittel gehören der Mandschuherrschaft über China bis auf diesen Tag und sind mit einer biographischen Vollständigkeit abgefaßt, die wir an einer umständlichen, außereuropäischen Geschichte nicht zu tadeln wissen, welche ihrer Natur nach Vieles enthalten muß, was mit kurzen Worten kaum deutlich zu machen war, und selbst durch ihre Befremdlichkeit unterrichtet. Khanghy war ein ausgezeichneter Regent, von dem wir, wie von seinen Nachfolgern, recht viel erfahren, nur nicht ihre Namen. Khanghy, d. h. fester Friede, Khiantoung, d. h. Himmelsschutz, sind nur die Namen, die Vorbedeutungen ihrer Regierungszeit. Außerdem haben sie auch Kindernamen, Khanghy z. B. Himmelsfunken, aber es ist bei Todesstrafe verboten, einen solchen Namen während ihrer Lebenszeit zu nennen, oder auch nur zu schreiben und drucken zu lassen, daher sogar das Wort, das ihn bezeichnet, aus den Wörterbüchern verschwinden muß. Nach ihrem Hinscheiden werden sie bei ihrem Tod- und Tempelnamen genannt, zur Ehre oder zur Schande, worüber ein Rathsschluß entscheidet. Außerdem kommen ihnen, wie jedem Chinesen, Familiennamen, Eigennamen, Vornamen, Ehrennamen oder Tugendzeiger, Würdenamen, und wer weiß wie viele sonst noch zu, nur der besondere Name nicht, der den besondern Menschen bezeichnet. Man sieht, es ist eine Eigenthümlichkeit dieses seltsamen Volks, viel mehr zu geben als man erwartet, und das Einzige zu verweigern, was man begehrt. Khanghy's Weisheit, Thätigkeit und Glück sind vielleicht beispiellos in der Geschichte der Welt; aber wir müssen dem Leser überlassen, sich davon durch den urkundlichen Bericht dieses Werks zu überzeugen und Folgerungen daraus zu ziehen, die dem Geschichtschreiber zuweilen entgangen zu sein scheinen. Was wir vornehmlich an ihm bewundern, was seine Geschichte dem tiefen Studium jedes Staatsmannes empfiehlt, ist die unübertreffliche Kunst, sich in die Sitten und Vorurtheile eines fremden Volks zu schicken, ohne durch diese Vorurtheile angesteckt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere russische Poesien.

1. Roshdenisso Joanna Grosnago, d. i. Die Geburt Johann des Gewaltigen, ein episches Gedicht in drei Abtheilungen vom Baron Rosen. Petersburg, 1830.

Seit Shukowsky durch die gelungene Uebersetzung poetischer Erzählungen des Lord Byron, und A. Puschkin durch eigne Hervorbringungen in dieser Gattung russischen Dichtern nachahmenswürdige Muster aufgestellt haben, ist eine beträchtliche Anzahl, leider aber meistens mittelmäßiger poetischer Erzählungen in dem dafür üblichen kurzen vierfüßigen Versmaße geschrieben worden. Der Gegenstand der gegenwärtigen Erzählung ist eine Episode aus der Lebens- und Regierungsgeschichte des Czar Basilius, Vaters des Czar Johann des Gewaltigen. Die Czarin Salomonia bleibt unfruchtbar, und ihr Gemahl Basilius nöthigt sie in ein Kloster zu gehen, worauf er sich mit einer jungen, schönen Bojarentochter, Helena Glinsky, vermählt. Trennungen der Ehe wurden in jener Zeit von der Kirche verdammt, und das Volk sah daher diese Entschließung des Czaren mit banger Furcht an, verderbliche Folgen für das Reich voraus ahnend. Eine dunkle Sage verkündete zugleich, daß die verstoßene Czarin gesegneten Leibes gewesen und im Kloster einen Sohn geboren habe, den sie in ihrem Kerker wegen Mangel an Milch nicht habe ernähren können, daher er des Hungertodes gestorben. Das Volk erwartet bebend die Strafe des Himmels, und — Johann wird geboren. Das Epos endigt mit folgenden Versen, die treu übersetzt sind und grotesk tragisch genannt werden können:

— Und plötzlich aus den Wolken flammt
Ein ungewöhnlich Blitzesleuchten;
Erbebend kniet das ganze Volk —
Ein furchtbar Krachen, hört es, Rollen,
Des Himmels Veste stürzt wol ein?
Das Antlitz in den Staub gebeugt
Liegt still das Volk und betet leise.
Da tritt der Czarin Vater für,
Er steht vor des Palastes Thüre
Und rufet laut die Nachricht aus.
Es heult der Sturm ihm in die Rede
Und überschreit der Glocken Klang;
Nur einen Augenblick ertönt
Des Volkes Jubelruf — dann schweigt es!
Die Nachricht war von schlimmer Art:
Des Landes Unglückswürfel liegt,
Volk, weine laut — Er ist geboren!

Es ist die Frage, ob der Dichter für seine in einzelnen Stellen schöne Dichtung einen Gegenstand gewählt hat, der sich für die poetische Behandlung auf eine dankbare Weise eignete. Eine Jagdscene am Czarenhofe voll orientalischer Pracht ist im Anfange des Gedichts mit glänzenden Farben und reicher Phantasie geschildert.

Baron Rosen hat bereits früher drei poetische Erzählungen drucken lassen: „Tri Stichotworenija" u. s. w., d. i. Drei Gedichte von G. von Rosen (Moskau, 1828). Die erste Erzählung ist überschrieben: „Marina, eine ländliche Geschichte". Ihr Inhalt ist einfach. Ein Husarenoffizier will ein Landmädchen verführen, besinnt sich aber eines Bessern und läßt sich von ihr zu ihrer Hochzeit einladen, da sie bald darauf einen Landmann heirathet. Die Geschichte ist, wie man sieht, nicht verwickelt, aber das Gedicht hat mitunter schöne Verse, und das Leben eines cantonnirenden Husarenoffiziers auf dem Lande wird mit lebhaften Farben geschildert. Das zweite Gedicht der Trilogie ist: „Der Verurtheilte". Es ist darin die Rückkehr eines Sträflings von der Zwangsarbeit in sibirischen Bergwerken geschildert. Derselbe war wegen eines Zweikampfs, in dem er den Gegner getödtet, zur Deportation verurtheilt und erhält, nach überstandener Strafzeit, seine Freiheit wieder. Der Wiedereintritt in menschliche Gesellschaft aus fernen Wüsten erweckt in dem Rückkehrenden Gefühle, die der Dichter auf ergreifende Weise darzustellen sucht. Es scheint aber ihm eine zu schwere Aufgabe gewesen zu sein, den Sträfling in Lagen zu bringen, die wirklich Theilnahme erregen. Am gelungensten ist wol das Zusammentreffen mit dem unglücklichen, verschmachteten Weibe, das ihrem zur Kettenstrafe verurtheilten Manne zu den fernen Bergwerken mit einer Tochter, noch einem Kinde, folgend, unterwegs krank wird und in einem öden Walde verscheidet. Die Schilderung streift indeß ans Gräßliche. Die todte Mutter hält mit erstarrter Hand das Kind fest,

Das kraftlos von der Leiche sich zu reißen,
Am starren Busen weinend liegt und flieht:
O liebe Mutter, laß mich los, du thust
Mir weh und drückst zu lange schon mich an dich.

Der Sträfling erbebt bei dem Anblick; er zaudert die Kleine loszumachen, denn der letzte Wille der verstorbenen Mutter, ihr Kind bei sich zu behalten, scheint ihm unverletzlich, doch entschließt er sich endlich, durch die Klagen der Kleinen gerührt, das Leben vom Tode zu trennen. Er nimmt das Kind mit sich und wankt fort zu seiner Heimath. Dreizehn Octavseiten weiter, voll wohlklingender, doch hin und wieder auch matter Verse, ist das Kind eine mannbare Jungfrau und drückt dem Sträflinge die lebensmüden Augen zu:

Sein Antlitz nahm die letzten Züge an;
Still wars — die Hände lasen Flocken,
Der letzte Athem rollte rasselnd fort,
Und wieder lag die Jungfrau, fest umstrickt,
In todesstarren Armen einer Leiche.

So endet das Gedicht, in welchem das Gräßliche nicht gespart ist und gesucht treu geschildert wird.

Das dritte Gedicht in oberwähnter Sammlung: „Die Tochter Godunow's", ist nur ein Fragment historischen Inhalts.

2. Besumnaja, d. i. Die Wahnsinnige, eine russische Geschichte von Iwan Koslow. Petersburg, 1830.

Sowie russische Dichter vor Decennien in der Nachahmung leichtsinniger Franzosen leichtfertig sein wollten, so suchen andere jetzt, Lord Byron und den Engländern überhaupt nacheifernd, möglichst gräßlich zu sein. Iwan Koslow befindet sich im gegenwärtigen Gedicht auf einer Reise, hält chemin faisant in einer Winternacht bei einem Dorfkirchhofe an und sieht daselbst auf einem Grabhügel beim Schein eines Nordlichts eine weiße Gestalt. Es ist ein junges, versteht sich schönes Mädchen, die aus Liebe, versteht sich unglücklicher, wahnsinnig geworden. Sie erzählt ihm ihre klägliche Geschichte und er reist klagend weiter. Als er wieder des Weges kommt und bei einem Hirtenknaben nachfragt, ist die Wahnsinnige todt und eingescharrt. Was will man mehr? Nacht, Kirchhof, gespenstisches weißes Gewand, ein wahnsinniges Mädchen, ein gebrochenes Herz und über diesem allen als Beleuchtung ein flammendes Nordlicht, das Dem, der es nicht kennt, wie ein entsetzlicher, grausamer Brand erscheint. Man sieht, daß nicht blos Engländer schaurige Bilder zu produciren verstehen. 44.

Aus den Briefen eines Reisenden.

Triest, 23. Juni 1832.

Von Salzburg an, wo ich das Oestreichische betrat, bis hierher haben mich fortwährend Kriegsgerüchte umtönt, theils als bestimmte Erwartung bei den Gebildeten, namentlich den Offizieren, theils als dunkle unbestimmte Sage bei dem großen Haufen. In Dem, was um uns her geschah, Durchmärschen von Truppen und Geschütz nach Tirol und Italien, Einberufung von Beurlaubten u. s. w., schien die Sache ihre Bestätigung zu finden. Die seltsamsten Fragen in dieser Hinsicht sind in den Gebirgsgegenden von Bauern, Wirthsleuten, selbst Posthaltern an mich gethan worden: Ob es wahr sei, daß ein russisches Heer in Preußen stehe? daß eine „Congregation" aller Kaiser und Könige in Triest gehalten werden solle? u. s. w. Gegen

wen und weshalb Krieg ausbrechen solle, davon hatte Niemand eine klare Vorstellung. „Die Belgischen wollen halt dem Papst die Händ binden und nur die Füß frei lassen", gab mir ein Bauer in Krain zur Antwort, „und das kann halt nit angehen." Die Belgischen, die der französische Offizier in Brüssel vorm Jahre so treffend charakterisirte: enfin, c'est un peuple fanatique et passablement ignorant, die Belgischen dem Papste die Hände binden! Solcher Unsinn entsteht schwerlich von selbst in den Köpfen der Leute, sondern — — —. Von der politischen Unwissenheit in diesen Provinzen macht man sich überhaupt schwer einen Begriff. Doch fühlen die Leute sehr gut, wo sie der Schuh drückt. „Vierzehn Jahre Militairdienst", seufzte mehr als Einer, „und wenn wir dann nach Hause kommen, geht's vielleicht noch wieder unter die Landwehr." Im Salzburgischen erinnert man sich der Zeit noch sehr gut, wo das Land bairisch war; ebenfalls in Tirol, wie mir Reisende erzählten, die von dort kamen. „Als damals die Briefe vom Kaiser kamen", sagte ein alter Kämpe mit grauem Haar, „da nahmen wir unsere Büchsen und schossen Baiern und Franzosen über den Haufen; wenn er uns jetzt wieder schreibt, so lassen wir die Büchsen ruhig hängen." Diese laue Stimmung in Tirol muß ziemlich allgemein sein, da selbst der gemeine Mann in den andern Provinzen sie kennt. Auf die Frage, ob der Kaiser noch in Triest sei, antwortete mir mein Führer in der adelsberger Grotte: er glaube es; man habe gesagt, er wolle durch Tirol reisen, aber dort solle eine Revolution ausgebrochen sein.

Viele Freude hat mir eine flüchtige Bekanntschaft mit einem wackern jungen Landgeistlichen in einer abgelegenen Gebirgsgegend gemacht: einem wohlunterrichteten, wißbegierigen, strebenden Manne. Seine eigne Lage und den Zustand seines Landes betrachtete er eben nicht in dem heitersten Lichte, sondern führte bittere Klage über den unerträglichen geistigen Druck. Im übrigen Deutschland, klagte er, sind wir verlacht und verspottet als unwissend und indolent, und doch fehlt es uns weder an Talenten noch an Lust zum Fortschreiten; aber wer wird es wagen, z. B. als Schriftsteller aufzutreten, da er selbst in dem günstigen Falle, wo sein Werk die Censur passirt, schon als bloßer Schriftsteller, als denkender Kopf verdächtig wird; da er fürchten muß, künftighin von allen Seiten beobachtet zu werden und vielleicht sich alle Aussicht auf Beförderung abzuschneiden? Ich schied mit wahrer Achtung und innerm Bedauern von dem trefflichen Manne, der das schöne Wort in den „Spaziergängen eines wiener Poeten" bestätigte, daß trotz aller Mauth und aller Censur doch „der erhabene Fremdling, der Gedanke", dann und wann sich über die Grenze einzuschleichen wisse. Aber freilich stehen solche Männer unter den Landgeistlichen da wie ein Brunnen in der Wüste Sahara; nur wenige Pflanzen an seinem Rande kann er tränken und gedeihen machen, während ringsum Alles in dem dürren Sande erstirbt.

Den Kaiser habe ich noch vor seiner Abreise von Triest gesehen, wo man sich viel Liebes und Gutes von seiner Leutseligkeit erzählt. Den Herzog von Modena, der auch hier war, sah ich nicht. Gegen ihn soll sich doch die öffentliche Meinung nach hiesiger Weise stark genug geäußert haben: wenn er nämlich in den Straßen hinter dem Kaiser ging, grüßte das Publicum den Letztern ehrerbietigst, setzte aber vor dem Herzoge schnell wieder die Hüte auf.

Und nun zu Griechenland, wohin schon alle meine Gedanken gerichtet sind. Ich habe es sehr glücklich getroffen, daß eben vor einigen Tagen Herr Gr., der aus Griechenland, wo er sich angekauft hat, auf einige Monate nach Deutschland zurückkehrt, aus der Quarantaine entlassen worden ist. Seine Erzählungen und Rathschläge sind mir höchst lehrreich, und durch ihn bin ich auch mit den Honoratioren von seiner Schiffsmannschaft, lauter Ipsarioten, bekannt geworden. Freilich sind dies, nach unserer Art zu reden, ungebildete Leute, die kaum lesen und schreiben können; nur Einer von ihnen versteht etwas Altgriechisch; aber sie repräsentiren den gegenwärtigen Mittelstand in Hellas, und sie ersetzen durch ihren natürlichen Verstand, ihre Gewandtheit und Herzlichkeit, was ihnen an Kenntnissen und Bildung abgeht. Alles, was ich von Herrn Gr. und von diesen Leuten höre, bestätigt aufs Vollkommenste die Schilderungen des Hofraths Thiersch von dem Zustande des Landes und Volkes. Die ungeheure Mehrheit ist syntagmatisch (constitutionnell) gesinnt und will nichts als Ordnung, d. h. Herrschaft der Gesetze, und Ruhe, die sie, von einem richtigen Gefühle geleitet, nur unter einem Könige zu finden hoffen. Nichts ist rührender als die Begeisterung, ja die religiöse Verehrung, mit der diese Leute von ihrem Basileus reden, die Sehnsucht, mit der sie ihn erwarten. Unaufhörlich ist der Basileus Otho auf ihren Lippen, wie er alle ihre Gedanken erfüllt; unaufhörlich fragen sie, ob ich ihn gesehen, ob er wirklich Griechisch lerne, wie alt er sei u. s. w. Die abenteuerlichsten Gerüchte, wenn sie nur ihren Hoffnungen schmeicheln, werden von ihnen begierig geglaubt. Soeben begegnen mir der Capitain und sein Bruder, der als Pragmatevtis (Supercargo) mit auf dem Schiffe ist, und fragen mich mit freudigem Eifer, ob es denn wahr sei, daß der Basileus mit 2000 Mann zu Lande nach Griechenland auf dem Wege sei. Leider mußte ich ihnen das reine Gegentheil melden: eine Reise des Prinzen Otto nach Dobberan. Ueber die geographische Unwissenheit, die diese Frage verräth, kann man lächeln; aber übrigens verdienen die Leute dieser Art wol gehört zu werden über Das, was Griechenland Noth thut. Sie sind es, die durch Aufopferung von Gut und Blut die Befreiung ihres Landes erwirkt haben (so hat der eine dieser Brüder, der Kaufmann, mit eigner Hand sein Alles, sein schönes Schiff, in einen Brander verwandelt, an ein feindliches Linienschiff gehängt und 2000 Türken in die Luft gesprengt, wovon er aber nie selbst spricht); sie wissen am besten, wofür sie gekämpft, worin sie den Lohn für ihre Mühen und Opfer finden werden. Ohne einen König keine Ruhe und Sicherheit, sprechen sie; die Großen gönnen sich einander den ersten Platz nicht, jeder glaubt dieselben Ansprüche zu haben; einem Könige werden sie alle weichen. Und so sprechen die Großen selbst von allen Parteien, wie mir Hr. G. sagt, der sie alle persönlich gekannt hat; jeder ist des bisherigen unseligen Zustandes müde und sehnt sich nach der Ruhe und den Früchten derselben. G. war in Athen Zeuge eines ähnlichen Freudenrausches bei der Nachricht von der Ernennung eines Königs, wie Hofrath Thiersch in Syra; mit Blitzesschnelle war die frohe Botschaft durch die ganze Stadt verbreitet, alle Geschäfte ruhten, Alles schwelgte in der Aussicht auf eine heitere Zukunft. Es ist ein böses Spiel, welches die Mächte mit dem unglücklichen Volke spielen, das sie nun schon Jahrelang im Provisorium herumschleppen; unverantwortliche Schuld laden sie auf sich, daß sie, nachdem der Kampf beendigt, und der Sultan zu einem billigen Vergleiche bereit ist, sich nicht einen können über die Wahl eines Königs und über eine kleine Summe Geldes zum ersten Anfange; Das, was ihnen die Unterhaltung ihrer Seemacht und Landtruppen in Griechenland in einem einzigen Jahre kostet, würde genügen. Denn wunderbar schnell würden die reichen natürlichen Hülfsquellen des Landes sich öffnen und fließen; G., der sich selbst in Athen angekauft hat und bald dahin zurückkehrt, kann es nicht genug rühmen, wie schnell selbst jetzt Alles vorausschreitet, wie Felder und Gärten neu vermessen und bebaut werden, wie sich die Häuser wieder aus den Ruinen erheben. Doch genug; vielleicht bin ich schon zu lange bei diesem Gegenstande verweilt, ohne das Land noch selbst gesehen zu haben; aber ich möchte Jedem die Ueberzeugung mittheilen können, die mir schon hier aus den Erzählungen von Augenzeugen erwachsen ist, daß dem schönen Griechenland und seinem wackern Volke nichts fehlt als definitive Feststellung seines Schicksals, um in wenigen Jahren ein gesegneter und blühender Staat zu werden.

125.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 208. — 26. Juli 1832.

Geschichte des östlichen Asiens, von J. H. Plath. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Khanghy stand hoch über seiner nahen und fernen Umgebung, aber diese verlor ihn so wenig aus dem Gesicht als er sie; er gebrauchte die Menschen, wozu sie gut waren, aber er gebrauchte sie zu ihrem eignen Besten, und schien er sie zu dem seinigen zu gebrauchen, so war dies nicht mehr das seinige, sondern das allgemeine. Es ist schwer für einen Sterblichen, dem Begriff der wohlthätigen Gottheit so nahe zu kommen; es ist vermessen, tadeln zu wollen, was ein solcher Mann, der nie ohne Ueberlegung handelte, für gut erkannte. Fast ein Jahrhundert vor seinem Regierungsantritte hatten sich jesuitische Missionnaire durch wissenschaftliche und Kunstkenntnisse, durch Nachgiebigkeit gegen die Sitte des Landes und den Geist seiner Gesetzgebung in China beliebt gemacht. Ihr dortiges Benehmen ist die Lichtseite ihrer Geschichte und das Muster echter, tadelloser Klugheit. Sie erkannten, ehrten und schonten in dem reinen Theismus der Gebildeten des Volks die leitenden Grundsätze des Christenthums; der Theist konnte Leuten nicht zürnen, die seinen Begriffen zusagten. Sie tasteten seinen Gesalbten nicht an, sie thaten seinen Weisen kein Leid. Khanghy ließ sie gern und absichtlich auf die Menge wirken, die mehr Symbole, Ceremonien und geschichtliche Ueberlieferungen bedarf, als die bescheidene Vernunftreligion aufzubieten vermag, und zog mit großer Gerechtigkeit ihre bessern Andeutungen dem Aberglauben buddhistischer Bonzen vor. Er war ein leidenschaftlicher Freund praktischer Wissenschaft und bediente sich der willkommenen Fremden, um diese zu verbreiten. Unter ihm wurden sie Wohlthäter des Landes. Geometrie, Wasserbau, Astronomie, Naturkunde, Vermessung des Bodens, Heilkunde, Baukunst und was sonst genannt werden mag, das zur Aufnahme und Zierde eines großen Reichs beitragen kann, ward von ihm zum Theil eingeführt, zum Theil wesentlich verbessert. Unter ihrer ungestörten und sogar von der Regierung begünstigten Wirksamkeit würde ganz China ein christlicher Staat geworden sein, ohne diese Veränderung zu bemerken. Da trat Ahriman in die Schöpfung Ormuzd's. Da erhoben die Verkündiger zeitlicher und ewiger Verdammniß, die höllischen Erfinder der Inquisition, die herzlosen Dominicaner, welchen die christliche Religion nicht die Lehre der Liebe und Freude, sondern eine Anstalt ist, Menschen auf die Folter zu spannen, ihr Rabengekrächze gegen die beneideten Zöglinge des verständigen Lainez. Das allein sei Christenthum, lehrten sie, wenn man seine Vorfahren verfluche, seine Ahnen lästere und sich an dem seligen Bewußtsein weide, die Lehrer der Vergangenheit einer Peinigung zu übergeben, deren Wurm nicht stirbt, deren Feuer nicht erlischt. Christus sei gekreuzigt, damit alle Heiden gekreuzigt würden, und mit den Jesuiten, die ihnen Blumen streuten, müsse man den Anfang machen. So erfrechten sie sich, die Grundlage des chinesischen Staats und seiner Religion, die heiligsten Begriffe seines Volks, mit Stumpf und Stiel ausrotten zu wollen, und fanden gleichwol unter den Eingeborenen einige Anhänger, deren Vorfahren ohne Zweifel gehängt waren. Die Sache machte Aufsehen, strenggläubige Chinesen faßten Verdacht gegen das Christenthum überhaupt, Buddhabonzen nährten ihn, Jesuiten und Dominicaner wandten sich nach Rom. Der päpstliche Hof schwankte lange und hätte Beide gern geschont. Nun geschah das Unerhörte, das fast Unglaubliche. Khanghy selbst, der Entschlossene, der Erkenntliche, der Großmüthige, der Weise, überwand alle Vorurtheile seines Standes und seines Volks, das in ihm den Statthalter des Himmels, den ersten Beherrscher der Erde erblickte, um dem europäischen Dalailama und seinen freundlich aufgenommenen Gesandten schriftlich und mündlich zu erklären: nicht der materielle Himmel, wie die Dominicaner gelogen hatten, sondern der Herr und Schöpfer des Himmels und des Weltalls werde in den chinesischen Tempeln angebetet und als alleinige Gottheit anerkannt; die Ehrenbezeigungen, welche man verdienten Vorfahren und würdigen Sittenlehrern erweise, der Weihrauch, den man vor ihren Bildnissen anzünde, die Blumen, womit man sie bekränze, seien keine Vergötterung, sondern Gedächtnißfeier ihrer unsterblichen Wohlthaten, um sich zu deren Nachahmung zu ermuntern. Hr. P. muß sonderbare Begriffe mit unwürdigen Bezeichnungen verbinden, daß er dieser hochherzigen Erklärung wegen den Kaiser für eine Puppe der Jesuiten erklärt. Puppenartigkeit eines unabhängigen vollendeten Staatsklugen ist noch unbegreiflicher als das Feldherrntalent des Crébillon'schen Perruckenkopfs. In Rom muß man freilich gedacht haben oder gezwungen gewesen sein

zu denken wie Hr. P.; denn Rom entschied endlich für die Dominicaner, und die Folgen blieben nicht aus. Das Christenthum in China erkrankte und erstarb nach und nach. Die Dominicaner wurden nach Makao zurückgeschickt, das sie nie hätten verlassen sollen, und entschädigten sich in Goa durch häufigere Autos-da-Fé. Die Jesuiten konnten nicht mehr für zuverlässige Glaubensboten des Christenthums gelten, das sie zwar für sich nie verleugneten, dessen Beförderung aber ihnen strenger als zuvor untersagt ward. Sie blieben auch unter den folgenden Regierungen treue Diener der Wissenschaft, der Kunst und des Staats, viel beschäftigt, wenig belohnt, weil Ehrenstellen und Titel für sie keinen Werth hatten und sogar von ihnen abgelehnt wurden, selten durch neue Ankömmlinge aus Europa verstärkt, weil ihnen die Hoffnung benommen war, ihren einzigen Zweck, der Verbreitung des Christenthums zu dienen, zu erreichen, und seit Aufhebung ihres Ordens, im J. 1774, ohne Zöglinge. Denn was Pius VII. und die Zeitungsschreiber Jesuiten zu nennen belieben, sind die alten tauglichen nicht mehr und dürfen es nicht einmal sein. Das Kleid macht den Mann nicht, und Diener der Verfinsterung, in das Gewand eines Aufgeklärten gekleidet, werden zwiefach ohnmächtig, wenn das verschrieene Gewand sogar die Wahrheit verdächtig macht. Dominicaner schlichen sich von Zeit zu Zeit wieder ein, verführten Einige aus den Hefen des Volks, wurden nach chinesischer Weise unversehrt zurückgeschickt, indeß man die verblendeten Landeskinder unbarmherzig bestrafte, und trösteten sich wie Follenius, daß sie doch etliche Menschen unglücklich gemacht hätten, ohne sich selbst zu gefährden. Englische und russische Missionen haben noch weniger ausgerichtet. Jesuiten allein hätten ein volksgemäßes Christenthum in China verbreiten können. Man hat es ihnen nicht gestattet, man wird schwerlich von einem andern dort hören.

Der Umfang, auf den sich diese Anzeige beschränken muß, erlaubt uns nur im Allgemeinen zu bemerken, daß der übrige Inhalt des Buchs mit jeder Seite an Wichtigkeit lehrreicher und anschaulicher, zuweilen belustigender Unterhaltung gewinnt. Khanghy's lange, durchaus segensreiche Regierung endete im J. 1722. Ihm folgte sein vierter Sohn Youngtching, der mit dem Ehrgeize seiner ältern Brüder zu kämpfen hatte, und auch gegen andere Verwandte seines Hauses mit unerbittlicher Strenge verfuhr. Denn in China ist die Kaiserwürde zwar erblich in der herrschenden Familie, aber der unberathenen Willkür des Erblassers bleibt die Ernennung des Thronfolgers unter seinen Söhnen anheimgestellt, dessen Wahl erst nach dem Tode des Kaisers verlautet, und der so wenig als Andere von diesem Geheimniß unterrichtet zu sein pflegt, welches folgerichtig die brüderliche Eintracht und die Ruhe des Staats untergräbt. Youngtching's Sohn Khiantoug folgte seinem Vater 1735 und regierte bis 1796, da er aus Pietät gegen das Andenken Khanghy's abdankte und noch drei Jahr in Zurückgezogenheit lebte. Er zeigte sich würdig, der Abkömmling eines so großen Regenten zu sein, mehrte, erweiterte und sicherte das Reich, wich von den Grundsätzen seines erlauchten Vorbildes nicht ab, strebte gleich ihm unablässig und unermüdet für das Beste des Landes, bekämpfte gleich ihm dessen große Naturplagen, Dürre und Ueberschwemmung; stand jedoch ihm, und vielleicht nur ihm, an unerlernter Größe, an Bescheidenheit nach, die jedes äußern Prunks entbehren will und darf. Auch ihm fehlte es nicht an unverschuldeten innern und äußern Kriegen, die er mit verdientem Glück überstand; indeß läßt sich nicht verkennen, daß die Herrschaft der Mandschu über China keineswegs gesichert ist, und daß alle menschliche Klugheit kaum hinreichen wird sie zu erhalten, wenn das Schicksal sie nicht außerordentlich begünstigt. Unter ihnen mußten die Jesuiten Mode werden, aber auf chinesische Weise, was ihnen nicht so viel Vergnügen machte als dem Unbetheiligten. Unsere Zeitschriften werden nicht ermangeln, dadurch und durch manche andere Sonderbarkeit dieses Landes ihre Leser mannichfach zu ergötzen. Ihm folgte sein Sohn Kiathing, der viel härter war, vielleicht sein mußte, als sein Vater, aber im Ganzen löblich und pflichtmäßig regierte. 1820 bestieg dessen Sohn Taokouang den Thron. Den Schluß macht eine Uebersicht des ganzen Reichs, dessen Bevölkerung der Verf. auf 33 Millionen angibt, und eine Schilderung des Lebens und der Verhältnisse der Mandschu, wie auch ihrer Sprache, Schrift und Literatur.

Die Darstellung des Ganzen ist der Würde des Gegenstandes angemessen, ungeziert und lebendig, und zeugt von einem Manne, der seine Muttersprache zu gebrauchen versteht. Nur möchten wir Den, welchem wir noch oft zu begegnen wünschen, gegen einige Nachlässigkeiten warnen. Eingebürgerte technische Ausdrücke fremder Abkunft sind allerdings beizubehalten, wo sie nicht mit ursprünglich deutschen vertauscht werden können, ohne Misverständnisse zu erregen; aber sein Lieblingswort pêle-mêle, caprice u. dgl. haben kein Recht auf solchen Gebrauch. Bei ihm fällt das um so viel mehr auf, da er der Stadt Hamburg, vielleicht seiner Vaterstadt, vorwirft, sie bediene sich in gerichtlichen Bescheiden und Verfügungen hier und da eines lateinischen Ausdrucks, von dem doch unstreitig gilt, was wir soeben bemerkt haben. Selten freilich, doch zuweilen, besonders bei politischen Betrachtungen, die überhaupt noch nicht die starke Seite des Verf. zu sein scheinen, überläßt er sich einer Geschwätzigkeit, die dem Geschichtschreiber nicht ansteht und classischen Mustern fremd bleibt. So oft der Schriftsteller sich selbst sagen muß, wie ihm widerfährt: wo gerathe ich hin? erinnert ihn sein Schutzgeist, auszustreichen, was er geschrieben hat. S. 872 erlaubt er sich sogar einen Idiotismus, der wahrscheinlich vor ihm nie gedruckt worden, und außerhalb Niedersachsen ganz unverständlich ist. Er spricht von zuen Augen des Kaisers Khiantoug, wo er von geschlossenen reden will. Doch diese kleinen Flecken,

quas aut incuria fudit,
aut humana parum cavet natura,

thun der Verdienstlichkeit des Ganzen wenig Abbruch und berechtigen zu der Hoffnung, ein Schriftsteller, der nur über sich selbst zu wachen hat, um der bessern Leser würdig zu bleiben, werde mit jedem neuen

Werke seines unverkennbaren Fleißes in der gerechten Gunst der Kenner steigen. 95.

Aus Italien.

Der k. k. östreichische Generalconsul Ritter Acerbi verbrachte die Zeit, wo die Cholera in Alexandria wüthete, auf seinem Posten und erzählt in einem im Januarhefte der „Bibl. ital." vom J. 1832 abgedruckten Briefe seine Schicksale während dieser traurigen Zeit, seine Befürchtungen und Alles, was dort geschah, die Seuche abzuwehren oder zu mindern. Einiges aus diesem ebenso gründlichen als anziehend geschriebenen Berichte glauben wir den Lesern dieser Blätter mittheilen zu müssen. Die Cholera kam nach Aegypten aus dem Stammlande des Islamismus und nachweislich aus Mekka. Amtliche Anzeigen des obersten Militairarztes bei des Vicekönigs regulairen Truppen in Ebjas meldeten unter dem 14. Mai 1831 nach Alexandria, daß in Mekka in den letzten Tagen des Scevai (11. 12. März) und in den ersten Tagen des Zilcad (14. 15. April) eine Seuche ausgebrochen sei, die große Verheerungen unter den Indern, Persern, Yemensern und Tacruren anrichte, die aber auch alle andern Pilger und Einwohner der Stadt ergriffen hatte. Der berichtende Arzt, ein Renegat aus Neapel, wagte diese Seuche nicht Pest zu nennen, da durch einen Bannspruch des Propheten die Pest aus Mekka verwiesen sei. Gewöhnlich schrieb man in Mekka die Seuche den Anstrengungen zu, welche die Pilger bestanden, und noch entschiedener dem Mangel an süßem Wasser, da herabstürzende Regengüsse und unerwartete Ueberschwemmungen die Wasserverbindungen zerstört hatten, welche Mekka mit Trinkwasser versorgen. Bald zeigte sich die Seuche, wie zu erwarten war, auch unter den in Mekka befindlichen ägyptischen Truppen. Alle Vorschläge des Oberarztes, die noch Gesunden durch Absonderung zu retten, waren bei den türkischen Kriegsbefehlshabern vergeblich, das Einzige, was diese in ihrer Weisheit anzuordnen für gut fanden, war, daß keine Trommel mehr gerührt ward und kein Spiel mehr erklang, weil dieser von Ungläubigen erfundene Lärm im Hause Gottes in Mekka ein Aergerniß gab, das der Prophet durch die Vicab Latfa (die Pestgeißel) zu strafen beschlossen. Mit dem neuen Namen „Vicab Latfa" unterschied man diese Pest von der Beulenpest, der „Cohe Taun", die ein Bann des Propheten, wie geglaubt wird, von Mekka entfernt hält. Die Heftigkeit der Seuche erreichte in Mekka ihren höchsten Grad am 7. und 8. des Monats Zilige (19. und 20. Mai), wo sich die Pilger und Einwohner nach Arafata begaben. Ein strömender Platzregen fiel am 9., und während und nach ihm war die Sterblichkeit ungeheuer. Aus Mangel von Todtengräbern blieben die Leichen unbeerdigt, und aus Mangel an Zeit, weil alle Gläubigen am Abende des Tages nach Mina herabgehen mußten, um die Teufelsgrotten zu besuchen und Steine nach den vom Propheten dort eingesperrten Teufeln zu werfen. Der erwähnte Arzt fand die mannichfaltigsten Schwierigkeiten, als die Cholera unter seinen Truppen sich zeigte, durch Leichenöffnungen das Vorhandensein dieser Krankheit zu verificiren. Das Volk und die strenggläubigen Moslem sahen scheel, und die vom General, vom Archiater und endlich vom Vicekönige selbst gewünschte Ermächtigung zu eingreifendern Maßregeln fand wegen der Einflüsterungen der Ulemas und Derwische flaues Gehör oder bei der großen Entfernung bis Kairo oder Alexandria so viel Verzug, daß sie schon dadurch unwirksam wurden. Es geschah demnach gar nichts, Aegypten vor der Seuche zu bewahren. Frei pilgerten auf den beiden großen Heerwegen von Kosseir und Suez die Habschi nach Aegypten, und die Straßen von Kairo wimmelten bald von Kameelen, Fußgängern, Lastthieren und Waarenballen von verdächtiger Herkunft. Selbst als die Nachrichten von dem Ausbruche der Krankheit in Suez eintrafen, wurde der muselmännische Gleichmuth nicht dadurch aufgeschreckt, ja als schon in den Straßen der Hauptstadt sie zu mähen anfing, schrieb man die Tödtlichkeit der Krankheit ihrer eigenthümlichen Natur doch nicht zu. Es bedurfte eines Aufsehen machenden Falles; ein Vornehmer der Hauptstadt mußte sterben, ehe die Türken und ihre Regierung das Uebel der Aufmerksamkeit werth hielten. Als man erfuhr, daß Hassan Pascha in der Nacht nach der Rückkehr seiner Frau von den heiligen Orten krank ward und in wenigen Stunden starb, glaubte man wirklich, das Uebel habe was auf sich; nun verbreitete sich auch in Alexandria Besorgniß und Schrecken, und der Vicekönig dachte ernstlich daran, Alexandria, so weit es an ihm liege, zu retten. Da er dabei durchaus nicht auf die Mithülfe der Moslem rechnen konnte, wandte er sich an die Europäer, und mittels seines Leibarztes und seines Ministers, des Hrn. Boghos, ersuchte er alle in Alexandria angestellte Consuln, zusammenzutreten und sich über die Mittel zu vereinigen, die sie zu Alexandrias Sicherung für geeignet halten würden, indem er Truppen, Geld und Alles, was sie für nothwendig halten würden, im reichsten Maße zu ihrer Verfügung stellte. Obgleich die Consuln überzeugt waren, daß jede Maßregel jetzt zu spät käme, so gingen sie doch auf den Wunsch des Vicekönigs ein, bildeten aus ihrer Mitte ein Comité des öffentlichen Wohlseins, bestehend aus den Consuln von England, Frankreich, Oestreich, Rußland und Toscana, und wählten den englischen Consul, Hrn. John Barker, der in Aleppo sich unter ähnlichen Umständen befunden hatte und mit der Krankheit praktisch bekannt war, zum Vorsitzenden. Eine Bekanntmachung vom 20. August 1831 enthielt die für nothwendig gefundenen Bestimmungen über Sperren, Krankenhäuser ꝛc.; doch schon am 22. August bestätigten amtliche Berichte von Aerzten, daß die Krankheit in Alexandria selbst ihre giftige Kraft zeige, und man sah sich genöthigt, das Publicum davon in Kenntniß zu setzen. Von dem Augenblick an sorgte Jeder nur für seine persönliche Sicherheit und die Selbstsucht zeigte sich unverhohlen. Jeder dachte daran, sich abzuschließen, Viele daran, zu entfliehen. Und weil Furcht stets ein schlechter Rathgeber ist, verließen Viele eine sichere Zuflucht, um sich nach einem angesteckten oder wenigstens zweifelhaften Orte zu begeben. Man sah Familien Schiffe miethen, um auf dem Meere sich herumzutreiben, bis das Uebel vorbei sei, und kaum hatten sie die Segel aufgespannt und waren ein Stück in die hohe See, so brach die Krankheit am Bord ihrer Fahrzeuge aus, und manche starben ohne Arzt, ohne Heilmittel und ohne die Tröstungen des Glaubens. Vorzüglich bei den Hebräern war diese unbedachte Muthlosigkeit bemerklich. Und da bei ihnen ein Geist des Zusammenhaltens und zugleich der Sparsamkeit vorzüglich mächtig ist, stopften sich 30—40 auf ein einziges Schiff, wo der Mangel an Raum und an Bequemlichkeiten die Macht und die Mittheilbarkeit des Krankheitsstoffes beförderte.

Seit der Vicekönig seinen eignen Harem von der Seuche angefallen, und die Pforten nicht gescheut sah, die so viele Verschnittene bewachen, entschloß er sich selbst auf die Flotte zu gehen, indem er stets im Angesichte von Alexandria kreuzte, mit dem er durch Schaluppen in Verbindung blieb. Später erfuhr man, daß er sechs Mal das Fahrzeug zu vertauschen gezwungen war, weil sich nach und nach die Spuren der Krankheit auf den Schiffen, wo er sich befand, zeigten; daß er endlich sich darein ergeben und nach der Stadt zurückkehren mußte, wo er anfangs im Hause seines ersten Ministers, des Hrn. Boghos, abstieg, später im Hause eines andern Beamten sich aufhielt. Am 26. August löste der Gesundheitscomité sich auf, in der Ueberzeugung, daß er nichts Gutes bewirken, nichts Böses verhindern könne.

Die aufgelöste Behörde gesteht dem Vicekönige und dem Hrn. Boghos den Ruhm zu, mit großer Bereitwilligkeit in ihre Ansichten und Vorschläge eingegangen zu sein, sodaß, wenn sie Gutes zu bewirken im Stande gewesen wäre, es gewiß hätte erfolgen müssen. Nach dem Auseinandergehen dieses letzten Vorkehrungsmittels dachte nun Jeder an sich. Die Consuln und alle wohlhabendere Einwohner schlossen sich ein und warteten innerhalb ihrer Häuser das Weitere ab. Die Seuche ging ihren verheerenden Gang. Scheinbar Gesunde sah Hr. Acerbi plötzlich auf der Straße niederstürzen, Erbrechen und Krämpfe bekommen und dann von ihren Kameraden fortschaffen, man wußte nicht, wohin. Hunderte von Kranken wurden auf Eseln über den

Platz geschafft, auf den des östreich. Gen.-Consuls Fenster gingen, und Tausende von Todten. Er konnte 100—150 Leichenzüge auf den Tag rechnen. Vom Sonnenaufgang bis zum Abend sah man nur Särge und hörte man nur die traurigen drei Noten, das „La illah illah Allah, la illah illah Allah", womit die Araber ihre Verstorbenen zu Grabe geleiten. Hr. Acerbi fügt seinem Berichte für Freunde der Musik diesen Chor in Noten gesetzt bei, der mit unermüdlicher Ausdauer ohne Abänderung tausend Mal wiederholt wird. Nachrichten über die Fortschritte der Krankheit, über Todesfälle unter Bekannten, Freunden und Nachbarn füllten die geschäftlosen Tage aus, wo die nächste Noth das Interesse für entfernte verdrängte. Gegen Sonnenuntergang von der Terrasse der Häuser aus mit seinen Nachbarn einige Augenblicke zu schwatzen, war der einzige Trost für den Ueberlebenden. Wer sich ruhig und abgesondert hielt, blieb bis zum Abgange von Hrn. Acerbi's Berichte (16. Sept.) ohne Anfall. Der Tod des spanischen Generalconsuls, der schnell erkrankte und der Seuche erlag, brachte jedoch selbst unter den freiwillig Abgesonderten die lebhafteste Angst hervor. Doch wollte man auch bei diesem und ähnlichen Fällen Vernachlässigungen der strengen Contumaz nachweisen, die bei der Mehrzahl als ein unbedingtes Sicherungsmittel galt. Bei den mancherlei Bekümmernissen dieser Zeit blieb dieses die einzige Tröstung; ein Linderungsmittel für den Kummer lag in der Gewöhnung. Der Mensch wird nach und nach mit Allem vertraut, auch mit dem Schlimmsten. Wer 20 Tage lang Hunderte von Leichen täglich hat fortschaffen sehen, sieht 50 an Einem Tage für nichts Bedeutendes mehr an, und hält 30 für ein Zeichen der Gesundheit. Hr. Acerbi gesteht mit einiger Beschämung, daß ein solcher Leichenzug allmälig ein gleichgültiges Schauspiel, endlich manchmal beinahe ein Lustspiel wird. Denn von Zeit zu Zeit begeben sich einige Scherze in der Leichenbegleitung, die weit eher auf etwas Anders als eine solche traurige Feierlichkeit schließen lassen. „Da wird manchmal gesprungen, manchmal im Kreise herumgezogen, manchmal ein Umweg gemacht manchmal schreien Kinder drein, manchmal klatscht man in die Hände, macht Lärm mit Becken und Zimbeln, Bewegungen in die Luft, und manchmal schwören und toben die gedungenen Klagweiber. Besonders verdient das Gehen im Kreise einige Beachtung, da es mit der Geschichte der menschlichen Ansichten und Verirrungen zusammenhängt. Gemeine Araber nämlich und auch vornehme behaupten, daß die Todten manchmal so schwer würden, als wären sie von Blei, sodaß die Träger die Knie nicht fortbringen können. Dann treten die kräftigsten Nebenmänner ein. Zuweilen mache der Todte sich aber so leicht, daß man besorgen müsse, er ging nach oben davon. Zuweilen schlage der Todte mit Kopf und Füßen an den Sargdeckel, sodaß sich Alles bewege, und leider mag das oftmals der Fall sein. Bei der Eil der Türken und Araber, die Leichen beinahe noch warm zu Grabe zu tragen, kann man annehmen, daß zehn von Hunderten lebendig begraben werden. Glücklich sind daher die Armen, welche offen getragen werden. Die können sich erheben und von der Bahre herabspringen; viele waren jetzt in dem Falle, und zwei solche sahen wir nach einander am Fenster unsers Nachbars. Andere aber, erzählen die Araber, wollen nicht von der Stelle und verlangen auf dem Platze beerdigt zu werden. Leider geschieht dem Todten häufig sein Wille, und daher kommt es, daß man in der Stadt an Stellen Gräber antrifft, wo man nicht begreift, wie sie dorthin kommen. Zuweilen versuchen die Träger, wenn der Todte nicht von der Stelle will, das Auskunftsmittel, mit ihm ein paar Mal im Kreise nach allen Richtungen herumzugehen, um ihn irre zu machen, und meistens fällt diese List glücklich aus. Oft geht man ein paar Schritte zurück und versucht so den Todten zu täuschen; kommt aber, wenn man völlig die Richtung verändert, mit großem doch unmerklichem Bogen wieder auf die ursprüngliche Straße. Rechne man dazu den mannichfaltigen Prunk bei den Leichenzügen, der auch ein Schauspiel darbietet. Anfangs schienen alle mir gleich, alle jammervoll und zerknirschend; doch als ich so viele gesehen, veranlaßte die Gleichgültigkeit mich, das Einzelne mehr zu beachten. Männer, Frauen, Arme und Reiche machen auch dort, wie bei uns, den letzten Weg mit mannichfaltig verschiedenen Abzeichen. Nur arme Leute ohne Gefolge; nicht ohne Gebete, welche die vier Träger verrichten. Christen allein von jedem Bekenntniß in aller Stille, ohne Kreuz oder anderes religiöses Zeichen. Unter den Türken und Arabern gibt es eine Classe, die in Europa noch nicht gekannt ist, nämlich die Classe ihrer Heiligen, die mit mehr Prunk und Lärm als selbst die Reichsten zu Grabe gebracht wird. Fahnen und Fähnchen, Teppiche und Tücher schmücken die Begleiter; Frauen, Männer und Kinder strömen in Scharen herzu. Doch woran erkennt man der Heiligen Körper? An den Thaten des verflossenen Lebens oder an den Wundern der Gegenwart? Nicht doch! die ganze so wichtige Streitfrage entscheidet der Leichenwäscher. Bemerkt er beim Abwaschen des Körpers, daß die Steine des Fußbodens schneller auftrocknen als gewöhnlich, so ruft er schreiend den Heiligen aus, und das herbeiströmende Volk reißt sich Lappen und Läppchen ab, um sich Fahnen daraus zu machen. Kinder klatschen jubelnd in die Hände, lärmen mit Becken und Triangeln und folgen so tobend dem Geleite. Gerade die Heiligen sind die eigensinnigsten Leichen; sie machen sich schwer, wollen in die Luft zerfließen, wollen immer vorwärts oder nicht von der Stelle."

Die einzelnen Angaben über die Erscheinungsformen der Krankheit, sowie über die Anzahl ihrer Opfer, müssen wir ärztlichen Zeitschriften überlassen, aus Hrn. Acerbi's Berichte zu entlehnen, uns begnügend, Das hier zusammenzustellen, was die Volkssitte in Alexandria und was das Leben der dortigen Europäer während der jammervollen Zeit bezeichnet. 27.

Systematik des Selbstmordes.

In den „Annales d'Hygiène" wird ein interessanter Aufsatz über die auf verschiedenen Lebensstufen verschieden sich äußernde Weise des Selbstmordes mitgetheilt. Der Verfasser desselben, der seine Beobachtungen besonders auf Paris bezieht, hat gegen 9000 gerichtliche Fälle von Selbstmördern von den Jahren 1796 bis 1830 geprüft, und sich daraus folgende Resultate gebildet: 1. Daß ein metaphysischer und lange vorbedachter Selbstmord gewöhnlich während der Nacht oder gegen Tagesanbruch statthabe; 2. daß hingegen eine durch zufällige und plötzliche Ereignisse bewirkte Selbstentleibung immer während des Tages vorfalle, weil sich da jene veranlassenden Umstände selbst am meisten geltend machen. So pflegt auch mit jedem menschlichen Lebensalter die Art und Weise der Selbstentleibung zu wechseln. In früherer Jugend ist die Weise des Erhängens vorherrschend, welche jedoch bald zu Versuchen vermittelst des Feuergewehrs übergeht. Im Verhältniß als die Lebensenergie abnimmt, kehrt auch die erstere Weise wieder zurück, und alte Leute enden am häufigsten durch Erhängen. Diese Beobachtungen sind für die gerichtliche Medizin besonders nicht unbedeutsam. Folgende Tafel, die der Verf. seinem Aufsatze hinzufügt, zeigt die in den verschiedenen Lebensaltern am üblichsten gewesene Art des Selbstmordes:

Lebensjahre.	Erschossen.	Erhängt.
Von 10—20	61	68
„ 20—30	283	51
„ 30—40	182	94
„ 40—50	150	188
„ 50—60	161	256
„ 60—70	126	235
„ 70—80	35	108
„ 80—90	2	0
	1000	1000

Auf die des Giftes, Ertränkens und anderer Mittel sich bedienende Art der Selbstentleibung scheint der Verf. in seiner systematischen Uebersicht dieser merkwürdigen psychologischen Phänomene leider keine Rücksicht genommen zu haben. 38.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 209. — 27. Juli 1832.

Der Saint-Simonismus.

1. Der St.-Simonismus, oder die Lehre St.-Simon's und seiner Anhänger. Nach dem Französischen dargestellt von K. W. Schiebler. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1831. 8. 18 Gr.
2. Der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie, von F. W. Carové. Leipzig, Hinrichs. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Der Simonismus und das Christenthum. Oder: beurtheilende Darstellung der Simonistischen Religion, ihres Verhältnisses zur christlichen Kirche, und der Lage des Christenthums in unserer Zeit, von Karl Gottlieb Bretschneider. Leipzig, Vogel. 1832. Gr. 8. 22 Gr.

Die Geschichte läuft fast immer gegen die Ausrechnung der Diplomaten; sie richtet sich nur dann nach ihnen, wenn die diplomatische Rechnung auf ihre Nothwendigkeit eingeht und rein auf die Natur der Sache gestützt ist. Alle Rechnung und Einrichtung, welche einen unnatürlichen Zustand stützen oder herbeiführen will, ist frevelhafte rationalistische Willkür, die ihre Beschränktheit an die Stelle der göttlichen Wirksamkeit setzen will. Je tiefer der Nationalgeist ist, und je mehr die Regierung dabei ganz auf ihn eingeht und nur seiner Natur gemäß verfahren will, desto weniger nebenherlaufende Willkür wird die Geschichte eines so regierten Volkes aufweisen; nun kommen aber die Völker mit ihren Foderungen in Streit, und die Diplomatie ist gezwungen zu rechnen und falsche Tritte zu thun, und immer den folgenden wegen des vorhergehenden, was die Theilung Polens aufs Augenscheinlichste beweisen kann. Die beweglichsten und oft oberflächlichen Projectenmacher sind offenbar die Franzosen, die eigentlichen Väter aller abgeschmackten, willkürlichen Arrangements, besonders weil sie theils Reistäufer in fremden Cabineten, theils Zöglinge haben, und eine Menge diplomatischer vielgelesener Schulbücher schreiben, welche sie dann gelegentlich ihre stammelnden Jünger französisch wieder aufsagen lassen. Nun sind die beiden Enden europäischer Continentalzustände das französische und das russische, und beide auf verschiedene Weise am meisten jener rationalistischen Willkür unterworfen. Das französische Ende, schon lange hochfahrend, aber neuerlich noch angespannt durch die gewaltsamen Durchbrüche des lange niedergehaltenen Geistes in Staat und Kirche, hat seine Kraft und Begeisterung in dem Bewußtsein, es sei die moderne Offenbarung, der echte Zeitgeist, das politische Evangelium, die heutige Verkündigung des wahren politischen Reiches, und neuerlich durch den Simonismus auch des neuen Reiches Gottes. Man weiß es, wie die absolutistische und pfäffische Rechnung mit unerhörtem Frevel die höchste Höhe der Unnatur herbeigerechnet hatte, und dann durch ein wahres Strafgericht Gottes mit furchtbarer Nothwendigkeit zugleich niedergeblitzt und beleuchtet wurde. Aber man weiß es nun auch, welche unvertilgbare Projectenmacherei sich darauf immer überboten hat und immer wieder gestürzt ist, eben weil sie sich nicht zu beschränken und auf das wahre Nationalbedürfniß zurückzuwenden wußte, sondern mit jener echt diplomatischen Arrangementswuth und rationalistischer Willkür immer theoretische Luftschlösser für ganz particulaire Zwecke aufbaute und dann natürlich beim ersten Windstoß mit ihnen wieder zusammensank. Immer aber machte sich doch auch das Wahre in der Verwirrung geltend und erschien als nothwendige Gestaltung des Franzosenthums, dessen edelste und wahrste Erscheinung der Kern der neuesten Bewegung, die siegreiche Vertheidigung ist, welche die geistige und bürgerliche Freiheit, die religiöse und politische Verjüngung und deren Gestaltungen gegen bourbonische Usurpation in Schutz nahm, bei der Gelegenheit diese Usurpation selbst mit allen ihren pfäffischen und bodenlosen Zuständen stürzte und aus dem großen Selbstbewußtsein des gereinigten Nationalgeistes das Motto für Gegenwart und nächste Zukunft nahm, die Nation sei ehrenwerth und mündig zur ungehemmten Entwickelung. So weit hat die französische Nation Recht und Natur auf ihrer Seite, und diese mächtige Offenbarung der göttlichen Ordnung hat wie ein elektrischer Schlag selbst die widerspenstigsten Herzen ergriffen. Nun aber ist das Unmittelbare, die Begeisterung, der göttliche Hauch, wie es scheint, wieder zurückgedrängt von jenen alten diplomatischen Taschenspielerstückchen, woran die närrischen Franzosen so reich sind; man glaubt die Aufgabe zu haben, für alle politischen und religiösen Zustände einen vollständigen Mechanismus auszudenken, hält dann diesen Mechanismus für das Wesen und schreit Zeter, wenn er nachher nicht gleich so in Gang kommt, wie man es vorher sich ausgerechnet, und es soll, wie es das Ansehen hat, nicht nur ein nageneuer Staat, sondern so-

gar eine nagelneue Religion extemporirt, erdecretirt und erschrien werden. Diese Superklugen sind die Republikaner und die Simonisten, welche darin freilich einiges Recht haben, daß die Regierung die bodenlose Pairskammer, wenn auch nur als Schatten zu retten sucht, und statt der Napoleonischen Beamtenhierarchie keine republikanische Städteordnung, nach preußischem Vorbilde und der Natur der Communalverfassung, einrichtet oder sich machen läßt, so etwa, daß nach einigen allgemeinen Regeln jede Commune sich selbst organisirte. Wenn nun die republikanische oder St.-Simonistische Willkür das Heft in die Hände bekäme, so würde dies die meiste Bewegung gerade auf dem andern europäischen Ende erregen; natürlich, denn es wäre gefährlich, wenn Frankreich nun toller Weise ebenso wie Rußland alle seine Nachbarn in den eignen Mörser brächte und zu einem großen wüsten Klumpen zurechtarbeitete. Die altasiatische Willkür der Eroberung und Autokratie ohne europäisch-civilisirte Nationalität würde den andern Hahn mit der demokratischen Willkür auf seinem Miste nicht leiden wollen. Leider hausen beide Antagonisten durch Belgien und Polen seit Kurzem nun schon um viele Meilen näher an unsern Grenzen, und Deutschland hat zwar die Ehre, das Land der rechten Mitte zu sein, wo, wie in der Meeresmitte, die Tiefe des Geistes ist, aber auch die Aussicht, von jenen als ein bloßer Mist zum Kampfplatze gemisbraucht zu werden. Ob sie ihre Lust büßen, hängt offenbar von dem Grade des Selbstbewußtseins ab, den das preußische Cabinet, welches gegenwärtig einzig im Stande ist, Deutschland zu vertreten, in dem entscheidenden Augenblicke entwickeln wird. Diese europäischen Zustände, und besonders die gegenwärtig wieder eintretende Nothwendigkeit der Consolidation Deutschlands zur Sicherung des europäischen Friedens, wie sie Talleyrand schon 1830 vorschlug, verdienten wol vor allen Dingen von einem einsichtigen Politiker, der zugleich schon einiges Ansehen genießen müßte, in einem Sendschreiben an den König und die Nation gründlich ausgeführt zu werden. Einen Theil einer solchen Untersuchung haben wir in den genannten Schriften vor uns, und dieser Theil, welcher leicht die eigentliche Höhe der neusten Revolution sein möchte, ist wichtig genug, um nach den drei betreffenden Schriften, die dazu aufrufen, in den beiden Hauptpunkten, dem religiösen und dem politischen, erwogen zu werden.

Das erste Buch von Hrn. Schiebler wird durch die beiden andern überflüssig, die beiden letzten dagegen sind zweckmäßig neben einander zu gebrauchen. Schiebler's Darstellung hat keine bestimmte Quelle zur Grundlage, und seine Kritik nicht die Schärfe abgeschlossener Ueberzeugung. Carové zeichnet in einer etwas breitgetretenen Auseinandersetzung den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Frankreich als Hintergrund für die Religion St.-Simonienne, erzählt dann St.-Simon's Leben, gibt einen getreuen Auszug aus der „Doctrine de St.-Simon", fügt einige Ergänzungen und Extravaganzen der neuesten Zeit, wie sie im „Globe" hervortreten, hinzu und beurtheilt dann, in einer vortrefflichen Entwickelung der von den St.-Simonisten verkannten Bedeutung der Familie, das industrielle Project St.-Simon's; die übrigen Seiten des prätendirten Systems hat er nicht beleuchtet, obgleich, wenn es in ähnlicher Weise geschehen konnte wie bei der Erbreform, dies wünschenswerther gewesen wäre, als z. B. die ziemlich abgerissen dastehende Abhandlung des Juden Salvador. Bretschneider's Schrift gibt eine Uebersetzung der Religion St.-Simonienne, erläutert sie genetisch und beurtheilt sie, zuerst als politisch-industrielles Institut, dann als Philosophie und Religion, und endlich als Gegner des Christenthums. Den Beschluß des Buches macht eine Schilderung der Lage des Christenthums in gegenwärtiger Zeit. Die Schrift hat Alles vortrefflich dargelegt und eingetheilt, und im Lichte eines altkantischen Protestantismus meist mit mehr Schärfe als Tiefe abgehandelt. Obgleich der würdige Herr Verfasser etwas wie aus dem vorigen Jahrhundert herübertönt und meist discursive verfährt, so wird er doch ganz gut mit den französischen Hasenfüßen fertig und verdient sonach schon aus Patriotismus recht viel gelesen zu werden.

Der Simonismus, das gründlichste willkürlich-rationalistische, also bodenloseste Project, welches die französischen Nothzustände noch geboren haben, will einen völlig neuen Staat und eine völlig neue Kirche machen, greift daher beide in ihrer Wurzel an, schreit wenigstens dagegen. Sein Project nennt er *Religion*, denn es soll eine Hierarchie, ein Kirchenstaat werden, ist aber im Grunde lediglich politisch-industriell und nichts weniger als Religion. In dieser Beziehung hat Bretschneider zuerst die ursprünglich blos industrielle Richtung, und dann die etwanige Veranlassung zur spätern religiösen Färbung aufgesucht, die im Wesentlichen darin besteht, daß die Industrie Gottesdienst sei, weil Gott das Universum sei, etwa so nach Bretschneider's ganz richtiger Deutung: „es existirt eine lebendige Natur, voll Ordnung, Gesetz und Harmonie; der Mensch ist ein Theil derselben und hat den Beruf, so lange er lebt, die Natur zu erforschen und sie zu bearbeiten und zu verschönern." So hängt es in der Kürze mit dem Namen Religion und mit dem Gottesdienst durch Industrie zusammen.

1. Der Simonismus als politisch-industrielles Institut.

„Ein neues, göttliches Sittengebot ist offenbart und wird in die Welt gepredigt: Jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihren Werken; und dieses neue Gebot ist so erhaben über die ihm vorangegangenen, daß das Menschengeschlecht nichts sehen kann, was darüber hinausreichte. Wer möchte sich unterfangen, dieses Gebot als ein Utopier zu behandeln." So declamirt der „Globe" vom 21. Jan. 1831. Aus diesem Gebote nun und aus der geschichtlichen Thatsache, daß die Menschheit auf dem Wege der Fortschreitung nach und nach fast alle Geburtsvorrechte abgeschafft habe, folgern sie, daß auch das Erbrecht abgeschafft werden müsse.

Liebe und Ehrerbietung Kinder, so ziemen sie den Eltern. Es ist wenig, sie, sagte der Knecht, so ganz unverdienstlich, sie gewiß und darum sind sie heilig.

Heilig Gewiß, ist auch das Gesetz, welches sie gebietet, und wenn Einer sie verletzet, so ist er ein Sünder, und wenn Einer sie ehret, so ist er gerecht, und wenn Einer sie ehret, so ist er gerecht, und wenn Einer sie ehret, so ist er gerecht

trachtungen über des Dichters Tod die umfassendere Aufgabe gestellt, zugleich in die Verhältnisse der deutschen Literatur hinüberzublicken und die Vergangenheit und Gegenwart derselben durch scharfes Gegeneinanderhalten charakterisiren zu wollen. Er geht jedoch hier lediglich von jenem widerwärtigen Ueberschätzungsprincip aus, das dem Meister so oft eitle Phrasentriumphbogen zu errichten bestrebt war, und gegen das Göthe selbst im Ueberdrusse das Stoßgebet gerichtet zu haben scheint, daß ihn nämlich der Himmel nur vor seinen Freunden bewahren möge. Der Hr. Professor kennt vor und nach Göthe nichts einer bedeutenden Aufmerksamkeit Würdiges in der Literatur, ja er behauptet S. 10 keck, daß „mit geringen Ausnahmen vor Göthe für eine auf deutschem Boden fest wurzelnde, wahrhaft nationale Poesie fast nichts gethan" sei. Mangel an Literaturkenntniß pflegt gewöhnlich die Quelle solcher übertriebenen und unkritischen Einseitigkeiten zu sein. Wir können uns aber nicht enthalten, dagegen ein rührendes Wort Göthe's selbst anzuführen (vgl. Nr. 1, S. 55), worin er sich auch in der Beurtheilung seiner selbst als ein wahrhaft großer Mann bewährt: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und einer hat sich an dem andern erhoben. Den Vordern sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch vielleicht etwas weiter, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung." Es läßt sich auch bei aller wahren Anerkennung der Göthe'schen Poesie jedoch kaum sagen, daß jetzt gerade sein Tod als solcher es sei, welcher einen Zusammensturz des heutigen Literaturlebens begründen könne und einen großen Riß in denselben gethan habe. Göthe's Poesie hatte seit den letzten Jahren bereits angefangen, in die Literaturgeschichte zurückzutreten und von dieser objectiv gesicherten Stellung aus auf die in andern Richtungen ihr gegenüber sich entwickelnde Literaturperiode des Tages nachzuwirken. War es auch den Deutschen tröstlich, das königliche Haupt deutschen Geistes und Dichtens noch in lebendiger Nähe und Wirklichkeit in ihm anzuschauen und zu verehren, so ist es doch nur ein leidiges und affectirtes Gerede, wenn man jetzt, nachdem er aus unserer Mitte geschieden, von der nunmehrigen Erledigung des literarischen Fürstenstuhls und einer daraus zu befürchtenden Anarchie des gegenwärtigen Literaturzustandes so kläglich sprechen hört. Ueberhaupt ist bei uns von manchen Seiten her, um einen Göthe'schen Ausdruck selbst zu brauchen, ein „schneidermäßiges Jammern" über Göthe's Tod in der Literatur laut geworden, dem sich auch der Verf. der hier genannten Rede nur zu sehr hingibt, indem er jetzt nach dem Verscheiden des großen Dichters nichts als Nacht und Oede in der heutigen Poesie sieht. Er richtet aber gegen die Bestrebungen der Zeit, besonders die poetischen, eine lächerlich unwahre Polemik, indem er ihren Gebilden den Mangel an Sittlichkeit zum Vorwurf gereichen läßt, als ob die heutige deutsche Art und Kunst nicht vielmehr im Gegentheil, wenn von ihren Mängeln die Rede sein soll, an Prüderie litte, die nur zu oft ihre Leblosigkeit und Gestaltenlosigkeit verschuldet. Man kann wol, um sich jene oberflächlichen Redensarten abzuwehren, geradezu behaupten, daß keine Zeit und Literatur den Anforderungen der Sittlichkeit strenger entsprochen habe, als eben die neueste, gegenwärtige es thut, und ein leichtfertiges Herüber und Hinüber in der Stellung der Ethik zur Poesie dürfte mehr den Charaktereigenthümlichkeiten gerade der Göthe'schen Literaturperiode angehören. Aber der Verf., welcher Göthe's Zeit und die unserige in einer Parallele neben einander halten wollte, hat das gegenseitige Verhältniß beider so wenig richtig erkannt, daß er nicht einmal die neuerdings zur Sprache gekommene Polemik gegen Göthe, welche eben die unbefriedigte Sittlichkeitsanfoderungen an ihn geltend zu machen sich den Anschein gab, berücksichtigt hat, was er, wenn er es auch vielleicht unter seiner Würde gehalten, doch wenigstens in Bezug auf die allgemein ideellen Grundlagen der Zeittendenz, die sich darin charakterisiren, hätte thun sollen. Dagegen hat er vollkommen Recht, wenn er in seinen weitern Erörterungen über den heutigen Literaturzustand die Behauptung aufstellt, daß die Poesie, um sich kräftiger und origineller zu verjüngen, von nun an eine innerlichere und philosophische Richtung nehmen müsse. Er sagt in dieser Hinsicht: „Die Poesie ist ja eine doppelte Seherin, am Aufgange ihr Antlitz hinwendend auf einen in dunkler Nacht erkalteten, am Niedergange auf einen von dem hellen Tagesgestirne reich erwärmten Boden, also erst die Philosophie aus sich gebärend, dann die geborene und sich herrlich entfaltete (!) wieder in sich aufnehmend, um sie so für einen neuen großen Lebenstag des Geistes aufzubewahren. War es auch kein Meißel und kein Pinsel, sondern blos die einfache Feder, welcher die poetischen Meisterwerke unserer Literatur entflossen, so hatte der dichtende Geist nichtsdestoweniger die Wissenschaft vonnöthen und konnte nur durch treufleißige Arbeit seinen Gegenstand kunstgemäß bilden." Im Ganzen macht diese Rede keinen erfreulichen Eindruck, und besonders wirkt ein gewisser königlicher Professorenservilismus, der sich darin zur Schau trägt, nicht selten unangenehm. Der Redner, indem er den „König der Dichter" verherrlichen will, befriedigt dabei zugleich die Absicht, auch „den Dichter unter den Königen" zu feiern, und so schließt seine Rede, nach mannichfach untergelaufenen Hinblicken auf König Ludwig und Baiern, endlich mit den für ihre sonstige Tendenz befremdenden und in großem gesperrtem Druck einzeln abgesetzten Worten: „Hoch lebe der König!"

Nr. 3 ist ein magisterhaftes Carmen in Quartformat, dem zu seinem vollständigen Charaktercostume nur noch der Goldschnitt fehlt. Der Verf., seiner Profession nach ohne Zweifel ein Philologe, wie sein forcirtes Streben nach Alterthümlichkeit im Ausdrucke verräth, hat sich irgendwie gedrungen gefühlt, den „Manen Göthe's" in Distichen ein Opfer darzubringen. Wir theilen von den zum Schlusse gegebenen Epigrammen zwei zur Probe mit:

Göthe's Unsterblichkeit.

Einstmals logen die Kreter, es sei Zeus selber gestorben;
Sagen sie jetzo: „es starb Göthe!" so lügen sie's auch.

Göthe Anfang und Ende.

Zeus ist dem Volke Beginn, und Zeus ist Ende dem Volke;
Mir ist Göthe Beginn, Göthe mir Mitt' und Beschluß!

38.

Literarische Anzeige.

Soeben sind bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. 27 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Um die Einführung in den Schulen zu erleichtern, wird von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. ein Freier bewilligt.

Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr.

Auf 25 Ex. werden drei, auf 50 Ex. acht Freier bewilligt. Diese Schrift ist bereits in vielen Schulen eingeführt worden.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 210. — 28. Juli 1832.

Der Saint-Simonismus.

(Beschluß aus Nr. 209.)

Carové fährt fort: Uebrigens könne auch der Beweis nicht wohl geführt werden, daß wirklich eine bedeutende, d. h. dem Leben und Fortschreiten der Menschheit nothwendige Fähigkeit aus Mangel an Mitteln nicht zur Wirksamkeit gelangt sei. Und selbst wenn dies erwiesen würde, wäre damit nichts entschieden, — wie man die Vorsehung nicht deswegen anklagen dürfe, daß die unendliche Ueberzahl von Pflanzensamen nicht zum Aufkeimen käme; — um so weniger da die Fähigkeitskeime des Menschen nicht zu Grunde gehen, sondern in ihm für das andere Leben aufgehoben blieben.

Die Absurdität der Erbfolge immer der Fähigen, sodaß die Werkstatt des Schneiders nicht etwa der unschneiderliche Sohn, sondern der schneiderhaft Fähigste erbt, wird darauf einleuchtend dargethan durch die vortreffliche Entwickelung der Familie, welche uns die beste Partie der ganzen Carové'schen Schrift zu sein scheint. Es heißt:

Die Familie ist von Gott, als Schöpfer, gestiftet durch Einpflanzung der natürlichen Liebe der verschiedenen Mitglieder der Familie zu einander; sie hat von der aufkeimenden Moralität ihre sittliche Würde, vom vernünftigen Staatsgesetz ihre rechtliche Anerkennung, und von der Religion, und zunächst vom Christenthum ihre religiöse Weihe erhalten. So ist sie das ursprünglichste, heiligste, natürlich-sittlich-rechtlich-religiöse Gemeinwesen, dessen Eigenthümlichkeit in der innigsten, unverbrüchlichsten, unmittelbaren Lebens-, Liebes- und Strebensgemeinschaft ihrer Mitglieder besteht, daher es sich auch unmittelbar stätig fortsetzt, sodaß kein Zeitpunkt eintritt, worin die wesentliche Einigkeit der Mitglieder aufgelöset würde. Indem Mann und Frau sich zur Gründung einer Familie vereinigen, verzichten sie auf ihr egoistisches, vereinzeltes Dasein, um es beseligt, versittlicht, geheiligt zurückzuempfangen, als Moment einer höhern Individualität. Ebenso hat nun keiner von beiden Ehegatten, als solcher, mehr ein Eigenthum, sondern der Bestimmung der Ehe gemäß, leben sie fortan in der Gemeinschaft aller menschlichen und göttlichen Dinge. Was Jeder zu eigen hatte, ist eben damit ein höheres Gut geworden, weil es zum Wohl eines höhern Individuums dient. Dasselbe findet aber in noch höherer Weise statt, sobald die Ehe mit Kindern gesegnet wird. Denn hiedurch eröffnet sich eine Sphäre, in welcher die völlig uneigennützige Liebe sich verwirklichen kann. Das Ehegut wird eben damit Familiengut; es wird die gemeinschaftliche Körperlichkeit der höhern sittlichen Individualität der Familie. Wie nun innerhalb der Familie keines ihrer Mitglieder den ausschließlichen Genuß des Gutes in Anspruch nehmen kann, ohne die Familienliebe zu verletzen, womit es gerade die Lebensgemeinschaft zerbrechen würde, durch welche es zum Theilnehmer an jenem Gute geworden, so ist dagegen nach Außen hin die Familie, als höheres Gemeinwesen, unbedingt zum Widerstande berechtigt gegen jeden Einzelnen, der in ihr Gut eingreifen wollte. Stirbt aber auch eins der Mitglieder, so stirbt darum doch die Familienseele nicht. Jedes Mitglied der Familie ist in Beziehung auf jedes Individuum außerhalb derselben solidarischer Mitigenthümer des ganzen Familienvermögens, und der Antritt der Erbschaft, oder der Eintritt in das volle Eigenthum der Hinterlassenschaft ist nicht Erwerbung eines neuen Rechtes, sondern nur als äußerliche Formalität, als Ausdruck eines davon unabhängigen Factums und Rechts anzusehen.

Nachdem nun in ähnlicher Entwickelung gezeigt ist, wie der Staat sich auf Familien gründe, und was er in Bezug auf Familie und Eigenthum wolle, ist eigentlich die Absurdität und Willkürlichkeit des Simonistischen politisch-industriellen Projects hinlänglich dargethan, man findet aber auch noch die ebenso abgeschmackten Consequenzen, z. B. die, eine förmliche menschliche Vorsehung in den sogenannten Generalmenschen (Priestern, Regierenden) zu constituiren und durch sie alle Fähigkeiten zu verwenden, alle Arbeit anzuordnen, alle Erfindungen, Künste, Gefühle zu leiten und zu decretiren (!), widerlegt sowol bei Carové als auch in anderer Art, nämlich beispielsweise, predigtähnlich, discursive, bei Bretschneider. Vieles Einzelne ist auch in der That merkwürdig genug, um bei den beiden Verfassern näher noch nachgelesen zu werden.

2. Der Simonismus als Philosophie und Religion.

Bei der Beurtheilung des Simonismus als Religion ist Bretschneider mehr auf seinem Felde und ausführlicher und wissenschaftlicher zu Werke gegangen.

Nach der Simonistischen Tafel ist Gott = das All, das Geistige und Materielle in seiner Einheit. In seiner lebendigen Einheit ist er: Liebe.

In dem Wesen, sich zu offenbaren, ist er:

geistige Anschauung Verstand, Weisheit. Dieser entspricht der Mensch das Ich (le moi)	und	materielle Anschauung Kraft oder Stärke (force) und Schönheit. Dieser entspricht die Natur das Nichtich (le non moi)

Der Simonismus ist daher, als Philosophie, Pantheismus; denn dessen Natur ist, Gott und Welt zu identificiren, mag er nun die Welt in Gott oder Gott in die Welt setzen. Der Simonismus

ist daher nichts Neues; er erinnert an Platon's Lehrsatz, daß Gott die Weltseele sei; er trifft in dieser Beziehung mit der deutschen Naturphilosophie zusammen.

Der würdige Hr. Verf. ist es gewohnt, wegen seiner theologischen Würde den lieben Gott unter verschiedenen Gestalten etwas rasch zu handhaben, und mit den bekannten Ausdrücken und Streitfragen wie mit alten Bekannten etwas cordial umzugehen; daher diese determinirte Würfelei mit Platon, Naturphilosophie, Pantheismus, welche ganz ähnlich dem Gruße eines alten Bekannten wäre: „ich kenne dich wohl, du heißt X", worauf denn X antworten könnte: „und doch müßtest du wol noch lange an mir studiren, bis du mich physiologisch und psychisch auskennen lerntest". Aber freilich würde auch Jedermann den X närrisch nennen, weil er in der conventionnellen Leichtigkeit pretiös sein wollte. Auch liegt in der That, um nun wieder, ohne Parabel, auf Bretschneider's Kritik zu kommen, der Hauptfehler darin, daß er den Simonistischen Kohl so gut wie Platon's und Hegel's Weltansicht eine Philosophie genannt hat, und das absurdeste Gewäsch mit den tiefsinnigsten Philosophemen zusammen erwähnt. Wir sagen im Sprüchwort: er philosophirt wie der Krebs im Theer, und nur in diesem Sinn ist der Simonismus Religionsphilosophie zu nennen. Dies weiset denn auch Bretschneider mit lobenswürdiger Geduld nach, z. B., um nur eins anzuführen, in Beziehung auf die obigen Kategorien folgendermaßen:

Ungenügend ist diese Gotteslehre, denn *die aufgestellten Proportionen sind fehlerhaft*. Verstand und Weisheit sind im Grunde identisch; denn die Weisheit ist nichts anders als der Verstand in seiner Anwendung. Man läßt zwar zum Begriffe der Weisheit noch das Merkmal des Guten treten, das beabsichtigt werde, und insofern gehört sie allerdings auch dem Willen an; aber es ist der Verstand allein, der zu ermitteln vermag, was gut ist. Es ist die Natur des höchsten Verstandes, auch die vollkommenste Erkenntniß des Guten zu haben. Dagegen sind nun aber die beiden unter die materielle Anschauung geordneten Glieder: *Kraft* und *Schönheit*, zwei gänzlich in sich verschiedene Glieder, die in gar keiner natürlichen oder nothwendigen Verbindung stehen. Denn Kraft ist ein Vermögen zu wirken, in welchem Begriffe von dem Schönen noch gar nichts gegeben ist, indem die Wirkung bald aufs Gute, bald aufs Böse, bald aufs Schöne, bald auf Verwüstung gehen kann. Das Schöne aber ist die Vollendung der Form in Bezug auf unsere Vernunft und unser Gefühl; also von Kraft etwas ganz Verschiedenes, so verschieden wie die Druckerschwärze oder das Papier von der Schönheit eines darauf gedruckten Gedichtes, oder wie die Lettern von dem Geist einer Schrift. Wie also Kraft und Schönheit zusammengethan werden können, als verhielten sie sich zusammen wie Verstand und Weisheit, ist nicht verständlich.

Ebenso leicht ergibt sich die Abgeschmacktheit, Kraft und Schönheit unter die Kategorie des Materiellen zu sezen, und man wird dem Hrn. Verf., wie oben, in dem Ergebniß gewiß beistimmen, wenn man auch die Gründe, die ihn überzeugen und seine Art zu philosophiren nicht für ausreichend halten sollte.

Der Simonismus ist aber auch gar nicht Religion. Er erkennt zwar eine lebendige Natur, voll Ordnung, Gesetz und Harmonie an;

Aber der Charakter der Religion ist eben dieser, zu sagen; es gibt aber auch einen sich selbst bewußten Urgrund der Natur und aller ihrer Gesetze; und der Mensch ist nicht nur ein Theil der Natur, sondern durch die Vernunft auch ein Ebenbild des Urgrundes der Natur; als vernünftiges Wesen ist er höher als die Natur, und sein Beruf daher auch nicht mit dem Naturleben geschlossen, sondern besteht in seiner Entwickelung zum vollkommenen, zum göttlichen Leben; zu diesem ist das irdische Leben der Anfang u. s. w.

3. Bedeutung des Simonismus.

Wenn nun aber sowol die neue Politik als die neue Religion vor der Kritik unserer Philosophie und unserer Religion so entschieden in Nichts zusammenstürzt, wie ist es denn nur möglich, daß eine solche Nichtigkeit Geltung, Bedeutung haben, ja europäischen Ruf erlangen kann? Auf alle drei Fragen dient zur Antwort: „weil sie in Frankreich auftritt". Auch diesen Punkt beleuchten unsere beiden Verf. aufs beste. Den Misbrauch der königlichen Macht in Frankreich gegen den stetigen Fortschritt der religiösen Entwickelung in Frankreich, wo er ebenso gut wie in Deutschland mit der Reformation begonnen hatte, findet man bei Bretschneider nachgewiesen. Die Folgen, ein gänzlicher Verfall der Religion, weil sie nun nothwendig mit der katholischen Kirche stand und fiel, eine übertriebene Opposition der Philosophie, welche nun die Kirche für die Religion überhaupt nahm, der Materialismus, die Irreligiosität der Philosophie (hier ist wieder Carové zu vergleichen), der endlich erfolgte auch äußerliche Sturz des Katholicismus durch die Revolution — all Dies erklärt es, wie man in Frankreich auf den Gedanken kommen konnte, eine neue Religion zu stiften, eben weil keine mehr vorhanden ist. Das Christenthum, ja alle Religion ist in Frankreich wirklich gefallen, dies gesteht der Simonismus ein, dies beweist er durch seine Existenz, und darum schon ist er eine höchst wichtige Erscheinung. Die frühere Staatsreligion hat ihre Geltung bei den Gebildeten verloren, ohne daß eine andere an ihre Stelle getreten wäre, und die Staatsregierung selbst bekennt sich seit der neuen Dynastie zu keiner bestimmten Religion.

Freilich wird es auch in Deutschland unter den Gebildeten fast gar keine echten Christgläubigen mehr geben, und wenn die neueste Philosophie sich an das Christenthum anschließt und darauf einzugehen behauptet, so ist das ein Hineinlegen fremden Sinnes in die ursprünglichen Thatsachen, das viel vernichtender wirkt als ein flacher Streit des Verstandes mit den alten Geheimnissen des Glaubens. Allein wir haben bei unserm unchristlichen Christenthum doch immer noch die kirchliche Verfassung, und also die nöthige äußere Schutzwehr gegen blinde Neuerer, die etwa statt dieser milden Form ganz schlimme Gesetze mitbrächten, und so sind wir nicht übel berathen. Ganz entgegengesetzt in Frankreich, wo mit dem Sturze des Katholicismus die entschiedenste Herausforderung zur Gründung eines neuen Positiven gegeben ist; und zwar konnte dies Geschäft leider nicht leicht an einsichtige Leute aus der Classe Derer, die auf irgend eine Weise Geistliche von Fach sind, gerathen, denn diese sind in Frankreich von vorn herein verdächtig, und es mußte sich die neue Religion unmittelbar an die Weltverbesserungsneigung unserer erleuchteten Tage anschließen. Das thut der St.-Simonis-

mus, und wie wir gesehen haben, gründlich. Er thut dies aber auch mit einer wahrhaft furchtbaren Demagogie, denn er spricht es aus, durch seine Aufhebung der Erbfolge und das Belohnen jedes Verdienstes solle der Zustand der ärmsten und zahlreichsten Classe verbessert werden. Dies ist die zweite Seite, von der die Bedeutung des Simonismus in den jetzigen französischen Zuständen recht scharf in die Augen springt. Er wendet sich mit Predigt und Propaganden unmittelbar an die Menge, er führt mitten in seiner Confusion eine höchst begeisterte Sprache, er hat ehrenwerthe Charaktere und bedeutende Talente, die auf der Tribune und in den Journalen sich geltend machen, und die anfangs lächerlichen Conventikel werden immer zahlreicher und ernsthafter. Diese misleitete Begeisterung ist ein Auswuchs der wirklichen unmittelbaren geistigen Erhebung, welche die Nation in dem Siege gegen die Usurpation Karls X. fand, und strebt nun als jene wohlbekannte Arrangementswuth, ohne gründliche Sachkenntniß wirksam zu werden für einen verbesserten geselligen Mechanismus, in welchem Mechanismus das Heil der Welt liegen soll, denn jetzt sei sie voller Unheil.

Die ganze Welt werden die Herren indessen nicht anstecken, ganz Frankreich ebenso wenig; auch sind sie ja schon in sich selbst zerfallen, eben weil sie keinen bindenden Mittelpunkt in der Wahrheit besitzen; dennoch sind sie auf der Höhe der Revolution, sie sind es, welche die Revolution schon jetzt compromittiren, indem sie sich mit ihrer Confusion darauf stützen, und welche mit dem Heft in den Händen allerdings Alles zum Umkippen bringen und zwar eine neue, aber eine ganz andere Ordnung der Dinge als die ihrige ist, herbeiführen würden. Wahrscheinlich ist es indessen, daß sie als eine närrische Sekte neben vielen andern bald in glücklicher Vergessenheit hinvegetiren werden; denn der innerste Kern ist todtgeboren. 45.

Romanenliteratur.

1. Philipp August, oder die Waffenbrüder, von dem Verfasser von Darnley, De l'Orme u. s. w. Uebersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von O. L. B. Wolff. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 4 Thlr.
2. De l'Orme. Historisch-romantisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert. Aus dem Englischen des Verfassers von Cardinal Richelieu, Darnley u. s. w. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 4 Thlr.

Beide Erzählungen ziehen an und spannen, doch auf verschiedene Weise. Die erste, glänzender, farben- und tonreicher, fesselt durch die frische und warme Abschilderung des Ritterthums im romantischen Zeitalter, das, man mag es noch so sehr verkleinern und schmähen, den Ruhm fest behauptet, dem Dichter das günstigste zu sein. Unser Vers. zeichnet das eigenthümliche Wesen jenes mit Neigung, doch ohne Parteilichkeit, am allerwenigsten putzt er Ritterthum und Romantik mit unechtem Schmuck auf, der nur den Unwissenden, und auch ihn nicht lange täuschen kann; er verbirgt nicht seine schroffen Ecken, verwirrten und grundlosen Begriffe, aber er macht auch deutlich, wie an manchem Unrechten untrennbar viel Rechtes hing, wie z. B. der durch Spitzfindigkeiten würde gedrehte Faden des Ehrenpunkts u. a. Ferner läßt er ahnen, daß in spätern Lindern Jahrhunderten wol scharfe Winkel sich rundeten, die Gesinnungen sich verfeinerten, Misbräuche, Gemeinheit im Denken und Handeln nicht schreiend hart und derb sich aussprach, die eigentliche Wesenheit aber in vielen Dingen immer dieselbe blieb, wenn schon unter völlig veränderter Form. Es treten in der unterhaltenden Erzählung zu viel Personen auf, erdichtete und geschichtliche, als daß es möglich wäre, für die eine sich besonders zu interessiren; auch bilden sie nur Glieder des einen großen Ganzen, des Ritterthums. Aber diese Glieder sind mit Scott'scher Liebe zum Ortswechsel so beweglich, daß es schwer ist, den Windungen zu folgen, um stets zu wissen, von wem die Rede ist, und wo just der Schauplatz so kühner Thaten, solcher wunderlichen Ereignisse ist, warum man sich streitet. Kreuzten sich doch damals bei Kaiser und Papst und Fürsten die Interessen aufs mannichfaltigste, soll dem Romandichter nicht ein wenig von dem Vorrechte des Historikers erlaubt sein, die Leser zum Nachsinnen, zur Aufmerksamkeit zu drängen? Der Zwist König Philipp Augusts mit der Kirche, wegen der Verstoßung der Königin Ingeborg und Wiedervermählung mit der reizenden Agnes von Meran, der Aufstand der großen Vasallen des Königs gegen ihn, unterstützt von dem König Johann von England, dem Kaiser und von Fürsten, gibt den Stoff der Geschichte, in welche sich die Ritterfahrten des Sire Coucy, seines Freundes Auvergne, die beglückte Liebe von jenem, die entsagende von diesem, in heitern und trüben Farben einschlingen, das bunte Gewebe noch vermannichfaltigend. Untergeordnet sind die Frauen, was auch bei „De l'Orme" gilt, in welchem der Antheil auf dem Träger der Geschichte, dem Titelhelden ruht, der, wenn auch durch die Macht der Umstände in die Empörungen in Catalonien, in Frankreich die Partei der Prinzen gegen Richelieu's Allgewalt zu ergreifen genöthigt, doch recht selbständig sich erweist und mit frischem Jugend-, fast Uebermuth Abenteuer aufsucht, mit Wegelagerern, Schmugglern, Komödianten und Gaunern verkehrt, auch nicht so überstreng in seinen Begriffen von des Liebenden Treue ist, daß er nicht, einer Schönheit begegnend, freundliche Worte mit ihr wechseln möchte. Bei aller Lebendigkeit der Darstellung wird sie doch nie gemein, nicht üppig oder ekelhaft. Der Zusammenhang ist strenger als in der vorigen Geschichte, die Gestalten haben bestimmte Züge, wie denn Cardinal Retz, Graf Soissons und selbst Richelieu als wohlgelungene Skizzen anzuerkennen sind, vielleicht auch schärfer als etwa Philipp August in der vorigen Erzählung, dessen zweideutiges Betragen im Streite des englischen Königs mit seinen Söhnen ganz unerwähnt bleibt. Diese Erzählung fiel einem, beider Sprachen mächtigen Uebersetzer anheim, der sie mit wichtigen, das Historische aufklärenden Anmerkungen begleitete, statt daß der Verdeutscher des „De l'Orme" bald steif, bald nachlässig in der Schreibart ist, sich zu Schulden kommen läßt, öfter: mein Lord befahl, sagte mir, statt: mein Herr, zu sagen (Engländer kommen in der Geschichte, die immer in Frankreich oder Spanien spielt, gar nicht vor), auch l'écu, als Wirthshausschild, gewiß Wappen, Schild, gemeint, mit Thaler übersetzt und ähnliche Schnitzer begeht, die namhaft zu machen eine vergebliche und unnütze Mühe sein würde.

3. Herr und Diener. Eine Erzählung aus den mitgetheilten Papieren eines Freundes. Von L. Kruse. Zwei Bände. Stuttgart, Hoffmann. 1832. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Ohne allen Graus und Abenteuerlichkeit, wenig Begebenheit, viel inneres Leben, vollständig, folgerecht entwickelt, zumal der Charakter des Fürsten, der seinen Geburtsstolz einem Jeden, sich selbst verhehlen möchte, um seiner Persönlichkeit willen geliebt sein will, aber da ihm der Impuls der Liebe gebricht, und die Hoffahrt trotz allem Ankämpfen doch sichtlich wird, nichts weiter erlangen kann als kalte Achtung, unwilligen Dank. Die Situationen, die diese ungewöhnliche Natur in ihrer vollen Eigenthümlichkeit herausheben, sind, mit Geist und richtiger Beobachtung gewählt, ein rühmliches Zeugniß für die Seelenkenntniß des Verfassers.

4. Alpenblumen von Theodor Mörtl. München, M. Lindauer. 1831. 8. 12 Gr.

Beaumarchais in seiner Vorrede zu „Figaro" spricht über

die Wichtigkeit de l'affiche, eine Wichtigkeit, die von unsern Autoren viel zu wenig anerkannt ist. Wäre sie es, der junge Herr Doctor hätte seine Bescheidenheit, die er im Vorworte laut werden läßt, noch gesteigert oder vielmehr erniedrigt, hätte seinen Kindern nicht Pathen gegeben, die Erhabenes prophezeien. Hießen die „Alpenblumen" Maasliebchen, man sähe dann nun wol solche Erzählung in Reimen auf jedem Raine blühen, aber man erwartete auch nichts weiter, freute sich, daß die Blümlein kein sumpfiger Boden erzeugte, meinte, wenn die Verse auch nicht gedankenreich seien, so reimten sie sich doch recht hübsch, und die gottlosen Präsidenten und Höflinge hätten eine Zeit gehabt, wo Niemand lächelte, wenn man erzählte, wie sie die Unschuld verfolgten und von deutschen Biedermännern Grobheiten einschluckten. Eins und das Andere fände solche Familiengemälde etwas altväterisch; ganz neu, ja noch nicht einmal Mode, würde es ihm dagegen vorkommen, daß Glauren den Ueberspannten, also den Schwärmern, absonderlich behagte. So gliche Eins das Andere aus, — mais l'affiche! 18.

Versuch einer ständischen Verfassung für ein aus vielen Provinzen zusammengesetztes großes Reich, nebst einem Anhang über die preußische Städteordnung und ein Versuch zu einer ländlichen Communalordnung. Aus der praktischen Staatsökonomie entwickelt von G. F. Krause. Gotha, Hennings. 1832. Gr. 8. 20 Gr.

Vorliegenden Entwurf einer Verfassung, wovon der Verf. erwartet, daß die künftige Constitution der preußischen Monarchie in derselben Weise ausfallen würde, glaubt Ref. nicht unpassend mit einem Gemälde vergleichen zu können, in welchem weder eine großartige Anlage noch eine geniale Idee zu bemerken ist, wo aber eine minutiöse Ausführung des Einzelnen (in vorliegender Schrift z. B. Communalordnungen, Zollrollen u. s. w.) die Mittelmäßigkeit des Ganzen ersetzen soll. Um in dem Vergleiche fortzufahren, würden wir hinzufügen: durch Mangel an Schlaglichtern und Schlagschatten, indem fade Mitteltinten durchaus vorherrschen, ist ein sehr abgeschmacktes juste milieu gehalten. Der Verf. scheint nämlich zu glauben, daß er einen Mittelweg zwischen den Anfoderungen der Zeit und dem Widerstreben Derjenigen aufgefunden hat, welche im Besitze der Gewalt sich auf keine Weise geneigt zeigen, dem allgemein geäußerten Verlangen in irgend einer Art nachzugeben: erstere will er dadurch zufrieden stellen, daß er ihnen die preußischen Provinzialstände, welche zwar keine Gesetze entwerfen, aber über die Ausführung derselben wachen sollen, als Geschenk gewährt; letztern aber will er auf keine Weise dadurch mißfällig werden, daß er ihre Gewalt verkürzt. Darum gibt er den Provinzialständen den wohlmeinenden Rath, sich in jedem Fall „aller Sucht, herrschen zu wollen", zu enthalten. Außerdem sind sie ihm ein treffliches Mittel, die Erhebung der Abgaben zu reguliren, die sie aber weder bewilligen noch verweigern dürfen, über die gehörige Ausführung der Gesetze in Hinsicht der Militairaushebung zu wachen, damit nämlich kein Individuum dem Militairdienst auf irgend eine Weise entschlüpfe, über die Staatsbeamten eine Controle zu führen u. s. w. Im Fall sich die Letztern Willkürlichkeiten erlauben sollten, gewährt er den Ständen die Erlaubniß, bei den obern Behörden, ja beim hohen Ministerium selbst, oder an den Füßen des Throns Beschwerde zu führen; das Budget hingegen ganz oder theilweise, sowie eine gefoderte Militairaushebung zu verweigern, dürfen sie auf keine Weise wagen. Bei außerordentlichen Truppenaushebungen brauchen die politischen Verhältnisse nur im Allgemeinen angedeutet zu werden; alsdann haben die Stände sogleich zu concediren, wenn sie sich keiner groben Pflichtverletzung schuldig machen wollen. Die Idee eines constitutionnellen Königthums scheint der Verf. nicht auffassen zu können; die reine Monarchie ist ihm die allein richtige und sogar vollkommene Staatsform; eine sogenannte gemischte Verfassung kann, seiner Meinung zufolge, unmöglich Bestand haben, und wirft man ihm England ein, so erwidert er, das Bestehen der englischen Verfassung habe allein seinen Grund in der Blüte des Handels und der Industrie; erst jetzt, wo beide im Abnehmen sich befinden, müsse sich ergeben, ob sie bestehen könne. Ueberhaupt scheint er diesen Staat wenig zu kennen; denn da es ihm vollkommen widersinnig zu sein scheint, daß die Repräsentation des Volkes irgendwo so große Anmaßung zeigen könnte, den Grundsatz aufzustellen, der Oberbefehl über die Armee gebühre nicht dem Souverain, sondern der Nation, so scheint ihm der Umstand unbekannt zu sein, daß dieses in England wirklich stattfindet, weshalb dem Könige dort vom Parlamente der Oberbefehl jährlich übertragen wird. Bei dem in so enge Schranken eingeschlossenen Wirkungskreise der Stände fällt die Gesetzgebung natürlich nicht in den Bereich derselben; diese gebührt allein dem Staatsrathe, welcher aus den Ministern und den ersten Beamten zusammengesetzt ist; die Stände haben allein, wenn sie befragt werden, ihr Gutachten zu geben. Da ferner eine allgemeine Ständeversammlung jeder Art von Leidenschaft einen zu großen Spielraum gewährt, da aber doch der Verf. eine gewisse Mitte halten will, so macht er zwar das Zugeständniß von Reichsständen, doch sollen dieselben allein stattfinden, um bei einem Thronwechsel den Eid der Treue zu leisten, oder wenn es dem Monarchen beliebt sie zusammenzuberufen, wo sie über die Gültigkeit einzelner Gesetze zu reden haben. Einen ähnlichen Mittelweg schlägt er in Hinsicht der Presse vor. Entfesselt wirkt sie durch alle Schleichwege der Intrigue, um in der Kammer eine Opposition zu gewinnen, die, wie man aus dem Vorhergehenden leicht ersehen kann, dem Verf. ein Greuel ist; sie entkräftet die executive Gewalt, sucht durch verderbliche Meinungen die Regierung zu beherrschen u. s. w. Das diesem Schreckbilde entgegengesetzte Extrem ist ihm der Zustand der Presse in Spanien; er glaubt daher wieder die richtige Mitte zu treffen, wenn er etwa eine Censur, wie sie in Preußen besteht, als wohlthätige Institution gewährt. Kurz, könnte der Verf. jenem Staate mit seiner idealen Constitution ein Geschenk machen, so würde er gewiß eine Partei vollkommen zufrieden stellen. Doch in anderer Hinsicht hat sich seines Kopfes ein revolutionnairer Schwindel bemächtigt. Er schreibt nämlich mit seltener Consequenz beständig „Philosophisch und Dinastie", welche Worte sehr häufig zu bemerken sind. 100.

Notizen.

Der Plan des Marquis Cosme Ridolfi zur Errichtung einer theoretischen und praktischen Bildungsschule für die Vervollkommnung des Ackerbaus in Toscana hat kürzlich viel Aufmerksamkeit erregt. Er setzte seinen Entwurf zu einer umfassenden landwirthschaftlichen Erziehung, welche sich besonders auf den Unterricht der Factoren und kleinen Eigenthümer erstrecken soll, in einer zu Florenz darüber erschienenen Broschüre aus einander. Das Institut soll nach Weise einiger ähnlichen in der Schweiz bestehenden Anstalten gegründet werden.

Die Buchdruckerkunst wurde in Rußland zuerst im Jahre 1553 unter dem Czar Iwan Wassiljewitsch bekannt und ausgeübt. Petersburg besitzt gegenwärtig über 40 Buchhandlungen, während noch vor 30 Jahren die Zahl derselben äußerst gering war. An gedruckten Büchern zählt man vom J. 1553—1825 in Rußland gegen 13,850. Von den reichen Schätzen der slawonischen Literatur ist aber noch Vieles nicht veröffentlicht, und es soll wenigstens 10,000 Handschriften geben, die noch ungedruckt liegen. Der größte Theil der Schriftsteller gehörte bis zu den Zeiten Peters des Großen dem geistlichen Stande an; gegenwärtig aber machen die Geistlichen kaum den achten Theil unter den russischen Literaten aus. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 211. — 29. Juli 1832.

Vaterländische Briefe von Karl August Friedrich Seeger. Stuttgart, Hallberger. 1832. Gr. 18. 21 Gr.

Viele meinen, daß es mit der deutschen Vaterlandschaft schlecht bestellt sei, und in der That liegt in der politischen Haltbarkeit des Begriffs Vaterland etwas Zweifelhaftes, da beim Recurse darauf immer erst erwogen werden muß, ob von Würtemberg, Baiern, Oestreich, Sachsen, Baden, Preußen u. s. w. die Rede sei, oder vom Gesammtbereiche des deutschen Bundes, oder von den Ländern deutscher Zunge. Auch der Unterschied zwischen dem protestantischen oder evangelischen Deutschlande und dem katholischen fodert Erwägung. Wenn daraus gefolgert ist, die Deutschen hätten eigentlich kein Vaterland, so waltet hierbei ein arger Irrthum ob: der Begriff des Vaterlandes ist volksthümlich bei uns so gut begründet als anderwärts; es kommt nur darauf an, ob er im weitern oder im engern Sinne genommen wird.

Der Verf. obengenannter Schrift macht hier, „um seinem Vaterlande damit nützlich zu werden", 14 Briefe bekannt, in welchen vom Gange der Zeit, über die Geschichte der Menschen, über Anfoderungen der Zeit, über Deutschland, von den Elementen des Kampfes, von Würtemberg, von der Gesetzgebung, von der Rechtspflege, vom Staatsaufwande, vom Militair und der Diplomatie, über Vereinfachung der Verwaltung, über Beamte, Feudallasten und Stände geredet wird.

Beachten wir den Gang dieser brieflichen Untersuchungen näher, so spricht sich in denselben ein wohldenkender Mann aus, welcher den Beruf, als thätiger Bürger dem Vaterlande seine Kräfte zu widmen, sich angelegen sein läßt. Seine Ueberzeugung von der Bestimmung des Menschen, durch Entwickelung geistiger Kräfte die Fortschritte der Gesittung zu fördern, stimmt mit der aller Edelherzigen überein. Weniger allgemein möchte dieser Beifall seinen Ansichten werden, wo er als Resultat seiner Forschungen die Behauptung aufstellt: „Das tausendjährige Reich Karls des Großen ist zu Ende und eine neue Periode hat begonnen." Hr. Seeger setzt das Reich Karls des Gr. in das Regiment von Gottes Gnaden; die Verfechter des Absolutismus werden nie zugestehen, daß diese mit dem Theokratismus in Verwandtschaft stehende Beziehung mit Karl dem Gr. begonnen oder mit den politischen Ansichten neuester Zeit die Endschaft erlangt habe. Der Verf. berichtet vom grauen Alterthume: „Die ersten Völker brauchten nicht glaubend zu der Gottheit aufwärts zu schauen, die Götter waren unter ihnen. Brama wandelte unter den Indiern, Odin unter den uralten Germanen, Osiris und Isis unter den Aegyptern, die Inkas in Peru waren die Nachkommen eines göttlichen Herrschers, und die Väter des israelitischen Volkes erhielten häufig Offenbarungen des einigen Gottes u. s. w. Selbst später noch, als der unmittelbare Umgang mit den Göttern aufhörte, gab es noch Mittelspersonen zwischen ihnen und den Menschen, welche ihre Beschlüsse verkündeten: die Propheten bei den Israeliten, die Priesterin Apollo's zu Delphi, die Nymphe Egeria, deren weise Rathschläge Numa einholte." (Die Von Gottes Gnaden und ihre Hofpfaffen dünken sich die legitimen Nachkommen dieser Mittelspersonen.) „Hier fließen Wahrheit und Dichtung unzertrennbar ineinander, und obschon die Philosophie nichts davon weiß, so ist es doch ein freundlicher Gedanke, welchen Bockshammer wieder anklingt (sic), daß in uralter Zeit eine unmittelbare Offenbarung, ein Anschauungsverhältniß zwischen Göttern und Menschen stattgefunden habe. In einer solchen Periode erscheint auch die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft als Werk unmittelbarer göttlicher Einwirkung u. s. w." Näher seinem patriotischen Zwecke tritt der Briefsteller im dritten Briefe, wo er von den Anfoderungen der Zeit redet. Vom Zeitgeiste sagt er, daß er das Gepräge oder die Richtung sei, welche der Entwickelungsgang des Menschengeschlechts den Meinungen und Ansichten verleihe. Da diese in unserm Zeitalter besonders bei den Anfoderungen der Menschen an den Staat und an die Regierungen verweilen, so wendet er sich zur Aufzählung folgender Ansprüche: 1) Achtung der Menschen, als freier gottgeschaffener Wesen; 2) das Beste des Volkes ist erster, hauptsächlicher Staatszweck; 3) Mitwirkung des Volkes bei der öffentlichen Verwaltung; 4) Oeffentlichkeit; 5) bestmögliche Erreichung der Staatszwecke mit den einfachsten Mitteln; 6) keine Privilegien in der weitesten Bedeutung; 7) ein menschliches Verhältniß zwischen Fürsten und Volk. Hierunter versteht der Verf. Mancherlei, was er mit Worten kaum auszudrücken weiß (S. 27). Wie wenigen Zusammenhang und innere Vollständigkeit diese herausgehobenen

Punkte haben, ergibt sich auf allen Seiten. Wenn man die mitunter wunderlichen Geständnisse des Verf., z B. über die Mitwirkung des Volkes bei der öffentlichen Verwaltung liest, überzeugt man sich leicht, daß er mehr guten Willen hat, über die Staatsangelegenheiten des lieben Vaterlandes Briefe zu schreiben, als Beruf, darüber Rathschläge zu ertheilen. Nach Seite 23 soll das Volk hauptsächlich Theil an der Staatsverwaltung nehmen, „durch factische Anerkennung der öffentlichen Meinung". Die activen und passiven Verwickelungen, welche hieraus entstehen, werden durch Gemeinplätze nicht geschlichtet. „Es fehlt nie an Fragen und Fällen, worüber sich der Sinn des Volkes und die Meinung aller Classen unverkennbar und entschieden ausdrückt. Diesen Ausdruck sollen die Regierungen ehren, und nicht außer Augen lassen, daß sie nur an Kraft gewinnen können, wenn sie einig mit ihren Völkern gehen." Alles recht gut! Ist denn aber das Ehren der öffentlichen Meinung Theilnahme an der Staatsverwaltung oder vielmehr unheimliche Begriffsverwechselung und Sachverwirrung? Auch steht die Volksmeinung in vielen Fällen nicht entschieden mit sich selbst im Reinen da und bedarf der leitenden Zurechtweisung der Regierungsintelligenz, um vor Abwegen behütet zu werden, zumal wenn zu den Aufregungen der Gegenwart schiefe Lobpreisungen der Vorzeit kommen. So wird bei den Klagen, daß die Länder deutscher Zunge kein innig und starkvereintes Ganzes bilden, gesagt: „Aber was sind wir?! Wenn wir den Blick zurückwerfen auf die frühern Jahrhunderte, auf die kaiserliche Macht der Ottonen, auf die Heldengröße der Hohenstaufen, so müssen wir erröthen wie die Schuljungen, erröthen wie die Römer, wenn sie das Capitol bestiegen" (S. 39). Da der Verf. hier vom Volksglück und Staatswohl redet, so dürfte, vorurtheilsfrei betrachtet, das Erröthen nur auf der Seite Derjenigen sein, welche jene verworrene Vorzeit unter Nichtachtung der vorgeschrittenen Gesittung preisen und auf die Fragen: „Wie soll der Zustand des deutschen Volkes gebessert, wie das kleingewordene Vaterland wieder groß gemacht werden?" mit hochklingenden, im Allgemeinen aber wenigsagenden Redensarten beantworten: „Meine Antwort ist, durch seine eigne Kraft, durch die Macht seiner eignen Aufklärung und die Macht der Zeit, welche eine Einigung zwischen Fürsten und Volk zur Verbesserung seines politischen Zustandes herbeiführen muß; durch eine freisinnige Umgestaltung der Bundesverfassung, durch Vereinigung Aller zu einem geschlossenen und dadurch großen und mächtigen Ganzen" (S. 46). „Eine innige Befestigung würde aber das Band der vielen Stämme und Länder unter einander erhalten durch gleiche Gesetzgebung" u. s. f. (S. 52). Ferner verheißt der Verf., daß zu der Wirksamkeit einer erhabenen Idee, in welcher noch die Macht der Erinnerung an alte Größe läge, die Wirksamkeit des materiellen Vortheils treten würde. Einheit der Gesetzgebung für die Länder Deutschlands ist nicht möglich, ja nicht wünschenswerth, da die große Verschiedenheit des Culturzustandes, des Localbedürfnisses und die mit jener Veränderung verschwisterte Vernichtung der heimathlichen Rechtsinstitutionen unabsehbaren Nachtheil mit sich bringen würden. In der Vorzeit, weder unter Karl dem Großen noch unter den Ottonen oder den Hohenstaufen hatte Deutschland nie gleiche Rechtsinstitutionen.

Auch gegen die Behauptung, daß „Frankreich nach dem jetzigen Stande der Dinge Anführer der politischen Entwickelung und der bürgerlichen Freiheit in Europa sei" (S. 53), läßt sich viel Gegründetes einwenden; denn der Himmel behüte vor einem Anführer zur bürgerlichen Freiheit, welcher solche mit jedem Jahreslaufe mehr einbüßt. Bürgerliche Freiheit beruht nicht in dem Parteifrevel und in phantastischer Hoffahrt der Redner und Schriftsteller, sondern in der Autorität der Gesetze; diese aber ist in Frankreich so in Verfall gerathen, daß die persönliche Sicherheit in keinem Lande weniger vor Pöbelgewaltthat geschützt ist als im Bereiche jenes „Anführers der bürgerlichen Freiheit". Ja, was nach seinem Umfange bisher selten ganz erkannt ist, während man in Frankreich alles Heil in der Volksvertretung sucht, ist diese dort völlig untergegangen; die Kammer der Deputirten hat aufgehört der Sitz der Berathungen des Volksbedürfnisses zu sein, seitdem sich die politischen Parteiungen consolidirt haben. Das Für und Wider wird nicht der Sache nach, sondern nur nach persönlichen Beziehungen verhandelt, wo denn bei allem täuschendem Wortgepränge das Nationalwohl, der Zweck der Volksvertretung, völlig in den Hintergrund tritt. Wenn der Verf. sagt: „In Frankreich und England haben alle Parteien und ihre Schattirungen ihre Organe in der Presse; in Deutschland fehlt es noch daran" (S. 66), so führt dieses zum Ruhme der politischen Aufklärung Deutschlands, welche, da sie keine abgeschlossene politische Parteien zuläßt, auch der Presse als des Organes der Parteien nicht bedarf, wogegen sie Preßfreiheit als Mittheilungsmittel für jegliches Ergebniß wissenschaftlicher, besonders geschichtlicher und politischer Ansichten in Anspruch nimmt.

Die hierher gehörigen Mittheilungen des Verf., deren Schlußstein der fast parteilustig aussehende Abschnitt: „Die Elemente des Kampfes", macht, bilden die Einleitung zu dem eigentlichen Thema: Würtemberg. Für dieses Land sind die folgenden Briefe berechnet, von demselben werden geschichtliche und statistische Notizen beigebracht, für dasselbe werden Rathschläge ertheilt, welche sich aber in Unbedeutsamkeit verlieren, beim Schwanken zwischen oberflächlicher Allgemeinheit und untergeordneter Einzelnheit. Am besten unterrichtet erscheint der Verf. im Felde der Gesetzgebung und Rechtspflege, wo die vielfach besprochenen Themata von der Nothwendigkeit einer neuen Gesetzgebung, vom Nutzen und Nachtheil der Oeffentlichkeit der Rechtspflege, von dem Krebsschaden des privilegirten Gerichtsstandes, vom Misbrauche des Begnadigungsrechtes, von den Rechtsbeiständen, den Actenversendungen u. s. f. zur Sprache kommen. Wir erfahren hier, daß diese Gegenstände mit dem öffentlichen Berufe des Verf., welcher als Procurator beim Obertribunale angestellt ist, in genauer Verbindung stehen. Als er sich dann im neunten Briefe zum Staatsaufwande und zu den Abgaben wendet, gesteht er: „Nicht ohne einiges Bangen verlasse ich ein abgeschlossemeres Feld, in welchem ich mich heimischer fühlte, um mich wieder auf den offenern Kampfplatz zu werfen;

aber ich wage es, in dem Bewußtsein meines guten Willens und aufrichtigen Strebens nach Wahrheit." Nur ist es bekanntlich damit nicht gethan; es gehört mehr als Bewußtsein des guten Willens und des aufrichtigen Strebens nach Wahrheit dazu, um als patriotischer Briefsteller etwas Tüchtiges zu leisten, um in die Gegenwart einzugreifen, zur Mitwirkung der Gestaltung der Folgezeit. Einen höhern Standpunkt der politischen Intelligenz läßt der Verf. vermissen. So ist die Frage: ob der Staatsmann bei der Bestimmung des Staatshaushaltungsplanes von der Einnahme oder der Ausgabe ausgehen müsse, praktisch bedeutungslos, da beide schon vorhandene gegenseitig erwogen werden müssen. Auch wenn der Verf. sich zu dem Wehrstande wendet, offenbart es sich, daß er nur guten Willen zur Rathertheilung, keine Sachkenntniß habe. Mehr genügt Hr. Seeger, wo jener redliche Wille und lautere Freisinnigkeit zur Besprechung des Gegenstandes ausreichen, z. B. bei dem den Ständen gewidmeten Briefe. In einfacher Klarheit redet er hier, wie jeder deutsche Mann reden muß. Man höre: „Die erste Kammer repräsentirt nicht das Volk, sondern einen privilegirten Stand; sie wahrt nicht die Rechte der Zeit, sondern die Ansprüche der Vergangenheit. Während es zu dem schönsten Berufe einer Ständeversammlung gehört, dem Entwickelungsgange der Menschheit zu folgen und die Regierungen auf die Foderungen derselben aufmerksam zu machen, liegt es in dem Interesse Derjenigen, welche den größten Theil der ersten Kammer bilden, sich dem Gange der Zeit entgegenzustellen, um ihre Rechte und Privilegien, welche mit demselben im Widerspruche stehen, zu erhalten und zu befestigen, so lange es gehen mag." Mit Recht fragt der Verf.: „Wozu die besondere Vertretung des ritterschaftlichen Adels? Wozu die Virilstimme der höhern Geistlichkeit, wozu die privilegirte Vertretung einzelner Städte?" Ferner findet er es unpassend, daß das Wahlrecht den Arzt, den Gelehrten, den Künstler, den Rechtsanwalt von der Wahl ausschließt. Für diese Bestimmung läßt sich hinsichtlich der Aerzte und der Rechtsanwälte Vieles sagen. Was die Erstern betrifft, so ist die Theilnahme an ständischen Versammlungen unverträglich mit ihrem Berufe; Rechtsanwälte, Advokaten, Justizcommissarien u. s. f. müssen aber, nach des Ref. Ueberzeugung, unbedingt von der Wählbarkeit zur Volksvertretung ausgeschlossen sein, weil sie, von der Lichtseite betrachtet, ohnehin die Pflicht der Volks- und Gesetzesvertretung von Amtswegen haben, von der Schattenseite gesehen aber, in Parteistreit lebend, die Fähigkeit vorurtheilsfreier Sacherwägung, wenn nicht völlig verloren, doch nicht ausgebildet haben. Sie erscheinen gewöhnlich nur als Parteivertreter, mithin als die Unfähigsten, in Staatsangelegenheiten die Wahrheit zu erforschen und in parteiloser Erwägung gegenseitiger Rechte zu wirken.

Mit den Schlußworten wird jeder Verständige einverstanden sein: „Sowie Deutschland die Wiege der religiösen Freiheit war, so hat das deutsche Volk die Bestimmung, auch die politische Freiheit zur Reife zu bringen. Dem gemüthlichen, aber festen und ausdauernden Charakter des Deutschen wird ein Werk gelingen, dessen Vollendung dem Franzosen seine Reizbarkeit und Flüchtigkeit, dem Engländer sein Egoismus und seine Aristokratie unmöglich machen. Damit die Deutschen zur Erfüllung dieser großen Weltbestimmung tüchtig werden, mußte ihre Kraft Jahrhunderte lang in viele Brennpunkte vertheilt bleiben. Die Bildung wurde dadurch allgemeiner, der Fortschritt äußerlich langsamer, aber fester und sicherer."

Sind die Gegenstände, mit welchen sich diese patriotischen Briefe beschäftigen, interessant, so empfehlen sich dieselben auch durch angenehmen, fließenden Vortrag. Manche, auf würtembergische Localverhältnisse Bezug habende Ausdrücke hätten Erläuterung verdient, als z. B. der Passivstand der Amtspflegen, die Amtskörperschaftsumlagen. S. 86 soll der Schwindelhaber wol Schwindelhafer sein. Selten nur stößt man auf solche Provinzialismen, als: „Wir werden uns in Bälde (bald) davon zurückziehen" (S. 89). 61.

Herzog's Taschenbuch für Reisende durch den Thüringerwald.

(Auszug eines Briefes.)

Klagen Sie über die Buchhändlermesse, wie Sie wollen; ich habe überaus glückliche Geschäfte gemacht! Mit einem übermäßigen Vorrath von Spleen kam ich hin, und mein ganzes Lager nahm ich wieder mit; aber ich bin es losgeworden gegen ein ganz neues und probates Mittel, welches erst in der Zahlwoche auf den Markt kam. Die Heinrichshofen'sche Buchhandlung aus Magdeburg brachte „Dr. Karl Herzog's Taschenbuch für Reisende durch den Thüringerwald. Mit einer Karte von Thüringen." (1832, 16., 2 Thlr. 12 Gr.) Thüringen? Thüringerwald? Das klang mir wie Gesang aus meiner Kindheit herüber! Zugleich lockte mich die äußere Ausstattung des Buchs. In einer aufs Zarteste und Sauberste guillochirten Tasche stak ein ziemlich wohlbeleibtes Büchlein, an dem ich wohl begriff, daß dessen Tasche, nicht aber des Reisenden Rocktasche ihm den Titel gegeben. Der geschmackvolle Umschlag desselben erinnerte an die schönsten englischen Taschenbücher. Bald erkannte ich die Künstlerhand des Hrn. Eduard Hänel in Magdeburg, der seit zwei Jahren Deutschland mit den typographischen Leistungen der Engländer und Franzosen in Bunt- und Schöndrucken bekanntmacht. Ich öffne — Papier und Druck über alle Erwartung schön; mich lockte dieser neue typographische Reiz weiter. Ich nahm das Buch à condition, wie Sie sagen, mit mir, und in einem der schönen Gärten Leipzigs las ich die Vorrede des Verf., die „Vorerinnerung für Reisende durch den Thüringerwald", nahm die mit in der Tasche, aber in einer besondern Mappe befindliche Karte heraus, folgte den angegebenen Marsch- und Reiserouten, und in zwei Stunden war ich mit mir einig, über Naumburg, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha nach Eisenach, eine Stunde später, auch nach Rudolstadt, Schwarzburg, und am andern Morgen, den ganzen Thüringerwald nach diesem Buche zu durchwandern.

Nehmen Sie das Buch zur Hand, Freund! lassen Sie sich durch die edle Schreibart des Verfs. fesseln; erwägen Sie, wie angenehm er Sie von den Höhen des thüringer Waldgebirges durch dessen Gewässer mit Elbe, Weser und Rhein in Verbindung bringt (S. 34—39), wie trefflich Sie in die Gebirgsarten durch Hrn. Prof. Voigt in Jena eingeführt werden (50—64); wie vertraut Sie der Stud. Koch, ein anderer freundschaftlicher Helfer des Hrn. H., mit den Pflanzen des Gebirgs macht (65—84); wie angenehm er selbst Sie von der Thierwelt unterhält (85—94). Und reizt Sie diese allgemeine Vogelperspective nicht, so bedenken Sie, daß Sie zufolge der ausführlichen statistischen Uebersicht (95—134) nicht nur in einem Tage zehn verschiedener Herren Länder betreten können, sondern auch in diesen Thälern und Bergen eine Industrie treffen wie vielleicht nirgends in der Welt. Tabellen für Poststationen und Extraposten (135), geographische Ortsbestimmungen (137) und

Höhenangaben (139 und 465) fehlen nicht. Dann aber folgt in der zweiten Abtheilung eine so vollständige Topographie des Thüringerwaldes (1—464), daß Sie mit dem Stab in der einen und mit dem Buche in der andern Hand sicherlich sich zurecht finden und gewiß nichts übersehen, was Natur oder der fleißige Mensch und dessen Geschichte bieten. Ein vollständiges Register am Schlusse des Buchs hilft Ihnen überall aus. Lesen Sie nur die Artikel: Eisenach, Altenstein, Liebenstein, Reinhartsbrunn, Rudolstadt, Schwarzburg, Rennsteig (eine Hauptmerkwürdigkeit des Waldes), Sonneberg, Ruhla, Suhl und hundert andere Artikel! Ein schöner, kräftiger Menschenschlag von der edelsten Gesichtsbildung, sonnige Thäler, mit Laub- und Fichtenwald bis in die höchsten Gipfel bewachsene Berge, und über-, überall reges, thätiges Leben von unten bis oben! Der Harz ist schön; aber der Thüringerwald ist sonniger, wonniger! Die Menschen heiterer, sang- und klangreicher. Treten Sie nur in diese Laubhallen von Riesenbuchen, auf diese grünen Berge! Der Brocken gewährt eine weitere Aussicht; aber schönere An- und Einsichten überall die Berge Thüringens.

Vierzehn Tage habe ich in dem schönsten Wetter in diesen Thälern und Bergen geschwelgt und meine Grillen und die Buchhändlermesse auf lange Zeit vergessen. Ich bin zu Wagen und zu Fuße gereist und geblieben, wo es mir gefiel. Ich habe den Fleiß und die Genauigkeit des Hrn. H. bewundert, welcher ich in keinem ähnlichen Führer von Reisenden begegnet bin. Ueberall sieht man die Arbeit eines gründlichen Gelehrten. Auch die Karte ist besonders der deutlichen Höhenzüge wegen trefflich, und ich habe mich immer nach ihr zurechtfinden können ohne Führer, als ich erst drei Tage im Lande gewesen war.

Hr. Heinrichshofen hat auf diese Weise das Verdienst, zwei der schönsten Gebirge in Mitteldeutschland auf eine höchst würdige Weise dem wanderlustigen Vaterlande zugänglich gemacht zu haben. Hrn. Herzog's „Taschenbuch für Reisende durch den Thüringerwald" nimmt neben Hrn. Gottschalk's „Taschenbuch für Harzreisende" ehrenvoll einen Platz ein. Der größere Raum und der ungleich größere innere Gehalt und verschiedene Charakter des Thüringerwaldes haben dem vorliegenden Werkchen einen etwas größern Umfang gegeben, allein auf den 40 Bogen, die es umfaßt, findet sich so viel Nützliches und Gründliches, daß ich nicht wüßte, was ich daran missen möchte. Und ungeachtet dieses Umfanges, der Karte und der äußern schönen Ausstattung, hat der Hr. Verleger einen so billigen Preis gestellt, daß ich der Mühseligkeit des ehrlichen Deutschen mein Mitleid nicht habe versagen können.

Wer künftig den Thüringerwald besucht, wird ohne dieses Buch ihn kaum noch mit Nutzen bereisen; und selbst wenn er darin geboren und erzogen ist, lernt er ihn und sich selbst erst durch dasselbe kennen. Die Handelsgeschichte des Mittelalters, der Kunstfleiß Nürnbergs u. s. w. werden hier, wie ich glaube, enthüllt und enträthselt. Ich halte dieses Buch ohne Scheu für eine der gediegensten Erscheinungen der diesjährigen Buchhändlermesse und bin dreist genug zu behaupten, daß alle Arbeiten der verdienstvollen Vorgänger des Hrn. H. durch ihn entbehrlich geworden sind. Mag mich meine Wanderung nach seiner Anleitung für dieselbe eingenommen haben, mag meine Heiterkeit in Folge der Reise mich verblenden — ich weiß es nicht; aber prüfen, versuchen Sie es selbst und belehren Sie mich eines Bessern.

Sollten Sie das reizende Saalfeld besuchen, so will ich Sie mit einer Notiz versehen. S. 395 führt Sie Hr. H. an ein Bild in der St. Gehülfencapelle, dessen Deutung ihm unbekannt blieb. Eine langbärtige Gestalt mit einer goldenen Krone und gegürtetem Rock am Kreuze hangend, welche einen (güldenen) Pantoffel fallen läßt. Vor ihr kniet ein Jüngling, welcher die Laute spielt. In einer Capelle in Prag fand ich ein ganz ähnliches Bild. Ich fragte meinen Wirth, einen ehrlichen Oestreicher, um dessen Bedeutung. „Dohs is de heilge Kummernuß, schaun's, ihr Gneb'n!" bub der Legendenkundige an. Sie war so liebenswürdig und schön, daß alle Jünglinge von nah und fern sie begehrten; aber so bescheiden und demüthig, so sittsam und tugendlich, daß sie ihre Schönheit für eine Strafe Gottes hielt, sich täglich zu ihrer Kasteiung ein Paar Stunden an ein Kreuz hängen ließ und, als dennoch der Andrang der Männer zu stark wurde, Gott bat, sie zu entstellen. Da half ihr Gott aus dieser Noth durch einen langen Bart, der ihr über Nacht wuchs. Sie wurde das kanonisirt und ihr bärtiges Bild am Kreuze in einer Capelle verehrt. Nach Jahren kam ein schöner Jüngling arm und hungrig vor ihr Bild, nahm seine Laute, spielte und sang betend zu ihr um Hülfe. Die Heilige, zum ersten Male von einem Manne wieder angebetet, wurde gerührt und warf ihm einen ihrer güldenen Pantoffeln herab. Der Jüngling zeigte das wunderbare Geschenk, ward von den Pfaffen gefangen und würde wenigstens verbrannt worden sein, wenn die klugen Patres ihm nicht erlaubt hätten, durch eine zweite Probe seine Unschuld zu beweisen. In Procession zog man mit ihm nach dem Bilde; der Jüngling kniete, spielte und sang, und siehe! die Heilige half ihm und warf ihm auch ihren zweiten Pantoffel zu!

Ich bin zu unbewandert in den heiligen Legenden, als daß ich diese Erklärung des fraglichen Bildes verbürgen möchte; vielleicht aber führt diese Notiz zu einer Nachweisung bei der nächsten Ausgabe des Taschenbuchs, das aber auch ohne dieselbe bestehen wird. 124.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.
Viertes Heft.
Castiglioni bis Constitutionnelles System.

Der unterzeichnete Verleger macht wiederholt auf dieses höchst interessante und zeitgemäße Werk aufmerksam. Es bildet einen Supplementband zu allen bisherigen Ausgaben des Conv.-Lex., ist aber auch für sich bestehend und in sich abgeschlossen; man findet darin die wichtigsten Aufschlüsse über Alles was die Zeit bewegt, und es ist daher für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen derselben richtig würdigen will. Es können hier keine Artikel namhaft gemacht werden, aber in jeder Buchhandlung ist das Werk einzusehen, und die große Theilnahme des Publicums, die schon jetzt eine Auflage von fast 30,000 Ex. nöthig macht, spricht wol am besten dafür, daß Mitarbeiter und Redaction ihre Aufgabe trefflich gelöst haben.

Um die Anschaffung zu erleichtern und den Artikeln den Reiz der Neuheit zu lassen, erscheint das Werk in Heften zu acht Bogen, deren jedes

auf weißem Druckpapier 6 Groschen
auf gutem Schreibpapier 8 Groschen
auf extrafeinem Velinpapier 15 Groschen

kostet.

Leipzig, 30sten Juni 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 212. — 30. Juli 1832.

Jambes par *Auguste Barbier*. Paris, 1832.

Es ist auffallend, wie bei den Franzosen das Leben der Kunst immer Hand in Hand gegangen ist mit dem Leben des Staats. Unter Ludwig XIV. war das Staatsleben mit dem Hofleben eins; beide waren durch gewisse bis ins kleinste Detail vorgeschriebene und genau befolgte Normen geregelt, und so waren denn auch die Kunstregeln der französischen Poesie in dem hochgerühmten siècle de Louis XIV nichts weiter als eine Art von Etiquette, von der kein Dichter auch nur um einen Zoll breit abzuweichen wagte. In den gefeiertsten Kunstwerken jener goldenen Zeit finden wir diesen Hofton sorgfältig gehalten, und er ist es eigentlich, worin bei den Franzosen das sogenannte Classische besteht. Erst nach 150 Jahren fingen einige Schriftsteller, unter welchen man Diderot und Rousseau nennen könnte, ganz leise an, sich in freiern Formen zu bewegen, wie denn auch die Fessel des Regierungslebens allmälig lockerer ward. Noch größere Freiheit brachte die erste Revolution mit, aber dennoch blieb bei größern, ernstern Kunstwerken, vorzüglich bei der Tragödie, die alte Regel noch unangefochten stehen. Je mehr aber nach der Restauration ein constitutionelles Leben, eine festbegründete Opposition sich ausbildete, je mehr man in Frankreich die Poesie der fremden Völker kennen und schätzen lernte, ward auch in immer größerer Kraft eine neue Kunstschule gegründet, die von Tage zu Tage weitern Spielraum und lebhaftern Beifall findet. Freilich war es nicht genug, der alten Fesseln entledigt zu sein, vielmehr kam es nun darauf an, was an der Stelle des Weggeworfenen neu zu gestalten sei, und hier finden sich für den Anfang denn freilich wunderliche Misverständnisse. Die Beobachtung großer englischer und deutscher Muster leitete auf die in ihnen vorhandenen wunderbaren phantastischen, mystischen, schwärmerischen, melancholischen und humoristischen Elemente, die im freiesten Wechsel oft scharf contrastirend nebeneinander erscheinen. Die neufranzösische, sogenannte romantische Kunstschule, Victor Hugo an der Spitze, glaubte, daß das Wesen der romantischen Poesie blos in diesen Elementen zu finden sei, und es galt nun, Dem Aehnliches in höchster Potenz nachzubilden und in wunderlich regelloser Mischung zusammenzuwürfeln, wodurch neben wenigem, aus dem innern poetischen Gemüthe rein Entwickelten eine Masse in künstlich-übertriebener Zügellosigkeit an das Wahnsinnige grenzender Producte entstand, die freilich von jeder Fessel, aber auch von jedem Gesetz der Kunst befreit erscheinen. Die Kunst aber steht der Willkür ebenso fern als dem Zwange. Dennoch ist durch diesen Schritt unendlich viel gewonnen; denn in der Poesie, wie im Leben, ist eine dem natürlichen, ewigen Gesetze mit Freiheit folgende Bewegung nur Demjenigen möglich, der von keiner äußern Fessel mehr gehalten wird. Aus dieser Freiheit wird sich auch in Frankreich eine neue, wahrhafte Poesie entwickeln, und auch dieses Land wird dazu mitwirken, den schönen Tag einer künftigen Weltpoesie heranzuführen, dessen Morgenröthe in Göthe's edeln Geist ihren ersten Schimmer warf, als er selbst schon in den milden Stralen seiner Abendröthe glänzte.

Der Dichter, der hier vor uns erscheint, zeigt sich, wiewol er in der äußern Form noch den alten französischen Versmaßen, dem gereimten Alexandriner, der vierzeiligen Stanze u. dgl. mehrentheils getreu bleibt, als ein völlig freier Geist, der sich von dem veralteten Kunstgeschmack nicht nur losgemacht hat, sondern ihm auch in seinem edeln Unwillen, oftmals nicht ohne einigen coquettirenden Cynismus, geradezu hohnspricht. Es ist eine merkwürdige, wahre und ursprüngliche Naturkraft, die hier vor uns auftritt, wie sie jenseit des Rheines seit langen Jahren nicht in der Poesie erschienen ist, und auch bei ihm zeigt sich sehr deutlich der nothwendige innere Zusammenhang, der in Frankreich zwischen Poesie und Politik jederzeit stattfindet. Einige von den Herausgebern dieser Gedichte entlehnte Worte werden die Beurtheilung derselben ungemein erleichtern, indem sie den Leser sogleich auf den richtigen Standpunkt zu ihrer Betrachtung führen, weshalb Ref. keinen Anstand nimmt, sie hier mitzutheilen.

Wir leben, sagen sie, wie schon seit lange bemerkt worden, in einer Epoche des Ueberganges, und alle Werke des Geistes müssen das Gepräge jenes moralischen Siechthums ansichtragen, von dem Europa ergriffen ist. Nach welcher Richtung strebt die menschliche Gesellschaft hin? In unserm Rücken Ruinen; vor unsern Augen undurchdringliches Dunkel; in der Gegenwart eine tödtliche Unruhe! Religionen gehen zu Grunde, andere bilden sich und wollen sich erheben. *) Die Verwirrung der politischen

*) Der Saint-Simonismus.

und literarischen Meinung hat ihren Gipfel erreicht. Die Laster einer alten Monarchie lasten auf uns; die Erinnerung 40 stürmischer Jahre erfüllt unsere Seele mit dem tiefsten Ekel vor allen politischen Experimenten. Selbst des Skepticismus sind wir schon müde, und wenn dem Geschlecht, dem wir angehören, die Energie des Verbrechens zu fehlen scheint, so befleckt es sich darum nicht minder mit allen den lässigen Lastern, die aus dem Ungefühl und der Langweile entspringen. Sagt es uns, ihr, die ihr nicht in der Zurückgezogenheit oder im Bücherstaube euere Tage verlebt habt, sagt es, ob nicht eine unheilbar scheinende Verdorbenheit, ein tiefer, nagender Krebs unter der glänzenden Hülle unserer Sitten sich verbirgt. Betrachtet dies Paris, und meßt ihn aus, den Schmuz, der sich sammelt in diesem Abfluß der Welt; die Erschöpfung dieser Unzucht; die erfinderische Schamlosigkeit in diesen Anstrengungen der dramatischen Kunst; zählt sie, die verdorbenen, geschändeten Herzen, die unter der Seide wie unter der Wolle schlagen; die verwilderten Geschlechter in dieser so thätigen, geistreichen, geputzten, geglätteten Volksmasse. Betrachtet dies Alles, nicht auf der Oberfläche, sondern in seinem tiefsten Grunde; nicht um es in leichten, geselligen Bildern gefällig zu skizziren, sondern als Weise, als Freunde des Wahren und Edeln. Ihr werdet zurückschrecken! — Es geschah aber eines Tages, daß diese gebildete, feurige, leidenschaftliche, lasterhafte, großen Ideen wohl zugängliche Volksmasse, als sie in ihren Neigungen, Meinungen, in ihrer Zukunft und Eigenliebe angegriffen ward, sich erhob wie Ein Mann gegen den unvorsichtigen Angreifer, der ihr König war. Da hat sie ihre Lässigkeit abgeschüttelt; da vergaß sie Vaudeville, Kaffeehaus und Spielhaus, da griff sie zu Gewehr und Beil. Der Thron brach zusammen. Am dritten Tage war Alles auf dem alten Platz. Das Geschlecht der Helden verschwand vor dem Geschlecht der Pariser. — Eine Dichterseele ward ergriffen von diesem Schauspiel. Nach dieser Julirevolution, nach dieser völlig bürgerlichen, nur aus der Furcht, die das bedrohte Interesse einflößt, als Resultat hervorgegangenen Umwälzung sah der noch jugendliche Dichter, wie nackter Ehrgeiz, unruhige Eitelkeit in athemloser Gier den neuen Gunstbezeigungen sich nachstürzten, die eine neue Macht mit vollen Händen ausstreuen sollte. Welch Schauspiel! welche Offenbarung! Der poetische Tiefblick, der im Moment eine Welt entdeckt, enthüllte dem jungen Dichter das innere Uebel, das die Nation verzehrt. Der Wiederklang dieses Gefühls ward zur Hymne, zum Fluch, zur Verwünschung, zum erhabensten Ausruf dichterischer Wuth. Hr. Barbier dichtete sein „Jägerrecht". *)

Die Erscheinungen seiner Zeit also sind es, der Freiheitssinn, die Kraft, die Wuth, der Muth seines Volkes, aber zugleich seine Verderbniß, seine Niederträchtigkeit, seine Wollust, seine Kriecherei, seine Verkehrtheit, seine Verruchtheit und Gottlosigkeit, endlich sein Elend, seine Noth und seine Thränen, die uns der Dichter in den unerbittlichen Strafsprüchen seiner Verse darstellt. Diese Bilder würden wir als unpoetisch, als ekelhaft von uns stoßen, wenn sie nicht geadelt würden durch den gerechten Zorn des Dichters. Die Empörung des Lesers wird entwaffnet durch die des Dichters; das Aussprechen des Abscheulichsten, Gemeinsten in den von Schmerz und Ekel davor durchdrungenen, aus dem innersten, jugendlich-reinen Gemüth des Dichters gewaltsam hervorströmenden Versen hat eine schauerliche, ganz eigne, aus Abscheu vor dem Stoff und Neigung zu dem Dichter zusammengesetzte Wirkung. Wir finden in ihm den erfahrenen Scharfblick des Alters, gepaart mit der naiven Leidenschaftlichkeit der Jugend. Seine Jamben sind, wie man sich die des Archilochos denkt, scharfe, dornige, glühende Geißeln, mit denen er sein Zeitalter bis aufs Blut straft, indem er selbst dabei mit leidet bis zur endlichen Verzweiflung; auch ist es charakteristisch, daß er seine Gedichte mit der „Versuchung" anfängt und mit der „Verzweiflung" schließt.

Uebrigens ist sein Ausdruck und sein Vers in hohem Maße gewandt und oft sehr schön, seine Bilder sind frappant und richtig, nur freilich oft aus einem niedern Kreise gewählt, und in der ganzen Darstellungsweise herrscht eine Kraft und Naturwahrheit, wie sie bei französischen Dichtern selten gefunden werden. Unter seinen dichtenden Landesgenossen tritt er auf wie ein junger griechischer Heros, nackt und mit der Keule bewaffnet, mitten unter Chapeaubasmännern. Ref. ist weit entfernt von dem Versuch, ihn wegen der kühnen Nacktheit und des rauhen Tones seiner Sprache zu entschuldigen, wie seine Herausgeber für nöthig gehalten haben. Wer auf dem Markte auftritt, um der verstockten Masse einige Tropfen schamrothen Blutes auf die Wangen zu treiben, kann sich nicht in feinen Wendungen des Putzzimmers herumdrehen. Er will nicht schmeicheln oder locken, nein, ergreifen; er sucht nicht zu gefallen, und gefällt dadurch um so mehr. Nur an wenigen Stellen erscheint die kühne Entblößung seiner Rede als gesucht, wo sie dann freilich unschön wird; im Allgemeinen aber kann man nicht sagen, daß er die Scham beleidige, sondern vielmehr nur, daß er sie überwinde um der Wahrheit willen.

(Der Beschluß folgt.)

*) „La curée."

Zwickbuch. Von W. von Wimpffen. Erstes Heft. Berlin, Fincke. 1832. 12. 18 Gr.

Der Verf. dieses Buchs schließt dasselbe mit folgenden Worten: „Es ist leicht, ein Buch glänzend und vielversprechend zu beginnen; mühselig, es leidlich gut fortzuführen, und äußerst schwer, es nur erträglich zu enden." Diese Worte aus seinem Munde sind merkwürdig, sie sind prophetisch: denn gerade an ihm sind sie in Erfüllung gegangen! Seine Blätter beginnen poetisch, glänzend, überaus vielversprechend und enden in der alleralltäglichsten Alltäglichkeit. Das Vorgefühl des Verf. und die Erfahrung, die er an sich selbst aufstellt, erscheinen uns um so merkwürdiger, als wir, unsererseits, das ganz entgegengesetzte Axiom aufgestellt haben würden: Es ist äußerst schwer, ein Buch gut zu beginnen, leicht, sich en train zu schreiben, und niemals schwierig, zu enden. Deutet diese Verschiedenheit der Ansicht

nicht auf eine Grundverschiedenheit der Anlagen zwischen Autor und Recensenten hin? Oder vielmehr zwischen den Menschen überhaupt? Allerdings, meinen wir! Der Eine wird kurz von dem poetischen Gehalte der Natur- oder Kunsterscheinung ergriffen, aber die gesteigerte Empfindung tritt bald in den gewöhnlichen Kreis zurück, weil ihm Wissen und Nachhaltigkeit der Phantasie fehlt, den höhern Wellenschlag zu behaupten. Der Andere wird schwer in dies lebendigere Spiel der Wogen hineingerissen, aber, einmal von ihnen ergriffen, hebt ihn die Wissenschaft, der es nie an Anknüpfungspunkten fehlt, und die kräftige Lust an der phantastischen Bewegung der Wellen. Der Verf. gehört offenbar zu der zuerst bezeichneten Classe von Autoren. Seine ersten Bogen sind voll dichterischen Feuers und poetischer Gestaltung; in den folgenden und in den letzten fehlt nicht blos die Gestaltung, sondern selbst der Stoff. Dieser ist ihm ausgegangen, zu jener fehlt ihm Wille und Vermögen, und er schließt so matt und unerfreulich, daß wir ihn um seiner selbst willen bitten müssen, einer langen Ruhe zu pflegen, bevor er an eine Fortsetzung, an ein zweites Heft nach diesem ersten denkt. Ja, wir besorgen ernstlich, daß ihm überhaupt kein zweites gelingen werde. Warum? — Sein Wissen ist zu Ende!

Dies Buch, das sich durch einen närrischen, nichtsbedeutenden Titel bedeutend zu machen strebt, ist kurz und gut als eine Sammlung poetischer und prosaischer Wanderlieder anzusehen, die der Verf. ex post in eine Verbindung gebracht hat, wie es hat gehen wollen. Wir entdecken weder eine bestimmte Absicht noch irgend ein Ziel, weder einen festgehaltenen Kreis von Meinungen noch irgend eine sichtbare Tendenz darin. Es sind lyrische Ergüsse aus einer heitern, natur- und menschenliebenden Stimmung, ohne tiefere religiöse oder politische Bedeutung, wiewol Religion und Politik darin anklingen. Bald erscheint der Verf. als bitterer Aristokrat und strenger Protestant, bald wiederum nicht; er liebt die Einsamkeit und die Menschen, welche man Naturkinder zu nennen beliebt, und seine Stimmung ist doch weder melancholisch noch überhaupt eine ausgeprägte und feststehende. Kurz, er ist ein Anfänger, der Heyne nachahmt, oder vielleicht gar Jean Paul, von dem er sich, was das Wissen betrifft, in einer erdenweiten Entfernung befindet. Niemand aber kann Jean Paul nachahmen, der nicht wenigstens halb so viel weiß wie dieser gigantische Sammlergeist.

Hiermit nun ist sein Buch charakterisirt. Der Verf. — „ein Hemd auf dem Leibe und eins in der Tasche, das Malergeräth über die Schulter geworfen" — ist auf der Wanderung, in Tirol, in Baiern, am Kochelsee, am Fuß des Vesuv, in Sicilien; doch das Local ist gleichgültig: er sieht die Menschen überall gleich, d. h. wie sie nicht sind, und von seinem Naturverständniß erhalten wir eben auch keine große Vorstellung. Seine Sprache ist bald niedrig und gemein, bald gesteigert, künstlich-zärtlich und in den Posaunenton fallend. Auch als Sprachkünstler ist er kein Held, und seine Art, das Niedere mit dem Hohen zu mischen, ist mindestens unerfreulich. In diese Wandergeschichten mischt er nun — tant bien que mal — Poesien ein, die unstreitig von ihm bei ganz andern Anlässen, wahrscheinlich in stillen Zimmern, leicht hingeworfen worden sind, und die auf diese Art hier an den Mann gebracht werden: Romanzen, lyrische Ergüsse, Märchen, Fabeln, Sinngedichte, bald als Sachen, die er träumt, bald als poetische Anschauungen, die von den Gegenständen eben erweckt werden. Diese Poesien, theilweise glücklich, sind unstreitig das Beste an diesem Buche, wenigstens sind sie mehr werth als die seinsollenden humoristischen Gespräche mit Fischern, Contrebandirern, verliebten Tirolerdirnen u. s. w. Einige sind sehr gut sogar, wie die Romanze S. 12:

> Der See ist wild und geht so hohl
> Und wirft das kleine Boot;
> Die unten sind, die leben wohl
> Und fühlen keine Noth.

Die Form dieser Romanze ist sehr gelungen — nur Schade, daß wir nichts darin erkennen, was eigentlich einem poetischen Gedanken ähnlich sieht. Ist denn ein Gedicht ohne einen Gedanken ein Gedicht? O Göthe — Göthe! Das ist die Schuld Deiner leichten Gedichte, Deiner Fischer- und Spinnerlieder, daß Jeder sie Dir nachmachen zu können glaubt, der kein Fühlhorn für das feine poetische Gewebe hat, das sie so trefflich verbergen! — Einige launige Lieder, wie S. 8 und 9:

> Gestern bin ich fischen gangen u. s. w.

und einige Volkslieder im bairischen Dialekte sind dem Verf. formell gleichfalls gelungen. Beinahe hätten wir gesagt: auch ihrem innern Wesen nach! Doch das ist schwer, ein wahres Kunststück der Poesie! Aber laßt uns gerecht sein. Hin und wieder gelingt dem Verf. auch eine gute Bemerkung in Prosa, welche witzig vorgetragen wird. Der Liebhaber von dergl. kann S. 23 u. 24 eine solche nachlesen. Nur weder der echte Humor, noch die wahre Empfindsamkeit, wie eifrig der Herr Verf. ihnen auch nachjagt, wird von ihm je erreicht. Sehr wahr aber ruft er S. 30 aus: „Daß so Viele sich selbst überschätzen, rührt daher, daß sie Das, was sie sind, mit Dem verwechseln, was sie sein könnten." Die alte, aber sehr wahre Geschichte vom Ideal, das in uns lebt. Humor soll z. B. sein: „Du mußt wissen, rüstiger Leser, daß ich einen Steinbock im Wappen führe, der ein Kreuz hält, vermuthlich weil mein Ahnherr in den Kreuzzügen einen Bock geschossen hat, und mir scheint davon noch das Behagen am Springen und Ueberspringen geblieben zu sein." In der That betitelt der Verf. einen Theil seiner Sätze: „Gemsensprünge", einen andern „Wellenklänge", einen dritten „Lavaströme", und was dergleichen närrische und gesuchte Ueberschriften mehr sind. Die poetische Erzählung S. 67, die Fabel von Nachtigall und Schmetterling, die Unterhaltung mit dem bekehrungssüchtigen Priester, aus dem zuletzt eine Art Sterne'schen Lorenzo's wird, sind recht gut; aber das Märchen von Kipoli und Poliki (wahrscheinlich ein im Pulte des Verf. angerosteter Artikel) ist verzweifelt langweilig.

Was wir Gutes von dem Buche des Verf. gesagt haben, bezieht sich ausschließlich auf dessen erste Hälfte. Die zweite enthält die trockensten, langweiligsten Reiseberichte, ohne ein Fünkchen derjenigen Poesie, welcher der Verf. in den ersten Aufsätzen bisweilen nicht so ganz unglücklich nachringt. Also — Summa — ein zusammengestoppeltes, nicht aus einem Guß, aus einem Trieb hervorgegangenes Buch, dessen dichterischer Faden in der Mitte abreißt. Conclusion! Sollen wir etwas von dem Verf. erwarten? Nein! Warum? Weil es ihm an Grund zum Schreiben gebricht. Wer schreiben will — soll wissen! 150.

Aus den Briefen eines Reisenden.

Triest, Anfangs Juli 1832.

Die letztverflossenen Tage sind für uns hier recht erfreulich gewesen, indem von beiden Punkten, auf welche die Aufmerksamkeit der Griechen und Griechenfreunde ängstlich gerichtet war, gute Botschaften eintrafen. Ueber Griechenland, aus welchem auffallend lange, seit 3—4 Wochen, directe Nachrichten fehlten, brachte das letzte Paketboot aus Korfu vor 14 Tagen trübe Berichte. Kolokotronis und Tsavellas sollten mit ihren Scharen mehre Punkte des Peloponnes besetzt haben, die Regierungscommission unter sich in Zwiespalt gerathen sein, und überhaupt in Nauplia so große Unsicherheit herrschen, daß selbst die Glieder der Regierung zum Theil ihre Familien und ihre Güter an Bord der Schiffe in Sicherheit gebracht hätten. Der hiesige Beobachter theilte diese Nachrichten mit, und aus ihm werden sie wahrscheinlich in andere Blätter übergegangen sein. Unter diesen Umständen erfüllte selbst die Anwesenheit des Grafen Viaros Capodistria, der mit dem Paketboote kam und noch in der Quarantaine ist, mit Besorgnissen, zumal da man gleichzeitig erfuhr, daß sein Bruder Augustin über Odessa nach Petersburg abgegangen sei. Wird nicht vielleicht Viaros, fragte man sich, unter dem bloßen Vorwande einer Badereise, nach

München gehen, und der Eine hier, der Andere am russischen Hofe das Regierungssystem ihrer Familie vertheidigen, alle Schuld des Geschehenen auf den Charakter des Volkes werfen und den Prinzen Otto von der Annahme der Krone abzuhalten suchen, wie einst Graf Johann den Prinzen Leopold? Da kam endlich ein ersehntes Schiff in 26 Tagen von Syra und Nauplia an und brachte die beruhigendsten Nachrichten. Die provisorische Regierung setzt unermüdet ihre Arbeiten fort und gewinnt täglich an innerer Festigkeit und an Ansehen beim Volke; der Nationalcongreß ist fast schon vollzählig versammelt; Kolokotronis hält sich ruhig; Tsavellas hat freilich Patrasso besetzt und sich geweigert, französische Besatzung hineinzulassen, aber zugleich erklärt, daß er einem desfallsigen Befehle seines Königs Otto unverzüglich Folge leisten werde. Statt ihre Familien in Sicherheit zu bringen, lassen vielmehr die Mitglieder der Regierung die Ihrigen nach Nauplia kommen u. s. w. Alles denkt und spricht nur von dem Könige, und nächstens wird sich eine Deputation einschiffen, um ihn im Namen des Volkes zu begrüßen. Fast gleichzeitig mit der Ankunft jenes Schiffes lief aus München die sichere Kunde ein, daß alle Schwierigkeiten geebnet, und der Prinz Otto sowie sein erlauchter Vater definitiv zur Annahme der Krone entschlossen seien. Im September werde eine Regierungscommission von drei Mitgliedern sich nach Griechenland begeben; der Prinz werde aber noch ein Jahr in Baiern bleiben, bis er nach dem Hausgesetze die Volljährigkeit erreicht habe, um dann vor seiner Abreise auf seine eventuellen Erbfolgerechte auf die bairische Krone feierlich zu verzichten u. s. w. Bestätigt sich nun auch die Nachricht aus Konstantinopel, daß die Frage über die Grenzen des neuen Staates auf eine erwünschte Weise erledigt sei, so ist Griechenland wenigstens die Möglichkeit gegeben, endlich den wohlverdienten Lohn für seine Anstrengungen und Leiden zu ernten. Diese Möglichkeit ist aber fast eine Gewißheit, vorausgesetzt, daß die Regierung bei allen ihren Handlungen mit der nöthigen Umsicht zu Werke geht. Eine ihrer ersten Sorgen, nach dem Urtheile einsichtsvoller Griechen, muß sein, alle Aemter und Plätze, bis zu den Hofämtern bei der Person des jungen Fürsten, nur nach der behutsamsten Wahl zu besetzen. Völker sind Individuen im Großen; je mehr Talente aber ein Individuum besitzt, desto leichter ist es der Gefahr eines Misbrauchs derselben ausgesetzt. Die Griechen sind ein solches reichbegabtes Volksindividuum; und es ist nicht zu leugnen, daß die türkische Herrschaft nur zu häufig die Entwickelung dieser glücklich-unglücklichen Disposition in einer nachtheiligen Richtung begünstigte. Unter dem türkischen Joche war es den Griechen fast nur durch keckes Sichvordrängen und Sichgeltendmachen möglich, auf der Bahn der Aemter vorwärts zu kommen; bloße Einsichten, Fleiß, Treue, Bescheidenheit führten zu nichts. War es ja doch bei den Türken selbst bis auf die große Reformation herunter, in der sie jetzt begriffen sind, anerkannter Grundsatz, daß das Amt den Verstand gebe, wenn man plötzlich einen Serailsbedienten zum Kapudan-Pascha oder zum Reis-Effendi befördern sah! Wäre es denn zu verwundern, wenn jene mehrhundertjährige Gewöhnung des Emporklimmens durch gewandte Zudringlichkeit ein wenig in den Charakter der Griechen übergegangen wäre? Es müssen daher auch der neue Regent und seine Rathgeber darauf gefaßt sein, sich von jetzt an von Gesuchen um Anstellungen belagert zu sehen. Hunderte von jungen Griechen, die sich ihrer Studien halber in Deutschland und Frankreich aufhalten, werden eilen, ihrem erlauchten Beherrscher ihre Huldigung darzubringen, neben vielen reifen, gründlich gebildeten Jünglingen auch solche, die kaum erst einen Grund zu ihrer fernern Ausbildung gelegt haben, Unwürdige mit den Würdigen; alle werden ihre Dienste anbieten, alle ein gnädiges Versprechen, eine huldvolle Zusicherung zu erhalten suchen — und es mag eine schwere Pflicht für einen Fürsten sein, eine Bitte, zumal wenn sie von einem Würdigen kommt, zurückzuweisen. Andererseits aber finden sich in Griechenland nicht wenig tüchtige, durch Erfahrung geprüfte Männer, zum Theil in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit lebend, weil sie unter dem Präsidenten keine Aemter bekleiden wollten oder weil sie ihrer freisinnigen Ueberzeugungen wegen von demselben zurückgesetzt wurden, die auf keinen Fall darunter leiden dürfen, daß sie nicht so glücklich sein konnten, unter den Ersten zu sein, die den jungen Fürsten begrüßen. Möge dieser daher es vermeiden, bei seiner Ankunft in Griechenland, wo er so sehnlich erwartet wird, wo so viel schöne Hoffnungen sich an sein Kommen knüpfen, schon von einer Schar versprechungsweise Angestellter begleitet zu erscheinen, was leicht die Freude des Empfanges ein wenig trüben könnte. Eine zweite Frage ist es, ob es wirklich nothwendig und rathsam sein wird, fremde Truppen mit nach Griechenland zu nehmen. Doch wird sich dies erst zu seiner Zeit nach dem Zustande des Landes und der Stimmung des Volkes entscheiden lassen. Für jetzt spricht sich die Stimmung der hier anwesenden Griechen, der gebildeten wie der ungebildeten, dafür aus; ein alter Klephte meinte sogar: „Warum nicht gleich 10,000 Mann, damit wir bald wieder gegen die Türken marschiren können!“ Ich übergehe eine dritte Frage, die Räthlichkeit eines Religionswechsels betreffend, weil sie nur nach persönlicher Ueberzeugung entschieden werden kann. Indeß würde ein solcher Wechsel in politischer Hinsicht den großen Vortheil gewähren, daß der Fürst bei seinem Streben, der Geistlichkeit größere Bildung als bisher zu geben, auf weniger Widerstand stoßen würde. Uebrigens glaube ich, daß meine früher ausgesprochene Hoffnung eines schnellen Aufblühens des griechischen Staates, sobald er eine feste politische Gestaltung gewonnen habe, bald in Erfüllung gehen wird. Seit wenigen Tagen erst sind uns jene guten Nachrichten hier zugekommen, und schon heißt es, daß mehr als hundert hiesige griechische Familien, sobald die Regierung im Namen des Königs geführt werden wird, Triest zu verlassen und in ihr Vaterland zurückzukehren denken. Wie viele werden erst aus Livorno und Marseille, aus Smyrna und Salonichi, aus Wien und Konstantinopel folgen!

An andern interessanten Neuigkeiten fehlt es für den Augenblick. Die Nachricht von dem Falle St.-Jean d'Acres hat auf dem hiesigen Platze, wo man in vielen Handelsverbindungen mit Aegypten steht und durch den Sturz des Mohammet Ali wenigstens momentan verlieren würde, einen guten Eindruck gemacht. Indeß erregte es einige Sensation, daß das ägyptische Kriegsschiff, welches diese Nachricht brachte, unter türkischer Flagge hier einlief, und daß sein Gruß — wahrscheinlich nur jener Flagge zu Ehren — von der Festung erwiedert wurde. Der Bannfluch, den der Papst gegen die Anconesen geschleudert hat, macht hier wenig Aufsehen, und man scheint vielmehr zu glauben, daß der heilige Vater die möglichen Folgen eines solchen Schrittes übel berechnet habe. 125.

Bitte.

Die Würdigung, welche die mannichfaltigen im Druck erschienenen literarischen Arbeiten des Dichters Ludwig Halirsch in den meisten belletristischen Journalen Deutschlands erhielten, und die lebhafte Theilnahme, welche eben diese Zeitschriften bei dem frühen Tode dieses Schriftstellers und Dichters aussprachen, lassen eine beifällige Aufnahme der Sammlung und Herausgabe seines literarischen Nachlasses erwarten. Hierzu hat sich schon Bedeutendes unter den hinterlassenen Schriften vorgefunden, Manches dürfte aber auch in den Händen der geehrten Freunde und Correspondenten des Verstorbenen sein. Die Besitzer solcher zur Veröffentlichung geeigneten Beiträge, welche dieselben, um das Andenken des Hingeschiedenen zu ehren, mitzutheilen geneigt sind, werden daher gebeten, diese Beiträge an Dr. Halirsch in Wien (Nr. 644) gefälligst zu übersenden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 213. — 31. Juli 1832.

Jambes par *Auguſte Barbier.*

(Beſchluß aus Nr. 212.)

Dieſe Gedichte ſind zu einfach und zu ſehr von gleicher Tonart, um einer weitläufigen Kritik Raum zu geben. Hier ſollte nur die Aufmerkſamkeit auf ſie gelenkt werden, die ſie in vollem Maße verdienen. Ihre Gegenſtände ſind angegeben, ihr Eindruck geſchildert; doch welch Bild von einer Dichtungsweiſe gibt die Schilderung ihres Eindrucks! So ſei es denn verſucht, durch einige ſchwache Nachbildungen eine ungefähre Skizze von dieſen neufranzöſiſchen Kunſterzeugniſſen mitzutheilen. Um dieſer Abſicht und um der großen Schwierigkeit einer ſolchen Arbeit willen, die niemals ganz gelingen kann, wird der Leſer Nachſicht damit haben.

Jambe VII.

1.

Auf, Schürer, friſch herbei, und ſchaffe tüchtig Kohlen,
Schaff' Eiſen, Kupfer, Zinn heran;
Du mußt mit ſtarkem Arm, mit breiter Schaufel holen
Dem Herde Nahrung, Freund Vulkan.

Dem mächt'gen Ofen mußt du reichlich Speiſe bringen,
Willſt ſein Gebiß du regſam ſehn;
Es muß, ſoll er das Erz zermalmen und verſchlingen,
Sein Gaumen roth in Flammen ſtehn.

So recht, nun wogen, glühn und brauſen toll die Flammen
Ganz unerbittlich blutroth ab
Von dem Gewölb im Sturz und ſchmelzen raſch zuſammen,
Seitwärts erfaſſend jeden Stab.

Wie heulend, raſend ſtürzt ſich nun in wilden Sprüngen
Aufs Blei das Kupfer, und das Blei
Herab aufs Eiſen, wie ſich wälzen, ſich umſchlingen
Im Höllenpfuhl der Sünder drei.

Nun endlich iſt's gethan; die Flammen ſind gefallen;
Der Ofen raucht; der Brand hört auf;
Das Erz kocht, Schürer, nun laß durch das Thor es wallen,
Laß dem Hochmüth'gen ſeinen Lauf.

Nun, Ungeſtümer, auf, nun magſt du ſtürzen, bringen
Aus deiner Höhlung raſch hervor,
Und wie ein Quellenſtral in Einem Satze ſpringen
Gleich Aetnas Feuerſäul' empor.

Der Erde Schoos erſchließt ſich deinen Lavawellen;
Gib deiner Wuth in Maſſe Lauf:
In deine Stahlform, Erz, mußt du als Knecht dich ſtellen;
Als Kaiſer ſtehſt du wieder auf.

2.

Napoleon, dein Bild! Muß ich es wieder ſchauen!
Du Krieger, hart und rauh von Sinn,
Gabſt unſrer Thränen viel, viel Blut in Schmach und Grauen
Für ein paar Lorberzweige hin.

Für Frankreich war der Tag trüb', als das Volk am Rande
Des Säulenſtuhls voll Unmuth ging,
Von dem dein Ehrenbild, gleich einem Dieb', in Schande
An einem rohen Stricke hing.

Da ſah den Fremden man am Fuß der hohen Säule
Sich grinſend bücken ob dem Tau,
Womit er mühſam regt', laut mit Hurrahgeheule,
Des ſchweren Erzes mächt'gen Bau.

Da ſtürzt', das Haupt voran, nach tauſend Kraftvereinen,
Der ſtolze Herrſcherblick herab
Und rollte wild, als ſucht' er unter kalten Steinen,
Der ehrne Leichnam, ſich ein Grab.

Der ſtumpfe Hunne zog, unſauber, fettig, ſtarrend,
Voll niedrer Wuth in Blick und Sinn,
Am Rinnſteinrand (du ſahſt's, Frankreich, in Trauer harrend)
Die Kaiſerſtirn im Schmuz dahin.

Wer in der linken Bruſt ein Herz hat, trägt die Schwere
Des Tages wie Gewiſſenslaſt!
Auf des Franzoſen Stirn klebt dieſer Fleck der Ehre,
Der nie vor ſeinem Tod' erblaßt.

Des Feindes Wagenburg ſah ich in unſern Räumen,
Im Säulengang, am Platz, am Thor;
Die Rind' entriſſen ſie den ſchönſten Blütenbäumen
Und warfen ſie den Pferden vor.

Ich ſah den nord'ſchen Mann mit ſeinen wilden Lippen,
Der bis aufs Blut ins Fleiſch uns hieb,
Und unſer Brot verſchlang, und unſern Trank zu nippen,
Selbſt unſerm Mund nicht ferne blieb.

Ich ſah, ihr Jünglinge, unedle Weiber ſtehen
Mit ſchönem Aug' und frecher Bruſt
Und des Koſaken Wunſch ſelbſt gern entgegengehen,
Und athmen ſeinen Hauch mit Luſt.

Nun denn! Für all die Schmach, die ich beweinen
Auf ewig muß, für all den Hohn,
Den wir erduldet, traf mein Haß nur ſtets den Einen....
Verflucht ſeiſt du, Napoleon!

3.

Wie war dein Frankreich doch, platthaar'ger Corſe, prächtig
Am großen Tag des Meſſidor!
Dem Roſſe gleich drängt es, rebelliſch, übermächtig,
Frei von Gebiß und Zaum ſich vor.

Die wilde Stute, die mit unberührtem Rücken
Des Königsblutes Spur noch trägt,
Sie will zum ersten Mal frei ihre Hufe drücken
Tief in den Boden, den sie schlägt.

Noch hatte keine Hand vermocht, sie zu erfassen;
Noch war von Schimpf und Schmach sie rein.
Wer wagt's, dem starken Leib den Sattel anzupassen?
Kein Fremder bringt die Stang' ihr ein.

Jungfräulich war ihr Haar, die Vagabundin streckte
Hochblickend ihren Leib empor.
Sie richtet wild sich auf; die Welt erschrak und deckte
Vor ihrem Wiehern sich das Ohr.

Da kamst und fahst du sie von Schenkeln so behende,
Geschmeidig und so leicht im Lauf;
Die Mähne da, Centaur, ergriffen deine Hände,
Gespornt sprangst du dem Rücken auf.

Und dann, weil sie erfreut des Krieges wildes Leben,
Der Trommelschlag und Pulverdampf,
Hast du zur Laufbahn ihr den Erdkreis selbst gegeben,
Zu ihrem Zeitvertreib den Kampf.

Nun kehrt nicht Ruh, nicht Schlaf in ihre Augen wieder;
Luft, Arbeit, keine andre Lust;
Stets wie den schnöden Sand zertritt sie Menschenglieder,
Stets geht im Blut sie bis zur Brust.

Und funfzehn Jahr' hindurch zermalmt mit harten Hufen
Die blühenden Geschlechter sie;
In funfzehn Jahren hört die Schäumende das Rufen,
Den Schrei zertretner Völker nie.

Dann endlich müde doch vom ruhelosen Laufen,
Das nie zum Ende sich bewegt;
Der Weltzerstörung satt, die alle Völkerhaufen
Wie Staub rings um sie her erregt,

Verliert sie doch die Kraft, sie keucht, sie kann nicht weiter;
Bei jedem Schritt ihr Knie schon bricht:
Da sieht um Gnade sie den Corsen, ihren Reiter:
Doch Henker du, du hörst sie nicht!

Drückst stärker nur sie noch mit deinen nerv'gen Lenden,
Daß du erstickst ihr Angstgeschrei;
Willst das Gebiß voll Schaum ihr in dem Munde wenden;
Brichst wüthend ihr die Zähn' entzwei.

Noch einmal hebt sie sich, schleppt sich zur Kampfesstätte,
Beißt in den Zaum doch nicht mehr ein;
Da fällt sie sterbend hin auf ein Kartätschenbette
Und bricht im Fall das Kreuz dir ein.

4.

Doch nunmehr stehest du von deinem tiefen Falle,
Ein Adler, strahlend wieder auf,
Und hebst dich hoch empor, zu herrschen über Alle;
Dein Bild steigt wieder himmelauf.

Napoleon ist nicht der Räuber mehr der Krone,
Der freche Usurpator nicht,
Der kalt und mitleidslos auf dem erschlichnen Throne
Der Freiheit selbst den Nacken bricht,

Der Sträfling nicht des Bunds, des heil'gen, der zur Buße
Auf schwarzem Fels ihn sterben ließ,
Der Frankreichs Standbild schleppt als Block an seinem Fuße,
Den mit dem Stock sein Wächter stieß.

Nein, nein, Napoleon ist nicht mehr schmachbesudelt,
Dank sei's der Schmeichellieder Klang,
Der Lügendichter Brut, die lobend übersprudelt,
Cäsar hat wieder Götterrang.

Sein Bildniß prangt und glänzt in Zimmern und in Hallen,
Sein Nam' auf Markt und Straß' ertönt;
Wie man ihn sonst gehört in wilder Schlacht erschallen,
Als er im Trommelwirbel dröhnt.

Vom höhern Theil der Stadt in dichten Volkshaufen
Sieht man Paris am Pilgerstab
Zur Siegessäule Fuß tagtäglich wieder laufen,
Da beugt's die Herrscherstirn tiefab.

Der Palmenzweige Last in seinen vollen Händen,
Bedeckt's mit reichem Blumenflor
Dich, Erz, von dem sich weg der Mütter Augen wenden,
Erz, das aus Thränen wuchs hervor.

Im Handwerksrock, berauscht vom Wirbel bis zur Sehle,
Beim Pfeifen- und Trompetenton
Tanzt nun mit frohem Fuß Paris die Carmagnole
Um seinen Held Napoleon.

5.

Geht hin denn, die ihr tragt mit Frömmigkeit die Krone,
Apostel ihr der Menschlichkeit,
Ihr Weise, geht nur hin, denn euch wird nie zum Lohne
Ein Abglanz der Unsterblichkeit!

Erleichtert habt ihr doch des Volkes Last vergebens;
Umsonst, der stillen Heerde gleich,
Fand es, von euch geführt, den steilen Pfad des Lebens
Bis an das Grab beblümt und weich.

Vermag des Lebens Glanz euch nicht mehr zu erhellen,
Wirft euer Stern den letzten Blick,
Dann bleibt von euerm Ruf auf eurer Völker Wellen
Die leicht'ste Furche kaum zurück.

Euch werden Säulen nicht, nicht Statuen errichtet
Und eure Namen nicht verehrt;
Es ehret dies Geschlecht nur Den, der es vernichtet
Mit dem Geschütz und mit dem Schwert.

Es liebt den Arm nur, der auf blutdurchweichten Auen
Zum Faulen hinstreckt sein Gebein;
Es liebt nur Den, der stolz sein Monument zu bauen
Es keuchend schleppen läßt den Stein.

Das Volk, es ist — es ist die Dirne, die in Schenken
Sich wild im Wein vertrinkt den Witz.
Die liebt den Mann, der sie mit starkem Arm kann lenken,
Den Eisenleib, den Augenblitz!

Die freut's, in ihrem Nest auf schlechtem Stroh zu liegen,
Von sinnlich-wilder Glut erregt,
Und liebend sich dem Mann, dem Kühnen, anzuschmiegen,
Der sie bis an den Morgen schlägt.

Man sieht, daß der Dichter sich in den vorstehenden Versen weit von der herrschenden Ansicht seiner Zeit entfernt, wie er ihr denn überall feindlich entgegentritt. Dadurch aber haben seine Gedichte, neben dem poetischen, auch noch den Werth, daß man die Physiognomie seines Landes und Volkes in einem keineswegs geschmeichelten Conterfei deutlich darin erblickt. Möchten seine wahrhaften, aber schrecklichen Bilder denn auch etwas dazu beitragen, die Sympathie und Sehnsucht, mit welcher Viele von uns nach den Zuständen jenes Landes hinüberblicken, ein wenig abzukühlen.

Die barbarische Gestalt, in welcher der Dichter in dem Gedicht unter 2 die „Fremden" darstellt, wird Niemand wehe thun, der die beschränkten Nationalansichten und den Eigendünkel der Franzosen in dieser Bezie-

hung kennt. Auch bei uns fehlt es ja nicht an solchen einseitig-leidenschaftlichen Ansichten. Man denke nur an Arndt, Jahn u. A. aus diesem Kreise. Es ist immer interessant, zu sehen, wie sich in der poetischen Redaction der Franzosen dergleichen ausnimmt. Niemand möge daher dem Uebersetzer die Mitaufnahme dieser Verse zum Vorwurf machen. Steht es ja doch Jedem frei, den von Barbier hingeworfenen poetischen Fehdehandschuh aufzunehmen und ihm mit gleichderben Jambenstößen zu antworten, wodurch denn die deutsche Poesie um einige kräftige Verse reicher werden wird. Wilhelm Neumann.

Schüchterne Blicke in die Tiefen der Philosophie von Friedrich Groos. Karlsruhe, Groos. 1832. 12. 12 Gr.

Zwei intellectuelle Eigenschaften sind es hauptsächlich, durch die sich der Philosoph eine Anerkennung auch außerhalb der Schule verschafft, Consequenz der Gedankenfolge und lebendige Klarheit der Darstellung. Diese Eigenschaften sind nicht so häufig, als man glauben sollte, und es ist wol nur ihrem Mangel zuzuschreiben, daß selbst Manche, die in der Geschichte der Schulen eine ausgezeichnete Stelle einzunehmen gedenken und unzweifelhaft auch einnehmen werden, außerhalb des Kreises, den sie zunächst um sich gebannt haben, kaum etwas mehr als ein sarkastisches Lächeln erregen. Ihre Denkweise findet man phantastisch, ihre Darstellung bald pedantisch trocken, bald verworren und abstrus; das Erstere, weil sie es entweder absichtlich verschmähen, oder weil sie wirklich die Gabe nicht besitzen, in einfacher logischer Folge ihre Gedanken zu fassen, weil ihre speculativen Erzeugnisse immer nur wie einzelne zerstreute Lichtblicke erscheinen, die ihnen in einer Umgebung von lauter Dunst wie durch Eingebung zukommen; das Andere, weil es ihnen durchaus versagt ist, selbst über Das, was sie vielleicht leidlich klar gedacht haben, klar zu sprechen, weil sie ihren Leser immer auf einem Wagen, an welchem keine Fuge paßt, an welchem keine Schnalle genau festsitzt, auf einem knarrenden Wagen mit großem Keuchen über einen Knüppeldamm dahinziehen. Verhältnißmäßig nur wenige unter den deutschen Philosophen lassen sich finden, denen jene beiden Erfoderniſſe, Folgerichtigkeit der Gedanken und lebendige Klarheit der Darstellung, nicht mangeln. Aus der neuesten Zeit dürfen wir neben Andern hauptsächlich Fichte und Herbart als Muster nennen, welche Beide zugleich beweisen werden, daß neben der logischen Präcision des Gedankens und der Lebendigkeit des Vortrags Tiefe gar wohl möglich, und daß es ein der Liebe zur Weisheit unwürdiger Kunstgriff ist, durch ein Gewirre von Worten den Schein der Tiefe erkünsteln zu wollen.

Allein jede Thätigkeit des Geistes muß eine sittliche, also auch das Philosophiren eine Tugend sein, was die Alten längst, namentlich die Sokratiker und unter ihnen besonders Platon in mehren der schönsten seiner Dialogen, z. B. dem Phädrus, dem Phädon, der Republik, anerkannt haben, die Neuern aber, seitdem Religion in vielen Stücken an die Stelle der Philosophie trat, ebenso oft verkannt, und die Philosophie außerhalb der sittlichen Gesinnung möglich sich gedacht, das philosophische Streben profanirt haben. Die Philosophie kam nicht mehr aus sittlicher Quelle, führte darum auch nicht mehr zu sittlicher Veredlung. Aus dem angegebenen Grunde jedoch sollte zu jenen beiden intellectuellen Erfoderniſſen sich noch als dritte im Bunde eine sittliche Eigenschaft gesellen, nämlich die uneigennützigste, rücksichtsloseste Liebe zur Wahrheit, die sich vornehmlich zeigt als Unerschrockenheit im Verfolgen der Forschungen, sie mögen, zu welchem Ziele es auch nur immer sei, führen.

In dieser dreifachen Rücksicht, namentlich auch in der letztern, rechnen wir die Schriften des Hrn. Groos zu den ausgezeichnetsten, und es konnte ihnen die Anerkennung, der Eingang, den sie zum Theil schon in das Gebiet positiver Doctrinen gefunden haben, bei diesem Vereine von Vorzügen nicht fehlen. Seit längerer Zeit beschäftigte sich Hr. Groos fast ausschließend mit Untersuchungen aus dem Gebiete der Psychiatrie und gerichtlichen Psychologie, und es freute uns daher doppelt, ihn beim Erscheinen der vorliegenden Schrift auf einem Gebiete wiederzufinden, auf welchem wir ihm seit seinen „Betrachtungen über moralische Freiheit ꝛc.“ (Tübingen, 1818) nicht mehr begegnet waren.

Aus dem Gesichtspunkte der Physiologie und empirischen Psychologie (gewiß ein eigenthümlicher Standpunkt, den wir einen so erprobten Denker mit der gespanntesten Erwartung einnehmen sehen) betrachtet der Verf. mit kritischem Auge die Ansichten des Idealismus und Realismus, und versucht eine Vermittelung zwischen Subject und Object. Der sichere Gang, die lebendige Darstellung, der über der Macht der Gefühle waltende Muth, mit welchem der besonnene Forscher jedem möglichen Resultate seiner Speculation entgegengeht, zeichnen auch diese Schrift in hohem Grade aus, machen sie im höchsten Grade anregend und durch Anregung belehrend. Denn was wollen wir mehr von einer philosophischen Schrift, als daß sie das Nachdenken anrege, der Forschung neue Gesichtspunkte, neue Wege zeige. Wer bei philosophischen Untersuchungen immer zuerst nach glänzenden Resultaten fragt, der ist ihrer noch nicht würdig geworden; wer nach diesen jagt, der muß sich entweder einer gewaltigen Täuschung hingeben, oder seine Speculationen anderswo suchen. Die Philosophie ist die ärmste der Wissenschaften, oder sie ist vielmehr eben darum, weil sie nichts von den Dingen dieser Welt empfangen und nichts zu geben hat, keine Wissenschaft. Ihr Verfahren ist allein im strengsten Sinne ein rationnelles, selbst in einem strengern Sinne noch als das der Mathematik, deren Voraussetzung wenigstens allgemeine Größen sind, durch deren Behandlung sie materiellen Gewinn erzeugt. Die Philosophie nimmt sich keinen materiellen Stoff, den sie behandelte, wie andere Wissenschaften, sie hat nichts Wirkliches, nichts Gedachtes, blos allein das Denken zu ihrer Voraussetzung; sie ist nur die Kunst zu sehen, nicht die Wissenschaft des Gesehenen. So oft man von der Liebe zum Haben, von der auch in geistigen Dingen tiefwurzelnden Pleonexie verführt sie zum Letztern machen wollte, hat man sie, oder sich selbst, oder beide verdorben. Es wurde Gegenstand des Streits (denn nur das Haben, Mein und Dein entzweit), was zum Frieden hätte führen sollen. Ich kann nicht für Andere sehen, ich kann auch Andern nichts wegsehen, ich kann nur, wenn ich die Kraft des Sehens überhaupt habe, an dem Sehen Anderer selbst sehen lernen. Auch die platonischen Ideen sind weder absolute Substanzen noch absolute Qualitäten, sie sind Licht, und weder Auge noch gefärbter Gegenstand. Die philosophischen Systeme haben für uns keinen Werth als Magazine Dessen, was gesehen worden ist, sondern nur als ebenso viele verschiedene Sehübungen. Philosophirend ringen wir nach Objectivität, im Erkennen drückt der Mensch sich das Object tief in die Seele, im Handeln löst er's von ihr ab. Wir suchen uns des Objects zu bemächtigen, aber wir bemächtigen uns desselben, eben nur fürs Subject. Habe ich den Verf. recht verstanden in der trefflichen Stelle (S. 43), oder darf ich ihr meine Deutung unterlegen, so ist sie ganz hierher zu ziehen, wenn er sagt: „Meine Form von Ordnung, die ich in den Himmel übertrage und, stolz auf die Größe meines Geistes, die göttliche Astronomie nenne, ist mir mehr nicht als Schulgrammatik, mit deren Hülfe wir den Text des großen Buches der Natur lesen und verstehen lernen. Sie selbst, diese meine grammatikalische Kunst, man belege sie auch mit den hochklingendsten Namen, ist impotent und vermag keinen Himmelskörper nur ein Haar breit in Bewegung zu setzen; und alle unsere transscendentalen Denkformen, durch die wir das Universum zu unserm Werke stempeln wollen, sind nur die obersten grammatikalischen Regeln, wodurch wir Einheit in unsern

Syntax bringen. Die wirkliche Ordnung, meinen Denkformen trotzend, waltet objectiv außer und hoch über mir in den Himmelssystemen. Andere Planetenbewohner haben vielleicht eine andere Himmelsgrammatik; die lebendige Harmonie der Sphären aber bleibt innerlich Eine und die nämliche, und jeder dieser verschiedenen Grammatiken liegt ewig Ein und der nämliche Naturtext zum Grunde. Das größere Wunder, der Text selbst des großen Buches der Natur ist also immer objectiv; ich mit meiner subjectiven grammatikalischen Fertigkeit bleibe das kleinere. Wir sind hienieden Schüler, deren Aufgabe ist: das in den Werken der Natur geschriebene heilige Wort Gott lesen zu lernen."

Wer aber mit uns die eben mitgetheilte Meinung theilt, der wird nicht sowol das Resultat als den Weg zu demselben als die Hauptsache bei philosophischen Untersuchungen ansehen, der wird also auch dann mit uns der vollen Freude über die Gabe des Verf. als eine höchst gewinnreiche sich hingeben können, wenn er auch in dem endlichen Ergebniß nicht mit ihm einverstanden wäre.

Der Verf. geht aus von einem kurzen Ueberblicke der philosophischen Bestrebungen seit Cartesius. Sie betreffen alle die Realität unserer Erkenntnisse, und er schließt seine Andeutungen mit dem Ausrufe (S. 10): „So schwanke ich also jetzt, bereichert durch die Ausbeute der Philosophie, zwischen dem Wahne des Thiermenschen und dem Wahne des Aberwitzigen, ungewiß, ob mein Geist sich eines wirklichen Daseins oder nur des Wahns von einem Dasein zu erfreuen habe!" Er wendet sich zu der Physiologie, um zu hören, was sie von der Naturgeschichte und dem sinnlichen Ursprunge der Wahrnehmungen und Vorstellungen aussagt. Sie zeigt, daß nicht der Reiz der äußern Sinnengegenstände und ebenso wenig das dadurch in Thätigkeit versetzte Sinnorgan zum unmittelbaren organischen Substrat für den Seelenact des Gewahrwerdens dienen könne. Die Seele bedürfe dazu nicht des äußern Gegenstandes selbst, sondern blos solcher Schwingungen der innersten und verborgensten Gehirnfasern, welche den Schwingungen homogen sind, die von äußern Gegenständen, auf vorhin erwähnte Weise, angeregt werden. Sie zeigt ferner, daß die Vorstellungen von Größe, Nähe, Ferne ꝛc. nicht der realen Objectivität, sondern den idealen subjectiven Denkformen vindicirt werden müssen; sie zeigt, daß, den materiellen Stoff nach Innen untersucht, wir auf den Begriff der unendlichen Theilbarkeit geführt werden, wobei wir jedoch nicht wissen, ob diese Unendlichkeit nicht von unserm Geist auf die Dinge übergetragen ist.

Auf diese Weise gerathen wir in den entschiedensten Fichte'schen Idealismus. „Die beispiellosen Thaten eines Heldenvolks, das um seine Selbständigkeit ringt, sind mehr nicht als ein hohes Drama, das meine eigne Heldenmuth athmende Seele componirt. Und jener edle Fürst und die freisinnigen Vertreter seines Volks, deren Muth und hohe Beredtsamkeit Deutschland bewundert, sie sind mit sammt Deutschland und der ganzen Welt blos die Erzeugnisse des in meinem ungeheuern Kopfe wohnenden schöpferischen Ichs, das sich, wie im Traume, in fremde Personen, Wesen und Handlungsweisen spaltet" (S. 27.) Die Geschichte des Traums ist die Stütze des Idealismus, und es muß ein untrügliches Wahrzeichen sich darbieten, das ihn vom Zustande des Traums positiv unterscheidet. Dieses Wahrzeichen (hiermit sind wir bei dem Haupt- und Wendepunkte der Untersuchung angelangt) ist das Bildchen auf der Netzhaut, und dessen Analoga bei den übrigen Sinnen, welche im Traume fehlen. Die auf diese Weise eigentlich physiologisch gewonnene Objectivität wendet der Verf. dann auf die Begriffe von Gott, Unsterblichkeit und Freiheit an, deren Objectivität dadurch gleichfalls gewonnen sein soll, wenn überhaupt das Bewußtsein von der objectiven Realität wieder in seine natürlichen Rechte eingesetzt ist, und zieht zum Schluß einige specielle Folgerungen für die Legalmedicin und Criminaljustiz.

Wir fühlen es, wie matt diese wenigen Andeutungen den Gehalt der gegenwärtigen Schrift zeigen, deren entschiedenes Verdienst ist, die großen Probleme der Theorie der Erkenntniß auch vom Gesichtspunkte der Physiologie aus zur Sprache zu bringen, zu zeigen, wie leicht der erfahrungsmäßige aber consequente und tiefere Forscher auf die Ansicht des Idealismus hingeleitet werden kann, und die darum auch vor Allem Denen zu empfehlen ist, die Alles, was dem Idealismus sich auch nur nähert, aus großer Einseitigkeit fast nur wie eine Erfindung des Aberwitzes anzusehen sich gewöhnt haben.

Indessen wird der Verf. wol selbst die Untersuchung nicht für geschlossen ansehen, die wir durch einige einfache Fragen fortgeleitet wissen möchten; auf der einen Seite durch die: wer sagt mir, dem Erkennenden, denn, daß die eine Wahrnehmung von dem Bildchen auf der Netzhaut erzeugt, also Vorstellung im Wachen, die andere nur von den innern Organen des Sehens hervorgebracht, also Traumvorstellung sei? Auf der andern Seite, wenn ich auch der sinnlichen Objectivität ganz gewiß sein kann: mit welchem Rechte schreibe ich dem von ihm aus blos Erschlossenen gleiche Objectivität zu? Sehr freut sich darum Ref., wenn er den Hrn. Verf. seinen interessanten Weg bald fortsetzen zu sehen hoffen darf. 96.

Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg. Aus Urkunden und den besten Quellen von E. Münch. Mit Urkunden und andern Beilagen. Dritter Band. Aachen, Mayer. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Nicht ohne gespannte Erwartung hat Ref. der Fortsetzung der von ihm angezeigten beiden ersten Bände dieser Geschichte*) entgegengesehen, und mit aufrichtiger Freude darf er gestehen, daß er sich in seiner Hoffnung, eine anziehende Lecture und neue Aufschlüsse über manche geschichtliche Thatsachen darin zu finden, nicht getäuscht hat. Der gegenwärtige dritte Band, der die Geschichte des fürstenbergischen Hauses von dem Anfange des dreißigjährigen Krieges bis zum Frieden von Ryswyk fortführt, gewährt ein gesteigertes Interesse im Vergleich der frühern Bände, denn in diesem Zeitraume treten die Mitglieder des berühmten Hauses in beinah ununterbrochener Folgenreihe als Staatsmänner und Feldherren auf dem Schauplatze großer welthistorischer Begebenheiten handelnd auf. Anfangs treue Anhänger des östreichischen Kaiserhauses, dann als heftige, gefährliche Gegner desselben innig mit Ludwig XIV. von Frankreich verbündet, nahmen die Fürstenberger Theil an allen wichtigen Maßregeln der europäischen Hauptmächte, und ihre Angelegenheiten waren sogar die Veranlassungen von Kriegen. Wer die Schlangenwindungen der Politik jener Zeit und die Verhältnisse des Kaisers zu den Reichsständen und beider zu den übrigen europäischen Mächten genauer kennen lernen will, der findet hier viele schätzbare Nachrichten. Ohne Parteilichkeit und unnützen Wortaufwand weiß der Verf. durch einsichtsvolle Zusammenstellung und Erörterung der Thatsachen die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen und ihre Theilnahme für die Helden seiner Geschichte so zu fesseln, daß selbst in den Fällen, wo ihr Benehmen tadelnswerth erscheint, sie doch keinen Widerwillen erregen. Von den Begebenheiten der deutsch-französischen Kriege, wie unter andern von der Schlacht bei Rheinfelden und von der Belagerung Landaus sind mehre aus archivalischen Nachrichten gezogene, bis jetzt nicht bekannte Umstände angegeben, doch von größerer Wichtigkeit sind die mitgetheilten Einzelheiten von der so folgenreichen kölnischen Kurfürstenwahl. Die Beilage hätte ohne Nachtheil des Ganzen weggelassen werden können, da sie sämmtlich nur zur Widerlegung einer Beschuldigung des Grafen Friedrich Rudolf gehören, der es an jeder Begründung fehlt. 94.

*) Vgl. Nr. 200 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 214. — 1. August 1832.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Ein Beitrag zur Beurtheilung Börne's, in Bezug auf den achten Theil seiner gesammelten Schriften.*)

Bei einer Anzeige dieses achten Theils, das die bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erschienenen gesammelten Schriften Ludwig Börne's im laufenden Jahre beschließt, kann das Bemühen, über den vielbesprochenen Autor ein umfassendes, wenn nicht abschließendes Urtheil aufzustellen, schwerlich Wunder nehmen, und wenn Ref. behauptet, den leidenschaftlichen Ansichten, die in der Journalwelt, nicht minder wie im Gesellschaftsleben, über denselben bisher sich verlauten ließen, parteilos sein Ohr geschenkt zu haben, so muß er sich nur gegen die Vermuthung sichern, als käme es ihm darauf an, aus den Extremen des Tadels und Lobes eine leidliche und leidige Mitte hervorzuconstruiren; es thut vielmehr Noth, Börne's schriftstellerische Thätigkeit, die sich vor dem Publicum, mit Einschluß der „Briefe aus Paris", bereits in 10 Theilen entfaltet hat, von einem Standpunkte aus zu überschauen, der einen Gesammtblick erlaubt und die Frage sodann anregt: Was hat der Autor dem deutschen Wesen im Staatsleben, wie in Kunst und Wissenschaft genutzt, was erwächst uns aus den Schriften dieses ungewöhnlichen Geistes sub specie aeterni für Gewinn? Daß Börne selbst, dem es wenig Ernst damit ist, einen positiven Gedanken, der eben sub specie aeterni ein Etwas sei, zu erzielen, diesen Standpunkt, namentlich in Hinsicht auf politische Meinungen, als einen ganz verfehlten ansieht, leuchtet aus seinen Worten deutlich genug hervor.

Der Deutsche denkt (heißt es im vorliegenden Theile, S. 19), auch im politischen Meinungsstreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und Das zu sagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg ist wie ein anderer, und daß nicht genug sei, für die gute Sache zu kämpfen, sondern daß man auch für die Mitstreiter sorgen müsse. Diese müssen angeworben, versammelt, ausgerüstet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Partei. Der Franzose lobt und begünstigt Jeden, der auf seiner Seite, und tadelt und beschädigt Jeden, der ihm gegenübersteht. Hierdurch vermehrt und verstärkt er nicht blos seine Partei, sondern er zwingt auch Alle, die dieser heimlich entgegen sind, ihre Feindschaft offen zu erklären und selbst Partei zu bilden. Darum erreichen die Franzosen Alles, und wir bringen es zu Nichts. — Und S. 20: Ich sagte, ich würde loben, was löblich, tadeln, was tadelnswerth ist, und ich that mir auf meine germanische Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unsere Freunde loben, unsere Feinde tadeln solle, sie möchten thun, was sie wollten — und man hatte Recht.

Der damals noch blutjunge Deutsche hat also seine grundehrliche deutsche Seele für ein gut Stück transrhenanischer Hasenfüßigkeit eingebüßt; es erklärt sich aus diesem Geständniß seine Hinneigung zum spatzenhaften Gerede, das ihm lieber ist als ein gewissenhaftes Wort, und es erscheint dabei nur lobenswerth, daß er gleichwol so grundehrlich den Gang seines innern Lebens mittheilt. Der Unterschied der deutschen und der französischen Natur erscheint jedoch jedem unbefangenen und ungetrübten Auge durchaus in einem andern Lichte. In Deutschland kämpft das Individuum für die Wahrheit und ringt darnach auf der geweihten Stätte seiner Seele, wo der Friede längst wohnen kann, während draußen die Elemente sich noch stürmisch begegnen. In Frankreich kämpft Jeder für den Wahn; Partei drängt sich gegen Partei, und erst aus dem tobenden Wirrwarr feindseliger Extreme, die sich äußerlich gruppiren, schält sich objectiv, aber dann auch mit Allmacht, wie durch einen gährenden Proceß, als weltgeschichtliche Bewegung die positive Wahrheit heraus. Deutschland verdankte sein Alles Individuen, Frankreich sein Alles dem Gemeingeiste. Dies erklärt die Geschichte beider Nationen. Niemand kennt

*) Wir hoffen durch Aufnahme dieses Urtheils über Börne, das in wesentlichen Punkten von den früher über ihn in d. Bl. mitgetheilten abweicht, aufs Neue den Beweis zu liefern, daß wir, jeder Einseitigkeit feind, gern den verschiedensten Ansichten, wenn sie sich geistreich auszusprechen vermögen, Raum in d. Bl. gönnen. D. Red.

Es ist viel Liebe, an der Verführung jener Unschuld Theil zu nehmen, und Sie haben Recht, Mylord, wenn Sie Ihre Liebe gestillt sehen wollen, so müssen Sie sie theilen.

Die nachgelassene Frau von Wilmot's Tochter von Ihrem Bruder, Mylord, ist ein Kind, das Sie nicht kennen, das Sie nicht zu kennen brauchen, das Sie nicht einmal kennen zu wollen scheinen. Aber ich kenne sie, Mylord, und ich kenne sie gut. Sie ist ein Kind, das Sie lieben würden, Mylord, wenn Sie sie kennten. Sie ist ein Kind, das Sie lieben müssen, wenn Sie sie kennen lernen

endlich, dem Alles er auf sie Acht hat. Dieses Gebet ist ein Ausdruck des Vertrauens auf Gott. Wie nun der Gläubige Gottes Liebe kennt, wenn er es mit gewissen Leidenschaften, mit der Eitelkeit, mit der Weltliebe, mit der Sünde zu thun hat, so kennt seine Liebe auch den Gott, der ihn vor Sünden bewahren kann, und wenn er Gott um seine Bewahrung vor Sünden bittet, so ist dieses Gebet ein Ausdruck der Liebe. Endlich ist dieses Gebet ein Ausdruck der Hoffnung. Wer Gottes Gnadenhilfe, und wenn noch Niemand, kann sie ersehn, der hat Gott gesucht, der hat Gott gefunden, der hat Gott geliebt, der hat Gott gesehn und kann den Tröstlichen Gott Gottes sagen, der Hoffnung Israels.

Dieselbe Gemeine von Gesichtsmenen und Zeiten. Ihre Gemeine Gottes. Auch von Gott. Gottes Gnade und Gottes Gnadenhilfe. Gottes Gnade und Gottes Gnadenhilfe. Gottes Gnade und Gottes Gnadenhilfe

oder Richter war, konnte gewählt werden. Aber die ungleiche Repartition dieser Vertretung, zu der z. B. York mit 1 Mill. Einwohner ebenso nur zwei Mitglieder sandte wie Rutland, das 18,000 Einw. zählt, war der vorzüglichste Grund der Reformforderung. Dasselbe Misverhältniß herrschte in der Zahl der Wählenden. York hatte 16,000 Wahlmänner, in andern Grafschaften waren es oft zwei oder drei Familien, in Clakmannan (Schottland) ernannten 16 Wähler einen Abgeordneten; nirgend in Schottland, wo nur die unmittelbaren Kronvasallen wahlberechtigt waren, fand man deren über 330, und im ganzen Königreiche nur 2767 Grundbesitzer. In Irland waren selbst die Zeitpächter wählbar, und 46 Grafschaftsdeputirte wurden geradezu von einzelnen Grundbesitzern ernannt. In den Boroughs war es noch schlimmer, und hier hat die allgemeine Stimme besonders ihre Klage erhoben. Das Wahlrecht haftete, wie bekannt, oft an einzelnen Häusern, Hütten und Ruinen. In Bath wählten von 38,000 Einw. nur 50 Burglehnbesitzer, in Bristol von 92,000 Einw. gleichfalls 50, die noch dazu an beiden Orten von einer Familie des hohen Adels abhängig waren. So geschah es, daß 12 Familien über 100 Parlamentssitze verfügten, deren Erkaufspreise völlig bekannt waren (der geringste betrug 5000 Pf.). Dagegen nun hatten große Städte, wie Birmingham, Leeds, Manchester und viele bis 40,000 Einw. gar keinen Vertreter. Hier sind die Volkswünsche am vernehmlichsten geworden. Die Reformacte wird diesen Mißständen zum Theil abhelfen — aber, da das ganze englische Verfassungsgebäude ein Gewebe von Mißständen ist, die nur die Sitte erträglich macht, so ist nicht abzusehen, wohin der Anfang einer Reform führen muß, die den Grundstein des Gebäudes zerbröckelt! — Ausführlich und lehrreich ist der Verf. über den Geschäftsgang der beiden Parlamentshäuser, über die Befugnisse des Königs, dessen Gesammtrevenue er (etwas hoch) auf 2,363,000 Pf. St. angibt, über die Fictionen der englischen Staatssprache u. s. w. Ebenso gut und kurz wird die Gesetzgebung geschildert. Die Schwierigkeit der Eigenthumsübertragung ist unsers Erachtens eines der Grundgebrechen der englischen Verfassung. Sie ist oft so schwer, daß sie füglich als ganz unmöglich angesehen werden kann, und man sich mit Verleihung und Verpachtung auf 9, 99 oder 999 Jahre helfen muß. Ein anderes Grundgebrechen liegt der Criminalgesetzgebung zum Grunde, die veraltete, ganz unbrauchbare Ansicht nämlich, daß jedes größere Verbrechen eine Beleidigung des Königs, Felonie, Hochverrath, sei. So wird der König, als Oberlehnsherr und Friedensbeschützer, bei Mord, Raub, Diebstahl, Brand, Betrug als persönlich beleidigt angesehen; geringere Verbrechen gelten wenigstens als misdemeanour gegen ihn. Hieraus entspringt nach alten lehnsrechtlichen Sätzen die Härte der Criminalstrafen, die nur der König (als Betheiligter) mildern und erlassen kann. Diese ganz unhaltbare, falsche und unpraktische Grundansicht bewirkt, daß auf nicht weniger als 160 namentlichen Verbrechen gesetzlich Todesstrafe steht; so ist es z. B. Felonie, verkleidet und bewaffnet in einem Forste zu erscheinen, Schafe zu tödten, Verurtheilte zu beherbergen, verkleidet in die Münze zu gehen u. s. w. Andere Misbräuche haben erfunden werden müssen, um diesem großen Misbrauche zu steuern. Dahin gehört z. B., daß die Jury das Recht hat, ein geringeres Verbrechen für ein größeres unterzuschieben, den Werth eines Diebstahls von 40 Schill. und darüber auf 39 Schill. herabzusetzen. Zu solchen Verkehrtheiten hat hier ein falsches Princip geführt; Ungerechtigkeit in der Härte und Ungerechtigkeit in der Schonung sind die Früchte, die es trägt. Der Verf. stellt dann in wenigen kräftigen Pinselstrichen die Vorzüge und die Mängel der englischen Jury heraus, welche wol ein Schutz gegen die Leidenschaftlichkeit des Richters, aber ein sehr ungenügender gegen die der Menge ist. Veraltet dagegen und unwahr ist, wie gewöhnlich es auch geglaubt wird, Das, was er über die Organisation der Highwaymen sagt. Dies Geschlecht ist ausgestorben. Die Schilderung der Militairmacht Englands nimmt die Etats von 1830 zur Basis, welche 90,500 M. zählen, und 7 Marschälle, 110 Generale, 215 Generallieutenants, 236 Generalmajors und 295 Obersten annehmen. Die Marine ergibt 610 Kriegsschiffe (179 im Dienst) mit 48 Admiralen, 65 Viceadmiralen und 63 Contreadmiralen, nebst 30,000 Matrosen. Die consolidirte Staatsschuld berechnet er auf 7,774,760,000 Fl. (238,810,000 Fl. Zinsen), welche unter Wilhelm III. mit 900,000 Pfund anfing; die Staatseinnahme (1829) auf 55,187,142 Pf. St. Dagegen vermissen wir Nachrichten über die so niederdrückenden Armentaxen, das Verhältniß der Zehnten in Irland und den Druck der Geistlichkeit in diesem unglücklichen Lande.

Die Specialien der geographischen und statistischen Schilderung, welche auf diese allgemeine Uebersicht folgt, müssen wir unerörtert lassen. Vieles darin hat uns zu Bedenken und Zweifeln Anlaß gegeben. Ein ganz falsches Bild aber gibt der Verf. z. B. von London, wenn er S. 143 sagt: Die Wohnhäuser sind äußerst einförmig gebaut, von Ziegeln ohne Anwurf, größtentheils zweistöckig und vom Rauch geschwärzt. Wir kennen fast nur dreistöckige Bürgerhäuser in London, und mit der Rauchschwärze ist es so arg nicht. Sonst gibt er der Stadt 170,000 Häuser, 9000 Straßen, 30 engl. M. Umfang, 503 Kirchen u. s. w. Die Schilderung ist weiterhin gut. Auch die zugegebenen Kupfer sind es, besonders Sommerset-House und Edinburg. Die um England liegenden Inseln sind mit geschildert, die Colonien jedoch nicht.

Das Ganze steht mit den übrigen Lieferungen dieser schätzbaren Sammlung im Einklang und gibt uns ein zum Selbstunterrichte ganz empfehlenswerthes Gemälde Englands, wie es gegenwärtig ist. H.

Literarische Anzeige.

Allgemeine Encyklopädie
der Wissenschaften und Künste
von *Ersch* und *Gruber*.

Der zweiundzwanzigste Band der ersten Section (mit zehn Kupfertafeln) ist soeben an alle Abonnenten versandt worden, und ich habe nun bereits seit November 1831, zu welcher Zeit das Werk in meine Hände kam, von jeder Section einen Band, also drei Bände geliefert. An drei neuen Bänden wird rasch fortgearbeitet, und ich werde sie wol noch dieses Jahr ausgeben können. Das Publicum wird hoffentlich wieder Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutsches Nationalwerk genannt zu werden verdient, und sich überzeugen, daß ich den Willen und die Mittel habe, dasselbe so rasch zu fördern als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten, denen nicht angenehm sein würde, in einem Jahre mehr als höchstens sechs Bände zu erhalten, irgend gestatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, sowie Solchen, die sich das ganze Werk neu anschaffen wollen, werde ich die billigsten Bedingungen stellen, und man wolle sich in dieser Hinsicht entweder an mich selbst oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 215. — 2. August 1832.

Ein Beitrag zur Beurtheilung Börne's; in Bezug auf den achten Theil seiner gesammelten Schriften.

(Beschluß aus Nr. 214.)

Trotz dem aber daß Börne, vielleicht schon zur Fülle der Manneskraft ganz entfaltet, in den 10 Theilen, die er in die Welt gesetzt, nur Briefe, Zettelchen, Reden und Aufsätze, immer nur Rhapsodisches, nie ein künstlerisches Ganzes geliefert hat, so ist sein Beruf zum Dichter nicht zu verkennen, obwol er ihn selbst zu verleugnen scheint, und auch im vorliegenden Theile, der ungefähr acht Bogen umfaßt, findet sich des Productiven so Vieles, daß Deutschland es schmerzlich bedauern wird, ihn nicht unter die Zahl seiner trefflichsten Dichter rechnen zu dürfen, weil die regellose Willkür seiner Feder die Gestaltung eines Kunstwerkes unmöglich macht. Zu den köstlichsten der kleinen Bagatellen, die er in seinem Tagebuche aus seinem Leben erzählt, gehört unstreitig die Geschichte des diplomatischen Grafen im Bade, der unsern Autor für eine gewichtige Person hält, weil derselbe um seine Brust ein Uhrband trägt, das einem Ordensbande ähnelt, und sich mit dem lebendigsten Eifer um seine Freundschaft bemüht, bis der Geheimnißvolle den Oberrock aufknöpft und der Getäuschte den ordenslosen Plebejer verächtlich flieht. Unter den humoristischen Bildern, die der Verf. mit der flüchtigen Grazie seines Pinsels entwirft, ist besonders die Schilderung des Viehhofes, eine gelungene Parodie des Hoflebens, mit den frischesten und ergötzlichen Farben hingestellt; der mannichfachen Gemälde, die er von dem Gesellschaftsleben in Frankreich und Deutschland entwirft, nicht zu gedenken. Wie er mit dem feinsten Takte die Blößen des vaterländischen Lebens erlauscht, so besitzt er auch die Kunst, seine Beobachtungen in anmuthig ersonnene Geschichtchen zu verweben, und die Menschen, die er kennen lernte, in plastischen Gruppen vorzuführen. Ueberall treibt er sich umher, wo eine Menge, die Volk heißt, sich versammelt, und übernimmt im großartigsten Sinne des Worts dieselbe Rolle, die in Shakspeare'schen Dramen dem geistreichen Narren zukommt. Zum Hofnarrn ist er zu edel, aber Narr seiner Nation zu sein und wie Shakspeare's seelenvolle Lustigmacher bald mit den anmuthigsten Späßen die Traurigen zu trösten, bald mit tragischer Ironie in die dunkelsten Labyrinthe des Unglücks lichte Funken zu werfen, das ist Börne's Beruf, und mich dünkt, sein großartiger Beruf. Wer wollte ihm nicht zujauchzen, wenn er die Nomomanie der Deutschen, die Coquetterie der hohen, höhern und höchsten Stände, die Kleinstädterei der deutschen Großstädte und das ganze Philisterium der deutschen Angelegenheiten verhöhnt und blosstellt?

Sein Blick in die volle Gegenwart des Lebens ist immer glücklich und frei, sein Blick in die Literatur dagegen oft gefesselt und getrübt, und hier kommt nicht selten eine Renommisterei des Humors zum Vorschein, indem der Witz sich selbst überfliegt und sein Maß und Ziel verkennt, weil Börne es bisher nicht vermocht hat, in künstlerischen Productionen die Ueberkraft zu beschränken und zu einem klaren Bewußtsein über sich selbst zu gelangen, das nur im fertigen Kunstwerk sich abschließt. Mehre Blätter seines Tagebuches aus Frankfurt und Soden sind dem Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller gewidmet. Für den Kammerdiener gibt es bekanntlich keinen Helden, und wenn dieser Briefwechsel, welchen die beiden größten unserer Dichter mit einander im Schlafrocke führten, uns die stille Alltäglichkeit ihres häuslichen Lebens eröffnet und auch die kleinen Gemächer ihrer Wohnung nicht verschließt, so sollte der Humor, der hier zu wohlfeil einen Spielraum für sich bereit findet, schon aus Dankbarkeit für das bequeme oeil de boeuf, das ihm vergönnt ist, in den Schranken kindlicher Pietät sich halten und die Schwächen, die der Heros im Schlafrocke zeigt, nicht mit so moquanter Kammerdienerbeäugelei beschwätzen, wie es Börne vielfach thut. Es bedarf keines großen Spürblicks, Schiller's bürgerliche, prüde Schüchternheit gegen den schon damals hochwohlgebornen Minister, der mit edler Vornehmheit und würdiger Eleganz seine Schlafmütze vor ihm aufbehält, aus vielen Zügen in den Briefen herauszufinden; die Schwächen im Verhältniß Beider treten uns unumwunden genug entgegen, wir verleugnen nicht den ängstlichen Eindruck, der uns dabei überschleicht; Börne aber ruft in böswilligem Uebermuthe: „Gott! wie ordinair, wie klein sehen unsere großen Geister in der Nähe betrachtet aus!" Schiller und Göthe bedienen sich gern im vertraulichen Umgangsstyl legèrer Fremdwörter, und Börne nennt diese Untugend, die doch dermalen nur der Zeit und ihrem Moderon, dem doch auch der Größte irgendwie huldigen muß, zur Last

fallen darf, pöbelhaft! Und weil eine Art Aristokratismus, den Börne in jeglicher Form verabscheut, im Reiche des Geistes sich nicht verleugnen läßt, so fällt ihm das große Verbrechen zur Last, Göthe verkannt zu haben. Des wunderbaren Mannes naives Versinken in seine schöne Persönlichkeit nennt er Selbstsucht, seine edle Delicatesse und sein reinliches Dasein — Pedanterie; seinen Haß gegen convulsivische Excentricität an sich und Andern schilt er langweilige Kälte; für die leise Grazie, für die ionische Eleganz seines Wesens hat er noch kein Schimpfwort gefunden; mit Ausnahme des „Werther" muß er bei der Lecture der übrigen Werke Göthe's das Herz zu Hause lassen und nur mit dem Verstande lesen. Das Talent des Deutschen, sich in die Eigenthümlichkeit eines andern Volkes zu versenken, will er vernichten und des Franzosen Beschränktheit auf sein eignes Vaterland uns anpreisen, deshalb ruft er bei der Lecture des „Divan" aus: „Ein deutscher, freier Mann, wie kann der orientalisch dichten!" Mit Einem Worte, Göthe's wunderbar-schöne Eigenschaften, die ihn als Dichter und Mensch zu Dem machten, was er einzig und allein sein konnte, verzerrt er sämmtlich in die ihnen entsprechenden, aber fernliegenden Caricaturen, wie sie sich nur in ihrer einseitigen Beschränktheit bei seinen unbegabten Anhängern erzeugen konnten. Wie sehr jedoch Börne in Jean-Paul'schen Kategorien des Denkens und Fühlens befangen ist — er, der freie, lustigschwärmende Börne befangen! — bezeugt unter vielem Andern sein Ausspruch: „Wahre Liebe kennt Göthe nicht, erkennt er nicht an und läßt sie nicht gelten!" Hier ist unter wahrer Liebe nichts Anderes gemeint als Jean-Paul'sche verschwimmende und verdämmernde Sentimentalität, sonst wäre das Wort gar zu unverständig und unverständlich. Daß Göthe auch den Moment dieser schwärmenden Gefühlsüberschwenglichkeit nicht blos gekannt, sondern im „Werther" und „Tasso" mit seinem glücklichen Farbenspiele hingezaubert, scheint der flüchtige Börne ignoriren zu wollen; daß der tiefbewußte Meister in dieser Sphäre nicht befangen geblieben, daß er sie nicht für ein Höchstes oder das Höchste absolut gehalten, sondern alle Staffeln, alle leisen Nuancen und den vollen, unerschöpflichen Reichthum Dessen, was wir Neigung der Geschlechter nennen, tief gekannt und in der Fülle der Schaffenslust gezeichnet hat, das gilt uns eben für das Bewundernswürdigste seiner freien, reichen Natur. Jean Paul war subjectiv in dieser schwelgenden Lust der Jünglingsliebe gefesselt; Göthe's Gemälde, die er von der Liebe entwirft, entfalten alle ihre Schattirungen und selbst die geheimen Wellenlinien der schönen Gestalt, während Schiller die reiche Seele des Weibes nicht in diesem Umfange kannte.

Aber auch Schiller's ringender Ernst, mit dem er, die Welt vergessend, am heiligen Altare der Schönheit betend kniete, wird von Börne nicht unentweiht gelassen; an Schiller's Natur haßt er nicht minder die Aristokratie der Gesinnung.

Schiller zechte (heißt es S. 82) mit dem Adel der Menschheit an einem kleinen Tischchen, und den ungebetenen Gast warf er zornig hinaus. Und seine Ritter der Menschheit wissen das Schwert nicht zu führen, sie schwätzen blos und lassen sich todtschlagen; es ist ein declamirender Komödiantenadel. Marquis Posa spricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor seiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen soll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch sein Anführer sein; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wagschale an den Kopf.

In seinem Witze und in seinem geistigen Uebermuthe — denn Witz ist Muthwille des Geistes — liegen Börne's Tugenden und Gebrechen. Nirgends aber ist er unwitziger, bei keinem Stoffe geht ihm der Witz aus, als wo er über den Witz selber spricht; den Begriff seiner selbst zu fassen, geht über seinen Witz. Man höre die Paradoxien, mit denen seine lose Zunge (S. 79 u. 80) um sich sprudelt:

Ich weiß nicht, wie hoch die Gesetzbücher der Aesthetik den Witz stellen; aber ohne Witz, sei man noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschheit wirken. Man wird nur Menschen bewegen, Zeitgenossen, und sterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden seiner Brüder zu errathen, keinen Muth, für sie zu streiten. Er ist der Arm, womit der Bettler den Reichen an seine Brust drückt, womit der Kleine den Großen besiegt. Er ist der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und festhält. Er ist der unerschreckene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott sieht, wo ihn noch kein Anderer ahnet. Der Witz ist das demokratische Princip im Reiche des Geistes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, sagt: ich will nicht! — Der Verstand ist Brot, das sättigt; der Witz ist Gewürz, das essluſtig macht. Der Verstand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält seine Kraft für alle Zeiten; Göthe's und Schiller's so verständige Lehren nützen nicht mehr, denn man hat ihre Lehren befolgt, und neues Wissen braucht neue Regeln. Auch Lessing und Voltaire haben gelehrt, die Kunst und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren sind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz ist ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geschichte zählt große Menschen, die sind Register der Vergangenheit: so Göthe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die sind Inhaltsverzeichniß der Zukunft: so Voltaire und Lessing.

Schade um die schönen Körner, welche die Fülle der Spreu verbirgt! Und gleichwol müssen wir in Frieden von Dir scheiden, du lieber, loser, guter, böser Mensch! Nur Eins haben wir noch für Dich auf dem Herzen: Du bist Deutschlands Narr, Deutschland ist Dein Lear und Du bist sein lieber toller Junge! Plage den alten, schwachen Mann mit Deinem kitzlichen Gelächter, halt' ihm alle seine Thorheiten, seine Launen, seine Tollheit vor, quäl' ihn doppelt, wenn er das schläfrige Haupt zu neigen beginnt, und treibe in sein umdüstertes Auge die hellsten, bittersten Thränen zusammen: aber sei nicht unbarmherzig, bedenke, daß er ein alter, schwacher Mann ist; laß ihm die Stütze, an die seine wankende Gestalt sich lehnen möchte, und reiß ihm die Unze Bisam, die ein milder Apotheker ihm spenden will, nicht allzu höhnisch aus der zitternden Hand. Oder willst Du's doch thun, willst in Gemeinschaft mit dem tobenden Donner und dem zischenden Blitz, der sein kahles Haupt umschwirrt, seine verrückten Thaten ihm in die allzu harten Ohren schreien, nun, so höre nur dies noch: — lüge nicht, sonst kriegst Du die Peitsche! — Daß Schiller's

Gesetzes-Buch, von der Ehe, der Scheidung, der Vormundschaft, der Verjährung, über die Gerichtsbarkeit, über die Verletzung der Ehre, über die Verletzung der Person, über die Verletzung des Eigenthums, über Verbrechen und Vergehen, über Polizei-Vergehen, über die Gefängnisse, über die Todesstrafe, über die Militär-Gerichtsbarkeit, über die Militär-Strafgesetze, über die Militär-Disciplinar-Strafgesetze, über die Militär-Strafgerichtsordnung, über die Militär-Disciplinar-Strafordnung, über die Militär-Beschwerdeordnung, über die Militär-Ehrengerichtsordnung, über die Militär-Dienstpflicht, über die Militär-Ersatzordnung, über die Militär-Pensionsordnung, über die Militär-Invalidenordnung, über die Militär-Witwen- und Waisenordnung, über die Militär-Kleidungsordnung, über die Militär-Verpflegungsordnung, über die Militär-Quartierordnung, über die Militär-Transportordnung, über die Militär-Rangordnung, über die Militär-Ehrenordnung, über die Militär-Dienstordnung, über die Militär-Exerzierordnung, über die Militär-Schießordnung, über die Militär-Manöverordnung, über die Militär-Garnisonsordnung, über die Militär-Lagerordnung, über die Militär-Marschordnung, über die Militär-Gefechtsordnung, über die Militär-Sanitätsordnung, über die Militär-Veterinärordnung, über die Militär-Feldpostordnung, über die Militär-Telegraphenordnung, über die Militär-Eisenbahnordnung, über die Militär-Luftschiffahrtordnung, über die Militär-Flugzeugordnung, über die Militär-Funkentelegraphenordnung, über die Militär-Radiumordnung, über die Militär-Röntgenordnung, über die Militär-Elektrizitätsordnung, über die Militär-Magnetismusordnung, über die Militär-Optikordnung, über die Militär-Akustikordnung, über die Militär-Thermodynamikordnung, über die Militär-Aerodynamikordnung, über die Militär-Hydrodynamikordnung, über die Militär-Pneumatikordnung, über die Militär-Mechanikordnung, über die Militär-Physikordnung, über die Militär-Chemieordnung, über die Militär-Biologieordnung, über die Militär-Geologieordnung, über die Militär-Astronomieordnung, über die Militär-Meteorologieordnung, über die Militär-Geographieordnung, über die Militär-Kartographieordnung, über die Militär-Geodäsieordnung, über die Militär-Mathematikordnung, über die Militär-Philosophieordnung, über die Militär-Theologieordnung, über die Militär-Religionsordnung, über die Militär-Moralordnung, über die Militär-Ethikordnung, über die Militär-Logikordnung, über die Militär-Psychologieordnung, über die Militär-Pädagogikordnung, über die Militär-Didaktikordnung, über die Militär-Methodikordnung, über die Militär-Rhetorikordnung, über die Militär-Poetikordnung, über die Militär-Literaturordnung, über die Militär-Sprachordnung, über die Militär-Grammatikordnung, über die Militär-Orthographieordnung, über die Militär-Stenographieordnung, über die Militär-Typographieordnung, über die Militär-Buchdruckerordnung, über die Militär-Buchbinderordnung, über die Militär-Papierordnung, über die Militär-Tintenordnung, über die Militär-Federordnung, über die Militär-Bleistiftordnung, über die Militär-Radierordnung, über die Militär-Zeichenordnung, über die Militär-Malerordnung, über die Militär-Bildhauerordnung, über die Militär-Architekturordnung, über die Militär-Musikordnung, über die Militär-Tanzordnung, über die Militär-Fechtordnung, über die Militär-Turnordnung, über die Militär-Schwimmordnung, über die Militär-Reitordnung, über die Militär-Fahrordnung, über die Militär-Radfahrordnung, über die Militär-Motorradordnung, über die Militär-Automobilordnung, über die Militär-Flugzeugordnung, über die Militär-Luftschiffahrt

Astronomie, in einem eigens derselben gewidmeten Capitel ausführliche Auseinandersetzungen an, wo man sie am wenigsten erwartet hätte. So gibt er auch an einer andern Stelle aus einem alten Buche über die Geschichte des Ordens des goldenen Vließes eine ziemlich lange Episode, aber er thut dies Alles mit einer gewissen geselligen Mittheilungslust, die auf der Reise, wo man sich glücklich genug gestimmt fühlt, um sich an jedem Gesprächstoff ergötzen zu können, wohl ansteht. Mit derselben Leichtigkeit weiß er sich auch ernstern Beziehungen der Zeit zuzuwenden, und gelegentlich manches eindringliche Wort über bedeutsame Verhältnisse der Tagesgeschichte einzustreuen, wie er auch mit einer „geometrischen Berechnung der Zukunft", von der man es dahingestellt sein lassen muß, ob die Zeit den Beweis dazu führen wird, sein Buch schließt. Im Ganzen sind diese Aussichten in die Zukunft von einem frischen und lebenskräftigen Geiste getragen, der hoffnungsvoll in die Ferne blickt und sich wohlthuend dem Leser mittheilt.

Nr. 2 tritt mit mehr Ansprüchen auf die Form auf und will, was schon der Titel gibt, poetischer sein. Dabei ist es aber dem Verf. begegnet, daß er etwas zu sehr in eine bekannte Reisebildermanier hineingerathen. Er mischt seine Herzens- und Schmerzensangelegenheiten, mit denen er überall herumcoquettirt, nur gar zu oft in sein Reisebuch ein, wenn auch sonst seine Darstellungen nicht ohne Talent, seine Bemerkungen nicht ohne Lebhaftigkeit der Auffassung sind. Mit Nr. 1 stimmt er hinsichtlich der Vorliebe für den östreichischen Volkscharakter und der beschönigenden Beurtheilung der östreichischen Zustände überhaupt überein. Besonders aber hat er das Leben und Treiben der wiener Lustbarkeiten interessant ins Auge gefaßt und mit sprechenden Farben zu schildern verstanden. Den novellenartigen Rahmen, der das Ganze umfassen soll, bildet aber eine zu schauderhafte Geschichte in Hoffmann'scher Manier, als daß es erwünscht sein könnte, ein Reisebuch, das den größten Beruf zur Heiterkeit in sich trägt, von einem solchen blutrothen Faden durchflochten zu sehen. 38.

Aus Italien.

Der gelehrte Uebersetzer von Winckelmann's Werken, der Advocat Carlo Fea, hat in Bezug auf eine Ueberschrift im „Diario di Roma" eine Streitfrage in Anregung gebracht, die selbst jenseit der Berge und des Meeres, die uns umgeben, noch einen und den andern Theilnehmenden finden wird. Im römischen Tageblatte vom 6. August v. J. hatte man nämlich unter der Ueberschrift Sternkunde über die damals durch ganz Europa bemerkten Lichterscheinungen am nächtlichen Himmel gesprochen, und gleich in einer der folgenden Nummern des Tageblattes ging Fea dem Redacteur darüber zu Leibe, indem er behauptete, der Artikel hätte Meteorologie überschrieben sein müssen; die Erscheinung gehöre zu den Nordlichtern. Der Redacteur vertheidigte seine Aufschrift, und Fea blieb die Antwort nicht schuldig. In einer eignen Schrift: „Relazione dell' aurore boreale vedute in Roma e in altre parti d'Italia nelle sere e mattine dei giorni 3, 4, 5, 6 e seguenti d'agosto con osservazioni critiche dell' avv. C. Fea, commissario delle antichità, bibliotecario della Chigiana, socio ordinario e censore dell' Accademia archeologica" (Rom, 1831), suchte Fea mit einer Menge neuer Gründe darzuthun, daß die Erscheinung ein Nordlicht gewesen. So weit verdiente die Sache keiner Erwähnung; denn allerwärts und oftmals hat man erlebt, daß Leute gerade darüber am lebhaftesten streiten, worüber sie unklare Vorstellungen haben; aber dadurch wird sie wichtig und von Bedeutung, daß Leute vom Fach über dieses so merkwürdige Phänomen endlich ihre Ansichten aussprechen. Die eingegangenen Zeugnisse über das Factum wurden zusammengestellt, und darauf baute man die Frage, ob ein Nordlicht mehre Tage nach einander an derselben Stelle erscheinen könne, wo eine Verticallinie durch die Sonne den Horizont durchschneidet; ob es an derselben Stelle gegen die Mitternachtsstunde verschwinden oder merklich abnehmen könne, um am Morgen vor dem ersten Morgenlichte wiederzuerscheinen? Dann knüpfte man die Frage daran, ob ein Nordlicht ohne Störungen der Magnetnadel gedenkbar sei, da doch auf dem meteorologischen Observatorium zu Pavia, wo täglich die Beobachtungen der Magnetnadel mehre Male wiederholt werden, im August des v. J. nicht die geringste Abweichung bemerkt wurde. Daher wagte man die Ansicht aufzustellen, daß durch eigenthümliche Bildungen der Atmosphäre der Abendschein wol sich um Stunden verlängern, der Morgenschein früher beginnen könne. „Unserer Ansicht nach", sagt der gelehrte Carlini, den wir als Verf. des Artikels über diesen Streit in der „Biblioteca italiana" (Januar 1832) annehmen, „hat eine solche Verlängerung durchaus nichts Unglaubliches, weil 1) es kein directes Mittel gibt, um die Länge der Abendröthe zu bestimmen, sodaß im Gegentheile aus den Beobachtungen dieser Länge, durch Ableitung eines Entsprechenden aus vielen Beobachtungen, man umgekehrt erst auf die mittlere Höhe der Atmosphäre zu schließen pflegt; weil 2) Alle eingestehen, daß die angenommene Höhe und die Dauer der Abendröthe Veränderungen unterliegen können, und daß sowol die eine als die andere bei gleichen Verhältnissen im Allgemeinen größer sein können, wenn die Luft mehr ausgedehnt ist. Wäre es folglich ein Wunder, wenn in einem so beweglichen Strome als der uns umgebende ist, einige Tage lang eine so ungewöhnliche Erhöhung eingetreten sei? Nimmt man an, daß im Anfange des Augusts die Abendröthe um 10 Uhr aufhörte, so würde der Einfallwinkel der Sonne 22 Grade statt 18 Grade gewesen sein müssen, wie man ihn gewöhnlich voraussetzt. Die Höhe der Atmosphäre wäre dann von einem Sinus von ungefähr 11 Graden, statt von einem Sinus von ungefähr 9 Graden dargestellt werden, und es ergäben sich 60 geographische Meilen statt 40, die man gewöhnlich ihr zutheilt. Eine solche Höhenverschiedenheit geht nicht aus den Grenzen des Wahrscheinlichen heraus, wenn man bedenkt, daß in unsern Breiten die Verschiedenheit im Gewichte der Luft bis zu einem Vierzehntheile ihres ganzen Gewichtes sich erhebt. Von der andern Seite braucht man einen solchen Wechsel gar nicht anzunehmen, wenn man nur bedenkt, daß in einer bemerkbaren Höhe die gewöhnlich durch ihre Verdünnung vollkommen durchsichtigen Luftatomen, unter Umständen, durch das Aufsteigen von Dünsten ihre Durchsichtigkeit verlieren und im Stande sein können, das Licht zurückzuspiegeln." Diese doppelte Erklärung war nicht die einzige, welche von italienischen Naturforschern vorgebracht wurde. Der Redacteur der Zeitung von Genua suchte den Ursprung dieser ungewöhnlichen Lichterscheinungen im Zodiacallichte. Aber diese Deutung scheint nicht durch die genauen Beobachtungen unterstützt zu werden, indem in den ersten Tagen des Augusts das Zodiacallicht auf der Sternwarte zu Mailand fortwährend in gewohnter Weise beobachtet wurde, mit seiner Spitze über dem Glanze, der damals am Horizonte hervorbrach. Eine vierte, schon wegen des Namens ihres Urhebers beachtenswerthe Erklärung gab der Professor der Physik zu Pavia, Configliacchi. Er suchte die von ihm genau beobachtete Erscheinung aus einer günstigen Brechung des Abendrothes zu erklären, indem er sie als eine Rückstrahlung der Lichtstrahlen von Eismassen ansah, welche sich in den Polarmeeren losgetrennt und in uns nähere Parallelen gekommen wären. Den kurzen Zeitraum zwischen dem Aufhören der gewöhnlichen Abendröthe und dem Anfange der ungewöhnlichen sucht er dadurch zu erklären, daß das von den Eismassen, die unter allerlei Winkeln gehäuft sind, zurückgestrahlte Licht Zeit brauche, bis es zu uns gelange; auch die Aufflackerungen von Licht, welche Einige glaubten beobachtet zu haben, meint er aus dem scheinbaren Horizonte und der Curve der in Rücksicht auf den Beobachter verschiedenen Erhebungen des Bodens ableiten zu können. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 216. — 3. August 1832.

Relation über sechsundfunfzig Dichter aus neuester Zeit.

Dritter und letzter Artikel. *)

41. Gedichte von Hermann Waldow. Zweite Sammlung. Köslin, Heinemann. 1831. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wir haben hier die zweite Sammlung vor uns, und es kann uns nur leid thun, nicht auch die erste vor Augen gehabt zu haben; denn eine gefällige Sprache, eine leichte Versification, eine fromme Empfindung, ein jugendlicher Frohsinn und eine wackere Gesinnung strahlt und haucht uns aus diesen Gedichten überall entgegen. Die Gedanken, größtentheils in kurze Rhythmen gefaßt und in ansprechende Bilder gekleidet, rauschen anmuthig und unaufgehalten dahin, wie die Wellen eines Stroms in einem ebenen Bette. Echtlyrisch müssen wir überdies diese Klänge nennen, denn sie sind sangbar, nicht gedehnt, und Ergüsse eines reichen Herzens, wie sie des Lebens wechselndes Spiel hervordrängt. Sie werden freilich keine ästhetische Revolution erzeugen, aber das wollen sie auch nicht. Hören wir zur Probe S. 95: „Wie ich dichte".

„Freund, sag' mir nur, wie Du's beginnst
— Gern hätt' ich's längst gewußt! —
Wenn Du die Lieder Dir ersinnst
Tief in verschwiegner Brust!"

„Ja, hauchte einmal nur Dein Mund
Mir dies Geheimniß zu,
Ich ginge hin zur selb'gen Stund
Und dichtete wie Du!"

Nun, was ich lange Dir verschwieg,
Ich sag' es jetzt, gib Acht!
Enthüllen will ich Dir, wie ich
So manches Lied gemacht.

Ich geh' hinaus, wo nicht der Klang
Der lauten Lust mich stört,
Und nur mein Ohr den Lobgesang
Der Waldessänger hört.

Wo an dem Busen der Natur
Die Seele schweigt und träumt,
Und Phantasie die Erdenflur
Mit Himmelsrosen säumt.

Wo du, o Himmel, blau und licht
Hoch über mir Dich wölbst,
Da dicht' ich meine Lieder nicht,
Sie dichten sich von selbst.

Ich staune selbst, wie rein und hell
Die Seele überfließt,
Und sich des Liedes reiner Quell
Aus meiner Brust ergießt.

Dann bringt ich, was im Herzen mir
So warm und mächtig glüht,
Mit leichten Zügen aufs Papier,
Und fertig ist mein Lied.

Jetzt ward Dir mein Geheimniß kund,
Das ich so lang verschwieg.
So geh' denn hin zur selb'gen Stund,
Mein Freund, und mach's wie ich.

42. Gedichte von Joseph Ignaz Scheiger. Wien, Sollinger. 1831. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieser südostdeutsche Schöngeist, der das Horazische: „Et prodesse volunt et delectare poetae", seinem Werke als Motto voranstellt, strebt, das Leben in der Außenwelt wie im Mikrokosmus der Menschenbrust zu erforschen und in poetisches Wort zu gestalten; aber er betastet es mit einer zu rohen Hand, sodaß er größtentheils den zarten, duftigen, schimmernden Staub von der Fläche wischt und Psyche's sonst farbenreicher Flügel in einem matten, dünnen, durchsichtigen Grau sich uns zeigt. Wir finden also viele Reimerei, d. h. Alltagsgedanken und dagewesene Empfindungen in Reim und Rhythmus gestaltet, und wer sich auf so etwas nur brav einübt, kann so viele Gedichte machen wie Hr. Scheiger, und deren Anzahl ist wahrlich nicht klein, denn wir zählen acht Bücher auf 403 Seiten. Erstes Buch: ein Viertelhundert (gewöhnlicher) Oden; zweites: ebenso viele (hausbackene) Empfindungen; drittes: ebenso viele Gemälde (mit Wasserfarben auf dünnes Papier gemalt); viertes: 26 (gutgemeinte) geistliche und moralische Gedichte; fünftes: ein Viertelhundert (passable) lyrische Gedichte; sechstes: 28 erotische Gedichte (die größere Zahl dieses Abschnitts deutet vielleicht auf verliebte Complexion); siebentes: ein Viertelhundert gastronomische (ebeu jam satis satis est!) Gedichte, und achtes: 25 Bachische (man kennt sie ja!), in Summa 204 Gedichte. Aber noch nicht genug! Es heißt in der Vorrede: „Bei der Herausgabe dieser Gedichte habe ich blos zu bemerken, daß sie nicht den vierten Theil meiner poetischen Arbeiten ausmachen. Von ihrer Aufnahme beim Publicum wird es abhängen, ob auch letztere ihnen nachfolgen sollen." Wir müssen diese Aeußerung geradehin als Drohung betrachten und den sirsingerigen, gar zu rüstigen Apollojünger höchlich bitten, doch ja die übrigen 600 poetischen Ergüsse in seinem Pulte ruhen zu lassen und sich selbst daran zu ergötzen, da der deutsche Parnaß schon mit derlei Gaben überfüllt ist.

43. Hilborn. Eine Erzählung. Mit einem Anhange lyrischer Gedichte. Von Jakob Vinc. Cirkel. Münster, Regensberg. 1830. 8. 16 Gr.

Es gibt Gedichte, die uns durch die zufällige Persönlichkeit ihres Verfassers anziehend werden. Zu solchen gehören die vorliegenden, deren Verf. seit seinem zweiten Lebensjahre an einer gänzlichen unheilbaren Lähmung der Füße leidet. Späterhin gesellte sich dazu ein Asthma, ein Brustkrampf von der größten, anhaltendsten Heftigkeit. Die einzige, treue Gesellschaf-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 153—156, 187 u. 188 d. Bl. D. Red.

terin in des beklagenswerthen Mannes Einsamkeit ist die Leier, die denn auch nur elegische Laute haucht. Die Grabschrift, die ihm die eigne schreibt, heißt:

Hier ruht er in der Erde dunkelm Schoos,
Dem ihrer Blumen schönste nie geblüht;
Des Lebens Freuden waren nicht sein Loos,
Der Schwermuth sang er sein verklungnes Lied.
Das Beste nur, was ihm die Erde gab,
War dieses hier — ein stilles, frühes Grab.

Die Wehmuthslaute dieses Einsamen und Bekümmerten vor das Forum einer strengen Kritik ziehen, hieße nichts Anderes, als ihm die Lyra, das dulce lenimen miseriae, mit feindseliger, roher Faust in Stücke schlagen. Die Erzählung „Hilborn", deren Beurtheilung eigentlich nicht hierher gehört, ist auch ein Nachtstück. Hilborn ist nichts weniger als ein heiliger Gonzaga, sondern ein gescheiterter, verlorener Mensch, der ohne angeborene Neigung zum Bösen, durch seltsame Geistesverstimmung, welche schwer zu erklären, aber psychologisch wahr erzählt ist, durch Leichtsinn und Genußsucht von Stufe zu Stufe sinkt und zu Grunde geht.

44. Gedichte von C. von Widder. München, M. Lindauer. 1831. 16. 10 Gr.

Auch dieser Dichter liebt es, seine Gedichte auf dunkeln Grund zu malen. Er beginnt mit romanzenartigen Klängen, nur daß er in solchen Darstellungen der bildenden Phantasie einen historischen Hintergrund und Halt gibt. „Die Schlacht bei Ampfing" und „Herzog Christoph" feiern vaterländische Heldenthaten und Heldenseelen; „Der Gast"; „Die alte Garde"; „Der König von Rom"; „Es lebe hoch mein Kaiser"; „Napoleon an Frankreich"; „Napoleon und Kleber" haben wiederum einen Gegenstand: Napoleons Größe, Sturz und einsames Inselleben. Die aufstrebenden Polen sind nicht vergessen, und nicht wenige Lieder wenden ihre Empfindung und Reflexion an den Mann düsterer Betrachtung: Lord Byron. Am besten ist der Romanzenton getroffen in der Ballade (S. 68), welche beginnt: „Oft wenn die zwölfte Stunde in Holyrood ertönt u. s. w." Recht häßlich nimmt sich verschiedene Male, wie S. 92, 93 u. 114, das Wort Herz, im dritten Falle gebraucht, aus, als: „Mit deinem treuen, vielgeprüften Herz".

45. Gedichte von J. H. Henningsen. Mit einem Anhange von einem Ungenannten. Altona, Hammerich. 1831. 12. 8 Gr.

Kalklassende Zusammenstellung gangbarer Bilder und Alltagsphrasen über tausend Mal besungene Dinge.

46. Vaterländisches Erinnerungsbuch von Ernst Richter. Köln, Bachem. 1831. 8. 8 Gr.

Der poetische Werth dieser Lieder auf die denkwürdigsten Tage des deutschen Befreiungskrieges, die hier dem preußischen Volke, und insbesondere dem Krieger und Wehrmann dargeboten werden, ist zwar gering, indem ihr Flügelschlag nur auf herkömmliche Weise rauscht; aber es ist doch ein guter Gedanke, in manchem Herzen, das die Zeit erkältet hat, durch große Namen und Thaten die heilige Flamme patriotischen Gefühls wieder anzufachen. Auch wird das Büchlein für Die, welche in jener denkwürdigen Zeit selbst thätig mitwirkten, eine anziehende Lecture sein.

47. Poetische Erstlinge und prosaische Reliquien. Bestehend aus mehren eignen, religiösen und Naturgedichten, nebst einigen interessanten und erbaulichen, noch wenig bekannten Mittheilungen, von H. Stilling und G. Tersteegen. Einem resp. wohlwollenden Publicum freimüthig dargeboten von F. W. Krug. Elberfeld, Hassel. 1831. 8. 8 Gr.

Die „Poetischen Erstlinge" sind ein Pasticcio zusammengewürfelter Poetereien, hin und wieder etwas gewürzt, dem größten Theil nach aber ohne Salz, verschieden an Gehalt und Styl, und über deren Erscheinen sich der Verf. nicht klar ausspricht. Einzeln ertönen aus ihnen Klänge, wie sie seit einigen Jahren aus dem Wupperthale in poetischer und homiletischer Form erklungen sind. Man kennt sie also schon. Interessanter sind die prosaischen Reliquien, die aus einigen, noch wenig bekannten Mittheilungen über H. Stilling und G. Tersteegen bestehen. Wir finden nämlich hier den Auszug aus einem Briefe des sel. badischen geh. Hofraths Jung-Stilling über seine Audienz beim hochsel. Kaiser Alexander I., der dem frommen Hofrath, nachdem er dessen Belehrungen empfangen, beide Hände drückt und mit funkelnd nassen Augen sagt: „Das ist auch meine innigste Ueberzeugung!" Die nun folgenden Briefe von Tersteegen, die aus dem Holländischen übersetzt sind, betreffen das inwendige Leben, oder: die beständige Einkehr in Gott in unserm Herzen ist die Seele des wahren Christenthums und der kürzeste Weg zu Gott; ferner, daß Jesus und sein sterbend Kreuzleben die Thür sind, durch die man in das inwendige Königreich Gottes eingehen muß u. s. w. u. s. w.

48. Lyrische Gedichte von Paul Gottwalt. Neue, unveränderte Ausgabe mit des Verf. Biographie, von R. Hilscher. Breslau, Schulz u. Comp. 1831. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eduard Pohl ist der wahre Name dieses 1829 verstorbenen schlesischen jungen Sängers, welchem der Herausgeber seiner Gedichte, Rudolf Hilscher, in einem Vorwort ein kleines biographisches Denkmal setzt. Von seinem Werthe als Dichter sagt er: „Wie auch das Urtheil competenter Kunstrichter über die gegenwärtige Sammlung von Gedichten ausfallen möge, so viel glaubt der Unterzeichnete von jedem aufmerksamen, unbefangenen Leser erwarten zu dürfen, daß er die edle Natur des Sängers bald erkennen werde. Pohl's Inneres war ein reiner Krystall, dem eine schöne Erde, ein schöner Himmel und eine heilige Religion helle Funken entlockten, ein Dichter in dem Sinne, welchen Claudius diesem Worte beilegt." Diesem Freundesurtheil setzen wir noch Folgendes hinzu: Nur eine unbesiegbare Neigung zur Splitterrichterei kann in Pohl's Musenerzeugnissen die wackere Gesinnung, den gebildeten Geist, die wohlklingende Sprache und die Merkmale eines sich nach vielen Seiten hinrichtenden Gefühls verkennen. Oft trifft sein Wort das Herz durch die Sprache rührender Einfalt und tugendlicher Wärme; Natur, Frauenliebe, Schmerz, Wehmuth, Freude, Geselligkeit, Resignation, Kindheit, Vaterland, Tod — all Dieses weiß er zu Bild und Gedanken zu gestalten; aber recht angezogen hat uns dennoch keines seiner Lieder; keines hat eine neue Idee, ein neues Bild erzeugt; wir können ihm mithin nur Talent für die Poesie zu sprechen, in jenem Sinne etwa, wie Wolfgang Menzel die Güte hat es Göthe zuzusprechen, d. h. das Vermögen der ästhetischen Darstellung überhaupt, ohne Rücksicht auf eine subjective Bestimmung oder auf eine Poesie im Dichter selbst, denn es kann malen, ohne von einer Empfindung geleitet zu sein, ja oft das Gegentheil von Dem, was der Dichter wirklich empfindet, sowie der Schauspieler oft etwas ganz Anderes darstellt als was er empfindet. Unter den Denksprüchen und Distichen sind einige beherzigenswerthe und anmuthige.

49. Nordlichter. Gedichte von F. Ludwig Würkert. Berlin, Hayn. 1831. 8. 18 Gr.

Was die Titel anbetrifft, unter denen die heutigen Dichter ihre Erzeugnisse in die Welt senden und ausstellen, so mögen manche in großer Verlegenheit sein, wie sie das Kindlein taufen sollen. Die Botanik, die Mythologie, die Thierwelt selbst ist geplündert; man muß daher in das Gebiet der Symbolik fliehen, und aus diesem Reiche ist vielleicht der Titel „Nordlichter" genommen. Dürfen und sollen wir das Bild deuten, so will der Verf. sagen: In Deutschlands Norden schossen diese Stralen auf; erhellen sollen sie mit prismatischem Farbenspiel das umnachtete Gebiet der Leiden, des Zweifels und Unglaubens — aber da finden wir eben in einem Motto hinter dem Titelblatt des Bildes Deutung vom Bildner selbst:

Lichtgestalten in den Höhn
Steigen auf und fallen nieder —
So die Töne, so die Lieder;
Nur für Augenblicke schön,
Klingen und verhallen sie wieder.

und die Bescheidenheit, die sich in der sinnigen Deutung ausspricht, spricht für die Persönlichkeit des Verfassers. In der

Chef Hajjī in seinen Ehren und Würden das gebührende Ansehen und Wohlwollen zu bezeigen, ihn mit Geschenken und Ehrengaben und mit Worten freundlich und gut zu unterhalten eingeht. In der so eben berührten Art hat derselbe auch mit dem Gesandten des Königs von Frankreich, Herrn Marquis Nointel, und mit dem Gesandten des Königs von Polen, Herrn Grafen Lubomirski, und mit vielen anderen Gesandten, welche nacheinander nach Konstantinopel gekommen sind, gehandelt. Und wie er mit diesen gehandelt hat, so hat er auch mit dem Gesandten der Republik Venedig, Herrn Alvise Mocenigo, gehandelt, welcher, nachdem er in Konstantinopel angekommen war, einige Zeit in seinem Palaste in Pera verblieben ist, bis er endlich, nachdem er seine Audienz bei Sr. Majestät dem Sultan gehabt hatte, in seinen Palast in Pera eingezogen ist. Und nachdem er in diesem Palaste einige Zeit verblieben ist, hat er endlich, nachdem er seine Abschiedsaudienz bei Sr. Majestät dem Sultan gehabt hatte, auch diese Stadt verlassen und ist nach Venedig abgereist. Und nachdem er in Venedig angekommen ist, hat er dem Senate Bericht über seine Gesandtschaft erstattet, und nachdem er diesen Bericht erstattet hatte, ist er in seine Heimat, nach Venedig, gegangen, wo er sich noch befindet. Und nachdem er sich in Venedig befunden hat, ist er endlich, nachdem er seine Abschiedsaudienz bei Sr. Majestät dem Dogen gehabt hatte, in seinen Palast eingezogen. Und nachdem er in diesem Palaste einige Zeit verblieben ist, hat er endlich, nachdem er seine Abschiedsaudienz bei Sr. Majestät dem Dogen gehabt hatte, auch diese Stadt verlassen und ist nach Venedig abgereist. Und nachdem er in Venedig angekommen ist, hat er dem Senate Bericht über seine Gesandtschaft erstattet, und nachdem er diesen Bericht erstattet hatte, ist er in seine Heimat, nach Venedig, gegangen, wo er sich noch befindet. Und nachdem er sich in Venedig befunden hat, ist

Kriegsrathe nach; Gielgud aber that nichts: so wurde die Schlacht von Ostrolenka der entscheidende Hauptschlag für die Polen. Da rieth bei der allgemeinen Bedenklichkeit über das Schicksal des Gielgud'schen Corps, das abgeschnitten war, Dembinski, dasselbe nach Lithauen zu schicken, und erbot sich selbst, die Ordre zu überbringen, worauf er die Avantgarde Gielgud's beschligte, durch dessen Planlosigkeit und Schwäche aber der von Dembinski hart verfolgte Sacken abermals entrann. Nachdem Dembinski mehre Befehle und Gegenbefehle von Gielgud erhalten, sollte er endlich von Norden her Wilna angreifen, wohin Gielgud und General Chlapowski mit ihren Hauptcorps ziehen wollten, ohne auf diese Weise den samogitischen Aufstand weiter benutzen zu können. Zwei Mal griff Dembinski Wilna an, einmal den 16. Juni, wo Chlapowski angreifen wollte, aber nicht kam; das andere Mal den 20. Juni auf Befehl Gielgud's, der auch diesen Tag Wilna bestürmen wollte. Gielgud hatte aber schon den 19. Juni vergebens angegriffen, und so wich Dembinski mit seinem kleinen Corps mit Muhe und Noth nach Poniewirz in nordöstlicher Richtung zurück, da der Weg links durch Gielgud's sinnlose Operationen schon versperrt war. Von hier aus zog sich Dembinski nach Szawle, welches er und General Szymanowski südöstlich angreifen sollten, während Gielgud selbst zu gleicher Zeit von Südwesten her attakiren wollte. Auch diese Unternehmung schlug durch Gielgud's Untüchtigkeit fehl, der, wie immer, rücksichtslos seine Corps preisgebend, sich mit Chlapowski nach Kurszany zurückzog, wohin durch kluge Umsicht auch Dembinski gelangte. Hier verhüllten die beiden Oberfeldherren kaum noch ihren längst gehegten feigen Plan, nach Preußen überzugehen, während Dembinski mit seinen 3850 Mann größtentheils neuen Truppen und sechs Geschützen auf einem Umwege nach Polen zurückzukehren beschloß. Er zog demnach in östlicher Richtung nach Sliesziuß, dann fortwährend südöstlich nach Poniewirz, entging hier dem ihn verfolgenden russischen General Savoiny, zog sich überall durch Terrain und Feinde gehindert, mit Hülfe eines in Sialata erbeuteten Sapeurparks glücklich über die Wilia, und von hier aus in südwestlicher Richtung um Oszmiana herum nach dem Niemen, indem er durch kleine, nach verschiedenen Richtungen ausgesendete Abtheilungen von Reiterei und berittenem Fußvolk, das aber die Pferde vor dem Feinde verbarg, denselben zu täuschen wußte. Bei Zboiska ging er auf Flößen, die mit früher sorglich gesammelten Leinen und Nägeln schnell gefertigt wurden, über den Niemen. Von hier sich nach Nur am Bug wendend, entschlüpfte er drei Generalen, die ihn verfolgten, dem Stankiewicz, Bohlen und Rosen. Ein Versuch des Capitain Lempinski, die Soldaten in dem Augenblicke ihrem Führer zu entfremden, als sie dieser, vom Feinde bedrängt, durch die Wälder der Narewka führte, mißglückte, vorzüglich durch die unerwartete Hülfe, welche der edle General in diesem Augenblicke durch die Vereinigung mit Oberst Rozzoki bekam. — Was Dembinski nach seiner glücklichen Rückkehr that und zu thun verabsäumte, ist S. 113 mehr angedeutet als erklärt, und alle Freunde der Geschichte wünschen von dem Verf. baldige Mittheilungen über diesen Punkt. Ref. dankt übrigens Hrn. Dr. Spazier für die Mittheilung dieser Denkwürdigkeiten und wünscht, daß ihm zu seinem angekündigten Werke über Polen alle Quellen so rein fließen mögen, als diese hier ist. 93.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. G. Sommer. Für 1832. Mit sechs Kupfer- und Stahltafeln. Prag, Calve. 1832. 16. 2 Thlr.

Dieses Taschenbuch, wovon gegenwärtiges der zehnte Jahrgang ist, fährt fort, durch interessanten Inhalt wie geschmackvolle Behandlung seinen Werth zu behaupten. Unstreitig tragen dazu die höchst feinen Kupfer bei, und das Titelkupfer, die Seufzerbrücke zu Venedig vorstellend, die in Deutschland schon aus dem englischen „Forget me not“ bekannt ist, erscheint hier, in etwas größerm Format, nach oder aus „The Landscape's annual“ für 1830, als englischer Originalstich von unbeschreiblicher Sauberkeit.

Den Anfang macht wie gewöhnlich eine allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen, die aber kaum eines Auszugs fähig ist. Man ersieht mit Vergnügen den immer noch regen, unermüdlichen Forschungsgeist, der fortwährend alle unbekannten Länder des Erdballs zu durchspähen strebt. Interessant sind unter andern des französischen Capitains Douville Nachrichten über Angola, was ihm zu bereisen gestattet war. Ebenso die Berichte eines Capitain Richardson, der einen Besuch in Lao in Hinterindien, einem seit anderthalb Jahrhunderten von keinem Europäer besuchten Lande, machte. Auch über Grönland ist ein neuer Lichtstral aufgegangen, und so fast kein Erdtheil im Jahre 1830 ganz unberührt geblieben.

Der erste Aufsatz heißt: „Die Riviera d'Orta“, ein Gemälde vom General v. Welden. Unter jenem Namen versteht man eine Gegend am Ortasee, in der Nähe der Simplonstraße, welche von betriebsamen Italienern, die die ganze Welt durchreisen, bewohnt wird, und die dem Fremden ziemlich unbekannt ist. Diese glückliche Gegend sowie die Insel S.-Giulio auf dem See hat vom Jahr 962—1796, also während 834 Jahren, nie einen feindlichen Soldaten gesehen. 2) Eine Beschreibung der Alpenstraße über das Stilfserjoch, aus der „Biblioteca italiana“, ist weniger interessant; von einem Ingenieur. Unterhaltender ist 3) des Engländers Jones Beschreibung der russischen Häfen im schwarzen Meere, aus dessen „Travels in Norway, Sweden, Finland, Russia and Turkey etc.“ (London, 1827), aber schon aus andern Auszügen bekannt. 4) Venedig, nach eignen Ansichten und andern Nachrichten. Eine Beschreibung Desjenigen, was einem Reisenden als sehenswürdig auffällt. 5. „Skizze von Montenegro“, von Franz Petter, Prof. in Spalato. Montenegro ist ein Theil des türkischen Paschalik Skutari, von etwa 25 Quadratmeilen. Das gegenwärtige Oberhaupt ist ein alter Bischof, der in Wien und Petersburg gelebt hat und 1779 von der Kaiserin Katharina schon sehr ausgezeichnet wurde. Er steht noch jetzt bei dem russischen wie beim östreichischen Kaiser in Gnaden und erklärt sich deshalb als ziemlich unabhängig von den Türken. Das Volk ist roh. Der letzte Aufsatz: „Die Insel Pitcairn“, erzählt den bekannten Aufstand des Schiffes Bounty im J. 1789, dessen Mannschaft sich hier niederließ, von welcher, nach vielen grausamen Ereignissen, der Matrose Adams noch jetzt, als ein Uebergebliebener, als Oberhaupt einer zahlreichen Nachkommenschaft lebt. Sehr interessant, aber auch schon mehrfach aus Kotzebue und Beechey bekannt. 14.

Notizen.

Der neueste, eben angekündigte Roman von James Fenimore Cooper führt den Titel: „The Benedictines, or the Heidenmauer.“ Er behandelt eine Rheinsage und wird zu gleicher Zeit in einer Ausgabe in London und Paris erscheinen. Seiner Bändezahl nach hält er sich wieder im gewöhnlichen Maße der Dreiheit, das nun einmal in der englischen Romanenindustrie zur herkömmlichen Form geworden, ohne die es nicht mehr abzugehen scheint.

In Tananarivo, der Hauptstadt von Madagaskar, ist kürzlich von den Missionnairen eine Druckerpresse errichtet worden. Man beschäftigt sich bereits damit, eine Uebersetzung der Bibel in der madekassischen Sprache zu drucken. Vier Eingeborne der Insel haben schon den hinlänglichen Unterricht erhalten, um die Schrift setzen zu können, und zwei andere sind in der Leitung der Presse unterwiesen. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 217. — 4. August 1832.

Relation über sechsundfunfzig Dichter aus neuester Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 216.)

51. Gedichte von W. N. Freudentheil. Hamburg, A. Campe. 1831. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn der Verf. dieser ausgezeichneten Gedichte vor 40 Jahren mit ihnen aufgetreten wäre, würde er gewiß als ein Stern der ersten Größe an Germaniens poetischem Himmel betrachtet worden sein; denn sie treten in ihrer Correctheit und Sauberkeit in technischer Vollendung auf, und des Dichters Phantasie nimmt aus dem reich gefüllten Vorrathshause seiner Kenntnisse einen so ausgesuchten Bilderschmuck, daß man unwillkürlich an Schiller erinnert wird. Von Letzterm hat Jean Paul bekanntlich gesagt, er sei gewohnt gewesen mit einer Hand in die Lyra zu greifen, deren Finger sämmtlich von den köstlichsten Diamanten geblitzt hätten; lesen wir z. B. „Vernunft und Glauben" (S. 10), ein längeres Stück, das schon den Dichter hinlänglich charakterisirt, „Duldung" (S. 25), „Elegie" (S. 62), „Porcia und Brutus" (S. 84), „Das Leben" (S. 184), so kommt dem Unparteiischen der Jean Paul'sche Gedanke gewiß in die Seele; denn in diesen Stücken ist nicht nur der Schiller'sche Prachtglanz und Schimmer zu gewahren, sondern auch die Schiller'sche Reflexionsweise. Hin und wieder thut letztere der Gemüthlichkeit Eintrag; aber Lauheit und Kälte weht uns aus keinem Stück entgegen. Andere Gedichte, wie „Huß" (S. 70), „Am dritten Säcularfest der Reformation" (S. 75), „Der Verräther des Herrn" (S. 186), „Dem Sänger des Messias an seinem Geburtsfeste" (S. 144), „Marius auf Karthago's Trümmern" (S. 226) bezeugen klärlich, daß er sich im Gebiete des Epischen und Dramatischen mit demselben Glück, wie im Lyrischen ergehen werde. Ref. kann nur bedauern, daß ihm die Natur des gegenwärtigen Aufsatzes nicht gestattet, ausführlicher über die Eigenthümlichkeit dieser Lautenklänge zu reden, die nicht selten in epische Tubatöne sich unwillkürlich umgestalten, und welche Denen, die in Gedichten auch Nahrung für den Geist suchen, eine wohlthuende, genußreiche Lecture gewähren müssen.

52. Alboin, König der Longobarden, von Otto Friedrich Gruppe. Berlin, Rauck. 1830. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Auduin, König der Longobarden, sandte seinen tapfern Sohn Alboin mit dem Heere aus, um gegen das Volk der Gepiden zu kämpfen. Er entspricht der Hoffnung des Vaters und erschlägt Thurismond, den Sohn Thurisend's, des Gepidenkönigs. Sieggekrönt eilt er in des Vaters Arme zurück. Es war Sitte bei den Longobarden, daß der Königssohn nicht früher mit an des Königs Tafel sitzen durfte, bevor er nicht in eines fremden Fürsten Dienst wehrhaft geworden war. Auduin versagt deshalb auch dem Sohne den Sitz an der Ehrentafel. Der Sohn beschließt, sich durch König Thurisend wehrhaft machen zu lassen und begibt sich, ausgestattet von seiner Mutter Rodelinde, zu Thurisend, der ihn liebevoll aufnimmt. Er sieht hier Rosamunde, Tochter Gunimund's, eines Schwähers des Königs. Von der Jagd mit großem Gefolge kommend, prüft Thurisend Alboin's Geschicklichkeit im Bogenschießen. Er läßt einen Mohnblumenstrauß an den Gipfel einer hohen Tanne befestigen: wer ihn abschieße, sollt sich auf des Tages Hitze zuerst den Durst in einem labenden Quell löschen. Perctro und Helmichis, zwei Kindheitsgespielen Alboin's, die ihn hierher begleitet haben, treffen und trinken. Alboin's Geschoß fehlt das Ziel. Der König läßt ihm dennoch einen Trunk reichen; er aber schüttet das Wasser auf den Boden und trinkt erst, nachdem er einen Bären erwürgt hat. Jetzt wird er wehrhaft gemacht; aber Witiges, Thurisend's zweiter Sohn, mit Haß auf seines Bruders Mörder blickend, schmäht die Longobarden; schon rüstet man sich zur Fehde, als Thurisend den Hader stillt, worauf Alboin in die Heimath zurückkehrt. Auduin stirbt: Alboin wird König und wählt nicht Rosamunde, sondern Chlotsunde, des Frankenherrschers Chlotar Tochter, zur Gemahlin. Diese stirbt jedoch nach Jahresfrist und hinterläßt ihm eine Tochter. Nach Thurisend's Tode wählt das Volk der Gepiden Gunimund, Rosamundens Vater, zum König. Alboin erlegt diesen in einer Fehde, trennt ihm das Haupt von Rumpfe und läßt sich aus dem Schädel ein Trinkgefäß bereiten, um, nach Longobardensitte, beim Festgelag daraus zu zechen. Hierauf wirbt er um Rosamunde, die sich zwar anfänglich weigert, ihres Vaters Mörder die Hand zu reichen, aber überwunden durch die schon längst gehegte Liebe zu Alboin, dennoch seine Gattin wird. Jetzt fodert der Römerkaiser den Alboin durch seinen Gesandten Narses auf, der Gothen Volk aus Italien zu vertreiben. Er gibt der Bitte Gehör, verläßt den Donaustrand, und nachdem er von seiner zurückbleibenden Mutter den Segen empfangen, zieht er nach Italien. Die Schilderung des schönen Landes, wie er es betritt, mag hier eine Stelle finden (S. 115):

Wo gen Süd sich steil die Alpen senken,
Dort vom hohen Scheitel eines Berges,
Der nach ihm der Königsberg genannt ist,
Ueberfah zuerst der Longobarde
Weit Italiens Fluren eines Morgens.
Zu den Mönchen wandt' er sich verwundert,
Die daheim das Land ihm viel beschrieben.
Denn gleichwie ein reichgewebter Teppich
Unter eines großen Königs Throne,
Von der Kön'ge Füßen nur betreten,
Also lag das Wunderland gespreitet:
Unten tief Walddunkel, feucht und kühlend,
Fernhin aufgethan die warme Weite,
Froh verklärt im rothen Schein des Morgens.
Westwärts dann unendlich dort die Ebne,
Grün und duftig, voller Städt' und Dörfer;
Aber südwärts starre Felsenhäupter,
Nackt Gestein mit kühner Stirne ragend,
Deren Fuß beströmt helle Seeen.
Dort die Seen entlang geschwärzte Städte,
Hochgethürmt; doch hold einladend schatten
Nah und fern Baumgruppen: bei des Lorbers
Dunkler Laubesfrische breitbeschirmend

Wenn ich Schwere Sprüche!
Ich will Ihnen Einen Rath geben.
Schreiben Sie Niemals Briefe,
Wenn Sie Schwere Sprüche machen.
Das ist mein Rathschlag für meine Leser.
Ich will Ihnen auch Einen Rath geben.
Lesen Sie Niemals Briefe,
Wenn Sie Schwere Sprüche machen.
Das ist mein Rathschlag für meine Leser.

Die Redaktion der Gartenlaube und Ernst v. Wolzogen haben sich über diese Sprüche geeinigt, und Ernst v. Wolzogen hat sich bereit erklärt, Jedem, der ihm Schwere Sprüche schreibt, auch Briefe zu schreiben, Gartenlaube-Briefe versteht sich. Wenn Jemand also Schwere Sprüche schreibt, der soll auch Briefe bekommen, und wenn Jemand Briefe schreibt, der soll auch Schwere Sprüche bekommen. Wer aber weder Briefe noch Schwere Sprüche schreibt, der bekommt weder Briefe noch Schwere Sprüche, obgleich er in jener Zeit Briefe und Schwere Sprüche bekommen hätte, wenn er Briefe und Schwere Sprüche geschrieben hätte. Ernst v. Wolzogen.

Meine Briefe bestehen aus Worten,
Und die Worte sind aus Silben gebildet,
Und die Silben sind aus Buchstaben gebildet,
Und die Buchstaben sind aus Linien und Strichen,
Und die Linien und Striche sind aus Punkten,
Und die Punkte sind aus Nichts gebildet.
Und so bestehen meine Briefe aus Nichts.
Wenn Sie also Briefe von Nichts haben wollen,
Dann schreiben Sie mir Briefe,
Und ich will Ihnen Briefe schreiben,
Und meine Briefe werden Ihnen Briefe sein,
Und Sie werden Briefe von Nichts haben.
Und wenn Sie keine Briefe schreiben,
Dann werden Sie auch keine Briefe bekommen,
Und Sie werden keine Briefe haben,
Und Sie werden Briefe von Nichts haben.
Und wenn Sie Briefe von Nichts haben wollen,
Dann schreiben Sie mir Briefe,
Und ich will Ihnen Briefe schreiben,
Und meine Briefe werden Ihnen Briefe sein,
Und Sie werden Briefe von Nichts haben.
Ich will Ihnen einen Rath geben.
Schreiben Sie Niemals Briefe,
Wenn Sie Schwere Sprüche machen.
Das ist mein Rathschlag für meine Leser.
Ich will Ihnen auch Einen Rath geben.
Lesen Sie Niemals Briefe,
Wenn Sie Schwere Sprüche machen.
Das ist mein Rathschlag für meine Leser.

Ernst v. Wolzogen.

Als gestern Abend Ernst v. Wolzogen mit Frau, Mutter und Schwiegermutter Abschied nahmen, da gestanden diese Damen mir, daß sie sich vor dem Briefe fürchteten, den ich ihnen heute schreiben würde. Ich habe sie getröstet, und ich habe ihnen versprochen, daß ich ihnen keinen Brief schreiben würde, daß ich ihnen nur Schwere Sprüche machen würde, und daß sie keine Briefe zu fürchten hätten. Ich habe ihnen versprochen, daß ich ihnen Briefe von Nichts machen würde, und daß sie Briefe von Nichts haben würden. Ich habe ihnen versprochen, daß ich ihnen Briefe machen würde, die aus Worten bestehen würden, und daß diese Worten aus Silben gebildet sein würden, und daß diese Silben aus Buchstaben gebildet sein würden, und daß diese Buchstaben aus Linien und Strichen gebildet sein würden, und daß diese Linien und Striche aus Punkten gebildet sein würden, und daß diese Punkte aus Nichts gebildet sein würden, und daß meine Briefe also aus Nichts bestehen würden. Ich habe ihnen versprochen, daß ich ihnen Briefe machen würde, die Briefe von Nichts sein würden, und daß sie Briefe von Nichts haben

55. Christliche Psalmblumen, oder religiöse Dichtungen von C. G. F. Schenk. Regensburg, Reitmayr. (Ohne Jahreszahl.) 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser geistlichen Lieder, deren Orthodoxie wir nicht in Zweifel ziehen können und mögen, quält sich ab, ihnen evangelische Salbung, frommen Schimmer, Andachtsglut an- und einzuhauchen; aber er quält sich umsonst; sie lassen das Herz kalt, langweilen, haben viele häßliche Reimhärten und Alltagsgedanken, und leiern sich in erbaulicher Gesangbuchsbreite hin. Es werden uns geboten 1. Abendmahlslieder; 2. Festlieder; 3. Lehrlieder (betreffen moralische Materien); 4. Loblieder; 5. Morgen- und Abendlieder; 6. Trostlieder und 7. Vollendungslieder, vulgo Sterbelieder, und zwischen jeder dieser Abtheilungen befindet sich ein Steindruck mit den Symbolen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, wie denn überhaupt das Aeußere des Buchs ganz artig ist. Man sieht, es ist ein reicher, dicker Kranz, wären nur die einzelnen Blumen, aus denen er gewunden ward, duftiger und frischer. Uebrigens meint es der Kranzwinder gut, und die Freunde, für welche er ihn flocht, werden seine Mühe gewiß zu würdigen wissen.

56. Adalbert, der Preußen Apostel. Ein Gedicht in drei Büchern von F. Furchau. Stralsund, Struck. 1831. Gr. 8. 14 Gr.

Adalbert's Geschichte wird uns hier in drei Büchern geboten. Das erste, „Die Bereitung" überschrieben, schildert des Helden Jugendleben. Seine fromme Mutter, an den böhmischen Grafen Slawnik verheirathet, der dem heidnischen Glauben ergeben ist, bemüht sich, den Sohn für das Christenthum und die Kirche zu gewinnen. Sie läßt ihn von einem christlichen Priester ohne Wissen des rohen Vaters unterrichten, sendet ihn dann zum Bischof Adalbert von Magdeburg, der den sinnigen Jüngling firmt, nachdem er ihn geprüft und unterrichtet, und ihm, den heidnischen Namen Wogtreh raubend, den eignen Namen Adalbert gibt. Mit ihm wird Erwan unterrichtet, der den Namen Gaudentius erhält, und der ihm das ganze Leben hindurch in heiligem Treugefühl zur Seite steht. Des jungen Adalbert Mutter stirbt. Er eilt mit Gaudentius nach Böhmen zurück, an ihrem Grabe zu beten. In Prag läßt er sich mit dem Freunde vom Bischofe Diethmer zu Prag zum Priester weihen. Im zweiten Buche: „Die Prüfung", wird uns mitgetheilt, wie nach Diethmer's Tode der Böhmen Volk und Herzog ihn an des Verstorbenen Stelle wählt. Er hat aber hier einen schweren Kampf gegen die zum Heidenthum geneigten rohen Böhmen zu bestehen. Sein Ringen, sein frommer Wandel, der Beistand des Herzogs selbst vermag nicht, seine Bemühungen für des rohen Volkes Seelenheil mit Erfolg zu krönen; er sieht das Land, pilgert nach Rom, lebt in klösterlicher Stille auf dem Monte Cassino, bis der Papst ihm gebietet, in das verlassene Bisthum zurückzukehren, um aufs Neue zu suchen, Das zu retten, was verloren scheint. Er gehorcht, aber ohne Erfolg. Im dritten Buche: „Die Vollendung", schauen wir den Helden, das heilige Kreuzeszeichen in frommen Händen an den Küsten der Ostsee. Er erliegt hier dem Kampfe gegen Volksrohheit und Priesterfanatismus, indem die Griwaiten (Priester der höhern Ordnung bei den heidnischen Preußen) ihn ermorden vor Romowe's heiliger Eiche. Die Sprache ist edel; nur mit der Form können wir uns nicht recht befreunden. Es wechseln sechsfüßige Jamben mit Trochäen, doch so, daß erstere vorwalten, und der Reim tritt regelmäßig nach sechs Füßen ein. Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Dichter die achtzeilige Stanze gewählt hätte? Aber dies kann er noch; denn es wird uns in einer Vorrede gesagt, das in den folgenden Blättern mitgetheilte Gedicht solle nur eine Einleitung zu etwa sieben Gedichten sein, welche in viel größerm Umfange als das vorliegende die Hauptmomente der preußischen Geschichte so hervorheben, daß sie, jedes ein für sich verständliches Ganzes ausmachend, dennoch vereint ein lebendiges Gesammtbild der Begebenheiten, von dem ersten Beginn des preußischen Länderverbandes bis zu den Thaten der jüngstverschwundenen Jahre im Zusammenhange darstellen. Die allgemeinen Umrisse dieses Planes sind in den letzten Strophen des Gedichts, S. 101—102, bezeichnet, und wir theilen sie mit, um zugleich den Leser mit dem Geist und der Form des Ganzen bekanntzumachen.

Ein ragend Bethaus stand auch dort, an Preußens Meere,
Nach Adalbert genannt, erbaut zu seiner Ehre,
Wo sterbend er gesunken in tapferm Glaubensmuth,
Wo reich die Erd' getrunken sein treu vergoßnes Blut.

Längst war der Götterbaum, Romowe's Wald verschwunden,
Des Götzenthumes Traum vom Kreuze überwunden,
Seit hart, in langem Kriege der deutschen Ritter Schwert
Das Land, nach blut'gem Siege, gewonnen und bekehrt.

Oft trat der Pilger Schar zu jener Kirchenschwelle,
Die fromm geweihet war am Saum der Meereswelle;
Dann flog auf heil'gen Schwingen die Andacht himmelwärts,
Dann pries der Frommen Singen das Sterben Adalbert's.

Noch standst du, Kirch' am Meer, erblickt von fernen Wogen,
Als Hohenzollerns Heer gen Brandenburg gezogen,
Als Friedrichs Ernst gemildert ein tief entzweites Land,
Das, herrenlos verwildert, durch ihn Errettung fand.

Noch standst du, neugeschmückt, als schon der deutsche Orden,
Durch eigne Last gedrückt, der Zeiten Raub geworden;
Als Albrecht, ohne Streiten, der Preußen Land gewann,
Das Leben eigner Zeiten für Preußens Volk begann.

Du sankst in düstrer Nacht, bei wilder Stürme Toben,
Als stark zu neuer Macht aus Noth und Kampf erhoben,
Ein dreifach Land verbunden, des großen Kurfürst (en) Kraft,
Der glorreich überwunden in hoher Ritterschaft.

Du zeigtest öde Spur versunkner heil'ger Stätten,
Von Wandrern einsam nur, auf engem Pfad, betreten.
Als in dem Schmuck der Krone, aus seines Vaters Sieg,
Empor zu Preußens Throne rasch König Friedrich stieg.

So lagst du, moosumhüllt Gestein, umringt von Saaten,
Als laut die Welt erfüllt des großen Friedrichs Thaten,
Als Friedrich Wilhelm mahnte sein Volk zur Rettungsschlacht,
Als Preußen siegreich bahnte zum Licht den Weg durch Nacht.

Ihr heil'gen Trümmer, bald wird Eure Spur verschwinden
In rascher Zeit Gewalt, kein Wandrer fromm Euch finden;
Mögt öde Ihr verwehen, als Staub, am Uferpfad,
Nie spurlos wird vergeben, was fromme Liebe that. 115.

Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten. Von K. H. L. Pölitz. Zweiter Band. Leipzig, Hinrichs. 1832. Gr. 8. Preis für zwei Bände 2 Thlr. 18 Gr. *)

Der verdienstvolle Verf. hat dem zweiten Bande seiner staatswissenschaftlichen Vorlesungen den schönen Ausspruch Wilhelms IV. von England vorangesetzt: „Ich bin ein Reformer und muß meine Regierung aufrecht erhalten, aber ich wünsche, daß die Sache von beiden Seiten mit Mäßigung verhandelt werde." Leider gilt das große Warnungswort Mäßigung! den Glühenden, Ueberspannten, Selbstsüchtigen und Starrsinnigen nicht mehr als einst den Trojanern die Warnungen der Kassandra. Indem man, statt mit aller Kraft des Geistes und Willens das Erreichbare in Recht und Volksfreiheit zu verwirklichen, das Unerreichbare und Unmögliche will, die Fürsten in öffentlichen Volksversammlungen schmäht, ja ihnen sogar flucht und von einer Republik faselt, erbittert man die Herrscher, schreckt die Eigenthümer, schüchtert die Einsichtsvollen ein, lähmt staatskluge Kraftmänner und leistet dadurch der Sache des Absolutismus größern Vorschub als alle Bayonnette der nordischen Mächte. Selbst Männer, auf welche Deutschland stolz ist, haben sich, obschon über jene tollen Schreiwütheriche so unendlich erhaben wie der Himmel über die Erde, doch auch einer über-

*) Vgl. Nr. 274 u. 275 d. Bl. f. 1831. D. Red.

sogenannten Begehrlichkeit schuldig gemacht und sich von dem erkämpften Guten losgesagt, weil nicht zu gleicher Zeit damit eine Lieblingsidee verwirklicht wurde. So brach der treffliche Jordan in der kurhessischen Ständeversammlung in Betreff des Preßgesetzes in die Worte aus: „Es ist keinen Kreuzer werth!" Und warum? weil von den Ständen nicht zu gleicher Zeit beschlossen wurde, daß Preßvergehen von Geschwornengerichten gerichtet werden sollen: — gleich als ob nicht das zunächst und dringlichst Nothwendige Das gewesen wäre, daß von den Ständen die Preßfreiheit gesichert, und das Wort der Willkür entzogen wurde; als ob die gesetzlich anerkannte Preßfreiheit nicht schon an sich ein so unschätzbares und folgenreiches Gut wäre, daß man bei der ehrenhaften Unabhängigkeit der deutschen Gerichte die Nebensache der Geschwornengerichte wol einstweilen fahren lassen könnte; als ob endlich die Presse in Frankreich vor der Julirevolution, wo gerade nur die Preßvergehen nicht von Geschwornengerichten gerichtet wurden, nicht bewiesen hätte, daß sie dieser Nebensache entbehren und doch riesenstark werden kann!

Dieses Ueberspringen des Ziels, dieses zu viel auf einmal Wollen der Volkspartei scheint in der mangelhaften politischen Erziehung des Volkes selbst einen wesentlichen Grund zu haben. Könnten gelehrte Compendien dieselbe geben, so müßte das deutsche Volk allerdings eine sehr vollkommene haben, allein ihre Lehren blieben Eigenthum der Schule und drangen nie in das Leben. Wir hegen die festeste Ueberzeugung, daß sich das öffentliche Recht, welches bestimmt, was das Volk wollen darf, auf die einfachsten Ausdrücke zurückführen läßt, weil es in sich selbst einfach ist. Wenn es irgend einem klaren Geiste gelänge, dasselbe so kurz, so faßlich und so allgemein verständlich hinzustellen, wie dies mit den Geboten der Moral geschehen ist: so könnte das Volk schon in seinen Schulen richtige Begriffe von Dem, was in der großen Gemeinde des Staates recht ist, einsaugen, und würde, so aufgeklärt, ebenso sehr dem Despotismus der Machthaber als der Verführung unkluger Schreier einen felsenfesten Willen entgegensetzen. Warum die Grundsätze des Staatsrechtes, der Staatsverwaltung und Staatswirthschaft blos Eigenthum der Universitäten und Gelehrten bleiben sollen, ist ebenso schwer einzusehen, als man tief bedauern muß, daß so wenig geschieht, um das Volk im Großen über die wesentlichsten und einfachsten Wahrheiten dieser wichtigen Wissenschaften zu belehren. Es ist das Hauptverdienst des vorliegenden Werkes des Hofraths Pölitz, daß in demselben die Theorie der Staatsregierung und Verwaltung aller pedantischen Floskeln entkleidet und für jeden nur einigermaßen Gebildeten mit der größten Verständlichkeit hingestellt ist. Dieses Werk bildet gleichsam einen Uebergang zu jenen kurzen und allfaßlichen Schulbüchern, die über denselben Gegenstand verfaßt, und einen stehenden Zweig des künftigen Volksunterrichtes bilden müssen, wenn endlich die Begriffsverwirrung der Mittelclassen, die nun einmal nicht wieder von der Politik abzubringen sind, aufhören soll.

Der Verf. verbreitet sich in diesem zweiten Bande mit derselben Gründlichkeit und Einfachheit, die schon den ersten auszeichnet, über die verschiedenen Formen der Regierung, über die Hauptsysteme der Staatsverwaltung, über den Staatsdienst und dessen höchste Behörden, über die Hauptsysteme der Staatswirthschaft, über die Staatsverwaltung in Hinsicht auf Bevölkerung, Landwirthschaft, Gewerbe, Handel und Finanzwesen, über Gerechtigkeitspflege und Polizeiverwaltung, über das Erziehungswesen und die Schulen im Staate, über die Militairverwaltung, und endlich über die auswärtigen Verhältnisse des Staates. Neues haben wir in dem Werke nicht gefunden, aber es sind darin die Forschungen über den Staat, in welchen der würdige Verf. selbst so Ausgezeichnetes geleistet hat, auf eine so logisch richtige Weise zusammengestellt, die Begriffe sind so meisterhaft und in so natürlicher Folge einer aus dem andern entwickelt, daß jeder Gebildete, der mit einigem Ernst diese staatswissenschaftlichen Vorlesungen studirt, einen vollkommenen Ueberblick des Getriebes jener großen Geistermaschine, Staat genannt, erhält, sodaß man mit Recht behaupten kann, daß diese nunmehr vollendete Arbeit zu den standard works der deutschen Sprache gehöre. 59.

Notizen.

Interessant ist eine schottische Sprüchwörtersammlung: „Scottish proverbs, collected and arranged by Andrew Henderson, with an introductory essay by W. Motherwell", die kürzlich in Edinburg herausgekommen. Die Sammlung macht auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch und regt in dieser Hinsicht den schon oft von Literatoren geäußerten Wunsch von Neuem an, bei allen Völkern ähnliche und mit gleicher Genauigkeit veranstaltete Sammlungen hervorgehen zu sehen, wodurch allmälig eine historische Uebersicht einer allgemeinen Sprüchwörterliteratur gewonnen werden könnte, die eine höchst fruchtbare Anschauung der verschiedenen Volksthümlichkeiten, deren Abspiegelung gerade die Sprüchwörter sind, gewähren würde.

Brougham's auserlesene Reden und Schriften erscheinen soeben in London in einer Sammlung: „Selections from the speeches and writings of Lord Brougham." Die Auswahl dient gut dazu, um von dem vielseitigen und so oft siegreich sich geltend machenden Talente des ausgezeichneten Mannes eine achtende Vorstellung zu erhalten. Doch soll das derselben vorgesetzte Leben des Lords viele irrige Angaben mittheilen.

Der englische Uebersetzer der „Briefe eines Verstorbenen" („Tour of a german Prince") soll gegenwärtig damit beschäftigt sein, den „Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe" ins Englische zu übertragen. — Eine englische Uebersetzung von Schiller's „Fiesco" erschien soeben in Dublin unter dem Titel: „Fiesco, or the conspiracy of Genoa; an historical tragedy, translated from the German of Schiller." Der Uebersetzer hat die Prosa seines Originals in jambische Verse übertragen, und wenn man denken sollte, daß das poetische Colorit des Stücks dadurch nur hätte gewinnen können, so hat sich doch gerade das Gegentheil dabei zugetragen. Der stürmische, feurige Styl der damaligen Schiller'schen Prosa erscheint in den jambischen Versmaßen des Uebersetzers fast ganz abgenüchtert und gezähmt, sodaß auch hier das schon anderweitig auf regelrechte Bearbeitungen der frühern Stücke Schiller's angewandte Wort paßt, daß der Schwarzwald keine Schere dulde.

Unter dem Titel: „Kopenhagener Börsenhalle; Mittheilungen aus dem Norden", erscheint seit dem Jahre 1850 in Kopenhagen eine Zeitschrift in deutscher Sprache, redigirt und verlegt von dem Etatsrath Fr. Thaarup, welche sich durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts auch den Lesern in Deutschland, denen durch sie eine interessante Kunde aus dem Norden wird, sehr empfiehlt. Sie betrifft, ihrer in der Ankündigung ausgesprochenen Tendenz nach, sowol den dänischen als den norwegischen und schwedischen Staat und enthält historische, statistische, literarische Nachrichten und Notizen, Reiseberichte, Beschreibungen von öffentlichen Stiftungen und Einrichtungen, deren Fortschritte, Neuigkeiten, Nekrologe und andere biographische Nachrichten, und soll zugleich ein Verbindungsorgan zur Verbreitung der Kenntniß von literarischen Arbeiten und Unternehmungen im Norden sein. Das von Zeit zu Zeit als Beilage erscheinende Kunstblatt gibt ebenfalls manche interessante Notizen und Mittheilungen über einheimische Kunstbestrebungen, denen bisher wol ein solches Organ der öffentlichen Besprechung gefehlt hat. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 218. — 5. August 1832.

Politische und literarische Gegenwart.

1. Englische Reform und Aristokratie.

Wenn man mit Recht annimmt, daß die Geschichte der Völker Dasjenige im Großen sei, was das Leben eines Menschen im Einzelnen ist, daß hier wie dort analoge Perioden des Wachsens und Gedeihens, der Hemmungen und Rückschritte, mit Einem Worte Wiege, Leben und Grab successiv sich dem Auge des Beobachters darstellen, so möchte ich dasjenige Stadium, wo der Mensch durch Begründung einer Häuslichkeit seine Existenz zu consolidiren strebt, dem Zeitpunkte vergleichen, wo eine Nation nach einem geregelten Staatsverhältniß verlangt. In beiden Fällen geht einige Schwärmerei voraus, wobei nicht selten diverse Verkehrtheiten unterlaufen; der junge, das Gefühl der Liebe zum ersten Mal empfindende Mann fertigt zarte Liebesbriefe, im unglücklichsten Falle gar Sonette, denen häufig nicht mit Unrecht der gehörige Menschenverstand abzusprechen ist, geberdet sich zuweilen etwas absonderlich, hat auch nicht selten das Misgeschick, bei Beschauung des azurnen Himmels, welcher ihn an das blaue Auge der Geliebten oder als Farbensymbol an ihre muthmaßlich unwandelbare Treue erinnert, über einen gemeinen irdischen Gegenstand, welcher gerade im Wege liegt, zu stolpern. Ebenso ergreift der lebhafte, zum ersten Mal aus dem engen Kreise seiner bisherigen Sphäre in das Staatsleben hineinblickende Mensch diesen ihm neuen Gegenstand oft mehr mit der Phantasie als dem Verstande, Schwärmereien und ideale Theorien verlocken ihn zu manchem Unsinn, und es werden Systeme zu Papier gebracht, welche nicht wunderlicher sein können. Wie nun der alte kalte Pedant, oft auch der junge abgelebte Greis die Poesie der Liebe, welche den feurigen Jüngling begeistert, nicht begreifend, in demselben einen Wahnsinnigen zu erblicken glaubt und ihm entsetzt aus dem Wege geht, ebenso sieht der unter royalistischen Institutionen aufgewachsene und ergraute Geschäftsmann, der in der Antichambre eingedörrte Hofmann, auch wol der verweichlichte junge Aristokrat in einem kühnen, vielleicht unbedachten Wort eine Beschwörungsformel tückischer Dämonen, und in dem oft sehr harmlosen Darsteller einer neuen politischen Ansicht ein blutgieriges Ungeheuer. Nur durch eine solche, auf angewohnter Furcht basirte, durch Egoismus gesteigerte Geisterseherei ist der unglaubliche Lärm zu erklären, welchen oft gerade die unbedeutendsten Schriften oder Begebenheiten verursachen. In einem besonders hohen Grade war diese Aengstlichkeit vorherrschend, als die französische Pairie im Begriffe stand, den Todesstoß zu empfangen, und die englische Reform zur Sprache kam, sodaß man kaum wagen durfte, die Zulässigkeit eines nur auf eine Kammer gegründeten Repräsentativsystems wenigstens als möglich darzustellen, ohne befürchten zu müssen, als ein Jakobiner betrachtet zu werden. Da die Discussion über die Pairie der Kampfplatz wurde, auf dem das aristokratische und demokratische Princip in Conflict geriethen, und vorauszusehen war, daß diese Frage die Gemüther in diesem Jahre vorzugsweise beschäftigen würde, so hielt ich es für passend, in den ersten Nrn. des neuen Jahrgangs d. Bl. eine unparteiische Betrachtung dieses Gegenstandes zu geben, worin ich das Wesen der Pairie überhaupt, sowie die enorme Verschiedenheit der französischen und englischen Pairie darzustellen suchte (Nr. 20—24), auf welchen Aufsatz ich mich jetzt beziehen möchte, um bei Ankündigung eines neuen Werkes:

Das Princip der Erblichkeit, und die französische und englische Pairie; ein Beitrag zur Geschichte. Berlin, Nicolai. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

mich nicht zu wiederholen. Der Verf. scheint durch die Broschüre von Fiévée („Sur la pairie etc.", 1831), welche er zwar nicht allegirt, jedoch offenbar vor Augen gehabt hat, auf den Gedanken gekommen zu sein, diesen Gegenstand ebenfalls, aber mit dem speciellen Zwecke, die Unentbehrlichkeit der Pairie darzustellen, zu behandeln. Es scheint dieses Buch etwas Heimliches, ja Verdächtiges zu haben, denn einige freisinnige Aeußerungen stehen in grellem Contrast mit dem Lobe des Benehmens der englischen Aristokratie bei der Verhandlung über die Reform, dem übertriebenen Preisen des Glücks von England, dem ausgesprochenen Hasse gegen die freie Presse, deren möglicher Nachtheil mit Affectation herausgehoben wird, zuletzt gar einer Vertheidigung von Karl X., welcher selbst über die untergelegten wohlthätigen Absichten lächeln und über die fast feurrile Behauptung: der Exkönig habe etwas bei der ganzen Sache gedacht, erstaunen würde.

Die Tendenz der Schrift ist die Behauptung: daß ein constitutionnelles, überhaupt geregeltes Verhältniß zwischen Fürst und Volk geradezu unmöglich sei, wenn nicht

eine Aristokratie zwischen beiden stände, aufzustellen, und zwar ohne die mindeste Modification dieses starren Satzes zuzulassen. Diese Ansicht kommt mir gerade so vor, als ob Jemand meinte, es sei eine glückliche Ehe unmöglich, wenn nicht ein Hausfreund der Dritte in dem Bunde wäre, welcher die Macht hätte, etwa so, wie wir in der Operette: „Der Bär und der Bassa", sehen, den Ehemann beliebig in einen Bären oder einen Menschen umzuwandeln, zugleich aber den Gemahl vor den Nägeln und der spitzen Zunge der Gattin zu schützen. Jedenfalls wird mir der Verf. zugeben, daß mit Ausnahme von England und einigermaßen von Schweden kein einziger Staat jemals ein solches, der Lehre der Mechanik nachgebildetes Gleichgewichtsverhältniß darstellte, und daß nur die insularische Lage Englands dessen vollkommene Ausbildung möglich machte. In einer langen Uebersicht der Geschichte Frankreichs und Englands zeigt der Verf., wie die Aristokratie in England sich erhalten, in Frankreich aber längst vor der Revolution faktisch untergegangen sei, worin ich ganz mit ihm übereinstimme; auch räumt er ein, daß das Wort der Charte von Ludwig XVIII.: „es soll eine Pairie sein", ganz unmöglich eine nicht existirende Pairie zu schaffen vermocht hätte, und ich begreife daher um so weniger, wie er ohne Aristokratie kein Heil in einem Staate zu erblicken vermag; denn selbst zugegeben, daß eine Pairie ein höchst wünschenswerthes Gut sei, so kann ein Land, welches das Unglück gehabt hat, die seinige, ungefähr wie Peter Schlemihl seinen Schatten zu verlieren, doch bei dem besten Willen weiter nichts thun als versuchen, ohne einen solchen sich zu behelfen, wie es jener Gute that, indem er schattenlos umherwandelte, da der Schlagschatten, den ein Maler ihm fertigen wollte, ebenso wenig haltbar war als die neucreirte französische Pairie.

Es kann hier nicht der Ort sein, den Irrgewinden eines ganzen Buchs zu folgen, worin historische Facta oft ganz entstellt, z. B. gesagt wird, das Lehnwesen sei in Frankreich nicht wie in England von der Krone ausgegangen, während es doch ganz bekannt ist, daß der mit den Franken eindringende Clodwig das eroberte Land an seine Krieger als Lehn vertheilte, ebenso wie in England zuerst die sächsischen, dann die normännischen Eroberer das Land auf gleiche Art theilten. Auffallend aber ist es, daß der Verf., nachdem er den Segen, welchen eine Aristokratie verbreite, so lebhaft geschildert hat, daß man versucht wird, jedes Land unter ihre schützenden Fittige zu wünschen, S. 81 ganz naiv zugesteht, dem Volke sei die Aristokratie unangenehm, und S. 137 zugibt, die Pairie habe mit der Nation durchaus nichts zu schaffen.

Der eigentliche Zweck, weshalb ich das erwähnte Buch herausgehoben habe, ist, um an demselben als an einem warnenden Beispiel zu zeigen, wie weit die vorherrschende Neigung für ein bestimmtes System führen könne. Der Verf. verkennt nämlich die in England herrschende Verarmung der niedern Volksclassen nicht, räumt sogar S. 31 ein, daß dieser Noth abgeholfen werden könnte, wenn der in dem Besitz von ungefähr 36,000 Familien angehäufte Grundbesitz vereinzelt würde, damit die vom Ackerbau ausgeschlossenem zwei Dritttheile der Nation ebenfalls subsistiren könnten, zieht jedoch aus diesem klaren, verständigen Vordersatze die überraschende Folgerung, daß dieses Hülfsmittel nicht ausführbar sei, weil sonst das Recht der Erstgeburt, wodurch diese unverhältnißmäßige Anhäufung entstanden wäre, aufhören müsse. Es ist also wirklich möglich, daß ein in den Streit der Reform nicht einmal verwickelter, mithin gleichgültiger Zuschauer, nur um einem Princip zu huldigen, mit kaltem Blute behaupten könne, es sei besser, daß zehn Millionen Menschen hungerten und resp. verhungerten, als daß eine auf Fiction begründete Institution weggeräumt oder modificirt würde. Man muß billig sein und begreifen, daß, wenn die Vertheidiger des Aristokratismus solche Ansichten haben, es den Völkern nicht sehr zu verdenken sei, wenn sie vor diesem Princip einige Scheu hegen, denn mit solchen mehr als jesuitischen Schlußfolgen kann man leicht jeden Greuel, jede Gewalt, jede Verfolgung, jede politische und geistliche Inquisition beschönigen. Auch findet der Verf. in dem Widerstande, welchen die Torypartei in England jeder vernunft- und zeitgemäßen Reform leistet, reinen Edelmuth und meint, nur flache Journalisten möchten es glauben machen, daß die Lords durch egoistische Triebfedern geleitet würden, wobei er zugleich darzulegen sucht, daß die englische Aristokratie mehr Abgaben an den Staat gebe als die andern Stände. Was das Letztere betrifft, so ist es zwar natürlich, daß eine Kaste, welche das ganze Grundeigenthum eines Landes besitzt, bedeutende Abgaben tragen müsse, aber wenn wir die Aristokratie als ein Ganzes betrachten und berechnen, was diese Corporation auf der einen Seite an Besoldungen, Rechten, Sineeuren, besonders als Staatsgläubiger von den Interessen der ungeheuern Staatsschuld u. s. w. jährlich von dem Staate erhält, und was sie auf der andern Seite an Abgaben an den Staat gibt, so findet man, daß sie nicht nur nichts zahlt, sondern noch große Summen als Ueberschuß bekommt. Damit aber ist die englische Aristokratie noch nicht zufrieden. Abgesehen davon, daß alle Staatslasten, der bedeutende Ueberschuß, den die Aristokratie nach Abzug ihrer Abgaben von ihren Foderungen heraus erhält, sowie das ungefähr 60 Millionen Thaler betragende Einkommen der Geistlichkeit in England und Wales, einzig und allein von den niedern Ständen getragen werden, so hat die Aristokratie, unempfindlich gegen diese stets sehr hohen, seit der Zeit aber, wo andere Nationen mit dem englischen Handel concurriren und der Handel daher keinen unverhältnißmäßigen Gewinn mehr bringt, unerschwinglichen Lasten, ihre Stellung als Staatsgewalt dazu benutzt, um die Kornbill durchgehen zu machen, wodurch England zu einer fortwährenden künstlichen Theurung verdammt wird, indem das Brot stets ungefähr drei Mal so viel kostet, als es ohne dieses Gesetz im Preise stehen würde. Dadurch zieht die englische Aristokratie wenigstens dreifach höhere Einkünfte von ihren Gütern, als sie bei natürlichen Verhältnissen haben würde, und so sind die Abgaben, welche sie von diesen auf Kosten der Nation unnatürlich gesteigerten Revenüen zahlt, fast ein Spott ge-

gut hat und nicht Schulden? Es ist schwer, sich in diesen Dingen ein Urtheil zu bilden, weil man nicht weiß, wie viel Geld Leute haben, von denen man nur die Einnahmen sieht, aber nicht die Ausgaben. Ich habe es mir oft überlegt, ob ich nicht auch Geschäftsmann werden sollte, weil ich mir dann vorstellte, daß ich dann die Einnahmen und Ausgaben sehen würde, und daß ich dann wüßte, ob ich reich werden würde oder nicht. Aber ich habe mich auch von dieser Idee wieder abgebracht, weil ich mir dachte, daß ich dann vielleicht gar nicht mehr dazu käme, Bücher zu lesen und zu studiren, und weil ich dann vielleicht auch gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Beamter werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Gehalt ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Soldat werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Gehalt ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Schriftsteller werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Geld ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Gelehrter werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Gehalt ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Gelehrter werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Gehalt ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Gelehrter werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Gehalt ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Gelehrter werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Gehalt ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Gelehrter werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Gehalt ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

Ich habe mir auch überlegt, ob ich nicht Gelehrter werden sollte, weil ich dann wüßte, wie viel Gehalt ich bekäme, und weil ich dann wüßte, daß ich nicht mehr ausgeben könnte, als ich einnehme. Aber ich habe mich auch von dieser Idee abgebracht, weil ich dann vielleicht gezwungen wäre, Dinge zu thun, die mir nicht gefallen würden, und weil ich dann vielleicht auch nicht mehr so viel Zeit hätte, um mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Ich habe mir also vorgenommen, Gelehrter zu werden.

ber, alle drei 1861 beschlossen, je drei Lieder mit Begleitung des Pianoforte zu componiren, und jeder von ihnen that es. Das Resultat war ein Liederkranz, welcher, wenigstens was die Lieder von Schumann und Brahms betrifft, ein ganz vortreffliches Ganzes ist. Die Lieder sind bei Breitkopf und Härtel in Leipzig unter der Ueberschrift „Lieder für Sopran, Alt und Tenor“ erschienen. Sie sind, wie gesagt, ein ganz vortreffliches Ganzes, aber sie sind nicht, wie man es nach dem Titel erwarten sollte, Duette, Terzette und Quartette.

Wiesbaden, 1. Juli. Heute Abend wird unser Theater mit Lortzing's Undine eröffnet. Die Vorstellung ist ausverkauft. Morgen Abend: Die Hugenotten. Sonntag: Lohengrin. Montag: Undine. Dienstag: Fidelio. Mittwoch: Undine. Donnerstag: Die Hugenotten. Freitag: Undine. Sonnabend: Lohengrin.

Hamburg, 1. Juli. Heute Abend ist Meyerbeer's Afrikanerin zum Besten der Pensionscasse des Stadttheaters zum ersten Male gegeben worden. Die Aufführung war eine sehr gelungene, und die Afrikanerin gefiel sehr. Frau Lucca sang die Partie der Selika, Herr Niemann die des Vasco de Gama, Herr Betz die des Nelusko, Herr Salomon die des Don Pedro, Herr Stägemann die des Don Diego, Herr Hillmann die des Oberpriesters, Frau Jauner und Frau Bürde-Ney die der Inez und der Anna. Frau Lucca wurde nach jedem Acte gerufen, Herr Niemann nach dem vierten, Herr Betz nach dem fünften. Die Decorationen waren sehr schön, die Ausstattung reich, die Aufführung lobenswerth. Das Haus war ausverkauft.

Wien, 1. Juli. Die Vorstellung der italienischen Oper im Carltheater hat gestern mit Rossini's Barbier von Sevilla begonnen. Die Vorstellung war eine ganz vortreffliche. Signor Mongini sang die Partie des Almaviva, Signor Graziani die des Figaro, Signor Rota die des Bartolo, Signor Medini die des Basilio, Signora Fricci die der Rosine, Signora Bellincioni die der Berta. Alle Sänger und Sängerinnen wurden nach jedem Acte gerufen. Das Haus war ausverkauft.

Wien, 1. Juli. Heute Abend ist Meyerbeer's Afrikanerin zum ersten Male gegeben worden. Die Aufführung war eine ganz vortreffliche. Frau Lucca sang die Partie der Selika, Herr Niemann die des Vasco de Gama, Herr Betz die des Nelusko, Herr Salomon die des Don Pedro, Herr Stägemann die des Don Diego, Herr Hillmann die des Oberpriesters, Frau Jauner die der Inez und Frau Bürde-Ney die der Anna. Frau Lucca wurde nach jedem Acte gerufen, Herr Niemann nach dem vierten, Herr Betz nach dem fünften. Die Decorationen waren sehr schön, die Ausstattung reich, die Aufführung lobenswerth. Das Haus war ausverkauft.

Wien, 1. Juli. Heute Abend ist Meyerbeer's Afrikanerin zum ersten Male gegeben worden. Die Aufführung war eine ganz vortreffliche. Frau Lucca sang die Partie der Selika, Herr Niemann die des Vasco de Gama, Herr Betz die des Nelusko, Herr Salomon die des Don Pedro, Herr Stägemann die des Don Diego, Herr Hillmann die des Oberpriesters, Frau Jauner die der Inez und Frau Bürde-Ney die der Anna. Frau Lucca wurde nach jedem Acte gerufen, Herr Niemann nach dem vierten, Herr Betz nach dem fünften. Die Decorationen waren sehr schön, die Ausstattung reich, die Aufführung lobenswerth. Das Haus war ausverkauft.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 219. — 6. August 1832.

Politische und literarische Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Unter die zwar etwas weniger den Anstand ganz mit Füßen tretenden, aber doch wegen großer Uebertreibung, übertriebener Anmaßung und rauhen Ausdrucks das wenige Gute, was sie enthalten, sehr verdunkelnden Schriften gehört:

Die Politik Preußens seit Friedrichs des Großen Tode, von F. C. Johannes Müller. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

Der Name des Verf. erinnert an ein so erhabenes Vorbild, daß man wirklich schmerzlich berührt wird, so wenig Aehnlichkeit mit demselben zu finden. Der von allen Liberalen getheilte Wunsch, daß Preußen als Repräsentant des cultivirten Theils von Deutschland sich an die Spitze der constitutionnellen Staaten setzen, das Vorbild einer constitutionnellen geregelten Verfassung geben, dadurch die politische innere Entwickelung der kleinern deutschen Staaten auf der einen Seite gegen demokratische Wildheit, auf der andern gegen nordischen Despotismus schirmen, und somit die ursprünglich dunkel, auch wol aus egoistischen Gründen aufgefaßte Idee Friedrichs II., einen deutschen Fürstenbund zu errichten, auf beglückende Art in das Leben treten lassen möge, ist so natürlich, auf deutschen Patriotismus nicht minder als auf erweiterten Kosmopolitismus gegründet, daß es fast unbegreiflich ist, wie derselbe anders als mit klaren, dieser schönen Hoffnung entsprechenden Worten ausgedrückt werden, und wie der Verf. bei der Darstellung desselben in ein Toben und Wüthen gerathen könne. Ein allerdings delicaterer Punkt ist die Entwickelung der Fehler der preußischen Politik, deren Zergliederung um so unerläßlicher ist, als ihre unseligen Folgen die ergreifendste Warnung und die Auffoderung enthalten, den gegenwärtigen Moment großartiger zu benutzen als den frühern, und die Herzen der Deutschen, welche im Jahr 1813 feurig für Preußen schlugen, auf immer zu gewinnen. Die unglückliche, ungerechte, überdies auf nicht edle Art vollführte Theilung Polens setzte Preußen zuerst in ein verkehrtes Verhältniß, und die Einmischung in die französische Reform im Jahr 1792 brachte nicht nur Ludwig XVI. auf das Schaffot, sondern erzeugte gerade das Gegentheil des beabsichtigten Zwecks. Darin hat der Verf. Recht, daß, wenn Preußen sich auf alle Art der Coalition gegen Frankreich hätte widersetzen sollen, es, nachdem diese Allianz geschlossen war, seine Verbündeten nicht verlassen und im Separatfrieden zu Basel nur für sich bedacht sein durfte. Auch folgt der Verf. ganz richtig der schwankenden Politik von Preußen bis zu dem unheilvollen Feldzuge des Jahres 1806, bedenkt aber nicht, wie unendlich leicht es sei, begangene Fehler, die so offenkundig vor Augen liegen, nach 26jähriger Zeit zum Nachdenken zu zergliedern, wie unwürdig es dagegen sei, ebenso unpassende als gehässige Vergleichungen einzuflechten, z. B. (S. 47) die Entrüstung Preußens wegen der Verletzung seines Gebiets im Jahre 1805 mit dem Zorn eines Gardeoffiziers zu vergleichen, den man auf den Sporn tritt. Indessen könnte man doch annehmen, daß es dem Verf. Ernst sei mit seinen Wünschen für Deutschlands Glück, und er nur das Unglück habe, bei ihrer Entwickelung von den Grazien verlassen zu werden, wenn nicht Stellen, wo er eine sklavische Verehrung gegen Frankreich an den Tag legt, die Inconsequenzen dieser wankelmüthigen, wol weniger als andere Völker zu einer wahren Freiheit geeigneten, mehr für Glanz empfänglichen, selbst in den liberalen Ideen fast nur ein neues Schauspiel sehenden, aber eben wegen dieser raschen Empfänglichkeit oft liebenswürdigen, stets gefährlichen Nation als einen systematisch-geregelten Fortschritt zur Vernunft schildert, ja sogar behauptet, Napoleon sei erst 1812 ein Eroberer geworden, bis dahin aber ein ruhender, von Hunden angebellter Löwe gewesen, den Beweis lieferten, wie ihm die Geschichte nur als ein Mittel erscheine, welches ihm Floskeln zu Schmähungen liefert, welchen er noch die Behauptung beifügt: Rußland sei zu ohnmächtig, das Fürstenthum Altenburg zu bezwingen. Von dem Verhältniß der Nation zur Regierung gibt er ein erbauliches Bild, und ein von ihm nach seinen eignen Worten construirter Staat muß allerdings ein wunderliches Gebäude sein. So lehrt er in der Absicht, die Fürsten zur Ertheilung der Preßfreiheit, die er in seiner ästhetischen Zartheit einem Hofhunde vergleicht, zu bewegen (S. 68), wörtlich: daß man nie aufhören müsse, die Regierungen zu tadeln; man müsse seine Foderungen ins Unersättliche steigern; man müsse das Doppelte fodern, damit man nur Etwas erreiche. Man sollte glauben, es sei dieses die von einem Trödeljuden entlehnte,

zu Gott Empfangene Sanktmuth. Die alten Christen, auch die ersten Bischöfe, heißen Brüder (1 Petr. 5, 1), und in den Briefen Jesu Christi an Bischöfe, in denen Strenge mit gerechtem Zorn sich mischt, ist doch nirgends Herrschsucht, sondern nur gebietende Liebe, und die Gemeinde ermahnt, gewiesen und getröstet. Wenn Christus sagt: Ihr sollt nicht Meister heißen, denn einer ist euer Meister, Christus, ihr aber alle seid Brüder (Matth. 23, 8), so ist damit jeder Art Herrschsucht, jeder Art Ehrsucht, jeder Art Ungleichheit, jeder Art Unterwürfigkeit, jeder Art Hochmuth, jeder Art Eitelkeit, jeder Art Selbstsucht, jeder Art Ungeduld, jeder Art Unsanftmuth, jeder Art Unbarmherzigkeit, jeder Art Unversöhnlichkeit, jeder Art Unbrüderlichkeit, jeder Art Lieblosigkeit, jeder Art Unfriedlichkeit, jeder Art Unbescheidenheit, jeder Art Unmäßigkeit, jeder Art Unkeuschheit, jeder Art Unwahrhaftigkeit, jeder Art Ungerechtigkeit, jeder Art Unbilligkeit, jeder Art Unredlichkeit, jeder Art Unehrlichkeit

ju dem gewaltigen Bund Gal 4, 24 übertragen hat und ihn dadurch zu einem Typus der Kirche macht. Die Erklärung über die Hagar, daß sie Arabien bedeute, hat man nicht in den Text des Apostels, sondern in den Text der Schrift hineingetragen. Denn Hagar ist nicht Arabien, sondern Hagar ist Hagar, und Arabien ist Arabien. Aber Hagar ist Arabien, weil Arabien Hagar ist, weil Arabien Hagar heißt. Hagar ist Arabien, weil Arabien Hagar ist, weil Arabien Hagar heißt, weil Arabien Hagar heißt, weil Arabien Hagar heißt

stellt das Ideal eines Congresses auf, welcher allen Staaten eine zeitgemäße Verfassung geben, durch die Wiedergeburt Griechenlands von dem Orientalismus sich trennen, durch Polens Herstellung dagegen das Streben Rußlands nach Absolutismus von sich weisen, Italien, Spanien, Portugal in beglückende Verhältnisse, mit Einem Wort, allem Uebel der Zeit abhelfen soll. Nur wäre dagegen zu bemerken, daß, wenn die Machthaber Europas gesinnt wären, zu solchen Plänen sich zu verbinden, nothwendig die sämmtlichen großen und kleinen Revolutionen unterblieben wären, daß sogar die Möglichkeit eines solchen Congresses allen Streit heterogener Ansichten beenden würde.

Mit und ohne Bezugnahme auf vorstehend allegirte Werke, vorzüglich aber zum Trost der Besorgten, welche in den vielen Verbesserungsprojecten unserer Zeit etwas Unheimliches sehen, erinnere ich an ein altes, längst vergessenes Werk: „Dr. Joh. Joachim Becher's, röm. kais. Maj. Kammerraths, närrische Weisheit und weise Narrheit, anno MDCCVII", dessen erster Theil: „Die närrische Weisheit", von dem Verf. folgendermaßen erklärt wird: „Concepte, welche dem äußerlichen Ansehen nach närrisch, irresonnable und ohnmöglich geschienen, dennoch in praxi wohl succedirt und mit Nutzen reussirt", während er den andern Theil: „Die weise Narrheit", dahin definirt: „Concepte, welche dem äußerlichen Ansehen nach guten Schein hatten, von Raison waren und gute Intention demonstrirten, dennoch aber in praxi nicht succedirten und derentwegen bei dem gemeinen Mann für närrisch und unbedacht ausgeschrieen wurden." Dem äußern Anschein nach haben wir jetzt einen Ueberfluß von närrischer Weisheit, und der Himmel möge geben, daß die Becher'sche Definition auf sie anwendbar werde! 86.

Die Furie von Toledo. Roman in zwei Theilen, aus den Zeiten der westgothischen Herrschaft in Spanien. Von Jos. Frhrn. von Auffenberg. Karlsruhe, Marr. 1832. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Mit diesem Buche, dessen Lecture uns wahrlich Schwindel verursacht hat, nimmt der Verf. wider Willen Abschied von der schönen Literatur. Wir, seine Verfechter bisher, ziehen die Lanze ein und geben seine Sache auf: die Mauren und Araber haben ihn, der einst auf besserm Wege war, um Urtheil und Geschmack gebracht. Wir ahneten so etwas bei seinem „Löwen von Kurdistan", wir sahen es kommen bei seinem „Alhambra" und seiner „Belagerung von Granada", und die „Furie von Toledo" gibt uns den Beweis in die Hand, daß es geschehen ist. Der Verf., schöne Gaben vernachlässigend, keine Kritik achtend, hat das Gebiet der Kunst verlassen, um ein Geist und Geschmack ein Mohammedaner zu werden. Schade um ihn — er war auf besserm Wege.

Hr. v. Auffenberg hat die Fähigkeit verloren, irgend eine natürliche Empfindung zu schildern, in der Geschichte zu sehen, was darin liegt, und in kunstmäßiger Form zu erzählen. Er schildert nichts mehr als Wahnsinn und wieder Wahnsinn. Darüber könnte man selbst wahnsinnig werden. Seine Darstellungsweise ist eine potenzirte Fouqué'sche geworden, der alle Natur bis in die Wurzel hinab fehlt. Er malt nicht Menschen, sondern eine Versammlung von Rasenden, keine Irrende, Fehlende, Schwache, Sterbliche, sondern einen Saal voll Teufel, Eblis, Dämonen; kein Zeitalter, sondern eine Zeit, die niemals eine Zeit war, keine Geschichte, sondern Träume eines Fieberkranken. Kurzum — er ist krank.

Das vorliegende Werk hat die Geschichte des Grafen Julian von Tanger, welcher aus Rache gegen König Roderich die Mauren nach Spanien überführte, zum Stoff. Alle Personen darin sind toll, und zwar ohne Ursach toll. Julian wüthet und wird Mohammedaner, er stirbt von seiner Tochter Hand, die er rächte. Florinda selbst wird gar doppelt und zwei Mal toll; erst ruft sie den Vater zur Rache auf, als eine Rasende, dann springt sie ab, kehrt zum Christenheer zurück, erwürgt Egilona die Königin, welche ihrerseits ihr Kind in die Flamme schleudert, wird Reichsregentin und erlegt ihren Vater bei der Vertheidigung Toledos. Alle Nebenpersonen rasen im Kleinen. Zuerst Musa, von dem sich dies von selbst versteht, die wahnsinnige Prophetin von Marocco, der Comes Civitatis, der Ceremonienmeister und alle Hofchargen. Ein Pröbchen von der Sprache des Magister Rituum, oder vielmehr von der Kunst des Verfs. möge hier Platz finden. Magister Rituum hat den Schluchzen, wie der Verf. uns sagt, und ist ärgerlich über eine geheime Audienz Julian's bei Egilona. Diesen seinen Aerger (er ist nämlich eine Art von Seneschal aus „Johann von Paris") läßt er in folgenden Worten aus:

„Wenn mos Gluck! au Gluck! licus, so zertreten wird, stürzt auch lux Gluck! us Gluck! au — au Gluck! licus Gluck! und mos aulicus muß so hoch stehen wie Gluck! lux Gluck! us Gluck! au! au! au! Gluck! Gluck! Gluck! Gluck!"

Unsere Feder sträubt sich, von der Verirrung Rechenschaft zu geben, in welche dieser einst achtbare und versprechende Autor nun gerathen ist. Seine Geschmacklosigkeit, welche die verworfensten Ausdrücke, Schimpfworte und Zoten nicht mehr verschmäht, übersteigt allen Glauben. O Apollo! Was ist doch aus so vielen einst schätzbaren Gaben geworden, und auf welchem Wege ist diese Ausartung vor sich gegangen? Wir wissen es nicht, aber die unglückselige Vertiefung in die Geschichte, die Poesie und die Philosophie des Mohammedanismus scheint den Anstoß gegeben zu haben. Eine Biographie des Verfs. müßte belehrend sein.

Es ist natürlich, daß bei einem Roman, wie der eben bezeichnete, weder von kunstmäßiger noch überhaupt von verständiger Behandlung der Geschichte, weder von Charakteristik noch von Schilderung der Sitten die Rede sein kann. Und doch ist der Stoff reich, und der Verf. hat hinreichend darüber gelesen. Er kennt alle Hofchargen des westgothischen Reichs und seine Geschichte vollkommen: aber er hat das Gelesene nicht verstanden. Daraus ist denn eine Sittenschilderung hervorgegangen, die auf keine Zeit paßt; zu verfeinert um ins 8., zu roh um ins 16. Jahrhundert zu gehören und hier an ihrer Stelle zu sein. Von Charakteristik kann bei Rasenden natürlich nicht die Rede sein; die Uebertreibung der Empfindungen aber, in welchen Fouqué vorleuchtete, hat hier den höchsten Grad erreicht. Dabei mischt der Verf. die sinnlosesten Niedrigkeiten beständig mitten in seine Erzählung. Ein Beispiel für hundert: S. 64. „Ein malitiöser Cubicularius, dem der unglückliche Baumeister ein Haus hingestellt hatte, in dem salva venia die geheimen Gemächer fehlten, rächte sich dadurch an ihm, daß er heimlich gegen ihn betheuerte, Rodrigo habe 365 Maitressen im Zauberpalaste versteckt." An dergl. sowie an den entsetzlichen Schimpfnamen aller Orten, an den Herr! Herr! Herrs, Brrr! Brrrs! und Gluck! Glucks! können sich doch wahrlich selbst die Liebhaber Schaden'scher Romane nicht vergnügen!

Indem wir schließlich den tiefen Fall beklagen, den der Verf. von der Leiter des Geschmacks herab gethan hat, bitten wir seinen Verleger, seine Manuscripte vor dem Drucke künftighin doch etwas näher anzusehen und sich selbst Rechenschaft zu geben, ob er durch die Bekanntmachung derselben nicht einige Verantwortlichkeit auf sich ladet. 34.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 220. — 7. August 1832.

Katechismen.

„Nun will man vollends gar in einem Blatte für literarische Unterhaltung die Leser in die Gymnasien der Katechismusschüler führen", so höre ich manche Stimmen ausrufen! Und doch getraue ich mir das zu verantworten. Sind denn nicht Katechismen Lieblings- und Modeartikel geworden? Ich kann vorführen: Katechismen der Höflichkeit, der Botanik, der Mineralogie, der Musik, für Handelslehrlinge, der Landwirthschaft, des Hopfenbaues, der Bierbrauerei, für deutsche Kriegs- und Wehrmänner; sogar (1818) einen kleinen Katechismus der Lehre vom Büchernachdruck, als Nieswurz für alle Geschäftsfreunde der Nachdrucker zu Karlsruhe, für baare 3 Gr.; desgleichen der Architektur, der Perspective, der Geometrie u. s. w. Kurz, ich getraue mir in unserm Jahrhundert, das auch sein reiches Contingent an dürren, einer bald verdaulichen Ziegen- oder Eselsmilch bedürftigen, Schwindsüchtigen stellen kann, für jeden Schwachen, der nicht viel verträgt und doch Lust hat, eine Wissenschaft zu kosten und ein Bischen darüber mit zu conversiren, eine leichte Katechismusmilch aufzutreiben. Stoff genug zu einer literarischen Unterhaltung. Doch lassen wir dies zur Seite. Wir Alle waren ja einst Katechumenen, und die Katecheten, eigentlich der Etymologie nach Einbläser, und ihre Instrumente, die Volkskatechismen, haben in der Geschichte der Literatur keine kleinen Rollen gespielt. Wahrscheinlich weiß nicht jeder Leser, der von ihnen gelernt, vielleicht aber auch manche Schmerzen durch lange Sprüche und lange Finger des Einbläsers gelitten hat, etwas von ihrem Ursprunge, daß man nämlich bald nach den Zeiten der Apostel nicht mehr sogleich Jedermann in eine Christengemeinde aufnahm, dem die neue Sache für den Augenblick gefiel, oder der auch wol, um von der Gutmüthigkeit der ihre Hülfsbedürftigen liebevoll versorgenden Christen einen unrechten Gebrauch zu machen, zur Taufe eilte, übrigens aber der Gemeinde keine Ehre brachte, sondern daß man erst eine geraume Zeit den Lehrling oder Katechumenen unterrichtete, ihn nur hören, den Katecheten aber, der auch ein Laie sein konnte, lehren ließ, bis man die Unterrichteten der Taufe würdig hielt. Nur war damals noch an keine heutige Katechetik und Sokratik in Fragen und Antworten gedacht, sondern jener Lehrer hieß Katechet, und man hat von einem Bischof Cyrillus in Jerusalem (st. 386) 23 Katechesen oder Predigten, die er nämlich auch vor Katechumenen gehalten hat, deren Lesen wir aber nur Denen empfehlen können (wenn sie anders in einer Uebersetzung zu haben sind), die in Dunkelheiten, „daß Gott von Gott geboren sei", in Behauptungen, „daß Gott, der die Hartgläubigkeit der Menschen in der Auferstehungslehre sah, den Vogel Phönix bestimmt habe, die Ungläubigen eines Andern zu überzeugen", und in Beweisen für die Wiederbelebung des Körpers, „daß ja auch Loth's Weib wider die Natur aus Fleisch zu Salz wurde", ihre Erbauung finden; wir ziehen vor und preisen an die Predigten von Tzschirner, wenngleich ihn ein Zelot einen modernen Heiden genannt hat, die Arbeiten von Röhr, Schmalz, Ammon, den geistreichen Reinhard nicht zu vergessen, vorzüglich noch den zum Verlust des echten Protestantismus und der Kirche so früh dahingeschiedenen Zimmermann in Darmstadt.

Doch wir halten uns an die Katechismen, mit denen die Reformation auch in die Kinderköpfe mehr Licht bringen wollte. Es gab schon in der römischen Kirche eine Art von Katechismus in drei Hauptstücken von den zehn Geboten, von dem Glauben und dem Vaterunser. Luther gab 1529 den großen und bald darauf den kleinen Katechismus heraus, legte jene drei Hauptstücke zum Grunde und setzte noch zwei von den beiden Sacramenten dazu, mit einem Unterricht zur Beichte, wozu ziemlich ungeschickt, man sagt von einem Superintendenten, Knipstrow in Stralsund, eins unter dem Titel: „Das Amt der Schlüssel" kam. Es war das höchste Bedürfniß, für die Volksschulen etwas zu thun. Luther hatte bei einer Visitation die beweinenswertheste Unwissenheit gefunden, er sagt: „Der gemeine Mann weiß nichts von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern; die Leute können weder den Glauben, noch Vaterunser oder zehen Gebot, leben dahin wie das liebe Vieh und die unvernünftigen Säue." „Die Pfarrer selbst sind untüchtig zu lehren." Unwissende Menschen sind gewöhnlich die dünkelhaftesten, so war es auch hier; „man findet etliche Rülzen und Filze; auch unter dem Adel, die fürgeben, man dürff hinfurt weder Pfarrherr noch Prediger, man habs in Büchern." Der Katechismus des Reformators wurde im ersten Jahre drei Mal aufgelegt, er gefiel Hohen und Niedern; ein Fürst von Anhalt nannte es nach der Bibel sein bestes Buch;

und beide Katechismen haben bekanntlich ein symbolisches Ansehen erlangt. Die Katholiken konnten nicht umhin, auch eine solche Kost zuzubereiten. Das berühmte tridentinische Concilium veranlaßte ein solches Werk unter dem Namen des „Römischen Katechismus" 1566, den man auch neuerlich verbessert in zwei ansehnlichen Bänden herausgegeben hat; vorher schon gab der Jesuit Canisius, und späterhin Bellarminus ähnliche Katechismen, die großes Ansehen erhielten, aber nach jesuitischem Zuschnitt abgefaßt waren. Die Reformirten hatten ein solches Buch unter dem Namen des „Heidelberger Katechismus", der weniger polemisch war, mehr auf praktisches Christenthum drang als der Luther'sche, 1563 eingeführt, der auch als symbolisches Buch gilt und vielfältig abgedruckt und erklärt wurde. Aber einen gewaltigen Stein des Anstoßes warfen 1577 die Socinianer durch ihren Katechismus, von dem Städtchen Rakow in Polen der rakauische genannt, der Orthodoxie in den Weg; das viele Gute in ihm galt nichts, weil die Mysterien nicht als die Hauptsache aufgestellt waren. Die reformirten Gemeinden in Frankreich, England, Holland hatten ihre besondern Katechismen, und in der Schweiz lieferte der Ascet Osterwald ein Werkchen (1702), das selbst katholische Bischöfe hochschätzten, und das in viele Sprachen übersetzt, aber auch verketzert wurde. Luther's „Kleiner Katechismus" blieb wegen des Ansehens seines Urhebers und wegen vieler guten und herzlichen Erklärungen Jahrhunderte das Lieblingsbuch in öffentlichen und Privatschulen; er ist unzählige Male gedruckt, selbst in morgenländische Sprachen übersetzt, in Predigten, Vorlesungen und besondern Schriften erklärt worden. Doch fand man bald, daß, als man die Leute ein wenig über „die unvernünftigen Säue" gehoben hatte, er nicht mehr für die gewöhnlichen Bedürfnisse hinreiche. Es kamen Nachahmungen, zuweilen auf landesherrlichen Befehl, zum Vorschein, unter welchen der von dem Superintendenten Glassius in Gotha (wo der wahre Volksfreund, Ernst der Fromme, Aufklärung beförderte) 1670 verfertigte Auszeichnung verdient. Da indeß hier nur Nahrung für Kinder dargeboten wird, so hielten es in den ersten zwei Jahrhunderten nach der Reformation die großen Streittheologen für viel zu gering, die Katechetik einer ernsten Rücksicht zu würdigen. Das ist Sache der Schulmeister, dachte man, wir thun ein Uebriges, wenn wir die Burg Zion von den Kanzeln und in Schriften vertheidigen, das Katechisiren ist eine zu geringe Kunst und steht unter unserer theologischen Gravität; wir fragen etwa einmal nach, ob der Katechismus gelernt wird, damit ist unsere Pflicht gethan. Der edle Spener nahm diesen Hochmüthigen die Decke von den Augen; er fing als Senior in Frankfurt am Main an, selbst Katechisationen zu halten, um die Geringschätzung derselben zu vermindern, und gab 1677 eine „Erklärung der christlichen Lehre nach Luther's kleinem Katechismus" heraus, setzte diese Beschäftigung auch in Dresden nicht ohne Hohn und Spott seiner Collegen, aber unter vielem Beifall und Zulauf der Laien fort. Nun war Boden für diese Art Bücher gewonnen, und gleich den Schwämmen brachen sie hervor, nicht viele genießbare, denn man wähnte, das Rechte getroffen zu haben, wenn man nur kein Jota von Glaubenslehren wegließe, eine tüchtige Menge Sprüche, oft Seiten lange, auswendig lernen ließ, was sich manche ältere Leser wol noch erinnern werden; aber von der Sittenlehre nahm man wenig Kenntniß. Der dresdner 1688, die hamburger, besonders von Alberti 1772, hatten ihre guten und schwachen Seiten. Seiler's Verdienste sind nicht zu vergessen. Ach, die armen Fürstenschüler in Sachsen sollten gar Hutten's lateinisches Compendium von 350 Seiten (1609) vor ihrem Abgange auf Universitäten „möglichst auswendig lernen"; und es ist, wie Reichardt's in Grimma lateinisches Lehrbuch, wol die Plage vieler Gymnasiallehrer und -Schüler gewesen, bis Niemeyer und Bretschneider, der jedoch für Berlin nicht den rechten Grundton angeschlagen zu haben scheint, den Lehrern und Lernenden auf den Gelehrtenschulen bessere Hülfsmittel dargeboten haben, bei denen nur zu wünschen ist, daß ein heiliger Geist Alle, die sie gebrauchen, leite, damit auch Nichttheologen überzeugt werden, Religion sei Angelegenheit jedes denkenden Menschen, und daß sie Schale und Kern unterscheiden lernen. Die Katechismen würden jetzt einen großen Raum in einer Bibliothek einnehmen; denn jede Messe liefert neue Producte, und gewöhnlich sagt der neueste Verfasser, obgleich — so sei doch der rechte (nach seinem Sinne) nicht vorhanden. Damit ist aber auch die Katechismusliteratur ebenfalls zuweilen ein Tummelplatz theologischer Streitigkeiten geworden, wovon uns soeben das neueste Beispiel aus Baden vorgelegt worden ist. Die Katechismusschreiber waren schon nicht einig über die Form. Manche blieben bei der alten Einrichtung der abgedruckten Fragen und Antworten wie der Herder'sche und hanöverische, was wir als ein Sofa für faule, mechanische Schulmeister ansehen und daher klare, kurze Aphorismen mit Bibelsprüchen für weit zweckmäßiger erachten. Manche banden sich an den Luther'schen Katechismus, und zu einer Zeit, nach dem Jahre 1790, wo Alles auf Kant'schen Fuß gestellt, von Mehren nach Kant'schen Grundsätzen gepredigt wurde, fand man auch im Luther'schen den kritischen Philosophen, und wie in dem: „Du sollst", „Du sollst nicht", so in der Luther'schen Erklärung: „Wir sollen", den kategorischen Imperativ; in der alten zufällig beibehaltenen Ordnung, daß mit dem ersten Hauptstück die Sittenlehre vorangeht und die Glaubenslehre folgt, eine richtige Ahnung der Kant'schen Postulate, den Glauben auf die Moral zu gründen, und so trug denn Gräffe in Göttingen kein Bedenken, 1796 ein katechetisches „Lehrbuch nach Kant'schen Grundsätzen" in drei Octavbänden herauszugeben, das durch ein „Magazin" noch eine Stütze und mehre Auflagen erhielt. Doch behauptete die Mehrheit, es sei im Volksunterricht der Gang der natürlichste, daß man, ehe von einem göttlichen Gesetze die Rede sei, erst über den Gesetzgeber und das menschliche Verhältniß zu ihm Unterricht ertheile. Sehr schwer wurde es aber, in den zehn Geboten alle Pflichten, über die man auch in den Volksschulen einen erweiterten Unterricht verlangt, einzuzwängen; hier und da half man sich durch Anhänge, Einschaltun-

gen, so gut man konnte, wie Förster, dem neuerlich Bretschneider in einer verbesserten Ausgabe den dogmatischen Wust etwas beschnitten hat, Jaspis und Parisius, Manche, wie Tischer und auch Dinter in der „Kurzgefaßten Glaubens- und Sittenlehre", einer neuen Bearbeitung des dresdner Katechismus; auch der hanöverische Katechismus hängten ihn an oder schickten ihn voraus, ohne sich jedoch in ihrer Behandlungsweise der Lehrsätze streng binden zu lassen. In den untern Volksschulen möge man ihn ja nicht ganz weglassen; man kann immer hinzufügen, was dazu gehört, aber das Volk ehrt noch immer, und das mit Recht, seinen Luther und dessen Katechismus. Daß man noch weit mehr über den Inhalt der neuen Katechismen uneinig war, versteht sich. Die angebliche Rechtgläubigkeit hat bei rationalistischen Predigern zwar ihren großen Aerger, jedoch immer den Trost, es werde sich ein mündiger Christ ja endlich noch aus den Klauen des Satans herausreißen; aber dem armen Kindlein Gift statt Lebensbalsam einimpfen und es wehrlos der Ketzerei überliefern zu lassen, wer könnte das verantworten? Wahr ist es, daß manche Verfasser von Katechismen unberufen an diese Arbeit gingen. Den rechten, klaren, eindringlichen Volkston zu treffen, das traut sich beinahe Jeder zu, auch ohne sich selbst recht klar zu sein, ohne das Volk, wie weit es in seiner Aufklärung sei, zu kennen, ohne den richtigen Takt zu besitzen, der aus den unermeßlichen Schätzen des Wissenswürdigen das Passende zu wählen und es so darzustellen versteht, daß es weder die Fassungskraft des Volkes übersteigt, noch es zu dem Pöbelhaften herabzieht. Von Volksschriftstellern, die es mehr verwirren, als daß sie den Verstand aufhellen sollten, von Dingen mit ihm reden, die ihm sehr gleichgültig sind oder die es misversteht*), oder Wünsche erregen, die unerfüllt bleiben oder Unzufriedenheit erwecken, auch wenn kein Grund dazu vorhanden ist, wollen wir gar nichts sagen. Allein es haben sich auch wol Männer an Katechismen und dergleichen Lehrbücher gewagt, die dazu keine Zeit, aber auch nicht das allermindeste Geschick besaßen, als Gelehrte, als Consistorialräthe und Prediger ihre großen Verdienste, aber vielleicht wenig katechisirt hatten, wenig in Volksschulen gewesen waren und nicht die große Bescheidenheit des trefflichen Tzschirner hatten, zu bekennen: das Fach verstehe ich nicht genug. Doch von solchen Fehlgriffen handelt es sich hier nicht, sondern die Hyperorthodoxie jammerte, daß die Unmündigen schon durch Irrlehren dem höllischen Leu geopfert würden. Daher erschien vor mehr als 20 Jahren eine Commission in Leipzig, die der Jugend und damit selbst den Katecheten auf den Zahn der Rechtgläubigkeit fühlen sollte; aber er stand fest; man fand Alles in der Ordnung; und des verdienten Rosenmüller's Katechismus wird ja noch immer geschätzt. Unstreitig haben die ausgezeichneten leipziger Katecheten, beide Plato und Dolz, Schmidt in Jena und einige Andere die wahre Katechisirkunst am meisten in Deutschland befördert; Gräffe's Anschmiegung an Kant'sche Philosophie hat viel zu viel Erzwungenes. Zwar hat auch das Katechisiren seine Uebertreibungen gehabt, hat sie vielleicht noch hier und da. Man katechisirte, wo gelehrt und erzählt werden sollte, und hätte lieber eine Geschichte, wie sie sein sollte, a priori katechetisch construirt und die dunkeln Kirchenlehren aus Verstandesbegriffen hergeleitet, als daß man sich an das Thatsächliche, was Menschen gesagt und gethan haben, hätte halten sollen; man hat vielleicht zuweilen bis zur ermüdendsten Trockenheit die religiösen und moralischen Begriffe gespalten und zersplittert und den Willen ohne Bewegung, das Herz ohne Wärme gelassen. Daher haben besonders altgläubige Eiferer, zuweilen aber auch Leute, denen freilich das Sokratisiren und Katechisiren, das Fragestellen, Berichtigen der Antworten, auch wol Einwendungen etwas schwerer wurde als das Vordemonstriren und Sichselbsthören, die Katechetik, vorzüglich im Religionsunterricht, ganz verworfen und ziehen es vor, zu lehren und höchstens das Gelernte hersagen zu lassen. Der Misbrauch hebt aber nicht den rechten Gebrauch auf; wer des Glaubens ist, daß die Religion und Moral nicht wie eine Sprachwissenschaft, eine Kunst, ein Handwerk erlernt werden müsse, sondern daß die Anlage dazu uns von dem Schöpfer eingepflanzt sei und nur der Entwickelung und Pflege bedürfe; daß sie Sache der Ueberzeugung und des Herzens werden müsse, wenn wirkliche Moralität und Religiosität die Blüten und Früchte davon sein sollen; wer die Katechisationen namentlich von Dolz auch nur liest, noch mehr aber, wer die katechetischen Andachtsstunden in der dortigen Rathsfreischule besucht, — der wird nicht bezweifeln, daß man das kindliche Gemüth auch dann wohlthätig beschäftigen und erwärmen könne, wenn man das Denken vorausgehen läßt. Dinter, ein Meister in der Katechetik, hat, wie durch die Bildung tüchtiger Katecheten, die freilich nicht alle seine Bescheidenheit sollen gehabt, zuweilen aber auch von antidinterianischen Geistlichen Anfechtungen mögen erlitten haben, so durch seine andern Schriften für Volksschullehrer, vorzüglich aber durch seine reichhaltigen Unterredungen über Luther's Katechismus, sehr viel für diese Kunst geleistet. Thierbach in Sondershausen hat durch zwei beachtenswerthe Schriften über Katechisirkunst, die jedoch etwas gedrängter sein sollten, sowie Superintendent Fischer in Sangerhausen durch vier Bändchen Katechisationen, die besser gerathen sind als sein Lehrbüchlein, ferner Horn in Weimar in seinem „Handbuche", Denen, die gern lernen wollen, brauchbare Mittel dargeboten.

(Der Beschluß folgt.)

*) So sammelte man in einem kleinen constitutionellen Lande selbst auf den Dörfern Stimmen für Preßfreiheit; man unterschrieb. Man befragte nun Einen, was er denn unterschrieben habe? Je nun, der Buchdrucker will eine neue Presse anlegen; mir kann das gleich viel sein. Ein Anderer rühmte sich, für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen darum mit unterschrieben zu haben, weil er ja nun auch ein Wort darein sprechen könne.

Alciona, d. i. Halcyone, ein Almanach für 1832, von Baron Rosen. Petersburg.

Unter diesem Titel, der wahrscheinlich den fernen, nordischen Ursprung andeuten soll, ist auch für dies Jahr eine Sammlung

russischer Prosa und Poesie im Duodezformat im Druck erschienen. Sieben Prosaisten und 17 Poeten haben dazu ihre Beiträge geliefert, und Freunde der Literatur erblicken mit Vergnügen unter den Erstern den Namen Somof, unter den Letztern Fürst Wiasemski, Shukowski, A. Puschkin, Podolinski und den Herausgeber Baron Rosen. Von Schewyref sind acht Seiten fragmentarischer Bemerkungen beigesteuert, von denen wir zwei übersetzen, da sie die deutsche Literatur berühren: „Die Franzosen sind bis zur Revolution der Meinung gewesen, daß es in der Literatur nur Franzosen gebe; erst zu jener Zeit stießen sie sich tüchtig an andere Völker und riefen voll Verwunderung aus: Wie, auch ihr existirt in Europa! Von da an begannen sie in der Kunst an die Wahrheit des Costums zu denken. Die Deutschen führten einen dreißigjährigen Krieg gegen die in der europäischen Literatur monopolisirenden Franzosen; August Wilhelm Schlegel schlug sie aufs Haupt mit ihren eignen Waffen in seinem Buche über dramatische Kunst, und „L'Allemagne" der Frau v. Stael ist ein westfälischer Friede, welchen das überwundene Frankreich in der Person der genannten Verfasserin mit A. W. Schlegel geschlossen hat, welcher dabei nicht blos die Deutschen, sondern auch die Alten, die Italiener, Spanier und Engländer repräsentirt hat. Eine Folge dieses Friedensschlusses ist das System des Gleichgewichts in dem litterarischen Verhältniß der Völker zu einander." Eine andere Bemerkung lautet folgendermaßen: „Genie im Verein mit Gelehrsamkeit gleicht altem Ungarwein: je älter, um desto stärker; Genie ohne Gelehrsamkeit ist Punscheis: schlucke es nieder, so lange es frisch ist, — oder ein italienischer Wein, der leicht verdirbt. Die verschiedenen Theile der russischen Geschichte von Karamsin sind Abstufungen eines Werks, das immer vollkommener wird. Der zweite Abschnitt im letzten Theil ist besser wie der erste. Aus Derschawin's Poesien verflüchtigt sich mit der Zeit der Geist; was bleibt übrig? ein ausgebrannter Spiritus, ein laues Wasser, Blasen, Schaum, Kraftlosigkeit. Die Wissenschaft ist dem alternden Genie Das, was Wein dem Greise. Göthe lernt noch immer, er hat nicht mehr das Feuer von vormals, aber das Formelle vervollkommnet er. Geht es nicht mehr mit der Poesie, er greift zur Prosa. Byron mußte früh sterben, sonst wäre er schal geworden; Schiller hätte älter werden sollen, er hatte noch viel zu lernen, aber er ging während seiner geistigen Gährung unter." Ueber Karamsin gibt Schewyref noch folgende Bemerkung, oder eigentlich nur einen Einfall: „Karamsin schnitt zuerst die Feder, um russische Prosa zu schreiben; seinen Federzug ahmen wir nun Alle nach." Zu dem poetischen Theil des Almanachs hat Fürst Wiasemsky zwei Gedichte geliefert. Der Charakter dieses Dichters, wenn er keine Epigramme schreibt, ist sinnvolle Schwermuth. Wir theilen eins der diesjährigen Gedichte in einer reimfreien, übrigens dem Sylbenmaße des Originals treuen Uebersetzung mit:

Nein, hoffe Freund, trau deinem Gram.
Dem stillen Sehnen deines Geistes.
Weissagend ist es ohne Wort
Und deutungsvoll auch ohne Namen.

Doch diese Deutung gibt die Zeit,
Sie wird des Sehnens Zweck dir weisen,
Die Stunde ist vielleicht nicht fern,
Wo sich ein inners Räthsel löset.

Deswegen pflege deinen Gram,
Die Sehnsucht, die mit ihm verschwistert,
Und laß in wüster Lüste Jagd
Zerstreuung nicht dies Sehnen tödten.

Dem Liedling nur gönnt das Geschick
Als Gabe dieses Seelenleiden —
Es wahret ihm die heil'ge Glut
In dieses Lebens Alltagsschlamme.

Von A. Podolinski, einem Dichter, den eine schöne, klangvolle Sprache und eine reiche Phantasie vor vielen andern auszeichnet, bringt „Halcyone" drei Gedichte, von denen wir eins gleichfalls mittheilen:

Nicht deshalb irrt, in deinen Traumgesichten,
Mein trübes Bild gespenstisch bleich umher,
Weil du vielleicht, in vielbewegtem Sinne,
Zu Zeiten noch an mich zurückedenkst.

Nein, deshalb nur, weil ich in tiefem Leide
Schlaflos die Nacht dem eiteln Sinnen spende
Und fort und fort zu dir Gedanken sende,
Daß sie sich mischen nun mit deinen Träumen.

Verzeihe mir, ich kann sie nicht bezähmen,
Und muß dem irren Geist den Willen lassen,
Wol wünscht' ich es, daß nie mein Bild vor dir

Erscheine, um von alter Zeit zu zeugen —
Doch du büßt eigne Schuld, warum hast du
Vormals von mir geträumt und mir es froh erzählt?

Beide Gedichte sind Zeugnisse, wie die neuern russischen Dichter sich fortwährend mehr zu der sinnigen, tiefgefühlten Weise der Deutschen als zu der flachen, objectiven Poesie der Franzosen hinneigen, wobei die fügsame, reimreiche Sprache sie glücklich unterstützt. 44.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes noch für den billigen Subscriptionspreis zu erhalten:

Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. Vierundzwanzig Bände in Taschenformat. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. 1830—32. Subscriptionspreise: Auf gutem milchweißen Druckpapier 12 Thlr. Auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

Der Inhalt dieser 24 Bände ist folgender:

Karl Ludwig Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflucht an den Rhein. — Johann von Eyk und seine Nachfolger. 2 Theile. — Die vier Jahreszeiten. — Gabriele. 3 Theile. — Sidonia. 3 Theile. — Die Tante. 2 Theile. — Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. 2 Theile. — Erzählungen. 6 Theile.

Bei einer Schriftstellerin, die seit Jahren der Liebling des Publicums ist, deren Schriften sich sämmtlich der größten Anerkennung der Kritik zu erfreuen hatten, bedarf es keiner Lobpreisungen, um zur Anschaffung ihrer sämmtlichen, jetzt zum erstenmale gesammelten Schriften zu veranlassen. Sie sollten besonders in keiner Damenbibliothek fehlen, da sie zugleich belehren und unterhalten, und auch Kunstkenner werden darin höchst interessante Mittheilungen finden. Das Aeußere ist sehr geschmackvoll.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 221. — 8. August 1832.

Katechismen.

(Beschluß aus Nr. 220.)

Bei dem jetzigen Bestreben, Deutschland eine Einheit zu geben, möchten nun Manche, wie eine Münze, ein Gesetzbuch, eine Polizeieinrichtung, so auch eine Agende, ein Gesangbuch und auch einen Katechismus in Deutschland eingeführt sehen. Von wem er aber und wie er geschrieben, geprüft und zur allgemeinen Zufriedenheit eingeführt werden soll, dafür weiß selbst der gewandte Theolog Eylert in seinem Bericht darüber doch keinen Rath zu geben (S. 43, 44). Baiern hat sich, wie mit dem Schulwesen überhaupt, so auch mit der Aufgabe, einen neuen Landeskatechismus zu Stande zu bringen, bis jetzt erfolglos abgeplagt. Wie könnte auch ein halbkatholisches Oberconsistorium mit Dekanen wie Stephani, der eine andere schroffe Seite herauskehrt, sich einigen? Stephani hat, wie schon in der Abendmahlslehre, so auch in einer Bearbeitung des Luther'schen Katechismus (Erlangen, 1830) etwas Neues, aber nichts Besseres aufgestellt. Er hat andere zehn Gebote in christlichen Sprüchen gegeben, gegen welche an sich gar nichts einzuwenden ist, aber es bleibt immer sonderbar, daß er auch gerade zehn Gebote annimmt, die nicht zusammenhängen, und nun alles Sittliche darin nicht ohne Zwang anbringt. Nicht ohne Grund hat Schatter in Neunhofen bei Neustadt an der Orla (1832) ihm den Krieg angekündigt und die alten zehn Gebote gegen Stephani's neue in Schutz genommen. Wahr bleibt es wohl, auf das Volk wirkt das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren"; das Verbot: „Du sollst nicht stehlen", mehr als die Formeln: Du sollst als ein vernünftiges Wesen Das oder Jenes thun oder nicht thun; obgleich billig in der Erklärung der Motive das Vernünftige oder Unvernünftige nicht vergessen werden darf. „Meide das Schulgezänk", das haben weise Regierungen, wie Anhalt, Sachsen u. a., gethan. Ohne vielen Lärm zu blasen, ließen sie entweder ein solches Lehrbuch schreiben, es von den angesehensten Lehrern prüfen, suchten die Einführung geräuschlos zu erleichtern, oder mischten sich gar nicht darein, wenn die Ephoren oder Pfarrer neben dem Luther'schen einen andern in der Schule gebrauchten oder einführten, wie den Tischer'schen (zu dem der Verf. neuerlich ein etwas weitläufiges Hülfsbuch, das fast zu sehr hilft, geliefert hat), der in beinahe 100,000 Exemplaren verbreitet ist, ob er uns wol fast zu compendiarisch und trocken scheint. Darob entsteht nun aber freilich das Geschrei, als ob in jedem protestantischen Ländchen und Lande ein anderes Christenthum und daher sein Untergang nahe sei. O menschliche Schwachheit! Als ob man einen andern Grund legen könne, außer dem, der gelegt ist; als ob Petrus, Paulus und Johannes, die Alle nur von Einem Herrn und Haupte sprechen, buchstäblich übereinstimmten; als ob nicht schon Paulus sagte: Es sind gar mancherlei Gaben und Kräfte; als ob nicht Jesus selbst einen Mann, der in seinem Geiste handelte, aber ihm nicht auf dem Fuße nachfolgte, und auf den seine Schüler lieber Feuerblitze herabgerufen hätten, in Frieden seinen eignen Weg hätte wandern lassen!

Einen solchen ärgerlichen Katechismuskrieg bietet, nach den uns zugekommenen Schriften, namentlich jetzt Baden dar. In der noch immer von Moltke und nun gar von einem Pfeilschifter in seinen „Blättern für den deutschen Adelstand" durchgeführten Meinung, daß der alte Adel und der alte Glaube *) die sichersten Stützen der Throne, ja „ohne den Adel keine wahren Volksfreiheiten zu finden seien", was philosophisch sehr richtig ist, indem nur das Edle und nur Glaube und Treue im alten Sinne die Staaten erhalten, historisch aber das Resultat gibt, daß dem Adel nur zu oft das Edle gefehlt, daß seine Grundsätze und Sitten gar oft den Fürsten verderblich gewesen und nur Bürgertreue sie gerettet, während

*) Man denke nur an Frankreich. Der Erzbischof von Turin redete Napoleon also an: „Gleichwie der Gott der Christen allein der Anbetung und des Gehorsams würdig ist, so sind auch Sie der einzige Mann, würdig, Frankreich zu beherrschen." Der Abt Dastro predigte 1807 in Paris in der Kirche Notre-Dame: „Gott hat in seiner heiligen Barmherzigkeit Napoleon erwählt. Er ist sein Gesalbter, sein Stellvertreter auf der Erde." Er nannte ihn auch den neuen Cyrus, welchen „Gott erwählt habe, seine Absichten mit den Völkern durchzusetzen." Der Abt Guillon pries die heilige Jungfrau, daß durch ihren mächtigen Einfluß Napoleons Geburtstag mit dem Feste der Himmelfahrt Mariä zusammentreffe (d. 15. Aug.), sie habe es von Gott erfleht. Im Jahr 1814 klang Alles anders. Könnte man doch den Wechsel der Kleider und der Gesinnungen dieser geistlichen und weltlichen hohen Stützen ausführlich beschrieben finden, um, wo möglich, den morschen Kern Denen zu zeigen, die ihn nicht sehen wollen.

unter den Hochbegnadigten und Reichbeordneten nur wenige Ehrenmänner den königlichen Wohlthätern im Unglück treu blieben, suchte man auch in Baden, ohne nach dem strengen Rechte die Synoden zu befragen, die Rechtgläubigkeit durch die preußische Agende zu schirmen; allein die dortige Kirche setzte sich entgegen. Man hatte aber auch längst das Bedürfniß eines Katechismus gefühlt und es oft zum Gegenstande der Berathung gemacht. Man erkannte mit Recht, daß man nicht nur etwas Neues, sondern auch etwas Besseres als das Bisherige liefern, jedoch auch zugleich die verschiedenen Ansichten und Foderungen möglichst berücksichtigen müsse. Es fehlt dort nicht an Männern, welche Einsicht und zugleich Muth haben, und nicht wie der gelehrte und verdienstvolle Prälat Hüffel in seinem Katechismus, und wo es im Sprechen gilt, im Halbdunkel stehen bleiben. Es erschien ein neuer Katechismus, der christlich-biblisch, nur nicht nach den symbolisch-orthodoxen Ausdrücken abgefaßt war. Sogleich erhob sich dagegen eine ominöse Sieben, nicht die sieben Leuchter und Sterne in dem ersten Capitel der Apokalypse, sondern sieben Dunkelmänner von Predigern, an deren Spitze der durch seinen Uebertritt aus der katholischen in die protestantische Kirche bekannte Henhöfer steht, der jetzt statt eines fleischernen Papstes einen papiernen verehrt und statt römisch-päpstlich nun lutherisch-päpstlich eifert. Sie gaben eine Prüfung heraus, aber mit dem gewöhnlichen Sauerteige: nicht was die Bibel klar und zur Seligkeit als nothwendig erklärt, sondern was die Kirchenlehrer daraus geknetet haben, gehört in den Katechismus als Seelenbrot. Da sprach eine „Epistel aus den Bergen", von August Hausrath (1831), das wahre Urtheil, daß die böse Sieben, wie ohne Kenntniß, was wirklich christlich sei, so auch ohne alle Rücksicht auf Duldung und Liebe, auf Beunruhigung der Gemüther in den Tag hinein schreie. Die Ehrenmänner glauben besser zu lehren, wenn sie z. B. sagen: „Wie ein geringes armes Mädchen in den Fürstenstand kommt, wenn ein Fürst sich mit ihr vermählt, so kam der Mensch Jesus in Gottes Stand, weil die Gottheit mit seiner Menschheit in Einer Person vereinigt ward." Wir finden dies eigentlich etwas ketzerisch; sowie auch der Versuch, die Einheit und Verschiedenheit des Vaters und des Sohnes durch das Gleichniß anschaulich zu machen, daß Eine Person vor einem Spiegel und ihr Bild ja auch zwei Personen, die eine die erzeugende, die andere die erzeugte sein soll, eine dogmatische Spiegelfechterei ist. Von gleichem Gehalte und besonders für unsere Zeiten, wo alle Welt in Schulden steckt und Niemand gern sichs sauer werden läßt, um zu bezahlen, willkommen sind die Parabeln, daß „ein reicher Pfarrer für seine Gemeinde die Schuldenlast übernahm", und „ein Fürst gar Bettelkinder nicht allein säubern läßt, sondern ihnen auch sogar Bedienung gibt." Das gefällt gewiß, da jetzt jeder Verlumpte ein Prinz werden möchte. Natürlich machen auch diese Leute Rumor und weissagen Empörung, wenn man sie nicht höre. Aber es ist nur sehr die Frage, ob nicht solcher Unsinn die Köpfe verwirre und sie geneigt mache, den politischen Schwärmern beizustimmen, die in dortiger Gegend in neuen Republiken auch ein neues Jerusalem für frömmelnde Seelen verkündigen werden. Die „Epistel" sagt: „Es wird in der Ebene am Rhein eine Saat gesät, die sonderliche Früchte trägt. Menschen, die sich ausschließlich Gläubige nennen, wälzen sich auf allen Straßen im Koth und harren des Durchbruchs und der höhern Erleuchtung; sie sitzen herum auf den Bäumen und spähen, ob die Welt noch nicht untergehe; sie haben sich aller irdischen Gemeinschaft entzogen und sprechen: Bete, bete, bete, verflucht sei, wer an dem Gesetz hängt." Gerade so machen es die Methodisten in Kentucky und Virginien; es kann auch noch zu Menschenopfern kommen. Dieses vernunftlose Treiben hat selbst einen Katholiken, Martin Riesterer zu Mühlhausen an der Würm, bewogen, in seinem: „Kraftvoller Nachruf von des Hagenschießes waldumgrenzten Höhen über die Hauptquellen des Pietismus unserer Zeit" (Karlsruhe, 1831), ein ernstes Wort dagegen zu sagen. Er bleibt Katholik, ist zuweilen sehr ungerecht gegen Luther, aber er spricht kräftig gegen Henhöfer's Lehrart, die Jesum zum Sündendiener herabwürdigt. Er ruft ihm zu: „O Einseitigkeit! O Beschränktheit!" Er kennt unsere Theologen, Jerusalem, Bartels, Löffler, Hüffel, Röhr, Schuderoff, wird aber am Schlusse der Schrift sehr einseitig, partelisch für seine, ungerecht gegen die protestantischen Gelehrten und Lehranstalten.

Es hatte den Anschein, als ob der Streit zwischen den Rationalisten und ihren Gegnern ruhe; die würdigsten wandeln allerdings friedlich nebeneinander. Aber es liegen zwei Schriftchen vor uns, die uns noch immer von dergleichen, jetzt gar nicht gleichgültigen Ereignissen erzählen:

1. „Ueber das Treiben der Zeloten in Kopenhagen. Schreiben an einen Freund in Deutschland" (Altona, Hammerich, 1832, gr. 8., 8 Gr.) „Seit wir so glücklich gewesen sind, Rudelbach abtreten zu können", sagt der Verf., „ist M. Lindberg der Dirigent des zelotischen Drama, von dessen Schauplatz Grundtvig mit dem ersten Akt abtrat. Auch Lindberg legte sein Amt nieder, befolgte aber nicht des sel. Münter's Rath, den theologischen Fehden zu entsagen und sich den orientalischen Sprachen, zu denen er Gaben hatte, hinzugeben, sondern war nun mit Leib und Seele auf dem Kampfplatze und verketzerte in einer eignen Monatsschrift den ihm verhaßten ehrwürdigen Prof. Clausen, dessen Absetzung er durchaus, wiewol vergeblich, bezweckte." In der That sind unsere Beamte und Hengstenberge noch höfliche Leute in Vergleich mit den Rumorern in Dänemark. Ihre Werkzeuge sind Tischler-, Seifensieder- und Schuhmachergesellen u. dgl., die (S. 19), allenfalls mit einer deutschen Bibel in der Hand, beweisen, man müsse die Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. Der aufgeklärte und weise Münter fehlt; von dem jetzigen Bischof, der einst ein freimüthiger Professor war, wird gesagt, er verleugne nun seine ehemaligen Lehrer. Außer Clausen sind noch die Prediger Wibby, Gad und Johannsen die Gegenstände

seines Hasses. Die Regierung, obgleich sie selbst gehässig von ihm behandelt wird, weil sie nicht gewaltsam einschreitet, hat mit ihren Entscheidungen gezögert, bis endlich Lindberg's Absicht, einen Separatistenverein zu stiften, um von diesem, als aus seinem Mittelpunkte zu wirken, aus seinen, andere Prediger verdammenden Flugschriften und Anwerbungen klar hervortrat. Dies war doch eine deutliche Erklärung, daß der Staat seiner Religion, die Regierung ihrer Verpflichtung untreu sei, diese Sekte aber allein noch die wahren Christen enthalte, wahrscheinlich weil sie es besser weiß als Christus: Verdammet nicht, und (S. 55) das herrliche Capitel, 1 Kor. 13, so erklärt, daß man Die nicht lieben dürfe, die nicht den rechten Glauben haben; desgleichen zu Röm. 12, 18 sagt: daß mit Irrgläubigen kein Friede zu halten sei. Da hast du ja, liebe Christenheit, die Aussicht auf Inquisition und Religionskriege! Da habt ihr, Patrone dieser Menschen, die Stützen der Throne! Das Gesuch, die Friedrichskirche für sich zu erhalten oder selbst ein Gotteshaus bauen zu dürfen, wurde jedoch rund abgeschlagen. Indeß sinkt Lindberg's Credit, indem er, in viele Processe verwickelt, in dem einen (S. 6, 7) als Betrüger dargestellt wird.

2. „Dr. Fritsche in Rostock über Mysticismus und Pietismus" (Halle, 1832, 9 Gr.). Sehr lesenswerth. „Würdige Supranaturalisten, wie Schott, Neander, Steudel u. A. stehen den Pietisten ebenso fern wie die Rationalisten: Röhr, Wegscheider, Schulz u. A. So lange sich ihre Gesellschaften ruhig verhalten und andere Prediger nicht herabwürdigen (S. 92), lasse man sie gewähren." Von beiden Parteien hört man jetzt häufig einzelne Mitglieder versichern: Die entgegengesetzte Partei sei im Ersterben. Wen das tröstet, der beruhige sich damit; wir glauben nicht daran; beide können auch leben, wenn sie nur im vernünftigen Sinne leben und leben lassen. 63.

Johannes Pierluigi von Palestrina. Seine Werke und deren Bedeutung für die Geschichte der Tonkunst. Mit Bezug auf Baini's neueste Forschungen dargestellt von G. von Winterfeld. Breslau, Aderholz. 1832. Gr. 8. 14 Gr.

Baini's, des Vorstehers der päpstlichen Capelle in Rom, berühmtes Werk: „Vita di Palestrina", das vor einigen Jahren in zwei starken Quartbänden herausgekommen und nicht nur für das Leben und die Werke des großen Tonkünstlers selbst, sondern auch für die Geschichte der Kirchenmusik überhaupt eine Epoche machende Bedeutung und den Werth einer Quelle gewonnen, hat dem Verfasser der obigen kleinen Schrift zu interessanten Ausführungen Anlaß gegeben, die sich theils referirend, theils berichtigend und widerlegend an die Forschungen des italienischen Musikgelehrten anschließen. Vor und zu der Zeit Palestrina's, dessen Blütenperiode in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt, war die kirchliche Tonkunst aus mancherlei unreinen und zweckwidrigen Bestandtheilen gemischt, die ihre heilige Bestimmung eigentlich durch sich selbst aufzuheben schienen. Man vermengte darin nicht nur das Heilige mit dem Profanen auf eine höchst anstößige Weise, indem man lüsterne und weltliche Compositionen, nach denen man auch in Bacchanalien hätte tanzen können und wirklich zu tanzen pflegte, zu kirchlichen Themen zu setzen und auszuführen pflegte, sondern die Musik selbst stand auch auf einer so gebrechenvollen und kunstwidrigen Stufe, daß man die Töne gewissermaßen nur für das Auge zusammenfügte, und in der That Tonverbindungen ineinanderflocht, die kein Ohr aufzufassen, sondern nur das überlesende Auge in ihren verworrenen Figuren zu überblicken vermochte. Mit dieser Beziehung der Kunst für das Auge stimmt auch die damals übliche Coloririung der Musikzeichen überein, indem man z. B. die Noten schwarz färbte, wenn sie sich auf Unheil, Schmerz, trübe und dunkle Gegenstände bezogen, oder grün, wenn von Feldern, Wiesen und Bäumen darin die Rede war, u. s. w. Die verschiedenen Kirchenconcilien hatten sich schon seit Jahrhunderten damit beschäftigt oder beschäftigen wollen, eine Reform und Reinigung der religiösen Tonkunst vorzunehmen, aber erst in der 22. und 24. Sitzung der tridentinischen Kirchenversammlung kam es darüber zu bestimmten Beschlüssen, die jedoch erst im Jahre 1565 ausgeführt wurden. Der damalige Papst Pius IV. beauftragte dazu eine Commission von acht Cardinälen, welche die Aufführung von Messen und Motetten mit gemischten und besonders profanen Themen, sowie Gesänge mit Texten, die weder aus der heiligen Schrift noch aus den ältern christlichen Dichtern entnommen waren, für immer untersagten. Palestrina hatte jedoch bereits im J. 1560 ein Werk bekanntgemacht, seine sogenannten improperia, das durch die wunderbare Einfachheit seiner Composition, welche den bisherigen Prunk mit unreinen Kunstmitteln ganz verschmähte, einen außerordentlichen Eindruck ausgeübt. Es war am Charfreitage des genannten Jahres in der Basilika von Sta.-Maria Maggiore zum ersten Mal aufgeführt, und nachdem Pius IV. eine Abschrift davon für die päpstliche Capelle verlangt hatte, seitdem, so lange jene in Thätigkeit blieb, unausgesetzt von ihr an diesem Tage wiederholt worden. Jetzt, als die zur Reform der Tonkunst niedergesetzte Commission von Cardinälen manche Schwierigkeit bei den Sängern und Componisten in der Annahme ihrer Bestimmungen fand, erinnerte sie zum ersten Male an das glänzende Beispiel Palestrina's, der seit seinen Improperien in den nächstfolgenden Jahren dem Papst außerdem zwei Motetten und eine 6stimmige Messe überreicht hatte. Es wurde ihm darauf von Neuem die Ausarbeitung einer Messe aufgetragen, deren Ausführung für die in Rede stehenden Punkte die Entscheidung eines Endresultats abgeben sollte, ob es nämlich auch bei größern Tonstücken möglich sei, sich der frühern Ausschweifungen der Musikmittel gänzlich zu enthalten. Palestrina schrieb jetzt drei 6stimmige Messen, mit Anwendung doppelter Bässe, deren dritte am 19. Juni 1565 zum ersten Male bei feierlichem Gottesdienste in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle aufgeführt wurde, und nicht nur für sich selbst den Preis davontrug, sondern auch die Würde der römischen Kirchenmusik überhaupt rettete. Pius IV. soll bei ihrem Anhören ausgerufen haben: „Hier gibt ein Johannes in dem irdischen Jerusalem uns einen Vorschmack jenes neuen Liedes, das der heilige Apostel Johannes in dem himmlischen einst in prophetischer Entzückung vernahm." Die Bedeutung, welche Palestrina auf diese Weise für die geistliche Musik gewann, ist in dem Werke Baini's mit der lebhaftesten und begeistertsten Vorliebe entwickelt, und Hr. von Winterfeld hat es sich in seiner daran anknüpfenden Schrift zum Theil zur Aufgabe gestellt, die allzu lobrednerische Kritik des Italieners genauer zu prüfen und auf ein bestimmtes Maß der Wahrheit zurückzuführen, indem er sich besonders zu zeigen bemüht, daß Palestrina zu seiner Zeit nicht auf jenem einsamen Gipfel der Größe dagestanden, auf dem ihn Baini zu verherrlichen sucht. In der dem Verf. eigenthümlich angehörigen Beurtheilung der mit Palestrina gleichzeitigen großen Meister der Tonkunst beweist er eine seltene historische Musikgelehrsamkeit, welche uns seiner größern Arbeit über einen umfassendern Zeitabschnitt aus der Geschichte jener ältern Tonkunst, die er in der Vorrede verheißt, mit Erwartung entgegensehen läßt; nur müßte er da-

nach streben, der Darstellung seiner Forschungen eine gedrängtere und weniger weitschweifige Form geben zu können. 38.

Romanenliteratur.

1. Jean Cavalier, oder Ludwig XIV. im Kampfe mit seinen protestantischen Unterthanen in Languedoc. Eine Geschichte aus den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, von Karl Venturini. Zwei Theile. Leipzig, Lauffer. 1831. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenige Bilder der Phantasie des Erzählers, nicht mehr als nöthig, Geschichte zu einer Geschichte zu gestalten, die, geistreich und anmuthig, die rechte Linie zwischen trockener Berichterstattung von Thatsachen und romanhafter Erfindung hält. Die Hauptperson ist ein liebenswürdiger Charakter, wie man ihm im Leben selten begegnet, weil durch Nachgiebigkeit gegen sich, auch von andern solchen Naturen erwiesen, sie verzogen, schwach und unbestimmt werden, und die schönen Anlagen sich in Unbedeutendes auflösen. Cavalier war das Schicksal ein strenger, aber gewissenhafter Hofmeister, der des Zöglings schwächliche Körperkräfte stärkte, ja zu gewaltigen steigerte, keine schiefe Richtung aufkommen ließ, vor Zersplitterung und Leichtsinn bewahrte. Die Wirklichkeit läßt ihn, fast den einzigen Camisardenhäuptling, glücklich entkommen, geehrt, in einem angesehenen Posten, sein Leben in England beschließen; der Erzähler gibt ihm die Herzensgeliebte zur Frau, die er aus tausend Gefahren errettet, was in jenen mit der größten Erbitterung geführten Glaubenskriegen, wo die Unterdrückten unaufhörlich List und Verwegenheit gegen die Unterdrücker anzuwenden hatten, Niemand befremden kann. Die Wirklichkeit übertraf noch den Roman an wunderbaren Verschlingungen, schier unglaublichen Befreiungen aus der größten Gefahr. Der Verf. hütet sich vor jeder Uebertreibung; nicht alle Katholiken, zur Vertilgung der Calvinisten in die Cevennen gesendet, sind grausame Fanatiker, kalte, lüstelnde Tyrannen, wie der Abbé Chaila und der Marschall Basvilles, nicht alle Calvinisten sind so rein, menschlich und uneigennützig wie Cavalier und einige seiner Freunde. Nicht mit Wohlgefallen ist bei Blut und Graus verweilt, der Verf. zeigt uns nur das zum Verständniß jenes Kriegs, seiner Triebfedern und Folgen unerläßlich Nothwendige, und mildert eher, als daß er grell aufträge. Mit einem Worte, die Erzählung ist eine der besten Darstellungen jenes für Frankreich so denkwürdigen Zeitabschnitts, vielleicht die beste, indem es nicht den Anschein hat, als wenn der „Aufruhr in den Cevennen" je grendigt wird.

2. Herbstblumen, eine Sammlung Erzählungen von der Verfasserin der Bertha von Rosen, der Thalmühle, des Mädchens im Walde u. a. m. Drei Theile. Mohrungen, Rautenberg. 1831. 12. 2 Thlr.

Sollte Ref. eine Species von Herbstblumen nennen, mit der jene gedruckten zu vergleichen, so müßte er sich allein auf die sogenannten Strohblumen beschränken, denn bei dem Inhalte, vor allen der Moral dieser Erzählungen heißt's wie in Göthe's „Musen und Grazien in der Mark": Alles keimt getrocknet auf. Eigentlich keimt nicht einmal etwas, es sind blos abgeblaßte Nachbildungen unscheinbarer Blüten, nichts ist eigen und frisch daran als die funkelnagelneue Entdeckung in der „Galeerensklavin", daß auch Frauen zur Zwangsarbeit auf den Galeeren verurtheilt werden!!

3. Schlesischer Bildersaal. Eine Sammlung historischer Novellen, Erzählungen und Sagen schlesischer Vorzeit. Herausgegeben von Eduard Philipp. Breslau, Schulz u. Comp. 1831. 8. 16 Gr.

Abrisse geschichtlicher Ereignisse in Schlesien, wo man von Judenverfolgungen, den Ränken wollüstiger Pfaffen, der List der Pascher und der auflauernden Zöllner allerlei erfährt. Damit der Auszug aus Chroniken nicht zu trocken, ist es mit eingeflochtenen Liebesleiden und Freuden mundrecht gemacht. „Valentin Tretzendorf", von Julius Krebs, führt uns an den zerrütteten Hof des durch eignes Verschulden unglücklichen Friedrichs III., Herzogs v. Liegnitz, von dem Hans v. Schweinichen mit unvergleichlicher Laune, gesunder Vernunft und Treuherzigkeit so ergötzlich berichtet. Neben dessen Bekenntnissen sieht die Erzählung dürr und bloß aus; wer Hans v. Schweinichen's Selbstbiographie nicht gelesen, den wird sie gut anmuthen.

4. Legenden und Volkssagen. Von J. H. Bertrand dem Jüngern. Potsdam, Vegler. 1831. 8. 1 Thlr.

Daß Schwulst nicht poetischer Schwung sei, daß jener sich recht wohl mit der nüchternsten, plattesten Prosa vertrage, drücke sie sich nun in freier oder gebundener Rede aus, lehren diese Legenden und Volkssagen aufs handgreiflichste. In das Wesen dieser ist der Verf. auch nicht im mindesten eingedrungen, ja es hat das Ansehen, als wenn ihm der Begriff davon gänzlich abgehe. Die Auszüge aus Chroniken sind noch dürrer als in dem vorigen Buche, dessen Verf. sich gegen den Legendenbearbeiter als Männer von Geschmack und Sachkenntniß hervorthun.

5. Der letzte Mansfelder aus dem Hause Friedeburg. Historisch-romantische Erzählung aus dem ersten Jahrzehend des dreißigjährigen Kriegs von G. Jahn. Eisleben, Reichardt. 1831. 8. 12 Gr.

Wie man in jener Zeit getafelt, wie der Küchenzettel beschaffen, welche Vorschriften der Mode Schneider und Tischler zu befolgen hatten, wird uns in dieser Erzählung nicht vorenthalten, deren Romantik in der leidenschaftlichen Zärtlichkeit einer Art von Miranda besteht, die ihrem Bayard, der ihre Glut zwar erwiedert, aber kein Ritter ohne Tadel ist, nachläuft durch Korn und Dorn, bis Mansfeld stirbt, worauf sie in ein Kloster geht und die Geschichte aus ist. 18.

Die ägyptischen Obelisken.

Diese alten Kunstwerke, welche auch unter dem Namen der Nadeln der Kleopatra bekannt sind, wandern nach Europa aus. Für den Transport des einen Obelisken hat das englische Parlament bereits 10,000 Pfund bewilligt; der andere wird nach Frankreich gebracht. Der Palast der Königin Kleopatra, welcher sich über die Mauern Alexandriens, nach dem Hafen zugekehrt, erhob, zeigte an der Vorderseite eine Reihe schöner Säulen. Vor der Ostseite dieses Gebäudes standen zwei Obelisken, welche gewöhnlich die Nadeln der Königin genannt wurden. Sie sind aus den Steinbrüchen von Theben hervorgegangen und von unten bis oben mit eingehauenen Hieroglyphen bedeckt. Der eine davon ist umgefallen und in mehre Stücke zerbrochen und liegt so unter dem Sande; der andere ruht aber noch auf seinem Fußgestelle. Beide aus einem einzigen Stück, haben eine Höhe von 60 Fuß, und die untere Basis hält 7 Quadratfuß. Die alten ägyptischen Priester nannten solche die Finger der Sonne, weil sie als Sonnenweiser die Stunden des Tages auf dem Fußboden anzeigten. In jenem frühen Zeitalter hatten dieselben zugleich die Bestimmung, durch die darauf eingegrabenen Zeichen und Hieroglyphen der Nachwelt die Lehren der Weltweisheit und des Priesterthums aufzubewahren. Später errichtete man Obelisken, um Heldenthaten und das Andenken großer Menschen unsterblich zu machen.

Der älteste bekannt gewordene Obelisk wurde zur Zeit des trojanischen Krieges von dem ägyptischen Könige Rameses errichtet. Kaiser Augustus ließ auf dem Marsfelde in Rom solch eine Spitzsäule errichten, welche auf einer im Pflaster des Fußbodens abgezeichneten Sonnenuhr die Stunden anzeigte. Solche war ebenfalls aus Aegypten gebracht und schreibt sich vom König Sesostris her, der etwa 1000 Jahr vor Christi Geburt lebte, und diente lange, das Maß der Zeit nach dem Sonnenlaufe zu bestimmen. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 222. — 9. August 1832.

Beiträge zur Charakterschilderung einiger Zeitgenossen.

In Fragmenten aus den Papieren eines alten Diplomaten.

Friedrich Maximilian Klinger.

Klinger war einer jener seltenen Geister, die, über ihre Zeitgenossen erhaben, durch ihr Beispiel an die Größe und Würde der Menschennatur erinnern und deren Schimmer in jeder moralischen Finsterniß zum tröstenden Lichte wird. Geistesgroß wie Wenige, war er durchaus rechtschaffen, und ich kann sagen, daß ich ihn in den verwickeltsten Verhältnissen stets als den rechtschaffensten Mann bewährt gefunden habe, der mir auf meiner langen Laufbahn vorgekommen ist. Was ihn nun vollends im russischen Staatsdienste zu einer wunderbaren Erscheinung macht, ist, daß ihm auf diesem Wege zu Theil wurde, was die Menschen Glück zu nennen pflegen, obgleich er es nie als Zweck beabsichtigte. Es muß dem Menschenkenner unbegreiflich erscheinen, daß Klinger mit seinem wahren, kühnen Charakter, ohne Intrigue, ohne Courmacherei, auf ganz geradem Wege, es vom blutarmen deutschen Studenten bis zum reichen russischen General im Civildienst brachte und sich am Hofe aufrecht zu erhalten vermochte, und doch war dies wirklich der Fall. Nichts gibt uns aber einen richtigern Maßstab zur Beurtheilung des Werthes eines Mannes, der auf einem glänzenden Standpunkte steht, als wenn man erforscht, durch welche Mittel und auf welchem Wege er sein Glück gemacht. Wer durch Staub, Schmuz und Pfützen an das Ziel gekrochen ist, vermag sich am Ziele selbst nicht wieder aufzurichten oder sich rein und neu zu erschaffen. Schwerlich wäre es auch Klinger gelungen, auf dem geraden Wege, den er ging, sein Glück zu machen, wenn Klugheit oder Berechnung ihm denselben vorgezeichnet hätten; aber seine Art und Weise war kein Product der Kunst; er folgte, ohne alle Klügelei, den Eingebungen seines angeborenen Sinnes, und alle Kraft seines Willens, all sein Streben war nur darauf gerichtet, streng und kräftig seine Pflicht zu erfüllen und sich zu bewahren, daß nie eine seiner Handlungen mit dem schmuzigen Schatten des Eigennutzes befleckt sei. Am Hofe kommt ein rechtschaffener Mann sehr oft in den Fall, Verzeihung zu bedürfen, weil er kein Schurke sein will, und selten nur verzeiht man einem solchen Sünder. Klinger wurde aber in den ersten Jahren seines Aufenthalts am russischen Hofe durch seine Unbedeutenheit und später durch seine Verhältnisse in dieser Hinsicht begünstigt und erzwang sich sehr bald, durch alle Stände der Gesellschaft, eine solche Anerkennung seines innersten Seins und Wesens, daß man ihm in spätern Jahren nicht leicht etwas mehr zumuthete, was mit seinem Charakter und seinen Grundsätzen im Widerspruche stand. Bei seinem Eintritt in die Welt fühlte er sich in seinem Innern durch Alles, was er sah, hörte und erlebte, furchtbar erschüttert, und nicht ohne gewaltigen Kampf brach sich sein moralischer Sinn Bahn durch die Nacht, die ihn zu verdunkeln drohte. „Hätte ich", sagte er mir einst,*) „schon in meiner Jugend mit und in der Welt gelebt und an ihren Erbärmlichkeiten Theil genommen, so würden sich auch nach und nach alle ihre kleinlichen Leidenschaften in meinem Herzen festgenistet und alles Eigne und Gute erstickt haben. Der häufige Umgang mit Menschen fodert und erzwingt eine gewisse äußere Nachsicht und Gefälligkeit, die man nicht lange gegen Andere übt, ohne sie auch für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Ich habe Alles, was ich bin und wie ich es bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres ebenso ehrlich als ernstlich nach Kräften entwickelt und mich selbst schärfer und schonungsloser behandelt, als ich dies, meines Wissens nach, je bei einem Andern gethan habe. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niedern und mittlern Stände, ihre Noth, ihre Verhältnisse und ihr Glück kennen; durch meine spätere Lage die höhern und die höchsten Stände, ihre Täuschungen, ihre Schuld und ihre Unschuld. Ich habe nie etwas scheinen wollen, was ich nicht wirklich war, und immer den erworbenen und mit eiserner Willenskraft festgehaltenen Charakter eines rechtschaffenen Mannes, frei von Menschenfurcht, behauptet. So gelangte ich zu der innern und äußern Sicherheit, diesem Charakter gar nicht mehr untreu werden zu können!"

Man sieht aus diesen Worten, daß Klinger in hohem Grade Das besaß, was Frau von Stael „avoir la conscience de soi-même" nannte, und gewiß ist es, daß er die Bescheidenheit für keine Tugend hielt, sondern Göthe's Meinung war: Nur die Lumpe sind bescheiden! Be-

*) Klinger's eigne Worte. Jede von ihm in d. Bl. angeführte Aeußerung ist buchstäblich treu, seinen eignen, schriftlichen oder mündlichen Worten nachgeschrieben.

scheidenheit war nach seiner Ansicht Heuchelei oder Schwächlichkeit, und beide haßte er von ganzer Seele. Kraft ist anmaßend, muß es gewissermaßen ihrer Natur nach sein; aber ich habe mich im vieljährigen vertrautem Umgange mit Klinger nie durch Das verletzt gefühlt, was man bei ihm Stolz nannte und oft Grobheit schalt. Selbst in seiner Jugend mag er Das, was man in geselliger Beziehung liebenswürdig nennt, nicht gewesen sein; um dafür in der großen Welt zu gelten, muß man nicht nur selbst sehr eitel sein, sondern auch noch die Kunst verstehen, die fremde Eitelkeit so ins Spiel zu ziehen, daß die Anwesenden sich in unserer Liebenswürdigkeit wohlgefällig bespiegeln können, und Klinger war nicht geschaffen, groß im Kleinen zu sein. Länger denn zwanzig Jahre vor seinem Tode war er dem geselligen Verkehr mit Menschen fast ganz abgestorben; von jeher erschien er nur selten bei Hofe, noch seltener in Gesellschaften, in den letzten Jahrzehenden geschah beides gar nicht mehr und er kam nur noch zur Kaiserin Mutter. Nur da sichtbar, wo es seine Pflicht erfoderte, lebte er von jeher in Petersburg wie ein Einsiedler, mit wenigen Freunden, unter seinen Büchern, von denen er vorzüglich Plato's Werke und den Tacitus liebte. Für diese ungewöhnliche Lebensweise gewann er sich dadurch Verzeihung, daß er auf keinen Platz in der Gesellschaft Anspruch machte und nichts foderte, nichts begehrte, als daß man ihn ruhig leben lasse. Mit Wehmuth fühlte ich oft, wie sich die Menschen ihm verleidet hatten, und wie dem alten Titanen durch den Gang der Weltereignisse das Herz wund geworden war. In Augenblicken, wo sein Gefühl nicht durch den Verstand despotisch beherrscht wurde, konnte er in Unmuth und Grimm gegen Manches und Manchen auflodern, was er sonst durch Schweigen ehrte, und brach dann in sehr bittere Sarkasmen aus. Vorzüglich unduldsam war er aber immer gegen alle jungen Leute, die als Schwärmer, Enthusiasten, Neuerer und Weltverbesserer auftraten; sie waren ihm nicht blos lästig, weil ihre Thorheiten seinem Verstande missielen, sie verwundeten auch sein Herz, weil er wußte, welchen Preis die Bessern unter ihnen für ihre zu erwerbende Welt- und Menschenkenntniß zu zahlen haben würden. Seine eignen Meinungen und Grundsätze, seine ganze Denk- und Lebensart sah er wie ein wohlerworbenes, tapfererstrittenes Eigenthum an, dessen Besitz er auf Tod und Leben zu vertheidigen entschlossen war. „Wahre zuversichtliche Tugend", sagte er oft, „auf die der Besitzer und Andere mit ihm zählen können, bildet sich allein in dem Herzen und Verstande des Mannes zu einem Ganzen aus, dessen Geist selbstgedachte Ideen und Ansichten hervorgebracht und sich dieselben zur unwandelbaren Richtschnur seines Denkens und Lebens gemacht hat!" Man glaube auch nicht, daß Schicksal und Menschen es Klinger etwa leicht gemacht hätten, Das zu werden und zu bleiben, was er war. Mehrmal war er in Lagen, wo Ehre, Glück und Freiheit auf dem Spiele standen, wenn er sich Dem widersetzte, wozu man ihn brauchen wollte, und wo ihm der glänzendste Lohn gewiß war, wenn er beförderte oder wenigstens nicht hinderte, was man vorhatte; auch waren dies mitunter Fälle, wo er die Achtung der Bessern nicht aufs Spiel zu setzen brauchte, weil es Angelegenheiten betraf, die er unter der Hülle des Geheimnisses nur mit seinem Gewissen allein auszugleichen gehabt hätte. In allen diesen Lagen bewährte er aber den Entschluß und den Muth, lieber sein ganzes irdisches Glück aufs Spiel zu setzen als auch nur ein Haarbreit vom Pfade des Rechts zu weichen, und die Klarheit seines Weltverstandes, die ihn davor schützte, mit dem Adel seiner Gesinnung Prunk zu treiben und sie vor den Mächtigen und Gewaltigen auszusprechen, gewann ihm von diesen eine Beachtung, die ihn, wie schon gesagt, in späterer Zeit vor ähnlichen Prüfungen schützte. Er liebte den Ruhm, vorzüglich in Beziehung auf sein deutsches Vaterland und die Anerkennung, die er dort fand; allein er war frei von der kleinlichen Eitelkeit, frei von der schaalen Ruhmsucht, die so viele Menschen zu dummen Streichen verleitet und diejenigen, auf und durch welche sie wirken wollen und müssen, empfindlicher beleidigt, als dies durch die kräftigste Tugend geschehen würde. „Man muß", war eine seiner Lebensregeln, „nie mit Leuten, die nur Meinungen haben, über Meinungen streiten und von sich selbst, durchaus nur mit sich selbst reden."

Nichts haßte Klinger so sehr als die gemeine Glücksjägerei, von der in der Regel alle Höflinge ergriffen sind. „Wer am Hofe sein Glück machen will", sagte er, „muß tragen können wie ein Esel, unermüdlich sein wie ein Postpferd und glatt wie ein Aal; es muß für ihn weder Schande noch Scham geben; wenn er dann das Praktische in den Salons der vornehmen Welt und in den Vorzimmern der Großen gelernt hat, gelingt es ihm fast immer, der Gunst einen Brocken wegzuschnappen. Charakter darf dagegen nur ein armer Teufel haben, der dem Glücke nicht nachjagt, und die bitterste Erfahrung, die ein solcher in der Jugend zu machen hat, ist die, daß man im Verkehr mit Menschen durchaus seine edelsten Eigenschaften verbergen muß, wenn man nicht von ihnen wie ein Wild matt und müde, wol gar todt gehetzt werden will. Es gibt gewiß mehr rechtschaffene Menschen als Schurken; aber es sind Schafe, von denen eine ganze Heerde davonläuft, wenn der Wolf eins erwürgt und davonschleppt."

In unsern Zeiten hat man fast verlernt zu fühlen und zu lehren, daß zum Leben vorzüglich Kraft und Muth gehören, und es scheint im Gegentheil, daß man die Menschen nur noch zum Lesen und Bücherschreiben, zum Seufzen und Dulden bestimmt glaubt; man schweigt in der Einbildungskraft, spielt mit leeren Theorien und mattet sich dadurch so ab, daß man keine Kraft zum Handeln mehr besitzt, sondern sich einer mattherzigen Resignation hingibt, die den moralischen Menschen vollends entnervt. Krieg gegen alle Schurken und gegen das moralische Böse überhaupt muß und soll die Losung jedes braven, tapfern Mannes sein. Rechtschaffenheit der Gesinnung wird erst durch Thaten zur Tugend, und man ist noch nicht rechtschaffen, wenn man nichts Böses thut, sondern erst dann, wenn man den Muth hat, für Wahrheit und Recht thätig zu sein und erfoderlichen Falls dafür zu kämpfen.

Ruhe ist all eine Gabe, und wenn sie meinen Wünschen und Hoffnungen nicht entspricht, so will ich mich ihr doch nicht widersetzen. Ich will mich vor Ungeduld, vor Unruhe und vor jeglicher Eitelkeit hüten. Ich will die langen Stunden der Ruhe benutzen, um mich zu sammeln, um mich zu Gott zu wenden, um mich zu ihm zu erheben, um mich ihm ganz hinzugeben, ohne die Geschäfte meines Berufes zu vernachlässigen. Ich will mich bemühen, mich in Gott zu freuen, und ich will mich nicht beklagen, wenn ich mich nicht freuen kann

kommen in Volger's „Geographie", in Pierer's „Encyklopädischem Wörterbuche", in Schiffner's „Allgemeinem deutschen Sachwörterbuch" eine Menge Wörter vor, welche theils falsch, theils gar nicht accentuirt, theils mit unrichtigen Lauten bezeichnet sind. Bei vielen Fremdnamen, als den russischen und andern, fehlt die Aussprache ganz. Die Sache hat auch ihre nicht geringen Schwierigkeiten, da es an den schriftlichen Hülfsmitteln dazu fehlt, und die Ausländer selbst oft uneinig und zweifelhaft sind. Im Englischen hat man zwar unter andern Seaman's „The scholar's remembrancer", im Italienischen Spadafora's „Prosodia italiana", im Spanischen das Wörterbuch der Akademie u. s. w.; für die slawischen Sprachen aber sind gar keine Hülfsmittel vorhanden. Der Verf. dieses Werkes mußte daher größtentheils wohlunterrichtete Personen des In- und Auslandes zu Rathe ziehen, und er hat dies mit ebenso unermüdetem Eifer gethan, als er mit der größten Sorgfalt die gewöhnlichen Namen zusammengetragen und ihre Aussprache und Betonung angegeben hat. Man findet darin hebräische (Abšalon, Ephraïm, Samaria); alt- und neugriechische (Sinôpe, Megăra, Kocytus — Wozăris, Janïna, Morĕa, zugleich mit griechischer Schrift); lateinische (Messăla, Rubĭco, Coriŏli); italienische (Ancôna, Beccaria, Mondovì, Pésăro, Pavia, Modĕna); französische (Caen Kang, Soult Sult, Genlis Schanglis, Caylus Kalüs); spanische (Almadén, Cordôba, Calderón); portugiesische (Albuquerque Albugberghe, Setúval, Beira Bĕira, Javira); englische (Falkner Fahkner, Cook Kuk, Colquhoun Kohuhn, Leicester Lĕßter); holländische (van Dyk Deik, Boerhaave Burhave, Gouda Gauda); dänische (Bagaesen Bâghĕsen, Aalborg Ohlborg, Roeskilde Rĕskilde); schwedische (Upsăla, Nykoeping Nikchöping, Tornĕå Tornĕo); russische (Kutüsow, Poltäwa, Ladöga); polnische (Chlopicki Chlopiski, Glowaczow Glowatschuff, Kalusz Kálusch), ungarische (Wásárhely Waschárhelj, Radasdy Radáschdy, Debrĕczin Debrezin); arabische (Harun al Raschid Háruhn al Raschîd, Bagdad Bagdhahd) und andere Namen. Am zahlreichsten sind die griechischen und lateinischen Namen und wol zahlreicher als es nöthig und nützlich ist, weil darunter viele höchst seltene und unnöthige vorkommen, als: Furculae caudinae, Tuliola, Flamen dialis; desgleichen Britain, Strasbourg Strasbuhr, Gniezno Ghniesno, der polnische Name der Stadt Gnesen, il Tirólo Tirol u. s. w., während manche wissenswerthe Namen, wie Kantakuzéno, Cartagéna, Faroer, Ulemas, Miauris, Romeo, sowie die illyrischen Quosdanôwich, Davidôwich (itsch) fehlen. Ebenso scheint der Verf. bei den hinzugefügten Erklärungen keinen bestimmten Plan gehabt zu haben. Denn bei einigen Namen finden sich Bemerkungen, die nicht gerade nöthig sind, wie: Antikrätes, ein Sparter, welcher den Epaminondas bei Mantinea tödtete; Garrier, Deputirter bei der französischen Nationalversammlung und Urheber der berüchtigten Ersäufungen (mariages républicains) u. s. w., bei andern fehlen dagegen nöthige Zusätze, als: Taprobäne jetzt Ceylon, Matapán im Alterthum Taenarum, Iverdon deutsch Ifferten, Meudon d. Milden, Vevay d. Vivis, Mons Bergen, Montbelliard Mömpelgard, Besançon Bisanz u. A. Vielleicht sollte selbst die Aussprache mancher deutscher Namen, wie Soest (Sohst), Trèndelnburg, Verderber u. A. angegeben werden. Wenn man indessen bedenkt, daß dies der erste Versuch dieser Art ist, und daß die Auswahl, bei der fast unendlichen Menge, ihre sehr großen Schwierigkeiten hat, so wird man billigerweise diese kleinen Ausstellungen übersehen, welche der Verf., wie er bereits in den Zusätzen und Verbesserungen in anderer Rücksicht gethan hat, bei künftigen Auflagen leicht verbessern wird. Da würde es auch gut sein, wenn er in einer kleinen Abhandlung die Namen nach den verschiedenen Sprachen classificirte und die Aussprache ihrer Buchstaben alphabetisch angäbe, z. B. å im Schwedischen wie o, ð im Neugriechischen wie w, ci im Italienischen wie tsch, ch im Spanischen wie tsch, cz im Polnischen und Böhmischen wie tsch, ch im Illyrischen wie tsch u. s. w., damit man nach diesen Regeln die fremden Namen selbst aussprechen lernen könnte, und nicht bei jedem neuen Namen immer wieder in Verlegenheit käme, wie es bei der jetzigen Einrichtung des Buches der Fall ist. Der Verf. scheint dies auch selbst schon gefühlt zu haben, da er einige Regeln über englische, spanische, portugiesische und ungarische Buchstaben vorausgeschickt hat. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß er sein Werk auch in dieser Hinsicht verbessern und überhaupt alle gegründete und wohlgemeinte Ausstellungen zur Vervollkommnung seines Werkes benutzen wird. 122.

Griechische Satiren.

So ungünstig auch die nunmehr glücklich beendigte Zeit der Capodistrianischen Gewaltherrschaft der Entwickelung des neuerwachten griechischen Geistes war, den sie aus allen Kräften in Fesseln zu halten und wo möglich wieder in Schlaf zu wiegen suchte, so beförderte doch eben die Natur jener Herrschaft diese Entwickelung in Einer Richtung: sie rief die satirischen Talente des Volkes hervor. In einer Menge von Flugblättern und Spottliedern machte sich die Erbitterung gegen den Kyberniten, seine Brüder und alle kybernitisch Gesinnten Luft, und begierig wurden und werden sie von dem Volke gelesen und gesungen. Drei dieser Producte liegen vor dem Ref.; zwei in Versen, eins in Prosa; die beiden erstern haben den Alexander Sutzos zum Verfasser. Das erste derselben ist eine Proclamation in Versen des Grafen Johann (bei seinen Lebzeiten geschrieben) an das hellenische Volk, in der er von den Absichten und dem Systeme seiner Regierung Rechenschaft gibt. Die Ironie ist manchmal meisterhaft fein, z. B. in der zweiten Strophe:

Alles, was von mir geschehen, zeiget Euch, wie schöne Zwecke
Für das Volk ich heg', und welche Früchte ich dadurch bezwecke.
Wenn Ihr dieses nicht erkennet,
Himmel, wie Ihr mich verkennet!

An andern Orten läßt der Dichter den Kyberniten, den in Europa durch Eynard's lügenvolle Berichte so hochverehrten „Retter seines Volkes" sich und seine Regierungsweise offener schildern:

Eine ganze Schar von Spähern hab' ich, mit gewandten Sinnen,
Daß durch sie ich hör', was meine Kinder sprechen, denken, sinnen;
Daß aus diesem ich erfasse,
Wen ich strafe, wen freilasse u. s. w.

Das zweite Spottgedicht, A. Sutzos unterzeichnet, ist ein Abschiedsgruß des Grafen Augustin an die Griechen, bei seiner neulichen Flucht. Augustin, dessen Hohlheit und Leerheit Personen in Triest, die ihn vor seiner politischen Rolle gekannt haben und die übrigens seinen Bruder und dessen Partei noch vergöttern zu müssen glauben, nicht groß genug schildern können — Augustin, die komische Person in dem griechischen Drama, der nur durch seine tolle Keckheit, einen Regenten abgeben zu wollen, tragische Bedeutung erlangt hat, bejammert hier, ganz seinem wahren Charakter angemessen, in belustigenden Knüttelversen sein verunglücktes Unternehmen, und wie zum Abschiede die Kinder mit faulen Limonen ihm nachwerfen. Um sein Mißgeschick zu krönen, wirft ihn ein ungünstiger Wind an die Küste der verhaßten Insel Hydra:

Und vom Ufer sehen und verlachen mich die Hydrioten,
Triumphiren die Miaulis und die beiden Kondurioten.

Da ergreift ihn vor Schmerz Wahnsinn (ὦ! στέλεχός μοῦ γάδει!), und er fällt zum Schlusse in die σεντίνα (das schmutzige Wasser im Innern des Schiffes).

Die dritte Satire ist ein Gespräch in Prosa zwischen Johann Capodistrias und seinem Beichtvater, im August 1831; komisch, aber zu lang, um hier excerpirt zu werden. Diese drei Werkchen entsprechen vollkommen allen Anfoderungen, die man an geistvolle politische Satiren machen kann, und gereichen dem Talente ihrer Verfasser zur Ehre. 110.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 223. — 10. August 1832.

Beiträge zur Charakterschilderung einiger Zeitgenossen.

In Fragmenten aus den Papieren eines alten Diplomaten.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

Bei solchen Ansichten läßt sich Klinger's Ansicht von der neuern deutschen Literatur leicht errathen. Erstlich war ihm schon alle Manier in Kunst oder Poesie verhaßt, weil sie immer von Schwäche und Affectation zeigt. Er war nicht blind dagegen, daß die wilde Kraft der Sturm- und Drangperiode, in die seine Jugend gefallen war, oft durch Ueberfülle und Uebertreibung in Verzerrung ausgeartet war; aber er fand, daß der Geist der deutschen Poesie damals ein edlerer gewesen sei. „Deß Brot ich esse, deß Lied ich singe" sei in seiner Jugend nur ein Soldatenlied gewesen; jetzt würde es aber von den deutschen Gelehrten und Dichtern so laut mitgepfiffen, daß ihm die Ohren davon schmerzten. Der deutsche bon sens, dieser kräftige Sohn eines geraden, natürlichen Verstandes, sei nur noch im Volke anzutreffen, aber nicht mehr bei den Schriftstellern. Diesen sei alles Vaterländische so fremd, daß man sie mehr die Schriftsteller der ganzen Erde als die Schriftsteller des deutschen Volkes nennen könne. Man solle nur die Uebersetzung eines deutschen Werkes lesen, wenn man diese Charakterlosigkeit recht inne werden wolle. Jedes mittelmäßige französische oder englische Werk habe einen vaterländischen Ton, der in der Uebersetzung durchklinge; aber ein deutsches nicht. Vorzüglich war er mit einem Theil der neuern politischen Schriftsteller unzufrieden. „Solche verkehrte und dumme Urtheile", sagte er, „stammen weit öfter aus einem schlechten Herzen als aus Mangel an Verstand. Zur richtigen Beurtheilung der Weltbegebenheiten ist nicht nur Geist, sondern vorzüglich gesunder Sinn und ein unverdorbenes Herz erfoderlich. Heutzutage gibt es aber gar zu viel Geistespöbel, der durch nichts geadelt werden kann; wie wäre es sonst möglich und wie sollte man es sich erklären, daß Leute, die von Jugend auf das Schönste, Beste, was der menschliche Geist hervorgebracht, gelesen haben, gleichwol so niedrige, unliberale Gesinnung haben? Vor der Erfindung der Buchdruckerei machten die Schriftsteller einen aristokratischen Staat aus, der später zu einer Republik wurde, jetzt aber in pöbelhafte Anarchie ausgeartet ist. Und doch läßt sich wieder von keinem Volke mehr Gutes sagen als von dem deutschen, und keinem läßt man weniger Gerechtigkeit widerfahren. Wir sind z. B. das einzige Volk in Europa, das Weltbürgersinn hat, und das nicht, wie man so oft behauptet, aus Mangel an Nationalcharakter, sondern dieser Weltbürgersinn entspringt wirklich aus dem aufrichtigen, treuen, die Menschen liebenden und achtenden Herzen unsers Volkes."

Den Producten unserer neuern schönwissenschaftlichen Literatur gab er Schuld, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, alle an Lähmung des Wahrheitgefühls, der moralischen Kraft, und an Erkältung des Herzens durch Selbstsucht krank wären und ihre Leser krank machten. Das Sittlichschöne sei von den Verfassern, wo sie es darzustellen versuchten, nur mit der Einbildungskraft aufgefaßt und so wenig für die Kraft und die Fähigkeit wahrer Sittlichkeit berechnet, daß es einem welterfahrenen Manne kindisch und abgeschmackt erscheinen müsse. Alle diese Gespenster von Schicksal, Zufall, Mysticismus, Aberglaube, alle diese scheußlichen Schreckarven, durch die man jetzt statt Rührung Grausen, statt Erhabenheit Entsetzen hervorzubringen sucht, haßte Klinger als abgeschmackt, mehr aber noch als Gift für die moralische Kraft. Diese blinde Abhängigkeit von dunkeln, alle Willensfreiheit zermalmenden Gewalten, die nur der Einbildungskraft Thätigkeit verstatten, den Geist lähmen und die Seelen ermatten, waren ihm ein Greuel. „Zum Teufel", rief er einst, „wir Deutsche sind es doch wahrhaftig werth, daß unsere Dichter auf unsere moralische Kraft, auf unsere Tüchtigkeit zu wirken streben; aber wie wenige von unsern Schriftstellern zeigen noch Sinn für das wahrhaft Große im Menschen! sie scheinen im Gegentheil nur bemüht, uns die wahre Ansicht der Dinge und des Lebens recht zum Ekel zu machen und die Kraft zu ersticken, mit der wir unsern sittlichen Zustand erkennen, veredeln und das ihm Widerstrebende bekämpfen können. Ich halte alle unsere neuern Dichter für nervenschwach; ihnen fehlt die Kraft, deren das wirkliche Leben bedarf; sie erschrecken davor und flüchten sich in das Gebiet gehaltloser Träume."

Die kränkelnde Empfindsamkeit und Empfindelei der Frauen erklärte Klinger gleichfalls für eine ihnen aus den Romanen angeflogene Krankheit. Für echte Weiblichkeit hatte er Ehrfurcht — aber er war überzeugt, daß diese nicht blos mit Muth und Kraft vereinbar sei, sondern er

sah diese als von ihr unzertrennliche Bestandtheile an. In der Erziehung hielt er es für die Hauptsache, die Kinder, sowol in wissenschaftlicher als in moralischer Hinsicht, nicht über ihre Fähigkeit anzuspornen, und dies geschah nach seiner Meinung heutzutage vorzüglich bei den Frauen, deren Naturverhältnisse dadurch ganz aus dem Naturgleise gerückt worden sind. In unserer neuern Poesie erscheint die Liebe fast immer als eine Leidenschaft, die in dem Manne, der von ihr ergriffen ist, Vernunft, Thätigkeit und Männerwürde verschlingt, und unsere Frauen werden durch diese Schilderungen dazu verführt, zu fodern, daß es für den Mann, der ihnen einmal gesagt hat, er liebe sie, nun nichts Höheres und Bedeutenderes mehr in der Welt geben solle als eben diese Liebe. Diese schwächliche Unnatur, die „Werther" zuerst herbeigeführt hat, ist eine höchst verderbliche Krankheit unserer Zeit und ein wahrer Fluch der in alle Stände eingerissenen Romanenleserei. Als dichterische Darstellung dieser Leidenschaft kann man manchen Roman bewundern, ohne deshalb seine sittliche Tendenz zu billigen. Unsere deutschen Romane fand Klinger nun mehr als die Romane anderer Völker dazu geeignet, den Charakter unserer Jünglinge zu erschlaffen und die Köpfe unserer Mädchen zu verwirren, sodaß beide Das zu einem überspannten, romanhaften Spiele machen, was nach seiner Ansicht als eine ernste und wichtige Angelegenheit behandelt werden sollte. „Die Männer", sagte er, „sind auf der Welt, um Beweise ihres Verstandes und ihres Muthes zu geben, und ein unverschrobenes Weib kann nur den Mann achten, der dieses thut. Wie seelenkrank, niedergedrückt und jämmerlich muß der Mann sein, der in der Liebe eines Weibes Ersatz für Thätigkeit und Muth finden kann, und wie gehaltlos das Weib, welches es dem Manne zum Verdienst anrechnen kann, nur Ein Glück auf der Welt zu kennen, nämlich ihren Besitz. Bei alltäglichen Menschen werden durch diese Romanenleserei alle einfachen, natürlichen Gefühle verzerrt und verdunkelt, und an deren Stelle tritt ein erkünstelter Kitzel der Phantasie und der Eitelkeit. Es kommt am Ende so weit, daß man sich schämt, auf eine vernünftige, sittliche Weise glücklich zu sein, und man hat mir von einer kleinen Residenzstadt in Deutschland erzählt, die als die Heimath unserer größten Dichter jedem Deutschen theuer ist, wo alle vornehmen, gebildet sein wollenden Frauen von der Sucht, eine gewaltige Leidenschaft einzuflößen und wenigstens einen Unglücklichen gemacht haben zu wollen, so angesteckt sind, daß sie empfindlich werden würden, wenn man ihnen zutraute, an der Seite eines braven Mannes einfach und vernünftig glücklich zu sein. Nach ihrer Meinung können nur alltägliche Frauen sich durch solche alltägliche Verhältnisse befriedigt und beglückt fühlen — was soll nun aber aus den Töchtern solcher Mütter werden?"

Es würde unmöglich sein, sich auch nur den äußern Umrissen nach ein Bild von Klinger zu entwerfen, ohne den Quell seiner reinsten Wonne, seiner tiefsten Schmerzen zu erwähnen, d. h. die Regierung des Kaisers Alexander. Es dürfen hier nur einige Andeutungen gegeben werden, und es muß dem Leser der vorstehenden Blätter überlassen bleiben, sich die Rückwirkung von Alexanders Sein und Wirken auf einen Mann, der ihn, wie Klinger, von seiner Geburt an beobachtet, geliebt und an ihn alle Hoffnungen seiner großen Seele und seines warmen Herzens für das Glück der Menschheit geknüpft hatte, zu denken.

Bei seltener Geistesklarheit und Besonnenheit war Klinger doch ein glühender Schwärmer für Wahrheit, Recht und Menschenwohl und blieb es bis zu seinem letzten Athemzug. Je giftiger sich durch Vieles, was er sah, hörte und erlebte, die Gestalten entarteter Menschheit in seine Seele ätzten, je inniger umfaßte seine Liebe, seine Begeisterung den Mann, von dem er hoffte, daß er für die Menschheit einen neuen, herrlichen Morgen heraufführen würde. Von Napoleon hatte er im Beginne seiner Laufbahn viel erwartet; aber dieser verdunkelte bald in sich selbst das glänzendste Gestirn, das im Laufe von Jahrtausenden aus dem dunkeln Schooße der Menschheit hervorgegangen war und sich aus eignem Lichtstoffe gebildet hatte. Alexanders reiner, milder Glanz verblich an einer Nothwendigkeit, der er als Beherrscher Rußlands nicht entweichen konnte und die ihn zu der tragischsten Gestalt in den Annalen der Weltgeschichte macht. Er, der größte Monarch seiner Zeit, starb ruhmgekrönt am gebrochenen Herzen, an verlorener Zuversicht zu der sittlichen Würde des Menschen. Auf dem glänzendsten Throne der Welt war er der elendeste, unglücklichste und beweinenswertheste aller Menschen.

Bescheiden, einfach wahr, unendlich liebenswürdig als Mensch, blühend schön wie ein Göttersohn, war Alexander schon als Großfürst Klinger's Ideal. Nie vermochte Klinger ohne Bewegung von dem Augenblicke zu sprechen, wo Alexander am Morgen der Todesnacht seines Vaters aus den innern Gemächern des Winterpalastes hervortrat. Es war um 9 Uhr früh. Der ganze Palast war voll stummer Menschen, deren Herzen ihm erwartungsvoll entgegenschlugen. Er sah sehr bleich aus; ein schmerzliches Gefühl sprach aus seinen schönen, edeln Zügen, aber aus den Augen leuchtete Herrscherwürde. Welche Erfahrungen lagen auch hinter ihm! Der Anblick der Menge, der er in dieser Stunde durch seine öffentliche Erscheinung das erste, ihm gewiß schwere Opfer brachte, schien in seinem Herzen eine sehr trübe Empfindung zu wecken. Man sah, daß er tief dachte, tief fühlte. Er war, gegen den damaligen Gebrauch, noch unfrisirt; sein schönes blondes Haar in Unordnung und ohne Puder — die Schauder der furchtbaren Nacht waren noch um ihn, und höchst erschütternd war der Augenblick, wo seine Mutter, die er im Verlaufe derselben nur Einen Augenblick gesehen, nicht gesprochen hatte, geisterbleich und entstellt sich ihm näherte, um ihm, ihrem jetzigen Kaiser und Herrn, fußfällig zu huldigen. Und nun die Höflinge um ihn her, deren jeder dem Blicke des kaiserlichen Jünglings sein Schicksal abzufragen und zu errathen strebte, welchen Nutzen er von seiner Jugend zu ziehen vermögen werde! Alexander war als Mensch vortrefflich erzogen; er war milde, gütig, gerechtigkeitlie-

bend; in seinem Herzen trug er ein hohes Ideal von Herrscher- und Menschenwürde — doch kein Stand verträgt weniger das Idealisiren als der Stand eines Monarchen, und kein Sterblicher ward auch je schneller und verletzender aus schönen Jugendträumen aufgeweckt als Alexander. Er war so edel, so durch und durch vortrefflich gesinnt, daß er, dessen Lieblingslecture, ehe er den Thron bestieg, Rousseau's Schriften, vorzüglich der „Emil" gewesen waren, den Kampf mit sich selbst, den jeder Staubgeborene zu bestehen hat, wol auch auf dem Throne siegreich bestanden hätte; aber in dem noch gefährlichern mit den Menschen, denen er einen Theil seiner Macht anvertrauen mußte und die jede seiner Leidenschaften, jede seiner menschlichen Schwächen so listig auszuspähen, so treulos zu benutzen wußten, erlag der dreiundzwanzigjährige Herrscher über 40 Millionen. Die Tugend, die allen seinen edeln Eigenschaften die Krone hatte aufsetzen sollen, die Heldenkraft, die unermüdliche und unüberwindliche zur Bekämpfung des fremden Unwerths, war schon gebrochen, noch ehe sie ihre Schwingen zu entfalten vermochte. Hätte er unter andern Umständen den Thron bestiegen, so hätte ihn das Gefühl der Freiheit als Selbstherrscher gekräftigt; jetzt vermochte er die Kette nicht zu zerreißen, die seinen Willen hemmte, wo sie ihn nicht zu lähmen vermochte.

Alexanders Lage bei seiner Thronbesteigung war höchst schwierig; er kannte die gefährliche Gährung in den Gemüthern und glaubte und wünschte diese durch Milde und Güte sänftigen zu können. Von allen Herrschern Europas ist dem Regenten Rußlands das glänzendste, aber auch das schwerste Loos gefallen, weil in den innern Verhältnissen seines Staates die Quelle großer und fast nicht zu beseitigender Uebel liegt. Die Leibeigenschaft, deren Aufhebung einer von Alexanders liebsten Jugendträumen war, ist ohne eine Erschütterung, deren Gefahren außer aller Berechnung liegen, nicht aufzuheben; aber ein noch viel bedeutenderes Uebel, ein wahrhaft fressender Krebs in der russischen Staatsverfassung ist die zu niedrige Besoldung aller Staatsdiener, von denen kein einziger, vom höchsten bis zum niedrigsten, so gestellt ist, daß er als ehrlicher Mann von seinem Gehalte leben kann. Raubsucht und Bestechlichkeit sind daher seit Katharinens Zeit zum ganz einfachen Herkommen, zu einer seit einem Jahrhundert eingeführten Gewohnheit geworden. Der Kaiser war in seiner Jugend nicht überspannt zu nennen; doch Alles, was ihn umgab, war zu tief herabgespannt, um nicht das Edelste, das rein Menschliche bei ihm für Mangel an Staatsklugheit und Welterfahrung zu nehmen. Ach, man beurtheilt in unserer Zeit die Fürsten fast immer so hart und lieblos und bedenkt nicht, wie unsäglich schwer es für einen Regenten ist, der nicht mit stumpfem Geist und mattem Herzen geboren wird, nach dem vierzigsten Jahre noch etwas von seinem ursprünglichen Menschsein in sich bewahrt zu haben. Der Sieg eines Monarchen über die listigen Verführungen, die gefährlichen Anfechtungen, die blendenden Vorspiegelungen, die leidenschaftlichen Lockungen zum Mißbrauch der Gewalt, zur Befriedigung seiner Begierden ist der höchste Triumph der sittlichen Güte und Freiheit, der hienieden von einem sterblichen Wesen errungen werden kann. Alexander erwarb keinen vollständigen Sieg; aber ein edler Streiter um diesen Sieg ist er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens geblieben. Man hat bisher bei seiner Beurtheilung als Regent immer die Geschichte seines innern Lebens unbeachtet gelassen, und doch kann aus der Kenntniß derselben allein ein gerechtes Urtheil hervorgehen. Man bedenke die übermenschliche Last, die ihm in früher Jugend zum Tragen aufgebürdet wurde, und man wird sich keinen Tadel mehr erlauben, daß er ihr erlag und sich selbst gegen das Ende seines Lebens so ungleich wurde. Ach, wenn man aussprechen dürfte, wie namenlos er gelitten hat und wie unglücklich er sich fühlte! Wie Alles, was er in warmer Begeisterung und in schöner Hoffnung auf die Anerkennung und Beförderung seiner Zwecke unternahm, entweder mislang oder in der Ausführung ganz verzerrt erschien! Welche Erfahrungen gehörten dazu, ehe es seinen und — fremden Höflingen gelang, ihn dahin zu bringen, daß er die Eingebungen seines Herzens für Jugendwahn hielt und sich dem Glauben hingab, jeder Regent müsse seine Unterthanen als eine, gegen ihren Hirten tückisch gesinnte Heerde ansehen und sie, um dem Ganzen Ruhe zu sichern, mit eisernem Scepter beherrschen. Auf dem Throne athmet man, wie in der Nähe desselben, giftige Luft ein, und Alexander, der Mann mit dem edeln, großen, warmen Herzen, wurde endlich durch seine Lage und seine Erfahrungen dahingebracht, daß er Keinem mehr vertraute, sich mit seinem unermeßlichen Gram ganz in sich selbst verschloß und nur noch drohen, strafen, schrecken zu dürfen glaubte. Er, der früher die ganze Menschheit mit Liebe umfaßt hatte, sah sich jetzt in ganz Europa, wo er sich früher vergöttert gefühlt hatte, als despotischer Unterdrückung der Geistesfreiheit angeklagt! Er hatte sich gezwungen gesehen, dem Unverstande der Menge und der Politik durch Unterlassen des Besten und Edelsten Opfer zu bringen, worüber der Genius der Menschheit Thränen vergießen mußte. Was er in seiner Jugend warm, schön und kräftig in seiner Brust entworfen hatte, erschien ihm, von Andern ausgeführt, so entstellt, so verkrüppelt, daß er sich oft davor entsetzte und da Böses hervorschießen sah, wo er sorgfältig Gutes ausgesäet zu haben glaubte. Kabale, Niederträchtigkeit, Heuchelei, Hochmuth, Mißgunst und Neid waren die Schlüssel zu allen Erscheinungen um ihn her. „Mir fehlt jede Unterstützung zur Ausführung meiner Plane", klagte Alexander einst in Klinger's Gegenwart seiner Mutter; „ich möchte zuweilen mit dem Kopfe gegen die Wand rennen, wenn ich mich von lauter erbärmlichen Egoisten umgeben sehe, die das Wohl des Staats vernachlässigen, weil sie einzig ihr Fortkommen, ihre Glücksjägerei im Sinne haben." So kam er denn allmälig zu dem Punkte, wo er von Mismuth zur Bitterkeit, von dieser zur Verachtung und Geringschätzung der Menschen und ihrer Bestimmung überging. Alle seine Regentenpflichten wurden ihm in den letzten Jahren seines Lebens zur Marter. Aber nur unglücklich konnte er werden, nie grausam, nie hart; Erhabenheit der Gesinnung und Güte des Herzens sind solche himmlische und unzerstörbare Ga-

Paula entlaufen.

Der 15jährige Schüler v. Jena hat bei der weiten Entfernung seiner Eltern, die in Amerika wohnen, sich von Hause entfernt, um sich in Deutschland eine Existenz zu gründen. Er ist ein Sohn des Herrn Dr. Paula, welcher früher in Jena gelebt hat und jetzt in Amerika als Arzt sich niedergelassen hat. Der Knabe ist ein sehr guter Schüler, hat sich aber in letzter Zeit sehr schlecht betragen. Er ist 15 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll groß, hat dunkelblonde Haare, ist Protestant, in Jena geboren, spricht deutsch und englisch, ist sehr gewandt, hat eine gute Figur, ist sehr gut gekleidet und trug bei seiner Abreise einen dunkelblauen Anzug, Mütze und Stiefeln. Wer ihn beim Vorübergehen beobachtet, bemerkt, daß er sich sehr gut zu benehmen weiß. Er hat sich von Jena aus nach Berlin begeben und hat dort Freunde, welche ihn aufnehmen werden. Ich ersuche alle Polizeibehörden, ihn zu verhaften und gefangen zu behalten bis seine Abholung erfolgt ist.

Jena, den 15. Juli 1854.

Der Großherzogliche Polizeidirektor Schulze.

Bekanntmachung.

Der Schüler Paula ist heute Abend 6 Uhr von hier entwichen. Er ist 15 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll groß, hat dunkelblonde Haare, ist Protestant, in Jena geboren, spricht deutsch und englisch, ist sehr gewandt, hat eine gute Figur, ist sehr gut gekleidet und trug bei seiner Abreise einen dunkelblauen Anzug, Mütze und Stiefeln. Wer ihn beim Vorübergehen beobachtet, bemerkt, daß er sich sehr gut zu benehmen weiß. Er hat sich von Jena aus nach Berlin begeben und hat dort Freunde, welche ihn aufnehmen werden. Ich ersuche alle Polizeibehörden, ihn zu verhaften und gefangen zu behalten bis seine Abholung erfolgt ist.

Jena, den 15. Juli 1854.

Der Großherzogliche Polizeidirektor Schulze.

Bekanntmachung.

Der Schüler Paula ist heute Abend 6 Uhr von hier entwichen. Er ist 15 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll groß, hat dunkelblonde Haare, ist Protestant, in Jena geboren, spricht deutsch und englisch, ist sehr gewandt, hat eine gute Figur, ist sehr gut gekleidet und trug bei seiner Abreise einen dunkelblauen Anzug, Mütze und Stiefeln. Wer ihn beim Vorübergehen beobachtet, bemerkt, daß er sich sehr gut zu benehmen weiß. Er hat sich von Jena aus nach Berlin begeben und hat dort Freunde, welche ihn aufnehmen werden. Ich ersuche alle Polizeibehörden, ihn zu verhaften und gefangen zu behalten bis seine Abholung erfolgt ist.

Jena, den 15. Juli 1854.

Der Großherzogliche Polizeidirektor Schulze.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Conversations-Lexikon
für
neuesten Zeit und Literatur.
Encyclopädie der neuesten Erfahrungen und Kenntnisse.

Das unvergleichen Gelungene macht unbedingt auf jeden Gebildeten Anspruch, und wird Jeder, der sich dieses Werk anschafft, es nicht bereuen.

Das vollständige Lexikon besteht aus 12 starken Bänden, die in 24 Lieferungen à 5 Ngr. ausgegeben werden, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Wer sich dieses Werk auf Ostern anschafft, hat es bis Michaelis vollständig in Händen, ohne daß es ihm fühlbar wird.

Wir können hier keine Probe einsetzen, sondern verweisen auf die Buchhandlungen, wo jeder Bogen zur Ansicht vorliegt. Wir bemerken nur noch, daß der Verleger sich bis Ostern 30,000 St. absetzt, wenige Exemplare sind noch vorräthig.

Leipzig, im Juli 1854.

Expedition des Conversations-Lexikons für neueste Zeit und Literatur.

Verlag von F. A. Brockhaus.

Verlag von Friedrich Luckhardt in Kassel.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre vom Wechsel
nach
der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung
und
den Gesetzen der Kurhessischen Staaten.
Ein Handbuch
für
Kaufleute, Bankiers, Juristen und Gerichtsbeamte
von
Dr. Ludwig Bergius,
Advokat und Notar.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Friedrich Luckhardt in Kassel.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre vom Wechsel
nach
der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung
und
den Gesetzen der Kurhessischen Staaten.
Ein Handbuch
für
Kaufleute, Bankiers, Juristen und Gerichtsbeamte
von
Dr. Ludwig Bergius,
Advokat und Notar.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Bernhard Schmidt.

Verlag von F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 224. —— 11. August 1832.

Beiträge zur Charakterschilderung einiger Zeitgenossen.

In Fragmenten aus den Papieren eines alten Diplomaten.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

In den ersten Jahren seiner Regierung strebte Alexander nur die innern Staatskräfte zu entwickeln und der Aristokratie, deren Bemühen, die Herrschermacht des Kaisers nicht blos zu beschränken und zu theilen, sondern sie mehr und mehr ganz an sich zu ziehen, schon damals sehr auffallend merklich wurde, ein Gegengewicht zu geben. Um sein Wollen und Streben in dieser Hinsicht richtig zu beurtheilen, muß man zwei Eigenthümlichkeiten der russischen Verfassung nicht aus den Augen lassen. Die eine ist, daß die Regierung in dem dritten Stande keine Stütze gegen die Aristokratie finden kann, weil Jeder, der der Krone dient, zum Adel übergeht, sobald er im Civil- oder Militairstand Offiziersrang erhält, und ebenso wenig kann die russische Geistlichkeit vermittelnd zwischen Thron und Adel treten. Der russische Geistliche muß das ihm zugetheilte Feld so gut bearbeiten wie der Bauer, und seine Kinder gehören diesem Stande an. Der Stand der Geistlichen ist für den Staat kein Stand in politischer Bedeutung. Der Kaiser Paul hatte die Geistlichen von der Feldarbeit befreit, und die Bauern mußten ihren Acker besorgen; Alexander nahm diese Verordnung seines Vaters wieder zurück, und das war vielleicht ein Fehlgriff in einem Staate, wo von dem Volke nie die Rede ist und noch lange nicht sein wird. Es wäre ein Glück für den Kaiser gewesen, wenn seine Thätigkeit diese Richtung nach Innen behalten und er der Versuchung widerstanden hätte, sich als Feldherr mit Napoleon zu messen. Als legitimer Monarch hatte er als Regent ein unermeßliches Uebergewicht über diesen, das er nie als Feldherr auf das Spiel setzen und Napoleon dadurch mit sich auf gleichen Fuß setzen durfte. Ein legitimer Monarch hat es viel leichter, ein großer und berühmter, ja selbst ein gerechter Regent zu werden, als Einer, der aus eigner Machtvollkommenheit den Thron besteigt. Der Erstere hat es in seiner Macht, seinen Charakter frei nach seiner individuellen Richtung und Kraft zu entwickeln; der Schauplatz seiner Thätigkeit ist unbeschränkt; er darf sogar in der vollen Bedeutung des Worts menschlich sein und kann, wenn er's nur nicht gar zu arg macht, bei seinem Volke auf Liebe, Dank und Anerkennung rechnen; ja, die Menge ist so gutmüthig, daß sie schon Den als trefflich preist, der auf einem hohen Standpunkte das Böse unterläßt, was er thun könnte. Der Andere dagegen wird als Regent in allem seinem Thun und Wirken durch Eifersucht und Parteisucht bekrittelt und getadelt. Er muß seine Hauptkräfte zum Kampf mit der Gegenpartei — und diese gibt es für ihn immer — aufbrauchen, und die gelungenste Ausführung seiner Plane steigert oft nur die Gefahr für ihn. Menschlich zu sein, im hohen Sinne des Worts, ist für ihn das Schwerste, da der Parteigeist ihm verbietet es zu sein. Auf allgemeine, auf dankbare Anerkennung hat ein Emporgekommener, ein fürstlicher parvenu nun vollends nie zu rechnen. Jeder Bürgerliche macht schon die Erfahrung, daß ihm seine Talente und Kenntnisse nie von den Adeligen zum Verdienst angerechnet werden; sie setzen diese als nothwendig bei ihnen voraus, als hätten sie sie mit auf die Welt gebracht und als wäre es ihre Schuldigkeit, kenntnißreich und geschickt zu sein. Dagegen läßt die Aristokratie so leicht Keinen der Ihrigen fallen, der nicht dem System ihres Standes ungetreu geworden ist, denn dies ist eine Sünde, die sie nie vergibt. Kann man nun in den höchsten Ständen weniger esprit de corps voraussetzen? Nur in Zeiten allgemeiner Gefahr erlaubt man es einem Einzelnen, der nicht geborener Fürst ist, groß zu sein und es zu scheinen, weil dann der Parteigeist vor der Gefahr, die dem Ganzen droht, verstummt — aber er hat von Glück zu sagen, wenn man es ihm nach überstandener Gefahr vergibt, das Vaterland gerettet zu haben.

Diese großen Vorzüge der Legitimität gab Alexander durch seinen ersten Feldzug gegen Napoleon gewissermaßen aus den Händen. Die Schlacht von Austerlitz wurde zum Wendepunkt in seinem Leben; auf ihren blutigen Leichenfilden ging die Sonne seines Friedens unter, und nie ging sie ganz unbewölkt wieder auf. Der Kaiser lieferte sie gegen den Rath aller seiner Feldherren; Kutusoff bat ihn fußfällig, Benningsen's Ankunft, sowie auch die des Erzherzogs Karl abzuwarten — allein die Jugendglut seines Ehrgeizes riß ihn fort. Es war die erste Schlacht, der er beiwohnte, und er zeigte viel persönliche Tapferkeit; sein Pferd stürzte unter ihm und er verdankte seine Freiheit und sein Leben nur der Tapferkeit eines gemeinen

ruſſiſchen Soldaten.*) Alexander mußte fliehen. Er hatte Tauſende ſeiner Krieger blutig verſtümmelt geſehen, Tauſende verſanken unter der trügeriſchen Eisdecke, die unter ihnen brach, und Alexander glaubte ſich nach ſeiner religiöſen Ueberzeugung verpflichtet, einſt von jedem Einzelnen unter ihnen Rechenſchaft ablegen zu müſſen. Seit dieſer Schlacht waren ſeine edelſten Thaten kein Product erhabener, ſittlicher Freiheit mehr; ſie waren Buße, Sühne für vergoſſenes Blut!

Der Prunk und der Glanz des Thrones und des Ceremoniels waren von jeher für Alexander eine Laſt, von der er ſich befreite, wo er nur konnte. Er begriff lange nicht, daß die Etiquette und das Hofgepränge eine Wohlthat für die Menſchheit ſind, weil ſie den Vornehmen die einzigen Befriedigungen gewähren, die ſie ſich nicht geradezu auf Unkoſten der Geringern verſchaffen, ſondern die im Gegentheil ihren Einfällen und Begierden einen nützlichen Kappzaum anlegen. Mag gleich die Form der Convenienz oft der Entwickelung der Tugend hinderlich ſein, ſo gleicht ſich dies dadurch aus, daß ſie noch öfter den Ausbruch kühner Laſter verhindert; je mehr die Großen ſich mit ihren Spielwerken beſchäftigen, je geſicherter ſind die Kleinen. Wenn ſie ſo ganz unter ſich ſind, gedenken ſie freilich aller Derer, die nicht zu ihnen gehören, nur mit Geringſchätzung; aber es iſt für dieſe ein Glück, daß an unſern Höfen jeder Einzelne ſeine gefährlichſten Waffen an ſolchen Erbärmlichkeiten abſtumpft. Je närriſcher, je eitler ſolch ein Hofmann iſt, je unſchädlicher iſt er. Man fühlt ſich aber, wenn man das Betragen der Geringern gegen die Vornehmen ſieht, oft gezwungen anzunehmen, daß ihre ſklaviſche Unterwürfigkeit gegen die Reichen und Mächtigen ihnen angeboren iſt, ſo ekelhaft ſie auch erſcheint; ſie entſpringt aus der lebhaften Begierde nach Dem, wovor man ſich beugt, und ſelbſt der Kluge und Starke, wenn er auch alle andern Vorurtheile beſiegt hat, überwindet dieſes am ſchwerſten und gemeinhin zu ſpät für ſeine moraliſche Vollendung. Alexander mußte im Kreiſe ſeiner Höflinge oft gegen ſein Gefühl ſchlechte Menſchen politiſch ſchonend behandeln und die Empörung verhehlen, mit der er es immer heller und heller einſah, daß alle Anbetung, die man ihm zollte, nur eine Art des Götzendienſtes war, mit der man vor der Fortuna im Staube kroch. Man hat dem Kaiſer oft einen Vorwurf daraus machen wollen, daß er dem Zauber der Neuheit zu viel Gewalt über ſich einräume; aber man muß bedenken, daß ein Monarch doch auch ſo gut wie jeder andere Erdenbürger das Bedürfniß fühlt, durch lebhafte Empfindungen angeregt zu werden. Die Menſchen, die er täglich ſieht, weiß er bald auswendig; nur ein neuer Ankömmling vermag ihn zu intereſſiren. Alexander war nun überdem, als er den Thron beſtieg, ein Jüngling mit einem liebebedürfenden Herzen, voll der edelſten Schwärmerei für Tugend, Liebe und Freundſchaft. Er war ein edler Jüngling, voll der ausgezeichnetſten, vortrefflichſten Anlagen; aber er blieb doch auch auf dem Throne ein Menſch; ſo konnte ſeinem hohen Werthe der Schatten nicht fehlen, und dieſen warf die Eitelkeit auf ihn. Sein Sinn, ſein Herz, ſeine Seele weckten das Bedürfniß in ihm, ausgezeichnete Menſchen an ſich zu ziehen, und doch konnte er keine Eminenz dulden, und wo er auch nur auf Sekunden Uebergewicht des Geiſtes empfand, erkaltete er und ließ den Mann fallen. Er wollte durchaus in ganz Europa dafür gelten, allein zu regieren, und die Welt ſollte keinen Mann kennen, dem man in der Regierung des Staats einen leitenden Einfluß zutrauen könne. Auf die Dauer konnte er keinen Mann um ſich dulden, der auf ſeiner eignen Kraft und Stärke ruhte und dieſe nicht von ihm blindlings und knechtiſch zu ſeinen Anſichten verwenden ließ. Die moraliſche Macht des Regenten iſt unermeßlich; das bloße Anerkennen der Verdienſte ihrer Diener erhebt und beglückt dieſe, von welchem Range ſie auch ſein mögen, ſo hoch, daß es ſie alles Bittere früherer Vernachläſſigung vergeſſen macht, ihnen die ſchwerſte Arbeit verſüßt und ihre Moralität kräftigt; Alexander war ſich dieſer moraliſchen Macht ſehr gut bewußt; allein ſeine Eitelkeit vergönnte es ihm oft nicht, ſie zu benutzen. Verſtand, Kenntniſſe, Talent, dieſe konnte er dulden und anerkennen — damit reicht man aber noch nicht aus, um ein guter Miniſter zu werden. Um dies zu ſein, muß der Mann auch wahrhafte Energie und einen entſchiedenen Charakter haben, denn nur der Stempel der geiſtigen Mannhaftigkeit, den dieſer ſeinem Thun und Weſen aufdrückt, verſchafft ihm über ſeine Untergebenen die Gewalt, ſie zu brauchbaren und willigen Werkzeugen und Vollziehern ſeiner Abſichten zu machen. Dieſen Stempel duldete Alexander nicht, weil er ſelbſt zu liebenswürdig war, um ihn ſeinem eignen Wirken aufdrücken zu können. Es iſt für einen Monarchen unſäglich ſchwer, ſich die zu ſeinem Beruf erforderliche Tüchtigkeit und Thätigkeit zu erwerben. Seit ſeiner Kindheit lebt er wie in einem Götzentempel eingeſchloſſen, wo ihn ſeine Hofleute mit Abgötterei ſpeiſen, und nie wird es ihm ſo gut, mit Menſchen menſchlich leben zu dürfen. Unſere Zeit hat auch hierin Fortſchritte zum Beſſern gethan; aber zwiſchen dem Monarchen und ſeinem Volke liegt doch noch immer eine große Kluft, und ſelbſt die beſten Fürſten können ſich nie ganz in die Lage eines Menſchen verſetzen, der kein Fürſt iſt; ſie ahnen gar nicht, was uns Uebrige Alles drückt und drücken kann. Ihre Verhältniſſe gegen die Menſchen ſind und werden ihnen ſo leicht, daß ſie ſich von der Schwierigkeit der unſrigen keinen Begriff machen können; dies iſt auch, beiläufig geſagt, die Urſache, warum faſt allen Fürſten die Fähigkeit fehlt, ein dichteriſches Werk zu empfinden und zu verſtehen; ſie haben von den Beziehungen, Lagen und Verhältniſſen ſelten einen Begriff oder auch nur eine Ahnung, die man kennen und empfinden muß, um einen Dichter richtig zu verſtehen und ſich in

*) Dieſer Soldat hieß Ilia. Er ſchlug alle Beförderung und jede andere Belohnung aus als die, der Leibkutſcher ſeines Kaiſers zu werden. Als ſolcher hat er freilich, ſowie auch der kaiſerliche Mundkoch, Oberſtenrang. Bei dem Tode Alexanders konnte Ilia durch nichts bewogen werden, ſich von der Leiche ſeines Gebieters zu trennen. Er fuhr dieſe von Taganrog nach Petersburg zurück und ſchlief, trotz der Kälte und ſeines hohen Alters, jede Nacht auf dem Wagen, der die entſeelte Hülle trug.

ihre Kleinen Gesellschaften und Musikbanden zu ihnen kommen, um ihnen ein Ständchen zu bringen. Sie sind dann ganz gerührt und bedanken sich dafür. Sie haben, wie sie sagen, nie so schöne Musik gehört, und sie wünschen, daß sie es recht oft hören möchten. Sie sind auch sehr gastfreundlich. Wenn sie sich auch sonst nichts haben, so bieten sie doch Kaffee und Thee an, und Manche sind so reich, daß sie Wein und Bier dazu geben können. Sie sind auch sehr höflich und bescheiden und Niemand wird ihnen etwas Böses nachsagen können. Sie sind auch sehr fleißig und thun Alles, was ihnen ihre Herrschaft befiehlt. Sie sind Niemand schuld, daß sie Sklaven sind, und sie können auch nichts dafür, daß sie so dumm sind. Sie sind eben dazu geboren, Sklaven und Knechte zu sein, und sie begehren nichts Anderes, als ihren Herrschaften gehorsam zu dienen. Sie sind auch sehr treu und anhänglich, und wenn sie einen guten Herrn haben, so wollen sie nicht von ihm weg, und wenn sie auch Freiheit bekommen könnten. Sie sind auch sehr gutmüthig und lassen sich Alles gefallen, was ihnen ihre Herrschaft anthut, und sie vergelten Alles mit Liebe und Treue. Sie sind auch sehr geduldig und ertragen Alles mit Ergebung, was ihnen ihr Schicksal auferlegt. Sie sind auch sehr gläubig und halten sich an ihre Religion, und sie sind auch sehr abergläubig, besonders wenn sie krank sind. Sie sind auch sehr dankbar, und wenn sie ihre Herrschaft und Wohlthäter wiedersehen, weinen sie. Sie sind auch sehr leichtsinnig und sorglos, und sie denken nicht an die Zukunft, sondern nur an die Gegenwart. Sie sind auch sehr gastfreundlich gegen Fremde, und sie theilen mit ihnen, was sie haben. Sie sind auch sehr gesellig und lieben Gesellschaften und Tänze. Sie sind auch sehr lustig und singen und tanzen gern. Sie sind auch sehr leichtsinnig und verschwenderisch, und sie geben Alles aus, was sie haben. Sie sind auch sehr faul, und sie arbeiten nicht gern. Sie sind auch sehr sinnlich, und sie lieben das Vergnügen und die Wollust. Sie sind auch sehr eitel, und sie putzen sich gern. Sie sind auch sehr neugierig, und sie wollen Alles wissen, was in der Welt vorgeht. Sie sind auch sehr leichtgläubig, und sie glauben Alles, was ihnen gesagt wird. Sie sind auch sehr unwissend, und sie wissen nichts von der Welt. Sie sind auch sehr unbeholfen, und sie können nichts, als was ihnen ihre Herrschaft gelehrt hat. Sie sind auch sehr unerfahren, und sie kennen die Welt nicht. Sie sind auch sehr unbedeutend, und sie können nicht viel. Sie sind auch sehr unwissend, und sie können auch keine höhere Wissenschaften, so wie sie auch keine Künste und Handwerke können. Sie sind auch sehr arm, und sie besitzen nur Kleinigkeiten. Sie sind auch sehr schlecht, und sie stehlen gern. Sie sind auch sehr dumm, und sie können nicht viel lernen. Sie sind auch sehr unbedeutend, und sie können nicht viel leisten. Sie sind auch sehr unbedeutend, und sie können nicht viel leisten. Sie sind auch sehr unbedeutend, und sie können nicht viel leisten.

Sie sind auch sehr unbedeutend, und sie können nicht viel leisten.

Altes und Neues für Geschichte und Dichtkunst. Im Verein mit Gleichgesinnten herausgegeben von Dr. F. H. Bothe und Dr. H. Vogler. Erstes Heft; von Albino, Alpino, Amalie, Balduin, F. H. Bothe, F. Hecker, M. Ketzel, J. Küchler, J. Lange, K. A. Lebret, Reminiscenz, F. Rhenanus, Roger, Karl Saldagno, H. Vogler u. A. Potsdam, Vogler. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wieder eins von den seltsamen Büchern, von denen wir nicht begreifen würden, wie Herausgeber und Verleger desselben nur jemals zusammentreffen konnten, wenn nicht der Verleger unter den Herausgebern steckte. Dies erklärt freilich Alles; denn ein schriftstellernder Buchhändler hat allerdings vor andern Sterblichen den großen Vorzug, mit seinen Manuscripten niemals in Verlegenheit zu sein. Es bleibt nur zu wissen, wer bei dem Andern in die Lehre geht, der Buchhändler bei dem Schriftsteller oder umgekehrt.

Eine Sammlung alter und neuer verloren gegangener Papierschnitzel voll unglücklicher Gedichte und unglücklicherer Anekdoten und Geschichtsskizzen ist nun freilich in unserer an Erzeugnissen dieser Art so äußerst armen Zeit ein überaus großes Verdienst. Wir können daher den Herausgebern die bescheidene Prahlerei oder die prahlerische Bescheidenheit, welche die Vorrede zu dieser Sammlung eingegeben hat, auch nicht verdenken; ihre Sammlung ist allerdings von der Art, wie noch keine vorhanden ist. Wer außer ihnen wäre auch bis jetzt darauf verfallen, die Abfälle und Hobelspäne aus unserer gewaltigen Literaturfabrik, welche täglich 10,000 Ellen Zeuch hervorbringt, so sorgsam wie sie zu sammeln! Zu diesem großen Zweck aber haben sich zwei Herren Doctoren und funfzehn Belletristen, nebst dem Verleger, viele andere ungerechnet, vereinigt; sie hätten aber ebenso gut unvereinigt bleiben können, und die Welt hätte etwas Makulatur weniger. Der Werth dieser mit so großem Kraftaufwand begonnenen Sammlung für Geschichte und Dichtkunst, deren erstes Heft uns vorliegt und dessen zweites wol niemals erscheinen wird, ist für die Herausgeber nämlich sehr hoch, für die Kritik aber Null. Eine kurze Analyse des Inhalts dieses so stolz-bescheiden hingegebenen Heftes wird dies unsern Lesern klar zu machen genügen. Die verlorenen Körner poetischen Samens, die es aufgelesen und hier für die Nachwelt aufbewahrt hat, welche ohne sie trostlos sein müßte, bestehen fast sämmtlich aus den hohlsten Seifenblasen, welche die Tagespoesie nur immer ans Licht schickt. Die Gedichte von C. A. Lebret zeichnen sich durch nichts aus als durch eine selbst heute ungewöhnliche Leerheit; das Lied der Wucherer von K. S., eine Parodie auf Schiller's Ode an die Freude, beweist nur, wie eifrig man bemüht war, Alles aufzunehmen, was — umsonst? — zu haben war. Die neugriechischen Lieder von Albino sind lauter alte, längst bekannte Sachen und größtentheils so schlecht, so lahm übersetzt, als es nur irgend thunlich war. Unter der Menge anderer Poesien von Albino, Alpino, Küchler, Amalie, Saldagno, Balduin und Roger — eine wahre Tafelrunde erlauchter Poeten, wenn am Ende nicht alle diese Rogers und Balduins ein und dieselbe Person sind — ist auch nicht eins, das der Auszeichnung, gedruckt zu werden, würdig wäre, das Lobgedicht auf Herrn Trisimpler und einige Räthsel abgerechnet, welche sich in der That durch ihre Albernheit auszeichnen. So viel von den poetischen Beiträgen dieser würdigen Anthologie für Dichtkunst und Geschichte. Was nun die Aufsätze in Prosa betrifft, so begegnet uns zunächst S. 2 eine Novelle: „Die edelmüthigen Freunde", nach dem Spanischen von C. Saldagno, neun Seiten lang, die einfältigste Anekdote, die sich denken läßt, und deren sich kaum der Spree-Beobachter zu rühmen vermöchte. Nächstdem S. 114: „Naturbilder von Reminiscenz", eine wässerige poetische Brühe, mit welcher das Neckarthal, Schaffhausen, der Bodensee u. s. w. beschüttet werden, man sieht nicht ein, zu welchem Zweck. Doch halt! Vorher kommt S. 28 „Ketzel's Reise nach Palästina 1476", herausgegeben von Rhenanus, auf welche die Herausgeber ein entsetzliches Gewicht legen und die sich durch nichts auszeichnet als durch die orthographischen Verkehrtheiten des guten Augsburgers aus dem 15. Jahrhundert. Bei allem dem möchten dieser Beitrag und sein Seitenstück: „Dr. Lange's Beschreibung der Reise Herzogs Friedrichs von der Pfalz in Hispania 1526", noch den meisten Anspruch auf unsere Beachtung geltend machen, da wenigstens eine entfernte Idee von Wissenschaftlichkeit sich mit ihnen verbinden läßt. Weiterhin folgt S. 149: „Timon aus Cypern, eine altdeutsche Erzählung". Die gelehrten Herren Doctoren und Herausgeber scheinen ihrerseits, indem sie diese Erzählung als ein altdeutsches Werk mittheilen, sammt und sonders keine Ahnung davon zu haben, daß dasselbe nichts weiter ist als eine ziemlich getreue Uebersetzung der Boccaccio'schen Erzählung im „Decameron", giorn. V, 1, wenigstens sagt von allen 17 Mitarbeitern nicht ein einziger ein Wörtchen davon. Ein solcher Irrthum wäre allerdings ein interessanter Beweis, wie sehr die gelehrten Herren Doctoren in der Literatur des Mittelalters, die sie zu kennen sich das Ansehen geben, zu Hause sind. Hierauf folgt nun eine Erzählung: „Der Pflaumenkuchen" von F. H. B. (Bothe), acht Seiten lang, ein äußerst geistvoller Pflaumenkuchen. „Ariadne und Theseus", eine berlinische Travestie von K. S. hat so viel Werth, als Possen dieser Art in der Literatur haben können; der Verf. hat seinen ganzen Namen nicht darunter zu setzen gewagt. Ein großer Aufsatz: „Charakter und Autorschaft der Epist. obs. virorum", aus dem „Edinburgh review" übersetzt (!), zieht sich fast bis zum Schluß hin. Vortreffliche Auswahl! Uebrigens ist die Abhandlung lesenswerth. Das „Mumiengespräch", aus dem Italienischen des Grafen Leopardi, möchte leicht das beste Stück der ganzen Sammlung sein. Der geistvolle Verf. beweist darin auf eine äußerst anziehende Weise und in Lucian'scher Form, daß der Tod an sich stets und unter allen Umständen süß und schmerzlos sei; ein Bestreben, für welches alle Todesfürchtigen ihm sehr dankbar sein müssen. Zeitgenossen und Charakteristiken werden zum Beschluß angekündigt; sie enthalten aber nur Herrn Filippo Ottonieri, eine Art von italienischem Sokrates, den in Deutschland vielleicht nicht zwei Menschen kennen. Die „Marche parisienne, paroles de M. C. Delavigne" macht den wirklichen Beschluß, eine Auswahl, die uns aufs deutlichste beweist, aus welchen reichen und schwer zugänglichen Quellen die gelehrten Herren Herausgeber schöpften, wenn wir anders nach den vorangehenden Proben, nach dem „Marschlied des Dragonerregiments Königin" (S. 187) und nach der „Ode auf die Heimkehr des französischen Heeres aus Aegypten" (S. 268) an dem Reichthum und der Trefflichkeit dieser Quellen ja noch hätten zweifeln können.

Um nach so viel Scherz und Nichtigkeit doch zuletzt zum Ernste zu kommen, so beklagen wir in Wahrheit der Verf. Mühe, der Herausgeber Sorge, des Verlegers Papier und seine Druckerschwärze: alles Dinge, die doch — to no purpose — an diese Erscheinung verschwendet worden sind. In Wahrheit aber würden wir minder streng darüber abgeurtheilt haben, wenn uns nicht die süßlich-gespreizte, bescheiden-anmaßende und äußerst wichtig-thuende Vorrede der Herausgeber dieses Heftes, und der Ton, womit sie uns ankündigen, einem „gefühlten Bedürfniß unserer Zeit abhelfen zu wollen", ein Dorn im Auge gewesen wäre: eine Anmaßung, welche unsere Leser nach dieser Skizze Dessen, was sie hier erhalten, vollkommen zu würdigen wissen werden. Hier aber oder nirgend ist das Horazische Risum teneatis an seiner Stelle! 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 225. — 12. August 1832.

Beiträge zur Charakterschilderung einiger Zeitgenossen.

In Fragmenten aus den Papieren eines alten Diplomaten.

(Beschluß aus Nr. 224.)

In Beziehung auf ihn als Monarchen sind die Freundschaftsverhältnisse weit wichtiger, die er, vorzüglich in seinen ersten Regierungsjahren, mit bedeutenden Männern anknüpfte. Günstlinge hat er nie gehabt. Der Bruder seiner Geliebten, der Fürst Adam Czartorpski, war einst sein Freund und bis zu Alexanders Tode im Besitz seiner Achtung. Doch das interessanteste Verhältniß dieser Art ist wol das, in dem Alexander einige Jahre mit dem Professor P. in D. stand. Diesen lernte er bei seiner ersten Anwesenheit in D. kennen, wo er den Auftrag hatte, ihn im Namen der Universität mit einer französischen Rede zu bewillkommnen. Der jugendliche Kaiser warb um die Freundschaft des einfachen Privatmannes mit aller Begeisterung unentweiheter Herzenswärme. P. machte es zur Bedingung ihres Verhältnisses, nie eine Gunst, nie eine Gnadenbezeigung von seinem kaiserlichen Freund annehmen zu dürfen, und bestand auch darauf, daß ihr Herzensverhältniß durchaus vom Schleier des Geheimnisses verhüllt bleiben solle. Der Briefwechsel Alexanders mit diesem seltenen Manne würde der Menschheit Ehre machen, wenn er je bekanntgemacht würde; aber ich habe Ursache zu fürchten, daß dazu keine Hoffnung vorhanden ist. Alexander war ein warmer Freund, aber ein treuer Freund war er nicht, und wie könnte dies auch ein Fürst sein! P. blieb stark genug, um so wenig Günstling sein als es scheinen zu wollen, denn gewiß kein Sterblicher bezahlt sein Glück so theuer, als es der Günstling bezahlt. Der Sklave verkauft nur seinen Leib, der Günstling Alles, was ihn zum Menschen macht.

Noch Einmal, Alexander stand zu hoch, ich will nicht sagen über seinem Volk und seiner Zeit, aber über seinen Hofleuten, um in diesen Werkzeuge zur Ausführung seiner Plane finden zu können. Er hatte den reinsten Willen, sein Volk zu beglücken und Alles für seine Bildung zu thun, und bestieg den Thron mit dem Entschlusse, durch Weisheit, Milde und Aufklärung den Despotismus der russischen Regierung nach und nach aufzulösen und durch eine gesetzmäßige Verwaltung sein Volk allmälig einer höhern Bildungsstufe zuzuführen; doch Alles, was ihn umgab, arbeitete aus Vorurtheil, Wahn, Habgier und Herrschsucht, aus misverstandenem Interesse und aus blinder Anhänglichkeit an das Gewohnte, ihn von seiner Höhe herabzuziehen. Die moralische Schlechtigkeit der Menschen, die Bestechlichkeit aller seiner Beamten, die Raubsucht der Höflinge nagten wie Geier an seinem edeln Herzen. Der Despotismus seiner Vorgänger hatte in dieser Sittenlosigkeit eine Stütze gefunden; ihm zehrte sie das innerste Lebensmark auf. Ihm fehlte dabei die Heldenkraft, die wenigen edeln, dem Staat und ihm getreuen Diener gegen Kabalen und Intriguen zu schützen und sie auf ihren Posten zu erhalten; er hat in dieser Art einige Männer fallen lassen, von denen er es sich später nie vergeben hat, sie ihren Feinden preisgegeben zu haben. Dazu kam nun noch die Schwäche seiner Eitelkeit, zu fodern, jeder seiner Minister solle nur ein Werkzeug seines Geistes zu sein scheinen, die ihm vollends die Unterstützung raubte, deren er bedurfte, um der übermenschlichen Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht zu erliegen. Der Kampf zwischen dem Guten und Bösen ist für den Erstern stets gefährlicher als für den Letztern; dieser gewinnt durch den Kampf selbst an Arglist und Gewandtheit, was er an Kraft verliert; der Gute dagegen verliert, durch das zu häufige Reizen der Galle und des Unmuths, an Milde und Güte, was er an Festigkeit und Kraft gewinnt. Man denke sich die Zahl der Unglücklichen, Verfolgten und Bedrückten in Alexanders unermeßlichem Reiche — sein Wissen darum, ohne helfen zu können — die Bosheit, die alle seine Entwürfe zum Guten veranstaltete und vergiftete — den Undank und die Treulosigkeit Derer, denen er so ganz vertraut hatte — die Haltlosigkeit, die ihm die Erfahrung gab, daß sich an das Beste, was er gewollt hatte, gerade das Böseste und Unheilvollste gebunden hatte — das sich mehr und mehr entwickelnde Bewußtsein, seiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein, und man wird begreifen, wie Herz und Geist unter der ungeheuern Last seines Schicksals zusammenbrechen und er sich selbst in den letzten Jahren seines Lebens so sehr unähnlich werden konnte. Das Herz blutet Einem, wenn man den Untergang dieses vortrefflichen Menschen bedenkt. Das schleichende Gift der diplomatischen Cabinetsluft, vorzüglich der östreichischen, von der Klinger zu sagen pflegte: wie in Tibet seit Jahrhunderten immer derselbe Dalai-Lama regiere, so in Oest-

reich seit Jahrhunderten immer derselbe Minister — hatte ihm alle Lebenslust und Lebenskraft ausgesogen. Nie wäre aber Alexander in einen so entschiedenen Kampf mit dem Geiste der Zeit gerathen, wenn Frau von Krüdener, und durch sie die Partei, deren Werkzeug sie war, sich seiner nicht so ganz bemächtigt hätte. Es ließ sich voraussehen, daß die europäischen legitimen Herrscher nicht sonderlichen Gewinn davon haben konnten, daß Napoleon einen Bourbon zum Nachfolger bekam. Auf Cromwell folgte auch Karl II.; was aber der Erstere schuf, wirkt noch in England nach und konnte durch keine legitime Regierung wieder erschüttert werden. Jedes religiöse und politische System, zur Unterjochung der Menschheit gebildet, muß endlich den freien, nie ganz einzuschläfernden Geisteskräften des Menschen weichen. Der Widerstand zwingt diesen eine gefährliche Richtung auf und spielt diese Leuten in die Hand, die solche Zeitumstände zu nutzen wissen. Kein Monarch ist so mächtig, daß er die öffentliche Meinung besiegen kann. Diese ist eine heimliche Feme, gewaltiger als je die auf rother Erde war. Unbestechlich und unsichtbar fällt sie ihre Urtheile ohne Form und Verhör, und doch dringen ihre Aussprüche in Schlösser und Hütten, in Paläste und Tribunen ein und siegen über Verstand und Unsinn, über Wahrheit und Lüge. Den Geist der Zeit kann man sich nur dadurch dienstbar machen, daß man sich an ihn schmiegt. Bekämpft man ihn, so wird er zum rachsüchtigen Dämon, gestaltet man die Dinge in seinem Sinne um, zum freundlichen, helfenden Retter. Kein Monarch hat das Gewicht dieser Wahrheiten schmerzlicher erkennen und empfinden müssen als Alexander, der es furchtbar schwer gebüßt hat, sie verkannt zu haben.

Schon im Jahre 1812 wurde Alexander durch seine damals sich entwickelnde unglückliche Gemüthsstimmung bewogen, sich nach einer übernatürlichen Hülfe umzusehen. Er warf sich Jung-Stilling in die Arme; allein er fand bei diesem nicht, was er suchte, konnte es auch nach ihrer so höchst verschiedenartigen persönlichen Individualität nicht finden und wurde nun durch einen Brief der Frau von Krüdener an Fräulein von Stourdza, den man ihm in die Hände zu spielen wußte, auf diese aufmerksam gemacht. Die Partei, deren Werkzeug Frau von Krüdener war, hatte schon lange danach gestrebt, sich des Kaisers zu bemächtigen, und jener Brief erweckte nun in dem Kaiser den Entschluß, sich der Frau von Krüdener anzuvertrauen. Diese wohnte 1813 in der Nähe von Heilbronn, aber bei der Annäherung des Kaisers begab sie sich in die Stadt und erschien gleich bei seiner Ankunft unaufgefodert in seinem Vorzimmer, wo sie dem Fürsten Wolkonsky ein Empfehlungsschreiben übergab, nach dessen Empfange sie der Kaiser gleich einzuführen befahl. Bei dieser ersten Zusammenkunft war sie ganz die zürnende Prophetin, die erst den größten Monarchen der Welt zerknirscht und weinend vor sich im Staube, auf seinen Knien liegen sehen mußte, ehe sie seinem Wunsch und seinem Vorsatze, Buße für seine Sünden thun zu wollen, Glauben schenkte und ihn durch die Hoffnung auf Begnadigung tröstete. Diese erste Zusammenkunft dauerte drei Stunden, und der Kaiser hatte, als Frau von Krüdener sich entfernte, ganz roth und dick geweinte Augen. Kaum war er auch am folgenden Tage in Heidelberg angekommen, als er an Frau von Krüdener schrieb und sie bat, zu ihm zu eilen, weil er ein dringendes Bedürfniß empfinde, sich mit ihr noch ausführlicher von seinem Seelenzustande zu unterhalten, und auf ihre Fürbitte bei Gott seine Hoffnung setze. „Sie werden mich", schrieb er ihr, „außerhalb der Stadt in einem kleinen Hause logirt finden; ich habe diese Wohnung jeder andern vorgezogen, weil ich im Garten derselben mein Panier, ein Kreuz, aufgepflanzt fand."

Frau von Krüdener leistete dieser Einladung sogleich Folge; sie bezog in Heidelberg ein am linken Ufer des Neckars gelegenes Bauernhaus, das nur einige hundert Schritte von der Wohnung des Kaisers entfernt war. Einen Tag um den andern kam nun der Kaiser regelmäßig des Abends um 10 Uhr zu ihr und verließ sie dann nicht vor 2 Uhr des Nachts. Diese Besuche wurden fortgesetzt, so lange das Hauptquartier in Heidelberg blieb. Frau von Krüdener war, dem Kaiser gegenüber, vom Anfang an eine verschmitzte, listige Betrügerin, die ihn durch vorgebliche Wunder und Geistererscheinungen täuschte. Sie beruhigte ihn durch ihre Prophezeiungen und ihre vorgeblichen göttlichen Eingebungen über den Ausgang des Krieges und absolvirte ihn von seinen Sünden. Alexanders Gesinnungen bewährten sich aber auch in dieser Verirrung als die edelsten; er suchte wahrhaft den Herrn und brachte Gott in Demuth alle Eitelkeit des Eroberers zum Opfer dar. Europa den Frieden zu schenken, war der Inbegriff aller seiner Wünsche, und er bereit, für das Wohl der Menschheit Alles zu thun. Am 25. Juni verließ er Heidelberg, und Frau von Krüdener traf erst den 14. Juli wieder mit ihm in Paris zusammen, wo der Kaiser seine gemeinschaftlichen Betstunden mit ihr gleich wieder begann und regelmäßig fortsetzte. Er wohnte im Palast Elisée Bourbon, dessen Garten an die elisäischen Felder stößt; Frau von Krüdener im Hôtel Montchenu, dessen Garten gleichfalls an diese Felder stößt und es dadurch dem Kaiser möglich machte, unbemerkt zu ihr zu kommen.

Es ist hier nicht der Ort, genauer die Art und Weise zu zergliedern, durch welche es ihr und ihrem Anhange gelang, sich des Kaisers mehr und mehr zu bemächtigen. Zu den vielen Komödien, die zu dem Zwecke gespielt wurden, ihn zu überzeugen, daß er, auf ihre Fürbitte, eines besondern göttlichen Schutzes genösse, gehört auch die oft besprochene Vergiftungsgeschichte — genug, man scheute keinen Betrug, man erlaubte sich jede Täuschung, jeden Frevel der Lüge, um das Netz fester und fester über ihn zusammenzuziehen und um Frau von Krüdener in seinen Augen die Heiligkeit einer von dem Heiland und dem heiligen Geiste inspirirten Prophetin zu geben.

Alexanders Hingebung an den Einfluß, den Frau v. Krüdener über ihn zu gewinnen wußte, war von bedeutenden Folgen für ganz Europa. Die Idee der heiligen Allianz ging von ihr aus; Alexander faßte sie in der Erhabenheit einer, alle Völker der Erde mit christlicher Liebe umfassenden Verbrüderung auf; es lag ein Anklang sei-

wir hören können Journalisten teils, Männer teils, Frauen teils und Journalen, die Gleiches Gerechtigkeit Gleiches. Wir sind Männer, wir haben uns zu vertragen. Wir haben uns nicht zu schämen über Dinge, die wir gesagt haben, wenn wir sie nicht zu schämen brauchen. Wir haben uns nicht zu schämen, wenn wir Dinge, die wir gesagt haben, nicht mehr sagen können, weil wir gelernt haben, daß sie nicht richtig waren. Wir haben uns zu schämen, wenn wir Dinge, die wir gesagt haben, weiter sagen, obwohl wir wissen, daß sie nicht richtig waren. Wir haben uns

Geschmacks, zu ungeduldig zu einer genauen Entwickelung und Analyse der Charaktere, unempfänglich für Glätte und Schönheit des Dialogs, sich lieber mit einem keck hingeworfenen und rohen Umrisse begnügend, als ein vollendetes Cabinetsstück unternehmend, außerdem vor Allem eine Mannichfaltigkeit der Handlung, Begebenheiten, Scenerie und lächerlicher Figuren erstrebend, und so dem unbeständigen Charakter des pariser Publicums in allen seinen Launen schmeichelnd, stellte Scribe seine Gemälde, meistentheils noch naß von der Arbeit, auf seiner hellen, obwol zuweilen etwas derben Leinwand, der Welt zur Schau aus, und Jedermann war entzückt über die Aehnlichkeit, denn in der lustigen Malice seiner Portraits glaubte man stets, wenn auch nicht sein eignes Portrait, doch das seiner Freunde wiederzuerkennen; und so hatte er das Verdienst, im Vaudevilletheater eine Schule zu gründen, während er im „Théâtre français" im besten Falle immer nur ein Nachahmer geblieben wäre. Die Lustspiele und Vaudevilles Scribe's nehmen gewissermaßen eine Art von Mittelstufe ein zwischen den dramatischen Sprüchwörterspielen, die sich jetzt einen so beträchtlichen Platz in der neuern französischen Literatur zu behaupten wissen, und der regelmäßigen Komödie, die nur noch in wenigen Arbeiten aus der Schule der Classiker sich mühsam fortschleicht. In den Sprüchwörterspielen wird eine einzelne Begebenheit oder Situation darstellig gemacht, kein verwickelter Knoten geschürzt, der einfache Hergang der Wirklichkeit braucht in keiner Hinsicht dem dramatischen Effect aufgeopfert zu werden, nur ein paar Charaktere treffen mit einander zusammen und schwatzen ganz mit der Gemächlichkeit, dem Sichgehenlassen und der Frivolität des gewöhnlichen Lebens. Der Reiz dieser Stücke beruht in ihrem vollkommenen Anschein von Natürlichkeit, ihr Fehler in dem Mangel eines fortschreitenden Interesses. Scribe sucht in seinem Theater, während er sich bestrebt, den natürlichen Ton der Proverbes zu treffen und die Charaktere und Sitten in einer leichtern Entwickelung abzuhandeln, denselben mit dem spannenden Interesse eines verwickelten Plans zu vereinigen, den er oft mit großer Geschicklichkeit anzulegen und stets mit so großer Anmuth und Beweglichkeit zu lösen versteht, daß der Leser leicht und angenehm zum Schlusse geführt wird. Er scheint gleichsam der Spur des regelmäßigen Lustspiels nachzugehen, indem er die Blumen auflieſt, die es auf seinem stattlichern Wege nicht beachtete oder fortwarf. Aber diese Blumen weiß er in so malerischen und geschmackvollen Gewinden zusammenzufügen, daß der Kranz, welchen er der Muse des Vaudeville flicht, ihr oft mehr Anziehendes gibt als ihrer würdigern Schwester. Wenn man die Reihe von Scribe's Leistungen in dieser Weise übersieht, kann man in der That nicht umhin, die Mannichfaltigkeit und Fruchtbarkeit seiner Erfindung zu bewundern. Er geht mit derselben Leichtigkeit vom Sentimentalen zum Ausgelassensten über, von der ergreifendsten Scene der Rührung zu einem eben cursirenden Modewitz des Tages. In seiner Gleichgültigkeit gegen alle Parteien und Meinungen scheint er ein wahrer Kosmopolit zu sein; die Frivolität des ancien regime, die Gemeinheit und Leidenschaftlichkeit des Republikanismus, die Schwächen, Intriguen, die kleinen Laster, Modethorheiten und Großsprechereien der Gegenwart, Alles wird von ihm mit derselben Treue und mit derselben kalten Unparteilichkeit des Spottes aufgefaßt und wiedergespiegelt. Man könnte aus seinen Vaudevilles eine Chronik der französischen Sitten während der letzten sechzehn Jahre zusammenstellen; aber auch selbst Stoffe von Gift- und Mordgeschichten, wie die der Marquise von Brinvilliers, und Hexenunfug und Teufeleien, wie in „Robert dem Teufel", weiß er mit glücklichem Erfolge zu behandeln. Sein Teufel hat selbst noch nach Dem, was man in neuern Zeiten aus den Händen eines Cazotte, Göthe, Byron, Lewis, Maturin u. A. an solchen Personagen hat hervorgehen sehen, etwas Originelles an sich.

Scribe's Talent, sich in jedes Thema, sei es heiter oder ernsthaft, erhaben oder niedrig, modern oder antik, mag es in Paris oder Indien, über oder unter der Erde spielen, sogleich hineinzuversetzen, ist in der That von sehr bemerkenswerther Art. Man fodere von ihm eine kleine anmuthige Romanze, eine Geschichte von Liebe oder Eifersucht, wie die „Somnambule", eine derbe und farcenhafte Sittenschilderung, wie der „Glücklichste Tag meines Lebens", eine Burleske, wie der „Bär und der Bassa", eine ernste Oper, wie die „Stumme von Portici" und „Der Gott und die Bajadere", oder eine komische, wie „Die Braut", oder ein Lustspiel im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie seine „Vernunftheirath", zu Allem wird man ihn bereit finden, und er überliefert sein Manuscript an dem bestimmten Tage mit der Pünktlichkeit, mit welcher ein Kaufmann seine Wechsel bezahlt. Der hervorstechendste Zug in seinem Talente, der ihm zugleich den meisten Beifall erworben, dürfte aber wol seine Geschicklichkeit sein, einen Plan anzulegen. Seine Begebenheiten sind selten sehr verwickelt, sie folgen auf ganz natürliche Weise aus einander, nichts hinkt, nichts bedarf einer Erklärung. Dennoch führt ihn sein außerordentliches Geschick in dieser Hinsicht, und sein Selbstvertrauen, jeden noch so gefährlichen Stoff behandeln zu können, zuweilen in der Auswahl seiner Gegenstände irre, und er verfällt hinsichtlich der Grundlage desselben zuweilen in solche Abgeschmacktheiten oder Unwahrscheinlichkeiten, die er durch allen glücklichen Takt der Entwickelung kaum wiedergutzumachen im Stande ist. So kann man sich ungeachtet des zauberischen Reizes der Einzelnheiten doch schwerlich mit der radicalen Unwahrscheinlichkeit der leitenden Grundsituationen in der „Geldheirath" oder mit dem Betragen des Helden Poligny aussöhnen, der nicht nur selbst das Opfer bringt, eine ihm verhaßte Heirath zu schließen, um seine Ehre dadurch zu retten, die einiger unglücklichen Speculationen wegen auf dem Spiele steht, sondern sich auch durch sein ganzes Betragen unnützerweise bemüht, den wirklichen Gegenstand seiner Zuneigung, Frau von Brienne, zu überzeugen, daß jene Verbindung eine Folge der Zuneigung sei. Es ist vielleicht der beste Beweis seiner großen Anlage in dieser Hinsicht, daß die Unwahrscheinlichkeit mit jeder Scene abzunehmen scheint, bis wir zuletzt, wenn der Vorhang fällt, uns ganz in die Fügung des Dramatikers ergeben haben. Mit Ausnahme weniger, wird man wol fast in allen seinen Werken Scenen finden können, wo die Situationen an den Rand der Unwahrscheinlichkeit hinstreifen oder dem Gebiete melodramatischer Uebertreibungen sich annähern, und doch gelingt es ihm dann oft wieder, mit Hülfe seiner bewunderungswürdigen Geschicklichkeit und seiner ihm nie ausgehenden Meisterschaft über einen effectvollen und witzigen Dialog, sich wieder aus allen Verwickelungen herauszuwinden, gerade wenn wir schon seine Sache hoffnungslos aufgegeben hatten. Diese seine Kunst, sich zu helfen, hat er vornehmlich in einem seiner beliebtesten Stücke: „Avant, pendant et après" auf eine bewundernswürdige Weise an den Tag gelegt. Dieses Drama, obwol mehr eine Darstellung von zufälligen Begebenheiten als von Sitten und Charakteren, kann doch im Ganzen als ein glänzendes Beispiel Dessen dienen, was Scribe vermag. Die Gattung dieses Stückes ist durch mannichfache Nachbildungen, wie die „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers" u. a. überall bekannt geworden. Es werden darin die Charaktere in ihren verschiedenen Lebensperioden nach langen Zwischenräumen vorgeführt, und man kann nicht leugnen, daß sie den Vortheil einer großen Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit der Handlung gewährt; sie vergönnt dem Dichter eine fast unbeschränkte Freiheit in der Ausmalung der mannichfachen Veränderungen seiner Charaktere, ohne daß sie ihn nöthigt, die Zwischenglieder zwischen dem Mannesalter und der Jugend ausfüllen zu müssen; während er den Faden des Zusammenhangs durch ein fortgesetztes Vorführen der Hauptcharaktere unterhält, kann er sie zugleich auf jeder neuen Lebensstufe mit einer andern Art von Wesen, mit neuen Sitten, neuen Gefühlen, Gewohnheiten und Vorurtheilen in Conflict setzen. Nichts konnte der Entwickelung einer solchen Idee einen reichern Spielraum geben, als die von Scribe gewählten Perioden: Vor, Während, und Nach der Revolution. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 226. — 13. August 1832.

Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Platastromes, während den Jahren 1823—27. Von J. Fr. von Weech. Drei Theile. München, Finsterlin. 1831. Gr. 8. 4 Thlr.

Der ungeübte Styl und die geringe Darstellungsgabe des Verf. darf uns nicht abhalten, dies Werk, welchem wir sehr viel Belehrung und eine recht angenehme Unterhaltung verdanken, unsern Lesern aufs beste zu empfehlen. Denn selbst die natürliche Kunstlosigkeit des Styls wird sich endlich immer an solchen Werken rechtfertigen, denen es um Darstellung von Thatsachen, Schilderungen der Wirklichkeit und wahrhafte Erzählung des Erlebten zu thun ist. Diese drei aber bilden das Gebiet, auf dem sich der Verf. bewegt, und er bleibt ihm treu mit gänzlichem Ausschluß des Fingirten oder nicht durch Augenschein Gewonnenen. Belehrung und Wahrheit aber gehen bei einem Reisewerke mit Recht der geschmückten Darstellung voran.

Auch der Verf. gehört zu der großen Anzahl Deutscher, welche, von blendenden Schilderungen und glänzenden Versprechungen verlockt, das Vaterland verließen und seit 15 Jahren, so vielen Abmahnungen zum Trotz, noch immer verlassen, um in der neuen Welt ein Glück zu suchen, das sie in der alten zu fliehen scheint. Auch er hat sein Theil von Enttäuschung gefunden und einen jugendlichen, aber inhaltlosen Traum zu bereuen Anlaß gehabt. Er ist klüger, aber nicht reicher aus Südamerika zurückgekehrt, und seine Plane sind an eben den Hindernissen gescheitert, welche die Hoffnungen so vieler Colonen in Brasilien zerschellen. Möge sein Werk und sein Beispiel andere in der Täuschung Begriffene abzuschrecken dienen, denn der Verf. gehörte keineswegs zu den ganz leichtfertigen und unbesonnenen Auswanderern.

Der erste Theil enthält die Reise nach Brasilien und die erste Zeit des Aufenthalts in Rio, nebst der Schilderung der Hauptstadt. Die Zeit, in welche dieser fällt, war den Beobachtungen des Verf. günstig; es ist die Epoche der gänzlichen Freierklärung Brasiliens und Don Pedros Selbstregierung.

Das erste Buch führt uns aus Deutschland durch Holland nach England. Der Verf. verweilt lange genug in London, um durch seine Bemerkungen über Land und Leute anziehend zu werden. Ueber England ist in der That durch die „Briefe eines Verstorbenen" ein berichtigtes Urtheil unter uns verbreitet worden: wir sahen in Deutschland das englische Wesen nur allzu oft durch eine rosig gefärbte Brille; jene Briefe haben, ohne daß dies ihre Absicht wäre, unser Urtheil corrigirt und festgestellt. Was der Verf. von England sagt, schließt sich meist jenem Standardurtheil an. Contrast ist der Charakter Englands, augenblendender Glanz, der viel Unerfreuliches verbirgt: Reichthum, der die Armuth drückt und verdeckt; keimendes Verderben, vom Schleier eines täuschenden Flors verborgen; die größte Unfreiheit beim Schein einer völlig freien Bewegung aller Glieder des Volks, und die Tyrannin „Sitte und Mode" auf dem Thron, gleichsam als könne der Mensch nicht ohne Herren sein.

Von Gravesand schifft der Verf. (im zweiten Buch) nach Lissabon. Ein strenges und possierliches Examen auf der Polizei gibt uns hier ein treffendes Bild von dem Uebermuth und der grenzenlosen Unwissenheit portugiesischer Beamten. Der Verf. soll sagen: woher? „Aus Baiern!" Niemand kennt dies Land. Eine alte Karte von Europa wird herbeigebracht. Der Verhörte weist mit dem Finger auf sein kleines Vaterland. Man lacht über dessen Kleinheit, und indem nun ein anderer Beamte auf eine große Karte von Portugal hinweist, ruft er aus: „Olha, hombre, este he hum reyno!" („Siehe, Mensch, das ist ein Königreich!") Indeß erlangt der Verf. doch, daß er ohne Escorte umhergehen darf, wenigstens scheinbar, denn diese rückt ihm näher, sobald er die Hauptstadt verläßt. Ein Avis au lecteur für Reiselustige, welche Lissabon zu besuchen wünschen. Ueber Lissabon selbst bringt der Verf. nicht blos die gewöhnlichen, sondern auch einige ungewöhnliche Bemerkungen bei. Sein Aufenthalt trifft in die Zeit des Umsturzes der Cortesverfassung durch die Königin und ihren Adjutanten, Don Miguel, durch Silveira, Graf von Amarante, Marquis von Chaves, und endlich durch die Unschlüssigkeit, Sorglosigkeit und Lethargie der Cortes selbst, deren kleiner und in sich zerrissener Anhang keinenfalls 12,000 entschlossenen Mönchen gewachsen war. Die Verfassung selbst war anbrüchig und für den politischen Zustand Portugals aufs entschiedenste

unpassend. Das Königthum konnte in Portugal unmöglich eine bloße Präsidentschaft sein, bevor der Adel und die Mönche von ihm in ihre Schranken zurückgetrieben waren. Der Verf. erzählt die Ereignisse, welche den souverainen Thron hier wiederherstellten, mit prägnanter und anziehender Kürze. Don Miguel hatte mit mehren von der Königin gewonnenen Regimentern Lissabon plötzlich verlassen, ein Lager bei Santarem bezogen und den Umsturz der Cortes proclamirt. Die Hauptstadt und die Cortes sandten Deputirte zum König nach Bemposta. Johann VI. beschwor vor diesen Deputirten aufs Neue seine Anhänglichkeit an die Verfassung. Er sprach in einer Proclamation: „Mein Sohn Don Miguel hat mich verlassen. Als Vater vergesse ich ihn, als König werde ich ihn zu bestrafen wissen. Getreu meinen Schwüren, werde ich die Constitution aufrecht erhalten. Völker, habt Vertrauen zu mir und den Cortes!" Den folgenden Tag erfuhr man, daß der König, vom achtzehnten Regiment gezwungen, Bemposta verlassen, nach Villa franca gegangen, seinen Sohn empfangen und zum Generalissimus ernannt habe. Zugleich erschien eine zweite Proclamation: „In Betracht, daß der am 27. Mai von Meinem vielgeliebten und hochgeschätzten Sohn, Infant Don Miguel, gefaßte edle Entschluß die glückliche Beendigung des Reiches der Anarchie bewirkt hat u. s. w." Der Einzug des besiegten Königs und der siegenden Königin füllte ganz Lissabon mit Jubel. Man schirrte die Maulthiere ab, und Offiziere allen Ranges zogen den königl. Triumphwagen durch die Gassen. Acht Tage lang war die Stadt erleuchtet. Ein großes Stiergefecht ward dem großen Volk der Portugiesen gegeben. Don Miguel versorgte die Theater mit einer gräßlichen Posse, die man eine Pantomime nannte und in welcher die ganze königl. Familie auf die Bretter trat. Fest folgte auf Fest, und der Verf., der den Pöbel in Wonne schwelgen sah, ruft endlich aus: „Jetzt fange ich an, der Meinung der 12,000 Mönche in Lissabon zu sein, daß Portugal für eine Verfassung nicht reif ist." Die elenden Glaubenstruppen des großen Marquis hielten, etwa 4000 Menschen, abgezehrt und in Lumpen gehüllt, ihren miserabeln Triumpheinzug. Die Cortes, in sich getheilt, protestirten, etwa 60 an der Zahl, und verbargen sich dann. Die Rückwirkung war gelind. Wenige nur wurden verhaftet, Niemand büßte mit dem Leben; man traute seiner eignen Schwäche nicht. So endete diese unblutige Revolution, fast ohne alle Theilnahme des Volks, außer daß die Mönche ihre Kuttengürtel zusammenbanden, um damit die Constitutionssäule auf dem Rosio umzustürzen. — Der Verf. schildert die Stadt, die Bewohner, die Feste, die Sitten kurz und lebhaft. „Quem naõ tem vista Lisboa, naõ tem vista cousa boa", oder wie emendirt: cousa suja" (Wer L. nicht gesehen hat, hat nichts Schmuziges gesehen). Dieser Schmuz, diese Hunde in Scharen, diese Wasserstürze in den Straßen, welche die Franzosen verbannt hatten, sind alle wiedererschienen; mit ihnen das Gesindel, das die Straßen zu Räuberhöhlen macht. Kein Lissaboner verläßt Abends sein Haus unbegleitet, Frauen und Mädchen fast nie, als um in die Kirche zu gehen, und wie im Orient sieht man auch hier nur Männer und Pöbel in den Gassen. Der schöne Passeio publico ist öde, wenn nicht etwa einige feiste Mönche darauf erscheinen. Der Höflichkeit der Portugiesen, der Züchtigkeit ihrer Weiber und Mädchen, der Ehrlichkeit der Gallegos (30,000 Wasserträger und Tagelöhner) und der algarbischen Schiffer redet der Verf. das Wort, und ist überhaupt geneigt, die Portugiesen, trotz ihrer enormen Trägheit und noch enormern Unwissenheit, für ein unverdorbenes und liebenswürdiges Volk zu halten.

Da sich seine Abreise verzögert, macht der Verf., außer der gewöhnlichen Ausflucht nach Cintra, das er sehr malerisch schildert, auch einen agronomischen Excurs nach Elvas hin, quer durch das Land. Er findet die Künste des Ackerbaues, das Gewerbe und Alles, was die technische Oekonomie betrifft, in einem Zustand wahrer Kindheit, den Landmann arm, offen und gastfrei und nicht ohne Gefühl seiner gedrückten Lage, aber wenig geneigt, über Mittel zur Verbesserung derselben nachzudenken. Die Polizei ist unerträglich, der Verf. muß sich auf seinen Streifzügen von Soldaten begleiten lassen. Die besten Ländereien sind im Besitz geistlicher Stiftungen und todter Hände. Fast überall überläßt der Landmann die Fruchtbarkeit des Bodens sich selbst und thut nicht das Mindeste zu seiner Kräftigung. Die Brache muß Alles thun. Wüßte man den Schmuz der Städte für das Land zu benutzen, so könnte Portugal die doppelte Einwohnerzahl bequem ernähren. Alle Instrumente des Landmanns sind von uralter, halbwilder Form, nirgend waltet ein geregeltes System des Ackerbaues, und die Gewerbschule in Coimbra ist in Lethargie versunken. Wohlredenheit und Neugier, selbst ein gewisser Grad von Wißbegierde sind Züge, die dem ganzen Volk gemein sind. Jeder Portugiese weiß rein und beredt zu sprechen, ein großer Theil fühlt die unglückliche Lage des Landes; aber man sucht die Ursachen an falscher Stelle. England ist wenig beliebt, aber die Zeiten alter Macht und vorigen Glanzes sind vom Volk vergessen. In den bessern Ständen erinnern Haufen von Geschmeiden und todten Capitalen, Edelsteinen u. dgl. noch an diese Zeiten. Vor 300 Jahren herrschte Portugal auf den Meeren, und noch jetzt ist seine Sprache die Handelssprache im indischen Archipel; aber seine Fahne wird dort nicht mehr gesehen, und vor einigen Jahren mußte Johann VI. unter dem Schutz einer fremden Flagge nach seinen überseeischen Provinzen gebracht werden. Dies ist die Folge der Monopole und unpolitischen Verwaltungsgesetze. Jetzt wird die Unwissenheit absichtlich verbreitet; alle Aemter werden mit gewissenlosen Creaturen besetzt, die Industrie wird entmuthigt, der Handel dem Auslande sorglos überlassen, das fruchtbare Land zeugt nicht so viel Getreide, als es bedarf, der Fabrikant wird durch Monopole erdrückt, und Armuth ist der Lohn der Arbeit. Dies ist der Grund einer allgemeinen Lethargie, und eben diese vollendet die Ohnmacht des Staats. Gegenwärtig ist Portugal eine Colonie Englands, das sich hier systematisch in den Besitz aller Quellen

des Reichthums gesetzt hat. Bei alledem hält sich der Portugiese für äußerst klug, verachtet die Fremden, deren Hinterlist er die Ohnmacht des Landes zuschreibt, nennt seine Unwissenheit Bildung, weil er von den Fortschritten anderer Völker nichts weiß, ist glücklich, wenn er einer Procession folgen oder gar einen Orden erjagen kann (denn Höflichkeit und Eitelkeit sind Grundzüge seines Charakters), oder wenn er nach Befriedigung seiner mäßigen Bedürfnisse tagelang im Schatten sitzen und gedankenlos seine Cigarre schmauchen kann.

Nach dieser anziehenden und an Beobachtung reichen Schilderung verläßt der Verf. Portugal. Seine Seereise ist glücklich. Eine gedrängte und sehr lesenswerthe Geschichte Brasiliens bis auf unsere Tage füllt das fünfte Buch. Der Verf. zollt zunächst dem jungen Beherrscher des Landes, Don Pedro, ein verdientes Lob; sein staatskluges Benehmen, seine thätige und entschlossene Weise rettete Brasilien von dem Abgrunde des Bürgerkrieges, als in Portugal die Verfassung zusammenbrach. Allein wie sein Namensbruder Peter I. von Rußland, liebte und übte auch er gewaltsame Veränderungen, seine portugiesischen Begleiter reizten und verletzten die Brasilier, welche Scharen dieser Fremden herbeiströmen sahen, um sich über alle Aemter und öffentliche Stellen herzustürzen, und diese und andere unabwendbare Umstände untergruben bald Don Pedros anfängliche Popularität. Wir haben den Erfolg davon gesehen. Die glückliche Veränderung, welche mit Brasilien seit wenigen Jahren vorgegangen ist, ist größtentheils Don Pedros Werk; der Verf. sagt: „Man weihe der Erziehung die nöthige Aufmerksamkeit, und die goldenen Früchte davon werden nicht ausbleiben, denn dies Land ist auf dem Wege zu einer Blüte, welche das nächste Jahrhundert in Erstaunen setzen wird.“ Nach ihm fehlt dem Brasilier nichts als Energie und gesteigerte Thätigkeit, um als Volk groß, als Einzelner reich und glücklich zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Saint-Martin.

Nicht für Frankreich, nein, für das ganze civilisirte Europa ist der neuerdings erfolgte Tod des Herrn Saint-Martin in Paris ein unersetzlicher Verlust! Was die gelehrte Welt an diesem scharfsinnigen Philologen verloren, wie bedeutend sein Wirken für die Aufhellung der Sprachen Asiens gewesen, hat sein Freund, unser gelehrter Landsmann Julius Klaproth, in einem trefflichen Aufsatz ausgesprochen, und wir eilen, dieses schöne Denkmal, welches Hrn. Saint-Martin gesetzt worden ist, sofort in einer deutschen Uebersetzung durch diese Blätter bekanntzumachen.

Hr. Klaproth, dem Europa schon so viel Aufschluß und Aufhellung über die Sprachen Asiens verdankt, ist jetzt allein aus dem Kreise noch übrig, welcher in so großer Einigkeit bis jetzt bestand; seine Freunde Abel Rémusat und Saint-Martin sind nicht mehr! Möge derselbe mit doppeltem Eifer nunmehr fortfahren in seinem gründlichen und fleißigen Wirken auf einer Bahn des Forschens, wo auch er bereits viel Schwierigkeiten überwunden hat, und auf welcher noch größere zu überwinden sind. Klaproth sagt in seinem Aufsatze:

„Ein neuer Verlust setzt die Wissenschaften in Trauer. Die epidemische Geißel, welche Paris von Neuem verheert, hat uns Johann Saint-Martin im zweiundvierzigsten Jahre seines Alters geraubt. Er ist Abel Rémusat, mit welchem er seit seiner frühesten Jugend in den vertrautesten Verhältnissen stand, nach 37 Tagen gefolgt. Das Grab verschließt nun die Hoffnungen und den Ruhm der morgenländischen Wissenschaften in Frankreich. Diese zwei Männer, welche so mächtig beigetragen haben, diesem Zweige der Literatur jenen neuen Aufschwung zu geben, der Europa in Staunen gesetzt und Paris zum Hauptsitze der asiatischen Studien auf dem Festlande gemacht hat, sind nicht mehr. Wie schwer wird es werden, die ungeheure Lücke, welche ihr Tod gemacht, auszufüllen. Hr. Abel Rémusat hat wol Schüler bilden können, welche unter seiner Leitung in das schwierige System der chinesischen Sprache und Schrift mit lobenswerthem Eifer eingedrungen sind, aber konnte er ihnen auch nur einen Theil seines Geistes, seines Forschungstalents, jener Klarheit und reinen Kritik, welche alle seine Werke auszeichnen, einflößen? Er konnte seinen Zuhörern alle seine Kenntnisse der gelehrten Sprache des östlichen Asiens mittheilen und ihnen auch die Mittel anzeigen, diese Kenntnisse fortschreitend zu erweitern, aber selbst das größte Genie vermag nicht die Geisteskräfte der Schüler zu schärfen und zu erhöhen.“

„Während Abel Rémusat die Philosophie, die Geschichte, die Alterthümer und Naturgeschichte Chinas, Tibets, der Tatarei und überhaupt aller jener Länder, welche die chinesische Civilisation und die buddhistische Religion angenommen haben, zum besondern Gegenstande seiner Forschungen gemacht hatte, beschäftigte sich Saint-Martin mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer, das Dunkel, welches noch einen großen Theil der Geschichte des alten Persiens und der benachbarten Länder bedeckt, zu erhellen. Indien war der Zwischenpunkt, wo die Forschungen dieser beiden gelehrten Freunde sich berührten. Um gewisser sein Ziel zu erreichen, hatte Saint-Martin die Sprachen des westlichen Asiens, welche man gewöhnlich die semitischen nennt, studirt; er hatte die schwere Sprache Armeniens erlernt und war in die Tiefen des Zend und Pehlvi gedrungen, — Sprachen, in welchen uns die dem Zoroaster zugeschriebenen Werke aufbewahrt wurden. Die Kenntniß der in Europa so wenig gekannten armenischen Sprache war für ihn ein Hülfsmittel geworden, um Licht in die Geschichte und Erdkunde des obern Asiens zu bringen. Die zwei Bände seiner Memoiren, welche im Jahre 1818 erschienen, enthalten einen Schatz von Gelehrsamkeit und sinnreichen Forschungen; sie begründeten seinen Ruf in der gelehrten Welt. Er hat durch dieses Werk gezeigt, was die europäische Kritik, selbst mit unvollkommenen Hülfsmitteln, mit zerstreuten Andeutungen, welche der beschränkte Geist der Asiaten nie zu ordnen und zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen vermocht hätte, schaffen kann. Das Erscheinen seiner Memoiren über Armenien setzte ihn mit allen Männern, welche sich in Europa für jenen Zweig der asiatischen Literatur interessirten, und besonders mit einigen gelehrten Mitgliedern der armenischen Akademie der Lazaristen zu Venedig, in Verbindung. Dadurch gelangte er schnell zu einer Menge neuer Materialien, welche in Verbindung mit den zahlreichen Auszügen aus morgenländischen, in der königlichen Bibliothek vorhandenen Manuscripten, die Hülfsmittel, deren er bedurfte, bedeutend vermehrten und ihn in den Stand setzten, seine Arbeiten mit erneuter Thätigkeit zu verfolgen.“

„Die Chronologie der Völker des Alterthums war es, welche vorzüglich seine Aufmerksamkeit fesselte; er glaubte dahin gelangt zu sein, dieses Studium zu dem Range einer geregelten Wissenschaft erhoben und ihre Basis fest und unveränderlich begründet zu haben. Unglücklicherweise ist nur ein kleiner Theil seiner Arbeiten über diesen Gegenstand im Druck erschienen. Ebenso verhält es sich mit den Memoiren über die alte Geschichte Afrikas und über andere Gegenstände, welche er in der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften vorgelesen hat; denn die Sammlungen der Arbeiten dieser gelehrten

Gesellschaft werden mit einer so schleichenden Langsamkeit bekanntgemacht, daß Publicum und Schriftsteller zur Verzweiflung gebracht werden. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß Saint-Martin schon im Februar 1822 seine Meinung über das ziemlich jugendliche Alter der ägyptischen astrologischen Tafel, welche unter dem Namen des Zodiakus von Denderah unter den Gelehrten und Unwissenden so vieles Aufsehen gemacht hat, ausgesprochen hatte. Die Entdeckung des phonetischen Alphabets Champollion's setzte Saint-Martin's Vermuthung außer allen Zweifel und belehrte uns, daß dieses Denkmal einer noch neuern Zeit angehörte, als selbst Saint-Martin geglaubt hatte, indem es, sowie alle Bauten von Esné und von Denderah, aus den Zeiten des Kaisers Claudius ist."

„Hr. Lebeau hatte eine „Histoire du Bas-Empire" ein Werk, in welchem glänzende Phrasen den magern Inhalt ersetzen sollten, und aus welchen die Gelehrten nur wenig Licht über schwierige Punkte erhalten konnten, herausgegeben. Saint-Martin, der stets für jedes nützliche Unternehmen den wärmsten Eifer zeigte, veranstaltete auf Ansuchen von Firmin Didot eine neue Ausgabe dieses Werkes. Er hat gewissenhaft die Stellen der alten und byzantinischen Schriftsteller mit den Urschriften verglichen und die Uebersetzung, wo sie mangelhaft war, verbessert; er hat Lebeau's Berichte vervollständigt, die oft sehr bedeutenden Lücken ausgefüllt und endlich durch zahlreiche Noten, durch Auszüge aus orientalischen Werken über manche dunkle Stellen Licht verbreitet. Wenn uns auch von Saint-Martin nichts als diese undankbare, aber nicht genug zu schätzende Arbeit, welche ihm freilich nur wenig Ruhm gebracht hat, geblieben wäre, so würde sie dennoch allein hinreichen, ihm einen Platz unter jenen Männern anzuweisen, deren Gelehrsamkeit sich einen unvergänglichen Ruf gesichert hat."

„Wenn Saint-Martin durch seine Arbeiten mächtig beigetragen hat, über die Alterthümer Persiens und des ganzen hohen Asiens Licht zu verbreiten, so hat er sich durch den bewunderungswürdigen Plan, welchen er zu einer archäologischen Reise durch jene Länder, aus welchen einer der Zweige der menschlichen Civilisation hervorging, entwarf, nicht geringere Verdienste um diese Wissenschaft erworben. Diese Reise wurde auf Kosten der französischen Regierung von Hrn. Dr. Schultz unternommen, welcher wie so viele andere deutsche Orientalisten, die gegenwärtig berühmt geworden sind, in der Schule von Paris unter Leitung von Sacy, Abel Rémusat und Chézy gebildet wurde und welchem Saint-Martin seine Kenntnisse der alten Mundarten Persiens mitgetheilt hatte. Der Zweck dieser Reise war, in Persien und Assyrien Bücher in Zend und Pehlvi, Antiquitäten und Medaillen zu sammeln und alle Inschriften in keilförmigen Charakteren abzuschreiben. Diese Expedition hatte schon sehr befriedigende Resultate ergeben; Schultz hatte die großen Inschriften der alten Stadt der Semiramis, an den Ufern des Sees Wan, nach Paris geschickt, und man hoffte bald auf eine reichere Ernte, als der muthige Reisende ein Opfer der Treulosigkeit der Kurden wurde, indem er ihr Land durchzog, um Ruinen zu untersuchen, welche bis dahin noch von keinem Europäer gesehen worden waren. Saint-Martin wurden die von seinem Schüler gesammelten kostbaren Reste übergeben, und er beschäftigte sich mit großem Eifer, sie zu enträthseln. Sie dienten, um das von ihm entdeckte Alphabet der Keilschrift, welches ich glücklich genug war wenige Monate vor seinem Tode in meinem Werke: „Aperçu de l'origine des diverses écritures de l'ancien monde", herauszugeben, zu vervollständigen."

„Seit dem Bestehen der asiatischen Gesellschaft, seit zehn Jahren nämlich, war Saint-Martin Hauptredacteur des von dieser Gesellschaft herausgegebenen „Journal asiatique", und seinem unermüdeten Eifer ist es vorzüglich zu danken, daß diese periodische Sammlung werden konnte, was sie wirklich geworden ist, eine Sammlung wichtiger Memoiren und kostbarer Materialien für die orientalische Literatur und Geschichte. Es würde zu weit führen, alle Verdienste, welche sich Saint-Martin um die Wissenschaften erworben hat, hier aufzuzählen. Seinen Charakter mußten Alle, welche ihn kannten, hochachten, seiner Rechtlichkeit, seiner brennenden Wahrheitsliebe und seiner Seelenruhe im Unglücke die lauteste Bewunderung zollen."

„Durch die Umwälzung des Jahres 1830 verlor er seine Stelle als Bibliothekar des Arsenals. Das gegenwärtige Ministerium dachte ihn bei erster Gelegenheit zu entschädigen. Durch den Tod Rémusat's wurde die Stelle eines Conservateurs der orientalischen Handschriften der Bibliothek des Königs offen; es war natürlich, daß man an Saint-Martin dachte, und es schien entschieden, daß er diese Stelle erhalten sollte, als der Tod auch ihn dahinraffte. Dieses traurige Ereigniß ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ein neues Unglück für die Wissenschaften geworden. Was wird nun aus dieser orientalischen Sammlung der Bibliothek werden, der reichsten, mannichfaltigsten und berühmtesten, die auf unserm Erdballe vorhanden ist? Das Herz blutet bei dem Gedanken, daß es nur von der Person, die man an die Spitze dieser herrlichen Anstalt stellen wird, abhängt, die Vortheile, welche die Gelehrten aller Länder täglich von derselben zogen, plötzlich zu lähmen und endlich die Quelle ganz versiegen zu machen. Da Rémusat und Saint-Martin den Wissenschaften auf immer entrissen sind, so wenden sich natürlich alle Blicke nach dem berühmten Silvestre de Sacy, welcher durch seine Mittheilungsgabe ebenso ausgezeichnet ist als durch seine tiefe Gelehrsamkeit. Da aber Sacy schon vor langer Zeit erklärt hatte, daß er diese Stelle nicht wünschte, so bleibt nur Herr Reinaud, der seit einer langen Reihe von Jahren unter Leitung Rémusat's gearbeitet hatte, um die Sammlung asiatischer Manuscripte zu ordnen und zu vermehren. Reinaud, welcher in einer so trefflichen Schule gebildet wurde, dessen würdiger Charakter, dessen mannichfaltiges Wissen, sowie die der Anstalt bereits geleisteten Dienste und die von ihm herausgegebenen Werke seine entschiedene Tauglichkeit zu dieser Stelle vollkommen verbürgen, ist zuverlässig ganz geeignet, die äußerst fruchtbringende und nützliche Richtung, welche dieser wichtige Theil der königlichen Bibliothek genommen hat, aufrechtzuerhalten. Der Schreiber dieses, kein Sohn Frankreichs, hatte, ehe er seine Wohnung an den Ufern der Seine aufschlug, verschiedene Länder Europas und Asiens durchwandert. Der Glanz der orientalischen Studien und die unerschöpflichen Hülfsquellen, welche die in Paris befindliche Sammlung morgenländischer Handschriften ihm bot, zogen ihn allein nach Frankreichs Hauptstadt. Fern von aller Theilnahme an den Streitigkeiten, welche sich nun vielleicht erheben dürften, glaubte er, daß es ihm erlaubt sein könnte, seine Stimme hören zu lassen. Die Regierung Frankreichs möge ja keinen Mißgriff begehen: eine Wahl, welche der Würde der Anstalt nicht entsprechen oder deren segensreichen Einfluß auf die Fortschritte der orientalischen Wissenschaften hemmen könnte, würde nicht für Frankreich allein ein großes Unglück sein! Wenn durch einen unglücklichen Zufall, welchen ich aber nicht ahnen will, eine so reiche Quelle der Belehrung versiegte, wenn die Eifersucht einer Person von selbstsüchtigen Ansichten dem Publicum den Gebrauch derselben entzöge, so würde der Ruf des Unwillens, welcher in Paris ertönt, in London, Berlin, St.-Petersburg, zu Calcutta und Bombay, kurz in allen literarischen Zeughäusern Europas und Asiens wiederhallen, und man weiß, gewisse Klagen werden in der literarischen Republik nie vergessen!"

Mit diesen wahren, überall zu beherzigenden Worten schließt unser Landsmann seinen trefflichen Aufsatz. 112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 227. — 14. August 1832.

Reise über England und Portugal nach Brasilien ꝛc., von J. F. v. Weech. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 226.)

Mit allen übrigen Reisenden ist der Verf. über die fast überirdisch schöne Lage von Rio de Janeiro einig. Seine Schilderung ist in der That hinreißend; doch wir müssen dergleichen übergehen, um Raum für einige statistische und vermischte Bemerkungen übrig zu behalten. Brasilien, jetzt in 15 Provinzen getheilt, faßt auf etwa 140,000 Quadratmeilen 4½ Millionen civilisirter und etwa 1 Million wilder Ureinwohner. Alle Provinzialhauptstädte sind auf das glücklichste gelegen, aber die Verbindung zu Lande ist noch äußerst schwierig; Don Pedro hat Einiges dafür gethan, aber viel ist noch zu thun. Von dem raschen Emporblühen der Hauptstadt findet sich kaum ein zweites Beispiel, selbst in Nordamerika. Rio, das um 1800 kaum 20,000 Bewohner hatte, zählt deren jetzt 180,000, 80,000 Neger mitgerechnet, doch ohne die Vorstädte. Die Polizei ist selbst für eine portugiesische Stadt schlecht, der Schmuz und die Versumpfung machen viele Gegenden der Stadt ganz ungangbar. An einzelnen guten Gebäuden fehlt es jetzt nicht, die meisten Häuser sind jedoch nur einstöckig. Als die königl. Familie ankam, mußte sie im Carmeliterkloster absteigen; jetzt finden sich mehre bescheidene Paläste. Rio hat 12 Prajas (Uferstellen, Bayen), 16,000 Häuser, 91 Hauptstraßen, 13 Plätze, 12 Alturas (Anhöhen), 6 Vorstädte, und ohne diese 180,000 Bewohner, 11 Kirchen, 21 Kapellen, 6 Spitäler, 2 Seminarien, 4 Klöster, 9 Magazine, eine Schule des wechselseitigen Unterrichts, ein Theater (S.-Pedro Alcantara), ein medizinisches Klinicum, eine Militairschule, eine Bibliothek, ein Museum, 9 Brunnen, und ist der Sitz aller obersten Landesbehörden. Der Anlage der Stadt dient Lissabon zum Muster; die meisten Gewerke haben besondere Straßen inne, und die der ourives (Goldarbeiter und Edelsteinhändler) ist blendend und prachtvoll. Zahllose Vendas und Lojas beherbergen das Volk. Der Passeio publico ist öde; es fehlt in der Stadt an Schutzanstalten gegen die Hitze; die Straßen sind zu breit; der botanische Garten ist sehenswerth. Der Himmel ist fast immer wolkenlos, die Winde wechseln regelmäßig, die Hitze ist nie unerträglich. Die Kirchen sind, außer der da Cahdelaria, S.-Francesco de Paula und der Kathedrale S.-Sebastian, unbedeutend; die Festtage sind auch hier Volksfeste. Das Schauspiel ist durch den Glanz der Edelsteine überraschend, aber, wie Alles, sehr theuer, und die Darstellungen höchstens mittelmäßig; Rossini's Opern und Ballets sind beliebt. In den Kaffeehäusern herrscht das Spiel. Executionen sind häufig, aber 80,000 Neger sind nicht ohne solche in Ordnung zu erhalten. Wo der Kaiser und seine Gemahlin erschien, sah sie der Verf. von Zeichen der Begeisterung umringt, und überblickt man, was Don Pedro für das undankbare Brasilien gethan hat, so muß man diese Liebe wohlverdient nennen.

Der Kunstsinn schlummert noch, doch ist der Sinn für Musik allgemein verbreitet; die Baukunde macht Fortschritte, und einige Dichter, Gonzago da Costa und Luis Barata, sind aufgestanden. Die öffentlichen Blätter sind schlecht; französische Bücher werden gesucht, Englisch wird nur des Handels wegen erlernt; die Universität ist Project geblieben. Neukomm, der Lehrer des Kaisers, hat eine gute Musikschule gegründet, und man kennt Don Pedro als seinen besten Schüler in der Composition. Die Kirchenmusik ist gut, Malerei und Bildhauerkunst liegen noch in der Wiege; José Leandro allein hat erträgliche Kirchenbilder geliefert. Die Holzschneidekunst hat treffliche Sachen geliefert, und die Farbigen erlangen in allen mechanischen Künsten leicht überraschende Vollkommenheit. An Schulen fehlt es so gut wie gänzlich; hier muß die Regierung einschreiten. In der Verwaltung herrscht viel Verwirrung. Befehle, kaum gegeben, werden widerrufen, ehe sie in die fernen Provinzen gelangen. Abgaben directer Art gibt es nicht; die Zölle, 15 und 25 Procent, müssen die Staatsausgaben bestreiten. Welche Hoffnungen zu künftiger Blüte! Der Beamtendruck hat die Regierung ohne ihre Schuld unpopulair gemacht. Das Heer, 20,000 Mann stark, und im Nothfall 185,000 Milizen, lastet schwer auf dem Lande. Die Besoldungen sind gering, aber die Bestechung ist vom Minister abwärts allgemein in Gebrauch. Trotz dieser Unordnung der Geschäfte erwähnt der Verf. mancher trefflichen Einrichtung. Einer darunter müssen wir hier gedenken, weil sie uns wirklich ganz vorzüglich geschickt erscheint, der Vielschreiberei, dieser Plage unsers Vaterlandes, zu begegnen. Jede

Supplik bei den Behörden wird kurz in ein großes Buch eingetragen, das in allen Bureaus offen daliegt. Die Resolutionen darauf werden mit gewissen Anfangsbuchstaben nach alphabetischer Ordnung daneben gesetzt. Diff. (differido) heißt: bewilligt; inf. (informar), in weitere Untersuchung genommen; sp. (sperar), hat noch zu warten; esc. (escusado) oder naõ tem lug., abgeschlagen, für unstatthaft gefunden. Dies Buch liegt zu Jedermanns Einsicht offen da, und Jeder holt sich nach Belieben seinen Bescheid auf eine Eingabe, für die er nichts zu bezahlen hat. Diese Einrichtung scheint uns ganz vortrefflich erfunden und zur Nachahmung unter uns nicht genug zu empfehlen. Die Justizpflege ist erbärmlich und die Proceßwuth des Volks um so größer. In Rio allein leben 500 Advokaten reichlich von dieser Leidenschaft des Volks. Nicht selten sieht man straflose Mörder, welche ein Mächtiger beschützt. Diesem Allen zum Trotz ist Brasiliens Zustand mit Dem, was dieser vor 20 Jahren war, kaum mehr zu vergleichen. Die Schiffbarmachung der Flüsse und einige große Straßen, wie die über Praja Grande nach Espiritú Santo (300 engl. M. lang) nach Matta grosso, 1800 engl. M., nach Villa Bella, 600 M., und nach Rio Grande, 800 M., haben den ganzen Anblick des Landes völlig verändert. Das junge Reich hebt sich sichtbar dem Wohlstand entgegen; Bergwerksbesitzer und Landeigenthümer können jetzt über Flüsse und Berge weg ihre Producte, auf Lastthieren wenigstens, zum Meere bringen, was vor 20 Jahren nirgend der Fall war. Nebenher ist der Küstenhandel äußerst lebhaft und die Production verzehnfacht. Ein Beispiel mag genügen. Noch 1817 führte Rio blos 9557 Ctnr. Kaffee und 20,680 Ctnr. Zucker aus, 1826 aber 32,000 Ctnr. Kaffee und 52,960 Ctnr. Zucker. Hiermit müssen wir unsere Notizen aus dem ersten Theile des schätzbaren Werkes beschließen, um wenigstens noch zu einigen Hindeutungen aus den beiden folgenden, welche seine Reisen ins innere Land und die Schicksale des achtungswerthen Verf. als brasilischer Colon enthalten, Raum zu erübrigen. Wir verweisen hierbei über solche Nachrichten, welche für deutsche Auswanderer von Belehrung sein können, auf die von dem Verf. besonders bekanntgemachte Schrift: „Brasiliens gegenwärtiger Zustand in Bezug auf Handel und Landbau, zunächst für Auswanderer" (Hamburg, 1828).

Das sechste Buch beschäftigt sich noch zunächst mit der Vollendung des Bildes von Rio. Die Negerrassen haben des Verf. vorzügliche Aufmerksamkeit angesprochen, und seine Darstellung der Lebensverhältnisse der Sklaven ist geeignet, ein Heer von falschen Vorstellungen, die unter uns hierüber im Schwange sind, zu berichtigen. Der Neger, hier allein zu anhaltender Arbeit fähig und in der That der Ernährer der meisten Familien in der Hauptstadt, lebt im Ganzen genommen ohne Vergleich glücklicher als in seinem Vaterlande, ja selbst zufriedener als der Bauer bei uns. Wir sind stets geneigt, bei Beurtheilung fremder Zustände unsere eignen Bedürfnisse zum Maßstabe zu nehmen, und uns durch Worte oder Begriffe bestimmen zu lassen, die für den Beurtheilten vielleicht gar keinen Werth haben. So wird unser Gefühl durch den Begriff der Sklaverei verletzt, und wir untersuchen nun nicht weiter, welche praktische Bedeutung das Wort habe. In Brasilien beschränkt sich diese auf Verpflichtung zur Arbeit; eine sehr umsichtige Gesetzgebung, und noch mehr die Sitte hat fast jede andere Beschränkung, jeden Druck von diesem Verhältniß abgestreift. Hat der Neger seine Arbeit gethan, so ist er frei, heiter, glücklich, der froheste und lauteste Mensch in Rio. Sein Herr bedient sich seiner zum Erwerb. Er schickt ihn mit seinen Waaren, seinen Erzeugnissen umher, vermiethet ihn als Schiffer, als Wasserträger, als Hausirer mit Zuckerwerk u. dgl., legt ihm auf, wie viel er nach Hause bringen muß, und läßt ihm den Ueberschuß. Grausame Behandlung, wie in Westindien, kommt fast nie vor; die Gesetze verbieten jede Züchtigung bis aufs Blut, und die allgemeine Sitte straft den grausamen Herrn mit tiefer Verachtung. Nur die Frauen, welchen die Berechnung mit den Sklaven obliegt, zeigen in einzelnen Beispielen Neigung zu harter Behandlung.

Ueber die Geschichte Don Pedros, seiner Verdienste um Brasilien, das ihm allein seine Befreiung verdankt, und seine Fehlgriffe ist der Verf. überaus lehrreich. Seine Schilderung dieses ausgezeichneten Fürsten ist von der Art, daß die Geschichte ihr Urtheil über ihn darauf gründen wird. „Während keine weidende Heerde in der Umgegend von Rio vor Don Miguel sicher war", widmete sich Don Pedro den Staatsgeschäften. Seine Erziehung war im höchsten Grade vernachlässigt, aber die ausgezeichnetsten geistigen Fähigkeiten bedecken diesen Mangel. Ein unermüdlicher Körper, ein stets erweckter, thätiger Geist, eine Furchtlosigkeit ohne Grenzen, ein glückliches, nicht zu täuschendes Urtheil, feuriges und richtiges Gefühl für seine Stellung, hätten diesen Fürsten gewiß zu einem der größten Regenten in der Geschichte erhoben, wenn diese Gaben sich mit Kenntnissen und einer bessern Erziehung vereinigt hätten. Doch dies ist bekannt, und wir erwähnen lieber, wie der Verf. den Kaiser bei einem persönlichen Zusammentreffen schildert. In seinen häuslichen Verhältnissen ist Alles abgestreift, was an die Bürde seines Ranges erinnert. Als der Verf. 1824 nach dem Lustschloß Boavista ging, um der Kaiserin seine Ehrfurcht zu bezeigen, wozu jedem Fremden der gerade Weg offen stand, wurde er durch einen Aufseher der vor dem Schlosse arbeitenden Neger nach einem Eingange zu einer schmalen Treppe gewiesen, die in die kaiserlichen Gemächer führte. Im Hinaufsteigen kam ihm ein Mann entgegen, der einen großen Strohhut, eine weiße Jacke, eben solche Pantalons und Tamangas (Holzpantoffeln) trug, auf dem Arm aber ein liebliches Kind hatte, das mit seinen kleinen Händchen in des Mannes starkem Backenbart wühlte, und der den Verf. portugiesisch und mit barscher Stimme fragte, was er hier wolle. Es war der Kaiser mit der Prinzessin D. Paula Marianna. Auf die Antwort erwiderte der Kaiser sehr gnädig, daß die Kaiserin jetzt nicht zu sprechen sei, fragte den Verf. nach seinen Verhältnissen, gab ihm die Hand

und Schlesien über 1000 und über 500 Stück. Ferner Hannover 2 mit mehreren, Hessen-Nassau 2, Hessen-Homburg 2, Sachsen-Altenburg, Oldenburg und Lippe-Detmold je eins und auch bei allgemeinen in vielen Regierungs-Bezirken vertheilten Besitzungen, wie bei Hannover, Hessen-Nassau, Sachsen-Altenburg, Oldenburg und Lippe-Detmold, sind diese Güter nur klein. Das Gut Hessen-Homburg, welches 1000 Stück Schafe hat, ist ein Lehn, das nach dem Tode des jetzigen Besitzers an den Landgrafen von Hessen-Cassel zurückfällt

Sein Beispiel kann Vielen zur Warnung gereichen. Thätigkeit, Liebe zur Sache, Fügsamkeit und Wissen haben ihm, wie sein Werk beweist, gewiß nicht gemangelt; vielleicht fehlte ihm die nöthige Ausdauer. Wie dem jedoch auch sei, wir verdanken ihm ein Reisewerk, das den Stempel der Wahrheit und Zuverlässigkeit unverkennbar an sich trägt, und das jedem Leser zu ernster Belehrung wie zu einer überaus angenehmen Unterhaltung gewissenhaft zu empfehlen ist. 89.

Aus Italien.

Auch Oberitalien belohnt mit einzelnen Schätzen aus classischer Zeit die eifrigen Forscher nach seinen frühern Verhältnissen. Durch einen Zufall aufmerksam gemacht, stellte der Ritter Cortesi im Bette des Po beim alten Municipium Placentia Nachgrabungen an und fand sich, wenn auch nicht reichlich, doch hinreichend durch Denkmäler in Marmor und Erz, in gebrannter Erde und Glas entschädigt. Nicht besonders glücklich geordnet hat er diese Gegenstände in einer „Relazione di alcuni oggetti d'antichità, scoperti presso le mura della città di Piacenza dal cav. Cortesi" (Piacenza, 1831, 4., mit 12 Kupfern) bekanntgemacht, aus der sich ergibt, daß die im Januar d. J. bei Zinasco, nicht allzu fern von Pavia, auf einem dem Hrn. Carlo Grassi zuständigen Felde gefundenen goldenen Kaisermünzen von weit größerm Werthe waren. Zwar konnte man von den Landleuten, die diese ausgruben, nur ungenaue Angaben erhalten, aber allem Anscheine nach belief der Schatz sich nicht über 146 Stücke (131 Solidi und 15 Tremissen). Unfern derselben Stelle wurden vor wenigen Jahren auf der Feldmark von Dorno in Lomellina, auch nur einige Meilen weit von Pavia, in einem irdenen Gefäße einige tausend römische Familienmünzen entdeckt, alle in Silber, dabei die beinahe vollständige Reihe der Medaillen bis zum zweiten Consulate des Augustus in demselben Metalle. Unter den zuletzt zu Tage gekommenen Münzen findet sich beinahe dieselbe Reihenfolge von Stücken, die in einem 1818 auf den Gütern des Grafen Mellerio zu Gernietto zu Tage gekommenen Schatze bemerkt wurde, die Reihe von Arcadius bis zu Anastasius. Wahrscheinlich wurden unter der letztern Regierung beide Schätze verborgen; denn alle diesem Kaiser und seinen nächsten Vorgängern angehörende Stücke sind so frisch, als kämen sie eben aus der Münze.

Der Arzt bei der k. k. östreichischen Gesandtschaft zu Paris, Doctor Bennati, sucht das von ganz Europa angestaunte Wunder der Leistungen Paganini's durch physiologische Erscheinungen in seinem Baue zu erklären, die es künftig möglich machen würden, von Außen den Leuten es anzusehen, ob in ihnen vielleicht ein Paganini steckt. Das kleine Gehirn ist bei ihm ausgebildet in ganz ungewöhnlichem Grade: ein Umstand, der sich stets nach der Bemerkung französischer Aerzte bei Leuten von vorzüglichem Gehöre findet. Doch nicht die Vollkommenheit des Gehörs allein macht Paganini zum unübertroffenen Meister auf der Violine; auch die Biegsamkeit seiner Glieder, die Gestalt seiner Brust, seine Magerkeit geben seinem Körper die Leichtigkeit, den Eingebungen des Genius so schnell und sicher zu gehorchen. Schon früher las derselbe Dr. Bennati vor der französischen Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über den Mechanismus der menschlichen Stimmorgane während des Gesanges und that darin dar, wie viele andere Muskeln außer dem Larinx in Anspruch genommen werden, um Töne des Gesanges hervorzubringen. Dr. Bennati mußte nothwendig bei diesen Untersuchungen die krankhaften Zustände dieser Organe berücksichtigen und kam bei der Erforschung ihres Baues auf neue Verfahren, jene zu heilen. Täuscht uns nicht Alles, so möchte dieses der folgenreichste Theil seiner Bemühungen sein, da ohne den Hauch, der darin sich regen muß, mit der Stimmritze oder Paganini's kleinem Gehirn, seinen Muskeln und seiner Brust es noch nicht gethan ist.

Ennio Quirino Visconti hatte sich in einem Briefe an Denon, der im kürzlich erschienenen vierten Bande seiner Schriften wieder abgedruckt ist („Opere varie italiane e francese di E. Q. Visconti, racc. e pubblic. per cura del dottore Giov. Labus", Mailand, 1827—31, im Ganzen vier Bände, 8., mit 80 Kupfern, 57 Lire 50 Cent.), in Bezug auf eine Bronzebüste des Kaisers Vespasian über das Costume der alten Statuen ausgesprochen und nach Kräften seine Stimme für die Beibehaltung der vollen Entkleidung oder wenigstens der heroischen oder idealen Gewandung abgegeben. Der Beurtheiler der Werke Visconti's in der „Bibl. ital.", Märzheft 1832, spricht sich entschieden in demselben Sinne aus. „Wer geschichtliche Wahrheit in Bezug auf die Bekleidung gewissenhaft zu beobachten verlangt — sagt jener Beurtheiler — bemerkt nicht, daß er etwas den nachahmenden Künsten Nachtheiliges begehrt, und sogar seinen eignen Wünschen Widersprechendes. Denn werden Statuen besonders darum errichtet, damit sie nicht allein die materiellen Züge der Dargestellten, sondern auch ihre erhabenen Eigenschaften, die intellectuelle und sittliche Macht ihres Geistes zurückrufen, so begreift man wohl, daß dieser Ausdruck nicht blos auf das Gesicht, sondern in die ganze Haltung der Person geschrieben und daß der ganze Körper vom Kopfe bis zur Zeh von jener lebenvollen Sprache begeistert sein muß, die der Künstler hineinlegt, und durch die der Marmor die Gedanken und Empfindungen des Dargestellten zu verrathen geeignet wird. Höchlich muß dieser Absicht die Einwickelung der Glieder in jene geschmacklosen Kleider schaden, deren Gebrauch in Europa blos durch ihre Bequemlichkeit entschuldigt wird. Man nehme hinzu, daß der Ausdruck der Gesichtszüge selbst wesentlich dadurch beeinträchtigt und verdunkelt sein muß, daß die übrigen Glieder des Leibes nicht in schönem Einklange mitreden. Die aber verzichten vollends auf die wahrste und lebenvollste Darstellung der Persönlichkeit, was unserm Bedünken nach wol etwas auf sich hat, die gar die Mode der Kleidung, wie sie das Jahrhundert des Dargestellten erfodert, in ihren Werken bezwecken. Was hilft es, daß der Bildhauer mir Friedrichs II. oder Gustav Adolfs Uniform vor Augen bringt, wenn es ihm doch nicht gelungen ist, aus ihren ganzen Gestalten ihre Geistesart im Allgemeinen oder irgend eine einzelne oder ungewöhnliche Lage, in der Beide sich fanden, hervorleuchten zu lassen? Wir wünschten, daß die Bildhauerei mehr den Mann als seinen Rock vor die Sinne uns stellte, und daß sie diesen, wenn's sein muß, dem Maler überließ, der mit Hülfe seiner Farben auch aus dem Rocke Vortheil für den sittlichen Ausdruck seiner Gestalten ziehen kann und darin kein Hinderniß zu sehen braucht, wie es dem Bildhauer begegnet." Die Ansichten der ultramontanischen Kunstrichter sind den hier ausgesprochenen entgegen und treffliche Künstler haben sie durch Werke widerlegt. Desto angemessener schien es, die Gründe hier anzuführen, welche das Verfahren und die Ansichten der wälschen Künstler und Kunstfreunde, man könnte sagen das Verfahren der classisch-ästhetischen Schule motiviren.

Der Name der Künstlerin Bianca Milesi ist in Deutschland bekannt und geachtet. Jetzt vermählt an Hrn. Mojon zu Genua und glückliche Mutter, sucht Frau Milesi-Mojon in einem andern Kreise des Schaffens und Wirkens für Andere zu leben. Sie hat „Prime letture pei fanciulli di tre in quattro anni" (Mailand, 1831, 12.), herausgegeben, die einem in Italien doppelt gefühlten Mangel abhelfen und ihr daher doppelten Dank zusichern, besonders da sie, streng ihre Aufgabe im Auge, wirkliche Belehrung mit Dem verbinden, was dieses frühe Alter reizt und unterhält. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 228. — 15. Auguſt 1832.

Les feuilles d'automne par *Victor Hugo*.

Der Name des durch ſeine Dramen ſo berühmten Verfaſſers läßt uns ſchon vermuthen, was wir in dieſen Dichtungen zu erwarten haben: große, erhabene, mitunter etwas paradoxe Gedanken, herrliche und ergreifende, oft aber auch ſchauerliche Schilderungen, ein inniges Gefühl und ſchwermüthige Betrachtungen, und was die Sprache betrifft, nächſt einer großen Gewandtheit und Lieblichkeit derſelben, einen großen Reichthum an ſynonymen Ausdrücken, an Wortſpielen und Aſſonanzen. Das eben Angeführte, den frühern Werken deſſelben Verf. ſo eigenthümlich, iſt auch in den vor uns liegenden Gedichten unverkennbar anzutreffen, und macht ſie darum auch nicht weniger anziehend als jene. Abgefallene Herbſtblätter ſollen es ſein, welche, dem Zufall preisgegeben, der Wind hierhin und dorthin treibt, ohne daß ſie ſelbſt die Kraft oder den Willen in ſich haben, eine beſtimmte Richtung zu verfolgen. Zugleich ſoll ihr Name auch daran erinnern, daß ſie Denkmäler eines entſchwundenen Frühlings ſind, der friſchen, aufblühenden Jugend, welche ſie hervorgerufen. Denn der Kindheit heitere Tage, die Heimath mit ihren ſüßen Erinnerungen, des Kindes Freude und Unſchuld, ſein inniges und ſeelenvolles Gebet von Liebe zu Gott und allen Menſchen geweiht, ſein Engelslächeln in dem Schlummer, wenn liebliche Träume von himmliſchen Fluren und Geſtalten ſein Lager umſchwebten, des Jünglings Liebe, aber auch die erlittenen Verluſte und überſtandenen Leiden, das iſt es vorzüglich, woran die meiſten dieſer Herbſtblätter wehmüthig erinnern. Und wem ſie der Zufall zuwehen ſollte, wer ein verlorenes Paradies kindlicher Unſchuld beweint und ſehnend zurückwünſcht, wer da ſeufzt unter der Laſt einer ſchuldervüllten und verworrenen Gegenwart, in deſſen Seele werden gewiß die Klagen eines Dichters einen Anklang finden, welcher die Bedürfniſſe und Mängel ſeiner Zeit tief empfindet, von dem allgemeinen Weh, welches die Völker durchbebt, ergriffen iſt, wenn er das Höchſte, das Edelſte, was den Menſchen von Gott zu einem gemeinſamen Bande, zur Hinführung zu Gott ſelbſt, gegeben worden, die Liebe erkaltet, den Glauben ertödtet, die Wahrheit entſtellt und die Freiheit der Entwickelung zu immer größerer Vollendung des geiſtigen und leiblichen Lebens beſchränkt ſehen muß. Wie wahr und ergreifend der Dichter dies zu ſchildern verſteht und dadurch ſich als wahren Dichter zeigt, welcher nicht gelegentlich Empfindungen heuchelt, mit Worten und Bildern ſpielt, ſondern uns ein treues Bild ſeiner Seele gibt, beweiſen die erſte, dritte, vierte, fünfte, neunundzwanzigſte und vierzigſte ſeiner Dichtungen, welche eine univerſelle Tendenz haben. Hervorzuheben iſt unter dieſen die fünfte, in welcher der Dichter auf einem Gebirge, von wo man Land und Meer weit überſchauen kann, zwei Stimmen vernimmt: die eine, aufſteigend aus den Wogen des Meeres, iſt der ewige Hymnus der Natur; die andere, aus den Ländern allen herübertönend, iſt das verwirrte Getoſe der Menſchheit. Beide beſchreibt er alſo:

Die eine Stimm', wie ich geſagt, ertönte weit
Vom prächt'gen Weltmeer aus voll Ruh' und Heiterkeit;
Es ſang, der Harfe gleich in Zions Heiligthum
Mit lobendem Getön der ſchönen Schöpfung Ruhm.
Lufthauch und Sturmeshaft enttrugen den Geſang
Raſtlos empor zu Gott in würdevollerm Klang;
Wie jener große Leu ſo ſanft dem Daniel ſchien,
Erklang das Meer zur Zeit in ſanftern Melodien;
Da war's, als wenn im goldnen Haar der Abendröthe
Hingleitend Gottes Hand dem Auge dar ſich böte.

Und bei des erhabnen Jubels Ergötzen,
Wie Wiehern der Roſſe, die ſich entſetzen,
Wie Knarren der Angel bei Pforten der Unterwelt,
Wie ehernen Bogens Ton auf der Geige von Eiſen gellt,
So ächzte die andre; und Thränen und Klag' und Beleidigung,
Entziehung der Taufe, des Todesmahls und Verketzerung,
Verwünſchung und Schmähung und wüſtes Geſchrei
Erſchienen im Strudel menſchlicher Raſerei,
Wie ſchwarzes Geflügel das Thal durchfliegt,
Wenn nächtiges Dunkel das Licht beſiegt.

Was wollte dies Getöſe, das tauſendfach erklang?
Ach! Erd' und Menſchen weinten in den Klaggeſang.

Wie die Romantik auf dem fruchtbaren Boden des Chriſtenthums erwachſen iſt, ſo läßt auch der Verf. in dieſen Dichtungen den Geiſt und die Richtung ſeiner Schule deutlich hervortreten. Die Lehre des Chriſtenthums: „wir haben hier keine bleibende Stätte, ſondern die zukünftige ſuchen wir", hat ſich bei ihm zu einer innigen Sehnſucht nach einem im Dunkel der Zukunft verborgenen Lande des Heils geſtaltet und bildet den Mittelpunkt, um welchen ſich alle übrigen Gefühle bewegen; ſie führt den Dichter zu der richtigen Anſicht von der Geſchichte, als einer ununterbrochenen Bewegung des Werdens, als einem Baue, der durch die Jahrhunderte von den Menſchen aller Zonen fortgeführt

wird, wie sie sich deutlich in einem Traume ausspricht, welchen er in der neunundzwanzigsten Dichtung beschreibt. Dieses Streben und Bauen der Völker aber ist dem Dichter ein unendliches, von tiefer, nur zuweilen von einem Lichtstral durchfurchter Nacht umgebenes; unter einem tobenden Gewirr von Sprachen arbeiten sie Alle mit Anstrengung und gegenseitig sich hemmend an dem Babel der Welt, keine Leitung, keine Ordnung ist da zu erblicken, vergeblich sucht der Dichter Aufschluß darüber, der Gedanke an eine Ewigkeit dieses verworrenen Strebens tritt ihm schreckend entgegen. Und darin eben hat er sich wieder vom Christenthum entfernt, indem er das Walten des göttlichen Geistes in der Geschichte nicht in seine Schilderungen mitaufgenommen, das Walten des Geistes, welcher zu einem klar erkannten, von Ewigkeit her bestimmten und erreichbaren Ziele die Menschheit fortführt und in dem Gewirr und Gewühle menschlicher Thätigkeiten als ordnendes Princip sich offenbart. Hätte der Verf. dieses mehr berücksichtigt, so würden seine Betrachtungen dieser Art nicht so düster sein, sondern selbst bei den traurigsten Erfahrungen die Ruhe und Heiterkeit eines in Gott ruhenden, festen Glaubens zeigen; weit lieblicher würden dann seine Dichtungen geworden sein, er würde wahrhaft sich als Priester bekundet haben, welcher die Aussprüche der Gottheit in der Natur und Geschichte vernimmt und den Menschen offenbart als geweihter Dichter, in dessen Seele nach des Verf. Ansicht selbst, wie in einem Krystall sich jeder Stral des Lichtes tausendfarbig bricht, und wo die Stimmen des Weltalls ein hellklingendes Echo finden. So äußert er sich im ersten Gedichte:

Die Liebe, wie das Grab, den Ruhm, das Leben,
Die Wellen, die sich fliehn im Weiterstreben,
Jedweden Hauch und Stral, Unglück wie Glück,
Das stralt die klare Seel' bewegt zurück,
Die wie ein mächt'ges Echo für die Welt
Mein Gott in ihre Mitte hingestellt.

Obschon traurige Ereignisse der Gegenwart und der Rückblick auf eine schönere Vergangenheit den gefühlvollen Dichter besonders traurig stimmen können, und er, sowie die Welle sich trübt und leise Klage nur hören läßt, wenn sie in Niederungen durch Sand oder Moor sich windet, Seufzer der Wehmuth in die Saiten der Lyra haucht, wenn er durch platte Gemeinheit, durch den Schmuz der Selbstsucht und des Sklavensinnes sich bewegen muß, und weit hinter sich sieht die Höhen der Kindheit, welche das Morgenlicht des aufgewachten Bewußtseins so lieblich schmückt, die im Sonnenglanz stralenden Höhen des Jünglingsalters, um welche die ach! so schnell entflohenen Träume und Hoffnungen leichtbeschwingt ihr Zauberspiel trieben, obschon alsdann die Seele und das Leben nur Klagen zu haben scheinen: so läßt des festen Glaubens Vertrauen und Hoffnung doch bald wieder den erhebenden, himmelanstrebenden Gesang ertönen, wovon uns der königliche Sänger David ein so treffendes Beispiel ist. Doch bei unserm Dichter finden wir meistens nur Klage und hoffnungslose Entsagung, wie er selbst dies in der Vorrede S. 11 von seinen Versen sagt:

Es sind Verse, aus dem Innern der Seele hervorgegangen; sie sind schwermüthige und hoffnungslose Blicke, die ich hierhin und dahin auf die Gegenwart, besonders auf die Vergangenheit gerichtet habe. Sie sind das Echo jener oft unaussprechlichen Gedanken, welche verworren in unserm Geiste geweckt werden von den tausend Dingen der Schöpfung, die um uns leiden oder hinschmachten, von einer vergehenden Blume, einem sinkenden Sterne, einer untergehenden Sonne, einer dachlosen Kirche, einer mit Gras bewachsenen Straße; oft ist es die unvermuthete Ankunft eines fast vergessenen, wenn auch in einer verborgenen Falte des Herzens immer geliebten Schulfreundes, oft die Betrachtung jener willenskräftigen Menschen, die in dem Kampfe mit dem Schicksal siegen oder untergehen; oft das Hinwelken eines jener schwachen Wesen, welche die Zukunft nicht verstehen, bald ein Kind, bald ein König, welche jene Gedanken in uns erwecken. Es sind endlich Elegien über die Nichtigkeit der Pläne und Hoffnungen, über die Liebe mit zwanzig, über die mit dreißig Jahren, über das Traurige des Glückes, über jene Mannichfaltigkeit schmerzlicher Dinge, aus welchen unsere Jahre zusammengesetzt sind; es sind solche Elegien, wie sie das Herz des Dichters unaufhörlich aus allen Wunden, welche ihm die Stürme des Lebens schlagen, hervorfließen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Broschüren-Literatur.

1. Grundsätze und Ansichten über Staatsformen und deren Ableitung aus dem Wesen des Staats selbst. Leipzig, Hartmann. 1832. 8. 8 Gr.
2. Was könnte und sollte ein neuer Congreß Europa gewähren? Und was können überhaupt die Völker unserer Zeit fodern und erwarten? Beantwortet von keinem Diplomaten. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1832. 12. 8 Gr.
3. ABC-Buch der Freiheit für Landeskinder. Von Wilh. Sauerwein. Hanau, König. 1832. 8. 8 Gr.

In Deutschland muß Alles klein anfangen, um sich mit Besonnenheit allmälig auswachsen zu können, denn es scheint unserer bedenklichen Natur zu gefährlich, aus dem Ganzen und Großen heraus auf Einmal eine Wiedergeburt unserer veralteten Lebensformen zu unternehmen. Wir schreiben uns erst an tausend kleinen Broschüren über unsere künftige Freiheit und Staatsentwickelung müde und matt, ehe wir einen einzigen Schritt zur That und Verwirklichung dieser Staatsentwickelung weiter gehen, und so schriftstellern unsere Politiker und Publicisten, unsere Wortführer des Liberalismus und Männer der Bewegung und Nichtbewegung in der That seit einigen Jahren in zahllosen Flugschriften über die wichtigsten Gegenstände der Zeit herum, ohne daß diese dadurch ihrer Lösung und Erkenntniß in der Regel um ein Bedeutendes näher gebracht würden. Denn leider ist das kleine Manoeuvre der politischen Broschürenliteratur bereits zu einem Gegenstande der literarischen Industrie geworden, und es scheint dahin gekommen, daß ein deutscher Schriftsteller mit einem Artikel über deutsche Freiheit schon recht gute Geschäfte machen kann, während die Freiheit selbst noch zu falliren Gefahr läuft. Damit soll indeß nicht abgeleugnet werden, daß sich unter der vielen Spreu der in Rede stehenden Literatur, die in ihrem Gros der Literatur eigentlich gar nicht angehört, nicht auch manches gedankenreichere Korn vorfinden sollte, aber es ist eine mühevolle Arbeit, dasselbe aus der Flut des Unkrauts herauszulesen. Eine ehrenwerthe Tendenz und Gesinnung können wir den oben unter Nr. 1 und 2 namhaft gemachten beiden Schriften nicht absprechen; auch Nr. 3 ist eine wohlmeinende Stimme aus der Zeit, die helfen, bessern, niederreißen und neu aufbauen will, aber sie gehört in ihrer humoristischen Form und Farbe einer andern Richtung des Liberalismus an, mit der wir uns nicht recht befreunden mögen.

Die erstgenannte Schrift entwickelt in einer ruhigen Aufeinanderfolge von Paragraphen und einer ebenso klaren als eindringlichen Gedankenentwickelung manche verständige Ansicht über Nationalrepräsentation, deren Begriff der Verf. aus den allgemeinen und ursprünglichen Verhältnissen und Bedingungen des

gerufen, die er dem Weislingen antwortet, als dieser sagt: „Ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einräth, auf Mittel zu denken, Deutschland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einem Jeden, Großen und Kleinen, die Vortheile des Friedens genießen zu machen?" Da antwortet Götz: „Ja, Ja! ich versteh . . Ruh und Frieden! — — —

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 229. — 16. August 1832.

Les feuilles d'automne par *Victor Hugo.*

(Beschluß aus Nr. 228.)

Zu den zartesten und innigsten seiner Gedichte gehören unstreitig die, welche er der Freundschaft und Liebe gewidmet hat, sowie die, worin er des Kindes Unschuld in ihrem lieblichen und friedlichen Verhältnisse zu Gott und zu der ganzen Welt schildert. Die Zauberkraft des Hauches einer Geliebten beschreibt er sehr sinnig in folgenden Versen:

Sieh'! dieser Zweig ist dürr, ist schwarz, der Regen
Entströmt auf ihn, in dem kein Lebensregen;
Doch wenn der Frühling naht, erscheint das Blatt,
Das dieser Rinde Fels durchbrochen hat.
Wie kann aus schwarzem Holz, frägst du, so schön,
So frisch und zart das junge Reis entstehn?

Frag' dann, mein Liebchen, wer dir das erkläre,
Daß meine Seele, so von Grames schwere
Gebeugt und fühllos, wenn dein Hauch sie grüßt,
In neuer Kraft dann wieder regsam ist,
Und Knospen treibt, die, bis zum Blühn gepflegt,
Mein Dank in Versen dir zu Füßen legt?

Das ausgezeichnetste Gedicht der ganzen Sammlung ist das an Lamartine im Juni 1830 gerichtete, dessen Inhalt wir wenigstens in gedrängter Kürze mittheilen wollen:

Wie kommt es, beginnt der Dichter, daß ich mich schon frühzeitig mit meinem zerbrechlichen Fahrzeuge auf die wilderregten Wogen menschlicher Leidenschaften gewagt habe? Weil mir als Kind schon in meinen Träumen jene Männer vor der Seele standen, die von der Ahnung anderer Welten erfüllt und getrieben, mit allen Kräften ihres Geistes diese suchten und in das weite Meer sich hineinwagen, den Gürtel menschlicher Erkenntniß zu vollenden. So suchte auch ich mir eine neue Welt auf der düstern, aufgethürmten Flut und bin im Kampfe mit den Wogen und Stürmen begriffen. Bei dem Beginnen der Fahrt sah ich, mein Lamartine, deinen majestätischen Dreimaster, wie er schon weit voraus den Orkan ermüdete, und als ich mit meinem kleinen Nachen dich erreicht, ließen wir Beide kühn und freudig unsern Gesang durch das Wogengeräusch und den Donner ertönen, versuchten Beide dasselbe Vorgebirge zu umsegeln, unserm Jahrhundert mit Ungestüm voranzueilen. Doch die wachsende Nacht entzog bald dein Schiff meinen Blicken, und allein unter den Schrecken des Ungewitters, in dichter Finsterniß zurückgeblieben, beweinte ich Tag und Nacht mein Heimathland, meine Kindheit, meine Liebe; wenn ich die Wege ansiehte, that sich der Abgrund mir auf, und rief ich den Himmel an, so schleuderte das Gewitter mit fürchterlicherm Donner noch seine Blitze auf mich. Lange suchte ich dich und rief deinen Namen; endlich am Saume des Horizonts kam meinem Auge dein Fahrzeug zu Gesicht, nicht kämpfend mehr und einem ungewissen Ziele zusteuernd, sondern majestätisch und siegreich auf friedlichem Meere von Osten her dahingleitend. Am Gestade schon hatte sich das Volk freudetrunken zur Begrüßung des Heimkehrenden versammelt, und vom Lande her wurden Weihrauch und Myrrhen und der Hauch der Erde in Blüten dem Fahrzeug entgegengeweht; denn du kehrtest zurück mit der gefundenen Welt, und mit beredter Sprache verkündigtest du ihre Zauber. Derselbe Jubel erwartet und begleitet dich auf allen deinen Fahrten nach und von dieser neuen Welt. Mag nun dein Schiff im Hafen ruhen, oder furchtlos hinaussteuern in das weite Meer; o! betrachte mit thränendem Auge jenen schwarzen Punkt an deinem klaren Himmel, jenes Segel, welches vom Wirbel fortgerissen wird; das ist mein Fahrzeug, von Sturm und Gewitter in sternloser Nacht hin- und hergeschleudert. Erinnere dich, daß ich dennoch Alles vergaß, als ich dich unter allgemeinem Zujauchzen am Gestade landen sah, um die Azurbläue deines Himmels zu besingen. Ein glücklicher Columbus weine eine Thräne dem Freunde, wenn dieser, ein Lapeyrouse, mit seinem Schiffe an dem undankbaren Lande scheitert, welches seine Blicke rastlos suchten. Columbus mag wol den Lapeyrouse beklagen; Beide folgten ihrem unabänderlichen Geschick.

Wenn uns dieses Gedicht einen Blick in die von unbefriedigter Sehnsucht und quälenden Zweifeln erfüllte Seele des Verf. thun läßt, so schildert er in einem andern auf das Anmuthigste den seligen Traum eines Kindes, welches wir zum Beschluß unsers Berichts in einer freien Uebersetzung noch mittheilen wollen.

Schön, munter, zufrieden diesem bittern Leben lächelnd.
Sainte-Beuve.

Im dunkeln Schlafgemach
Schläft ungestört das Kind,
Da Lieb' und Andacht wach
An seinem Lager sind,
Und durch der Ruhe Thor
Tritt's in des Himmels Chor,
Indeß ein Rosenflor
Die Erd' entzieht dem Blick.

Ihm lacht manch holder Traum.
Ein Diamantenmeer
Durchblitzt des Strandes Raum,
Es strahlt ein Sonnenheer.
Auch sieht es schöne Frauen,
Hinwandelnd durch die Auen,
Auf Seelen liebend schauen,
Um die den Arm sie breiten.

O Traum! der es beglückt!
Da, wo ein Bach sich zeigt,
Vernimmt's den Ton entzückt,
Der lieblich ihm entsteigt.

Die Schwestern sieht's geschmückt,
Den Vater in dem Reihn,
Und wie die Vögelein
Die Mutter leicht beschwingt.

Viel Schönres noch enthüllt
Dem Blick sich nach und nach:
Von Rosenduft erfüllt
Ist hier ein Laubendach,
Dort klare Wasserbreiten,
Wo Fische spielend gleiten,
Und Wellen sie geleiten
Zum goldenen Gestade.

Von Träumen noch umringt
Schlaf, meines Herzens Lust,
Was dir das Leben bringt,
Ist dir noch unbewußt.
Ein Blatt im Wellenspiel
Schwankt deines Lebens Kiel
Zum ungekannten Ziel,
Und du schläfst sorglos fort.

Kein sorgenvolles Treiben
Stört dich am Wegesrand;
Der Kummer wird nicht schreiben
Mit der erstarrten Hand,
Mit seiner Krallen Glut
Auf deine Stirn, wo Muth
Der heitern Unschuld ruht,
In düstre Furchen: Morgen!

Es schläft, umweht vom Frieden!
Der Engel Himmelsreigen,
Dem sich enthüllt hienieden
Der Menschen Loose zeigen,
Sie sehn's der Wehr entbehren,
Nichts fürchten, nichts begehren,
Und küssen unter Zähren
Die kleinen Hände ihm.

Des Kindes Mund erblüht
An ihrem Honigquell,
Und wie's die Zähren sieht,
So ruft es: Gabriel!
Der Engel beugt sich nieder,
Und wiegt die zarten Glieder,
Und weist zum Himmel wieder
Mit schweigender Geberde.

Die Mutter, sorgerfüllt,
Gibt auf den Schläfer Acht,
Glaubt, daß ein leer Gebild
Den Athem schwer gemacht.
Stolz schauet sie auf ihn;
Wenn Seufzer ihm entfliehn,
Läßt sie den Mund erblühn
Durch ihrer Liebe Kuß.

(Im November 1831.) 126.

Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. (Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.) Erster Band. Stuttgart, Brodhag. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Der erste Anblick eines Werkes über das Lachen, dessen erster Band bereits 376 S. gr. 8. umfaßt, zieht unsere Gesichtsmuskeln in bedeutend ernste Falten zusammen; wir blättern: eine Fülle von Gelehrsamkeit strotzt uns entgegen; das ist nicht zum Lachen! Wir schauen endlich unserm Verf., der sich selbst für einen lachenden Philosophen ankündigt, tiefer ins Angesicht: weder Sokrates noch Voltaire gucken aus diesem grundehrlich deutschen Auge, und das Lächeln seiner Lippen wird von den Runzeln um Kinn und Wange, den getreuen Spuren mühsam erworbener Wissenschaftlichkeit, beinahe überdeckt und überschattet. Wir müssen somit einen andern Gesichtspunkt zur Auffassung des Werkes gewinnen und dürfen zunächst nach dem gehofften Champagnerrausch, den der moussirende Humor erzeugt, uns nicht so vorzugsweise gelüsten lassen. Das Motto, das der Verf. dem Buche vorsetzte: Ride si sapis, ist ebenso alt wie ehrlich und gut; jedem Leser steht jedoch das Recht zu, seinerseits ein ihm genügendes hinzuzufügen, und so gedacht' ich bei vorliegendem Werke an das Wort des Arztes Leroy, das derselbe in seiner Schrift „Sur le rire" ausspricht: „Un livre sur le rire n'est pas un livre *pour rire*". Kurzum, unser Demokrit ist ein deutscher Demokrit; er gibt nicht schöpferische Productionen des Humors, sondern ergründende Abhandlungen über die Natur des Komischen, eine gediegene Philosophie des Lachens. Bei aller Gründlichkeit, womit der Verf. die Ideen der Alten und Neuern über das Wesen des Lächerlichen entwickelt, herrscht jedoch zu gleicher Zeit im Vortrage ein höchst gebildeter Geschmack, und trotz der Masse oft sehr ergötzlicher Belege und Beweisstellen, womit der Kopf des Autors, während er schrieb, schwanger ging und deren Geburt zu rechter Zeit und an passender Stelle ihn besorgt und ängstlich machen konnte, ist seiner gelehrten Feder, die aus den Literaturen aller Völker bezügliche Stellen herbeibringt, keineswegs die nette Taille und die scharfe Spitze abgestumpft. Auch befinden wir uns nicht eben auf einer öden Heide der Theorie; der Verf. führt uns oft genug auf die frische, grüne Praxis, denn sein Buch ist mit Recepten zum Lachen tüchtig angefüllt, die er, weise vertheilt, seinen Lehrsätzen anhängt, und bei deren Verschreibung er eine nicht unbedeutende Dosis selbsteignen, productiven Witzes verräth und zum Besten gibt. Sein subjectiver Humor ist von der alten, deutschen, ebenso derben als gutmüthigen Sorte und dem Reiche natürlicher Anschauung entnommen, obwol unsere lesenden Damen bei der Lecture des Werkes nicht Ursache haben zu fürchten, es könne ihnen wie den Abderitinnen mit dem wahren Demokritos gehen, welcher dermaßen ihren Lachkitzel erregte, daß das Zimmer unter Wasser gesetzt wurde.

Die 28 Capitel, die der erste Band umfaßt, werden mit einer Abhandlung über die Physiologie des Lachens, und diese mit einer Parallele zwischen dem Affen und dem Menschen eingeleitet; das dritte Capitel enthält eine Physiognomik des Lachens, an die sich auch die nächsten Abhandlungen über Frohsinn, geistiges Lachen, Einfluß des Lachens auf die Gesundheit u. m. anschließen, die bald mehr bald weniger wissenschaftlich gediegene Grundsätze unsers rüstigen Anthropologen und medizinischen Philosophen entwickeln, oder mit trefflichen Witzkörnern und Anekdoten gewürzt, eine gleich angenehme wie lehrreiche Unterhaltung bieten. Aus dem Capitel, in welchem viel Schönes über Frohsinn gesagt ist, entnehmen wir folgende Aussprüche, denen Jedweder seinen vollen Beifall schenken muß: „Frohsinn trägt der natürliche Mensch stets wie leichten Zunder bei sich, denn Frohsinn ist die natürliche Stimmung eines gesunden Körpers, Geistes und Herzens, ungetrübt durch Schicksal, gesellschaftliches Uebel und Disharmonien, glücklich wie die Kinder der Natur auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln vor Cook. Dieser natürliche Temperamentsfrohsinn, im gesteigerten Grade Lustigkeit, die denn nicht selten in Muthwillen und Ausgelassenheit ausartet, die so gut Extrem ist als das Entzücken, das stumm machen, ja tödtlich werden kann, ist sichhaltiger als der philosophische, wenn Stürme und Ungemach über uns ausbrechen und wir entzweit sind mit Welt und verdorbener Menschheit, und das Maestoso paßt ohnehin nur wenig in das kurze Liedchen des Lebens! Vor der Laune eines Herrschers und seiner Furcht, versteckt hinter Polizeimaßregeln, verschwinden Frohsinn und Heiterkeit, die Aeltern großer Tugenden!" (S. 39); und kurz zuvor (S. 37): „Satyrischer Witz ist nicht immer bloßer Witzkitzel, sondern bei guten Menschen

sind; von Moses herunter gehen sie auf ununterbrochen fortlaufendem Fußpfade und spenden Segen oder verfluchen, wie es eben die Witterung mit sich bringt, aber sie sind immer etwas Besseres als diese Welt, — der Himmelsadel. Und je lichter es um sie wird, desto mehr werden sie in ihrem absonderlichen Gewändern gesehen, sie selbst aber machen die Augen zu und sehen nichts und sprechen fort, als sei es noch wie sonst. Es ist gar zu komisch, was für treue Unterthanen des papierenen Himmels sie sind; aber die dreiste Anmaßung, außer den irdischen Gesetzen der Wissenschaft zu wandeln, ist auch gar zu betrübend.

So bringt dieser Dr. Eylert eine Beschreibung des alexandrinischen Clemens als Vorläufer und Fragezeichen einer ganzen Patristik, bekundet ein äußerst fleißiges Studium, einen redlichen Willen, der Wissenschaft und somit der Menschheit zu dienen, und ist doch, ehe man zur Mitte des schmalen Büchleins gekommen, in den theologischen Dunst so hineingerathen, daß er uns nicht mehr sieht und wir ihn nicht mehr sehen.

Er setzt anfänglich die Vorzüge des patristischen Studiums und seiner Ausbeute aus einander. Allerdings sind die Kirchenväter in den ersten christlichen Jahrhunderten sehr wichtig, denn sie tragen das Christenthum durch die nüchtern spottenden Heiden wie Celsus, Porphyrius ꝛc. und die phantastisch dichtenden Gnostiker wie Basilides, Valentin, Manes ꝛc. hindurch, sie sind die Pergamentrollen der ersten Jahrhunderte mit der Geschichte jener Jahrhunderte; und zwischen den Linien stehen die freundlichen Schriftzüge des jungen Christenthums. sie sind die damaligen Träger der damaligen Entwickelungsgeschichte. Jedes Licht über sie, jedes Buch ist willkommen als Material zur Menschengeschichte. Meine Einleitung geht nur aber darauf, daß die Theologen dabei immer zu viel thun. sich nicht mit dem Lichte begnügen, sondern Scheiterhaufen anzünden, und was nicht kirchlich ist, von der Weltgeschichte verbrennen. Wenn Dr. Eylert z. B. auf die Poesie des Alexandriners zu sprechen kommt, so treibt er's nicht besser als Khalif Omar und Feldherr Amru zu Alexandrien, die mit der Wissenschaft die Badestuben heizten. Wie Omar sagte: „Entweder steht's im Koran, und dann brauchen wir's nicht mehr, oder es steht nicht drin und dann taugt's nichts", so sagt Dr. Eylert von der Poesie: „Entweder sie ist Christus oder sie ist keine", und Homer und die Griechen und die indischen, persischen und arabischen Bücher wandern in die Badestuben.

Wahrlich Mohammed, der Christum für einen großen Propheten gelten ließ. beschämt unsere fanatischen Priester, die, wenn auch civilisirter, doch in demselben Kastenübermuthe und als alleinige Inhaber des Wahren an sich und der Himmelspäße fortreden, wie das Verketzern zu Nicäa angefangen worden ist. Das ist der Fluch des Kasten- und Privilegiengeistes, daß er jede Wissenschaft mit seiner Farbe anstreicht und nichts rein überliefern kann; das ist der Jammer, daß jedes Stück Weltgeschichte, was Theologen bringen, erst abgeschält werden muß, ehe es zur Destillirung der Lebenswahrheiten gebraucht werden kann.

Der zweite Theil der Schrift enthält eine Lebensbeschreibung des Clemens, Bemerkungen über seine Schriften und eine übersetzte Hymne. In jener ist fast so viel als vom Clement, von dessen Lehrer Pantänus die Rede; indessen soll das kein Vorwurf sein, und das Material ist mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragen. Bei Beurtheilung der Schriften wäre eine bevorzugende Aufmerksamkeit der „στρωματα" sehr erwünscht gewesen, da Clemens auf diesen „Fußteppichen" am freisten auftritt. Ebenso ein schärferes Eingehen auf den platonisirenden Styl; denn mit ein paar Worten ist das nicht von der Hand gewiesen; und außer Origines bringen jene Jahrhunderte doch nur matten Widerschein des großen Griechen, des damaligen Helden des Gedankens, Plato. Christliches Vornehmthun schützt da nicht.

Wollte sich also Hr. Dr. Eylert auf einen höhern als den handwerkstheologischen Standpunkt stellen, der das Absolute in der Tasche zu haben meint, so wird er uns mit der angekündigten Patristik sehr willkommen sein. Ohne das Abstreifen des schwarzen überirdischen Gewandes wird das Buch eine Nuß, von der wir für die Wissenschaft nur die Schale gebrauchen können, den vertrockneten Kern aber zum alten Kram legen müssen. Jeder geschichtliche Entwurf erhält seine Würdigung nach Maßgabe seiner Seele, denn sie ist's, welche die Häuser des Wissens erbaut; bloßes Material, von bloßen Zunftsprüchen begleitet, findet seinen Lohn nur bei der Zunft. Eine blos theologische Patristik ist bei der heutigen Höhe der Wissenschaft ein undankbares Unternehmen: nur die Bausteine, welche man aus dem dogmatischen Schutte hervorzieht und abstäubt, werden angerechnet. 113.

Miszellen.

Correctoren- und Druckerwillkür.

Man spricht jetzt so viel von der Willkür der Censoren und klagt über die beeinträchtigte Preßfreiheit. Aber noch kein Schriftsteller unserer Zeit hat durch seinen Censor einen so großen — wirklichen oder eingebildeten — Nachtheil erlitten, als Diderot durch seine Correctoren und Drucker. Im Jahre 1769 waren von den Verlegern der bekannten Encyklopädie nur noch Le Breton, premier imprimeur ordinaire du roi (also Hofbuchdrucker), und Briasson übrig. Diderot erhielt für jeden der 17 Bände Text 2500 Livres und noch 20,000 auf einmal. Sieben Bände waren bis zum Ende des Jahres 1770 abgedruckt, die letzten zehn sollte Le Breton erst ganz abdrucken und dann alle zehn zugleich an die Subscribenten abliefern lassen, damit nicht die Regierung die Unternehmung hindere oder aufhalte, weil man es dahin gebracht hatte, daß sie ignorirte, daß in der größten pariser Druckerei 50 Arbeiter sich damit beschäftigten, den Druck der Encyklopädie zu vollenden, deren Unterdrückung die bestehenden Censurgesetze zu veranlassen strebten. So druckte man denn alle Artikel so ab, wie die Schriftsteller sie geliefert hatten, und Diderot setzte nach der letzten Revision unter jeden Bogen den Befehl zum Abdrucken. Dann aber machten sich der Corrector und Drucker noch einmal darüber her und strichen alle zu freien Stellen, alle Ausbrüche des Philosophencifers, kurz, Alles weg, wodurch sie glaubten die Aufmerksamkeit der Regierung erregen zu können, und stellten dann den Zusammenhang des Ganzen, so gut sie konnten, wieder her. „Der Druck des Werks", erzählt der Baron Grimm in seiner „Correspond. littér.", Bd. 1, S. 366, „war fast beendigt, als Diderot einen seiner längsten Artikel aus dem Buchstaben S brauchte und ihn ganz verstümmelt fand. Er war wie angedonnert, in dem Augenblicke lag der Greuel des Buchdruckers offen vor ihm; er sah seine und seiner Mitarbeiter beste Artikel durch und fand fast überall dieselbe Unordnung, dieselben Spuren des unvernünftigen Mörders, der Alles verheert hatte. Die Entdeckung setzte ihn in einen Zustand von Raserei und Verzweiflung, den ich nie vergessen werde. Ich war auf dem Lande, er schickte mir einen Boten, um mich mit der unglaublichen Gewaltthat bekanntzumachen und mich nach Paris zurückzurufen, um mit mir wegen des Entschlusses, den er zu nehmen hätte, zu berathschlagen." Hierauf rückt Grimm zwei Briefe Diderot's an Le Breton ein, welche hinreichend beweisen, daß er sich in einer Art von Raserei befand. Und in der That, wenn den Alexander Gnidi der Aerzte über einen Druckfehler tödtete, wie Fabricius in der „Historie der Gelehrsamkeit", Thl. 1, S. 650, berichtet, so muß man sich wundern, daß der Schlag den Philosophen nicht tödtete, der ein Werk, von dem er sich so Großes versprach, so sehr verstümmelt sah.

Der Prediger als Sänger.

Henrich Müller, ein „erleuchteter Prediger" des 17. Jahrhunderts, fodert von einem Prediger, daß er eine Stimme haben soll und zwar „eine Baßstimme, eine Discantstimme, eine Altstimme, eine Werkstimme". Da fragt man denn billig: warum nicht auch eine Tenorstimme? 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 230. — 17. August 1832.

Mittheilungen über den Einfluß der Philosophie auf die Entwickelung des innern Lebens. Münster, Theissing. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es sind uns in der letztern Zeit mehre neue Schriften im Gebiete der Philosophie vorgekommen, welche zu vermitteln suchen, nämlich entweder zwischen den entgegengesetzten Standpunkten innerhalb ihrer selbst, oder die Philosophie mit dem Leben. Wir erblicken darin ein Zeichen jenes überall zu Tage kommenden Strebens unserer Zeit, sich von der Befangenheit einseitiger Standpunkte auf dem Wege des Denkens zu befreien und den Frieden im Innern zu erkämpfen, während draußen der Kampf der Parteien furchtbar wüthet und dem Leben seinen sichern Boden zu entziehen droht. Die oben angeführte Schrift gehört ebenfalls zu dem Kreise dieser Erscheinungen; sie mißt — und das ist ihr Hauptinhalt — die neuern Entwickelungen der Philosophie an den Fortschritten des Bewußtseins durch sie. Es ist daher nicht von dem Verhältnisse der Philosophie (in abstracto) auf Das, was man gewöhnlich das Leben nennt, nicht von jener trivialen Beurtheilung systematischer Philosophie die Rede, welche die Demagogie der seichten Popularität, der jede eigenthümliche und tiefer begründete Form ein Greuel ist, jedes Mal anzustellen pflegt, so oft ein Heros in diesem Gebiete aufgetreten ist, dessen Erscheinung unter die Marktelle des Praktischen nicht passen will. Unser Verf. (er nennt sich unter der Vorrede Albert Kreuzhage) ist ein edler, durch das Studium der größten philosophischen Systeme genährter und auf dem Wege des lebendigen Denkens nach Wahrheit strebender Geist. Er setzt mit Recht voraus, die wahre Philosophie müsse aus dem innern Leben hervorgehen und darum auch die Entwickelung des innern Lebens befördern. Der Maßstab der Wahrheit eines Systems ist ihm, ob es in die Gesinnung übergehen kann und hier belebend wirkt und eine normale Entwickelung befördert, oder das innere Leben zerstört (S. 26). Nun ist zwar dieser Maßstab subjectiv, insofern sich die Wirkung nach der Geistesbeschaffenheit und dem Standpunkte Dessen richtet, auf welchen gewirkt wird. Allein der Verf. bringt, wie wir schon bemerkt, zu einer solchen Beurtheilung einen lebendigen, durch Lecture des Ausgezeichnetsten im Gebiete der neuern deutschen Philosophie gebildeten, im tiefen Gefühle der Religion auferzogenen und von den Offenbarungen der Natur und Kunst lebhaft ergriffenen Geist hinzu, an welchem er den Eindruck philosophischer Ansichten mißt, und so nehmen auch seine „Mittheilungen" die Aufmerksamkeit gebildeter Leser, welche ihm gleichgesinnt, nach lebendiger Wahrheit auf dem Wege des vernünftigen Denkens streben, in Anspruch. Letztere sind lebendige Mittheilungen nicht blos in dem negativen Sinne, daß sie sich fern von streng systematischer Entwickelung halten, sondern auch auf positive Weise, indem sie eine concrete Subjectivität in ihrer geistigen Fortbildung darzustellen streben. Hieran knüpft sich aber zugleich die objective Richtung derselben. Es sollen nämlich diese Mittheilungen auch (laut Vorrede) „zu einem Spiegel werden, in welchem die dunkeln und lichten Stadien des Entwickelungsganges, welchen das innere Leben nimmt, angeschaut werden mögen", — „es soll an einer individualisirten Entwickelung auch eine getreue Darstellung der Wirkungen der Philosophie zu geben versucht werden" — eine gewiß schwierige Aufgabe, welche hohe Ansprüche erregt —; „ja es soll durch diese Mittheilungen selbst den Philosophen ein Spiegel vorgehalten und ihnen das Gewissen geschärft werden", — wiewol auch wieder „diese Repräsentanten der Intelligenz ihrer Zeit", denen der Verf. sich durch seine Mittheilungen so gegenüberstellt, „gleichsam deren Gewissen bilden" sollen. Was aber den Fortgang jener Entwickelung selbst anlangt, so legt hierbei der Verf. die Ansicht Hegel's von den Entwickelungsstufen des Bewußtseins, mithin die Eintheilung in die Stufe der Unmittelbarkeit (der Einheit des Gefühlslebens), die Stufe des Gegensatzes oder Reflexionsstufe, und die der Ueberwindung des Gegensatzes (oder der Immanenz) zum Grunde. Letztere ist ihm das Ziel der Bildung; die Aufgabe ist, Das zu erkennen, was in unmittelbarem Gefühle und in abstracter Reflexion außer uns bleibt, in welches wir nicht eingegangen sind, weil es in uns nicht zum lebendigen Wissen erhoben ist. Glaube ohne Erkenntniß überwindet den Gegensatz nicht; der Geist kann nicht auf der Stufe des bloßen Glaubens stehen bleiben, er muß, durch die Widersprüche sich hindurchkämpfend, die Befreiung in der Wahrheit sich erwerben. „Nur der Geist, die Erkenntniß macht lebendig und verklärt den auf der Stufe des Gefühls und der Reflexion verharrenden Glauben zur wahren Religion, worin Glaube und Wissen Eins

sind." In diesen, im Buche oft wiederholten Grundsätzen, die man auch wol Resultate der durch Hegel's Speculation erweiterten Bewußtseinslehre nennen kann, ist unser Verf. mit Hegel einstimmig, dessen Philosophie auf ihn überhaupt so großen Einfluß gehabt hat, daß er sich auch der Formeln und des Sprachgebrauchs derselben, fast unwillkürlich, oft verschwenderischer, als Form und Zweck dieser Darstellungen erwarten ließen, jedoch ohne daß die Wärme seines Vortrags dadurch aufgehoben würde, bedient hat. Von dieser Philosophie, sagt er auch (S. xv), darf zunächst gesagt werden, daß der Geist sich in ihr bisher philosophisch am tiefsten erfaßt habe, da sie das Princip der Immanenz, der Befreiung in der Wahrheit zuerst hervorgehoben hat; vgl. auch S. 140, 159, 199. Eine Hauptfrage dieser Mittheilungen aber ist, ob Hegel's System die wahre Immanenz enthalte, oder ob und in wie weit sie nur den Weg zu deren Erreichung bahne.

Um nun anzudeuten, wie der Verf. sein Ziel verfolgt hat, gehen wir dem Gange dieser Mittheilungen im Allgemeinen nach. Zuerst bemerken wir, daß er die obengenannten Stufen nicht in der bezeichneten Folge durchläuft; denn Jacobi folgt hier auf Kant, welcher doch der abstracten Reflexionsstufe angehört. Aber der Mittheilende wollte ja hier den Gang schildern, den er selbst wirklich gemacht hat, und wie die philosophischen Ansichten verschiedener Standpunkte auf sein Inneres gewirkt haben. Jede geistige Entwickelung, sagt er (S. 252), geschieht zwar nach und nach; allein die Resultate, wohin sie führt, treten im Fortgange der Entwickelung nicht auch nach und nach in regelmäßiger Stufenfolge im Bewußtsein als Resultate hervor, wie sie etwa in einem Systeme aufgezeigt werden. Ist der Verf. hierdurch für uns von einer Seite gerechtfertigt, so können wir auf der andern Seite es nicht mit der obigen Aufgabe übereinstimmend finden, daß derselbe ein wesentliches Glied in der Entwickelung der neuen Philosophie, Fichte's Idealismus, fast ganz übergangen hat, es in seiner Einwirkung nicht hervortreten läßt.

Die Mittheilungen beginnen mit Briefen aus Italien, welche die Eindrücke der Natur und Poesie, mit großer Farbenglut aufgefaßt, schildern. Allein die großen Eindrücke der Natur, der Kunst und des Lebens von Außen vermögen nicht dauernd den einmal gefühlten Widerspruch des Lebens aufzuheben, der mit der fortschreitenden Ausbildung des Bewußtseins immer stärker wird; derselbe kann nur von Innen heraus überwunden werden. Die Philosophie soll dies bewirken. Der Kant'sche Kriticismus nun, der die Denkkraft schärft, hebt auch den Gegensatz erst recht scharf hervor; er setzt das Subject entgegen den Erscheinungen, und beschränkt uns auf den Kreis der Endlichkeit, indem er das Organ für das Uebersinnliche abschneidet. (Hier, besonders im siebenten Briefe, einige treffende Bemerkungen über die Kant'sche Moral.) Der verneinenden Abstraction Kant's gegenüber hält Jacobi's Lehre in dem unmittelbaren Wissen (oder wie es anderwärts mit Hegel heißt: in dem Elemente des Gefühls und der Vorstellung) den objectiven Gehalt der Wahrheit fest. Daher wirkt sie auf unsern Strebend, so sehr beruhigend ein, obgleich sie das eigentliche Wissen negirt, nach welchem er strebt, und durch welches er allein die Gegensätze zu überwinden hoffte. So „führt sie auf den natürlichen Standpunkt zurück, ohne daß derselbe für seine Gültigkeit auch jetzt etwas Anderes anzugeben wüßte, als eben daß er unmittelbar, d. h. natürlich ist" (S. 33), und es zeigt sich bald, daß es jenem Gefühle der innern Nöthigung, welches nach dieser Lehre das Kriterium der Ueberzeugung ist, selbst an einem Kriterium seiner Wahrheit fehle, und daß jenes unmittelbare Wissen „die Wahrheit als etwas Fremdes uns gegenüberstehen läßt, dem eigentlich wir Leben verleihen, nicht jenes uns". So an dem Begriffe der Immanenz geprüft, genügt dieselbe nicht. Denn „so lange die Wahrheit als ein auch noch so fest geglaubtes Object außer uns bleibt, sind wir nicht in ihr, sie nicht in uns". Es muß möglich sein, ruft die Hoffnung aus, die unmittelbare Ueberzeugung zum Wissen zu erheben. Beiläufig wird hier eine Skizze der Erkenntnißlehre des Plato, an welchen Jacobi erinnert, freilich in sehr moderner Fassung mitgetheilt. Auch erhebt sich noch von dem Standpunkte des positiven Glaubens oder des Christenthums ein Zweifel gegen die Lehre von dem unmittelbaren Wissen, der nämlich: ob auch die Vernunft wol fähig sei, Gott durch sich allein zu erkennen; wogegen der Mittheilende auf Einheit des Glaubens und der Erkenntniß dringt, an die er mit fester Ueberzeugung glaubt. Im Contraste dagegen mit der geistigen Zersplitterung und der Einseitigkeit der abstracten Systeme in der modernen Zeit, über welche er klagt, tröstet der Anblick eines einfachen Lebens, denn es zeigt das wahrhaft Menschliche im Keime, oder Das, was wir durch Bewußtsein veredelt und verklärt wiedergewinnen sollen. Wir können hierbei nicht unbemerkt lassen, daß der Mittheilende hier wie an mehren andern Orten schon von einem höhern Standpunkte aus spricht, als den er eben erreicht hatte, was auch schon darin zu Tage kommt, daß gleich von vorn herein die Begriffe des Concretallgemeinen, der Dialektik und anderer Cardinalpunkte der Hegel'schen Philosophie zum Grunde gelegt oder vorausgesetzt werden, mit welchen der Mittheilende erst später bekannt werden soll; daß also durch Vergessen der obigen Aufgabe, den Entwickelungsgang des innern Lebens in concreto darzulegen, der Verf. und der Mittheilende gleichsam zu zwei Personen werden. — Doch wir kehren zurück zu dem hier geschilderten Entwickelungsgange. Auch Hamann's kernhafte Schriften wirken stärkend auf den Mittheilenden ein, indem sie auf den Gehalt der Wahrheit im Christenthum hinweisen; nur daß Hamann die Vernunft als eine bloße Receptivität dieses Gehaltes ansieht; der Mittheilende aber gleichsam eine höhere Freiheit (zwölfter Brief) ahnet, welche durch die Erkenntniß der Wahrheit erworben wird, wobei es freilich darauf ankommt, wie diese Wahrheit an uns gelangt. Der Glaube, diese erreichen zu können, wird immer stärker und führt auch den Einklang mit der Natur zurück. Ein billiges und wahres Urtheil erfahren hier Mysticismus und Theosophie, welche, der entleerenden Ab-

straction entgegengesetzt, die Receptivität zur Passivität steigern und die menschliche Kraft in die göttliche aufgehen lassen. Der Verf. springt hier in der Lebendigkeit seiner Mittheilungen die Kreuz und Quer herum — oder wie er sich selbst, in halb entschuldigendem Humor (S. 59) ausdrückt, sein Gaul geht auf dem Wege zur Wahrheit mit ihm zuweilen durch. An die Lobpreisung der Freiheit knüpft sich (durch den Nothbehelf des erinnernden Freundes, dem diese Mittheilungen geschrieben werden) eine Betrachtung über das Böse, insbesondere wie es der Pantheismus auffaßt, und über das Verhältniß desselben zum Materialismus an — und der Leser kann hier nur ahnen, daß der Mittheilende eben einen Einfluß von Spinoza oder Schelling erfahren, auf welchen Letztern aber erst viel später bei Vergleichung mit Hegel, gelegentlich die Rede kommt. Dies letztere fällt um so mehr auf, da es der Aufgabe des Verf. gemäß gewesen wäre, den Einfluß der Naturphilosophie gerade auf dem Wendepunkte zu bezeichnen, welchen ihr der Verf. in der Vorrede (S. XIII) angewiesen hat. Die berührte Ansicht über das Böse, daß es zusammenfalle mit der Individualisirung, wird hier noch ebenso oberflächlich gefaßt als durch den ungeprüften Begriff der christlichen Dogmatik von der Creation widerlegt. Dagegen wird sich der sinnige Leser durch die ahnenden Blicke, mit welchen der nach Wahrheit Ringende die Wahrheit dämmern sieht (in dem zugleich die Unruhe des Strebens durch mannichfaltige Sprünge schildernden siebzehnten Briefe), sehr angeregt finden. Im Gegensatze dieses Strebens schildert er dann auch in einer wol zu lang gerathenen Digression die (falsche) Resignation und sucht den Zweifel abzuweisen, als fodere das Christenthum Resignation auf die Erkenntniß der Wahrheit; es fodere, entgegnet er, vielmehr die Ausdauer im Kampfe für das Gute, für den Fortschritt zum Bessern. Der Ernst dieser Betrachtung wird etwas gestört durch den ungebührlichen und fast komischen Ausfall auf die Novellen (S. 108), den wir von dem sonst poetischgesinnten Verf. kaum erwartet hätten. Der Verf. dreht sich dann um die wichtige Frage: wie soll man aus der Reflexionsstufe zum wahren Wissen fortschreiten, ohne ihr eigentlich näher zu kommen; der Rath, die Unmittelbarkeit in uns im Gefühle und in der Phantasie lebendig zu erhalten, um der Zerstörung der Reflexion zu entgehen, ist ein unausführbarer und vergeblicher, weil, wie der Verf. selbst ein paar Zeilen vorher gesagt hat, die geistige Cultur uns eben aus dem Elemente der Unmittelbarkeit in die Reflexion versetzt. Auch befriedigt den Mittheilenden selbst die Unmittelbarkeit der Jacobi'schen Lehre nicht mehr; er ist im Begriffe, den wichtigen Schritt auf der gesuchten höhern Stufe zu thun. Doch eine milde Begeisterung über Frühling und Poesie unterbricht das Unternehmen, woran sich eine näherliegende Betrachtung über die orientalische Mystik und ihren Pantheismus anknüpft.

Im dreiundzwanzigsten Briefe nun kommt der Verf., doch ohne eigentliche Vermittelung, die den Fortgang der Entwickelung anzeigte — auf Hegel's System, bei welchem er fortan am längsten verweilt. Auffallend ist es, daß der Verf. dieses System nur durch Nebeneinanderstellung einiger Hauptreihen von Gedanken aus demselben (worunter gerade die schon früher mehrmals benutzte von den drei Entwickelungsstufen die erste ist) einführt, und in dem Raisonnement über dasselbe, welches den größten Theil des Buchs einnimmt, einige kritische Bemerkungen über Mußmann's misrathene Psychologie voranstellt. Zuerst wird, wie schon früher bemerkt, die Hegel'sche Philosophie als diejenige anerkannt, in welcher durch Aufhebung der starren Abgeschlossenheit des Subjects und Objects die Immanenz in wissenschaftlicher Form hervorgetreten sei, und mittels einer flüchtigen Uebersicht der Geschichte der Philosophie angedeutet, wie man früher vergebens dahin gestrebt habe (beiläufig sei bemerkt, daß der Verf. ohne zureichenden Grund Pyrrho, S. 141, zu den Idealisten rechnet). Dann wird angeführt, daß nach Hegel die Wahrheit die concrete Einheit des Subjects und Objects sei, indem das Absolute oder die Idee sich absondert und ihre Gestaltungen durchläuft, um sich als die Vernunft zu fassen, die sich ihrer, als alles Seins, bewußt ist, womit das Wissen zum absoluten Wissen fortschreitet. Im folgenden Briefe hören wir nun von dem verderblichen Einflusse, welchen Hegel's Philosophie auf einen Freund des Mittheilenden gemacht, und Letzterer erklärt diesen Eindruck zum Theil durch das pantheistische und fatalistische Element dieser Philosophie, welches darin bestehe, daß das Absolute „wenigstens temporair" verendlicht werde, und bis zu seiner Erhebung zum absoluten Geist als Gegensatz gegen das Subject, als Macht über dasselbe erscheine, sowie das Subject als Mittel zur Entwickelung des Absoluten, folglich als Scheinexistenz. Dieser Vorwurf, so gefaßt, könnte wol von der Seite wenigstens als ungerecht erscheinen, daß jener Gegensatz gegen die Idee ja außerhalb der Hegel'schen Entwickelung überall Platz ergreifen muß, und man fragen kann: warum hat der unglückliche Freund es nicht abgewartet, bis dieser Gegensatz verschwand? Kann man denn von einem Systeme mehr verlangen, als daß es einen solchen Gegensatz löst, darf es ihn denn als im voraus als gelöst, mithin als Voraussetzung, hinstellen? Aber mit großem Rechte wird herausgehoben, was schon oft über jenes System bemerkt worden ist, daß die sich entwickelnde Idee so wenig der Gottheit, als das in ihr aufgehobene Element ihrer Entwickelung, das sich mit ihr Eins wissende (folglich ein absolutes Wissen erreichende) Subject der Persönlichkeit gleichstehe. Die Gründe, welche hier der Mittheilende der Hegel'schen Philosophie entgegensetzt, sind wiederum die aus der positiven Dogmatik des Christenthums genommenen, welches, wie sich der Verf. ausdrückt, ein Subjectionsverhältniß, kein Identificationsverhältniß ausspreche, nämlich Creation und Erlösung. Von diesem Standpunkte der Kritik sucht der Verf. auch die Stellung zu widerlegen, welche Hegel der Philosophie zum Christenthum gibt. Aber gerade hierin erscheint des Verf. Ansicht sehr schwankend; denn indem von ihm ein absolutes Wissen geleugnet wird, so heißt es einmal (S. 157): „Das Erkennen und Wissen des Men-

schen behält eine unvollendete dunkle Seite, welche der Glaube, als das nur unmittelbare Bewußtsein der nicht in den Begriff einzuführenden Seite der Wahrheit ausfüllt"; und so bleibt der Unterschied zwischen Glauben und Wissen stehen — nach einer darauf folgenden Aeußerung aber (S. 158) soll die Philosophie „in ihren wahren Resultaten auf das Christenthum angewandt, dessen reichen Gehalt der Wahrheit vom bloßen Glauben zum Wissen bringen, damit die Wahrheit im Christenthum durch deren Erkenntniß immer lebendiger in uns werde", womit sich wieder die (S. 154) bestrittene Ansicht Hegel's wohl vereinigen läßt, das Christenthum als Religion sei die Weise des Bewußtseins, wie die Wahrheit für alle Menschen sei, während die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit eine besondere Art ihres Bewußtseins sei, deren Arbeit sich nur Wenige unterzögen. Scheint hiernach die Philosophie, insofern sie doch ihre wahren Resultate hat, welche hier zur Anwendung kommen sollen, selbständig, so heißt es wieder S. 51, daß aller Philosophie oder Vernunftentwickelung, die aus sich allein ihren Bund vollenden wolle, der Kern und die Seele des Christenthums, das Princip und die Thatsache der Erlösung fehle. Der letztern Ansicht scheint der Verf. vorwiegend zugethan, und darum schließt sich der Mittheilende nun auch an Günther's Theologie oder Creationstheorie an, welche er als „eine der vorzüglichsten Blüten auf diesem fruchtbaren Boden eines, auf das, durch Hegel tiefer ergründete Selbstbewußtsein und seine Trinität basirten Spiritualismus" charakterisirt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Spanier an Göthe's Grab.

Ein anspruchloser, aber sehr gebildeter Spanier streut auf Göthe's Grab, den er noch kurze Zeit vor seinem Tode kennen gelernt, nachdem er während zwei Jahren seinen und Schiller's Dichtungen mit regem Eifer und offenem Sinne die Mußestunden widmete, die ihm sein Fach, der Bergbau, lassen, diese Blume, für deren weitere Mittheilung wir allein verantwortlich sind, aber keiner Entschuldigung zu bedürfen glauben:

A la muerte de Goethe.

¡Qué mágico poder une a tu seno
Tus hijos todos, por la vez primera,
Alemania, en dolor tanto sumidos!
Del Rhin al Oder, del Danubio al Elba,
Todo es luto, orfandad, nacional llanto.
¡Murió Goethe! pronuncia lastimera
La germánica Atenas. ¡Murió Goethe!
Francfort, Dresde, Berlin, Munich y Viena
De la inmortalidad voló á las aras
El Génio que la suya y las agenas
Naciones admiraban. ¡Murió Goethe!
A quien solo un rival hallar pudrera
Casi un siglo, dorado, esclarecido,
Cifrado en su vivir, para las letras.
Murió el vate divino, el nuevo Apolo
Del moderno parnaso, él que supiera
Acallar con su lira peregrina
El ronco ruido de espantosa guerra.
El hombre universal, en cuya mente
Ciencias, artes, y letras se reunieron.
Cuatro lustros de gloria inmarcesible,
Valimiento y poder, mordaz opimiera
La envidia ante sus pies encadenada.
Y herir la frente de laureles llena,
Atropos no acertaba — ¡Llegó el dia
Que el destino trazó! y a Goethe eleva
La humanidad el digno monumento
Que el mérito y saber sublime premia.
No, Alemania, tu sola, Europa, el Orbe
Oye afligido la funesta nueva;
El solo del virtuoso y sabio es patria,
El de Fausto al autor llora y hereda.

L. G. de Pardo.

Wir können der Versuchung nicht widerstehen, auch ein anderes kleines Gedicht desselben Verf. mitzutheilen, worin die weite Verbreitung des deutschen Bergmannsrufes glücklich benutzt ist.

¡Glück auf!

Al Sor N. N. en Siegen.

¿Quien no se gloriara de ser minero,
Por ser lo que sois vos? Quien no, llamarse
Con afecto cordial el compañero
De los ingénuos seres bondadosos
Que ospeda en sus alzados
Montes de acero. Siegen generoso?
Creencia, idioma, clima, espacio inmenso
En vano muros de diamante oponen
A tan preciada union, union minera;
Una voz sola, una voz doquiera
Por siempre los deploma y anonada.
¡Glück auf! retumbe en sus profundos senos
Valenciana — ¡Glück auf! las altas cumbres
De los Andes — ¡Glück auf! las abrasadas
Zonas que el oro y diamante abrigan,
Y las vestidas de perpetuo yelo,
Glück auf! resuenan, esta union sellando,
Que forma las delicias de un estado
En trabajo y saber solo fundado. *)

7.

*) Wir hoffen, daß einer unserer Mitarbeiter uns recht bald mit einer deutschen Uebersetzung dieser Gedichte erfreut. D. Red.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

***Thiele (J. M.)*, Leben und Werke des dänischen Bildhauers *Bertel Thorwaldsen*.** Erster Theil. Mit achtzig Kupfertafeln und einem Facsimile. Gross Folio. 31 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt. 20 Thaler.

Ausführliche Anzeigen über dieses höchst interessante Werk sind in allen Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten. Auf die typographische Ausführung ist die grösste Sorgfalt gewendet worden und die Kupfer sind von ausgezeichneten Künstlern gearbeitet.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 231. — 18. August 1832.

Mittheilungen über den Einfluß der Philosophie auf die Entwickelung des innern Lebens.

(Beschluß aus Nr. 230.)

An die Stelle der Hegel'schen Immanenz wird nun die wahre Immanenz als erkanntes Innesein des Subjects in seinem wahren Grunde gesetzt (S. 159), die nicht nothwendig des pantheistischen Elements bedarf. „Erst im vollendet hellen, weil sich in seiner ganzen Tiefe, und somit auch in Dem, worin es begründet ist, erfaßthabenden Selbstbewußtsein können Subject und Object in Dem, was sie sind, und daß sie sind, aufgefaßt werden." Also ginge doch dieses Wissen wieder über den Glauben hinaus. Die relativen Substanzen des relativen Seins, Natur und Geist, sind hiernach Creation des göttlichen Geistes, tragen mithin das Gepräge der Idee und des Geistes, und so kann auch der menschliche Geist sie in sich zum Wissen und zur Erkenntniß erheben, Gott denkend erkennen, kraft der relativen Form des Geistes im Menschen, welche in Gott absolut ist; sich aber nie zum absoluten Wissen steigern. Hierbei tritt nun auch der biblische Begriff des Ebenbildes und der Freiheit auf, die der Nothwendigkeit — als blinder Causalnexus (S. 164) gegenübersteht, und der Mensch erscheint als Synthese beider. Das gesuchte Mittel ist gefunden, den Widerspruch und die Reflexionsstufe zu überwinden (S. 171): wir müssen uns zunächst in unserm höhern Grunde, und mithin diesen selbst erkennen und unser Verhältniß zu dem Höhern, worin wir begründet sind, begriffen haben. So leicht und durch die religiöse Volkslehre unterstützt dies Alles erscheint, so muß doch dem tiefer blickenden Leser einleuchten, daß eben Alles darauf ankommt, wie man den Begriff der Creation (der Verf. sagt niemals Schöpfung und Schöpfer) und das Verhältniß des Grundes faßt und unterstützt, und inwiefern man die metaphysischen Schwierigkeiten, die ihn treffen, zu entfernen im Stande ist. Doch der Verf. bleibt bei dem bekannten Sinn der Worte stehen, er erklärt wol, aber beweist nicht, und streitet so mit Voraussetzungen gegen jene philosophische Lehre. Gleichwol will er diejenigen Resultate derselben beibehalten (S. 168 u. 169), welche mit dem Christenthume vereinbar sind; aber so verlöre sich ja die Philosophie in eine schwankende und unselbständige Accommodation. Nach dieser Seite sich hinwendend, verläßt der Verf. von nun an die Kritik und reiht sich aus mehren Hypothesen sinnreich eine Art von Theorie zusammen, die er mit dem nun beschränkten Begriffe der Philosophie („Selbstverständigung des denkenden Geistes über sich und Anderes über ihm und unter ihm auf der Basis des Selbstbewußtseins") wohl zu vereinigen weiß. Die Grundhypothese ist die dogmatische Ansicht, daß das Selbstbewußtsein durch den Sündenfall eine capitis deminutionem (S. 175) erlitten habe, woraus sich nun auch die Beschränktheit des menschlichen Wissens, die Nachtseite des Geisteslebens (vgl. S. 172) und ein anderes Wesen, ein unvermitteltes Wissen erklären lasse. In seiner frühern Seinsweise, wird angenommen, habe der Geist der Vermittelung nicht bedurft, ein intuitives Wissen habe ihm zugehört — wie stimmt dies überhaupt mit jenen Entwickelungsstufen? Und wie läßt sich ein solches intuitives Wissen als unterschieden von dem göttlichen Wissen, von welchem doch das Wissen der Creatur verschieden bleiben mußte, wie läßt sich eine freie Immanenz Gottes (S. 187) in einem solchen Zustande, ohne Aufhebung der Freiheit und Persönlichkeit des menschlichen Wesens denken? Der Verlust dieses Wissens wird als ein geschichtliches Factum betrachtet; und in dieser Beziehung nun auch gesagt, daß die Geschichte, oder die historische Kenntniß, die Philosophie oder den Standpunkt des Selbstbewußtseins ergänzen müsse. Ueber einen Verlust der Einheit des Geistes und Gefühlslebens wird nun getrauert; obgleich eine solche früherhin als niedere Stufe, als Stufe der Unmittelbarkeit und der Nichtunterschiedenheit zwischen Freiheit und Nothwendigkeit erschien (vgl. S. 169). Um nun die Wahrheit zu erkennen reicht es also nicht mehr zu, zunächst das Denken zu fragen, sondern wir bedürfen der Erkenntniß der verlorenen normalen Existenzweise des Menschen und der Kunde von Dem, wodurch er sie verloren hat. Und wodurch ist diese zu gewinnen? Durch die alte Tradition und das Christenthum (hierbei wird auch auf Molitor's verworrene Philosophie der Geschichte hingewiesen); denn im Christenthum wurde „das verschlossene Hieroglyph eröffnet". Aber woher dann noch Dunkelheit? Und wozu noch ein tieferes Verständniß des Christenthums durch Philosophie (S. 182)? Oder warum streitet der Verf. gegen die Ansicht, die Religion sei die allgemeine (nicht gemei-

ne) Weise, wie die Wahrheit an die Menschen komme (S. 223), da er doch selbst sagt, um uns in die im Christenthum enthüllte Wahrheit lebendig versetzt zu finden, bedarf es der Erkenntniß derselben, und es kann die unmittelbare, in ihrer Begründung nicht erkannte Ueberzeugung im Gefühle u. s. w. nicht allein dahin führen; die Wahrheit kann nur durch Denken lebendig erfaßt werden, und so vermittelt die Philosophie in ihrer Verbindung mit dem Christenthume die Erkenntniß der Wahrheit (S. 256). In der That haben die Systeme der neuern Philosophie, die ja schon auf christlichem Boden ruht, sich immer mehr dem Christenthum genähert, und namentlich Hegel's System die Einheit der Vernunft mit der Offenbarung bestimmt ausgesprochen; aber nicht so, daß die Philosophie dadurch zur christlichen Dogmatik würde, indem sie blos das Geschäft hätte, den Inhalt des Christenthums als einen geschichtlich gegebenen zur Erkenntniß und Einsicht zu erheben. Auf Letzteres würde sie sich aber nach der Meinung des Verf. beschränken, wofern sie, um zur wahren Erkenntniß des Menschen zu gelangen (S. 182), die religiöse Sage von dem Sündenfall als historisches Factum buchstäblich annehmen und dieselbe von dem Verlust eines primitiven, vollkommenen Zustandes oder einer „gefallenen Seinsweise" (wie sich der Verf. mehrmals ganz sinn- und sprachwidrig ausdrückt), wodurch dann die Erlösung nothwendig werden soll, erklären müßte. Soll die Philosophie, wie der Verf. meint, auf dem Standpunkte des Selbstbewußtseins stehen, so liegt ein solches Factum außer ihren Grenzen; sie würde aber dann auch ihren Charakter verleugnen, wenn sie ein solches Factum auf Autorität annähme, um dadurch hypothetisch die Beschränktheit des Selbstbewußtseins und des Menschlichen überhaupt zu erklären; da sie die Unvollkommenheit schon als eine Eigenschaft der werdenden Creatur weiß, welche von Gott verschieden ist und, zu ihrer Erhebung in die wahre Freiheit, der Anregung des sich offenbarenden Gottes oder der Erlösung (welche die fortgehende geistige Schöpferthätigkeit ist) bedarf. In diesem Resultate kann sich die Philosophie auch mit dem tiefen Sinne der Sage im Einklang finden, und es ist gar nicht nöthig, den primitiven Zustand des Menschen, den man auch Naturzustand zu nennen pflegt, und von welchem der Verf. gestehen muß (S. 182), daß er freilich dem Standpunkte des Selbstbewußtseins und seiner allmäligen Entwickelung am gemäßesten sei, als einen thierischen zu betrachten, der ohne allen Einfluß offenbarender Schöpferthätigkeit stattgefunden habe; da es viel näher liegt, den Stand der Unschuld als den Zustand der zwar vollkommenen (integra), aber unentwickelten Geisteseinheit zu betrachten, dessen Indifferenz mit der Entwickelung des menschlichen Bewußtseins selbst und seiner Gegensätze aufgehoben werden mußte, worauf sich Gutes und Böses gründet. Ref. kann daher auch die weitere Ausbildung jener Hypothesen, welchen der Verf. sich in den folgenden Mittheilungen hingibt, die Ausmalung seines primitiven Zustandes, wie die Annahme, daß auch die Natur, die in ihrem primitiven Zustande immateriell und dem Menschen immanent gewesen, gefallen sei und durch Schuld des Menschen ihre normale Existenz verloren habe (S. 187), übergehen, um so mehr, da auch der Mittheilende in einem steten Schwanken bleibt. Denn obgleich er behauptet (S. 197), die Wahrheit müsse Alles umfassen, und eine Ergänzung der Philosophie durch die geschichtliche Offenbarung annimmt, so spricht er bald auch wieder das trostlose Resultat aus, daß wir weder den Begriff unsers eignen Wesens noch den Begriff der Natur vollkommen wiederzuerlangen vermögen; womit also selbst der Offenbarung und seiner sich an sie anschließenden Philosophie ihr Erfolg abgesprochen würde, während es bald darauf doch wieder (S. 224) heißt: die freie Immanenz sei nur durch Einsicht und Erkenntniß ganz zu gewinnen, nämlich Erkenntniß der Wahrheit, deren Fülle im Christenthum offenbart sei. Bei alledem müssen wir doch gestehen, daß der Verf. hier auch manche interessante und den Denkenden anregende Gedanken (z. B. die Ansicht von Tod und Auferstehung S. 211 fg.) entwickelt hat, größtentheils unter Einfluß der Schriften Franz Baader's, von welchem er auch (S. 241) sagt, daß durch ihn die Philosophie auf den Standpunkt des Christenthums erhoben worden sei. An diesen, sowie an Günther und Joh. Erigena (von welchem besonders der einunddreißigste Brief handelt) sich anschließend, bekämpft er auch die Hegel'sche Lehre von dem Ursprunge des Bösen, die aber die (S. 233) gemachte Consequenz, „das Endliche als solches für böse zu erklären", nicht anerkennen wird. Die Resultate seines sich frei ergehenden und oft wiederholenden Raisonnements sind also: daß die gesuchte Immanenz (von welcher vorzugsweise der vierundzwanzigste Brief handelt), nicht die des absoluten Wissens sei, sondern dem Begriffe der Creation gemäß, das wissende Innesein des Subjects in seinem erkannten und dasselbe erkennenden Grunde (S. 240), d. i. in Gott, welcher die Wahrheit ist. Aber einmal heißt es: die unmittelbare Anerkennung — wenn auch nicht Erkenntniß — der nicht zum Wissen und Erkennen zu bringenden Seite des Objects begründet ebensowol die Immanenz, wie dieselbe durch das Wissen und Erkennen begründet wird (S. 247); warum also nicht auf Jacobi's Stufe stehen geblieben? und was ist nun unter der unmittelbaren unerkannten Immanenz (S. 254) zu verstehen? — Dann wieder: „die in ihrer Begründung nicht erkannte Ueberzeugung im Gefühle könne nicht allein dahin führen" (S. 256), bald kann die Immanenz in der jetzigen gefallenen Seinsweise nicht erreicht werden (S. 247), bald sollen wir sie (weiter unten) unter göttlicher Hülfe erreichen, und endlich geht (nach S. 248) „deren Erreichung und ihr inneres Leben vom Wissen und Erkennen zunächst und vorzugsweise" aus. Der Einwurf, den sich der Mittheilende durch seinen Freund machen läßt (S. 268), daß die geschilderte christliche Immanenz ja kein Eingehen in den allgemeinen Geist sei, und mithin die Abstraction nicht überwinde, hebt er durch die Bemerkung, daß ja auch dadurch, daß der Mensch, als erschaffenes Wesen, bedingt sei, er nicht auch schon abstract sei — nämlich in

Auswahl beschränkt und bei ähnlichen Kleidungen durch verschiedene Wendung und Stellung den Zweck zu erreichen gesucht, die Trachten von verschiedenen Seiten zu zeigen. Bei Erklärung des Einzelnen wird hierauf hingewiesen und zugleich von Farbe und Stoffen nähere Auskunft gegeben. Uebrigens zerfällt die ganze Sammlung in zwei Theile, von denen der erste, vorzugsweise den Trachten gewidmet, einen größern Maßstab der Darstellung erfoderte und nur einzelne Figuren gestattete, der zweite aber, Gebräuche betreffend, ganze Gruppen und Scenen aus dem Volksleben umfassen soll, wobei noch der Anhang von einigen eigenthümlichen Geräthen den Kreis der interessantesten Wahrnehmungen bei den Neugriechen abschließen wird. Wie wir vernehmen, wird das Erscheinen einer zweiten Abtheilung bereits vorbereitet.

Die der vorliegenden ersten Abtheilung voranstehenden allgemeinen Bemerkungen sind in mancher Beziehung von Interesse, sowol in Betreff Dessen, was der Verf. über Nationaltrachten im Allgemeinen, als was er in historischer Hinsicht über die neugriechischen Volkskleidungen sagt. Er bemerkt in dieser letztern Beziehung besonders, wie die auf Griechenland überhaupt von außen einwirkenden Einflüsse auch auf die Trachten und Sitten des Volkes, seit dem Beginne der christlichen Zeitrechnung, eingewirkt haben. Aber dabei läßt er die altgriechische Tracht durchaus nicht aus den Augen. Besonders interessant ist in diesem Bezuge, was er S. 5 und 6 bemerkt. Seit 1453 zeichnet nämlich der Verf. in der neugriechischen Nation, als durch Namen, Sprache, Tracht und Lebensweise unterschieden, drei Stämme aus: die eigentlichen Griechen (*Ρωμαῖοι*), die Albanesen und die Walachier (*Βλάχοι*). Ihrem Leben und Treiben nach bezeichnet er sie, in derselben Folge, am kürzesten als Handels- und Schiffsleute, als Land- und Kriegsleute, und als Hirten und Jagdleute. Von diesen drei Stämmen gleichen die Albanesen, was Lebensart und Sitten anlangt, den alten Pelasgern, mit denen sie auch fast dieselben Wohnsitze gemein haben, sodaß das albanesische Volk als Abkömmlinge der Pelasger wohl zu betrachten sein könnte.*) „Auffallend scheint es", sagt St. S. 6, „daß man auf diese Uebereinstimmung noch nicht geachtet hat. Eine genaue Untersuchung der albanesischen Sprache, die nicht Schriftsprache geworden, und mit der man sich noch nie beschäftigt hat, würde vielleicht interessante Aufschlüsse geben."

In dem Hinneigen der Griechen zur türkischen Tracht nach dem Jahre 1453 und in der leichten Annahme dieser Tracht von Seiten jener läßt sich die Verwandtschaft der ursprünglichen griechischen Tracht mit der altasiatischen, nun auch der türkischen als einer asiatischen gegenüber, nicht verkennen; und so findet auch nur eine genaue Verwandtschaft zwischen dem neugriechisch-türkischen und dem altgriechischen Costume statt: der Orient hat beide geboren. Diese Verwandtschaft des Costumes der Neugriechen mit dem der alten Griechen weiset der Verf. auch im Einzelnen, oft auf eine auffallend-überraschende Art, wie dies auch die bildlichen Darstellungen weiter veranschaulichen, nach, indem er sodann diese Nachweisung auch auf Sitten und Gebräuche, auf die äußere Form in Gestalt und Zügen des Menschen und auf den Charakter der Neugriechen, sowie auf die geistige Individualität, auf Sprache und poetische Anlagen erstreckt. In dieser Beziehung hat der Verf. zugleich einen Beitrag zur Widerlegung der bekannten Fallmeraper'schen Ansicht von der Nichtverwandtschaft der neuen Griechen mit den alten geliefert, der, wenngleich es jener selbst dabei mit dieser Ansicht unmittelbar nicht zu thun hat, und wiewol er daher nicht tiefer in die Sache eingeht, doch um so mehr Beachtung verdienen dürfte, als er eben ohne alle Absicht diese Meinung bekämpft. Aendert Fallmerayer, nachdem er das Land und das Volk der Neugriechen aus Autopsie selbst kennen gelernt hat, seine nur aus dem einseitigen historischen Standpunkte gewonnene Ansicht freiwillig nicht, so werden nach und nach Andere sie so lange mit Erfolg zu bekämpfen wissen, bis er entweder die Palinodie nicht länger zurückhalten kann, oder sein gänzliches Schweigen nur dem abgedrungenen Aufgeben seiner frühern Meinung verglichen werden darf.

Schließlich wollen wir hier noch bemerken, daß, wenn Hr. v. St. in den Berichtigungen und Zusätzen meint, daß die Sommerwohnungen der Neugriechen *καλύβια* heißen, und wenn er dieses Wort von *καλιά*, *καλύδιον*, d. i. hölzerne Wohnung, herleitet, er insofern in offenbarem Irrthum ist, als das Wort nicht *καλύβια*, sondern *καλύβια* (von *καλύπτω*) von den Neugriechen geschrieben wird. 30.

*) Griechisch heißen sie *Ἀρβανῖται*. Die Verwechselung des λ und ρ ist bei den Griechen nicht selten.

Notizen.

Miß Porter.

Vor Kurzem starb zu Clifton die bekannte und vielgelesene englische Romanendichterin Anna Maria Porter. Sie stammte von väterlicher Seite aus einer angesehenen irländischen Familie, die in dem Streite zwischen Jakob II. und dem Prinzen von Oranien eine bedeutende Rolle spielte. Miß Porter begann ihre schriftstellerische Laufbahn, auf der sie ein so entschiedenes Glück machte, in einer merkwürdig frühen Jugend, denn sie war noch nicht älter als 15 Jahre, da sie ihre Autorschaft mit der Herausgabe eines kleinen Buches unter dem Titel: „Artless tales", eröffnete. Diesen „kunstlosen Erzählungen", die vielen Beifall fanden, ließ sie nach einem Zwischenraume von wenigen Jahren eine Novelle in einem Bande, unter dem Titel: „Walsh Colville", folgen, deren Stoff auf einige Vorfälle des wirklichen Lebens gegründet ist, an welchen die junge und schöne Verfasserin selbst persönlich Antheil gehabt haben soll. Die günstige Aufnahme, die ihre Arbeiten überall fanden, ermunterte sie, darin fortzufahren, und sie brachte bald wieder eine neue Novelle in drei Bänden, unter dem Titel: „Octavia", der dann ihre andern vielfach bekannt gewordenen Romane rasch folgten, unter denen „Don Sebastian, or the house of Braganza", „The village of Mariendorpt" u. a. die meiste Verbreitung erhielten. Diese ungemein thätige und rastlos fortarbeitende Schriftstellerin erlag ihren zu großen geistigen Anstrengungen, denen ihr zarter Körperbau nicht gewachsen war. Ihr Talent für den Roman ist nicht zu bezweifeln. Bei vielem Reichthum der Erfindung besaß sie zugleich eine nicht geringe Beobachtungsgabe der Sitten und Gewohnheiten des täglichen Lebens und eine sehr rasche und treffende Auffassung menschlicher Charaktere. Sie gab auch ein Bändchen Balladen, Romanzen und Gedichte heraus, in denen sich aber ihr Talent, wie es scheint, weniger gleich geblieben ist.

Die Selbstbiographie Bentham's, mit deren Herausgabe der Dr. Bowring beschäftigt ist, soll ihrem Erscheinen im Drucke nahe sein. Sie wird vornehmlich auch reichhaltige Auszüge aus der Correspondenz Bentham's enthalten, die er während der letzten 50 Jahre mit den ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit geführt.

Die schon durch mehre verdienstliche Uebersetzungen deutscher Literaturwerke ins Französische bekannten Brüder A. J. und J. Cherbuliez haben gegenwärtig eine neue Uebersetzungsbibliothek unter dem Titel: „Soirées allemandes", eröffnet. Die eben in Paris erschienene erste Lieferung von drei Bänden derselben enthält eine Uebersetzung der Erzählungen von Heinrich von Kleist. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 232. — 19. August 1832.

Politische Flugschriften.

1. Die Täuschungen des Repräsentativsystems, oder Beweis, daß dieses System nicht das geeignete, rechte und zeitgemäße Mittel ist, den Bedürfnissen unserer Zeit zu begegnen, mit Andeutung der geeigneten, rechten und zeitgemäßen Reformen. Von Karl Vollgraff. Marburg, Elwert. 1832. Gr. 8. 12 Gr.
2. Ueber das Revolutioniren des positiven Rechtsbestandes, als Commentar zur Schrift: „Einiges über den Misbrauch der gesetzgebenden Gewalt." Von Franz Baader. München, Franz. 1832. 8. 4 Gr.
3. Ministerium, Staatszeitung, rechte und unrechte Mitte. Von J. Görres. München, Giel. 1832. Gr. 8. 6 Gr.

Der Liberalismus unserer Zeit hat bereits anfangen müssen, aus seiner bisher behaupteten Stellung in eine unnatürliche und seinem Begriffe unangemessene zurückzutreten. Der Liberalismus ist als ein Gedanke des reif gewordenen Selbstbewußtseins der Völker über der Zeit emporgestiegen, und in diesem seinem Gedankenelemente ist er wesentlich schaffend, aufbauend und angreifend; er schlägt den zerfallenden Tempel einer sich überlebt habenden Geschichtsperiode vollends nieder, um eine von neuen und frischen Kräften getragene Ordnung der Dinge zu gründen. Aus dieser Offensive, die der Liberalismus in der Geschichtsentwickelung behaupten möchte, ist er nach den neuesten trüben Vorgängen der Zeit plötzlich herausgedrängt worden, und man hat ihn dagegen in die ungünstige Stellung genöthigt, sich gegen die immer muthiger heraustretenden Angriffe des übermächtig gewordenen Absolutismus und sogenannten Loyalismus vertheidigen zu müssen. Hier erheben sich in den oben angekündigten Schriften sogleich drei Stimmen gegen alle freisinnigen Bestrebungen und Bewegungen der Zeit, alle drei von Männern ausgehend, die durch ihre Stellung als Universitätslehrer und durch ihren zum Theil ausgezeichneten Ruf als Gelehrte einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung auszuüben im Stande sind; Männer, welche Geschichte, Völkerrecht und Vernunftrecht zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht haben, und dennoch den Lebensdrang der Geschichte in den heutigen Zeiterscheinungen nicht nur misverstehen, sondern auch hemmen möchten. Eine unheilschwangere Verfinsterung umnachtet die ringenden und sich gestalten wollenden Elemente der Gegenwart; Vernunft, Recht und Freiheit ermangeln nicht der innern Kräfte, um ihren Segen in reicher Frucht und Blüte entwickeln und über das Menschengeschlecht ausbreiten zu können, aber die Atmosphäre, durch die sie bedingt werden, ist noch nicht rein für sie, ein giftiger Nebel hat einen bannenden Kreis um sie gezogen und droht ihre Entwickelungsfähigkeit allmälig zu ersticken; es handelt sich um die Formen des Bestehens gebildeter Völker, die in ihrer Intelligenz die höchste Stufe der Cultur erstiegen haben, und im Ringen nach einer vollendetern und bessern Form scheinen alle Formen des Lebens unsicher zu werden.

Die erstgenannte der obigen Schriften hat bereits durch das öffentliche Schicksal, das sie den Zeitungsberichten zufolge an dem Wohnorte ihres Verfassers von der akademischen Jugend erlitten, in ihrem Rufe eine gewisse Brandmarkung erfahren. Mit um so größerer Aufmerksamkeit nahmen wir sie daher zur Hand, bedauern aber, zu ihrer Ehrenrettung oder Apologie von unserm Standpunkte aus nichts beitragen zu können. Die ebenso loyalen als seichten Ansichten dieser Schrift in ihrem nähern Zusammenhange zu wiederholen, ist eine wahre Pein, der wir uns mit so vieler Kürze als möglich zu entledigen suchen. Der Verf. hat es sich in den Kopf gesetzt, das Repräsentativsystem heutiger Verfassungen für eine unnationale und undeutsche Institution zu halten, die germanischen Völkern weder natürlich noch nothwendig, sondern vielmehr höchst unangemessen sei; ja, es scheint ihm dieses System überhaupt in Europa, und besonders in Frankreich, nicht anders als auf eine höchst widerrechtliche Weise eingeführt worden zu sein. Wir dürfen über die Begriffe von Freiheit, Recht und Völkerentwickelung mit dem Verf. keinen Streit eingehen, da er im Verfolge seiner Abhandlung mehrmals zu erkennen gegeben hat, daß ihm Freiheit und Recht zwei entgegengesetzte Ideen sind, die auch nicht in der geringsten Wechselseitigkeit zu einander stehen. Statt der Freiheit kennt er nur Privilegien, statt des Völkerrechts nur Gerechtsame und Herkommen, und so beengt er auch alle Völkerentwickelung in den eingewohnten Formen des alten Herkommens, dessen starre Sicherheit ihm über alle, seiner Natur als halsbrechend erscheinenden philosophischen Systeme der neuern Staatskunst geht. Demgemäß ist es nun das ständische System des alten

Staatsrechts, welches sich in Europa bis zum Jahre 1789, wie er sich ausdrückt, „ganz von selbst bildete", das von ihm als eine, den germanischen Völkern durch Naturnothwendigkeit eignende und zukommende Verfassungsweise geltend gemacht wird, und während er es rühmt: „daß das ständische System und das alte Staatsrecht nichts künstlich Gemachtes, sondern ein ganz natürlicher, getreuer Reflex und eine einfache Consequenz des praktischen Lebens der germanischen Völker war und noch ist, wo es noch besteht", glaubt er auch „folgerecht behaupten zu können, daß sonach das künstlich erfundene Repräsentativsystem und das darauf gebaute neue Staatsrecht nicht allein concret-widernatürlich sein muß, sondern auch wirklich ist, und fast in allen und jeden seiner Postulate und Einrichtungen das häusliche und Sonder-Rechtsleben der germanischen Völker verletzt, beleidigt, turbirt, quält, entwurzelt, auflöst und ehender zum Aufruhr als zur Beglückung der Menschen dient" u. s. w. Der Verf. schreibt bekanntlich, obwol wir es in der aus seiner Schrift eben entlehnten Stelle nicht nachgeschrieben haben, nicht Staat, sondern nur Stat, und diese Eigenthümlichkeit, die schon sonst von manchem Recensenten belacht und bespöttelt worden, scheint uns wenigstens auch für die Charakterisirung seiner innern Ansicht nicht ohne Bedeutung zu sein, und besonders in Bezug auf seine oben mitgetheilte Meinung Anlaß zu einer hierher gehörigen Bemerkung zu geben. Der Staat ist ihm nämlich nur ein Stat, ein status, d. h. ein bloßer Zustand, der ebenso gut so oder auch anders sein könnte und mithin durchaus nichts Organisches an sich oder in sich hat. Eine Repräsentativverfassung beruht aber nothwendig auf der Voraussetzung der Idee eines lebendigen und in concreter Gegenseitigkeit sich fortentwickelnden Staatsorganismus, ja sie ist der zur Gestalt gewordene Ausdruck dieser Idee selbst, und es wird daher begreiflich, wenn der Verf, in seiner geistlosen Theorie eines Staatsformalismus befangen, an seinen, aus altem Latteuwerk zusammengeschlagenen Stat die frisch grünende Ranke des Repräsentativsystems nicht anfügen kann, sondern dasselbe lieber durch gemeine und höhnende Wortschmähungen, die sich aus dem Munde eines akademischen Lehrers wahrlich nicht gut ausnehmen, zu entwürdigen sucht. Die ins Einzelne gehende Polemik und Widerlegung bleibe deshalb hier gegen ihn fort! Was aber jene Rechtschreibung anbetrifft, so kommt es eigentlich gar nicht darauf an, ob sie an sich richtig und annehmenswerth sei oder nicht, denn wenn man alle durch den Sprachgebrauch hervorgerufenen Wortformen wieder in ihre elementaren Urbestandtheile auflösen und danach zurückbilden wollte, würde über ganze Wörtermassen ein allgemeines Revolutioniren ergehen. Es läßt sich deshalb annehmen, daß dem Verf. seine absonderliche Schreibart nur darum zur Schau zu tragen beliebt, um dadurch seine Ansicht, seine Statsidee als die eines bloßen zufälligen Zustandsformalismus, deutlicher und kürzer sogleich an den Tag zu legen, obwol, wenn er statt der Statsidee eine Staatsidee hätte, sie darum vielleicht auch noch nicht besser wäre.

Bei jedem andern Schriftsteller würde sich ein Recensent solcher Wortklaubereien zu schämen haben; bei unserm Verf. hier sind sie aber um so mehr gut angewandt, da er sich ihrer selbst durchgängig bedient, und man bei ihm stets auf seiner Huth sein muß, um die hinter seinen eignen Wortklaubereien verborgenen Subtilitäten sich nicht entgehen zu lassen. So macht er auch einen „wesentlichen Unterschied zwischen einem bevollmächtigten Deputirten oder Abgesandten, und einem neuern sogenannten Repräsentanten, der, wie schon gesagt, ein wahres politisches Unding ist"! Zu dieser Einsicht gelangt er nämlich ebenfalls durch seine Zurückführung des heutigen Staatslebens auf das alte ständische System Deutschlands, indem die Deputirten desselben die Stände, mit deren Vollmachten sie ausgeschickt wurden, wol vertraten, aber nicht repräsentirten. Der Verf. bedauert es daher, daß „sogar die neuesten Verfassungsurkunden diese beiden Begriffe (des Deputirten und des Repräsentanten) unaufhörlich mit einander vermengen". Auf diese Weise stolzirt er mit dem größten Behagen auf den seichtesten und armseligsten Argumentationen herum, und dünkt sich stets siegreich, wenn auch seine Behauptungen ihre eigne Widerlegung schon immer in sich selbst tragen, der man sie dann auch gern überlassen mag. Wozu könnte es auch führen, auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterungen einen Mann widerlegen zu wollen, dem die öffentliche Verhandlung der Staatsangelegenheiten nichts als eine „Farce" ist (s. S. 83 seiner Schrift) und dem ein verächtliches Wort genügt, um dieses heißerstrebte Gut der Völker, das ihnen die erste Gewähr ihrer freien und selbständigen Constituirung ist, als etwas Lächerliches abzuweisen. Es kann jeden Redlichen nur mit Unwillen gegen einen Schriftsteller erfüllen, wenn man ihn die heiligsten Interessen der Gegenwart mit einer so gemeinen Auffassung und Gesinnung beurtheilen und bespötteln sieht. Diese Gemeinheit offenbart sich selbst in humoristisch sein sollenden Redensarten, wie z. B. „mit repräsentativer Lauge gewaschen werden", deren sich der Herr Professor des Staatsrechts und der Politik mit vielem sichtbaren Wohlgefallen bedient. Es ist, möchten wir sagen, die Plebejität des Loyalismus, die hier ihren Katheder aufgeschlagen. Daß aber der ganze Standpunkt des Verf. aus einer völligen Nullität und Gesinnungslosigkeit hervorgeht, ergibt deutlich die Schlußerklärung seiner Abhandlung, worin er selbst die von ihm behauptete Form des ständischen Systems in ihrer Werthlosigkeit bloßstellt und zu erkennen zu geben scheint, daß er sie blos deshalb vertheidigt, weil sie für die germanischen Völker eben gerade gut genug sei, indem er sagt:

Daß übrigens der Verf. für seine Person vom philosophisch-politisch-anthropologischen Standpunkte aus in jenem ständischen Systeme als concret-particularer Form der germanischen Rechtsverfassungen und als Abbild des gesammten Privatlebens, nichts sittlich Großes, nichts Erhebendes, nichts Edles zu finden vermag, und es daher blos als etwas den germanischen Völkern concret Naturnothwendiges vertheidigt hat, vertheidigen kannte und vertheidigen wollte, das geht wol schon aus seinem Systeme der praktischen Politik hervor u. s. w.

Er möchte also nicht nur Das, was die Zeit in ih-

ren Bewegungen gründen will, zernichten, sondern er findet auch an Dem, was er selbst dafür aus seiner Bücherklugheit aufbauen möchte, in seiner eignen Ueberzeugung schon die Nichtigkeit als etwas Vorausgesetztes vor, und so kann man sich vor einer solchen vaterlands- und interesselosen Gesinnung billig eines Schauders nicht erwehren.

(Der Beschluß folgt.)

Handbuch der Geschichte der abendländischen Literaturen und Sprachen; insbesondere der italienischen, spanischen, portugiesischen, französischen, holländischen, dänischen und schwedischen. Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Meisterstücke. Im Vereine mit literarischen Freunden bearbeitet von F. W. Genthe. Erster Band. Auch unter dem Titel: Handbuch der Geschichte der italienischen Literatur. Magdeburg, Rubach. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Erwartungen, mit denen wir dies Werk zur Hand nahmen, sind nicht getäuscht worden. Es ist in gleichem Maße ein Product der fleißigsten Forschung, des Geschmacks und einer ungetrübten und parteilosen Kritik zu nennen, das unter den Erscheinungen des Tages einen bleibenden Rang einzunehmen verspricht, wenn derselbe Geist vorurtheilsfreier Prüfung, der sich in dem vorliegenden ersten Bande bewährt, auch die nachfolgenden nicht verläßt.

Der Herausgeber, welcher auf die Anerkennung aller Literaturfreunde gerechten Anspruch hat, stellt in der Vorrede Zweck und Absicht dieses umfassenden Werkes dahin heraus: durch eine gedrängte Geschichte der verschiedenen Literaturen und durch Mittheilung ausgezeichneter und charakteristischer Bruchstücke daraus, nicht ein Surrogat für die Kenntniß derselben, sondern vielmehr eine Anregung dazu und einen Leitfaden dafür zu geben. Sein Gebiet ist ausschließlich die schöne Literatur der bezeichneten Völker. Eine kurze, ganz pragmatische Geschichte derselben, ausreichend zur Charakteristik ihrer Epochen und mit Ausschluß aller Polemik, leitet jede Literatur ein. Ihr folgt eine Sammlung von Musterstücken aus Prosa und Poesie in treuen Uebersetzungen, begleitet von einer kurzen Biographie des Autors. Bei diesem Plane sind für die italienische, die französische und die englische Literatur je zwei Bände von circa 30 Bogen berechnet. Die spanischen und portugiesischen Prosaiker werden einen, die Dichter beider Völker einen zweiten Band füllen; eben dasselbe soll für die holländische, dänische und schwedische Literatur beobachtet, die provenzale Literatur aber als Einleitung zur französischen bearbeitet werden. Die Folge dieser Theile ist aus guten Gründen richtig gewählt; allein die einzelnen Bände werden mit besondern Titeln den Liebhabern einzelner Literaturen zu Kauf gestellt.

Dieser Entwurf ist zu loben, und die bescheidene Schätzung, welche den Herausgeber abhält, in seinem Werke irgend etwas ganz Neues und Unerhörtes anzukündigen, gewinnt ihm unser Vertrauen für Das, was er zu leisten verspricht. Nach diesem ersten Bande zu schließen, stehen ihm die besten Quellen zu Gebote, die Bearbeitung der Literargeschichte ist durchaus trefflich, durch Bestimmtheit, Kürze und sachgemäßen Ausdruck musterhaft, dabei umfassend, lückenlos und frei von den Irrthümern, zu denen vorgefaßte Meinungen, Neuerungssucht und Haschen nach originellen Ansichten so oft verleitet. Beides, Geschichte und Uebersetzung, gehört ihm und seinen Freunden ausschließlich an; doch läßt er die Absicht durchblicken, von allbekannten Werken unübertreffliche Uebersetzungen nicht zu verschmähen, um dafür lieber minder bekannte Autoren mit desto größern Probestücken einzuführen. Er verschmäht dabei die neuen philosophischen Eintheilungsmanieren und überhaupt das ästhetische Wortgeklingel, und redet unsers Erachtens mit gutem Grunde, wie vor Alters, von Satire, Epos, Komödie u. s. w. Ueberall aber wendet er sich an den gebildeten, nicht an den philosophirenden Leser, und er thut Recht daran; der Idiotismus, welcher sich in unsern Tagen oft so geschickt hinter unverständlichen, bedeutungsleeren Phrasen verbirgt, kann ihm nicht verhaßter sein, als er es uns ist.

Die Lösung seiner bescheiden gestellten, aber verdienstlichen Aufgabe ist dem Herausgeber in diesem ersten Bande wenigstens vortrefflich gelungen. Die Geschichte der italienischen Literatur, auf nicht ganz acht Bogen zusammengedrängt, läßt nichts zu wünschen übrig; die Musterstücke aus der Prosaliteratur Italiens sind, als Erläuterungsmittel dieser Geschichte, mit kritischer Umsicht ausgewählt, tadellos übersetzt und in richtigem Verhältnisse zu dem Verdienst und der Bedeutung der einzelnen Autoren. Ohne Anspruch auf philosophische Tiefe gibt des Verf. Geschichtsabriß doch den doppelten Beweis, einmal von seiner durchherrschenden gründlichen Kenntniß seines Gegenstandes und zweitens von seiner scharfblickenden, vorurtheilsfreien Kritik, die Wahl und die Uebersetzung selbst aber von seinem guten Geschmack. Einige wenige Anführungen mögen als Proben seiner Auffassungs- und Darstellungsweise genügen.

Der Verf. erklärt sich gegen die Ansicht patriotischer Gelehrten Italiens, welche den Ursprung der „toscanischen" Sprache aus einem uralten römischen Volksidiom ableiten, über das Plinius und Quinctilian allerdings Winke enthalten, und auf welches Maffei („Verona illust.") und Andere, im Gegensatze zu Tiraboschi, Zeno, Muratori u. A. ein so großes Gewicht legt. In der That hat Maffei eine Anzahl von Worten dieses Volksidioms entdeckt, die im Toscanischen theils anklingen, theils wiederkehren und deren Katalog immer interessant bleibt. Zu diesen gehört z. B. strada für via, tonus für tonitru, russus—ruber, essere—essi, vernus—hiems, menare—ducere, bellus—pulcher, testa—caput, grossus—crassus, caballus—equus, brodium für jus, puta—puella, bucca—os, torta—placenta, bramosus—cupidus etc. Ferner die Aussprache des au wie o, des x wie ss, des b wie v (avere—habere) des mn wie nn; nächstdem der Gebrauch des Ablativs für den Nominativ, fonte—fons, sole—sol, coelo—coelum u. s. w. Doch all Dies reicht durchaus nicht hin, Maffei's Hypothese zu mehr zu erheben, als sie ist. Die völlig veränderte Gedankenfolge in der Rede (eine Folge des Ungestüms oder besser noch der mangelhaften Beherrschung der Sprachtheile im Munde der Barbaren), die Einführung der Hülfsverben, der Vorsetzworte u. s. w. weist deutlich auf einen andern Ursprung hin als auf ein römisches Volksidiom. Das Studium des Neugriechischen gibt hier die besten Fingerzeige an die Hand. Die Barbaren glaubten sich, wie jeder Fremdling in einer Sprache, niemals deutlich genug ausdrücken zu können. Daher genügten ihnen weder Endsylben noch einfache Zeitworte; der Herrschaft über eine complicirte Construction aber waren sie gar nicht fähig. Sie sagten daher für coelo—ad coelum, oder gar noch genauer bezeichnend: ad illud coelum (al cielo), wie für ἀνυφῶ: εἰς τὸν οὐρανόν u. s. w. In ähnlicher Art zeigt der Verf. diejenigen italienischen Sprachforscher nationaler Eitelkeit, welche den großen Einfluß des Provenzalen auf ihr Idiom geleugnet und die sicilischen Troubadours als unabhängig von der in der Provence erfolgten Ausbildung der allgemeinen romanischen Sprache dargestellt haben. Dante aber war es, der sein Tuscum durch kein anderes Mittel als die Eminenz seines Geistes zur Herrschaft brachte. Ganz trefflich gedacht ist Das, was der Verf. über diesen Heros der italienischen Poesie sagt. „Im Dante liegen die Keime der modernen Zeit fast unverhüllt da; er ist wie ein ewiger Grenzstein zwischen der alten und der neuen Welt anzusehen, Vater und Schöpfer der neuen Poesie; wie er hat, den einzigen Shakspeare ausgenommen, kein anderer Dichter eine welthistorische Bedeutung erlangt. Religion, Liebe, Philosophie concentriren sich in ihm zu einer nie erhörten Harmonie und Energie. In dieser dreifachen Richtung war seine Erscheinung den Italienern zu imposant. Religion und Philosophie glaubten sie in Bezug auf die Dichtung entbehren zu können, oder beide wenigstens der erotischen Richtung unterordnen zu müssen. Der italienischen Poesie constanter Charakter (und

die Prosa schleicht ihr als Dienerin hierin nach) ist daher, beide als Aufwärterinnen des Eros zu betrachten. Mit der Religion fanden sie sich im katholischen Ceremoniendienste, mit dem Bedürfnisse des Denkens durch Gedankenspiele ohne festes Ideal ab. In dieser Prävalenz der Richtung charakterisirt sich die ganze Literatur Italiens. Gleich Petrarca und Boccaccio zeigen diese Abweichung an; der Stral Dante's erscheint in ihnen prismatisch zerlegt, gebrochen. Bei ihm nahm das Gedicht seinen Ursprung in der Region, wo die Liebe zum Himmel emporwallt und daher zurückströmt. Wie klein dagegen ist der Liebeszauber in Petrarca's grübelnden Erotiken und Boccaccio's sinnlicher Glut. Diese Beiden aber trafen den Ton des Volks und bestimmten die Richtung, der die italienische Poesie, durch des Volks Bewunderung für sie, folgen mußte. So entstand die italienische Dichtkunst und erscheint in ihrer Skizze bereits vollendet und fertig."

Ungern hören wir hier auf, dem Verf. zu folgen, der mit gleich energischen und trefflichen Zügen in dieser Art das 14. und das 15 Jahrhundert durchblickt, besonders aber wieder das Elend des 17. Jahrhunderts mit meisterhaften Farben bezeichnet und charakterisirt. Sein Geschichtsabriß schließt mit Lanzi, Manzoni, Ugo Foscolo. Wir vermissen darin einige der vorzüglich beachtenswerthen Geister, welche in neuester Zeit hoffnungsvolle Blicke auf Italien herabziehen.

Die Mittheilung der Proben ist nicht minder glücklich ausgefallen, als die Skizze der Literaturgeschichte es war. Den Anfang machen drei Erzählungen aus den „Cento novelle" (um 1259 geschrieben), an denen Dante's Lehrer, Brunetto Latini, wol den meisten Antheil haben mag. Wahl und Uebersetzung ist äußerst glücklich. Ric. Malespini (st. 1281) folgt. Dino Compagni, dann Dante (aus der „Vita nuova": Erscheinung Beatrices), Gio. Villani, Boccaccio, Sacchetti, Castiglione, Machiavelli, Bandello, Guicciardini (Schlacht von Novara), da Porto („Romeo und Julia"), Aretino, Galilei, Davila, Bentivoglio, Magalotti, Gravina, Muratori, Metastasio, Algarotti, Gozzi, Bettinelli, Baretti, Cesarotti. Denina, Beccaria, Verri, Alfieri, Visconti, Bertola, Pindemonte, Botta, Niccolini, Cuoco, Manzoni, Lanzi werden uns in einzelnen, stets wohlgewählten Musterstücken und mit kurzen aber sorgfältig gearbeiteten Biographien vorgeführt. Freilich enthält diese Reihe Lücken, aber Lücken, wie sie der Kenner leicht ausfüllt und der bloße Liebhaber nicht gewahr wird.

Wir können nach dieser Probe dem mit so tüchtiger Kraft begonnenen Unternehmen nur einen raschen und gedeihlichen Fortgang und zwar in demselben Geiste wünschen, der uns hier zu Lob und Anerkennung aufforderte. Eine Klippe bleibt noch zu umschiffen, und wir müssen den Herausgeber zwar noch als Uebersetzer von Dichterproben erwarten, ehe wir unbedingt aussprechen, ob ihm auch alle Kraft zur Vollbringung des Wohlbegonnenen beiwohne.

Wünschenswerth bleibt, nächst einer raschen Folge, die freilich wol nur durch den Zusammentritt vereinter Kräfte zu erreichen sein möchte, auch eine sorgfältigere Revision des Drucks, der allerdings von störenden Druckfehlern nicht frei ist. 89.

Romanenliteratur.

1. Wintergrün. Taschenbuch auf 1832. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr.

„Aliska", Novelle. Recht im heutigen Geschmack, Leichtsinn mit Grausen gepaart. Der Leichtsinn wird in der Person eines jungen französischen Offiziers gestraft, der sich mit einer Ungarin auf einem Grabe mit allerlei mystischen Ceremonien verlobt, dann eine Landsmännin freit, die schöne Verlassene bei sich in Frankreich aufnimmt, was denn den Tod seiner Gattin, seines Sohnes, alten treuen Dieners, und endlich den der Ungarin nachsichzieht, denn diese ist, worin das Grausen besteht, ein Stückchen von Vampyr, der nicht umzubringen ist, sodaß wir auch jetzt nicht so recht an ihren Tod glauben und uns gar nicht verwundern würden, sie in einer neuen Novelle auferstehen und lose Streiche treiben zu sehen.

2. Almanach der Novellen und Sagen, herausgegeben von Alexander Bronikowski. Erster Jahrgang. Drittes Bändchen. Der alte Souffleur. Eine Novelle von Wilhelm Marsano. Halberstadt, Brüggemann. 1831. 16. 16 Gr.

Einigen Spott über Ueber- und Verbildung, Theaterkabale und kahlen Afterenthusiasmus abgerechnet, mehr ernst als heiter, auf gute Weise sentimental, wie selbst der nüchterne Buchhalter durch treue Anhänglichkeit an seinen jungen Herrn und der theatersüchtige Souffleur durch sein grundehrliches Gemüth uns lieb und werth sind, sodaß wir höchstens sie belächeln, nicht sie belachen können.

3. Sommerabendstunden in Ida's Garten. Erzählungen von Friedrich Mosengeil. Zweiter Band. Hildburghausen, Kesselring. 1831. 8. Beide Bände 1 Thlr. 18 Gr.

Gut vorgelesen, wie der Verf. es wol gemeint, werden die Erzählungen ihren Zweck nicht verfehlen, angenehm zu unterhalten und über langweilige Stunden behaglich wegzutäuschen. Mit dem Stillvorsichhinlesen ists schon bedenklicher; hier drängen sich beschwerliche Nebengedanken auf, man erkennt alte Bekannte sowol im Plane als in den Figuren der Erzählung, meint wol, die Veränderungen, die sie erlitten, seien nur flüchtig mit Wasserfarben hingestrichen, die leichtlich sich abwaschen und das Ursprüngliche wieder darstellen ließen. So erschien bereits mancher im Kriege Todtgeglaubte just zur rechten Zeit, um den schuldlosen Wortbruch der Geliebten zu hindern, wie hier im „Wiedersehen über dem Grabe", wo das beliebte Thema abermals variirt wird. „Das Testament, ein Schwank", ist lustig und nicht gemein; wer darf mehr begehren? „Colomann Westhaber's Heimholung, ein Nachtstück", wird durch den Teufel oder Einen, der ihn gut abgelernt, wie er räuspert und wie er spuckt, ausgeführt, dem Leser selbst überlassend, wie er sich den Heimholenden denken und zu welchem Grad er sich den Schauder steigern will.

4. Schriften von H. C. R. Belani. Sechzehnter und siebenzehnter Band. Der Calabrese. Erzählung aus Neapels Schreckenstagen. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer. 1831. 12. 2 Thlr. 20 Gr.

Auszüge aus Zeitungen und Flugschriften, welche jene gräßlichen Ereignisse schildern, Ereignisse, die jedes andere Land, das nicht wie Neapel das Lieblingskind der Natur ist, auf lange Jahre zur Wüstenei verödet hätten. Auch einige Triebfedern lernt man kennen; am gehaltensten ist das Charakterlose behandelt, das niedere Volk, das schnell aufgeregte, zum Guten wie zu den ärgsten Freveltaten zu entzündende, bald scharfen Blicks, bald unwissend und verblendet gegen sein wahres Interesse bis zum Lächerlichen, wie denn diese Lazaroni Jakobiner und Feudaldespoten für Eins halten, was nur das Ergebniß der Forschungen des Denkers sein könnte. Heute bauen sie öfter aus Laune als aus Würdigung des Verdienstes irgend einem Individuum Altäre, morgen stürzen sie den selbstgeschaffenen Götzen herab, kurz, was sich theilweise überall begeben, zeigt sich hier bei diesen phantasiereichen Naturkindern am ausgeprägtesten und, wenn man will, folgerechtesten. Daß ihnen ein Mann wie der Titelheld mit jeder körperlichen, geistigen und theatralischen Tugend ausgestattet, imponiren mußte, ist natürlich; wir verwundern uns nur, daß sie ihn nicht der Zauberei beschuldigen, denn in Rettungen, z. B. seiner Geliebten aus einem brennenden Schiff der angezündeten Flotte, im Erscheinen zur rechten Zeit, in kluger Voraussicht beweist er mehr als menschliche Kräfte und Weisheit. Der Verf. läßt ihn in ruhigem Privatleben still verschwinden; Rast bedurfte denn wol auch seine übermäßige Anspannung, ob er aber nicht dieser endlich überdrüßig wurde und nach neuer Bewegung sich sehnte, überläßt der Verf. der Beurtheilung des geneigten Lesers. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 233. — 20. August 1832.

Politische Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 232.)

Die unter Nr. 2 genannte Schrift von Franz Baader ist eine mit etwas mehr Geist gewürzte, wie sich von dem wissenschaftlichen Rufe des Verf. erwarten ließ, aber darum nicht minder einseitige und befangene Buß- und Mahnpredigt für die Männer der Bewegung in unserer Zeit. In einem schlechten, ungrammatischen und durch Provinzialismen widerwärtigen Deutsch, wie die übrigen Bücher des Verf., geschrieben, ermangelt sie doch im Ganzen der tiefern Gedankenbeziehung, die durch jene sonst in einer nach irgend einer Seite hin bedeutenden Richtung hindurchzugehen pflegt. Der Verf. geht von der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Bestehenden aus, welcher im Grunde abergläubigen Ansicht er durch die Kategorie des „positiven Rechtsbestandes" einen wissenschaftlichern Haltpunkt zu geben meint. Revolution ist ihm ein unrechtlicher Zustand, „in dem Gewalt über Recht, d. h. Unrecht über Recht ergeht", und er glaubt der revolutionnairen Stimmung unserer Zeit nicht wirksamer begegnen zu können als dadurch, daß man die moralische Kraft einer Regierung in ihrem Ansehen erhalte, welche Kraft besonders „in der zwiefachen Ueberzeugung der Regierten besteht, daß sie (die Regierung) sowol selber rechtlich besteht oder existirt, als daß sie nur und überall gegen Alle wie gegen Jeden das Recht handhabt". Diese Ansicht des Verf. setzt aber in der That immer und überall einen vollendeten Rechtszustand voraus, dem sich die Regierten gegenüber stets in einem Verhältnisse der Abhängigkeit und Anerkennung zu befinden haben. Ueberhaupt klingt diese unvermittelte Herausstellung des Regierens und Regiertwerdens, die dem Verf. und vielen Anhängern mittelalterlich-katholischer Gesinnung gern beliebt, der heutigen Zeit nur wie eine ziemlich altmodische Phrase in die Ohren, die nach dem Sprachgebrauche des neu sich gestaltenden Staatslebens der Völker bereits durch andere concretere Ausdrucksweisen zu ersetzen ist, denn dieser blos durch die Voraussetzung eines unverletzlichen positiven Rechtsbestandes zusammengehaltene Dualismus von Regierung und Regierten in einem Staate gibt an sich noch keine Gewähr einer rechtlichen, der Willkür unzugänglichen, organischen Staatsform. Bei jener Theorie und Aufrechterhaltung des positiven Rechtsbestandes würde die Weltgeschichte jedoch nie weitergekommen sein, noch jemals weiterkommen, sondern Alles wäre beim Alten geblieben, und der Verf. vergleicht selbst durch ein seine Ansicht lächerlich genug darstellendes Beispiel die Rechtszustände, die das Individuum vorfindet, mit den durch eine Erbschaft überkommenen Schulden, indem er sagt:

Jeder in seiner Zeit Geborene findet schon Rechte vor, oder Verträge, die er nicht gemacht hat, sondern die ihn gemacht haben, somit Vorrechte, sowie der Sohn oder Erbe seines Vaters Schulden vorfindet, die zwar er nicht gemacht hat, die er aber doch zu bezahlen rechtlich verbunden ist, und die sogenannte Gleichheit vor dem Gesetze verlangt eben nichts Anderes, als daß die bereits vorhandenen oder sich vorfindenden positiven Rechte als solche mit allen neu sich ansprechenden oder meldenden gleichgestellt und gehalten werden sollen, wogegen aber die Liberalen unter demselben Worte der Gleichheit nur das Gegentheil meinen und wollen.

Dennoch verwahrt sich der Verf. an einer Stelle seiner Abhandlung ausdrücklich gegen den Vorwurf, der ihm etwa entstehen könne, als behaupte er „eine absolute Unveränderlichkeit oder Erstarrtheit des jedesmaligen positiven Rechtsbestandes der Societät"; er scheint sich demnach auch Veränderungen des Bestehenden gefallen lassen zu wollen, aber er gesteht durchaus und unbedingt keinen andern als einen „rechtlichen Uebergang von einem Rechtsbestand in den andern" zu. Dies führt nun auf die an sich allerdings höchst plausibel klingende Theorie der Reformen, aber wenn das Revolutioniren des positiven Rechtsbestandes in seiner Thatäußerung stets gewagt und zweideutig erscheinen muß, so tritt dagegen bei dem durch den Vortheil einer größern Sicherheit unterstützten Reformiren desselben nur zu häufig der Umstand ein, daß es nicht zur Thatäußerung und Wirksamkeit gelangt, sondern, dem nur sich selbst überlassenen Willen der Regierenden anheimgegeben, oft auf halbem Wege stehen bleibt und wieder einschlummert. Der Verf. sieht jedoch seltsam genug auf Seiten der Regierenden ebenso entschieden und bereitwillig stets die moralische Superiorität, von der er nur das Gute für die Regierten erwartet, als er umgekehrt auf Seiten der Regierten nur die übelwollende Richtung auf das Revolutioniren des positiven Rechtsbestandes als vorherrschend voraussetzen scheint, und aus dieser Stellung seines politischen Gesichtskreises erklärt sich das ganze Räderwerk seiner allgemeinen Ansicht der Dinge von selbst. Seine Behauptung, daß jeder

Uebergang von einem Rechtsbestand in den andern nur auf rechtlichem Wege vor sich gehen müsse, wird daher auch nur so lange unbedingt wahr sein, als die beiden handelnden Theile, nach des Verf. Kategorie: die Regierenden und die Regierten, jeder von seiner Seite, nicht aus ihrer rechtlichen Stellung zu einander herausgegangen sind. Ist dies Letztere aber von einer Seite her geschehen — und es wird fast immer der Fall sein, wo das Bedürfniß des Ueberganges von einem Rechtsbestand in einen andern sich regt —, so hat sich dadurch der Gesichtspunkt eines rechtlichen Verfahrens schon für diesen Moment des Ueberganges verrückt, es ist ein Zustand augenblicklicher Gesetzlosigkeit eingetreten, aus dem sich erst das Gesetz selbst in erneuter und frisch befestigter Form siegreich wieder herauszukämpfen hat, und so kann entstehen und so entsteht in der Weltgeschichte ein Revolutioniren des positiven Rechtsbestandes, das freilich dann immer ein Pesthauch des bösen Princips der Geschichte ist, wenn es, wie der Verf. es aus einseitiger Auffassung charakterisirt, „Unrecht über Recht" ergehen läßt; es muß im Gegentheil aber, wenn es eine rein weltgeschichtliche Bewegung ist, die höchste Geltendmachung des Rechts zu seiner Folge haben. Auch der Verf. dieser Schrift, wie der der vorigen, hält es seiner nicht für unwürdig, dem Liberalismus mit unzarten Schimpfwörtern zu begegnen, sodaß auch bei ihm die von uns oben bemerkte Plebejität des Loyalismus einige Male sichtbar wird; so sagt er z. B.: „Die alte deutsche Benennung: Landesherr, hat eine tiefere, nicht blos historische Bedeutung, als ihr der große Haufen liberaler Schafe zumuthet, welche freilich nur von wenigen liberalen Böcken als landflüchtigen Cainiten geführt oder angeführt werden" u. s. w. Von der unsäglich fehlerhaften und ungrammatischen Schreibart des Verf. gebe seine folgende Sentenz, mit der wir zugleich die Betrachtung über ihn abschließen, ein genügendes Pröbchen: „Frei ist nur Jener, welcher stark ist; stark aber ist Derjenige nicht, welcher allein ist, und das Volk, welches allein, und ohne seiner (sic!) Regierung steht oder stehen will, steht ebenso unsicher, als die Regierung ohne dem (sic!) Volk!"

Die unter Nr. 3 genannte Schrift hat zunächst einen localen Zweck, indem sie von Erörterungen über die Verhältnisse der „Baierischen Staatszeitung" ausgeht, die zu örtlich, einzeln, und bereits zu sehr als vorübergegangen zu betrachten sind, um sie hier in nochmaliger Besprechung wiederzugeben. Wichtiger ist uns die politische Gesinnung des berühmten Verf., die sich auch hier in der alten mächtigen Energie seines Geistes unverhohlen ausspricht. Es war ein schöner, wunderbar anregender Eindruck, als sich diese Energie des merkwürdigen Mannes damals in dem von ihm herausgegebenen „Rheinischen Mercur" in ihrer kühnen und hinreißenden Begeisterung für die politische Verjüngung Europas erhob. Seitdem ist Görres leider, wie man sagt, antiliberal geworden. Den Verdacht des Absolutismus wendet er jedoch an einer Stelle dieser Abhandlung wieder von sich ab, indem er sagt: „Wir haben die Früchte des Absolutismus gekostet, und haben kein Gelüst nach ihnen, weder im kirchlichen noch Staatsgebiete." Daß er aber dem heutigen Liberalismus der Zeitbewegungen nicht hold ist, verräth sich nicht nur, sondern er hat die gegenwärtige Schrift zum Theil eben darum geschrieben, um es zürnend zu beweisen. Die Art und Weise, wie er den deutschen Liberalismus aus der der Nation erblich anhaftenden Nachäfferei des Franzosenthums herleitet, ist so originell, daß wir uns auch noch von unserm Standpunkt aus an dieser ironischen Schilderung ergötzen, und uns deshalb nicht enthalten können, die ganze Stelle hierher zu setzen:

Zur Zeit Ludwigs XIV. sind sie (die Deutschen) hingelaufen und haben die Alongeperrücken, den französischen Rock und Degen, das Repräsentiren, die Menuette und andere stattliche Eitelkeiten und Salonstugenden sich geholt. Darauf unter dem Regenten und Ludwig XV. sind sie groß und klein, hoch und nieder herangezogen, um den nöthigen Grad von Liederlichkeit, Ausgelassenheit und schamloser Unzucht sich einzuthun, und die kostbaren Güter, die sie damit erworben, haben sie dann mit großem Eifer in die Heimath eingeführt. Darauf sind ihre Kinder wieder zu demselben Andachtsorte hinaufgewallfahrtet, und wie sie bei den Encyklopädisten reichen Vorrath von Gottlosigkeit, Frivolität, grobkörnigem Naturalismus und flacher Schöngeisterei vorgefunden, haben sie alle Taschen damit vollgefüllt und aus dem Glückshafen ihr Vaterland abermal mit reichen Geschenken besucht. Als darauf die Revolution gekommen, haben wir auch an ihr das Maß genommen, und so gut es gehen wollte, die bunte, dreigestreifte Jacke nachgeschneidert und der unbequemen Positur sie umgehängt. Als dann Napoleon das hohe Roß bestiegen, da hat bei uns nicht weniger die Zucht der großen Race florirt, wir haben treufleißig die Kaiserlichkeit einexercirt, die starken Männer haben uns alle die alten, morschen Institutionen zusammengetreten, worauf die Franzosen sehr gutherzig sich erwiesen und den Bauschutt in ihr Land hineingefahren. Wie wir sodann in dankwilliger Erkenntlichkeit für die uneigennützige Hülfe beim Niederreißen ihnen auf unsere Kosten die Restauration gebracht, da haben wir uns Modelle der vortrefflichen Schaukelmaschine mit nach Hause genommen, die Decazes seinem Herrn Ludwig XVIII. gebaut, und von der er dessen Nachfolger hat helfen herunterwerfen, und unsere Staatsmänner haben das neue ergötzliche Instrument erst in ihren Behausungen einstudirt und sonach überall applicirt, wo es applicabel sich erwiesen. Sofort als das Jesuitenpixchen angefangen, die Zeitung flog von Land zu Land, wohlauf ihr Narren zieht all mir nach; wir schießen rosenroth; ins Horn, ins Horn, ins Jägerhorn, schieß mir das Wildpret nieder! Dann sind endlich die Heldentage des Juli am Himmel heraufgezogen, und wir haben uns wieder nicht säumig finden lassen, Juden, Studenten, Musterreiter, Doctoren aller Rechte und Unrechte, Historiker ohnehin und zwar von Amtswegen, alles ist hingezogen, um in der prächtigen Sonne sich einmal wieder recht zu sonnen; wer zuerst gekommen, war der beste Mann, die armen Invaliden aber, die zurückgeblieben, haben schöne Schelte davongetragen. Einige wenige Kohlen von dem Brande sind von Hand zu Hand über den Rhein hinübergereicht worden, und die haben einige wenige Mauthbureaus in Hessen, einige wenige Katholikenhäuser im aufgeklärten Sachsen, und ein und den andern Palast in Braunschweig oder Brüssel angezündet, etwas Pflastersteine sind auch aus langjähriger Ruhe aufgefahren, Ordonnanzen, deplorable Ministerien haben sich verspüren lassen; Dupin's, Guizot's, Mauguin's, Lafayette's sind dick wie Rübsaat in unsern Kammern aufgegangen. Ach, wie haben wir nicht schmetternde Donner der Beredtsamkeit geschleudert, denen jetzt erst die verspäteten Blitze nachzucken; wie haben wir alle Vitalfragen, das Wort politisch z. B., gründlich abgehandelt, wie haben wir es uns nicht um die Preßfreiheit sauer werden lassen!" u. s. w. 140.

Ecological Monographs 72:1–18.

Hobbs, R. J., and L. F. Huenneke. 1992. Disturbance, diversity, and invasion: implications for conservation. Conservation Biology 6:324–337.

Hobbs, R. J., and K. N. Suding. 2008. New strategies for restoring ecological communities in the face of climate change. Society for Ecological Restoration International, Tucson, Arizona, USA.

Hobbs, R. J., et al. 2006. Novel ecosystems: theoretical and management aspects of the new ecological world order. Global Ecology and Biogeography 15:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2009. Managing the whole landscape: historical, hybrid, and novel ecosystems. Frontiers in Ecology and the Environment 7:470–478.

Hobbs, R. J., et al. 2011. Intervention ecology: applying ecological science in the twenty-first century. BioScience 61:442–450.

Hobbs, R. J., et al. 2012. Global change and the challenges of novel ecosystems. Pages 3–23 in R. J. Hobbs, et al., editors. Novel ecosystems: intervening in the new ecological world order. Wiley-Blackwell, Oxford, UK.

Hobbs, R. J., et al. 2013. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 28:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2014. Managing novel ecosystems: the challenge of the future. Pages 1–15 in R. J. Hobbs, et al., editors. Novel ecosystems: intervening in the new ecological world order. Wiley-Blackwell, Oxford, UK.

Hobbs, R. J., et al. 2015. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 30:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2016. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 31:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2017. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 32:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2018. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 33:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2019. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 34:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2020. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 35:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2021. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 36:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2022. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 37:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2023. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 38:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2024. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 39:1–7.

Hobbs, R. J., et al. 2025. Novel ecosystems: implications for conservation and restoration. Trends in Ecology & Evolution 40:1–7.

gen, indem er sagt: „Ich habe durch alles Vorangehende beweisen wollen, daß die Richtung des Zeitgeistes entschieden praktisch ist.“ Andere Aufsätze der Zeitschrift betreffen ausschließend die Literatur und zwar meistens nur die schönwissenschaftliche; in einem, betitelt: „Uebersicht der russischen Literatur im Jahre 1831“, finden wir folgende Bemerkung: „Unsere Literatur (d. h. die russische) ist ein Kind, das eben erst verständlich reden gelernt hat. Dessenungeachtet ist die Literatur in keinem Lande von so großer Bedeutung als bei uns, denn wenn bei andern Völkern dieselbe nur ein untergeordneter Ausdruck der Civilisation ist, so ist sie bei uns der hauptsächlichste, oder sogar der einzige.“ Als Haupterzeugniß der vorjährigen poetischen Volksthätigkeit werden angeführt: 1. Die Sammlung der Balladen und Romanzen von B. Shukowsky. 2. Puschkin's romantisches Trauerspiel „Boris Godunoff“ und 3. Boratynsky's erzählendes Gedicht: „Nalosbniza“ (Das Kebsweib), welches in schönen Versen den Verrath beschreibt, den ein Wüstling an einem unschuldigen Mädchen begeht, und die betrübten Folgen desselben. Auf diese Uebersicht folgt eine Anzeige der Börne'schen Briefe. Der russische Recensent unterrichtet bei dieser Gelegenheit seine Landsleute, daß die Mehrzahl der gegenwärtig berühmten und beliebten belletristischen Schriftsteller in Deutschland jüdischer Abkunft ist. Er meint zugleich, daß diese israelitischen Schriftsteller einen wohlthätigen Einfluß auf die deutsche Literatur ausüben und viel correcter und geschmackvoller schreiben als die eigentlichen, reinen deutschen. „Vielleicht“, so drückt er sich aus, „muß man in dem beschränkten Leben der deutschen Literaten, in dem Mangel des Umgangs mit der großen Welt, den Grund suchen, warum ihnen edle Einfachheit so fremd bleibt, denn diese ist das Ergebniß eines regen Lebens in großartigen Verhältnissen.“ Von den ältern deutschen Schriftstellern, aus der vorisraelitischen Zeit, meint er, daß man ihnen allen, nur mit Ausnahme von Göthe und seiner Jünger, die Provinz ansehe, und ihre Schreibart sei eine Mixtur gelehrter Steifheit und kleinstädtischer Ziererei. — Unter den Poesien, die „Der Europäer“ bietet, ist das Ausgezeichnetste eine poetische Erzählung von B. Shukowsky, im Ton und Versmaß der Volksmärchen. Eine verzauberte Prinzessin, die 300 Jahre geschlafen, wird erlöst und vermählt sich mit ihrem Befreier. Der Dichter endet ein Gedicht von 370 Versen, in Reimen, die nur den männlichen Ausgang haben, mit folgenden Zeilen:

Hochzeit, Gastmahl gab's zuletzt,
Hab' mich dort mit Wein gelezt;
Um den Bart floß er mir rund,
Doch kein Tropfen in den Mund.

Zum Schluß geben wir aus dem zweiten Hefte des Journals noch ein kurzes Gedicht von N. Jasykeff, einem ausgezeichneten Namen unter den neuern russischen Dichtern, der daher auch anderweitig bekannt zu werden verdient.

Elegie.

Finster war die Nacht, die Sterne
Funkelten vom Himmelszelt,
Wald und Fluten rauschten leise;
Unter grünem Schatten lagst
Du, mein süßes, schönes Bild!
Und ich hielt dich in den Armen,
Drückte brennendheiße Lippen
Auf den schönen, jungen Mund,
Und in heißen Gluten wogte
Auf und nieder deine Brust,
Deine schwarzen Flechten lagen
Aufgelöst um deine Stirn,
Und du bobst und senktest wieder
Deiner Augen blauen Stral.
Finster war die Nacht, ich küßte
Dich im Schleier dunkler Nacht,
Drückte brennend heiße Lippen
Auf den schönen, jungen Mund — — — —
Dank den ew'gen Himmelsmächten!
Sei gegrüßt mir, schönes Bild,
Traum nur war es, eitles Trugspiel,
Wesenloses Nachtgesicht!

Ein anderes moskauer Journal: „Telegraf“ (Der Telegraph), von dem Historiker Nikolaus Polewoi herausgegeben, enthält in den ersten Nummern dieses Jahres eine anziehende Erzählung: „Ammalat-Beck, eine kaukasische Geschichte.“ Ein russischer Offizier, ein waffentragender Walter Scott, erzählt mit der Lebhaftigkeit eines Augenzeugen romantisch dargestellte Vorgänge aus jenem wunderreichen Gebirgslande. Der wilde Kriegesmuth, die flammende Liebe eines daghestanischen Häuptlings, seine Kämpfe, abenteuerliche Fahrten und Kriegsgefangenschaft bei den Russen sind die Hauptmomente der Erzählung; dabei sind aber die Sitten, Gebräuche, Sinnesart der Tschetschenzen, Tataren, Lesgier und anderer kaukasischen Stämme mit der Wärme und Localkenntniß eines unter ihnen lebenden und wirkenden Kriegers dargestellt. Solche Erzählungen und Romane haben neben dem ästhetischen auch ein ethnographisches Verdienst.

In Wilna ist im vorigen Jahre von E. Massalski ein Roman in polnischer Sprache in vier Theilen herausgegeben, betitelt: „Pan Podstoliz“ (Der Sohn des Truchseß). Podstoli ist ein ehemaliges polnisches Landesamt, das dem des Truchseß entspricht, jezt aber außer Uebung gekommen. Da indeß in Polen die Sitte herrscht, daß der Sohn sich zur Auszeichnung nach der Würde des Vaters nennt, wie z. B. Rathssohn, Richtersohn u. s. w., so gibt es noch Truchseßsöhne, obgleich die Truchseße aufgehört haben. Ein solcher Truchseßnachkomme ist der Held des Romans, und der Inhalt eine Darstellung der Sitten im jezigen Lithauen und Weißrußland, Ländern, wo der Haupttheil der Bevölkerung russischen Stammes ist und zur griechischen Kirche sich bekennt, und nur der eingewanderte Adel nebst seinen Zuzöglingen polnisch und katholisch. Scenen aus dem lezten Kriege füllen einen Theil des Romans, den der Verf., der auch der russischen Sprache mächtig ist, jezt in dieser zu Petersburg hat drucken lassen.

Die Freunde der russischen Nationalpoesie betrauern den frühzeitigen Tod des Baron Delwig, eines jungen, ausgezeichneten Dichters, der besonders im Ton des naiven, einfachen Volksliedes mit vielem Glück gedichtet hat. Der diesjährige Almanach: „Sewernyje Zwety“ (Nordische Blumen), bringt mehre poetische Gaben aus seiner Verlassenschaft. Wir streuen ein von ihm im bezeichneten Ton und Maß des Volksliedes gedichtetes Blümchen auf sein eignes, frühes Grab.

Des Mädchens Lied.

Jenseits des Flusses ein stilles Dörfchen liegt,
Und durch das Dörfchen eine Straße sich schmiegt,
Eine Straße nicht breit und eben nicht lang,
Und führt euch durchs Dorf auf zwei Wege hinaus —
Der eine links euch zum Gottesacker bringt,
Wo unter Hügeln die stillen Todten ruhn;
Der rechts, der führt in die weite Welt hinaus,
Wo mit den Türken jezt kämpft der Christen Muth.
Ich Arme, ich habe auf beiden geweint,
Auf beiden gab ich trauten Freunden Geleit;
Auf dem einen links, da folgt' ich dem Sarg
Des Verlobten, den man zum Grabe trug;
Auf dem andern ritt fort der reisige Freund,
Und nickte zum Abschied mit dem Haupte mir. 44.

Hierzu Beilage Nr. 15.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 15. 20. August 1832.

A dictionary practical, theoretical, and historical of commerce and commercial navigation: illustrated with maps.' By *J. R. M'Culloch*. London, 1832. XI Seiten Titel und Vorrede, 1143 Seiten Text. Gr. 8. Preis 2 Pf. 10 Sh.

Man ist gewohnt, und zu dieser Erwartung durch mehr als einen Umstand berechtigt, daß Bücher, über Handel und Schifffahrt in englischer Sprache und also von Engländern verfaßt, mehr leisten und zu leisten im Stande sind, als Schriften der Franzosen, der Deutschen und aller übrigen Nationen über die gedachten Gegenstände. Es sind auch unstreitig seit einer Reihe Jahre ebenso wichtige als interessante Werke in commerzieller und industrieller Beziehung aus den britischen Pressen hervorgegangen, und die Encyklopädien, die in London und Edinburg erschienen und neu aufgelegt werden sind, lieferten manche sehr ausführliche und mit Actenstücken jeder Art belegte Angaben über Handel, Handelsschifffahrt, Ein- und Ausfuhr, Zölle, Abgaben u. s. w., wie es weder deutsche noch französische Schriftsteller, und noch viel weniger die der andern Länder vermochten. Daß jedoch fast sämmtliche Continentalschriftsteller Aehnliches zu geben nicht im Stande sind, ist lediglich den ungünstigen Verhältnissen zuzurechnen, in welchen die Publicität, gegen Großbritannien gehalten, sich überall befindet. Während in diesem Reiche Einnahme und Ausgabe des Staats alle drei Monate regulirt und öffentlich bekannt wird, alle finanziellen Verhältnisse, bis auf die Misbräuche herab, kein Geheimniß bleiben, man das Vermögen der Bank ebenso gut wie das der ostindischen Compagnie, der Handels- und Canalgesellschaften u. s. w. genau kennt, ist es in andern Ländern verpönt und unmöglich, irgend ein Actenstück bezüglich auf ähnliche wichtige Nationalgegenstände zu erlangen; es bekanntzumachen würde die nachtheiligste Ahndung zuziehen, und erst nach Jahren kommt hier oder da eins und das andere ins Publicum, ohne daß die Autorität dafür angeführt werden darf oder kann, und was dann davon, wie überhaupt von so manchen allgemeinen Angaben über die Finanzen, den Handel, die Abgaben, Bevölkerung u. s. w. eines Staates zu halten ist, dafür fehlt es nicht an Erfahrungen.

Ob nun der Inhalt des genannten Buches des Hrn. M'Culloch seinem Titel entspreche, soll hier um so mehr einer etwas genauern Untersuchung unterworfen werden, zumal schon jetzt, bald nach dessen Erscheinung, ungemessene Lobsprüche über solches erhoben und sogar Auszüge gegeben worden sind, die dazu auffodern. So enthielt Nr. 713 vom 25. Mai der „Literarischen Blätter der hamburger Börsenhalle" eine aus dem „Globe" sehr nachlässig übersetzte Anzeige, welche fast ganz aus der Vorrede des Buches gezogen, nichts mehr und nichts weniger als ein Posaunenstoß der Verleger war, wodurch das Urtheil des Publicums nur bestochen und irregeleitet werden kann, ohne daß ihm eine richtige Ansicht des Werks mit dem so imposanten Titel daraus hervorginge. In Nr. 183 d. Bl. befindet sich ein Aufsatz „Literatursteuern und Buchhandel in Großbritannien" überschrieben, welcher dem aufmerksamen Leser augenscheinlich beweisen muß, daß der Artikel Book, books, aus welchem jener Aufsatz gezogen, unbezweifelt an Unzulänglichkeit leidet und zu mehr als einem Zweifel an der Richtigkeit des Gesagten Veranlassung gibt. Was sich darüber mit Grund bemerken läßt, sowie was überhaupt von dem Buche selbst im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen und dessen Werth für Nicht-Briten zu halten ist, wird der Leser in Nachfolgendem finden. Der Titel von M'Culloch's „Dictionary" verspricht weit mehr, als das Buch leistet, und ungeachtet seines Volumens, engen Drucks und des großen Details müßte der Titel viel richtiger heißen: „A dictionary of the commerce and the commercial navigation of Great Britain and colony trade", indem Das, was von andern Ländern gegeben ist, immer nur in Bezug auf den englischen Handel angezogen wurde, und über viele Gegenstände, auch selbst dies diesen betreffend, wenig oder gar nichts zu finden ist, und über nicht direct englischen Handel oft das Allerwichtigste gänzlich fehlt. Man wird sich also sehr betrogen sehen, wenn man die Erwartung hegt, viel Neues über den Handel anderer Länder als Großbritanniens zu finden, und fodert Ref. jeden Besitzer des Buches auf, auch nur nach einer flüchtigen Prüfung des M'Culloch'schen Werks diese Behauptung gründlich zu widersprechen.

Die Zugabe der Benennungen der angeführten Waarenartikel, in andern als der englischen Sprache, ist scheinbar ein Vorzug, würde aber ein solcher unfehlbar in höherm Grade sein, stieße man dabei nicht zu oft auf Auslassungen, d. h. wären die Namen in den fremden Sprachen nicht öfters nur theilweise gegeben, und stiegen nicht Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben auf. Denn läßt sich wol erwarten, daß in den weniger gekannten Sprachen, dem Russischen, Arabischen, Hindoanischen und Chinesischen Richtigkeit herrsche, wenn im Deutschen (der England so nahe verwandten Sprache) große Unrichtigkeiten und ganz absurde Druckfehler vorkommen? *)

Aus dem bis hierher Gesagten geht denn hervor, daß der Verf. größere Vollständigkeit wenig geachtet, fast nur englisches Interesse im Auge gehabt, und an andere Länder da, wo die dringendste Veranlassung vorhanden war, gar nicht dachte. Man sehe z. B. den Artikel Horse. Nachdem die Zahl der in Großbritannien vorhandenen Pferde, ihr Werth, die darauf gelegten Abgaben und die deshalb erlassenen Gesetze (Irland ist dabei nicht erwähnt, wie es bei andern Angaben oft ausdrücklich der Fall ist) mit großer Ausführlichkeit gegeben, der Durchschnittswerth mit 12 à 15 Pf. exclusive der Fohlen (für England anscheinend ziemlich niedrig) angenommen wird, und weder in diesem Artikel noch in dem folgenden: Horse dealers, etwas über den eigentlichen Handel mit Pferden erwähnt ist **), folgen einige zwanzig Zeilen über den französischen Pferdehandel, bis zum Jahre 1827 (aus dem „Bulletin des sciences géographiques", Bd. XIX, gezogen), und außerdem findet sich kein Wort weiter in dem Buche erwähnt, weder über die Pferde anderer Länder noch den Handel mit Pferden, welchen andere Länder treiben, und der die Ausfuhr aus Großbritannien doch offenbar in hohem Grade übersteigt.

Der Artikel Banking und Banks ist, was Großbritannien und dessen Colonien, sowie auch die nordamerikanischen Vereinigten Staaten anbelangt, sehr ausführlich behandelt, fremde Länder betreffend aber summarisch, und dürfte die Angabe, daß Venedig schon seit 1171 eine Bank besessen, dahin zu berichtigen und blos anzugeben sein, daß diese ehemals so große Handelsstadt nach Daru im Jahre 1172 ein Handelstribunal erhielt. Die Bank von Venedig ging im Jahre 1798 mit der Republik zu Grabe. Der antwerpner Bank, welche nach der von Venedig die älteste war, ist mit keinem Worte, weder unter Banks noch Antwerp erwähnt.

Der Artikel Canals ist ebenfalls vielumfassend, belehrend und lesenswerth; der deutschen, sowie vieler Canäle des Festlandes geschieht aber keine Erwähnung, obgleich unter dem Artikel

*) Z. B.: Bei Barley steht Gerstengrauen, anstatt Gerste. Cummin-seed, steht Kumin, statt Kümmel. Hay, steht Hew, statt Heu. Magnesia, steht gebraunte Magnesia; soll wol heißen: gebrannte. Malt, steht Maly, anstatt Malz (ein Druckfehler). Manganese, steht Braunstein, Glasseife?? soll wahrscheinlich ebenso unrichtig Glasseife, nach dem Französischen: Savon de verre, heißen. Olibanum steht Weirauch? (Druckfehler und unrichtig zugleich). Orchilla Weed, steht: Orseille, statt strauchartige Färberflechte (ersteres ist die französische Benennung). Pewter, steht Zinngeisserzinn. Rags, steht Lumpen, im Handel eigentlich Hadern. Diese wenigen, zufällig aufgegriffenen Beispiele sprechen für die Behauptung des Ref., daß hier grobe Nachlässigkeiten stattfanden.

**) S. 619 wird der Werth der aus England ausgeführten Pferde folgendermaßen angegeben (siehe: Imports and exports): 1828 für 15,642 Pf., 1829 für 15,860 Pf., 1830 für 16,192 Pf.

Hamburgh dessen Canalverbindung mit der Trave, Lübeck und der Ostsee irrthümlich Erwähnung geschieht. Diese existirt aber gar nicht, obgleich Versuche deshalb gemacht worden sind, die Alster mit der Trave zu vereinigen. Ebenso gut jedoch als die alten ägyptischen, griechischen und römischen, ferner die chinesischen Canäle, wenn auch nur summarisch, erwähnt wurden, hätte der erste und älteste europäische Canal angeführt werden müssen. Dieses ist der im Jahre 1380 von den Lübeckern und einem damaligen Herzoge von Lauenburg zu Stande gebrachte, der das Flüßchen Stecknitz mit der Elde in Verbindung setzte, die sogenannte Delvenau aus vielen Stauschleusen entstehen ließ und eine nützliche Verbindung wenigstens für Barken darauf bis zum heutigen Tage besteht; um so mehr verdient wenigstens in historischer Hinsicht dieser Canal einige Erwähnung, als dieses kleine, nur 5 Meilen lange Werk schon so früh mit einer seltenen Kunst und durch sehr einfache Mittel bedeutende Localschwierigkeiten zu überwinden hatte. *) Wahrscheinlich hat M'Culloch in dem Artikel Hamburgh die sehr vortheilhafte Verbindung verwechselt, welche dieser Handelsplatz durch den holsteinischen oder Eydercanal erhielt, welcher die Nordsee mit der Ostsee auch für die Fahrt mit größern Schiffen in Verbindung setzt. Ueber die nordamerikanischen Canäle findet sich dagegen Befriedigendes, namentlich über deren Beschaffenheit, die Anlagekosten und das Einbringen derselben.

Es mag bis hierher genug sein, um dargethan zu haben, wie ein so vorzügliches Buch große Mängel haben kann, und wie nur, was Großbritannien direct oder doch sehr nahe angeht, von dem Vers., ungeachtet des so allgemeinen Titels seines Buches, mit Sorgfalt behandelt worden ist.

Aber auch in andern Theilen des Buches, die für Englands Bewohner besonders calculirt sind, finden sich Dinge, die, wenn auch nur Irrthümer, wol nicht leicht entschuldigt werden können, und die leicht zu vermeiden gewesen wären; allein der literarische Apparat (man sehe nur die Vorrede) und die dürftige Bücherkenntniß des Verf., was fremde Länder betrifft, sind zur Veranlassung geworden **), daß sich an mehren Stellen Dinge eingeschlichen haben, die zu veraltet oder auch gänzlich unrichtig sind. Dahin gehört z. B., daß unter Hamburg angeführt wird, man rechne daselbst noch nach Pfund und Schilling flämisch, obgleich diese uralte Berechnungsart schon seit dem Jahre 1825 gänzlich abgeschafft ist. S. 505, Artikel Coins, sind unter den Silbermünzen des Königreichs Sachsen angeführt: „Risdollar current of Saxe Gotha" zu 2 Schilling 10½ Pence Sterling. Wem ist wol diese Münze bekannt; gleich darunter ist ebenfalls unter Sachsen angeführt Sechsteltheiler (Viergroschen-) Stücke von Jerome Bonaparte, 1809 zu $6\frac{1}{10}$ Pence Sterling, welches ebenso ungenau und unrichtig ist. Die weitere Untersuchung der dem Anscheine nach mit großer Genauigkeit ausgerechneten Münztabellen würde zu weit führen, bei dem flüchtigen Ueberblicke derselben steigen Einem aber wol einige Zweifel auf. Was die Waarenkunde, wie solche das Buch gibt, betrifft, so scheint solche häufig mit zu großer Kürze behandelt, und viele Artikel geben kaum die allergewöhnlichste Auskunft, nicht einmal in Bezug auf Großbritannien; dahin gehören die ohne lange zu suchen aufgegriffenen, wie z. B. Eel, Embroidery, Hams (wobei nicht einmal die Schinken von Bayonne erwähnt sind), Marocco, Pens, Pewter, u. s. w. Einige Großbritannien und London betreffende Angaben sind Referenten so erstaunenswürdig vorgekommen und erscheinen ihm, ungeachtet dort so Vieles kolossal erscheint, dennoch sehr der Untersuchung werth, sodaß derselbe nicht umhinkann, solche zur Prüfung durch Andere hier anzuführen. So soll die Kartoffelconsumtion in Großbritannien und Irland jährlich (nämlich in den letzten Kriegsjahren) 16 Mill. Pfd. Sterl., bei nicht übertriebenen Preisen betragen haben, welche circa 15 Sh. auf den Kopf im Durchschnitte macht. Von 1824—29 war der Mittelpreis circa 85 Sh. per Tonne (à 20 Centner). Unter dem Artikel Hardware (kurze Waaren, Metallwaaren aller Art) wird angegeben, daß in England und Schottland wenigstens für 17½ Mill. Pf. St. dergleichen von 360,000 Arbeitern hervorgebracht würden und nur für 3,789,209 Pf. St. ausgeführt, sodaß der ganze Rest derselben, am Werth mehr als 13,710,000 Pf., im Innern verbraucht würde. Das Unbegreiflichste in der Berechnung und Angabe ist aber Ref. unter dem Artikel Milk, die Milchconsumtion Londons betreffend, aufgestoßen, und weiß derselbe nicht, ob er es zu geringe oder zu übertrieben finden soll. S. 744 wird aus Middleton's „Agricultural survey of Middlesex", zweite Aufl., S. 416, angeführt, daß im J. 1806 nicht weniger als 8500 Kühe nöthig gewesen, um die Stadt täglich mit Milch und Rahm zu versorgen. Hieraus wird abgenommen, daß gegenwärtig 9000 Kühe dazu gehalten würden, diese lieferten jährlich 28,800,000 Quart Milch, welche inclusive der damit vorgenommenen Verdünnungen u. s. w. sicherlich à 6 P. per Quart der londoner Preis, eine Consumtionssumme von 720,000 Pf. St. für Milch ergäbe (4,700,000 Thlr.). Die Wahrheit davon nicht in Zweifel gezogen und angenommen, daß die Milchhändler Londons von dieser Summe den vierten Theil für sich gewinnen, so wäre der Nutzen, den die Eigenthümer der 9000 Kühe hätten, 540,000 Pf. St. oder für jede Kuh 60 Pf. St. Scheint das nicht zu viel? — wenigstens gegen andere Länder genommen? Und demungeachtet kann diese Berechnung deshalb wieder nicht richtig sein, weil danach bei der jetzigen Bevölkerung Londons (1,400,000 Einw.) auf jeden nur für ¾ Penny Milch käme, welches bei den londoner Preisen offenbar zu wenig ist. Und wird denn von der Milch, den Kühen keine Accise genommen, wonach diese Consumtion Londons wahrscheinlicher und genauer berechnet werden könnte? Ehe Ref. nach dieser kleinen Abschweifung dazu schreitet, die übrigens unbezweifelt höchst wichtigen Vorzüge, das viele Neue und Außerordentliche in dem M'Culloch'schen „Dictionary" herauszuheben, zu würdigen und die kaufmännische Lesewelt vom ersten Range sowie alle Staatsmänner, darauf aufmerksam zu machen, kann er nicht umhin, den Artikel Book, Books (Bücher und Buchhandel) zu beleuchten und seine Bemerkungen darüber beizufügen, sowie sich ihm solche aufgedrungen haben, und so viele Mühe ihm diese Untersuchung auch gekostet, so glaubt er nichts Undankbares unternommen zu haben.

Der gedachte Artikel füllt 8½ Seite, zum Theil mit kleiner Schrift enge gedruckt, und Tabellen. Ein Theil der Materialien und Berechnungen rührt von Hrn. Rees, einem der Verleger, und also Associé eines der ersten, achtbarsten und thätigsten Häuser (Longman) im londoner Buchhandel her; demungeachtet lassen mehre derselben den Leser und Kenner des Buchhandels in Zweifel und im Dunkeln, und deshalb sollen hier einige Worte dieses Dunkel aufzuhellen suchen. Taxes on literature, worüber die englischen Verleger mit Recht so schreien, sind: 1) Die duty aufs Papier; diese liegt im Preise, den der Papierfabrikant macht, denn er zahlt an das Gouvernement diese Abgabe und schlägt sie auf den Preis, ebenso auf Umschlagspapier, Pappendeckel u. s. w. zum Einbande; dieses läßt sich der englische Verleger von seinem Publicum in der Regel aber recht ordentlich wiederbezahlen, und dürfte daher letzteres mehr zu klagen haben als der Verleger selbst. 2) Die Abgaben auf die Zeitungsadvertissements; diese sind allerdings sehr hoch, denn im Durchschnitte betragen selbige 100 Proc., d. h. wenn der Verleger für die Ankündigungen eines Buches 40 Pf. St. verwenden will, so erhält die Regierung davon 20 Pf. St. als Abgabe, und blos 20 Pf. St. der Zeitungseigenthümer für die Insertionsgebühr. Diese letztere Ausgabe und Abgabe ist für ein Buch, welches 9 Sh. und weniger kostet, allerdings lästig, weil circa 90 Ex. abgesetzt werden müssen und vielleicht noch mehr bei einem Preise unter 9 Sh., um solche zu decken; es ist aber nicht gerade nothwendig, so viel darauf zu verwenden, wenn es auch

*) Siehe: Büsch, „Versuch einer Geschichte der hamburgischen Handlung", S. 17.

**) Daß viel dazu gehört haben würde, sich gehörig und mehr zu orientiren, als es der Vers. in der ausländischen Literatur gethan, kann ihm nicht sonderlich zur Entschuldigung dienen; in jedem Fall bleibt es unverzeihlich, bei Anführung der über den Handel und die Handelsschifffahrt erschienenen Werke die von Peuchet nicht einmal gekannt oder angeführt zu haben, und die Vorrede verbreitet sich kaum über die unentbehrlichsten Quellenbücher zu solch einer Arbeit.

Schrift aus, oder mit andern Worten: der Verf. derselben bekämpft das Fortbestehen des Privilegiums der englisch-ostindischen Compagnie. Siegreicher hat sich wol noch keine Stimme dagegen erhoben als die des Hrn. Cramfurd. Ausgerüstet mit den in Ostindien als angesehener Beamter gesammelten Erfahrungen, vertraut mit Vergangenheit und Gegenwart jener großen Landstriche und ihrer Bewohner, stellt er schonungslos die Erbärmlichkeiten der Verwaltung einer Kaufmannsgesellschaft ans Licht, deren einziges Bestreben von jeher auf Erhaltung ihres Monopols gerichtet war. Civilisation und Menschenwohl galten nichts in den Augen dieser Vereinigung von unersättlicher Gewinnsucht und von grenzenlosem Egoismus. Die abgeschmacktesten Unwahrheiten und die gröbsten Entstellungen der Verhältnisse wurden vorgebracht, um das ausschließliche Privilegium nicht zu verlieren und das Urtheil der öffentlichen Meinung in England irrezuleiten. „Der Handel zwischen Großbritannien und Indien ist durchaus keiner Ausdehnung fähig", hieß es noch 1814; „die Hindus können aus England nichts mehr für ihren Bedarf erhalten, wie bisher, und ebenso wenig etwas Neues dahin liefern." Dennoch liefern 18 Jahre des Freihandels mit Ostindien (wobei die Nebenbuhlerschaft der Compagnie, örtliche Monopole und andere Hemmnisse noch in Anschlag gebracht werden müssen) den Beweis, daß die Ausfuhr dahin um 200 Proc., die Einfuhr von dort um einige 60 Proc. gestiegen ist.

Die Ausschließung europäischer Geschicklichkeit und europäischen Capitals ist ein wesentliches Ziel des Systems der ostindischen Compagnie, und als Folge davon zeigt sich unter andern ein völliger Stillstand bei der Bearbeitung des Bodens und seiner Erzeugnisse. Der Anbau des Zuckerrohrs und der Gewinn des Zuckers daraus wird z. B. gewiß noch ganz so mangelhaft wie vor 2000 Jahren betrieben. Der Pflanzer ist ein elender Bauer, ohne Geschicklichkeit und Capital, welcher an die Compagnie 50—70 Proc. vom Bruttoertrage des Bodens abgeben muß. Er denkt nicht im entferntesten an Verbesserung des Bodens durch Düngen, Fruchtwechsel u. s. w. und an Veredlung der Pflanze, sondern überläßt Alles dem Schlendrian. Seine Zuckermühle besteht aus zwei kleinen Walzen, die ein Mensch oder ein erbärmlicher Stier in entgegengesetzter Richtung dreht. Vier kleine rauhe irdene Töpfe sind seine Kochgeräthe. Vier Pfähle, darüber eine Matte als Dach, bilden das Mahl-, Sied- und Destillirhaus. Der erste Bearbeiter beschränkt sich übrigens auf die Auspressung des Saftes und gewinnt eine ekelhafte braune Masse, welche den Zucker und die Molasse enthält. Dieses widerliche Product wird dann einem zweiten, 15, 20 und oft 100 (englische?) Meilen weit entfernten Manufacturisten zugeführt, welcher es wieder auflöst und die durch den vorhergegangenen erbärmlichen Proceß erzeugte Säure durch Alkalien zu neutralisiren sucht. Auf diesem Wege gewinnt er endlich 25 Proc. grobkörnigen Zucker, der noch dazu arm an Zuckerstoff ist.

Wäre es Europäern gestattet, auch außerhalb Calcutta, Madras, Bombay, Prince-of-Wales-Insel, Singapore und Malakka Ländereien zu erwerben, so würde ihr Beispiel schnell den vortheilhaftesten Einfluß auf die gelehrige Bevölkerung haben, während ihre eigne Betriebsamkeit außerordentliche Werthe produciren könnte. So hat z. B. europäische Geschicklichkeit bei aller Beschränkung ihres Wirkungskreises allein an Indigo einen jährlichen Werth von zwei Millionen Pf. St. gewonnen. Dennoch bleiben ihr Tausende von Quadratmeilen verschlossen. Merkwürdige Thatsachen in dieser Beziehung sind noch, daß auf der Küste von Malabar, woher sonst Europa seinen Hauptbedarf an Pfeffer bezog und wo das Vaterland der Pflanze ist, der Pfefferbau durch die verkehrten Maßregeln der Compagnie zum Verfall gebracht wurde, und daß erst im J. 1823 die Kaffeepflanze in Bengalen angebaut worden ist, während sie schon vor 100 Jahren nach allen andern dazu geeigneten asiatischen und amerikanischen Colonien verpflanzt war.

Die Gründe, welche die Vertheidiger des Monopols gegen die Ansiedelung von Europäern anführen, sind folgender Art beschaffen. Die Indianer — sagen sie — ein absonderliches, schüchternes Volk, würden künftig gewiß von den Europäern verdrängt werden, wenn man Letztere Ländereien erwerben ließe. Die Engländer dagegen (die Monopolisten und ihr Anhang ausgenommen) sind rohe Menschen, welche den unbeschränkten Verkehr mit den Indiern zu Gewaltthätigkeiten misbrauchen und sie dadurch am Ende zur Empörung gegen ihre Herren und zur Vertreibung derselben bringen würden. Auf alle Fälle würde die Ansiedelung von Europäern in Indien zur Folge haben, daß England seine indischen Colonien ebenso verlöre wie seine nordamerikanischen ꝛc. Zuletzt folgt dann allemal: die ostindische Compagnie ist die vollkommenste aller Einrichtungen zur Beherrschung von Indien.

Wer Interesse an der Erörterung des Axioms nimmt, daß Freiheit des Handels und der Gewerbe die alleinigen Quellen des Wohlstandes der Völker sind, dem empfehlen wir diese, an interessanten Angaben und Vergleichen aller Art reiche Schrift, die zwar vorzugsweise, aber keineswegs allein das englische, sondern auch das Interesse aller handel- und gewerbtreibenden Nationen mehr oder minder berührt. S.

Mittheilungen zur Geschichte der Landfrieden in Deutschland, vornehmlich des westfälischen Landfriedens im 14. Jahrhundert, mit besonderer Rücksicht auf Thüringen. Nach Urkunden dargestellt von Heinrich August Erhard. Erfurt, Maring. - 1829. 4. 9 Gr.

In der im Ganzen thatenreichen und lebenvollen deutschen Reichsgeschichte sind die Landfrieden gleichsam die Steppen und Sumpfgelände, die der Wanderer nur mit Unwillen und Widerstreben betritt, da er die Drangsale schon ahnet, die seiner harren. Indessen die unerfreulichen Steppen liegen auf seinem Wege, lassen sich nicht umgehen, und da ist es denn allerdings gerathener, sie an der Hand eines bedächtigen, kenntnißreichen Führers, als allein zu durchschreiten. Als ein solcher bewährt sich der Verfasser, der den an sich trecknen und in jedem Betracht unerfreulichen Gegenstand so lichtvoll, befriedigend und aus dem richtigen Gesichtspunkt aufgefaßt darstellt, daß auch Leser, denen dieser Punkt der vaterländischen Geschichte fern liegt, gern die Gelegenheit benutzen werden, sich eine genauere Kenntniß davon zu erwerben. Die Landfrieden an sich, die, wie hier ganz richtig bemerkt worden, in zwei Classen getheilt werden müssen: in die von den Kaisern mit Zustimmung der Fürsten gebotenen und in die von einigen Reichsständen unter sich geschlossenen Landfriedensgebote und Verträge, erfüllten den beabsichtigten Zweck zwar nie; für den Geschichtsforscher, besonders für den Staatsrechtslehrer ist aber die Kenntniß ihrer Abfassung von großer Wichtigkeit, denn in keinen Urkunden des Mittelalters sind die landesherrlichen Rechte der deutschen Reichsstände jener Zeit auf eine so unzweideutige Weise anerkannt als in den Landfriedensverträgen. Dieser Anerkennung wegen durfte es auch seit dem 12. Jahrhundert kein Kaiser wagen, einen Landfrieden unbedingt und für immer zu gebieten, noch weniger aber die Verletzer des Landfriedens, wenn sie anders nur einigermaßen Macht zum Widerstande besaßen, nach der Strenge des Gesetzes zu bestrafen. Sehr irrig werden aber die Landfriedensgebote für mislungene Versuche gehalten, dem Kriegführen der deutschen Reichsstände unter einander ein Ende zu machen. Den unmittelbaren Reichsständen war vielmehr das Fehderecht so vollständig eingeräumt, daß noch im 14. und 15. Jahrhundert dessen Entäußerung für immer gar nicht als möglich gedacht wurde. Auch verbot der Landfriede die Fehden nicht, sondern stellte vielmehr gewisse Regeln auf, die bei dem Kriegführen beobachtet werden mußten. Uebrigens war bei den Landfriedensgeboten der Ausspruch eines alten Spottvogels anwendbar, der die Gesetze mit Spinngeweben verglich, worin zwar die kleinern Insekten gefangen würden, die aber die größern zerrissen. 94.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 234. — 21. August 1832.

Staatswirthschaftliche Untersuchungen über Vermögen, Wirthschaft, Productivität der Arbeiten, Capital, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch. Von Fr. Benj. Wilh. Hermann. München, Weber. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. dieser Schrift nennt sich auf dem Titel außerordentlichen Professor der Kameralwissenschaften an der münchner Universität, und wenn alle Facultäten dieser Hochschule so rasch fortschreiten und so viel Licht verbreiten, als nach diesen Untersuchungen von dem Lehrstuhle der Kameralwissenschaften ausströmt, so wird die jüngste Schwester bald ihre ältern überholen und ganz Deutschland seine bessern Einsichten von dorther sich verschaffen müssen. Der Verf. hat durch diese Leistung den Titel eines außerordentlichen Lehrers an jener Hochschule in der That in einem ganz andern Sinne sich vindicirt, als er in der amtlichen Bedeutung genommen wird, indem er einen außerordentlichen Fortschritt in der Wissenschaft der Nationalökonomie gethan hat. Schon in der Vorrede bemerkt derselbe: man bezeichne zwar richtig den Eigennutz als das Princip aller Einzelwirthschaften, gehe aber offenbar zu weit in der Behauptung, daß er nicht blos den Einzelnen in wirthschaftlichen Dingen überall am besten führe, sondern daß auch der Vortheil des Einzelnen immer der Nutzen des Ganzen sei, indem unter vielen Umständen man den Erwerbstrieb der Einzelnen schon für seine eignen Zwecke unzulänglich finde, und derselbe noch öfter mit dem Vortheile des Ganzen im Gegensatze stehe. Dieser Satz ist von so außerordentlicher praktischer Wichtigkeit, er steht in so entschiedenem Widerspruche mit den Behauptungen der allermeisten Nationalökonomisten und setzt eine so gänzlich verschiedene Auffassung der Elementarbegriffe in dieser Wissenschaft voraus, daß Recensent mit ebenso großer Begierde an das Studium dieser Abhandlungen ging, als er dasselbe mit Aufmerksamkeit verfolgt hat.

Wenn nun auch der Verf. (S. 12) den Satz aufstellt: „daß, da jede Einzelwirthschaft die Beschaffung möglichst vieler Güter zu ausschließlichem Genusse zum Vorwurfe habe, der Eigennutz der Grundtrieb derselben sein müsse, dessen positive Seite der Erwerbstrieb, und dessen negative die Sparsamkeit sei", so bekennt er doch gleich selbst in einer Anmerkung, „daß der Ausdruck: Eigennutz, allerdings nicht ganz zur Bezeichnung des Principes, welches in jeder Einzelwirthschaft waltet, passe und solcher nur in Ermangelung eines bessern gebraucht worden sei". Allein die Wahl des Ausdrucks ist nicht so gleichgültig in der Wissenschaft. Man verwahre sich noch so viel gegen eine Deutung, die der Sprachgebrauch damit verknüpft, immer wird solche sich doch unmerklich aufdrängen. Ein bloßer Trieb kann an und für sich kein Princip eines menschlichen Zustandes oder Verhältnisses, noch weniger einer wissenschaftlichen Begründung derselben sein. Alles Handeln der Menschen soll und muß der Vernunft untergeordnet sein, welcher ein Trieb entsprechen oder widersprechen kann, je nachdem dessen Anregungen ihren unverbrüchlichen Gesetzen gemäß oder zuwider sind. So wenig der Geschlechtstrieb das Princip der Familiengesellschaft sein kann, ebenso wenig der Trieb zum Erwerbe oder der Eigennutz. Ebenso wenig kann derselbe als Maxime des Handelns gelten. Alle Worte, welche das Wort Eigen in einer moralischen Verbindung brauchen, drücken damit an sich schon eine Misbilligung, eine tadelnswerthe Uebertreibung des Ausschließungsbestrebens aus. Eigennutz ist die Triebfeder der Selbstsucht und darf daher nicht das Princip einer Wissenschaft sein, welche einen wichtigen Abschnitt der Vorschriften für das gesellschaftliche Leben umfaßt. Wollte man aber anstatt Selbstsucht die Selbstliebe an die Spitze der Untersuchung stellen, so würde auch damit nichts gewonnen sein, theils weil erst die Bestimmungen der Thätigkeit der Selbstliebe zugleich angegeben werden müßten, theils aber weil die erlaubte Selbstliebe die Triebfeder aller menschlichen Handlungsweisen sein soll, nicht das besondere Princip der Nationalökonomie sein kann. Die Selbstliebe als Lenkerin und Anordnerin der Wirthschaftsführung ist es, deren Maximen durch die wissenschaftliche Erörterung derselben aufgefunden und als Lehrbegriff aufgestellt werden sollen, jene Selbstliebe, die in allem Betrachte festhält an der Vorschrift: was du willst, das Andere dir zu Liebe thun möchten, das beeifere dich, auch ihnen zu Liebe zu thun. Das muß zu andern Ergebnissen führen, als zu denen man durch den Eigennutz gelangt. Allerdings wird die Selbstliebe ebenfalls die Klugheit zu Hülfe rufen, um mit sicherm und gutem Erfolge zu wirthschaften, aber niemals der Lehre huldigen, daß der eigne Vortheil das Ziel alles Bestrebens sei. Es

ist hoch an der Zeit, daß unsere Staatswirthe dies lebendig erkennen und in ihre Wissenschaft einführen, welche bereits allzu sehr davon abgeirrt ist. Unser Verf. hat rühmlichst eingelenkt, wie wir durch eine treffliche Stelle belegen (S. 14):

„Die Wirthschaft eines Einzelnen zeigt allerdings kein anderes Streben, als über möglichst viele Güter gegen möglichst wenig Aufopferung ausschließlich zu verfügen, und gegen Nichtmitglieder ist auch die Wirthschaft einer Gesammtheit ausschließend und eigennützig. Zur Erklärung der wirthschaftlichen Erscheinungen im Innern einer Gemeinheit reicht dagegen der Eigennutz nicht hin. Schon in einer Familie waltet der Wunsch, die Bedürfnisse aller ihrer Angehörigen aufs reichlichste befriedigt zu sehen, der zu gegenseitigem Beistand und Austausche der Dienste treibt. Dieser Wunsch entspringt offenbar nicht aus der Eigensucht der Familienglieder, sondern aus der gegenseitigen Anhänglichkeit, die das Wohl der ganzen Familie will. Auf ähnliche Weise schließt eine Gemeinde Nichtmitglieder von dem Genusse der Vortheile aus, den Gemeingüter und der Verkehr im Innern ihren Mitgliedern gewähren. Diese dagegen wirken als Gemeindeglieder zusammen für den Fortbestand und das Gedeihen ihrer Gemeinheit mit Beschränkung des übrigens unter ihnen herrschenden Eigennutzes, soweit jene Vortheile des Zusammenlebens Beschränkung nothwendig machen. Dieser innere Zusammenhang der Glieder einer Gemeinde ist desto inniger und stärker, je mannichfaltigere und wichtigere Interessen sie gemein haben. Auch im Staate wirkt neben und mit dem Grundtriebe der Einzelnen, für sich zu bestehen, der sich wirthschaftlich als Eigennutz äußert, eine zweite, ebenso tief in der menschlichen Natur wurzelnde Kraft, die auf den Schutz und Fortbestand der Gattung gerichtet ist. Aus ihr gehen alle Einrichtungen der Gesellschaft, der Staat selbst hervor. Der Gemeinsinn ist ebenfalls eine Grundbedingung der wirthschaftlichen Entwickelung eines Volks, da man nur ihm die gemeinnützigen Anstalten und Anordnungen zuschreiben kann, welche der Erwerb der Einzelnen erheischt, die aber der Eigennutz nicht herzustellen vermag. In Ländern, wo die Einwohner noch wenig unterrichtet sind oder sich weniger als Glieder des Ganzen fühlen, oder wo die Uebermacht der Regierung mit der Befugniß auch die Lust der Bürger zur Verbindung für gegenseitigen Schutz und Beistand durch Institutionen, wie für andere, so auch für wirthschaftliche Zwecke unterdrückt, ist die Unterstützung und Förderung der wirthschaftlichen Thätigkeit der Einzelnen durch allgemeine Einrichtungen und Anstalten fast ausschließlich der Regierung überlassen. Dies hat die Meinung veranlaßt, solche Einrichtungen seien überhaupt nur Aufgabe der Staatsgewalt. Allein die Sorge für das wirthschaftliche Gedeihen des Ganzen lebt in den tüchtigern Bürgern jedes wahren Staates und äußert sich in der freiwilligen Mitwirkung bei Einrichtungen, welche den Nutzen Vieler oder Aller, vornehmlich in untergeordneten Kreisen, zum Zwecke haben. Daher findet man auch bei edeln und freien Völkern, deren Regierung nur ganz im Allgemeinen auf die wirthschaftlichen Angelegenheiten einwirkt und die Sorge für die Beförderung des Verkehrs den Bürgern selbst überläßt, die Anstalten und Einrichtungen, welche die Wirthschaft und den Verkehr im Ganzen schützen und fördern, keineswegs vernachlässigt, sondern oft weit besser besorgt, als wo die Staatsregierung Alles anordnen und leiten zu müssen glaubt. Nur wo indessen solche Einsicht in die Gemeinbedürfnisse und zugleich der Wille unter den Bürgern herrscht, ihnen mit Unterordnung manches egoistischen Gewinnes abzuhelfen, wird der Satz wahr, der Vortheil der Bürger werde von ihnen selbst am besten gewahrt; die Regierung könne sich aller Sorge enthalten. Aber auch hier ist er nicht so zu verstehen, als ob die Einzelnen mit ihrem eigennützigen Wirken schon die Fürsorge der Regierung entbehrlich machten, sondern so, daß, wo außer dem Erwerbstriebe der Einzelnen noch Gemeinsinn unter den Bürgern herrscht, viele von den gemeinnützigen wirthschaftlichen Einrichtungen von den Bürgern selbst ausgehen werden. In jedem Staate wird vielmehr die Regierung ganz allgemeine wirthschaftliche Anstalten anordnen müssen, eben weil sie der Verein von Bürgern ist, welchem die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten des Volkes obliegt.

Ist dem so, so wird der alte Streit, inwieweit die Staatsregierungen in die Nationalökonomie eingreifen mögen und müssen, nicht schwer zu schlichten sein; es werden sich im Gegentheile die Regeln dafür und die Gesetze ihrer Ausführung daraus folgerecht entwickeln lassen, und es ist dadurch die Grundlage und der Umfang derjenigen Doctrin bestimmt, welche die Politik der Nationalökonomie insichfaßt. Will man solche die Staatswirthschaftslehre nennen, muß man sich nur darüber verständigen (S. 10 u. 19). Keineswegs aber ist es richtig, daß die Staatswirthschaft selbst einen Theil der Volkswirthschaft ausmache, weil jene in diese eingreift; noch daß die Staatswirthschaft und die Finanzwirthschaft für sich bestehen, weil die letztere als eine Einzelwirthschaft in das Gebiet der Volkswirthschaft falle; noch daß es dieselbe nur mit der Verwaltung und Verwendung des Staatsvermögens zu thun habe, nicht mit dessen Entstehung und Vermehrung. Gerade um deswillen, weil diese sowie jene auf den Zustand der ganzen Volkswirthschaft von dem größten Einfluß ist und denselben mehr oder weniger bedingt, ist sie unerläßlich der letzte Abschnitt der vollendeten Wissenschaft. Unter einer Nation versteht man nicht blos den Inbegriff der einzelnen wirthschafttreibenden Glieder eines Volks im Zustande der Ungebundenheit, sondern ein Volk im Zustande gesetzlichen Zusammenlebens und geselligen Verkehrs. Die Nationalwirthschaftslehre muß also zerfallen in den allgemeinen Theil, welcher die Regeln aufstellt, nach welchen einerseits die Klugheit, andererseits die Rechtlichkeit und das Sittengesetz die Einzelwirthschaften zu betreiben Anleitung geben — die Volkswirthschaft; und in den besondern Theil, welcher lehrt, wie im Staate durch den Bürgerbund einerseits Vorschub und Hülfe dafür gewonnen werden können, andererseits Verzichtleistungen und Opfer gebracht werden müssen — Staatswirthschaft. Diese lehrt also die Modificationen der Volkswirthschaft im Staate entweder für den Betrieb der Einzelwirthschaften selbst, oder für die Bewirthschaftung des Staatsvermögens, als Mittels zur Erreichung des Staatszweckes selbst, und ist daher entweder Staatswirthschaftspolizei oder Finanzwissenschaft, indem die letztere die Besteuerung insichbegreift.

Aus dieser Auffassung der Nationalökonomie folgte schon von selbst, daß, sowie die Menschen darin in ihrer moralischen Würde gedacht werden, auch alle Güter, womit sie wirthschaften, nach dem rein menschlichen Werthe und Maßstabe geschätzt werden müssen. Dies ist eine zweite, noch wichtigere Eigenschaft der Lehre unsers Verf., wodurch die immateriellen Güter ihre gebührende Stelle und Würdigung in der Nationalökonomie wiederfinden. Bisher waren die materiellen Güter fast ausschließlich der Gegenstand der Nationalökonomie sowol bei deren Begründung als für den Zweck derselben. Es war, als wenn sie allein die Quelle alles Lebenswohls und das Ziel aller

Dagegen scheinen sich alle Reize des gepriesenen Italiens in den Thälern am südlichen Fuße der Alpen und am südwestlichen Fuße der Apenninen, von Pisa bis Nizza, vereinigt zu haben. Hier ist günstiger Himmel, Fülle des Wassers und bezaubernde Schönheit und Abwechselung der Gegend mit regem Fleiße der Bewohner gepaart. Schon im ersten Theile hat der Verf. diese Gegenden so geschildert. Es scheint, beiläufig gesagt, dem Verf. erwiesen, daß sich das Klima Italiens in geschichtlicher Zeit bedeutend erhöht hat.

Der nächste Abschnitt handelt von der Art, in Italien zu reisen. Hier bemerkt denn Hr. B. zuerst, daß eine in Deutschland gewöhnliche Weise, die des Fußreisens, in Italien fast gänzlich unbekannt sei (von Martens empfiehlt sie dagegen, weil man dann arm erscheine und nicht so leicht übertheuert werde; nur müsse man in die besten Gasthöfe einkehren und bescheiden sein); zu Fuße sehe man nur die im Herbste in Gesellschaften von den Alpen herabkommenden deutschen Studenten reisen, oder je zuweilen einen nach Florenz oder Rom ziehenden jungen Künstler. Also zu Wagen; und hier schildert er uns mit guter Laune die Künste der Vetturine, die wir jedem Reisenden zu lesen empfehlen. Reist man mit Extrapost, so muß man einen italienischen Bedienten nehmen, der Alles unterwegs erhandelt und ausbedingt, damit man nicht übertheuert werde; ein solcher ist gewissenhaft, sonst wird er von seinen eignen Landsleuten für einen Spitzbuben erklärt. Auf dem Eilwagen zu reisen, ist wegen der vielen Meldungen unsicher, da keine Beiwagen gegeben werden; auch sind sie verhältnißmäßig theuer. Ueber das Paßwesen und die Visitationen klagt der Verf., doch rühmt er die Artigkeit der Polizeibeamten.

Deutsche und Engländer sind die häufigsten, und außer Franzosen und Russen fast die einzigen Reisenden in Italien. Die Engländer fast einzig und allein sind es, die sich in Italien irgendwo über Winter oder auf mehre Jahre niederzulassen pflegen. Sehr viele leben im Sommer in der Schweiz und bringen den mildern Winter in Italien zu. Aus den genannten Nationen hat man für die Deutschen die wenigste Vorliebe, und sie sind es, auf welche der Italiener am häufigsten Jagd macht, sie zu übervortheilen.

Die Beschreibung der Wirthshäuser macht uns mit ganz andern als diesseits der Alpen bekannt; doch können wir versichern, daß sie im Süden überhaupt ihnen ähnlich sind. Der siebente Abschnitt: „Nationalsitten", der achte: „Häusliche und eheliche Verhältnisse", der neunte: „Leben auf dem Lande", und der zehnte: „Einzelne Züge", gehören unter die anziehendsten und interessantesten der Schrift; sie sind aus eigner Erfahrung und Unterhaltungen mit Einheimischen geschöpft, und zeichnen mit einigen scharfen Zügen Charakter und Volk. Freilich aber doch nur einseitig, oder vielmehr von der uns auffallendsten Seite. Gewiß verdient Manches nicht den Tadel, den der Verf. darauf wirft, und wäre derselbe nicht bisweilen persönlich befangen gewesen, würde er hier und da billiger sein. So sagt er z. B., daß, komme man zu einem Italiener, der eine Mineralien- oder Conchyliensammlung besitzt, und bittet darum, sie zu sehen, er sogleich mit größter Artigkeit eine halbe Stunde hierauf verwenden werde, um sie dem Fremden zu zeigen. Verlange man aber hierauf, sie für sich allein noch durchzustudiren, so werde er unter allerlei Vorwänden, ihm dabei selbst behülflich sein zu wollen, dies hinauszuschieben suchen. Nun aber bitten wir jeden unserer deutschen Leser, uns zu sagen, ob sie, wenn mit gleichem Gesuche zu ihnen ein unbekannter Fremder, ja Einheimischer käme, es anders machen würden? Hr. B. reiste freilich auf Studium solcher Gegenstände, und darum war ihm die Sache ärgerlich; sollte er aber in Deutschland noch keine Erfahrungen gemacht haben? Auch den Hang zur Intrigue, den er dem Italiener vorwirft, rechnen wir diesem so hoch nicht an. Es ist eine Aeußerung von Scharfsinn und Verstand, mit Höflichkeit gepaart, und freilich im Allgemeinen dem kalten, steifen, unbeholfenen Deutschen nicht immer bequem; doch dürfte er dessen oft einsylbige, nicht immer verbindliche Geradheit dem Ausländer auch nicht anmuthen.

Im Ganzen jedoch sind des Verf. Schilderungen treffend, auch entschuldigt er Vieles und verschweigt die schönen Seiten nicht. Besonders aber macht er auf die Sucht der Handel oder Gewerbe treibenden Italiener aufmerksam, Andere zu überlisten und zu betrügen. Jedes Mittel hierbei sei in ihren Augen erlaubt, und sie theilen mit ihren Helfershelfern dann den Gewinn (Ref. fand übrigens ganz dieselben Züge beim Pariser, selbst von Stande, bei dem man auch stets auf seiner Huth sein muß); dabei werde der Italiener nie Einem etwas direct abschlagen, sondern immer Künste der Verstellung zu Hülfe nehmen.

Die Schilderung des Universitätszustandes und Personals hat etwas grelle Farben; dazwischen aber erhalten Turin, Pavia, Parma, Florenz Lob, theils wegen der schönen Sammlungen und Anstalten, theils wegen guter Lehrer. Der Abschnitt über sie nimmt 65 Seiten ein.

Vom Buchhandel sagt der Verf. wenig Tröstliches. Man findet in vielen Buchläden nicht einmal die in derselben Stadt gedruckten Bücher, noch seltener auswärts gedruckte; dagegen Dutzende von Ausgaben von Dante, und wieder Dante, Dante. Manche in Italien herausgekommene Bücher sind so gut wie gar nicht zu haben.

Man ersieht schon aus dieser kurzen Uebersicht des Inhaltes, daß des Verf. Buch lesenswerth ist; freilich werden Manche beklagen, daß so allgemeine nützliche Mittheilungen mit trocknen geognostischen u. a. in einem und demselben Bande vereinigt sind, der dadurch fast noch einmal so stark ausgefallen ist, als er sonst geworden sein würde. Auch die beigegebenen Kupfer enthalten nur technologische Maschinen, Umrisse versteinerter Muscheln und ein Gebirgsprofil. 14.

Miszellen.

Professoren-Besoldungen.

Die Professoren zu Bourges, wo im 16. Jahrhunderte eine für die Rechtswissenschaften ausgezeichnete Facultät war, bezogen i. J. 1553 folgende Gehalte: Franz Duarenus 920 Livres, Franz Balduin 350 L., Hugo Doneau (Donellus) 250 L., Nicol. Bougnier (Bugerius) 100 L., Charles Girard 150 L., Joh. Robbi 140 L., Andreas Leveseat 160 L., Anton Le Conte (Contius) 45 L., Henry Eduard 45 L. So finden wir diese Angaben in einem Werkchen: „Le Calvinisme de Berry" (Bourges, 1684, S. 4), mit dem Zusatze: „Cette proportion n'est ni géométrique ni arithmétique, mais burlesque: parce que le mérite des uns et des autres n'était point encore assez connu."

Guter Rath für Sängerinnen und Schauspielerinnen.

Die Sängerin Laguerre in Paris (im Anfange der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts) sollte in der „Iphigenia" singen, war aber während des ersten Aktes so betrunken, daß sie hin- und hertaumelte und nur stammelte. Im Zwischenakte wendete man alle Mittel an, um sie nüchtern zu machen, und es geht besser; auch Das wird dem Könige erzählt. „Nun", sagt er dem Minister, „und sie ist in Arrest?" Jetzt ward sie verhaftet. Als sie aber zwei Tage hernach den Anfang ihrer Rolle:

O jour fatal, que je voulais envain
Ne pas compter parmi ceux de ma vie!

mit Empfase spricht, geräth das Publicum außer sich vor Entzücken, hört gar nicht auf zu klatschen, und der Hof läßt ihr am Ende des ersten Aktes ihre Befreiung vom Arreste ankündigen. (Grimm's „Corresp. littér.", Th. V, S. 244.) 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 235. — 22. August 1832.

Staatswirthschaftliche Untersuchungen über Vermögen, Wirthschaft, Productivität der Arbeiten, Capital, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch. Von F. B. W. Hermann.

(Fortsetzung aus Nr. 234.)

Alle dieser einwohnenden Kräfte, alle persönlichen Eigenschaften und Vorzüge, und alle Verhältnisse, welche lediglich durch die Persönlichkeit Dessen bestimmt werden, der davon Vortheil zieht, werden daher nicht zum Vermögen gerechnet. Rechte, welche durch das Gesetz gesichert und von der Person getrennt werden können, gehören zum Vermögen, aber nicht die Kundschaft eines Gewerbtreibenden, welche von der Behandlung seiner Kunden abhängt, und ebenso wenig seine Talente und Geschicklichkeiten. Auch bei den Diensten und Leistungen Anderer findet diese Unterscheidung statt. Die an die Person des Berechtigten gebundenen Leistungen machen keinen Theil seines Vermögens aus, wohl aber solche, welche von jener unabhängig sind. Niemand wird die Leistungen der Ehegatten zum Vermögen zählen, wohl aber die Robotdienste eines Gutsherrn. Sowie nun solchergestalt der Begriff des Vermögens sich anders gestaltet als der Verf. ihn angegeben hat, so auch der des Capitals. Denn jeder Vorrath von Dem, was Vermögen gibt, ist ein Capital. Da der Mensch von Natur nur Herr seiner Person ist, aber kein Eigenthum und keinen Besitz mit auf die Welt bringt, so liegt in dem Begriffe vom Capital allemal das Merkmal von etwas Erworbenem, Erspartem, Gesammeltem. Der Verf. tadelt es (S. 49), den Grund und Boden zu den Capitalien zu rechnen, wogegen er die Arbeitskräfte dazu zählt. Rec. ist gerade der umgekehrten Meinung, jedoch in Beziehung auf die letztern mit der vorerwähnten Unterscheidung der eignen Kräfte und der Berechtigungen auf die Dienstleistungen Anderer. Denn es widersteht dem Sprachgebrauch, Etwas ein Capital zu nennen, was keinen Bestandtheil des Vermögens abgibt. Dagegen besinnt sich Niemand zu sagen, N. habe in seinen Gütern ein schönes Capital (vgl. S. 289). Dies gilt aber nicht blos vom Grund und Boden, sondern überhaupt von allen Naturkräften, worüber Jemand zu verfügen hat. Alles, was der Mensch außer sich besitzen kann, muß ein Erzeugniß von Naturkräften sein. Doch nicht blos die Erzeugnisse derselben können die Menschen ansichbringen, auch der Kräfte selbst können sie sich bis zu einem gewissen Maße bemächtigen, indem sie sich zu Herren des ausschließlichen Gebrauchs und der Benutzung derselben machen. So weit diese Ausschließung reicht, wird vermöge derselben ein Capital in Naturkräften erworben. Wer allen Andern den Gebrauch eines Stück Landes wehren kann, wer eine leidner Flasche besitzt, wer eine Dampfmaschine angelegt hat, besitzt darin unstreitig ein Capital. Auch ist ja der Verf. selbst der Meinung, daß Alles Capital sei, woraus eine Rente bezogen werden kann (S. 55). Allein dies ist an sich nicht richtig. Die Rente ist keine Wirkung des Capitals. Es gibt auch todte, unfruchtbare Verbrauchscapitale. Ein Capital kann wol eine Rente abwerfen, aber es ist nicht nothwendig, daß dem so sei. Der Prinz-Regent ist ein bedeutendes Capital, nicht minder die Perlenschnur der Erbprinzessin von Holland oder das grüne Gewölbe in Dresden. Richtig ist es, daß Dasjenige, was unmittelbar der Verzehrung unterliegt, das Verbrauchsbedürfniß befriedigt, nicht Capital macht, wohl aber ein Vorrath von solchen Gegenständen, welche ihrer Natur und Bestimmung nach dazu dienen, jedoch nicht alsbald dazu verbraucht werden. Was seiner Natur nach unverbrauchbar ist und nur einen Werth hat, ist dagegen allemal ein Capital, so klein es sein mag. Mit Recht zählt daher der Verf. das Geld unausbleiblich zum Capitalvermögen (S. 64). Es ist indessen nicht zu übersehen, daß der Sprachgebrauch diesen Ausdruck auch noch in einer viel engern Bedeutung nimmt, und daß man sich daher wohl darüber verständigen muß, ob von der weitern oder engern Bedeutung die Rede sei. Man versteht nämlich unter Capitalvermögen auch dasjenige bewegliche Vermögen, was nur mittelbar durch Andere besessen wird, in deren unmittelbarem Besitzthum es sich befindet, und setzt es solchergestalt demjenigen Vermögen entgegen, was unmittelbar besessen wird, sowie alles unbewegliche Gut davon ausgeschlossen bleibt. Wer ein Haus vermiethet hat oder ein Landgut verpachtet, von dem sagt man nicht, daß er ein Capitalist sei, und ebenso wenig von einem Kaufmann, dessen Speicher mit Waaren von Millionen Werth gefüllt sind. Wenn sonach die Güter, woraus eine Rente zu beziehen ist, nicht eben Capitale zu sein brauchen, so ist es, um in der Wissenschaft Begriffsverwirrungen zu vermeiden, nöthig, für jene einen

Ausdruck zu brauchen, der eine weitere Begriffssphäre hat, als z. B. Stammgut, oder Stock, Grundstock. Sehr schön und zweckmäßig theilt der Verf. in dieser Beziehung alle Güter in vier Classen, deren jede eine ganz eigenthümliche Gattung von Stocks abgibt (S. 3), nämlich 1) alle persönlichen Kräfte der Menschen, welche zur Wirthschaft zu benutzen sind, sowol die eignen als fremde, worüber zu verfügen steht, oder mit Einem Worte: die Arbeit; 2) alle Naturkräfte, welche der menschlichen Herrschaft unterworfen sind, also nicht blos Grund und Boden, sondern auch die Thiere, und die elementarischen, physischen, mechanischen und chemischen Kräfte, worüber die Menschen verfügen können; 3) alle Erzeugnisse, welche bereits durch die Verbindung der beiden ersten Stammgüter oder auch durch die Natur allein hervorgebracht sind; endlich 4) alle Verhältnisse und Gerechtsame, welche sich Jemand geschaffen oder erworben hat, und welche seiner Wirthschaftsführung Vorschub thun.

Wie weit nun die Stammgüter der ersten und letzten Gattung nicht im Vermögen der Personen begriffen sind, ist schon erwogen worden. Alles Vermögen aber zerfällt I. in Gegenstände zur Befriedigung des Bedürfnisses, gleichviel ob eines wahren oder vermeintlichen, wohin die Luxusartikel gehören, also in den Verbrauchsbedarf, oder II. in Vorräthe oder Capitale. Diese dienen 1) entweder der Wirthschaft nur negativ, indem sie für die Zukunft die Anschaffung von Verbrauchsbedürfnissen ersparen, folglich die Verwendungen dafür im Voraus bestreiten, oder 2) positiv, indem sie entweder a) blos durch ihren Gebrauch schon vortheilhaft sind, oder b) dazu benutzt werden, den Abgang am Capitale zu ersetzen, der aus dem Verbrauche erwächst, oder noch einen Ueberschuß abzuwerfen. Dies kann nun geschehen α) vermöge ihres Gebrauchs zu diesem Zwecke, möge derselbe mit oder ohne Abnutzung geschehen — was man stehende Capitalien nennt, oder b) vermöge ihrer Veräußerung durch α) Verwandlung ihrer Form oder Materie, oder β) durch Uebertragung des Eigenthums mittels Kauf oder Tausch, oder γ) durch Uebertragung des unmittelbaren Besitzes mittels Verleihung oder Pacht und Miethe.

Alle diese Unterarten zusammen begreifen die umlaufenden Capitale in sich. Diese Eintheilung weicht zwar in etwas von derjenigen ab, welche der Verf. (S. 61) aufgestellt hat, kommt jedoch in den wesentlichen Eintheilungsgründen damit überein und soll nur anschaulich machen, wie dieselbe mit Berücksichtigung der dagegen vorgebrachten Gründe sich gestalten muß. Für die Wissenschaft aber ist diese genaue Unterscheidung der Vermögenstheile unerläßlich, um die Natur und Wirkung einer jeden besondern Classe genau zu erwägen.

Da alle Capitale, welche nicht zum Verbrauche oder zum reinen Gebrauche bestimmt sind, der Hervorbringung von Erzeugnissen gewidmet werden, so ist es von großer Erheblichkeit, sich über den wahren Begriff der Production zu vereinigen. Denn unendlich viel ist darüber gestritten und über nichts so viel ins Blaue geschrieben worden als gerade darüber. Die Einen haben den größten Theil der Menschen zu unproducirenden machen wollen, während die Andern jede Kraftäußerung in ihrem Ergebnisse ein Product nennen, wie nachtheilig auch dasselbe der Wirthschaft sein möge. Selbst unser aufgeklärter Verf. wirft (S. 41) die Frauen mit den Kindern in die Classe der unproductiven Menschen. Allein ganz abgesehen davon, daß sie die künftigen Menschengeschlechter in ihrem Schooße tragen, darf doch das: Ehre den Frauen! nicht vergessen werden; sie flechten und weben himmliche Rosen ins irdische Leben. Ist aber ein Gärtner unbestritten Producent, wie viel mehr müssen es dann diese schönen Gärtnerinnen sein, welche himmlische Blumen erzielen. Doch auch für die irdische Wirthschaft ist ihr Stricken und Nähen, Kochen und Waschen, ihre Kinderwartung und Mannespflege eine ununterbrochene Production. Eine fleißige Hausfrau schafft unendlich viel und noch mehr erhält sie. Denn vorzüglich wird das negative Princip der Wirthschaft, das Ersparen und Vermeiden von Ausgaben, durch die Frauen gehegt und ins Leben eingeführt. Der Grund dieser unrichtigen Würdigung der weiblichen Beschäftigung liegt darin, daß der Verf. früher schon das Merkmal der Vertauschbarkeit in den Begriff der wirthschaftlichen Güter aufgenommen hatte. Darum behauptet er denn weiter, daß, wer nicht um der Vergeltung willen arbeite, nicht producire. Selbst wenn dies wahr wäre, würde es auf die Frauen nicht passen. Denn Mann und Frau treiben in einer eingerichteten Wirthschaft einen ununterbrochenen Tausch von Dienstleistungen und Befriedigungsmitteln ihrer Bedürfnisse. Allein der Menschenfreund, der die Erfindungen seines Geistes, die Ausbeute seiner Kenntnisse, die Erzeugnisse seiner Geschicklichkeit unentgeltlich seinen Mitmenschen mittheilt, der ihnen hilft und dient, oder sie froher oder weiser macht, und seinen Lohn dafür allein in seinem Bewußtsein sucht und findet, der brächte Nichts hervor? Ist es doch der Verf. selbst, welcher so eindringlich gezeigt hat, daß es nicht auf die materielle Beschaffenheit der Erzeugnisse bei der Begriffsbestimmung von der Erzeugung ankomme, daß vielmehr das Erschaffen geistiger Güter für Vernunftwesen eine um so höhere Production sein müsse, als ihr Werth die irdischen Schätze übersteigt. Aber ein Gut muß es sein, was durch die Thätigkeit der Menschen gewonnen wird, wenn sie in der Wirthschaftslehre Producenten sein sollen. Für sittliche und körperliche Wesen, wie die Menschen sind, kann nur Das ein Gut sein, was den Anfoderungen beider Naturen entspricht und ihnen Genuß gewährt. Es darf daher auch das Vergnügen, die Freude, selbst der Sinnenkitzel nicht ausgeschlossen werden, jedoch immer nur unter der Bedingung, daß solche der Sittlichkeit keinen Eintrag thun, noch wesentlichere Bedürfnisse um deswillen unbefriedigt bleiben. So wenig ein Dieb zu den Producenten zu zählen ist, ebenso wenig ein Jongleur, ein Bärenführer oder Marktschreier. Ueberdies kommt bei der Production in wirthschaftlichen Betracht, daß kein Mensch leben und arbeiten kann, ohne zu verzehren, und daß folglich Derjenige, welcher ebenso viel oder mehr verzehrt, als er durch seine Arbeit schafft, nichts hervorbringt. Der Be-

man dafürhält, daß sich der Sachwerth des Geldes nach dem Preisstande aller übrigen Güter richte, weil jedes Gut bei der Vermittelung aller Umsätze in Gelde gegen jedes andere vertauscht werden kann." Der Sachwerth des Geldes richtet sich vielmehr nach der Verschiedenheit des Kreises der Bedürfnisse der verschiedenen Menschenclassen, welche mit baarem Gelde angeschafft zu werden pflegen, und deren Geldpreisen, muß daher nicht blos nach Ort und Zeit, sondern sogar nach den Ständen und der Lebensart sehr verschieden sein (S. 112). Eben darum hat man lange darnach getrachtet, einen weniger veränderlichen Werthsmaßstab ausfindig zu machen als das Geld. Auch der Verf. zeigt, daß dazu die gemeine Handarbeit nicht tauge, weil sie in sich keine fest bestimmbare Größe ist, sondern daß immer noch das Korn dazu unter allen Dingen am meisten sich eignet, so lange dasselbe das Hauptnahrungsmittel der Menschen abgibt, jedoch immer nur unter großer Vorsicht, um den Einfluß fremdartiger Ursachen auszuscheiden, welche das Schwanken der Getreidepreise erzeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Memoiren von Anton Galotti, drei Mal zum Tode verurtheilten italienischen Offizier. In französischer Sprache herausgegeben und mit historischen Actenstücken belegt von S. Vecchiarelli. Aus dem Französischen übersetzt. Meißen, Gödsche. 1832. 8. 22 Gr.

Die Sache ist nicht neu, aber es gibt Sachen, die nicht oft genug erzählt werden können. Wer bisher noch irgend einen Zweifel an der Nichtsnützigkeit der neapolitanischen Bourbons gehegt hat, den hat das „Berliner Wochenblatt" davon befreit. Dieses servile, einem Hunde gleich um jeden Thron kriechende Blatt erzählt in einer seiner letzten Nummern die Revolutionen von 1820 und 1821 in Neapel, und es hat noch kein Revolutionnair die Jämmerlichkeit jener Regierung so hart angeklagt als jener knechtische Vertheidiger. Galotti ist nun bekanntlich einer der Unglücklichen, die als sogenannte Carbonari, Patrioten oder Liberale von jener Regierung bis aufs Leben verfolgt wurden, denen man zum Theil eine Art — — Amnestie — les beaux esprits se rencontrent — bewilligte und mit deren Blute man die Schaffotte tränkte. Es ist ein Dampf, der den Besonnensten betäubt, wenn man in dem Schutte des absoluten Herrscherthums, wenn man in seinem Herde, Italien, herumwühlt. Ein freiheitslustiges Volk, verlassen von dem Glücke, verlassen von großen Männern, eine Schar ohne Führer, darum immer unglücklich im Kampfe und dem Spotte der Henkers- und Tyrannenknechte ausgesetzt, ist dieses Italien seit langer Zeit ein schwarzes Blatt der Geschichte, mit blutigen Zeichen beschrieben. Eine misbrauchte Religion und ein abscheulicher Absolutismus, feiste Pfaffen und lästerne Herren und Herrenknechte haben seit lange dies Paradies besudelt, und doch schrien die guten Deutschen, wenn das nahe Frankreich, das Palästina der Patrioten in der ägyptischen Sklaverei, wenn dies nur einmal eine Hand ausstreckt, um der getretenen Menschheit ein wenig aufzuhelfen. Die Souverainetätsrechte, erfunden zur Beglückung der Menschen, wie man selbige in der Romagna u. s. w. zum Ekel sehen kann, sollen mit keinem Finger angetastet werden, damit man die heiligsten Menschenrechte nach Herzenslust mit Füßen treten kann. Der Mann mit dem rothen Mantel erließ neuerdings wieder blutige Verordnungen zu Bologna, nach denen der Mensch im Preise des Sperlings stand, und als Périer dem heiligen Vater ein wenig zu Ancona auf die heilige Ferse trat, da schrie die Legitimität: „Kreuziget ihn". O daß mit so geringen Opfern, wie die Verletzung einer gemisbrauchten Souverainetät, so viel Menschenleben erkauft werden könnten! Der Grundsatz dieser Art von Einmischung ist ein gefährlicher, aber hat die heilige Allianz bessere beobachtet, ist denn noch immer von der Politik, so lange die absolutistischen Interessen hinein verflochten sind, etwas Anderes als das Recht der Gewalt, das des Stärkern zu erwarten? Den Unmündigen setzt man unter Vormundschaft, den Verschwender erklärt man pro prodigo; man thue dem unmündigen Papste desgleichen, der nicht zu regieren weiß. Und ist etwa — — eine genügende Caution? — — —

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 236. — 23. Auguſt 1832.

Staatswirthſchaftliche Unterſuchungen über Vermögen, Wirthſchaft, Productivität der Arbeiten, Capital, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch. Von F. B. W. Hermann.

(Fortſetzung aus Nr. 235.)

Indem nun der Verf. die Urſachen der Preisbeſtimmung und deren Wirkungen erörtert, geht er von der Beobachtung aus, daß man die nächſten und die entfernten, die unmittelbaren von den Rückwirkungen unterſcheiden und die letztern nicht weniger ſorgfältig ins Auge faſſen müſſe als die erſtern, weil die Erfahrung lehre, daß die indirecten Wirkungen oft unerwartet ſchnell die directen unkenntlich machen (S. 107), ja nicht ſelten ganz umkehren. Nur wer von dieſer Beobachtung ausgeht und ſie feſthält, vermag in allen Erfahrungserkenntniſſen die Wahrheit zu ſehen und die Geſetze des urſachlichen Zuſammenhanges zu ergründen. Es iſt mehr zu verwundern, daß dies ſo wenig allgemein beachtet worden, als es zu rühmen iſt, daß es der Verf. gethan; aber es gibt ſeiner Ausführung einen hohen Grad der Ueberzeugung, daß ſie mit den Erfahrungen des Lebens ſolchergeſtalt meiſtentheils zuſammenfällt. Dennoch können wir nicht durchgängig ſeiner Anſicht beipflichten. Derſelbe gibt z. B. zwar zu (S. 145), daß unter dem Gewinne der Arbeitslohn des Producenten, welcher ſelbſt mit angreift, nicht ſtecke, ſondern vielmehr derſelbe als ein Beſtandtheil des Verlages davon abzuziehen ſei, aber er will davon nicht abrechnen laſſen a) den Lohn des Unternehmers als Dirigenten und Aufſehers, und b) den Zins für die entbehrte Nutzung des eignen Capitals, wenigſtens nicht des ſtehenden, ſondern nur den Betrag des Abnutzungserſatzes. Allein damit widerſpricht er ſich ſelbſt. Denn wenn er weiter oben richtig darthat, daß durch den Preis der Producte auch der Zins des Verlags erſtattet werden müſſe, und wenn der Profit nichts Anderes iſt als der Ueberſchuß des Ertrags über den Verlag, ſo ergibt ſich dadurch die Sache ganz von ſelbſt. Der Verf. verdunkelte ſich die Einſicht ſelbſt, indem er immer vorausſetzte, der Unternehmer einer Production ſei auch der Capitaliſt, mit deſſen Vermögen die Unternehmung betrieben wird. Gleichwol ſind Arbeit und Capital zwei verſchiedene Factoren, von denen es ſich eben fragt, was jeder zum Gewinne beitrage und was ihm davon gebühre? Es müſſen alſo auch deren Inhaber immer bei der Unterſuchung geſondert gedacht werden. Es muß folglich für die Production der dazu erfoderliche Verlag immer als geborgt angeſehen und der Zins dafür in der Berechnung in Ausgabe geſtellt werden, wobei es ganz gleich iſt, ob der Unternehmer ſelbſt oder ein Dritter den Zins bezieht. Ebenſo verhält es ſich mit der Arbeit; es kann in dem Weſen der Sache keinen Unterſchied machen, ob dieſelbe grob oder fein, mechaniſch oder artificiel, körperlich oder geiſtig iſt, es iſt der Lohn der einen ſo gut eine Ausgabe für die Production als der andern. Ohne Arbeit kann kein Capital produciren, nur die rohe Naturkraft vermag ſolches ohne Zuthun des Menſchen, und gibt eben deswegen eine Rente, welche von der Arbeit unabhängig iſt. Aber es folgt deswegen, weil ein Capital erſt in Bewegung geſetzt werden muß, mit nichten, daß die zuſammengeſetzte Wirkung der Kraft des Capitals und der Bewegung blos dem erſtern beizumeſſen ſei. Im Gegentheil hat jenes ſeine bekannte Wirkung im Zinſe; was alſo über dieſen gewonnen wird, kommt auf Rechnung der Bewegung. Dieſe kann nun durch mehr oder minder zuſammengeſetzte Arbeit hervorgebracht werden, wobei alle diejenige, welche einen bemeſſenen Lohn für ſich hat, nach dieſem auch veranſchlagt werden muß, gleichviel ob deſſen Beſtimmung durch Vertrag oder Obſervanz erfolgte. Erſt was nach Abzug alles Deſſen vom Rohertrage übrig bleibt, macht den Profit des Unternehmers aus und iſt der Lohn der Unternehmung ſelbſt und ihrer Ausführung. Dieſe iſt noch etwas Anderes als die Leitung des Geſchäftsbetriebs, welches daraus erhellt, daß es ganz in dem Belieben des Unternehmers ſteht, ob er dazu einen Disponenten anſtellen oder deſſen Amt ſelbſt verſehen und deſſen Gehalt verdienen, ja, ob er die Unternehmung für eigne Rechnung betreiben oder die Nutzung davon in Pacht überlaſſen will. Bei einer Verpachtung, bei welcher dem Pächter die Abführung des Zinſes für den ganzen zum Werke erborgten Verlag aufgebürdet und das Inventarium als eiſern übergeben wird, ſcheidet der Unternehmergewinn ganz von dem Betriebsaufwande, dem Verlagszinſe und ſelbſt dem Betriebsgewinne aus, und ſtellt ſich als eine für ſich beſtehende Größe dar. Der davon verſchiedene Betriebsgewinn aber beſteht in dem Ueberſchuſſe des Ertrags der Pachtung über den ſämmtlichen Aufwand derſelben mit

Einschluß des Pachtzinses selbst. Daß der Unternehmergewinn oft in der Wirklichkeit von dem Betriebsgewinn nicht zu sondern ist, darf die Wissenschaft nicht hindern, sie zu unterscheiden. Doch auch beide in Eins zusammengefaßt, ist es hiernach augenscheinlich, daß es nicht gebilligt werden mag, wenn der Verf. den Gewinn als den schwankenden Reinertrag des in die Unternehmung gesteckten stehenden Capitales ansieht (S. 152), und wenn er die Sorge und Gefahr des Unternehmers, welche durch den Gewinn vergolten wird, lediglich in Verhältniß stellt mit der Größe dieses Capitals (S. 207), behauptend, daß, wenn schon die Arbeit und Industrie darauf nicht ohne allen Einfluß wären, derselbe doch die Wirkung des Capitals nicht aufzuwiegen vermöge. Das würde so viel sagen, als es gebe unter den auf Production angelegten Capitalen keine müßigen, keine übel angewandten, keine unfruchtbaren, keine sich selbst aufreibenden. Es ist folglich nicht der Verlag, welcher den Gewinn abwirft, sondern die Art der Anwendung, Umwälzung und Benutzung desselben. Mithin ist es die Industrie und die Gefahr des Producenten, woraus dessen Gewinn fließt, und welche darin ihren Zweck und ihre Vergeltung finden. So sieht es Jedermann auch im Verkehre an, und bei jeder Pachtung legt es sich zu Tage. Der Verf. will aber die Gefahr im Gewinne nicht vergüten lassen (S. 205), weil zur Erhaltung des Werkes die Erhaltung der Anlagen dazu unumgängliche Bedingung ist, mithin nicht blos für die Abnutzung, sondern auch für die Gefahr so viel in Ausgabe gestellt oder zurückgelegt werden müsse, als die Versicherung derselben kosten würde? Allein Assecuranzen sind erst eine Erfindung der Industrie zur Uebertragung der Gefahr auf Andere durch deren Ausgleichung unter mehre Theilnehmer, folglich kein Bestandtheil des Productionsbetriebes selbst; auch sind deren nur für wenige Gegenstände vorhanden. Wie denn also, wenn eine Anlage zu Grunde geht, bevor daraus die Versicherung ihrer Gefahr zurückgelegt werden konnte? Wer überdies trägt die Gefahr des Erfolges überhaupt, der verschwendeten Zeit und Mühe, der unbrauchbar gewordenen Bestände, verfehlter Speculationen, des sich verlierenden Absatzes, des gemisbrauchten oder des selbst verlorenen Credits? Mit Einem Worte, wer ist es, der den Verlust zu tragen hat? Denn wo Gewinn ist, kann auch Verlust sein. So richtig es ist, daß auch die Prämien für die Versicherung oder Ersparung des stehenden Capitals und der Vorräthe zu dem Aufwande zu rechnen sind, welcher vom Ertrage zu decken ist, bevor ein reiner Gewinn daraus zu beziehen ist, so gewiß ist es auf der andern Seite auch, daß solches keine weitere Ausdehnung leidet, und daß daher die Gefahr der Unternehmung selbst und des Betriebes derselben, im Ganzen wie im Einzelnen, einen Ersatz im Gewinne haben muß, außerdem sich ihr Niemand unterziehen würde. Späterhin ist sogar der Verf. der Meinung (S. 338), daß durch die Versicherungen die Capitalverluste auf das Einkommen gewälzt worden wären, also eigentlich auf demselben nicht lasteten.

Daß der Verf. nach dem Vorhergehenden auch von der Bodenrente keine richtige Vorstellung hat (S. 167), ist ganz natürlich, wie es denn Wenige gibt, bei denen sie anzutreffen ist. Er begreift darunter den natürlichen Ertrag des Bodens selbst, ferner des auf dessen Cultur angelegten und mit ihm verbundenen stehenden Capitals, endlich des Gewinnes aus dessen Cultur selbst. Allein dies sind die drei ganz verschiedenen Renten von drei unterschiedenen Kräften, worüber bekannte Rechtsgeschäfte keinen Zweifel lassen. So schwierig und unmöglich es immer sein mag, in der Wirklichkeit zu ermitteln, welcher Antheil des ganzen Ertrages jeder dieser Renten zukomme, so hindert dies doch keineswegs, einzusehen, daß jede für sich abgesondert in der Wirklichkeit bestehen könne und in der Wissenschaft müsse. Der Eigenthümer des wilden Bodens gibt denselben einem Colonus in Cultur und erhält dafür von demselben einen Erbzins als Entgelt der überlassenen Bodenrente. Nach vollendeter Beurbarung gibt der Erbzinsmann das Grundstück in Erbpacht und erhält in dem Kanon die Erstattung des Erbzinses, des Zinses der gesammten Culturkosten mit Einschluß des Arbeitslohnes, und den Unternehmergewinn. Der Erbpächter versieht das Gut mit Gebäuden und Inventarium und verafterpachtet es damit, indem er in der Afterpacht nicht blos seine eigne Erbpacht, sondern auch den Zins des stehenden Betriebscapitals erhält. Der Afterpächter verzeitpachtet dasselbe mit eisernem Inventarium und ohne allen Remiß, indem er sich dadurch blos die ungefährdete Beziehung seines Kanons und Zinses decken will, da er die Wirthschaft selbst nicht führen kann oder will, und der Pächter überträgt die Verwaltung der einzelnen Vorwerke seinen Verwaltern auf Rechnung mit einer Tantième von der Hälfte des Gewinnes. Der Pächter muß also vorwegerhalten den Pachtzins, den Zins von dem ganzen umlaufenden Capitale, einschließlich der Arbeitskosten, und die Prämie für die Sicherung und Abnutzung des stehenden Capitals; die Verwalter bringen ihren Lohn in Ausgabe und theilen mit dem Pachter den sich alsdann ergebenden Ueberschuß des Ertrages, als den Gewinn der Wirthschaftsführung. Der Verf. erkennt selbst (S. 226), daß ein Pachter bei der Abschließung des Pachtvertrags seinen Pachtzins genau nach dem Reinertrage der vom Verpächter erpachteten Productionsmittel nach einem Durchschnitte anpassen werde, ohne daß deshalb in der ganzen Dauer der Pachtperiode seine Einnahme auf die Pacht und die Wirthschaftskosten draufgehen oder zureichen dürfe. Das rührt eben daher, weil er außer seiner Pacht noch für sich und seine Familie den Lebensunterhalt verdienen und bei jener Gewinn und Verlust haben kann. Derselbe unterscheidet ferner bei Gebäuden sehr genau (S. 185) die Bodenrente und die Baurente in dem Ertrage des Gebäudes nach Abzug der erstern, und gibt zu, daß die letztere den Zins und die allmälige Wiederherstellung des Baucapitals übersteigen könne, weil entweder der Bedarf an Wohnungen, oder die Zweckmäßigkeit oder Schönheit der Einrichtung eine höhere Miethe abwirft, sodaß dem Bauherrn ein Gewinn daraus erwächst. Ebenso muß man bei jedem Ertrage die Elemente desselben unterscheiden,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 237. — 24. August 1832.

Staatswirthschaftliche Untersuchungen über Vermögen, Wirthschaft, Productivität der Arbeiten, Capital, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch. Von F. B. W. Hermann.

(Beschluß aus Nr. 236.)

Schwerlich möchte es genügen, um zu erweisen, daß der Binnen- und Außenhandel gleich productiv sind, mit dem Verf. zu überlegen (S. 277), daß auch der letztere die inländischen Capitale durch Verkauf und Kauf verwerthen muß. Denn eben darin besteht der Unterschied, daß beim Binnenhandel jedes Mal beide Capitale des Einlandes verwerthet werden, beim Außenhandel in der Regel nur das eine, obgleich das andere durch einen andern Handel ebenfalls umgesetzt werden muß. Es verrichten hier also zwei Kaufleute, was dort einer thut. Denn der unmittelbare Austausch der Waare mit Waare ist nach des Verf. eignem Eingeständnisse bei dem Außenhandel nur Ausnahme von der Regel, und um so seltener, je mehr der Außenhandel seinen Beruf erfüllt, für jede Waare den vortheilhaftesten Markt zu suchen. Gerade dies ist es, was dem Außenhandel eine besondere Bedeutsamkeit gibt. Ebenso unzureichend ist die Bekämpfung des ausgemachten Satzes durch den Verf. (S. 281): daß die Zunahme des Capitals, welches auf Arbeit verwendet wird und werden kann, den Lohn derselben bis dahin steigere, wo durch die zunehmende Bevölkerung oder Kraftanstrengung der Unterschied wieder ausgeglichen wird. Möchte immerhin die Consumtion es sein, für welche am Ende alle Arbeit geliefert wird, sodaß dieselbe nur aus dem Einkommen bezahlt wird und zu werden braucht, welches wiederum nur aus anderer Production erwachsen kann, sodaß am Ende Alles auf einen Austausch von Arbeit gegen andere Arbeit und damit verbundene Nutzung hinausläuft: so würde Jenes darum doch wahr sein, eben weil bei diesem Austausche nicht blos Arbeit gegen Arbeit, sondern gegen Arbeit und Nutzungen vertauscht wird, durch welche letzteren eben die Lohnerhöhung bestritten wird, und zwar nach Maßgabe des zunehmenden Capitalanwuchses. Allein hierzu treten noch die Erzeugnisse der Urproduction und des menschlichen Geistes; es wird nicht blos für das Inland, sondern auch für das Ausland gearbeitet, dessen Einkommen nicht in die Wagschale der Nationalökonomie kommt; und es ist überhaupt nicht richtig, daß blos für die Consumtion gearbeitet wird, sondern auch für den Gebrauchsvorrath und für denjenigen Capitalverbrauch, welchen Noth oder Verschwendung bewirken. Dagegen ist es vollkommen richtig, daß selbst bei steigendem Reichthum und Production nicht der ganze Betrag der Capitalvermehrung der Lohnerhöhung zuwachsen kann, weil alle Arbeit Stoff erheischt, und stehendes und umlaufendes Capital, um sie in Bewegung zu setzen und zu erhalten. Es ist daher auch sehr wahr, daß, wenn 20 Millionen erforderlich sind zur Erhöhung des Lohnes der gemeinen Arbeiter in Irland bis zu dem Grade, daß sie erträglich damit auskommen könnten, kaum 100 Millionen zureichen würden, um jene Lohnerhöhung zu verwirklichen.

Trefflich und beherzigenswerth ist es, wenn der Verf. deutlich darthut, daß Niemand, der sich seinen Unterhalt erwirbt, etwas von Andern empfange, daß vielmehr nur ein allgemeiner Austausch von Arbeit gegen Arbeit oder Capitalnutzung stattfindet.

> Es ist eine Schmach, daß sich die Regierungen noch immer von Gewerbsunternehmern vorwerfen lassen: sie ernährten so und so viel Einwohner des Staats, da doch diese Arbeiter ebenso gut jene Unternehmer ernähren. Nur grobe Unbescheidenheit der Letztern kann aus jenem Grunde Begünstigungen durch Abgabenerlaß und Unterstützung durch Vorschüsse verlangen, und es ist eine Verletzung der Regierungspflichten, sie zu gewähren.

Doch ist hiermit die Sache noch nicht abgethan. Es fragt sich noch, ob die Arbeit dem Capitale nachgeht, oder umgekehrt das Capital der Arbeit? Wäre jenes der Fall, oder doch bei weitem überwiegend, so würde die Staatswirthschaft doch anrathen müssen, die Capitalisten im Lande zu erhalten oder ins Land zu ziehen, und es würde damit zugleich die Abhängigkeit der Arbeiter von den Unternehmern, und die größere politische Wichtigkeit der letztern ausgesprochen sein.

Nichts haben wir gegen die Erklärung des Begriffes vom Einkommen zu erinnern, welches der Verf. treffend von der Einnahme unterscheidet (S. 299):

> Es besteht in der Gesammtheit der wirthschaftlichen oder Tauschgüter, welche in einer gewissen Zeit zu dem ungeschmälert fortbestehenden Stammgute einer Person hinzugetreten sind, und die sie ohne dessen Verringerung beliebig verwenden kann, mögen sie körperlicher oder unkörperlicher Natur sein.

Ebenso pflichten wir dem Verf. darin bei, daß von einem Roheinkommen gar keine Rede sein kann, dabei vielmehr eine Verwechselung der Ausdrücke: Einkommen

und Ertrag, zum Grunde liegt (S. 317). Daß aber der Arbeitslohn unter dem Rohertrage der mit Capital betriebenen Gewerbe nicht befindlich sei, vielmehr die Arbeit, welche dafür eingetauscht worden, deren Erfolg ihn schon ersetzt habe und dem Unternehmer fortdauernd ersetze, können wir nicht zugeben, und gewiß kein Erwerbsmann. Allerdings ist der Erfolg der Arbeit das Aequivalent des Lohnes, und der Unternehmer erhält dafür den Preis zugleich mit in dem Preise seiner Erzeugnisse. Allein er muß ja jenen Antheil an dem letztern den Arbeitern herausgeben, oder sich oder Dem erstatten, der ihn bereits vorgeschossen hatte; und darum ist er für ihn kein Einkommen, sondern ein umlaufendes Capital, ein Theil des Rohertrags. Aber auch für die Arbeiter selbst ist nicht der ganze Lohn, den sie verdienen, ihr Einkommen, sondern nur ein sehr geringer Theil davon, zuweilen gar nichts, insofern davon nach Bestreitung ihres Unterhalts nichts übrig bleibt (S. 316). Alles, was der Verf. hiergegen anführt, ist leicht zu widerlegen. Denn 1) will die Schwierigkeit der Entdeckung eines Maßstabes zur Bestimmung der Nothdurft nichts sagen. Kennt die Nationalökonomie überhaupt irgend einen absoluten Maßstab? Gibt es irgend einen ausreichenden Werthmesser? 2) Allerdings kann von der Nothdurft keine Steuer erhoben werden, ebenso wenig von dem Lohne des Arbeiters als von dem Einkommen eines Arbeitsunfähigen, welche eben zur Nothdurft zureichen. Denn im letztern Falle würde ja der Betrag der Steuer als Almosen zurückgegeben werden müssen. Der Grund der Nichtbesteuerung ist also in beiden Fällen verschieden, dort der Mangel eines Einkommens, hier die Verpflichtung zur Unterstützung der wirklich Hülfsbedürftigen im Staate. 3) Die eigne Erklärung des Verf. von Dem, was Einkommen ist, zeigt, daß der Arbeitslohn nur insofern ein Bestandtheil desselben ist, als er nicht zum nothdürftigen Unterhalte gebraucht wird. Denn was hierzu unausweichlich verwendet werden muß, kann nicht beliebig verwendet werden, weil Erhaltung des arbeitenden Organismus Bedingung aller Arbeitsleistung desselben ist. Insoweit die Menschen nur rohe Arbeit liefern, sind sie für die Wirthschaft nur thierische Wesen, nur Maschinen mit Spontaneität. Sowie das Futter und die Arzenei der Thiere und die Erhaltungskosten jeder Maschine zum Verlage gehören, der aus dem Rohertrage dem umlaufenden Capitale ersetzt werden muß, ebenso wenig kann Das, was der Unterhalt der Menschen kostet, ein Einkommen sein. 4) Das Gegentheil zeigt sogleich jede Wirthschaft, in welcher die Arbeiter aus den Wirthschaftsproducten selbst ernährt werden, und jedes Land, in welchem aus Mangel an Gelde die Ablohnung in dieser Art allgemein geschieht. Was verzehrt werden mußte, ist nicht mehr in den Erzeugnissen der Wirthschaft vorhanden, und kann also dem Stammgute nicht zuwachsen, kein Einkommen abwerfen. Der Lohn ist der Rohertrag der Arbeit, aber nicht ihr Einkommen.

Gleich unrichtig ist es, das Einkommen der sämmtlichen Staatsdiener für einen Bestandtheil des Nationaleinkommens auszugeben, und dabei noch ausdrücklich zu bevorworten, daß darum, wenngleich jenes aus den Steuern erschwungen würde, diese dennoch von dem Einkommen der Steuernden nicht abgerechnet werden dürften (S. 366). Die Quelle, aus welcher das Einkommen der Staatsdiener entnommen werden kann, sind entweder das Steuereinkommen des Staats, oder der Ertrag seiner Domainen und Regalien. Im erstern Falle muß, wenn das Einkommen der Staatsdiener in die Summe des Nationaleinkommens aufgenommen werden soll, nothwendigerweise ebenso viel von dem Einkommen der übrigen Staatsglieder abgerechnet werden, als sie dazu beisteuern; im andern Falle kann das Nationaleinkommen nur um so viel weniger aus dem Ertrage des Staatseigenthums Zugang haben. Außerdem würde ein und derselbe Thaler, der aus den Staatscassen an Besoldung ausgegeben wird, zwei Mal in Einnahme vorkommen, obgleich er nur einmal beliebig von dem Besoldeten verwendet werden kann, dessen Einkommen blos ein abgeleitetes ist, indem er an die Stelle Dessen tritt, der es ursprünglich erwarb. Die Eintheilung in ursprüngliches und abgeleitetes Einkommen ist auch noch in anderer Hinsicht nicht so unfruchtbar, als sie der Verf. ausgibt.

Den Satz, daß der Rohertrag der ganzen Nationalwirthschaft gleich sei der Summe des gesammten Einkommens, halten auch wir mit dem Verf. für unrichtig (S. 325), weil Rohertrag und Einkommen oder Nettoertrag niemals gleichbedeutend sein können, außer bei den reinen Naturerzeugnissen, bei denen es nur einen Ertrag schlechthin gibt. Außerdem erfodert jede Production Verlag, wenigstens den Verlag für den Stoff und den Arbeitslohn, so weit letzterer zum Unterhalte verbraucht wird. Es muß also von dem Rohertrage allemal der Ersatz des ganzen Verlags abgehen, und nur der Ueberrest gewähret Einkommen. Nicht einmal Das wäre richtig, die Summe alles Einkommens in der Nation dem Nationaleinkommen gleichzustellen, nicht blos darum, weil alles abgeleitete Einkommen ausgeschieden bleiben müßte, sondern auch weil manches Einkommen Einzelner nur durch Vermögensverlust Anderer gewonnen wird. Wenn hingegen der Verf. gegen die Vergleichung des Ertrags und des Einkommens einwendet, daß unter jenem Verwendungen aus dem Einkommen früherer Perioden sich befinden, hat er offenbar dabei vergessen, daß jedes ersparte Einkommen sogleich von selbst ins umlaufende Capital übergeht, und daß Vorschüsse, welche aus diesem entnommen werden, aus dem Rohertrage vorweg erstattet werden müssen, um das Netto zu bekommen, gleichviel, sie mögen in dem bearbeiteten Stoffe oder in Auslagen für dessen Bearbeitung bestehen. Die Erwerbung oder Vervollkommnung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten ist aber jederzeit eine reproductive Consumtion, so weit diese den dafür gemachten Aufwand ersetzen (S. 344), insofern also niemals ein Capitalverlust, sondern nur ein Umtausch von umlaufendem Capital und dessen Vorrath in stehendes. Eben darum aber muß auch, weil der Tod und Krankheiten diese Capitale zerstört, der zu deren Herstellung unumgänglich nöthige Auf-

wand, mit Hinzurechnung der Nutzung dieses Capitals, nach der Durchschnittszeit der Anwendung desselben terminlich erstattet werden. Was Staatsdiener, Gelehrte, Künstler und alle Gewerbtreibende dafür einnehmen, ist nur Verlagserstattung, kein Einkommen.

Was die Natur zerstört, ist nicht in der Macht des Menschen, als insoweit er dieser Zerstörung vorbeugen kann. Daher sind Ausgaben für diesen Zweck wirthschaftliche, selbst wenn sie aus dem Capitalvermögen entnommen werden müssen. Aufopferungen aus demselben zur Abwendung größerer Verluste oder zur Erlangung größerer Vortheile müssen daher von der Wirthschaftslehre immer gutgeheißen werden.

Wenig Dinge machen es vielleicht so anschaulich, wie unumgänglich nöthig die Trennung der Volkswirthschaft von der Staatswirthschaft für die Wissenschaft ist, als die vielfachen ganz verkehrten Behauptungen der Oekonomisten über die Folgen des Verkehrs mit dem Auslande, welche blos daher entstanden sind, daß man schon darüber abspricht, bevor die großen Unterschiede in der Volks- und Staatswirthschaft deutlich eingesehen, und danach die Quellen des Nationalreichthums, die Bedingungen seiner Erhaltung und Vermehrung, sowie die Folgen seiner Rückwirkung auf die Einzelwirthschaft erkannt worden sind. Die Einzelwirthschaft weiß von Landesgrenzen nichts; noch weniger kümmert sie sich um die Sicherheit, die Macht und den Flor des Vaterlandes. Für sie ist es daher auch ganz gleichgültig, wie und wo Jedermann sein Einkommen verzehrt. Nur höchstens die Wirkungen davon auf die nächste Umgebung kommen bei ihr in Betracht. Mit ganz andern Augen aber muß die Staatswirthschaft dies betrachten. Allerdings ist es wahr, daß das Einkommen, welches Einländer im Auslande verzehren, das Land nicht ärmer mache; aber auch nicht reicher, und das ist schon ein großer Uebelstand. Denn was würde alle Wirthschaft sein, wenn wir nicht reicher geworden wären als unsere Aeltern zur Zeit des Hengst und Horst? Darf eine Nation ungestraft hinter den andern zurückbleiben? Ueberdies aber ist es auch nur im unmittelbaren Erfolge wahr, daß die Entfremdung des Einkommens seiner Capitalisten ein Land nicht ärmer mache, keineswegs, wenn man die mittelbaren Wirkungen in Betrachtung zieht, selbst wenn man sich vergewissern könnte, daß nur allein Einkommen ausgeführt würde, nicht auch zugleich damit noch vermischter Capitalstamm, besonders die Ergänzungen der Abnutzungen, was schwer zu ermitteln ist. Denn woher kommt denn der Ersatz Dessen, was die Natur gewaltsam zerstört? Woher soll das Capital kommen, was bei zunehmender Bevölkerung die Arbeit beschäftigt? Woher soll der Absatz kommen für alle die Erzeugnisse, welche nur in dem Einkommen der Capitalisten die Möglichkeit finden, dem Gebrauche und der Verzehrung überliefert zu werden, für welche sie gearbeitet sind? Je weniger Bedürfniß der Consumtion, desto weniger Production; je weniger Production aber, desto mehr Vergreifung am Capitalstocke! Diese Gesetze sind auch dem Verf. nichts weniger als unbekannt. Er selbst entwickelt daraus weiterhin (S. 352) überzeugend die Nachtheile der Verzehrung des Nationaleinkommens im Auslande und setzt mit vollem Rechte noch hinzu, daß der wirthschaftliche Nachtheil dabei nicht allein in Betracht komme, sondern auch der moralisch-politische, welcher aus dem Zurückbleiben der geistigen und technischen Ausbildung hervorgeht, wenn die Mittel zu ihrer Beschaffung dem Lande entzogen werden (S. 360). Ist es aber nicht dies gerade, was am allernachtheiligsten auch auf den Gewerbszustand zurückwirkt? Diejenigen also, welche den traurigen Zustand von Irland hauptsächlich in der allgemeinen Sucht seiner großen Grundbesitzer, im Auslande zu leben, und in der Zehntenbelastung aufspüren, möchten wol um so weniger auf falscher Fährte sein, als der Grundbesitz ohnehin so wenig ökonomisch dort vertheilt ist. Verbote und Zwang aber werden dagegen nicht viel helfen, sondern es ist eine allerdings nicht leichte Aufgabe der Staatsklugheit, Einrichtungen zu erfinden, die es zunächst zu einem Berufe und zu einer Ehrensache machen, daheim zu bleiben, bis der Nationalgeschmack sich daran gewöhnt haben wird und aus freien Stücken leistet, was ihm jetzt untergeschoben werden muß.

13.

Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen, von Franz Freiherrn von Gaudy. Glogau, Heymann. 1832.

Ob man nach glücklich besiegter Cholera geistige oder körperliche Sprünge vornehme, ist dem Schreiber dieses glücklicherweise unbekannt. So viel aber ist ihm gewiß, daß diese „Gedankensprünge" bei vollkommener Gesundheit des Leibes wie der Seele und weitab von jeder Todesfurcht entstanden sind. Der geehrte Leser derselben findet auch die verhängnißvollen sieben Buchstaben in dem ganzen Buche nicht wieder, und wem sie so verhaßt sind als uns, der kann den Verf. deshalb nur loben. Es ist ein Titel ohne Buch, und was der Verf. gibt, ist ein Buch ohne Titel. Was diese Blätter dagegen enthalten, sind Skizzen des Lebens, mit leicht und behend geschwungener Satire gegen das Leben, wie wir sie gern lesen und wie wir sie brauchen. Daß der Verf. meistens sich selbst zum Gegenstande seiner Geißelhiebe wählt; und zwar in seiner unbestreitbaren Eigenschaft als Mensch, gereicht seinem Takt und seiner bescheidenen Selbstschätzung zur Ehre. Eine heitere Beurtheilung seiner poetischen Bestrebungen, wie sie die „Erato" uns bekanntgemacht hat, gibt den Grundton für diese Skizzen, welche mit der Cholera so wenig gemein haben, wie der Verf. mit dem altklugen Satirikus Rabener, wiewol er die Cholera wirklich überstanden hat. Die erste seiner Skizzen schildert einen Besuch des wohlbekannten Hundes Berganza bei dem Verf., welchem er von seinen neuesten Schicksalen, seit Cervantes ihn in die Lesewelt eingeführt hat, und Hoffmann von ihm Nachricht gab („Phantasiestücke", II, 1—219), Bericht erstattet. Der ewige Jude unter den Hunden führt sich sehr artig und launig ein, und der Verf. umarmt ihn; Berganza erzählt nun seine schmerzlichen Erfahrungen beim Theater, wo ihn Hoffmann stehen ließ, wie stets die genialsten Unternehmungen an seinem Unstern scheitern, was ihm unter den selig verstorbenen Demagogen begegnet, bis ihm ein Gewaltmensch, dem man zurief: „Hic niger est, hunc tu Gendarme caveto", Erlösung gab, worauf er unter die Pietisten geht. Hier überläßt der Verf. seinen Nachfolgern die Erlösung des talentvollen Berganza. Die folgende Skizze „Elbfahrt" verspottet die empfindsamen Reiseschriftsteller nicht minder geistreich, als Berganza die politischen Traumhellen-

Das „Klagelied der Männer" und die „Sechs Leidensstationen eines Bräutigams" sind an Gehalt geringer, an geistvoller und echt humoristischer Darstellung den vorangehenden Skizzen gleich. Die „Autokritik" athmet Jean Paul'schen Humor, und des „Dralldenburger Unterlieutenants Gedankenspiele" lassen in des Verf. Seele lesen, in der es belebt und regsam genug hergeht. Den Beschluß macht eine feierliche „Nachrede" zu diesem Büchlein, dem Erzeugniß heiterer Stunden, und bestimmt, eine ähnliche Stimmung in dem Leser hervorzurufen.

Den Geist des Verf. zu erkennen ist leicht. Kenntnisse, das Vermögen poetischer Gestaltung und Witz wird Niemand bei ihm in Zweifel stellen; trifft sein Witz auf einen würdigen Gegenstand, so ist er mehr als erfreulich, er ist von seltener Kraft, wie er von seltener Gutmüthigkeit ist. Ermunterung ist es, was er wünscht, und diese mag ihm nach unserm Wunsche und nach seinem Verdienste zu Theil werden. Er bleibe der eingeschlagenen Bahn treu, auf welche ihn ein sicheres und entschiedenes Talent berufen hat, und es wird ihm an Autorfreuden — auch an Leiden — nicht fehlen.

Der wohlthätige Zweck dieser Bogen empfiehlt sie nebenher den Käufern; ihr Ertrag ist den Cholerawaisen in der Heerabtheilung des Verfs. bestimmt. 180.

Indianische Vogelnester.

Unter diesem Namen ist ein Waarenartikel bekannt, dessen man auch erwähnt, wenn man das Ideal einer kostbaren Leckerei bezeichnen will. Die Franzosen pflegen solche nids de Tunkin zu nennen, obgleich solche nicht aus diesem Lande kommen; im englischen Ostindien bedient man sich blos der gewöhnlichen Benennung: Birds nests. Es sind die wirklichen Nester einer Schwalbenart (hirundo esculenta), welche auf den Inseln des indischen Archipelagus häufig getroffen und die vorzüglich von den Chinesen gesucht und sehr theuer bezahlt werden. Sie sehen den gewöhnlichen Schwalbennestern ähnlich, nur daß sie nicht so trocken sind, und mehr aus einer klebrigen Materie bestehen; die äußere sowol wie die innere Beschaffenheit ist faserig und der Hausenblase nicht unähnlich, welche schlecht zubereitet ist. Die wirklich eßbaren Nester werden am häufigsten auf der Insel Java gesammelt und in Höhlen, welche man meistens am Seeufer antrifft, gefunden. Es sind schon die verschiedensten Meinungen über die wirklichen Bestandtheile dieser Nester aufgestellt worden, doch hat man bis jetzt die Wahrheit noch nicht entdecken können, und es ist noch sehr ungewiß, ob der Vogel solche aus dem Seeschaume sammelt oder aus seinen Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche. Das Zuverlässigste, was der englische Reisende Crawfurd in seinem schätzbaren Werke über den indischen Archipel geliefert und namentlich über den Handel damit gab und erwähnte, läuft darauf hinaus, daß die besten dieser Vogelnester in dunkeln, feuchten und dumpfigen Höhlen eingesammelt werden, und diejenigen am gesuchtesten sind, in die der Vogel seine Eier noch nicht gelegt hatte; gewöhnlich hat man aber solche, welche gesammelt werden, nachdem die jungen Vögel bereits ausgeflogen sind. Die beste Sorte sieht weiß aus und ist weder durch das Futter noch durch den Mist der jungen Brut verunreinigt. Zu zwei Zeiten des Jahres kann man solche einsammeln, doch nur in mäßiger Menge, denn der Vogel benutzt dieselbe Felsenhöhle nicht eher wieder als nach Verlauf von einem oder zwei Jahren. Oft ist der Eingang zu denselben so enge, daß nur Kinder gebraucht werden können, in solche einzudringen. Die, anerkannt einen reichlichen Ertrag gebenden Höhlen auf der Insel Java, welche Crawfurd während der Zeit seiner Anstellung daselbst halbjährig zu beaufsichtigen hatte, sind die unter dem Namen Karang-bolang bekannten und liegen in der Küstenprovinz Baglen. Die Oeffnungen der Höhlen befinden sich daselbst in einer senkrechten Felsenwand, mehre hundert Fuß hoch, zu denen man nur vermittels schwanker Leitern aus Bambus und Schilf gelangen kann, während sich in der Tiefe die See mit großer Heftigkeit bricht. Nachdem die Höhlen auf solche Art nicht ohne Gefahr erreicht worden, dringt der Einsammler mit einer Fackel in der Hand in solche ein, wobei ein falscher Tritt unwiederbringlich den Tod gibt, denn im Suchen kann derselbe leicht einen solchen thun und hinabstürzen.

Die gesammelten Vogelnester unterliegen sodann weiter keiner Zubereitung, als daß solche an der Sonne getrocknet und in kleine Schachteln eingepackt werden, deren jede etwa ein halbes Picul enthält (gegen 66 Pf.). Für den Handel mit China gibt es drei Sorten. Diejenigen Höhlen, welche unter Aufsicht gegeben und nach gewissen Regeln bewirthschaftet werden, liefern von der besten Sorte etwa 53 Proc., von der zweiten 35 Proc. und von der geringsten 11 à 12 Proc. Der gewöhnliche Preis, den man in Canton für diese Nester bezahlt, ist 3500 spanische Dollars für das Picul der ersten Qualität, oder für das Pfund 1 Pf. Sterling 18 Sh. 1½ D. (12½ Thlr. Conv. Geld); für die zweite Sorte 2800 Dollars und für die dritte 1600 Dollars für das Picul. Diese Preise zeigen hinlänglich, daß die indianischen Vogelnester zu den kostbarsten Artikeln gehören. Nur die vornehmen Stände sind die Verbraucher, und der größte Theil wird von der Hauptstadt und dem Hofe des chinesischen Reiches consumirt. Der höchst sinnliche Chinese bildet sich ein, daß solche eine äußerst reizende und aufregende Kraft zu Liebeswerken hervorbringen können, aber es ist viel wahrscheinlicher, daß diese Eigenschaft ihnen nicht inwohnt. Die Japanesen, welche den Chinesen in so vielen ihrer Sitten und Gewohnheiten ähnlich sind, finden keinen Geschmack daran, und es bleibt unerklärlich, wodurch die Letztern diesen Geschmack erworben, ohne solchen wieder abzulegen. Die Geschichte der Abendländer bringt kein Beispiel eines ähnlichen Vorurtheils, als etwa jenes, daß die alten Römer ebenfalls für gewisse, äußerst seltene Leckereien eine solche Vorliebe zeigten.

Nach Crawfurd's Angaben ist die Quantität der indischen Vogelnester, welche jährlich in den indischen Handel kommen, 242,000 Pf. an Gewicht und 284,290 Pf. Sterling am Werth, und es ist nur ein einziges, das sonderbarste Volk von der Welt, welches ihnen diesen hohen Werth verschafft. Wo dieses Product gesammelt wird, ist es ein Regal und Eigenthum der Krone und bildet einen ansehnlichen Theil des Einkommens. Doch ist auch der Ertrag nicht immer gleich beträchtlich, und hängt von manchen Umständen und von der Lage der Höhlen ab, wo die Nester gesammelt werden. In jenen, noch so wenig durch Gesetze beherrschten Ländern reizt der Werth und die Kostbarkeit des Gegenstandes fortwährend Scharen von Freibeutern, welche sich die Ernte zuzueignen streben, woraus zwischen den kleinen Inselstaaten öfters ein blutiger Kampf entsteht. Einem Fremdlinge an einer Küste wird es aber aus Mangel an Ortskenntniß allemal schwer, in die Höhlen zu gelangen, und bleibt daher das Einkommen dann immer sehr groß, zumal die Kosten des Einsammelns die einzige Ausgabe dafür sind. Die Höhlen von Karang-bolang auf der Insel Java liefern jährlich 6810 Pf. Nester an Gewicht und geben, nach den Marktpreisen von Batavia von 3200, 2500 und 1200 spanischen Dollars das Picul, einen Ertrag von 139,000 Dollars, während die ganzen Unkosten des Einsammelns, Trocknens und Packens etwa 11 Proc. ausmachen. Gedachte Preise sind indessen solche, wie jeder Alleinhandel mit einer Waare sie nur hervorbringen kann, zumal die Natur nicht mehr hervorbringt und kein angewandtes Mittel das Quantum derselben vergrößern kann. Der Preis ist solchergestalt aufs höchste gesteigert, und der wollüstige Chinese entrichtet durch solchen den Bewohnern des indischen Archipelagus einen nicht geringen Tribut; und es gibt vielleicht nicht ein einziges Product, auf welches der menschliche Gewerbfleiß seine Aufmerksamkeit richtet, das im Verhältniß zu seinem hohen Preise so wenig Auslagen erfoderte, um es einzuernten. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 238. — 25. August 1832.

Ueber den Organismus der Staatsverwaltung, insbesondere über die Trennung der richterlichen und administrativen Gewalt, vom Grafen von Blome. Hamburg, Perthes und Besser. 1832. Gr. 8. 6 Gr.

Der Verfasser, welcher, nach seinem Vorworte zu schließen, die Absicht hat, in einer Reihe von Abhandlungen die rationellen Grundsätze einer neuen Staatsorganisation mit besonderer Beziehung auf sein Vaterland (die Herzogthümer Schleswig und Holstein) zu prüfen und öffentlich mitzutheilen, hat sich bei diesen Mittheilungen vorgenommen, überall die richtige Mitte zu halten, gleichweit entfernt von einer übertriebenen Sucht nach Neuerungen wie von einer zu gewissenhaften Aengstlichkeit, welche durch zweckwidrige Schonung mangelhafter Gewohnheiten und Vorurtheile den Keim des künftigen Verderbens in neu geschaffene Institute überträgt. Wie er seinen Vorsatz ausgeführt, und ob es ihm gelungen ist, diesen schmalen Pfad, auf welchem so Mancher schon gestrauchelt, zu halten, wird eine nähere Betrachtung des oben genannten Werkchens ergeben.

Im ersten Capitel theilt uns der Verf. einige allgemeine Ansichten über neue Einrichtung der Staatsverfassung und Verwaltung mit. Er steht dabei auf dem Standpunkte des reinen Königthums (wie solches in seinem Vaterlande bis jetzt herrscht), welches sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, zeitgemäße Verbesserungen in den Staatsorganismus eintreten zu lassen, aber nicht die Absicht und den Willen hat, dem constitutionnellen Principe zu huldigen. Nur aus diesem Standpunkte läßt es sich erklären, wenn der Verf. eine Reform des Verwaltungssystems nicht sowol wegen ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit an und für sich, sondern nur als bestes Mittel empfiehlt in jetzigen bewegten Zeiten, die Aufmerksamkeit von den Verfassungsfragen abzulenken, und dem Verlangen nach Constitutionen und Volksvertretung entgegenzuwirken. Weshalb aber zur Empfehlung einer guten Sache unlautere Beweggründe? Solche Täuschungen wollen wir jenen engherzigen Diplomaten überlassen, welche noch immer des Glaubens sind, durch Naschwerk und Spielzeug der Kinder die erwachsenen Völker beschwichtigen und nach Gefallen lenken zu können. Selbst wenn der Verf. die gute Absicht hatte, durch Anführung dieses Motivs die Regierung geneigter zu machen, den Vorschlägen zur Verbesserung der Staatsverwaltung ein offenes Ohr zu leihen, können wir die Anwendung desselben nicht billigen. Auch hat die vaterländische Regierung des Verf. durch Zusammenberufung der „erfahrenen Männer" bereits ihre Geneigtheit, den fortgeschrittenen Einsichten der Zeit nachzukommen, an den Tag gelegt, wenngleich der Weg, den sie einschlagen zu wollen scheint, zu den Umwegen gezählt werden muß. Im Ernste kann aber der Verf. wol kaum die Verfassungsfragen so lange hinausschieben wollen, bis die Verwaltung eines Staats vollständig ausgebildet ist. Die Verfassung muß immer die Grundlage hergeben, auf welcher erst das ganze Staatsgebäude mit Sicherheit aufgeführt werden kann. Sowie kein verständiger Baumeister, ohne einen festen Grund gelegt zu haben, das Innere des Hauses aufbauen wird, so soll auch der Staatsmann durch eine tüchtige Verfassung unzerstörbare Grundmauern ziehen; diese werden gegen das Zusammenstürzen des Staatsgebäudes den kräftigsten Schutz verleihen, und ohne sie ist die beste Verwaltung stets willkürlicher Zertrümmerung ausgesetzt. Wir wollen des Vortheils gar nicht einmal gedenken, den der Beistand und erfahrene Rath der Volksvertreter bei der spätern Ausbildung des Verwaltungsorganismus gewähren kann. Um so mehr müssen wir uns daher über die getadelte Ansicht des Verf. wundern, wenn wir gleich darauf (S. 4) folgende Worte desselben lesen, welche die enthusiastische Bewunderung unserer Zeit des constitutionnellen Strebens ausdrücken:

Wenn wir unsere Augen heller in die Höhe richten, und tiefer in die Geschichte unserer Tage einzudringen suchen, so müssen wir des Glaubens werden, daß es noch nie eine so schickliche Zeit zum Umsturz veralteter Formen gegeben habe. Sie ist so lehrreich, so erklärend an alle Dem, was von weisen Sachkennern früher, ohne Gehör zu finden, gesagt worden ist, so reich an Bestätigung von Dingen, die man weder ahnete noch befürchtete, so reich an Beispielen von verkannten Kräften! Herz und Auge werden unwiderstehlich geöffnet, zum Anschauen gezwungen, das Gemüth zur Bewunderung hingerissen. Noch nie war der Geist des Menschen mit so großen Gedanken schwanger, noch nie reiften Ideale so schnell zur Wirklichkeit, als jetzt. Wahrlich ein Staat, welcher die gegenwärtige günstige Gelegenheit nicht benutzen wollte, alte Formen und Misbräuche zu beseitigen und die möglichste Vollkommenheit durch weise Anordnungen zu erringen, würde kraftlos gegen sein männliches Zeitalter zurückbleiben.

Man muß sich aber bei dem Verf. an contrastirende Ansichten gewöhnen, denn gleich darauf streut er dem Staate Weihrauch, welcher sich als den entschiedensten Gegner der soeben gepriesenen Richtung unserer Zeit gezeigt hat (S. 5). „Preußens neue Organisation der Staatsverwaltung seit 1808 wird als ein herrliches Denkmal noch dastehen, wenn die gepriesensten Constitutionen, welche jetzt Deutschland durchprobirt, längst vergessen sein werden.“ Preußen und preußische Einrichtungen stellt er seinem Vaterlande als Muster auf, und während er eben noch dem lebendigen Geiste das Wort geredet hat, nimmt er gleich darauf die Formen des Staatsorganismus, als das Wichtigste und Bedeutungsvollste, gegen Diejenigen in Schutz, welche den sie durchdringenden Geist für die Hauptsache halten.

Es ist dem Verf. wie vielen Andern ergangen, welche durch das an und für sich lobenswerthe Streben, die richtige Mitte zu halten, in ein trostloses Schaukeln und Schwanken gerathen, oder bei Gemeinplätzen stehen geblieben sind, die Jedermann auswendig weiß, und durch deren Wiederholung zum hundertsten Male die Welt um keinen Schritt weiter gebracht wird.

Im zweiten Capitel geht der Verf. auf den eigentlichen Gegenstand, die Trennung der richterlichen von der administrativen Gewalt ein. Wir begegnen hier dem ebenso allgemein anerkannten als wahren Grundsatze, daß eine Trennung dieser Gewalten allein den Anfoderungen einer vernunftgemäßen Staatsorganisation entspreche. Die Argumente, welche der Verf. dafür anführt, gibt die Natur der Sache an die Hand. Einiges Neue haben wir darunter nicht entdeckt. Er erklärt sich zwar für die Trennung der Justiz von der Verwaltung durchaus, dagegen hält er eine weitere Sonderung der Verwaltungsgegenstände, wenigstens in unterer Instanz, für unzweckmäßig. Polizei-, Communal- und Kameralgegenstände sollen hier in derselben Hand vereinigt bleiben. Wir finden dies zur Verhütung unnützer Competenzconflicte und wegen der geringern Kostspieligkeit in kleinen Jurisdictionsbezirken und kleinen Städten, ebenfalls zweckmäßig; in großen Städten aber und bedeutenden Gerichtssprengeln, wo überdem ein zahlreiches Personal zur Handhabung dieser Verwaltungszweige erfoderlich ist, dürften überwiegende Gründe dafür sprechen, die Kameralsachen und die Polizeisachen wegen ihrer zu heterogenen Beschaffenheit verschiedenen Behörden zu übertragen. Es kommt noch dazu, daß in vielen Ländern, wenigstens in den größern Städten, die Polizei als Ausfluß der Staatsgewalt von Staatswegen, die städtischen Vermögens- und sonstige Communalangelegenheiten aber von der Stadt selbst verwaltet werden. Der vergleichende Blick, welchen der Verf. hier auf das Verwaltungssystem einiger neuorganisirten Staaten wirft, ist freilich nur ein Blick, und noch dazu ein sehr flüchtiger, nach welchem er sogleich auf den Verwaltungsorganismus der Herzogthümer Schleswig und Holstein, seines Vaterlandes, übergeht.

Im Bezug auf diese beiden Länder will er uns die drei Fragen beantworten: 1) Findet in den genannten Herzogthümern wirklich eine Vereinigung der Justiz und Administration statt? in welchem Maße? bei welchen Behörden? 2) Welche Nachtheile gehen aus dieser Vereinigung hervor? 3) Wie sind diese Nachtheile hinwegzuräumen? Inwieweit ihm die Beantwortung dieser Fragen gelungen ist, werden wir im Folgenden sehen.

Bei Beantwortung der ersten Frage schickt er die Bemerkung voraus, daß zwar die Stimme des Volks eine Trennung der Justiz von der Administration laut verlange, und daß man daraus wol auf ein Vorhandensein der Verbindung schließen könne, daß aber das Wie und Wo dieser Vereinigung wol nur den Gebildeten seiner Landsleute bekannt sei. Er hält sich dadurch um so mehr zu einer Berichtigung der Ansichten berufen, als solches vielleicht dazu beitragen werde, die Landesregierung gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß jene verwerfliche Vereinigung nur durch ein eigennütziges Bestreben der höchsten Behörden nach Erweiterung ihrer Gewalt, und nicht vielmehr durch die Macht der Zeiten und den Verhältnisse herbeigeführt sei.

(Der Beschluß folgt.)

Champollion und die ägyptischen Hieroglyphen.

Dritter und letzter Artikel. *)

Wir wollen die nachfolgenden Betrachtungen über den gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntniß der hieroglyphischen Schriften als dritten Artikel bezeichnen und als Folge der zwei ersten gelten lassen, welche wir aus dem „Cabinet de lecture“ in d. Bl. mitgetheilt haben, obschon derselbe nicht in gedachtem Journal erschienen ist, auch nicht mehr erscheinen wird, sondern von uns aus dem „Asiatic journal“ und der „Revue britannique“ zusammengestellt worden ist.

Wir halten es jedoch für nöthig für Alle, welche die dieser philologischen Frage gewidmeten größern Artikel in der „Revue britannique“ nicht besitzen oder gelesen haben, einen kleinen Vorbericht zu geben und dann erst den gelehrten Engländer selbst sprechen zu lassen.

Daß wir übrigens in dieser gründlichen und gehaltvollen Bekämpfung der Art und Weise, wie Champollion bei seiner hieroglyphischen Entzifferung zu Werke ging, einen in Paris lebenden Landsmann zu erkennen haben, darf wol nicht nochmals hier erwähnt werden.

Alles, was seit Napoleons Zuge nach Aegypten in irgend einer Beziehung mit diesem berühmten Lande steht, erregt im hohen Grade die Aufmerksamkeit der Völker des Abendlandes. In Frankreich aber, wo die Erinnerung dieser Siege mit den meisten Alterthümern jenes Landes in Verbindung steht, haben selbst solche Personen, welchen archäologische Wissenschaften ganz fremd sind, ein lebhaftes Verlangen gezeigt, die bürgerliche und politische Geschichte des alten Aegyptens kennen zu lernen: sie wünschten, von jenem wunderbaren Volke, welches auf beiden Ufern des Nils, vom mittelländischen Meere bis in das Innerste Aethiopiens, so erhabene Spuren seines Daseins zurückgelassen hatte, Näheres zu erfahren. Um dieser Wißbegierde zu entsprechen, sind wissenschaftliche Reisen unternommen, zahlreiche Werke der Lesewelt mitgetheilt, gelehrte und kühne Hypothesen aufgestellt worden; Vermuthungen allein konnten jedoch eine wißbegierige, gründliche und aufgeklärte Gesellschaft keineswegs

*) Vgl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 190, 191, 192 d. Bl.
D. Red.

befriedigen; nur durch glaubwürdige Beweise unterstützt, hätten sie einiges Ansehen gewinnen können. Wenn einige Reste der alexandrinischen Bibliothek auf uns gekommen wären, so würde es nicht schwer geworden sein, ein solches Unternehmen auszuführen, indem man mit Hülfe der darin aufbewahrten geschichtlichen Documente die verschiedenen Bruchstücke, die uns die Schriftsteller des Alterthums über dieses Land hinterlassen, unter sich hätte verbinden und so eine vollkommene, nicht unterbrochene Geschichte Aegyptens entwerfen können. Aber unter allen Werken, die uns geblieben sind, ist auch nicht eines, welches uns die Geschichte der langen Reihe von Jahrhunderten erzählt hätte, in denen das von eingeborenen Königen beherrschte Aegypten seinen gesellschaftlichen Zustand feststellte, den Grund zu seiner künftigen Größe legte, den Gipfel seines Wohlstandes, endlich auch die Periode seines gänzlichen Verfalls erreichte, in welcher es dem fremden Joche überliefert wurde, welches nun seit mehr als 23 Jahrhunderten auf demselben lastet.

Bei diesem gänzlichen Mangel historischer Documente blieb den Gelehrten, welche unternommen hatten, uns Aegypten und seine alten Bewohner kennen zu lehren, kein anderes Hülfsmittel, als die Tausende von Pyramiden, Obelisken, Tempeln, Todtenstätten, Sarkophagen zu befragen, welche entweder mit Gemälden, Basreliefs, hieroglyphischen Inschriften geschmückt waren oder kostbare Handschriften enthielten. Um aber das vorgesetzte Ziel zu erreichen, mußten sie damit anfangen, eine neue Wissenschaft zu schaffen, denn es handelte sich um nichts weniger, als jene geheimnißvollen Zeichen zu verstehen, ohne jedoch irgend eine vorläufige Andeutung benutzen zu können. Die in zwei oder drei Sprachen abgefaßte Inschrift von Rosette, welche zu gleicher Zeit hieroglyphische, demotische und griechische Schriftzeichen enthielt, beseitigte glücklicherweise einige jener Schwierigkeiten, welche das Unternehmen begleiteten.

Die ägyptische Archäologie hat Hrn. Champollion gerade in dem Augenblicke verloren, wo man sich der Resultate seiner so lange verkündeten Arbeiten zu erfreuen hoffen konnte, welche bis jetzt mehr berühmt als fruchtbringend waren. Als der Tod ihn überraschte, stand er eben im Begriffe, die letzte Hand an seine ägyptisch-hieroglyphische Grammatik, gewiß ein Wunder des Scharfsinns und der Analyse, zu legen und sein großes Werk über die Denkmäler Aegyptens und Nubiens, welches er im Vereine mit Rosellini herausgeben wollte, zu durchsehen. Dieses Ereigniß, welches die Freunde der Wissenschaft nicht genug betrauern können, bildet eine verhängnißvolle Epoche in der Geschichte der ägyptischen Literatur!

Jetzt wollen wir den gelehrten Engländer sprechen lassen. Das Publicum, sagt er, hat den Nachforschungen über die Hieroglyphen zu viele Theilnahme bewiesen, um nicht lebhaft wünschen zu müssen, auch in Kenntniß gesetzt zu werden, auf welchen Standpunkt diese Wissenschaft endlich gelangt ist. Es war im Jahre 1813, als Dr. Young die alphabetische Bedeutung der hieroglyphischen Zeichen, welche auf dem Obelisk von Philä eingegraben waren und die Namen Ptolemäus und Berenice bedeuteten, entdeckte. Die mangelhafte Entdeckung des Dr. Young wurde in der Folge durch Champollion berichtigt und erweitert; es gelang demselben mit einem seltenen Glücke, griechische und römische Namen, durch hieroglyphische Zeichen dargestellt, in den sogenannten „Cartouches" zu entziffern. Das analytische System, welches der gelehrte Franzose bei seinen ersten Nachforschungen angenommen hatte, erwarb ihm den einstimmigen Beifall aller Männer, welche sich fähig hielten, diesen Gegenstand zu beurtheilen; auch wir bedauern in der That recht sehr, daß er bei seinen spätern Publicationen, welche eine große Anzahl Inschriften ohne irgend eine Erklärung oder Beweis enthalten, diesem vortrefflichen Systeme entsagt hat; denn, im schroffen Gegensatze mit der Meinung der Schriftsteller des Alterthums, behauptet er, daß beinahe alle hieroglyphischen Schriftzeichen alphabetisch sind. Da er in der Folge diese Hypothese als Grundlage annahm, so fand er auch keinen Anstand, jede ägyptische Inschrift zu erklären, wenn sie auch nicht von einer Uebersetzung, in einer bekannten Sprache und mit verständlichen Buchstaben geschrieben, begleitet war; wir müssen übrigens gestehen, daß er stets sorgfältig vermieden hat, sich der Inschrift von Rosette auf irgend eine Weise zu nähern, von welcher die Bedeutung der Schriftzeichen wenigstens zum Theile durch die griechische Uebersetzung bekannt war. Champollion macht in seinem neuen, die Denkmäler von Aegypten und Nubien betreffenden Prospectus nicht eine einzige Erwähnung dieser Inschrift oder eine Anspielung auf dieselbe; wir halten es daher unter den gegenwärtigen Umständen für nöthig, daß Alle, welche berufen werden dürften, seine Arbeiten fortzusetzen, eine solche Methode verlassen, da sie sich nicht eines günstigen Rufes zu erfreuen hat; man sollte sich fest vornehmen, nichts zu wagen, keine Meinung zu äußern, die nicht einige Wahrscheinlichkeit oder Beweise für sich hätte. Jeder andere Weg, den sie etwa einschlagen dürften, würde den Fortschritten dieser Wissenschaft bedeutend schaden. Es wird daher nicht ohne Interesse sein, Alles, was über das volksthümliche Schriftsystem der Aegypter mit Bestimmtheit bekannt ist, anzuführen und mit Freimüthigkeit zu erläutern, was in dem Systeme Champollion's noch nicht erläutert worden ist.

Wir müssen zuerst die drei verschiedenen Schriftgattungen der Aegypter wohl unterscheiden: die erste aus Buchstaben, die jenen der Cursivschrift ähnlich sind, bestehend und unter den verschiedenen Benennungen: populaire, demotische (démotique, enchoriale), epistolaire bekannt. Die zweite, deren Buchstaben jenen der ersten etwas ähnlich sind und die man die hieratische (hiératique) oder priesterliche nennt; endlich die dritte, hieroglyphische genannt, welche nur aus Zeichen, die natürliche oder künstliche Gegenstände darstellen, besteht. Diese drei Schriftgattungen findet man bald in horizontalen, bald in verticalen Linien; wenn auf derselben Linie mehre Buchstaben sind, so müssen sie von der Rechten zur Linken gelesen werden; und wenn mehre Zeichen, eines über das andere gestellt sind, so müssen sie von Oben nach Unten gelesen werden, indem man sich immer von der Rechten zur Linken hält. Wir müssen auch bemerken, daß die vordere Seite der Buchstaben immer und unveränderlich nach Rechts gekehrt ist, sodaß die Personen oder Thiere, welche diese Linien bilden, einen Reihenzug vorstellen, welcher sich in entgegengesetzter Richtung von jener, welche der Leser im Lesen halten muß, bewegt. Die priesterliche, kirchliche (hiératique) Schrift betreffend, so sind bis jetzt zu wenige Bruchstücke derselben bekannt geworden, als daß wir mit einiger Sicherheit die verschiedenen Zeichen, welche sie von den andern zweien unterscheiden, angeben könnten; wir werden daher hier nur von der populairen und hieroglyphischen Schrift sprechen.

Die Nachforschungen, welche wir gemacht haben, um die Zahl der in der hieroglyphischen Schrift angewandten Buchstaben zu bestimmen, haben das Resultat von ungefähr 8—900 ergeben. Da Alle, die ähnliche Nachforschungen angestellt, ungefähr dasselbe Resultat erlangt haben, so wollen wir uns bei der Abweichung, welche unter den verschiedenen Angaben herrscht, nicht verweilen, sondern nur bemerken, daß die Grundlage dieses Schriftsystems eine kleine Anzahl Schriftzeichen durchaus nicht gestattete. Als Buchstaben der populairen und hieroglyphischen Schrift wollen wir die mittlern und obern Inschriften des Basalts von Rosette anführen, welcher nun in dem britischen Museum aufbewahrt wird und mit vieler Genauigkeit in den Kupfertafeln, welche der großen, auf Napoleons Befehl herausgegebenen Beschreibung Aegyptens beigegeben wurden, abgebildet ist; man kann sich einen ganz richtigen Begriff von der Gestalt der kirchlichen (hiératique) Schrift machen, indem man einen Blick auf die Abschriften des in Theben entdeckten Papyrus wirft, von welchem man sehr richtige Abbildungen in demselben Werke findet.

Vor 30 Jahren wurde die Hieroglyphenschrift als ideographisch, und die beiden andern als alphabetisch und phonetisch angesehen. Die ersten Versuche, welche man machte, um den

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 239. — 26. August 1832.

Ueber den Organismus der Staatsverwaltung, insbesondere über die Trennung der richterlichen und administrativen Gewalt, vom Grafen von Blome.

(Beschluß aus Nr. 238.)

Der Verf. scheint hier aber in den entgegengesetzten Fehler verfallen und der Macht der Verhältnisse allein Das aufbürden zu wollen, was doch ohne eine diese Verhältnisse benutzende Thätigkeit von Seiten der Herrschenden nie hätte entstehen können. Die Zeit allein würde nie die Leibeigenschaft eingeführt haben, nur die Benutzung der Hülflosigkeit des armen Mannes von den Mächtigen und Reichen rief dieses traurige Institut ins Leben. Zum Beweise seiner Ansicht geht der Verf. bis auf die alten Volksgerichte zurück, bei welchen von Verwaltungsgeschäften freilich gar keine Rede war, sondern die richterliche Function von jeder fremdartigen Beimischung getrennt, lediglich in dem Rechtsprechen (dem Finden, dem Schaffen des Rechts) bestand, welches von den aus der Mitte des Volks gewählten Schöffen geübt wurde. Als sich später das Recht wissenschaftlicher ausbildete, verloren die Schöffengerichte an Ansehen, und das Hereindringen des fremden Rechts machte die Besetzung der Gerichte mit Männern nothwendig, welche in den Grundsätzen dieses Rechts bewandert waren. So entstand in dem Vaterlande des Verf. das sogenannte erste Verhör, die prima audientia der Oberbeamten, welches ursprünglich mit Wahrnehmung der landesherrlichen Gerechtsame beauftragte Administrativbeamte waren. Sie übten zwar anfangs nur eine concurrente Jurisdiction mit den Schöffengerichten, doch wurde ihnen schon in allen summarischen und geringfügigen Sachen eine ausschließliche Cognition beigelegt, die sich bald auch auf die im Wege des ordentlichen Processes zu behandelnden Rechtssachen ausdehnte. Es sind hier aber offenbar nicht die Zeitverhältnisse allein, welche solche Veränderung hervorbrachten: die benutzende Thätigkeit der Regierung mußte die Hauptsache thun. Die Ausbreitung des der unumschränkten Herrschaft günstigen römischen Rechts wurde hauptsächlich von den Regenten befördert. Es fehlt nicht an Klagen und Beschwerden aus jener Zeit, welche man dagegen erhob, daß fremde Rechtsgrundsätze auf einheimische Verhältnisse angewendet, und nur im Auslande gebildete Doctoren der Rechte angestellt würden. *)

*) So überreichte z. B. die bairische Ritterschaft i. J. 1499 ihrem Herzoge Georg von Landshut eine Beschwerdeschrift, worin es heißt: „In judiciis intolerabilis error. Non enim eliguntur judices more antiquo, sed multi Juris Romani professores pauci magistratus, nobiles atque provinciales; praecipue in superiori Bavaria vix unus aut duo nobiles in pretorio eliguntur. Cum jus municipale servandum sit, et antique consuetudines pro legibus habende sint, fit ut multa his contraria fiant, unde deceptiones errores et turbe oriuntur. Illi enim juris professores nostrum morem ignorant, nec etiam si sciant, illis nostris consuetudinibus quidquam tribuere volunt.“

Die Verbindung der Administration mit der Justiz in den Städten erklärt der Verf. daraus, daß in den Städten die Verwalter des Communalvermögens zugleich als Schöffen gebraucht worden seien, und daß in neuesten Zeiten die Magistrate vorzugsweise als landesherrliche Beamte angesehen werden, und ihnen in gewissen Beziehungen die Wahrnehmung des Staatsinteresses übertragen sei. Die erste Behauptung bedarf indeß noch einer nähern Begründung, und in Bezug auf die zweite sieht man nicht recht ein, wie hier von einem „vorzugsweise“ die Rede sein kann, da hier, wie uns dünkt, die städtischen Behörden nur entweder Stadt- oder Staatsbeamte sein können, worüber die Besoldung im Zweifelsfalle das sicherste Kriterium abgeben dürfte.

Bei der Patrimonialjurisdiction hat sich die Justiz von der Administration reiner erhalten, was unsere Ansicht von der benutzenden Thätigkeit der Regierung nur unterstützen kann. Der Gutsbesitzer selbst sorgt für Polizei und Ausführung landesherrlicher Verfügungen. Zum Rechtsprechen hat er einen Justitiar zu bestellen. Wir finden hier das patriarchalische Verhältniß früherer Zeiten noch vor, welches voraussetzt, daß der Gerichtsherr stets in der Mitte seiner Unterthanen lebt, und wenn es sich in seiner Reinheit durchführen ließe, gewiß für das Wohlbefinden Beider das Heilsamste sein möchte. Ob aber gegenwärtig nicht auch im Vaterlande des Verf. der größte Theil der Rittergutsbesitzer und die reichern Grundherren lieber dem Vergnügen der Städte nachgehen, oder die Bahn der Ehr- und Ruhmsucht verfolgen, als daheim die Polizei verwalten, und ob dann nicht die Administrationsgeschäfte in den meisten Fällen dem Gerichtsverwalter mitübertragen werden, können wir in Ermangelung örtlicher Bekanntschaft nicht beurtheilen. Sowie die Einrichtung,

die uns der Verf. soeben charakterisirt hat, von der unserigen (sächsischen) und der vieler anderer Staaten sehr abweicht, wo die Administrativgeschäfte die Thätigkeit des Gerichtsverwalters vorzugsweise in Anspruch nehmen, so ist auch die Ueberhäufung der dortigen Obergerichte mit Verwaltungssachen hier gänzlich unbekannt und allerdings noch weniger zu rechtfertigen, als bei den Untergerichten.

Zur Beantwortung der zweiten Frage führt der Verf. dreierlei als aus dieser Vereinigung hervorgehende Nachtheile auf. Zuerst, daß die Behörden zu sehr mit Geschäften überhäuft, sodann, daß diese Geschäfte zu verschiedenartig seien, und endlich, daß es an den gehörigen Instanzen fehle. Der erste Nachtheil ist kein aus der Vereinigung heterogener Functionen nothwendig entspringender. Er kann bei einer reinen Justizbehörde ebensowol vorkommen. Der zweite ist in der Natur der Sache begründet, und alle dafür anzuführende Argumente kommen in der Regel auf das alte Sprüchwort: „Niemand kann zweien Herren dienen", hinaus. Das fiscalische Interesse weiß sich auf Kosten der bescheidenen Gerechtigkeit nur zu sehr geltend zu machen. Was der Verf. über die einseitige, blos juristische Bildung der künftigen Beamten sagt, verdient auch anderer Orten Beherzigung und ist allerdings wol dem Umstande zuzuschreiben, daß es keine reinen Verwaltungsstellen gibt, und daher das Studium der Jurisprudenz nicht entbehrt werden kann. Dieses nimmt aber die ganze Studienzeit vollauf in Anspruch, auch sind die Prüfungen lediglich darauf gerichtet, und man verläßt sich daher im Bezug auf das Verwaltungsfach getrost auf seinen gesunden Verstand und auf eine, nicht selten auf Kosten der Betheiligten zu erwerbende Uebung. Der dritte Uebelstand, den der Verf. anführt, ist, wie der erste, von der Vereinigung der beiden in Rede stehenden Zweige der vollstreckenden Staatsgewalt unabhängig. Doch weist der Verf. nach, daß theilweise die Verschmelzung der Rechtspflege mit der Verwaltung bei den Obergerichten die Schuld trage, daß in seinem Vaterlande nur zwei Instanzen vorhanden seien. Denn die Vereinigung des Obergerichts mit der Regierungskanzlei habe ein gänzliches Aufhören oder doch eine Bedeutungslosigkeit der Mittelgerichte zur Folge gehabt.

Die dritte Frage, wie diese Nachtheile hinwegzuräumen seien, ist allerdings eine Frage, deren glückliche Lösung ein verdienstvolles Werk heißen dürfte. Wir müssen bedauern, daß bei diesem, dem wichtigsten Theile seiner Schrift, der Verf. nicht ausführlicher zu Werke gegangen ist. Er beschränkt sich auf die allgemeinen Aeußerungen, daß eine vollständige und scharfe Trennung der Justiz von der Verwaltung zu den gerechten Foderungen unserer Zeit und zu den Aufgaben gehöre, von deren Lösung das Gedeihen des innern Staatslebens wesentlich abhange. Allein er hält diese Lösung für höchst schwierig und verzweifelt daran, sie zur Zufriedenheit aller seiner Landsleute zu bewirken. Doch welche Einrichtung hat es wol je in der Welt gegeben, die alle dadurch Berührte zufriedengestellt hätte?

Die Vorschläge, welche der Verf. für eine künftige Organisation der beiden in Rede stehenden Staatsgewalten macht, sind im Bezug auf die Justiz: Einrichtung von Kreis- und Districtsgerichten, nach vorgängiger Aufhebung der vielen verschiedenen Jurisdictionsbezirke, Erlassung eines neuen gemeinschaftlichen, den Verhältnissen des Landes möglichst angemessenen Gesetzbuches für beide Herzogthümer, Feststellung der Instanzenfolge und Einrichtung eines Oberappellationsgerichtes; im Bezug auf die Verwaltung: Ausbildung des Communalwesens auf dem Lande, namentlich Sonderung der Communalverwaltung von den Administrativgeschäften, welche dem Staate und der Landesherrschaft obliegen, Anstellung landesherrlicher Verwaltungsbeamten zur Besorgung der letztgenannten Geschäfte, Errichtung eines von den Obergerichten zu sondernden Regierungscollegiums, welches die Gemeindeverwaltung zu beaufsichtigen hat, und unter welchem die sämmtlichen Administrativbeamten stehen sollen.

Gleichsam anhangsweise (denn streng genommen gehört es nicht mehr zu seinem Thema) gibt uns der Verf. noch ein drittes Capitel, welches die Grenzen der Polizeigewalt als zwischen Justiz und Administration mitteninnestehend feststellen soll. Nachdem er einen Blick auf die Einrichtungen geworfen, welche in dieser Beziehung in andern Staaten bestehen, erklärt er sich gegen jede Vereinigung polizeilicher Functionen mit der richterlichen, und zwar mit vollem Rechte. Die Qualificationen des Richters kann der Polizeibeamte größentheils entbehren, dagegen sind ihm ganz andere Eigenschaften nothwendig, welche man bei dem Richter in der Regel vermißt. Beide Functionen erfodern einen ganz verschiedenen Gesichtspunkt. Während der Richter von allen Nebenrücksichten streng abstrahiren und nur das nackte Recht im Auge haben muß, wird fast die ganze Thätigkeit der Polizeibeamten durch solche Rücksichten (bald auf die Sicherheit, bald auf die Wohlfahrt des gemeinen Wesens) bestimmt.

Wenn wir bei Beurtheilung der vorliegenden Schrift Manches getadelt haben, so wollen wir am Schlusse wenigstens die Anerkennung aussprechen, daß der Verf. mit richtigem Takte die Foderungen unserer Zeit erkannt hat, und unsern Wunsch mit dem seinigen für baldige Verwirklichung derselben vereinen. 132.

Champollion und die ägyptischen Hieroglyphen.

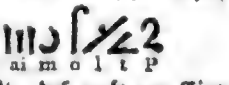
Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Sobald man entdeckt hatte, daß gewisse kleine Rahmen, welche man cartouches nannte, Eigennamen, welche der ägyptischen Sprache nicht eigenthümlich angehörten, einschlossen, bemerkte man auch bald, daß ein Theil der daselbst befindlichen Hieroglyphen die Eigenschaft alphabetischer Buchstaben hatte. Man analysirte zuerst die Namen Ptolemäus, Kleopatra, Bérenice und noch einige andere. Diese Analyse zeigte einen merkwürdigen Umstand, nämlich die Abwesenheit der Selbstlaute, daher der Name

statt Ptolomäus, nach griechischer Form, geschrieben zu sein, nur durch Ptol. mai. s gegeben wurde, sodaß man die Weglassung mehrer Selbstlaute in der Aussprache, sowie die des französischen stummen e vermuthen mußte. Eine andere nicht minder merkwürdige Bemerkung, welche aus dieser Analyse hervorging, ist, daß man in der Schreibart verschiedener Namen, und besonders solcher, welche mit Ptolemäus einige Aehnlichkeit haben, immer dieselben Buchstaben findet; die zwei ersten Zeichen, welche in diesem cartouche den Namen Ptolomäus anfangen, finden sich auch in allen ähnlichen. Diese zwei Zeichen findet man immer in der Zusammensetzung des Wortes Phtah, dem Namen einer ägyptischen Gottheit angewandt, welcher in hieroglyphischen Zeichen so dargestellt ist:

Das vierte Zeichen, welches das griechische Lambda ersetzt, stellt einen Löwen vor. Man weiß, daß dieses Thier immer das Sinnbild des Muthes und des Stolzes war; die Aegypter haben, indem sie den Löwen in die Zusammensetzung dieses Namens einführten, Beweise von Verstand und Geschmack gegeben, denn sie haben durch dieses Zeichen dem Sinne, welchen die Griechen in den Namen Ptolomäus (tapferer Krieger) legten, entsprochen. Die andern Schriftzeichen werden immer unter gleichen Verhältnissen angewandt, ihre Veränderungen und Abweichungen sind wenigstens sehr eng beschränkt. Muß man daher nicht schließen, daß die Hieroglyphen, welche den Namen Ptolomäus bilden, zu gleicher Zeit als alphabetische Buchstaben und als ideographische Zeichen angewandt wurden, um den Sinn des griechischen Wortes wiederzugeben. Die griechischen Namen, welche wir soeben angeführt haben, stellen der Analyse, wenn sie in der gemeinen Volksschrift zusammentreffen, ungefähr dieselben besondern Eigenthümlichkeiten dar, wie in den hieroglyphischen Formen. Es ist zu bemerken, daß stets dieselben Selbstlaute fehlen, und daß in den verwandten Wörtern immer dieselben Buchstaben gefunden werden. Wir wollen hier als Beispiel den Namen Ptolomäus in demotischen Schriftzeichen geben:

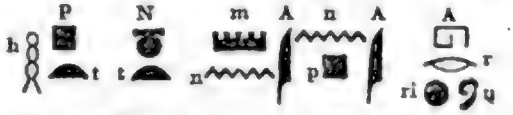


Wir haben niemals bemerkt, daß auch nur Einer der Buchstaben, welche diesen Namen bilden, jemals verändert wurde, obgleich ihn die Aegypter in mehr als zwanzig verschiedenen Weisen schreiben konnten, da sie, wie man weiß, mehre Zeichen hatten, um denselben Buchstaben darzustellen.

Desselben Systems der Analyse, welches man angewandt hatte, um die griechischen Namen zu analysiren, bediente man sich auch in der Folge zur Analysirung römischer Namen; da diese letztern aber nicht wie die erstern eine bestimmte Bedeutung hatten, so fand man in ihrer Zusammensetzung weniger ideographische Zeichen. Das konnte auch nicht anders sein, denn die ägyptischen Bildhauer hatten, statt einen bestimmten Begriff auszudrücken, nur ein unbestimmtes abstractes Wort, an welches nur allgemeine Begriffe von Größe, Ruhm, Macht gebunden waren, zu geben. Die Verschiedenheit, welche man in dem Ausdrucke römischer Namen bemerkt, muß auch dem Einflusse zugeschrieben werden, welchen die Gegenwart solcher Oberherren, die sich in ihrem Schriftsysteme nur ausschließend alphabetischer Buchstaben bedienten, auf die Sitten der Aegypter ausübte.

Nachdem man mit der Analyse römischer Namen vorgeschritten war, fing man an, die Namen einiger ägyptischer Könige, deren der Geschichtschreiber Manethon erwähnt, zu entrathseln, und man bemerkte, daß sich in der Art, diese Namen zu schreiben, dieselbe Gleichförmigkeit, welche man in der Zusammensetzung griechischer Namen zu bemerken Gelegenheit hatte, wiederfand. Wir müssen hier wiederholen, was wir schon zu einer andern Zeit über diesen Gegenstand gesagt haben: da der größere Theil der analysirten Namen entweder nur durch ihre Anfangsbuchstaben, oder indem man sie den Quellen, aus welchen sie zu fließen schienen, annäherte, erkannt wurden, und da es nie möglich war, bestimmte Regeln über die Art, sie zu lesen, festzusetzen, so glauben wir, daß man der Richtigkeit solcher Namen, deren in den Werken der Geschichtschreiber nicht erwähnt wird, als z. B. Osortasen, Amenofiep u. a. m. wenig Zutrauen zu schenken habe. Wir könnten eine Menge Irrthümer, welche in solchen seltsamen Auslegungen und Erklärungen begangen wurden, anführen; doch wollen wir uns beschränken, hier nur die Zusammenstellung zu geben, deren Bedeutung Nervani ist, welche man aber in der Bedeutung Nerva angenommen hat, obgleich man drei Selbstlaute findet, welche in diesem Namen nicht vorhanden sind:

Nach den Namen der Könige beschäftigte man sich mit der Analyse der Namen mehrer ägyptischer Gottheiten, welche in den griechischen und lateinischen Schriftstellern erwähnt werden, als:



Phtah. Neith. Ammon. Anubis. Arueris.

Die Namen der Gottheiten sind von allen Wörtern einer Sprache jene, welche die meisten Abstractionen begreifen, daher es denn auch sehr schwer ist, sie in ideographischen Schriftzeichen auszudrücken. Man muß daher nicht staunen, wenn die Aegypter, um solche Namen auszudrücken, alphabetische Buchstaben gewählt haben, oder besser, wenn diese symbolischen Schriftzeichen nicht selbst im Laufe der Zeiten alphabetisch geworden sind. Der Ursprung der Namen der Gottheiten stammt fast immer von gewissen wichtigen Handlungen ab, von gewissen Eigenschaften, welche man einem wirklichen oder eingebildeten Wesen zugeschrieben hat; diese Namen wurden Anfangs durch mehre Buchstaben dargestellt, welche aber in der Folge durch Zusammenziehung verkürzt wurden, um den einfachen Ideenverein, welcher an dieselbe gebunden war, kürzer ausdrücken zu können. Die Gewohnheit, diese Wörter in der Folge immer mit tiefer Ehrfurcht und stets auf gleiche Weise unverändert auszusprechen, ohne die einfachen Ideen, welche sie ausdrückten, und noch weniger die zusammengesetzten Begriffe, welche aus dem Vereine und der Stellung derselben entstanden, zu begreifen, trug schnell bei, eine Gattung von Eigennamen zu bilden, von welchem jeder einzelne Buchstabe der Darsteller eines Lautes war. Da aber diese Zeichen ursprünglich bestimmt waren, um Ideen auszudrücken, obwol sie in der Folge und durch den langen Gebrauch angewandt wurden, Laute darzustellen, so müssen wir sie doch jetzt als ideographisch betrachten. Was unserer Vermuthung einiges Gewicht gibt, ist, daß die Namen Phtah, Neith, Apis, Arueris, Ammon, Anubis in allen verschiedenen Inschriften, welche bis auf uns gekommen sind, ohne wesentliche Veränderung gefunden wurden, was uns berechtigt zu glauben, daß eigne Buchstaben für die Darstellung der verschiedenen Namen der Gottheiten bestimmt waren.

Wir glauben, daß die Namen der Gottheiten, welche uns von den Schriftstellern des Alterthums überliefert werden sind, ausgenommen, als: Nephté, Osmet, Tafne, aus denselben Rücksichten, welche wir bei Gelegenheit der Namen der Könige angeführt haben, nur mit großer Vorsicht angenommen werden sollten. Was die gewöhnlichen Benennungen, als: König,

Vater, Sohn, betrifft, welche man mit alphabetischen Buchstaben geschrieben zu finden glaubte, so möchten wir die besten Gründe haben zu versichern, daß hierin ein vollkommener Irrthum waltet. Um gänzliche Ueberzeugung zu gewähren, müßte man eine Zusammenstellung der verwandten Zeichen, welche sich in der Inschrift von Rosette, dem einzigen Document, welches fähig wäre, einen geltenden Beweis zu liefern, veranstalten. Wenn wir sagen: eine dieser oben erwähnten Benennungen, so verstehen wir einen als ägyptisch allgemein bekannten Ausdruck. So nehmen wir gern das Wort Ouro als Darsteller des Begriffs König an, doch nicht das Wort Sout, welches nicht koptisch ist; wir werden niemals das Wort Tue, welches in keinem koptischen Buche gefunden wird, aber wohl das Wort Jot für den Ausdruck des Begriffs Vater annehmen; wenn das Wort Si uns als Ausdruck des Begriffs Sohn gegeben werden sollte, so würden wir fragen, welches ist die Bedeutung des Wortes *Seri*; doch wir wollen dieses ermüdende Wörterregister nicht weiter fortsetzen.

Was endlich die grammatikalischen Formen, welche, wie man sagt, in phonetischen Schriftzeichen ausgedrückt sein sollen, betrifft, so haben wir zwei Bemerkungen zu machen. Die erste ist, daß, wenn eine Zeichenzusammenstellung, welche bestimmt ist, Das, was man grammatikalische Formen nennt, auszudrücken, wirklich eine sehr enge Verbindung mit den Lauten, welchen sie entspricht, hat, man beobachten muß, daß in dieser Zusammensetzung, sowie in jener, welche Eigennamen, sowol der Könige als der Gottheiten ausdrücken, beinahe keine Veränderung gefunden wird. Diese Thatsache berechtigt uns zu schließen, daß diese Zeichen, welche abstracte und zusammengesetzte Ideen darstellen, die phonetische Eigenschaft haben, ohne deswegen die ideographische zu verlieren, sowie wir schon rücksichtlich der Namen der Götter bemerkt haben. Hier unsere zweite Bemerkung: der größere Theil der Zeichengruppen, die grammatikalische Formen ausdrücken, sind durchaus keiner Analyse zu unterwerfen; man kann sich davon durch einen einzigen Blick auf die Gruppe, welche in der Inschrift von Rosette wiederholt vorkommt und aller Wahrscheinlichkeit nach das Affixum der dritten Person der mehrfachen Zahl ist, vollkommen überzeugen:

Dem phonetischen Alphabete des Hrn. Champollion zufolge hat dieses Affixum keine Analogie mit jenem, welches in der koptischen Sprache gebräuchlich ist. Da diese Gruppe einige Aehnlichkeit mit dem Präfixum der dritten Person der mehrfachen Zahl des Futurums hat, so ist sie, als diese Form darstellend, angenommen worden; doch kann diese Vermuthung keine nähere Prüfung bestehen. Um übrigens zu beweisen, daß gewisse Zeichen keineswegs nach ihrem natürlichen Sinne übersetzt werden, darf nur an Das, was wir über das Wort Nerva gesagt haben, gedacht werden. Wenn man nun das Alles zusammenfaßt, so sind wir berechtigt zu glauben, daß der Gebrauch der Hieroglyphen, als phonetischer Zeichen, nur auf die Darstellung eigner Namen beschränkt war, welche Meinung ganz mit jener des heil. Clement von Alexandrien übereinstimmt; auch würde bei einer nähern Erörterung dieses Gegenstandes das einstimmige Zeugniß der Schriftsteller des Alterthums, welche alle die Hieroglyphen als ideographische Zeichen erklärt haben, durch nichts entkräftet werden können.

Diese Grundsätze stehen aber mit der Theorie und neuen Lehre Champollion's im schärfsten Gegensatze, indem er heute, im Widerspruche mit Dem, was er früher behauptet hatte, den größern Theil der hieroglyphischen Zeichen für phonetisch erklärt. Wir müssen aber offen gestehen, daß wir diese Erklärung nie für etwas Anderes als eine gelehrte Hypothese Champollion's gehalten haben, welcher dadurch seinen zahlreichen Uebersetzungen und Auslegungen ägyptischer Inschriften einige Kraft zu geben suchte. Wir fügen noch hinzu, daß, wenn die Eigenschaft aller Hieroglyphen nur rein alphabetisch wäre, man unübersteigliche Hindernisse finden würde, zu einer vollkommenen Kenntniß der Sprache des alten Aegyptens zu gelangen. Von allen Mundarten der Welt ist die ägyptische diejenige, welche durch die häufigen Einfälle fremder Völker die bedeutendsten Veränderungen erlitten haben muß. Obwol das Koptische der Kirchenbücher, des Kirchendienstes wahrscheinlich die Sprache war, welche in Aegypten zu den Zeiten des Domitian und Titus gesprochen wurde, so darf man doch nicht daraus schließen, daß sie auch ganz dieselbe war, welche unter Rameses und Sesostris im Gebrauche war.

Wie groß auch das Vertrauen ist, welches wir in die Talente und in den Scharfsinn Champollion's und der Gelehrten setzen, welche ihm auf der von ihm geöffneten Laufbahn gefolgt sind, so sind wir doch fest überzeugt, daß sie auf Schwierigkeiten stoßen werden, deren Besiegung durchaus unmöglich ist. Es ist wahr, daß ihnen bereits Einiges gelungen ist; sie werden auch in der Folge die Namen der Könige Aegyptens, welche durch die Werke der Schriftsteller des Alterthums bereits bekannt sind, zu lesen, auch wol vielleicht einige abgerissene Sätze zu erklären vermögen, aber es ist schwer, zu glauben, daß sie jemals auch nur eine oberflächliche Kenntniß der ägyptischen Inschriften und vorzüglich der zahllosen Papyrus, welche in den Todtenstätten oder Begräbnißplätzen dieses Landes gefunden wurden, erlangen können. Man kann nicht leugnen, daß, so oft Champollion gewagt hat, auch nur die kleinste Phrase zu übersetzen, er sich genöthigt sah, koptische Worte anzunehmen, deren Echtheit er auf keine Weise zu beweisen vermochte. Ein solches Uebersetzungssystem auch in der Folge anzuwenden, dürfte keine Schwierigkeiten haben, denn man brauchte solchen Zeichen nur den Sinn beizulegen, welchen man ihnen gerade beilegen will und dessen man eben bedarf; mit Einem Worte hieße dies die Träumereien eines Kircher und Palin unter anderer Gestalt erneuern.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Zu den interessantesten literarischen Neuigkeiten aus London gehört die bevorstehende Gründung eines englisch-deutschen Journals, das unter dem Titel: „Anglo-germanic advertiser" wöchentlich in London herauskommen und ausschließlich der Förderung des literarischen und wissenschaftlichen Verkehrs zwischen England und Deutschland gewidmet sein soll. Der schnelle und lebhafte Austausch der Intelligenz, der bereits zwischen beiden Ländern stattfindet, kann in der That nicht erfolgreicher begünstigt werden als durch ein solches Journal, das sich lediglich dem Zwecke widmet, die Kunde des geistigen Lebens bei beiden Völkern in gleichzeitigen und gewissermaßen parallelen Mittheilungen auszubreiten, denn, dem Prospectus zufolge, wird diese Zeitschrift in gegenüberstehenden deutschen und englischen Columnen erscheinen und nur solche Aufsätze im „reinen Deutsch" und „classischen English", wie sich die Ankündigung ausdrückt, enthalten, welche die Leser beider Nationen zugleich interessiren können. Um die allgemeine Verbreitung zu befördern, ist der Preis dieses Journals sehr billig angesetzt.

Ein italienisches Journal hat die Berechnung angestellt, daß die 143 Theaterstücke, die Scribe bis jetzt theils allein, theils in Gemeinschaft mit Andern geschrieben, ihm eine Summe von 948,000 Francs eingebracht haben. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 240. — 27. August 1832.

Ueber die beiden ersten Versammlungen der britischen Naturforscher zu York im September 1831 und zu Oxford im Juni 1832.

Nach dem Muster der Versammlungen der deutschen Naturforscher, deren neunte, zu Hamburg im September 1830 gehalten, von vielen Briten besucht war*), entstand im vorigen Jahre in England ein ähnlicher Verein, der wie jener den Zweck hat, die Interessen der Wissenschaft durch den persönlichen Zusammentritt von Gelehrten aus allen Theilen des vereinigten Königreichs zu befördern, den persönlichen Austausch der Ideen und Meinungen und die Mittheilungen der Erfahrungen zu erleichtern und sich über das noch nicht Erforschte in der Wissenschaft zu berathen.

Die erste Versammlung fand im September v. J. zu York, dem alten erzbischöflichen Sitze, statt, und übertraf die zuversichtlichsten Erwartungen der Stifter. Es ist in Britanien gegen diese Vereine geschrieben und gesprochen worden, es hat sich bedeutender persönlicher Einfluß dagegen aufgelehnt, öffentliche Behörden haben sie mit eifersüchtigen Augen betrachtet und ihnen allen Beistand versagt, ja sogar einige berühmte Naturforscher haben sich veranlaßt gefunden, dawider zu sein. Allein ungeachtet aller dieser Hindernisse ist der Versuch einer großen Nationalversammlung geglückt; es ist der Grund zu einem allgemeinen Nationalinstitute gelegt, das, an keinen Ort gebunden, die Freiheit hat, von Stadt zu Stadt in dem großen Inselreiche zu wandern, den Geist und die Kenntnisse jeder Gegend aufzunehmen, überall auf die Erhabenheit und Wichtigkeit der Wissenschaft aufmerksam zu machen und in jedem Winkel des Landes irgend einen neuen Samen von wichtigen Entdeckungen zu säen, der gut gepflegt, in einem bis jetzt noch unbekannten Herbst der Ernte reifen mag, — ein Institut, das, auf keine Wissenschaft beschränkt, in seinen umfassenden Grenzen die Jünger aller Zweige der Naturwissenschaften aufzunehmen vermag, die bereit sind, durch die vereinigten Untersuchungen Aller, diejenigen verwickelten Geheimnisse der Natur aufzuklären, welches die eifrigsten Naturforscher bei ihren einzelnen Forschungen ebenso wenig vermögen, als die vereinten Bemühungen aller Gelehrten eines Fachs. Der jetzige Stand der Wissenschaften erfodert wirklich solche Vereine, denn die Grenzen von manchen Zweigen des Wissens, deren Ziel man noch vor wenigen Jahren erreichen und deren Beziehungen zu andern ähnlichen Doctrinen man noch recht gut bestimmen konnte, sind nun so weit vorgerückt, daß sie sich gegenseitig überschritten haben. Daher sieht der Naturforscher, statt der vielen einzelnen und kleinen Felder der Untersuchung, wie früher, jetzt nur ein einziges großes Feld des allgemeinen Wissens, auf welchem die Früchte eines jeden Zweiges unter einander wachsen und sich über einen so weiten Raum ausdehnen, daß sie der größte Geist selbst nicht zu umfassen vermag. Was aber der Fleiß eines Einzelnen nicht kann, das gelingt den vereinigten Bemühungen Vieler; und wenn sich der Chemiker, der Botaniker und der Geolog mit dem Mathematiker und dem Physiker zur Aufklärung verwickelter Naturerscheinungen vereinigen, so ist der Erfolg sicher. Die Wahrheit dieser Ansicht von dem jetzigen Stande des menschlichen Wissens und von dieser Methode, es zu cultiviren, ist unserer Ueberzeugung nach gewiß die richtige.

Die Wahl von York als Versammlungsort der Gesellschaft war eine sehr glückliche; die Stadt liegt fast in der Mitte von Britannien und besitzt eine trefflich eingerichtete gelehrte Gesellschaft, deren talentvoller Vicepräsident, der ehrwürdige Herr William Vernon Harcourt, und deren unermüdlicher Secretair, Hr. Phillips, den Wünschen der Stifter der Gesellschaft der Naturforscher auf das bereitwilligste entgegenkamen und eine Menge von Geschäften übernahmen. Am 26. Sept. fand die erste vorbereitende Versammlung statt, und am Abend gab Hr. Phillips (Verf. einer trefflichen geognostischen Beschreibung von Yorkshire) eine Uebersicht der bemerkenswerthesten geognostischen Erscheinungen der Grafschaft York. Am 27. Sept. fand die erste öffentliche Sitzung der Gesellschaft im Theater statt, und die Anzahl der Mitglieder, die ihre Namen aufgezeichnet hatten, betrug ungefähr 350. Dr. (jetzt Baronet) David Brewster machte den Vorschlag, Lord Milton zum Präsidenten der britischen Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften zu erwählen, welches auch angenommen wurde. Um 5 Uhr Nachmittags fand das erste gemeinschaftliche Mittagsessen statt, zu welchem viele Bewohner von York Früchte und Wildpret verehrt hatten. Um 8 Uhr Abends vereinigte sich die Gesellschaft wiederum im Theater, und Hr. Abraham von Sheffield

*) Vgl. Nr. 202 – 204 d. Bl. f. 1831. D. Red.

hielt eine interessante Vorlesung über den Magnetismus. Die an den nächstfolgenden Tagen gehaltenen Vorlesungen hier alle namhaft zu machen, würde zu weit führen, und um so weniger interessant sein, da es schon in mehren andern Journalen geschehen ist. Es wird nur noch bemerkt, daß der Erzbischof von York als Mitglied der Gesellschaft an den Versammlungen regelmäßig Theil nahm, daß er den übrigen Mitgliedern in dem alten erzbischöflichen Palast ein Mittagsmahl gab, daß auch die Damen von York durch fleißigen Besuch der Versammlungen, besonders Abends, ihr Interesse an der Sache zu erkennen gaben, daß Sonnabends den 31. Sept. die öffentlichen Sitzungen beschlossen wurden, nachdem schon an einem der vorhergehenden Tage Oxford als der Ort der diesjährigen Versammlung erwählt worden war.

Ueber diese, die erst im Monat Juni d. J. statthatte, theilen wir mit, was wir zur Zeit darüber wissen; ein ordentlicher Bericht, in dem alle gehaltene Vorlesungen abgedruckt sind, soll nächstens erscheinen. Die folgenden Notizen entlehnen wir theils aus der „Literary gazette", theils aus dem „Oxford journal" vom Juni und Juli. Schon einige Zeit vorher wurde das große und schöne Gebäude der Clarendon-Druckerei zu Oxford, deren Pressen schon vor längerer Zeit nach einem noch prachtvollern und bequemern neuen Gebäude verlegt wurden, auf die zweckmäßigste Weise zum Empfange der Mitglieder der Gesellschaft eingerichtet. Das zur Leitung der Gesellschaft zu Oxford niedergesetzte Comité, dessen Präsident Prof. Dr. Buckland, und dessen Secretair Prof. Dr. Daubeny waren, ließ es sich vor allen Dingen angelegen sein, dieses Gebäude dem temporairen Gebrauche der Gesellschaft anzupassen, indem jedem Zweig der Wissenschaft ein besonderer Raum angewiesen wurde, wo die Mitglieder zu gewissen Stunden des Tages sich zusammenfinden, conversiren, Vorlesungen halten und treiben können, was sie wollen, wie es in den Versammlungen der deutschen Naturforscher auch schon seit mehren Jahren geschehen ist. Zum allgemeinen Versammlungsort wurde das Theater bestimmt. Mit der größten Bereitwilligkeit wurden alle zur Universität gehörige Gebäude geöffnet und den Kommenden freier Zutritt zu den verschiedenen wichtigen Instituten gestattet. Schon einige Zeit vor der Zusammenkunft erregten die Vorbereitungen eine geräuschvolle Lebendigkeit, und es kostete nicht wenig Mühe, für die Wohnung und den Aufenthalt der erwarteten Ankömmlinge gehörig zu sorgen. Eine große Anzahl derselben traf am Sonntage und Montage (17. u. 18. Juni) ein; der Dienstag war der zur Eröffnung bestimmte Tag. Jedem Mitgliede wurde bei seiner Ankunft von dem vortrefflichen Quartiermeister Dr. Daubeny eine Wohnung angewiesen, alsdann wurde es nach Clarendon geführt, um seinen Namen einzuschreiben und eine Karte in Empfang zu nehmen, die ihm während seines Aufenthalts gleichsam als Paß dienen sollte. Die Versammlung zerfiel in folgende vier Sectionen, deren berühmteste und bekannteste Mitglieder wir zugleich anführen wollen. 1) Mathematik und Physik: Prof. Babbage, Sir D. Brewster, Ingenieur Brunel, Prof. Coddington, Hr. J. D. Forbes, Hr. Davies Gilbert, Prof. Whewell u. m. A. 2) Chemie und Mineralogie: Prof. Dalton, Dr. Daubeny, Prof. Children, Dr. Faraday, Hr. Johnston, Dr. Prout, Dr. Turner u. s. w. 3) Geologie und Geographie: Prof. Buckland, Hr. W. Conybeare, Prof. Sedgwick, Hr. Murchison, Hr. Greenough, Dr. Fitton, Hr. W. Smith, Hr. Witham, Hr. Mantell u. A. 4) Naturgeschichte: Hr. R. Brown, Dr. Williams, Hr. R. Taylor, Hr. Duncan, Dr. Pritchard, Dr. Knox u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Champollion und die ägyptischen Hieroglyphen.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 229.)

Einige Beispiele werden hinreichen, um die Richtigkeit Dessen zu beweisen, was wir soeben über das Mangelhafte des von Champollion angenommenen Systems, die Schrift der alten Aegypter zu übersetzen, gesagt haben. In der zehnten Zeile des hieroglyphischen Theiles der Inschrift von Rosette findet sich folgende Stelle, welcher wir die ihr von Hrn. Champollion gegebene alphabetische Bedeutung beigelassen haben.

Diese Stelle entspricht dem Griechischen „παρέλαβεν βασιλειαν παρὰ τοῦ πατρὸς" (der das Reich von seinem Vater erhalten hat). Selbst mit Hülfe der griechischen Uebersetzung ist es schwer, den Sinn, welchen diese Hieroglyphen enthalten, zu entziffern. Man kann wol leicht die Zeichen, deren Bedeutung die Buchstaben chp, welche das koptische Zeitwort chip (erhalten, empfangen) auszudrücken scheinen, erkennen, sowie auch das Zeichen , welches dem Affixum n entspricht; aber was bedeutet der sitzende Mann mit einem kleinen Gefäße von dreieckiger Form auf dem Kopfe? Hr. Champollion sagt es uns nicht. Die folgende Gruppe bildet nach seiner Lehre das Wort sti, welches er durch „Leitung, Königthum, königliche Gewalt" übersetzt. Nun folgt die Eule, durch welche ein Arm gezogen ist, der ma (Platz) bedeutet; und endlich die Gruppe, welche Champollion für tuev liest und durch Vater übersetzt, obgleich das Wort Vater im Aegyptischen durch iôt gegeben wird. Er unterstützt seine Uebersetzung auf folgende Weise: „Wir haben hier das Wort *tuev* oder *tue*, welches den Begriff Vater ausdrückt; man könnte es auf die koptischen Wurzeln taue (producere, proferre), dessen Stammwurzel von *ta* (dare) und von *ue* (germen) gebildet scheint, zurückführen." Dieser Schluß ist aber unhaltbar, denn taue hat niemals in koptischer Sprache hervorbringen, erzeugen bedeutet. Das Zeitwort *taus* oder *taue* ist in dieser Sprache und in der baschmurischen (bashmurique) Mundart gleichbedeutend, sinnverwandt mit dem griechischen Zeitworte ἐκφέρειν (führen); es gibt auch den Sinn: sprechen, sagen, Wörter aussprechen, aber es kann niemals durch producere (hervorbringen, erzeugen) übersetzt werden. Das Wort *tue*, welches Champollion von diesem Zeitworte ableiten will, kann daher offenbar niemals Vater bedeuten, und wenn diese Gruppe der Inschrift von Rosette diese Bedeutung hat, was allerdings wahrscheinlich ist, so ist sie ideographisch und nicht phonetisch.

Die folgende Inschrift, welche, Champollion's Meinung zufolge, ganz den Sinn der ersten ausdrückt, ist dem Obe-

Briefe des Muretus in drei Büchern, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Albrecht Roder. Nürnberg, Riegel und Wießner. 1832. 8. 1 Thlr.

Die Macht verführt und macht übermüthig, und Cäsar's Wort: „Lieber der Erste in diesem Dorfe als der Zweite in Rom", hat in tausend Schattirungen vor Allen die Philologen gequält. Es ist die Philologie schlechthin eine Hülfswissenschaft, welche der eigentlichen Wissenschaft, der Bildung, das Material zur Verarbeitung bringt. Denn eine Sprache verstehen und die Schriftsteller lesen können, ist noch weiter nichts: einige dreißig Millionen können deutsch lesen, und etwa eine Million, wenn's hoch kommt, wissen etwas Ordentliches von der Lectüre. Es ist aber wahrlich bereits ebenso viel Weisheit im Deutschen in Buchstaben gedrängt worden, will's Gott noch mehr, als in den κατ' ἐξοχην sogenannten alten Sprachen; und doch trägt Jeder, der die Alten liest, einen kleinen Schreier vor sich her, der unaufhörlich von der Gelehrsamkeit seines Herrn brüllen muß. Das ist die Nachtseite des materiell genommenen Begriffs „Philologie", den Weg sehen sie in ihrem Dünkel für das Ziel an, Material zur Gelehrsamkeit für diese selbst. Es ist etwas Anderes mit der höhern Uebersetzung des Worts, und „die Liebe zur Wissenschaft" soll nicht angetastet werden; wenn man auch nicht in Abrede stellen kann, daß diese zum Handwerk gemachte Liebe ewig etwas Krankes an sich trägt und daß mit Recht von jeglichem Philologen erst gesunde Proben seiner Wissenschaft, d. h. seines wahren Strebens nach eigentlicher Wissenschaft, gefodert werden können. Die Fichte'sche Periode, der Fußtritt für allen positiven Kram, die schwerbespannte idealistische Batterie, welche schonungslos, ein großes Ziel verfolgend, Alles überfuhr, ist zwar vorüber, und das Positive ist wieder mehr zu Ansehen gekommen, besonders seit ein neuer Geist so viel Weisheit in der höhern Geschichtskunde gefunden, aber die Zunft hat doch ihren Glanz verloren, und nur die Lehrlinge sehen noch scheu danach hin. Die Essenz der Kaste ist aber noch immer nicht verloren gegangen, sowie der Bramine den Zenar, die Schnur, das Zeichen seiner Wiedergeburt nicht, fahren läßt, — der schwürige Hang zur Oligarchie, der Kern des Adamsapfels, spukt noch im Rector wie im Dorfschulmeister; die Gymnasien dünken sich noch die Pachthäuser der Gelehrsamkeit, die Lehrer die Pächter. Es wird nicht leicht Einen geben, der die Barbarei nicht an den Pforten sähe, sobald er aufhöre, Cicero's Pflichten zu entwickeln, oder des Gorgias Rhetorik zu verdammen. Sie sind noch meist Kleinstädter des gelehrten Staats, Provinzialen, die den Kopf schütteln zu der großen Centralisation, welche man Bildung nennt. Sie halten fest an den mit reinem Standesblute genährten Literaturzeitungen, den verfallenen Burgflecken, der veralteten Aristokratie unserer Gelehrsamkeit; sie eifern noch gegen die Mesalliancen. Kurz, wir haben noch keinen Mangel an Handwerksphilologen, Schul- und Buchstabenmonarchen, die ihre untergeordnete Stelle in der Weiterentwickelung beim bloßen Handlangen noch nicht erkennen und darum noch nicht nach besserer Stellung streben.

Das Alles aber sag' ich bei Gelegenheit dieses Buchs, weil der Uebersetzer kein so eigentlich philologisches, abgebrauchtes Motiv der Uebersetzung vorschiebt. Nicht weil Muretus vortrefflich Latein geschrieben hat, fand ihn Hr. Roder zur öffentlichen Uebersetzung geeignet, wie das jeder alte rechtgläubige Philologe zweifelsohne gethan hätte, sondern weil er im 16. wie Balde im 17. Jahrhunderte als bedeutender Schriftsteller über den Parteien gestanden, und weil er, wie jener als Dichter, so als Prosaist Epoche gemacht habe. Da nun Herder jenen, den bairischen Alcäus, übersetzt, so, meint der Verf., habe er ja auch den christlichen Demosthenes übersetzen können. Das mein' ich nun freilich nicht so; nicht als wollte ich Albrecht Roder das Geschick und die Fähigkeit neben Herder absprechen, im Gegentheil: es ist die Uebersetzung äußerst gewandt, geschickt, glatt und eben in bequemem gerundetem Deutsch; aber ich gestehe dem Muretus keineswegs gleiche Befugniß zu, übersetzt zu werden, wie dem Balde. Das Hauptverdienst des Muret, das, was seinen Namen auf starken Schultern fortträgt durch die Jahrhunderte, ist seine schöne Latinität. Aber die läßt sich nicht übersetzen, die kann nur im Original genossen werden, wie ich zu keinem italischen Himmel komme, wenn man zur Novemberzeit davon spricht. Und die Uebertragung und Mittheilung ist noch geringer, denn die Beschreibung dieses kann meine Phantasie erquicken, die Uebersetzung des schönsten Latein bringt kaum das Skelett eines schönen Körpers — ich sage kaum; denn die Schönheitsbedingungen eines lateinischen sind oft ganz verschieden von denen eines deutschen. Der Verfasser würde den schlechtest schreibenden Schriftsteller in gutes Deutsch übersetzt haben, weil er selbst gut deutsch schreibt.

Kaum die höhere Kunstform, also die des Gedichts, wie bei Balde, sonst nur der Gedanke würdigt den Schriftsteller zum Uebersetztwerden. Das ist der große Unterschied zwischen Balde und Muret, den der Verf. übersehen hat. Balde hat Gutes und Schönes, Muret nur gut und schön geschrieben.

Es sind meist gewöhnliche Dinge, die Muret gewöhnlich bespricht; er steht keineswegs so über den Parteien und der Zeit, wiewol das kein Vorwurf sein soll, denn es heißt nur zu oft hinter seiner Zeit sein, aber er steht auch nicht inmitten seiner Zeit, sondern er sitzt in ihr am Schreibtische, sie rauscht über ihn hin: er ist ihr unterthan. Er ist ein Fürstenknecht wie irgend Einer aus dem 16. Jahrhunderte, und da ihm Stephan Bathory mehr Gehalt geben will, so ist ihm dieser der liebste, und weil der Papst den überbietet, zieht er den Papst vor, und weil es so hergebracht ist und Vortheil bringt, schmeichelt er. Das historische Interesse dieser Briefe ist sehr gering, und der Vorwurf trifft um so schwerer, als ihre Abfassung in die Zeit der europäischen Morgenröthe fällt.

Ich bedaure der guten Uebersetzung halber, daß sie keinen bessern Stoff hat, und da sie nur einige Gymnasiallehrer, die ihre Schüler den Muret übersetzen lassen, benutzen werden, so wird dies Bedauern zuerst der Buchhändler mit mir theilen. Verwendete doch der Verf. sein Geschick auf irgend einen wichtigen Mann, der Wichtiges geschrieben: es würde eine gleich gute Uebersetzung den Deutschen sehr willkommen sein. 115.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster und zweiter Band. Gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugthiere und Vögel, der zweite (1832, 34½ Bog., 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 241. — 28. August 1832.

Ueber die beiden ersten Versammlungen der britischen Naturforscher zu York im September 1831 und zu Oxford im Juni 1832.

(Beschluß aus Nr. 240.)

Die Frühstunden zwischen 10 und 1 Uhr wurden von jedem einzelnen Mitgliede der Versammlung nach seiner Neigung in den verschiedenen wissenschaftlichen Sectionen zugebracht. Es waren über 50 Abhandlungen eingesandt worden, und da oft in mehren Zimmern zu gleicher Zeit interessante Gegenstände erörtert wurden, so bedauerten Viele, daß sie nicht allgegenwärtig sein konnten. Dienstag den 19. Juni um 1 Uhr eröffnete Lord Milton, der Präsident der vorjährigen Versammlung, die allgemeinen Sitzungen mit einer kurzen Rede, deren eine andere von dem diesjährigen Präsidenten Dr. Buckland folgte, der dann auch die Ordnung der Vorlesungen und Beschäftigungen während der Zeit der Versammlung bestimmte. Es wurden nun einige Vorlesungen gehalten, und um 5 Uhr in der großen Halle des neuen Collegiums von den in Oxford wohnenden Mitgliedern der Gesellschaft ein großes Mittagsmahl gegeben, bei dem die interessanteste Unterhaltung herrschte. Es wurden viele Gesundheiten und Trinksprüche ausgebracht: dem König und der Königin, der Universität Oxford, den verschiedenen gelehrten Gesellschaften Großbritanniens, von denen Repräsentanten anwesend waren u. s. w., und die auf eine sinnige Weise beantwortet wurden. Der Toast auf die königl. Gesellschaft der Wissenschaften wurde von deren Vicepräsidenten, Hrn. Davies Gilbert, beantwortet, der unter Anderm auch bemerkte, daß der Präsident, Se. k. H. der Herzog von Sussex, unfehlbar anwesend sein würde, wenn nicht Unwohlsein ihn daran gehindert hätte. Abends wurden in Clarendon wieder Sectionsversammlungen gehalten. Es würde hier offenbar zu weit führen und gegen den Zweck d. Bl. sein, alle die vielen mehr oder minder interessanten Abhandlungen und Gegenstände namhaft zu machen, die theils in den allgemeinen, theils in den Sectionsversammlungen vorgelesen oder besprochen wurden. Wir heben nur folgendes besonders Interessante aus und endigen diese Notizen mit einigen Auszügen aus einer Vorlesung des Prof. Buckland, die allgemeines Interesse hat.

Donnerstags den 21. Juni Morgens zogen der Vicekanzler der Universität und die Vorsteher der Collegien in feierlicher Procession in das Theater, um vier berühmte Naturforscher: Sir D. Brewster, Hrn. R. Brown, Hrn. John Dalton und Hrn. Michael Faraday zu Doctoren der Rechte zu promoviren, welches von dem Prof. des Civilrechts, Hrn. Dr. Phillimore, in dem elegantesten Latein geschah. Später, an demselben Morgen, machten Viele von der Gesellschaft zu Pferde und zu Wagen eine geognostische Excursion in die Umgegend von Oxford unter Leitung des berühmten Geognosten Buckland. Sonnabends den 23. Juni, am Abend, hielt derselbe vor einer sehr glänzenden Versammlung von Herren und Damen zum Beschluß eine durch große Zeichnungen erläuterte Vorlesung über das Gerippe eines gigantischen Thieres der Vorwelt, des Megatheriums, welches kürzlich zum ersten Male von Südamerika nach England gebracht worden ist. Nachdem Prof. Buckland dem verstorbenen Cuvier eine glänzende Lobrede gehalten hatte, bemerkte er über jenes Thier und über das mit ihm verwandte Faulthier, daß sie von allen Naturforschern als die größten Abweichungen von dem gewöhnlichen Bau der vierfüßigen Thiere angesehen würden — Abweichungen, welche immer eine Unvollkommenheit in der Organisation andeuten, ohne einen Vortheil als Entschädigung darzubieten. Der Zweck der Vorlesung war, zu zeigen, daß dergleichen anomale Zustände und Abweichungen, weit davon entfernt, mit Nachtheilen für die Classe von Thieren, bei denen sie vorkommen, verbunden zu sein (eine Meinung, die selbst von Buffon und Cuvier aufgestellt worden), im Gegentheil schlagende Beweise für die reiche und unerschöpfliche Erfindsamkeit der Natur lieferten, indem der Bau jedes erschaffenen Wesens gerade dem Zustand, in dem es zu leben bestimmt, und den ihm zugetheilten Verrichtungen angemessen sei. Die Eigenthümlichkeiten des Faulthiers, welche seine Bewegungen auf der Erde so beschwerlich machen, sind seiner Bestimmung, auf Bäumen und von Blättern zu leben, ganz besonders anpassend. Die Eigenthümlichkeiten des Megatheriums sind nicht weniger weise auf seine Bestimmung, von Wurzeln zu leben, berechnet. Seine Zähne, obgleich schlecht zur Zermalmung von Gras oder Fleisch geeignet, sind wunderbar zum Zernagen der Wurzeln eingerichtet und haben noch den Vortheil, daß sie sich bei ihrer Verrichtung immer wieder schärfen. Die Vorderfüße, welche mehr als eine Elle lang und einen

Fuß breit sind, haben drei ungeheuere Krallen, deren jede über einen Fuß lang ist, und welche die vortrefflichsten Werkzeuge sind, um Wurzeln aus der Erde hervorzukratzen. Die kolossalen Verhältnisse der Hintertheile des Thieres sind darauf berechnet, daß es einen Vorderschenkel zum Graben gebrauchen kann, während das Gewicht des Körpers auf den andern drei Schenkeln ruht. Eine andere Eigenthümlichkeit dieses Thieres besteht darin, daß es mit einem Panzerhemd versehen ist wie das Armadill und einige andere Thiere, die ihre Nahrung durch beständiges Graben in der Erde erhalten. Dieses Panzerhemd ist über einen Zoll dick und hat die Gestalt eines ungeheuern Fasses. Der Professor entwickelte die Meinung, daß diese knochige Rüstung dazu diene, den Thieren das Ungemach zu ersparen, welches sie ohne einen solchen Schutz von dem Staub und Schmuz zu ertragen haben möchten, der sich bei der Art und Weise, wie sie ihre tägliche Nahrung aufsuchen müssen, in ihrem Fell ansetzen würde. Das Megatherium ist ungefähr 12 Fuß lang und 8 Fuß hoch. Das Vordertheil ist verhältnißmäßig leicht und dünn gebaut; hinten ist es aber beinahe doppelt so dick als der größte Elefant. Dr. Buckland schloß mit der wiederholten Bemerkung, „daß dies nur eins von den vielen Beispielen aus der vergleichenden Anatomie sei, die den unerschöpflichen Reichthum der Erfindsamkeit der Natur darthäten", und fügte hinzu, „daß die geologischen Forschungen nicht allein bezweckten, ähnliche Beispiele von der Weisheit, Güte und Sorgfalt des Schöpfers bei allen seinen Werken, sondern auch der Theologie einen mächtigen Bundesgenossen zu verschaffen, indem aus der Uebereinstimmung des Zweckes mit dem Bau und aus der Symmetrie und Harmonie, welche alle organische Wesen sowol in der fossilen als in der jetzt lebenden Welt durchdrängen, hervorgehe, daß Alles seine Existenz von demselben allmächtigen und ewigen Schöpfer herleitet".

Die nächste Zusammenkunft soll in Cambridge, und die fernern sollen in großen Fabrikstädten Englands stattfinden. 106.

Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation. Von Wilhelm Schulz. Stuttgart, Schweizerbart. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie sehr in der jüngsten, so vielfach aufgeregten Zeit die Masse der politischen Literatur angewachsen ist, so hat doch noch keine von den tausend und aber tausend größern Schriften, Flugschriften und Zeitschriften sich die Mühe genommen, den Zustand unsers Vaterlandes in seinem ganzen Zusammenhange und nach allen Seiten hin darzustellen und zu entwickeln. Die vorliegende Schrift, den deutschen Männern Karl v. Rotteck und K. Th. Welcker gewidmet, ist die erste, welche sich umfassend mit diesem zeitgemäßesten Gegenstande beschäftigt. Wenn man also im Einzelnen vielleicht andere Ansichten als der Verf. haben mag, so wird doch kein Politiker, der bei seinen Betrachtungen und Combinationen von einem höhern Gesichtspunkte auszugehen gedenkt, eine Schrift außer Acht lassen, welche alle Erscheinungen unsers öffentlichen Lebens, als gegenseitig sich erläuternd und sich bedingend, von einem festen Standpunkte aus in das Auge faßt und auf ein gemeinsames Princip zurückführt.

Daß der Verf. bei diesen Betrachtungen dem System der linken Seite huldige, bedarf kaum bemerkt zu werden. Deuteten nicht schon die 21½ Bogen des Werks darauf hin, welche es censurfrei machten, so doch um so mehr der Name des Verf. selbst, welcher vor 11—12 Jahren, damals noch Lieutenant, wegen eines von ihm verfaßten politischen Katechismus in Haft und Untersuchung gezogen, endlich aber völlig freigesprochen worden war; der dann, in Pensionsstand gesetzt, sich in Gießen der Rechtsgelehrsamkeit widmete, späterhin in Darmstadt privatisirte, eifrigen Antheil am „Hesperus" nahm und neuerdings, öffentlichen Blättern zufolge, da er die Redaction des „Hesperus" definitiv führen sollte, sich aber mit dessen Eigenthümer, v. Cotta, überwarf, mit seiner Familie aus Würtemberg polizeilich verwiesen ward, obgleich man ihm kein Vergehen oder Verbrechen auch nur namhaft machen konnte, und er zu jeder Sicherstellung der Commune Stuttgarts wegen seines Lebensunterhalts bereit war.

Aber dieser Umstand scheint weniger erbitternd auf S. gewirkt zu haben, als ein seit seinem ersten Auftreten gereifteres Alter belehrend mäßigend klärend. Bei allem Feuer, aller Ironie, allem kräftigen Bilderreichthum, aller Entschiedenheit gehört S. weit mehr der Schule Welcker's und v. Rotteck's an als der Schule Wirth's: er zieht vor, das Vorhandene an- und umzubauen, statt es zu zerstören und tausend Zufälligkeiten zu überlassen, was sie an seine Stelle setzen; er stürmt nicht blos gegen das Alte, er will nicht unbedingt einen ganz neuen Boden der Weltgeschichte schaffen, er zürnt nicht blos, vernichtet oder verneint nicht allein, sondern er prüft Mängel und Vorzüge des Bestehenden, vor seinem Geiste entfaltet sich harmonisch dabei, wie es anders werden könne und solle, und mit sicherer Hand trägt er diese Gebilde seines Geistes, mit gleichzeitiger Benuzung von tausend Notizen und Thatsachen, klar quellend und voll vor das Auge seiner Mitwelt.

Ohne eine fertige Constitution auf das Papier zu werfen, will S. vor Allem die constituirenden Elemente ins Leben gerufen haben, aus welchen ein mächtiger und kräftiger deutscher Volksstaat hervorgeht. Das Princip, oder vielmehr die allgemein bedeutende Thatsache der Culturgeschichte, auf welche Alles bezogen wird, ist mit den Worten ausgedrückt: „Wir befinden uns in jeder Beziehung auf einer Uebergangsstufe, die uns zu neuen Formen der organischen Verbindung des Schaffens und des Wirkens führt; auf diesem Standpunkte haben wir die in jeder Uebergangsperiode unvermeidliche Noth und Gefahren zu bekämpfen, wir haben die Wehen einer neuen Geburt der Zeit zu bestehen, und diese kann nur leicht und glücklich vollendet werden, wenn erst eine Veränderung und Verbesserung unsers Staatsorganismus, wenn namentlich eine engere und festere Verbindung der deutschen Gliederstaaten zu einem Gesammtkörper vorangegangen ist." In seiner Allgemeinheit ist dieser Satz schon oft genug aufgestellt und behauptet worden; sollte man ihn in zwei Worten ausdrücken müssen, so würden diese Einheit Deutschlands heißen; aber wie vielleicht erst v. Rotteck in seiner Rede zu Badenweiler diese Worte deutlich exegisirte und dem Wunsche der Meisten ein entschiedenes Ziel gab, so ist die Anwendung jenes Satzes hier auf die staatsrechtlichen Verhältnisse in Deutschland, und zwar sowol auf das deutsche Bundesrecht als auf das besondere öffentliche Recht der einzelnen Staaten, deutlich, mit der nächsten Gegenwart verknüpft und festen Tritts dann, weiter in die Zukunft hineinschweifend, dargezeigt. Ebenso auf die materiellen Interessen in Landwirthschaft, Gewerb und Handel, auf die moralische und intellectuelle Bildung unsers Volkes, auf die kirchlichen Verhältnisse, auf Kunst und Literatur.

Als die wesentlichste Bedingung für die Verbesserung des Staatsorganismus erscheint ihm ein aus der Mitte und aus dem Vertrauen des Volks hervorgegangenes Organ, welches die Deutschen zu einer nationalen Gesammtheit vereinigt, oder mit andern Worten eine constituirende Versammlung. Mit dieser Ansicht schließt er sich an Welcker, v. Rotteck u. A. Allein er erwartet das Heil keineswegs von dem freien Willen der Regierungen und des Bundestags oder von unbestimmten Aeußerungen der öffentlichen Meinung, von bittweise ausgesprochenen

Anträgen und Wünschen der Ständeversammlungen u. s. w., sondern einzig von der Anwendung der Volkskraft, in entschiedener Behauptung und Verfolgung der schon gewonnenen Volksrechte. Wie er nun entwickelt, wie auf völlig organische Weise und ohne irgend einen revolutionnairen Sprung ein deutscher Volksstaat und eine deutsche Gesammtmacht sich ausbilden können, stellt er doch keineswegs die Behauptung auf, daß sie nur auf diese Weise sich entwickeln werden. An hundert Stellen seines Werks deutet er vielmehr darauf hin, daß und wie gewaltsame Erschütterungen herbeigeführt werden können, und auch für diese Fälle spricht er unumwunden die Ansicht aus, wie dann jeder Einzelne verpflichtet sei, für die Sache, die ihm die rechte scheint, Partei zu ergreifen.

Der erste Abschnitt (S. 1—25) enthält einen kurzen geschichtlichen Rückblick bis auf die Zeit des sogenannten Befreiungskriegs. Es wird darin nachgewiesen, wie die Idee einer nationalen Vereinigung aller Deutschen schon früher Eingang gefunden, aber erst nach der Julirevolution allgemeinere Anerkennung und praktische Bedeutung gewonnen habe. Der zweite (S. 26—37) und dritte Abschnitt (S. 37—51) zeigen die Uebereinstimmung des positiven deutschen Staatsrechts sowie der Erklärungen der Fürsten am wiener Congresse mit einer allgemeinen deutschen Nationalrepräsentation. In diesen beiden Abschnitten werden die von Welcker in seiner bekannten Schrift: „Die Vervollkommnung der organischen Entwickelung des deutschen Bundes ꝛc.", über denselben Gegenstand ausgesprochenen Ansichten zum Theil weiter ausgeführt und begründet. Der Verf. mochte fühlen, daß in der Behandlung der materiellen Interessen des deutschen Volkes und in der Beurtheilung des Einflusses, welchen darauf die politischen Verhältnisse äußern, unsere Tagesliteratur bisher die größte Schwäche gezeigt und die häufigsten Blößen gegeben hatte. In dem vierten Abschnitte (S. 52—107) sucht er daher die wichtigen Fragen über Mauthwesen, über Staatseinnahmen und Staatslasten, sowie überhaupt über die Ursachen des Nothzustandes in Deutschland wenigstens insoweit erschöpfend zu beantworten, als dies mit der Tendenz des Werks im Einklange steht. Auch in der Folge ist noch häufig die Rede von dem Einflusse des politischen Zustandes auf die materielle Wohlfahrt des deutschen Volkes. Nicht minder erschöpfend ist im fünften Abschnitte (S. 107—173) die Nothwendigkeit einer engern nationalen Vereinigung aller Deutschen zur Förderung und Sicherstellung der geistigen und moralischen Interessen nachgewiesen. Zu S. 114 u. 115 dürfte jedoch bemerkt werden müssen, daß der Verf. den Begriff der Souverainetät in einem engern Sinne genommen hat, als dies gewöhnlich zu geschehen pflegt; indem ja auch der König von Großbritannien ohne allen Zweifel für souverain gilt, obgleich dem britischen Unterhause das Recht, die Steuern zu verwilligen oder zu verweigern, im vollsten Umfange eingeräumt ist. Es läßt sich daraus der wichtige Schluß ziehen, daß aus dem Begriffe, welchen der Art. 57 der wiener Schlußacte von der Souverainetät der deutschen Fürsten aufgestellt hat, keineswegs eine Beschränkung des Steuerverweigerungsrechtes der deutschen Landstände in dem Sinne sich ableiten läßt, wie dies neulich in einer vielfach besprochenen Beschlußnahme geschehen ist. Der sechste Abschnitt (S. 174—208) enthält eine sehr scharfe und tief eingehende Kritik der gegenwärtigen deutschen Bundesverfassung, sowie den Beweis ihrer Unzulänglichkeit zur Erhaltung eines dauernden innern Friedens und zur Sicherstellung gegen das Ausland. Im siebenten Abschnitte (S. 208—226) werden die verschiedenen Ansichten, die in neuester Zeit über die zweckmäßigste Bildungsform einer deutschen Nationalrepräsentation zum Vorschein gekommen sind, einer genauern Prüfung unterworfen. Namentlich die Welcker's in seiner vorhin erwähnten Motivsbegründung, P. Pfizer's in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen", v. Wedekind's im „Hesperus", der „Deutschen Tribune", H. K. Hoffmann's in dessen „Beiträgen", E. Münch's in seiner Schrift: „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft" u. A. Der achte Abschnitt (S. 227—248) bringt dann „weitere Vorschläge zur Vervollkommnung der organischen Entwickelung des deutschen Bundes und Widerlegung der Einwürfe gegen die Vortheile einer Nationalrepräsentation". In diesem achten Abschnitte, und zwar S. 244—247, in Verbindung mit dem neunten Abschnitte (S. 249—266), welcher die aus der besondern Stellung und der Politik Oestreichs und Preußens entspringenden Schwierigkeiten ins Auge faßt, sind zugleich im Voraus die Einwendungen widerlegt, die ein flüchtiger Recensent im „Literaturblatte" zum „Morgenblatte" gegen die vom Verf. entwickelten Ansichten erhoben hatte. Der zehnte Abschnitt (S. 266—333) ist der eigentlich praktische Theil des Werkes. Er trägt die Ueberschrift: „Die Mittel zur Gründung einer deutschen Nationalrepräsentation." Der Verf. unterscheidet hier genau zwischen Dem, was zunächst von den deutschen Landständen geschehen kann und geschehen soll, und zwischen Allem, was aus den einmal vorhandenen Elementen in der Folge sich hervorbilden wird und hervorbilden muß. Als jenes Nächste gilt ihm die vollkommene Preßfreiheit, unter der Garantie von Geschworenengerichten; die Anerkennung des Petitions- und Associationsrechts (also auch des Rechts, Volksversammlungen zu halten); die allgemeine Volksbewaffnung; die Errichtung eines ständischen Ausschusses in jedem constitutionnellen Bundesstaate, dessen Befugnisse und Stellung genauer angegeben werden. Als das ferner Liegende dagegen, was jetzt schon nicht aus dem Auge verloren werden soll, bezeichnet er die Gründung eines constitutionnellen Föderativstaats, sobald erst in mehren Staaten die vorgeschlagenen Grundbedingungen für engere politische Vereinigung erfüllt worden sind. Was hier gefodert wird, ist schon aller Orten im constitutionnellen Deutschland zur Sprache gekommen und wenigstens theilweise in mehren Staaten positiv anerkannt. Allein der Verf. zeigt zugleich den innern Zusammenhang des Einen und des Andern; er führt den Beweis, daß ohne die Erfüllung aller dieser Foderungen selbst in den einzelnen von einem vollendeten Organismus im Geiste des repräsentativen Systems noch gar keine Rede sein kann, und leitet daraus die Pflicht der Stände ab, gleichzeitig auf der Erledigung aller, S. 286—298 (I—V) bezeichneten Gegenstände zu beharren. Das Recht und die Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, findet der Verf. in der ständischen Befugniß der Steuerverweigerung; und wie diese Befugniß in ihrer Anwendung sich geltend machen kann, wird S. 319—326 auf eine sehr anschauliche Weise entwickelt, die an die ähnliche Behandlung desselben Gegenstandes in den englischen Blättern erinnert, als unlängst in England von der Verwerfung der Reformbill und von den Mitteln die Rede war, die Genehmigung der Bill gegen den Widerstand der britischen Aristokratie durchzusetzen.

Wenn von irgend einem Werke gesagt werden kann, daß es zur rechten Zeit erschienen ist, so läßt sich dies jetzt, nach den Bundesbeschlüssen vom 28. Juni u. s. w., von der vorliegenden Schrift behaupten. Der ganze Inhalt derselben findet fast buchstäbliche Anwendung auf diese jüngsten Erscheinungen unsers öffentlichen Lebens; er bezeichnet aufs genaueste den rechtlichen und politischen Standpunkt der einzelnen Staaten und Ständeversammlungen im Verhältnisse zu der Gesammtheit des deutschen Bundes, und es hieße einem völlig momentanen Empirismus huldigen, wenn man, wie der oben erwähnte flüchtige Recensent, deswegen jenem Werke geringere Bedeutung schenkte, weil es in einem Augenblicke ans Licht trat, wo das absolute Princip einen oder mehre Schritte vorwärts gethan. Gewiß, an höhere Bedingungen als diese knüpfen sich die Erfolge der Weltgeschichte!

Und so können wir mit voller Ueberzeugung dieses Werk Allen empfehlen, die auf höhere politische Bildung Anspruch machen, insbesondere allen Staatsmännern und landständischen Abgeordneten, allein nicht blos zur flüchtigen Lecture, sondern zum gründlichen Studium.

„Ich habe das neue Werk von Dr. Wilhelm Schulz gelesen; es ist vortrefflich in der Idee und meisterhaft im Styl", schreibt uns ein verehrter Freund, gerade da wir diese Anzeige

zu schließen im Begriffe sind. Und mit dadurch veranlaßt, eine Probe des Styls des Verf. zu geben, beschränken wir uns auf die Worte, womit er sein Werk schließt, nachdem er vorher in warmer Rede an das Volk und an die Abgeordneten des Volks gegen die Sünde der politischen Gleichgültigkeit geeifert hat:

„Wiege sich Keiner mit dem Gedanken ein: Es sind Andere, die für mich wachen, und warum soll ich jetzt, im Hinblicke auf alle die Möglichkeiten der Zukunft, der alten gewohnten Bequemlichkeit mich entschlagen; warum mit unzeitigem Thun und Sorgen mich selbst und Andere aus der Ruhe aufstören und mir und ihnen die Genüsse verbittern, die noch immer das Leben freundlich uns darbietet? Es sind nicht täuschende Träume, nicht wesenlose Phantasien, im Gehirn politischer Hypochondristen erzeugt, es ist unleugbare Gewißheit, daß wir, ohne gesetzlich erlaubte, aber schnelle und entschlossene Selbsthülfe, einer erschütternden Krisis entgegengehen. Wer mit hellem Blicke um sich schaut, und wer dann gewahrt, wie von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde die Elemente der Zwietracht sich häufen; wie stets Andere und Andere in den Kampf der Parteien gerissen werden; wie die bittere Noth immer höher steigt, die zum Theil durch die Schuld der Menschen herbeigeführt worden ist, zum Theil auch durch unabwendbare Verhältnisse, aber deren schlimme Folgen zu mildern und zum Guten zu lenken in der Macht der Menschen stünde; wie das Wohl oder Wehe des Bauers und des Bürgers und aller Classen des Volks an das des Vaterlandes, und wie das Wohl oder Wehe unsers Vaterlandes an das von Frankreich, von Großbritannien, von ganz Europa geknüpft ist: der zweifelt nicht, daß ein ernstes Schicksal mit leisem Finger seine magischen Kreise schlingt, bis sie bald zur ehernen Kette sich vollenden, um auch all' die Schläfer und Träumer, alle die Schwachen und Selbstsüchtigen ins Verderben zu reißen. Wohl mag sich der Ernst des Lebens hinter eine glatte Außenseite, hinter den Anschein täuschender Ruhe verstecken, um euch desto sicherer zu verderben. Aber blicket hin auf Frankreich und zählt die kurzen Stunden, welche verflossen, als der Prunk eines glänzenden Hofes die Augen eines Königs blendete, und als diese Augen unter dem Messer der Guillotine brachen; als eine stolze Königin sich die schimmernden Diamanten in das Haar flocht, und als der Henker dieses Haar vom Haupte schor; als ein friedliches Gedränge und ein freudiger Jubel heute die Stadt belebte, die morgen vom Donner der Geschütze erdröhnte; als sorglose Kinder in denselben Straßen ihr lachendes Spiel trieben, die in der nächsten Stunde von dem Blute ihrer Bewohner rauchten. Das ist die bittere Ironie des Lebens, daß es bis zum letzten entscheidenden Momente den Abgrund mit dem schimmernden Grün der Hoffnung, mit den bunten Blumen einer flüchtigen Freude bedeckt. Wenn dann der zerschmetternde Schlag erfolgt, so ist der Getäuschte doppelt vernichtet, so durch die äußere Gewalt als durch den Schmerz einer vergeblichen Reue. Sind nicht endlich der Zeichen genug geschehen auch in unserm deutschen Vaterlande? Und könnt ihr zu behaupten wagen, daß der erzürnte Geist des immer von Neuem gereizten Volkes versöhnt sei, und daß er durch eitle Worte versöhnt werden könne, weil bis zu dieser Stunde auch der Streit der Parteien nur mit Worten geführt wird? In diesem Streite werden erst die Waffen für den entscheidenden Kampf geschärft, die Leidenschaften werden geweckt, ohne befriedigt zu werden. Aber immer feindlicher fallen die Parteien auseinander, und eine Versöhnung ist nicht zu hoffen, so lange die Vereinigung aller Deutschen nur angepriesen und vorgepredigt, aber nicht erlebt wird, so lange noch die Einheit unsers Vaterlandes keine sichtbare Thatsache geworden ist. Das ist sie nicht eher geworden, bis das gesammte deutsche Volk die Männer seines Vertrauens zu einer Gesammtheit verbunden sieht. Auch dann sind wir nicht plötzlich aller Noth der Gegenwart entrückt; aber der Geist der mahnenden Gerechtigkeit ist versöhnt, das erste Gebot der Zeit ist erfüllt, und für alle Zukunft ist die beruhigende Gewißheit gewonnen, daß Alles errungen und erreicht werden kann, was der besonnene Wille einer großen Nation fodert, was die vereinigten Kräfte einer großen Nation vermögen."

So also der Schluß. Druck und Papier sind gut, und es wurde keineswegs vom Drucker am Satze gezerrt und gesperrt, um die 20 Bogen und darüber voll zu machen. *) G.

Kleine Schriften.

1. Aehrenlese auf dem reichen Felde der Weltgeschichte, zur bessern Kenntniß der Hierarchen, der Aristokraten, der Fürsten und ihrer Minister. Von C. J. Wagenseil. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1832. 8. 1 Thlr.
2. Politisches Taschenbüchlein, oder Erzählungen und Charakterzüge aus der alten und neuen Geschichte zur Belebung eines freien und kräftigen Gemeingeistes unter allen Ständen des deutschen Vaterlandes. Leipzig, Wolbrecht. 1832. 12. 12 Gr.

Beide Bücher sind offenbar dazu bestimmt, auf dem Gebiete der Geschichte und Politik, durch die Lehren der erstern Aufklärung zu befördern, und sie kommen auf diese Weise dem Bedürfnisse unserer Zeit — die, so großartig sie in ihren Zwecken und Strebungen auch ist, doch in Betreff der Mittel oft kleinlich sich zeigt und so gern sich verflacht — fördernd entgegen. Jeder, der in seiner Zeit, mit ihr und für dieselbe lebt, will nun einmal theils auch sein Theil dazu beitragen, daß es im Großen und Ganzen besser werde, theils auch sich selbst stückweise und mosaikmäßig belehren lassen. Und allerdings mag man es unserer Zeit immer wieder zurufen, daß wir mit der Besserung bei uns selbst anfangen müssen, wenn es im Großen und Allgemeinen besser werden soll: werden wir nur besser, bald wird Alles besser sein! Die Emancipation, nach welcher wir im 19. Jahrhundert in so vielen Beziehungen streben, muß von unten ausgehen; sie wird, wenn sie nur erst einen festen Grund findet, auch um so sicherer sich begründen und erbauen lassen; und man wird ihr dann auch von oben entgegenkommen und die Hand bieten — müssen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, mag Der, der seine Zeitgenossen belehren will, es immer mit dem Göthe'schen halten:

> Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
> Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus.
> Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,
> Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus;

und vor Allem kann — die Geschichte solchem Zwecke dienen.

Nr. 1 enthält unter 299 Nummern größere und kleinere Beiträge „zur bessern Kenntniß der Hierarchen, der Aristokraten, der Fürsten und ihrer Minister"; und der bekannte Licht und Wahrheit liebende Herausgeber hat dabei ganz Recht, wenn er ihnen die Worte vorsetzt: „Die Warnung der Geschichte, sprach- und preßfrei vorgetragen, ist das einzige öffentliche Gericht, vor welchem die Machthaber sich noch scheuen; sie allein sichert gegen ihre Willkür und ist der sicherste Wächter bürgerlicher Freiheit." Hier werden aus älterer und neuer Zeit Manche vor dieses Gericht geladen; bestehen werden sie vor ihm nicht, aber — werden sie Andere auch belehren?

Nr. 2 bezweckt ausdrücklich „Belebung eines freien und kräftigen Gemeingeistes unter allen Ständen des deutschen Vaterlandes", und will dazu „einen getreuen Spiegel vergangener und gegenwärtiger Zeit" aufstellen, um „die Enthusiasten beider Parteien wieder zu sich zu bringen"; denn — meint der Sammler, und nicht ganz mit Unrecht — die Streitenden in dem Weltkampfe unserer Zeit sind von der Tarantel gestochen und haben über dem Streite das Ziel aus dem Auge verloren. Jener will daher die trüben Augen zum Sehen wieder fähig machen, indem er ihnen die Bilder vorführt, welche sie fassen und begreifen können. Werden aber die Verblendeten, da sie das nicht sein wollen, in den Spiegel sehen? Der verschiedenen Bilder in diesem Spiegel sind hier 49; indeß enthält manche Nummer nur Raisonnement. 30.

*) Wir werden später noch einmal auf die Schulz'sche Schrift zurückkommen. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 242. — 29. Auguſt 1832.

Muſik und Philoſophie.

Zeitgemäße Betrachtungen.

Wenn die Philoſophie unſerer Tage in ihren univerſalen Beſtrebungen auch eine Kunſtphiloſophie zu gründen ſich bemühte, worin gewiſſermaßen erſt durch ſie alle Künſte zur Vernunft gebracht werden ſollten, ſo ſcheint ſie dagegen an der Muſik eine natürliche Feindin ihrer Kunſtphiloſophie zu haben, denn ſo gern man auch in unſerer philoſophiſchen Zeit jedes Stückchen Brot nicht anders als denkend verzehren und verzehrend durchdenken möchte, ſo iſt doch gar nicht abzuſehen, wie man die Tonmuſe und ihr melodiſches Leben der überall geltend gemachten philoſophiſchen Denk- und Begriffsbeſtimmtheit irgend annähern könne. Die unbegreifliche Schönheit der Muſik mag die Kunſtphiloſophen recht in Verlegenheit geſetzt haben; denn der Poeſie laſſen ſich ideelle Tendenzen ankränkeln, und in den plaſtiſchen Künſten kann man bei den ſichtbar gewordenen Geſtalten des Malers, bei den Statuen des Bildhauers über die Verkörperung der mit ihrer Form identiſchen Idee philoſophiren; aber eine in der Luft entſtehende und mit dem Schalle verſchwebende Welt von Tönen, die gleich trunkenen Bienenſchwärmen ausflattern und wieder auseinanderſtieben, ſcheint der philoſophirenden Betrachtung der Kunſt auch gar keinen Anknüpfungspunkt zu bieten. Der Kunſtphiloſophie iſt es eigen, überall auf Reſultate auszugehen, während eine rein künſtleriſche Auffaſſung das zur Schönheit vollendete Daſein eines Werkes als ſeinen Zweck ſelbſt anſpricht und genießt. Zu welchen Reſultaten wollen es aber die philoſophiſchen Aeſthetiker bei einer Kunſt, wie die Muſik, bringen, welche es für dieſe gründlichen Männer, die Alles auf die Paragraphen ihres Syſtems beziehen müſſen, kaum mit einem beſtimmten Inhalte oder geradezu mit keinem Inhalte zu thun hat. Jedoch gerade von der Muſik könnten die Philoſophen lernen, daß es möglich iſt, auch mit der anſcheinenden Miene des tändelnden Jugendleichtſinns die tiefſten Dinge von der Welt zu ſagen, denn das hat eben die Tonkunſt an der Art, daß ſie mit ihren Melodien nur wie ein ſpieltreibendes Kind erſcheinen will, welches ein übervolles und überſeliges Herz, deſſen es ſich der klugen und wiſſenſchaftlichen Leute wegen faſt ſchämen möchte, hinter ſeinen klingenden muſikaliſchen Figuren bald ſchalkhaft verbirgt, bald mit liebeſuchender Wehmuth ſich hervorwagen läßt in wunderbaren Tonandeutungen, die an jedes Menſchenherz mit der leiſen Frage: verſtehſt du mich? herantönen, aber beiweitem nicht von Jedem verſtanden werden. Die Mittel der Muſik, die Töne, ſind zweideutig, ja, das müſſen wir den gründlichen Männern, welche nicht einſehen können, wie man durch Töne einen beſtimmten Inhalt darzuſtellen vermag, von ſelbſt zugeben; die Geſangtöne, dieſe Engel des menſchlichen Athems, ſowie die Inſtrumentaltöne, dieſe lautwerdenden Harmoniegeiſter der anorganiſchen Natur, ſind aber gleicherweiſe nicht nur zweideutig, ſondern ſogar vieldeutig. Doch es gilt eben in der Muſik, nicht Das, was ſie herausſagt, für das Weſentliche ihrer Darſtellungen zu nehmen, ſondern vielmehr Das, was ſie im tiefſten Seelenhintergrund als ihr wahres Gefühl mehr ahnen läßt denn zur Schau trägt. Der Philoſoph, ſeinen unausſtehlich-göttlichen Begriff als Maßſtab feſthaltend, hat, indem er auf eine Muſik hört, zunächſt keine dringendere Anfoderung, als daß ihm dieſe Muſik auch etwas ſage, woraus er ſich irgend ein ſolides Reſultat mitnehmen könne; denn es gehört zu den Principien dieſer philoſophiſchen Schule, die wir hier meinen, und der Stifter derſelben hat es ſelbſt einmal mit trockenen Worten ausgeſprochen, nämlich, daß es eitle Phantaſterei ſei, von etwas Unſagbarem zu reden und einen Werth darauf zu legen, weil jeder vernünftige Inhalt ſich auch müſſe als ſolcher herausſagen laſſen, und das Unſagbare ſei ſomit nur als das Schlechte und Unvernünftige oder vielmehr als das rein Nichtige und Inhaltsloſe anzuſehen. Für dieſe ihre Herzensmeinung ſcheint die abſolute Philoſophie auch noch an ihrem vielbeſprochenen, aber ſehr precairen Satze: „Was vernünftig iſt, iſt wirklich, und was wirklich iſt, iſt vernünftig", einen Gegenhalt zu haben. Von der Muſik aber könnte die Abſolute lernen, nicht nur, wie wir oben andeuteten, die tiefſten Dinge mit heiterer Kindesmiene zu verhandeln, — was auch ſchön wäre, denn wozu wollen die Philoſophen ihr Geſicht ſo in Runzeln legen und ſo grabesfinſter ausſehen, wie ſie thun, wenn ſie von den tiefen Dingen in der Welt reden? — ſondern auch, daß es etwas Unſagbares im innern Leben des Menſchen gibt, einen heimlichen Seelenſchatz, der nicht in Worten und Begriffen gehoben werden will und kann, und dennoch eines wahrhaften Inhalts voll und übervoll iſt, ſowie es Gebete zu Gott gibt, die nicht geſprochen werden. Dieſes

Unsagbare im Menschen nimmt die Tonkunst auf ihre Flügel, und was als der geistige Zusammenhang durch das Spiel ihrer Melodien hinschwebt, das ist das Flüstern der schüchternen Psyche und ihrer geheimsten Freuden und Schmerzen. Die Musik neckt uns gewissermaßen mit ihrem Inhalte, und während wir nur den künstlichen Zauber der Instrumente und das glockenhelle, frühlingsfrische Organ der Sängerin zu hören scheinen, während wir nur den sinnlichen Schmeichellauten der Töne uns hingeben oder den kunstreich durchgeführten Satz des Componisten bewundern, hat sie sich unvermerkt mit dem Klange ihrer Geigen, Flöten, Bratschen und Gesangtändeleien tiefer in unser Herz geschlichen, und ihr anmuthig verstelltes Lachen und Weinen fängt an, in uns ein Denken und Fühlen zu bedeuten, das uns in den räthselhaftesten Grund unseres Wesens mit Andacht und Liebe versenkt. Die Musik neckt uns wehmüthig-schalkhaft mit ihrem Inhalte, indem sie ihre Instrumente oft von etwas ganz Anderem zu uns sprechen läßt, als was sie uns eigentlich sagen möchte; indem sie ihren Sinn flatterhaft versteckt und verkleidet hinter den schimmernden Putz der glänzendsten Tonstücke, um uns durch die unschuldige Eitelkeit eines harmlos vorüberklingenden Lebensglücks erst in Weltfreude und Erdengenuß hinauszulocken und dann plötzlich wie im Spiel, ehe wir es dachten, mit den goldenen Pfeilen ihrer Töne auch auf eine verborgene Stelle in unserer Brust zu zielen, welche sich zu gleicher Zeit davon verwundet und geheilt findet. So neckt, um ein Gleichniß zu nehmen, die Liebende ihren Freund mit dem Geständnisse: ich liebe Dich! und läßt nur zu Zeiten in ihren Augen Das errathen, was der abweisende Scherz der Lippen noch nie ausgesprochen hat.

Auf solche Subtilitäten des Gefühls, die er als unwürdige Schwärmereien verachtet, mag sich aber der absolute Philosoph nicht einlassen, und wenn man ohne Zweifel behaupten kann, daß nichts als ein offenes und wahrhaft menschliches Gefühl dazu gehört, um die Wirkungen der Musik richtig zu empfinden und zu beurtheilen, so wird eben dieser Behauptung wegen eine Philosophie, welche mit dem Gefühl „als diesem Schlechten", wie sie sich auszudrücken pflegt, nichts zu thun haben will, von aller wahren Musik- und Kunsterkenntniß zurückstehen müssen. Da die Absolute überhaupt den pedantischen Grundsatz bekennt, daß alle Kunst nur etwas Natürliches, d. h. keine geistige Production, sei, so kann man sich wundern, daß sie diese ihre Kunstansicht in Bezug auf die Musik noch nicht bis ins Absurde hinein zur Anwendung gebracht hat, was ihr gar nicht unähnlich sehen würde. Sie dürfte nur bemerklich machen, daß z. B. Glocken, die man dem Winde preisgibt, schon durch den bloßen Luftzug, der sie hin und her bewegt, eine Musik entstehen lassen, an der sich mancher gutherzige Träumer ebenso entzücken und befriedigen könnte als an der künstlichsten Symphonie Beethoven's, und wer jemals in einer schönen Gegend und unter günstigen Verhältnissen des Windes eine solche Naturharmonika zu belauschen Gelegenheit gehabt, wird es in der That gern zugestehen wollen, daß dieses zufällige Concert, von einem musikliebenden Abendlüftchen hervorgebracht, nicht selten eine gleiche und vielleicht selbst rührendere Wirkung auf ihn ausgeübt habe, als ein echt künstlerisches Tonstück. Wie sehr scheint aber nicht dies Phänomen, das wir den philosophischen Musikverkennern hiermit zur Anwendung getrost in die Hände liefern, der Meinung aufzuhelfen, daß die Kunst nur etwas Natürliches und Elementarisches sei, und wie sehr muß dadurch vollends die Musik selbst in der Ansicht jener Herren an aller höhern geistigen Bedeutung, von welcher ihre Jünger und Liebhaber phantasiren, einbüßen! Was gilt's, die Musik ist am Ende nichts als eine andere Art von Luxusartikel, und wie man die Finger mit goldenen Ringen schmückt und die Damen ihren Putz durch Juwelen und Armbänder erhöhen, so mag der heutige Zeitgeschmack, schöne Lippen durch hervorsprudelnden Gesang noch schöner zu zeigen, als ziemlich herrschend gewordene Mode hingehen, und die so zum bloßen Lippenzierrath dienende Musik hat man gewiß nicht nöthig für eine dem Geist angehörige Kunst anzusehen, da sie ja rein die Stelle anderer von der Natur hervorgebrachter und nur von der Technik zu einer niedlichen Form ausgearbeiteter Schmucksachen vertritt, und, wie gesagt, sogar ein unvernünftiger Wind schon im Stande ist, Musik zu machen! Es kann sein, daß die Tonkunst bei vielen sie ausübenden Modemenschen auch wirklich nur den windigen Sinn einer Galanteriewaare hat, wiewol ganz naiver Weise; aber daß wir die eben angeführte niedrige Ansicht von der Musik auch den philosophischen Aesthetikern, die eigentlich überall die tiefere und tiefste Bedeutung der Dinge nachweisen sollten, in der That zuschreiben müssen, ist theils kläglich genug, theils jedoch gar nicht zu verwundern, da dieselben von der Kunst überhaupt keine höhere besitzen. Zwar hat es bis jetzt noch gefehlt, daß man das von uns zur Anwendung vorgeschlagene Phänomen dazu gebraucht hat, die geistige Bedeutungslosigkeit der Musik daraus abzuleiten; aber dennoch hat Hegel in seinen Vorlesungen über Aesthetik an der flüchtigen Stelle, wo er von der Tonkunst handelt, einmal ohne Rückhalt es ausgesprochen, „daß er sich bei der Musik nichts zu denken wisse, und daß es überhaupt die Eigenthümlichkeit derselben sei, den Geist in Träumereien zu versenken und somit am Ende Langweile hervorzubringen." Wer kann dafür, daß einem sonst so gründlichen und verehrungswürdigen Manne gerade der Kunstsinn versagt war? Die Anmaßung aber hat nur der Standpunkt des Systems mit sich gebracht, nämlich sich berufen zu glauben, daß man durch die bloße Anwendung des philosophischen Begriffs Alles und Jedes, auch Das, wovon man eigentlich nichts versteht, besprechen, beurtheilen und verurtheilen könne, nur um in der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften keine Lücke zu lassen.

Was jedoch jene Windharmonika anbetrifft, so kann sie, anstatt zum Beleg für die Zufälligkeit des Vorhandenseins der Musik zu dienen, vielmehr dazu gebraucht werden, um die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Existenz in der Welt zu beweisen. Wie es die Schwere aller Körper mit sich bringt, nach bestimmten Gesetzen zu fallen, so ist es der Reiz der Gegenseitigkeit, durch welche

treffen, was sie von der bloßen Natürlichkeit der Kunst überhaupt zu sagen sich unterfangen.

Die Sehnsucht nach einer höhern, geistigern Musik, als die blos formelle und gewissermaßen architektonische der gesetzmäßigen Naturharmonie ist, verräth die Materie, wie oben bereits angedeutet wurde, durch den Schall, der als Laut der Berührung schon ein lebendigeres Verhältniß der Körper zu einander ausdrückt. Der Schall erlebt jedoch nur durch den Menschen seine Vergeistigung und Vervollständigung zur Musik. In der Natur selbst verbleibt er ein Schall, eine Beute der ihn verflüchtigenden Luft, und die an ihn sich anschmiegende Echo, welche aus der Felsschlucht heraus ihm bei seinem schnellen Vergehen den klagenden Nachhall widmet, scheint die geheime Seele des Schalls zu sein, welche über die Fluren ihr Trauergeflüster hintönen läßt, daß der Schall in der Natur hat ersterben müssen, ohne zur Musik werden zu können. Die Musik selbst ist daher geistigen Wesens, weil sie in ihrer höchsten Ausbildung nur aus der Harmonie der menschlichen Seele stammt; aber den elementaren Schall, der als unbefriedigter Sehnsuchtslaut durch Raum und Zeit irrt, hat die Kunst des Menschen in den musikalischen Instrumenten gewissermaßen aufgefangen und festgehalten und ihm in diesen durch die Bedingung eines bestimmten Raumes, der ihm zur Ausfüllung angewiesen wird, und durch das auferlegte Gesetz des Zeitmaßes, dem er sich unterwerfen muß, die Fähigkeit, sich zur Musik zu erheben, eröffnet. Sowie ein Gedanke erst durch die Behandlung zum Gedicht wird, so der Schall nun erst unter der künstlichen Bedingung der Instrumente zur Musik.

(Der Beschluß folgt.)

Holland und Belgien. Eine Untersuchung über Belgiens Verhältnisse zu Holland, mit besonderer Rücksicht auf die Trennungsfrage. Nebst Actenstücken. Frankfurt, Brönner. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Der Verf. dieser Schrift, der schon, nach dem Vorworte, das Schriftchen: „Der Aufstand der Belgier im Sept. 1830" (1831), verfaßt hat (er unterzeichnet sich hier S. VII: Dr. A. in Frankfurt am Main), hat in der vorliegenden Untersuchung theils Rückblicke auf die Geschichte der Niederlande, theils eine kurze Uebersicht der Verhältnisse Belgiens zu Holland geben wollen, und sucht darauf, indem er die Haupteinwendungen heraushebt, welche die Belgier gegen eine Vereinigung anführen, darzuthun, daß die gänzliche Trennung von Holland nicht im Interesse Belgiens liege, daß ebenso wenig die Wiedervereinigung mit Belgien einen materiellen Werth für Holland habe, daß es aber die Ehre und Würde des Königs der Niederlande erfodere, bei der von den Generalstaaten (am 29. Sept. 1830) erklärten legislativen und administrativen Trennung Belgiens von Holland unter gemeinschaftlicher Oberhoheit des Hauses Nassau zu beharren. Was diesen Zweck der Untersuchung des Verf. anlangt, so war schon E. M. Arndt („Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande", 1831) der Meinung, daß, wenn auch die nördlichen und südlichen Niederlande als zwei besondere Staaten für immer getrennt werden sollten, doch ein Fürst aus dem Hause Oranien auch in dem abgetrennten südlichen Theile wieder der Herr werden müsse. Indeß, wenn es auch mit dieser Meinung seine Richtigkeit haben sollte — die Conferenz in London und die Belgier haben es anders gewollt, und einen Neger kann man nun einmal nicht weiß waschen! Jene Untersuchung mag also immerhin ein wissenschaftliches Interesse haben; die Praxis hat es, wie oft, so auch hier, wenigstens zur Zeit nicht mit der Theorie gehalten, und — tu l'as voulu, George Dandin! Was will, gegen solche Waffen, der Verf. mit aller seiner Wahrheit und Unparteilichkeit? was wollen selbst die Lehren der Weltgeschichte?

Die ganze vorliegende Schrift zerfällt in sechs Abtheilungen. Die erste hat es mit der Wiedervereinigung Belgiens mit Holland und mit der Frage zu thun, ob sie für Belgien und für Holland vortheilhaft oder nachtheilig sei? Das Resultat, zu welchem der Verf. dabei gelangt, haben wir schon oben ausgesprochen. Er gelangt zu demselben zuvörderst auf geschichtlichem Wege, indem er nämlich (S. 3—31) eine genaue Beschreibung von Belgiens Lage, eine treue Analyse seiner Geschichte und seiner Verhältnisse mit den Nationen, von welchen es beherrscht worden ist, vorausschickt und dann (S. 31—50) die Einwürfe zu beantworten sucht, welche neuerdings, und nach der factischen Trennung im Sept. 1830, einer Wiedervereinigung Belgiens mit Holland entgegengestellt worden sind. Dabei hätte jedoch der Verf. auf die griefs der Belgier gegen die holländische Regierung, z. B. in Ansehung der angeblich beabsichtigten Protestantisirung Belgiens, der Freiheit des Unterrichts, der Sprache, der ungebührlichen Bevorzugung der Holländer bei Besetzung von Staatsämtern, in Ansehung der Civilverfassung und des Criminalverfahrens und der Verletzungen der Constitution von 1814, mehr Rücksicht nehmen sollen, um auch daran erkennen zu können, was es mit diesen Beschwerden für eine Bewandniß gehabt, was man damit gewollt, und welchen Antheil daran sowol die ultramontane als die aristokratische und französisch-liberale Partei, jede zu ihren Zwecken, gehabt habe. Er würde dann Dasjenige, was er am Ende der ersten Abtheilung (S. 71) sagt: „Ewige Schande! Untreue, Undank, Meineid und Unzufriedenheit sind von Christi Geburt an bis auf die neuesten Zeiten in den Annalen des belgischen Volkes zu lesen. Warum sollten nun die Holländer eine Trennung von diesem zanksüchtigen, wortbrüchigen und ewig mobilen Volke mit ungünstigen Augen ansehen?" auch noch besser haben motiviren können. — In der zweiten Abtheilung (S. 72—82) werden drei Briefe eines Holländers, vom Nov. 1831, an den englischen „Standard", über die Politik der Conferenz zu London gegen den König von Holland mitgetheilt; wenn wir nicht irren, haben dieselben bereits in der „Allgemeinen Zeitung" gestanden. Die dritte Abtheilung (S. 83—86) macht die Nothwendigkeit für Deutschland geltend, die uralten Handelsbeziehungen mit Holland noch fester zu knüpfen und sich gegen die ihm von Belgien her drohende Ueberschwemmung mit englischen und französischen Fabrikaten zu sichern. In der vierten Abtheilung (S. 87—107) hat der Verf. die Discussion über die belgischen Angelegenheiten in der Sitzung des englischen Oberhauses vom 26. Jan. 1831 mitgetheilt, welcher er dann in der fünften (S. 108—119) das schon oben angegebene Endresultat, was nämlich die Ehre und die Würde des Königs der Niederlande erfodere, nebst manchen beißenden und wol auch treffenden Bemerkungen über die mit sich selbst aus dem Jahre 1821 in Ansehung Piemonts und Neapels im grellsten Widerspruche stehende Politik Europas im Jahre 1830 fg. folgen läßt. Da die Wichtigkeit des Gegenstandes sowol für Holland als für ganz Europa eine strenge Untersuchung der einzelnen Verhältnisse Hollands und Belgiens nothwendig machte, so hat der Verf. für diesen Zweck auch die hauptsächlichsten Actenstücke der londoner Conferenz, sowie die Mittheilungen des niederländischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten über den Gang der Verhandlungen, nach dem holländischen Grundtexte genau revidirt, in vollständiger Uebersetzung unter Nr. VI (S. 120—261) hinzugefügt, sodaß daraus ein Jeder sich selbst sein Urtheil bilden kann. Das kann und soll auch ein Jeder, der es sonst redlich will, über die ganze Frage selbst; er kann es auch nach Anleitung der vorliegenden Schrift, und — nicht immer werden die Leidenschaften die Stimme der Vernunft und der Geschichte übertäuben!

30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 243. — 30. Auguſt 1832.

Muſik und Philoſophie.

Zeitgemäße Betrachtungen.

(Beſchluß aus Nr. 242.)

Aus dieſer unſerer Anſicht folgt auch, daß die muſikaliſchen Inſtrumente keineswegs, wie manche Muſiktheoretiker gemeint haben, eine Nachahmung der menſchlichen Stimme ſind, ſondern eben die zur Kunſt erhobene Ausbildung und Idealiſirung des elementaren Schalls der Materie, welcher in dieſer Form die Menſchenſtimme ſogar an Vielfältigkeit der Modulationen noch übertreffen kann. Die Stimme iſt ſonſt allerdings das Primaire gegen die Inſtrumente, und der in der Menſchenbruſt vergeiſtigte Schall war die erſte Muſik, die durch die Welt erklang, mit welcher der Menſch ſich ſchon in harmoniſchen Weiſen zum Lobe des Schöpfers und alles Deſſen, was er liebte und empfand, verſuchte, noch ehe eine kühne und geiſtreiche Erfindung darauf gekommen war, auch in der anorganiſchen Natur, wie im Holz und in der Darmſaite, den ihr eigenthümlich inwohnenden elementaren Schall zum wirklichen Muſikausdruck eines Inſtrumentes auszubilden. Das Inſtrument iſt ſonach auch etwas Eigenthümliches gegen die Stimme, und auf der Verſchiedenheit beider beruht eben die Vielſeitigkeit der dramatiſchen Wirkung in der Opernmuſik, wo Sänger und Orcheſter concertirend einander gegenüberſtehen, während nur das noch ungeübte und verwirrte Ohr des Laien ein Uniſono zu hören wähnt. Wenn ſich nun aber die Muſik auf der höchſten Stufe ihrer Vollkommenheit ganz zu der geiſtigen Macht und Selbſtändigkeit einer Kunſt erhoben hat, ſo ſcheint dagegen — um das oben gebrauchte Bild jetzt zur weitern Anwendung herbeizuziehen — die Windharmonica, die mit den Glockentönen ihr muſikaliſches Spiel treibt, eine von der Natur ſelbſt dargebotene Erinnerung für die Muſik zu ſein, welche ſie an ihren elementaren Urſprung aus dem Schalle der Materie mahnt; ſie mahnt die Muſik jedoch nicht nur an ihren elementaren Urſprung, ſondern enthält auch zugleich damit die Anerkennung in ſich, wie ſehr dieſelbe in ihrem Blütezuſtande als Kunſt von den bloßen Anfängen des Naturſpiels weitergeſchritten und die Muſe des zarteſten Seelenausdrucks geworden ſei. Was die Windharmonica ſo andeutet, ſcheint auch der Vogelgeſang zu lehren, denn auch in dem ſchönſten Schlage der Nachtigall vernehmen wir doch nur ein muſikaliſches Naturſpiel, welches eben deshalb, weil es im Bereiche des nur Natürlichen geblieben, nicht zur echten Muſik hat werden können, ſondern als ſchmelzender Klageaccord in die Lüfte hinirrt. Auch die Nachtigall weiſt in ihren Liederverſuchen auf den Menſchen hin und erinnert daran, daß nur er die Melodien, an deren einzelnen Lauten ſie ihr Leben hinbringt, in ein geiſtiges Ganzes zuſammenzufinden vermöge.

So wären wir denn durch den Gang der bisher unternommenen Betrachtung wie von ſelbſt dahin gelangt, das philoſophiſch ſein ſollende Gerede der Abſoluten von der bloßen Natürlichkeit der Kunſt hier in Bezug auf die Muſik widerlegt zu haben, und zwar auf einem, wie uns dünkt, logiſchen und wiſſenſchaftlichen Wege. Die, welche der Meinung ſind, daß ſich bei der Muſik nichts denken laſſe, mögen es uns nun auch zugleich verzeihen, daß wir in Obigem den Verſuch machten, über den Urſprung der Muſik zu denken. Nachdem wir uns über denſelben ausgeſprochen, ließe ſich nun vielleicht noch mit Fug in Erwägung ziehen, ob denn nicht auch die Muſik ſelbſt innerhalb ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit zu Gedanken führe, mit Gedanken ſich beſchäftige oder dem durchaus denken wollenden Zuhörer nicht etwas mehr gewähren könne als ein bald langweilig werdendes Schmeichelconcert für das Ohr, und einige Erörterungen hierüber mögen unſere diesmalige Betrachtung über das Verhältniß der Muſik zur Philoſophie vervollſtändigen und beſchließen.

Wer einen Gedanken nur in Paragraphenform als ſolchen gelten laſſen kann, der fliehe Muſik und Kunſt, denn für ihn iſt die Welt des Schönen eine gedankenloſe! Die Philoſophie unſerer Tage hat die Anmaßung nicht verhehlt, ſich als das ausſchließliche Reich der Gedanken hinzuſtellen, aber ſie könnte nur dann Recht haben, wenn es wahr wäre, daß der abſtracte und auf ſich ſelbſt gerichtete Gedanke der einzig würdige Inhalt für den denkenden Menſchen iſt. Der abſtracte philoſophiſche Gedanke iſt jedoch nur ein abgeſchiedener Geiſt, der, nachdem er das ſterbliche Körperleben von ſich abgeworfen, aus dem fernen Jenſeits der Reflexion herüber in die hinter ihm zurückgebliebene Sinnlichkeit des Erdendaſeins hineinſcheint, um Das, was die Menſchen in Unbefangenheit beglückt und was ſie Friſche des Lebens nennen, als ein Vergängliches und Nichtiges aufzuzeigen, das nur dazu beſtimmt

sei, sich zu opfern, um ihn, den abgeschiedenen Geist, hervorzubringen. Höre gern in manchen Stunden mit schauerlicher Andacht auf diesen Grabesruf des abgeschiedenen Geistes, der durch die heutige Philosophie seine Lehrerstimme erschallen läßt, denn du wirst ihm eine Höhe des Standpunktes zugestehen müssen, von dem du, wenn du auch vor ihm schwindelst, doch manchen wichtigen Aufschluß empfangen und an dem du den alten Fluch des Wissens erleben kannst, dein Bewußtsein bereichert zu sehen mit einem Besitz, der sich dir bald in Grausen verwandeln wird. Dann laß uns diesen abstracten philosophischen Gedanken wieder fliehen in der Ueberzeugung, daß Philosophie und Gedanke auch innerhalb des Lebens selbst wurzeln und aus diesem sich erzeugen können, und nicht allein auf jener Haarseilspitze, auf welcher der absolute Idealismus vermittelst seiner Dialektik des Begriffs die einzig echte und ausschließliche Philosophie aufzubauen wähnt. Das Leben und die Kunst müssen uns auch zur Philosophie werden können, denn philosophiren heißt ja doch ganz einfach nichts weiter als denken, und in ihrem Denken bringen die Menschen und Völker das Eigenste und Liebste ihres Wesens zur Gestaltung. Aber dies Denken, welches durch aller Menschen und Völker Wesen geht wie ein allgemeiner Pulsschlag, wirkt als der thätige Trieb in jeglicher Production des Lebens und erscheint mithin auch in der Kunst als die unsterbliche Seele derselben, denn was hätte die Kunst für eine Bedeutung für die Völker, wenn nicht das Denken der Völker darin wäre! Die abstracten Philosophen, die nicht aus sich herauskönnen, wollen jedoch das Denken in der Kunst auch als Gedankenform verwirklicht sehen, und darin beruht ihr unverbesserlicher Irrthum, weil sie jenes Denken nicht verstehen, welches sich in Bildern und Tönen andeutet und ahnen läßt. In Bildern und Tönen wird aber nur das Denken in der Kunst lebendig und sichtbar, wie der heilige Geist nur in Gestalt der Taube.

Wie Orpheus die Geliebte, welche er durch den Zauber seiner Melodien der Nacht der Unterirdischen noch einmal abgewonnen hatte, wieder verlieren mußte, weil er das Gebot, sich nicht auf dem Wege nach ihr umzusehen, übertreten, so würde uns ebenfalls in einer Kunst, wie die Musik ist, das auch ihr nach ihrer Weise eigenthümlich inwohnende Denken bald ganz entschwinden, d. h. wir würden ihr wahres Wesen einbüßen, wenn wir uns auf dem Wege, den sie uns in mannichfachen und für unsere ungeduldige Sehnsucht nach dem Inhalt oft zu weit führenden Abstufungen bis zu dem eigentlichen Endziel ihrer beabsichtigten Wirkung hinleitet, zu sehr nach den einzelnen Gedanken in ihr umsehen wollten. Das Denken, welches in der Philosophie als Begriff, in der Poesie aber als Gedankenbild heraustritt, erscheint in der Musik, möchten wir sagen, als eine Gedankenstimmung. In der Tonkunst ist Alles Stimmung, aber nichts Maxime, denn eben durch die Stimmung, in welche die Musik uns versetzt, erreicht sie ihre eigentlichste Wirkung, indem sie ihre Zwecke in uns selbst sich entwickeln läßt. Daher könnte man behaupten, daß auf der jenseitigen Grenze der Musik die Philosophie anfange, und welcher begeisterte Kunstfreund hat es nicht an sich erlebt, daß er von der überschwänglichen Stimmung, welche eine große Tonschöpfung in ihm erregt, erst dann wieder frei geworden, nachdem er Das, was die Klänge in ihm wach gerufen, in Gedankenform aus sich herausphilosophirt hat, wozu in frischen und phantasiereichen Jugendjahren, wenn man aus einer Oper von Gluck oder Mozart kommt, eine ganze Sommernacht, am Freundesarm in Spaziergängen hingewandelt, des Gesprächstoffes nicht ermangelt. Ich wenigstens kann ohne Affectation versichern, daß ein solcher Musikabend im Theater oft mehr eigenthümliche philosophische Gedankengänge in mir eröffnet hat als die Lecture mancher Systeme, welche mit ihrer für etwas Großes angesehenen Strengwissenschaftlichkeit renommiren. Weil die Tonkunst die schmeichelnde Muse der Seelenstimmung ist und als solche Jedem Jedes gibt, dem Schwachen Trost, dem Starken Kraft, dem Eitlen Lebensflitter und dem Denker Aussichten in die Ewigkeit der unendlichen Zukunft, deshalb ist sie eben eine so populaire Kunst und mehr als eine andere Eigenthum des Volkes. Die Volks- und Gesellschaftssitte hat daher seit den frühesten Zeiten unter allen Künsten immer die Musik zur vertrauten Herrin, Dienerin oder Freundin sich erwählt, und die wechselnden täglichen Stimmungen, welche das menschliche Leben bald in Freuden- und Trauerfesten, bald in kirchlicher Gottesandacht oder selbst bei öffentlichen Staatsgeschäften durchlaufen, muß die Musik alle begleiten, auffrischen und schmücken durch ihr anschmiegendes Wesen, noch heut bei uns sowie ehemals, sogar bei den uncultivirtesten Hirtenvölkern. Die Musik umschwebt deine Wiege und ruft dich mit ihren Glockenklängen zur Taufe; sie bringt deiner Liebe ein Ständchen und feiert deinem Hochzeitstag als der sinnigste, dein geheimstes Glück am zartesten verstehende Gast unter den Gästen; als Ballmusik vergißt sie mit dir alle Schwere des Daseins und führt dich zum Tanze, in die leichtsinnigen Reihen des hüpfenden, tändelnden Lebensgenusses, durch welche sie als das ordnende Gesetz der süßen Trunkenheit hinschreitet; die Musik folgt dir auf die Reise und lockt dich wanderlustig mit schmetternden Posthorntönen in alle Fernen und Weiten der großen Gotteswelt hinaus; sie zieht mit dir in den Krieg, und an ihren Trommelwirbeln und Trompetenstößen entzünden sich die wilden Geister der Schlacht; sie legt sich auch sanft auf dein Grab mit Trauergeläute und Scheidegesang, und wenn die Deinigen dich im lautlosen Schmerz hinuntersenken, ist sie die letzte Erdenstimme, welche dir nachhallt auf deinem letzten Wege. Die Musik hilft Könige krönen und Verbrecher hinrichten; sie hilft dem Armen sein Brot erwerben und versüßt dem Reichen sein Mahl; Musik ist ein Allerseelenfest, das durch die ganze Welt empfunden und verstanden wird. Wenn aber die Musik so überall dabei ist in allen Stimmungen und Zuständen des Lebens, muß sie auch eine weise und lehrreiche, ja eine philosophische Kunst sein, denn sie kann viel Stoff zum Denken in sich aufnehmen und viele Erfahrungen machen bei ihrer vertrauten Gemeinschaft mit

der Menschen Herz und Schicksal, und dieser Denkstoff und diese Welterfahrungen ruhen auch auf ihren Saiten, und jede ihrer Melodien ist wie die Knospe einer verschlossenen Weisheit. Für Den, der Ohren hat zu hören, und Augen des Geistes zu sehen, bricht die schamhafte Tonknospe leise aus einander, und, groß wachsend, schaut sie ihn an wie die Lotosblume, auf deren Blättern ein Gott sich wiegt. Für Den ist die Musik auch eine Philosophie.

Was ist denn nun die Musik für eine Philosophie? — Sie ist eine spielende Transscendentalphilosophie! — Hier höre ich schon rings den Spott der Verstandesklugen und Alltagsweisen, der Strengwissenschaftlichen und aller abstracten und concreten Philister! Der meint, das sei Phantasterei oder Mysticismus, und Jener wird witzig, indem er behauptet, ich mache die Musik dadurch zu einer Kantianerin! Das war allerdings das Poetische in der Kant'schen Philosophie, was ihr heutzutage von den Absoluten als eine Mangelhaftigkeit des Begriffs angerechnet zu werden pflegt, daß sie nämlich nicht, wie Hegel, die Idee des Lebens schon im Diesseits concentrirte und abschloß, sondern dieselbe sich ihr in zwei Welten theilte, von denen sich die eine zu der jenseitigen andern in transscendenter Sehnsucht und Ahnung hinüberbewegt. Ist nun unter den Philosophien die Kant'sche eine Transscendentalharmonie, so könnte man unter den Künsten die Musik schon der Eigenthümlichkeit wegen, daß sie ihre Tongebäude in einer den empirischen Sinnen jenseits liegenden Sphäre aufführt, wol nicht mit Unrecht und ganz einfach die transscendentale nennen, und wer bei diesem ihrem Transscendiren und Sichhinüberspielen aus dem Sinnlichen in das Geistige etwas zu denken im Stande ist, Dem mag es auch nicht verwehrt sein, an der Musik eine anmuthig docirende Transscendentalphilosophie zu haben. Darum stimmt auch die Tonkunst so viele Menschen fast nur zur Wehmuth und sanftern Lust, seltener zur lauten Freude, weil sie ein solches Hinüberschlagen in ein unendliches Jenseits ist, zu dem sich die Gefühle nur in Klängen hinwagen, sowie Kant das Ding an sich als nur in transscendenten Ahnungen zu erfassen bezeichnete. Das Transscendentalspiel der Musik, von dem wir hier in dieser Weise sprechen, hat, wie uns dünkt, der Volksglaube schon von alten Zeiten her in der rührenden Mythe vom Schwanengesang, bewußt oder unbewußt, angedeutet. Der stille, von den Griechen dem Apollo geheiligte und mit Wahrsagerkraft begabte Schwan scheint zur Harmonie seines schönen Lebens, das er in sanften und regelmäßigen Bewegungen auf der Welle hinbringt, nur der tönenden Stimme zu ermangeln, um das Musikalische, das sein Wesen in sich hat und das seinen weichen Mädchenhals schwellt, auszuathmen, aber erst im Tode verleiht ihm die Sage den Gesang, und nur dem Sterbenden erst löst der Gott die Zunge für die Melodie, sodaß er zu sein aufhört, indem er zu singen anfängt, und in der erlangten Musik sein Dasein verschwebt und hinübertönt. Die Musik zu erreichen, scheint die Lebensaufgabe des Schwans zu sein, nach der er in anmuthigen Kreisen über das Wasser auszieht, und wie nach unserer oben ausgeführten Bemerkung die Natur ihre Harmonie nur in der Melodie der Bewegung findet, so läßt sich auch der Ursprung von der Schwanengesangsmythe leicht auf die rhythmischen Bewegungen, mit welchen das graziös rudernde Thier die Welle durchschneidet, erklärend zurückführen, besonders da bei den Alten die Schwäne nicht nur im Tode, sondern überhaupt, als singend gedacht werden. Nach einigen Stellen bei griechischen Dichtern singen die Schwäne auch nur, wann der Westwind weht, was auf das Entstehen ihrer Musik durch das Rauschen der Flügel zu deuten scheint, welche sie dem kosenden Zephyr mit verlangendem Geräusch entgegenflattern lassen, und so könnte man, käme es darauf an, die Schwanenmusik noch vielfältig als ein durch natürliche Verhältnisse gegebenes Bild nachweisen, wenn Jemand noch daran zweifeln möchte, daß der Schwan, wie er im Abendgold der Welle auf dem stillen See sich wiegt, nicht schon an sich eine musikalische Gestalt sei. Die Schwanengesangsmythe, natürlich aufgefaßt, würde nichts weiter als den phantasiereichen Volkssinn auch hier bewähren, der selbst in der architektonischen Symmetrie der Bewegung ein Musikspiel zu empfinden weiß, aber eine eigentliche Tiefe der Bedeutung gewinnt die Sage nur in Beziehung auf den sterbenden Schwan, und hier könnte man zweifeln, ob Verherrlichung des Todes oder Verherrlichung der Musik ihr mythischer Sinn sei. Nach unserer Ansicht Beides, denn der Schwanengesang, der gleichnißweise auch ins menschliche Leben übergegangen und uns oft darin gemahnt, ist einerseits der sanfte Hauch eines schönen Todes, welcher den Inbegriff eines reinen, unbefleckten Lebens als Gesang ausathmet und die zerstreuten Accorde der Harmonie, die bisher nur vereinzelt das mangelhafte Dasein umschwebten und lockten, nun zu einer ausklingengen Feiermelodie der Vollendung zusammenfindet; andrerseits ist er die zur Sprache des tiefsten Lebensgeheimnisses geweihte Kraft der Musik, welche hier recht eigentlich als die Transscendentalharmonie erscheint, indem an ihren Tönen sich ein Dasein hinüberspielt in die jenseitige selige Zukunft. Der Sinn des Schwanenliedes geht auch in ethischer Anwendung durch das ganze christliche Leben, und er ist in der That so christlich und zugleich so sentimental, daß man sich wundern kann, ihn bereits in der antiken Welt verbreitet zu finden, denn schon Aristoteles gedenkt der Sage vom sterbenden Schwan („Histor. animal.“, IX, 12). Aber der darin angedeutete transscendente Charakter der Musik erscheint nicht blos, wie es hier der Fall, als das Ueberschwängliche, welches dieser Kunst eigen ist, sondern das Transscendente der Tonmuse beruht auch überhaupt in der Art und Weise, wie die musikalische Harmonie durch das Herüber und Hinüber der Töne sich hervorbringt und aus einander suchenden und fliehenden Gegensätzen den vollständigen Satz erzeugt. Den Satz herauszuhören ist in der Musik nicht Jedermanns Sache, und meistentheils ein bevorzugter Genuß der Musikgelehrten, aber je mehr in einer so musikalischen Zeit, wie die unsrige, auch das Ohr des Laien sich dazu

üben wird, in den in einander transscendirenden Gegensätzen die Harmonie des Satzes erkennen zu lernen, je mehr wird die Musik neben ihrer Bedeutung als Kunst auch noch ebendadurch zu einem Bildungsmittel für das Volk dienen. Denn muß es nicht mehr, als manche Logik, den Verstand und die Urtheilskraft schärfen und beleben, wenn das größere gebildete Publicum, dem die Weisheit der Schulphilosophie im Durchschnitt nicht zugutekommt, auf eine ihm am meisten zugängliche und populaire Weise durch die Musik und durch das Eingehen in die Compositionsweise derselben Gelegenheit erhält, daran den organischen Aufbau eines Ganzen in der Symmetrie seiner Theile einzusehen, die Dialektik dieser Theile gegen einander und gegen das Ganze als ein Nothwendiges zu verstehen und so eine gesetzmäßig gegründete Welt in ihrer Regel, in ihrer logischen Ordnung analysiren zu lernen? Da die Musik die am meisten durch das Gesetz gegliederte und in ihrer Hervorbringung genau bedingte Kunst ist, so dürfte wol Niemand zweifeln, daß sie auf die bezeichnete Art auch Verstand und Vernunft zu üben vermöge, ohne daß es vielleicht nöthig ist, den Generalbaß studirt zu haben, um dies an ihr zu erfahren. Die Frauen sind bisher immer von der Philosophie ausgeschlossen gewesen — sollen sie nicht auch ihre Logik haben? Da ist die Musik das einzige Rettungsmittel für sie. Im sinnigen Versenken in die Gesetze der Musik haben sie ihre Logik, an ihr lernen sie die das Dasein ordnende Kunst der Harmonie. Möchten auch die absoluten Philosophen, die, wie wir schon in der Einleitung dieses Aufsatzes bemerkt, von der Musik Manches lernen könnten, vor Allem Das an ihr einsehen, daß man sich, um mit Erfolg über die Kunst zu philosophiren, überhaupt auf einen andern Standpunkt stellen müsse, als auf dem sie in dieser Beziehung stehen. Denn wenn man von ihrer Seite her über eine Kunst, wie z. B. die Musik, die Meinung laut werden hört, daß sie nichts als gedankenlose Träumerei sei, so verräth dies ohne Zweifel eine völlige Einsichtslosigkeit in das Wesen derselben, und man kann dagegen nur den alten Spruch in Anwendung bringen: „Ars non habet osorem nisi ignorantem!“

Th. Mundt.

Wilhelm Gottfried von Werlhof, Doctor der Rechte, Vicepräsident des königl. Oberappellationsgerichts zu Celle, Großkreuz des Guelfenordens. Eine Skizze seines Lebens, vom Geheimen Rathe K. F. v. Strombeck zu Wolfenbüttel. Celle, 1832. 4.

Einem der ältesten, durch seine Verdienste und seine Schicksale gleich ehrwürdigen Diener des Königreichs Hanover wird in dieser (2 Bogen starken) Schrift von der Meisterhand des berühmten Hrn. v. Strombeck, früher Mitglied des Oberappellationsgerichts zu Celle, ein würdiges Denkmal gesetzt. Wenn seine Verdienste ihn zunächst dem Staate, dem er angehörte, unvergeßlich machen, so geben seine Schicksale ihm dagegen eine allgemeinere Wichtigkeit. W. G. v. Werlhof, geb. den 4. Oct. 1744, war der Sohn des in der Geschichte der Arzneikunde berühmten Leibarztes P. G. Werlhof in Hanover, Vorgängers von Zimmermann. Nachdem er seine Studien auf der Universität zu Göttingen beendigt, ward er 1765 zum Auditor bei der dortigen Justizkanzlei, bereits 1767 zum außerordentlichen, und 1771 zum wirklichen Hof- und Kanzleirath befördert. Schon aber 1775 ward er von der calenbergischen Landschaft zum Mitgliede des Oberappellationsgerichts zu Celle erwählt; auch ward er 1776 von Joseph II. in den Reichsadelstand erhoben. Da ihm auch bereits das häusliche Glück blühte, so schien sich Alles zu vereinigen, ihm eine ebenso ehrenvolle als ruhige Laufbahn zu sichern, als in der Mitte derselben, im 42. Jahre seines Lebens, das harte Schicksal ihn traf, nach einer mislungenen Augenoperation gänzlich zu erblinden. In der letzten längern Hälfte seines Lebens, in fast 46 Jahren, hat er das Licht der Sonne nicht wieder erblickt. Aber dieser harte Schlag vermochte den außerordentlichen Mann nicht niederzubeugen. Die Kraft seines Geistes, unterstützt durch ein starkes Gedächtniß, concentrirte sich um desto mehr auf seinen Beruf, ohne doch auch nur seine andern literarischen Studien deshalb aufzugeben. Auf die Verschwiegenheit eidlich verpflichtete Bediente lasen ihm die Acten und Relationen vor, und diesen dictirte er sodann seine eignen Arbeiten. Bald wurde ihm das Dictiren so leicht, daß der Mangel des Gesichts seine Amtsthätigkeit gar nicht merklich unterbrach. Der größte Beweis davon ist, daß ihm im Jahre 1807 das Vicepräsidium seines Collegiums übertragen ward; anfangs sogar mit Beibehaltung seiner Rathsgeschäfte. Nach der Errichtung des Königreichs Westfalen trat er zwar in den Ruhestand, aber nach der Wiederherstellung der rechtmäßigen Regierung nahm er auch seinen Wirkungskreis sofort wieder ein, dem er bis ans Ende seines Lebens treu blieb. Im Jahre 1825 erlebte er das seltene Glück, als Mitglied desselben berühmten hohen Gerichtshofes sein 50jähriges Amtsjubiläum zu feiern, nachdem er schon das Jahr vorher zum Großkreuz des Guelfenordens mit Generallieutenantsrang ernannt war. So erreichte er unter treuer Pflege einer liebenden Gattin in fortdauernder Thätigkeit und ungestörter Heiterkeit das 88. Lebensjahr. Am 3. Mai 1832 entschlief die 80jährige, 61 Jahre mit ihm verbundene Gefährtin, und ohne ihr Hinscheiden erfahren zu haben, folgte ihr am 4. Mai der Gatte. 106.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Wachsmann (E. von), Erzählungen und Novellen. Drittes und viertes Bändchen. (Der Wahn. Die Geächteten. Die Remonstranten. Brandenburgs Decius. Margarethe Rosen. Die Sybille vom Elisabeththurme.) 8. 46 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Die ersten zwei Bändchen (1830, 42 Bogen, 3 Thlr. 12 Gr.) enthalten: Der Tempelherr. Die Brüder. Das Ebenbild. Die Verlobung. Cäcilie Stuart. Gustav Adolfs Tod.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 244. — 31. August 1832.

Bühne, Kunst und Liebe. Novelle von W. H. C. R. A. von Ungern-Sternberg. Berlin, Reimer. 1831. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Die Klagen über den Verfall der deutschen Bühne sind nicht von heute; wohl aber scheint sie jeder Tag mehr zu rechtfertigen. Gutmüthige Menschenfreunde sahen in dem Theater eine Zeitlang eine sittliche Bildungsanstalt, wie das Bedürfniß der Gegenwart sie erheischte, und lebten, der immer besorglicher zunehmenden Kirchenscheu eingedenk, des frohen Glaubens, die Bühne werde mit der Zeit die Kanzel ersetzen, und von dem vollen Parterre werde sicherer, als von den leeren Kirchenstühlen aus, Weisheit und Sitte über alles Volk sich verbreiten. Diese Wohlmeinenden dachten dabei freilich nicht an Müllner'sche Schicksalsdramen und pariser Armesünderstücke, noch an das von tausend Stimmen mündig gesprochene Publicum, das sich längst für emancipirt erklärt hatte und von einer Zurechtweisung durch fremde Einsicht nichts wissen mochte. Andere meinten, da denn doch nun einmal, was nicht mehr zu ändern stehe, die dramatische Poesie, wie die Schauspielkunst, eben eine Kunst sei, so müsse die eine wie die andere auch als solche behandelt werden, und den Bühnenvorständen liege es ob, nicht nur aus den Repertorien alles Stümperwerk zu entfernen und, so lange das Neue nicht genüge, sich an das alte Bewährte und Treffliche zu halten, sondern auch durch einsichtsvolle und kräftige Leitung unter den Darstellern den Geist eines edeln Kunststrebens zu erwecken, das naturalistische Treiben auf die Bahn der Regel zurückzuweisen und die selbstsüchtige Eitelkeit der Einzelnen zu gewöhnen, ihr individuelles Leisten der Idee des Ganzen künstlerisch unterzuordnen. So richtig diese Ansicht sein mag — wie es in der That auf dem Standpunkte einer die Kunstbildung nach ihrer Bedeutung würdigenden Lebensansicht kaum eine andere geben kann —, und so oft in der letzten Zeit die Stimmen der Besten für sie und für eine durchgreifende Reform des deutschen Bühnenwesens laut geworden sind, so ist doch von wirklichen Fortschritten bisher wenig zu verspüren gewesen, dagegen hören wir täglich von allen Seiten her Klagen über die Dürftigkeit der neuern dramatischen Literatur und über die steigende Mangelhaftigkeit theatralischer Leistungen. In Wahrheit sind der Hindernisse so viele und große zu besiegen, daß, wer sie kennt, an der Wiedererhebung der deutschen Schauspielkunst für die nächste Zeit verzweifeln muß, wenn es auch durch die Vereinigung glücklicher Umstände hier und da einmal gelingen sollte, etwas Tüchtigeres als das eben Bestehende ins Leben zu rufen. Dessen ungeachtet müssen wir jeden mit Ernst durchgeführten Vorschlag zum Bessern willkommen heißen, wäre es auch nur in der Hoffnung, daß durch ihn die Erkenntniß der Nothwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung allgemeiner verbreitet würde.

Wie wir dazu kommen, unsere Anzeige der v. Sternberg'schen Novelle in dieser Weise einzuleiten? Auf die natürlichste Art von der Welt. So geistreich auch der Verf. zu erzählen, und so geschickt er die epischen Fäden zu einem, die Theilnahme vom Anfange bis zum Ende steigernden Ganzen zu verschlingen weiß, so kann es doch dem Leser nicht entgehen, daß die Erzählung noch etwas Anderes als dies, daß sie zugleich die Trägerin einer Anzahl von Betrachtungen über Schauspielwesen und Bühnenkunst sein solle. Die Aufgabe, die sich der Verf. hiermit gestellt hat, gehört unstreitig zu den schwierigern und erfodert die Hand des Genius, die wol auch das Widerstrebendste zu paaren weiß. Für die Möglichkeit der Lösung sprechen glänzende Muster, die wir nicht erst zu nennen brauchen. Die Hauptsache scheint, daß das didaskalische Element mit dem Gange der Begebenheit so organisch verwachsen sei, daß es von Haus aus als ein nothwendiger Bestandtheil derselben, nicht aber als etwas von außen gelegentlich und gewaltsam An- und Eingeschobenes erscheine. Der kunstsinnige Verf., dem wir zum ersten Male auf diesem Felde begegnen, hat dies wohl erwogen und mit unleugbarer Gewandtheit Begebenheiten und Betrachtungen so in einander verschmolzen, daß in den meisten Fällen mindest der Schein eines organischen Lebens gewonnen ist, und nur an wenigen Stellen die Frage sich aufdrängt, ob der Erzähler sich nicht in ihnen von seinem Eifer für die Bühne zu allzu langen und gründlichen Excursen habe hinreißen lassen. Die gelehrteste Auseinandersetzung indessen kann durch Umstände, die in dem Gange der Erzählung und der Eigenthümlichkeit der dargestellten Charaktere liegen, hinlänglich motivirt sein. Dagegen wird unsers Bedünkens die Idee des Kunstwerks verletzt, wenn die durch das Ganze sich fortspinnende Hauptbetrachtung an Vorfälle sich anknüpft und durch sie bedingt wird, die

auf die Entwickelung der Begebenheit, auf das äußere oder innere Leben des Helden selbst keinen wesentlichen Einfluß ausüben, sodaß jene Vorfälle eben nur der gelegentlich anzustellenden Betrachtung ihr Dasein verdanken. In Bezug auf unsere Novelle möchten wir nun fragen, ob die eigentliche Handlung derselben nicht auch ohne die birkenhainer Bühne ihren Fortgang hätte nehmen können, oder ob das Theater auf das Leben des Helden so entscheidend einwirke, daß sich dieses nicht auch ohne jenes vollkommen so gestaltet haben könnte, als es am Schlusse der Erzählung sich ausweist. Der Verf. wird uns nicht auf Göthe's „Meister" verweisen, an den seine Novelle in ihrer Haupttendenz zunächst erinnert, in welchem aber Alles, indem es die Idee der Kunst und des Lebens veranschaulicht, zugleich auf das Entscheidendste in das innere Sein des Hauptcharakters eingreift. Ebenso wenig kann uns der unbestimmte Begriff, in dem wir von den Meisten in unsern Tagen die Novelle genommen sehen, bestechen, sobald wir, wie wir in der That — gewiß in vollem Einverständniß mit Herrn v. St. — thun, in Tieck's Dichtungen der Art die wahren Musterbilder für die neuere deutsche Novelle erkennen.

Dies die etwaigen kleinen Bedenken, die wir gleich von vorn herein offen aussprechen mußten, um nun zunächst um so ungetheilter loben zu können. Und hier müssen wir vor Allem rühmen, daß der Verf. es gewagt hat, auf den modischen Nothbehelf einer geschichtlichen Grundlage zu verzichten, durch welche die meisten unserer neuern Erzähler den Mangel der Phantasie und eigner Lebenserfahrung zu ersetzen meinen. Es begegnet uns in der That unter den handelnden Personen nicht ein einziger aus der Wirklichkeit entlehnter Name, kein einziges historisch bedeutsames Ereigniß. Gleichwol stehen wir nicht an, die Erzählung historischer zu nennen, als viele sogenannte historische Novellen, wie sie die letzte Zeit uns gebracht hat. Wo die geschilderten Vorfälle, wie hier, auf wirkliche Zustände der Gesellschaft sich gründen, wo Alles das Gepräge einer scharfen Beobachtung an sich trägt, sodaß das Leben oder irgend eine Seite desselben sich in dem Dargestellten wahrhaft abspiegelt, und wo, wie hier, die vorgeführten Charaktere als Gestalten der Wirklichkeit uns entgegentreten, was wir selbst von der phantastisch gehaltenen Figur des zwerghaften Prinzen mit seinem pygmäischen Hofstaate behaupten möchten, da ist auch Geschichte. Der Verf. bewegt sich augenscheinlich auf einem ihm wohlbekannten Boden und weiß ihn mit mannichfaltigen, aus eigner reicher Anschauung geschöpften Individualitäten zu bevölkern. Er ist einheimisch in der vornehmen und vornehmsten Welt, die er uns mit ihrem Leichtsinne, ihren Albernheiten und in ihrer sittlichen Nichtigkeit schildert, wie auf der Bühne, die er von innen und außen kennt, als hätte er jahrelang das Treiben auf und hinter den Bretern in unmittelbarster Nähe beobachtet.

Ein Unfall mit dem Wagen führt den Grafen Randau auf einer Reise nach der Residenz des benachbarten Fürstenthums unweit der Grenze auf das Schloß des Barons Schönthal zu Birkenhain. Hier lernen wir die Kunstschule für die Bühne kennen, die nach und nach die herzogliche Hoftruppe verdrängen soll und unter der Leitung des Barons bereits Vortreffliches leistet. Hier machen wir aber auch die Bekanntschaft der meisten Personen, die in Randau's Leben, der immer mehr als Hauptperson hervortritt, hemmend oder fördernd einzugreifen bestimmt sind. Frühere römische Verhältnisse knüpfen sich von Neuem an und führen zu Verwickelungen, aus denen immer neue und schwierigere hervorgehen. Wir interessiren uns neben Randau zunächst für Karoline, und schöpfen Besorgniß für das Glück der beiden Liebenden. Der heimtückische Malteser und die trefflich gezeichnete Italienerin Ninetta, in denen wir bald die Werkzeuge einer vom Braunfelsischen Hofe angelegten abscheulichen Intrigue entdecken, steigern unsere Befürchtungen um so mehr, je mehr unsere Theilnahme an den Personen wächst.

Doch es ist hier nicht unser Geschäft, die vielverschlungenen Fäden der Geschichte auseinanderzulegen; aber dies können wir versichern, daß dieselbe auch solche Leser anziehen und befriedigen wird, denen es weniger um Belehrung über Kunst und Künstlertreiben als um heitere Unterhaltung zu thun ist. Der Verf. weiß die Erwartung zu spannen, sollte er zu dem Ende auch dann und wann Mittel in Bewegung setzen, die die Absicht, durch unerwartetes Hinhalten die Neugier zu steigern, fast zu deutlich verrathen. Wir wollen dem Zufalle in Roman und Novelle ebenso wenig als im Leben seine Herrschaft streitig machen; aber unter je mannichfaltigern Gestalten derselbe in diesem sein Spiel treibt, um so leichter stört der Mangel eines solchen Wechsels die Illusion in der Erzählung. Für eine störende Monotonie des Zufalls aber halten wir es, wenn wichtige Gespräche allzu oft hinter einander in dem Augenblicke unterbrochen werden, in welchem irgend eine entscheidende Erklärung oder folgenreiche Entdeckung zu erwarten stand. Muß ja selbst der scenische Dichter, dem oft kein anderer Ausweg übrigbleibt, mit Mitteln der Art sparsam umgehen!

Daß es für den kunstliebenden Leser außer dem Interesse der Begebenheit auch noch ein anderes gebe, das hier seine volle Befriedigung findet, ist bereits oben bemerkt worden. Wir unterfangen uns nicht, auf alles Einzelne einzugehen, was der Verf. über Theaterwesen und Theaterunwesen beibringt; wohl aber möchten wir das Buch in Hinsicht auf das in dieser Beziehung Gesagte allen Schauspielern, Bühnendirectoren und Allen, denen die Sache der deutschen Kunst eine ernste und heilige Sache ist, zur Prüfung und Beherzigung empfehlen. Eine seltene, in langem Verkehr mit der Bühne gewonnene Erfahrung und, wie die Widmung an Tieck uns belehrt, der nähere Umgang mit dem Trefflichen, dem wir gern die erste Stimme in Allem, was das Theater betrifft, wie in vielem Andern, zuerkennen, gibt Dem, was der Verf. hier vorlegt, eine Bedeutung, die uns hoffen läßt, daß es nicht vergebens gesprochen sein werde. Wie eine gute Probelection, zeigt die Entwickelung des Spiels von Romeo und Julie auf der birkenhainer Bühne gleich anfangs, daß Hr. v. St. sich keineswegs auf ein ihm

fremdes Gebiet wagt. Zahlreiche treffende Bemerkungen knüpfen sich an. Ob aber unter diesen auch die Behauptung (S. 28), daß jede Rolle eine charakteristische Stelle habe, die bei der Darstellung vor den andern hervorzuheben sei, keine Einrede zulasse, möchten wir darum bezweifeln, da gerade der Gedanke, der die Seele vorzugsweise bewegt, derjenige ist, der am häufigsten und oft ganz unwillkürlich und scheinbar bedeutungslos im Leben hervortritt. Darum wol auch auf der Bühne. Etwas Anderes mag es sein, wenn der Dichter mit Absicht in eine Stelle das Charakteristische einer Rolle zusammengedrängt hat, was denn doch wol minder häufig nachzuweisen sein möchte. Fodert ja doch der Verf. selbst da, wo er mit vieler Sachkenntniß über Declamation im Schauspiele sich verbreitet, daß die Natur immer der Maßstab bleibe, wonach wir die versinnlichte Idee des Künstlers messen, und daß dem Schauspieler keine Declamation zu gestatten sei, die mit der Natur im Widerspruche stehe. Ganz aus der Seele dagegen ist uns gesprochen, was S. 30 über unzeitiges Applaudiren und weiterhin über Theaterrecensenten und französische Stücke gesagt wird. Ebenso müssen wir die treffenden Bemerkungen über das Variiren im Vortrage einer und derselben Rolle (S. 163), über die Aufführung altgriechischer Stücke (S. 178), über die Nachtheile der kleinern stehenden Bühnen (S. 189), über Directorialverhältnisse (S. 339 fg.) und über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Bühne (S. 429), aber auch die lebendige Schilderung des Treibens einer reisenden Truppe (S. 273 fg.) zu eignem Nachlesen überlassen. Wie würdig der Verf. aber über das Geschäft der Bühnenleitung denkt, zeigt folgende Stelle, die wir, zugleich als Probe der Darstellung, ausheben: „Es liegt etwas Großes und Schönes in dem Gedanken, die Meisterwerke der dramatischen Kunst aller Zeiten zu einer klaren sinnlichen Anschauung zu bringen, die Geisterwelt der Idee zu verkörpern und lebendig in der Gegenwart das Heldenleben der Vergangenheit zu schauen. — Mit ganz andern Empfindungen als gewöhnlich liest man ein Drama, wenn man den Zweck der Darstellung damit verbindet. Das Auge der Phantasie dringt tiefer in die geheimsten Falten des Kunstwerks; in schärfern Umrissen erscheint die Persönlichkeit der verschiedenen Charaktere, das Lebendige der Handlung gelangt zur klaren geistigen Anschauung, wir bilden uns die Musik zur Rede der einzelnen Personen, und ihre Umgebungen treten in Lichtgestalt aus der Nebelwelt der Phantasie hervor. Einen eignen Hochgenuß gewährt die Versinnlichung dieser geistigen Anschauung, wenn sie allmälig durch die thätige Kraft eines Künstlervereins ins Leben tritt, und freudetrunken die jauchzende Menge die Vollendung des Prachtwerkes erkennt." Wem die Sache der Bühne in einem solchen Lichte erscheint, dem muß die Rettung der letztern aus ihrer Versunkenheit eine Angelegenheit des Herzens sein. Herr v. St. sieht in der Kunstschule ein Mittel zu solcher Rettung. Er hat die Idee derselben mit Begeisterung ergriffen und mit Liebe und Einsicht durchgeführt. Aber wir fürchten, was sich in dem Birkenhain der Novelle so erfreulich ausnimmt, möchte sich in einem wirklichen ganz anders gestalten. Wenn irgend ein Künstler, so muß sich der Schauspieler im und durch das Leben bilden. Eine Absonderung aber, wie sie die Kunstschule nach der Idee des Verf. erheischt, müßte, denken wir, vom Leben allzu sehr abziehen und an die Stelle der Naturwahrheit, wie sie der rechte Künstler erstrebt, nur einen conventionnellen Schein derselben einschwärzen, den wir gern der französischen Bühne, wo er seit langem einheimisch ist, überlassen. Wir geben dies als unsere individuelle Meinung, wünschen aber dem Vorschlage eine ernste Prüfung bis ins Einzelnste, zu der es hier an Raum gebricht. Nur an frühere mißglückte Versuche möchten wir noch erinnern und fragen, ob es jemals gelungen sei, der gesunkenen Kunst auf diesem Wege wieder aufzuhelfen. Der römische Censor, der die Rhetorenschulen wieder aufhob, „weil er erkannt, wie durch sie die Geisteskraft geschwächt, die Anmaßung genährt werde" (quod ingenia obtundi impudentiamque corroborari noluerit), hatte doch am Ende so ganz Unrecht nicht. Und machen wir nicht in der bildenden Kunst dieselbe Erfahrung noch heute? Auch ihr sollten, nach ihrem Verfalle, die Akademien ein neues Leben schaffen. Dieses Leben ist nicht gekommen; dagegen sehen wir täglich, wie das glücklichste Talent unter dem akademischen Regelzwange verkümmert, wie in den Studiensälen die lebendige Natur vergessen und die aufstrebende Geisteskraft in Fesseln geschlagen wird. Solche Beispiele machen bedenklich. Auch unserm Verf. scheint die Schwierigkeit der Ausführung nicht entgangen zu sein. Die Zöglinge der Kunstschule werden nach Starkenfels verpflanzt; aber das Publicum bleibt kalt und unempfindlich, und Schönthal, der die Leitung der neuen Bühne übernommen, nimmt, unmuthig über die vergeblich gebrachten Opfer an Zeit und Geld, seine Entlassung. 141.

Ludovici Bavarorum regis carmina ad Graecos in linguam Graecam convertit *Joannes Franzius*. Stuttgart, Franckh. 1830. 4. 18 Gr.

Die Gedichte des Königs von Baiern waren in mehrfachem Betracht eine ungewöhnliche Erscheinung. Als solche wurden sie auch von dem gesammten Publicum aufgenommen. Mag das Interesse, welches der Einzelne nahm, noch so ungleich gewesen sein, mag man über den künstlerischen oder selbst poetischen Werth urtheilen, wie Jeder kann und mag, die Theilnahme, welche sie fanden, war keine leere, und die Erscheinung gehört zu den erfreulichern.

Unter den Großen seiner Zeit war König Ludwig von Baiern lange Zeit ganz, immer in einem gewissen Sinne der Einzige, welcher an dem Schicksale des unglücklichen Volkes, das die Sitze der alten Hellenen bewohnt, eine wahrhaft königliche Theilnahme zeigte, die vielleicht eine dankbare Nachwelt in die Gedächtnißbücher der Vorzeit mit gebührender Anerkennung aufnimmt. Die Ideen der Zeit, wie sie in jenen Tagen der blutigsten Drangsale und der furchterlich langsamen Entscheidung unter allen Gebildeten sich verbreitet hatten, waren auch von ihm mit seltener Lebhaftigkeit aufgenommen worden, und dem Monarchen hatte es gefallen, sie in allerlei Reimen und poetischen Formen sinnig aneinanderzureihen.

Es war eine schöne Aufmerksamkeit, die Hr. Doctor Franz

seinem ihm angestammten König erwies, daß er die Gedichte, welche sich in jener Sammlung auf das Schicksal der Griechen beziehen, mit den unsterblichen Formen hatte schmücken wollen, deren urkräftige Schönheit dem Geiste des Monarchen frühe schon eine Bewunderung abgewonnen, welche mehr vielleicht als sonst etwas ihn in Stand gesetzt hatte, königliche Thaten zu thun; eine Aufmerksamkeit, die — wir wagen nicht daran zu zweifeln — gewiß schon eine königliche Anerkennung gefunden hat.

Nicht so wie jene Sammlung ist diese in ihrer Art einzige, ja in vielem Bezug wunderbare Uebertragung mit der gebührenden Anerkennung belohnt oder auch nur als eine aus der Reihe gewöhnlicher Erscheinungen heraustretende Bestrebung berücksichtigt worden. Eine einzige Beurtheilung von einem großen Philologen, obgleich zwar rühmlich schon als eine Berücksichtigung von seiner Seite, geht zu sehr auf das Aeußerliche und läßt den Leser über das wahre Verdienst eines solchen Versuches durchaus unbelehrt. Wir haben es daher für passend erachtet, wenn wir über die Richtung einer noch immer im Entstehen begriffenen Alterthumswissenschaft, welche sich in diesem Versuch ausspricht, einige Bemerkungen hinzufügen, die zu gleicher Zeit hinreichen mögen, auf das Talent dieses hoffnungsvollen Gelehrten die gebührende Aufmerksamkeit hinzulenken.

Die Geschichte der Philologie könnte einer Geschichte der germanischen Literatur verglichen werden, wenigstens bieten beide Erscheinungen, will man sie einmal trennen, in ihrer Entwickelung die merkwürdigsten Analogien dar, ja es läßt sich nachweisen, daß die Gestalt der neuesten europäischen Literatur fast zu keiner Zeit unberührt von dem Einfluß der wissenschaftlichen Betrachtung des Alterthums geblieben ist. Wir haben absichtlich vermieden die Poesie an der Stelle der Literatur namhaft zu machen, wir wollten eben hier die weitschichtige Bedeutung des Ausdrucks hervorheben, denn auch die Kunst ist ja mit unter demselben einbegriffen, und an diesem Phänomen haben Forscher von feinem Sinn und scharfer Beobachtungsgabe früher schon gezeigt, daß die ganze neuere Kunst ihrem formellen Theile nach sich aus den Trümmern der alten, anfangs oft mißverstandenen und nur in einer Zeit ihrer ersten Blüte ganz begriffenen Kunstformen wiedergestaltet hat. So hat auch die mittelalterige Muse, je nachdem es die Zeit so oder anders gewollt, bald lateinischer Rede, bald der eignen Muttersprache beim Vortrag ihrer nationalen Erzeugnisse vertraut. Eigentlich griechische Kunst haben auch die Größten der Neuern nur mäßig nachgeahmt, im Ganzen ist der Einfluß der römischen in Sprache und Literatur wie in Poesie und Kunst immer mehr vorherrschend gewesen. Trotz der Eminenz des griechischen Sprachverständnisses, welches wir indessen nur auf einen kleinen Zeitraum des verflossenen Jahrhunderts beschränkt finden, ist die Philologie doch immer mehr Wissenschaft des römischen Alterthums gewesen. Erst mit dem Herannahen des laufenden Jahrhunderts hat man angefangen, auf ein ernstes, lebhaftes und eindringliches Verständniß der griechischen Schriftsteller hinzuarbeiten, und als eine Alles begreifende Wissenschaft, der auch die Natur in der Fülle ihrer Erscheinungen nicht mehr fremd war, das neue Jahrhundert großartig begrüßte, war die Philologie bereits auch im Begriffe, des ganzen Alterthums, ägyptisches und indisches nicht ausgenommen, vor Allem aber des Griechenthums sich zu bemächtigen.

Merkwürdig genug fallen auch die überraschendsten Entdeckungen der bedeutendsten Kunstwerke der Griechen in eine Zeit, wo die Kunstgeschichte von Dem, was Winckelmann's Genius schon erahnet hatte, rechtmäßigen Besitz nahm. Mit der Aufdeckung der Aegineten und dem Bekanntwerden der Bildwerke des Parthenon in Europa hat sich eine andere Kunstansicht Bahn gebrochen. Und jetzt schien erst der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo die Wissenschaft über ihre vielfach gekreuzten Bestrebungen sich verständigen und zur Stellung der Aufgabe schreiten konnte, mit der ihre Lösung, der Möglichkeit nach wenigstens, schon gegeben war.

F. A. Wolf bezeichnet als Mann von Fach am besten den Eintritt dieser Periode. Seine nur auf das Lebendige gerichtete Wissenschaftlichkeit verschmähte ebensowol das Riesengerümpel pedantischer Philologen, als er sich schnell und vollständig des nothwendigen Materials zu bemächtigen wußte. Selten ist eine Schule so fruchtbar gewesen wie die seine; ihm haben sich die glänzendsten Talente als nahe und ferne Schüler zugewandt, und fast an einem jeden der bedeutendern unter diesen wird man eine ebenso lebendige als ernsthafte, eine ebenso geniale als gründliche Auffassung des Alterthums gewahren. Weil er, der diesen Namen trug — den Göttern sei es geklagt! — sobald schon dem großen Lehrer in die Gruft gefolgt, so möge der gewiß Allen, die ihn kannten und liebten, theure, unsterbliche Name Reissig's hier stehen, von dem es wie von keinem Andern bekannt ist, daß er unablässig bemüht gewesen, gleichsam in gottbegeisterter *μίμησις* das ganze Alterthum der classischen Welt wie zum neuen Wunder wiederzuerschaffen.

Nach so vorausgeschickten Bemerkungen wird man die Freude begreiflich finden, welche wir über die vorliegenden Uebersetzungsversuche nicht verbergen können. Wenn es noch Solche unter uns geben sollte, die die nie wiedergekehrte Herrlichkeit leugnen möchten, welche sich an Allem, was dem Griechenthum entstammt, offenbart, so dürfte man ihm nur eine Rückübersetzung der erwähnten Gedichte vorhalten, selbst diese müßte ihn zu stummer Scham zwingen. Die obenerwähnte Recension hat zwar das Verdienst, welches dieser Uebersetzung unbestreitbar gebührt, zu schmälern gesucht und die Schriftsteller namhaft gemacht, denen der Verf. diese schönsten Formen, seine Heranbildung zu echt griechischer Denk- und Redeweise verdankt. Dies heißt gerechtes Verdienst ungebührend herabsetzen, wenn damit gesagt sein soll, daß sie aus dem Zusammenlesen der bei jenen Dichtern zerstreut vorkommenden Redeweisen entstanden sei. Vorausgesetzt, daß eine solche talentlose, mühevolle Sammelei zu solchem Zwecke möglich wäre, so hätten der graziöse Schmuck des Vortrags, die Leichtigkeit des Ausdrucks, endlich sogar die Vollendung der poetischen Formen, denen selbst die Tadelsucht des Recensenten nichts anhaben kann, eines Bessern belehren können. Wenn die vertrauteste Kenntniß mit einer Sprache gegen Das, was mit allen ihren reichsten Reizen anmuthig naht, stumpf, ja verstockt und ungerecht macht, so sollte man den reichen Griesgram billig mehr bedauern als beneiden!

Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht, daß wir die einzelnen Schönheiten namhaft verfolgen. Es genügt, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß Hr. Dr. Franz bei aller Treue des Uebersetzers etwas wirklich Poetisches und darum gewissermaßen Neues ins Leben gerufen hat. Es kam freilich nur darauf an, zu zeigen, daß sich griechische Formen dem Dichtenden nicht fremd erwiesen, sondern seinen Winken folgten. Denn sicher ist, daß, wer einmal griechisch sprechen und dichten kann, poetisch sein muß; aber wie Wenige können Das, wovon sie viel zu wissen meinen?

Der Wissenschaft ist es wie der Natur beschieden, mittelbar ihre Zwecke zu erreichen. So mögen wir auch unsere Aeußerungen nicht etwa in dem Sinne verstanden wissen, daß diese Uebersetzung an und für sich ein Gewinn für die Literatur sei. Nein, sie wird vielleicht schnell vergessen werden, wie sie schnell und ohne Mühe entstehen konnte; aber das Talent, welches sie verräth, läßt uns Treffliches von unsern jüngern Philologen hoffen, denen Hr. Dr. Franz angehört. Allerdings sind die Anforderungen des Lebens zu groß, als daß die Wissenschaft im Allgemeinen und jede Wissenschaft mit ihrem besondern Namen dieselben überhören könnte; aber einer unmittelbaren Wirksamkeit müssen sich Alle ebenso sehr bescheiden, als es zugleich heiligste Pflicht ist, auch auf den verborgensten Wegen und durch die geheimnißvollsten Verbindungen dem Leben lebensfroh zu nahen. 123.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 245. — 1. September 1832.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Das erste Jahr meines Aufenthaltes in Lappland.

Aus den Papieren eines schwedischen Geistlichen.*)

Mitgetheilt durch Friedrich Gedner.

Geraume Zeit hindurch war das Pastorat Utsjoki schon erledigt gewesen, weil Niemand von Denen, die dazu die Befugniß hatten, sich um dasselbe bewerben mochte. Das nördliche Klima und die Abgelegenheit des Wohnortes von aller gebildeten Welt schreckte Jeden zurück. Seine Majestät der Kaiser Alexander, der mit väterlicher Liebe auch auf das Seelenheil seiner im hohen Norden lebenden Unterthanen bedacht war, verlieh im Jahre 1817 den Pastoren in Lappland, nach einer gewissen Anzahl untadelig zurückgelegter Dienstjahre, das Recht der Beförderung zu einträglicheren Pfarren im Lande.**) Die Furcht vor den Beschwerden, die mit der Sorge für das geistliche Wohl der nördlichsten Kirchengemeinde Finnlands verbunden sind, wurde nun von der an diese Mühwaltung geknüpften Hoffnung auf eine freundlichere Zukunft besiegt. Ich meldete mich zu der Pfarre und erhielt im September 1819 den Befehl, dieselbe einstweilen zu übernehmen, worauf im Dezember desselben Jahres die Vollmacht eines Pastors der lappländischen Gemeinden von Utsjoki und Enare mir zugestellt wurde. Ich eilte meiner neuen Bestimmung unverzüglich entgegen und nahm mir während der Reise kaum so viel Zeit, um einige am Wege wohnende Freunde zu besuchen. Diese riefen mir ein ewiges Lebewohl nach, in der von ängstlicher Besorgniß eingeflößten Voraussetzung, mich gleich in dem ersten Jahre in Lapplands Schneefeldern begraben oder vor entsetzlicher Kälte erstarrt zu sehen. Bei der Ankunft in den Gegenden von Torneä begegnete ich einigen von Norden her zurückgekehrten Reisenden, die mir verkündigten, daß eine Reise nach Enare und Utsjoki um diese Zeit und mit der Anzahl von Rennthieren, welche ich brauchte, geradezu unmöglich wäre, wenn mir nicht zu der Ueberfahrt über die 200 Werste breite Schneewüste, die Enare von Sodankylä trennt, Zugrennthiere entgegengeschickt werden könnten; weshalb ein Aufenthalt von einigen Wochen in dem letztgenannten Orte nothwendig wurde. Diese Aussichten stimmten mich eben nicht zur Freude, und der Abschied von der gebildeten Welt wurde mir noch mehr verkümmert und erschwert durch die Trennung von meiner in Rovaniemi wohnenden Mutter, die, schon Witwe, mir immer abgerathen hatte, mein Fortkommen in Lappland zu suchen. Fast eine halbe Meile weit von ihrem Wohnhause begleitete sie mich unter steten Warnungen, meine Gesundheit nicht aufs Spiel zu setzen, mich in dem schwankenden Rennthierschlitten vor den jähen Klippen des Felsgebirges in Acht zu nehmen, und vor Allem, nicht ohne hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln mich in die Wüste zu begeben. Hätte ich diesen von mütterlicher Liebe und Sorgfalt ertheilten Rath, den Thränen noch tiefer in mein Innerstes prägten, immer befolgt oder befolgen können, so würde ich, wie das später so oft sich ereignete, nicht dem Hunger in jenen Wüsteneien ausgesetzt gewesen sein oder mich der Annahme eines bedeutenden Vorraths an Lebensmitteln widersetzt haben, den diese zärtliche Mutter mich mitzunehmen bewog.

Die Reise wurde ohne verzögernde Hindernisse bei günstigem Wetter und guter Schlittenbahn bis zu der Ansiedlerwohnung von Kiurajärwi fortgesetzt, die 4½ schwedische Meile nördlich von der Kirche zu Sodankylä gelegen ist. Schon hier bekam ich die erste deutliche Vorstellung von der Lebensweise in Lappland. Ich war gezwungen, an diesem Orte zwei Tage zu verweilen, um eine Postge-

*) Der Verf. des nachstehenden Aufsatzes hat sich zwölf Jahre in Lappland aufgehalten. Vor wenigen Monaten wurde er zu einer andern Pfarre übergeführt. Diese heißt Lappajärwi und liegt einige Meilen östlich von Wasa. Anm. d. Uebers.

**) Nämlich Finnland.

legenheit zur fernern Reise abzuwarten, und mußte diese Zeit in einer höchst elenden Rauchstube zubringen, welche nicht allein von den Wirthsleuten, sondern auch von einigen armen Lappen, die den Winter über hier zugebracht hatten, und von einer Menge von Hunden und Katzen bewohnt wurde. Ein widerlicher Geruch verpestete die Luft in der Wohnung und überall wimmelte es von Ungeziefer. Am Abende des andern Tages, als ich, in meine Filzdecke gehüllt, mich in einen Winkel der Hütte gelegt hatte, um weniger vom Rauche belästigt zu werden, vernahm ich plötzlich Menschenstimmen und das Gerassel lappländischer Schlitten im Hofe. Kaum hatte ich von meinem Sitze mich erhoben, so tönte das gellend gesprochene Wort mir entgegen: „Die Rennthiere sind hier, gebet uns Taback und Branntwein." Meine Bewilligung ihres Verlangens ermunterte die Leute zu größerer Thätigkeit; nachdem man alle Vorkehrungen während der Nacht getroffen hatte, wurde die Fortsetzung der Reise um 4 Uhr Morgens begonnen. Die Bahn war gut, der Weg in fahrbaren Stand gesetzt, und Alles verhieß einen harmlos fröhlichen Tag, so weit er das sein konnte bei einer Winterfahrt unter dem 68° nördlicher Breite, als das Rennthier meines Bedienten, welches vor einem Hunde scheu geworden war, in seinem unsinnigen Laufe einen mit Branntwein gefüllten Anker zerschlug und uns um den Gegenstand brachte, welchen der Reisende in diesem eisigen Klima gar nicht entbehren kann. Noch fuhren wir eine halbe Meile weiter und machten erst Halt auf dem Purnuawansaari, einer kleinen Erhöhung auf unermeßlicher Moraststäche. Die Rennthiere begannen das Moos aus dem Schnee hervorzuscharren, ein hellloderndes Feuer wurde angemacht, und die Eßlust, von Hunger und Kälte gereizt, würzte mein dürftiges Mahl, als die Postknechte nahe bevorstehendes Unwetter ankündigten und auf schleuniger Fortsetzung der Reise bestanden. Kaum waren wir aufgebrochen, als ein Sturmwind mit solcher Wuth sich erhob, daß unsere trefflichen Rennthiere nur mit großer Anstrengung durch Hagelschauer und durch dicht an dem Boden herantollende Schneewolken zu dringen vermochten, welche uns von allen Seiten umgaben und nicht eher verschwanden, als bis wir nach einer Frist von anderthalb Stunden den Saum eines Waldes errungen hatten. Im Schutze der Bäume konnte die Reise darauf ohne fernere Beschwerde bis zu dem Nachtlager in der Ansiedlerwohnung von Korwanen fortgesetzt werden, sodaß an diesem Tage sieben schwedische Meilen zurückgelegt wurden.

Hier waren, wenige Tage vor meiner Ankunft, zwei Lappen aus Enare eingetroffen, um mit 14 Rennthieren mich von diesem Orte in ihre Heimath zu bringen, die eine Strecke von 200 Werften nördlicher lag, ohne daß auf dem Wege dahin auch nur eine Menschenwohnung zu finden wäre. Jene Anzahl von Zugrennthieren möchte vielleicht übertrieben erscheinen; wenn man aber bedenkt, daß ein Rennthier nicht über 8—10 Pfund fortziehen kann, und daß immer einige Rennthiere als Reserve mitfolgen müssen, so ist leicht einzusehen, daß die erwähnte Menge derselben eben nicht größer, als nöthig, war. Meine neuen Postknechte wurden mir bald gewogen, da ich die für jeden Reisenden in Lappland unerläßliche Höflichkeit beobachtet hatte, sie mit Branntwein und Taback reichlich zu versorgen. Das Wetter war überdies in der Wüste so günstig gewesen, daß die im Schnee zurückgelassenen Spuren der Postleute noch im Laufe des ersten Tages unserer Reise deutlich zu erkennen waren. Wir legten den langen, beschwerlichen Weg, auf dem man gewöhnlich 4 bis 5 Tage zubringen muß, dennoch in 3 Tagen glücklich zurück, und nur zwei Nächte war ich gezwungen, mich auf dem Schnee im Walde zu lagern. Denn überall ist der Boden, mit Ausnahme der Sümpfe und Berge, mit Waldungen stark überdeckt, *) und das Gebirge hat höchstens die Breite von einer Meile. An den Orten, wo die Rennthiere weideten, konnte auch Feuerung angemacht werden, und es stand uns keine Mühseligkeit weiter bevor als ein nothgedrungener Spaziergang über das Gebirge, da das Rennthier den Reisenden bergan nicht zu ziehen vermochte. Die Baumarten bestanden in Tannen, Weißbirken und Sumpfbirken; selten bemerkte man zu Anfange der Reise hin und wieder eine verkrüppelte Fichte. Vorzüglich romantisch und schön ist der Anblick, den das eigentliche Gebirge gewährt. So weit das Auge reichen kann, erblickt man nur Felsblöcke, Abgründe, Klippen und Eis. Die Reise über dasselbe flößt durch die für Schlitten und Rennthier gleich gefahrvolle Glätte des holperigen Bergpfades dem Menschen die stete Besorgniß ein, längs den spiegelglatten Eisflächen in den Abgrund geschleudert zu werden. Durch Bergströme nämlich, die über jähe Felswände hinbrausen, werden diese gewaltigen Eismassen gebildet, welche, in wechselndem Farbenglanze strahlend, tausend seltsame Gestalten annehmen.

Zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags kam ich an einem Sonnabend, dem festgesetzten Tage, bei der Kirche zu Enare an, wo ich die versammelte Gemeinde schon vorfand. Mein Wegweiser und Postknecht hatte, ohne mein Vorwissen, einen der Lappen, die wir kurz vorher auf ihrer Fahrt nach der Kirche antrafen, einige Werste vorausgesandt, um die Nachricht zum Kirchenplatze zu bringen, daß der neue Pastor bald eintreffen werde. Auch kam mir eine Menge von Menschen entgegen, die mit den Mützen in der Hand mich freundlich begrüßten, während ein junger Lappe sogleich sich beeilte, in den um meinen Arm geschlungenen Zaumriemen des Rennthieres zu fassen und dieses langsam zu leiten. **)

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Nach glaubwürdiger Versicherung von Augenzeugen tragen die Berge Lapplands noch jetzt Spuren früherer Vegetation an sich. Ueberall werden unter dem Moose gewaltig große Baumwurzeln ausgegraben, die den Reisenden zur Feuerung dienen. Anm. d. Uebers.

**) Bei der Ankunft an einem Orte wird das immer beobachtet, nicht allein aus Artigkeit, sondern auch, damit nicht das Rennthier, aus Furcht vor Menschen und Hunden, mit dem unerfahrenen Fremdlinge sich in den Wald begeben möge. Um diesem vorzubeugen, gibt auch der Lappe den Zaumriemen ungern dem Reisenden in die Hand und befestigt ihn lieber um den Arm desselben. Anm. d. Verf.

Correspondenznachrichten.

Paris, Juli 1832.

Ehemals reisten die Franzosen wenig und lasen deshalb um so begieriger die Reisebeschreibungen; jetzt ist es fast umgekehrt: Viele besuchen selbst die entferntesten und unbekanntesten Länder, und wenige nur füllen ihre Mußestunden mit dem Lesen der Berichte derselben. Drei Hauptursachen haben diese Veränderung hervorgebracht: die Mannichfaltigkeit der Romane oder wenigstens in diesem Gewande erscheinenden Bücher, der allgemein gewordene Antheil, den ein Jeder jetzt an den Begebenheiten des Tages nimmt, und der Mangel am Wunderbaren, was sonst alle Reisebeschreibungen füllte und was gegenwärtig durch die Verbreitung der Kenntnisse und durch die Nothwendigkeit der Wahrheit in der Erzählung verbannt worden ist. Seit der Erscheinung von Levaillant's Reise hat keine so großes und so allgemeines Interesse als die „Voyage au Congo et dans la France équinoxiale, fait en 1828, 1829 et 1830", von J. B. Douville (drei Theile, mit Atlas) erregt. Dieser kühne Reisende, ohne Auftrag oder Mithülfe irgend einer Regierung, nur seinen eignen Mitteln überlassen und allein von seiner glühenden Entdeckungs- und Forschungssucht angetrieben, hat mehr als 9000 englische Meilen in Asien und Afrika unter den unbekanntesten und wildesten Völkern durchwandert. Schon im Jahre 1823 hatte er eine Reise in Tibet gemacht und von da vergeblich in China einzudringen gesucht; drei Jahre später wollte er dieses Unternehmen von Neuem versuchen; er verließ daher den 1. August 1826 abermals Paris, um vom Südmeere aus Gelegenheit zu suchen, die argwöhnische Wachsamkeit der Mandarine zu betrügen. In Brasilien, wo er landete, richteten aber mehre Umstände seine ganze Aufmerksamkeit auf Congo, sodaß er seine vorgenommene Reise vorerst aufgab und eine ganz entgegengesetzte Richtung nahm. Nachdem nun Hr. Douville in Angola und Benguela alle zu seinem neuen Unternehmen nöthigen Erkundigungen und die gehörigen Vorbereitungen dazu gemacht hatte, vereinigte er seine Karavane, die anfänglich aus 300 Köpfen bestand und die günstige Umstände oft bis auf 500 brachten, sodaß er manchmal das Ansehen eines Volksoberhaupts behaupten konnte und immer mächtig genug war, um keine Beleidigung zu dulden, ohne deshalb je angreifender Theil zu sein. Als seine kleine Armee aber durch Krankheiten und Ungemach bedeutend geschmolzen war, war er vorsichtig genug, sich nicht mehr furchtbar machen zu wollen, sondern suchte bald durch Freigebigkeit, bald durch Schmeichelei, oft durch die wunderhaften und verblendenden Mittel der Kunst und der Wissenschaften zu seinem Zwecke zu kommen, und setzte so, zwar nicht ohne Gefahr, aber doch mit erwünschtem Erfolge, seine Reise durch Länder fort, die noch von keinem Europäer betreten worden waren. Es würde hier zu weit führen, diesem kühnen Reisenden überall zu folgen, selbst ihn nur auf einzelnen Excursionen zu begleiten, so hohes Interesse auch z. B. der dem Montblanc gleich hohe und doch nie von Schnee bedeckte Berg Zambi, der Krater eines Vulkans, neben dem der Vesuv nur ein Maulwurfshügel ist, der hundert Quadratmeilen große, mit Schwefel und Bergharz erfüllte See Gouffena, die größten in ganz Afrika existirenden Negermärkte Cassange und Bihé u. s. w. darbieten mögen. Diese Enthaltsamkeit in der Mittheilung des Genusses, den diese Reisebeschreibung gewährt, veranlaßt aber um so mehr jeden Leser einzuladen, Hrn. Douville auf allen Schritten zu folgen, was die unausbleibliche Uebersetzung ins Deutsche gewiß bald erleichtern wird. Der einzigen Reisebeschreibung eines französischen Reisenden, die durch ihr Interesse einen allgemeinen Beifall gefunden hat, der Levaillant's nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in das Innere von Afrika, macht man den Vorwurf, daß sie zu sehr einem Romane gleiche, blos weil der Verf. einige Seiten den Abenteuern seines Affen und seines Hahns und seiner kleinen Liebschaft mit einer Hottentottin gewidmet hat; dieses Urtheil ist aber gewiß zu streng, denn diese Nebenumstände schaden nirgends der Wahrheit der botanischen und naturhistorischen Beobachtungen und der Localbeschreibungen, welche seit mehr als dreißig Jahren von allen andern Reisenden in jenen Gegenden bewährt worden sind. Vielleicht werden Rigoristen Hrn. Douville denselben Vorwurf machen, denn in seiner Reise finden sich auch romanhaft scheinende Abenteuer mit den wissenschaftlichen Berichten vereint, unter denen jedoch eine Begebenheit durch ihre traurige Wirklichkeit selbst die strengsten Censoren wol entwaffnen wird: dies ist der Tod der Madame Douville, die die Gefahren ihres Mannes theilen wollte und deren Grab jetzt einer wilden Völkerschaft der afrikanischen Wüsten anvertraut ist. Wenn irgend etwas an diesem Werke zu tadeln ist, so ist es der Styl, der zwar einfach, aber ohne alle Kraft und Colorit ist; so hat er die Beschreibung verschiedener, besonders interessanter Gegenden sehr vernachlässigt und, was bei einem so unterrichteten Beobachter, wie er, um so mehr Tadel verdient, zu oft die Details, deren Vereinigung die Naturkenntniß ausmacht, zu leicht übergangen. Endlich muß man sich mit gutem Grunde noch verwundern, daß der Verleger die dieses wichtige Werk begleitenden Kupfer und Karten mit so wenig Sorgfalt hat ausführen lassen, was gegenwärtig, und besonders in Paris, wo man so leicht die Mithülfe aller Künste findet, beinahe unverzeihlich ist. — Afrika scheint überhaupt jetzt das Ziel der zwei großen industriellen und commerciellen Mächte Europas zu sein; denn während Frankreich Alles anwendet, um den Reichthümern, die man dem innern Frankreich zuschreibt, Wege nach Algier zu eröffnen, schickt England eine Menge Agenten dahin ab, um ein Land zu finden, was einen Ersatz für Indien, dessen Verlust nicht entfernt zu sein scheint, bieten könnte. Die beiden Brüder Lander haben den Niger mit seltener Kühnheit bereist und dem britischen Gouvernement, das sie dahin gesandt hatte, den Bericht ihrer Nachforschungen und Entdeckungen von großer Wichtigkeit übergeben, wovon soeben eine französische Uebersetzung: „Journal d'une expédition entreprise dans le but d'explorer le cours du Niger etc. par R. et Z. Lander, traduit de l'angl. par Mad. S. W. Belloc" (drei Bände), erschienen ist, die mit dem Werke von Douville ein Ganzes bildet und viel Licht über die Bedeutendheit von der handelnden Welt bisher unbekannten Gegenden gibt. — Eine Reise anderer Art, die die Aufmerksamkeit besonders der Gelehrten verdient, ist die „Expédition scientifique en Morée" in 12—16 Lieferungen. Zu Anfang 1829 schickte die hiesige Regierung mehre, von den verschiedenen Classen des französischen Instituts vorgeschlagene Gelehrte und Künstler nach Morea, was diese 18 Monate lang in allen Richtungen durchstreiften und daselbst Gegenden, Monumente und Ruinen abzeichneten, geographische und geologische Forschungen machten und die Naturproducte sammelten und untersuchten. Die wissenschaftliche Abtheilung dieses Werks, die dem Colonel Bory de St.-Vincent übertragen ist, der die Vorzüge eines lebhaften und originellen Geistes mit der Tiefe wirklicher Gelehrsamkeit vereint, ist bis jetzt die einzige, von der schon etwas erschienen ist.

Unter allen historischen Romanen sind die von Walter Scott gewiß die einzigen, in denen Erdichtung mit wirklicher Handlung verbunden eigentliches Interesse hat, ohne gegen die historische Wahrheit zu sündigen; man nimmt daher stets mit einem ungünstigen Vorurtheile diese Zwittergattung von Büchern in die Hand, die den Leser zwischen Lüge und Wahrheit stellen und stets mehr oder weniger Irrthümer bemerken lassen. So verbindet der neue Roman: „D'Egmont. Paris et St.-Cloud au 18 Brumaire", mit den gewöhnlichen Mängeln der historischen Romane noch den, daß darin im ersten Range einer Handlung, in der die Mehrheit der jetzt lebenden Generation selbst mitgespielt hat, ein ganz Unbekannter entweder als handelnde Person oder doch als naher Zuschauer erscheint, den der ungenannte Verfasser noch über den wirklichen Helden jener Epoche erhebt. Dieser Unbekannte, dem blos vom Glück und Zufall begünstigten Bonaparte weit überlegene Held ist denn D'Egmont, der gleichsam als das vermenschlichte Genie dargestellt wird und dennoch beständig scheitert, während Bonaparte in Allem den Sieg davonträgt. Der Verf. dieses Romans scheint ein Republikaner zu sein, der sich wegen des ungünstigen Ausschlags seiner Utopie dadurch zu rächen sucht, daß er seine Chimäre zum

Riesen und die Wirklichkeit zum Zwerge macht, und ruft die Geschichte von Goliath und David zurück; auch kann deshalb dieses Buch nur von Denjenigen, denen ihre Jugend die Epoche, die darin geschildert wird, schon sehr entfernt hat, wol mit Interesse gelesen werden. — „Charette", von Ed. Bergounioux und „L'echafaud", von Bignon, verdienen nur wenig Erwähnung, denn beides sind nur mittelmäßige Producte. Charette war ein Parteigänger, der sich in dem in Frankreich zu Ende des letzten Jahrhunderts wüthenden Bürgerkriege ausgezeichnet hat und die Freiheit zu Gunsten des Absolutismus bekämpfte. Einen solchen Helden interessant zu machen, dazu gehört mehr Genie, als der Verf. zeigt. Der „Echafaud" ist eine lange und schwerfällige Apologie der Abschaffung der Todesstrafe. Man würde hieraus leicht den Gegenstand einer schönen Rede, aber schwerlich eines guten Romans machen können. — Madame Sophie Gay, die schon lange an Lob gewöhnt ist, hat selten dasselbe mehr verdient, als über ihren neuen Roman, den sie unter dem Titel: „Un mariage sous l'empire" (zwei Bände), herausgegeben hat. Sie liefert darin ein Gemälde der französischen Sitten und Gesellschaft der letzten Zeit, voller Treue und Wahrheit, und das gewählte Subject ist einfach, was heutigen Tages ebenso selten als lobenswerth ist: Eine Frau ist aus Irrthum, ja beinahe aus Zufall untreu geworden; die Gewissensbisse verbittern ihr Leben, und sie findet nur erst einige Ruhe wieder, nachdem sie Alles ihrem Manne gestanden hat, der statt seine Liebe für sie erkalten zu lassen, seine Frau mehr als je anbetet. Das mit dem Fortschreiten der Geschichte immer steigende Interesse ist mit vielem Talente geleitet und erregt deshalb doch nie jene peinigende Neugierde, die den Leser in eine fieberhafte Spannung versetzt und ihn gleichsam keichend das Ende erreichen läßt. Vielleicht könnte man diesem Romane zu großen Ueberfluß an Gespräch (causeries) vorwerfen; dies ist aber der Fehler seines Gegenstandes und seiner Gattung, und keineswegs der der Verfasserin. — Von dem Grafen Alfred v. Vigny, Verfasser des „Cinq Mars", dem einzigen guten Buche vielleicht, was die neue romantische Schule geliefert hat, ist soeben „Stello, ou les diables bleus", eine Nachahmung von Sterne und Hoffmann, erschienen, die keinen einzigen der Vorzüge, wol aber die Fehler dieser beiden Schriftsteller hat. Der Verf. war vermuthlich von Hypochondrie geplagt, als er diesen Mischmasch von Betrachtungen, Abschweifungen, Kritiken und Erzählungen, worunter das Unterhaltende sehr gering ist, zusammentrug. Glücklicherweise vereint der Kranke zugleich den talentvollen Doctor, der dem Patienten wirksame Recepte gegen dergleichen Anfälle verschreiben kann, weil sonst der Kranke bald unterliegen und das Publicum einschlafen würde. — Mehre Journale sagten, daß die „Soeur Inès" ein Product sei, das „Paul et Virginie" gleichzustellen wäre. Dieser Vergleich ist aber eine wahre, unverzeihliche Anführerei, und die diesem Buche in jenen Journalen gespendeten Lobpreisungen beruhen auf nichts Anderm, als daß die Verfasserin eine schöne, junge und reiche Frau ist: ein solches Substantiv, dem solche Adjective vorhergehen, vermag sicher Alles von den galanten französischen Kritikern zu erlangen. — „Mademoiselle Justine de Liron", von de l'Ecluse, ist ein mit so viel mehr Geschick geschriebener Roman, da er seines etwas sonderbaren Stoffes ungeachtet voller Interesse ist, und der Verf. hat dadurch den Beweis eines ausgezeichneten Talents gegeben, daß er den Leser vergessen macht, daß seine Heldin eigentlich kein Muster von Tugend ist. Sie steht nämlich schon auf dem Punkte, ihren zweiten beglückten Liebhaber zu heirathen, als sie gewahr wird, daß ihr Herz einem Dritten gehört, der ihr junger Vetter ist. Nach einer Nacht, die ich, um einen bestimmtern Namen zu vermeiden, köstlich nennen will, ist der junge Vetter gezwungen, ein Jahr lang abwesend zu sein; er gehorcht, aber auf Tag und Stunde kömmt er zurück und hofft wieder köstliche Nächte zu finden, die ihm aber aufs zärtlichste verweigert werden. Sowie alle junge Männer, spricht er nun von Heirath, man gibt aber ein unübersteigliches Hinderniß zur Entschuldigung. Da treibt nun die Eifersucht ihr Spiel und führt die Entwickelung herbei, die in einem Blutsturze besteht, welcher die reizende Justine plötzlich ins Grab stürzt und dem jungen Vetter die Verbindung mit einer Freundin der Verstorbenen, welche diese selbst ihm als die einzige Person vorschlägt, die ihn beglücken könne, annehmlich macht. — Die Romanenleser und Leserinnen sind jetzt der vielen Uebersetzungen aus fremden Sprachen müde, und die Lieferanten dieser Literatur versprechen für den künftigen Monat eine solche Menge französischer Originalromane, daß die bessern Schriftsteller wahrscheinlich mit der Herausgabe ihrer Werke etwas zögern werden. Diese Vorsicht kömmt auch mehr mit dem hiesigen Gebrauche überein, der will, daß die Neuigkeiten für die Winterjahreszeit im Oktober erscheinen.

Die Memoiren haben heutigen Tages so viel Analogie mit den Romanen, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann, wenn sie nicht von irgend einem bekannten Verfasser herrühren und authentisch sind. Obgleich die „Souvenirs de jeunesse, extraits des mémoires de Maxime Nodier" mit unverkennbarem Talente geschrieben sind, so haben sie doch nicht das Verdienst, was man sich davon hätte versprechen können, denn sie sind mit so vieler Anmaßung, Affectation und literarischem Charlatanismus geschrieben, daß man nur mit Mühe das darunter versteckte Talent aufzufinden vermag. Vier Novellen bilden diesen Band; drei davon sind nicht wenig langweilig, nur die vierte hat einiges Interesse, und kann man ein Werk gut nennen, wenn man darin so theuer einige Augenblicke Unterhaltung erkaufen muß? Der Verf. hat gewisse oberflächliche wissenschaftliche Kenntnisse und sich dadurch eine Art Ruf von Gelehrsamkeit zu erwerben gewußt; er glaubt sich wichtig und hat davon seine Freunde überredet. Daraus entsteht nun für ihn und für seine Leser die schlimme Folge, daß er sich zum Mittelpunkt aller seiner Schriften macht, daß das liebe Ich, was für Andere immer langweilig ist, in Allem, was aus seiner Feder fließt, auf eine unerträgliche Weise vorherrscht, und daß die Pedanterie des Gelehrten mit der Einbildungskraft des Romandichters sich vermengt, folglich das Positive mit dem Ungewissen, woraus denn oft ein ganz unverständlicher Galimathias entsteht.

Ein wichtigeres, nützlicheres und länger dauerndes Werk als alle jene Producte der Imagination, worunter das beste wol kein Lustrum leben wird, ist eine in diesem Monate erschienene „Histoire des champignons comestibles et vénéneux", von Jos. Roques, deren Verfasser durch seine „Phytographie médicale" schon rühmlich bekannt ist. Die verschiedenen Schriften von Schäffer, Batsch, Bolton, Sowerby, Micheli, Battara, van Sterbeck, Vaillant, Lécluse, Bulliard, Paulet und Trattin sollten voraussetzen lassen, daß sie eine solche Masse von Kenntnissen über diese Familie des Pflanzenreichs enthalten müßten, daß eine neue Arbeit darüber überflüssig sei. Jene Naturforscher haben aber ihre Werke blos auf die gelehrten und reichen Käufer berechnet, sodaß man sie nur in großen Bibliotheken vorfindet. Persoon gab im Jahre 1818 eine neue Abhandlung über die Schwämme, worin er Beweise von seinen Kenntnissen, aber nur wenige Kupfer und keine einzige neue Bemerkung über die nährenden oder vergiftenden Eigenschaften derselben lieferte. Sein Buch ward zwar von den Gelehrten gut aufgenommen, wurde aber nicht populair. Im Jahre 1827 machte Descourtil auch einen Versuch, der diesen Zweck besser erreicht haben würde, wenn er nicht zu viele Irrthümer enthalten hätte und die Kupfer genauer gewesen wären. Das neuerschienene Werk erfüllt hingegen vollkommen den beabsichtigten Zweck seines Verf., der Alles angewendet hat, um eine gewissenhafte Arbeit zu liefern: zahlreiche Excursionen in den Wäldern, Versuche mit den als am giftigsten berüchtigten Gattungen an Thieren, oft an sich selbst, tausendfache Anwendung der eßbaren auswärtigen und inländischen; kurz, nichts hat er versäumt, um das vollkommenste und nützlichste Werk dieser Art den Gelehrten sowie den Laien darzubieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 246. — 2. September 1832.

Das erste Jahr meines Aufenthaltes in Lappland.

Mitgetheilt durch F. Gedner.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Auf solche Weise führte man mich bis an das Pfarrhaus, begleitet von sämmtlichen Anwesenden, und die Bande, mit welchen ich bisher an dem Rennthierschlitten befestigt war, würden endlich gelöst. Man hob mich aus dem Schlitten, und ein Jeder suchte seinen Diensteifer an den Tag zu legen: Dieser scharrte den Schnee von meinem Pelze, Jener reinigte meine Pelzhandschuhe, ein Dritter bemühte sich, nach meiner Mütze zu langen; mit Einem Worte, Alles war in Bewegung. Auf ihrem besorglich trüben Antlitze malte sich Wohlwollen und Dienstfertigkeit, und mit dem Ausrufe: puorest, puorest — Gottes Frieden — traten sie mir in den Weg und streckten mir ihre Hände entgegen, um mich willkommen zu heißen.

Endlich wurde die Thür des Hauses geöffnet, das 40 Jahre hindurch die Wohnung des Pastors gewesen war und nach welchem mich herzlich verlangte, um meine dicke Kleidung von Rennthierfellen ablegen zu können, die ich drei Tage und zwei Nächte ununterbrochen getragen hatte. Ein Ofen fand sich im Wohnzimmer nicht, und das Feuer mußte auf einem Herde von Felssteinen angemacht werden. Das Hausgeräth bestand in Bänken, die längs den Wänden gestellt waren, ferner in einem Bette, das aus Bauholz gezimmert, an der Wand befestigt war und wenigstens den sechsten Theil des Raumes ausfüllte, endlich noch in einem Tische, zusammengefügt aus zwei gehobelten Bretern, auf welchem sich zwei von Birkenrinde verfertigte Geschirre befanden, das eine mit krystallhellem Quellwasser, das andere mit trüberem Schneewasser gefüllt, welches letztere die Lappen dem erstern vorziehen, weil es kälter zu sein pflegt. Uebrigens hielt das Wohnhaus 7 Ellen im Viereck, war von dem Fußboden bis zu der Decke des Zimmers 2¼ Elle, bis zu dem Gipfel des Daches aber 3¼ Elle hoch; die Hausthüre dagegen war 1¼ Elle hoch, indessen mit keinem Schlosse versehen.

Düstere Vorgefühle erwachten in meinem Innern bei dem Gedanken, in Zukunft ein Haus von solcher Beschaffenheit, fast unter dem 69° nördlicher Breite, bewohnen zu müssen. Doch war mir nur kurze Zeit vergönnt, mich diesen Betrachtungen zu überlassen; denn alsbald fand ich das Zimmer mit Menschen angefüllt, die zu mir gekommen waren, um ihre Freude über meine Ankunft auszudrücken. An die Spitze dieser Glückwünschenden hatten sich einige Gemeindeältesten und der bejahrte Küster gestellt, welcher für einen jährlichen Gehalt von 5 Reichsthalern bereits 54 Jahre sein Amt bekleidet hatte. Ihre Fragen an mich waren: Waltet Frieden im Lande? Wüthen gefährliche Krankheiten dort? Hat auf der Reise Sie irgend ein Unglück betroffen? Wie gefällt Ihnen ihre jetzige Lage? u. dgl. Des Dorfes Aeltester und erste Gerichtsperson sah mit vieler Geschäftigkeit darauf, daß meine Effecten, ohne beschädigt zu werden, hereingetragen wurden; das Rennthiergeschirr ward im Zimmer aufgehängt, während der Schlitten an der äußern Wand des Hauses aufgerichtet wurde und mit seiner Spitze über den Gipfel des Daches hervorragte. Von den Eingepfarreten des Kirchspiels war zu meiner Bedienung ein Aufwärter ausersehen, der sich jetzt meldete und bescheiden mich fragte, was ich zu essen verlangte? Auf meine Erwiederung, was er herbeischaffen könne, erfolgte die Antwort: „Alles, was Du nur wünschest: Fleisch, Fisch, Mark, Multbeeren, ja selbst Schaffleisch habe ich für Deine Rechnung auftreiben können.“ Alle Anwesenden wurden von mir mit einem Glase Branntwein bewirthet und überreichten mir am folgenden Tage ihre Geschenke, wozu auch das Heu von der carex vesicaria gehörte, dessen sich die Lappen zur Fußbekleidung in den Stiefeln bedienen; endlich wurde ich noch mit Rennthier- oder Schafmilch beschenkt, die in einem nicht sehr großen eisernen Topf oder Kessel zu einem Klumpen gefroren, um einen hölzernen Pflock sich befand, der jetzt zum Handgriffe diente, nachdem sich das Stück gefrorener Milch durch gelinde Erwärmung am Feuer von dem Geschirre gelöst hatte. Das Abendessen wurde in einer von Rauch geschwärzten hölzernen Schüssel aufgetragen, in welcher das Fleisch mit der Brühe durch eine Menge von Rennthierhaaren verunreinigt war, die bei der Zubereitung der Speisen von den abgenutzten Kleidern der Lappen in das Kochgeschirr fielen.

Während mein Aufenthalt hierselbst länger als eine Woche dauerte, hatte doch Niemand von der anwesenden Menschenmenge die Rückreise nach seinem Wohnorte angetreten, welche für Manchen 100 bis 150 Werste betrug; Alle, ohne Ausnahme, versammelten sie sich im Hause des Herrn; an den Werktagen aber wurde die Kenntniß der

Einzelnen vom Christenthume geprüft und Unterricht in der Religion ertheilt. An den Tagen, wo kein Gottesdienst in der Kirche oder der Betstube stattfand, traf ich sie häufig mit dem Lesen und Singen in ihren Hütten beschäftigt. Lappisch konnten die Wenigsten lesen, finnisch dagegen die Meisten geläufig; auch wußten sie Luther's Katechismus mit den Erklärungen von Gezelius oder Swebilius, einige Bibelsprüche, das Symbolum des Athanasius und König Davids Bußpsalmen auswendig.

Jedem stand nunmehr die Rückkehr zur Heimath bevor, mir insbesondere die Fahrt nach Utsjoki, dem eigentlichen Wohnsitze des Pastors, das, auf dem kürzesten Wege, von Enare 150 Werste entfernt liegt. Alt und Jung versammelte sich um meinen Rennthierschlitten, in welchem ich festgebunden schon saß. Die Männer entblößten ihr Haupt, und der Küster eröffnete mir, daß die Gemeinde den Wunsch habe, mit meiner Erlaubniß ein Lied zum Abschiede zu singen. Er stimmte eins vom Schutze der Engel an, und sämmtliche Anwesende nahmen Theil an dem Gesange; der Segensspruch erfolgte darauf, die Rennthiere setzten sich in Bewegung, und bald übertönte das Schellengeläut und der Hunde Gebell die Aeußerungen des Schmerzes sowol, den diese guten Naturmenschen bei der Trennung empfanden, als auch ihr oft wiederholtes: „Willkommen zurück!" Die Reise gedieh an diesem Tage nur drei Meilen weiter, bis zu einer von Lappen bewohnten Hütte, welche die einzige war, in der man auf dem Wege von Enare nach Utsjoki übernachten konnte. Die Thür, die eine Höhe von 5—6 Viertel-Ellen hatte, war indeß zu schmal für mich; erst nachdem ich bei einer Kälte von 35° *) meine Winterkleidung draußen vor der Hütte abgelegt hätte, gelang mir's, kriechend auf Händen und Füßen in dieselbe hineinzudringen. Bei meinem Besuch im nächstfolgenden Jahre fand ich die Thür zwar vergrößert, dagegen klagten die Einwohner auch jetzt über größere Kälte. Nur den Hauswirth trafen wir an, der eben beschäftigt war, einige Kinder im Lesen und Singen zu unterrichten. Bald loderte das Feuer auf einem Herde, dessen gewaltige Steinmasse zu dem nur einige Quadratellen fassenden Zimmer, in welchem aufrechte Stellung unmöglich war, durchaus in keinem Verhältnisse stand. Flamme, Hitze und Rauch trieben mich hinaus in das Freie, von wo mein dienstfertiger Wirth mich bald wieder durch seinen Antrag zurückrief, die Mahlzeit bereiten zu wollen. Zwei Grapen waren aufs Feuer gesetzt, der eine 10—12 Kannen groß, der zweite von minderm Umfang; ersterer war mit fein geschnittener Baumrinde gefüllt, und aus dem andern, in welchem Fische gekocht wurden, nahm man einige Stücke derselben, zerrieb und vermischte sie mit der Rinde, die nun zu einem dicken Brei wurde. Nachdem man den Fisch mir vorgesetzt hatte, begannen der Hauswirth und seine Kinder von der Rindensuppe zu essen. Neugierig gemacht durch den Appetit, mit welchem die Kleinen das schwarze Gericht hinunterschluckten, versuchte ich von demselben zu kosten; der scharfe Harzgeschmack aber ließ mich kaum einen Theelöffel voll von dieser Speise genießen. Diese Mahlzeit, welcher die Ueberbleibsel der meinigen zur Würze dienten, war gleichwol die einzige, welche an diesem Tage gereicht wurde. Die Fortsetzung der Reise erfolgte am nächstfolgenden Morgen, und ich langte nach einer Fahrt von zwei Tagen in Utsjoki an, nachdem ich unterwegs in dem gleichbenannten Flusse (Utsjoki), dessen reißende Strömungen im Winter bisweilen nicht zufrieren, meinen aufs ganze Jahr berechneten Vorrath an Zucker verloren hatte. Ich betrat nun meine neue Wohnung, die außer der Küche in drei ziemlich freundlichen Zimmern bestand, in denen jedoch, statt der Oefen, nur offene Herde von Felssteinen sich vorfanden, wie sie bei den Lappen gebräuchlich sind. Das Wohngebäude war aus schwachen Tannenbalken errichtet und hatte so kläglich beschaffene Wände, daß das an die Fugen gehaltene Licht sogleich durch den Luftzug erlosch. Durch zerschlagene Fenster, Sprünge in der Wand und durch den Rauchfang war der Schnee so reichlich ins Zimmer gedrungen, daß man das Feuer erst nach mehrstündiger Arbeit auf dem Herde anmachen konnte. Allmälig hatte die lodernde Flamme einige Wärme um uns verbreitet, und ich begab mich, sowie meine Reisegesellschaft, zur Ruhe. In der Nacht von eisiger Kälte geweckt, erhob ich mich, um meinen Durst zu löschen, aber vergebens führte ich das Trinkgeschirr zum Munde, denn das Wasser in dem Gefäße war Eis geworden. Da die größern Ausbesserungen an dem Gebäude erst im Sommer besorgt werden konnten, so wurde der Aufenthalt in dem verfallenen Hause dadurch noch unbehaglicher, daß der Preis des Brennholzes ansehnlich hoch stand, weil südlich von der Kirche zu Utsjoki die Tanne nicht fortkommt, und sich hier nur niedriges Birkengesträuch statt des Hochwaldes findet. Da indessen ein menschliches Wesen, außer mir und meiner Reisegesellschaft, erst in einer Entfernung von zwei Meilen wieder anzutreffen war, so erhielten meine Postknechte nicht eher die Erlaubniß, mich zu verlassen, als bis sie zwei hinlänglich große Haufen verkrüppelter Birken zusammengeführt hatten, die 2—3 Ellen hoch waren und deren Zweige oftmals die Länge und Dicke des Stammes hatten. Neun Tage verlebte ich hier nach der Abreise meiner Begleiter, ohne Jemanden weiter zu sehen als meine nächste Umgebung, die in zwei Bedienten bestand. Nach Verlauf dieser Zeit versammelte sich dann die Gemeinde, um dem Gottesdienste beizuwohnen.

Mehr Nomaden als die Bewohner von Enare, und weniger kundig der finnischen Sprache, deren Gebrauch bei dem Religionsunterrichte dessenungeachtet anbefohlen worden ist, sind die Lappen von Utsjoki im Allgemeinen auch minder unterrichtet im Lesen als ihre südlichern Nachbarn, obgleich auch hierin bemerkenswerthe Ausnahmen stattfinden. Während die Einwohner von Enare gegenwärtig nur wenige Rennthiere besitzen, und eben daher geschäftlos den Winter und Sommer hindurch immer dieselben, oftmals von Holz erbauten Hütten bewohnen, ziehen die Rennthierlappen in Utsjoki mit ihrer beweglichen Wohnung mehre Male in der Woche von einer Stelle zur

*) Bei solchen Angaben ist immer die Scala von Celsius verstanden. Anm. d. Uebers.

obere Macht beleidigenden und die Zukunft nicht berechnenden Oppositionspartei gestellt, und wenn seine Worte und Meinungen Wiederklang gefunden hätten, so würde Frankreich, in einen revolutionnairen Vulkan verwandelt, durch seine innern Convulsionen bald ganz Europa erschüttert und den General selbst verschlungen haben, wenn er, vor dem von ihm selbst eröffneten Krater erschreckt, nur einen Schritt hätte zurückthun oder sogar nur still stehen wollen. Warum ist doch so selten ein großes Talent von einem ruhigen Urtheil begleitet?

Die Académie française, deren 40 Mitglieder aus Spott oft die Unsterblichen genannt werden, war durch den Tod Cuvier's auf 39 gefallen. Viele Concurrenten haben sich um die Ehre, den Platz dieses großen Mannes einzunehmen, beworben, unter denen der berühmte Advokat Dupin d. Aeltere die Mehrheit der Stimmen erlangt hat. Ich achte die großen Talente dieses Mannes, ich bewundere die Beredtsamkeit seiner Gerichtsverhandlungen und seiner Reden in der Deputirtenkammer, ich verehre seinen politischen Charakter. Niemandem gäbe ich mit mehr Ueberzeugung meine Stimme zum Deputirten als ihm, vielleicht wäre er morgen Minister, wenn es von mir abhinge, und dennoch bin ich mit dieser Wahl nicht zufrieden. Den eigentlichen Grund meiner Unzufriedenheit anzugeben, würde mir schwer sein, nur gestehe ich, daß das jetzige Acceptiren aller Plätze und Auszeichnungen ohne Unterschied und ohne Analogie mit ihren Studien und gesellschaftlichen Verhältnissen mir zuwider ist und daß ich nie auf den Bänken der Gerichtshöfe einen Nachfolger Cuvier's gesucht haben würde.

Man hat ganz neuerdings hier eine Société entomologique de France gegründet. Vor 30 Jahren war das Studium dieses Zweigs der Naturgeschichte in Frankreich die Beschäftigung von kaum zehn Personen, keine einzige Sammlung existirte, und jetzt ist die Zahl Derer, die diese Wissenschaft pflegen, um bekannt zu werden, sehr groß, und die verschiedenen Cabinete in Paris allein besitzen mehr als 20,000 Gattungen Koleopteren. Der Stamm dieser neuen Gesellschaft besteht aus 35 Mitgliedern, lauter durch ihre Arbeiten bekannte Männer; bereits haben mehre Naturalisten des Auslandes und der Provinzen Frankreichs sich ihnen angeschlossen, und bald wird schon ein Band ihrer Abhandlungen erscheinen. Die Präsidenten sind die Herren Latreille und Audinet-Serville, an welche die Briefe adressirt werden müssen.

Die meisten zeichnenden Künstler, seit zwei Jahren sich zu sehr mit Politik beschäftigend, haben merklich ihre Arbeiten vernachlässigt, ohne deshalb ihre Ausgaben zu vermindern; da aber ihr Pinsel oder Griffel das einzige Nahrungsmittel der meisten darunter ist, so thun sie einstweilen auf den Ruhm Verzicht und zielen allein auf den schnellen Verdienst. Dadurch entsteht denn eine ungeheure Menge kleiner mit Leichtigkeit hingeworfener, gefälliger und geistreicher Blätter, aber kein einziges, was den Kenner und wirklichen Kunstliebhaber nur einen Augenblick anziehen kann. Alle diese kleinen lithographischen Producte sind sehr wohlfeil und bringen doch viel ein, da ihr Preis auf die Börse des wenigst Bemittelten berechnet ist; es ist aber unmöglich, aller der tausend Croquis, Pochades, Singeries, Diableries, Rencontres, Silhouettes, Bizarreries, Drôleries etc. *), die es täglich regnet, und welche eine Reihe der wunderlichsten und hübschesten Scenen liefern, nur zu erwähnen, denn alle sind ohne eigentlichen Werth und der Kunst eher schädlich als günstig. Einige große Unternehmungen allein werden noch gehörig fortgesetzt, was aber nicht die Folge der Thätigkeit der Künstler ist, denn dann würden sie längst eingeschlafen sein, wenn nicht die Unternehmer, die das Wesentliche berechnen, den Zeichnern und Kupferstechern diese kaufmännische Activität gäben. Eines dieser Werke ist die „Voyage pittoresque et romantique par Ch. Nodier, Taylor et Cailleux", und gehört unter die großen Unternehmungen, wie man nicht viele mit solcher Ausdauer fortführen sieht. Es enthält Alles, was von Monumenten des alten Frankreichs bis jetzt übriggeblieben ist, und soll 16 Bände in Folio mit mehr als 2000 lithographischen Zeichnungen der berühmtesten Künstler bilden. Jede Provinz des ehemaligen Frankreichs wird einzeln verkauft, und die Franchecomté (ein Bd., 500 Fr.), die Normandie (zwei Bde., 700 Fr.), die Auvergne (zwei Bde., 900 Fr.) sind bereits complet. Der jedes Kupfer begleitende Text vereint das Verdienst der geschichtlichen Wahrheit mit dem Reiz des Romans, und die Verf. geben einen großen Beweis ihres Talents, den ernstesten und wichtigsten Verhandlungen ein anziehendes Interesse zu geben. — Der Graf Alexander de Laborde, dem man außer vielen andern Werken schon seine Reisen in Oestreich und Spanien (die über 400 Kupfer enthalten) verdankt, setzt auch seine „Monumens de la France, classés chronologiquement et considérés sous le rapport des faits historiques et de l'étude des arts" *) thätig fort. Diese Sammlung, obgleich aus drei von einander geschiedenen Abtheilungen bestehend, bildet doch durch Plan und zusammenstellenden Text ein vollkommenes Ganze; die eine enthält die römischen Alterthümer, die andere die gothischen, und die dritte diejenigen aus der Zeit des Wiederauflebens der Künste im westlichen Europa. Die Zeichnungen sind alle von ausgezeichneten Künstlern und der Stich von einer, einem so großen Unternehmen entsprechenden Vollkommenheit. — Die „Iconographie des contemporains" (in 50 Lieferungen) ist eine Galerie von Portraits aller Personen, die sich seit 1789 in Frankreich berühmt gemacht haben. Mehre dieser Bildnisse sind sehr gut auf Stein ausgeführt und haben das für eine solche Sammlung besondere Verdienst der Aehnlichkeit. Jedes derselben ist mit dem Facsimile der vorgestellten Person begleitet. Die gute Aufnahme dieses Werks hat denselben Kunsthändler veranlaßt, eine „Iconographie française" (soll 55 Lieferungen enthalten) herauszugeben, welche die Portraits der französischen Könige von Franz I. an, der Königinnen oder Derjenigen, die ihre Stelle einnahmen, der großen Krieger, Magistratspersonen, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler enthält. Diese Sammlung mit der vorhergehenden vereint bildet die vollständigste Galerie aller berühmten Personen Frankreichs vom 16. Jahrhundert an bis heute. Eine dritte ähnliche Sammlung hat auch guten Fortgang, unterscheidet sich aber durch ihren wohlfeilen Preis und begleitenden Text. Diese „Iconographie instructive, ou collection des portraits des personnages célèbres de l'histoire moderne, par Jarry de Mancy" liefert periodisch auf einem vierten Blatte das in Stahl gut gestochene Portrait einer berühmten Person, umgeben mit einem Texte, der die historische Lebensbeschreibung, die Zeitgenossen und alle Quellen, wo man weitere Nachrichten finden kann, gibt. — Mehre große Kupferwerke werden auch immer fortgesetzt, worunter folgende entweder wegen ihrer Nützlichkeit oder wegen ihres wissenschaftlichen Interesse Erwähnung verdienen, und deren Titel hinreichend ihren Zweck und Inhalt andeuten: „Peintures, bronzes et statues érotiques, formant la collection du cabinet secret du Musée royal de Naples, avec leur explication", von E. Famin, 4. „Trochilidées, ou les colibris et les oiseaux mouches, suivi d'un index dans lequel sont décrites et classées méthodiquement toutes les races et espèces du genre trochilus", von R. P. Lesson, Fol. (drei Lieferungen sind davon erschienen). „Recueil d'ouvrages relatifs aux arts et métiers, dans lesquels on trouve tout ce qui peut être utile aux peintres, sculpteurs, architectes etc." Fol. 1—12. Lief. Endlich verdient noch ein Werk hier angeführt zu werden, da es, ohne eigentlich ein Kunstproduct zu sein, von großer Wichtigkeit für alle angehende zeichnende Künstler ist. Eine erste schnell vergriffene Auflage spricht für seine Nützlichkeit und sein Verdienst, und der Verf. hat der Gunst des Publicums durch die vielen Verbesserungen in der zweiten eben erschienenen Auflage von Neuem zu entsprechen gesucht. Der Titel dieses höchst nützlichen Buches ist: „Manuel des jeunes artistes et des amateurs en peinture", von P. L. Bourier.

(Der Beschluß folgt.)

*) Alles Titel der verschiedenen Sammlungen dieser Art.

*) Soll 45 Lieferungen ausmachen, wovon eben die 35. erscheint.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 247. — 3. September 1832.

Das erste Jahr meines Aufenthaltes in Lappland.

Mitgetheilt durch F. Gedner.

(Beschluß aus Nr. 246.)

Bei heiterm Wetter ist die Sonne am 20. November noch sichtbar, indeß zum letzten Male in diesem Jahre. Die Tage werden dunkel, die Nächte schlaflos. Doch wird das Leben gerade jetzt von anderer Seite geselliger, nämlich durch die Rückkehr der Lappen aus Norwegen; man hat Gelegenheit, jede Woche Menschen zu sehen und sie zu sprechen; ihre einfachen Berichte, die sich auf die Erzählung von dem Verlaufe des Fischfanges, von dem Preise der Waaren und von deren Käufern, endlich noch von den erwählten Mitgliedern des Storthings für das Amt Finnmarken beschränken, sind in jenen öden Gegenden gewiß nicht ohne Interesse.

Kurz vor Weihnachten langt die Post aus Finnland mit dem Steuerverzeichnisse des Kronvogtes und mit den Privatbriefen an, die 4—10 Monate alt sind. Welch' ein festlicher Tag! Viele Gemeindeältesten unternehmen jetzt Reisen zur Kirche, um Neuigkeiten zu erfahren. Ihre ersten Fragen sind meistens: „Haben wir Frieden im Lande? Lebet der Kaiser? Ist er gesund? Befindet der Bischof sich wohl? Haben die Christen Ruhe vor Mohammedanern und Heiden?" Zwischen dem 25. und 30. Januar, da die Sonne wieder über den Horizont sich erhebt, steht ein noch größerer Festtag bevor, dessen ganzen Werth nur Derjenige vollkommen erkennt, der, wie ich, länger als zwei Monate des wohlthuenden Anblicks der Sonne beraubt war. Welch' eine majestätische Pracht, wenn die ersten, endlich wieder sichtbaren Stralen den Rand des Horizontes vergolden! Niemals habe ich ohne Thränen diese Erscheinung wiedersehen können, und auch von den Lappen wurde vor Zeiten die Wiederkehr der Sonne auf festliche Weise begangen.

In Betreff der Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche läßt sich mit Sicherheit nur auf die Multbeere und auf den Sauerampfer (Rumex acetosa) rechnen. In mildern Sommern kommen wol Rüben und Radieschen auch fort, allein nur in den wärmsten läßt der Spinat sich durch Treibebeete erzielen. Mehl und Salz erhandelt man jetzt von den russischen Schiffen an der Küste des Eismeeres; Fleisch und Fisch aber bietet das Land selbst in Ueberfluß dar, und mit Gewürzen wird man in Lappland jährlich im Winter von Uleåborg her, aus einer Entfernung von 95 schwedischen Meilen, versorgt. Die jetzige Volksmenge des Kirchspiels beläuft sich etwa auf 900 Personen, und der Flächenraum desselben beträgt 260 Quadratmeilen: ein Verhältniß, das nicht wenig dazu beiträgt, die Amtsverrichtungen des Pastors hierselbst noch mühevoller zu machen. Außer den angeordneten Reisen nach Enare, werden oftmals auch andere nothwendig, wie etwa Reisen nach Outakoski, das 80 Werste, ferner nach Patsjoki, das 250, und nach dem Dorfe Kyro, das 220 Werste von Utsjoki entfernt liegt, wodurch die Amtsreisen sich oftmals auf 2000 Werste im Jahre belaufen, während welcher die Schneefläche meistens zum Nachtlager diente, weil eine Hütte nur selten anzutreffen war.

Doch ich komme wieder zurück auf die Erzählung meines Aufenthalts in Lappland und nähere mich dem Schlusse derselben. Nachdem die Bewohner von Utsjoki und Enare bis dahin meiner Leitung in kirchlichen Angelegenheiten gefolgt waren, nahmen sie in dem Monat April für diesen Winter Abschied von mir und ließen mich mit meiner Dienerschaft allein in dem Pfarrhause zurück. Die Nächte wurden heller und mit ihnen auch meine Hoffnung auf den annähernden Sommer, den ich mit um so größerer Sehnsucht herbeiwünschte, als mein mitgebrachter Vorrath an Lebensmitteln völlig erschöpft war. Man hatte freilich schon Mehl aus Norwegen erhalten; mir aber fehlte ein Backofen, und der gefrorene Erdboden erlaubte mir nicht, nach Lehm zu suchen, um selbst einen Ofen zu bauen; wenn ich also einmal an Brot mich laben wollte, so mußte der durchgeknetete Teig entweder auf Kohlen oder auf einer eisernen Platte gahr gemacht werden. Stellenweise blickte auch jetzt aus der Schneedecke die dunkle Erde hervor; Schneehühner schwärmten in brünstiger Liebe um meine Wohnung und vergrößerten durch ihr Geschrei das nächtliche Lärmen der Seevögel so sehr, daß ich zu keinem Schlafe gelangte. Täglich machte ich weite Ausflüge durch eine Gegend, in der weder Weg noch Fußsteig, weder Gehäge noch Menschenwohnung oder sonstige Spuren des Anbaus zu finden waren, in welcher dagegen der felsige Boden, der von vorjährigen Moospflanzen spärlich bedeckt war, den Füßen fortwährend Schmerzen verursachte. Oftmals hatte der geschmolzene Schnee große Bäche gebildet, die von wolken-

hohen Bergen, unter einem Winkel von 30—50°, herabstürzten und nach wenigen Tagen verschwanden, um in dem nächstfolgenden Jahre mit veränderter Richtung sich zu erneuern. Die Heftigkeit, mit welcher das Wasser sich fortwälzte, war so groß, daß Steine von dem jähen Rande der Felsen herabgedrückt wurden und tiefe Gruben in dem weichern Erdreiche sich bildeten, in denen manches kleinere Thier zur Herbstzeit auch wol sein Grab fand. Bisweilen vernahm man auf den Gipfeln der Berge ein dumpfes Getöse, das durch niederstürzende Schneemassen verursacht wurde. Alles dieses geschah in dem Monate Junius, da doch die Sonne um Mitternacht sich schon 2—3° über dem Horizonte befand.

Auf diese Weise hatte mein Einsiedlerleben ohne irgend eine Abwechselung längere Zeit schon gedauert. In einer Nacht, als der Vögel lärmendes Wesen mir keinen Schlaf bis zwei Uhr des Morgens vergönnte, erhob ich mich von meinem Lager, um in das Freie zu gehen, wo hier und da schon ein Grashalm aus der Erde hervortrat, und um an dem Fuße eines nahe belegenen Berges das lieblichere Concert der hier in Menge vorhandenen schwedischen Motacille (Motacilla suecica), der Zeisige und Lerchen anzuhören, welche selbst in der Nacht mit ihrem Gezwitscher fortfahren, wenn ungestüme Witterung sie nicht daran verhindert: da erblickte ich aus meinem Fenster zwei wilde Gänse, die mich sogleich an meine Speisekammer erinnerten, welche jetzt völlig ausgeleert dastand, weil die Lappen vor langer Zeit schon davongezogen waren und man keinen Fisch noch erhalten konnte. Der eine dieser Vögel fiel durch einen Schuß aus dem Vorhause, und ich schickte mich an, ihn aufzuheben, als ich aus einer der bei der Kirche befindlichen Hütten der Lappen Rauch aufsteigen sah. Nur Derjenige, welcher geraume Zeit den Umgang mit Menschen entbehrt hat, kann die Freude sich vorstellen, die ich bei diesem untrüglichen Anzeichen von der Nähe vernünftiger Geschöpfe empfand. Ich eilte sogleich zu der Hütte und traf in derselben eine Nachbarin an, die sich von ihren Anverwandten verlassen sah, welche des Fischfanges wegen an die Küste des Eismeeres gezogen waren. Das Mütterchen hatte mit zwei Kühen sich hierher begeben, um der Gefahr einer Hungersnoth auszuweichen, und ergötzte mich nun ebenso sehr durch ihre Berichte von den Predigern, die vor mir an diesem Orte gelebt hatten, als die Milch ihrer Kühe mir willkommen war. — Das Beste, was ich an Lebensmitteln besaß, Branntwein und getrocknetes Fleisch, denn Brot war nicht vorhanden, ließ ich dem hochwillkommenen Gaste vorsetzen, und sie vergalt meine Bewirthung damit, daß sie mir Schneehühner schenkte, die sie durch Nachahmung des eigenthümlichen Lautes derselben herbeizulocken verstand, um sie in Schlingen zu fangen.

Um die Mitte des Sommers etwa hebt die Zeit des Lachsfanges an. Die Stelle im Strome, welche dem Pfarrer zum Fischen angewiesen ist, lag ½ Meilen weit von dem Wohnhause entfernt und gab mir täglich hinreichende Beschäftigung, sodaß die Zeit allmälig verstrich, bis endlich der herannahende Ausgang des Julius mich an meine Verpflichtung erinnerte, in dem August die kirchlichen Geschäfte der Gemeinde von Enare besorgen zu müssen. Der Weg dorthin über Sümpfe und Moorebenen beträgt im Sommer 220 Werste; da aber jetzt gerade kein Wegweiser im Dorfe zu finden war, so mußte ich einen andern Ausweg ergreifen, und entschloß mich, den Tanafluß hinabzufahren zum Warangerfiord, um von dort, den Patsjokifluß hinauf, einen Weg mir zu bahnen zu dem Landsee von Enare. Ich reiste den 31. Julius ab und kam doch erst am 27. August in Enare an. Diese Verzögerung war weniger eine Folge der Länge des Weges als vielmehr der außerordentlichen Beschwerlichkeiten desselben und der zahllosen Hindernisse, welche die nahe wohnenden russischen Lappen meiner Reise auf dem, früher niemals beschifften, Patsjokiflusse in den Weg stellten. Das Auge erblickte in diesen Gegenden nur steiniges, unfruchtbares Uferland, und das Unbehagliche der Reise wurde noch dadurch vergrößert, daß unser Vorrath an Lebensmitteln zu Ende ging, sodaß wir in den beiden letzten Wochen dieser Reise genöthigt waren, von den Fischen zu leben, die man in zwei mitgebrachten Netzen fangen konnte, glücklich wenn der Zufall uns einmal Gelegenheit gab, an dem Ufer einigen Schnittlauch (Allium schoenoprasum) und Sauerampfer einzusammeln, um damit unser einfaches Gericht zu würzen. — Nachdem ich acht Tage in dem Dorfe Kyro und in Enare verweilt hatte, wurde die Rückreise angetreten; anfänglich zu Fuße eine Strecke von 10 Meilen bis zu dem Fischlager Jorgastak, und von dort 17 Meilen zu Wasser auf den Flüssen Enare und Tana. Am 10. September war ich wieder zu Hause, nachdem ich eine Reise von 72 Meilen zurückgelegt hatte.

Die Lappen waren noch nicht von den Küsten des Eismeeres heimgekehrt; in drei Wochen sah ich keinen Menschen, und selbst an dem Michaelistage, an welchem doch Gottesdienst gehalten wurde, hatten sich nicht mehr als 12—15 Personen eingefunden. Der Schnee bedeckte den Erdboden schon; die kurzen Tage verkündigten den nahen Eintritt der langen Dunkelheit, und selbst auf dem Strome begann das Eis sich zu zeigen. Nach Verlauf von drei Wochen kehrte endlich ein Theil der Lappen zurück, und an dem Tage Aller Heiligen hatten sich 23 Personen in der Kirche versammelt. Der Religionsunterricht nahm seinen Anfang, und meine gehäuften Amtsgeschäfte wurden nur durch einen Besuch bei dem Gerichtsdiener des Kirchspiels unterbrochen, der zwei Meilen von mir entfernt wohnte, und bei welcher Gelegenheit ich auf meiner einsamen Spazierfahrt durch unbekannte Gegenden nahe daran war, das Leben einzubüßen.

Dieser Versuch schreckte mich auch von fernern Auswanderungen zurück und hielt mich bis zu der Mitte Dezembers zu Hause, um welche Zeit ich die gewöhnliche Reise nach Enare antreten mußte. Gegen Mittag setzte ich mich in den Rennthierschlitten und erreichte noch an demselben Tage die, 60 Werste weiter gelegene, sogenannte Kothe von Mjeras-jaure, von wo wir, bei der trefflichen Bahn, sogar hoffen durften, gegen den Abend

plan, Feuchere, P. Delaroche, lauter Künstler, die sich schon einen glänzenden Ruf erworben haben. Der erste Akt spielt in der Klause eines frommen Einsiedlers, der mühsam gegen die Leidenschaften der schwachen Menschlichkeit kämpft; ein Ungewitter führt eine junge schöne Pilgerin in seine Wohnung, und bald ist der heilige Mann von der Liebe überwunden; er umschlingt schon mit seinen Armen die junge Unschuldige, als ein Blitzstral der Erhitzung seiner Sinne und seinem Leben zugleich ein Ende macht. Sogleich eilen Abgesandte der Hölle herbei, um sich seiner Seele, die Engel beschützen, zu bemeistern. Um den Streit zwischen diesen und jenen zu schlichten, kommt man überein, daß der ins Leben zurückgerufene Eremit der Hölle dann nur angehören solle, wenn er der Anfechtung ein zweites Mal nicht widerstehen würde. Dieser Akt liefert das Gemälde der Liebe, sowie sie im Alter von zwanzig Jahren unsere Seele trunken macht und unsere Sinne entflammt. — Im zweiten Akt halten die Höllenbewohner in dem Krater eines Vulkans Rath, um den Eremiten von Neuem unterliegen zu machen, und da sie schon einen Beweis haben, daß das Fleisch bei ihm schwach ist, so beschließen sie ein Weib zu schaffen, was alle Reize der Versuchung in sich vereine. Mehre Versuchungen sind ohne Erfolg, bis endlich dies weibliche Geschöpf, was göttlich wäre, wenn nicht ein auf der Seite des Herzens sichtbarer schwarzer Fleck seinen teuflischen Ursprung verriethe, die Wünsche der satanischen Rotte erfüllen zu sollen scheint. Es ist unmöglich, etwas Sonderbareres und Phantastischeres als die hier vorgestellten Gemälde zu sehen. — Der dritte Akt zeigt den armen auferstandenen Einsiedler, wie er, von Hunger, Durst und Ermüdung erschöpft, an das Thor eines Schlosses klopft, in dem Freude und Ueberfluß herrschen. Er fleht den Schloßvogt um Barmherzigkeit an, kann da aber nur durch Profanation des Kreuzes Linderung seines Elends finden; mit Abscheu weist er aber diesen Vorschlag ab. Nun sendet man Miranda, jene verführerische Tochter der Hölle, an ihn ab, der Genius des Guten siegt jedoch abermals, und Miranda selbst, von dem frommen Manne beinahe zum Bessern bekehrt, versorgt ihn mit dem Nöthigen und sieht mit Erstaunen die Verminderung des schwarzen Flecks. — Im vierten Akt ist man in eins der wollüstigsten Serails Asiens versetzt; der Zuschauer, der den Magiker kennt, mit dem er zu thun hat, muß nicht fragen, wie und warum der arme Eremit sich darin befindet, sondern sich damit begnügen, daß er ihn da sieht. Ein Schwarm reizender Bajaderen sucht hier die Sinne des armen Cenobiten von Neuem zu berauschen, und wenn endlich die Sultanin gewordene Miranda erscheint und vom Sultan die so beneidete Gunst des Schnupftuchs erlangt, ist die Versuchung beinahe vollendet, denn Lustbegierde und Eifersucht triumphiren, und der Klausner ergreift einen Dolch, um dem Sultan Leben und Favoritin zu rauben. Der Genius des Guten macht aber im Herzen Miranda's ebenso große Fortschritte, als der Böse Macht über den Eremiten erlangt; sie entreißt ihm den Dolch, ruft ihn zu sich selbst zurück und trägt zum zweiten Male die Wünsche der ergrimmten Hölle. Der schwarze Fleck ist nun beinahe ganz verwischt. — Der fünfte Akt führt in die Einsiedelei des Waldbruders zurück: der Teufel wagt hier seinen letzten Versuch, indem er über sein Schlachtopfer durch Peinigungen und durch Verwirrung seines Verstandes den Sieg zu erlangen sucht. Hier ist es nun, wo Worte nicht zureichen, um die ganze Bizarrerie dieses Akts nur einigermaßen zu beschreiben; man hat da Alles, was die erhitzte Phantasie Callot's auf einem Gemälde der Versuchung des heil. Antonius erdachte, lebend dargestellt. Diese Teufeleien werden zum Schlusse mit einem sogenannten Tableau geendet, dessen Wirkung bewundernswürdig ist. Miranda, stets vom Guten angezogen, hält immer die Vernunft des Eremiten aufrecht, sobald sie zu wanken anfängt, und stirbt als Schlachtopfer der höllischen Geister, die wüthend sind, sich von ihrer eignen Creatur verrathen zu sehen. Die Engelschar trägt hierauf den Einsiedler durch die Unermeßlichkeit empor zur Pforte des Himmels; die bösen Geister widersetzen sich dieser Apotheose, woraus denn ein Luftgefecht von einem wirklich magischen Effect entsteht. Natürlich unterliegt die höllische Armee und wird in den Abgrund gestürzt. — Einige zu lange Scenen und Wiederholungen, die wenige Präcision gewisser Maschinerien und ein Unfall, wo ein Theatergehülfe zerquetscht zu werden bedroht war, schadeten der guten Wirkung der ersten Vorstellung; verschiedene geschickt gemachte Abkürzungen, besonders der vollkommen gute Gang des Ganzen in allen seinen Theilen, hat aber in den folgenden Vorstellungen den Eindruck der ersten verwischt, und das Stück zieht jetzt viele Zuschauer herbei. Wenn eine so große Reihe von Gemälden, ihres Reichthums und ihrer Sonderbarkeit ungeachtet, manchmal ermüdend ist, so ist dies wol die Eigenschaft der meisten Stücke dieses Theaters, und wenn die Logen hier wie in Italien Conversationszimmer hätten, so würde man oft die Scene verlassen, um an gewissen köstlichen Decorationen, bezaubernden Balletten, hinreißenden Musikstücken, die durch die Zwischenstücke geschwächt werden, noch mehr Genuß zu haben.

Ich kann diesen Artikel nicht schließen, ohne von einem Schauspieler einige Worte zu sagen, dessen nicht durchaus günstige Aufnahme seines Strebens wegen doch gerechtes Lob verdient. Hr. Jermann, ein deutscher Schauspieler, der in seinem Vaterlande ehrenvollen Beifall fand, faßte den Entschluß, auf dem Théâtre français aufzutreten und sich mit Joanny, Ligier und Victor zu messen, die von ihrer frühen Jugend an sich ein anhaltendes Studium daraus machten, um endlich, nach 20 oder 30 Jahren, nach dem Sinne der Franzosen die dramatischen Schöpfungen von Racine, Corneille und Voltaire darzustellen. Das Unternehmen war dreist, ja selbst verwegen, denn ein Deutscher wie ein Engländer kann es eher dahinbringen, französisch mit vollkommener Reinheit zu schreiben (die franz. Literatur liefert mehre Beispiele), als die hier auf der Bühne verlangte makellose Diction zu erreichen. Hr. Jermann hoffte nach zweijähriger Bemühung die Hindernisse, welche ihm die relative Härte seiner Sprache und die im Französischen unbekannte Kehlintonation entgegenstellten, überwunden zu haben und ist hier auf dem ersten Theater von Frankreich in dem Stücke „Les Horaces" von Corneille aufgetreten. Ich spreche hier nicht von dem Talente der richtigen Auffassung des Geistes seiner Rolle, dies ist bei Hrn. Jermann dasselbe, er mag eine von Schiller oder von Corneille spielen; die Nothwendigkeit aber, sich beständig vor jener germanischen Aussprache in Acht zu nehmen, und die Aufmerksamkeit, die er zugleich auf die französische haben mußte, lähmten seinen Vortrag, machten ihn entweder eintönig oder holprig und raubten ihm den Wohlklang und die Homogenität, worüber jede Nation in ihrer Sprache unerbittlich ist. Er warf gleichsam die Worte nur hin, oft ohne alle Verbindung, und im Affect besonders entstanden daraus Intonationen, die weder französisch noch deutsch waren und dem hiesigen, in diesem Fache unerbittlichen Theaterpublicum schon deshalb mißfallen, weil sie ganz unüblich sind. Man kann Hrn. Jermann durchaus nicht sein tragisches Talent absprechen, er bietet aber von Neuem Gelegenheit dar, ein gewisses Sprüchwort zu bewähren. 88.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Zettwach, Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts. Gr. 8. 23 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 248. — 4. September 1832.

Die philologische Schulbildung unserer Zeit und der Zeitgeist.

Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. Jahrhunderte sind die alten Sprachen und die philologische Schulbildung wol nicht leicht heftiger angegriffen worden als in den letzten fünf Jahren. Denn die Fehde, die sie gegen Basedow und seine Anhänger, sowie gegen Pestalozzi und seine Schüler auszufechten hatten, war nicht so allgemein als der Kampf, den sie jetzt mit sehr verschiedenartigen Widersachern zu bestehen haben. Entweder sind es Neuerer im Unterrichte, welchen die Jugend durch die Erlernung der alten Sprachen übermäßig angestrengt und dabei im Erlernen nützlicher Sachkenntnisse nothwendig versäumt scheint. Dies sind besonders die Mitglieder in den zweiten Kammern der Ständeversammlungen Deutschlands, wie unter andern im Nassauischen ein Hüttenin-spector den Antrag auf gänzliche Entfernung der alten Sprachen aus dem Kreise der Gymnasial-Lehrgegenstände machte, oder wie Fr. Buchholz die alten Sprachen als ganz unverträglich mit höherer Mathematik, Physik, Astronomie, Staatswissenschaft u. s. w. erklärte, anderer Angriffe nicht zu gedenken. Von einer andern Seite treten die Andächtler auf, die großen Schaden für das Christenthum von früher Bekanntschaft mit dem unchristlichen Alterthume fürchten. Die Namen eines Tholuck, Harms, Rußwurm, Harnisch sind bekannt: weniger bekannt möchte wol der eines leipziger Frühpredigers, des M. Otto, sein, der vor zwei Jahren zwei Gebrechen der meisten gelehrten Schulen in Deutschland entdeckt zu haben wähnte und ein neues System aufzuführen verhieß. Wieder Andere, die sich besonderer Anhänglichkeit an Vaterland und an gesetzliche Ordnung rühmen, äußern sich besorgt, daß ein zu republikanischer Sinn und eine Abneigung gegen das Bestehende sich aus der Bewunderung der alten Welt entwickeln möchten. Wer in diesem Stücke sorglich ist, hätte vielleicht eher manche Stücke der neuern Geschichte zu fürchten.

Eine Widerlegung dieser Anklagen ist jetzt nicht unsere Absicht: sie würde zu viel Raum und zu viel gelehrtes Rüstzeug erfodern, mit dem wir die Leser dieser Blätter zu verschonen wünschen. Nur Einen Punkt wollen wir hier berühren. Das alte Wort: Ars non habet osorem nisi ignorantem, bewährt sich auch bei allen diesen Feinden der heutigen philologischen Schulbildung. Und es ist in der That zu beklagen, daß man bei dem lauten Geschrei nach Begründung eines öffentlichen und constitutionellen Lebens sich gar nicht die Mühe gibt, die Gymnasien, welche doch schon ihrem Namen nach dem öffentlichen Leben angehören, genauer kennen zu lernen, daß man wol damit umgeht, zu reformiren und einzureißen, ohne sich nur die Mühe zu geben, einmal den alten Bau zu untersuchen und seine Haltbarkeit zu erproben. Wenn über Gesetzgebung der Rechtsgelehrte, über Steuern der Finanzbeamte, über Kriegsbedürfnisse der Generalstabsoffizier gehört wird, wenn bei Gestaltung des Kirchenwesens die Geistlichen zu Rathe gezogen werden, so sollten doch billig über Schulen und Gymnasien auch Schulmänner gehört und ihre Erfahrungen benutzt werden. Aber, obgleich in den meisten großen und kleinen Städten Deutschlands nur die Wenigsten es der Mühe werth halten, den Schulfeierlichkeiten und Prüfungen beizuwohnen, und oft gerade diejenigen Beamten und Geistlichen vermißt werden, die noch ein besonderes Interesse in diese Säle führen sollte, so fühlt sich doch jeder Laie berufen, über Gymnasialangelegenheiten mitzusprechen, den Unterrichtsplan zu tadeln, einzelne Gegenstände ganz zu verwerfen und von Pedanterie und Schulfüchserei zu sprechen, die der Erzeugung eines gesunden und staatsbürgerlichen Lebens die hemmendsten Fesseln anlegen. Zu solchen Reformatoren gehören nun jetzt besonders die Scribler in den sinn- und volksverwirrenden Journalen, die sich da einen Kometen, einen Eremiten, eine Hebe u. s. w. nennen, und worin man gar zu gern von einer „Dampf-Pädagogik", von „philologischen Orbilen und philologischem Pennalismus" (wie z. B. im „Komet" v. d. J. Nr. 88) spricht. Indessen können sich die Philologen hier noch am ersten trösten, weil diese Journalisten mit derselben Unkunde und mit derselben terroristischen Zerstörungssucht über alle gesellschaftliche Zustände herfallen, aber leider! durch ihr Hin- und Herfahren über gemeinsame und locale Gebrechen, über den Verfassern Bekanntes und Unbekanntes, und durch ihr Haschen nach Schimmer und Witz auch viele Unkundige täuschen und zur Unzufriedenheit verführen.

Für solche Tadler würden wir uns vergebens bemühen, den großen und seit drei Jahrhunderten durch die Erfahrung bewiesenen Werth der Alten zu erhärten. Denn sie würden einer aus dem innersten Wesen und den Cha-

rakteren jener Schriftſteller hergeleiteten Schlußfolge nicht glauben, ja ſie würden auch die Beiſpiele der ausgezeichnetſten Staatsmänner verwerfen, die in der Beſchäftigung mit der alten Literatur ihre Freude fanden, eines Pitt, der ſich in der Kenntniß der alten Sprachen mit manchem hochberühmten Philologen meſſen konnte und an der Spitze unermeßlicher Staatsgeſchäfte ſchwierige Stellen der Claſſiker in ſeinen Erholungsſtunden zum Gegenſtande der Unterhaltung machte, eines Fox, der mit ſeinen Freunden über Stellen aus Aeſchylus, Homer und Lykophron Unterſuchungen anſtellte, oder eines Canning, Benj. Conſtant, Wilh. von Humboldt, Niebuhr, v. Ouwaroff, v. Gersdorf u. A. m. Wenn nun aber überchriſtliche Theologen, erfinderiſche Induſtriemenſchen, politiſche Zitterer und marktſchreieriſche Journaliſten die philologiſche Schulbildung verdammen und ſie eines Zurückbleibens hinter dem Zeitgeiſte beſchuldigen, ſo überſehen ſie — und das fällt ihnen allein zur Laſt — die Art und Weiſe der Jugend in den Gymnaſien und den dermaligen Zuſchnitt des geſellſchaftlichen Zuſtandes.

Unſere Jugend iſt zwar leicht verführbar, aber nicht ſo ſchlimm, als man ſie wol machen möchte, und wie auch wol von Schulmännern, wie von Greverus u. A. geſchehen iſt. Sie will vor allen Dingen Beſchäftigung haben, ordentliche, feſte Beſchäftigung, und nahrhafte Koſt. Dieſe geben wir ihr aber in dem Studium der alten Sprachen, indem wir als das vorzüglichſte Bildungsmittel die Sprache betrachten, in der ſich ja alle Thätigkeiten des Geiſtes, Empfindung, Gedächtniß, Phantaſie, Witz, Scharfſinn, Vernunft vereinigen. In der Sprache ſoll die Denkkraft geübt werden. Die deutſche Sprache liegt uns zwar zunächſt, jedoch die claſſiſchen Sprachen ſind geeigneter zur Erregung und Stärkung der geiſtigen Kräfte. Denn wir nehmen die deutſche Sprache von Kindheit an in uns bewußtlos auf, wir üben ſie täglich und gewinnen dadurch allerdings einen Takt für den Sprachgebrauch, der es aber grade verhindert, daß die Mutterſprache ein allſeitiges Bildungsmittel werden kann. Dagegen iſt die fremde Sprache einem unbekannten Lande gleich, wo wir keinen Schritt ohne die größte Aufmerkſamkeit auf die Karte (und dieſe iſt für die Sprache die Grammatik) thun können, aber dadurch auch den Verſtand, das Gedächtniß, die Phantaſie und das Gefühl in ſteter Bewegung erhalten, ſodaß Göthe mit Recht ſagt, daß, wer fremde Sprachen nicht kennt, auch nichts von der eignen weiß. Da wird Mancher fragen, ob nicht die franzöſiſche, engliſche oder italieniſche Sprache oder gar das Sanskrit dieſelbe Wirkung hervorbrächten. Wir halten hierauf die Antwort zurück und berufen uns auf die Erfahrung Derer, welche gut eingerichtete und ſtreng disciplinirte Gymnaſien kennen. Man frage die beſſern Schüler (von den ſchlechtern kann natürlich hier nicht die Rede ſein), ob ſie lieber deutſchen, franzöſiſchen oder engliſchen auf der einen, oder griechiſchen und lateiniſchen Unterricht auf der andern Seite genießen wollten. Sie werden ſich durchgängig für die letztern Sprachen entſcheiden, und trotz der größern Mühe und Anſtrengung lieber ihr Latein und Griechiſch treiben als die neuen Sprachen, lieber Grammatik und Metrik erlernen als Technologie und Naturwiſſenſchaften, lieber den Homer und Horaz leſen ſtatt der Minneſänger und der franzöſiſchen Tragiker.

Nun frage man weiter (und das iſt unſer zweiter Erfahrungsſatz) die meiſten Aeltern, welche ihre Söhne dem gelehrten Stande widmen und ihre Bildung alſo in den gelehrten Schulen ſuchen, ob ſie lieber eine philologiſche Bildung ihrer Kinder, oder eine durch Mathematik und Naturwiſſenſchaften bewirkt haben wollen. Es werden ſehr wenige Aeltern ſein, welche die letztern Bildungsmittel vorziehen. Denn einmal iſt die Erlernung der Mathematik für die meiſten und auch beſſern Schüler auf Gymnaſien eine wahre crux, weil die Mathematiker häufig zu viel Zeit und Kraft der Schüler für ſich in Anſpruch nehmen, und ſchon aus dieſem Grunde ſehen die lieben Aeltern ihre Kinder gar ſehr gern weniger mit derſelben geplagt. Zweitens aber hört man gar oft die Frage: „Wozu hilft den Kindern denn die viele Mathematik? wozu brauchen ſie dieſe in ihrem künftigen Berufe? Da ſind doch die alten Sprachen viel beſſer, die man doch noch künftig einmal gebrauchen kann.“ Es verſteht ſich wol von ſelbſt, daß eine Regierung oder ein Schulvorſtand auf ſolche Raiſonnements niemals Rückſicht nehmen und ſich nicht von der vorgeſchriebenen und durch langjährige Erfahrung gut geheißenen Vereinigung der Mathematik mit den alten Sprachen entfernen wird, aber die Stimmen der Aeltern ſind doch immer die Stimmen des Zeitgeiſtes: ja beſonders in der jetzigen Zeit, wo die meiſten es gar nicht erwarten können, ihre Kinder in einem Amte zu ſehen, würde man ſich an vielen Orten gar ſehr gegen Vermehrung des mathematiſchen und die Entfernung des philologiſchen Unterrichts ſträuben, wie denn die Real- und polytechniſchen Schulen (ſo nützlich auch dieſe Inſtitute ſind) in Deutſchland doch nur langſam und allmälig wachſen können. Wir erinnern uns dabei an Das, was vor einigen Jahren ſich in London zutrug. Vor das Kanzleigericht kam ein Streit zwiſchen den Aufſehern und dem Hauslehrer einer großen Stiftsſchule. Die Aufſeher verlangten, es ſollte auch Franzöſiſch, Naturgeſchichte u. dgl. gelehrt werden, und beriefen ſich auf den Geiſt der Zeit und auf das allgemeine Fortſchreiten. Indeß der Hauslehrer verweigerte es. Der Großkanzler erklärte die Nützlichkeit jener Fächer für unnöthig, ließ den Stiftungsbrief vorleſen, und da in dieſem nur die alten Sprachen und Mathematik als Lehrgegenſtände vorgeſchrieben waren, wies er die Aufſeher ab und verurtheilte ſie in die Koſten. Nehmen wir nun noch dazu, daß ſo viele Aeltern mit blinder Vorliebe für den Gelehrten- und Beamtenſtand verlangen, daß ihre Kinder ſich demſelben widmen ſollen; betrachten wir jene thörichte Eitelkeit, die nicht zugeben will, daß ein für das Studiren nicht fähiger Knabe etwas anders als ein Geiſtlicher oder Juriſt werde, weil ſie den Stand eines Fabrikanten oder Künſtlers ihres Ranges unwürdig erachtet — ſo muß ein billiger Beurtheiler wenigſtens Das zugeben, daß der Zeitgeiſt hier noch immer der philologiſchen Bildung günſtig ſei, und daß

jenes Geschrei nach gänzlicher Abschaffung desselben nur das Geschrei schlecht unterrichteter Menschen sei. Die Lehrer an Gymnasien und Universitäten können ja gerade nichts sehnlicher wünschen, als daß jene Schwachen ihnen fern bleiben und sich nur gute Köpfe ihnen zuwenden mögen, weil eben durch solche Halbgebildete die Philologie eigentlich in Verruf kommt; sie würden sich gern mit wenigern Schülern begnügen, wenn sie nur gute Schüler hätten und solche, in denen die echte Humanität ausgebildet werden könnte. Dafür haben sie jetzt nur zu häufig mit solchen zu thun, die nur des lieben Brotes willen ihr Griechisch und Latein lernen, und sowie sie in ein Amt gekommen sind, ihr Bischen Latein und Griechisch gern vergessen und dafür unbarmherzig auf Diejenigen schimpfen, welche sie lange damit geplagt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus. Von P. A. Pfizer. Tübingen, Laupp. 1832.

Wie man an schwülen Sommernachmittagen dem unwillkürlichen Drange nach einem unruhigen Halbschlummer und seinem ängstlichen Traume nachzugeben pflegt, so hat sich auch der Verfasser des „Briefwechsels zweier Deutschen" in der Gewitterschwüle, welche den Ausbrüchen der demokratischen Gährung auf Hambach folgte und den letzten Entscheidungen des deutschen Bundestages voranging, über Deutschlands Geschick zu brüten und zu träumen niedergelegt, und erst eine Note am Schlusse gegenwärtiger Flugschrift kündigt sein Erwachen beim ersten Donnerschlage des aufgestiegenen Gewitters an. Schon in der zweiten Auflage seines Briefwechsels*) hatte er sich einem schönen Traume von einem verbesserten alten deutschen Reiche, wo die deutschen Völker aus den deutschen Fürsten den jedesmaligen Kaiser zu wählen hätten, überlassen; jedoch (wie es auch wol beim wirklichen Träumen zuweilen zu gehen pflegt) schon während des Traumes erwachte das Bewußtsein, daß das Alles ja nur ein Traum sei, und so wies er die Täuschung dort noch währenden Träumens von der Hand. In den vorliegenden Blättern aber versenkt er sich in einen, wie er zu hoffen scheint, haltbareren Traum, und auch wir wünschen von ganzem Herzen, daß derselbe eine prophetische Kraft haben möge.

Was den Verf. hauptsächlich zu seinen Vorschlägen getrieben hat, ist augenscheinlich die Furcht, das Süddeutschland, in welchem er lebt, möchte in der gegenwärtigen Krise, sobald es Gelegenheit dazu fände, sich Frankreich in die Arme werfen, ein Entschluß, dem er schon in seinem größern Werke bekanntlich mit aller Kraft eines deutschen Geistes und Gemüths entgegengetreten ist. „Wenn eine unselige Verblendung", sagt er jetzt S. 6, „die unumschränkten Mächte Deutschlands so weit treiben könnte, gegen die bestehenden Verfassungen und die Freiheiten der constitutionnellen Staaten sich Gewalt zu erlauben, so würde man in diesen Staaten wol nicht lange anstehen oder viel Bedenken tragen, sich nach fremder Hülfe umzusehen und zur Abwehr widerrechtlicher Angriffe das Ausland um Schutz zu bitten." Nun findet zwar Pfizer den Entschluß, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, sehr natürlich; aber doch glaubt er, selbst ein ungerechter Angriff könne bei der Gegenwehr nicht von jeder Pflicht entbinden und den Gebrauch jeder, sonst ehrlosen, Waffe rechtfertigen. Er führt sodann auf eine sehr überzeugende Weise aus, daß wenigstens den Franzosen, mit denen wir zu sympathisiren uns rühmen möchten, eine solche Vertheidigung der Freiheit als Verrath am Vaterlande erscheinen würde, und daß sie Denjenigen aus ihrer Mitte ausgestoßen hätten, der die Ordonnanzen des Julius mit englischen Bayonnetten zu bekämpfen gekommen wäre (S. 9). Es sollen und dürfen auch nicht einige Wenige mit fremder Hülfe eine Nation zu einem Glücke zwingen, nach dem die Mehrheit kein Verlangen trüge (S. 10). Diese Wenigen, die vielleicht den ganzen Gehalt ihres Lebens daran gesetzt haben, ihr Vaterland frei zu machen, würden freilich, wenn der Absolutismus ihr mühsames Werk zerstörte, die Sündenschuld der schlechten Mehrheit mitzubüßen haben; aber sie erhielten dadurch, wenn ihre Sache rein und unbefleckt bleiben soll, kein Recht, wie Coriolan den Arm der Fremden gegen das eigne Vaterland zu bewaffnen. — Will Deutschland in die Schule der Franzosen gehen, so darf, nach unserm Verf., die Nachahmung nicht auf halbem Wege stehen bleiben, die Deutschen sollen die Freiheit nur als Nation wollen. Die Ausführung dieses Gedankens, wie sie schon der Briefwechsel enthält, wird hier mit einigen eigenthümlichen Wendungen wiederholt (S. 10—14), und der Verf., nachdem er gezeigt hat, daß an ein Protectorat Preußens so wenig als Oestreichs in diesem Augenblicke zu denken sei, fixirt seine Ansicht dahin, daß im Sinn und Geiste des Jahrhunderts Dasjenige, was Deutschland organisch vereinigt und den Bund seiner Fürsten in einen Bund der Völker, das diplomatische Staatenbündniß in einen nationalen Bundesstaat verwandelt, nichts Anderes als eine deutsche Nationalvertretung sein kann, und daß hierzu die Anregung und der Hauptanstoß durch den Liberalismus gegeben werden muß (S. 16). Die Schrift bemüht sich weiter zu zeigen, daß der Anspruch auf eine nationale Bundesverfassung auf ganz positiven rechtlichen Gründen und bestimmten thatsächlichen Voraussetzungen beruhe. Die Völker Deutschlands hätten schon zur Zeit des wiener Congresses fodern können, daß ihre durch Willkür und Gewaltthat und eine Reihe widerrechtlicher Eigenmächtigkeiten zertrümmerte „nationale Reichsverfassung, auf die sie ein vollkommenes Recht haben, und die trotz der erzwungenen Niederlegung der deutschen Kaiserkrone dem Rechte nach fortwährend bestand, entweder ganz wiederhergestellt, oder nur mit ihrer Zustimmung abgeändert werde", denn durch die Abdankung des Kaisers war blos der deutsche Kaiserthron factisch erledigt, keineswegs die deutsche Reichsverfassung rechtlich aufgelöst (S. 18 fg.).

Nun ist aber der Verf. überzeugt — und hierin ist die eigenthümliche Ansicht seines Buches zu suchen —, daß die Allmacht des Rechts in der Welt nicht so entschieden ist, wie wol manche Liberalen glauben mögen, daß vielmehr die geschichtliche Entwickelung rechtlicher und staatlicher Zustände der Gewalt der äußerlichen Umstände und der physischen Bedingungen, der Macht der Natur und ihrer bewußtlosen Nothwendigkeit mitunterworfen ist, und daß gerade, wo der Stolz der Theorie der Wirklichkeit am freisten gebieten zu können träumt, sie oft selbst nur von den Ereignissen beherrscht und als zerbrechliches Werkzeug gebraucht wird. Somit wendet er den Satz, daß das Recht des Stärkern auch ein Recht sei, aber dasselbe nicht in der Befugniß bestehe, den Schwächern zu unterdrücken oder zu vernichten, sondern daß es vielmehr nur zu einer ausgedehntern und eingreifendern Wirksamkeit berufen sei, auf die Verhältnisse Deutschlands an. Er findet es unnatürlich, daß die Stimme von Sachsen oder Würtemberg im hohen Rathe Deutschlands gerade so viel gelten soll als die von Oestreich oder Preußen, und daß gerade durch diese Entziehung von natürlichen und wesentlichen Rechten den beiden letztgenannten Staaten von Anfang an eine feindliche gebieterische Stellung gegen den Bund beinahe aufgedrungen worden sei; denn weil sie im Bunde sehr wenig und im Fall einer Opposition der übrigen Bundesglieder so viel wie nichts bedeuten, so suchen sie die Befriedigung ihrer Ansprüche außer dem Bunde, indem sie sich ihm als europäische Mächte gegenüberstellen und durch ihr physisches Uebergewicht den Bund aus der Berathung europäischer Fragen gänzlich zu verdrängen suchen (S. 20—24). Der Verf. glaubt daher, daß vor allen

*) Wir werden in einer der nächsten Lieferungen darauf zurückkommen. D. Red.

Dingen ein besseres Gleichgewicht des Rechts und der Macht zwischen den verschiedenen Bundesgliedern hergestellt werden sollte, dadurch, daß jedes deutsche Land durch eine mit seiner Größe im Verhältniß stehende Anzahl unabhängiger Abgeordneten repräsentirt würde. Da aber dies ohne eine durchgreifende Revision der Bundesacte nicht möglich, und eine solche bei der Furcht vor dem demokratischen Elemente derzeit nicht zu erwarten sei, so muß ein anderer Ausweg versucht werden, wodurch es den reindeutschen Staaten gelingt, eine natürlichere Gestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse Deutschlands vorzubereiten. Dieser bestände in der Vereinigung der constitutionnellen Staaten zu einem engern Bund im Bunde, der durch den Geist der Freiheit, der Gesetzlichkeit und der Gerechtigkeit, durch Einheit der Gesinnung und die Kraft der Volksthümlichkeit so viel als möglich ersetzte, was ihm an realer Einheit und physischen Mitteln abgeht; wiewol sie zugleich auch durch eine erhöhte Concentration dieser letztern zur materiellen Einheit werden könnten. Daß diese vernünftige und rechtliche Politik von den deutschen Cabineten angenommen werde, dafür sind den deutschen Völkern hauptsächlich ihre Landesversammlungen verantwortlich; aber auch im eignen Interesse der constitutionnellen deutschen Fürsten liegt die allerdringendste Aufforderung, aus dem völlig unfruchtbar gewordenen Uebergewicht ihrer rechtlichen Stellung im Bunde für sich und ihre Völker wieder den möglichsten Vortheil zu ziehen, indem sie vermöge des ihnen vorbehaltenen Bündnißrechts einen constitutionnellen deutschen Fürstenbund schließen, der durch ein äußerliches Band der thätigen Mitwirkung und Theilnahme ihrer Völker die Bürgschaft seiner Erhaltung findet (S. 25—30).

Wenn aber der Liberalismus auch wirklich vom Bundestage Freiheit der Presse und Anerkennung des Rechts der Landesversammlungen zur Einwirkung auf die Bundestagsverhandlungen erränge — das Maximum von Sieg, das ihm der Verf. verspricht —, so kann ihm das Werk der nationalen Wiedergeburt doch nicht vollständig gelingen, so lange er sein Recht der Macht feindselig und ohne alle schonende Anerkennung positiver Verhältnisse entgegenstellt. Die Frage: soll die politische Wiedergeburt Deutschlands vom Süden oder vom Norden ausgehen? hält Pfizer für gleichbedeutend mit der: ist die Herrschaft des Rechts und des Geistes jetzt schon stärker als die Macht der physischen Gewalt und der Natur? Er beantwortet diese Frage so ziemlich mit nein und warnt vor Täuschungen, die nur trostlose Muthlosigkeit erzeugen könnten. Selbst jenem möglichen engern deutschen Bunde verspricht er kein langes Leben und würde ihn nur für eine Uebergangsstufe halten können: sobald die Zeit der Aufregung und einer erhöhten Stimmung, die der Freisinn für seine Schöpfungen benutzen muß, vorüber ist, und die Spannung des Kampfes zwischen Liberalismus und Absolutismus, aus welchem jener seine Stärke schöpft, nachgelassen hat, so wird der Bund, wenn er nicht in sich selbst zerfallen soll, sich nach einem Protector umsehen, der entweder Oestreich, oder Preußen, oder Frankreich sein kann. Hier ist der Verf. bei seinem Lieblingsthema angekommen und sieht abermals für Preußens Hegemonie, die er jetzt nur in eine fernere Zukunft rückt, wo Vieles ausgeglichen sein wird (S. 30—37). In der Länderanhäufung Oestreichs findet er ein unübersteigliches Hinderniß für das Protectorat dieser Macht über Deutschland. Sie kann sich nicht an die Spitze des Liberalismus stellen, ohne ihr eignes Todesurtheil zu unterschreiben.

„Oder würde (so sagt der Verf. wörtlich S. 38) ein so kluger Mann, wie derjenige, der gegenwärtig die Fäden der östreichischen Staatsmaschine in seinen Händen hält, und der sicherlich für seine Person die Ueberlegenheit anderer Talente wenig zu fürchten hat, einem in die Länge doch nicht haltbaren Systeme politischer Verfinsterung huldigen, wenn er nicht wüßte, daß die Existenz der östreichischen Monarchie, in ihrem heutigen Bestande an dieses System gekettet ist? Im Westen aber droht gerade diesem Systeme der Todesstoß. Der Flug des habsburgischen Adlers, der jetzt doppelköpfig und zweifelnd umherschaut, muß daher, wenn er nicht stürzen soll, immer entschiedener der Richtung nach Osten folgen, und ein Glück für Deutschland wäre es, wenn der Kaiser die auf seinem Haupte zitternde Krone des bewegten Occidents mit der des ruhenden Orients vertauschte."

Nachdem der Verf. auf diese Weise Oestreich mit höflichen Worten von der Suprematie über Deutschland ausgeschlossen, und, im Falle Oestreich sowol als Preußen in einer feindseligen Stellung gegen Deutschland beharren sollten, ein Bündniß mit Frankreich für das übrigbleibende Deutschland als die Gesellschaft des Löwen bezeichnet hat, sucht er noch schließlich den blinden Haß seiner süddeutschen Stammesgenossen gegen andere deutsche autokratisch regierte Völker, namentlich die Preußen, zu bekämpfen: „denn damit, daß man diese Völker deutsche Russen oder Halbdeutsche nennt, ist weder der Bürgerkrieg gerechtfertigt, noch die Selbständigkeit, Stärke und Freiheit des „deutschen Deutschlands" gesichert. Weder das Schmähen auf sie als Sklaven, noch die übermüthige Herausforderung ihrer Beherrscher als feindseliger Despoten ist ein Verfahren, das Denjenigen ziemt, die sich selbst für die Bessern und Verständigern bei jeder Gelegenheit erklären." Und ganz am Ende vergleicht der Verf. die jetzige Lage Deutschlands seiner Lage vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges: er wünscht, daß die furchtbare Lehre, welche der Ausgang dieses Krieges gab, dessen Früchte nur das Ausland geerntet hat, für Deutschland nicht verloren sei, daß es sich dadurch abhalten lassen möge, sich muthwillig und leichtsinnig in einen brudermörderischen Kampf zu stürzen (S. 38—41).

Man mag von den Vorschlägen des Verf. urtheilen wie man will, so wird man seinen gediegenen, recht eigentlich antirevolutionnairen Charakter auch in dieser Schrift nicht verkennen. Bei aller Kühnheit, mit der er sich gegen den Absolutismus wehrt, tritt er dennoch dem blinden Selbstvertrauen des gewöhnlichen Liberalismus, seinen Prahlereien und dem Hinüberschielen über den Rhein mit unerschütterlichem Muth entgegen; er gehört wahrhaftig zu den Schriftstellern, welche selbst der Präsidialvortrag, der den neuesten Bundesbeschlüssen vorangeht, einer vernünftigen Preßfreiheit gewissermaßen für würdig zu erklären nicht umhingekonnt hat. Die Note S. 41 ist freilich von bitterer Ironie eingegeben und trägt die Spuren des ersten Eindrucks, den die neuesten Ereignisse auf den aus seinem Hoffnungstraume erweckten redlichen Vermittler hervorgebracht haben. 23.

Notiz.

Eins der merkwürdigsten Ereignisse während der berühmten Pest von Florenz im 14. Jahrhundert war eine ans Wunderbare grenzende Vermehrung der Ratten, die in der Stadt und auf dem Lande so große Verwüstungen anrichteten, daß man, nachdem die weltlichen Vertilgungsmittel vergeblich gegen sie aufgewandt worden, seine Zuflucht zu geistlichen nahm. Was die florentinischen Chronikenschreiber hierüber erzählen, ist charakteristisch für die Sitten der damaligen Zeit. Die Ratten wurden nämlich öffentlich in den Kirchen excommunicirt, d. h. die Verbannung wurde bei Strafe der Excommunication von den Kanzeln herab gegen sie ausgesprochen. Um aber auch den Urtheilsspruch ganz der heiligen Regel gemäß zu vollziehen, nahm der Kirchenbeamte, dem die Pflicht oblag, die Interessen aller in contumaciam Verurtheilten wahrzunehmen, das Wort und foderte für seine Clienten eine Frist von 8 Tagen. Es ist Schade, daß uns weder Boccaz noch Villani erzählt haben, ob die Ratten nach Verlauf der ihnen gestellten Frist der Gewalt der Kirche gewichen oder ob sie dem Bannstral getrotzt haben. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 249. — 5. September 1832.

Die philologische Schulbildung unserer Zeit und der Zeitgeist.

(Beschluß aus Nr. 248.)

Was übrigens die Ueberladung mit Griechisch und Latein anbetrifft, so kann man nicht leugnen, daß in Beziehung auf manche Anstalten die Klage des Zeitgeistes begründet sei. Aber dies ist nur die Schuld der Directoren und Behörden, die eine solche Umgehung der eigentlichen Bestimmung eines Gymnasiums zulassen, und aus Indolenz oder um einer vorherrschenden Neigung willen zu gerechten Klagen Anlaß geben. Die Instructionen, welche z. B. die Directoren im preußischen Staate haben, wollen nicht bloße Philologen gebildet wissen, sondern eine allseitige Bildung des jungen Menschen erstreben, oder eine harmonische, größtmögliche Entwickelung der geistigen und moralischen Anlagen. Daß dies hier und da unterlassen wird, darf ebenso wenig der Wissenschaft oder der leitenden Idee zur Last gelegt werden, als für eine jede Rechtsverdrehung das Gesetzbuch des Landes oder für eine intolerante Predigt die reine Christuslehre verantwortlich sein kann. Wird endlich geklagt, daß die philologische Bildung so viele Zeit hinwegnähme und mit blos mechanischen Beschäftigungen ausfülle, die den Geist nicht bilden, nicht zum praktischen Leben befähigen könnten, so wollen wir doch fragen, warum man nicht ein gleiches Verdammungsurtheil über den Kaufmann ausspräche, der seine Lehrlinge mehre Jahre lang hinter dem Copirbuche sitzen läßt, Päckchen schnüren, Briefe zur Post tragen und was der Beschäftigungen mehr sind, die ein fähiger Lehrling in kurzer Zeit ohne Mühe erlernen kann. Wir wundern uns, daß diese Pedanterie noch von keinem der Reformatoren unsers heutigen Lebens gerügt worden ist, da sie in der That doch höchst geisttödtend ist und in ihr vielleicht nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit die Ursache gefunden wird, weshalb sich die jüngern Mitglieder des Kaufmannsstandes durch eine so geringe Empfänglichkeit für geistige und literarische Erzeugnisse und durch eine blos auf den Erwerb gerichtete Richtung ihres Verstandes auszeichnen. Daß sich auch in dieser Beziehung sehr ehrenwerthe Ausnahmen finden, bedarf wol kaum der Erinnerung.

Aber den Schulstand des Pedantismus und eines lächerlichen Hängens am Alten ohne alle Ausnahme beschuldigen zu wollen, ist ebenso falsch als ungerecht. Denn man braucht sich doch wol nicht weit nach Beispielen umzusehen, wo Schulmänner auch an andern Angelegenheiten des Lebens, als an denen ihres unmittelbaren Schulkreises, Theil nehmen. Denn auch sie sind — wenigstens einem großen Theile nach — zu der Einsicht gekommen, daß ein zu abgeschlossenes Wesen sowol ihnen selbst als ihrer Sache Schaden thun muß, sie sehen ein, daß man mit der Welt leben kann und muß, ohne sich gerade dem verwirrten Treiben derselben hinzugeben, daß es ihnen wohl ansteht, ihren Platz in der Gesellschaft einzunehmen, um auch an ihrem Theile zur Verbreitung der Intelligenz mitzuwirken, und daß sie auch die Eigenthümlichkeiten anderer Stände kennen müssen, um ihrem eignen Stande die Achtung und Werthschätzung zu behaupten, welche bei einer einseitigen und zu abgeschlossenen Richtung desselben leicht verloren gehen kann. Eine solche Stellung im Staate wird kein Vernünftiger den Philologen misgönnen, und nur die Bigotterie des neuen Frankreichs konnte es den Professoren an den Lehranstalten zu Paris zum Vorwurf machen, daß sie weltliche Kleidung trügen und gar in einem Cabriolet in ihre Unterrichtsstunden zu fahren pflegten.

Nun wollen wir auch nicht in Abrede sein, daß manche Philologen das Heil der Welt allein in ihrer Wissenschaft gesucht haben und noch suchen, daß ihnen ein Fehler gegen den richtigen Gebrauch von que und ἄν schlimmer erschien als eine Sünde wider den heiligen Geist, und daß sie ihre Schüler mit kritischen und grammatischen Untersuchungen überschütteten. Nur über solche Philologen konnte sich Fr. von Raumer („Ueber die preuß. Städteordn.", S. 42, und in den „Briefen aus Paris", I, S. 190) so heftig erzürnen. Indeß ist dies meistentheils von jüngern Philologen geschehen und mit dem löblichen Eifer für ihre Wissenschaft ebenso gut zu entschuldigen, als wenn ein angehender Mediziner seiner neuen Doctorwürde bei einem leichten Schnupfenfieber Ehre zu machen sucht, oder der Assessor eines Landescollegiums aus einer Masse von Acten und juristischen Büchern Das darzuthun sucht, was seine ältern Collegen durch die Observanz oder durch eine einzige Gesetzesstelle schnell und rasch zu entscheiden pflegen. Aeltere Philologen werden dies nicht mehr thun, sie werden auch ohne diese Ueberladung den Weg zu finden wissen, auf dem sie ihren Schülern Liebe zum Alterthum und gründliche grammatische Kennt-

niß beibringen. Aber eben diese Grammatik ist den Unwissenden ein Greuel und den Reformers ein Aergerniß. Sie wollen nicht begreifen, daß die Grammatik die beste angewandte Logik sei, daß es eine unmittelbare Bildung des Sinnes ist, aus einer für uns erstorbenen Sprache den lebendigen Geist zu erkennen, und daß hier, wie Schelling gesagt hat, kein anderes Verhältniß stattfindet, als welches auch der Naturforscher zur Natur hat. Und so ist — um uns recht populair auszudrücken — die auf die Grammatik angewiesene Jugend mit den Pferden zu vergleichen, die bis zum sechsten Jahre dienstfrei auf die Weide gehen, und welche dann gewöhnlich stärker als die früher angestrengten zur Arbeit kommen.*) Und welche andere Grammatik sollte wol an die Stelle der lateinischen und griechischen gesetzt werden? Unsere deutsche Grammatik ist dermalen in ihrer Bildung begriffen, und die Untersuchungen eines Heros unter den Grammatikern sind noch nicht allgemein genug geworden; wogegen der Magister Otto zwar meint, daß durch das Deutsche auch das Latein befördert werde. Die indische Grammatik, wie hoch Einige sie auch stellen, ist für die Jugend gar nicht geeignet, und die französische endlich, was ist sie in ihrer beschränkten Regelrichtigkeit gegen die Angemessenheit, Bedeutsamkeit, Feinheit und Kraft der griechischen und lateinischen Sprache? Wer diese Eigenschaften verkennt und das Bestreben der Philologen, durch sie auf die Bildung kommender Geschlechter zu wirken, Pedantismus schilt, wer die grammatischen Forschungen unpraktisch nennt oder mit echt kaufmännischer Speculation sie nur nach der Elle des Brauchbaren mißt, handelt ungerecht und verachtet die Wissenschaft und die Kunst als ein „gemeiner Geizwanst", wie sich Luther ausdrückt. Das Wort mag etwas stark sein, aber der Tadel unberufener Zeitblätter ist auch stark genug. Warum sollen diejenigen Forschungen, welche seit Jahrhunderten als edel anerkannt sind, jetzt mit einem Mal pedantisch heißen, wenn etwa ein Philologe, wie Riedel in Gröningen, zu einer Stelle des Horaz („Epp." II, 1, 195) die ganze Naturgeschichte des Camelopardalus oder der Giraffe auf zwei Seiten beibringt, oder wenn im neuen Stephanus'schen „Thesaurus" mit ermüdender Weitschweifigkeit über das Alpha gesprochen wird? Müßte denn die Medizin nicht ebenso gut pedantisch heißen, wenn ein professore medico zu Livorno im J. 1829 zur Erläuterung einer Stelle des Dante („Inferno", Ges. XXXIII, 25) in einer physiologisch-pathologischen Abhandlung beweisen will, daß Ugolino seine Kinder nicht gefressen habe, oder ist es weniger pedantisch, wenn in historischen Untersuchungen die Deutschen bald zu Slawen, bald, wie der Custos Stephan Horvath in Pesth will, zu Türken, Parthern und gar zu Philistern gemacht werden? Aber darum hat noch Niemand — selbst die Franzesen nicht — unsern Raumer, Wilken, Luden oder Johannes Müller einen Pedanten genannt. Und nun gar die wortklaubende Diplomatie unserer Tage! Zu jenem berüchtigten jusqu'à la mer hat ja selbst Moser's „Staatsgrammatik", die so manche Curiosa enthält, kaum ein Seitenstück aufzuweisen.

Will übrigens die Philologie unserer Zeit neben ihrer fortwährenden Wichtigkeit und Bedeutsamkeit für den Jugendunterricht auch in einem größern Kreise wirken, so kann dies am besten durch wohlgeschriebene Darstellungen aus dem Leben der alten Welt geschehen, die, aus einem gründlichen und vielseitigen Studium der Alten hervorgegangen, sich von dem Einflusse der Schule frei erhalten haben und es verstehen, die Denkmäler einer längst untergegangenen Welt durch ihre Beziehung auf die Gegenwart wieder für das Leben zu eröffnen. Ein solches Werk hat Barthélemy in seiner „Reise des jüngern Anacharsis" nicht blos für Frankreich geschrieben. Es hat einen großen Einfluß gehabt, und wenn auch jetzt viele Fehler darin entdeckt und manche Angabe durch deutsche Gelehrsamkeit berichtigt ist, so behält es doch noch seinen eigenthümlichen Werth. Schriften aber wie Feßler's „Marc Aurel", Kuffner's „Artemidorus im Reiche der Römer" und des Barons du Théis „Polyklet, oder Briefe aus Rom" verrathen theils eine gewisse Absichtlichkeit ihrer Verfasser, einem besondern Zwecke zu dienen, wie das zuerst genannte, oder es zeigt sich in ihnen eine solche Unkunde der alten Welt, daß der in ihnen enthaltene Roman unter verändertem Namen ebenso gut in Paris als in Rom spielen könnte. Dagegen sind einzelne Schriften von Wieland und Manso, die „Anthusa" von Moritz, die populairen Aufsätze von Thorlacius, einige Abhandlungen A. G. Lange's, mehre Schriften von Böttiger (vor allen seine „Sabine"), und die „Ferienschriften" von Zell, ganz besonders geeignet, die Liebe zum classischen Alterthum auch in einem weitern Kreise zu befördern. Ihnen hat sich neuerdings K. G. Jacob in seiner „Charakteristik Lucian's" angeschlossen. Ganz vorzüglich aber sind es die Schriften des trefflichen Fr. Jacobs, die das gründlichste Studium des Alterthums mit einer so frischen und anmuthigen Darstellung verbinden, daß ihm in dieser Beziehung kein anderer Philologe verglichen werden kann. Wo diese Bücher Eingang finden, da kann von einer Herabsetzung des Alterthums nicht mehr die Rede sein. Man wird sich in dieser Welt zu wohl befinden, um aus ihren Hainen und Lustgängen allzu schnell sich auf die dornigen Pfade heutiger Speculanten und Glückseligkeitsprediger zu begeben.

Diese Kenntniß der alten Welt aber zu befördern, ist der Zweck der philologischen Schulbildung. In ihr ist die deutsche Jugend seit dreihundert Jahren kräftig aufgewachsen und hat sich durch sie in allen Fächern menschlichen Wissens rühmlichst ausgezeichnet, und so muß sie auch in derselben beharren. Mängel und Gebrechen wird die Zeit und die Einsicht der Bessern schon abstreifen. Wir sind nicht so befangen, um zu glauben, daß das einzige Wohl der Welt auf den alten Sprachen beruhe oder daß die philologische Bildung allein den tüchtigen Mann herstellen könnte, aber in unsern Anstalten für künftige Beamte und Gelehrte, in den Gymnasien und Lyceen muß der Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache billig die Hauptsache sein und bleiben. So urtheilt ein

*) Nach Fr. Roth in seinen „Bemerkungen über die fortdauernde Abhängigkeit unserer Bildung von der classischen Gelehrsamkeit" (Nürnberg, 1825), S. 4.

anerkannter Geschäftsmann und Gelehrter, Karl Sal. Zachariä, im vierten Bande seiner „Vierzig Bücher vom Staate“ (Abth. 2, S. 105). „Nicht nur“, setzt er hinzu, „hängt unsere gesammte Cultur mit der des classischen Alterthums auf das Genaueste zusammen; nicht nur ist das classische Alterthum der Boden, in welchem unsere Wissenschaften und Künste, unsere kirchlichen Einrichtungen und unsere Rechte größtentheils wurzeln; der ernste Geist, der in den classischen Schriftstellern der Griechen und Römer lebt, die bewundernswürdige Natürlichkeit und Zweckmäßigkeit (elegantia) ihrer Schreibart, und schon die Ferne, aus welcher sie zu uns sprechen, ist in Verbindung mit der Arbeit, die es kostet, sich in diese untergegangene Welt zu versetzen, vorzugsweise geschickt, den Jüngling vor den Verirrungen des Geistes zu bewahren, zu welchen ihn die Lebhaftigkeit seiner Phantasie und die Beweglichkeit seines Alters oder auch der Zeitgeschmack so leicht verleiten kann.“ 89.

Barnave, nach dem Französischen des Julius Janin. Seitenstück zum „Invaliden“, von C. Spindler. Vier Theile. Stuttgart, Brodhag. 1832. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Wie weit es der Franzose seit dem Aufschwunge der neuen poetischen Schule, die sich die romantische nennt, bisher in der Gattung des Romans habe bringen können, zeigt uns sehr klar und umfassend das vorliegende Werk, dessen Verf. eine bei seinen Landsleuten noch immer ungewöhnliche Kenntniß Deutschlands und unserer Literatur verräth und der seinem Romane wenigstens von Hoffmann's Höllenbreughel-Manier einen starken Beigeschmack verschafft hat. Ob das Werk nun ein Roman sei, ist freilich eine Frage, die wir sogleich verneinend beantworten können, nicht blos, weil Herr Janin in seiner Vorrede, wo er sich sehr bemüht, sein Buch einer Kategorie zu vindiciren, die seiner Literatur noch gänzlich fehlt, auf den Namen eines Geschichtschreibers verzichtet, wozu ihm allerdings nicht weniger als Alles fehlt; sondern weil des Verf. Vorwort hinlänglich bekundet, wie er von dem Ineinandergreifen von Dichtung und Wahrheit, das dem historischen Romane eignet, keine Ahnung zu haben scheint, und das ganze Werk in der That nichts ist als eine Zwittergeburt zwischen Memoire und Roman. Auf der einen Seite zeigt sich ebenso wenig die Treue und Sicherheit selbsterschauter und selbsterlebter Verhältnisse, als andererseits Mangel an selbständiger Gestaltung klar genug hervorgeht. Was uns zur Lecture des Buches verlockte, waren die exaltirten Lobhudeleien, mit denen sich französische Blätter, namentlich der „Figaro“, über dasselbe ergossen, und in denen es unter Anderm hieß: Jules Janin schreibe wie Hoffmann; er habe ein Ungeheuer geschildert, das weit höher oder vielmehr weit tiefer als Mephistopheles stehe, und Göthe sei besiegt! Daß deutsche Dichter französischer Kritik zum Maßstabe dienen, könnte ein erfreulicher Beweis von den Bemühungen der Transrhenaner sein, unsere Poesie zu durchdringen, wie denn in der That die romantische Schule diese Bahn gebrochen hat, wenn nur nicht das ganze Verständniß des Franzosen, der nicht über den Rhein gucken kann, ohne Monstra zu sehen, noch gar zu sehr im Argen läge!

Ein deutscher Fürst aus dem Hause Wolfenbüttel ist der Held der Geschichte, obschon nur der passive, der zum Faden dient, an welchem wir in die innern Interessen der Revolution des vorigen Jahrhunderts hineingezogen werden. Dieser Friedrich, der im Memoirenstyl sein Leben selbst erzählt, ist eine seltsame Melange zusammengebrauter Quintessenzen, die sich eigentlich gegenseitig verzehren oder neutralisiren müßten, und deren widernatürliche Vereinigung die Unfähigkeit des Verf. bezeugt, eine Gestalt selbsteigen zu schaffen. Ohne alle Tendenz, bald popularwitzig und jakobinisch, mindestens so liberal wie ein deutscher Aristokrat des verstrichenen Säculums nie sein könnte, bald schwachköpfig, ahnenstolz und indiscret, ist er ganz so ein mannequin, wie der Franzose einen jungen Deutschen sich denkt, dem er — bequem genug für einen Romanschreiber — eine Sammelei von albernen Abenteuerlichkeiten aufbürden zu können wähnt. Zu den französischen Schwächen, die er dem armen Packesel von passivem Helden auflastet, gehört unter Anderm der Haß gegen Landkarten, wobei sich der Franzose selbst etwas zugutethun mag. Trifft man endlich im Buche manche lichte Gedanken, so kommen die, wie es in Frankreich oft der Fall ist, weniger auf Rechnung des Individuums, sondern auf Kosten der Gesellschaft und der Partei, wo sie sich in der Masse produciren. Wir wollen gegenwärtig dem Buche absehen, wie viel der Franzose als historischer Romanpoet vermag und wie viel er von Deutschland weiß und gelernt hat.

Der Prinz von Wolfenbüttel, der gleich in der Einleitung zur Geschichte dieses seines Jugendlebens den Lesern ironischerweise den guten Rath gibt, sie möchten, weil er ein Deutscher und ein vornehmer Herr sei, „an der Freiheit seiner Gesinnung zweifeln“, verdirbt es durch einen dummen Landjunkerstreich mit dem Kaiser Joseph, welchen unser Verf. seltsam genug einen bescheidenen (!) Nachahmer Friedrichs nennt. Er beruft seine Rathgeber zu sich und fragt, wohin er nach ihrer Meinung wandern solle. Durch Deutschland, sagt der Eine; „bei uns ist noch Alles beim Alten, alle Fortschritte der Gesellschaft sind innerliche, verborgene, unverletzbare, auf dem festen Boden der menschlichen Natur beruhende. Bei uns wird die Wissenschaft als ein Heiligthum betrachtet; eine Menge junger Leute vereint ein schöner Zweck, nämlich der des Wissens, sie rennen von Stadt zu Stadt, um eine unbekannte Theorie, einen neuen Beweis zu suchen und sich einem Meister zu Füßen zu werfen. Deutschland ist das Land des Zweifels und des Glaubens, das Land der Gegenwart und der Zukunft, unbeweglich mitten unter so vielen Revolutionen, deren Sturm die Nachbarstaaten erschüttert. Des Abends, wenn der Kopf vom Denken geschwächt ist, setzt man sich an ein behagliches Torffeuer, und welche Wonne dann, sich in eine Tabackswolke zu hüllen und bald in Gedanken die schönen Melodien Bach's und Händel's singen zu hören, bald aus dem Schooße der Menge einen begeisterten Philosophen sich erheben zu sehen, der von dem Ich und Nichtich, von dem Sein und Nichtsein, oder gar von der Identität des Seins und Wissens und andern bedeutenden Dingen spricht wie ein Gott.“ So unser Franzos über Deutschland, obschon es nicht sein partielles, sondern Frankreichs allgemeines Urtheil ist. Ordinairer äußert sich ein anderer Rathgeber des Prinzen über England, unwissender noch ein dritter über Spanien; Frankreich wird endlich allen vorgezogen, und der junge Friedrich reist nach Paris.

Nach einigen schlechten Romanintriguen, nach denen zu schließen man geneigt sein könnte zu glauben, Janin habe bei unserm Cramer, großartigen Angedenkens! Romantik studirt, gelangen wir zum eigentlichen Thema des Werkes, zur Schilderung von Paris vor und während der großen Revolution bis zur Flucht und Gefangennahme der königlichen Familie. Unser deutscher Fürst sieht die zerlumpte Pracht der Hauptstadt Europas. Es ist der Schatten vom Zeitalter Ludwigs XIV., dessen Größe und innere Macht schon vor ihm ins Grab sank. Ludwig XV. und XVI. haben nur die steifen, mit allem Schmucke der frühern Herrlichkeit prangenden Decorationen geerbt, und die strotzenden, mit allen Lastern der vornehmen Welt geschmückten Puppen stolziren noch mit wichtigem Pathos einher, anscheinend noch die Heroen der alten Zeit, innerlich aber hohl und todt; nur die Staffage der alten Herrlichkeit hält die schlotternden Glieder zusammen. Auch literarische Helden ragen noch in die damalige Gegenwart, aber ihre greisen Häupter liegen gebeugt unter der Last von Ungemach aller Art. Ohne Mittelpunkt des geistigen Lebens rast eine tolle Jugend mit den Fetzen der großen Ideen, die Diderot, Voltaire, Rousseau erzeugten, wie in frecher Wahnsinnslust umher, mit einer Art hungriger Verzweiflung, die das Gefühl innerer Ohnmacht gebiert, die Revolutionsgrundsätze verbreitend, die bald in Mirabeau's Red-

nerbühne ihren Mittelpunkt finden, während die eiserne Zuchtruthe des absoluten ancien régime nur noch äußerlich gefürchtet wird.

Mit dem zweiten Theile hört der Roman beinahe ganz auf, einige Albernheiten ausgenommen, die dem Dichtergehirne des Herrn Janin entfielen; wir finden im gewöhnlichen Memoirentone die Gesellschaften der Königin Marie Antoinette vorgeführt, und die Wuth der Aristokraten gegen die anwachsende Macht des Pöbels ist einem Cagliostro gegenüber, der ihnen Allen Tod und Verderben prophezeit, scharf genug hingestellt. Solche Prophetennatur zu produciren ist wohlfeil und schwachköpfig genug; als Factum in einem Geschichtswerke aber höchst unwahrscheinlich und zweideutig. Von Barnave ist in den ersten beiden Theilen kaum die Rede; Mirabeau ist der active Held des Werkes, Mirabeau als König der Beredtsamkeit auf der Tribune, als Gabriel Honoré im Club und als Wüstling in der Gesellschaft der berüchtigten Guimard. Es werden uns treffende Züge aus den geheimen Partien seines verwilderten Lebens mitgetheilt, aber sowie sie hier mit exaltirtem Lob und Tadel vermengt unter einander geschüttet sind, ist kein fertiges Bild des Mannes daraus geworden. Auf einem Maskenballe macht unser Prinz Friedrich von Wolfenbüttel die Bekanntschaft einer maskirten Dame, und sein Herz brennt zu wissen, wer sie sei. Er theilt — seltsam genug — dem tugendhaften, ernst verschlossenen Barnave seine Sehnsucht nach der Schönen mit, und dieser mystificirt ihn eine Zeitlang, indem er ihm eröffnet, es sei die Königin gewesen, bis das Ende des Buches den Aufschluß gibt, daß es eine deutsche Cousine war, die Ehrendame der Königin, die jedoch ihrer Herrin getreu, nach der Gefangenschaft der hohen Familie zu Varennes nach Deutschland zurückzukehren verschmäht. Sehr merkwürdig ist das geheime Verhältniß Mirabeau's zum Hofe, was man ihm als Bestechlichkeit auslegte, als aus einem Zuge seines Herzens zu Marie Antoinette hervorgegangen aufgefaßt, sowie denn in Mirabeau's Charakter eine seltene Vereinigung von jakobinischer Frrigeisterei und ritterlicher Galanterie sich findet. Immer höher schäumt die Flut des aufgeregten Pöbelgeistes, immer drohender zieht sich das dunkle Wetter über den königlichen Häuptern zusammen, da unternimmt es Mirabeau, von der Anmuth Marie Antoinettens besiegt, die wilden Wogen des Elementes, das er selbst zur Empörung reizte, zu fesseln und in sein Bett zurückzudrängen. Seitdem wird Barnave Herrscher der Rednerbühne, der Nebenbuhler Dessen, den er jetzt, nach Siegeslust trunken, überbietet. Mirabeau's Tod ist mit furchtbaren Zügen hingestellt, nur zu leidenschaftlich und ohne epische Ruhe, die der Erzählungsstyl durchaus verlangt; wie denn der Franzose, wenn er begeistert ist, mit dieser Begeisterung gleich renommirt und den Eindruck verfehlt. Barnave läßt der Volkswuth den Zügel schießen; er, des kalten Maßes als Republikaner im römischen Sinne wohl bewußt, wollte den Nebenbuhler nur besiegen; der Rival ist todt, vielleicht schmachvoll an Gift gestorben und Barnave, der Triumphator, erlebt den erschütternden Schmerz, die Königin, die auch er ehrte und anbetete, wie sie Aller Herzen für sich gewann, als Gefangene dem Pöbel zur Beute nach Paris zurückzuführen. Unser Prinz von Wolfenbüttel eilt über den Rhein und hört in seinem ruhigen Familiensitze von ferner die weitern Ergebnisse. „Deutschlands Widerstand", sagt Herr Janin am Schlusse seines Werkes, „bei der ersten französischen Revolution war schön, aber zum zweiten Male muß es nachgeben. Selbst ohne daß es Deutschland weiß, hat Frankreich einen stillen, aber mächtigen Einfluß auf sein friedliches Geschick. Allen Hindernissen zum Trotz werden diese beiden Länder sich zu Einem Loos vereinigen." — Wir setzten diese Worte blos her, um die Ansicht eines Franzosen über Deutschland kennen zu lernen.

Schließlich können wir die Rüge nicht unterdrücken über die Nachlässigkeit, mit welcher die Brodhag'sche Buchhandlung den Text, der äußerlich gut ausgestattet ist, durch Irrthümer corrumpirt und entstellt. Blos in dem ersten dieser vier Theile findet man: Sie lernte mich gehen; sie zankte mich, st. schalt mich; unwiedertröglich verloren, st. unwiederbringlich; wegen Ihnem; der Schild der Kneipe, st. das Schild, was hilft's mich, zahlloser kleiner Verbrechen des Correctors nicht zu gedenken. 131.

Aus Italien.

Zu dem in Nr. 179 d. Bl. f. 1832 „aus Italien" Mitgetheilten tragen wir hier Folgendes noch nach. Es sind uns nämlich aus Italien: „Lettere critiche di Filippo Scotari su la pietosa morte di Giulia Cappelletti e Romeo Montecchi" (Livorno, 1831) zugekommen. Der Briefe selbst sind drei, und ihr Inhalt ist, in Betreff des angegebenen Gegenstandes, theils literarisch, theils historisch, theils kritisch. Der Herausgeber derselben, Aless. Torri, der Nämliche, welcher auch das in Nr. 179 erwähnte Buch herausgegeben hat, hat den Briefen mehre neuere italienische Dichtungen Verschiedener auf denselben Gegenstand, nämlich auf die Geschichte des Romeo und der Julia, folgen lassen; und zwar sind dies: 1) 70 Verse aus dem Gedichte des Prof. Cesare Arici, unter dem Titel: „Viaggio malinconico" (1812); 2) einige Scenen aus einem ungedruckten Trauerspiele: „Giulietta e Romeo", von Michele Leoni; 3) Terze rime vom Prof. Franc. Villardi (eine Aufforderung an die Veroneser, der Julia ein ihrer würdiges Denkmal zu errichten); 4) der fünfte Akt aus dem ungedruckten Trauerspiele: „Giulietta e Romeo", von der Improvisatrice und den Freunden der neugriechischen Poesie bekannten Angelica Palli in Livorno; 5) 25 Verse aus dem Gedichte „Campo santo di Brescia" (1822), von dem schon genannten Arici; 6) „Versi" von Tommaso Gargallo an Teresa Albarelli Vordoni, mit Bezug auf die noch unvollendete Novelle der Letztern: „Romeo e Giulietta"; 7) 83 Verse des Briefes von Alessandro Paravia an Adelaide Meneghini (1826); endlich 8) „Ottave" von obengenannter Teresa Albarelli Vordoni, unter der Aufschrift: „Il Pellegrino dell' Adige in Terra-santa" (1826). Das letztere Gedicht befindet sich auch an der Spitze mehrer anderer von derselben Verfasserin, unter dem Titel: „Nuovi versi di Teresa Albarelli Vordoni" (Pisa, 1831), welche Sammlung, außer den genannten Ottave, auch noch Sermoni, Terzine u. s. w. enthält.

Auch erwähnen wir hier noch die erst im gegenwärtigen Jahre in Verona gedruckte italienische Uebersetzung der „Iphigenia" von Göthe in Versen, von derselben Eduige de' Battisti di S.-Giorgio de Scolari (zugleich mit einer Uebersetzung des Bürger'schen „Liedes vom braven Manne"), welche bereits im Jahre 1829 eine Uebersetzung der „Maria Stuart" von Schiller, ebenfalls in Versen, hat drucken lassen. An dem Exemplare der letztern, welches dem Ref. vorliegt, befindet sich, neu paginirt, eine Uebersetzung der Schiller'schen Ballade: „Der Graf von Habsburg". Vielleicht haben sie nicht alle Exemplare. Ueber den Werth alles Dessen wagen wir weiter nicht zu urtheilen: wir haben diese Notizen nur aus dem literarhistorischen Standpunkte hier zusammengestellt. 30.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Wigand (Paul), Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westphalen nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Erster Band. Gr. 8. 25¼ Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 250. — 6. September 1832.

Aphorismen über die Conscription, veranlaßt durch eine Stelle in der Geschichte unserer Zeit. In jährlichen Uebersichten der wichtigsten Ereignisse, von Karl von Schirach. Zweiter Jahrgang. Das Jahr 1830. (Hamburg, A. Campe, 1831, gr. 8., 2 Thlr.)

Die Stelle, auf welche wir uns in der Ueberschrift beziehen, findet sich in dem angegebenen Buche S. 17 wie folgt: „Die Idee der Conscription, deren Realisirung jetzt überall die aus geworbenen Söldlingen zusammengesetzten Heere verdrängt hat, ist schön. Das Vaterland soll von seinen Söhnen, deren Pflicht seine Vertheidigung ist, geschirmt werden. Aber sie hat auch zwei Seiten, welche die Regenten, zumal in constitutionnellen Staaten, nie aus den Augen verlieren sollten. Die eine ist, daß die Machthaber nicht mehr auf ein so gebildetes nationales Heer zählen können, wenn sie dessen Waffen gegen die Verfassung des Staates oder den entschieden ausgesprochenen Volkswillen richten; die andere, daß die ausgedienten, unter das Volk zurückgetretenen Krieger mit der Führung der Waffen und der Organisirung der Massen vertraut sind."

In Beziehung auf diese Stelle sagen wir, daß die Conscription keine schöne Idee sei, erstens weil sie überhaupt keine Idee, sondern eine (und zwar eine sehr schematische) Einrichtung ist; zweitens weil sie auch nicht einmal eine schöne Einrichtung ist, denn dazu würde erfoderlich sein, daß sie zur harmonischen und organischen Entwickelung des Menschen im Staate beitrüge, allein sie thut dies nicht nur nicht, sondern sie ist sogar eines der nivellirendsten und destruirendsten Agentia unserer Zeit; ein Gift, dessen Genuß eingeführt werden mußte, um jenes Protonivellement, was in der Zeit des Robespierre'schen Terrorismus von Frankreich aus durch Carnot's militairische Energie ganz Europa bedrohte, abzuhalten stark genug zu sein, und was nun selbst der Punkt zu werden droht, von wo sich einheimische Nivellements bilden wollen, nachdem die von fremdher andringenden abgewehrt sind. Der Hr. Verf. sagt blos, die Machthaber (sind denn unsere Fürsten gar nichts mehr als factische Inhaber der Macht?) würden auf ein nationales, durch Conscription aufgebrachtes Heer nicht mehr zählen können, wenn sie gegen die Verfassung oder den entschieden ausgesprochenen Volkswillen etwas unternehmen wollten (dieser letztere Zusatz ist hierbei die Hauptsache, denn die Verfassung wird hier doch auch nur die Verfassung sein, welche das Volk bei der Charte im Sinne hat, da jede Charte, ja sogar das Alte Testament, welches bekanntlich die von Gott selbst dem jüdischen Staate gegebene Charte war, einer verschiedenen Auslegung fähig ist), allein wir fügen hinzu, ein so aufgestelltes nationales Heer wird auch für alle über den Horizont der niedern Classen, über den Horizont des Volkes im Allgemeinen hinausliegende politische Interessen nur halb brauchbar, es wird überhaupt nur da recht brauchbar sein, wo Enthusiasmus oder Ingrimm des Pöbels es vollkommen erfüllen, denn daß die Offiziere gebildeten politischen Interessen oder wenigstens einem rein soldatischen Geiste zugänglich sind, gibt dem Heere im Ganzen noch keine Energie.

Betrachtet man dagegen die Heere, wie sie sonst waren — freilich nicht seit das preußische Ersparungssystem, um nur recht viele Söldner halten zu können, unsere alten deutschen Lanzknechte zu halbverhungerten, armen Jungen herabgesetzt hatte, denen man, damit sie wenigstens scheinbar Westen hätten, Tuchläppchen mit Knöpfen vorn in das bejammernswerth enge Röckchen nähte — betrachtet man die Heere also, wie sie vor dieser Zeit armseliger, geknechteter, herumgestoßener, ausgemergelter Söldner ohne Seele, fast ohne Religion waren, so findet sich, daß sie sich zusammensetzten im Ganzen aus dem Theile der Nation, der, zum Kriege geboren, einen zu unstäten, unruhigen Sinn mit auf die Welt gebracht oder durch seine Schicksale erhalten hatte, um in ruhigen bürgerlichen Verhältnissen sich glücklich fühlen und ausharren zu können. Sie fanden ihre eigne Welt, die für sie so, wie sie zu ihr paßten. Zwei Tugenden vermißt man fast nie an den Söldnern dieser Zeiten: sie sind ihrem Vertrage treu und zum Tode tapfer. Jene Verträge knüpften sie an Hauptleute, gewöhnlich nachgeborene Söhne adeliger Familien, die Capital genug in Händen hatten oder Credit genug besaßen, selbst eine Compagnie aufzustellen, oder sie einem ältern Hauptmann, der des Krieges müde war, abzukaufen; an diese knüpften die Dienstverträge die Gemeinen, und außerdem an einen Staat, mit welchem der Hauptmann contrahirte. So lange die Contracte so persönliche Repräsentanten für die Söldner hatten wie die Hauptleute, ward Desertion von den Fahnen für höchst

schmachvoll gehalten; die Tapferkeit aber war mit einer wilden Frömmigkeit der Ehre verknüpft, der zufolge hundert und tausend Beispiele sich anführen lassen, wo nicht blos Lanzknechte etwa bei augenblicklich drohender Todesgefahr ruhig Karte und Würfel spielten, sondern auch blos, um nicht zu weichen, lieber sich todtschlagen als sich von ihrer ritterlichen Wehr scheiden ließen. Eine Ehrenetiquette ging durch das ganze Leben dieser (in unserer Zeit nur zu oft als völlig roh verschrienen) Menschen, eine Ehrenetiquette, die sie beim freundlichen Trunk, wie beim Präsentiren der Fahnen und Waffen, wie zum Tod auf dem Schlachtfeld, ja sogar zu Demüthigungen begleitete, wie Festungsübergaben u. dgl. waren, die unter gewissen Umständen mit Ehren statthaben konnten, unter gewissen nicht. Wie wenige traurige Reste sind als Erinnerungen jener soldatischen Religion, möchte man sagen, unsern nationalen Heeren geblieben! Freilich hatten jene Heere reichen Sold und reichen Unterhalt, oder wo er nicht gewährt werden konnte, freie Hand ihn zu nehmen, freilich war durch die Ansichten und die Behandlung der Beute und der Gefangenen den Soldaten dieser Heere die Möglichkeit gewährt, auch ihr Glück zu machen, welche Möglichkeit mit jeder Lebensart verknüpft sein muß, der sich ein Mensch mit Enthusiasmus widmen soll. Als man dies Alles nahm — was war die Folge als ein Söldnerwesen, dessen bloßer Anblick seiner Jämmerlichkeit wegen entrüsten konnte — aber der Verfall kann nicht zu Verwerfung der Sache überhaupt berechtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Zustand der Literatur und Wissenschaft in Italien.

Erster Artikel.

Die sardinischen Staaten.

Italien ist vielleicht das einzige Land, das sich mehrmals eine neue Civilisation und eine große historische Zeit geschaffen hat. Während Aegypten und die Länder des Orients noch immer, nach so vielen Jahrhunderten, von den Anstrengungen einer ersten geistigen Ausbildung erschöpft zu sein scheinen, sehen wir erst die Etrusker den orientalischen Völkern eine erste Civilisation streitig machen, hierauf die Wissenschaften und Künste der Toskaner Jahrhunderte lang durch Kriegsruhm und Freiheit verdrängen, später die Proscriptionen der Triumvirn und die Feigheit des Senats durch die Schriften Cicero's und Virgil's verhüllen, in den traurigen Zeiten, wo die Barbaren das alte Europa zerrissen, den Alten in Rom dieselben mit einem Kreuze bedrohen und sie zwingen, vor ihm zu knien, und endlich im Mittelalter Italien sich an die Spitze der neuen Civilisation stellen, in der einen Hand die Fackel der Künste und Wissenschaften, in der andern das Schwert der Freiheit schwingend. Jetzt ist dieser hohe Ruhm erloschen; die drei Jahrhunderte fremder Herrschaft, in denen man bald die Gewalt, bald die List, bald die Qualen der Folter, bald die Verführungen der Vergnügungen *) zu Hülfe rief, scheinen ihre Früchte getragen zu haben. Indessen sind die Talente, trotz der Unterdrückung und Zerstückelung des classischen Landes, jenseits der Alpen nicht seltener als in irgend einem andern Theile Europas.

*) Es ist bekannt, daß der Senat von Venedig, um die jungen Männer von der Politik abzuwenden, aus Epirus und von den Inseln des Archipels die schönsten Frauen kommen ließ, um die Tempel der Wollust mit ihnen zu bevölkern. Die Bleigefängnisse und Bordelle waren die Werkzeuge der Regierung der venetianischen Aristokratie.

Die Hemmnisse des geistigen Verkehrs, der Mangel eines Centralpunktes, das Mistrauen der Regierungen und die häufigen Verbannungen legen zwar der geistigen Ausbildung eines Volks unstreitig große Hindernisse in den Weg, die allgemeine Aufregung der Gemüther hat zwar in Italien alle Gedanken der Politik zugewandt, aber alle diese Umstände sind noch nicht hinreichend, um Diejenigen der Italiener freizusprechen, welche ihre Trägheit damit entschuldigen; denn wurden damals, als man Dante mit seiner ganzen Familie zum Feuertod verurtheilte; als der Herzog von Mantua die Bücher und Habseligkeiten des kaum aus dem Kerker entlassenen Tasso mit Beschlag belegte, um den Dichter zu zwingen, sein Lob zu singen; als Giordano Bruno in Rom im Feuer endete; als vor kaum einem halben Jahrhunderte Giannone in der Citadelle Turins starb, und man Lagrange als außerordentliche Ehrenbezeigung eine Kammerdienerstelle bei dem Könige von Piemont anbot, die Wissenschaft mehr begünstigt und ermuthigt als jetzt? Oder bedenken Die, welche glauben, der Wunsch, das Vaterland zu befreien, schließe jede andere Arbeit, jedes andere Studium aus, nicht, daß Machiavel die Tortur duldete, weil er seinem Vaterlande die Freiheit zu verschaffen gesucht, und dann seine schönsten Schriften schrieb; daß Michel Angelo bald an den Befestigungen von Florenz, bald an seinen Fresken des jüngsten Gerichts arbeitete, und daß Campanella 27 Jahre im Gefängnisse schmachtete und sieben Mal die Folter litt, weil er die Spanier aus Italien hatte vertreiben wollen und weder das Gefängniß noch die Tortur seine Liebe zu den Wissenschaften minderte?

Man muß also die Ursache des Verfalls der Wissenschaften in Italien wo anders suchen. Sie liegt, nach unserm Dafürhalten, in der gewöhnlichen Weichlichkeit und Bequemlichkeit der Bewohner und in der geringen Achtung des Talents; denn in einem Lande, wo nur die Liebe und die Frauen die jungen Leute beschäftigen, wo der Hauptzweck des Lebens das Vergnügen ist, da flieht man alles Ernste und Schwere. Diese Neigung zur Bequemlichkeit, dieses Jagen nach Vergnügen steigert sich, je weiter man nach Süden kommt, und es gibt mehr als eine italienische Stadt, wo sich Derjenige, welcher sich in einer Gesellschaft nur ein Mal erlauben wollte, Dante zu citiren, für immer in den gehässigen Geruch eines Pedanten bringen würde. Aus diesem Grunde bringen Männer, denen die Natur Talente gab, aber die nöthige Kraft zum Widerstande der allgemeinen Sitte versagte, ihre Tage zu den Füßen einer Geliebten, ihre Abende mit unbedeutendem Geplauder hin und suchen sich in Vergnügungen zu betäuben.

Indeß gibt es mitten unter dieser Weichlichkeit in Italien edle Seelen und starke Geister, die sich über die sie umgebende Verderbtheit erheben; wären diese Männer an Einem Punkte vereint, so würden sie im Auslande bekannter und geschätzter sein, so aber, zerstreut von Turin bis nach Catania, von allen Mitteln, mit einander in Verbindung zu treten, entblößt, einer Censur unterworfen, deren Strenge bis ins Lächerliche geht, wer ihre Anstrengungen weder von den Regierungen, die sie fürchten, noch von der Gesellschaft, die ihren Werth nicht zu schätzen versteht, noch endlich durch Vortheile belohnt, die sie in jedem andern Lande von der Herausgabe ihrer Schriften haben würden. In Italien, wo das literarische Eigenthum nicht geachtet wird, ist der Buchhandel so beschränkt, daß die Pflege der Literatur und Wissenschaft, statt eine Quelle ehrenvoller Unabhängigkeit zu sein, ein kostspieliges Steckenpferd ist.

Die erwähnte Zerstreuung der Talente, die man von Stadt zu Stadt, wie die Ueberreste römischer oder mittelalterlicher Denkmale, aufsuchen muß, ist auch die Ursache, daß der Fremde auf einer Reise durch Italien kein solches helles Licht daselbst bemerkt, wie z. B. in Paris, London, Berlin, Leipzig u. s. w., und daß es eine vergebliche Mühe sein würde, den Zustand der Künste und Wissenschaften in Italien zu schildern, ehe man die einzelnen Pfleger derselben kennen gelernt hat.

Betritt man von Frankreich aus Italien, so kommt man zuerst nach Piemont, das sich wahrscheinlich bald an die Spitze

der geistigen und moralischen Entwickelung der Halbinsel stellen wird. Obgleich es durch sein Aussehen, sein Klima und seine Sprache Frankreich näher steht als Italien, so ist es wegen seiner Sitten, wegen eines gewissen Ernstes der Bewohner und vorzüglich wegen der großen Macht der Aristokratie doch nichts weniger als französisch. Piemont hat zu der großen Geisterbewegung in Italien vom 13.—17. Jahrhundert wenig beigetragen. Immerwährend in Kriege verwickelt, kam es erst spät auf dem Schauplatz an, brachte aber, als bereits Alles umher alterte und schwach wurde, eine jungfräuliche, ungeschwächte Kraft mit, und man sah in ihm im vorigen Jahrhundert schnell nach einander Lagrange, Alfieri, Berthollet und Bodoni aufstehen, Männer, welche den wissenschaftlichen und literarischen Ruhm Piemonts auf den höchsten Gipfel brachten, aber alle nach und nach gezwungen wurden, den heimathlichen Boden zu verlassen, theils um im Ausland Mittel zum Unterhalte, theils um die Freiheit zu suchen, ihre Gedanken bekanntzumachen. Doch hatte Piemont von diesem ersten Anstoße den Nutzen, daß sich die ernsten Wissenschaften wunderbar schnell in ihm entwickelten. Der Graf Saluzzo, bekannt durch seine Untersuchungen über das Gas und von Lavoisier zu den drei Wiederherstellern der Chemie gezählt, gründete bei sich eine gelehrte Gesellschaft, die durch ihre „Turinische Miszellen" sich die Bewunderung des gelehrten Europas erwarb. Beccaria und Cigna verbreiteten durch ihre schönen Versuche über die Elektricität den Geschmack an einer vernünftigen Physik; Allioni brachte die Naturgeschichte in die Höhe, und Caluso, ein Mann von unermeßlicher Gelehrsamkeit, brach den tiefen classischen Studien die Bahn. Die Privatgesellschaft des Grafen v. Saluzzo ward 1783 zur königlichen Akademie der Wissenschaften erhoben, und ihre Schriften hielten, obgleich der Mitwirkung Lagrange's beraubt, die Ehre des Landes aufrecht. Man schuf für Michelotti die hydraulische Anstalt der Parella, die in Europa nicht ihres Gleichen hat; die Kriegsschule, die Universität und andere wissenschaftliche Anstalten wurden geschützt und vergrößert, und Alles ließ eine günstige Entwickelung ahnen, als der Krieg Piemonts gegen die französische Revolution und die daraus hervorgehende Invasion die Bewegung der Geister hinderte und lähmte. Unter der Regierung Napoleons verlor Turin, obgleich von dem Kaiser begünstigt, da es kein Mittelpunkt mehr war, den größten Theil seines Einflusses; 1814 aber, als der König in seine Staaten zurückkehrte, ward die Universität oder Akademie, deren Organisation während der französischen Occupation verändert worden, wiederhergestellt. Fast 3000 Jünglinge eilten aus den Provinzen in die Hauptstadt, und obgleich die Revolution von 1821 momentan das Gebäude der Gesellschaft erschütterte und selbst mehre ausgezeichnete Männer zur Flucht ins Ausland zwang, wurde die Geistesthätigkeit doch keinen Augenblick unterbrochen. Jetzt besitzt die Akademie oder Universität von Turin Männer, wie Plana, Bidone, Peyron, Boucheron u. A., die einen europäischen Ruf erlangt haben und einen sonst in Italien unbekannten Lichtherd bilden.

Plana, ein ehemaliger Zögling der pariser polytechnischen Schule, dann Professor an der Kriegsschule in Alessandria, wurde endlich für den Lehrstuhl der Mathematik an die Universität zu Turin berufen. Sein Talent entwickelte sich wunderbar schnell, und er erhielt vom König Victor Emanuel den Auftrag, ein neues Observatorium zu gründen, zu dessen Director er ernannt wurde. Als 1818 das Institut von Frankreich die Preisaufgabe gestellt hatte, die Theorie des Mondes nach dem Grundsatze der allgemeinen Schwere zu begründen, verband sich Plana mit Carlini, einem mailändischen Astronomen, und ihre Schrift erhielt den Preis, den sie mit Damoiseau theilten. Nach diesem Glücke wurden Plana und Carlini von ihren Regierungen mit einer Triangulirung beauftragt, die sich den Arbeiten der französischen Astronomen anschließen sollte, und sie vollendeten diese schwierige Arbeit mit ausdauerndem Eifer. Zu gleicher Zeit unternahm Plana die Bestimmung der Lage der vorzüglichsten Sterne zu dem neuen Observatorium Turins und machte 1828 das Resultat seiner Beobachtungen bekannt. Schon hatte er in Verbindung mit Carlini die „Theorie des Mondes" in Mailand zu drucken anfangen lassen, als besondere Umstände die beiden Geometer trennten. Plana zeigte nun eine neue Thatkraft, sah alle seine Rechnungen nochmals durch und schmolz sein Werk gänzlich um. Es ist kaum begreiflich, wie er in weniger als fünf Jahren drei große Bände in 4. schreiben konnte, die fast 2400 Seiten voll langer Rechnungen enthalten. Jetzt erwartet man die Herausgabe des großen Werks. Plana, der außerdem viele Vorlesungen zu halten hatte, fand doch auch noch Zeit, zahlreiche Abhandlungen zu den Schriften der turinischen Akademie zu liefern.

Bidone, der Freund und College Plana's, ist ebenfalls einer der merkwürdigsten Männer Italiens. Als Professor der Mathematik zeichnete er sich durch analytische Untersuchungen aus, die ihn den ersten italienischen Geometern beigesellten. Später wurde er zum Professor der Hydraulik ernannt, und er glaubte, sich in einem Lande, wo diese Wissenschaft wegen der Bewässerung des Bodens u. s. w. von größter Wichtigkeit ist, mit Dem, was er wisse, nicht begnügen zu dürfen. Er gab also seine frühere Lieblingsbeschäftigung auf, widmete sich gänzlich seinem neuen Lehrfache und zeichnete sich in diesem bald ebenso sehr als in seinem frühern aus. Seine Arbeiten über den Ablauf der Flüssigkeiten gehören zu den ausgezeichnetsten der neuern Physik, und in seiner Schrift über die Zusammenziehung der Wasserader löste er ein Problem, das dem Scharfsinn aller Geometer widerstanden hatte. Bidone ist, wie schon erwähnt, der Director der Parella. Er lebt sehr zurückgezogen, immer mit seinen Studien beschäftigt, und sieht nur einige wenige Freunde bei sich, die seinen Charakter ehren und sein Herz lieben.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Männer erwähnen, die sich in Turin mit dem besten Erfolge mit Physik und Mathematik beschäftigen. Man kennt die schönen Arbeiten Avogadro's über die Atomenphysik und die Tisa's von Gresy über Planetenstörungen und verschiedene Zweige der Analysis. Colla ist zu gleicher Zeit ein gelehrter Advokat und ausgezeichneter Botaniker, er hat in seinem Garten die seltensten Gewächse der beiden Erdhälften, deren Beschreibung er, wenn sie blühen, bekanntmacht. Die Naturgeschichte hat kürzlich den berühmten Bonelli verloren; Joubert hat mit Erfolg seine umfassenden chemischen Kenntnisse auf die Künste angewandt und Cantu sich durch die Entdeckung des Jods in den Mineralquellen ausgezeichnet. Der Major Omodei hält in der Artillerie würdig das ihm von Papacino degli Antoni hinterlassene Erbe aufrecht; Mosca hat eins der schönsten Denkmäler der neuern Baukunst in seiner prachtvollen Brücke über die Dora errichtet, und Rolando, dessen neulichen Verlust man noch betrauert, hatte durch seine schönen Versuche über die Physiologie des Gehirnes den denkwürdigen Entdeckungen des Franzosen Flourens über denselben Gegenstand den Weg gebahnt.

Die gelehrte Literatur wird mit nicht weniger Erfolg angebaut als die abstracten Wissenschaften. Alfieri, Danina und Baretti haben, obgleich Piemonteser, wenig Einfluß in einem Lande gehabt, das sie verlassen mußten, ehe ihr Ruf fest begründet war. Aber Caluso führte daselbst das tiefere Studium der griechischen Literatur und orientalischen Sprache ein; Vernazza, ein Mann von unermeßlicher Gelehrsamkeit, leitete die Geister zu genauen Nachforschungen auf dem Gebiete der Geschichte hin, und während gegen das Ende des letzten Jahrhunderts die alte italienische Literatur fast gänzlich in Vergessenheit gerathen war, hatte Napione das Verdienst, fast zuerst seine Stimme zu erheben, um die Sprache Dante's und Petrarca's wieder zu Ehren zu bringen und den Italienern zu rathen, wenigstens in den Werken eine Nationalität zu haben.

Aus Caluso's Schule sind Peyron, Boucheron und andere ausgezeichnete Gelehrte hervorgegangen. Peyron, der für einen der ersten Helleniſten Europas gilt, hat mit tiefer Gelehrsamkeit und einem seltenen Scharfsinn die griechischen Denkmäler

in dem schönen ägyptischen Museum zu Turin erklärt. Italien sieht mit Ungeduld der Herausgabe seiner Uebersetzung des Thucydides, an der er seit zehn Jahren arbeitet, und des koptischen Wörterbuchs, der Frucht seiner seltenen Kenntnisse der orientalischen Sprachen, entgegen. Boucheron, ein Mann von großer classischer Gelehrsamkeit, hat das heutzutage so seltene Verdienst, die Sprache Cicero's so rein zu schreiben, als wäre er zur Zeit des Augustus geboren.

In Piemont hat sich eine historische Schule gebildet, an deren Spitze Botta gestellt werden muß, der auf sein Vaterland einen großen Einfluß ausgeübt hat, obgleich er länger als 30 Jahre in Frankreich lebte. Karl Botta begleitete die französische Armee auf ihrem Rückzuge nach dem unglücklichen Feldzuge von 1799. Unter der kaiserlichen Regierung saß er im gesetzgebenden Körper, und zu dieser Zeit gab er seine „Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges" heraus, welche seinen Ruhm begründet hat. Nach der Restauration ward er zum Rector der Universität Rouen ernannt; das Ministerium Villèle fand aber in ihm zu viel Festigkeit und Charakterstärke und setzte ihn ab. Im Jahre 1824 erschien von ihm eine „Geschichte Italiens von 1789—1824", die, obgleich von allen Parteien streng beurtheilt, in Italien so viel Beifall fand, daß in dem ersten Jahre nur allein in Toscana 11 Auflagen davon erschienen. Indeß brachte das Werk, das den Buchhändler bereicherte, dem Verfasser, wie es jenseits der Alpen gewöhnlich ist, keinen Vortheil, und er würde sich vielleicht bald in einer traurigen Lage befunden haben, wenn sich nicht — bis dahin etwas Beispielloses — eine Gesellschaft gebildet hätte, die Botta aufforderte, die Geschichte Guicciardini's bis zum Jahre 1789 fortzuführen. Hundert Unterzeichner machten sich verbindlich, 60,000 Francs zusammenzubringen, womit man Botta für seine Arbeit entschädigen und das Werk drucken lassen wollte. Botta hat seinen Auftrag gelöst, und noch vor dem Ende dieses Jahres wird seine Fortsetzung Guicciardini's in zehn Bänden erscheinen. Der neue König von Sardinien bewilligte sogleich nach seiner Thronbesteigung dem berühmten Botta einen Gnadengehalt, ernannte ihn zum Ritter seiner Orden und ließ ihn wieder in seine Stelle in der Akademie eintreten, die er 1814 aus politischen Gründen verloren hatte. Botta hat mehre Söhne, von denen Einer, der sich durch naturhistorische Arbeiten bekannt und eine Reise um die Erde gemacht hat, gegenwärtig Sennaar bereist. Vor einigen Jahren gaben die Offiziere eines amerikanischen Schiffes im stillen Meere dem jungen Gelehrten ein großes Fest, um in ihm den Sohn des Geschichtschreibers ihres Unabhängigkeitskrieges zu ehren. Dies geschah beinahe bei den Antipoden der Turiner.

Dem Fleiße und dem Talente mehrer jungen piemontesischen Gelehrten verdankt man mehre wichtige Arbeiten über die neuere Geschichte Italiens. Der Graf Cesar Balbo (dessen Vater, der Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Turin, gleich ausgezeichnet ist als Literator und als Diplomat), der sich bereits durch eine Uebersetzung des Tacitus und die „Erzählungen eines Schulmeisters" bekanntgemacht, hat die zwei ersten Bände einer „Geschichte Italiens" herausgegeben, deren Fortsetzung man begierig erwartet. Ritter Sauli, der die Türkei bereiste, schrieb eine ausgezeichnete „Geschichte der Niederlassungen der Genuesen in der Levante", Manno eine „Geschichte Sardiniens" und della Marmora eine „Reise in Sardinien". Diese beiden sehr geschätzten Werke vervollständigen einander. Der Graf Sclopis hat sich mit Erfolg mit einer „Geschichte der Herrschaft der Longobarden in Italien" beschäftigt; Gazzera und Cibrario haben sich zu dem Range der ausgezeichnetsten Schriftsteller ihres Vaterlandes erhoben, Ersterer durch seine Untersuchungen über die Alterthümer Piemonts, und Letzterer durch die von ihm herausgegebenen historischen Actenstücke. Der vor Kurzem erfolgte Tod Grassi's (des Secretairs der Akademie der Wissenschaften) hat das Erscheinen eines großen militairischen Wörterbuchs verzögert, das von ihm nach einem vielumfassenden Plane angelegt und mit patriotischen Ideen bereichert war; man hofft indeß, das schöne Werk werde nicht verloren gehen. Provana, S.-Marsan endlich und andere junge Männer arbeiten an geschichtlichen Werken, welche das Publicum mit Ungeduld erwartet.

Die Piemonteser, die mit so vielem Glanze in den Wissenschaften und der gelehrten Literatur aufgetreten sind, scheinen sich weniger wie die andern Italiener zu Werken der Einbildungskraft zu eignen. Keiner der großen Dichter und Künstler Italiens ist an den Ufern des Po geboren. Selbst Alfieri zeichnet sich mehr durch die Stärke seiner Empfindungen und die Kraft seines Styls als durch reiche Phantasie oder harmonischen Versbau aus. Er selbst wußte dies so gut, daß er das Talent Galvi's beneidete, eines Dichters, dessen Geistesproducte höchst geistreich und originell, aber leider im turinischen Dialekte geschrieben sind, weshalb er in dem übrigen Italien unbekannt ist. Doch ist es ein Piemonteser, Alberto Nota, der fast ganz allein die Ehre des italienischen Lustspiels noch aufrechthält; man verdankt ihm „Die Messe", den „Ehelosen Philosophen" und andere Stücke, welche vom Publicum mit Beifall aufgenommen wurden. Der Graf Bagnolo hat die Meisterwerke Corneille's auf die italienische Bühne verpflanzt; ein anderer Piemonteser, Silvio Pellico, ist der Verfasser eines Trauerspiels: „Francesca da Rimini", das mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde. Wegen seiner Theilnahme an der Revolution von 1821 mußte er neun Jahre in dem Gefängnisse des Spielbergs zubringen, wo er trotz dem, daß ihm keine Schreibmaterialien gestattet wurden, jenes Trauerspiel dichtete und dasselbe sogleich nach seiner Befreiung dictirte.

Außer der Universität Turin gibt es in Piemont noch die von Genua, welche ausgezeichnete Gelehrte besitzt. Mojon, der Professor der Chemie, ist einer von jenen Italienern (die nicht erwähnt werden), welche vor Oersted den Elektromagnetismus entdeckten. Der Professor der Botanik, Viviani, hat mehre treffliche Werke, unter andern eine ausgezeichnete „Flora Libyens und Cyrenaikas" herausgegeben. Multedo lebt gegenwärtig verlassen in seinem Vaterlande. Der Bibliothekar der Universität, Gagliuffi, verdient ebenfalls erwähnt zu werden, besonders wegen seiner seltenen Fertigkeit, lateinische Verse zu improvisiren.

Endlich besitzt Sardinien noch die im Auslande wenig bekannte Universität Cagliari, wo noch vor Kurzem Azuni seine unermeßliche Gelehrsamkeit mittheilte. Solche Mittel zum Unterricht und zur Belehrung müssen einen großen Einfluß auf ein Volk haben, das von Natur zu ernsten Untersuchungen und Studien geneigt ist. Um jedoch eine reife Frucht zu erwarten, muß der Volksunterricht in den Staaten des Königs von Sardinien sich freier entwickeln und weiter verbreiten, sowie das Studium der philosophischen und politischen Wissenschaften mehr ermuthigt werden. Soll es aber dahin kommen, so muß nothwendigerweise die Aristokratie, welche in Sardinien noch ihren ganzen Einfluß besitzt, die nützlichen Reformen begünstigen. 129.

Notiz.

Neuchristliche Poesie.

Chr. Fr. Buchrucker, vormaliger Pfarrer zu Kleinweisach, singt in seinen „Christlichen Poesien" also:

Die Plage unserer Zeit.

Den Aegyptens zehn Plagen, nenn' mir die in unsern Tagen?
Kennst du sie nicht am Gewäsche? Frag' dein Ohr — es sind die Frösche.
Die versenkt in ihren Sümpfen, Gott, sein Volk, die Bibel schimpfen.
Eine ungeheure Lache! Ihnen brüllet vor der Drache.

In der That eine köstliche Poesie, würdig, der Poesia culinaria des Mittelalters, auch in Bezug auf die Art der gereimten leoninischen Verse, an die Seite gestellt zu werden. 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 251. — 7. September 1832.

Aphorismen über die Conscription, veranlaßt durch eine Stelle in der Geschichte unserer Zeit u. s. w. von K. v. Schirach.

(Beschluß aus Nr. 250.)

In Folge der neuen nationalen Heere haben wir nun 1) die Erscheinung, daß jene zum Krieg geborenen oder durch ihre Schicksale zu Soldaten gestempelten Wildfänge am allerwenigsten ausharren unter dem mechanisch eingerichteten, in seinem Leben aller Poesie und eigenthümlichen Gesinnung beraubten Militair. Diese Wildfänge bleiben nun in bürgerlichen Verhältnissen und stören sie in hunderterlei Weise durch sanguinische Unternehmungen, durch Schwindeleien u. s. w., und wenn durch alles Dies nicht, dann wenigstens durch Uebersetzung bürgerlicher Nahrungsweisen; 2) die jungen Adeligen, die sonst keineswegs die Hauptmanns- und Oberstenstellen allein gewannen (denn zu allen Zeiten waren auch Männer bürgerlicher Abkunft unter den Offizieren), die aber der Gesinnung ihres Standes gemäß vorzugsweise dergleichen Stellen suchten und dabei vielfach durch Verwandte, die ihnen Locotenentenstellen verschafften oder Compagnien verkauften, unterstützt wurden, scheuen sich jetzt, wenn sie irgend bemittelt sind, auch als beklagenswerthe vierzigjährige Lieutenants einherzutreten, und fallen in die früher dem höhern Bürgerstand vornehmlich offenen Carrièren in ganzen Horden und Schwärmen ein, wogegen es eine in der That höchst unzureichende Entschädigung ist, daß nun Bürgerliche leichter zu einer Compagnie kommen können, da eine Compagnie zu haben weder ein besonderes Glück mehr, noch wie sonst mit besondern Einkünften verbunden ist.

Die andere Seite, welche der Hr. Verf. an der schönen Idee der Conscription zu bedenken gibt, ist die, „daß die ausgedienten, unter das Volk zurückgetretenen Krieger mit der Führung der Waffen und der Organisirung der Massen vertraut seien"; hierauf sagen wir fürs Erste: Wenns weiter nichts wär! da ließe sich mit einem kleinen, zu rechter Zeit aufgebrachten echt soldatischen Heere dem Unglück immer noch steuern, denn von dergleichen Massenorganisirungen wird man allezeit sagen können wie der Zigeunerhauptmann auf dem „Jahrmarkt zu Plundersweilern":

Sind nicht den Teufel werth!
Weitmäulichte Laffen
Feilschen und gaffen,
Gaffen und kaufen,
Bestienhaufen!
Kinder und Fratzen,
Affen und Katzen!
Dürft' ich nur über sie!
Wetter! wir wollten sie!
Wollten sie zausen!
Wollten sie laufen!
Mit zwanzig Mann,
Mein wär' der Kram!

Für's Zweite aber sagen wir: Es hat das Zurücktreten von Leuten, und zwar von Massen aus dem Heer in bürgerliche und bäuerliche Kreise, die entschiedensten Nachtheile in sittlicher Hinsicht und führt zu Auflösung aller eigenthümlichen Standesbildung und Standesgesinnung, und somit auch zu Vertilgung aller Standesfrömmigkeit, d. h. überhaupt der Frömmigkeit, inwieweit sie sich in der Gestaltung von Sitten äußert und hundert — ja tausend — ja unendlich Mal höhern Werth hat als jene allgemeine Frömmigkeit, jenes sentimentalelegische Ding, was sich in gewissen Stunden jeder Mattherzling zu besitzen einbilden kann. Ein Mensch, der drei Jahre aus den einfachen Verhältnissen seiner Bauerngemeinde herausgerissen, ein langweiliges, mechanisches, wenn auch recht diätes, doch immer nur dreiviertelsattes Casernenleben in einer größern Stadt geführt hat, mit allen Annehmlichkeiten desselben durch verliebte Köchinnen und anderweitige Individuen des Geschlechts, welches der deutsche Simplicissimus schlechthin Schleppsäcke nennt u. s. w., wird selbst nie wieder ein rechter Bauer mit der gehörigen Mischung von Frömmigkeit und Eigennutz, Schlauheit und Bornirtheit, Fleiß und Schimmeliegerei, Draufgehenlassen und Knickerei, Trotz und Demuth; jene ganz eigenthümliche Bildung, welche schöne Tugenden und lustige Figuren genug und auf jeden Fall ein der Bestimmung des Standes angemessenes äußeres Leben, und wenn auch etwas breite und plumpe, doch immerhin noch genugsam grünlaubige und fettbrühennachschmeckige Poesie in diesem Leben erzeugt hat, sie wird nächstens ganz vom Teufel geholt, welcher in diesem Fall in zwei Gestalten auftritt, einmal als ein abgedienthabender Soldat mit Casernenkniffen und Casernenbildung, mit der Fähigkeit des Rechnens, Schreibens und rationalistischen Denkens, wie es in den Compagnieschulen geübt wird, kurz, als

ein für die Herren von der Administration in Zukunft vortrefflich brauchbarer Schultheiß, und zweitens als ein emeritirter Krämer der Nachbarstadt, der sein dütenweis zusammengebrachtes Capital nun benutzt, sich in ein Dorf herein und ein Stück bäurischen Sinnes daraus hinweg zu kaufen, um in seinen alten Tagen die Freuden des Landlebens zu genießen, und vollends, indem er den Bauern vorschwatzt, was ihre Kinder als Kaufleute in der Stadt für ein Glück machen könnten (dessen augenscheinlicher Repräsentant er selbst ist), allen bäurischen Gang der Phantasie auf dem Dorfe zu Grunde zu richten.

In Beziehung auf den niedern Bürgerstand kann dies Soldatenleben freilich keine so übeln Folgen entwickeln, weil die Art, wie man seit 50 Jahren mit städtischen und namentlich mit handwerkerischen Verhältnissen und eigenthümlichen Ehren und Gesinnungen umgesprungen ist, ohnehin unsern alten deutschen Bürgerstand zu einer schon weit mehr gebrochenen Ruine gemacht hat, als der Bauernstand ist, und weil bekanntlich, wo wenig zu verderben ist, auch wenig verdorben werden kann. Noch weniger üble Folgen hat das Conscriptionswesen in Beziehung auf höhere Stände, die Gott danken, wenn sie sich mit dieser Sache abgefunden haben, sich selbst, so lange sie dienen, so wenig in unmittelbaren Contact mit dem Soldatenleben geben wie möglich, und von deren gezwungenem Eintreten am Ende die übelste Folge nur die sein dürfte, daß sich die Leute niederer Stände wirklich zuweisen einbilden (was ihnen der Staat unglücklicherweise dadurch nahe genug legt), daß sich jene Gleichheit der Menschen, in welcher sie in religiöser Hinsicht und vor Gott erscheinen, auch auf politische Verhältnisse gegründetermaßen ausdehne. Mit geringer Veränderung ließen sich auf die neuere Gestaltung des Militairwesens durch die schöne Idee der Conscription (zu welcher sonst kein deutscher Fürst und keine deutsche Stadt ein so ausgedehntes Recht zu haben sich einbildete und einzubilden wagte, als gerade nun, wo man ewig von der Kraft zu lesen erhält, womit gewisse Völker sich das Recht erworben hätten, frei zu sein) folgende Verse des Göthe'schen Würzkrämers anwenden:

Hab' Euch nun gesagt des Volkes Geschicht';
Wie es Alles nach seinem Gehirn einricht,
Wie es will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalk verstreichen,
Und endlich malen auf das Weiß
Sein Gesicht oder seinen Steiß.

Bei dieser Jeremiade über die Conscription, die wir dem Hymnus des Hrn. v. Schirach entgegensetzen, haben wir nun die wichtigsten Punkte, nämlich das Recht und die kriegerische Ausbildung, die bei diesem System sich gleich mangelhaft darstellen dürften, ganz übergangen, und wollen — da es doch zu nichts hilft, Hrn. v. Haller's Geschrei über Conscriptionsunrecht und tüchtiger Offiziere Klagen über Misbildung, besonders der Cavalerie, bei diesem System zu wiederholen — den Kohl lieber unaufgewärmt auf sich faulen lassen. Mit Fäulniß endigen doch einmal alle organischen Wesen.

Was endlich Hrn. von Schirach's Werk im Uebrigen anbetrifft, so wiederholen wir im Ganzen unser Urtheil über den frühern Jahrgang auch in Beziehung auf diesen. *) 69.

Ad. Gottl. Lange's vermischte Schriften und Reden. Nach des Verfassers Tode geordnet und mit einer Biographie Lange's herausgegeben von K. Georg Jacob. Mit einer Steintafel. Leipzig, F. Fleischer. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Die vorliegende Sammlung von vermischten Schriften und Reden ist ein frommes Todtenopfer auf einem frühen Grabe. Eine große Menge dankbarer Schüler segnet das Andenken des Rectors Lange zu Schulpforte, den am 9. Juli 1831 ein bisher weniger beachtetes Uebel unerwartet aus dem Kreise seiner wohlthätigsten Wirksamkeit abrief. Nicht allein ihnen, die in diesem Nachlasse die ganze Sinnesart und den vollen Ausdruck der Humanität wiederfinden werden, welche einst den Lehrer ihnen lieb und theuer machten, sondern einem viel weitern Kreise hat die Hand des Freundes und Collegen ein Geschenk gebracht, die durch die Zusammenstellung gerade dieses Nachlasses dem Heimgegangenen sein Todtenrecht zu gewähren, die justa solvere nach römischem Ausdrucke glaubte. Denn diese kleine Sammlung ist ein schönes Zeugniß für das durch die Beschäftigung mit dem Edelsten der alten Welt geläuterte und erhobene Gemüth ihres Verf., und mit Freuden wird jeder Leser bemerken, wie die Liebe zu seinem Berufe, die Achtung vor der Jugend, die seiner Obhut und Sorge vertraut war, wie seine Frömmigkeit und Freundschaft, seine Liebe zur Kunst, zum Staate und zum eignen Herde gerade durch seine classischen Beschäftigungen diese eigenthümliche Farbe gewann, welche die Zeloten unserer Tage einigermaßen trösten kann, wenn sie befürchten, die Jugend müsse durch die Griechen und Römer verderbt werden. — Man höre Lange's ehrenwerthen Biographen und freue sich hier der verwandten Gesinnung.

Der verstorbene Rector Lange wurde durch die Geschäfte seines Berufs gehindert, sein gründliches Wissen einem längern Werke zu widmen. Nur kleinere Abhandlungen konnten bei den vielfältigen Anfoderungen, welche sein Amt an ihn machte, entstehen, und die pflegende Hand der Freundschaft, welche diese Zusammenstellung unternahm, fand nur wenige Aufsätze vor, die mit der Vollendung ausgeführt wären, welche man bei den archäologischen Abhandlungen von F. Jacobs, Münter, Thiersch, Uhden u. s. w. gewohnt ist. Nur die Arbeiten der ersten Abtheilung dieser Sammlung, lateinische und deutsche Schriften zur Alterthumskunde enthaltend, möchten auf einen Platz neben den ähnlichen Schriften der genannten Gelehrten Anspruch machen; aber bei aller Achtung vor dem so großen und wirksamen Verdienste des Verstorbenen könnte er nur den drei lateinischen, namentlich den beiden ersten, zugestanden werden. Wahrhaft die Alterthumskunde fördernd waren die „Vindiciae tragoediae romanae". Ueber die tragische Bühne des weltherrschenden Volkes, ihre Abweichungen von der griechischen, ihren Umfang und ihre wichtigern Erscheinungen war nirgend noch in diesem Zusammenhange gesprochen worden. Der Wiederabdruck mit allen vom Verf. später hinzugefügten Bemerkungen ist ein sehr dankenswerthes Geschenk, und sie machen den Wunsch verzeihlich, daß Lange, dem der Vortrag römischer Antiquitäten pflichtmäßig oblag, ihrer Ausarbeitung für den Druck einen Theil seiner Muße geschenkt hätte. Er wäre der Mann gewesen, zu Müller's „Handbuch der Archäologie" ein Handbuch der römischen Antiquitäten als Seitenstück zu geben. Die Abhandlung: „Dialogus de oratoribus Tacito vindicatus", hat in den neue-

*) Vgl. Nr. 71 d. Bl. f. 1831. D. Red.

sten Tagen die Zustimmung der ausgezeichnetsten Beurtheiler erhalten. Sie erörtert eine Frage, die Lange's ganzer Geistesrichtung durchaus congenial war, die in Rechtfertigungen und Ehrenrettungen sich gefiel und selbst dem schlagfertigen Orbil, dem Lehrer des Horaz, gegen ein hingeworfenes Wort Wieland's zu Gunsten redet. Die „Silvae Portenses" sind kritisch-exegetisch-grammatisch und berühren manche jetzt als unbezweifelt angesprochene Sätze. Der geistreiche Aufsatz: „Alexandria oder Alexandria", zeigt eine Gewandtheit für die Erheiterung solcher rein grammatischen Fragen, wie sie nur Wenigen gegeben ist. Weniger genügend als die gelehrten — Cicaladen über den Drudenfuß und das Bild des Timanthes, Iphigenia darstellend, sind die beiden mehr ästhetischen Erörterungen von Amor und Psyche, wo Forschungen über das Alter des Mythus anziehender gewesen wären, und über Achilles; aber alle verrathen einen von der Milch classischer Gelehrsamkeit aufgenährten Sinn und ein schönes Talent in der Darstellung.

Die zweite Abtheilung, deutsche Schriften aus verschiedenen Fächern der Literatur umfassend, gibt weniger ausgeführte Mittheilungen. Mehr anregend als zum Abschlusse bringend, ist die Abhandlung über die ewige Lampe, die noch mancherlei Bereicherungen zuläßt, so gelehrt sie auch ausgestattet ist, sowie die Sage vom Meister und Gesellen, und die sechste, der Hammer. In der letztern meint man mehr die gemachten Collectaneen als die Verarbeitung zu besitzen. Schwerer zu classificiren sind die Ideen über die poetische Ansicht der Natur. Geschrieben im J. 1804, können sie, seit Creuzer's „Symbolik" hier so Vieles genauer zur Sprache gebracht hat, kaum noch genügen. Auch scheint die Sonderung in eigentliche Symbole und in Embleme etwas willkürlich, da die ursprüngliche Bedeutung von Emblem (und darauf sollte doch jede gute Umdeutung zurückkehren) sie keineswegs unterstützt. Alle die S. 220 beigebrachten Sinnbilder sind Symbole im besten Sinne des Wortes, d. h. sinnliche Gegenstände, an deren Vorstellung der menschliche Geist zum Denken höherer, übersinnlicher Vorstellungen hinaufstieg, denen aber nur zu häufig eine Liebhaberei am Deuteln Begriffe unterlegte, die sich wenigstens in seinem Sinne nicht nachweisen lassen. Besonders war Beger reich an solchen nicht zu rühmenden Auflösungen häufig vorkommender Typen. Die Abhandlungen über Schiller's Parabeln und Räthsel, die Gedanken über Wahrheit und Dichtung, und die Fragmente aus einer Abendunterhaltung sind Eingebungen glücklicher Augenblicke, die bei jedem Leser den heitern Eindruck befördern und hervorrufen werden, der sie entstehen hieß. Was Lange über den vielbesprochenen Demos des Parrhasius vermuthete, hat Fr. Osann im zweiten Bande von Stuart's und Revett's „Alterthümern Athens" (S. 66) zu noch größerer Evidenz gebracht. Nur begreift man nicht recht, wie ein so gelehrter Mann, als Rector Lange war, mit Widerlegung von Behauptungen, z. B. des Malers Grund, eine Zeile verderben konnte, da doch jene Behauptungen in sich selbst das Unstatthafte tragen.

Die dritte, die Schulreden umfassende Abtheilung gibt Vorträge, zu denen die Würde der Erscheinung, des Sprechenden Blick, die Milde des Tons hinzugehört, um sich den Eindruck ganz zu erklären, den sie bei den Zuhörern einst hervorgebracht haben sollen. Wer des verstorbenen Prof. Mörlin zu Altenburg, von A. Matthiä herausgegebenen, Schulreden im Sinne hat, wird die Vergleichung anstellen können und gestehen, daß Lange an Mannichfaltigkeit der Anregungen für jugendliche Gemüther hinter diesem zurücksteht. Aber doch mögen auch sie wohlthätig gewirkt haben wie jene. Es war ja das Herz des geehrten Lehrers, das aus jedem Worte sprach, das jeder Warnung, jeder Ermahnung einen Beleg gab, und solche Worte finden überall in jugendlichen Herzen Anklang. Friede der Asche des braven Mannes!

31.

Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasialunterrichts betrachtet, mit besonderer Beziehung auf Sachsens Gelehrtenschulen, von M. W. Drobisch. Leipzig, Enobloch. 1832. Gr. 8. 14 Gr.

Der Verf. hat, als Professor der Mathematik zu Leipzig, seit Jahren Veranlassung gefunden sich zu überzeugen, wie sehr der Unterricht dieser unentbehrlichsten aller Wissenschaften auf den sonst ausgezeichneten sächsischen Gelehrtenschulen vernachlässigt und über die Gebühr gegen die Philologie zurückgesetzt wird, und erfüllt die Pflicht seines Amts und Berufs, indem er einen so wichtigen Uebelstand, zwar mit großer Bescheidenheit, aber freimüthig und mit unwiderleglichen Gründen zur Sprache bringt. Wir halten uns leider berechtigt zu fürchten, daß es, seltene Ausnahmen abgerechnet, in manchem deutschen Lande nicht viel besser damit bestellt ist, und eine Schrift, die nichts Ueberflüssiges und Ungehöriges enthält, überall gelesen und beherzigt zu werden verdient. Wo Bürgerschulen ins Dasein gerufen und verständig eingerichtet sind, hat man ohne Zweifel mehr Rücksicht auf die Verbreitung mathematischer Kenntnisse genommen, als die bisherigen Pfleger der Gelehrtenschulen für ihre Obliegenheit gehalten; doch steht dahin, ob man überall das rechte Maß getroffen, und der Gang, den dieser erfahrene Rathgeber dem mathematischen Unterrichte vorschreibt, die Fortschreitung und der Umfang der Kenntnisse, welche er vorzeichnet, empfehlen sich so sehr, daß auch Vorgesetzte und Aufseher der Bürgerschulen nicht bereuen werden, das Gutachten eines solchen Kenners zu vernehmen. Denn auf allen höhern und untergeordneten Unterrichtsanstalten, die wir jemals zu beobachten Gelegenheit gehabt, haben wir immer gefunden, daß den Zöglingen, die in der Regel nicht haushälterisch genug mit ihrer Zeit umgehen können, mancherlei nützliche Kenntnisse zugeführt werden, die ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen mit großer Sicherheit dem eignen Fleiße der Wißbegierigen, der Lesung guter und angenehmer Schriftsteller, an deren Nachweisung und Empfehlung es genügen dürfte, überlassen werden können; unterdessen man bei weitem nicht hinlängliche Sorgfalt aufbietet, dem Anfänger und Unkundigen auf einer schweren und dornichten Bahn die Hand zu reichen, der des lebendigen Führers und mündlicher Zusprache bedarf, um Scheu und Abneigung zu verlieren und Lust und Liebe für eine Anstrengung zu gewinnen, die ihm nicht erlassen werden kann. Von allem menschlichen Wissen ist das mathematische das einzige untrügliche, kein anderes nimmt den Verstand so sehr in Anspruch und befriedigt ihn so vollkommen; dagegen entbehrt es freilich, wenigstens anfänglich, aller Reize, die den Sinnen schmeicheln und der Phantasie, obgleich keins geschickter ist, durch seine Anwendung beiden die willkommensten Dienste zu leisten, da es keine Wissenschaft und Kunst gibt, die seiner zu entrathen vermag. Verstandeswissenschaft kann nur auf festem Boden, nur von erwiesener Gewißheit zu erwünschter fortschreiten, darf sich weder Sprung noch Erschleichung erlauben, und verliert allen Werth, Gehalt und Bedeutung ihrer Lehren für Den, der keine deutlichen Begriffe damit verbindet. Das entscheidet für die Nothwendigkeit ihres mündlichen, eigentlich katechetischen Unterrichts bei Anfängern. Ist, was sie gelernt und dem Gedächtniß eingeprägt haben, ihnen nicht so einleuchtend wie dem Lehrer selbst, vermögen sie nicht es sich selbst und Andern zu beweisen, denken sie etwas ganz oder zum Theil Irriges dabei, oder errathen sie nur, was sie wissen sollten, so ist es um alle Fortschritte ihrer Kunde, mithin um alle fernere Theilnahme ihres Bewußtseins gethan. Es liegt am Tage, daß nur gegenseitige Fragen des Lehrers und des Lehrlings diesem Uebel auf der Stelle abhelfen können, und daß mancher überaus fähige Kopf — gerade der fähigste ist der ungeduldigste — darum für immer stehen blieb und der weitern Belehrung entsagte, weil ihn augenblickliche Unterstützung nicht festhielt. Daß die Mathematik für Den, der ihre ersten Schwierigkeiten überwunden hat, unwiderstehliche Reize gewinnen und ihre Geweihten zu leidenschaftlichen, uneigennützigen Liebhabern machen kann, bezeugt die Erfahrung aller Zeiten: Drang nach Ge-

wißheit ist Naturtrieb des Menschen. Aber, was nicht von jeder andern Liebhaberei gesagt werden darf, macht gerade diese, selbst in ihrer höchsten Aufwallung, zur unschuldigsten und wohlthätigsten von allen, denn sie thut keinem erdenklichen Beruf und Verhältniß Eintrag und beut jedem die Hand. Seit Erschaffung des Menschengeschlechts hat noch Niemand Ursache gehabt zu bereuen, daß er zu viel Mathematik wisse; aber Die sind nicht zu zählen, die sich und Andern unheilbar geschadet haben, weil sie zu wenig davon gelernt hatten. Dazu kommt der überaus glückliche Umstand, daß nur dem Blödsinnigen keines Unterrichts Fähigen verwehrt ist, ihre Grundlehren zu fassen; daß der schlichteste Menschenverstand hinreicht, wenn auch langsam, doch sicher, vom Wohlbekannten zum gesuchten Unbekannten überzugehen, und daß mit jedem Schritte der Weg leichter und anmuthiger wird: sodaß, wo die gegenwärtigen Umstände Stillstand gebieten, nichts thunlicher ist, als den nie verlorenen Faden in Zukunft wiederaufzunehmen und an ihm sich vorwärts zu bewegen. Aber um ihn aufnehmen und verfolgen zu können, muß man ihn doch ergriffen haben, und dazu ist vorzüglich die Jugendzeit geeignet. Ihre Eindrücke sind tiefer und bleibender, und wir ersehen täglich und stündlich, nicht selten zu unserm Erstaunen, mitunter zu unserm Leidwesen, wie viel lebendiger die Erinnerungen aus unserm Knabenalter sind als selbst die aus unserer herangereiften Jugend, und noch weit mehr aus unserer spätern Mannheit. Auch als bloße Verstandesübung, ohne alle Rücksicht auf ihren praktischen Gebrauch, wenn es auch möglich wäre, diesen in irgend einem denkbaren Verhältnisse des menschlichen Lebens zu verkennen, würde sich der Unterricht in der Mathematik auf allen niedern und hohen Schulen schon empfehlen, und es gehört zu den fast unbegreiflichen, aber unleugbaren Erscheinungen, daß die Leiter solcher Anstalten jemals glauben können ihrer Obliegenheit nachgekommen zu sein, indem sie den letzten überließen nachzuholen, was auf den ersten versäumt worden. Es ist hart, aber es ist fast unvermeidlich, ihnen den Vorwurf zu machen, sie hätten nicht gekannt, was sie verschmähten. Der Stein, den die Bauleute vernachlässigten, muß zum Eckstein werden, oder das ganze schöne, in der redlichsten Absicht von ihnen aufgeführte und beförderte Gebäude ermangelt einer festen Grundlage. Hr. D. erwirbt sich in der vorliegenden, ohne Neid und Groll gegen irgend eine Art der Gelehrsamkeit und mit unverkennbarer Liebe für die Philologie abgefaßten Schrift das zeitgemäße Verdienst, auf die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des allgemeinen gründlichen und umfassenden mathematischen Unterrichts auf Schulen und Universitäten aufmerksam zu machen und die vortheilhafteste Einrichtung und Verbindung desselben, sowie die Zahl der Lehrgegenstände und die Eintheilung der ihnen gewidmeten Zeit anzugeben. Wir müßten das ganze, auf wenig Bogen beschränkte, aber reichhaltige Buch abschreiben, wenn wir Alles ausheben wollten, was uns der Beachtung und Befolgung würdig scheint; aber wir können nicht umhin, sowol den Vorstehern und Lehrern solcher Anstalten, als der großen Lesewelt ohne Ausnahme, dessen Studium zur Pflicht zu machen. Wir sind Alle mehr oder weniger berufen, Gutes zu befördern und dem Mangel desselben abzuhelfen, und Jeder von uns kann in seinem Wirkungskreise, wie beschränkt der auch sein mag, etwas zum Wohl des unübersehlichen Ganzen beitragen, wär's auch nur dadurch, daß er ein Vorurtheil eigner Unwissenheit abstreift. 95.

Romanenliteratur.

1. Das dritte Dreiblatt, oder Pommersche Geschichten von Arminia. Inhalt: Die Brautfahrt nach Pommern. Sidonia von Bork. Warnims Kreuz. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Die erste Geschichte übertreibt die Erlaubniß, Lustspieldichtern und Romanschriftstellern ertheilt, gewisse Unwahrscheinlichkeiten als Wirklichkeit und Wahrheit in den Handel zu bringen. Wie oft schon verkleideten sich Liebhaber und Liebhaberinnen, um den unbekannten Bräutigam, die noch nie gesehene Braut unverschleiert zu sehen, ihre Liebe und Gesinnung zu prüfen; greller ohne Ernst und ohne Laune geschah es wol nie, und wir wundern uns, wie der junge Mann das Mädchen, so geübt in Lüge und Falschheit, noch für würdig seiner Hand erkennen mochte. Die kürzern Erzählungen, mündlichen Ueberlieferungen nachgebildet, sind bedeutungslos; das Fräulein von Bork, welche abergläubische Mittel anwendet, eine Ehe zu trennen, gilt uns zwar nicht für eine Hexe, aber auch nicht für ein tadelloses Wesen, wie es die Verf. anzunehmen scheint. Sollte Pommern so von Sagen und Ueberlieferungen entblößt sein, daß keine anziehendern als diese sich auffinden ließen?

2. Der Cardinal, oder die Schreckensnacht auf Aretto. Romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Joseph Vinel Massaloup. Zwei Bände. Magdeburg, Rubach. 1832. 8. 2 Thlr.

Nicht allein für Wachsstuben und für Schneidermamsells geschrieben, wie der Titel fürchten läßt. Leute, die viele Ereignisse in den Büchern lieben, allenfalls auch abenteuerliche, aber keine fratzenhaften, albernen, werden hier Befriedigung finden; Heitergesinnte die Beruhigung, daß das Verworrene und anscheinend Schreckliche doch lind und zwanglos sich löst. Der Cardinal ist nicht der Bösewicht, wie er die Miene macht; er bereut die Frevel gegen den Vater und gegen die von ihm verführte Dame, weshalb er denn mit Fug und Recht nicht von der Hand seines natürlichen Sohnes fällt, dieser weder Vatermörder noch der Gemahl seiner Schwester wird, welche schöne Dame, des Cardinals eheliche Tochter, gleich mit einem Geliebten sich für den Nothfall versehen hat, sowie des Bruders Neigung zwischen ihr und einem reizenden Landmädchen schwankt, weshalb denn die Erkennungsscene der Geschwister ohne bittern Beigeschmack ist. Geschichtliche Thatsachen, von denen die berühmte Belagerung von Antwerpen durch den Herzog von Parma die merkwürdigste ist, geben dem Ganzen Haltung und Bedeutung, sowie man die flüchtige Erscheinung berühmter Feldherren und ausgezeichneter Männer, z. B. Guarini's, gern an sich vorübergehen sieht.

3. Winterstunden. Erzählungen zur Ausfüllung der Winterabende. Von L. von Alvensleben. Leipzig, Kayser. 1832. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

4. Novellen und Erzählungen von L. von Alvensleben (Gustav Sellen) und Andern. Zweiter Theil. Nürnberg, Zeh. 1832. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

5. Der Menschenfeind des Marais zu Paris, oder die junge Bretagnerin. Eine Geschichte der neuesten Zeiten. Von Alexander Duval. Aus dem Französischen übersetzt durch L. von Alvensleben. Leipzig, Allgemeine niederländische Buchhandlung. 1832. 8. 1 Thlr.

Die eignen Erzeugnisse des Verf., der sich im letzten Werke als ein guter, vielleicht sein Original mildernder Uebersetzer bewährt, sind mannichfacher Art: kleine Romane, Anekdoten, historische Erzählungen, heiter, ernst, gefühlvoll, kurz dem Geschmacke Vieler freundlich entgegenkommend und nirgends dem notorisch Schlechten liebedienernd. In den „Winterstunden" entbehren die Erzählungen den Reiz der Neuheit, was Ursache sein kann, denen der zweiten Sammlung größern Gehalt beizulegen. Das fremde Product ist ganz in dem gehässigen, ingrimmigen Geiste der neuesten französischen Romanenschriftsteller gedacht: Widerspruch gegen das noch Bestehende, bitterer Spott gegen die Thorheit, die Richtung der Zeit, Menschenverachtung, vernichtender Zweifel, nur in der Verfolgungssucht eine Ahnung gebend, daß der Verf. nicht ganz und gar ein ausgebrannter Vulkan sei; weshalb denn sein Hohnen der Romantiker, so einseitig es auch ist, eine Wärme durchblicken läßt, die allem Uebrigen fehlt. Man wird dem Verstande, der Beobachtungsgabe eines Schriftstellers der Art Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber nimmer zu einem Buche sich hingezogen fühlen, in dem das Gemüth und sogar fröhlicher Witz auf Null steht. 18.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 252. — 8. September 1832.

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Vor Jahresfrist ist eine zweite Auflage dieser berühmten Schrift nöthig geworden, und sie erscheint jetzt mit Einschluß der ganz neuen Vorrede um volle 100 Seiten vermehrt. *) Ohne Zweifel sind Freunde wie Gegner des Verf. begierig zu wissen, worin wol das Wesentliche der Verbesserungen und Zusätze bestehe, und inwieweit die Geschichte, die gegenwärtig im Zeitraume eines Jahres gewaltige Schritte macht, auf die Ansichten des Schriftstellers Einfluß gehabt und dieselbe modificirt haben werde. Namentlich erwarten manche Leser ohne Zweifel eine Art von Zurücknahme der in diesem Buche Preußen zugedachten Suprematie über Deutschland, was in unserm deutschen Süden ohnehin als eine Capitalhäresie aufgenommen worden ist. Wem indessen der Charakter des Verf. auch nur aus dieser Schrift klar geworden, der konnte nicht erwarten, daß einzelne Umstände, daß diese oder jene Handlungsweisen, welche ein nachtheiliges Licht auf jene Regierung (die er überdies nicht nimmt wie sie ist, sondern wie sie sein sollte) werfen, auf seine Grundansicht einen so schnellen Einfluß üben würden. Wirklich findet sich auch diese in der neuen Auflage des Buches nicht geändert, sondern nur weiter ausgeführt, gerechtfertigt und vor Misverständnissen gesichert. In der neu hinzugekommenen, ausführlichen Vorrede hoffte vielleicht Mancher auch weitere Aufschlüsse über den Austritt des Verf. aus dem Staatsdienste zu erhalten, und hier hätte es gewiß nicht an Gelegenheit zu interessanten Mittheilungen gefehlt; ein mehr mit seinem Ich beschäftigter Autor hätte gewiß die Gelegenheit nicht vorübergelassen, sich hier im Lichte des Märtyrers darzustellen und Das aufzudecken, was in dem Benehmen etwaiger Gegner Ungerechtes und Kränkendes gelegen haben konnte. Von alle Dem gestattete dem Verf. sein Edelmuth nichts: seine Vertheidigung beschränkt sich streng auf seine Ueberzeugungen, und nur sofern man die Bekanntmachung seiner Ansichten als eine Anmaßung auszulegen bemüht war, tritt er in genannter Vorrede mit gelinder Ironie polemisch auf. Er bemerkt, daß auch die Persönlichkeit des Verf., welche nach dem ausgesprochenen Zwecke des Buches nur eine untergeordnete Betrachtung verdienen kann, zu einer Hauptfrage von Denjenigen gemacht worden, welche, „wenn auch anonym, doch als die Meister vom Stuhle leicht an ihrer zuversichtlichen Sprache zu erkennen seien". Die haben ihm als einem Neuling ohne Erfahrung, als einem Gelehrten ohne Weltkenntniß, das Recht abgesprochen, über Gegenstände von dem höchsten praktischen Interesse eine Stimme abzugeben. Ihnen erwidert der Verf., daß er über das Maß seiner Kräfte und der ihm zu Gebote stehenden Mittel sich keineswegs täusche. Uneingeweiht in die Geheimnisse der Cabinete, dem Leben der großen Welt fremd, ist er weder mit einer diplomatischen Sendung jemals beauftragt gewesen, noch haben ihm die Kreise jener hochgestellten Sterblichen, deren Feinheit an unsichtbaren Fäden die Welt regiert, offengestanden. Ihm stand keine andere Quelle zu Gebot, als das Studium der Welt- und der Tagsgeschichte, die Schriften Anderer und sein eignes Nachdenken. Aber ist denn das Feld der politischen Wahrheiten schon so ganz erschöpft und ausgebeutet, daß für etwas gesunden Menschenverstand und redlichen Willen auch nicht die geringste Nachlese mehr übrigbliebe? (S. XII, XIII.) Der Verf. maßt sich nicht an, zu bestimmen, welche neue Bildung aus der jetzigen Gährung aller politischen Elemente in Deutschland hervorgehen müsse, oder den einzig möglichen Weg des Heils anzugeben; er weiß, daß an den Geschicken Deutschlands sein armes Buch nichts ändern wird. Aber er glaubt auch keinen so herben Tadel zu verdienen, wenn er seinerseits durch Hinzugießen eines Tröpfchens Ferments den politischen Gährungsproceß zu befördern trachtet. Er findet es nicht menschenfreundlich von den klugen und tiefblickenden Staatsmännern unsers Vaterlandes, daß sie, im ausschließlichen Besitze der wahren und besten Weisheit, mit ihren Erfahrungen und gereiften Einsichten zurückhalten und dadurch den Ununterrichteten, welcher nach den Früchten jener Weisheit oft vergebens sucht und dem die Noth der Menschheit doch zu Herzen geht, gewissermaßen zwingen, an ihrer Statt von den Dingen so zu sprechen, wie er es versteht, und das Publicum dann zusehen zu lassen, ob unter seinem Haufen Spreu etwa ein Körnlein Weizen verborgen liegt (S. XIV, XV). Nur diesen und

*) Ueber die erste Auflage haben wir in Nr. 175, 176, 177, 178, 198, 258, 355, 356, 357 u. 358 d. Bl. f. 1831 berichtet. D. Red.

ähnlichen sanften Spott erlaubt sich der Verf. in der Vorrede gegen seine Widersacher.

Doch wir gehen zu den Briefen selbst über. Der philosophische Theil des Werkes ist unverändert gelassen. Zusätze, bisweilen auch Abkürzungen, beginnen erst mit dem dreizehnten Briefe; der erste bedeutende findet sich im funfzehnten, wo sich der Verf. mit heiligem Unwillen über die Gleichgültigkeit des Deutschen gegen das Vaterland verbreitet (S. 173 fg.), dessen Zaubername, der bei andern Völkern unwiderstehlich auf die Herzen wirkt, in Deutschland etwas Unbekanntes sei. Er hält den Deutschen den Eid der untergehenden Polen vor, welche schworen, daß sie, wenn es der Vorsehung gefalle, ihnen den Untergang zu bereiten, gleich dem zerstreuten Volke Jerusalems nie aufhören wollten, Polen zu sein.

Möchte dieser Schwur — sagt Pfizer — eine beschämende Lehre sein für alle Diejenigen, die aus Gründen ökonomischer Bequemlichkeit oder politischer Berechnung unser Vaterland zerstückeln, für Diejenigen, die aus angeblicher Freiheitsliebe und Despotenhaß Deutschland verlassen und um ein Bürgerrecht bei fremden Völkern betteln wollen..... Die heiligsten Interessen der Menschheit fodern es, daß die deutsche Nation sich wieder ermanne. Oder sind denn nicht die Deutschen eine für die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts wichtigere und schwerer zu ersetzende Nation als die Polen? Und wenn diese der Erhaltung ihrer Nationalität unter dem Beifallklatschen und Zujauchzen Deutschlands jedes Opfer gebracht, sollen jene sie um der geringfügigsten Vortheile willen zu verkaufen bereit sein.

In demselben Briefe wird die Kannegießerei der Deutschen (S. 180 fg.) in den stärksten Ausdrücken gerügt.

Wie alle müßigen Menschen — heißt es unter Anderm — quält den Deutschen (der als der wahre politische Müßiggänger nationale Angelegenheiten höchstens dann und wann als Dilettant betreibt) die unbegrenzte Sucht nach Unterhaltung, er glaubt sich selbst dazu geboren, den Kritiker bei allen Weltbegebenheiten vorzustellen. Aber die Zumuthung, selbst auch die Bühne zu besteigen, kommt ihm ebenso ungereimt und widersinnig vor, als es einem Theaterpublicum vorkäme, wenn auf einmal die Foderung an dasselbe erginge, die Rolle des Zuschauers mit der des Schauspielers zu vertauschen.

Diese Worte sind dem begünstigten Sprecher, Wilhelm, in den Mund gelegt, aber auch Friedrich geht in den Zusätzen des sechzehnten Briefes (S. 186—189) darauf ein, und man merkt seinen Worten wohl an, daß sie aus recht frischen Erfahrungen geschöpft sind. Er ärgert sich mit Recht an den entsetzlichen Redensarten unserer Zungenhelden, in deren Schule Danton und Robespierre den Terrorismus noch lernen könnten. Aber „Mancher, dem Schändlichkeit und Niederträchtigkeit noch zu gelinde Worte waren, um seinen Unwillen über die parteiische Neutralität der Polen auszudrücken, ist ganz still und kleinlaut, wenn er für deutsche Volksrechte seine Stimme erheben könnte, oder hat sich ein Gewissen daraus gemacht, zu Gunsten der Polen die harmloseste Adresse an den deutschen Bundestag zu unterschreiben. Denn die Thaten, worauf jene Scheinliberalen pochen, sind nicht ihre Thaten, und wenn sie dann und wann eine Faust in die Tasche machen, so ist es nicht einmal ihre eigne Tasche, sondern eine fremde.“ Nach ihm glauben die Deutschen ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wenn sie zu jedem neuen Auftritt im Drama der Weltgeschichte ihren Chorus schreien (S. 192). Eine ausführlichere Entwickelung hat der Angriff dieses Buches auf die durchaus antinationale Politik der Deutschfranzosen erhalten. Der Verf. scheint durch den unerwarteten Beifall, den das Bestreben, seine Landsleute in dieser Beziehung zur Besinnung zu bringen, sogar in Süddeutschland erhalten hat — wo es selbst einige auffallende Bekehrungen zur Folge hatte —, ermuthigt worden zu sein, und wagt es, auch noch im Angesichte der absolutistischen Reaction, entschieden gegen Frankreich aufzutreten (S. 196—201), seine unaufhörliche Arglist gegen Deutschland von der Reformation an geschichtlich nachzuweisen und darauf aufmerksam zu machen, daß bei einem europäischen Kriege im Falle eines den Franzosen günstigen Ausgangs Deutschland die Zeche mit seinen schönsten Provinzen, im Falle des Siegs der heiligen Allianz mit dem Reste seiner Freiheiten bezahlen wird. Friedrich kann es gar nicht begreifen, wie man von einem übermüthigen Volke, das seine Eroberungssucht keinen Augenblick verbirgt oder verleugnet, erwarten könne, daß es Hunderte von Millionen aufopfern werde, um Denjenigen, die sich durch eigne Kraft nicht helfen mögen, die Freiheit zu bringen. Eine solche Selbstverleugnung möchte vielleicht der Seele eines Lafayette natürlich sein, aber sie liegt gewiß nicht im Charakter der Nation. Diese Nation habe — meint der Verf. — unendlich viel und für ihren Ruhm genug gethan, daß sie der Welt gezeigt, was Freiheit ist und wie die Freiheit einer Nation gegründet und gesichert wird. Größeres erwartet er von Frankreich nicht. Mit diesen Ansichten stimmt Wilhelm in den bedeutenden Zusätzen des siebzehnten Briefes (S. 209—213, 214—216) vollkommen überein, er erklärt Diejenigen unter uns, welche Deutschland ganz von Preußen und Oestreich losreißen, das Uebrigbleibende mit den Franzosen theilen und den schwachen Rest mit einer auf der Spitze französischer Bayonnette dahergetragenen Freiheit beglücken möchten, für so schlimme Feinde Deutschlands als Aristokraten und Absolutisten.

Denn — sagt er — welche Freiheit würde uns das revolutionnaire Frankreich bringen? — Die Freiheit, auf die bei uns zerstörte frühere Ordnung der Dinge nach Herzenslust zu schimpfen, während eine militairische Censur jedes den Franzosen mißfällige deutsche Wort zum Schweigen brächte, die Freiheit von einigen Feudallasten, deren Betrag ihre Requisitionen ums Hundertfache überstiegen. Um uns mit ihrer Hülfe immer nahe zu sein, würden die Franzosen ihre Kriege auf unserm Boden führen und uns die Ehre gönnen, ihre Armeen zu nähren und zu kleiden, ihren Generalen und Statthaltern die Taschen zu füllen und in ihren Schlachten für Frankreichs Ruhm und Interessen zu verbluten. (S. 210.)

Wilhelm beharrt auch auf dem Grundsatze, daß Nationalität der Freiheit vorangehen müsse:

So sehr ich ein Freund der liberalen Einrichtungen und des constitutionnellen Lebens bin, lieber wollte ich den gewaltthätigsten Despoten zum Beherrscher Deutschlands, als die trefflichsten und vollkommensten Verfassungen ohne nationalen Zusammenhang der einzelnen kleinen Staaten. Keine Macht der Welt ist mehr im Stande, der fortschreitenden Verbreitung der freisinnigen Ideen und Institutionen Stillstand zu gebieten. Aber es gibt feindselige Mächte genug, welche der Begründung und Befestigung deutscher Nationaleinheit hemmend in den Weg treten. (S. 213.)

Am wenigsten einverstanden wird freilich der größte Theil seiner Leser mit des Verf. fortgesetzten Bemühungen sein, die von ihm gewünschte Suprematie Preußens zu vertheidigen (S. 214—216, 226—228), die er in diesem Briefe nur etwa so weit beschränkt, als er den Wunsch äußert, daß die preußische Monarchie keine allgemeine Volksvertretung erhielte, sondern statt derselben Preßfreiheit und Provinzialstände, die kein bloßes Gaukelspiel wären. „Sonst könnte Deutschland leicht statt einer, seine Einheit in der Vielheit verbürgenden präponderirenden Dynastie einen Oberherrn an dem alsdann in Deutschland übermächtigen preußischen Volke bekommen, wovor uns Gott in Gnaden behüte.“ Hier nehmen wir den Verf. beim Worte und versichern ihn — was er übrigens selbst jeden Augenblick zu sehen und zu hören Gelegenheit hat —, daß bei den süddeutschen Völkerschaften der Widerwille gegen Preußen gerade deswegen gegenwärtig vorhanden, ja noch immer im Steigen ist, weil sich dort das Volk so ganz, so unbedingt mit dem Gouvernement identificirt, daß es zu den impopulairsten, gegen Freiheit und Deutschheit nichts weniger als freundseligen Maßregeln ganz unaufgefordert seinen Beifall klatscht. Muß es die Süddeutschen nicht empören, wenn in dem Augenblicke, wo wissenschaftliche Werke, die in Deutschland von anerkannten Gelehrten erschienen sind, blos um ihrer constitutionnellen oder liberalen Tendenz willen, in der preußischen Monarchie verboten werden, wenn in diesem Augenblicke von Rheinpreußen aus in die öffentlichen Blätter geschrieben wird, daß Preußen Das, was Andere maßlos begehren, im rechten Maße längst besitze: freie Schrift, freie Rede, freien Widerspruch. Und wie bis zum Ekel servil klingt es in demselben Artikel, wenn er mit dem Ausrufe beginnt und schließt: „Wie glücklich sind wir Preußen, daß Friedrich Wilhelm lebt!“ als ob dem König, dessen Tugenden ganz Deutschland anerkennt, wirklich wenigstens ein tausendjähriges Leben verbürgt wäre! Noch mehr Entrüstung muß bei uns eine andere Stimme, die sich im Namen ganz Preußens in einem öffentlichen Blatte über die neuesten Bundesbeschlüsse vernehmen läßt, verursachen, deren Ausspruch dahin geht, daß der Freund der guten Sache es freilich nur bedauern könne, daß solche Strenge für das Vaterland nothwendig geworden sei. So lange wir nur solche Stimmen aus Preußen zu vernehmen haben, wandelt die Hälfte von uns Deutschen gewiß ein Schauer bei dem Gedanken an, daß Deutschlands Hegemonie wirklich der Discretion dieses Staates überliefert werden sollte. Ja, das Volk in Süddeutschland hat selbst gegen Oestreich, so drohend es auftritt, viel weniger Abneigung als gegen Preußen; warum anders als weil es bei jenem hinter allgewaltigen Diplomaten keineswegs unmittelbar das östreichische Volk, einen ihm an Gemüthskraft und Mutterwitz so nahe verwandten Stamm, erblickt, während hinter den gewaltsamen Maßnahmen Preußens ein Heer von stolzirenden Federhelden über die eigne Verfassungslosigkeit jubilirend einherschreitet und uns von dorther eine Armee angesagt wird, die gegen jeden Feind, also auch gegen ihre constitutionnellen deutschen Brüder, in den Kampf zu ziehen vor Begierde brenne. „Es kann zwar“, setzen wir mit Pfizer's eignen Worten hinzu, „eine herrschende Familie Gegenstand der Liebe und Verehrung eines beherrschten Volkes sein, ein herrschendes Volk aber wird dem Hasse des Beherrschten, sei es früher oder später, nicht entgehen.“ Wir Süddeutschen werden daher mit unserer Liebe für Preußen noch so lange zu warten gut thun, bis der preußische Staat, welcher seine Kraft und Größe lediglich dem Principe der Bewegung und der Intelligenz verdankt, dem Principe des Stillstandes und der Reactionen zu huldigen aufhört (vgl. S. 228).

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den jetzigen Stand der Geognosie und Geologie.

Zweiter Artikel.*)

Diese Wissenschaft, denn der Unterschied zwischen Geognosie und Geologie ist mehr imaginair als wirklich, macht fortwährend die mächtigsten Fortschritte, und dies darf uns auch nicht in Verwunderung setzen; denn obgleich sie in der Größe und Erhabenheit des Gegenstandes, den sie behandelt, nur der Astronomie nachsteht, so ist sie doch noch sehr neu. Auch seit unserm letzten Bericht in d. Bl. sind sehr wichtige geognostische Schriften erschienen; allein wiederum müssen wir uns zuvörderst ins Ausland und namentlich nach Britannien wenden, woselbst sich die Wissenschaft einer ganz besondern und sehr allgemeinen Pflege erfreut, sodaß in den feinen gebildeten Cirkeln Geognosie oft der Gegenstand der Conversation ist, und auch das schöne Geschlecht auf jener merkwürdigen Insel, das überhaupt viel Sinn für Ernstes hat, mitredet. Wenden wir uns jedoch zu den Schriften selbst. Zuerst, denn wir wollen chronologisch verfahren, erwähnen wir ein Werk des als Geognosten rühmlichst bekannten Dr. John Macculloch (Professor zu Woolwich), welches in der Mitte 1831 unter dem pomphaften Titel: „A system of geology with a theory of the earth, and an explanation of its connexion with the sacred records“, in zwei Bänden zu London erschien. Als System ist das Werk ohne allen Werth und als eine bloße Geldspeculation anzusehen, da Dr. Macculloch nur seine eignen geognostischen Arbeiten und durchaus nicht auch die Anderer berücksichtigt, die er gar nicht einmal ordentlich zu kennen scheint. Dagegen ist das Werk eine gute systematische Zusammenstellung der vielen einzelnen Aufsätze des Verf., und dies verleiht ihm noch einigen Werth. — Dem Mangel eines recht brauchbaren Elementarhandbuchs der Geologie hat dagegen Hr. de la Beche durch sein „Geological manual“ (mit 108 sehr instructiven Holzschnitten, Gebirgsdurchschnitte, charakteristische Versteinerungen ꝛc. darstellend) auf die befriedigendste Weise abgeholfen. Es erschien im August vorigen Jahres in einem starken Bande zu London, und schon nach wenigen Monaten war eine neue Auflage nöthig, die verbessert und vermehrt im April d. J. herauskam. Von diesem trefflichen Werke erhalten wir binnen wenigen Wochen eine sehr verbesserte und vermehrte deutsche Bearbeitung von dem Oberbergrath v. Dechen in Berlin, einem ausgezeichneten Geognosten (Verlag von Duncker u. Humblot das.). — Von Lyell's „Principles of geology“, von dem wir den ersten Band in unserm ersten Artikel rühmend erwähnten, ist Anfangs d. J. der zweite Band erschienen, und der dritte Band, der dies classische Werk beschließt, soll im December d. J. ausgegeben werden. Von der deutschen Uebersetzung desselben, von dem als Geognosten bekannten Dr. Hartmann zu Blankenburg, liegt die erste Hälfte des ersten Bandes vor uns (Quedlinburg, bei Basse); denn da die beiden ersten Bände des Originals bereits vergriffen sind und eine neue Auflage nothwendig ist, so will der Uebersetzer so lange warten, bis diese er-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 239 u. 240 d. Bl. f. 1831.

D. Red.

scheint; es wurden daher nur die eben fertigen Bogen ausgegeben. Dieses Werk ist eine höchst angenehme Lecture für jeden Gebildeten und empfiehlt sich noch außerdem durch eine höchst lichtvolle und angenehme Darstellung und einen sehr blühenden Styl. — Von Rob. Bakewell's „Introduction to geology", von welcher wir die Uebersetzung der dritten Auflage in unserm vorigen Bericht erwähnten, erscheint jetzt die vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

In Frankreich, wo seit der Julirevolution die wissenschaftliche Literatur sehr daniederliegt, erschien seit einem Jahre nur ein geognostisches Lehrbuch, nämlich die „Elémens de géologie par *d'Omalius d'Halloy*" (Paris, 1831). Der Verf., früher Bergmann, dann Gouverneur der Provinz Namur, zog sich bei der belgischen Revolution nach Paris zurück, woselbst er das schon früher bearbeitete, vorliegende ganz vortreffliche Werk vollendete und herausgab. Als Elementarwerk hat es noch Vorzüge vor dem Werke von de la Beche, wie denn überhaupt die geognostischen Schriften wissenschaftlich gebildeter Bergleute große Vorzüge haben.

In Deutschland, in dem Vaterlande der Geognosie, ist lange kein bedeutendes Lehr- oder Handbuch dieser Wissenschaft erschienen; Prof. Kühn zu Freiberg hat eins angekündigt, welches hauptsächliches Interesse für den Bergmann haben wird.

Von den übrigen Erscheinungen im Felde der Geognosie erwähnen wir nur das Wichtigste: Deshayes, „Description de coquilles caractéristiques des terrains" (Paris, 1831), ein ganz vortreffliches Werkchen, in welchem die fossilen Muscheln, welche den verschiedenen Gebirgsformationen charakteristisch, sehr deutlich beschrieben und durch schöne lithographirte Abbildungen verdeutlicht worden sind. — Unter mehren andern wichtigen petrefactologischen Werken der neuesten Periode verdient auch des berühmten Leopold von Buch „Recueil de planches de pétrifications remarquables" (erstes Heft, Berlin, 1831) erwähnt zu werden. Dieses, wiederum die Meisterschaft des Verf. beurkundende Werk ist nicht in den Buchhandel gekommen. — Uebersehen dürfen wir ferner auch nicht A. v. Humboldt's „Fragmens de géologie et de climatologie asiatiques" (zwei Bde., Paris, 1831), schon früher (s. Nr. 129 von dies. J.) in d. Bl. näher betrachtet und jetzt von Hrn. Löwenberg in Berlin ins Deutsche übersetzt. Gleich wichtig und interessant ist des bekannten schottischen Geognosten, Dr. Hibbert, Schrift: „On the extinct volcanoes of the basin of Neuwied" (London, 1832); ein Werk von höchster Wichtigkeit aber und ein neuer Beweis deutschen Fleißes ist die neueste Schrift des rühmlichst bekannten Geheimraths und Prof. Ritter v. Leonhard zu Heidelberg: „Die Basalt-Gebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen" (zwei Bde. und Atlas von 20 Tafeln mit Ansichten und colorirten Durchschnitten, Stuttgart, 1832). Wir besitzen keine so vortreffliche Monographie von irgend einer andern Gebirgsformation und da die des Basalts an Interesse und Wichtigkeit keiner andern nachsteht, so verdient das vorliegende Werk ganz besonders die Aufmerksamkeit der Geognosten. — Von der „Geognostischen Karte von Deutschland und den umliegenden Staaten in 42 Blättern" (Berlin, bei Schropp u. Comp.) ist zu Anfang d. J. ein neuer, sehr berichtigter und vervollkommneter Abdruck erschienen, den, nach der Angabe des Kammerherrn L. v. Buch, der Oberbergrath v. Dechen besorgt hat. Die schon lange vorbereiteten geognostischen Karten von Sachsen, Oestreich und Frankreich werden nächstens fertig sein. — Elie de Beaumont's vortreffliche Theorie von der Hebung der Gebirge ist, manchen Widerspruchs ungeachtet, immer mehr ausgebildet worden, und das fünfte Heft von Poggendorff's „Annalen der Physik" von d. J. enthält die neueste Darstellung derselben in einem, von dem Bergingenieur de Beaumont an A. v. Humboldt gerichteten Schreiben. — Unter den deutschen Zeitschriften sind v. Leonhard's und Bronn's „Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde" und Karsten's „Archiv für Mineralogie, Geognosie" ꝛc. für die Geognosie besonders wichtig; letzteres enthält in seinen neuesten Heften eine ganz vortreffliche (22 Bogen starke) „Geognostische Beschreibung von Niederschlesien und Glatz", von Zobel und v. Carnall. Das von Boué, Jobert und Rozet herausgegebene „Journal de géologie", hat aufgehört; dagegen hat Dr. Boué kürzlich einen Band mit trefflichen Abhandlungen unter dem Titel: „Mémoires géologiques et paléonthologiques" herausgegeben, dem von Zeit zu Zeit andere folgen sollen. 106.

Bemerkungen vermischten Inhalts. Von Dr. Hurlebusch in Wolfenbüttel. Erstes Heft. Neustadt a. d. O., Wagner. 1832. Gr. 8. 6 Gr.

Man kann auch aus kurzen Bemerkungen, wie diese sind, Manches lernen und Vieles sich merken; aber freilich machen sie sich namentlich in unserer Zeit gar zu wenig geltend, und wem werden sie, wenn nicht gleichsam nur aus Zufall, in die Hände kommen? Man liebt es zwar heutzutage in vieler Hinsicht, geistige Nahrung in kleinen Quantitäten und, nach Art der Homöopathie, tropfenweis sich zuzählen zu lassen, und es kann wol auch nützen, wie die Hahnemann'schen Tropfen ebenfalls das Ihrige thun mögen; aber doch nur dann, wenn man gerade auch sehr hungrig oder wenn man sehr krank ist und, an das Mittel glaubend, auch gleich einen Koch oder einen Arzt bei der Hand hat. Kräftig sind die hier gebotenen Mittel gerade nicht, aber es kann sich manches Gute aus ihnen entwickeln. Der Brocken und Bissen sind hier auf 40 Seiten 22. Besonders empfehlen wir, als ein Bedürfniß der Zeit berührend, was S. 5 fg. über Prinzenerziehung und Ministerspiegel gesagt wird. Man gebe uns, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, einen Fürsten- und Ministerspiegel à la Engel, und schreibe ein Erziehungsbuch für unsere constitutionellen Fürstensöhne! 80.

Literarische Notiz.

„Es wird dahinkommen", sagt A. W. v. Schlegel, „daß jede deutsche Universität ihre eigne Professur des Sanskrit und ihre eigne Sanskritdruckerei (wie Berlin, Bonn, Breslau, Königsberg, durch die Vermittelung des Cultusministeriums) haben wird." Wie die philologischen Studien sich jetzt erweitern, ist dies nicht unwahrscheinlich. Der gelehrte Herausgeber der lateinischen Grammatiker, M. Lindemann in Zittau, hat neuerlich durch ein Schulprogramm bewiesen, daß, da die Urformen der lateinischen Sprache fast alle im Sanskrit sich wiederfinden, die Affinität dieser Sprache auch eine Schulaufgabe sein könne. Die letzte Ostermesse hat uns eine neue Ausgabe von des berühmten Sanskritlehrers Bopp in Berlin Grammatik und eine Fortsetzung des in Sanskritschrift gedruckten „Nalus", eine Episode aus dem großen indischen Gedichte „Mahabarata", gebracht. Eine andere Episode desselben mythischen Epos, die „Sakontala" von Kalidasa, ist uns durch die von Herder erneuerte Ausgabe der Forster'schen Uebersetzung nach Jones seit 40 Jahren geläufig, und selbst durch eine dramatische Bearbeitung von W. Gerhard verjüngt worden. Der berühmte Orientalist und Lehrer des Sanskrit Chezy in Paris hat soeben diese „Sakontala" zum erstenmal mit dem Originaltext durch die königl. orientalische Druckerei ans Licht gestellt. Pariser Blätter ertheilen dieser Ausgabe große Lobsprüche, und wir erfahren dabei, daß in den Vorlesungen, welche Chezy über den Sanskrit im Collège de France hält, unter den Zuhörern sich 12 Deutsche befinden. Auch sollte bei der neuen, alles Frühere weit zurückstellenden Didot'schen Ausgabe von Etienne's „Thesaurus", welches dem Hauptredacteur in Paris nach (Pase) ein rein deutsches, dem Hauptmitarbeiter nach (W. Dindorf) ein leipziger Unternehmen ist, ein eigner Sanskritmann die Urwurzeln dieser Sprache darin handhaben! 185.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 253. —— 9. September 1832.

Briefwechſel zweier Deutſchen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

(Beſchluß aus Nr. 252.)

Uebrigens läßt der Verf. in den folgenden Briefen noch hier und da Milderungen ſeiner preußiſchen Anſicht einfließen. Im achtzehnten Briefe erwidert Friedrich ſeinem Freunde, die preußiſche Regierung möge in ihrer Art die beſte in Europa ſein, aber das Höchſte für ein Land ſei nicht, gut verwaltet und bewirthſchaftet zu werden. Er verlangt ſodann zur wahren bürgerlichen Freiheit vor allen Dingen noch, möglichſt geringe und gleiche Beſchränkung des Einzelnen im Gebrauche ſeiner Kräfte, ſeines Vermögens und Eigenthums, und Herrſchaft eines von dem Geſammtwillen der Nation oder ihrer Vertreter ausgeſprochenen, für Alle gleichen Geſetzes (S. 230 fg.). Er findet es ſehr zweifelhaft, ob Preußen je großſinnig genug ſein werde, ſeinem Preußenthum zu entſagen, und erkennt in Berlin den Sitz des politiſchen Ultramontanismus (S. 234 fg.), begreift auch wol, wie nach Preußens Benehmen gegen Polen jedes Wort zu ſeinem Lobe im übrigen Deutſchland verdächtig wird (S. 237). Und im neunzehnten Briefe verſichert Wilhelm, daß er keineswegs ſo eiferſüchtig auf den Gedanken einer preußiſchen Hegemonie ſei, daß ihm nicht auch jeder andre ſichere Weg zum Ziele gleich erwünſcht wäre. Was Deutſchland Noth thut, könne plötzlich und auf einem Wege kommen, wo Niemand es geahnet habe. Nur könne er ſich nicht denken, wie beim gegenwärtigen Stande der Dinge ein unabhängiges und ſtarkes Deutſchland ohne Preußen entſtehen ſoll (S. 261).

Eine Haupterweiterung des ganzen Buches enthält noch weiter der achtzehnte Brief (S. 239—248). Hier wird von Friedrich über das Vergängliche der Schöpfungen der bloßen Gewalt, ſowie über die ſelbſtſüchtige Ungeduld der Radicalen geſprochen. Die Letztern heißen „kleingläubige, verſtockte Gemüther, die zu ernten begehren, ehe geſäet iſt, Republikaner, welche den plötzlichen Umſturz aller Throne fodern und doch nichts als ihre Selbſtſucht, ihren Eigenwillen, ihre Eitelkeit an deren Stelle zu ſetzen wiſſen; Revolutionsmänner, die in wenigen Stunden Größeres zu vollbringen ſich getrauen, als der geſammten Menſchheit bisher in Jahrtauſenden gelungen iſt.“ Ueberhaupt zeigt ſich Pfizer, den mancher Champion der Legitimität ſchon längſt als einen Halbjakobiner zu betrachten geneigt ſein mag, in dieſen Zuſätzen als einen erklärten Feind gewaltſamer Revolutionen, und bedauert, daß wir von den Franzoſen eine undeutſche Vorliebe und Bewunderung für Staatsumwälzungen angenommen haben (S. 241). Zwar ſind ihm die ſchönſten Momente der Geſchichte unſtreitig diejenigen, wo den Anſtrengungen ganzer Länder und Bevölkerungen ein die Sache der Menſchheit fördernder, entſcheidender Sieg gelungen iſt. Aber der Aufſchwung der Gemüther darf, wenn die neue Schöpfung nicht an Aſthenie oder Hyperſthenie zu Grunde gehen ſoll, weder künſtlich erregt geweſen ſein, noch über die natürlichen Grenzen hinaus geſteigert werden (S. 242). Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet der Verf. (S. 243 fg.), ohne beide zu nennen, das juste milieu und die Beſtrebungen der äußerſten Linken in Frankreich. Jene revolutionnaire Conſequenzmacherei hat die erſte franzöſiſche Revolution verdorben. „Gott gebe“, fügt Pf. hinzu, „daß es nicht auch der Verlauf der zweiten werde!“ (S. 244.) In dieſem ganzen neuen Abſchnitte redet Pfizer ungefähr mit denſelben Gründen und mit gleichem Ueberzeugungseifer der Mäßigung das Wort, wie der edelſte Schriftſteller der rechten Mitte in Frankreich, Henri Fonfrède, gegen die republikaniſchen Grundſätze argumentirt, für welche ſein Vater, der Girondin Boyer-Fonfrède, auf dem Schaffotte geblutet hat. Auch Deutſchlands Heil erblickt der Verf. nicht in politiſchen Stürmen und Erſchütterungen. Er hält die Zertrümmerung des deutſchen Reiches für kein Glück, er glaubt, daß unſere alte Reichsverfaſſung unter zeitgemäßen Modificationen heute noch mit Ehren beſtehen könnte. Ihr Hauptfehler war, nach ihm, daß nicht Volk oder Stände, ſondern die Fürſten den Kaiſer wählten. Die Wahl des Reichsoberhaupts ſollte nicht durch die deutſchen Fürſten, aber nothwendig aus ihrer Mitte geſchehen. Der Kaiſer müßte durch ſeine Wahl Regent eines eignen, den übrigen Reichsländern an Macht und Hülfsquellen wenigſtens einzeln überlegenen Reichsgebiets werden, auf das ſeine Familie keine Erbrechte hätte. Eine ſolche Verfaſſung mit der klugen Inſtitution eines gewählten römiſchen Königs würde zwiſchen Erblichkeit und Wahl, zwiſchen Einherrſchaft und Vielherrſchaft, zwiſchen Monarchie und Demokratie, zwiſchen Central- und Föderativſyſtem eine glückliche Mitte gehal-

ten haben, und eine Verfassung dieser Art schiene ihm auch jetzt noch die nationalste und unsern Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechendste (S. 245—247). Da jedoch das Geschehene sich nicht ungeschehen machen läßt, so hält der Verf. eine friedliche Fortbildung und stetige Entwickelung des deutschen Bundes für das Ersprießlichste. So unvollkommen sie ist, so will er diese Institution, als das letzte Ueberbleibsel und einzige Denkmal deutscher Nationaleinheit, heilig gehalten und in Ergebung die Zeit abgewartet wissen, wo er sich volksthümlicher gestaltet. Dagegen wünscht Wilhelm etwas rascheres, selbstthätigeres Eingreifen in die Zeit. „Die übermäßige Furcht vor den Leidenschaften ist auch ein Fehler. Die Leidenschaften und Parteien sind es, welche die Welt regieren und den Lauf der Begebenheiten entscheiden." (S. 251.) Noch ein Mal vertheidigt er sodann sein Preußen (S. 253—256), und erklärt für das Erste, Dringendste und Nothwendigste die Begründung einer starken Einheit, die er jedoch, wie aus dem Folgenden erhellt, nicht im Sinne der neuesten Bundesbeschlüsse versteht, obgleich er entschieden glaubt, daß der Periode constitutioneller Freiheit und Einigung eine Periode der Centralisation vorhergehen muß. Ehe Gleichheit der Macht und Gleichheit der Interessen da ist, ist auch keine wahre Föderativverfassung möglich. So lange muß Deutschland sich zur Anerkennung eines Supremats, sei es nun Preußens über alle, oder Baierns über die kleinern Bundesstaaten bequemen. Gegen die Ausführbarkeit einer Volkskammer beim deutschen Bunde hegt er gewaltige Zweifel, und fürchtet, der so zusammengesetzte Staatskörper möchte noch weit kraft- und einheitloser bleiben und eine noch weit schwerfälligere Maschine sein als unser weiland deutsches Reich in den letzten Zeiten seiner Entkräftung. Dennoch würde ihn der Versuch freuen, als der mit der geringsten Störung und mit der besten Schonung des Bestehenden am schnellsten ausführbare, als ein Uebergang zum Bessern (S. 261—269).

Im erneuten Eingange des zwanzigsten Briefes bekämpft Friedrich die Republiken, als in unserer Zeit unmöglich, mit den altbekannten Gründen (S. 276—278). Er gibt alsdann ein ziemlich trostloses Bild der deutschen Volksmeinung, die nicht recht weiß, was sie will, die nach Gleichheit schreit, ohne zu überlegen, welche Gleichheit nach dem Stande der Bildung und Gesittung, nach unserm historischen Rechtszustande bei der natürlichen Verschiedenheit der Menschen möglich ist; die Freiheit will, ohne einzusehen, daß die erste Bedingung der Freiheit Selbständigkeit sei, ja die dieselbe sogar gerade in der Abhängigkeit vom Auslande sucht (S. 279—281). Der einzige Lebenspuls, der in Deutschland gegenwärtig zu verspüren ist, liegt in dem constitutionellen Princip. Dies allein erfreut sich entschiedener Theilnahme; das Bedürfniß einer festern, selbst mit Opfern zu erkaufenden Vereinigung ist bis jetzt im deutschen Volke nicht zum Bewußtsein gekommen; dabei wetteifert der Absolutismus im Norden und der Liberalismus im Süden Deutschlands, wer an dem gemeinschaftlichen Vaterland am schwersten sich versündige. Immer mehr Grund gewinnt daher die Besorgniß, daß dieser doppelte blinde und verstockte Widerstand gegen die Foderungen der Zeit und eines erwachten Nationalgefühls zu einer gewaltsamen Umwälzung treiben werde, zumal da Preußen — der Anker, den der Verf. immer wieder, jedoch vergeblich auswirft — das Vertrauen verscherzt und sich allmälig Deutschland ebenso entfremdet, wie ihm Oestreich fremd geworden ist (S. 283—285, 287—290). Vor der Hand scheint dem Verf., oder seinem Friedrich, deswegen ein festeres Aneinanderschließen der constitutionnellen Staaten Deutschlands der einzige mögliche Weg zum Bessern (S. 296 fg.).

Dem einundzwanzigsten Brief ist unter Anderm in Wilhelms Munde eine Betrachtung des Gegensatzes von Süd und Nord in Deutschland eingeschaltet und gezeigt, wie der Süden sich Frankreich zuwenden müsse und Preußen zuwenden sollte (S. 323—328); wenn eine Vermittelung Preußens entbehrlich ist, so läßt sich der Verf. dieses Wunder gern gefallen (S. 329). Die alten, starken Stellen dieses Briefes, die hauptsächlich benutzt worden sind, um, aus dem Zusammenhange gerissen, gegen die Mäßigung des Verf. zu zeugen, sind von ihm im Bewußtsein seiner redlichen Absicht und aus Ueberzeugungstreue in dieser Auflage unverändert beibehalten worden. Aber seinem Wilhelm ist nicht das letzte Wort geblieben, und ein neuer Brief Friedrichs, der zweiundzwanzigste, beschließt jetzt das Buch (S. 348—366). Dieser Brief hat die Bestimmung, den eigentlichen Streitpunkt zwischen beiden Freunden genauer festzusetzen, und findet die einzige wesentliche Verschiedenheit in Beider Ansichten darin, daß Wilhelm glaubt, um Deutschland wieder zu Ehren zu bringen, gebe es keinen sicherern Weg als den, es zuerst einig und dann frei zu machen; Friedrich dagegen: Deutschland müsse durch eigne Kraft vor allen Dingen frei werden und vom Geiste constitutioneller Freiheit seine künftige Vereinigung erwarten. Der Letztere sucht nun zu beweisen, daß eine Vereinigung auf dem von Wilhelm vorgeschlagenen Wege unmöglich sei, weil der oft getäuschte, mistrauische Geist der bürgerlichen Freiheit sich gegen jeden auch nur scheinbaren Rückschritt sträube, durch welchen er den Vortheil einer sicherern Stellung erkaufen könnte, deswegen hält er es für unmöglich, daß Deutschland sich in diesem Augenblicke Preußen anvertraue und unterordne (S. 348—354). Er glaubt, daß, wie ein Mann von Ehre lieber auf die Erreichung seiner theuersten Wünsche und auf jedes höchste Lebensglück verzichten wird, als daß er es durch einen Bund mit der Schande erkauft und sein Gewissen verleugnet, so auch Deutschland sein schönstes Ziel, die Nationalvereinigung, nicht auf Kosten der Freiheit durch einen Unterwerfungsvertrag mit dem Despotismus erreichen wollen dürfe. Friedrich räth daher — nicht den Herrschern der Welt, denn diese sind für die Lehren eines Briefstellers zu groß, und finden, wo sie eines Raths zu bedürfen glauben, ihn in der anmuthigsten und gefälligsten Weise bei den Lenkern ihrer Cabinete — er räth den deutschen Stämmen zwar auf alle Weise, auf enge Verbrüderung hinzuarbeiten, aber die Erhaltung und Befestigung der deutschen Freiheit muß

die unnachläßliche Bedingung jeder bindenden Vereinigung bleiben, und wo keine Wahl mehr übrig wäre als die zwischen Unglück und Schande, müßte man das Erste wählen und den Untergang einer knechtischen Unterwerfung vorziehen. Im Fall eines Krieges soll sich jedoch Deutschland jeder voreiligen Schilderhebung enthalten, und um hierin seines Willens Herr zu sein, gibt es kein anderes Mittel als eine Vereinigung der constitutionnellen deutschen Staaten unter einem gemeinschaftlichen Panier. Deutschland soll neutral bleiben, bis entweder Frankreich vom Kampfe für die Principien zum Eroberungskampf überginge, oder die europäische Völkerfreiheit in dringende Gefahr käme, dem Absolutismus zu unterliegen. In dem letztern Falle dürfte Deutschland selbst vor den Schrecken eines Bürgerkrieges nicht zurückbeben, wenn anders als durch einen Bund mit Frankreich die europäische Freiheit nicht mehr gerettet werden könnte. Sobald indessen die Gefahr für die Principien vorüber ist, darf es auch in der Genossenschaft mit Frankreich nicht verharren, wenn es nicht alsbald zu dessen Vasallen herabsinken will (S. 354—366).

Man sieht aus diesem Briefe, daß auch des Verf. Friedrich in der neuen Auflage praktisch geworden ist; aber seine Rathschläge scheinen freilich nach den neuesten Beschlußnahmen der deutschen Fürstenversammlung zu Frankfurt nachgerade zu spät zu kommen. Inzwischen hat der Verf. durch sämmtliche Zusätze seine Ansichten deutlicher ausgesprochen und besser begründet; er kann auf keine Weise fürder misverstanden werden. Auch wird sein Name allenthalben, selbst von seinen entschiedensten Gegnern mit Hochachtung genannt. Eine Ausnahme davon macht nur die Scharteke: „Einige Bemerkungen über eine neue Schrift aus Würtemberg" (Leipz., 1832). Diesen Anonymus kennt Pfizer's Vaterland gar wohl und ist erstaunt, daß er es wagt, sich mit Paul Pfizer zu messen. „Oro atque obsecro vos, qui nostis, vitam inter se utriusque conferte: qui non nostis, faciem utriusque considerate." (Cic. pro Rosc. com. c. 7.) Die Flugschrift, die eigentlich nicht werth ist, in d. Bl. erwähnt zu werden, setzt, frech genug, ein Motto von Uhland, Pfizer's innigem Freunde, auf ihr Titelblatt; der Schreiber hat sich nur in der Pagina vergriffen und wollte ohne Zweifel folgende Stelle citiren:

Indessen so die beste Kraft verdirbt,
Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienst. 23.

Vorlesungen über das Studium der Wissenschaften und Künste auf der Universität. Ein Taschenbuch für angehende Studirende. Von J. G. Mußmann. Halle, Ruff. 1832. 12. 1 Thlr.

Diese Vorlesungen eines außerordentlichen Professors der Philosophie zu Halle sind ein fortlaufender Commentar über einige geistreiche Aphorismen Schelling's und skeptische Bemerkungen des Göthe'schen Mephistopheles, dessen Verf. nicht mit Ehren widerlegt werden zu können glaubt, wenn er solche Gewährsmänner für sich anzuführen weiß. Wir sind so fest als Jemand überzeugt, daß philosophischer Sinn zu allen Dingen nütze ist und die Verheißungen der Gegenwart und Zukunft für sich hat; daß der Höchste und Niedrigste im Volke nur dabei gewinnen kann, wenn er bei Allem, was ihm zu thun und zu vermeiden obliegt, die Stimme der Vernunft zu vernehmen strebt, mithin wirklich philosophirt, obgleich er sich dieses Namens vielleicht kaum bewußt ist; auch halten wir Jeden für berechtigt, die besondere philosophische Schule zu der seinigen zu machen, die den Bedürfnissen seines Geistes und Herzens am meisten zusagt: nur können wir Keinem einräumen, das sei anwendbare allgemeingültige Philosophie, die Ansprüche des gesunden Menschenverstandes gering achten, und unter dem Banner, nicht des Glaubens, Ahnens und Vermuthens, sondern des wirklichen und wahrhaftigen Wissens, die Schranken der menschlichen Erkenntniß überschreiten, welche die kritische Philosophie mit unerschütterlichen Zügen vorzeichnet. Diese Art neuester Philosophie, zu welcher Hr. M. die seinige rechnet, tritt dadurch nicht, wie er zugibt, blos mit derselben Anmaßung auf, deren sich jede ehrenwerthe Philosophie zu allen Zeiten und unter allen Völkern schuldig gemacht hat, nämlich eine Stufe höher stehen zu wollen als ihr Grund und Boden, das allgemeine Volksbewußtsein, aus welchem sie hervorgegangen ist; sondern steht in der That auf gar keinem Grund und Boden und schwebt im luftleeren Raume. Die scharfsinnigste, folgerichtigste, zusammenhängendste metaphysische Speculation, übersinnliche Gegenstände betreffend, kann nie unzweifelhaft erweisliche Gewißheit begründen, und darf folglich, wie sehr sie den einzelnen Denker befriedigt und beruhigt, im strengen Wortverstande nicht Wissen genannt werden oder sich befugt halten, die anschaulichen Ergebnisse der Verstandeskritik und der vor dieser gerechtfertigten Erfahrung nach ihren Gesetzen umzuschaffen. Mag der Begeisterte glauben, die eine und ewige Wahrheit und in ihr zugleich das Band erkannt zu haben, das alle besondere Wahrheiten im Innersten zusammenhält: es wird so wenig ihm als seinen großen Vorgängern und Zeitgenossen gelingen, diesen Standpunkt als den einzigen zu bewähren, den Verstand und Gefühl annehmen müssen, um sich vor der Vernunft nicht zu schämen. Das Bestreben nach vernünftiger Freiheit und Selbständigkeit des Geistes im Denken und Handeln, das höchste Ziel der praktischen Philosophie, ist allerdings ein Zweck, den der Studirende nie aus den Augen verlieren soll: aber diese feinere und höhere Geistesbildung, an der wir unser ganzes Leben hindurch zu arbeiten haben, wird auf der Universität weder angefangen noch vollendet, sondern fortgesetzt und unterhalten. Universitäten sind Unterrichtsanstalten, welche Dem, der sie mit Schulkenntnissen betritt, nach logischen Regeln den Inbegriffe der Lehrsätze mittheilen, zu denen die Wissenschaft, der er sich widmet, auf ihrer gegenwärtigen Stufe der ausgemachten Wahrheit oder der höchsten Wahrscheinlichkeit sich erhoben hat. Lernen soll der Jüngling, vernehmen und fassen, forschen und erwägen, sich fremde Erfahrungen, Grundsätze und Folgerungen vortragen lassen, bis er zu eignem Urtheil und Erfahrung heranreift, und dereinst berufen ist, selbst Lehrer und Gesetzgeber zu werden. Noch kommt ihm nicht zu, wie Hr. M. einem kühnen Denker nachspricht, sich die Erfahrung vorauszunehmen und gleich unmittelbar und an sich selbst zu erkennen, was am Ende das Resultat des durchgebildetsten und erfahrungsreichsten Lebens sein müßte. Dieses Vorrecht kann nur Dem nicht verderblich werden, dessen wissenschaftliche Ausbildung keine Lücken hat. Alle Wahl des besondern akademischen Studiums bis nach Zurücklegung des ersten Universitätsjahres auszusetzen, wie der Verf. will, ist selten thunlich, und daher sehr zu wünschen, daß schon den Schülern, die der Universität entgegenreifen, eine encyklopädische Ansicht der Wissenschaften vorgelegt werde, die weder die Anmuth noch die Beschwerden der einzelnen verschweigt, und nicht blos auf die geistigen, sondern auch auf die körperlichen und Familienverhältnisse des Zöglings Rücksicht nimmt. Beide letzten, vielentscheidenden Umstände sind in der Regel dem Schullehrer in der Nähe der Pfleger des Jünglings genauer bekannt als dem entfernten akademischen. Die verächtlichen Blicke, welche der Verf. auf Diejenigen wirft, die ein Fach- und Brotstudium trei-

den, d. h. die sich um Kenntnisse bewerben, um sich und die Ihrigen anständig davon zu ernähren, können, wenn er Glauben findet, nur nachtheilig auf Die wirken, die dergleichen gewollt haben, und empörend auf Die, die es müssen. Seiner Philosophie prophezeit der Verf. den Sieg über reine Verstandesreflexion und Kritik, deren Beschränktheit und Geistesloſigkeit er nicht abschreckend genug zu schildern weiß. Jener allein schreibt er die lebendige organisirende Seele zu, welche ein Ganzes zusammenhält. Nebenher will er bemerkt haben, daß zu wenig Jünglinge aus dem vornehmen Adel und reiche Kaufmannssöhne studiren. In Berlin, in Leipzig, in Göttingen ist das wenigstens nicht der Fall. Alles, glaubt er, werde auf den Universitäten besser werden, wenn man jede praktische Vorbereitung, d. h. jede Vorübung der erlernten Kenntnisse, gänzlich von ihnen entferne und auf die nächsten Jahre nach den rein wissenschaftlichen, blos theoretischen Universitätsstudien verlege. Die Grenzen dieser Anzeige erlauben nicht, die Anwendung dieser in den drei ersten Vorlesungen aufgestellten Lehrsätze über das akademische Studium der Wissenschaften und Künste, auf die in den acht folgenden einzeln betrachteten zu begleiten. Sie ist im Sinne des Verf. folgerichtig durchgeführt, reich an scheinbaren Halbwahrheiten und nicht arm an Bemerkungen, welche Beherzigung verdienen; überall erkennt man den Mann, der sich selbst wohl verständlich, auch Andern verständlich bleibt. Einige Widersprüche mit sich selbst ließen sich ihm vielleicht vorwerfen, einige Bemäntelung solcher Behauptungen, die ihm etwa zu kühn geschienen: doch glauben wir, daß er sich ihrer kaum bewußt gewesen, und andere so wenig hat hintergehen wollen als sich. Er tadelt selten ganz ohne Grund was er vermißt, entbehren auch Andere nicht gern; aber wie er es besser machen, wie er es ersetzen will, darüber dürften Richter vom ersten Range seltener mit ihm zusammentreffen. Wer über die vielen Philosophien die Wahrheit aussprechen will, sagt er, muß zuvor in den vielen die einige und ewige erkannt haben. Verneinung ist nur eine niedere Stufe des philosophirenden Geistes, welche durch die nächstfolgende höhere wieder aufgehoben wird. Wahrheit muß zum Bewußtsein gebracht werden, Wahrheit aber ist Gott, das rein unbedingte ewige Wesen, die Idee schlechthin. Gott oder die Wahrheit erkennen, heißt so viel als Gott in allem Sein erkennen; denn alles Sein ist in Gott, mithin sind Gott, Welt und Menschen ebenso in ihrem innerlich oder wesentlich identischen, wie in ihren äußerlichen oder Erscheinung nach verschiedenen Verhältnissen zu erkennen. (Zu erkennen!) Die Philosophie, welche sich andere Zwecke setzt, beweist dadurch, daß sie keine Philosophie sei: denn Philosophie ist nichts anders als Entwickelung alles besondern Wissens aus einer einzigen Idee. Sie muß daher allen übrigen Berufswissenschaften vorangeschickt werden. Von der ihr zunächst untergeordneten Philologie begehrt Hr. M., sie solle alle Formen der Sprache aus einem einzigen Grundsatz ableiten und wissenschaftlich darstellen, mithin den allgemeinen Sprachgeist restauriren. Solle Geschichte Wissenschaft werden, so müsse sie in allem äußerlich Factischen das ewig gesetz- und zweckmäßige Wesen oder die Wirklichkeit der Idee auffassen, die Geschichte von Innen entwickeln und das Innere im Aeußern hervorgehen lassen; denn Geschichte sei nichts als das an und für sich bestimmte, ewige Werden oder Entwickeln, Vergehen und Entstehen der Ideen, wodurch die Offenbarung des Einigen und Ewigen deutlich erkannt wird; was Empiriker, Realisten und Verstandeskritiker Geschichte nennen, sei Afterdienst im Tempel des Herrn. Einem Wegweiser dieser Art kann nur Das für Naturwissenschaft gelten, was man als Naturphilosophie zu bezeichnen pflegt. Auch die Mathematik soll, um wissenschaftlich zu werden, sich zum Mystiticismus erheben, den Geist in die unbedingte Einheit mit der Natur versetzen, darin sich selbst erkennen, und so seine reine Subjectivität, durch seine Objectivität in der Natur, zur Form der Wahrheit machen. Da der Studirende bei der Form der Theologie stehen bleiben soll, welche die höchste Stufe der Wissenschaftlichkeit und Wahrheit erreicht hat, so erräth man, welche der Verf. ihr anweist; aber was man kaum errathen würde, ist, daß er alles theologisch Praktische gänzlich von der Universität verbannen und dafür in den Hauptstädten Predigerschulen errichten lassen will. Die Idee der Religion soll sowol in ihrem abstracten Begriff als in ihrer concreten Wirklichkeit ergriffen werden; doch gesteht der Verf. selbst, daß wir uns noch nicht rühmen dürfen, eine sowol reine oder rein speculative, als auch concrete oder weltgeschichtliche Religionswissenschaft zu besitzen. (Nil desperandum Teucro duce et auspice Teucro!) Wer die positive Wissenschaft des Rechts und des Staats als ein Freier begreifen will, muß sich durch Philosophie und Geschichte die lebendige Anschauung der nothwendigen Form des öffentlichen Lebens verschaffen, unabhängig von der Beziehung auf den Gebrauch. Dahin, gesteht Hr. M., sind wir noch nicht! Die Erlernung des Processes will er von der Universität ganz verbannt und, wie jede praktische Uebung, in spätern Jahren ergriffen wissen. Bei allen Rechtsstudien kommt Alles auf die Idee an. Medizin als Wissenschaft, als wahre und wirkliche, steht ihm noch tiefer als alle übrigen positiven. Nirgends, klagt er, herrscht Empirismus und Materialismus so sehr vor als auf diesem Gebiete. (Möchte er ihr eines anweisen, wo deren Mitherrschaft ganz verschwindet!) Ideale oder Naturphilosophie erklärt der Verf. für das einzige wirklich und wahrhaft rationnelle System des Arztes, ungeachtet es vielleicht noch erst im Werden sei. Die letzte Vorlesung über das Studium der Künste wird den ungetheiltesten Beifall finden; denn Hr. M. sagt zwar nichts Neues und Unerhörtes darüber, verbreitet sich aber mit vieler Liebe, Gerechtigkeit und Kunde über den vortheilhaften Einfluß derselben auf das Gemüth, den Verstand und die geistige und körperliche Bildung, und bemerkt sehr glücklich, daß der freie und schöpferische Gedanke selbst in das Handwerk miteintreten und zur wirklichen Kunstbildung übergehen kann. In leichten, aber treffenden und gefälligen Zügen führt er Baukunst und Bildhauerei, Zeichenkunst und Malerei, Musik und Gymnastik, Dichtkunst und Redekunst vorüber. So scheiden wir von ihm mit dem angenehmen Eindrucke, den ein wohlgesinnter Sprecher hinterläßt, der seine nicht oberflächliche Ueberzeugung anschaulich, lebhaft und ungeziert vorzutragen weiß, und wenn er nicht überredet, wenigstens immer zu denken gibt und nie langweilig wird. 95.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Erstes bis drittes Heft. Tafel I—XXXIV, Text Bogen 1—10. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr.

Der Subscriptionspreis besteht für eine kurze Zeit noch fort; früher kostete das Heft 9 Thlr. 16 Gr. Die Fortsetzung wird rasch folgen.

Leipzig, im September 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 254. — 10. September 1832.

Friedrich Ludwig Schröder's dramatische Werke. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Erste vollständige Ausgabe. Vier Bände. Berlin, Reimer. 1831. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

„Ein Freund der dramatischen Literatur und der Bühne hat mit Vorliebe für Schröder's Arbeiten diese gesammelt und übergibt sie dem Publicum, um dieses an die (fast vergessenen) Verdienste dieses großen Künstlers wieder zu erinnern." Mit diesen Worten leitet Tieck, der jene Vorliebe des Herausgebers zu theilen erklärt, diese erste vollständige Ausgabe der Schröder'schen Werke ein, und Ref., dem eine ähnliche Vorliebe nicht fremd ist, setzt sich vor, diese Erscheinung mit seinen Bemerkungen zu begleiten. Schröder ist der Schöpfer und zugleich der Meister des deutschen Conversationsstückes zu nennen, jener besondern Art von Bühnenspielen, welche, indem sie das wirkliche Leben darstellen, die Aufgabe haben, dasselbe gerade so weit über das Gewöhnliche zu erheben, daß die handelnden Personen eine dichterische Umgestaltung wirklicher Individuen zeigen, welche zwischen realer und allegorischer Wahrheit mitteninnesteht. Diese Gattung von Dramen, welche, was die Anlage auf einem breiten Plan betrifft, jetzt ganz unterzugehen droht, gehört unstreitig der Poesie an und ist auf keine Weise mit jenen Farcen, Possen und Ueberraschungsspielen zu verwechseln, welche sie in unsern Tagen von der deutschen Bühne verdrängt haben. Der Verfall dieser Gattung begann mit Kotzebue, der das Publicum daran gewöhnte, Charaktergemälde voll Wahrheit und das unterhaltende Spiel gemäßigter Leidenschaft langweilig zu finden und seine Befriedigung fortan blos in Ueberraschung und einer schnell entwickelten, meist witzigen Intrigue zu suchen. Seine unglaublich leichte Art zu arbeiten, von der Klinger ein unanständiges, aber wahres Wort gesagt hat, verleitete ihn, jeden Charakter mit zwei oder drei Pinselstrichen fertig zu malen, und da sein Dialog verführte, sein Witz bestach, seine Intrigue anzog, so entwöhnte man sich allmälig von jenen ausführlichern, aber wahrern und kunstvollern Charaktergemälden der vorangehenden Zeit, in denen wir eben Schröder einen Meister genannt haben. Seitdem ist diese Gattung fast ganz verschollen, und es ist außer einigen Stücken in den letzten Jahren kaum etwas erschienen, das in unserer so reichen dramatischen Literatur dieser Gattung angehörte. Unter diesen Umständen ist eine Erinnerung an Schröder, durch eine Sammlung seiner werthvollen Arbeiten, jedenfalls vollkommen zeitgemäß, ein Unternehmen, das gute Früchte tragen kann. Die ruhige, besonnene, im Schaffen bewährte Kunst in den vorliegenden dramatischen Gemälden, die würdige, wahrheitsgemäße und weise Darstellung des Lebens in ihnen, das echte und menschliche Interesse, das die Charaktere darin aufrufen, die schöne Entwickelung der Leidenschaft, der gemessene, stets besonnene Gang der Intrigue, die würdige Sprache, das Echtdramatische der Motive (das sich selbst Genügende in ihnen) in den meisten seiner Arbeiten, all Dieses wird diese Werke zu jeder Zeit dem Studium junger Schauspieldichter empfehlen, welche von Schröder lernen können, wie man zugleich wahr und poetisch sein könne.

Der Werth dieser Sammlung ist durch Tieck's umfassende Einleitung (64 S.) nicht wenig erhöht; eine bedeutende und gedankenreiche Arbeit, die eine besondere Analyse in Anspruch nimmt. Der Herausgeber selbst ist ein so gründlicher Kenner der Schröder'schen Arbeiten, daß er in seiner Vorrede den Ursprung, die anregenden Veranlassungen und die Geschichte jeder besondern Arbeit Schröder's anzugeben weiß. Auch über diese Vorrede müssen wir einige Worte sagen; zunächst aber beschäftigt uns Tieck's Einleitung.

In einer kurzen Geschichte des deutschen Theaters, von seinem innern Standpunkte her, gibt uns der Verf. zunächst ein Résumé aller der neuen Ideen, welche er zuerst in den „Dramaturgischen Blättern" zur Beurtheilung hinstellte. Diese Ideen haben viel Anfechtung gefunden, und unstreitig waren sie im Einzelnen weder alle richtig, noch praktisch anwendbar. Allein die Grundideen verriethen den Denker und den Kenner, und so ist die Kenntniß der Kunst und die Bemühung, sie, nach philosophischen Gründen, wieder zu ihrer verlorenen Würde zurückzuführen, auch in dieser Einleitung ein vorwaltendes Element. Das neue Theater, sagt der Verf., entstand im Gegensatz zu dem alten, vom Isolirten, Zurückgezogenen her, anstatt daß jenes vom Gemeinsamen und Oeffentlichen ausging; erst in der neuesten Zeit ist der Trieb wiederer-

wacht, Kunst und Wissenschaft an Staat und Oeffentlichkeit anzuknüpfen. Jener Muthwille, der das Leben und seine Anstalten geringachtet und im Rausche der Freude und des Gelächters weder Menschen noch Heilige schont, der in kühner Umkehrung der Verhältnisse, im Großen das Thörichte wahrnimmt und das Kleine adelt — aus ihm ist allenthalben die Komödie erwachsen. Aber der Deutsche, trotz seiner theoretischen Beschützung der freien Genialität, hat diesen Standpunkt niemals liebgewinnen oder festhalten können. Er hat Spott, Ironie, Scherz nie ertragen, wenn er sich an gewissen, gerade herrschenden Lieblingsideen vergriff, und doch sind eben diese der wahre Stoff für die Komödie. Vor Zeiten durfte kein Minister — jetzt darf ihm kein anmaßlicher Volksvertreter lächerlich gemacht werden. Diese Befangenheit — das gerade Gegentheil einer echten Genialität, hat ihm die wahre Komödie immer verschlossen; er steht so weit von Aristophanes als von Shakspeare entfernt. Der Scherz greift den Schein der Wahrheit an: das hat der Deutsche nie erkennen wollen; er ist so empfindlich, so begeistert, so eingenommen, daß der Scherz ihn beleidigt, anstatt ihn zu erheitern. So — abgeschlossen von dem wahren Lustspiel und gleichzeitig abgeschlossen von der wahren Tragödie, da ihm ein Vaterland fehlt — was blieb ihm übrig, als jene zwischenliegenden Schattirungen, das Drama, das weder Trauerspiel noch Lustspiel ist? Die Schilderung kleiner Familienverhältnisse ward sein Feld, abwechselnd mit blutigen, grausamen Schauspielen, die nur durch die wahrhaft abscheulichen Melodramen überboten werden konnten, von denen wir nothwendig wieder den Weg zum Menschlichen und Heitern einschlagen müssen.

Aristophanes und Shakspeare sind die beiden Repräsentanten der echten Komödie in dem oben festgestellten Sinne. Diese hat kein anderes Volk erreicht. Das Charakteristische der Spanier ist die ungebundenste Freiheit, durch Herkommen und Convenienz auf das wunderbarste geregelt, sodaß die alltäglichen Begebenheiten des Lebens wie zauberhafte Märchen vorgetragen werden. Eine Erhabenheit der Unschuld, die auch das Nackte unbefangen und ohne Störung anschaut, rückt die spanische Komödie dem Alterthum nahe. Später verschwand dieser Charakter; die feststehende Form mochte erschöpft sein. Die spätere englische Komödie wich von dem Charakter vollkommener Sittlichkeit, wie er in Shakspeare waltet, ab; die Niedrigkeit im Charakter der Dichter, das Unfreie, ihre moralische Ohnmacht spiegelte sich in den Werken Wycherley's, Congreve's, Etheridge's, Farqhuar's u. s. w. zurück. Die Franzosen gaben die Studien nach den Spaniern früh auf. Sie wurden ganz conventionnell, in diesem Conventionnellen aber brachten sie es zur Freiheit und zur Vollendung. Der Sturm gegen das Bestehende ist jetzt der Grundzug der französischen Dramaturgie. Die Italiener, ohne Nationalbühne, haben nur Goldoni, der einen Theil des Volkslebens mit verständigem Auge, aber ohne Poesie oder höhere Weisheit aufgefaßt hat. In Deutschland war um 1600 der Keim zu einer Nationalbühne sichtbar; herumziehende Komödianten führten gute, dem Englischen nachgeahmte Stücke auf. Doch politische und Kriegsdrangsale erstickten diesen Keim; Holberg war um 1720 eine erfrischende Erscheinung (nicht auch Gryphius?); erst seit Göthe und Schiller zeigt es sich deutlich, was die deutsche Bühne will; aber die steife Wiederholung des Zufälligen und Localen in ihnen, die Uebertreibung und Verrenkung der Natur, das Haschen nach Unmöglichem und Widerwärtigem, in dem ansehnliche Talente die höchste Gestaltung des Dramas erblicken, haben unsere Bühne wie unsere Kunst zurückgebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Georges, ou la révolution de 1830 et l'homme de 1793; par *M. C. de Batz de Tranquelléon.* Zwei Bände. Paris, 1832.

Wer dieser de Batz de Tranquelléon ist, wissen wir nicht; er gibt sich auf dem Titelblatte als den Verfasser von mehren Romanen, als: „Le pirate", „Léopolde", „Arthur et Amélie" etc. etc. an; allein zu unserer Beschämung müssen wir gestehen, daß wir keinen von diesen Romanen gelesen, ja die Namen derselben ebenso wenig gehört haben als denjenigen des Verfassers, und man würde uns sehr in Verlegenheit setzen, wenn man uns aufforderte, die unter dem doppelten etc. verstandenen Schriften desselben Verf. anzugeben. Wir gehen also ohne Weiteres zu dem vorliegenden politischen Romane über; denn daß es sich hier um die Politik handele, zeigt schon der Titel an; und welcher Partei der Verf. angehöre, läßt sich aus dem Titel ebenfalls bald errathen: — nur die Ultras führen beständig alle Bewegungen im französischen Staate, alle Versuche, die Staatseinrichtungen zu verbessern, auf 1793, d. h. auf die Schreckenszeit zurück. Auch bei dem geringsten Vorschlage zu einer Verbesserung rufen diese Leute sogleich: Nehmt Euch vor 1793 in Acht! man will den Staat über den Haufen werfen und die Schreckenszeit wieder herbeiführen! Mit diesen Leuten ist es platterdings unmöglich, etwas Baufälliges niederzureißen und Neues an die Stelle zu setzen; eher lassen sie sich das Haus über dem Kopfe zusammenfallen, als daß sie ihre Einwilligung zu etwas Neuem und Besserm gäben. Gern möchten sie den ganzen Staat stereotypiren, um nichts daran ändern zu müssen, da es ihnen völlig gleichgültig ist, ob das Bestehende den Zeitbedürfnissen entspricht oder nicht.

Zu diesen Leuten gehört denn auch der Herr de Batz de Tranquelléon; Anfangs hätten wir ihn beinahe für einen Sohn des berüchtigten Barruel gehalten, denn er raisonnirt gerade so und zieht dieselben Folgen wie dieser weiland Jakobinerfeind, allein zur rechten Zeit haben wir uns erinnert, daß Barruel ein Abbé war; ein Neffe oder Vetter Barruel's könnte de Batz de Tranquelléon doch wol sein; genug, eine Familienähnlichkeit ist da. Für beide Herren ist alles aus der Revolution Entsprungene, gleichviel ob Gutes oder Böses, ein Greuel. Barruel der Jüngere fügt diesem noch einen fürchterlichen Abscheu gegen die Revolution vom J. 1830 hinzu. Dieser Abscheu fällt jedoch mit erstern zusammen, da für diesen Barruel und die de Batz de Tranquelléon die Revolution immer noch fortdauert, wie sie für diese Herren schon lange zuvor begonnen hat. Bekanntlich hatte Barruel's scharfsinnige Nase den Ursprung der Revolution in der Freimaurerei ausgewittert. Die Spürnase des Hrn. de Batz de Tranquelléon ist ebendahin gerathen. Auch er weiß furchtbare Dinge von den Freimaurern, Illuminaten, Philosophen u. s. w. zu erzählen. Er geräth aber erst ganz in sein Element, wenn er auf 1793 zu sprechen kömmt. Hier wälzt er sich gleichsam in dem Schlamme umher mit einigem Wohlbehagen, und schildert die allerdings nicht sehr liebenswerthen Auftritte jener Zeit mit den schwärzesten Farben, die er nur in seinem Farbenkasten hat auffinden können.

Die Schilderungen sind nicht ohne alles Verdienst, z. B. folgende freilich etwas übertriebene aus der Consulatzeit Napoleons.

„Seitdem Bonaparte sich der Oberherrschaft bemächtigt hatte, war er keinen Augenblick mehr ruhig. Sowie der berühmte Pygmalion von Tyrus fürchtete er die heimlichen Anschläge der Bösen und die Vorwürfe der Guten. Die zahlreiche und ergebene Wache, welche Tag und Nacht um seinen Palast herum wachte, beruhigte ihn ebenso wenig wider die Furcht des Dolches als wider das Geschrei seines Gewissens. Wer nicht sein Schmeichler oder sein Freund war, wurde von ihm wie ein Verschwörer oder wie ein Mörder betrachtet. Uebrigens konnte man aus seinen dunkeln und nachdenkenden Blicken leicht errathen, daß er einen weitern Zweck, einen geheimen Gedanken habe, und sich nicht lange mit dem Titel eines ersten Consuls begnügen werde." „Sie sind allzu groß, als daß Sie bis zum Throne eines Königs hinabsteigen könnten", sagte D'Auberville unaufhörlich zu ihm. „Warum sollten Sie nicht den Kaisertitel annehmen?" fragte Röderer; „dies ist ein echt europäischer Titel; er erhebt Sie über die Könige, versetzt Sie auf dieselbe Linie als Karl den Großen, und bezeichnet eine neue Dynastie." „Ich dachte daran", erwiderte der Consul ernsthaft. „Dies ist nicht hinreichend", fuhren die Schmeichler fort, „Ihr Ruhm hat Sie über allen andern Ruhm erhoben; Sie müssen einen über alle Andere erhabenen Titel haben; wenn Sie sich Kaiser von Gallien oder Kaiser vom Abendlande nennen, so werden Sie den Glanz der Höfe von Wien und Petersburg verdunkeln, die Nation, welche Ihnen denselben beilegt, vergrößern, und Sie zerstören auf immer die Hoffnungen der Royalisten und die Träume der Republikaner." „Was kümmern mich diese und jene?" versetzte der Kaiser; „ich werde mich mit dem Titel Kaiser der Republik begnügen; allein obschon ich berechtigt bin, ihn ohne irgend eine Zustimmung anzunehmen, so verlange ich, daß man ihn mir darbiete. Sie verstehen mich!" D'Auberville übernahm auch noch diesen Auftrag. „Sie haben", sagte er, „im Tribunate einen geschickten, beredtsamen, aber übrigens eitlen und hoffärtigen Collegen. Curée ist gerade Derjenige, dessen wir bedürfen, um den Vorschlag zu thun, die Krone, die Oberherrschaft und den Thron den Händen des Helden zu übergeben, welcher allein im Stande ist, die Factionen im Zaume und den Ruhm Frankreichs aufrecht zu halten und seine Unabhängigkeit zu vertheidigen. Sein Sie aber wohl überzeugt, daß Sie der Revolution einige Garantie geben müssen. Sie haben jene Menschen zu beruhigen, welche den Grund zu Ihrer Macht gelegt haben. Jene Republikaner, um welche Sie sich wenig zu bekümmern scheinen, sind furchtbarer, als Sie es glauben können; alle Augenblicke können dieselben ihr eignes Werk zerstören; sie arbeiten im Dunkeln und sind deshalb nur desto furchtbarer; ihre Grundsätze, ihre fürs Volk so verführerischen Lehren geben ihnen zu jeder Stunde einen Stützpunkt. Sehen Sie, wie manche Throne sie schon umgestürzt, wie manche Kronen sie schon erschüttert haben. Ich wiederhole es, sie wollen ein Unterpfand. Und dieses Unterpfand, setzte er, sich dem Ohre des ersten Consuls hinneigend, hinzu, ist — Blut." Bonaparte schauderte. „Es ist das Blut eines Bourbons", fügte schnell der Mann von 1793 hinzu. Bonaparte schauderte von Neuem und sah D'Auberville auf eine convulsivische Weise an. Der schlaue Hofmann fuhr also fort: „Auch müssen Sie, wofern Sie die Oberherrschaft behalten wollen, jene mit ihren Erinnerungen stolzirenden, mit ihren Hoffnungen beschäftigten Männer herunterbringen und außer Fassung setzen, welche noch die Rückkehr jener Familie träumen, die über Frankreich herrschte. Diese wähnen, daß Sie für diese Familie arbeiten, und werden Ihnen niemals Ihre Usurpation verzeihen, wenn Sie auf den Thron steigen. Schon regen sie sich und verschwören sich gegen Ihr Leben. Paris ist voll von ihren Emissarien. Sie wissen es ja; Cadoudal und Pichegru, Ihre Todfeinde, befinden sich an den Pforten Ihrer Paläste; sie haben zahlreiche Anhänger; die geringste Zögerung würde Ihnen verderblich sein."

„Die Bourbons", unterbrach ihn Bonaparte, „sind aber noch fern, und dann befindet sich kein Kopf unter ihnen, kein Mann, der sich mit mir messen könnte, Keiner, welchen mein Ruhm nicht niederschlüge, Keiner, welcher das Zutrauen des Heeres haben könnte, kurz Keiner, welcher zu fürchten wäre." Armer Wicht, welchen der Anblick einer Krone schon verblendet! Und indem er sich von Neuem Bonaparte näherte, redete er lange heimlich mit ihm; man vernahm nur die Worte: Enghien, Moreau, Ettenheim! Der Consul wachte wie aus einem langen Schlummer auf; sein Gesicht war bleich, seine Augen traten aus ihren Höhlen, sein Mund hatte Verzuckungen. „Fouché!" rief er, „man hole mir Fouché! ich bedarf seiner. Man bringe mir Savary her! Wo ist Caulaincourt? wo ist Ordener? wo ist Hullin? wo sind meine braven, meine getreuen Mamlucken?" — Alle diese Sbirren kamen nach und nach herbei....

Hier sind in einem einzigen Auftritte die Gespräche, Berathschlagungen u. s. w. zusammengedrängt, welche, den royalistischen Schriftstellern zufolge, damals zu St.-Cloud stattgehabt haben sollen, wiewol wahrscheinlich auch Mehres dort angeführt wurde, was der Herr de Baz de Tranquelléon nicht für gut befindet hier ebenfalls mitzutheilen.

Ganz anders ist sein Ton, wenn er auf die Tugenden, die Liebenswürdigkeit, die Herzensgüte, die unerschöpfliche Wohlthätigkeit der Bourbons zu reden kommt. Hier findet der Lobredner kaum Worte genug, um all Dieses zu verherrlichen, und er kann gar nicht begreifen, wie es zugeht, daß nicht alle Franzosen darüber so entzückt sind wie er. Von dem kleinen Herzoge von Bordeaux weiß er allerlei artige Züge und führt sie mit der Redseligkeit eines Kammerdieners von Monseigneur an; auch gibt er dem kleinen Prinzen stets diesen Titel, als ob er vor ihm stände und die Ehre hätte, sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Dagegen wird er gewaltig heftig und aufbrausend, wenn er auf die Revolution von 1830 zu sprechen kommt und alles Böse anfährt, was sich, seiner Meinung oder Anklage nach, die Franzosen haben zu Schulden kommen lassen. Dem Minister Montalivet ist er besonders feind, und in seinen Roman hat er eine polizeiliche, auf dieses Ministers Befehl geschehene Hausuntersuchung eingeflechten, die wahrscheinlich ihn selbst betroffen hat, denn sonst hätte er sie wol nicht so umständlich geschildert.

Nach Verlauf von 100 oder 200 Jahren wird man solch einen Roman wie diesen als eine getreue Abspiegelung der Meinungen und Gesinnungen einer besiegten Partei lesen, wie man jetzt eine jakobitische Schrift aus der Zeit des englischen Prätendenten liest. 74.

Italiens Schicksale seit 1789 bis Ende 1831. Leipzig, Engelmann. 1832. 8. 1 Thlr.

Alfieri's: Servi siam', si, ma servi frementi, als Motto auf dem Titelblatt und als Vignette: Napoleon, zwar in seiner classischen Stellung, aber nicht wie sonst, mit den ehernen Zügen des l'homme du destin, sondern mit schmerzlich gesenktem Blick; beides deutet im Voraus die wehmüthige Stimmung an, die uns durch das ganze, höchst lesenswerthe Buch begleitet, und deren wir uns nicht erwehren können, mögen wir die gesunkene Größe der Weltbeherrscherin mit der Gegenwart, oder das goldene Hesperien mit dem Loose seiner Bewohner zusammenstellen. Noch schärfer tritt dieser Eindruck hervor, wenn wir in unsern Tagen das Resultat tausendjähriger Wechselwirkung zwischen dem ersten Andrange der Barbaren und der Macht, dem Einflusse Roms überblicken, und uns sagen müssen, daß jenes abermals auf lange Zeit hinaus festgestellt bleiben dürfte. Unwillkürlich fragen wir uns, wie Italien, durch seine Alpen und drei Meere isolirt, und wie Deutschland — das heilige römische Reich deutscher Nation — durch eben diese Alpen, durch das einst deutsche Meer und durch seine Sprache von andern Völkern geschieden, wie, warum beide

der Vielherrschaft, zum Theil fremder Dynastien, zu Theil werden konnten. Die Geschichte sagt es uns; der Mann auf dem Titelblatt aber, der einst berufen schien, jedes dieser Völker zur Stammeseinheit zurückzuführen, ist vom Schauplatze dieser Welt abgetreten.

Freuen wir uns, daß der fremde Eroberer es zu spät bereute, nicht Deutschland zum Mittelpunkte seiner Macht und Herrlichkeit gewählt zu haben, so folgen wir doch mit lebhaftester Theilnahme, ja Enthusiasmus den wundergleichen Zügen des stammverwandten Jünglings, als einem neuen und größern Hercules, in das damals so unglückliche Italien. Alles scheint hier Poesie, und doch ist es die absoluteste, längst nicht mehr bestrittene Wahrheit, und darum wird das Gedächtniß jener großen Tage nimmer und nirgends verlöschen, und darum auch ist es nur lobenswerth, daß der Verf. sich auf den 100 Seiten, die den Zeitraum umfassen von Bonaparte's erstem Alpenübergange bis dahin, da der heilige Vater den Kaiser Napoleon salbte, in dem einfachen Gewande der Geschichtserzählung gibt, die den Schmuck in sich trägt. Auch die gräßliche Reaction, als der Heros sich nach Aegypten gewendet, nach Nelson's und der Russen kurzem Siege, ist in nackter Wahrheit und darum desto ergreifender geschildert. Er kehrte zurück, gewann ganz Italien, und der neugeborene König von Rom schien die Einheit Italiens, als hätten die Bücher des Schicksals sich entfaltet, in naher Zukunft zu verheißen.

Aber sie trügen den Blick des Menschen, und nach Napoleons Sturze fügt sich schnell wieder Alles zu dem, freilich sehr betrübenden Bilde, mit welchem der Verf. sein Werk so zweckmäßig als wahr eröffnet hatte. Wir finden „den fisch- und vogelfangenden König" unter seinen Lazzaronis wieder, und den guten Victor Emanuel, der das Lesen- und Schreibenlernen nur Dem, der 1800 Fr. Eigenthum, das Studiren nur Denen gestattet, die ebenso viel jährliche Einkünfte hatten; wir finden den Papst, der seinen Gesalbten anathematisirt und die Jesuiten wiederherstellt, und Oestreich im Besitz alles Landes jenseit des Po und des alten Venedig, finden es im Bunde der heiligen Allianz und mit so unbestrittener Suprematie, daß es jede Aufwallung mit Leichtigkeit bewältigt.

Aber auch für Italien tagt eine Zukunft größern materiellen Wohlseins, wie wir Deutsche, wollen wir nicht ungerecht sein unter unserer Vielherrschaft, im Vergleich gegen jede Vergangenheit unleugbar sie genießen; und ließe man dort und hier die Geister frei, so dürfte man bei der Lebendigkeit jenes Volks Großes erwarten; und wir, Italiens Schicksalsgenossen und einst Schüler, könnten als Geistesgenossen oder Lehrer einen neuen schönen Bund hoffen.

Daß das Buch mit 1831 schließt, rechtfertigt sich durch den noch unentschiedenen Zustand der Dinge.

Den König von Rom haben sie begraben, die Besatzung Anconas durch die Franzosen, von der der Verf. ein lächerliches oder großes Resultat erwartet, scheint sich unter dem in halben Maßregeln unübertroffenen französischen Ministerium zu ersterm hinzuneigen, hätte sie nicht dazu gedient, die völlige Nichtigkeit des Bannstrals vom Vatican zu zeigen.

Zwei junge Könige in Neapel und Sardinien, auch der menschenfreundliche Herrscher Toscanas, üben auf schöne Weise ihr großes Recht und Pflicht; die Lombardei genießt mancherlei Begünstigung, und so wollen wir hoffen, daß der reiche Boden schöne Früchte im stillen Schooße zeitigen möge. 116.

Urtheil über J. Capodistrias und seine Verwaltung in Griechenland.

Die Acten über Capodistrias sind bei Weitem noch nicht geschlossen; die Materialien, welche einst den Urtheilsspruch der Geschichte — nicht der Verblendung für ihn und nicht der Leidenschaften gegen ihn! — motiviren werden, müssen sich noch vermehren, und alle hierauf bezügliche Documente verdienen daher auch die gehörige Beachtung. So auch die „Extraits de la correspondance de M. Dutrône avec M. le président Capodistria" (Paris, 1831), zu deren Herausgabe sich Jener durch die nach der Ermordung des Grafen Capodistrias (Oktober 1831) gegen denselben erhobene Polemik mehrer Griechen in Paris veranlaßt gefunden hatte. Das Urtheil, welches sich in diesen Briefen ausspricht, ist durchaus kein befangenes und leidenschaftliches, weder für noch gegen; und es muß daher, bei der Ruhe, mit der es sich geltend macht, ebenso als ungünstiges gegen C., wie als günstiges für ihn anerkannt werden. Der mitgetheilten Briefe sind nur wenige aus dem Jahre 1830, aus der Zeit des, im Ganzen mehr als zweijährigen Aufenthaltes des Briefschreibers in Griechenland, sodaß er also, zumal da er auch, als Capitain des Stabes, immer in der Nähe des Präsidenten gewesen (S. 5, 32), das Recht eines Augenzeugen für sich wol anführen kann; andere Briefe und Documente zur Charakteristik des Präsidenten verspricht der Briefschreiber der Geschichte nicht vorzuenthalten; und er möge es auch nicht thun. Im Allgemeinen rühmt D. des Präsidenten unvergleichliche Gewandtheit als Diplomat und seine außerordentliche Liebe zur Thätigkeit, und er erkennt auch seinen uneigennützigen Patriotismus wie seine Absicht, Griechenland zu beglücken, an; aber trotz dem Allen dürfe man die Opposition gegen ihn durchaus nicht mit Koth bewerfen. Dagegen tadelt er im Einzelnen seine ungeschickte Verwaltung und die unbegreifliche Verblendung, welche ihn in derselben habe beharren lassen; er wirft ihm selbst in einem Briefe vom 14. (26.) Juni 1830 (S. 6 fg.) die Anstellung untauglicher und lasterhafter Subjecte, z. B. auch der eignen Brüder, Viaro und Augustin, auf wichtigen Posten und die Zuziehung schlechter Rathgeber vor, namentlich auch, daß er sich besonders mit Korfioten umgeben und seine Regierung nicht auf die wahren Nationalinteressen Griechenlands gegründet (denen er nicht einmal gestattet habe, sich durch die Presse frei auszusprechen), daß er vielmehr die Classe in Griechenland, in welcher Wissenschaft und geistige Vorzüge mit Reichthum und Vorzügen der Geburt sich vereinigten (D. nennt sie die Patrizier in Griechenland), von sich gestoßen und gleichsam zu politischem Tode verurtheilt habe: ein Verfahren, das der ebenso für Griechenland wahrhaft sich interessirende als seine Meinung frei aussprechende Briefschreiber, dem Präsidenten selbst gegenüber, weniger einen gefährlichen Irrthum als ein „Crime de lèse-nation" (unsere peinlichen Rechtsbücher scheinen ein solches Verbrechen noch gar nicht aufgenommen zu haben, und doch ist es, rechtlich betrachtet, vorhanden!) nennt (S. 21). Er wirft ferner dem Capodistrias vor, daß er den griechischen Volkscharakter nicht gehörig beachtet, nicht geschont und weise durch Unterricht und mittels Bildungsanstalten zu leiten und zu civilisiren gesucht habe (S. 22, 23); und geradezu sagt er ihm (S. 18, 34), daß nicht Parteigeist die Opposition gegen seine Regierung geboren, sondern daß diese selbst sie hervorgerufen habe, sowie er ihm auch nachzuweisen sucht, wie er der londoner Conferenz gegenüber die (von der Diplomatie „revolutionnair" genannten) Grundsätze, welchen er seine Ernennung zum Präsidenten verdankte, und die dadurch gegen Griechenland übernommenen Pflichten offen verletzt habe. — Wir finden durch dies Alles im Allgemeinen Dasjenige bestätigt, was A. Korais in den beiden, unter dem Namen des Pantasidis herausgegebenen Dialogen (Paris, 1830—31) — s. Nr. 51 u. 98 d. Bl. f. 1832 — über die Verwaltung des Capodistrias gesagt hat; und dasselbe bestätigt nun auch das Urtheil, welches nach den vorliegenden „Extraits" S. 40, der franz. General in Morea, Trézel, von Capodistrias gegen Dutrône ausgesprochen hat: er sei ein treffliches Ideal eines Mitgliedes des Tribunals der Zehn in Venedig. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 255. — 11. September 1832.

F. L. Schröder's dramatiſche Werke. Herausgegeben von E. v. Bülow. Vier Bände.

(Beſchluß aus Nr. 254.)

In der Natur des Deutſchen liegt es, das Nächſte um ihn her, die Familie, mit einem andern Auge anzuſehen als Spanier und Italiener. Er iſt hierin dem Engländer verwandt, nur daß dieſer die Familie nie vom Staate ſondert. Shakſpeare ſelbſt liebt ſolche Bilder, wie Jeretsham, der londner Verſchwender, die Yorkſhiregeſchichte und Othello beweiſen. Stets machten ſolche Gemälde, wie Lillo's „Kaufmann von London", Glück in Deutſchland. An ſich iſt hier nichts zu tadeln, nur ſollen dieſe Bildchen nicht ausſchließlich den Platz behaupten wollen. Leſſing und Göthe (in den „Geſchwiſtern") faßten dieſe Vorliebe der Deutſchen für Familiengemälde auf, herrliche Originale, die ſo vielen verkrüppelten Copien zum belebenden Ruf dienten. Böſewichter, ungezogene Kinder und ruinirte Väter beherrſchten nun mit Nachahmungen des „Götz" die Bühne. Eckhoff und Ackermann waren Meiſter im Vortrage dieſer bürgerlichen Gemälde, ſie waren Schröder's Lehrer im wahren Sprechen, das gleich weit von der ſingenden Recitation und von dem dürren, nüchternen Vortrag entfernt ſteht, der natürlich zu ſein meint, wenn er trivial iſt. Die eigentlich deutſche Schule der Declamation ging von ihm aus, Adel und Wahrheit waren ihr Ziel. Nur große Talente lenken die Kunſt aus ihrer Bahn. Für die Declamation ward Iffland durch Sophiſterei zum Verderber, er ward der Liebling der Halbphiloſophirenden, die er durch Künſteleien beſtach, weil ihm Stimme und großartige Geberde gebrach. Verfall des Spiels zog Verfall des Dramas nach ſich. Der lächerliche Pygmalion ward bewundert; vom Zuſammenſpiel, Dialog, motivirten Actus war nicht mehr die Rede. Schiller begünſtigte das Lyriſche — das Widerſpiel des Dramatiſchen. Dieſer ſo oft misverſtandene Vorwurf Tieck's wird hier in ein helles Licht geſetzt; das wahre Spiel iſt dadurch unnöthig geworden und endlich verſchwunden, und das Einzelne, ſich Hervordrängende herrſcht.

An dieſer Uebertreibung leidet auch das Luſtſpiel: im Chaos von Localpoſſen und Melodramen, Criminalſcenen und Anekdoten iſt das Charakterſtück untergegangen, natürlich, weil Niemand mehr darin zu ſpielen verſteht. Die Kärglichkeit guter Originalſtücke aber weiſt auf den Verſuch hin, ſogenannte veraltete Stücke wieder zur Darſtellung zu bringen. Gotter, Molière, Destouches, Holberg, Goldoni, Jünger, Congreve, Farquhar, Gozzi, Calderon und Shakſpeare ſind da, die Bühne wieder würdig zu beleben; endlich Brandes, Stephani und Schröder. Unter Denen, die am edelſten für die Bühne gearbeitet haben, ohne eigentlich Poeten zu ſein, ſteht Leſſing obenan. Ihm gleich zur Seite Schröder. Seine Sprache iſt ungleich, ſeine Arbeit bald flüchtig, bald beſonnen. Das rührende Drama führte er durch ſeinen „Fähnrich" zuerſt in einer würdigen Geſtalt auf; die Situationen ſpannen, wachſen und erſchüttern, der Hauptcharakter iſt meiſterhaft und ein glücklicher Humor erheitert das düſtere Bild. „Der Vetter von Liſſabon", kurz, ſcharf umriſſen, mit wahrhaft menſchlichen Charakteren belebt, 1784 geſchrieben, iſt der eigentliche Vater aller Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Familienſtücke, die durch Uebermaß im Elend und nichtsſagende Tiraden ihren würdigern Vorfahren von der Bühne verdrängt haben. „Victorine", aus demſelben Jahre, iſt dem Roman „Eveline" entlehnt, auch ohne die Beſiegung der Schwierigkeiten einer ſolchen Umbildung. Das Stück iſt lange zu Ende, ehe der Vorhang fällt. Doch ſeine Wirkung iſt unverkennbar. „Das Gemälde der Mutter" (1786) iſt ein echtes, wahres und heiteres Charaktergemälde. „Juliane v. Lindarak", ergötzlich, ſcharf, nach Gozzi. Weniger glücklich iſt „Der Diener zweier Herren", nach Goldoni (1793). Könnten unſere Schauſpieler Goldoni's beſſere Stücke noch ſpielen, ſo wäre es unbegreiflich, daß wir ſie nicht auf der Bühne beſitzen. „Amtmann Graumann" (1778), nach Calderon's „Alcalde de Zalamea", iſt eine der edelſten und glänzendſten Arbeiten Schröder's, unendlich vorzüglicher als Stephani's ganz entſtellende Bearbeitung dieſes Stücks. „Ehrgeiz und Liebe" (1786), nach La Chauſſée, iſt noch immer ein gutes Luſtſpiel. Die rührenden, moraliſchen Schauſpiele nach Mercier: „Gefahren der Verführung" (1778), „Adelaide", nach Dunoyer, ſind nicht ſo glücklich: die Empfindung iſt weichlich, die Aufgabe geſucht, die Löſung erkünſtelt. „Der eiferſüchtige Untreue", nach Imbert, oft variirt und roher, plumper als hier, iſt voll Witz. „Der vernünftige Narr", nach Patrat (1784), „Heirath durch Irrthum", ebenda-

her, und „Heirath durch ein Wochenblatt", nach Boursault, pièce à tiroir, die in Deutschland vielfach variirt sind, selten besser als hier. Am meisten ahmte Schröder die Engländer nach. „Stille Wasser sind tief", nach Fletcher, ist äußerst glücklich (1784) und trefflich in seinen Veränderungen, die dem Originale weit vorzuziehen sind. Schröder ist immer streng-sittlich, er kennt die Moral, es ist ihm Ernst damit; bei Kotzebue, der sie nicht kennt, steht sie blos da um der Wirkung willen. Man kann seine Figuren umkehren, und die Sentenzen passen ebenso gut, ein Beweis, daß seine Sittlichkeit nicht aus dem Gedichte herfließt, sondern eine müßige, absichtliche Zugabe ist. Schröder's „Ring", nach Farqhuar's „Constant couple", ist z. B. ein Stück, in dem die Moral der dramatischen Begebenheit rein entfließt, allem Scheine der Ausgelassenheit zum Trotz. Was er hinzuerfunden hat, macht dies Stück fast zu einer Originalarbeit, die Kotzebue in den „Beiden Klingsbergen" fortzusetzen nicht verschmähte, ein Umstand, der für die Beurtheilung Beider sehr lehrreich ist. „Die unglückliche Ehe durch Delicatesse" (1788) ist fast ganz Original, ein wahrer Prüfstein für jede Bühne, der jedes Jahr wenigstens einmal erprobt werden sollte. „Irrthum auf allen Ecken", nach Goldsmith, ist minder glücklich (1784). „Das Blatt hat sich gewendet" (1785) erhält sich noch. Nach Moreto's „No puede ser" ist „Die unmögliche Sache" gearbeitet; es ist veraltet, aber immer noch besser wie „Offene Fehde". „Der taube Liebhaber", nach Pilon, der „Wankelmüthige", nach Cibber, „Um sechs Uhr ist Verlobung", nach Fielding, „Glück bessert Thorheit", nach Miß Lee — sollten noch immer gefallen. Ebenso „Inkle", nach Colman, und „Heimliche Heirath", nach Garrik und Colman. „Das Testament" (1781) ist ein meisterhaftes Lustspiel — der Herausgeber findet es schwächer, als wir ihm zugeben können — nach dem „London prodigal". „Die Stimme der Natur" findet noch Beifall, „Der Schneider und sein Sohn" (1807), „Wohlfeil Leben" und „Adelheid von Salisbury" (1807 u. 1808) weniger. Schröder's Uebersetzungen von „Hamlet", „Macbeth", „Lear", „Othello" sind noch jetzt nach Verdienst gewürdigt; durch ihn ist der größte dramatische Dichter in Deutschland bekannt geworden.

Diese Andeutungen, meist aus Tieck's Einleitung selbst entlehnt, mögen genügen, an Schröder's Verdienste zu erinnern. Das Gedächtniß der Deutschen für dergleichen ist kurz, und wir danken dem Herausgeber für die Gelegenheit, die er uns gab, diese Erinnerung aufzufrischen. Er hat dabei das Verdienst, in seiner Vorrede mit Sicherheit festgestellt zu haben, welche von den Schröder'n zugeschriebenen Arbeiten wirklich sein Eigenthum, welche andere nur entlehnt sind, und aus welchen Quellen seine Bearbeitungen herflossen. So werden z. B. „Die vier Vormünder" und „Jeder fege vor seiner Thür", obgleich unter Schröder's Namen gedruckt, ihm bestimmt abgesprochen. Von mehren seiner Arbeiten sind nur Manuscripte in den Händen des Hofraths Winkler vorhanden; auch „Adelheid v. Salisbury" fehlt hier, weil sie Schröder später ganz umarbeitete; einige andere wenig bekannte Sachen finden sich dagegen hier zum ersten Mal gedruckt.

Wir wünschen dem Herausgeber schließlich, daß seine Bemühung um Schröder's zur Hälfte vergessene und doch so echt dramatische Arbeiten des Guten wirken möchten, so viel sie desselben wirken könnten, wenn Schauspieler- und Bühnendirectoren ihr eignes und das wahre Interesse der Kunst im Auge hätten. 105.

Vincentius Ferrer, nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Ludwig Heller. Berlin, Hayn. 1830. Gr. 8. 1 Thlr.

Aus der Neander'schen Schule, welcher wir bereits eine große Reihe trefflicher biographischer Bearbeitungen verdanken, welche, indem sie den Mann darstellen, auch das Zeitalter, in dem er lebte und auf das er Einfluß gewann, mit gründlicher Forschung und pragmatischem Blicke schildern, ist auch die vorliegende Schrift hervorgegangen. Dieselbe zeichnet sich durch fleißige Sammlung und verständige Sichtung des Hergehörigen, durch unbefangene Würdigung des Gegenstandes und durch einen ruhigen, die ganze Schilderung in möglichster Objectivität haltenden Ton aus, indem sich bei andern Zöglingen dieser Schule so gern eine, wenigstens durchschillernde Parteifarbe zu erkennen gibt. Der Held des Buches ist der in der Geschichte des mittelalterlichen Christenthums so bedeutend gewordene Urheber der Geißlergesellschaften, deren Geschichte von Förstemann bereits mit glücklichen Fleiße bearbeitet worden ist. Unser Verf. hat sich um das Leben und Treiben des merkwürdigen Meisters der Flagellanten und die von ihm ausgehenden Anfänge der Geißlerzüge zum Gegenstand gemacht, vornehmlich aber den theologischen und kirchlichen Charakter des Vincentius Ferrer in bestimmten Umrissen zu zeichnen versucht. Wir theilen daraus den Lesern Folgendes mit.

Vincentius Ferrer — spanisch Vicente Ferrer, lat. Vincentius Ferreri oder Ferrerius — ist in Valencia in Aragonien 1357 geboren und gehörte zu einem angesehenen spanischen Geschlechte. Seine Aeltern — der Vater war Notar in Valencia — sind der christlichen Religion zugethan gewesen. Ohne Zweifel ist es eine von den Juden erfundene Fabel, Ferrer habe eine jüdische Abkunft gehabt und sich später zum Christenthum bekehrt: ein Gerücht, wodurch ihn die Juden unter sich beschimpfen wollten, zur Rache für die Bemühungen, die er sich besonders mit der Judenbekehrung gemacht hatte. Umgekehrt haben auch die Christen, nur zu seiner Verherrlichung, eine Unzahl von wunderbaren Geschichten erfunden, so namentlich über seine Geburt und die seinem Vater und seiner Mutter darüber zuvor gewordenen göttlichen Eröffnungen, worin nicht unabsichtlich eine Gleichstellung der Schicksale des Vincentius mit jenen des Erlösers liegt. Denn seine katholischen Zeitgenossen, besonders seine spanischen Landsleute, glaubten ihn nicht hoch genug stellen zu können; und es gehört bei der Erörterung der Geschichte des Vincentius viel Muth dazu, sich durch die abgeschmackten Abenteuerlichkeiten jener Mönchsmärchen nicht abschrecken zu lassen, viel Unbefangenheit, um nicht ohne Weiteres alles Große und Außerordentliche, was von der Erscheinung und Wirksamkeit des Vincentius ausgesagt wird, auf die Seite zu werfen. Schon in dem Knaben zeigte sich ein seltenes mimisches und homiletisches Talent bei früher Frömmigkeit. Er besuchte fleißig die Kirchen, beobachtete regelmäßig die Fasten und erlernte vor Allem mit Liebe und Leichtigkeit geistliche Reden und Lieder; er wußte alle Prediger, die er predigen gehört, nicht nur in den Geberden und der Sprache nachzuahmen, sondern auch ihre Gedanken und Worte selbst treu zu wiederholen. Mit dem zwölften Jahre wandte er sich zu den Studien, namentlich der Dialektik. Doch ist schon in seiner Jugend zu bemerken, wie er immer am liebsten solche Beschäftigungen wählte, die seinem Geiste und seinem

Gemüthe eine gleichmäßige Verwirrung geben, eine Verwirrung, welche sich selbst dann nicht verliert, wenn sie in einer Abhandlung gar keine von den Spitzfindigkeiten und künstlichen Verwicklungen mehr enthalten, welche seine Vorgänger verschwendet eingeführt. Das Allgemeine der Begriffe, welches sich in dem Gemüthe eines Menschen befindet, in den Worten, die er spricht, die Phantasien zu Bildern und Gleichnissen, und begnügen sich gelegentlichen Vorschlägen neue Gesellschaftswörter selbst hervorbringt und seine Sprache durch neue Zusammensetzungen und Wortgebäude. Bei der großen Lust, die man jetzt hat, sich durch Schriften bekannt zu machen, ist es kein Wunder, daß manche ihre Gedanken über die Art, wie man sie machen könne, und wie man sie nicht machen müsse, bekannt machen. Es ist nicht zu leugnen, daß sie in vielen dieser Gedanken sehr richtig urtheilen. Sie haben sich die Regeln der Kritik, die sie in den Schriften Anderer finden, wohl gemerkt, und wissen sie auf jeden Fall recht gut anzuwenden. Aber sie haben sich nicht die Mühe gegeben, sich selbst zu prüfen, ob sie auch die Talente zu eben derjenigen Art dieser Schriften, die sie tadeln, besitzen, und ob sie nicht, wenn sie sich an eine solche Arbeit machten, eben solche Fehler begehen würden, als sie jetzt an andern tadeln. Sie sind wie solche Leute, die sich einbilden, einen Fluß vortrefflich zu beschreiben, weil sie wohl wissen, daß man ihn nicht beschreiben müsse, und weil sie sich vorgenommen haben, ihn nicht zu beschreiben. Ich will diese Leute nicht weiter beschreiben, sondern nur noch einige Worte über die Sprache sagen, die sie sich bilden. Sie ist, wie gesagt, eine Sprache

wol niemals zwischen zwei so verschiedenen Gemüthsarten und Lebensrichtungen, als dieser beiden Männer, eine innige und wahre Zuneigung habe entstehen können, und wie überhaupt alle Annäherung immer von Peter ausgegangen zu sein scheine, der die Gelehrsamkeit und den Ruhm der Frömmigkeit und wunderthätigen Kraft des Vincentius Ferrer für seine Zwecke zu benutzen gewünscht und verstanden habe. Einen besondern Eifer verwendete V. auf die Bekehrung der Juden, namentlich in seinem Vaterlande, und es werden auch in dieser Hinsicht große Wunder ihm zugeschrieben. Sein Leben endete zu Vannes in Frankreich 1419. Seine Canonisation erfolgte unter Calixt III. 1455, ward jedoch erst 1458 publicirt. Er gehört, wie auf der einen Seite unter die Kinder einer von der hierarchischen Ascetik nach Außen gerichteten Zeit, auf der andern Seite aber auch unstreitig zu den edelsten, kräftigsten und freisten Geistern des Mittelalters, der zwischen der theologischen Mystik, dürren Metaphysik und casuistischen Moral seines Zeitalters eine ehrenvolle Mitte hielt. 46.

Tagebuch einer hunderttägigen Reise eines altenburger Bauers durch Süddeutschland und die Schweiz, im Sommer 1825. Von Hans Ezold. Altenburg, Schnuphase. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Je mehr es in der neuern Zeit Leute gibt, die, um ihr Wissen zu vervollständigen, ihre Wißbegierde zu befriedigen und ihr Forschen anzuregen, die heimathlichen Fluren verlassen und die fremden Grenzen übersteigen, desto weniger darf es befremden, daß sich in unsern Tagen die Flut von Reisebeschreibungen, unter welchem täuschenden Titel sie immer in den Kreis der Literatur eingeführt werden, reißender wird, ohne gerade viele von ihren Lesern zur Unternehmung einer eignen Reise fortzureißen. Hält man den alten Unterschied zwischen objectiver und subjectiver Reisebeschreibung fest, so liegt es in der Natur der Sache, daß die letztere Gattung mehr angebaut wird als die erstere, denn das liebe Ich in seiner auf Reisen scheinbar originellen Individualität hat zu viel Reiz und Annehmlichkeit, als daß der schreiblustige Mensch der angenehmen Lockung Widerstand leisten möchte. Wenn sich in den subjectiven Reisebeschreibungen das Wesen des Verfassers recht genau wiederfindet, wenn seine Person an und für sich einiges Interesse einflößt, wenn er mit der Lebendigkeit, Wahrheit und Treue geschrieben hat, die man mit Recht fodern darf, dann kann der Eindruck, den er hervorbringt, nur ein höchst vortheilhafter sein; man denke an Seume's Wanderungen, auch an Heine's „Reisebilder", namentlich an die erstern Theile. Fallen aber jene genannten Bedingungen ganz oder zum Theil weg, dann ist auch nichts mehr geeignet, die peinlichste Langweile zu erregen, als jene an Fadheit grenzende Schwätzerei. Denn man muß dem Leser nur ja nicht zumuthen, durch jeden Spaß, der den Reisenden amusirte und vielleicht durch Localität und durch Persönlichkeit in die Sphäre des Witzes erhoben ward, gleichfalls in das höchste Entzücken zu gerathen, ebenso wenig wie man vom Publicum erwarten kann, durch detaillirte Beschreibungen von Speisen und Getränken, durch eine bis ins Kleinste analysirte Darstellung der gesehenen Gegenden, durch die trivialsten Erzählungen von Liebesabenteuern, durch immer wiederkehrende sentimentale Gefühlständeleien und durch andere solche Süßigkeiten im Interesse für den Verfasser zu bleiben.

Der Beschreibende thut daher immer wohl, sich einen Kreis von Lesern für seine Schrift zu denken, beim Ausarbeiten diesen beständig vor Augen zu haben und die Linie nicht zu überschreiten, die ihn umzieht; er wird dadurch selbst mit dem Material, das er ans Licht bringen will, vertrauter, er wird freier von aller Künstelei und Ziererei, er beweist sich ebenso ungenirt, wie in dem Kreise bekannter Menschen.

Bei dem vorliegenden Buche erregt schon der Stand des Verfassers die Aufmerksamkeit der Leser; denn wie es überhaupt selten zu geschehen pflegt, daß der Landmann seine Heimath verläßt und eine so große Reise unternimmt, so ist es noch weit seltener, daß er, wenn dieses je geschieht, eine Reisebeschreibung liefert. Da sich hiernach der Maßstab der Beurtheilung richten muß, so ist es nothwendig, die Person des Verfs. etwas näher ins Auge zu fassen.

H. E., ein „Altenburger Bauer", wurde durch Verhältnisse, denen der Mensch oft nicht zu entgehen vermag, genöthigt, dem Stande, dem er angehörte und „den er über Alles liebte", zu entsagen. Ehe dies geschah, und bevor er für die Zukunft einen bestimmten Plan ins Auge gefaßt hatte, unternahm er diese Reise; außer andern Rücksichten hatte er sie in der Hoffnung beschlossen, dadurch vielleicht wieder Halt und Stellung zu gewinnen. Anknüpfungspunkte dazu gewährte ihm die vertraute Bekanntschaft mit gemüthvollen, ihm freundlich wohlwollenden Männern von zuverlässiger Denkart und Handlungsweise, eine Hoffnung, die jedoch nicht in Erfüllung ging; indeß war der Gewinn an Verstandes- und Herzensbildung, wie die Vorrede sagt, für ihn sehr bedeutend. Der Verf. unternahm diese Reise in der eigenthümlichen Bauerntracht, er trat sie im Sommer des Jahres 1825 an, legte sie in 100 Tagen zurück und hat diese Schrift schon 1826 nach treu geführten Tagebüchern ausgearbeitet, nachdem er schon vorher in einem öffentlichen Blatte Proben seiner Art zu erzählen gegeben hatte. Uebrigens kannte man ihn bereits aus einem Tagebuche, das er über eine Reise nach Gotha im Jahr 1820, als dem verewigten Herzog August, einem großen Gönner des altenburger Bauernstandes, eine Nationaltracht überreicht ward, geführt hatte und welches der bekannte Spiritus Asper in seiner Schrift: „Herzog August und seine Bauern", abdrucken ließ.

Ueber den Zweck des vorliegenden Buchs sagt Hr. E., daß es für einige seiner vertrauten Freunde geschrieben sei. Unstreitig aber hätte der Verf. nach unserer Meinung besser gethan, nicht nur diesen Kreis genauer zu bezeichnen, sondern auch im Schreiben darauf Rücksicht zu nehmen; sein Stoff hätte dadurch mehr an Haltung und Bestimmtheit gewonnen, und der Verf. hätte dann einige Urtheile auszusprechen unterlassen, die wir recht gut entbehren könnten. Hätte er als guter Landwirth mehr den landwirthschaftlichen Theil hervorgehoben, dann hätte er manche treffende Bemerkungen über Beobachtungen und angestellte Vergleichungen anführen können, die dann für Menschen von gleichem Interesse großen Werth gehabt hätten. Urtheile über Kunstgegenstände, wie sie sich häufig und ohne tiefere Begründung finden, wären ohne Schaden weggeblieben, auch hätte der Verf. naive Bemerkungen, wie er z. B. bei einem Orte Greilsheim macht, wo er ein 17jähriges hübsches Mädchen findet und dabei bemerkt: daß Mädchen in diesen Jahren dann am reizendsten wären, wenn ihre Natürlichkeit noch nicht verdorben sei, recht füglich ersparen können. Das Buch selbst ist gut geschrieben und zeigt viel Schärfe im Auffassen der Gegenstände. Man folgt dem Verf. gern in seinen gemüthlichen Wanderungen, und wer eine Reise in diese Gegenden unternehmen will, dem können wir dieses Buch neben andern Schriften als angenehme Lecture empfehlen. Es ist zu beklagen, daß der Verf. aus einem Stande geschieden ist, der durch rege, geistige Thätigkeit mit der Zeit fortschreitet und gerade in unsern Tagen an der Entwickelung des constitutionellen Lebens so regen Antheil nimmt. Männer wie der Verf. dieses Buchs sind dann von unverkennbarem Einfluß, indem ihr klarer gesunder Verstand die Anfoderungen der Zeit zu erfassen und zu würdigen versteht. 134.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 256. — 12. September 1832.

Beiträge für das königstädter Theater. Von C. von Holtei. Zwei Bände. Wiesbaden, Haßloch. 1832. 8. 2 Thlr.

Diejenigen, welche in England Häuser aufführen lassen, tragen vornehmlich Sorge, nicht etwa daß das Gebäude recht fest und dauerhaft gebaut werde, was bei der bekannten Solidität sliebe der Engländer sonst wol zu erwarten wäre, sondern vielmehr dafür, daß solches möglichst bald dastehe, wenig koste und so leicht, dünn und vergänglich errichtet werde, daß es nach Verlauf von höchstens hundert Jahren keinen erheblichen Werth mehr habe. Eine gefällige Außenseite und die möglichste Berücksichtigung des allgeliebten Comfort wird hierbei nicht ausgeschlossen, sondern sorgfältig wahrgenommen. Der Grund dieses auffallenden Verfahrens liegt in dem übermäßig hohen Preise des Bodens, welcher eben deshalb von den Eigenthümern mit solcher Zähigkeit festgehalten wird, daß man ihn zur Errichtung von Gebäuden gar nicht kaufen, sondern nur auf 100 Jahre erpachten kann, und zwar dieses nur unter der Bedingung, daß nach Ablauf der Pachtzeit alle darauf errichtete Gebäude dem Grundherrn zufallen. Dieses statistische Datum nimmt sich zwar sonderbar aus am Eingange eines Berichts über eine Sammlung von Dramen, paßt aber demungeachtet hierher, weil sich unsere heutigen dramatischen Dichter in einer ähnlichen, aber freilich noch viel schlimmern Lage befinden wie die britischen Bauherren, die auf gepachtetem Grunde bauen. Sobald der Autor ein jämmerlich-kärgliches Honorar für sein mühsam angebrachtes Werk einmal eingestrichen hat, ist es dem Grundherrn der Bühne verfallen und an eine weitere Benutzung für den Dichter nicht zu denken. Wenn Idealisten diese oft wiederholte Beschwerde mit der ebenso oft wiederholten Erwiderung abweisen wollen, daß der echte Dichter, zeitlicher Belohnung uneingedenk, blos für den wohlverdienten Beifall des bessern Publicums oder gar einer gerechtern Nachwelt zu arbeiten habe, so kann man nur antworten, daß es unter ihnen sonach wol keine echten Dichter geben müsse, weil sie bis jetzt wenig dergleichen zu Stande gebracht; übrigens aber gebe es eigentlich gar kein besseres und kein schlechteres, sondern eben nur ein Publicum, für welches man arbeiten müsse, wenn man beklatscht oder auch nur beschaut werden wolle; der dramatische sei aber noch mehr als jeder andere Dichter darauf hingewiesen, für seine Mitwelt zu arbeiten, weil er aus ihr seine ganze geistige Nahrung sauge, auch nur aus der Wirkung, die er auf sie hervorbringt, seine Bildung und Vervollkommnung ableiten könne, kurz überhaupt gar nicht lebe, wenn nicht in seiner Zeit, durch sie und für sie. Es würde zu weitläufig und, da es schon sehr oft geschehen, auch völlig überflüssig sein, die mannichfachen Schädlichkeiten hier aufzuzählen, die unsere dramatische Poesie von oben, unten und allen Seiten her in ihre gegenwärtige Trübseligkeit hineingedrängt haben, und Niemand wird sich wundern, wenn auch das königstädter Theater in Berlin auf alle Weise von diesen Uebeln ergriffen worden ist; leider aber sind noch einige andere besondere Umstände, namentlich aber die officielle Beschränkung ihres Repertoires, dieser Bühne, die bei ihrer Entstehung zu den glänzendsten Erwartungen berechtigte, so verderblich entgegengetreten, daß sie einen Glanzpunkt ihrer Existenz nur zu erreichen vermochte, indem sie zugleich ihren Ruin umarmte. Wegen dieses energischen Entschlusses vertheidigt Hr. v. H. ihre damals vorstehende Behörde mit Lebhaftigkeit, und man muß ihm beistimmen, denn ein Haupt, das einmal vor aller Welt untergehen muß, soll sich wenigstens mit einer Stralenkrone geschmückt in den Abgrund stürzen. Dieses Theater hat, nachdem der kurze Glanz erloschen war, an geistiger und körperlicher Auszehrung gekrankt, dergestalt, daß sein Erlöschen jeden Augenblick zu erwarten war, und die bisherige Fortdauer seines Lebens augenscheinlich nur einer höhern Hand zugeschrieben werden kann, die das dankbare Berlin bewundert und verehrt.

Den Verf. der vorliegenden Sammlung konnte weder der kümmerliche Zustand des deutschen Theaters überhaupt noch die besonders ungünstige Lage der königstädter Bühne dazu vermögen, seiner Neigung für die dramatische Poesie Zwang anzuthun oder sein unverkennbares Talent einem Schauplatze zu entziehen, dem in dem Zustande schwerer Bedrückung sein Beistand willkommen sein mußte. Er behielt aber bei seinen Arbeiten, das in unsern gegenwärtigen Bühnenverhältnissen fruchtlose Bestreben nach idealer Vollendung von sich abweisend, das Bedürfniß seiner Zeit und des ihm angewiesenen Schauplatzes fest im Auge. Was eben jetzt als nothwendig erschien, was eben hier gefallen und genügen konnte, wollte

er leisten, und schaffte freudig und rasch eine Reihe glücklicher dramatischer Erzeugnisse auf die Bretter, die allen von dem hier aufgestellten Standpunkte aus zu machenden billigen Ansprüchen vollkommen genügen. Ein großstädtisches, verwöhntes, überreiztes und leichtsinniges Publicum auf kurze Zeit festzuhalten, zu erheitern, ihm ein flüchtiges Lächeln, eine leichtverwischte Thräne zu entlocken, es allmälig zu einem richtigern Gefühle, zu einem reinern und tiefern Genusse zu befähigen, dies war die Aufgabe, die er sich stellte und die er meines Bedünkens erreicht hat. Eine nie sich abstumpfende Gemüthlichkeit, eine unvertilgbare Neigung zu ernstern Gefühlen, die der heitern Laune nur in Zwischenräumen halb unwillig sich hingibt, ein etwas empfindliches Abweisen aller nur auf die Wirkung des Augenblicks, wäre es auch nur scheinbar, berechneten possenhaften Komik gehören zu den Grundzügen der deutschen Nation, und der Dichter, der diese Züge in seinem eignen Charakter wiederfindet, kann nicht verfehlen, in seinem Publicum belohnende Anklänge zu erwecken. So hat denn auch unser Verf. für diese und andere Erzeugnisse seiner fruchtbaren Feder erfreulichen und verdienten Beifall geerntet und ist dadurch für die hämischen Angriffe einer pöbelhaften Afterkritik reichlich entschädigt worden.

Da dem königstädter Theater die Aufführung ernster Schauspiele durch die in seiner Concession aufgestellten Grenzen untersagt war, so konnte Hr. v. H. solche nur unter der Form des Liederspiels auf die Bühne bringen. Diese Form ist nicht für alle Schauspiele gleich passend, und während die eingestreuten Gesänge einige der hier vorliegenden Stücke angenehm beleben und das in jedem Drama enthaltene lyrische Element lebendiger hervortreten lassen, scheinen sie bei andern das Fortschreiten der Handlung unerwünscht aufzuhalten und den reinen Eindruck zu stören. So ist z. B. in dem „Alten Feldherrn" bei dem schnellen Vorüberschreiten einer ungemein lebhaften äußern Handlung, wo die spielenden Personen in höchst aufgeregten leidenschaftlichen Zuständen fortgerissen werden, das Ausbrechen in Gesang, der hier als Ausdruck heftigen Gefühls hervortritt, vollkommen natürlich, während in der „Erinnerung", wo die handelnden Personen am Anfangs- und Endpunkte eines langen bedeutsamen Lebens mehr selbstbetrachtend in sich hineinschauen und die Wirkungen dieses Lebens auf ihre Persönlichkeit zur Anschauung bringen, der Gesang kein passender Ausdruck ihres innern Zustandes, und wirkt hier störend und retardirend. Es wäre daher vielleicht doch zweckmäßiger gewesen, jetzt, wo das letzterwähnte Stück von seinen Beziehungen zu der königsstädter Bühne abgelöst, dem Publicum als Gemeingut hingegeben wird, dasselbe von den ohnehin nur sparsam eingestreuten und mit der Handlung nicht tief verwachsenen Gesängen ganz zu befreien. Dieses wol nur durch seine Zufälligkeit als Liederspiel auftretende Drama, das erste in dieser Sammlung, besteht in zwei verschiedenen Lebensbildern. In dem ersten werden die Hauptpersonen, die Natur und Neigung für einander bestimmt zu haben schien, durch die Ungunst des Schicksals grausam auseinandergerissen, in dem zweiten aber nach 50 Jahren wieder zusammengeführt, wo dann die schreckliche Qual eines durch Convenienzverhältnisse zerstörten Lebens in ihrem Endpunkte sichtbar wird. Das Stück fängt also eigentlich mit einer Katastrophe an und endet mit einer solchen; Handlung ist nicht darin, kein Kampf gegen das Schicksal, sondern ein unbedingtes Erliegen unter seiner eisernen Hand, der sich der weibliche Charakter mit schöner Resignation und hoher Leidenskraft unterwirft, während der Mann den innern Grimm zerstörend gegen sich selbst wendet. Bei einem seiner Natur nach so undramatischen Stoff muß man die Geschicklichkeit des Dichters bewundern, der ihm dessenungeachtet so ergreifende Scenen abzugewinnen und in flüchtiger Skizze so treffliche und bestimmte Charaktere darzustellen vermochte wie Elisabeth und der Diener Gerhard. Daß er auf eine etwas grelle Bühnenwirkung hinarbeitet, ist zwar unverkennbar, muß aber leider bei dem bekannten Zustande unsers Theaters auch als eine schlimme Nothwendigkeit anerkannt werden, der sich zu entziehen für jetzt beinahe unmöglich scheint. Daß der Verf. seinen Eugen zuletzt noch als gemeinen Soldaten so ganz in äußerm Elend versunken auftreten läßt, wahrscheinlich um den Contrast zu schärfen, ist ihm, wie er selbst sagt, schon von andern Seiten her getadelt worden, und Ref. gesteht, daß er sich dieser misbilligenden Meinung anschließen muß, da er in dem Charakter Eugens, sowie er in dem ersten Akte dargestellt ist, kein Motiv auffinden kann, das sein Zurückbleiben in diesem Stande als eigne Wahl erscheinen lassen könnte. Auch darin, daß Hr. v. Ehrenfels seine Tochter erst in dem Augenblick ihrer Vermählung über die Freiheit ihres Herzens befragt, liegt etwas Störendes, das vielleicht zu vermeiden gewesen wäre.

In den „Majoratsherren" finden wir einen anziehenden Stoff, der in einer Novelle bei sorgfältiger Behandlung die beste Wirkung nicht verfehlen kann, zu einem dreiaktigen Schauspiel verarbeitet, in welchem er sich weniger günstig zu gestalten scheint. Eine durch verwickelte Verhältnisse, unerwartete Zufälle, mannichfaltigen Intriguenkampf und überraschenden Ausgang interessante Begebenheit zwängt und behindert den Dichter, der sie in der knapp zugemessenen Zeit eines Bühnenabends vor uns aufrollen will, auf mancherlei Weise. Wo er Charaktere malen möchte, muß er der Begebenheit, die ihn übereilen und fortreißen will, und deren rasche Entwickelung das gewöhnliche unverständige und abgespannte Publicum mit Ungeduld entgegensieht, strengen Einhalt thun, und wo er diese fördert, muß er den Charakteren an ihrer naturgemäßen Entwickelung schaden. Hr. v. H., der in Allem, was er hervorbringt, seiner Natur nach den gemüthlichen Seite sich zuwenden muß, gibt sich auch hier mit ganzer Seele der Darstellung der Charaktere hin und ragt vor der Mehrzahl selbst unserer bessern heutigen Bühnendichter auch durch diesen Vorzug auf ausgezeichnete Weise hervor. Hier darf er sich nur gehen lassen, um einer glücklichen Wirkung gewiß zu sein. Dagegen behandelt er die Vorbereitung, Entwickelung und Auflösung der Fabel

mit einer Bildbeilage, und schließt, wenn es nicht Neujahr war, so mit Weihnachten gelegt hat, so kann es für den Buchhändler gar nichts mehr geben, was ihn noch viel zu wollen hätte, weniger billig, als den Bücherschluß auch auf eine buchhändlerische und geschäftliche Weise herbeigeführt und angezeigt wurde. Immer bleibt es für den Buchhändler ein Abschluß, wo er sein Buch, wie es ist, muß mit seinen literarischen Freunden beschließen, wo er sich mit ihnen über sein Buch, wie es ist, muß besprechen, wo er sich mit ihnen über seine Bilanz und Schulden muß setzen und wo besonders nur gar nicht mehr irgendwelche Bücher von irgendwelchen Leuten hat hervorzubringen sich.

Ein sehr „gutes Zeichen" ist es, wenn die meisten guten Gymnasien meinen. Das Aufhören bildet ein wesentliches Element des Lernens und der Lernbegierde hervorzubringen. Der muß ein sehr schlechter und sehr unerfahrener Mann sein, der nicht weiß, daß es noch die beste Aufhörung eines unnützen Lernens ist, — Die deutsche Sprache.

Uebersicht der Messen- und Buchmarkt-Lit. vom zweiten Quartal 1838. N. 2.

Leipzig, 1838. 8. (Verlagsbureau.) Diese Uebersicht ist ein sehr verdienstliches, leichtes, vollständiges und gutes Buch mit allen Zeichen, — was nicht erlaubt, daß sie sich in den Händen aller Buchhändler befinden sollte, — wenn Preise, Seite, Format, Erscheinen, Erscheinen allen Ostern und Michaelis, Verleger, Verlagsort, Verlagsnummer und Autor in ihr ganz gegen einander gehalten werden könnten, — und wenn dann einzelnen die Bogen und Seiten, Format, Preis, Verleger, Verlagsort, Verlagsnummer und Autor, wenn sie Vergnügen daran haben, sich selbst zu Hause, wenn sie sich ungestört dazu setzen, an den Tisch und ihre Bücher, wenn sie sich Zeit dazu nehmen, und wenn sie sich nicht verdrießen und sich ungestört einen Strom von Musik dazu machen lassen, — und wenn sie sich nicht so sehr Mühe geben, sich Mühe zu machen, — und wenn sie es vorziehen sich zu ärgern, — und wenn sie sich nicht so sehr ärgern, daß sie sich nicht mehr ärgern können

werden ist das gewiß. Gefühle hat Gott nur Einen, so wie der Mann, Gedanken, Begriffe und Anschauungen aber hat Gott Mann und Weib verschieden gegeben. Darum ist jeder Mensch eine einzelne, besondere, und auf ein bestimmtes Gebiet des Geistes beschränkte Welt, und wie das Weib nicht berufen ist, dem Manne gleiche Gedanken, gleiche Begriffe und Anschauungen zu haben, sondern gerade gegentheilige, um diese Einheit zu bilden, die wir Menschheit nennen, so ist auch der Mann nicht berufen, die Gedanken, Begriffe und Anschauungen des Weibes zu haben, sondern gerade gegentheilige, um diese Einheit zu bilden, die wir Menschheit nennen. Aus dieser Verschiedenheit der Gedanken, Begriffe und Anschauungen, welche Gott in Mann und Weib gelegt hat, folgt auch die große Verschiedenheit, welche beide mit der Sprache haben. Der Mann hat die Sprache für seine Gedanken, Begriffe und Anschauungen, das Weib für seine Gefühle. Darum ist der Mann in der Sprache mehr objectiv, das Weib mehr subjectiv. Der Mann ist mehr Gedanke, das Weib mehr Gefühl. Der Mann ist mehr Begriff, das Weib mehr Anschauung. Der Mann ist mehr Geist, das Weib mehr Seele. Der Mann ist mehr Verstand, das Weib mehr Gemüth. Der Mann ist mehr Wissen, das Weib mehr Glauben. Der Mann ist mehr Licht, das Weib mehr Wärme. Der Mann ist mehr Kraft, das Weib mehr Liebe. Der Mann ist mehr Wahrheit, das Weib mehr Schönheit. Der Mann ist mehr Gerechtigkeit, das Weib mehr Gnade. Der Mann ist mehr Recht, das Weib mehr Billigkeit. Der Mann ist mehr Gesetz, das Weib mehr Evangelium. Der Mann ist mehr Vernunft, das Weib mehr Offenbarung. Der Mann ist mehr Philosophie, das Weib mehr Religion. Der Mann ist mehr Wissenschaft, das Weib mehr Kunst. Der Mann ist mehr Lehre, das Weib mehr Leben. Der Mann ist mehr Arbeit, das Weib mehr Ruhe. Der Mann ist mehr Thätigkeit, das Weib mehr Leiden. Der Mann ist mehr Kampf, das Weib mehr Sieg. Der Mann ist mehr Streben, das Weib mehr Erreichen. Der Mann ist mehr Hoffnung, das Weib mehr Erfüllung. Der Mann ist mehr Glaube, das Weib mehr Liebe. Der Mann ist mehr Gott, das Weib mehr Christus. Der Mann ist mehr Vater, das Weib mehr Mutter. Der Mann ist mehr Sohn, das Weib mehr Tochter. Der Mann ist mehr Bruder, das Weib mehr Schwester. Der Mann ist mehr Freund, das Weib mehr Freundin. Der Mann ist mehr Gatte, das Weib mehr Gattin. Der Mann ist mehr Mann, das Weib mehr Weib. Der Mann ist mehr Mensch, das Weib mehr Menschheit. Der Mann ist mehr Gott, das Weib mehr Christus. Der Mann ist mehr Gott, das Weib mehr Christus. Der Mann ist mehr Gott, das Weib mehr Christus

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 257. —— 13. September 1832.

Beiträge für das königſtädter Theater. Von C. von Holtei. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 256.)

Der zweite Band enthält zwei Stücke, die ihren Stoff aus der Geiſterwelt mit ihren Wundern, Schaudern und Schreckniſſen entlehnen. Daß dieſe Welt und die Vorſtellung ihrer Verbindung mit dem realen Leben ſich in dramatiſcher Form vortrefflich behandeln laſſe, davon ſind wir durch Göthe's „Fauſt" überzeugt worden; es muß aber nach den bisherigen Erfahrungen bezweifelt werden, daß ſolche Dramen auf der Bühne, zumal auf der heutigen, mit Erfolg fixirt werden können. Shakſpeare läßt ſeine Geiſter, Hexen und Kobolde mit großer Weisheit in einen dunkeln Hintergrund nebelhaft zurücktreten und bedient ſich geiſterhafter Wirkungen in ernſten Stücken mit zurückhaltender Mäßigung. Wir Deutſche, die wir in allen Dingen ganz klar und genau zu ſehen lieben und eigentlich nur beim hellſten Lichte der Reflexion genießen, führen ſelbſt den Teufel bis an die Lampen des Proſceniums und laſſen ihn ſich ſelbſt analyſiren, wobei weder er noch das Drama bedeutend gewinnen können. Der Teufel iſt am Ende immer ein Abſtractum, und es muß ihm daher, beim Lichte beſehen, an einer realen Perſönlichkeit, alſo an der erſten Bedingung des dramatiſchen Lebens fehlen. Es iſt zwar wahr, daß Jeder ſeinen Teufel in ſich trägt, daß es ſonach ebenſo viele verſchiedene Teufel als Perſonen gibt, und auf dem Wege dieſer Betrachtung iſt es denn auch Göthe gelungen, ſeinen Mephiſtopheles zu individualiſiren; dies iſt aber ein Kunſtſtück, das ihm nur der Teufel nachmachen kann. Hr. v. Holtei iſt in ſeinem melodramatiſirten „Fauſt" der bekannten Volksſage ziemlich treu geblieben, mußte aber, wie die von ihm erwählte Dichtungsform und der herrſchende Geſchmack es foderte, gerade den entgegengeſetzten Weg, den Göthe wählte, einſchlagen, und die Volksſage, ſtatt ſie zu vergeiſtigen, vielmehr verſinnlichen. Margarethe iſt eine Magd, die in Fauſt's Dienſten ſteht, unbeachtet und unbemerkt von ihm, dem ganz in ſeinen Studien Verſunkenen, bis Mephiſtopheles, um ihn im Netze der Sinnlichkeit zu fangen, ihn auf ihre Schönheit aufmerkſam macht und ſofort zur heftigſten Begierde reizt. Philipp, ein Goldſchmiedslehrling, den ſie in Ehren liebt, wird, da er ſie beſucht, und Beide durch den als einen alten Diener Fauſt's auftretenden Wagner überraſcht werden, von ihr in Fauſt's Schlafgemach verſteckt, und Mephiſtopheles ſpiegelt dem Letztern vor, der Jüngling habe ihn aus Eiferſucht tödten wollen, worauf Fauſt jenen in blinder Wuth ermordet. Margarethe, die hiervon nichts weiß, vielmehr ihren Geliebten durch das Fenſter entkommen glaubt, erliegt endlich den durch ein Eheverſprechen unterſtützten Bewerbungen Fauſt's, während Mephiſtopheles auf dem Thron als Fürſt der Finſterniß aus dem Boden ſteigt und von den ihren Glasſchränken entſteigenden Gerippen knieend verehrt wird. Im zweiten Akte zeigt ſich Fauſt in der Glorie ſeiner Wunderkünſte am Hofe des Herzogs zu Parma. Wagner, der nicht wie bei Göthe als lernbegieriger Famulus, ſondern als ein ſchon vom Vater ererbter, treu ergrauter Diener auftritt, ſagt ſich von ihm los, als er endlich überzeugt wird, daß ſeine Kunſt aus einer Verbündung mit dem Höllenfürſten hervorgeht, und bettelt ſich nach Wittenberg zurück, um dort Nachtwächter zu werden. Am Hofe zu Parma entſpinnt ſich eine andere Intrigue. Gräfin Helena (eine, um Fauſt zu beſtricken, der Unterwelt entſtiegene Wiedergeburt der ſchönen Helena des Alterthums), die von dem Herzoge geliebt wird, verliebt ſich ihrerſeits in Fauſt, der zu ihr von unwiderſtehlicher Leidenſchaft hingeriſſen wird. Er läßt vor dem verſammelten Hofe die Geſtalten Alexanders des Großen und des Ariſtoteles erſcheinen, dann die heilige Cäcilia. Zuletzt verlangt der Herzog die Hinrichtung eines Mörders zu ſehen, und durch Mephiſto's Hinterliſt erſcheint die Hinrichtung der Kindermörderin Margaretha. Fauſt ſtürzt ab mit dem Ausruf: Ich bin verloren! Der Herzog hält ſich nun für überzeugt, daß Fauſt ein mit dem Böſen verbündeter Zauberer ſei, und verbannt ihn. So wollte Mephiſtopheles das Spiel enden, um Fauſt durch Verzweiflung in ſeine Gewalt zu bringen; er verläßt ihn mit der Ankündigung, daß jetzt das Probejahr um ſei, und er nun, wenn er ihn abermals rufe, ſich ihm ganz ergeben müſſe. Margaretha hat inzwiſchen vergebens auf Fauſt's Rückkehr gehofft und erſcheint jetzt im dritten Akte der Verzweiflung nahe, als Wagner zu ihr eintritt und meldet, daß Fauſt wirklich mit dem Böſen im Bunde ſei. Ihr Vater, der erfahren, daß ſie Mutter geworden, verflucht ſie. Helena ſtellt ſich ihr als Fauſt's Geliebte dar und fodert den Knaben von ihr, und die Unglückliche, von Ei-

ferſucht, Verzweiflung und Wuth übermannt, tödtet ihr Kind mit Gift und wird in den Kerker geworfen. Fauſt, der nun arm und troſtlos nach Wittenberg zurückkehrt, erfährt dies durch Wagner, und ſinkt, von Kummer und Anſtrengung überwältigt, in Schlaf. Noch einmal verſucht Helena, ihn durch den Zauber ihrer Reize an ſich zu ziehen, aber Mephiſtopheles hindert dies, indem er ihn Margarethas Stimme aus dem Fenſter des Kerkerthurmes hören läßt. Als er ſie nun zur Hinrichtung führen ſieht, und ſie ihn ganz mit der vorigen Liebe umfaßt, ruft er, um ſie zu retten, den Teufel wieder herbei, ſie aber ſtößt ihn und die Rettung von ſich und geht zum Tode, obgleich ſie durch Mephiſtopheles' Hülfe die ſichere Flucht ſich eröffnet ſieht. Mephiſtopheles will nun dem Pacte gemäß Fauſt mit ſich zur Hölle hinabziehen. Aber plötzlich öffnet ſich der Hintergrund. Hoch oben ſteht ein großes flammendes Kreuz, vor welchem Margaretha auf den Knien liegt. Mephiſtopheles verſinkt. Fauſt ſpringt auf, wird aber ſogleich vom Blitz getroffen, ruft: „Tod! — Gnade, Verſöhnung! (zum Kreuze gewendet) Erlöſung! (zuſammenſtürzend) Gott!!" — Die Muſik ſchließt. Das Ganze iſt in Proſa mit wenigen eingeſtreuten Verſen verfaßt, nach Art des Melodrama flüchtig ſkizzirt und vorzüglich auf Bühnenwirkung berechnet. Dieſe mag es denn auch allerdings erreichen, aber an einem tiefern poetiſchen Eindrucke muß Ref. zweifeln, trotz der vortrefflichen, theils in dem Stoffe, theils in der Anlage des Stücks liegenden Motive. Es mußte entweder poetiſch mit beſonderer Sorgfalt und größerer Ausführlichkeit behandelt werden, wodurch es ſich dann aber einestheils den Bedingungen der Bühne entzogen, anderntheils aber mit dem freilich nur als Fragment daſtehenden Meiſterſtücke Göthe's in eine gefährliche Concurrenz getreten wäre, oder es hätte, was vielleicht das Rathſamſte geweſen wäre, mit bedeutender Abkürzung ganz zur reinen Oper umgeformt werden müſſen, wo dann die Muſik es völlig in das Gebiet des Gefühls, wozu die Motive ſich vorzüglich eignen, hinübergetragen hätte. Einen trefflichern Stoff hätte der Genius eines Mozart ſich nicht wünſchen können.

Das letzte Stück der Sammlung: „Robert der Teufel", iſt in jeder Beziehung das beſte. Ein vortrefflich angelegter Plan iſt mit ſorgfältigem Fleiße und dichteriſcher Geſchicklichkeit in ſehr guten Verſen durchgeführt, ſodaß er alle von dem Stoffe dargebotene Glanzpunkte in ihr hellſtes Licht ſetzt. Das Werk kann bei einer guten Darſtellung nicht ohne Wirkung bleiben, dennoch aber iſt ſehr zu bezweifeln, daß es ſich als ein Lieblingsſtück eine bleibende Stelle auf der deutſchen Bühne erwerben werde. Die plötzliche Bekehrung Roberts durch die aus dem Munde ſeiner Mutter empfangene Nachricht über die Art ſeiner Entſtehung iſt ein inneres Wunder, das man freilich glauben muß, weil man es ſieht. Was ſich aber von der Gemüthswelt auf der Bühne offenbart, will nicht blos geglaubt, es will begriffen ſein. Vielleicht wären wenige Worte hinreichend geweſen, zu zeigen, wie die überraſchende Kunde Robert unmittelbar zur Bekehrung führt; dieſe Worte aber waren durchaus nothwendig und hätten nicht fehlen dürfen. Was von da an auf der Bühne vorgeht, beruht auf Motiven, die nur in der Vorausſetzung des katholiſchen Wunder- und Legendenglaubens wirken können, und daher in dem heutigen Bühnenpublicum einen eingewurzelten Widerſtand zu überwinden haben. In dieſer Region ſetzt ſich unſer ohnehin ſchon zu viel reflectirendes Publicum ſofort auf die Hinterfüße und bleibt kalt, der Dichter mache, was er will. Es nimmt keinen Antheil an den dargeſtellten Gefühlen, weil es ihre Entſtehung in Wundern ſieht, die ihm keine Bühnentäuſchung als wahre zu begültigen vermag.

Daß der Verf. übrigens ein wahres, großes Talent für die dramatiſche Dichtkunſt hat, bekundet ſich in jedem ſeiner Stücke, und gewiß wird er zu dem Ziele gelangen, durch daſſelbe die Bedingungen der Zeit und die Foderungen der Kunſt zugleich und in gleichem Grade zu erfüllen. Schon die Ausdauer, mit welcher er den von beiden Seiten andringenden Schwierigkeiten ſich ſelbſt opfernd entgegentritt, iſt dafür eine ſichere Bürgſchaft. 119.

Neueſtes Gemälde von Afrika und den dazu gehörigen Inſeln. Von G. A. Wimmer. Zwei Theile. Auch unter dem Titel: Schütz's Allgemeine Erdkunde u. ſ. w. Neu bearbeitet von W. Tielcke und J. G. Sommer. Elfter und zwölfter Band. Wien, Doll. 1832. Gr. 8. 3 Thlr.

Es iſt ſchwer, bei der Anzeige dieſes intereſſanten Werkes nicht weitläufig zu werden; denn käme es uns blos darauf an, unſern Leſern eine angenehme Unterhaltung darzubieten, ſo fänden wir hier, ohne weiter ſuchen zu dürfen, den allerreichſten Stoff. Jeder erfreut ſich gern an einer guten Schilderung fremder Völker und Sitten, und deſto mehr gewöhnlich, je fremder jene uns ſind. Welches Land aber wäre an Culturſtufen, Sitten, Gebräuchen, an menſchlichen, thieriſchen und Pflanzenbildungen, an gewaltigen Naturſcenen, Völkerzuſtänden, Religionen, an den verſchiedenartigſten menſchlichen Naturanlagen endlich reicher als Afrika. Der Menſch gleicht ſich überall unter der Sonne, und unter den verſchiedenen Negerſtämmen des Kongolandes trifft der beobachtende Blick auf eine Wiederholung derſelben Unterſchiede in den Anlagen, Charakteren und Neigungen, welche die Völkerſtämme Europas von einander trennen und trotz der alles nivellirenden Civiliſation wol noch lange trennen werden. So iſt Hauſſa das afrikaniſche England, der Mandingo iſt der Franzoſe des Negerlandes, der unterdrückte Fanti hat die Gemüthsanlagen des Deutſchen und ſeine Duldungsfähigkeit, der Aſhantee iſt der Ruſſe Afrikas, der bigotte Fullah iſt dem Spanier ähnlich, und der kunſtfertige Bewohner von Dahomey iſt der Italiener des Kongolandes. Dieſe Analogie eines verhältnißmäßig kleinen Landſtriches wiederholt ſich im Großen und in vielen andern Theilen Afrikas; die Schilderung ſolcher Volkszuſtände aber gibt Bild und Unterricht, wie ſie für das Studium der Menſchengeſchichte überhaupt äußerſt hülfreich ſich erweiſen. Jeder ruft mit dem talentvollen Verf. dieſes Gemäldes bei der Schilderung Bowdich's von ſeiner Audienz bei dem Aſhantekönig Sai gewiß aus: „So mochte das Troja belagernde Griechenland etwa ausſehen, ſo war des Darius Perſerheer vielleicht gerüſtet und beſchaffen, eine ſolche Macht zog den Römern in Mithridates entgegen, dies iſt das Bild der über Europa hereinſtürmenden Barbaren, und eine ſolche Audienz mochte Leo der Große bei Attila beſtanden haben."

Doch wir ſind in medias res hineingeſprungen, ohne dem Leſer zuvor, wie wir ſollten, anzuzeigen, daß dies geiſtvoll und

trefflich gearbeitete Gemälde Afrikas zu einem Werke gehört, welches selbst unter der überschwenglichen Menge von schätzbaren Bildungsmitteln, welche unsere Zeit der lernfreudigen Jugend darbietet, eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. Es bildet den elften und zwölften Band in Schüz's „Allgemeiner Erdkunde" von Tielcke und Sommer herausgegeben. Unter allen Theilen dieser Sammlung jedoch, die wir kennen, scheint uns Afrika (ἀ-φριχος, das Land ohne Kälte) den wärmsten und geistreichsten Bearbeiter gefunden zu haben. Er hat sich für seine Darstellung einen eignen prägnanten und reflexionsreichen Styl gebildet, der an den in Tacitus' „Germania" erinnert, allerdings für Völkerschilderung ein ewiges Muster. Niemals ist er ein trockener Berichterstatter, stets ein belebter Erzähler und ein glücklicher Maler, reich an Zurückweisungen auf die allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts, an Betrachtung über die verschiedenen Culturzustände, in ihren guten und ihren bösen Nebenbedingungen, zur Menschlichkeit aufrufend, über die Fehler belehrend, welche bei den Versuchen, Afrika zu colonisiren oder zu civilisiren, überall begangen worden sind, und bessere Anweisungen, glücklichere Maßregeln bevorwortend. Dies unterscheidet seine verdienstvolle Arbeit von einer dürren geographischen Schilderung, welche, überall unerfreulich, für Afrika vollends dem Lande der nubischen Wüste geglichen haben würde. Er hat durchaus aus guten Quellen geschöpft: Bruce, Clapperton, Denham, Park, Burckhardt, Bowdich, Rüppell, Laing und ähnlichen. Selbst Lander's Bericht ist ihm schon bekannt, und er weiß bereits, wohin der Niger (Djoliba) ausmündet. So ist denn seine Beschreibung nicht allein überaus unterhaltend und geistvoll, sondern auch erschöpfend und für den Geographen vom Fach ein treffliches Handbuch, eine reiche Quellensammlung, welche ihn nicht leicht rathlos läßt.

Der Inhalt des Werks zerfällt in folgende Abtheilungen. Afrika, als Welttheil, in der Uebersicht ganz vorzüglich. Hier berechnet der Verf. die Bevölkerung dieses Welttheils, Zeune's 800 Mill. gegenüber, auf nicht mehr als 139½ Mill., und auch hier dürften, unserer Meinung nach, einige Sätze (z. B. 14,800,000 auf Marokko und 100 Mill. Neger) noch eher zu hoch als zu gering angeschlagen sein, wenngleich Aegypten wol mehr als 3 Mill. und Abyssinien mehr als 3½ Mill. Einw. zählen mag. Die besondere Schilderung beginnt mit Südafrika von 5° N. B. bis 35° S. B., und der holländ. Capcolonie. Die Greuel der englischen Administration dieses Landes deckt der Verf. nach Philipp auf und bringt ein System an den Tag, das an Unmenschlichkeit vielleicht nirgend seines Gleichen hat, und das man dann durch öffentliche Verleumdung der armen Eingeborenen zu rechtfertigen strebte. Dr. Philipp aber schildert den Buschmann wol als wild und schwer zu bändigen, aber doch nicht als so gottverlassen, wie seine Vorgänger. In dieser Colonie steht der Weinbau in hoher Blüte, das Jahr 1823 lieferte 3,200,000 Gallonen Wein, von denen jährlich etwa eine Million ausgeführt wird; etwa der dreißigste Theil von dem Weinertrage ganz Frankreichs. Die jetzige Verwaltung hat den Gouverneur fast souverain gemacht. Auf die Capcolonie folgt das Kafferland; die Ostküste von Corrientes, Cap Delgado bis nach Habesch (Abyssinien) eine tödtliche Küste, welche nur das Gold aufsuchen ließ; Mozambic, Monomotapa, Sena, Sofala von wilden Raubhorden bewohnt, welche den Portugiesen zinsbar sind; in Mozambic wohnen doch 500 europäische Familien. Die freien Hottentotten und Beetjuans beschließen diese Abtheilung, auf welche Niederguinea, Angola, Kongo, die Biafraküste, wilde Negerländer, denen das Licht vom Süden her erst noch kommen soll, folgen. Oberguinea, das Kongoland, ist reicher an abwechselnden Sittenzuständen und bis auf tiefe Strecken ins Land hinein schon mit den Europäern bekannt. Die Küste von Benin, die Goldküste, die Sklavenküste strotzen von alten, zum Theil wieder aufgegebenen Niederlassungen. Höchst anziehend wird dieser Abschnitt durch die ausführliche Schilderung der Ashantees, dieses plötzlich hervorgetretenen wilden und kriegerischen Bergvolkes, das 150,000 Streiter stark, die Negerreiche der Fantee in wenig Jahren sämmtlich umgestürzt, das britische Regiment an der Goldküste erschüttert hat und in diesem Theil Afrikas zu weltstürmenden Römern zu werden droht. Dies merkwürdige Volk, das nach Bowdich's vielleicht etwas romanhaftem Berichte geschildert wird, ist nicht ohne Fortschritte in Kunst und Luxus; Gold ist bei ihm ein gewöhnliches Metall, der König und seine Caboceers (Adel) beherrschen es mit wilder Gewalt, die nur durch die eines blutigen Aberglaubens übertroffen wird. Das Blut fließt in Strömen zum Vergnügen des Fürsten, bei seinen Festen; ohne Anlaß, ohne Schuld sterben Hunderte, wenn der Priester sagt, der Fetisch verlange ein Opfer, und was das Unbegreiflichste ist, sie sterben zufrieden und lassen sich martern ohne Klage, ohne Widerstand. Hier scheitert unsere Psychologie an dem Räthsel der Erscheinung. Streitet nicht der Wurm für sein Leben, warum der Mensch nicht, und obenein ein von Natur tapferer Mensch? Ein Greis, bei dem Bowdich herbergte, ist verurtheilt. Alles, was er dagegen thut, ist, um eine bestimmte Hinrichtungsstelle zu bitten. Bei den Leichenfesten stürzen die Leibwächter des Fürsten auf das Volk und morden, was ihnen vorkommt. Dies Volk, in dem Jeder Krieger ist, liebt Musik leidenschaftlich, versteht sich auf vielerlei Künste, bildet schöne Gefäße, schmelzt Metalle, verbraucht entsetzlich viel Pulver, besitzt dänische und holländische Waffen, Gold in ungeheurer Menge und stellt uns ziemlich treu (die Menschenopfer abgerechnet) das Bild des Hunnenheeres unter Attila dar. Nur daß es ein schönerer Menschenschlag, kräftig, glänzend schwarz, ohne Negerphysiognomie, den Bildern auf ägyptischen Monumenten ähnlich ist. Sie haben eine Tradition von Noah und weisen damit auf eine nordafrikanische Abstammung hin. Cumassie mit 100,000 Einw. ist ihre Hauptstadt; ihnen gehorchen alle Nachbarvölker als Besiegte. Die Fulah- und Mandingostämme folgen nun, Freetown, die Sierra-Leone-Colonie; hierauf Senegambien, nach des jüngern Park's Bericht, wo der Mandingo, der Jalofe, der Fulah, endlich der Maure herrschend, ist ein Schauplatz ewiger Kriege und Verheerungen, wo der Himmel sich stets vom Brande großer Städte röthet, und das Blut fließt, ohne daß man wüßte, weshalb. Geht der Mensch wirklich als Raubthier, mit einer angeborenen Lust an Blut und Zerstörung, aus den Händen der Natur hervor? Diese Frage ist noch unbeantwortet. Oder muß hier Selbstzerstörung walten, um der Ueberfüllung entgegenzuwirken, da das Geschlecht sich allzu reichlich reproducirt? Der Verf. schildert uns bis Sudan und Nigritien hin 45 kleine Reiche. Er ist der Meinung, daß das bisherige Verfahren bei den Versuchen, der Civilisation in diesen Gegenden Eingang zu verschaffen, völlig verkehrt sei. Man versündigt sich durch einseitige Empfindelei an sich selbst und seinen Zwecken. Nicht eher wird der Zustand der Negervölker besser und menschlicher werden, als bis man sie durch Gewalt, eine menschliche Regierung anzuerkennen, nöthigt. Nicht arkadische Naturkinder sind es, mit denen man hier zu thun hat, sondern mit durch die Schuld Europas, Sklavenhandel und Branntwein, entsittlichten Völkern. Man lege förmliche Besatzungen unter sie, führe eine strenge Regierung ein; aber man wähle menschliche, kluge und gebildete Männer, denen ein abgegrenzter District zu gehorchen habe. Die Handelsniederlassungen erreichen diesen Zweck nicht. In Sudan ist Caillé unser Führer, den wir gern nach Timbuktu begleiten, wie Clapperton nach Sakatu, die größte Centralstadt der Fellatas. Burnu und Haussa, das Becken des Tschadsees, Mandara, wohin Denham uns führt, folgen dann; ihnen die Wüsten Sahara mit ihren zehn Oasen und Sahel nach Rifaud und dem geistvollen Prokesch; Tibboes, Tuarik und Mauren sind ihre Beherrscher. Das Atlasland, Marokko, Algier und Tripolis machen den Beschluß dieses Landes.

Der zweite Theil ist dem Nillande, von Abyssinien anfangend, Nubien und Aegypten gewidmet. Schon der Umfang dieser Schilderung ließ erwarten, daß der Verf. Dem was war, hier ebenso viel Aufmerksamkeit geschenkt haben würde, als Dem was ist. Das Letzte ist traurig, das Erste ein herrliches, hellstrahlendes Bild!

In dem Nil selbst sieht er eine der Quellen, aus denen die Natur Segen über die Erde hin ausgeströmt hat. Er blickt auf die Geschichte des Menschengeschlechts zurück und ruft aus: „Ohne diesen Strom wäre kein Aegypten und keine Cultur Aegyptens; ohne diese aber ist es eine schwer zu bejahende Frage, ob der Leser d. Bl. lesen, und ich — schreiben könnten würde.“ So treten wir aus der Wüste in einen lebenvollen Waldgürtel hinaus, wo die gütige Natur eine ihrer ewig jungen Brüste hingestellt hat, aus welcher der nie versiegende Quell des Lebens hervorströmt. Denn Stromthäler bleiben nicht unbewohnt. Bruce führt uns zu den Quellen des Bahr el Azrek, des blauen Nils; die Quellen des weißen sind noch ungesehen. Die Reise, die Stille eines lebenlosen, nie durchforschten Landes ist reizend; die wildesten Raubthiere selbst fliehen bei dem ungewohnten Anblicke des Menschen. Der Verf. hält an den höhern Altersberechnungen der ägyptischen Kunstdenkmale aus guten Gründen fest. Die eingemauerten Ruinenfragmente in den uralten Tempeln von Karnak können auch wirklich kaum jünger als 6000 Jahr sein. Oder sollte Aegypten, wie eine Minerva, mit aller Kunst wohlgerüstet, auf einmal aus Jupiters Haupt hervorgesprungen sein? Die Beschreibung der Alterthümer zeigt den Verf. als einen verständigen und sorgsamen Antiquar, wenigstens als einen glücklichen Sammler wohlverstandener Nachrichten. Beide Länder, Nubien wie Aegypten, sind in diesem Betracht erschöpfend dargestellt. Die Inseln um Afrika, Madagaskar, die Seychellen, die Admiranten, die Mascarenen, Mauritius, Helena, die capverdischen, canarischen, azorischen Inseln machen den Beschluß, Abschnitte, denen für unsere Leser, wenn es der Raum erlaubte, ein reicher Stoff zur Unterhaltung zu entlehnen wäre.

Die Kupfer, 12 an der Zahl, sind zum Theil sehr erfreulich, wie Marokko, Jamestown, Algier; andere sind roher und minder löblich; das ganze Werk aber gereicht dem Verleger wie dem Verf. zur Ehre und verdient eine unbedingte Empfehlung, als seinem Zwecke für Belehrung wie für Unterhaltung vollkommen entsprechend. 34.

Plaintes d'un Marseillais à Barthélemy, par J. *Cyprien Roumieu*. Paris, 1832.

Miser! o miser! omnia ademit
Una dies infesta tibi tot praemia vitae.
(*Lucret.* l. 3.)

Wenn man Abends sechs Uhr den Boulevard des Italiens zu Paris besucht und einen Blick in die glänzenden Cafés restaurans wirft, so sieht man hier, ob nun im Café de Paris oder bei Riche oder im Café anglais, einen scherzenden, lachenden, Champagner trinkenden Verein von Don Juans, die aber dabei so bleichen, verstörten Angesichts sind, als wüßten sie schon, daß sie der Teufel bald holen wird; angezogen durch das Gelächter und den Knall der Champagnerpfropfen sammeln sich vor der Thür des Cafés 1000, 2000 Menschen, und plötzlich deuten 1000, 2000 Zeigefinger auf den Zecher, der am meisten lacht, am hurtigsten trinkt, am verstörtesten aussieht, und im Chor, zum Schrecken der zechenden Gesellschaft, ruft die Menge: dieser dort, der blasse Zecher, ist — Barthélemy.

Barthélemy, der feurige Barde französischen Ruhms und Freiheitssinnes, hat sich bekanntlich für 50,000 Francs an das juste milieu verkauft und eine Flugschrift zu Gunsten der Ordonnanz vom 7. Juni publicirt, welche Paris auf einige Wochen in Belagerungszustand setzte. Warum hat er sich verkauft? „Weil er sein Geld“, erwiderten die Blätter, „in Frascati's Spielhaus verloren.“ Dies ist nicht wahr, eine Verleumdung; er konnte sein Geld nicht verlieren, er hatte keins. Der wahre Grund, weshalb er sich verkaufte: er wollte welches haben. Und der Grund, weshalb der Kauf zu Stande kam: die Minister begingen die Thorheit, ihm welches zu geben.

Herr v. Argout, der Handelsminister, glaubt freilich, er habe etwas sehr Gescheites gethan, indem er Barthélemy bestach. Erstens, dacht' er, wird der böse Mensch fernerhin nicht erzählen, daß ich, Minister der tricoloren Regierung, vor 17 Jahren die dreifarbige Fahne auf öffentlichem Markte verbrennen ließ. Zweitens, sagt' er, mache ich den Barthélemy für die Zukunft unschädlich. Hr. v. Argout irrt sich vielleicht. Wenn morgen Barthélemy wieder zur Opposition übertritt, schadet er dem Ministerium so viel wie früher. Die Opposition würde ihn auch ohne Bedenken wieder in Gnaden aufnehmen. Ja, die politischen Parteien scheinen in neuerer Zeit für die Ueberläufer eine ganz besondere Neigung zu verspüren. Hat doch die tricolore Regierung einen Mann zum Minister erwählt, der früher die tricolore Fahne verbrannte. Eine andere Frage ist es: thut die Opposition recht, wenn sie den Ueberläufer wiederaufnimmt? Ursprünglich war Barthélemy für die Bourbons *), er verrieth sie und ging zur Opposition über; jetzt verräth er die Opposition und steht wieder bei Bourbons. Der Cyclus ist vielleicht noch nicht zu Ende. Wenn es denn doch im Sinne der Opposition liegt, Barthélemy wiederanzunehmen, so darf sie sich, als Till Eulenspiegel, herzlich freuen, daß er jetzt zum juste milieu gehört und Flugschriften für den Belagerungszustand schreibt.

Cyprien Roumieu aber freut sich nicht; ein Landsmann Barthélemy's, erschrak er über die Schande seiner Vaterstadt Marseille; Franzose und durchglüht vom Gefühl der Ehre, beweinte er, daß der gefeierte Barthélemy das Vaterland eines unbefleckt grünenden Lorbers beraubte. Es ist in diesem Gedicht eine Strophe, welche hoffen läßt, daß bis zur einstigen Wiederbekehrung Barthélemy's ein Anderer, Cyprien Roumieu, seine Stelle in der patriotischen Dichtung ruhmvoll einnehmen wird, und wir dürfen wol auch, trotz der vielen Beispiele des Wankelmuthes französischer politischer Dichter, die Zuversicht hegen, daß Roumieu ausdauernder in seinem Freiheitssinne sein wird als der zechende, Champagner trinkende, bleiche Barthélemy, dem er den zermalmenden Zuruf entgegenschmettert:

Dis-moi, sais-tu quel est l'implacable anathème
Qui poursuit sur la terre et dans la tombe même
Le citoyen félon?
C'est plus que le remords, c'est plus que l'infamie,
C'est plus que l'échafaud... car c'est de la patrie
La malédiction! 157.

Miszellen.

Dem Marschall Turenne boten die Deputirten einer großen Stadt Deutschlands einst 100,000 Thlr. an, damit er nicht durch solche den Weg mit seiner Armee nehmen möchte. „Meine Herren“, sagte er, „ich kann Ihr Geld nicht mit gutem Gewissen annehmen, denn ich hatte gar nicht die Absicht, auf meinem Marsche Ihre Stadt zu berühren.“ So sprach damals ein königlicher Marschall; wie die kaiserlichen Marschälle in diesem Falle gesprochen haben würden, wissen die Deutschen recht gut.

Als der Herzog von Bordeaux im November 1820 geboren wurde, war es schon dunkler Abend geworden, als die Ordre erging, den Parisern den Erfolg dieser segenbringenden Geburt bekanntzumachen. Dem Herzoge von Richelieu wurde jedoch gerathen, daß es vielleicht besser wäre, den Anbruch des Tages dafür abzuwarten, und dann erst die Kanonen lösen zu lassen, worauf er erwiderte: „Für solch ein glorreiches Ereigniß ist jederzeit Tagesanbruch!“ 42.

*) Das ministerielle pariser Blatt: „France nouvelle“, hat vor einigen Monaten die erste Dichtung Barthélemy's wiederabgedruckt, worin er den Herzog von Berry und überhaupt die ältern Bourbons feiert. Die Epigrammatiker versichern daher, das juste milieu habe Barthélemy wegen seiner ursprünglich der Legitimität gezollten Verehrung angeworben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 258. — 14. September 1832.

Das manichäische Religionssystem nach den Quellen neu untersucht und entwickelt von Ferdinand Christian Baur. Tübingen, Osiander. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

So viel auch seit geraumer Zeit, namentlich durch Neander, zur Aufhellung jener merkwürdigen theosophischen oder vielmehr kosmosophischen Richtung geschehen ist, welche vom zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung ab vorzugsweise in Syrien und Aegypten sich unter christlichen Gemeinden ausgebildet hatte und unter dem Namen des Gnosticismus und der Gnostiker bekannt ist, so hat man doch bisher auch Fremdartiges damit in Bausch und Bogen zusammengeworfen. Neuere gründliche Forschung hat sich nicht ohne glücklichen Erfolg die Aufgabe gesetzt, sowol die verschiedenen gnostischen Häupter und Parteien in ihrer Verschiedenheit aufzufassen, als auch die bisher damit verwechselten Häresen, welche aber zum Theil von ganz andern Principien oder Tendenzen ausgegangen sind als der Gnosticismus, davon zu sondern. So wird immer allgemeiner anerkannt, daß Marcion aus Sinope einer rein praktischen und gemüthlichen Richtung, welche sich nur zufällig mit einzelnen Meinungen der contemplativen Gnosis in Berührung setzte, gefolgt sei. So wird auch die manichäische Lehre in ihren wichtigen Abweichungen von dem Gnosticismus vollkommener begriffen, und wem in dieser Hinsicht die erste strenge Durchführung dieses Unterschieds, wie überhaupt eine quellenmäßige Schilderung der manichäischen Grundsätze und Meinungen und eine von den bisherigen Ansichten durchaus verschiedene Darstellung ihres Ursprungs verdankt wird, ist der Verf. der vorliegenden gelehrten Schrift, der scharfsinnige Forscher im Gebiete der alten Naturreligionen, Professor Baur in Tübingen. Er hat die zerstreuten und nur in fortwährender Vergleichung zu sicherm Ergebniß führenden Quellen unserer Kenntniß des Manichäismus wol im Ganzen erschöpft und vornehmlich die beiden Darstellungsweisen dieses Systems im Alterthum, von welchen die eine dasselbe mehr in einer concreten Form, in einer lebendigern und reichern mythischen Einkleidung und Ausführung gibt, während die andere die mythische Hülle und Form mehr abstreift und den abstracten Begriff, die logische Seite des Systems herauskehrt, so genau und harmonisch auf einander zu beziehen gewußt, daß das Eine in dem Andern sich ausgleicht und beide Formen der Darstellung neben einander bestehen können, indem sie nur auf eine aus der Individualität des Schriftstellers herrührende Verschiedenheit zurückzuführen sind (S. 9, 10).

Gleich von vorn herein erklärt der Verf., daß der Manichäismus und der Gnosticismus beide nicht nur nicht, wie von Andern behauptet worden ist, im Christenthum wurzeln, sondern eine ganz andere Natur und sogar feindselige Richtung haben, dennoch hinwiederum beide in sehr wichtigen Momenten auseinandertreten. Die Berührung der beiden Systeme mit dem Christenthum, heißt es S. 1 fg., ist eine so außerordentliche und äußerliche, daß wir auf einen vom Standpunkt des Christenthums völlig verschiedenen gestellt werden; es steht hier nicht Dogma gegen Dogma, sondern Religionssystem gegen Religionssystem, und wir treten aus dem speciellen Gebiete der christlichen Religionsgeschichte in das der allgemeinen Religionsgeschichte hinüber. Das Religionssystem, das hier zwar in mannichfache äußere Berührung mit dem Christenthum kommt, aber bei aller Befreundung im Einzelnen einen sehr tiefgehenden Gegensatz gegen dasselbe bildet, ist, wenn wir das Wesentliche vom minder Wesentlichen scheiden und auf die allgemeinen Principien zurückgehen, das heidnische, sofern wir ihm den Charakter einer Naturreligion beilegen müssen, welcher der ethische Charakter des Christenthums noch fremd ist. Treffen in dieser gemeinsamen Richtung der Gnosticismus und Manichäismus völlig mit einander zusammen, so unterscheidet sich dagegen der letztere vom erstern durch eine mit größerer Consequenz versuchte Durchführung des aufgestellten Princips und, was die unmittelbare Folge hiervon ist, einen noch schärfern Gegensatz gegen das Christenthum. Wie schon in den alten Religionen der vorherrschende Polytheismus auf einer gewissen Stufe in den Dualismus überging, so trägt auch der Gnosticismus im Allgemeinen ein mehr polytheistisches Gepräge an sich, während der Manichäismus seiner ganzen Gestaltung nach dualistisch ist. Im Zusammenhange damit steht die Mannichfaltigkeit der Formen, in welchen sich der Gnosticismus in einer Reihe von Sekten auf verschiedene Weise modificirte und individualisirte; der Manichäismus dagegen behauptet auch in dieser Hinsicht den strengern Charakter der Einheit.

Im ersten Abschnitt stellt der Verf., nach den einleitenden literarischen und kritischen Vorbemerkungen, den Dualismus des Manes in Hinsicht der Principien auf und zeigt, wie der in dem Vaterlande des Manes herrschende Zoroastrische Glaube an den Gegensatz von Licht und Finsterniß, Ormuzd und Ahriman, sich bei Manes gleichfalls, doch mit der eigenthümlichen strengern Entgegensetzung von Geist und Materie, Gott und Hyle, wiederhole, wobei indessen in der concretern Darstellung des Systems das mythische Reich und der Fürst der Finsterniß in positivem Charakter auftreten, hingegen in der logischen Auffassung sich in den negativen Begriff des Abstractum Hyle auflösen; und dem Hange zur mythisch-bildlichen Verheimlichung, welchem sich Manes in der ganzen Construction seines Systems so gerne hingab, scheint das dunkle Bewußtsein zum Grunde zu liegen, daß, sobald einmal irgend ein Princip außer Gott angenommen wird, seine Realität nur eine scheinbare sein kann, womit zugleich auch an jeden Beurtheiler die Foderung gemacht werde, ein solches System nicht blos als ein philosophisches System nach der logischen Strenge des Begriffs, sondern zugleich als ein mythisches Poem aufzufassen und die mythischen Gestalten desselben genetisch vor sich entstehen und wiederum verschwinden zu lassen (S. 39, 40).

Der pantheistische Charakter des Manichäismus liegt vornehmlich darin, daß in der Entgegensetzung und Mischung beider Principien die vorhandene Weltordnung schon besteht, also der Begriff einer Weltschöpfung hinwegfällt. Der Kampf, welcher die Bedingung des endlichen Daseins ist, wird so geschildert, daß zuerst nicht wie bei mehren gnostischen Systemen, in dem Lichtwesen eine Affection, herabzusteigen und die ihm entgegengesetzte Hyle zu durchdringen, entsteht, sondern umgekehrt die Hyle eine Sehnsucht und Begierde nach oben empfindet. Die Gottheit rüstet sich gegen den drohenden Einfall der finstern Mächte in ihr Gebiet; der von ihr ausgesendete Urmensch, der nach einer mythischen Darstellung täuschend in vielfach wechselnder Gestalt erschien, um die Mächte der Finsterniß zu reizen und anzulocken, daß sie mit ihrer ganzen Macht über ihn herfielen, eben dadurch aber an ihm ihre Wuth stillten, vermittelt zugleich den Sieg des Lichtes; denn wie nun die Hyle die von oben entsendete Kraft sah und verlangend ergriff und in sich verschlang, so wurde Gott durch die damit bewirkte Mischung, welche zugleich den Bestrebungen der Finsterniß gegen das Licht ein Maß setzte, Schöpfer der Welt. Die Weltseele, die göttliche Kraft und Natur des Urmenschen, ist nun in der Materie gebunden und wird in diesem Zustande der Gefangenschaft und leidensvollen Beschränkung Jesus patibilis genannt, eine der schönsten poetischen Ideen des manichäischen Mythus, der in allen Theilen der Schöpfung, in Thieren und Pflanzen, wie in der Bildung des Menschen, die Bestandtheile des von den Mächten der Finsterniß geraubten, zerrissenen und in der Materie verborgen gehaltenen Urmenschen ahnen heißt. Die Mischung von Geist und Materie, welche das Weltganze zu einem aus Leib und Seele bestehenden Organismus macht und sich in concreter Anschauung gleichsam als menschliches Individuum darstellt, concentrirt sich in dem einzelnen menschlichen Individuum als Mikrokosmus. Die Seele befindet sich in unfreiwilliger Gefangenschaft des Leibes, ein Schicksal, welches Manes aber auch wieder von anderer Seite als freiwilligen Abfall darstellt. Wie der menschliche Leib der Köder war, der die Seele anzog und gefangen nahm, so folgte auf diesen ersten Betrug der Dämonen, bei welchem der Mensch die reine Lichtnatur seiner Seele noch besaß, ein zweiter durch die Erschaffung des Weibes, der nur den Zweck hatte, in dem zuerst geschaffenen Manne die schlummernde Begierde zu wecken und ihn zu verführen. Durch die der Materie eigenthümliche Fortpflanzung sinkt nun die Seele immer tiefer in die Natur und unter die Gewalt der Materie, wodurch ihre endliche Rückkehr in das Lichtreich unendlich erschwert und verzögert wird. Diese Rückkehr soll aber doch gewonnen werden, das mit der Materie Vermischte muß wieder von ihr ausgeschieden, das Gebundene befreit, das Gefangene erlöst werden, eine allgemeine Läuterung alles psychischen Lebens, so viel möglich, zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführen. Wie das manichäische System die Schöpfung der Welt durch besondere göttliche Kräfte erfolgen läßt, durch die in dem Urmenschen ausgesendete und die nach seinem Raub durch die Mächte der Finsterniß die Ordnung und das Maß der Dinge bewerkstelligende, so steht auch dem allgemeinen Läuterungsproceß, welchem das ganze Naturleben unterworfen ist, eine eigne Lichtpotenz vor, die denselben nach einem bestimmten Gesetze leitet. Hier tritt nun der manichäische Christus auf. Er ist der in Sonne und Mond waltende Lichtgeist, welcher von dort zur Erlösung der gefangenen Weltseele wirkt und die von der Materie verschlungenen Lichttheile mehr und mehr wieder an sich zu ziehen strebt, was nach einer Angabe des Augustin durch den platonisirenden Mythus veranschaulicht wird, wonach die göttlichen Kräfte sich in der Lichtgestalt himmlischer Jünglinge und Jungfrauen den Dämonen darstellen und durch das ihnen erweckte Verlangen die Lichttheile aus den Banden der Materie befreien. Sonne und Mond ziehen das höhere Leben aus der übrigen Natur zu sich empor und werden schon in dieser Hinsicht als Lichtschiffe betrachtet, die die verschiedenen in der Schöpfung verbreiteten Lichtelemente an die Ufer des ewigen Heimathlandes hinüberbringen. In die Menschenwelt läßt sich Christus von Zeit zu Zeit in menschlicher Gestalt herab, um den Menschen ein sichtbares Bild seines Wesens vor Augen zu stellen, und wenn er den von ihm bezweckten Eindruck auf sie gemacht, das Bewußtsein der Lichtnatur wieder in ihnen erweckt hat, kehrt er zur Sonne zurück und wandelt sich wieder in die Gestalt der Sonne um. Eine einzige erlösende Offenbarung, wie sie das Christenthum behauptet, ist in den Quellen nicht hervorgehoben, und jedenfalls jede Manifestation des manichäischen Christus nur als eine scheinbare, nicht reelle anzunehmen, weil durch Vermischung mit der Materie Christus selbst unrein, also nicht im Stande sein

würde, die unreine Welt zu reinigen, die gebundenen Lichtseelen zu erlösen. Da in keiner Seele die Lichtnatur ganz vernichtet ist, so kommt es nur darauf an, daß die bereits vorhandene Kraft aufs Neue geweckt und zum Bewußtsein des Menschen gebracht wird. Auch die Thätigkeit des Erlösers kann daher nur darauf gerichtet sein, in dem Menschen das ursprüngliche Bewußtsein seiner höhern Natur wiederhervorzurufen, um mit dem Gefühl des Zustandes der Knechtschaft, in welchem er sich befindet, eine Sehnsucht nach Befreiung aus demselben anzuregen, wodurch von selbst die gebundene Kraft des Menschen zu ihrer vollen Wirksamkeit gelangt. So wurde auch von Manes ein pelagianisches Christenthum, d. i. ein solches, dessen Kraft ursprünglich im Menschen selbst lag, nicht als ein neues Lebensprincip ihm von der Offenbarung mitgetheilt wurde, festgehalten; Christus war Lehrer, nicht Erlöser im höchsten Sinne. Den ganzen ethischen Theil der manichäischen Heilsordnung befaßten daher auch die unter dem Namen der Signacula oris, manuum et sinus begriffenen Vorschriften. Dahin gehörte namentlich die strenge Lebensweise, sofern sie auf die eigenthümliche Ansicht von dem in der Materie liegenden bösen Princip gegründet war. Der Manichäer mußte sich aller materiellen Nahrungsmittel enthalten, die die sinnlichen Triebe des Leibes, statt sie, wie es Pflicht ist, zu unterdrücken und zu tödten, nur nähren und entzünden. Um das Fleisch, den Sitz der bösen Begierden, nicht gegen den Geist zu reizen, war vor Allem der Genuß des Fleisches auf das strengste verboten; das Fleisch galt überhaupt für unreiner als irgend etwas Anderes, denn obwol in jedem aus Fleisch und Blut bestehenden Körper auch ein Theil der Lichtseele ist, so ist jedoch, wenn im Tod die Seele entflieht, Dasjenige, was zurückbleibt, eine durchaus unreine und verunreinigende Masse. Daher lebten die Manichäer von Feld- und Gartenfrüchten, besonders solchen, welche wie die Melonen, ihre Lieblingsspeise, durch Geruch und Farbe ihre Lichtsubstanz beurkundeten. Auch geistige Getränke waren ihnen verboten. Den Wein, um seine Natur zu bezeichnen, nannten sie die Galle des Fürsten der Finsterniß. Ferner durften sie kein Thier- und Pflanzenleben verletzen. Freiwillige Armuth war gleichfalls empfohlen, vornehmlich aber Keuschheit und sogar Enthaltung von der Ehe, weil nach ihrer Meinung die Seele durch die geschlechtliche Fortpflanzung unter die Macht der Hyle herabsinkt.

(Der Beschluß folgt.)

Asiatische Literatur.

Unser als Orientalist und Archäolog berühmter Landsmann Julius Klaproth in Paris hat die Freunde der asiatischen Literatur durch zwei sehr interessante Mittheilungen erfreut. Im Juliheste des „Nouveau journal asiatique" gibt er Nachricht über die chinesische Encyklopädie des Ma touan lin, welche den Titel „Wen hian thung k'hao", oder gründliche Nachforschungen über die alten Denkmäler von Ma touan lin, führt; und zweitens eine größere Abhandlung in 4.: „Aperçu de l'histoire mythologique des Japonais". Die Encyklopädie des Ma touan lin wird als ein durchaus wohl ausgeführtes Werk, welchem Europa kein anderes dieser Gattung an die Seite zu stellen hat, gerühmt und empfohlen. Schon Deguignes d. Ä. hat den größern Theil der Materialien, welche er zu seinen „Mémoires académiques" und zu seiner „Geschichte der Hunnen" verwendet, aus dem „Wen hian thung k'hao" entnommen, und Abel-Rémusat hat zahlreiche Auszüge aus dem Werke des Ma touan lin gemacht, um über die Erdkunde des östlichen Asiens helleres Licht zu verbreiten; auch andere Geschichtsforscher haben diese Encyklopädie benutzt und in derselben sehr schätzbare Hülfsquellen gefunden.

Die in dem „Wen hian thung k'hao" enthaltenen Gegenstände gehören vorzüglich der Geschichte an, welche sich aber nicht allein auf die Bewohner des Reichs beschränkt, sondern sich über Regierungsform, Sitten, Gebräuche, Literatur, mit einem Worte über die Fortschritte der allgemeinen Cultur, seit dem Entstehen des chinesischen Reichs bis zum Jahre 1224 nach Christi Geburt, ausbreitet.

Ma touan lin hatte sein Werk in 24 Men oder Sectionen, und diese in 348 Bücher abgetheilt. Diese 24 Sectionen berühren alle Verhältnisse des Reichs, handeln von dem Eigenthume der bebauten Gründe; von dem Gelde und den Waaren; von der Zahl der Familien und Seelen, von den Aemtern und Würden, von den Zöllen und Abgaben, vom Handel, von der Grundsteuer, den Staatsausgaben, von der Prüfung und Anstellung der Beamten der Regierung, von den Schulen und dem öffentlichen Unterrichte, von den Opfern unter freiem Himmel und in den Tempeln, von den Tempeln der Vorfahren, von den kaiserlichen Ceremonien u. s. w. und sind für den Geschichtsforscher, den Gelehrten und Wißbegierigen von gleichem Interesse.

Ebenso ansprechend und lehrreich sind Klaproth's Mittheilungen über die mythologische Geschichte Japans. Die Fabelgeschichte Japans gibt diesem Reiche ein maßloses Alter; sie läßt die erste göttliche Dynastie hunderttausend Millionen Jahre herrschen und stellt den Anfang der zweiten 836,702 Jahre vor unsere Zeitrechnung. Unterrichtete Japaneser halten zwar diese Angaben für lächerlich und bekennen, daß der Ursprung ihres Volks in ein dichtes, undurchdringliches Dunkel gehüllt sei. Die am meisten verbreitete und wahrscheinlichste Meinung ist, daß Japan durch chinesische Colonien, welche sich daselbst zu verschiedenen Zeiten niedergelassen haben, zwar nicht bevölkert, doch daß dessen Urbewohner durch sie gebildet worden sind. Hr. Titsingh führt in einem kurzen, wenig Nutzen gewährenden und in holländischer Sprache geschriebenen Manuscripte, über das Alterthum der Chinesen, die Colonie an, welche von Go-no Tal sak, d. h. von Thal pè aus dem Lande Ou, dahin geführt wurde, und führt bei dieser Gelegenheit folgende, aus einem japanesischen Werke entnommene, durch ihn oder besser durch seinen Dolmetscher (er selbst verstand weder japanisch noch chinesisch) schlecht erklärte Stelle an: Go-tan (kung-than), Großvater des Bu wo (Wu-wang), hatte drei Söhne; der älteste war Go-no Tal sak (U Thai pe), der zweite Tsiu yei (Tschung-yung), und der dritte Ki riak (Ki ly). Dieser Letztere folgte seinem Vater nach, und sein Sohn wurde unter dem Namen Bu wo (Wu wang) Kaiser. Als Ki riak den Thron bestieg, schnitten sich seine zwei ältern Brüder die Haare ab und gruben sich Figuren in die Arme ein, bestrichen solche mit einer schwärzlichen Materie und zogen sich darauf in eine, im Westen Chinas gelegene Gegend zurück. Go-no Tal sak begab sich gleich nach seiner Flucht von Hofe in das Land Go (U), im südlichen China, wo er einige Zeit in dem Dorfe Bai ris son verweilte. Als er dieses Dorf verließ, führte er mehre Einwohner desselben mit sich nach Japan. Er landete in der Provinz Finga, welche an die Provinz Satsuma grenzt, und schlug daselbst seine Wohnung in einem Tempel, Taka tewo genannt, auf. Seine erste Wohnung war jedoch in Felsen. Das Land wurde von fliegenden Insekten damals gereinigt, welche zwei Zoll lang waren, Tsu su ga hießen und einen tödtenden Biß hatten. Seine Gefährten lebten in Löchern, welche sie in die Erde gruben; doch sobald das Land urbar gemacht und bebaut wurde, verschwanden

die Insekten. Man behauptet, daß diese Insekten zu der Redensart Veranlassung gegeben haben, deren man sich in Japan als Antwort auf die Frage nach dem Wohlbefinden eines Menschen bedient, die Frage: „Wie befindest Du Dich?“ wird nämlich mit den Worten „Tsu su ga naku“, d. h. ich werde nicht von den Insekten geplagt, oder ich befinde mich wohl, beantwortet. Sehr interessant ist noch, was Klaproth über die sieben Generationen der himmlischen Geister mittheilt: „In der frühesten Zeit waren Himmel und Erde noch nicht getrennt. Damals war das me (yn) oder weibliche Princip nicht von dem o (yang) oder männlichen abgesondert. Das Chaos, welches die Gestalt eines Eies hatte, warf große Wellen wie ein heftig bewegtes Meer. Es enthielt jedoch die Keime aller Dinge; jene, welche rein und durchsichtig waren, erhoben sich und bildeten den Himmel, indeß Alles, was schwer und dicht war, sich niedersenkte, stockte und die Erde hervorbrachte. Die leichten Stoffe vereinigten sich und bildeten den Aether, die schweren und dichten verhärteten sich dagegen. Der Himmel wurde daher zuerst, und in der Folge die Erde gebildet. Zwischen diesen beiden entstand ein göttliches Wesen, Kami (Shin shing); von dieser Periode an begann, wie man sagt, die Schöpfung. Eine Insel von weicher Erde schwamm auf dem Wasser wie ein Fisch; zu gleicher Zeit erzeugte sich zwischen Himmel und Erde ein Ding, ähnlich dem Stengel der Pflanze Asi, welches sich in einen Gott umwandelte, dem der Titel Kuni toko tatsi-no-mikoto beigelegt wurde, und welcher der erste der sieben himmlischen Geister war.“ Sehr naiv ist die Schöpfungsgeschichte, welche wir indeß hier nicht mittheilen können. 112.

Neueste französische Romanenliteratur.

Der Pest des 14. Jahrhunderts verdanken wir in der Literatur ein „Decameron“ des Boccaz, und die Epidemie des 19. scheint ihrerseits ebenfalls, wenigstens in Frankreich, die Mutter zahlloser Romane und Novellen geworden zu sein, denn Romane sind gegenwärtig fast die einzigen Werke, welche die Buchhändlerkataloge in Paris füllen und die also auch die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums lebhaft beschäftigen müssen. Es fragt sich nun, inwiefern und inwieweit diese Literatur, die auch in Deutschland jetzt fast zu den einzig erscheinenden und gelesenen Leistungen der Poesie gehört, der Ausdruck der Stimmung ihrer Zeit in Frankreich ist. In Perioden der politischen Abspannung oder physischer Plagen hascht der Geist nach Zerstreuung und Erholung, und entflieht gern dem strengen Zusammenhange ernsterer Arbeiten, um sich im leichtern Reiche der Dichtung zu ergötzen. Von der andern Seite muß man auch anerkennen, wie der Roman ein so reichhaltiges und dehnbares Gebiet ist, daß man alle Interessen und Fragen der menschlichen Gesellschaft darin abhandeln kann und deshalb leicht durch ein zeitgemäßes Thema Anklänge bei allen Lesern zu erregen vermag. Während einige Schriftsteller auch in Frankreich angefangen haben, ihre Kunstideen im Romane niederzulegen, benutzen ihn Andere bereits zum Rahmen ihrer politischen Meinungen, und so hat man in Paris republikanische Romane, legitimistische, absolutistische, ja selbst Romane der rechten Mitte. Der Roman ist in Frankreich zur Tribune geworden, und der Romandichter dünkt sich heutzutage ebenso gut ein Staatsmann zu sein wie ein Journalist und ein Deputirter.

Unter den neuesten Erscheinungen in diesem Gebiete nennen wir: „D'Egmont: Paris et Saint-Cloud au 18 brumaire“, ein historischer Roman, der durch poetische und nicht selten höchst beredte Darstellung eine gewisse Nuance ehrenwerther republikanischer Gesinnung veranschaulicht, welche mit schmerzlichem Blick auf das Consulat zurücksieht und trauernd vor dem Kaiserthrone stillsteht, wie vor einem glänzenden Kenotaphium der Freiheit. Der Held des Romans, d'Egmont, erscheint als der Repräsentant dieser redlich gesinnten und gemäßigten Partei der Revolution, welche sowol in den Heeren als in den Clubs und Versammlungen die Krisis weder mit Leidenschaftlichkeit noch mit Gleichgültigkeit überstand, sondern sich stets frei von Vorurtheilen, nachsichtig gegen Mangelhaftigkeiten, streng gegen Verbrechen und als Feind aller Reactionen, von welcher Art diese auch sein mochten, bewies. D'Egmont erscheint in diesem Romane ebenso vollkommen in der Politik, als Amadis in der Chevalerie. Neben seinen Träumen von der Fortsetzung einer französischen Republik ist er zugleich verliebt, und Hortensia, seine Geliebte von Fleisch und Bein, wird fast zu derselben Zeit von einem Chouan getödtet, wo die Freiheit, seine Geliebte in der Politik, von Napoleon abgeschlachtet wird. Der anonym gebliebene Verf. hat in seinem Werke einige historische Portraits mit vieler Feinheit gezeichnet, obwol er sich zuweilen allzu sehr der französischen Manier hingibt, große Männer durch emphatische Phrasen zu charakterisiren.

In einem andern Romane von einer Dame: „Un mariage sous l'Empire“, von Madame S. Gay, dient die Politik ebenfalls zur Einfassung des Gemäldes. Hier sind es vornehmlich die Zustände des französischen Kaiserreichs, die uns aus der Darstellung der Verfasserin in scharf aufgefaßten Zügen entgegentreten. Besonders hat die Verfasserin die Sitten dieser Zeit ausführlich ausgemalt und diesem Theil ihrer Dichtung eine größere Aufmerksamkeit gewidmet als den romanhaften Partien derselben. Zwar hat auch sie den Stoff ihres Romans, wie so viele der heutigen französischen Ehebruchsromanschreiber, auf einen Ehebruch gegründet, doch erscheint dies Motiv bei ihr durchaus nicht als Zweck, sondern nur als ein hinzutretendes Mittel der Darstellung, und wenn sie auch dadurch dem Geschmacke des Tages einigermaßen hat opfern wollen, so ist es doch ohne Zweifel mit Geist und Talent geschehen.

Da wir einmal hier dieses heutzutage so beliebten Genres der französischen Ehebruchsromane Erwähnung gethan haben, so sei noch unter den neu erschienenen einer der ausgezeichnetsten hier genannt: „Indiana“, von G. Sand. Diese Dichtung ist ein wahrer Roman der Leidenschaft, die darin mit einer Glut und zugleich mit einer hinreißenden Beredtsamkeit auftritt, wie sie vielleicht selten geschildert worden. Aehnlichkeit im Styl hat mit ihm ein Roman von Delécluze: „Mademoiselle Justine de Liron“, aber es ist mehr die Leidenschaft im Salonston, die hier auftritt.

Ein Prachtwerk in der äußern Erscheinung und nicht weniger merkwürdig durch seinen Inhalt ist der neue Roman von A. de Vigny, betitelt: „Stello“, in Einem Bande. „Le cinq Mars“ desselben Verfassers war lange Zeit der beste Roman der weiland jungen Schule, er war der Diamant in der romantischen Krone, und man darf sich nicht wundern, wenn jene junge Schule, die heutzutage bereits einige graue Haare auf ihrem Kopfe zählt, von diesem ihrem Hauptwerke so viel Rühmens gemacht hat. Diesmal hat jedoch der Verf. keinen historischen Roman geliefert, sondern sich in seinem „Stello“ vielmehr die Aufgabe gestellt, mit Sterne und Hoffmann zu wetteifern, und der ineinandergemischte Styl dieser beiden großen Muster bildet in der That das Grundcolorit dieses Romans. Stello, der Held der Dichtung, ist ein Kranker, der an Vapeurs leidet oder an diables bleus, wie es die Engländer nennen. An der Seite dieses Kranken zeigt sich sein Arzt, der schwarze Doctor oder Noir, wie er auch schlechtweg genannt wird, denn sein Epitheton dient ihm zu gleicher Zeit zum Eigennamen. Dieser Mann hat die eigenthümliche Heilmethode, daß er seine Kranken dadurch curirt, indem er ihnen lange Geschichten erzählt, von denen man allerdings gestehen muß, daß sie an Zierlichkeit und Anmuth nicht leicht ihres Gleichen haben. Im Ganzen fehlt es jedoch dem Roman an einer durchgehenden Spannung des Interesses, und so dürfte er, ungeachtet so vieler trefflichen und glanzvollen Partien, doch dem größern Theile des Publicums minder zusagen. 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 259. — 15. September 1832.

Das manichäische Religionssystem nach den Quellen neu untersucht und entwickelt von F. C. Baur.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Je strenger nun und unnatürlicher diese Gebote waren, desto mehr fanden sie in der manichäischen Lehre von der Buße und in der Trennung der manichäischen Gemeinde in die beiden Classen der Auditores und Electi ein milderndes Gleichgewicht. Die auf die Sünde folgende Reue galt als Beweis dafür, daß die Sünde nicht die freiwillige That der Seele sei. Aber auch wenn der Seele ein bestimmterer Antheil an einer gewissen Sünde zuzuschreiben ist, wenn sie mit Bewußtsein und voller Willensfreiheit gesündigt hat, wird dadurch die Vergebung der Sünde nicht unmöglich gemacht. Auch hier hat die Reue Kraft genug, die durch die begangene Sünde auf der Seele lastende Schuld wieder aufzuheben. Denn auch die mit Bewußtsein und Absicht begangene Sünde ist, wenn auch an sich Sünde, doch zurechnungsfähige Sünde nur, sofern die die begangene That bereuende Anerkennung der Sünde nicht nachfolgt. So hielt die Leichtigkeit, womit Manes Sündenvergebung gewährte, gleichen Schritt mit der Strenge seiner sittlichen Gebote. Indessen hielt er doch den Grundsatz fest, daß die durch die drei Signacula verbotenen Handlungen mit einer höhern Stufe von Vollkommenheit nicht vereinbar seien. Es galt also eine doppelte Tugend, eine Tugend der Vollkommenen, eine andere der Unvollkommenen, welche der erste Schritt zu jener war. Jene, die Electi, waren das Ideal manichäischer Heiligkeit, welche übrigens, um auf ihrem Grade sich zu behaupten, der Verdienste der Auditores bedurften, die nun Dasjenige übernahmen und zu übernehmen gleichfalls eine heilige Verpflichtung hatten, was die Electi nicht thun durften, z. B. die zur Nahrung derselben dienlichen Gartenfrüchte einzusammeln.* Die Electi beteten dagegen für die Auditores und gewährten ihren sündlichen Handlungen Vergebung, zogen ihre Seele überhaupt zu sich herauf und dem Lichte näher. Ob und wie bei der einen und andern Classe Taufe und Abendmahl stattfanden, ist unausgemittelt; im März feierten sie ihr Jahresfest, Bema, zum Andenken an das Organ der Offenbarungen des Lichtgeistes Mani. Die Electi bilden den Mittelpunkt des Läuterungsprocesses der aus der Materie aufstrebenden Weltseele, und wie alle Lichtelemente von ihnen aus in der Welt befreit werden und durch sie hindurchgehen müssen, so werden sie selbst nach dem Tode durch die Bahn des Thierkreises in die beiden Lichtschiffe (s. oben) geleitet, zuerst in den Mond, und wenn dieser voll ist und sich gegen die Sonne hin entleert, in die Sonne und, von hier reingemacht, in die Wohnungen der höchsten Vollkommenheit. Mit diesen 12 Thierzeichen, durch welche die Seelen hindurchmüssen, hängt wol auch zusammen, daß Manes 12 Schüler gehabt haben soll, und daß die spätere manichäische Kirche immer ihre 12 leitenden Magistri hatte. Diese Beziehung scheint dem Verf. näher zu liegen als jene andere auf die Apostel Jesu. Auch die 72 Bischöfe der Manichäer lassen verwandte astronomische Deutungen zu. Die Ankunft der Seelen an dem Orte der Seligkeit wird durch einen mystischen Hochzeithymnus gefeiert, worin Christus, der Erlöser, als Bräutigam die endlich aus der Materie völlig erlöste, gereinigt und geheiligt zur Lichtwelt zurückkehrende Weltseele als seine Braut empfängt. Beschuldigten die Manichäer die katholische Kirche, daß sie nicht die wahre Braut Christi sei, so wollten sie dagegen ihre Kirche als solche geltend machen. Wenn daher die Seelen, deren Einheit die mit dem Erlöser vermählte Kirche bildet, in das Lichtreich zurückkommen, gelangen sie in selige Gefilde, in welchen Wohlgerüche duften, eine balsamische Luft weht, Bäume und Berge, Meere und Flüsse von süßem Nektar fließen und ihre Seligkeit kein Ende nimmt, an einen Ort der Lust und Freude, wie sich die Alten, und insbesondere die Essener, ihre Inseln der Seligen dachten. Ehe aber die Seelen zu diesem Ziele gelangen, haben sie eine lange Bahn der Wanderung zu durchlaufen. Es gibt überhaupt ein dreifaches Schicksal der Seelen. Nach dem manichäischen Dualismus gibt es zunächst zwei Classen von Seelen, davon die eine zur Seligkeit, die andere zur Verdammniß gekommen. In die dritte Classe gehören diejenigen, die noch in der Wanderung begriffen sind und bei der endlichen Entscheidung ihres Schicksals der einen oder der andern der beiden vorangehenden Classen anheimfallen werden. Nur die Electi sind der irdischen Wanderung enthoben. Die Auditores kommen entweder in Leiber von Menschen, die Electi werden, oder sie gehen in Pflanzen und Bäume über, deren Früchte von den Electi genossen

werden. Die übrigen Seelen wandern theils in Thierleiber, theils in Pflanzen, die nach dem System weniger rein sind, und müssen sich dann von hier in die höhere Sphäre des Pflanzen- und Menschenlebens erheben. So wird die Sünde auf demselben materiellen Wege, auf dem sie entstanden ist, gebüßt und getilgt. Wenn indessen der Vater des Lichts die ihm geraubten Stralen und Kräfte des Urmenschen wieder an sich gezogen hat, so stellt sich die relative Ohnmacht des Fürsten der Finsterniß, die Negativität der Hyle immer mehr heraus, ein Begriff, der jedoch nicht zur völligen Negativität herabsinken konnte, so lange ein Theil, wenn auch nur ein kleiner, des geraubten Lichtes, nämlich die der Verdammniß anheimgefallenen Seelen, in der Macht des Feindes blieben.

Diese nur im Allgemeinsten gehaltene Schilderung wird genügen, um den Lesern über die im fünften Abschnitt gegebenen Erörterungen des Verf. über das Verhältniß des Manichäismus zum Heidenthum, Judenthum und Christenthum und über die ursprünglichen Elemente, aus welchen derselbe hervorgegangen sei, das Urtheil möglich zu machen. Die Verwandtschaft der Lehre Mani's mit dem Heidenthum weist der Verf. durch die treffliche Entwickelung nach, daß allem Polytheismus eine dualistische Scheidung der Elemente zum Grunde liege. Was für den Manichäismus charakteristisch bleibe, sei nur die Schärfe des Gegensatzes, welchen er, hierin ganz an die Zoroastrische Religion sich anschließend, an die Spitze stelle; mehr auf die polytheistische Seite der Ausbildung neigt sich, wie schon früher gesagt, der Gnosticismus. Im Manichäismus und im Gnosticismus wird ferner die höchste Aufgabe der Religion auf dieselbe Weise wie im Polytheismus oder in der alten Naturreligion aufgefaßt; es fließt dem Menschen sein eignes Leben noch mit dem Leben der Natur auf eine Art zusammen, die es ihm nicht möglich macht, sich in dem innern Mittelpunkte seines Selbsts, als ein ethisches Wesen, in seiner wahren Individualität und Persönlichkeit zu ergreifen. So hatte denn auch der Manichäismus die symbolisch-mythische Form der alten Naturreligion des Heidenthums noch nicht abgelegt, und auch der manichäische Cultus, obgleich reiner und edler als der gewöhnliche heidnische, kann den Zusammenhang mit der Naturreligion nicht verleugnen. Dies muß um so mehr anerkannt werden, je eifriger der Manichäismus von aller Verbindung mit dem Polytheismus befreit zu sein behauptet. Mit dem Judenthum machten es die Manichäer ebenso, sie erklärten Judenthum wie Heidenthum für Werke des bösen Princips, indem sie am A. T. unwürdige Begriffe von Gott, anstößige Gesetze (Opfer von Thieren besonders) und Beispiele, den Mangel an Sündenvergebung und die Verheißung einer blos irdischen und himmlischen Glückseligkeit aussetzten, wohl aber auf der andern Seite manches Gute darin erkennend, dies als einen Lichtstral, der durch Verfälschungen getrübt worden sei, darzustellen suchten. Im Gegentheile nun gaben sie vor, das reine Christenthum zu besitzen, sofern Manes der von Jesu seinen Aposteln verheißene Paraklet sei. So geschah es denn, daß sie nach manichäischen Ideen das N. T. auslegten, und wo sie einen offenbaren Widerspruch gegen die Lehre des Manes zu finden meinten, wie z. B. in der Apostelgeschichte, welche die Sendung des Paraklet am Pfingstfeste erzählt, ausmerzten und verstümmelten, indem ihnen immer die eigne Vernunft, d. i. die manichäische Lehre, höchste Autorität und Kriterium blieb. Noch feindseliger gegen das Christenthum, als diese willkürliche Kritik der Urkunden desselben, war der manichäische Doketismus, oder die Ansicht, wonach das Leben Jesu keine objective Realität hatte, seine ganze Erscheinung ein bloßer Schein gewesen war. Mit dem Christenthum wollte der Manichäismus zwar ebenso nahe befreundet sein, als er dem Heidenthum fern zu stehen behauptete, was aber als echter Inhalt des Christenthums gelten sollte, war nur die dem Manichäismus eigne, in die Sprache des Christenthums gekleidete Form der alten Naturreligion.

Gegenüber von Neander und Gieseler, welche das Eigenthümliche des Manichäismus in einer Combination der Zoroastrischen und christlichen Religion zu finden meinen, behauptet nun der Verf., im Zusammenhange mit seiner vorangegangenen Darstellung, daß Manes nicht vom Christenthum aus auf sein System gekommen sei, vielmehr erst von seinem Systeme aus auch das Christenthum in den Kreis desselben gezogen habe, um es mit einer christlichen Außenseite Christen zugänglicher zu machen und es in einem sie anziehenden Lichte darzustellen. Der Zoroastrismus ist allerdings der Boden, aus welchem der Manichäismus hervorgewachsen. Allein es läßt sich bei aller Aehnlichkeit nicht verkennen die Unähnlichkeit im dualistischen Grundcharakter; es ist der Gegensatz zwischen Gutem und Bösem, welchen beide Systeme an die Spitze stellen, was aber bei Zoroaster zunächst nur der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß ist, ist dem Manes zugleich der Gegensatz zwischen Geist und Materie. Dort theilt sich die Schöpfung in gute und böse, reine und unreine Geister, Menschen, Thiere, Pflanzen u. s. f.; jedem edeln Geschöpfe des Ormuzd steht ein arges des Ahriman zur Seite. Bei Manes hat das Uebel der Welt einen tiefern Grund, die ganze thierische Schöpfung ist von dem Fürsten der Finsterniß hervorgebracht; die ganze materielle, aus körperlichen Wesen bestehende Welt, selbst der Leib des Menschen, ist aus einem bösen, unreinen Stoffe geschaffen, ein Werk der Finsterniß. Durch diese Verschiedenheit in Ansehung der Principien mußte auch eine wesentlich verschiedene Weltansicht begründet werden. Der Ormuzdverehrer mußte sich zwar vor Angriffen des finstern Geistes fürchten und vor jeder ahrimanischen Berührung und Befleckung hüten, aber doch war er mitten in die heitere, freudenreiche Schöpfung des guten Gottes hineingestellt. Dagegen bildet die düstere und schwermüthige Lebensansicht des Manichäers einen auffallenden Contrast. Wie Gott selbst an einer Welt, deren materielle Bestandtheile der Fürst der Finsterniß gibt, keine Freude haben und nichts mit ihr zu thun haben will, so kann auch dem Manichäer die Welt, in welcher er wider seinen Willen ist, nur in einem trüben Licht erscheinen.

Während die Zendbücher ferner von keiner Metempsychose wissen, die der Manichäer behauptet, streitet mit den Begriffen des Letztern die in der Zoroastrischen Lehre vorgetragene Auferstehung der Leiber. Auch nimmt nothwendig der manichäische Erlöser eine höhere Stelle ein als der Zoroastrische Mithras mit den ihm beigegebenen Genien, weil der manichäische Christus über jede Berührung der Materie erhaben sein muß. So kennt denn auch die Zoroastrische Lehre die Verbote des Fleischessens und der Ehe nicht. Manes wurde daher auch von seinen Volksgenossen als Neuerer und Häretiker betrachtet. Es müssen also die den Grundcharakter seines Systemes in der Abweichung vom Zoroastrismus bestimmenden Momente anderswo gesucht werden, wenn sie weder aus diesem, noch aus dem Christenthum, noch aus einer Combination beider hergeleitet werden können. Diesen Ursprung sucht nun der Verf. im Buddhaismus nach, den sich Manes auf Reisen in das Morgenland und auf einer uns berichteten Flucht aus seinem Vaterlande nach Indien angeeignet haben mag. Es findet nämlich eine Uebereinstimmung des Manichäismus und Buddhaismus statt in Hinsicht des Gegensatzes zwischen Geist und Materie; in Hinsicht der Lehre von der Weltentstehung durch das Herabfallen eines Lichtstrales in die untern Regionen, wo der Geist die Materie durchdringt; in Hinsicht der Lehre von der ganzen Entwickelung des Weltlaufes, sofern alles Lichte und Geistige sich aus den untern Regionen, in die es herabgekommen ist, wieder in die höhern hinaufarbeitet, und dies auch im Buddhaismus aus dem Gesichtspunkte eines Buß- und Läuterungsprocesses betrachtet wird; in Hinsicht der Lehre vom Weltende, wo aber freilich der Buddhaismus noch weiter als der in der Analogie des Zoroastrismus sich haltende Manichäismus geht und auf eine völlige Vernichtung und Auflösung des Ganzen in das Nichts, die Abstraction der ewigen Leere, hinausläuft; endlich aber vornehmlich in der Sittenlehre, welche in beiden Systemen denselben Geist ascetischer Strenge athmet; durch das Verbot des Fleischessens und der Ehe unterscheidet sich der Buddhaismus ebenso vom Brahmaismus wie der Manichäismus vom Zoroastrismus.

Welche Stelle nun der Manichäismus, seinem allgemeinen Geist und Charakter nach bezeichnet, in der Geschichte der Religionen einnehme, zeigt der Verf. S. 487 fg. Er steht auf jener merkwürdigen Grenzscheide, die die vorchristliche Welt von der christlichen, die alte Zeit von der neuen immer entschiedener trennte. Wie der neuerweckte Platonismus, erscheint er als ein großartiger Versuch, in welchem der der vorchristlichen Welt eigenthümliche Naturgeist der Religion auf den Hauptpunkten seines großen Gebietes, hier auf griechischem Boden, dort im fernen alterthümlichen Orient, seine letzten Kräfte sammelte, um sich dem durch das Christenthum hervorgerufenen Geist in einem auf Leben und Tod gewagten Kampfe entgegenzustellen. Hier war es die griechische Philosophie, die Alles, was sie Wahres und Schönes erzeugt hatte, auf Einem Punkte vereinigte, dort die alte Weisheit des fernen Orients, die mit ihren großartigen Naturanschauungen und glänzenden Phantasiegebilden den Geist des Menschen aufs Neue blenden und fesseln wollte. Der große Gegensatz zwischen Geist und Materie, über welchen das religiöse Leben der alten Welt nie hinauszukommen vermochte, und der eben daher über der Speculation nie den wahren innern Mittelpunkt der Religion finden ließ, ist durchaus die Sphäre, in welcher sich auch der Manichäismus bewegt. Indem er aber, in diesen Gegensatz hineingestellt, seine höchste Aufgabe nur darin fand, die beiden einander entgegengesetzten Principien gegenseitig zu vermitteln und auszugleichen, die bestehende Welt als das gemeinsame Product der beiden höchsten Factoren darzustellen, vom Geiste zur Materie, von der Materie zum Geist einen Uebergang zu gewinnen, wurde ihm der Geist zur Materie und die Materie zum Geist. Jenes vornehmlich, sofern die Befleckung des Geistes von der Materie herrühren, Dieses, sofern die Materie als ein selbständiges Princip, als das Böse, dem Guten gegenüberstehen sollte. Wie das Reingeistige mit dem Materiellen, so fließt das Ethische mit dem Physischen zusammen, und es wird dem Manes schwer, Freiheit und einen ethischen Begriff des Bösen festzuhalten, da der Kampf der Principien im Menschen nur ein Theil oder Reflex des außer dem Menschen die ganze übrige Schöpfung vermittelnden und versöhnenden Processes ist. Und hierin liegt wol der wichtigste Unterschied der manichäischen Weltansicht von dem im Christenthum begründeten religiösen Bewußtsein, welchem als der heiligste Gegenstand und Beruf die Entwickelung der ethischen Individualität erscheint.

Wenn Andere, z. B. Matter in Strasburg, dem Verf., und wol mit Unrecht, wenn man die eigentliche Aufgabe der Schrift vor Augen nimmt, vorgeworfen haben, daß er die biographischen Details über Manes nicht vollständiger gegeben und zusammengestellt habe, so möchten wir eher dies wünschen, daß den spätern Schicksalen und Nachwirkungen des manichäischen Systems in der Sektengeschichte des Morgen- und Abendlandes mehr, als es hier in einigen wenigen Andeutungen geschehen ist, nachgegangen wäre. Vielleicht entschließt sich dazu der Verf. für eine besondere Schrift, welche mit derselben Gründlichkeit der Forschung, mit derselben Umsicht und Scharfsinnigkeit der Combination, die sich im vorliegenden Buche zu bewundern gibt, das Ganze zu erschöpfen verspricht. Wo überhaupt, wie hier, Quellenstudium und Philosophie der Geschichte sich durchdringen, da fängt auch erst die wahre Geschichte an, und der Verf. hat andern Kirchenhistorikern ein glänzendes Vorbild gelassen. 46.

Blätter aus der Brieftasche eines Musikers. Herausgegeben von August Kahlert. Breslau, Förster. 1832. 8. 1 Thlr.

Der Verf. scheint ein junger Freund der Musik und zeigt sich im Gebiete der Kunst einheimisch und bewandert. Aber zu eigenthümlichen Gedanken und Gestaltungen hat diese Kunst den Verf. nicht angeregt; wiewol es scheint, als habe das Be-

dürfniß, sich über die geliebte Kunst mitzutheilen, diese Blätter hervorgebracht. Sie sind dem Capellmeister Spohr, dessen der Verf. im Buche auch mit großer Verehrung gedenkt, gewidmet und enthalten ein paar erzählende Schilderungen (fälschlich, aber nach der Mode Novellen genannt), Gedichte für Compositionen bestimmt, Charakteristiken von Componisten, überschrieben Zeitgenossen; Briefe über Musik, und ein poetisches Potpourri, auch größtentheils sich auf Musik beziehend.

Die erste Erzählung schildert die stille Liebe zweier in Kunstliebe verbundenen, aber vom Schicksal getrennten Wesen — Variation eines längst verbrauchten Themas ohne neue Figuren —; die zweite interessirt ungleich mehr, weil sie Schilderung erlebter Zustände ist und die Fata eines Musikers nicht ohne Laune erzählt.

Die Poesien werden nicht gerade geeignet sein, einen Componisten zu begeistern. Der Verf. legt selbst das Geständniß ab:

Will auch gern ein Liedchen singen,
Schafft mir einen Stoff nur her;
Altes will heut nicht mehr klingen,
Neues aber stets zu bringen,
Hält in unsern Zeiten schwer.

Allein man weiß ja, was Liedercomponisten unserer Zeit Alles componiren, und so will Ref. auch dem Verf. dieser Verse die Hoffnung nicht rauben, von irgend einem stoffsuchenden Componisten in Musik gesetzt zu werden; jedenfalls aber würde dadurch eine Schattenseite unserer modernen Tonkunst zum Vorschein kommen: Mangel an Durchdringung des poetischen und musikalischen Elements in der Gesangscomposition.

Unter den Zeitgenossen finden wir die neuesten Componisten, nämlich Rossini, Auber, Spontini, Beethoven, Hummel, K. M. v. Weber und Spohr geschildert. Der Verf. scheint hier Fr. Rochlitz nachzustreben; steht aber in der Lebendigkeit der Beobachtung sowie in den Grundlagen der Beurtheilung weit hinter diesem zurück. Zuweilen vergreift er sich auch im Ausdruck; wie wenn er S. 148 sagt: „Ein schöner Sinnenreiz ist bei Werken der Tonkunst wie bei denen anderer Künste würdiger Zweck", und dann hinzufügt: der Sinnenreiz müsse sich nämlich einem höhern Principe unterordnen. „Die Blütenperioden schlossen sich von jeher mit dem sich ewig wiederholenden Kampfe des Materiellen und Ideellen; daher darf dem wahren Künstler eine gewisse Schwärmerei nicht fremd sein u. s. w." Doch solcher süßlichen Faselei macht sich der Verf. nur schuldig, wenn er mit allgemeinen Bemerkungen einleiten will. Im Besondern enthalten diese Charakteristiken manche schätzbare Bemerkung, z. B. über Auber, Spontini und Beethoven. Rossini's letztere Werke, namentlich „Tell", schlägt Hr. K. jedoch nicht hoch genug an. Hummel nennt er mit Recht ein Muster des guten Geschmacks und vergleicht ihn mit Engel; wogegen Spohr, den er auch gegen die vornehme Oberflächlichkeit eines Beurtheilers in der „Berliner musikalischen Zeitung" mit liebenswürdigem Enthusiasmus vertheidigt hat, sehr unglücklich mit Schiller verglichen wird; die Parallele erfodert für Schiller vielmehr einen Repräsentanten vorherrschender Kraft. So kann auch Ref. nicht beistimmen, wenn der Verf. M. von Weber mit dem unbestimmten Prädicat eines Lyrikers charakterisirt. Weber strebte mehr als irgend ein Componist seiner Zeit zum Dramatischen hin, wenn auch, wie der Verf. richtig bemerkt, seine Kunstmittel seinen Zwecken nicht immer gleichkommen und Manches daher fragmentarisch geworden ist.

Für das Beste dieser Mittheilungen hält der Ref. die Briefe über Liedercomposition, Symphonie, und insbesondere seines verehrten Meisters Spohr dritte Symphonie; sie sprechen aus Erfahrung geschöpfte Urtheile über diese Gegenstände aus, wobei wir über das epigrammatische Potpourri nachsichtig hinwegsehen können. 65.

Notizen.

Im Jahre 1795 den 1. Mai um 11 Uhr Morgens entstand auf dem englischen Linienschiffe Boyne Feuer, als dasselbe gerade auf der Rhede von Spithead lag; es trieb vor Anker, und um 6 Uhr desselben Tages, dem Southsea Castle gegenüber, erfolgte die Explosion und das Wrak sank. Bei niedrigem Wasser ist diese Schiffstrümmer etwa 2—3 Faden unter Wasser zu sehen, durch welchen Umstand veranlaßt sich ein unternehmender Mann von der Admiralität die Erlaubniß verschafft hat, davon was möglich ist zu bergen. Auf einer Leiter von gehöriger Länge und mittels eines dicht dabei vor Anker gegangenen Fahrzeugs ist es ausführbar, zu dem Wrak zu gelangen. Derjenige, welcher hinabsteigt, respirirt durch Luftröhren, die an einer großen bleiernen Maske mit verglasten Augenöffnungen, welche durch kleine Gitter von Eisen geschützt werden, angebracht sind; dessen Anzug, aus Gummi Elasticum verfertigt, hindert weder die Arme noch Füße an freier Bewegung. Auf solche Weise ist es dem Unternehmer bis jetzt gelungen, mehre Vierundzwanzigpfünder an ein Seil zu befestigen und so heraufwinden zu lassen. Am 20. Juli entdeckte er einen Weinvorrath des ehemaligen Capitains, aus welchem er erst eine und sodann zwei Flaschen heraufbrachte; dann tauchte er mit einem Weinkorbe unter und holte 21 Flaschen herauf, Claret und Portwein, welche folglich wenigstens 37 Jahre im Meerwasser gelegen haben und mit unzähligen kleinen Muscheln bedeckt waren. Man bot ihm für jede Flasche ein Pfund Sterl., welches ihm aber zu wenig schien, doch war er so galant, eine derselben zu entkorken und die Zuschauer davon kosten zu lassen. Er ist mit der Regierung dahin übereingekommen, daß Alles sein ist, was er heraufbringt, mit Ausnahme des Kupferbeschlags, welchen er an die Admiralität gegen das festgesetzte Bergelohn abzugeben hat. Eine große Anzahl Boote, größtentheils mit Damen, versammelt sich täglich, um zuzusehen. („Sun.")

Gerügter Nachdruck in Großbritannien.

In Nr. 247 des „Athenaeum" befindet sich folgende Anzeige, welche zu beweisen scheint, daß man dort nicht ungestraft einzelne Stellen aus den Zeitschriften nachdrucken darf, und vor Gericht Recht zugesprochen erhält, wenn der Betheiligte sich nur die Mühe geben will, es nachzusuchen. „Wir (das „Athenaeum") haben so viele Verbindlichkeiten gegen die außerhalb London im Lande erscheinenden Zeitschriften, daß wir nur mit Widerstreben einigen derselben ihre ungerechte, strafbare Handlungsweise vorzuhalten uns gezwungen sehen. An einem und demselben Posttage empfingen wir den „Derby Mercur", die „Staffordshire gazette", die „Liverpool chronicle", die „Manchester times" und das „Birmingham journal", in welchen sämmtlich sich Artikel aus dem „Athenaeum" entlehnt befinden, ohne daß wir solches anerkennen. Damit das uns zugefügte Maß des Unrechts voll werde, so hat sogar das „New monthly magazine", welches Hr. Bulwer herausgibt, ein ähnliches Beispiel zu geben nicht verschmäht. Gegen diese literarischen Diebstähle protestiren wir förmlich, und um diesem unserm Protest einigen Nachdruck mehr zu geben, benachrichtigen wir unsere Gegner, daß wir bereits bei dem Kanzleigerichte eingekommen sind, um gegen solch eine Beeinträchtigung die Hülfe Rechtens zu erlangen, und bereits am letzten Sonnabend (14. Juli) erhielten wir einen Zwischenbescheid gegen den „Dieb"; der „Dieb" gestand ein, woher der fragliche Artikel genommen sei. Indessen ist das Bestohlen werden allemal empfindlich, mit oder ohne Eingeständniß, und aus diesem Gesichtspunkte wird es ein Jeder mit uns betrachten." In Deutschland würden wenig höhere Gerichte solch eine Klage annehmen oder anhören, noch weniger aber einen Mann, der in einem Ansehen wie Hr. Bulwer steht (dasselbe Parlamentsglied, welches darauf antrug, eine Adresse an den König wegen der Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung gelangen zu lassen), deshalb vorfodern oder ihm solches nachsagen lassen, wie es im „Athenaeum" abgedruckt ist. 42.

Hierzu Beilage Nr. 16.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 16. 15. September 1832.

Von dem Strafsysteme und der Abhaltungstheorie im Allgemeinen; von der Todesstrafe insbesondere. Eine zu Genf und Paris gekrönte Preisschrift von C. Lucas. Aus dem Französischen frei übertragen und mit Anmerkungen versehen von E. Sannhaber. Darmstadt, Leske. 1830. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Diese wohlgemeinte, menschenliebende und im Jahr 1827 gekrönte Preisschrift ist für Deutsche eine verspätete Ilias. Was für und gegen die Todesstrafe gesagt werden kann, wie über die Nothwendigkeit, den Zweck und die Pflichtmäßigkeit der von befugter Obrigkeit verhängten Strafen, ist von gründlichen und unbefangenen Stimmgebern erörtert und in den dahin gehörigen Artikeln des Krug'schen Wörterbuchs, welches für die Vertreterin des gesunden philosophirenden Verstandes gelten darf, mit einer Klarheit, Bündigkeit und Gedrungenheit aufgestellt, die Wißbegierigen befriedigender sein muß, als die Declamationen des französischen Anwalts. Was dieser hingegen zur Empfehlung des Bestrebens vorbringt, sittliche Besserung unter Verbrechern zu verbreiten, und über die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, ist in den Schriften des Dr. Julius, der seine ganze geistige Thätigkeit diesem wichtigen Gegenstande widmet, ungleich einleuchtender, umfassender und durch Erfahrung bewährter Menschenfreunden und Staatsbehörden ans Herz gelegt. Wir würden nicht besorgen, die Gunst unserer Leser zu verscherzen, wenn wir Krug's Bestimmungen und Erläuterungen buchstäblich abschrieben, da das wahrhaft Gute und Schöne durch keine Wiederholung verliert; aber Hr. Krug, den wir als schriftstellerischen Wohlthäter ehren und mit dem wir es um Vieles nicht verderben möchten, verzeiht dergleichen nicht so leicht. Erlauben wird er uns jedoch zu bekennen, daß wir den von ihm angegebenen nächsten, unmittelbaren, unfehlbaren Zweck rechtlicher Strafen: äußere Darstellung der Heiligkeit des Gesetzes, nicht treffender, erschöpfender und verständlicher auszudrücken wissen, und unserer Vernunft nie gestatten werden, von einem andern Grundsatze auszugehen. Die mildeste unter den von der Aufrechthaltung der Heiligkeit des Gesetzes zu rechtfertigenden Strafen wird uns immer die annehmbarste scheinen; aber gänzliche Strafosigkeit, oder was unter verändertem Namen einerlei ist, zu leichte Ahndung schwerer Vergehungen, gehört unstreitig zu den größten Misgriffen der Staatsverwaltung. Wie sehr auch der Wunsch des Menschenfreundes sich dagegen sträubt, es gibt unleugbar Menschen, deren Fortdauer mit der Sicherheit des Geschlechts nicht bestehen kann, und es wird Pflicht gegen dieses, jene des Lebens zu berauben. Diese Nothwehr darf dem Staate noch weniger als den einzelnen Gefährdeten abgesprochen werden, weil dessen ruhige, besonnene, rechtliche Untersuchung den Verbrecher selbst vor Fehlgriffen bewahrt, denen er bei dem einzelnen Angegriffenen, Ueberraschten ungleich leichter ausgesetzt ist. Ist die Todesstrafe was sie sein soll, das letzte Mittel, zu welchem die Rechtspflege greift; ist sie von aller Grausamkeit, von allem Gepränge, von aller Uebereilung des Urtheils entfernt; ward dem Angeklagten kein Mittel der Rechtshülfe versagt, entweder seine Schuldlosigkeit oder die Verringerung seiner Schuld geltendzumachen: so ist sie vor Gott, vor Menschen, vor dem Bestraften vollkommen gerechtfertigt. In allen wohlgeordneten Staaten strebt man unablässig, die Gesetzgebung zu vervollkommnen, und der Deutsche darf sich mit gerechtem Stolz gestehen, daß in seinem Vaterlande Regierungen, Rechtsgelehrte und Philosophen darin rühmlich mit einander wetteifern. Der Grundsatz, es sei besser zehn nicht vollgültig überwiesene Schuldige entschlüpfen zu lassen, als einen einzigen verdächtigen Schuldlosen zu verurtheilen, gilt überall als leitende Richtschnur, und unsere Richter werden von unberufenen Sprechern ungleich öfter einer zu großen Milde als einer vorwaltenden Strenge bezüchtigt. Ref. kennt kein deutsches Tribunal, dem er seine Ehre und sein Leben nicht mit großer Gemüthsruhe unterwerfen möchte, welchen Verdacht auch die wunderbarste Verkettung von Umständen und Scheinbeweisen gegen ihn anhäufen könnte. Eine lange Gewöhnung an die Erfahrung von Jahrhunderten, eine treue Beobachtung der Maßregeln ihrer Vorsicht, ein schwererworbenes Mistrauen gegen Eingebungen des Vorurtheils, ein ehrner Brustharnisch gegen jede Aufwallung persönlichen Gefühls würden die unbestechlichen Richter abhalten, selbst dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit einzuräumen, was nur der Gewißheit gebührt. Zu einem Gericht unbescholtener, ehrenwerther, aber minder gelehrter, eingeübter und gestählter Geschworner könnte er, nach dem Ergebniß mehrjähriger, aufmerksamer, mit den günstigsten Vorurtheilen angetretener Beobachtung so viel Vertrauen nicht fassen, da er zu augenscheinlich erprobt hat, welche Wirkung politische und religiöse Meinungen, Persönlichkeit des Beschuldigten, seine eigne Beredtsamkeit und die seiner Ankläger und Vertheidiger, Empfindungen des Mitleids, der Menschlichkeit, der Vaterlandsliebe, des Nationalstolzes u. s. w., selbst Vorurtheile des Augenblicks auf sie hervorbrachten. Sie richten die That nach dem Menschen, und den Menschen nach der Stimmung des Tages. Sie sind selten demüthige Befolger des Gesetzes, mehrentheils anmaßliche Gesetzgeber, und der Jubel einer unwissenden Umgebung erzieht sie, die Stimme bescheidener Bedenklichkeit in ihrem Innern nach und nach geringzuachten. Es ist nicht rathsam, es kann unmöglich sein, diese gepriesene Einrichtung aufzuheben, wo sie einmal eingeführt ist; aber wo man sich entschließen will oder muß, sie einzuführen, sollte man sie wenigstens nie zur höchsten Instanz, zur unumstößlichen Entscheiderin erheben. Vielleicht hilft hier oder dort eine Sperre so wenig gegen sie wie gegen die Cholera; Heilmittel gegen beide sind nirgends aufzufinden.

Der französische Anwalt erlaubt sich offenbare Sophistereien, um die Todesstrafe wegzuvernünfteln. Der Staat, behauptet er, begeht selbst einen Mord, der den Mörder zum Tode verurtheilt. Vorausgesetzt was vorauszusetzen ist, wenn das Strafurtheil rechtmäßig sein soll, wird ja nur Dem das Leben entrissen, dessen Fortdauer mit der Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung nicht bestehen kann. Das Dasein des unheilbaren oder tiefverschuldeten Verbrechers verschwindet aus dem Gebiete der Menschen, nicht aus dem der Gottheit. Er wird aus der Mitte seiner Sünden weggerafft? Das werden wir Alle, mehr oder weniger. Hr. L. scheint Philosoph, Christ, Katholik sein zu wollen. Nach den Begriffen seiner Kirche, die, wie aus apokryphischen Büchern erhellt, älter als diese sind, folgt dem Erdenleben ein Zustand der Läuterung, deren der beste Mensch bedarf, wie viel mehr der Verbrecher! Die Misbräuche, welche man von dieser Lehre gemacht hat, heben den Vernunftglauben an sie nicht auf. Besserung liegt im Zweck göttlicher Strafen, und es ist unverantwortlich, anzunehmen, ein Zweck Gottes, von dem die Weisesten erkennen, daß er in diesem Leben nicht immer erreicht werde, müsse in alle Ewigkeit unerreicht bleiben. Die Zeit, welche dazu erfodert wird, die Mittel, welche die Gottheit verfügen mag, sind dem menschlichen Verstande nicht bestimmbar, aber das sollen sie ja auch nicht. Was Leibnitz und Lessing unter ewigen Strafen verstanden, was ihr würdiger Gegner Eberhard willig einräumte, daß jede Unsittlichkeit ihre bösen Folgen bis ins Unendliche habe, daß jeglicher Schritt, den der Mensch auf dem Wege zur Vollkommenheit zurückthut, sein künftiges Leben hindurch an der ganzen Summe derselben, an der Länge des durchlaufenen We-

ges fehlen werde, ist ein fruchtbarer Gedanke, ist vielleicht der scharfsinnigste, zu dem sich die menschliche Vernunft erheben kann, um die Barmherzigkeit Gottes nicht auf Kosten seiner Gerechtigkeit in Anspruch zu nehmen. Aber er stellt es zugleich außer allem Bereich eines menschlichen Richters, der göttlichen Allwissenheit und Allmacht Eintrag zu thun. Sie durchschaut die Freiheit und Unfreiheit jeder That mit untrüglicher Gewißheit, sie kann sich über den Grad ihrer Zurechnung nicht irren; und hat sie dem geistigen Bewußtsein eines Wesens, das sich der menschlichen Wahrnehmung entzieht, künftige Fortdauer bestimmt, so wird auch diese Fortdauer ihrer Gerechtigkeit nicht entzogen. Die tugendhaftesten Sterblichen sollten vollkommener sein als sie sind, und es ist besser, gar keine Zukunft zu glauben als eine solche, in welcher unmöglich wäre sich zu bessern. Hätte die menschliche Obrigkeit das Recht nicht, einem Schuldigen den Tod zu geben, so ließe sich ihr mit ungleich schreiendern Gründen auch die Befugniß absprechen, unschuldige Bürger der Todesgefahr auszusetzen, um das Vaterland zu schützen. Ebenso hinfällig ist der Einwurf, der Tod sei auch darum keine Strafe, weil es Gemüther gibt, die ihn nicht fürchten, die ihn sogar aufsuchen. Beispiele des Gegentheils, selbst bei Personen von nicht gemeiner Seelenstärke, sind wenigstens ebenso häufig. Es gibt unleugbar Qualen, peinlicher als Tod, und die Menschlichkeit feierte keinen Triumph in Rußland, als schnelle, schmerzlose Todesstrafe abgeschafft ward und man die Schuldigen, selbst des zärtern Geschlechts, unter der Geißel versinken ließ und auf Lebenszeit verstümmelte. Die Strafe weiser Rechtspflege ist nie Rache, nie Peinigung, nie Schändung, sondern Verminderung des Uebels, schmerzliche aber pflichtgebotene Verhängung eines physischen, um moralische zu entfernen. Diesen Zweck erreicht sie durch öffentliche Hinrichtung eines überwiesenen Verbrechers, dessen Handlungen ihn des Lebens unwürdig machen. Mit ihr ist er durch den Verlust desselben gesühnt; was ein Höherer über ihn verfügen will, liegt außer ihrem Bereich. Ist seiner ungeheuchelten Reue das gesetzlich verwirkte Leben zur Last, sehnt er sich in seiner gegenwärtigen Stimmung nach Auflösung desselben, so befindet er sich ja auf dem schnurgeraden Wege zur Besserung, und warum man ihm diesen versperren, warum man ihn einem Rückfall aussetzen sollte, läßt sich kaum ergrübeln. Sit divus, dum non sit vivus! Man hat einen griechischen Gesetzgeber, dessen auch Hr. L. erwähnt, auf die Frage, warum er für Vatermord keine besondere Strafe bestimmen wollen? antworten lassen, er habe ein solches Verbrechen für unmöglich gehalten. Er wäre befugt gewesen zu erwidern: „Ich habe auf jeden Menschenmord Todesstrafe gesetzt. Ihr kann sich der Vatermörder nicht entziehen, und die Menschheit ist vor ihm gesichert. Was er Aergeres verschuldet hat als andere Mörder, mag die Gottheit, mag der Abscheu seiner Mitbürger, mag sein eignes Bewußtsein an ihm rächen!" Der Materialist, den Hr. L. nicht in Anschlag bringt, hat gegen die Vollziehung einer gerechten Todesstrafe nichts einzuwenden. Ihm geht in der unermeßlichen Haushaltung der Natur kein Sonnenstäubchen verloren. Er erkennt, der Tod sei nicht Vernichtung, sondern Verwandlung. Ihm löset er nur den Zusammenhang der Bestandtheile auf, ihr vereinzeltes Dasein bleibt ungefährdet. Sie zerstreuen sich bis dahin, wo kein scharf bewaffnetes Auge sie weiter erspäht, sie gehen neue Verbindungen ein, zu neuer Jugend, hoffentlich zu erwünschterer Thätigkeit. Das medische Evangelium der Homöopathie verkündigt der erstaunten Welt, sogar das freilich unsichtbare Quintillionstheilchen eines Grans äußere fortwährend die Kraft seiner Wirksamkeit. Daß die letzte Zuflucht des menschlichen Richters nicht übereilt, nicht ungerecht und erbarmungslos ergriffen werden dürfe; daß nur ihre Seltenheit ihren Gebrauch rechtfertigen, ihren heilsamen Eindruck sichern könne; daß jeder Staat verpflichtet sei, unablässig an der Berichtigung seiner Gesetze zu arbeiten; daß Nationalcharakter und Zeitverhältnisse diese unendlich modificiren; daß Gnade eintreten müsse, wo sie irgend eintreten kann, versteht sich von selbst; aber vorläufige Verheißung einer solchen Begnadigung, gänzliche Aufhebung der Todesstrafe scheint der Ueberzeugung des Ref. mit Nachtheilen verknüpft, welche zu verantworten er sich nicht getraut. Mag sie, wenn das einigermaßen thunlich ist, in der Wirklichkeit nie vollzogen werden; die Möglichkeit ihrer Vollziehung darf aus der wohlthätigen Furcht ungebildeter Menge nie verschwinden.

Was Herr Lucas von der Pflicht sagt, für die Besserung der Verbrecher zu sorgen, von den Vorkehrungen, die deshalb in Amerika und Frankreich getroffen worden, von dem Verdienste, welches sich der vielverkannte Minister Peyronnet in dieser Rücksicht erworben, wird der Deutsche nicht ohne Vergnügen lesen, weil es ihm Gelegenheit gibt, zu erkennen, welche Fortschritte die beseligende Anwendung dieser Kunde in seinem Vaterlande gemacht hat. Die oberwähnten trefflichen Berichte des Dr. Julius sind davon der unwiderleglichste Beweis. Die von ihm vorgezeichnete Einrichtung der Straf- und Besserungshäuser ist einleuchtend vorzüglicher und zweckmäßiger als die, welche Lucas rühmen zu müssen glaubt. Dieser empfiehlt, durch ausgezeichnete Kleidung, durch Abscherung des Haupthaares den Gefangenen beim ersten Blick kenntlich zu machen, wenn ihm je gelingen sollte, was zuweilen unvermeidlich ist, der Haft zu entwischen. Dr. Julius zeigt, was nur vernommen werden darf, um eingeräumt zu werden, daß kaum eine gefahrbringendere Maßregel ergriffen werden kann, weil sie Flüchtlinge, die vielleicht nur den Wunsch hegen, sich über die Grenze zu retten, fast unwiderstehlich verleitet, Schuldlose zu morden, um sich vor deren Verrath zu sichern. Lucas überhäuft die nordamerikanische Gesetzgebung mit Lobsprüchen, weil sie den Verbrecher zur einsamen Geschäftslosigkeit und Finsterniß verdammt. Qualvoll, marternd, für regsame Gemüther peinlicher als Tod, ist das allerdings, aber zugleich jeder Wahrscheinlichkeit ihrer Besserung geradezu widersprechend. Finsterniß ist die wahre Mutter lichtscheuer Gedanken. Dr. Julius dringt mit Recht auf abgeforderte Einsperrung des Verwilderten, auf Vorbeugung der Möglichkeit, Andere zu verführen oder von ihnen verführt zu werden; aber er verleugnet die uralte Wahrheit nicht, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist. Der schlechte Mensch kann kaum in schlechterer Gesellschaft sein als in seiner eignen. Sich allein überlassen, wird er auf Ränke, auf Erbitterung, auf Verzweiflung verfallen. Es ist durchaus nothwendig, ihn zu einer Beschäftigung anzuhalten, die seinen natürlichen oder erworbenen Fähigkeiten angemessen ist. Kann irgend etwas ihn von argen Gedanken abhalten, ihm bessere Gewöhnung anbilden, so ist es das allein. Die Erfahrung, daß Arbeitsamkeit im Stande sei, ihm einen ungefährdetern Erwerb zu sichern als verbotene Mittel, wird nicht immer verloren gehen. Kommt noch hinzu, daß ihm jeder Erwerb aufgespart wird, der den Aufwand seines Unterhalts im Gefängnisse übersteigt, so wird sein Fleiß aufgemuntert und ein kleines Capital gesammelt, das ihn bei künftiger Freilassung vor Wiederholung ehemaliger Vergehungen bewahrt. Das ist der nordamerikanischen Einrichtung weit vorzuziehen, die, zu großer Billigung des Hrn. Lucas, den Staat auf Kosten des Büßenden bereichert. Auch darf dem Sträflinge, der gewöhnt ist zu lesen, ein seiner geistigen Bildung angemessenes Erbauungsbuch nicht fehlen. Es ist immer denkbar, daß in seiner gegenwärtigen Lage ein einfaches, aber verständiges und nicht abgeschmacktes Buch ihn an Lehren und Wahrheiten erinnern könne, die zwar selbst dem Wüstlinge nicht neu und unerhört sind, und vielmehr seinem Gedächtnisse als seiner Belehrung zugeführt werden, aber Das in ihm auffrischen, was er zum Theil nur darum geringschätzte und vergaß, weil er nicht gehörig darüber nachgedacht hatte. Der Deportation ist der laute Bewunderer Bonaparte's, der versteckteren Robespierre's auch darum nicht gewogen, weil sie in England gilt. Gewiß erreicht sie nicht bei allen Verbrechern die gewünschte Besserung; gewiß hat auch diese Verkehrung Mängel, die nach und nach zu heben oder zu mildern sind; aber ebenso gewiß hat sie Manchen in der Fremde tauglicher gemacht, als er in der Heimath gewesen sein würde, und immer ist offenbar, daß es kaum ein harmloseres und sanfteres Mittel gibt, dem Reuigen und Buß-

fertigen die Ausführung seines guten Vorsatzes zu erleichtern, als wenn man ihn verdächtiger Umgebung und gegründetem Mistrauen und Vorurtheil seiner Mitbürger entzieht und Gelegenheit gibt, unter fremdem Himmel ein neues Leben zu beginnen und nur nach den Ergebnissen dieses Lebens gewürdigt zu werden. Für die meisten Engländer, bis zum Uebermaß von Vaterlandsliebe durchdrungen, ist Verbannung aus ihrer Heimath wirkliche Strafe. Sollte sie es für einzelne Ausnahmen nicht sein, wie es auch für dergleichen der Tod nicht ist, so erfüllen doch beide den Hauptzweck der Staatsverwaltung, Heilighaltung des Gesetzes, Sicherstellung schuldloser Bürger; und Glück auf den Weg für Die, welche in Dem, was das Gesetz der Menschenliebe über sie ausspricht, keine Vollziehung der Rache, sondern Erfüllung ihrer Wünsche finden. Menschliche Gerechtigkeitspflege erreicht den schönsten Lohn ihrer erhabenen Bestimmung, wenn die Befolgung ihrer schweren Pflicht dem innigsten Verlangen Dessen begegnet, den sie bestrafen muß. Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, wo dem Rechte nichts vergeben wird und alle Betheiligten sich glücklich fühlen. — Der Uebersetzer hat seine Urschrift wohl verstanden und verständlich wiedergegeben, obgleich hier und da ein Ausdruck an den Oberdeutschen erinnert. Warum er seine Anmerkungen auf dem Titelblatte zu erwähnen für gut fand, ist nicht wohl einzusehen. Es sind ihrer nur wenige und nicht eben zu tadeln, aber auch von keiner Bedeutung. 95.

Morphologie der Buchstaben.

Man wird doch nicht zürnen, wenn Göthe's Wort, mit welchem er die allmälige Umbildung der organischen Körper bezeichnete, auf andere Gegenstände übertragen wird? Sind doch die Buchstaben auch die organischen Körper der Sprache und haben, wenn eine Urschriftsprache angenommen wird, so manche Umbildung erfahren! Diese ist den Paläographen bekannter und gewisser als die Göthe'sche, an der tiefere Naturforscher (Oken u. A.) noch zweifeln. Eine solche in der Natur selbst nachzuweisen und zu begründen, oder zu verwerfen, halten wir für schwierig, aber doch möglich; die ganze Natur gibt Zeugniß dafür und dagegen: aber für diese oder jene Bildung und Umbildung der Buchstaben den Beweis zu führen, scheint beim Mangel alter und hinreichender Nachrichten mehr als schwierig, um Wahrscheinlichkeitsgründen den Werth der glaubwürdigsten zuzugestehen.

Unter den Gelehrten, welche über die ursprüngliche Gestalt der Buchstaben, ihren Namen und Laut sich zu erklären Beruf fühlten, glänzen Deutsche nicht minder als Ausländer; ja, es reihen sich Diesen wie Jenen in der jüngern Zeit Mehre nicht ohne Einfluß und Feststellung des Wahren an. Mit Einem derselben macht uns A. Feldhoff in Barmen durch die deutsche Uebersetzung einer kleinen Schrift aus dem Holländischen: „Ueber die Buchstabenschrift von W. Bilderdyk" (Barmen, Gebr. Schmachtenberg u. Steinberg, 1831, 8., 12 Gr.), bekannt. Der gefeierte, jetzt dahingeschiedene Dichter Bilderdyk erscheint hier als ebenso geistreicher Sprachforscher. Als Vorsitzender in der Abtheilung der niederländischen Sprache und Poesie des unterm Könige Ludwig 1808 blühenden Instituts verfaßte er, wie er in der Vorrede erzählt, eine große Menge sprachwissenschaftlicher und poetischer Schriften, historische und archäologische, welche Wissenschaft und Kunst in Holland neu beleben sollten. Sie blieben Eigenthum des Instituts, und der Name des Verf. gewann unter den vaterländischen Dichtern einen ehrenvollen Platz, weniger unter den Sprachgelehrten. Der Uebersetzer hofft ihm unter den Deutschen einen Namen zu erwerben, und, wie uns dünkt, mit Recht. Es sind vorzüglich drei ausführliche Abhandlungen: „Ueber die Art und den Ursprung der Buchstabenschrift", und eine vierte: „Ueber den Rang und die Ordnung der Buchstaben im Alphabete", welche der Verf. als Vorsitzender vorlas und mit Belegen für seine Behauptungen reichlich ausstattete, später für einen andern Kreis wissenschaftlicher Männer in eine Vorlesung zusammendrängte und die Belege für Gelehrte davon trennte. Durch Uebersetzung dieser erwirbt sich Hr. Feldhoff ein Verdienst, insofern Bilderdyk's Ansichten von den gewöhnlichen abweichen, und er durch sie die Deutschen zur Prüfung der bisher geltenden auffodert.

Bisher haben die Deutschen über den Ursprung, die wahre Beschaffenheit und Bedeutung der Buchstabenzeichen eine vierfache Meinung gehegt. Sie hielten sie entweder für Ausartungen, Abarten der Hieroglyphen — sie entsprangen also später als die Hieroglyphen — und für zufällig entstandene — das können sie aber wol nicht sein —; oder suchten in ihnen tiefe, mystische Bedeutung — kann Historisches nicht immer untersucht und erforscht werden? — und hielten sie für Abbildungen von Gegenständen, deren Namen sie tragen. In Hinsicht auf die hebräische Sprache hält man immer noch die letzte Ansicht fest, wiewol es schwer einzusehen, wie in der Gestalt des Buchstaben ב ein Haus, und in der des ד eine Thüre bezeichnet werde.

Einen andern Weg zur Bildung der Buchstabenfiguren betritt der Verf. Durch die innige Verbindung von Ursache und Wirkung, der Sprachwerkzeuge und Sprachlaute, sodaß der Laut durch die Abbildung des Sprachwerkzeuges, das ihn hervorbringt, bezeichnet wird, will er Alles vermitteln. Nach dem Bilde der Zunge, der Kehle und der Lippen gestalten sich auch die Buchstabenformen. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß Buchstabe hier nur den bezeichneten einfachen Laut, wie man von Sprachelementen redet, bedeutet. Dieser war eher da als sein Zeichen. Unter den Lauten unterscheidet man Selbstlaute und Mitlaute. Nur diese lassen sich nach den verschiedenen Werkzeugen ordnen, deren Bewegung auf den ausgehenden Athem wirkt, jene entstehen nur durch den ausgehenden Athem. Der Mitlaut setzt den Selbstlaut voraus und ist eine Modification desselben. Jene lassen sich abbilden, diese eigentlich nicht; daher auch, namentlich die morgenländischen Sprachen, keine Bilder von Selbstlautern haben. Wirkende Sprachwerkzeuge sind Lippen, Kehle und Zunge, mitwirkende Zähne und Gaumen. Nur ein Uralphabet kann es sonach geben, wie auch der Zeitlauf und die Schreibungsgeschicklichkeit die ursprüngliche Form verzerrt oder gar verunstaltet haben. Morgenländische Sprachen finden in den hebräischen, abendländische in den griechischen und römischen Buchstaben die Repräsentanten des Uralphabets. Die Chinesen malen, schreiben nicht. Wie gern wir unsern Lesern das Lesen dieser interessanten Schrift ersparten durch einen gedrängten Auszug, so gestatten diesen weder der Reichthum der Schrift selbst, noch für denselben der enge Raum d. Bl. Einiges mag deshalb die Wichtigkeit und die Natürlichkeit des bisher räthselhaften Ursprungs der Buchstabenfiguren beweisen. Die Kehle ist eine Höhlung, und wird durch ein Bild im C oder verkehrt ↄ ausgedrückt; die Zunge im Bilde eines langen, biegsamen, sich schlängelnden Körpers u. s. w. Kehlbuchstabe ist C, das der Römer nicht Ze, sondern Ka aussprach, ihm ähnlich das hebräische כ und das K, welches aus dem C und einer Standarte, die man aus Nettigkeit, um die Buchstaben gleichförmiger zu machen, dahinterzeichnete, besteht. Daher auch das hebr. ק. Daraus entsprang das G mit dem Bilde der aufgerichteten Zungenwurzel, und das ג, ein kleines כ mit einem daranhängenden noch kleinern כ verkehrt. Mit ihm kommt das griechische Γ und γ überein. Die in der That scharfsinnige und folgerechte Ableitung der Buchstaben von einander muß im Buche selbst nachgesehen werden, weil die besondern Typen fehlen.

Wir empfehlen diese Schrift gewiegten Sprachforschern zur Prüfung und fügen nur noch einige Bemerkungen über ältere Buchstabenbildungsversuche und über diesen bei. Die ältern Versuche knüpfen an das Bild des Buchstaben seinen Namen und seine Bedeutung, nicht aber seinen Laut. Diese Wahrnehmung brachte schon Des Brosses auf den Gedanken, ein Alphabet zu zeichnen, in welchem die Zungenbuchstaben durch ein festes Zeichen, die Zunge, die Kehlbuchstaben durch das Bild der Kehle, und die Lippenbuchstaben

durch ein den Lippen ähnliches Bild angedeutet, und die Verschiedenheit dieser drei Buchstabenarten durch diakritische Punkte angegeben wird. Früher noch dachte Ten Kate darauf, einen festen Buchstaben für jede Art anzunehmen und die von ihm abgeleiteten durch Beizeichen zu unterscheiden. Offenbar ist Bilderdyk's Buchstabenbildungstheorie durch Des Brosses hervorgerufen, und diese durch ihn vervollkommnet worden. Ließ sich nun die ursprüngliche Form der Buchstaben auch wirklich nach dem Sprachwerkzeuge, das sie hervorbringt, zeichnen, und alle andere durch die Wanderung zu den verschiedenen Völkern der Erde entstandene Formen derselben als abgeleitet von der Urform betrachten — was wol Bilderdyk schwer fallen möchte —, so setzt nach unserm Urtheil die Urform, wo sie auch zuerst gezeichnet worden sein mag, eine Beobachtungsgabe und einen Reichthum an Erfahrungen voraus, von denen wir im hohen Alterthume die Spuren nicht entdecken. Hat man auch das Werkzeug richtig bestimmt, welches jeden Buchstabenlaut hervorbringt, und in seiner Abbildung die Form der Buchstaben gefunden, so war es doch immer beim Aussprechen dieser Buchstabenfiguren schwer, zu bemerken, ob dabei die Unterlippe vorgeschoben oder zurückgezogen, beim Aussprechen anderer die Zunge sich zusammengerollt oder geschlängelt, an die Zähne mit der Zunge gestoßen oder nur gedrückt wurde, und noch weit schwerer, diese Bewegungen der Sprachwerkzeuge im Buchstabenbilde selbst darzustellen. Und wenn dies Alles genau beobachtet und treu nachgebildet wurde: mußten nicht die Völker übereinkommen in der Annahme dieser nach dem Bilde der Bewegung der Sprachwerkzeuge gezeichneten Gestalten, wenn sie beim Anblick derselben denselben Laut tönen lassen wollten? Genug, auch diese Buchstabenmorphologie ist über alle Zweifel noch keineswegs erhoben, wie sie auch ihr Erfinder selbst erhebe (S. 64): „Sie lehrt, welche Sprachwerkzeuge, und wie man sie wirken lasse; sie zeigt die Sprachwerkzeuge in Wirkung; in solcher Wirkung, wie zu jedem Laut erfodert wird; sie bildet die Lautformirung und Lautweisigung ab, und drückt also die Laute (wenigstens die Consonantenlaute) auf die unmittelbarste Weise aus. Es bedarf hierzu keines Schlüssels: nicht einmal würde ein mündlicher Unterricht nöthigenfalls dabei erforderlich sein. Sie ist gegründet auf die Art einer philosophischen Anwendung des Mittels zum Zweck. Sie ist aus dem Geiste des Menschen geschöpft und fließt daraus hervor. Sie ist einfach, ohne irgend eines von anderswoher zukommenden Mittels zu bedürfen. Sie setzt nichts voraus. Und wenn sie verloren ginge, müßte jeder menschliche, richtig und klar denkende Kopf sie ebenso wieder finden." 19.

Naturhistorische Alpenreise. Vorgelesen der Naturforschenden Gesellschaft in Solothurn von ihrem Vorsteher, Fr. Jos. Hugi. Mit Titelkupfer und Vignette, 2 Kärtchen, 16 Tafeln Profilansichten und 9 Tabellen berechneter Höhenunterschiede. Solothurn, Lütiger. 1830. Gr. 8. 3 Thlr.

Vorliegender Reisebericht war, wie der Hr. Verf. in der Vorrede bemerkt, ursprünglich nicht zu öffentlicher Mittheilung, sondern nur zu Vorträgen für die im Titel genannte gelehrte Gesellschaft bestimmt. Nach mehrseitiger Aufforderung entschloß er sich, ihn herauszugeben, und das Publicum ist ihm dafür sehr vielen Dank schuldig, da es auf diese Weise ein ganz vortreffliches Werkchen in die Hände bekommen hat, dessen Studium allen Freunden und Bewunderern der erhabenen Alpennatur sehr zu empfehlen ist. Es sind einzelne Reisenotizen mit eingestreuten Bemerkungen, wie sie dem Beobachter an Ort und Stelle sich aufdrangen; Geschichtliches, die Reisebegebenheiten, Physikalisches, Botanisches, besonders aber Geognostisches. Der Verf. bemerkt, daß die naturforschende Gesellschaft zu Solothurn sehr gemischt, aus Männern verschiedener wissenschaftlicher Fächer bestehe, daß er daher, und weil es sich mit dem größten Theile des wissenschaftlichen Publicums ebenso verhalte, das Geognostische nicht mehr entwickeln und systematisch zusammenstellen konnte, um nicht zu trocken zu werden. Uebrigens will er die Geschichte der Gletscher, einzelne geognostische Entwickelungen und systematische Zusammenstellungen später liefern, wozu wir ihn nur noch mehr auffodern können, da er sich als einen ebenso guten Beobachter als vernünftigen Denker zeigt. Beides aber sind Haupterfoderniße eines Geognosten.

Das Werkchen zerfällt in zehn Capitel. In dem ersten spricht Hr. Hugi von dem Zweck und von den Vorbereitungen zu seinen Reisen; in dem zweiten und dritten beschreibt er seine Reisen nach dem Rotthale; im vierten die nach Strahleck, Rosenlaui und Tschuggen; im fünften die nach Rosenlaui, Urbach und Hasle; im sechsten die nach dem Finsteraarhorn; im siebenten die nach der Grimsel, dem Unteraar, Gotthard und Titlis; im achten die nach Tschingel und Lotsch, Formazzo, dem Pilatus und Rigi. Das neunte Capitel enthält Folgerungen und Ansichten, das zehnte endlich Bemerkungen über die Gletscher. Auszüge aus dem interessanten Werkchen zu liefern, würde theils zu weit führen und theils würde auch die Wahl schwer fallen, da eine Masse von Beobachtungen und wichtigen Folgerungen zusammengestellt sind. Man muß das Buch selbst zur Hand nehmen, und Denen welche die Alpen selbst besuchen wollen, ist es unentbehrlich; für den reisenden Naturforscher ist es weit wichtiger als die Werke des verewigten Ebel. An das oft zu sehr hervorstechende schweizerische Idiom darf man sich nicht stoßen; es hat sogar sein sehr Charakteristisches bei der Beschreibung der Wunder jener Gebirgswelt.

Das Titelkupfer enthält eine sehr naturgetreue Skizze von dem Emporklimmen an einer Felsenwand auf dem Wege ins Rotthal, die Vignette die Darstellung eines Hüttenbaues zwischen dem Roth- und Finsteraarhorn, die Tafeln 1—16 Profile und Profilansichten von verschiedenen Gebirgen; ein kleineres Kärtchen den Unteraargletscher mit seinen Verzweigungen; ein größeres eine Uebersicht der Gletscher zwischen Grindelwald und Wallis, Hasle und Lötsch; der vordere Umschlag enthält Ansichten verschiedener Nachtlager auf den Reisen des Verf., und der hintere eine Alpenansicht von Solothurn aus und verschiedene auf naturhistorischen Alpenreisen nothwendige Apparate. 106.

Miszellen.

Was bedeuteten die Worte Cousin, Oncle, Neveu in der französischen Hofsprache?

Mit diesen Ausdrücken benannte der König von Frankreich diejenigen Prinzen von Geblüte, Reichsbeamte und auswärtige Fürsten, welche er nicht mon frère nennen wollte, und wenn er es recht genau nahm, hieß er die Fürsten, die älter als er waren, Oncles, die jüngern aber Neveux. Sonst ward das Wort Cousin mehrentheils ohne Unterschied des Alters gebraucht.

Höflichkeit im heiligen römischen Reiche.

„Die Fürsten des Reichs unter einander schreiben die ganze Unterschrift eigenhändig. Wo aber solches ja wegen zitternder und schwacher Hand nicht geschehen kann, wird solches in einem dem Schreiben beigelegten Zettel besonders höflichst entschuldigt." So erzählt Moser in seinem „Versuche einer Staatsgrammatik", S. 71.

Höchst sonderbarer Rechtstitel.

Unter den Gründen, aus welchen der König von Preußen die Landeshoheit über die Grafschaft Mansfeld und die im Magdeburgischen belegenen Aemter derselben verlangte, ward auch angeführt, daß „die Grafen, wenn sie mit ihren Landesfürsten geredet oder an sie geschrieben, sich nicht der Worte „Wir" und „Unser", sondern „Ich" und „Mein" bedient hätten." („Deutsche Reichsfama", XV, 588.) 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 260. — 16. September 1832.

Caragoli. Zwei Theile. Ungarn, Militairgrenze, Slawonien, Croatien, Fiume, Triest, Venedig. Berlin, Haude und Spener. 1832. 8. 3 Thlr.

Diese Reisetageblätter, die der in Breslau verunglückte preußische Hauptmann von Pirch, dessen Schicksal so schmerzliche Theilnahme erregte, auf einer Reise durch Ungarn, Slawonien, Croatien und einen Theil Oberitaliens niederschrieb, entlehnen ihren Namen von einer Art kleiner venetianischer Muscheln, die ohne sonderliche Mühe am Strande gefunden werden und, aneinandergereiht, ihren Werth von dem Lichte erhalten, in welchem man sie betrachtet. So bescheiden erklärte der Verf. selbst in der kurzen Vorrede, die er bereits im Frühjahre 1831 aufsetzte, den Lesern den anmuthigen Titel seiner Reiseskizzen, und die heitere, einfache und harmlose Darstellungsweise, die den freundlichen und lernbegierigen Sinn des reiselustigen Mannes verräth, erweckt ein um so schmerzlicheres Bedauern, daß sein Leben ein so kurzes war. Von Wien, als dem Ausgangspunkte seiner Reise, machte er im September 1830 eine Ausflucht nach Presburg und von dort theils zu Wasser, theils an den Ufern der Donau entlang nach Syrmien bis zur türkischen Grenze, diesen entlegenen, nicht allzu häufig besuchten Gegenden der östreichischen Monarchie, zu denen ihn der Wunsch, Menschen zu sehen, hintrieb, die dem Naturzustande näher als wir wären, ohne sich gerade zu tättowiren und ihre Gefangenen zu verspeisen. Das Volk der Magyaren, das sich weder den germanischen noch den romanischen und slawischen Stämmen in seiner isolirten Eigenthümlichkeit anschließt, bietet mit seiner dunkeln asiatischen Abkunft Gelehrten wie Reisenden eine gleich anziehende Erscheinung. In dem großen Völkerzuge nach dem Occident getrieben, wurden die Ungarn im Laufe der Jahrhunderte nicht eben zurück, sondern in sich zusammengedrängt, machen von der Bevölkerung der ungarischen Länder nur etwa ein Drittheil aus und sind in der tiefsten Niederung des großen Kessels, den das karpathische Hochland von der nordöstlichen, mit den Alpenketten von der südwestlichen Seite bildet, an den Ufern der Donau und der Theiß concentrirt. In dem Reichthum und der Pracht ihres üppigen Landes schwelgend, fanden sie sich bisher nur wenig geneigt, Fremdes anzunehmen, und fühlen sich, ohne ein weiteres Bedürfniß staatsrechtlicher Existenz zu kennen, in dem aufrecht erhaltenen Gegensatze von Herren und Knechten dermaßen wohl und glücklich, daß unsers Verf. Reisegefährten mit dem entzückten Ausrufe: „Nun ist die Freiheit da, nun ist schon Alles gut!“ den geliebten heimischen Boden betreten. Auf die Frage, worin diese gerühmte Freiheit bestehe, ergibt sich freilich eine so eigenthümliche Erklärung dieses vielgedeuteten, elastisch dehnbaren Begriffes, daß wir uns nicht enthalten können, sie unsern Lesern mitzutheilen. „Haben wir nicht den besten Wein und Frucht aller Art, und Fleisch und Taback? — riefen die Enthusiasten, — und muß ich das Alles nicht in Wien theuer bezahlen, weil es dort nicht frei ist, und hier fast Alles umsonst? Und keinen Paß durchs ganze Land nothwendig, bin ich magyar-ember (ungarischer Mann und Edelmann), kein Weg- und Brückengeld, überall Vorspann, ist das nicht Freiheit?“ Der Verf. fügt mit Recht hinzu, daß man das Alles, besonders die penible Absperrung der ungarischen Producte von den Erblanden, gerade die ungarische Nichtfreiheit nennen könnte; aber der Anblick dieses biedern, herzlichen Glückseligkeitsgefühls, das sich im Charakter jenes Volkes mit der südasiatischen Glut seiner ersten Heimath verbrüdert, gewährt in diesem Gemisch dem Reisenden einen seltenen Reiz. Das Festhalten am Althergebrachten, welches eine Haupteigenthümlichkeit der dem Scepter Oestreichs unterworfenen Völker, und nur deshalb, also aus dem tiefgefühlten Bedürfniß des Volkes selbst hervorgegangen, Princip der östreichischen Regierung ist, zeigt sich bei dem Bewohner des Ungarnlandes selbst in den kleinsten Zügen seiner Gesinnung, und die Sucht, Alles und Jedes durch die Anknüpfung an altväterliche Sitte zu sanctioniren, erstreckt sich bis auf die geringfügigsten Details der Lebensart, der Kleidung, ja bei dem Reisegefährten des Hrn. v. Pirch selbst auf den Schnurrbart, den er trägt „Ah is schöne!“ sagte er (auf seinen Schnauzbart deutend) „gute Sache!“ — und indem er die Hände andächtig faltete: „Jesus Krischtos auch Schnurrbart!“

Nach zurückgelegter Reise über Presburg und Gran, bei deren Berichterstattung der Autor nicht vergaß, durch eine ebenso getreue wie anmuthige Copie mancher eingeborener Individuen, die er schärfer ins Auge faßte, ein Bild der Nationalität mit lebhaften Farben hinzustellen, wird uns Ofen und Pesth mit ihrer entgegengesetzten Eigenthümlichkeit recht frisch und heiter geschildert. Einen

gleich starken Contrast wie Ofen, die alte, wohlumschanzte Matrone, die sich in „altersgrauer Tracht" an ihre Felsen lehnt, und Pesth, die heitere, schöne, mit der üppigen Pracht der ungarischen Noblesse gezierte Tochter gleichsam in der blühenden Ebene, in so naher Berührung darbieten, zeigt uns der Reisende später in den ebenfalls von der Donau geschiedenen Städten Neusatz und Peterwardein, jene zu Ungarn, diese bereits zu Slawonien gehörig. Wie der Handelstrieb das friedlichste Nebeneinanderbestehen sehr ungleichartiger Völkerelemente möglich macht, so findet man in der volkbelebten Kaufmannsstadt Neusatz (d. h. die seit dem belgrader Frieden Neugesetzte, Neoplanta) die bunteste Mischung verschiedenartiger Trachten, und Armenier, Juden, Griechen bewegen sich mit Ungarn, Croaten und deutschen Oestreichern friedfertig durch einander; zugleich trägt der Styl der Gebäude mit den platten Dächern den hervorstechenden südlichen Charakter, während Peterwardein mit seiner zusammengedrängtern Bauart, der stillen Regelmäßigkeit, sowie der engen, militairischen Kleidung und Haltung seiner Bewohner durchaus das Gepräge deutscher Eigenthümlichkeit an sich hat. Was die Stärke dieses ungarischen Gibraltar, wie man Peterwardein genannt hat, betrifft, so wird die Höhe der Felsen und der Umfang der Werke nur halb so bedeutend als der Ehrenbreitstein angegeben. Jenen Gegensatz der deutschen und südlich-orientalischen Elemente, welche sich in der Bevölkerung Ungarns und seiner Nebenländer so merkwürdig durchdringen, verfolgte der Verf. mit aufmerksamem Auge, und es mag dem Reisenden einen eigenthümlichen Reiz gewähren, die Spuren des asiatischen Elementes selbst wenige Schritte von Wien östlich bereits anzutreffen, während die östreichische Regierung bemüht ist, den deutschen Grundstoff immer weiter zu verpflanzen und in dem Contraste von Neusatz und Peterwardein, wo beide Eigenthümlichkeiten an den Ufern desselben Stromes hart confrontiren, das germanische Princip auf siegreiche Weise festzuhalten. So ist es möglich geworden, daß unsere Muttersprache bis zur türkischen Grenze sich neben so fremdartigen Lauten gleich stark beinahe geltend macht. Auf der gelehrten Schule zu Karlowitz, wo das erzbischöfliche Haupt der nichtunirten Griechen seinen Sitz hat, und nicht minder in allen Unterrichtsanstalten jener Landschaften wird neben dem Studium der deutschen Sprache die Wissenschaft der Geographie in allen Classen deutsch gelehrt, und selbst in Semlin, dem türkischen Belgrad gegenüber, sah Hr. v. Pirch den „Dorfbarbier" von einer deutschen Truppe aufführen.

Unter Dem, was uns der erste Theil noch bietet, zeichnen sich die Schilderungen der Contumazanstalt in Semlin, der Militairgrenze und einer Weinlese in Syrmien aus. Eifrige Weinkenner ziehen, nach des Verf. Behauptung, den karlowitzer Rebensaft, von dem keine Ausfuhr stattfindet, allen andern ungarischen Weinen vor. Dies ist der berühmte Schiller, der, aus weißen und rothen Trauben gepreßt, seiner Mischfarbe den Namen verdankt und durch sein gewürzreiches Feuer schwachen Personen gefährlich ist.

Mitten im Winter, um Weihnachten 1830, reiste Hr. von Pirch durch die Bezirke der Militairgrenze, besuchte Agram, Croatiens Hauptstadt, und fühlte am 3. Jan. in Fiume bereits eine laue Südluft. Die Kaputzen und kurzen Mäntel der Männer verrathen schon italienischen Zuschnitt; gleichwol ist die deutsche Sprache noch ziemlich neben andern gangbar. „Ein hübsches Gasthaus an der Post nahm mich auf. Der Cameriere, der mich französisch bat einzutreten, rief italienisch nach dem Zimmerschlüssel und hieß croatisch meinen Fuhrmann die Sachen abladen; nachher redete ich deutsch mit ihm. Das Volk spricht croatisch und ein jämmerlich verstümmeltes Italienisch." Auch in Triest, wo des verewigten Verf. längerer Aufenthalt ihm Gelegenheit gab, das Gesellschaftsleben der höhern Stände kennen zu lernen, herrscht keine einzelne Sprache vor; man hört das Französische mit italienischem Accent, das Italienische im istrischen Dialekt, das Deutsche in der krainer Mundart, gegen welche die Diction der wiener Leopoldstadt „rein und classisch" sein soll. Auf einem glänzenden Balle, den der Governatore, der Fürst Porzia, zu Triest gab, führte ein Freund, der Baron D., unsern Fremden der schönsten und leichtesten Tänzerin zu. Dieser fand nach der ersten Tour seine Erwartung fast übertroffen und äußerte der Dame, wie dankbar er seinem Freunde sei, ihn einer Grazie zugeführt zu haben. Was erwiderte diese Grazie? „Denke Dir", schreibt unser Verf., „alle Ausdrücke der Bescheidenheit, der größten Selbstverleugnung, lasse die Demuth in Person reden, und sie wird weit hinter meiner anspruchlosen Tänzerin zurückbleiben. Lächelnd, mit niedergeschlagenen Augen und mit einem Knixe sagte sie: „I waas schon, daß i a schwera Trutschl bin, der D. hat Sie grad mit mir angeschmiert." Aller Athem zum Widerspruch fehlte mir, ich war völlig außer Fassung."

Durch Protection des dortigen Consuls war es unserm Reisenden auch verstattet, Madame Murat, Napoleons Schwester Karoline, die unter dem Namen einer Gräfin von Lipona (Sylbenversetzung von Napoli) in Triest lebt, mit ihrer Umgebung und in ihrem Gesellschaftsleben kennen zu lernen. Sie trägt, ohne die gestürzte Corsin zu verrathen, den Wandel ihres Geschicks mit Anstand und Heiterkeit; was ihre Aehnlichkeit mit Napoleon betrifft, so soll ihre schöne Hand an die des Kaisers erinnern. General Macdonald ist ihr treu geblieben und macht die Honneurs in ihrem ziemlich glänzenden Hause.

Für den Aufenthalt in Venedig verwandte Hr. v. Pirch einen Zeitraum von beinahe drei Wochen. Mit frischer Heiterkeit schildert er das Leben und Toben in den Bottegen, die leidenschaftliche Parteisucht des Theaterpublicums für diese oder jene Carnevals-Primadonna; seine Bemerkungen über die stolzen Venetianerinnen und ihre anziehenden Intriguen zeigen den Mann von Bildung und Geschmack, wie alle seine Darstellungen die lebendigste Anschauungslust. Bei dem Anblick der Basilica und des Dogenpalastes sind es die Erinnerungen an die gesunkene Macht der alten Meeresbraut, beim Besuche der Biblio-

thek der heitere Schimmer der griechischen Kunstwelt, bei der Betrachtung der alten Gefängnisse dies Grauen beim Andenken an die Barbarei der frühern Zeiten, was ihn lebhaft erfüllen mußte. Die Schrecken, welche die Bleikammern einflößen, wo Casanova's Flucht noch immer eine der Haupterzählungen ausmacht, mit denen der redselige Custode den Fremden umherführt, werden noch bei weitem von dem Schauder überboten, mit welchem man die unterirdischen Gewölbe betritt. Alle Pracht und lebenspendende Heiterkeit Venedigs kann die Erinnerung an die Höllennacht vormaliger Aristokratengewalt nicht wieder verlöschen, und die östreichischen Farben an der Hauptwache, auf die der alte Löwe Venedigs schmerzlich hinüberblickt, mögen dann wie Symbole einer menschlich fühlenden, sittlich gebiegenen Herrschaft erscheinen. Bei dem Einzuge des Vicekönigs, Erzherzogs Rainer, und bei der Eröffnung des Porto franco, welche damals proclamirt wurde, hatte Hr. v. Pirch Gelegenheit, die glänzende Herrlichkeit der alten Republik zu einem Scheinbilde wenigstens aufwachen zu sehen. Die Eröffnung des Freihafens konnte in der That nur zum Schein in dem erstorbenen Venedig eine neue Lebendigkeit hervorbringen.

Der alte Reichthum — heißt es Thl. 2, S. 206 — ist verschwunden, selbst die einzelnen schimmernden Läden und Gewölbe erhalten sich nur mit Mühe, Wechselgeschäfte existiren nur noch dem Scheine nach in dem lebendigen Hin- und Herlaufen alter Sensale (Mäkler), die wie ruhelose Geister an dem Orte ihrer geraubten Schätze umherwandeln müssen. Schon lange sind die Schätze vergeudet; sie hielten den Glanz der alten Republik noch aufrecht, nachdem sie schon viele Stufen ihrer Macht abwärts gestiegen war; verschwanden aber dann mit reißender Schnelligkeit. Ein noch Höheres, Nothwendigeres zur Wiederbelebung, die alte Kraft und Thätigkeit der Männer, der ernste, gewissenhafte, schaffende Fleiß, ist nicht mehr vorhanden, eine träge Schlaffheit und, was noch schlimmer ist, ein thörichter Stolz auf die Vergangenheit, eine Selbstzufriedenheit, die alles Erwachen hindert, liegt auf der armseligen Menge. Und wenn sich der alte Handelsgeist auch noch einmal aufraffen wollte, die reichen, soliden, gebildeten Negocianten Triests, mit ihren Verbindungen von Smyrna bis Rio de Janeiro, sind nicht mehr zu überbieten; wie lockend auch der alte Name Venedigs anzieht, der Ruf und die Mittel der triestiner Häuser drängen die großen Erinnerungen in den Hintergrund.

Auch treten Begriffe wie: Welthandel und mercantile Größe, beim Venetianer schnell in den Hintergrund, wenn es sich um die prima recità, die erste Aufführung einer neuen Carnevalsoper handelt; hier vergißt der Italiener selbst seine Liebesintrigue. Hinsichtlich der Oper bemerkte unser Autor Folgendes:

Il maestro Bellini war der Held dieses Carnevals in Italien. Rossini's Zeit ist vorüber, der Wunsch, die Sehnsucht nach Ernsterm und Tieferm ist erwacht, und Bellini gibt Anklänge davon. Es ist ein Suchen und Sehnen in den Italienern nach Dem, was uns Glück zu seiner Zeit in so reichem Maße gab, aber — kein italienischer Componist, wenigstens kein heutiger, kennt unsern Meister, und doch würde er ihnen gerade zu Dem verhelfen, was sie eben bedürfen. Sie sollen ihn nicht sklavisch nachzuahmen suchen, aber durchdringen, und dann mit ihrer Glut auf seinen Schultern Das erbauen, was ihnen Noth thut, ein tieferes, schwereres, geläuterteres Feuer der Harmonie. Wie nun Bellini hier und da in dieser Richtung empfindet, wie er Einzelnes aushaucht, das in diesem Sinne gedacht und gefühlt ist, so ergreift er auch stellenweise seine Landsleute, die sich deshalb auch daneben die einzelnen trockenen, leeren, hergebrachten Stellen gefallen lassen.

Ob die anmuthige Muschelschnur der „Caragoli" mit dem zweiten Theile, der mit der Abreise von Venedig nach Mailand schließt, abgerissen und mit dem Lebensfaden des Verf. durchschnitten ist, wissen wir nicht, müssen aber bedauern, daß das Erscheinen dieser beiden Theile schon bedeutend verspätet wurde. Manches über Contumazanstalten Bemerkte würde vor einem Jahre wichtiger erschienen sein; über Anderes, wie Paganini's Leben, sind wir, seitdem der Reisende seine Tageblätter dem Drucke übergab, bereits eines Bessern belehrt. 131.

Grundriß der Naturphilosophie von C. A. Eschenmayer. Tübingen, Laupp. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ohne zu den Koryphäen der Naturphilosophie zu gehören, die durch neue Ideen in der speculativen Behandlung ihrer Wissenschaft Epoche gemacht, hat doch der Verf., der in dem obigen Werke seine Naturansicht zum ersten Male in einem gewissermaßen systematischen Zusammenhange darstellt, mit Empfänglichkeit und innerer Erregung an jener großen geistigen Umwälzung Antheil genommen, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts, von der allgemeinen deutschen Speculation her ihren Ausgangspunkt nehmend, sich auf eine überraschende Weise in der Naturphilosophie concentrirte. Nachdem Schelling die bisher entwickelten Richtungen der deutschen Philosophie alle in sich selbst durchgelebt hatte, begründete er die nächste Entwickelungsstufe des deutschen Philosophirens in der Naturspeculation, und wurde so nicht nur der Stifter einer neuen Naturphilosophie, wie er gewöhnlich blos einseitig genannt wird, sondern zugleich der eines neuen philosophischen Standpunktes überhaupt, der in der Geschichte der neuesten Philosophie noch bis auf den heutigen Tag fortgewirkt hat, während seine naturphilosophische Richtung als solche in dem allgemeiner gewordenen Charakter des Hegel'schen Systems, das sich sonst ganz aus der Identitätslehre Schelling's herleitete, wieder unterging. Unter den Anhängern Schelling's kann in gewisser Hinsicht auch Eschenmayer genannt werden, doch hat derselbe mehr nur einzelne speculative Gesichtspunkte aus der Schelling'schen Naturphilosophie aufgenommen, befindet sich aber im Uebrigen, wenn man es schärfer ins Auge fassen will, eigentlich in einem Gegensatz zu Schelling, da er den absoluten Standpunkt desselben nicht nur nicht theilt, sondern sogar angreift. Von Substanz und Causalität, von Urgrund und Identität ist daher in der Eschenmayer'schen Naturphilosophie nie die Rede; dagegen finden sich religiöse Erhebungen und Beruhigungen des Gemüths, wo der erkennen wollende Geist auf Unerkennbarkeiten trifft, und in dem ersten und letzten Princip des Verfassers, „Alles aus dem Wohlgefallen Gottes" herzuleiten und auf dasselbe als auf die „einzige Quelle der Schöpfung" und der Naturerscheinungen auch in der Wissenschaft zurückzugehen, lösen sich bei ihm alle nächtlichen Verwirrungen der Naturspeculation friedlich, ja die sich aufdringende Unerkennbarkeit gibt nur zur erbaulichen Resignation Anlaß. Der Verf. ist daher in seiner gemüthlichen Betrachtungsweise sehr entfernt von jenem titanenhaften und sich selbst überfliegenden Ringen, wie man es sonst an den Bestrebungen der naturphilosophischen Schule gewohnt war, und man könnte von ihm sagen, daß er die Dämonen und Nachtgeister der Naturphilosophie ausgetrieben. In dieser Weise gewährt sein System allerdings eine ansprechende und sinnige Lecture, aber nur insoweit, als man sich durch jene Sinnigkeit auch wissenschaftlich für befriedigt halten kann, was denn freilich nicht immer der Fall ist.

Wenn daher der allgemeinphilosophische Standpunkt des Verfs. offenbar der Kant'sche ist, so war auch in Bezug auf

jeden Naturereignis — was er selbst in so hervorragender Weise — jeden Kunstwerkes — was er selbst in so hervorragender Weise — jeder Kunstleistung — was er selbst in so hervorragender Weise — jeder Kunstleistung — was er selbst in so hervorragender Weise — jeder Kunstleistung

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 261. — 17. September 1832.

1. Deutſchlands Einheit durch Nationalrepräſentation. Von Wilhelm Schulz. Stuttgart, Schweizerbart. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)
2. Ueber die politiſchen und bürgerlichen Reformen und den Entwurf eines Staatsgrundgeſetzes für Hanover, von G. F. König. Geſchrieben im Staatsgefängniſſe zu Celle. Braunſchweig, Vieweg. 1832. Gr. 8. 1 Thlr.

Es mag leicht ſein, die Hauptrichtung eines ganzen weltgeſchichtlichen Abſchnitts zu bezeichnen, aber kein Strom kommt in der Größe ſeiner Manneskraft von den Bergen, er wächſt durch Zufluß; das Flußgebiet und die Strömungen ſelbſt müſſen gekannt ſein, und jenes iſt breit, dieſe ſind wechſelnd, unſere Zeit iſt unendlich reich daran; obige Bücher drängen mich zur Betrachtung einer Hauptſtrömung unſerer ſich entwickelnden Aera.

Es iſt die materielle; in Deutſchland ſteht Göthe an ihrer Spitze, und ihre Wellen haben ihn eine Zeitlang auf die Höhe des neuen Jahrhunderts gehoben, um ihn, wie die Welle wechſelt, wieder ſinken zu laſſen. Er ſchuf die Poeſie der ſchönſten materiellen Individualität. Aber weil ſein ſtaatsbürgerliches Herz eng war, ſtießen ihn die neuen Gracchen von dem Throne und ſetzten ſtatt des Individuums ein Collectivum in der tauſendköpfigen Geſtalt der Völker, der materiellen allgemeinen Wohlfahrt auf den leer gewordenen Seſſel. Meiſt wird dieſes Verhältniß Göthe's zu ſeiner Zeit überſehen, aber ohne dies fehlt ein breiter Zugang zu ſeinem Einfluſſe auf ſie. Es iſt nicht nöthig, darauf aufmerkſam zu machen, daß das Materielle in der edelſten Bedeutung genommen werden muß, daß es meiſt das ens, das Seiende und darum oft gleichbedeutend mit dem Realen iſt; es iſt hierbei nicht an der Zeit, rückſichtlich der Poeſie bis auf den Culminationspunkt dieſer Richtung, Heinrich Heine, zu folgen. Ich kann mich ferner hier nicht über das vollſtändig veränderte Gewand verbreiten, was man jener Grundform umgeworfen: es liegt vor Augen, wie die blutloſe Objectivität in neuerer Zeit überflutet worden iſt mit dampfenden Blutſtrömen der Subjectivität, wie die Schriftſteller nicht mehr Helden ſchufen, ſondern ſelbſt Helden wurden, ſeien es auch nur Helden des Buchs. Aber es führt mich zum Centrum meines Vorworts, wenn ich die neuere Richtung der Philoſophie, die vorzügliche Richtung der höhern Thätigkeiten unſerer Zeit citire; eine Hauptſtrömung iſt jene materielle Richtung.

Ueber die alten Urgebirge ſtreckt die Naturphiloſophie ihr annoch verwildertes Haupt; die Gürtel Amerikas, der Bruſtknochen Aſiens werden prüfend ſondirt; aus Dem, was iſt, holt man die Fäden der Speculation; Staatsökonomie, Induſtrie regen die geſchäftigen Finger; es iſt, als ob die Vorwelt in der Luft exiſtirt hätte, daß ſie ſo viel Reelles zu ſchaffen übriggelaſſen. Die proteſtantiſchen Wortklauber blieben verlaſſen mit dem Inventarium des Mittelalters; nicht um Dreieinigkeit und myſtiſche Brotverwandlung zankte man ſich ſchriftlich und ſchlug ſich reell todt; Alles wurde praktiſch, und die deſtillirteſten Doctrinen wollten compacte Dinge, in Raum und Zeit gebieteriſch exiſtirende Realitäten. Aus den Luftgeiſtern waren Erdgeiſter geworden. Dem Prototyp Leſſing folgte der Typus Göthe, und ſeine Perſönlichkeit ſtürzte in die Flut der Allgemeinheit.

Mehr und mehr entfaltet ſich die Blüte des Jahrhunderts; vorliegende Bücher ſind ein Beweis davon. So viel auch die Herren von der einen Seite geſchwatzt haben, es ſei eine Zeit der hohlen oder doch bloßen Ideen, es enthüllt ſich immer deutlicher: es iſt eine Zeit ſtrenger Realität. Die gewaltige Wolke, die man für Nebel ausgeben möchte, ſtrotzt von poſitiver Elektricität. — Was ſoll man nun zu den Scharen von Halbwiſſern ſagen, die ſich wund ſchreien, die Zeit ſei eine chimäriſch-theoretiſche, ſie fuße auf luſtigen, unanwendbaren Theorien, ſie ſei eine unfruchtbar-negative. Das iſt der Fluch der Halbbildung, daß ſie ohne Landkarte reiſt und nur mit dem täglich gemietheten Führer von Station zu Station ſich findet; das iſt der Fluch der Wochengeſchichte, die nur Wochen, aber keine Jahre, keine Zeit kennt; das iſt der Fluch des niedrigen Standpunktes, der das geſegnete Land vor den Bergen nicht ſehen läßt. Die höchſt gelegene Totalanſicht aller laufenden Verhältniſſe iſt dieſen Leuten verſagt, und weil nun die Worte jener höher Stehenden hoch klingen, ſo haben ſie keine andere Bezeichnung dafür als „phantaſtiſch, luftig, der Conſiſtenz entbehrend". Zu ſpät wird ihnen Einſicht und Reue kommen; die vorlie-

*) Vgl. hierüber eine vorläufige Anzeige in Nr. 241 d. Bl. D. Red.

genden Bücher sind ein schlagender Beweis, auf welcher unerschütterlichen materiellen Basis der neue Liberalismus ruht. Aber die Zeit ist wie die Menschen, denn die Menschen schaffen die Zeit: sie wird nur a posteriori allgemein klug. In wie hundertfältigen Modificationen haben wir es hören müssen, die Liberalen wüßten nur zu zerstören, sie verneinten blos. Freilich, wenn an die Stelle des alten Semiramisbabylon ein modernes gebaut werden soll, müssen die alten Backsteinmauern niedergerissen werden, freilich muß ich die alte Einrichtung tadeln, aufheben, wenn eine neue an ihre Stelle gesetzt werden soll. Aber die Gründe des Tadels sind die Mauersteine des neuen Gebäudes. Gibt es denn in dieser fortzeugenden, positiven Welt unfruchtbare Negationen? Nur der Kurzsichtige kennt deren. War Luther etwa lutherisch, als er die Theses an die wittenberger Schloßkirche schlug? in den 95 Negationen lag der Same des Lutherthums erst. Waren die wandernden Völker des vierten Jahrhunderts etwas Anderes als wandernde Negationen? Trugen die rohen Krieger das germanische Recht auf Pergament unter ihren Fellen? Sie erbauten zerstörend einen neuen Welttheil, und nur Das, was ihre stampfenden Rosse nicht trafen, war der Krankheitsstoff in den neuen Staaten, wie die keimende Hierarchie und das römische Recht.

Es ist ebenso lächerlich, wenn der Handwerker, der nicht weiter schließt als sein Handwerkszeug reicht, die Fortschritte der theoretischen Wissenschaften, Physik, Chemie, Mechanik u. s. w. beurtheilt. „Was nutzt uns die Spitzfindigkeit des Professors", sagt er, „eine Maschine kann er doch nicht bauen"; und in wenig Jahren macht ihn das Product jener Theorien, die Dampf- oder Spinnmaschine, zum Bettler. So droht auch jenem Herren der Bettelstab, wenn sie sich nicht frühzeitig mit der Realität jener Theorien befreunden.

So dringen diese beiden Bücher, Producte des geläutertsten Liberalismus, dem man so eilig alle materielle Fähigkeit abgesprochen, bis in die innersten Atome der Materie, und zwar mit einer durch geistige Vorübung so sicher geleiteten Richtung, daß mancher Diplomat sich höchlich verwundern und erschrecken wird, der da geglaubt hat, die Liberalen seien Salamander, die das Stickstoffgas der materiellen Staatswirthschaft nicht vertragen könnten. Wo die Bücher jene historischen Irrthümer finden, da werden sie schlaflose Nächte machen. Die Zeit der geschmähten Blüte des Liberalismus ist vorüber und die der Früchte tritt ein.

Beide Verfasser ergreifen das Kindlein Staat, sammt Windeln und allem Zubehör, ganz und mit sichern, festen Händen, sie zerren nicht ungeduldig an einzelnen Gliedern. Was ist der Staat, was soll er, was gewährt er? Es sind Bücher der Totalität, des Gipfels der Wissenschaftlichkeit; sie prüfen im Zusammenhange und gehen ans Leben. Es sind lebendige Bücher, und ich empfehle sie dringend den Lebenden.

Herr Schulz hat sich ein Centrum gewählt, und alle Fragen und Antworten lenkt er mit starker Hand als Radien dahin. Es ist die deutsche Einheit durch Nationalrepräsentation. Ich gestehe, daß mir die Worte „Deutschlands Einheit", so schöne Musik sie mir einst waren, ehe die Deutschen selbst so unangenehm darüber geheigt hatten, daß mir diese Worte anfingen Unbehagen zu erwecken. Die Epoche eines nebeligen Morgens, in welchem die besten Deutschen wie die Hanswürste herumgelaufen waren, sich die Haare wachsen und die Freiheit abschneiden ließen, wo man eine neue Sprache erfand und die neue schöne Gelegenheit darüber verlor: ich gestehe, daß mir diese deutsche Kinderzeit ein gespenstiges Grauen erweckt. Es ist ein unheimlicher Schmerz, eine ganze, große Nation Puppen spielen und das Beste verabsäumen zu sehen; wenn man mir von deutscher Einheit sprach, da gab mir's immer einen schmerzhaften Stich; ich roch die alten Motten des zerfallenen Kaisermantels; ich sah das große Mahl auf dem Römer, aber in den veralteten Bechern greinte Wasser, auf den morschen Sesseln saßen Gespenster; nur den großen, todtgeschlagenen Stier, den die aufgeschürzte Fleischerzunft in seiner Totalität zurichtete und kreischte, den sah ich wirklich. Ich wußte keinen Rath für das liebe Deutschland, denn seine Vorzüge sind sein Unglück: es hat sich wirklich, wie die Bürgersleute sagen, überstudirt. Die Deutschen sind wahrlich gelehrte Handwerker geworden, es kommt ihnen nichts vor die Klinge, was sie nicht zurecht oder zu Recht machten, wie wir das namentlich seit wenig Monden alle Tage sehen. Sie haben sich dem Teufel der Gelehrsamkeit verkauft. Ich wußte nichts mehr für Deutschlands Einheit. Herr Schulz weiß viel und hat alle Interessen zu diesem Zweck zusammengetragen. Hören wir ihn.

„Das deutsche Volk bedarf eines aus seiner Mitte und aus seinem Vertrauen hervorgegangenen Organs, welches alle Bruderstämme zu einer nationalen Gesammtheit verbindet." „Die Geschichte und die öffentliche Meinung spricht für die Nothwendigkeit einer deutschen Nationalrepräsentation." Nun citirt er die Versprechungen nach dem französischen Kriege 1814 u. 1815, und zählt auf, was seitdem geschehen; das Resultat ist ihm, „daß das Volk nichts gewonnen und nichts zu erwarten hat, bis es durch das Band einer gemeinsamen Vertretung zu Einer Nation geworden, und bis das Schicksal der Nation in die Hände der Nation gelegt ist."

Alsdann beruft er sich auf die Uebereinstimmung des positiven deutschen Staatsrechts mit der Gründung einer deutschen Nationalrepräsentation. Ich gestehe offen, daß ich mich immer einer Art von Unmuth nicht erwehren kann, wenn das historische Recht, die Schutzmauer für Schutzbedürftige, der Zaum für wilde Thiere, der nach guten juristischen Gründen stehen bleiben muß, auch wenn die Thiere gezähmt sind, wenn dies gemisbrauchte Schibboleth auch den klarer Sehenden zu schaffen macht. Herr Schulz hat sich bündig dieser Art von Herkommen entledigt, und es ist zufällig bei den alten deutschen Verhältnissen nicht schwer; wenn nun aber die alten Deutschen Sklaven statt Freie gewesen wären, wie dann? Entweder wir müßten nach guthistorischem Rechte auch Sklaven werden, oder die deutsche Gelehrtenzunft machte sich an die Sache.

Wozu also dies lahme Wesen? Der Verf. argumentirt: „Die Grundidee des deutschen Reichszustandes hat darin bestanden, daß die Bestimmung aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten, daß Gesetz und Steuerbewilligung von der freien Ueberzeugung und Zustimmung aller unmittelbaren, freien activen Staatsbürger ausgehen mußte.“ „An die Stelle des Kaisers trat 1815 die Gesammtheit der souverain gewordenen Fürsten und Städte; nun muß auch diesen gegenüber die Gesammtheit des deutschen Volks repräsentirt werden.“

Nun kommt ein Abschnitt: „Die Uebereinstimmung des deutschen Fürstenworts mit der Herstellung einer deutschen Nationalrepräsentation“, den ich — übergehe. Um so länger verweile ich bei dem nächsten, welcher die Förderung und Sicherstellung der materiellen Interessen durch eine deutsche Nationalrepräsentation verheißt. Der Verf. wirft sich mit aller Schwere darauf und bekundet, wie sehr er, die Materie beherrschend, ihre Formen zu gestalten, wie er zu produciren verstehe. Wie sehr unsere Handels- und Industrieverhältnisse im Argen liegen, so lange wir uns nur gegenseitig alle Schußlängen Fesseln anlegen, das Ausland aber, das sich gegen uns absperrt, zu unserm Nachtheil auf unsern Märkten ungestört zulassen müssen, so lange unsere Industrie ohne innere beschleunigende Hebel ein abhängiges Mündel des Auslandes bleibt, das Alles liegt in unserer Armuth vor Augen. Die politische Zerrissenheit trägt nach dem Verf. die Hauptschuld: „Schutz gegen das Ausland thut uns vor Allem Noth“, wir bedürfen zuerst einer Nationalmauth. Alle Ideale einer Handelsfreiheit, meint er, müssen so lange schweigen, als von so verschiedenartigen Größen, wie England und Deutschland, die Rede ist. Man kennt den Vergleich vom Riesen und Kinde, unter dessen Schlägen das Kind dennoch gedeihen soll — ich meine mit Herrn Schulz: es wird verkrüppeln. „Eine Nationalmauth würde unter einem völlig veränderten moralischen Gesichtspunkte erscheinen; der Haß gegen die Mauthen im Allgemeinen hat das Ideal einer allgemeinen Handelsfreiheit erzeugt; die wahre Freiheit, auch die des Völkerverkehrs, besteht nur zwischen selbständigen Nationen, zwischen Starken und Gleichen.“ Der preußische Zollverein sei, wie man einst vom deutschen Bunde gesagt, besser als gar keiner, aber doch nur eine temporaire, der willkürlichen Aenderung unterworfene Maßregel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, Ende Juli 1832.

Der Sommer und der Herbst sind in Frankreich die Jahreszeiten, wo man am wenigsten liest. Von der Hitze niedergedrückt, überläßt man sich am Tage gern dem verführerischen far niente, des Abends laden die Kühle und die Blumendüfte zum Spazierengehen ein, dann kommt die Weinlese, das Fischen, die Jagd, sodaß keine Zeit den Musen und dem Lesen zu weihen übrig bleibt. Die literarischen Speculanten, die Autoren und Buchhändler richten sich auch danach, und vom Juli bis Mitte Oktobers erscheinen nur wenig Neuigkeiten von einiger Bedeutung und selten ein Product der guten oder berühmten Schriftsteller.

Man kann zwar nicht sagen, daß man in diesem Monate eine literarische Hungersnoth gelitten habe, die Menge der erschienenen Bücher war groß, die Qualität aber gering. Obenan unter den vorzüglichen Werken steht eines, was schon seit mehren Jahren auf dem Stapel lag und in diesen Tagen vollendet in See ging: dies ist die „Encyclopédie moderne, ou dictionnaire abrégé des sciences, des lettres et des arts“, von Courtin (24 Bde.). Der erste Band erschien im J. 1824, und der Redacteur, der zugleich der Verleger ist, hat dies Unternehmen mit einer Ausdauer fortgeführt, die weder der mißliche Zustand des Handels noch die politischen Unruhen erschüttert haben. Die verschiedenen Artikel, die das Ganze dieses Werks bilden, sind alle mit aufgeklärtem Geiste, mit Talent, mit allgemeiner Verständlichkeit von den ausgezeichnetsten Männern Frankreichs geschrieben. Man glaube jedoch nicht, daß durch diese neue Encyklopädie die alte überflüssig gemacht sei; sie ist im Gegentheil als eine Ergänzung derselben zu betrachten, da sie hauptsächlich die Fortschritte des menschlichen Geistes seit dem Ende des 18. Jahrhunderts liefert.

Zwei dicke Bände mit dem Titel: „Histoire de la vie et des ouvrages de Mr. de Chateaubriand, considéré comme poète, voyageur et homme d'état, avec l'analyse de ses ouvrages“, von Scipion Morin (2 Bde.), machen die Aufmerksamkeit mehrer Classen Leser rege. Man würde sich aber irren, wenn man darin geheime oder skandalöse Anekdoten über den berühmten Verf. der „Märtyrer“ zu finden glaubte. Der Herausgeber hat sich bei Abfassung seines Buchs wohl erinnert, daß das Privatleben selbst einer öffentlichen Person verborgen bleiben und respectirt werden muß, und hat der anziehenden Versuchung, die günstige Aufnahme seines Werks durch etwas Skandal zu vermehren, rühmlich widerstanden. Dagegen kann man ihm den entgegengesetzten Fehler, seinen eigentlichen Gegenstand beständig aus dem Auge zu verlieren, um von ganz fremdartigen Dingen zu sprechen, mit Grund vorwerfen. Es ist allerdings sehr gut, encyklopädische Kenntnisse zu besitzen und schmeichelnd dieselben zeigen zu können, der Leser aber, der ein Buch auf Veranlassung des Titels in die Hand nimmt und unter der Menge fremder Gegenstände zu wenig über den Mann findet, mit dem der Verf. sich zu beschäftigen verspricht, muß natürlich wünschen, lieber nur Einen Band als zwei solcher Wälzer voller Abschweifungen zu erhalten.

Das Buch, das unter dem sonderbaren Titel: „Paris, ou le livre des Cent-et-un“, erscheint, fährt fort, das Vocabularium aller Lobsprüche der Journalisten zu erschöpfen, und man sollte glauben, daß der seit Kurzem erschienene sechste Theil den unbestrittensten Beifall fände. Das Publicum aber, weniger gefällig als die Journale, fängt an, etwas gleichgültiger für diese Sammlung zu werden; es beklagt sich, unter zehn Artikeln nur einen guten zu finden, was die Menge der 101 talentvollen Männer auf 10 reducirt; es ist unzufrieden, daß ein Buch, was „Paris“ betitelt ist und die Sitten dieser großen Stadt malen soll, von Konstantinopel, Italien, Siberien u. s. w. spricht; es empört sich gegen die wenige Bescheidenheit, womit die Herren Verf. sich gegenseitig Weihrauch darbringen, denn es weiß recht gut, daß unter den 101, genau gezählt, 82 Journalisten sind.

Dagegen gibt es Bücher, deren Titel oder Verfasser hinreichend sind, um schnell bekannt und gesucht zu werden; in diese Classe gehören folgende zwei, welche eben herausgekommen sind: „Traité théorique et pratique de la ligature des artères“, von J. Mance (mit 13 Kupfern); „Manuel du jardinier des primeurs, ou l'art de forcer les plantes a donner leurs fleurs dans toutes les saisons“, von Noisette und Boitard. Beide Schriften sind der Käufer und Leser im Voraus versichert.

Mit Grauen komme ich nun an die in diesem Monate mehr als gewöhnlich erschienene Menge Romane und weiß kaum, wo ich anfangen soll. Sechs darunter sind nicht so schlecht, daß man ihrer gar nicht erwähnen sollte; die Leser der Küchen,

Läden, Vorzimmer, oft auch der Schlafzimmer delectiren sich daran; im Gesellschaftszimmer kennt man sie aber kaum, und im Studirzimmer weiß man vollends nichts von ihnen. Sie bieten der Abenteuer in Menge, manchmal lustige, aber fast immer triviale dar; schwach gezeichnete Charaktere, wenig interessante oder bei den Haaren herbeigezogene und fast nie natürliche Situationen sollen das Genie ersetzen; die Titel jedoch ziehen an, wie man sich hier überzeugen kann: „La femme du banquier, histoire contemporaine, par la Comtesse O. du ***“ (2 Bände); „L'escamoteur, par Stanislas Macaire“ (5 Bände); „Mr. Noël ou les cancans, par E. Arthaud“ (4 Bände); „La soeur de lait du vicaire, par H. S. Berthoud“; „Le manteau vert, chronique du seizième siècle, par le baron de Bilderbeck“ (4 Bände) *); „La vie du monde, par Maire“ (4 Bände). — Ein Roman, der sich weit über allen diesen Plunder erhebt, ist der „Procureur impérial“, von de Merville (2 Bände). Der Titel scheint ein Gemälde der Sitten der Gerichtspersonen unter Napoleon zu versprechen, was keineswegs der Fall ist, und in dieser Hinsicht verdient der Verf. einen Vorwurf, denn warum seinem Werke eine falsche Ueberschrift geben; man vergibt ihm aber bald diesen Misgriff, wenn man die Reihe der Sittenschilderungen liest, die alle mit Leichtigkeit und Wahrheit, ohne moderne Uebertreibung geschrieben sind und die sich auf eine moralische Weise entwickeln und schließen. — „Marc Loricot, ou le petit Chouan de 1830“ (6 Bände) ist der Titel des letzterschienenen Romans von Victor Ducange, dessen literarischer Ruf auf viele alte und solide Erfolge gegründet ist. Sein Talent, allen seinen Producten viel Interesse zu geben, würde noch gewinnen, wenn er nicht mit dem Leser zu viel plauderte und zu viel Betrachtungen allenthalben einschaltete, die den Faden der Geschichte zerschneiden. Er vernachlässigt stets seinen Styl, oder, um freimüthiger zu sein, er schreibt seine Sprache schlecht, und dennoch liest ihn Jedermann mit Begierde, weil er seinen Helden etwas Geheimnißvolles zu geben weiß, das die Neugierde reizt, und sie in eine Reihe von Begebenheiten und Reisen zu werfen versteht, deren Lebhaftigkeit das Interesse nie ganz einschlafen lassen. Sein Marc-Loricot ist der Bastard eines katholischen Geistlichen und findet sich in die politischen und jesuitischen Intriguen, die durch Mordbrennerei im J. 1829 u. 1830 das westliche Frankreich heimsuchten, ohne recht zu wissen, wie, und ganz gegen seinen Willen verwickelt. Die Revolution im Juli reißt ihn aus seiner falschen Stellung und er endet mit einem glücklichen Leben. Die Politik dient diesem Roman als leichte Nebensache und hat gar keinen Einfluß auf den Gegenstand desselben selbst. — Das „Manoir de Beaugency ou la vengeance“ ist das Werk eines Frauenzimmers, das Walter Scott sich zum Vorbild gewählt hat; das Genie des Meisters scheint aber der Schülerin nachtheilig zu sein, sodaß man ihr rathen möchte, eine Laufbahn zu verlassen, die sie zu verfolgen zu schwach ist und deren Ziel sie wol schwerlich mit einigem Erfolg wird erreichen können. Wenn die Verfasserin dieses Bandes, statt nachzuahmen, sich ihren eignen Eingebungen überlassen wollte, so würde sie gewiß gelungenere Arbeit liefern und ihr Talent besser entwickeln, was durch die Aufmerksamkeit, die das Nachahmen immer erfodert, gleichsam erstickt wird. Den Stoff zu diesem Roman liefert abermals jene arme Königin von Frankreich, Johanna von Bourgogne, aus der man durchaus der Geschichte zum Trotz, die in ihr nur eine Schwache, wie es deren so viele gibt, darstellt, eine Messaline machen will. Sie ist schon die gezwungene Heldin einer unzähligen Menge von Romanen und Dramen. — Der Nachfolger von Pigault-Lebrun, Paul de Kock, der sowie beinahe alle Nachfolger blos ein ausgearteter Nachahmer ist, hat in diesen Tagen das Gemälde einer ehebrecherischen Frau, die von einem jungen Mädchen, welches ihr ihren eignen guten Ruf aufopfert, von der öffentlichen Schande gerettet wird, geliefert. Diese „Magdalène“ (4 Bände), denn dies ist der Titel des Romans und der Heldin desselben, interessirt im höchsten Grad und macht gar manche Leserin bitterlich weinen. Der Verf., der nichts weniger als unter die weinerlichen Schriftsteller gehört, hat aber um seine Hauptfigur mehre Nebenpersonen gruppirt, die alle voller Tugend und zugleich voller Lächerlichkeit sind, und durch die er jenes starke Lachen hervorbringt, was man nie in gesitteter Gesellschaft findet. Durch diese Zusammenstellung hat er seinem Hauptstoffe das Edle genommen, und hier, wie in Allem, was aus seiner Feder fließt, findet man Situationen und Darstellungen schlechten Geschmacks, verbunden mit einem leichten und mit sich fortreißenden Styl. — Ein anderer Romanendichter von demselben Schlag wie Paul de Kock ist Ricard, der in seiner „Ouvreuse de loge“ (5 Bände) Scenen noch niederer Classen der Gesellschaft ebenfalls mit Wahrheit liefert. Dieses neue Product steht weder in Raschheit des Ganges der Erzählung, noch in Lustigkeit, noch in Trivialität seinen frühern Arbeiten nach und hat eben dieser Eigenschaften halber kein kleines Publicum. — Endlich muß ich eines bis jetzt fast unbekannten Schriftstellers erwähnen, der, wenn er will, sich einen glänzenden Ruf machen kann: Hr. Alphonse Karr, den Deutschland gewissermaßen als sein Kind und Zögling betrachten kann, ist mit einem Roman unter dem freilich etwas sonderbaren Titel: „Sous le tilleul“ (2 Bände), aufgetreten, der allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und der durch die sanfte, ruhige, tiefe und gefühlvolle, mit der zügellosen französischen Einbildungskraft verbundene deutsche Träumerei, die darin herrscht, die diesigen Leser und Kritiker zwingt, dem Deutschen vor dem Franzosen den Vorzug zuzugestehen. Das Theater ist Deutschland; Stephen, mit einer brennenden und poetischen Einbildungskraft, einem etwas trotzigen und die gesellschaftlichen Bande verachtenden Charakter, einer starken, energischen Seele und einem zärtlichen, treuen Herzen begabt, hat das väterliche Haus verlassen, um einer reichen, ihm aber misfallenden Heirath zu entgehen. An dem Orte, wohin er sich zurückgezogen hat, findet er ein junges Mädchen, das sein Herz anbetet und bei dem er Gegenliebe findet. Der Vater der reizenden Magdalene, so heißt das junge Mädchen, rechnet aber den Reichthum unter die ersten Bestandtheile des Glücks und zwingt Stephen, sich zu entfernen. Während dieser nun auf der Universität sich zu einer Laufbahn vorbereitet, die ihm Geld und Ruhm verschaffen soll, die erste Bedingung, an welche der Besitz der Geliebten geknüpft ist, verläßt diese ihren stillen Aufenthalt, tritt in die große Welt ein, vergißt den armen Stephen und heirathet den schönen und reichen Eduard. Bis hierher ist Alles ausgezeichnet gut: Schilderungen der Liebe, Beschreibung der ländlichen Natur, sanfte und wohlwollende Philosophie, Analyse des menschlichen Herzens, brillantes Colorit in den Darstellungen, nichts gibt zu Tadel Stoff, nur zielt der Styl manchmal zu sehr nach Effect. Nun kommt aber der französische Roman à la mode in seiner ganzen Abscheulichkeit: das Herz hört auf zu sprechen, und der Kopf allein, der Kopf eines Uebergespannten, eines Thörichten oder gar Verrückten bemächtigt sich des bis hierher so reizenden Romans, um ihn durch eine scheußliche Entwickelung zu verderben. Stephen wird nämlich reich und will seine undankbare Magdalene mit Verachtung strafen, kann es aber nicht, da er sie noch immer zu sehr liebt, und dennoch lechzt er nach Rache. Er tödtet im Duell ihren Mann, der sonst sein Freund war, er verführt Magdalene; und als sie in seinen Armen liegt und in seinem vollen Besitze ist, überhäuft er sie mit Schimpf und Schmach. Die Unglückliche erhängt sich aus Verzweiflung, und er — er gräbt den Cadaver aus, um auf ihre Lippen den Kuß der Versöhnung zu drücken. Kann wol der Unsinn des jetzt hier Mode seienden Romanengeschmacks, ihrer Verfasser und ihrer Leser weiter gehen? Die ersten Versuche dieser literarischen Misgeburten hat sich ein übrigens talentvoller Mann (Victor Hugo) zu Schulden kommen lassen, blos um etwas Neues zu liefern.

(Der Beschluß folgt.)

*) Nicht übersetzt, sondern vom Verf. französisch geschrieben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag. — Nr. 262. — 18. September 1832.

1. Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation. Von W. Schulz.
2. Ueber die politischen und bürgerlichen Reformen und den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für Hanover, von G. F. König.

(Fortsetzung aus Nr. 261.)

Für jede Art von Handel und Gewerbe schlägt der Verf. Associationen vor und faßt nun, nachdem er manches Mißbilligende über die Regierungsverwaltung, über die Art zu besteuern u. s. w. gesagt, welche sich z. B. bei der Grundsteuer thöricht anmaßte, auf viele Jahre voraus die Kataster zu bestimmen, Alles so zusammen: „Noch unmittelbarer wirkt die Herstellung einer gemeinsamen deutschen Nationalvertretung auf die Verminderung des Staatsaufwandes. Auch in Beziehung auf die Staatsverwaltung gilt das Gesetz der Associationen; bei einer gemeinsamen Repräsentation ist die einfache und natürliche Folge, daß gar manche Geschäfte der einzelnen deutschen Ständeversammlungen an dies Centralorgan der Nation übergehen; bald wird die Dauer dieser Versammlungen sich verkürzen, es werden sich die Kosten verringern." „Bei einer nationalen Gesammtheit wird es als Thorheit erscheinen, wenn noch die einzelnen Bundesstaaten dem Auslande gegenüber repräsentirt sind. Die Dutzende deutscher Gesandten werden wegfallen und die großen Kosten mit ihnen; es würde sich eine kräftige volksthümliche Heerverfassung erzeugen, die Kosten des Militairwesens würden vermindert; aller überflüssige Hof- und Flitterstaat fiele weg, ebenso die Menge der militairischen Sinecuren, der Train von Generalen und höhern Offizieren, die nichts zu commandiren haben." „Mit der Nationalvertretung hätten die innern Mauthen ein Ende mit ihrem unermeßlichen Aufwande, der Menge von Collegien und Bureaus und ganzen Heeren von Beamten. Die tausendfachen Ungleichheiten der Particulargesetzgebungen würden sich in einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung ausgleichen u. s. w.; die so hemmende Verschiedenheit der Münzen, Maße und Gewichte würde einem System der Gleichheit und Einfachheit Raum machen u. s. w."

Wahrlich die Litanei ist nicht klein, aber auch das Verdienst nicht, alle Wunden offen darzulegen und ihnen den heilenden Balsam zu bieten. Nun geht der Verf. zu den geistigen und moralischen Vortheilen einer solchen Einheit. Er spricht über die Repräsentativverfassungen und findet darin in thesi die Souverainetät des Volks anerkannt, in praxi vergleicht er sie mit den Komödien, wo der Vormund die mündig gewordene reiche Mündel heirathet, um auf andere Weise Herr des Vermögens zu werden. Das Heirathen ist aber bis anjetzt noch sehr üblich und legitim. Der Verf. findet, daß unsere der Art construirte Staaten ihrem Endzwecke noch keineswegs entsprechen, da „der geläuterte, besonnene Nationalwille noch immer nicht als Gesetz und Ordnung geltend gemacht werde". Die Höfe und die Aristokratie seien noch immer mehr als hinderlich. Es sei noch immer kein gesicherter Rechtszustand vorhanden. Den Anfoderungen der Zeit rücksichtlich der Preßfreiheit, der Verminderung des Militairetats, Verbesserung der Handelspolitik sei noch immer nicht entsprochen. Der Druck des Buchs fällt vor dem Juni, es kann also nicht heißen: widersprochen. Der Bundestag sei nichts Anderes als eine Kammer der Abgeordneten für die Aristokratien aller deutschen Höfe; das deutsche Volk bedürfe in seiner Gesammtheit noch weit mehr einer Garantie gegen die Aristokratie seiner Höfe, als jeder einzelne Bundesstaat gegen seinen Hof oder seinen Regenten. „Das lange höhnende Spiel, die immer getäuschten Erwartungen haben ein weit verbreitetes Mistrauen erzeugt, das auch den Charakter unsers Volks immer mehr zu verderben und zu vergiften droht; die Tugenden des Gemüths, die alte Treue u. s. w. sind unwiederbringlich verschwunden. Man hat endlich auch von unten heucheln gelernt, der Charakter der Nation ist durch solche Politik in seinen Fundamenten untergraben. Das heldenmüthige Polen, das gewürgte Italien haben Deutsche unterwerfen helfen müssen."

Hier wird der Verf. im weitern Verlauf unendlich bitter, indem er des Urtheils der Franzosen und Briten über die Deutschen gedenkt; ich kann ihm nicht widersprechen. Aber er verkündigt neue Principien der Sittlichkeit, die mit einem Nationalleben aufstehen würden. Auch die Wiedergeburt der Kirche erwartet er davon, und diese anbelangend theile ich seine Ansicht nur in Dem, daß nur die Wenigsten sich zu befriedigen vermögen in den bestehenden und von alten Zeiten her stehen gebliebenen Formen des kirchlichen Lebens. Die Geschichte ist kein

Kreislauf und ihre Einschnitte treffen nie auf dagewesene Punkte; wir haben also keine Wiedergeburt, sondern eine neue Geburt zu gewärtigen. Viel anders mag es der reife Verf. wol auch nicht meinen. Aber er hofft auch eine Nationalkirche, und diese Ansicht theile ich bei der vorgeschrittenen, millionenfach frei forschenden Civilisation durchaus nicht; obwol ich mich des Glaubens von Nordamerika begebe. Um so mehr theile ich aber des Verfs. Ansicht über das bessere Gedeihen der Kunst bei Ausbildung einer energischen Nationalität, denn die Künste erscheinen in der Form, die Verkörperung ist ihr Ausdruck. Die Kunst wird am spätesten die letzte Stufe zur Beförderung der höchsten Interessen, nämlich der nationalen, der vaterländischen, entbehren können, sie wird am spätesten gesunde Kinder des Kosmopolitismus am Busen nähren. Der Verf. sagt darum mit Recht: „Die Poesie bedarf des Vaterlandes, und der Mangel desselben wird selbst in den Werken unserer beiden bewundertsten Dichter offenbar." „Als das rege öffentliche Leben verschwand, da begaben sich auch die Künste unter den Schutz der Fürsten. Aber seit Ludwig XIV. sind nur die Völker vorangeschritten. Die Kunst bedarf der Freiheit, und diese findet sie nur im allgemeinen Volksleben." „Der unendlich bedeutende Associationsgeist, der kein anderer als der zur Selbständigkeit und zur Erkenntniß seiner Zwecke und seiner Mittel erwachte Nationalgeist ist, wird endlich ihre Wiedergeburt vollenden."

Die geistige Entwickelung überhaupt betreffend, sagt der Verf.: „Es ist nicht zu leugnen, daß die seitherige Zersplitterung unsers Vaterlandes der geistigen Entwickelung in mannichfacher Beziehung auch Vorschub gethan hat. Unter den Hunderten deutscher Fürsten gab es manchen, der in seinem Ländlein dem freien Worte eine Stätte verlieh u. s. w." „Der wissenschaftliche Geist hat allerdings einen Charakter von Unabhängigkeit gewonnen; aber es war dies ein Geist, der vergebens nach seinem Körper suchte; in Folge der erzwungenen Resignation erhob er sich nur, um allzu häufig in luftige Universalität zu verschwimmen und in poetischen, philosophischen oder politischen Nihilismus sich aufzulösen."

Der trefflichen Einrichtung der Universitäten läßt er volle, übervolle Gerechtigkeit widerfahren. Ich hätte nur gewünscht, daß er der starren alten Form der vier Fächer eine größere Geschmeidigkeit, ein schmiegsameres Ineinandergehen, eine größere Centralisation zu dem höchsten Begriffe der Civilisation, nämlich dem der Bildung, anempfohlen hätte. Der Zunftgeist spukt auch in ihnen gespenstig, das Kastenthum muß flüssig gemacht werden. Und wenn der Rausch des Trienniums, die Zeit der geistigen Regsamkeit, der unbeschränkten Regsamkeit vorüber ist, dann kommt, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, „der Staat mit den prosaischen, ja leider meist entgegengesetzten Ansichten". Nur der Deutsche hat den Begriff des Philisterthums, weil Wissen und Leben, geistige und äußere Freiheit wie Tag und Nacht geschieden sind. „Der Brite und Franzose lernt erst durch das Leben das Beste, was er weiß und vermag; der Deutsche, wenn er nicht immer unbefriedigt sich fühlen soll, muß das Beste, was er weiß, zu verlernen suchen; in England und Frankreich ist auch das Leben eine Schule, in Deutschland ist nur die Schule das Leben." Es kann von einer deutschen Volksbildung keine Rede sein ohne die Einheit eines deutschen Volkslebens. Ad rocem literarische Fruchtbarkeit sagt er: „Es ist wahr, daß die Masse Dessen, was in Deutschland geschrieben und gedruckt wird, noch immer schwerer ins Gewicht fällt als irgend anderswo, aber man rechne die tausend und aber tausend Uebersetzungen ein; und wollen wir von dem Einflusse unserer Literatur auf die geistige Bildung unsers Volks reden, so müssen wir hauptsächlich denjenigen Theil derselben beachten, der ihm zunächst und täglich vor Augen kommt, also den Theil der periodischen Literatur, der für ein großes und gemischtes Publicum, nicht für einzelne Classen desselben, wie die meisten unserer kritischen Blätter, berechnet ist. Die populaire periodische Literatur ist noch immer dem Gehalte nach die schwächste der deutschen schriftstellerischen Betriebsamkeit."

Auch in geistiger Rücksicht beruft sich der Verf. auf den Schwerpunkt seiner Vorschläge, die Associationen, und citirt die zahlreichen encyklopädisch-populairen Werke und die größern Zeitschriften, wo Mehre zusammenwirken, und findet die Hemmung für Alles im Mangel der größern Einheit, dessen Kindlein die gefesselte Presse. Natürlich ist der Verf. im Verlaufe dieses Themas nicht sanft, und wahrlich, mich dünkt, um dies zu sein, werde mehr als historisch anschauende Ruhe erfodert.

„Es ist wahr", fährt er fort, „daß unsere politische Zersplitterung vor dem Uebel eines Centralisirungssystems uns bewahrt hat"; „uns Deutschen aber liegt die entgegengesetzte Aufgabe vor"; „wozu der Popanz Paris?" „auch die Briten sind eine einige und starke Nation, und da ist kein uniformirendes Centralisirungssystem, neben der Riesenstadt London blühen in allen Theilen des Landes große reiche Städte"; „und Edinburg ist eher literarische Hauptstadt als London. Uns kann die Einheit nur Vortheil bringen".

Die Nationaleinheit durch Repräsentation ist nach des Verf. Ansicht ferner nöthig zur Erhaltung des innern Friedens und zur Sicherstellung gegen das Ausland. Die Unzufriedenheit und die Zerwürfnisse seien im höchsten Grade da, nur der Blinde sehe sie nicht, nur die Gewißheit, die heilenden Mittel kämen aus dem nationalen Gesammtwillen, werde die Zufriedenheit herbeiführen. Nach Außen seien wir völlig wehrlos und den Interessen Oestreichs und Preußens hingegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 261.)

Die Künste sowie die Literatur sind in diesem Augenblicke etwas vernachlässigt, und seit langer Zeit habe ich weder ein Gemälde noch einen Kupferstich erscheinen sehen, welche die Aufmerksamkeit der Kenner besonders verdient hätten. Während dieses Mangels an neuen Gemälden ist die Aufmerksamkeit auf eine gewisse Anzahl alter Stücke gerichtet, welche Paris zu ver-

Herr Fischer und Hr. Dr. Ernst den Gegenstand eines Antrages verhandelten sind. Schließlich theilt Herr Fischer mit, daß seine beiden Schüler Kühnemann gestorben sind, und daß er selbst, einer der beschäftigsten Zimmermeister von Berlin, nicht mehr im Stande sei, die Arbeit für die Innung unentgeltlich fortzusetzen. Er bittet um weitere Zuweisung von Arbeit, um sein Zimmerhandwerk beibehalten zu können. Der Vorsitzende theilt mit, daß Herr Fischer sich bereit erklärt habe, die Arbeiten für die Innung unentgeltlich fortzusetzen, und

Stück weder ein Drama, noch ein Schauspiel, noch ein Melodrama, sondern ein ziemlich kurzweiliges Imbroglio. Ein König von Aragon läuft den jungen, hübschen Mädchen nach, während seine Unterthanen sich gegen ihn verschwören; da er unter Andern auch sich einfallen läßt, Nebenbuhler von seinem Barbier zu werden, so wird die Sache etwas erusthafter, denn der Bartscherer fängt auch an mit bösem Vorhaben umzugehen, und es ist gefährlich, seinen Hals täglich dem scharfen Stahle seines Feindes hinzuhalten. Eine der komischsten Scenen ist nun die, wo der König, nachdem er Alles entdeckt hat, seinem Barbier auch einmal den Bart scheren will, der an allen Gliedern zittert, als er sieht, wie sorgfältig der Fürst das Rasirmesser streicht. Das Lachen ergreift indessen den König sowie alle Zuschauer bei dem Anblicke des armen Verschworenen, und das Stück endigt, ohne daß ein einziger Kopf abgeschnitten wird. — Ehe ich das Theater verlasse, muß ich noch eines erschienenen Bändchens erwähnen, was von den meisten dabei Interessirten vielleicht mit Recht ein Libell genannt wird. Dies ist unter dem Titel: „La rampe et les coulisseq", eine Biographie aller pariser Schauspieler und Theaterdirecteren, die wahrscheinlich manche Calomnie und mehre ungerechte Urtheile enthalten mag, dagegen aber auch viele Wahrheiten und interessante Anekdoten liefert, und das Publicum, worunter man natürlich die Angegriffenen nicht mitrechnen darf, vergibt leicht solche Verleumdungen und Unwahrheiten zu Gunsten der Satire und der Enthüllung einer Menge unbekannter und skandalöser Abenteuer des hier so zahlreichen Theatervölkchens.

Die Académie desciences*) verliert täglich eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder mehr, wozu leider die nichts schonende Cholera viel beiträgt. So ist in diesen Tagen der weltberühmte Chemiker Chaptal gestorben. Wenige Gelehrte der neuern Zeit haben sich so mannichfaltigen und so nützlichen Studien und Arbeiten gewidmet wie er; mit der größten Leichtigkeit und seltensten Gefälligkeit wußte er aus den höchsten Regionen der wissenschaftlichen Meditationen zu den gemeinsten Versuchen und Erklärungen, womit ihm ein Heer von Handwerkern und Kunstarbeitern beständig anlag, herabzusteigen. Die Rothfärberei der Baumwolle, die Runkelrübenzuckerbereitung, die Ersetzung des Indigo durch die Vervollkommnung des Waids, die Verbesserung der Weinfabrication, die Fortschritte in der Bereitung der Schwefelsäure und des künstlichen Alauns und hundert andere der mannichfaltigsten Entdeckungen und Vervollkommnungen verdanken ihm seit Jahren die verschiedenen handelnden und arbeitenden Classen. Er war Minister des Innern unter der Republik, Senator des französischen Kaiserreichs, Pair unter Ludwig XVIII., sing seine Carrière, bei wenigem Vermögen, mit dem Studium der Medizin an und hörte während seiner Standeserhebung nie auf Professor der Chemie zu sein. Einen nicht weniger empfindlichen Verlust erlitt diese Akademie in einem andern ihrer Mitglieder, dem Baron v. Portal, der Chaptal nach wenigen Tagen folgte. Die Medizin ist ihm in Frankreich seit 50 Jahren beinahe alle ihre Fortschritte schuldig; er war es besonders, der hier zuerst das Studium der Medizin unzertrennlich von dem der Anatomie machte. Sein Genie, sein Uebergewicht über seine Collegen und Schüler und sein Beispiel vernichteten das Vorurtheil und ließen der Heilkunde die reichsten Fortschritte und glänzendsten Entdeckungen machen. Diese vielen Verluste hemmen jedoch die Arbeiten dieses Gelehrtenvereins nicht, denn unter den zahlreichen Abhandlungen, die ihm in seiner letzten Versammlung (am 25. Juli) überreicht wurden, sind nicht wenige von hoher Bedeutung, besonders die vom Prof. Pelletier über das Opium und die des geschickten Physikers Hrn. Becquerel, dem es gelungen ist, durch die Kunst die verschiedenen Mineralien mit allen ihren krystallinischen Formen und innern Zusammensetzungen und Mischungen der Natur hervorzubringen. Das Hauptmittel, was er bei seinem Processe anwendet, ist, die durch die Kraft der Chemie schon erzeugten Substanzen dem Einflusse der Elektricität auszusetzen. Wenn diese Entdeckung vollkommen bewährt wird, so kann sie den Grund zu einer ganz neuen Wissenschaft legen, die der Geologie unberechenbare Fortschritte machen lassen kann. 88.

*) Die dritte Classe des Institut de France.

Aus Italien.

Die dramatische Literatur leidet in Italien an Mattigkeit, wie sie überall daran leidet. Eigne Werke hervorzubringen, fühlen Wenige in sich den Trieb, noch Wenigere haben, dem Trauerspiele der Zeit zusehend, zum Schaffen für die Bretterwelt Muße. Früher, als die Ansprüche minder gesteigert waren, half dem nachbarlichen Frankreich Entlehntes dem Bedarf ab, aber wie seine Freiheit nicht mehr zusagen will, so auch nicht mehr seine Trauerspiele. Man findet sie verlegen und altmodisch und selbst ein speculirender Kopf, der diese jetzt wohlfeile Waare, nur anders zugerichtet, wieder einzuführen den Versuch machte, sah sich nicht in seiner Rechnung getäuscht. Herr Coriolan di Bagnolo meinte seinen Landsleuten sicher genügen zu müssen, wenn er Corneille's „Cid", „Rodogune" und „Polyeuct" in derselben Weise als Italiener zurichtete, wie Corneille selbst seine spanischen und classischen Vorbilder, als Franzose, zugeschnitten hatte; und so entstand sein „Teatro tragico" (Turin, 1830). Aber die Berechnung war irrig, das Unternehmen schlug fehl. Man vermißte nunmehr die symmetrische Anordnung, den ganzen architektonischen Prunk der Leidenschaften, der bei Corneille imponirt, ohne in der neuen Zuthat Ersatz zu finden, und ohne daß P. Corneille im Ansehen sich gehoben hätte, konnte G. Bagnolo's Name gar nicht vom Boden emporkommen. Was man Frankreich nicht mehr abzugewinnen verstand, meinte man nun in England zu finden. Wetteifernd ward Shakspeare bearbeitet, und bald waren es einzelne Stücke, bald die ganze Reihe seiner Werke, an die man mit entschlossenem Muthe ging. So wurde „Romeo e Giulietta" von Gaetano Barbieri (Mailand, 1831, 12.) treu nach dem Originale, bald in Versen, bald in Prosa übersetzt, wie dieses es mit sich brachte; so entstand „Macbet, tragedia di Shaksp. recata in italiano da Gius. Nicolini" (Brescia, 1831, 12.); so die „Opere di G. Shaksp. tradotte da Giunio Bazzoni e da Giac. Sormani" (Mailand, 1830—31, drei Bde., „Othello" und den „Sturm", „König Lear" und „Macbeth", den „Sommernachtstraum" und „Romeo und Julia" enthaltend), so das „Teatro di Shaksp. volgarizzato da Virginio Soncini" (Mailand, 1830, zwei Bde. in 18., das „Othello" und „Macbeth" gibt). Doch auch diese von gewandten Meistern in der Handhabung der Sprache ausgeführten Uebertragungen wollten nicht ansprechen, schwerlich aus dem Grunde, den ein subtiler Aesthetiker im Februarhefte der „Biblioteca italiana" für 1832 ausfindig gemacht hat, weil sie nämlich Schicksalstragödien seien; im Gegentheil ergriff dieser Gedanke, daß jeder Schuld ihre Nemesis folge, so lebhaft einen der begabtesten Dichter Italiens, Hrn. Pellico, daß er in mehren aus den heimischen Erinnerungen gewählten Tragödien, in „Gismonda da Mendrisio", „Leoniero da Dertona" und in seiner „Erodiade" gerade den Gedanken hinzustellen strebte, wie Parteiwuth Siegende und Besiegte in gleiches Verderben hinabreißt. Nahe liegende Beziehungen, eine edle Gesinnung, eine sehr ausgebildete Form, Alles schien sich zu vereinigen, um diese „Tre nuove tragedie di Silvio Pellico da Saluzzo" (Turin, 1832) der allgemeinen Beachtung zu empfehlen, und doch blieben auch sie unbemerkt oder waren von nur sehr vorübergehender Wirkung. Der Grund dieser Stumpfheit muß sonach tiefer liegen, wol am meisten in der ganzen Gestaltung der Zeit, die Spiele auf den Brettern unbedeutend erscheinen läßt, während alle Gemüther jener endlichen Peripetie entgegenbangen, welche die dauernde und wahre Ruhe herbeiführen soll. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 263. — 19. September 1832.

1. Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation. Von W. Schulz.
2. Ueber die politischen und bürgerlichen Reformen und den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für Hanover, von G. F. König.

(Beschluß aus Nr. 262.)

Im siebenten und achten Abschnitte handelt nun Herr Schulz über die Bildungsformen einer deutschen Nationalrepräsentation. Er citirt bei dieser Gelegenheit die Vorschläge Welcker's, Pfizer's, Wedekind's, Hoffmann's und Anderer; es handelt sich, wie schon gesagt, um Bildung einer Nationalkammer, gegenüber der jetzt bestehenden Bundesversammlung, und die Meinungen sind darüber getheilt, ob diese Deputirten von den betreffenden Völkern oder schon bestehenden Landständen gewählt werden sollen. S. entscheidet sich für die Letztern; alles Uebrige aber, was noch hin und her zu debattiren ist, verweist er bis auf die Zeit, wo der erste Schritt geschehen ist, damit uns nicht noch einmal über all' dem Schematisiren und Idealisiren das Kindlein entgleitet und zum zweiten Male in den Brunnen fällt.

Der Verf. kommt sodann auf die Schwierigkeiten einer allgemeinen deutschen Nationalrepräsentation in Folge der besondern Stellung der Politik Oestreichs und Preußens. Das Hauptmittel zu deren Beseitigung findet er in den innern und äußern Verhältnissen beider Staaten selbst, die durchaus nicht gestatten würden, daß sie den lebhaftesten Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland aufgäben, ja die sie zwingen müßten, denselben inniger und fester zu schürzen. Natürlich muß er den Staaten selbst einen andern Weg der Politik, ein anderes Auge, die Sachen anzusehen, eine andere Einsicht unterlegen; und da nun eben die Hauptschwierigkeiten darin liegen, daß man die andere Ansicht nicht ansehen, die Einsicht nicht einsehen will, so reducirt sich dies Capitel auf die statistisch und historisch entwickelte Nothwendigkeit dieses Wechsels. Bei Oestreich erinnert er an die lebhaft erwachte Regsamkeit Böhmens, Tirols, Ungarns; er erinnert daran, daß der aus so verschiedenartigen Elementen bestehende Staatenbund nur eben noch als politischen Mittelpunkt die Person des Kaisers habe. Böhmen und Tirol seien lüstern geworden nach den Gütern der neuen Aera, in Ungarn habe man schon die Preßfreiheit begehrt und das folgenschwere Verlangen daran geknüpft, künftig in Friedenszeiten die ungarischen Truppen nicht außerhalb Ungarns zu verwenden. Nach vielen herben Anklagen Preußens, wie es seine Stellung total verkannt habe, behauptet er denn auch in noch höherm Grade von ihm, daß ein übrigens vereintes constitutionnelles Deutschland das sicherste Mittel sei, Preußen zur Anschließung an die neuen Regierungsformen zu zwingen. Es habe im entgegengesetzten Falle Alles zu verlieren.

Im letzten, zehnten, Abschnitte spricht Hr. S. noch breiter über die Mittel, jene Repräsentation einzuführen, und zeigt, wie dies auf einem völlig organischen Wege ohne revolutionnairen Sprung geschehen könne. Die Völker sollen durch Schrift und entschiedene Foderung ihre lebhafteste Theilnahme bekunden, die erste Bedingung zu allen weitern Schritten, die Preßfreiheit, das Patent zur Civilisation, soll mit höchster Energie erstrebt werden. Die übrige annähernde Ausführung fällt sodann in die Hände der Volksvertreter, und in genetisch sich entwickelnder Reihe sind ihnen vom Verf. Schritte und Foderungen, die endlich zum Ziele führen, auseinandergesetzt.

Dies zu wiederholen fehlt es hier an Raum, und es muß dem Leser d. Bl. das Buch selbst empfohlen werden. Ich habe mit unendlichem Vergnügen gelesen und geschrieben, es ist der erfreulichste Anblick einer gediegenen Totalität der neuen Zeit — es ist ein sehr schönes Buch, was jetzt bei den eingetretenen sieben magern Jahren Aegyptens eine der ergiebigsten Vorrathskammern sein wird. Bedarf es nun auch noch der äußern Form, da wir ja Alle im Reiche der Erscheinung existiren, und Alles Das ist, als was es erscheint, so fügen wir die Versicherung hinzu, daß es gut, oft schlagend geschrieben sei. Ich schließe mit dem herzlichsten Danke für Herrn Schulz, uns einen solchen Trost beim Anbruch des Tages der ungesäuerten Brote geschenkt zu haben.

Derselben Farbe, demselben Glauben gehört nun auch der zweite unserer Schriftsteller, König, an. Er bezahlt seine Sehnsucht nach bürgerlichen Formen seit Jahren mit seiner persönlichen Freiheit, umsonst haben einige Volksvertreter für ihn gesprochen: — die Sache der Fürsten und der Aristokraten fühlt sich bedroht, sie hat eingesehen, daß sie nicht mehr ewig und göttlich ist, obwol es die Dogmen noch lehren, sie wacht wie ein Grenzwächter

und schießt los, wo sie einen Schatten schleichen sieht. Schwache Leute sind am empfindlichsten. Es wäre wahrlich dem Verf. zu verzeihen, wenn er in seiner Gefängnißzelle Dolche schriebe. Für die Tugend unserer Tage das Beste, was man hat, die persönliche Freiheit, hinzugeben und nicht fluchen — das ist mehr denn gewöhnlich. Es scheint ein edler Stolz des Verf. gewesen zu sein, nirgends in diesem Buche bitter zu erscheinen. Es ist ihm Viel damit gelungen. Der Ton des Ganzen ist eher herzlich. Auch er zergliedert die einzelnen Bestandtheile und Ausdrücke des Staats und concentrirt seine Theorien am Ende in den Betrachtungen des Staatsgrundgesetzes für Hanover, was jetzt in den Kammern discutirt wird. Der Früchteknoten ist allerdings kein so reicher als das Ziel des vorigen Buches, aber jedes Individuum ist wichtig, also auch die Sorge für eine kleinere Anzahl, für einen kleinen Staat. Die praktische Anwendung seiner Ansichten in den Betrachtungen über das Staatsgrundgesetz ist zwar hier und da etwas breit auseinandergehend und der juristischen Form sehr nachgebend; indessen will ich das zu keinem Vorwurf gemacht haben: man kann nicht vorsichtig genug sein wegen Lebens und Sterbens. Man kann aber auch nicht verschwenderisch genug sein in Beimischung demokratischer Ingredienzien bei einer aristokratischen Composition wie die Hanovers; darum ist der Artikel über Volkssouverainetät in diesem Buche der, welchem ich am wenigsten beistimme.

„Das Staatsleben ist Mittel, das Familienleben Zweck"; „die Vertreter des Familienlebens sehen wir in den durch Wahl Ernannten, die Vertretung des Staats in der Institution, welche der Souverain genannt wird." Das ist eine Trennung, welcher ich nicht beistimme. Familie und Staat müssen sich nicht gegenüber, sie müssen nebeneinandergestellt werden: der Staat ist der Ausdruck der Familie; die Deputirten, also die durch Wahl Ernannten sind ebensowol Staat als der Souverain; jene Sonderung ist nur ein wenig mehr ausgespannter Begriff des Ludwigsspröchleins, daß der Staat der König sei. Es ist kein Irrthum, Misverstand oder Betrug mit dem Worte Volkssouverainetät. Der Verf. identificirt dabei fortwährend Staat und Souverain, daher sein wunderlicher Unterschied zwischen Staatsbürger und Unterthan, daher diese ganze, ich möchte sagen publicistische Pietät oder pietistische Publicität. Der Souverain ist ein Ausdruck des Staats, und zwar der verkörperte; der Souverain, wie ihn der Verf. will, ist lediglich das Gesetz, und dies geht von den Vertretern der Gesammtheit, also von der Gesammtheit aus. Darum hat es seine vollkommene Richtigkeit mit dem Worte „Volkssouverainetät", und der „Unterthan" des Verf. ist von der Hand zu weisen, insofern das Wort mehr sagen will als: „Unterthan des Gesetzes".

Es wird natürlich Gehorsam für die Organe des Gesetzes bedingt; aber man darf auch nicht der Verwechselung so leichte Bahn machen, daß das Organ die Anfoderungen des Gesetzes selbst machen kann.

Alles Uebrige des Buches ist gründlich entwickelnd, von den Uranfängen der Materie und der Gesellschaft ausgehend; daher die Folgereihe: „der Mensch, die Erde, der Landbau, die Gewerbe, Handel und Verkehr, Religion und Adel" u. s. w., und das Ganze äußerst lobenswerth. Der Raum gestattet mir nicht, breiter einzugehen, ich muß mich also begnügen, aus jedem Abschnitte den Kern darzulegen und dem Leser die Versicherung zu geben, daß das Buch gut und empfehlenswerth sei.

„Der dritte Stand ist die Nation"; „die Emancipation der Menschen kann nichts nützen, wenn damit nicht zugleich die Emancipation der bis jetzt leibeignen Erde ausgesprochen wird." „Die großen Staatsgüter sind Eigenthum der Staatsgesellschaft"; „der Landbau muß mit allen Kräften befördert, seine Störung, die Hörigkeit der Bauern, das Hut- und Weiderecht u. s. w. muß entfernt werden"; „Freiheit der Landwirthschaft und der Gewerbe können der bürgerlichen Gesellschaft nur das erstorbene Leben neu und verjüngt zurückgeben." „Ein gewaltiger Widersacher der Gewerbe ist die Staatsdomaine in ihrer gegenwärtigen Gestaltung, da auch die Domainen Gewerbe treiben und doch Monopole besitzen und privilegirt sind." „Alle Glieder des deutschen Volkskörpers müssen die formelle Einheit haben, die sie als ein Volk materiell haben — ein äußeres Band, das das Ganze vereinigen soll, ist nur Form." „So wenig die Priester fortan unter den alten Formen eine Kaste bilden können, so wenig kann es der Adel in seinen alten Formen." „Ehre ist nichts Anderes als das Gefühl der Achtung, die Andere für uns empfinden. Diese Achtung können wir nur genießen, wenn wir sie uns erworben haben." „Einen persönlichen Adel neben dem Erbadel zu errichten, ist Halbheit; der Adel ist nur persönlich, sowie der Muth, die Tapferkeit, die Talente." „Das monarchische Princip kann nichts Anderes sein als die Einheit in der Regierung." „Die Völker wollen nach Gesetzen regiert werden, und Gesetz ist von jeher nichts Anderes gewesen als der Ausspruch des Willens des Volks." „Die Oeffentlichkeit kann nur wohlthätig für die Gesellschaft wirken." „Das Wesen der Landständschaft war nicht Vertretung des Volks, es wurden nur Sachen, nicht Menschen vertreten." „Das Volk ernennt die Wähler, und sie ernennen die Volksvertreter."

„Es gibt kein anderes Erfoderniß zu der Amtsverrichtung als die Intelligenz." „Nach Machiavell wird nicht sicherer getäuscht, als wenn man liberalen Institutionen despotische Formen gibt."

Dies ist etwa das Wesentliche beider Bücher; ihre Färdung ist klar, bestimmt, ihre Conturen sind scharf; an entgegengesetzten Urtheilen wird es also im lieben Deutschland schwerlich fehlen. Vielleicht dürften sie auf lange Zeit die letzten Ritter des Liberalismus sein, denen ein öffentliches Turnieren gestattet ist. Wäre dem so, dann hätte Niemand besseres Recht gehabt so zu schreiben als sie, Niemand besseres Recht sie so zu empfehlen als der Recensent.

78.

Entstehung und erste Schicksale der Brüdergemeinde in Böhmen und Mähren, und Leben des Georg Israel, ersten Aeltesten der Brüdergemeinde in Großpolen. Als Beiträge zu einer slawischen Kirchengeschichte, herausgegeben von Georg Wolfgang Karl Lochner. Nürnberg, Campe. 1832. Gr. 8. 18 Gr.

Kein Zweig der neuern Geschichte ist vielleicht weniger im Klaren als die Kirchengeschichte der slawischen Völker, und vor Allem soll sie, in Bezug auf Böhmen und Mähren, dem Geschichtsforscher, wie dem Freunde der Menschheit und des Lichts, die schwere Frage beantworten, warum hier, wo so viel früher als anderwärts eine reinere Lehre Raum gewonnen, nach zwei Jahrhunderten voll Verfolgung und unerhörtester Greuel, mit der Ruhe, auch das Dunkel der Nacht und Knechtschaft zurückkehren mußte. Darum verdient der fleißige Verfasser vorliegender Schrift unsere lebhafte Anerkennung, daß er diesen schwierigen Stoff in Arbeit nahm und, durch Berufsarbeiten gedrängt, wenigstens gab, was er bisher gefördert hat.

Huß's Märtyrertod mußte „die alte Erbfeindschaft der Slawen und Germanen" (S. IX) zum grimmigsten Kampf entzünden, je reiner der theure Mann in Lehre und Wandel seinen schändlichen Richtern und dem wortbrüchigen Kaiser entgegenstand. Funfzehn Jahre hindurch brannte seine Leichenfackel verheerend durch das unglückliche Land. Die Taboriten unterlagen, und eines Ueberrestes mehrer tausend verzweifelter, im Kriege alt gewordener Soldaten entledigte man sich dadurch, daß man sie, unter der Vorspiegelung, ihnen Dienste geben zu wollen, in Scheunen lockte und daselbst verbrannte. „Der Aussöhnung mit dem Kaiser stand nun wenig mehr im Wege", den Calixtinern mußte fürerst der Kelch gelassen werden, aber auch sie zerfielen in Parteien und neue Priesterknechtschaft.

Aus diesem allgemeinen Zerwürfniß sonderten sich Wenige, die aber bald ein Häuflein wurden, um ohne Krieg und thätigen Widerstand der reinen Lehre der Bibel gemäß zu leben; dies wurde der Anfang der böhmisch-mährischen, nach fast zwei Jahrhunderten in Herrnhut wieder erweckten und nun in allen Erdtheilen still wirkenden evangelischen Brüderunität. Nichts ist rührender als der unermüdete Eifer, die ängstliche Sorge, mit der jene ersten Stifter „nach dem rechten Verstande des Wortes Gottes" trachteten. Zu den Waldensern, ihren Glaubens- und Leidensgenossen, und selbst in den Orient, nach Konstantinopel und in das heilige Land, sandten sie ihre Brüder, um zu kundschaften, ob irgendwo noch Gemeinden nach dem Sinne und den Gebräuchen der ersten christlichen Kirche vorhanden seien, und sie zum Muster zu wählen. Von dem übrigen Kirchenthum gesondert und deswegen von deren Priestern verlassen, erlangten sie von dem, bald darauf in Wien öffentlich verbrannten Bischofe der Waldenser, Stephanus, auch die kirchliche Weihe für ihre Geistlichen, um jene gleich der herrschenden Kirche traditionell auf das Handauflegen Christi zurückführen zu können. Auch mit Erasmus, der sie jedoch als feiner Hofmann empfing, aber desto erfolgreicher mit Luther, Melanchthon, Calvin, Zwingli traten sie in Verbindung, und merkwürdig ist, was früher Aeneas Sylvius von jenen Ketzern sagt. Es sollte mit dem Koranda disputiren, nennt ihn ein vetus diaboli mancipium, fügt aber hinzu: dies treulose Menschengeschlecht hat das einzige Gute, daß es die Wissenschaften liebt. Unter Verfolgungen jeder Art — viele starben im Gefängniß, oder auf der Folter, oder den Feuertod — wuchs dennoch ihre Zahl und, als das erste Jahrhundert endete, hatten sie gegen 200 Bethäuser, und selbst viele der Großen des Landes gehörten ihnen an. Die nächste Zukunft führte die Jesuiten auf den Schauplatz, Luther's gewaltige Lehre zu bekämpfen; und erst diesen gelang, was wir vor Augen sehen. In jenem Lande ist die Brüderkirche erloschen, die neueste Zeit hat aber Erinnerungen herbeigeführt, deren ein paar hier Platz finden mögen. Die Schlacht von Austerlitz hatte jene Gegenden verwüstet, die als die Wiege der alten Brüderkirche betrachtet werden. Man erbat und erhielt vom Kaiser Franz persönlich die Erlaubniß, den Unglücklichen die Gaben zu bringen, die in vielen Gemeinden für sie gesammelt waren; und ferner: einen Besuch des Kaisers Franz in Herrnhut, der, wie früher sein großer Oheim Joseph, dort die lebhafteste Theilnahme an den Nachkömmlingen jener Vertriebenen bewies.

Doch wir überschreiten die uns gezogenen Grenzen und empfehlen den Freunden der Kirchengeschichte die Lesung der Schrift, die jedoch in einer andern (Kölbings?): „Gedenktage der alten Brüderkirche", im Verlage der evangel. Brüderunität, eine höchst interessante Ergänzung finden dürfte.

Das Leben des Georg Israel, Aeltesten der im calvinischen Bekenntniß constituirten, nicht weniger von der Erbe vertilgten Brüdergemeinde in Großpolen, leidet an einer gewissen Ueberfüllung, im Allgemeinen ist der Styl oft vernachlässigt, die Uebersetzung aus dem Latein allzu merklich, Druck und Papier sehr gut; daß der Verf. aber den ohnehin unaussprechlichen slawischen Namen noch die lateinische Endung angehängt, ist sehr hart. 116.

Romanenliteratur.

1. Des schönen Polenmädchens Kampf und Liebe. Ein Gemälde aus der Geschichte der letzten polnischen Empörung bis zur Erstürmung von Warschau. Vom Verfasser der Paulowna u. s. w. Zwei Theile. Mit zwei (schlechten) Titelkupfern. Neuhaldensleben, Cyraud. 8. 3 Thlr.

Der ganze Heroismus des schönen Polenmädchens besteht darin, Mannskleider anzuziehen, um nach ihrem nach einem Gefechte verschollenen Bruder zu forschen. Mit dem Kampfe ist es auch nicht so schlimm gemeint, sie zögert blos ein wenig, ehe sie dem Bräutigam die Hand gibt, weil ihr Jugendfreund, den sie einmal zu lieben wähnte und seine Hoffnungen nicht abwies, sich erschießt, mehr aus Verzweiflung über ihre vermeinte Untreue als weil er den unglücklichen Ausgang des polnischen Aufstandes, an dem er leidenschaftlich Theil nimmt, sich nicht länger verbergen kann. Die Schöne sowol als ihre ganze Familie und deren Vertrauteste sind eifrige Russenfreunde, was in Romanen, auf die Ereignisse in Polen sich gründend, vielleicht noch seltener sein mag als in der Wirklichkeit, und als etwas Neues die Aufmerksamkeit auf sich ziehen kann.

2. Der Dominicaner. Historisch-romantische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert, von Heinrich Smidt. Berlin, Wagenführ. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein untergeschobener Knabe, ehrgeizig und wollüstig, feindlich dem Bruder gesinnt, geht ins Kloster, entführt die schwangere Schwägerin und verfolgt die Rache gegen den Angefeindeten so weit, daß er dessen eignen Sohne zum Mord gegen ihn anhetzt, was denn auch im Kriege geschieht; auf andere Weise war der gutgeartete Jüngling nicht zur Unthat zu bewegen. Schuldige und Unschuldige nehmen ein gräßliches Ende; der Teufel zerstört das irdische Dasein, wenn er von der unsterblichen Seele lassen muß. Daß der Dominicaner nicht getauft wurde, läßt dem Satanas ein Haar an ihm fassen; den ganzen Schopf bekommt er, als sein Zögling sich ganz den Leidenschaften hingibt, ihr, und also auch sein Sklave wird. Ein so erbärmlicher Wicht wie die meisten im Roman vom Teufel geholten ist er nicht, und insofern ist die Erzählung zu loben, daß der schwarze Herr einmal Stroh mit Körnern drosch.

3. Theodosia, die Jungfrau und das goldene Kreuz. Rittergeschichte von der Verfasserin der Margarethe von Nordheim. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 3 Thlr.

Wahrscheinlich ist der Verf. das flüchtige Durchblättern der Romane ein Greuel, und um dies unmöglich zu machen, hat sie die Geschichte, welche drei Generationen umfaßt, so verwickelt, besonders in den sich ähnlichen Schicksalen der Großmutter und Mutter, daß man Zeile für Zeile lesen muß, um nicht irre zu werden und zu wissen, von welcher verleumdeten

Gärten, weiten Luftspaziergängen, zur Freude und Erholung. Diesen prächtigen Stadtpark hat Wien 3. J. 1862 erhalten. Dort weilte ich gestern gar so gerne in der Dämmerung, dort, wo es noch die Morgen- und Abendsonne bescheint, wo die Vögel in den Büschen ihre Frühlingsmusik pfeifen, gleich einem Chor von Nachtigallen, wo die Blumen ihre Farbenpracht und ihren Duft am Tage entfalten, und wo der Mond, wenn er in seinem ganzen Glanze von der Dämmerung befreit ist, seine Strahlen durch die Bäume, durch die Sträucher schießen läßt, wo der Rasen so frisch und grün erscheint, weniger Staub aufgewirbelt wird, als auf den Straßen und Plätzen der Residenz.

6. Josef Haslinger, Wappen des J. H. Haslinger, Musikalien, Lerchenfeld, Nr. 1.

Ich muß mich hier, da dieses Wappen eigentlich gemalt ist, auf seine Beschreibung beschränken, und was künftige Generationen über Wappen, Heraldik und Symbolik denken, ist mir nicht bekannt, ich bin aber überzeugt, daß sie sich über diese Zeit, wo Wappen gemalt werden, sehr lustig machen werden, und darüber viele Bücher schreiben werden, wie wir jetzt über die Zeit, wo Wappen gestochen wurden, lachen und Bücher darüber schreiben.

7. Ludwig und Heinrich Starke, Wappen der Gebrüder Starke, Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

8. Anton Diabelli & Comp., Wappen der Firma Anton Diabelli & Comp., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

9. Carl Haslinger, Wappen des C. H., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

10. Tobias Haslinger, Wappen des T. H., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

11. Josef Weinberger, Wappen des J. W., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

12. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

13. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

14. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

15. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

16. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

17. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

18. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

19. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

20. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

21. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

22. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

23. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

24. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

25. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

26. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

27. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

28. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

29. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

30. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

31. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

32. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

33. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

34. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

35. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

36. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

37. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

38. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

39. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

40. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

41. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

42. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

43. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

44. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

45. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

46. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

47. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

48. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

49. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

50. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

51. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

52. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

53. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

54. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

55. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

56. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

57. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

58. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

59. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

60. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

61. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

62. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

63. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

64. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

65. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

66. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

67. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

68. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

69. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

70. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

71. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

72. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

73. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

74. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

75. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

76. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

77. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

78. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

79. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

80. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

81. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

82. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

83. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

84. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

85. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

86. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

87. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

88. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

89. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

90. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

91. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

92. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

93. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

94. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbeerkranz, umschlungen von Lyra und Schlangenstab. Schild: 1) Der Stadt Wien, 2) Der Stadt Prag, 3) Der Stadt Leipzig, 4) Der Stadt Berlin. Helmzier: Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

95. Ferdinand Pichler, Wappen des F. P., Musikalien, Stadt, Nr. 1.

Ein Schild von Gold, darauf ein Lorbe

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 264. — 20. September 1832.

Zur Geschichte und Aesthetik der Architektur.

Versuch einer Darstellung des jetzigen Zustandes der Baukunst in ästhetischer Hinsicht. Für angehende Baumeister und für Kunstliebhaber, von C. A. Menzel. Berlin, Logier. 1832. 8. 12 Gr.

Der Verf. dieser kleinen Schrift bringt mehre neue Ideen zur Sprache, in deren Erweise er jedoch nicht glücklich ist. Vorsicht in seinen Schlüssen und ein strenges, umsichtiges Prüfen Dessen, was er als Prämisse hinstellt, endlich aber ein consequentes Folgern selbst scheinen Eigenschaften zu sein, die ihm fehlen, und mit aller Anerkennung für manche ganz gegründete und gedankenreiche Einrede gegen herkömmliche Vorstellungen, die sich in seiner Schrift finden, wird es uns doch äußerst leicht, das Irrige seiner leitenden Ideen und das Mangelhafte seiner Grundlehren nachzuweisen, so weit sie sich auf die Geschichte der Architektur beziehen.

Der Verf. geht zuvörderst von dem gänzlich unerweisbaren Axiom aus: daß der Baustyl, so weit er dem Begriff und dem Gebiet der schönen Kunst angehört, einzig und allein und ohne allen Einfluß von Klima und Sitte, von dem religiösen Cultus bestimmt werde, zu dem jedes Volk sich bekenne. Er ließ sich von einigen Daten in der Geschichte der Architektur zu dieser Annahme verleiten, welche bei der geringsten nähern Betrachtung in sich selbst zerfällt. „Zur Zeit des römischen Weltreichs", sagt er, „baute man zu Palmyra und Cyrene, wie zu Athen, Köln und Sagunt." Daraus folgt für ihn, daß man auf Klima, Idee und Herkommen keine Rücksicht nahm. Wie konnte der Verf. sich einen solchen Schluß verstatten? Wer baute denn zu Sagunt, Köln und Palmyra in dieser Gleichmäßigkeit? Antwort: Dasselbe Volk, die Römer! Würden verschiedene Völker, auch wenn sie demselben Cultus angehörten, ebenso gebaut haben? Gewiß nicht — und der Verf. kann den Beweis davon ja eben in dem deutschen Baustyl finden, der, auf dieselben Religionsgebäude angewendet, ein ganz anderer wurde. Woher nun diese Verschiedenheit? Die Sache ist ganz einfach diese: Der deutsche Baustyl stammte aus Ländern her, in denen der Winter viel Schnee herabschüttet. Dies gab das spitze Dach als ein nothwendiges Schutzmittel für die Gebäude und ihre Bewohner. Dem Dache folgten alle übrigen Bestandtheile der Gebäude, Fenster, Pfeiler, Thüröffnungen, Giebel; Alles strebte der pyramidalen Form zu, die das Charakteristische des deutschen oder Spitzbogenstyls wurde, denn die deutschen Stämme folgten ihrer alten Sitte selbst in Ländern, wo andere klimatische Bedingungen andere Gesetze hätten zur Geltung bringen sollen. Diese Ansicht der Sache ist so einfach und naturgemäß, daß wir nicht begreifen, wie der Verf. daran zweifeln oder wie es ihm überhaupt einfallen konnte, der Idee, dem Klima, dem Herkommen, der Sitte jeden Einfluß auf den Baustyl der Völker abschneiden und diesen allein auf den Cultus gründen zu wollen. Allerdings sind es unhaltbare Phantasien, wenn viele Lehrer der Architektur von dem deutschen Styl erzählen, ihm liege das Bestreben zum Grunde, die alten Götterhaine oder den Baum- und Pflanzenwuchs nachzuahmen und was dergleichen Chimären mehr sind. Die alten Deutschen bauten von jeher ihre Hütten mit spitzem Dach, und also auch ihre Tempel, sobald sie deren zu bauen anfingen. Der Araber hatte sein Zelt, der Aegypter seine Steinhöhle, und Beider Urform ging in ihre spätere schöne Architektur, hier als Kuppelbau, dort als geradliniger Säulenbau über. Klima, Sitte und Idee bestimmten Alles.

Nach Widerlegung dieses Grundirrthums unsers Verf. können wir uns ungestörter an vielen seiner neuen Ideen, Ermittelungen und Aufstellungen erfreuen. Er zeigt sich als ein Mann von Fach und von regem Gefühl für das Schöne, wenn die falsche Basis, die er seiner Geschichte der Baukunst zum Grunde gelegt hat, auch hier und da noch manchen schlimmen Irrthum verschuldet. So schreibt er es (S. 8) wieder dem religiösen System der Griechen zu, daß sie bis auf Alexander den Gewölbschnitt nicht annahmen, den sie doch kannten, und sich lieber mit ganz unvollkommenen Ersatzmitteln behalfen, während der wahre Gewölbbau zu Rom schon unter den Königen im Gebrauch war. Hier nun widerlegt sich der Verf. augenscheinlich selbst, und es bedarf kaum unserer Berichtigung. War das Religionssystem der Griechen und Römer schon lange vor Alexander nicht dasselbe? Und wenn nicht, wie hatte sich der Cultus der Griechen denn auf einmal so geändert, daß sie, nach Alexander, plötzlich den verachteten Gewölbschnitt annehmen konnten? Nein, seine Prämisse ist falsch! Die Griechen kannten

kann Gbriſti in Lumpe wirft, er muß nicht in ihnen ſein kommen, ihre Sünde. Chriſten dem Wort und unſerm Amt nicht glauben, was unſerſeits geſchehen kann, das wollen wir mit ſolcher Verantwortung in den Stich laſſen, daß ſie ſehen, wie ſie vor Gott beſtehen können. Wir Diener des Wortes aber ſind unſerm Gewiſſen nach und von den Apoſteln und chriſtlichen Lehrern her, wie ſie ihnen vorgeſtanden und wie ſie's noch heute thun, unſerm Gewiſſen vorgeſtanden machen. Hierüber ſt Gott Zeuge und Ihr Gewiſſen. Geſchehen kann manches unchriſtlich, was mit bekannt, daß wir ſolche Dinge nicht thun. Und unſerſeits geſchieht es gewiß nicht. Ich bitte nochmals Chriſtenheit, wo ihnen recht ſein, wenn ihnen die Sünde von Herzen leid iſt, daß ſie ihnen nehmen, ſtrenge ſie ihn auch nach, als einem, dem Sünden vergeben ſind.

Darum auch Chriſtenheit, ſo ſie ſich, wie ſich Chriſt. Ihr ſelbſt nicht ſchlechterdings Vergebung und Gnade, ſo ſie ſich ſelbſt nicht ſchlechterdings, ja gerne und freudigen Herzens zur Beichte ſtellen und Abſolution, wäre auch Niemand vorhanden, der ihnen Sünden abſprechen, ſie nach es iſt nothwendig gehört hat, laufen doch in Summa ſie ſelbſt mit den Worten Chriſti, und in Viele zu Ihnen mit dem Gedanken. Hat Niemand Vergebung, ſo hat ſie Gott Vergebung, ſo ſie vor Gott, daß ſie vollkommen richtig ſie vor Gott durch anderen, ſtehen können, denn gehen auch mit ihnen ihren hörigen Sündenbekenntniß abgeben, wieder Ihr Gewiſſen beſchweren, und ſie ſich ſelbſt nicht ſchlechterdings Vergebung und Gnade, ſo ſie ſich ſelbſt nicht durch ſolch unfreundliche Gedankenlaſtung: Ihr ordnung und unbarmherzigen Leute ſind Ihr Gewiſſen, ſo hat nur ein gnädigen Gottes und ihren Nächſten beſchweren und ſo meinen ſich Gnade und Vergebung Gottes, ihnen der Diener; gerade Ihr. Der einzige Gnadenſtuhl auch und auch bei eigentlich Barmherzigkeit Gottes, ſo Chriſt iſt, welcher alle der Diener und Diener aber unſere barmherzigen Freiheit in der Chriſtenheit, ſo ſie ſich ſammt ihre Sünden für ein ordentliches Beichtgeheimniß ſo, ſo Ihr ſelbſt nicht ſchlechterdings Vergebung und Gnade, ſo ſie ſich

tung passender Gegenstände, seien dies nun Adler, oder Infuln, Tabernakel und Kelche, Greife oder Menschengestalten, erfüllt werden. Allmälig werden die Lücken kleiner werden. Auch die Römer waren schon Freunde grundloser Verzierungen, bei den Griechen aber war die Verzierung sparsam und niemals ohne Bedeutung. Vor Allem aber entspreche die Verzierung der Natur des Baues. Gegen das Maskiren, wodurch irgend einem architektonischen Ganzen oder einem Theile eine andere Form als die seiner natürlichen Construction gegeben wird, ein Verfahren, das besonders in den nordischen (deutschen) Hauptstädten herkömmlich ist, erklärt sich der Verf. unbedingt, wiewol er Fälle anerkennt, wo dies kaum zu vermeiden ist. Aber bei uns ist fast Alles Maske, und die Ursachen davon liegen zu tief, als daß wir hoffen könnten, darüber zu siegen. Bekleidung muß natürlich gelten, aber bloßer lügender Abputz scheint auch uns ganz verwerflich. Der Architekt lasse im Fall der Noth lieber die Constructionsart und sein verschiedenes Material erkennen; auch die entgegengesetztesten lassen sich vom Genie zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Ganz unverständig aber ist eine Wahl von Formen, die mit dem Zweck durchaus nichts gemein haben, wie z. B. ein Landhaus in Form eines abgebrochenen Säulenstammes, schiefe Thürme, hängende Gewölbe u. dgl. m.

Sehr glücklich ist die Lehre, welche der Verf. über Neuheit in der Architektur gibt. Die Begierde z. B., eine neue Säule zu erfinden oder ihr irgend eine nie dagewesene Form zu geben, ist schon darum thöricht, weil sich der nothwendige Grund eines solchen Bestrebens niemals wird erweisen lassen. Nur unter dieser Voraussetzung wäre sie statthaft. Ein erlaubtes Streben aber, ja das wahre Ziel des echten Baukünstlers ist es, durch geistreiche Zusammensetzung einfacher Formelemente, welche bei jedem Gegenstand seiner besondern Bestimmung am besten entsprechen, die Idee von etwas Schönem und Neuem darzustellen. Jeder Bau ist ein Individuum, und aus seiner individuellen Natur heraus soll die neue Form hervorgehen, die ihn von jedem andern Individuum unterscheidet. So weit verschmilzt sich Regel mit Neuheit, Nachahmung mit eigner Gestaltung. Die griechischen Tempel desselben Styls sind Belspiele zu dieser Regel. Nicht einer gleicht vollkommen dem andern. Vermischung getrennter Gattungen freilich führt zu Charakterlosigkeit; eine dorische Ordnung mit geschwungenem Profil z. B. büßt den Ernst des dorischen und zugleich die Zierlichkeit des ionischen Styls ein. Unbedingtes Haschen nach Neuem aber ist gewöhnlich der gemeinsame Fehler angehender Baukünstler, welche sich davor am besten durch das genaueste Studium der Constructionsgesetze schützen — eine Lehre, die sehr wahr und nicht oft genug zu wiederholen ist. Das Streben nach Dauer als leitendes Gesetz ist das beste Sicherungsmittel gegen die Wahl bedenklicher und ungeprüfter Neuerungen, sowie eben diese wieder aus einer jetzt leider herrschend gewordenen Geringschätzung gegen die Gesetze der Construction nur allzu häufig ihren Ursprung nehmen.

Zum Schluß gibt der Verf. einige Andeutungen über die Mittel, Gebäuden einen bestimmten Charakter mitzutheilen. Er nimmt einen vierfachen Ausdruck desselben an: den ernsten, den zierlichen, den leichten, den ländlichen, und gibt, im Ganzen genommen, gute Regeln, wie derselbe zu erreichen ist. Die Wahl der Stylart selbst, der Säulengattung z. B., genügt nicht an sich, denn die Alten gaben Bauwerken desselben Styls durch die Verhältnisse, Verzierungen u. s. w. doch oft sehr verschiedene Charaktere. Vorzüglich fällt dies bei den Privatwohnungen in Pompeji und Herculanum in die Augen. Für den ernsten Charakter räth der Verf. z. B. ein strenges, folgerechtes Entwickeln der ursprünglichen Construction, große Mauermassen, kleine Oeffnungen, Weglassung jeder überflüssigen Verzierung, wenige, starkabsetzende Glieder, massige Gesimse, starke Ausladungen, Profile mit geraden oder converen Linien, Thüren mit zwei Theilen zur Breite, drei zur Höhe, im Lichten 4 : 7, Fenster ebenso, verjüngte Mauern u. s. w. Der zierliche Charakter verlangt ein entgegengesetztes Verfahren: gehäufte, vergrößerte Oeffnungen, nicht nothwendiges Durchblicken der Construction, verzierte Glieder, concave Profillinien, Vor- und Rücksprünge, vieleckige Ausladungen u. s. w. Der Charakter der Leichtigkeit wird durch Erhöhung dieser Verhältnisse erreicht; der ländliche durch die strengste Bezeichnung der Construction, Hinweglassen der Gliederungen und Verzierungen, kleine, einfache Gesimse, übertretende Dächer u. s. w. — In der Endbetrachtung spricht der Verf. endlich allen europäischen Völkern, außer den Italienern, einen nationalen Baustyl ab; wir müssen dies zugeben, wie gern wir auch für England, offenbar dem Lande, in welchem zu unserer Zeit die Architektur am meisten in der Blüte steht, eine Ausnahme geltend machen möchten.

Hiermit schließen wir die Anzeige dieses verdienstlichen Abrisses einer Aesthetik der Baukunst, welcher uns Gelegenheit gegeben hat, einige eigne Ideen hierüber anzudeuten. Der Verf. nennt seine Schrift einen „Versuch" zu einer Darstellung dieser Verhältnisse; möchte er den Entschluß fassen, durch ein ausführliches Lehrbuch seine Ansichten für diese Wissenschaft zu erweitern und festzustellen. Er ist offenbar der Mann, der sich den Dank vieler Liebhaber dieser Scienz erwerben könnte, besonders wenn er die historischen Grundlagen seiner Aufstellungen einer berichtigenden Prüfung zu unterwerfen nicht verschmähen wollte. Allen Freunden der Kunst aber können wir dies kleine Buch als einen schätzbaren Leitfaden bei einem weitern Studium gewissenhaft anempfehlen. 34.

Ludwig der Fromme. Geschichte der Auflösung des großen Frankenreichs, von Fr. Funck. Frankfurt a. M., Schmerber. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Vorliegender Geschichte Gegenstand ist die Entwickelung der Begebenheiten und Verhältnisse, welche Kaiser Ludwig durch sein Thun und Lassen herbeiführen half, bis zum Frieden von Verdun, der Frankreich für alle Folgezeit von Deutschland trennte. Dessen Wichtigkeit bedarf keines Erweises, und das Werk selbst zeugt von einem Schriftsteller, der die Berichte seiner Vorgän-

ger gekannt, geprüft und gesichtet hat. Sein Vortrag ist ungeschmückt, aber würdig und faßlich. Der Stoff selbst gab ihm wenig Veranlassung, Ludwigs Lobredner zu werden; doch dürfte man sich bewogen finden, den von früher Jugend an vom Schicksal nicht begünstigten Regenten im Ganzen milder zu beurtheilen. Ein Blick auf die ungeheure Ausdehnung des ihm angewiesenen Frankenreichs, das an Umfang europäischer Besitzungen nur vom Kolos des altrömischen Kaiserstaats übertroffen ward, sich vom Ebro bis zur Theiß, von der Eider bis zur Tiber erstreckte; kriegerische Völkerschaften, an Abkunft, Sitte, Sprache, Religion, Bildung jeder Art unendlich und feindselig verschieden, unter einer Obhut bewahren sollte, und selbst den wachsamen, thätigen, rastlosen, eroberungssüchtigen, großen Karl unablässig von Süden nach Norden, von Osten nach Westen trieb, um einer Empörung zu begegnen, ehe die andere noch gedämpft war, konnte unmöglich lange zusammenhalten und würde selbst diesen starken und vom Glück gesegneten Händen vielleicht auf die Länge entschlüpft sein, weil keine menschliche Weisheit hinreicht, so widersprechende Elemente auszugleichen und eine unnatürliche Verbindung, die zwar angestaunt, aber nicht geliebt werden mochte, zu gemeinschaftlichem Vortheil gereichen zu lassen. Fügt man hinzu, was der Menschenkenner sich nicht verhehlt, daß der Unglückliche immer Unrecht haben muß, daß fast alle erhaltenen Nachrichtgeber jener Zeit, den einzigen Eginhard ausgenommen, im Solde seiner Feinde und Gegner standen, so liegt am Tage, daß uns so ziemlich Alles bekannt sein dürfte, was wider ihn hat gesagt werden können, dagegen Vieles verheimlicht, was für ihn hätte geltend gemacht werden sollen. Aber der Geschichtschreiber ist befugt, sich an Das zu halten, was beglaubigt vor ihm liegt, und bloße Möglichkeiten, wie sehr sie sich auch empfehlen, dem eignen Sinne des Lesers zu überlassen. Vielleicht wird dieser einen Ausdruck Shakspeare's auf Ludwig den Frommen anwenden: „Er war ein Mann, gegen den mehr gesündigt ist, als er gesündigt hat"; denn auch darin erinnert er an Lear, daß ihm der Undank seiner eignen unersättlichen Kinder das Herz brach. Ihr Benehmen gegen einander beweist, daß schlechte Söhne auch schlechte Brüder sind.

Der zu leichter Uebersicht in 25 Abschnitte getheilten Geschichte bis an den Tod Ludwigs folgt in zwei Abschnitten der Kampf seiner Söhne bis zum Frieden von Verdun, und kritisch-historische Anmerkungen weisen die Quellen nach und vergleichen sie. Den Schluß macht eine Abhandlung über die fränkisch-spanischen Angelegenheiten von 788—822, welche einen Auszug der von Assemani, Cardonne, Casiri und besonders Conde mitgetheilten arabischen Schriftsteller enthält. Anmerkungen und Auszug sind für das Studium des Forschers von hoher Bedeutung; hier begnügen wir uns, aus dem reichhaltigen Ganzen einige Züge zur Charakteristik Ludwigs aufzunehmen, bei denen wir die Kunde des geschichtlichen Zusammenhanges voraussetzen. Ludwig ward 778 von Karls rechtmäßiger Gemahlin Hildegard geboren und überlebte seinen Zwillingsbruder Lothar, der schon im zweiten Jahre seiner Kindheit verschied. Sein Vater bestimmte ihn zum König, d. h. zum Statthalter Aquitaniens, ließ ihn schon im dritten Jahre seines Alters in Rom vom Papst Adrian salben, und in Aquitanien, von der Wiege aufs Pferd gehoben, erziehen. Er ward früh zu wissenschaftlichen Fertigkeiten angehalten, ohne die Kunst der Waffen zu versäumen; denn schon den siebenjährigen entbot sein Vater, an der Spitze eines Heeres, von den Grenzen Spaniens nach Paderborn zu einem Feldzuge gegen die Sachsen. Hier war er Zeuge greulicher Verwüstung; hier gewann sein jugendlicher Sinn die Sachsen lieb, denen er gewogen blieb bis an seinen Tod, und die ihm durch unerschütterliche Treue lohnten. Schon in seinem dreizehnten Jahre, 792, mußte er sich anschicken, die Araber in Spanien zu bekämpfen, was sein ganzes Leben hindurch mit abwechselndem Glücke geschah. Im siebzehnten Jahre, 795, vermählte er sich mit der Gräfin Irmengard, einer ehrsüchtigen, tückischen Frau, die ihm drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig, gebar und 818 starb. Als er, nach seines Vaters Ableben, 815 in Aachen zum Kaiser gekrönt ward, stand er im fünfunddreißigsten Jahre, war mittler Größe, breitschulterig, stark und von angenehmer Gesichtsbildung. Er gehörte zu den Gelehrten seiner Zeit, redete fertig deutsch, romanisch und lateinisch und verstand griechisch. In den heiligen Schriften war er sehr belesen und wußte sie erbaulich zu deuten. Sein Gemüth war ohne Falsch, er haßte Unrecht und Bedrückungen und saß drei Tage in der Woche selbst zu Gericht. Arme mußten stets in seiner Nähe sein und wurden gespeist, ehe er sich selbst zur Tafel setzte. Seine Frömmigkeit war musterhaft und ungeheuchelt. Er war ein mäßiger Esser und Trinker, ein Freund der Jagd, minder weiberliebend als sein Vater, und dem Prunk ebenso abgeneigt. Aber dessen scharfer Herrscherblick und Selbständigkeit war ihm nicht verliehen, noch weniger die Begierde, die Grenzen des Reichs zu erweitern. Er fühlte sich nicht glücklich auf dem Thron und hätte sich, gleich seinem Großoheim Karlmann, gern in ein Kloster zurückgezogen und Söhnen und Neffen Reich und Krone überlassen, wenn ihm seine Räthe, und vor Allen die stolze Irmengard, diesen großen muthigen Schritt erlaubt hätten. Vermuthlich hatte ihm jedoch hauptsächlich die böse Frau das Weltleben verleidet, denn als er sich, kaum vier Monate nach ihrem Tode, bereden ließ, der Gräfin Judith, einer Tochter des bairischen Welf, durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnet, die Hand zu reichen, genoß er in ihrer Gesellschaft zum ersten Male die entzückendsten Freuden des Daseins. Aber auch diese sollten verbittert werden, denn die harmlose, jugendlich frohe, viel beneidete Frau ward vom Anfang an verleumdet, durch heimliche und offenbare Ränke gekränkt, und da sie vollends 823 zu Frankfurt Mutter eines Sohnes, des nachherigen Karls des Kahlen ward, für den sie doch auch ein Erbtheil begehrte und den Stiefsöhnen nicht gar Alles überlassen wollte, was ohne Rücksicht auf den Nachgeborenen verschwendet worden, wie Ludwig selbst, von jenen und ihren Helfershelfern unversöhnlich verfolgt. Zwei Mal gerieth sie in Gefangenschaft, ward zwei Mal befreit, ertrug Glück und Unglück mit gleichem Hochsinn und überlebte ihren kaiserlichen Gemahl, immer gleich innig von ihm geliebt, aber nach seinem Tode von dem eignen Sohne, für den sie Ruhe und guten Namen aufs Spiel gesetzt, mit Undank belohnt. Ludwig gab den Sachsen das Erbrecht wieder, ließ sich Schulen und Kirchen angelegen sein und war auf Verbesserung des innern Zustandes seines übergroßen Reichs redlich bedacht; nur genügten die unglücklichen Verhältnisse dem edelmüthigen Vorsatze nicht. Unfälle, die unter ihm von Außen über das Reich kamen, waren vielleicht nicht größer als die, welche auch sein Vater nicht hatte verhindern können; die Zerrüttung des Rechtszustandes nicht schlimmer: aber er hatte keine Schlachten und Siege aufzuweisen, welche zur Entschuldigung und zu einigem Trost gereichen können. Sein Vater hatte nur auswärtige Feinde zu bekämpfen, Ludwig mußte gegen seine eignen Söhne zu Felde liegen. Uebermäßig hat er die Rechte der Bischöfe nicht vergrößert, er wußte sie wol zu strafen, und bewies nicht mehr Ehrfurcht vor ihrer Würde als seine Vorfahren. Am wenigsten that er der Macht des Papstes Vorschub und beschränkte sie vielmehr, obgleich die Zahl seiner Feinde dadurch wuchs; auch hielt er die Kirchengüter an zu Staatsausgaben mitzusteuern und war immer ein gewissenhafter Lehnsherr, wiewol viele seiner Lehnsleute ihre Treue jeder Bestechung feilboten. Ludwig hatte die Saat des Unglücks nicht zuerst ausgestreut, das ihm über den Kopf wuchs. Er starb gebeugt, nicht überwältigt, am 20. Juli 840 im zweiundsechzigsten Jahre seines Alters, nachdem er 38 Jahre den Titel eines Königs von Aquitanien geführt und 26 Jahr als Kaiser geherrscht hatte. Die Weltgeschichte mag wol das Weltgericht heißen, nur wird dem menschenliebenden Beobachter nicht immer leicht gemacht, dem Gerichte dieser Welt seinen freudigen Beifall zu ertheilen. 95.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 265. — 21. September 1832.

Der Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit, dargestellt und beurtheilt von Karl Salomo Zachariä. Heidelberg, Oswald. 1832. Gr. 8. 9 Gr.

Nie zeigen sich die nationellen Eigenthümlichkeiten eines Volks in einem deutlichern Lichte, als bei Katastrophen, wo große Umwandlungen des innern Staatslebens bevorstehen, und die Wünsche der Nation zugleich mit der Ansicht über die Art, selbige zu realisiren, immer klarer zur Sprache kommen. So sehen wir in Frankreich gleich in der ersten Zeit der Revolution jedes Verhältniß rein von der nützlichen oder schädlichen, nie von der rechtlichen Seite betrachtet; selbst die besonnene constituirende Versammlung wog nur den oft momentanen Nutzen oder Schaden einer Einrichtung ab, ohne sich sehr darum zu bekümmern, ob Rechtsverhältnisse verletzt würden, und die sämmtlichen Privilegien, Titel, Rechte des Adels fielen zugleich mit wohlbegründeten Foderungen an bäuerliche Ländereien, ohne daß nur der geringste Unterschied zwischen unpassenden, nie rechtlich begründet gewesenen Prärogativen der Anmaßung und rechtlich erworbenem Besitz gemacht worden wäre. Ebenso fanden andere illegale Acte, z. B. der Verkauf von sogenannten Nationalgütern, deren rechtmäßiger Besitzer noch lebte, nicht viel Widerspruch von Seiten des Rechtsgefühls in Frankreich. Ganz anders ist der Deutsche gesinnt. Sei ihm eine Einrichtung noch so nöthig, eine zu erlangende Befugniß noch so wünschenswerth, so wird ihn deren erlangter Besitz nur dann erfreuen, wenn er rechtmäßig in denselben gesetzt ist. Ohne gehörigen Erwerb- und Besitztitel ist der Deutsche nun einmal nicht zufriedenzustellen, und er ist hiermit oft, besonders in früherer Zeit, in das Pedantische gerathen, worauf Schiller in dem bekannten Epigramm:

Rechtsfrage:

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für Dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

anspielen wollte.

Diese Nationalverschiedenheit mag es erklären, weshalb Aufhebungen von nicht mehr zeitgemäßen Rechten, z. B. Feudalsystem, Zünfte, Monopole u. s. w., in Frankreich mit übertriebener Hast, in Deutschland dagegen mit unerträglicher Langsamkeit von statten gingen. Dennoch wollen wir unsere Nation deshalb nicht tadeln, denn gewiß ist es leichter, den Fehler des Pedantischen abzulegen, als von dem umgekehrten Fehler, der Frivolität bei Betrachtung von Rechtsverhältnissen, sich zu befreien.

Diese angeführte Verschiedenheit beider Nationen tritt gegenwärtig lebhaft vor das Auge, wo das Verlangen der Grundherrlichkeit, d. h. die mehr oder weniger beschränkte Hoheit über ein bestimmtes Gebiet, welche eine privilegirte Kaste zu einem Staat im Staate, mithin die Idee der Gleichheit vor dem Rechte factisch unmöglich macht, aufhören und das Grundeigenthum, d. h. das Recht einer Person, einen bestimmten Theil des Erdbodens als einen Gegenstand freier Willkür zu betrachten, ohne alle Hinderungen an ihre Stelle treten zu sehen, immer allgemeiner in Deutschland wird. In Frankreich war das erste öffentliche Aussprechen dieser Foderung zugleich mit deren Ausführung verbunden; bei uns jedoch quält man sich noch immer mit Versuchen ab, die Aufhebung lange bestandener Rechte mit der Legalität in Einklang zu bringen. Hierdurch entstehen zum Theil interessante Beleuchtungen über die historische Entstehung und rechtliche Ausbildung dieses Instituts, unter welche vorstehende Schrift zu rechnen ist. Wie in Frankreich der Streit über die Erblichkeit der Pairie, in England der Kampf wegen der Reform, so ist in Deutschland die Foderung, freies Grundeigenthum an die Stelle der Grundherrlichkeit zu setzen, keineswegs als eine isolirte Meinungs- oder Rechtsdifferenz zu betrachten, sondern alle diese Erscheinungen stehen im innigsten Einklang mit der großen Krisis, welche im Leben der Völker stattfindet, und sind den partiellen Treffen eines Krieges vergleichbar, welche zur Erlangung eines allgemeinen strategischen Zwecks geliefert werden. Es ist das aristokratische und das demokratische Princip, welche, durch ganz Europa in Conflict gerathen, sich natürlich zuerst auf dem Punkte bekämpfen, wo die materiellen Interessen die entstandenen Reibungen am fühlbarsten machen, und so müssen wir den Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit in seiner ganzen Allgemeinheit auffassen, um ihn richtig zu würdigen.

Der Verf. schildert zuerst die Grundherrlichkeit des altdeutschen Rechts von der Zeit des Tacitus an bis zu

der allmäligen Vereinigung Deutschlands mit dem Frankenreiche unter den Karolingern. Der Verein, in welchem sich mehre Geschlechter einem gemeinsamen Rechte unterwarfen, welchen wir jetzt Staat nennen, beruhte in Deutschland auf einem Vertrage, wie solches auch in andern Ländern der Fall war, wo die Staaten anfänglich nur Stammesvereine waren, aber darin lag die Eigenthümlichkeit der germanischen Nationalvereine, z. B. des Franken- und Sachsenbundes, daß der zu Grunde liegende Vertrag förmlich abgeschlossen und ausdrücklich als die Grundlage des Vereins anerkannt wurde, weshalb man das Gesetz eines Stammes den Stammvertrag, z. B. das Gesetz der Franken pactum Francorum nannte. Auch finden wir in Fällen, wo mehre Völkerschaften sich, wie z. B. die Franken und Sachsen beim Frieden zu Selz, zu einem Nationalbunde oder unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte mit einander vereinigten, stets förmliche Verträge. Der Vertrag, welcher die deutschen Nationalvereine verband, bezweckte nicht die innere Organisation zu einem gemeinschaftlichen Besten, zu einem allgemeinen Staatszwecke, sondern lediglich die Vertheidigung der Nation gegen auswärtige Feinde und Aufrechthaltung des innern Friedens. Daher dachte man sich unter dem Königthume keineswegs eine Machtvollkommenheit, sondern das Recht des Königs erstreckte sich nur auf die Befugniß, den geschlossenen Vertrag aufrechtzuerhalten, und deshalb war der Schwur, den das Volk dem Könige und umgekehrt der König dem Volke leistete, so höchst einfach, denn der König versprach nur, Jeden bei seinen Rechten zu erhalten, welches unter dem Worte des Bannrechts enthalten war, wie denn auch die altdeutschen Rechte fast nur auf Bestimmung der Bußen beim Bruche des Landfriedens gerichtet waren. Die Mitglieder des Nationalvereins waren die freien, d. h. in keiner Dienstpflicht stehenden Männer, und zwar unter der Bedingung, daß sie zugleich Grundherren waren, welche die Grundherrlichkeit über einen bestimmten Bezirk ausübten. Diese Grundherrlichkeit war keineswegs ein besonderes Vorrecht, sondern alle Güter hatten Grundherren; auch muß man diese über jeden, selbst den kleinsten Besitz erstreckte Grundherrlichkeit nicht mit den großen Grundherrschaften verwechseln, welche später allein übrigblieben. Die Rechte des Grundherrn bestanden wesentlich in der Unverletzlichkeit seines Gebiets, in welches sogar königliche Beamte nicht eindringen durften, dem Besitze aller darin befindlichen beweglichen und unbeweglichen Habe, in der Theilnahme an den Volksversammlungen, in der Freiheit von Abgaben, in der Schutz- und Schirmgerechtigkeit über seine Hintersassen u. s. w., woraus man sieht, daß der römische Begriff des Grundeigenthums dem ältesten deutschen Rechte ganz fremd war, denn offenbar erstreckte sich die deutsche Grundherrlichkeit weit über den römischen Begriff des Eigenthums, während die Rechte der Hintersassen weit hinter demselben zurückblieben. Die Hintersassen hatten Grundstücke des Grundherrn zur Benutzung, wofür sie zum Hofe des Herrn fröhnten und zinsten. Die Grundherren, als freie, den Nationalverein bildende Männer waren verpflichtet, zur Vertheidigung des Landes in Person Kriegsdienste zu leisten, standen dagegen unter dem unmittelbaren Schutze des Nationalvereins und des Königs, welcher sich durchaus nicht auf die Hintersassen erstreckte, denn Letztere hatten vermöge eines Vertrags mit dem Grundherrn einzig und allein von diesem eine Gewähr an ihren Gütern. Wie sich das Verhältniß, wonach ein Theil der Nation aus freien, der andere aus unfreien Personen bestand, gebildet haben möge, berührt der Verf. nicht weiter. Auch gehört diese Ergründung oder vielmehr die Prüfung der darüber aufgestellten Hypothesen offenbar mehr in das Gebiet der Geschichte als der juristischen, auf das factisch Vorhandene sich beziehenden Untersuchung. Wahrscheinlich ist es, daß diese Erscheinung von Freien und Unfreien dadurch entstanden sei, daß ein aus Asien kommender germanischer Völkerstamm die ursprünglichen Einwohner unterworfen habe, welche übrigens auch germanischen Ursprungs gewesen zu sein scheinen, denn zwischen den damaligen Freien und Unfreien scheint keine nationelle Verschiedenheit stattgefunden zu haben, weshalb auch Tacitus die Germanen für die Ureinwohner hält, indem er „Germ.“, c. 2 sagt: Ipsos Germanos indigenas crediderim. Es ist fast unmöglich, eine so geregelte Spaltung einer Nation in freie, den Nationalverein bildende, den ganzen Grund und Boden besitzende Männer und in unfreie Hintersassen auf andere Art als durch kriegerische Unterjochung zu erklären, denn die Bemerkung des Tacitus, daß Spiel u. dergl. Deutsche zum Verkauf ihrer Freiheit bewogen hätte, kann nur partielle Fälle, nicht eine allgemeine Staatseinrichtung betreffen. Auch finden wir in spätern, uns bekanntern Zeiten, wie der Einfall der Sachsen in England, die Unterwerfung Galliens durch die Franken ganz ähnliche Verhältnisse bildete, indem die Sieger Grundherren, die Besiegten ihre dienstbaren Hintersassen wurden; selbst im Innern Deutschlands sehen wir die Thüringer unter Hermannfried durch die Verbindung der Franken und Sachsen besiegen, das eroberte Land theilen und dessen Bewohner genau in das Verhältniß unfreier, mit Frohnen schwer belasteter Hintersassen treten. Natürlich aber ist es, daß das Verhältniß der Hintersassen zu ihren Grundherren sehr verschieden und mehr oder weniger drückend war, je nachdem die dasselbe hervorbringende Eroberung mit größerer oder geringerer Gewaltthätigkeit geschah oder andere Zufälligkeiten, vielleicht Nationalhaß, z. B. bei Unterwerfung der slawischen Stämme, obwaltete. Ebenso nothwendig war es, daß das ursprünglich mehr republikanische Verhältniß der Grundherren, welche, wenn auch mit größern oder kleinern Gebieten versehen, doch in gleichen Rechten standen und in dem Könige nur einen gewählten Anführer sahen, sich wesentlich umgestalten mußte, als die königliche Macht sich entwickelte und das Lehnwesen sich ausbildete. Die größere Kostspieligkeit der mit der Grundherrlichkeit verbundenen Verbindlichkeit, Kriegsdienste zu leisten, indem die Kriegsverfassung sich veränderte, der Dienst zu Pferde an die Stelle des Fußdienstes trat, die unruhigen Zeiten des Mittelalters, wo der Schwächere bei dem Mächtigen Schutz suchte, nebst vielen andern Einflüssen brachten es dahin, daß die kleinern Grundherrschaften, wo der Besitzer

zwar freier Mann, aber ohne Hintersassen war, gänzlich aufhörten und diese ehemaligen Grundherren selbst zu Hintersassen herabsanken, während die Grundherren, welche nur wenige Hintersassen besaßen, die jetzigen Rittergutsbesitzer, zwar ihre grundherrlichen Rechte nicht verloren, aber doch in Abhängigkeit von den Herren der größern Herrschaften, den Dynasten, kamen. Das Lehnwesen, entstanden unter Clodwig, welcher das eroberte Gallien an seine Krieger als Lehn vertheilte, wirkte auf Deutschland zurück, und die sonstigen Grundherrschaften wurden immer mehr in Lehen des Kaisers oder auch eines Vasallen des Kaisers verwandelt. Diese Lehen waren und blieben Grundherrschaften in Bezug auf die Hintersassen, aber an die Stelle des diese Grundherrschaften in ihren Rechten beschützenden Nationalvereins trat der König als Oberhaupt oder ein mächtiger Kronvasall, während zugleich die Dienstmannschaften des Königs und der Kronvasallen an die Stelle des Nationalheeres kamen.

Man kann nicht verkennen, wie dieses Lehenverhältniß des Lehnherrn zum Vasallen dem Grundverhältniß der sonstigen Grundherren zu ihren Hintersassen genau nachgebildet war, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Vertrag zwischen zwei freien, nur an Macht verschiedenen Männern, dort zwischen einem Freien und einem Unfreien stattfand. Die große Herrschaften besitzenden, über weniger mächtige Grundherren als ihre Vasallen gebietenden Dynasten wußten wirkliche Hoheitsrechte zu erlangen, indem sie vom Kaiser erbliche Stellen als kaiserliche Beamte erhielten, z. B. das Grafenamt, und nunmehr ihre grundherrlichen Rechte, als Dynasten, auf die Amtsbezirke, wo sie im Namen des Kaisers Hoheitsrechte ausübten, zugleich aber auf ihre eignen Dynastien jene Hoheitsrechte übertrugen. So entstanden die vielen Landesherren Deutschlands, deren Souverainetät in neuerer Zeit anerkannt wurde. Mehre kleinere Grundherren, Lehnmänner der Dynasten, erlangten von diesen die Ausübung einiger Hoheitsrechte, um sie für die Sache des Landesherrn gegen den Kaiser zu gewinnen; andere erhielten ähnliche Begünstigung vom Kaiser, an dessen Sache sie sich gegen die neuentstandenen Landesherren schlossen, und blieben reichsunmittelbar, d. h. Reichsfreiherren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chansons de *P. J. de Béranger.* Lieder von P. J. v. Béranger. Aus dem Französischen von Metromanus. Erstes und zweites Bändchen. Stuttgart, Schweizerbart. 1831—32. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir erhalten mit dieser Ausgabe eine ziemlich vollständige Sammlung der Béranger'schen Lieder in deutscher metrischer Uebersetzung; fast sind wir versucht zu sagen, eine allzu vollständige. Der pseudonyme Uebersetzer, der ein entschiedenes Talent entwickelt, hätte, meinen wir, besser daran gethan, eine gute Zahl frivoler Lieder (die frivolsten hat er doch weggelassen!) auszuscheiden und den übriggebliebenen heitern und ernsten Gesängen, die auf das deutsche Ohr ohne jene Begleitung leichtsinniger, in der Uebersetzung aber nicht einmal mehr leichter Lieder, gewiß einen reinern Eindruck gemacht hatten, erhöhten Fleiß zuzuwenden. Sein Vorwort hätte alsdann nicht nöthig gehabt, die Uebersetzung selbst mit der spitzfindigen Wendung zu entschuldigen, daß ein Dichter wie Béranger doch nun einmal nicht unübersetzt bleiben dürfte, weil die deutsche Industrie sich so etwas nicht nachsagen ließe. Sollte man aus der unterstrichenen Phrase nicht beinahe schließen, der Verleger und nicht der Uebersetzer habe die Vorrede gemacht? Ich weiß nicht, was die deutsche Industrie von der Nothwendigkeit der Uebersetzung von Versen hält, wie aus unzähligen z. B. diese sind (I, S. 286):

La nuit tout me favorise;
Point de voile qui me nuise,
Point d'inutiles soupirs.
Des deux mains et de la bouche
Elle attise les désirs,
Et rompit vingt fois la couche
Dans l'ardeur de nos plaisirs.

Aber die deutsche Muse, die sagt von der deutschen Sprache:

Zu buhlerischem Girren
Laß du ihn niemals birren,
Der ernsten Sprache Klang!
Sie sei dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei echter Minne Sang.

Der Uebersetzer hat übrigens selbst gefühlt, daß unser Idiom solchen Lüsternheiten geradezu widerstrebt, und sagt von seinem Buche witzig: Béranger weine auf dem deutschen Backen, wo er auf dem französischen lacht. Mit diesen Worten thut sich übrigens Hr. Metromanus, wenn sie in solcher Allgemeinheit von seiner Uebersetzung gelten sollen, wirklich Unrecht. Er hat sehr viele Scherze unsers Dichters — wir reden aber hier nicht von den unsäthigen — sehr glücklich wiederzugeben gewußt, und Einzelnes ist ihm vortrefflich gelungen. Dagegen bergen wir nicht, daß über dem Bestreben, die einzelnen Witzgedanken recht adäquat in treffender Umdeutschung wiederzugeben, häufig die Harmonie des Ganzen verloren gegangen ist, und zwar viele einzelne Verse, selten aber ein vollständiges Gedicht recht aus Einem Gusse hervorgegangen erscheinen. Zum Theil kommt dieses freilich auch daher, daß der Uebersetzer nicht blos Ton und Sinn, sondern auch Sylbenmaß und Reim gewissenhaft beobachten zu wollen sich vorgenommen hat. Niemand kann diesem Uebersetzungsgrundsatze bei Gedichten im Allgemeinen bereitwilliger huldigen als Referent, inzwischen muß der Genius beider Sprachen unabweisliche Ausnahmen herbeiführen: manches Sylbenmaß mag der französischen Sprache ganz angemessen, manche Reimanhäufung in ihr anmuthig oder lächerlich genug lauten, wie es gerade Noth thut; im Deutschen aber wird dasselbe Sylbenmaß, je genauer nachgeahmt, desto unbeholfener, und die drei- und mehrfachen Reime müssen selbst von einem Metromanen mühselig zusammengesucht werden. Nur zwei Beispiele. Die Verse in „Le petit homme gris" (I, 40) lauten im französischen Originale gewiß recht komisch:

Qu'il pleuve dans sa chambre,
Qu'il y couche le soir
Sans y voir;
Qu'il lui faille en Décembre
Souffler, faute de bois,
Dans ses doigts;
Il dit: Moi je m'en...
Il dit: Moi je m'en...
Ma foi moi je m'en ris!
Oh! qu'il est gai (bis), le petit homme gris!

Die Uebersetzung hat auf diese Verse recht viel Kunst verwendet, und doch wie zerhackt und unharmonisch lauten sie in ihr:

Es regne auf sein Zimmer,
Es suche finster sein
Nachtbettlein;
Es dauche sich bei grimmer
Eiskälte, Brennholz arm,
Die Faust warm;
So sprichts: ich mache mir...
Mein Seel', ich mache mir...

Mache mir nichts daraus!
O wie so froh (bis) ist's Männchen klein und kraus!

Andere Gedichte Béranger's zeichnen sich durch besondere Reimfülle aus, z. B. das höchst anmuthige „Voyage au pays de Cocagne" (Reise in das Schlaraffenland); wir wählen den nächsten, besten Vers:

Quand le vin tappe
L'époux qu'on drappe,
Que sur la nappe
Il s'endorme à point;
De femme aimable
Mère intraitable
Ah! sous la table
Ne regardez point.

Hier hat der Uebersetzer, was er überhaupt nicht scheut, theils zu unverständlichen Provinzialismen, theils zu unreinen Reimen seine Zuflucht nehmen müssen:

Gilt's einem Ehkrüppel,
So schlummre im Tüppel
Zur Stunde Hans Knüppel
Am Tischtuche ein;
Ja, Röschen ist munter:
Mamachen was Wunder?
Ach! schaun Sie nicht unter
Die Tafel dabrein.

Auch sonst macht er sich gar kein Gewissen daraus, i und ü, e und ö, ja sogar Consonanten wie d und t, f und ff, p und b zu reimen, eine Freiheit, welche ihm selbst dann nicht zu gestatten wäre, wenn der Dichter, den er übersetzt, wirklich auf das Fach des Niedrigkomischen, das viele Licenzen zuläßt, sich beschränkt hätte; damit sollen provinzielle Redensarten und selbst einzelne Wörter, die er zuweilen mit viel komischer Kraft anzuwenden weiß, keineswegs getadelt werden. Im Süddeutschen heißt zum Beispiel wüst (wüste) so viel als häßlich. Nun lautet gewiß der Refrain in dem rührend-komischen Liede „Qu'elle est jolie!" der im Französischen heißt:

Grands dieux! combien elle est jolie!
Et moi, je suis, je suis si laid!

im Deutschen auf folgende Weise wiedergegeben, gewiß nicht übel:

Wie hübsch sie ist, um Gottes willen!
Und ich, ich bin, ach! bin so wüst!

Nachdem wir Manches getadelt, müssen wir aber auch auf Einiges hinweisen, was uns, kleine Flecken abgerechnet, meisterlich behandelt scheint. Hierher gehören besonders die ernstern, die patriotischen, oder doch in diese Weise mit irgend einem Ton einfallenden Lieder, z. B. „Le bon Français", aus dem wir nur einen Vers anführen wollen, dem man sicherlich nicht ansieht, daß er Uebersetzung ist:

Die Anglomanie verfluchen
Wir mit ihren langen Fracks;
Gehen nicht in Deutschland suchen
Nach den Regeln des Geschmacks;
Lassen nur den Nachbarwein
Und die Frauen lieblich sein.

Ferner: „Adieu de Marie Stuart" (I, 217); „Les étoiles qui filent" (II, 241), in welchem Gedichte sich ein bei dem Verf. seltenes, tiefes Gefühl Luft gemacht hat, welches in dem deutschen Herzen des Uebersetzers ebenso tiefen Anklang gefunden zu haben scheint; und gar manche andere Lieder, besonders im zweiten Theile, deren nackte Titel wir nicht anführen wollen; vor allen aber das köstliche Gedicht: „A mes amis devenus ministres" (I, 368), das der Verf. bald nach der Julirevolution an das Ministerium Lafitte gerichtet hat; in ihm hat nicht nur der Vers., sondern auch der Uebersetzer (was freilich nicht gleich schwierig war) sich selbst übertroffen, und nur kleine Flecken sind an der Uebertragung hängen geblieben. Die schönsten Verse daraus mögen unsere Anzeige schließen:

Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs titres, places et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naître:
Oiseau craintif, je fuis la glu des rois.
Que ne faut-il? maîtresse à fine taille,
Petit repas et joyeux entretien.
De mon berceau près de bénir la paille,
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

. . . . . .

Au ciel un jour une extase profonde
Vient me ravir et je regarde en bas,
De là mon oeil confond dans notre monde
Rois et sujets, généraux et soldats:
Un bruit m'arrive, est-ce un bruit de victoire?
On crie un nom; je ne l'entends pas bien.
Grands dont là bas je vois ramper la gloire,
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

. . . . . .

Votre tombeau sera pompeux sans doute;
J'aurai sous l'herbe une fosse à l'écart:
Un peuple au deuil vous fait cortège en route;
Du pauvre, moi, j'attends le corbillard.
En vain l'on court où votre étoile tombe:
Qu'importe alors votre gîte ou le mien?
La différence est toujours une tombe.
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

De ce palais souffrez donc que je sorte;
A vos grandeurs je devais un salut.
Amis, adieu. J'ai derrière la porte
Laissé tantôt mes sabots et mon luth.
Sous ces lambris avec vous accourue
La liberté s'offre à vous pour soutien;
Je vais chanter ses bienfaits dans la rue.
En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Zu deutsch:

Nein, meine Freunde, nein, ich will nichts werden.
Streut sonst wo Stellen, Kreuz und Titelreim.
Gott gab für keinen Hof mir die Geberden:
Scheu flieh' ich, wie der Fink, den Ruthenleim.
Was thut mir noth? ein Liebchen feingestaltet,
Imbiß'chen, Freunde heitern Angesichts.
Als er an meinem Wiegenstrob gewaltet,
Sprach Gott, indem er mich schuf: Werde nichts.

. . . . . .

Begeisterung riß mich einmal zum Himmel
Empor; wie ich herunterschaue dann,
Verschwimmt mir in dem niedern Weltgewimmel
Soldat und Feldherr, Fürst und Unterthan (eigner Mann würde besser reimen).
Ich höre Lärm; ist es ein Siegestärmen?
Man ruft den Namen — weiß nicht, welchen Wichts.
Großherrn, die ich da drunten sehe schwärmen,
Gott sprach, indem er mich schuf: Werde nichts.

. . . . . .

Euch werden ohne Zweifel Prachtgrabmale,
Ich find' abseits ein Gräbchen unterm Moos:
Ein Volk geleitet euch mit lautem Schalle; (zum Todesthale)
Mein wartet armen Trauerwagens Loos.
Doch läuft umsonst man; weg ist euer Schimmer:
Mein oder euer Ruhbett, was verspricht's?
Der Unterschied ist Grube nun und immer;
Drum sprach Gott; wie er mich schuf: Werde nichts.

Aus dem Palaste, laßt mich denn vom Orte;
Aufwarten müßt' ich zu eu'r Gnaden gehn.
Lebt, Freunde, wohl. Fast (dort) ließ ich an der Pforte
Mein Lautenspiel und meine Holzschuh stehn.
Im goldnen Saale hier euch beizuspringen (!?)
Beut euch die Freiheit ihren Schild des Lichts;
Ich will ihr Loblied auf den Gassen singen.
Gott sprach, indem er mich schuf: Werde nichts. B.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 266. — 22. September 1832.

Der Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit, von K. S. Zachariä.

(Fortsetzung aus Nr. 265.)

Die Bischöfe hatten schon früher grundherrliche Rechte erlangt, obgleich sie die damit ursprünglich wesentlich verbundene Bedingung der Wehrpflichtigkeit nicht erfüllten, und schwangen sich gleich den Dynasten zu Landesherren empor. Auch die entweder durch kaiserliche oder landesherrliche Privilegien sich erhebenden Städte bildeten Corporationen, die als solche grundherrliche Rechte übten; doch da die einzelnen Bürger selbst diese Corporationen ausmachten, so konnten sie unmöglich gleichdem unfreien Hintersassen der Grundherren Unterthanen sein, denn sie wären sonst Grundherren und Hintersassen zugleich gewesen, mithin besaßen die Bürger ihre Häuser und Grundstücke factisch als freies Eigenthum, und so entstand es, daß der Begriff des römischen Eigenthums im Gegensatz des grundherrlichen immer mehr von den Städten ausging.

Sehr richtig bemerkt der Verf., daß das grundherrliche Eigenthum und das Grundeigenthum des bürgerlichen Rechts, von einander verschieden wie verschiedene Zeitalter, Begriffe sind, welche aus zwei verschiedenen eigenthümlichen Rechtssystemen hervorgehen, die jedes für sich ein Ganzes bilden, von denen mithin nicht einzelne Theile hinweggenommen oder durch andere ersetzt werden können, ohne das ganze System umzustürzen. Es ist demnach für Denjenigen, welcher den großen Streit der jetzigen bewegten Zeit in seiner Allgemeinheit mit historisch-philosophischem Sinn auffaßt, nicht die Frage, ob das Recht der Grundherrlichkeit auf diese oder jene Art modificirt werden könne, sondern ob das ganze Verhältniß der Grundherrlichkeit in allen seinen Verzweigungen aufhören und dem Grundeigenthum weichen werde. Auch ist es hier nicht die Absicht, zu discutiren, ob es wünschenswerther sei, den Boden Deutschlands nach diesem oder jenem Rechte vertheilt zu sehen, denn dabei lassen sich nur bekannte Sachen wiederholen. Die Aristokratie oder die Partei der Grundherrlichkeit entwirft bei diesem Streit ein überaus liebliches Gemälde von dem patriarchalischen Glücke, welches ein in der Mitte seiner Hintersassen lebender Grundherr verbreitet, und sucht zu erweisen, wie die Aufhebung der Grundherrlichkeit Anarchie herbeiführen müßte, während die Demokratie, nicht minder beredt, den wachsenden Wohlstand, die steigende Cultur, das allgemein verbreitete Leben ausmalt, dessen ein nach dem Rechte des Grundbesitzes vertheiltes Land genießen müsse, wogegen sie mit übertriebenen dunkeln Farben einen Grundherrn als einen seine Untergebenen als Sklaven behandelnden Wütherich schildert. Ich glaube, daß es in einem und demselben Staate Zeiten gegeben hat, wo die Grundherrlichkeit ein passendes Verhältniß darstellte, sowie daß es andere Perioden gibt, wo das nämliche Institut unzweckmäßig erscheint, je nachdem das innere und äußere Verhältniß des Staats, die Cultur der Bewohner, die herrschenden Ansichten auf diese oder jene Art gestattet waren. Ebenso wenig man einen aus zarten Frauen und Herren bestehenden deutschen Dichterverein durch ein Stiergefecht erfreuen würde, welches die spanischen Damen entzückt; ebenso wenig dem an die Küche der Restaurateurs gewöhnten Franzosen das aus Thran bereitete Gericht eines Grönländers munden dürfte; ebenso wenig es verständig sein möchte, einem mecklenburger Bauer die Schriften von Jean Paul zu seiner Bildung zu empfehlen: gerade und genau ebenso unrichtig ist es, bei Einführung von Staatseinrichtungen Axiome aufzustellen und zu behaupten, ein und dasselbe Institut sei gleich der Sonne allenthalben wohlthätig. Die Verbrechercolonie in Botany Bai bedarf anderer Einrichtungen als die City von London; der Neapolitaner kann nicht gleiche Gesetze wünschen als der Pommer; der Araber in der Wüste wird nie gleiche Ansichten haben mit der Bürgerschaft von Leipzig, dennoch aber haben die Schriftsteller oft eine Neigung, ein ihnen beliebtes Staatsverhältniß als eine Art von Universalmittel zu empfehlen. Die Ansicht, als ob eine Institution gegenwärtig ersprießlich sein müßte, weil sie in vergangener Zeit schöne Früchte trug, ist gerade so widersinnig, als wenn man einem erwachsenen Manne zumuthen wollte, die Fibel zu studiren, welche ihn als Kind beschäftigte. Sehr wahr sagt daher der Verf. der vorliegenden Schrift: „Vor einer jeden Vergangenheit steht ein Engel mit dem feurigen Schwerte und wehrt Denen, die zu ihr zurückkehren wollen.“ Also ist hier nur die Frage, ob, abgesehen von dem Glück oder Unglück, welches in verflossenen Zeiten das Princip der Grundherrlichkeit über Deutschland verbreitet haben möge, dasselbe geeignet sei, sich im gegenwärtigen Deutsch-

land, wie dieses eben ist, zu erhalten, und insofern es im Laufe der Zeiten gelitten hat, wieder zu consolidiren.

Es ist evident und bedarf keines weitern Beweises, daß in Deutschland das Recht der Grundherrlichkeit, wonach das Gebiet eines Grundherrn ebenso unveräußerlich und untheilbar sein soll als das Staatsgebiet, wenn wir es nach den ihm ursprünglich fremden römischen Rechtsansichten beurtheilen wollen, kein dominium, sondern ein etwas beschränktes Hoheitsrecht war, factisch im Lauf der neuern Zeiten sehr eingeschränkt sei, mit Ausnahme der Fälle, wo die ehemaligen Grundherren sich zu Souverains emporgeschwungen haben, mithin nicht mehr in diese Kategorie gehören. Die Ursachen, welche den Verfall der Grundherrlichkeit herbeiführten, sind der Natur der Sache nach zugleich die ihre Herstellung hindernden Gründe. Die wesentlichste, wenigstens unmittelbar in die Augen fallende Ursache war die mit der Cultur und den immer mannichfacher gewordenen Verhältnissen gestiegenen Bedürfnisse des Staats. Früher bestritt der Fürst alle Ausgaben für sich und die Landesverwaltung aus seinen eignen Besitzungen, den Kammergütern, die er als Grundherr besaß. Diese konnten nur zureichen, so lange die Landesverwaltung in der oben erwähnten Einfachheit blieb; wo jeder Grundherr auf seinem Territorium Justiz, Polizei, Administration u. s. w. verwaltete, den Kriegsdienst persönlich oder später durch seine Mannen leistete, wo mithin die Unsumme von Staatsausgaben unserer Zeit, nebst der großen Zahl besoldeter Staatsdiener ganz wegfiel. Daher ist der Augenblick, wo zuerst eine Grundsteuer eingeführt wurde, offenbar der wichtigste, alle künftigen Umwandlungen und Umwälzungen in sich schließende Zeitpunkt, welches der Verf. der angekündigten Schrift zwar berührt, aber nicht hinlänglich hervorhebt. Mit diesem Augenblick bereitete sich eine neue Periode vor, welche wol mehr als manche andere geeignet wäre, einen neuen Zeitraum der Geschichte zu bezeichnen. Bis zu diesem verhängnißvollen Augenblick hatte nur ein sehr kleiner, kaum der tausendste Theil der Nation, nämlich nur die Grundherren, mit dem Fürsten in Verbindung gestanden, während die ganze übrige Nation lediglich von ihren Grundherren abhing und sich gar nicht darum kümmerte, ob ihr Grundherr seine Besitzung einem zum Landesherrn sich emporschwingenden Dynasten oder dem Kaiser zur Lehn übertragen hatte. Die Fälle, wo die Hoheitsrechte des Fürsten mit den Rechten der Grundherrlichkeit collidirten, berührten die Unterthanen nur wenig, und so war für sie weder Fürst, noch Staat, noch Obrigkeit vorhanden, sondern nur ein Grundherr, der all Dieses ihnen war. Als aber die Unterthanen außer den Abgaben an den Grundherrn eine Landsteuer an den Staat bezahlten, traten sie mit diesem in Verbindung und genossen eine Art von Schutz von den Fürsten, indem diese sie um so mehr als Staatsunterthanen zu gewinnen suchten, als die Einnahmen von den Kammergütern immer weniger zureichten und die Steuern den größten Theil des landesherrlichen Einkommens ausmachten. Die Grundherren schützten ihre Unterthanen insofern, daß sie als Landstände sich den Erhöhungen der Landessteuern, welche die Erhebung der gutsherrlichen Gefälle erschwerten, widersetzten, aber dieser Schutz zeigte sich immer unwirksamer, je größer die fürstliche Gewalt und das Staatsbedürfniß ward; und es kam bald dahin, daß die gutsherrlichen Rechte immer mehr vermindert, wenigstens in bestimmte Grenzen eingeschlossen wurden, je höher die Ansprüche wuchsen, welche der Fürst an diese auf gewisse Art neu acquirirten Unterthanen machte. Als die Grundherren oder der Adel seine Kriegsdienste nicht mehr persönlich leistete, sondern in Geld bezahlte, sogar auch zu andern Staatslasten gezogen wurde, als die Unterthanen Rechte, welche der Fürst schützte, gegen ihren Gutsherrn erlangten, sie diesen mithin verklagen konnten, als die Grenze des grundherrlichen Gebiets, sonst eine heilige Schranke, welche selbst der Bote des Kaisers nicht übertreten durfte, von jedem fürstlichen Officianten, jedem Visitator willkürlich überschritten ward, um im gutsherrlichen Schloß nach unveraccisten Waaren zu suchen oder einen verfallenen Wechsel zu präsentiren, als sogar die Rittergüter sequestrirt, subhastirt, in Lotterien verspielt wurden, da konnte es doch wol nicht fehlen, daß der grundherrliche Nimbus sinken, der Hintersasse in seinem ehemaligen Schutzherrn jetzt nur einen anmaßenden Mitunterthanen sehen und der Wunsch allgemein werden mußte, ein alles Glanzes entblößtes, dennoch aber das Entstehen neuer Schöpfungen hinderndes Institut auch der Form nach untergehen zu sehen, wie es denn wirklich in vielen Gegenden Deutschlands sammt dem heil. römischen Reiche zu Grabe getragen ist. Wenn der Verf. das neue System der Nationalwirthschaft, welches Freiheit des Eigenthums zu seinen Foderungen zählt, die veränderte Landwirthschaft, welche Capitalien und Credit verlangt, zu den die Verwandlung der Grundherrlichkeit in Grundeigenthum erheischenden Gründen zählt, so stimme ich ihm zwar vollkommen bei, glaube jedoch, daß die oben erwähnte Umgestaltung der Verhältnisse zwischen dem Grundherrn und den Unterthanen allein hinreicht, die absolute Unmöglichkeit darzuthun, ein solches Institut auf eine einigermaßen haltbare Art zu reconstituiren.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Zeitalter und Vaterland des Homer, oder Beweis, daß Homer vor dem Einfalle der Herakliden im Peloponnes gelebt habe. Von Bernhard Thiersch. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, nebst der Quaestio de diversa Iliadis et Odysseae aetate. Halberstadt, Helm. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn alle Dinge entweder so gewiß wären als das Vorhandensein der Iliade und Odyssee, oder wiederum so ungewiß als deren Urheber, Zeitalter und Vaterland, dann könnten die Philosophen leichter das Gewisse vom Ungewissen unterscheiden und brauchten weniger systematische Zurüstungen. Unser Verf. sagt deswegen: „Homer's Werke sind da, er selbst wird noch gesucht.“ Sind nämlich die Homerischen Gedichte ursprünglich nicht als zwei große Ganze entstanden, sondern als einzelne Rhapsodien von verschiedenen Sängern, welche zu derselben Zeit lebten, so gibt es zwar ein Homerisches Zeitalter, aber keinen Homer, und nur das erstere ist zu suchen und zu finden. Dies ist denn die Meinung des Verf., inzwischen hält er seine gelehrten

Nachforschungen hiervon unabhängig, weil sie blos auf die Zeit und den Ort gerichtet sein sollen, wo jene Gedichte entstanden, und kommt darüber zu dem von frühern Ansichten abweichenden Resultate: das europäische Griechenland sei der Ort, und die unmittelbar dem trojanischen Kriege folgende ruhige Periode das Zeitalter. Dennoch gesteht er im Eingange der Schrift: „Homer ist ein Problem, an dessen Lösung die Alten umsonst arbeiteten und die Gegenwart so verworren ringt, daß es scheint, es werde der Nachwelt nichts übrigbleiben, als an einem glücklichen Gelingen zu verzweifeln.“

Ref. ist überzeugt, es gebe mehr solche Probleme für unsere Nachwelt, das vorliegende aber sei eins der unschädlichsten; denn man könne sich in jedem Fall an den Homerischen Gesängen erfreuen. Uebrigens ist der allgemeine Eindruck Dessen, was der Verf. vorbringt, seinem Resultate günstig, denn die Annahme, einige Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege seien die Heldengedichte über denselben entstanden, hat für sich selbst etwas Unwahrscheinliches. Die frühern Völker vergaßen mehr in zwei Jahrhunderten, als wir im Jahrtausend, dafür aber erhielt bei ihnen das nahgelegene historische weit schneller mythische Gestalt und eignete sich also besser für die freiere Behandlung des Dichters, als in unsern Zeiten. Sie konnten daher ihre eignen Thaten, Sitten, Anschauungen darstellen, und zwar im poetischen Spiegel, herausgehoben aus der alltäglichen Wirklichkeit, und ohne Störung derselben für das Phantasiebild.

Ins Einzelne der Gründe und Untersuchungen einzugehen, ist mehr das Geschäft der Philologen, als unserer Leser, und wir bezeichnen ihnen daher lieber blos im Allgemeinen, worauf es ankommt. Ein alter Grammatiker, Krates von Mallos, hat schon die Meinung vorgetragen, Homer habe zur troischen Zeit gelebt, er hatte aber an berühmten Aristarchus einen Gegner, dem die spätern Grammatiker fast mit blinder Verehrung folgten, daher hielten auch Neuere weniger von ihm und verwechselten ihn obendrein mit seinem Namensbruder aus Theben. Es gilt also eine Ehrenrettung dieses Mannes, und Hr. Th. zeigt, wie eine Menge von Conjecturen in dessen Anmerkungen zum Homer Scharfsinn kundgeben und eine gute Meinung von ihm erwecken. Inzwischen gibt es über den Homer keine andere historische Quelle als die Homerischen Gedichte selbst, zu denen schon die Alten ihre Zuflucht nahmen und aus der Sage nur Dunkles, Unzuverlässiges, ja auch Widersprechendes und Lächerliches anführen. Drei Stammtafeln des Homer (mythische, nicht historische) haben vorzüglich dadurch Bedeutung, daß sie mittelbar sein Zeitalter bestimmen, und nach ihnen fällt dieses in die Zeit des trojanischen Kriegs. Dergleichen Stammtafeln sind bei den Griechen schon, wie in spätern Zeiten, aus Ahnenliebe verfertigt, besonders für einen berühmten Mann. In den Homeriden auf Chios ließ man sein Geschlecht fortleben; wer sie aber waren, in welchem Verhältnisse sie zu dem Rhapsoden standen, ob alle Rhapsoden den Namen Homeriden verdienen, ihn führten oder in Anspruch nahmen, bleibt ungewiß. Der Verf. glaubt, auf mancherlei Angaben gestützt, ihr Geschäft sei gewesen, die Homerischen Gesänge dramatisch darzustellen, und darum habe man auch den Homer als Vater der Tragödie und Komödie betrachtet.

Unter den Alten schon gibt es viele unbegründete und begründete Meinungen über Homer's Zeitalter, die Neuern pflegen ihnen zu folgen. Einige Gründe für sein hohes Alter sind: Homer kennt nicht den Namen Hellenen, der zur Zeit der ionischen Niederlassung gewöhnlich war, er ist also älter als dies Ereigniß. Im Peloponnes war nach dem trojanischen Kriege bis zum Einfalle der Dorer (1180—1100 v. Ch. G.) Friede, der natürlich den Heldengesang begünstigte und das Andenken an die Thaten des beendigten Krieges mit Begeisterung auffrischte. Nach dem Einfalle der Dorer war Verwirrung im Peloponnes bis auf Lykurg, und der Zustand der jungen Colonien in Kleinasien aller poetischen Bildung entgegen, daher konnte Homer, wie er ist, als Nationalwerk nur unter den nächsten Kindern und Kindeskindern der vor Troja gestandenen Helden hervorgehen, und in dem Lande, welches die Heimkehrenden aufnahm und ihren Ruhm verherrlichte. Es kommt hinzu, daß die Homerische Sprache kein ausgebildeter Dialekt ist, sondern in ihren Formen schwankt, daß neuere Begebenheiten bei den Völkern das Andenken der frühern zu schwächen pflegen, ferner die Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung, vollständiges Schweigen über die Begebenheiten nach dem Tode des Odysseus bis zur Niederlassung der Joner in Asien, und andere Vergleichung mit spätern Ansichten und Bildern. Die Homerischen Gedichte sind kein provinzielles Product, sondern ein Nationalwerk der Griechen, und mußten als solches in einer Zeit entstehen, wo alle Griechen als ein ganzes Volk erscheinen. Das geschah in ihrer Geschichte nur zwei Mal, zuerst in der Zeit des trojanischen Krieges, hernach in den Perserkriegen.

Wo ist des Sängers Vaterland? Neunzehn Meinungen darüber hat Suidas, sechs hat ein Epigramm, neun ein anderes, fünf ein drittes, fünf Lucian und Gellius, fünf Proklus; sieben Städte streiten um die Ehre seiner Geburt; neuerdings hat ihn Schubarth zu einem Trojaner gemacht. Noch Andere (Bryant) lassen ihn von ägyptischen Aeltern oder äthiopischen in Ithaka abstammen, machen ihn zum Odysseus selbst. Die gewöhnliche Meinung nennt Kleinasien, aber irrig, denn für sie läßt sich aus der bei Homer vorkommenden Richtung der Winde nichts schließen, ebenso wenig aus dem unechten Schiffskataloge, da dieser die Schiffe der Homerischen Helden mit 120 Mann nebst Roß und Wagen besetzt sein läßt, während doch die Griechen vor Troja ihre Schiffe ans Land zogen und zum wenigsten 100,000 Mann stark gewesen sein müßten. Sie hätten dann schwerlich zehn Jahre vor der Festung gelegen und Unterhalt gefunden! Auch kennt Homer Asien wenig, Europa sehr gut; seine ersten sinnlichen Eindrücke erhielt er laut seiner Anspielung in Europa, ihm steigen die Gestirne aus dem Meere, er hat die Gebirge Griechenlands gesehen, kennt die Weizenfelder in Lacedämon, hegt viel Ehrfurcht vor Königen (welches zu der republikanischen Gesinnung der ionischen Colonien nicht paßt) und zeigt genaue Bekanntschaft mit der Insel Ithaka. — Also: das europäische Griechenland ist Vaterland des Homer, und die unmittelbar dem trojanischen Kriege folgende ruhige Periode ist sein Zeitalter. So will der Verf., seine Gründe verdienen Aufmerksamkeit, und das Beste ist, sie bleiben gültig, wenn es auch gar keinen Homer gegeben, sondern nur unter seinem Namen Volksgesänge zusammengefaßt worden; wir übertragen dann die Gründe auf den Begriff der Werke, und stellen diese gleich allem Seienden oder vielmehr Gewordenen in Zeit und Raum. 77.

Hans Holbein's Todtentanz in 53 getreu nach den Holzschnitten lithographirten Blättern. Herausgegeben von J. Schlotthauer. Mit erklärendem Texte. München, 1832. Auf Kosten des Herausgebers. 8. *)

In der Vorrede dieses Werkchens werden „die Mitgenossen unserer Tage, welche den Tod unter so vielerlei Gestalten gesehen und sein Geschrei gehört haben“, zur nachdenkenden Ansicht des bedeutungsreichen Bilderbuches eingeladen. Gar wohl mag zu dieser Fassung des Empfehlungsbriefes und vielleicht dazu, daß jetzt gerade außer einem früher angezeigten Nachstich des Holbein'schen Todtentanzes von Frenzel, Inspector der k. Kupferstichsammlung in Dresden, auch diese lithographirte Nachbildung derselben berühmten Holzschnitte des alten basler Meisters erschien, die ernste Mahnerin Cholera Veranlassung gegeben haben. Auch dient der dem vorliegenden Werke beigelegte Text und die vorausgeschickte Einleitung trefflich dazu, in verhängnißvoller Zeit die Gemüther in das Asyl des ewigen Lebens und der dem Tode unnahbaren unsichtbaren Welt zu flüchten, und schon der herzlich fromme Ton und die natürlichschlichte Darstellung ist geeignet, anzuziehen und zu fesseln. Indessen wäre es ungerecht, hiernach dem Büchlein einen blos temporairen Zweck und Werth

*) Der Kunsthändler Börner in Leipzig verkauft das Exemplar hiervon für 4 Thlr. D. Red.

bürgerliche. Die Schriftverfertiger Müller, von welchen wir= gendwelche Dienste Schauspieler, kommen bei Gelegenheit in Betracht, wenn sie sich ihrer Kunst bedienen, um Schauspieler zu werden, wird nur selten vorkommen. Die große Zahl derjenigen Schauspieler, welche von Geburt, in großen Kunst und Künstlerfamilien sich entwickelt und ihre Kunst gelernt haben, ist eine so große, daß es einem Kenner als Seltenheit zu nennen ist, wenn ein Schauspieler aus einer Familie stammt, welche nicht dem Stande angehört, das Schauspielen sowie das Zuschauen zu sich und zu seinem Leben zu machen. Ich, H. A. Deutsch, kannte einen Schauspieler, der aus einer Familie stammte, welche mit Schauspielkunst sich niemals auch nur berührt hatte. Die Erziehung, welche er genossen, war eine gute, sein Vater ein tüchtiger Beamter, sein Großvater ein Geistlicher, sein Urgroßvater ein Gelehrter, ein Rektor. Dieser Mann, der als Schauspieler, als Künstler, als Mensch, als Gatte und Vater, als Bürger und Beamter, als Gelehrter und Schriftsteller, als Redner und Dichter, als Lehrer und Erzieher, als Freund und Kollege, als Theaterdirektor und Theaterregisseur, als Leiter und Ordner, als Kenner und Beurtheiler, als Kritiker und Schriftsteller, als Kunstrichter und Kunstgelehrter, als Kunstschriftsteller, als Kunstphilosoph, als Kunstforscher, als Kunstgeschichtsschreiber, als Kunstgeschichtsforscher, als Kunstgeschichtsphilosoph, als Kunstgeschichtsgelehrter, als Kunstgeschichtsschriftsteller

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 267. — 23. September 1832.

Der Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit, von K. S. Zachariä.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Der Verf. beabsichtigt wesentlich, in der angekündigten Schrift die Frage zu entscheiden: Wie das grundherrliche Eigenthum im Wege Rechtens aufgehoben werden könne, sodaß es in Zukunft kein anderes Grundeigenthum als das des bürgerlichen Rechts gäbe, worüber er viel Wahres und in juristischer Hinsicht Belehrendes sagt und zu dem Resultat gelangt, daß, im Fall absolute Nothwendigkeit die Aufhebung der grundherrlichen Rechte gebieterisch fodere, für den Verlust derselben die Berechtigten vollständig, und zwar nicht nach einer allgemeinen Bestimmung, sondern durch unparteiisches richterliches Ermessen für jeden speciellen Fall entschädigt werden müßten.

Allerdings muß ich bekennen, daß ich nach einem Aufwand von juristischer Gelehrsamkeit und diversen Prämissen ein interessanteres Endresultat erwartet hätte als dieses, wo nicht einmal ein Unterschied zwischen den verschiedenen Arten grundherrlicher Rechte gemacht wird, denn das Recht eines Staates, Privatrechte, welche gemeinschädlich sind und dem Staatszweck der Verbesserung und Veredlung des materiellen, moralischen und geistigen Wohls der Bürger sich hemmend widersetzen, gegen vollständige Entschädigung abzulösen, kann wol von einem disputirenden Skeptiker, nie aber ernstlich bestritten werden, weil ohne diese Befugniß der Staat ein reines Unding, eine bewegungs- und lebenslose Maschine, ein perpetuum stabile wäre. In einem längst bestandenen, hinreichend bevölkerten Staat, wo es keinen Platz gibt, welcher nicht einen Besitzer hätte, sind alle materiellen und geistigen Kräfte, welche das Leben desselben ausmachen, ebenso wie in einer complicirten Maschine, wo die gegebene bewegende Kraft in viele einzeln wirkende Kräfte zerspalten ist, zur Förderung irgend eines collectiven oder speciellen Interesses angewandt. Jede Veränderung, welche das vorwärtsschreitende Staatsleben hervorruft, stört demnach nothwendig irgend einen Besitz, mithin ein Recht, und ich glaube kaum, daß man einen neuen Industriezweig, eine Abänderung der Nationalökonomie, eine Modification des Staatssystems auch nur ersinnen könnte, wodurch nicht irgend ein früherer Besitzstand verletzt würde. Das Einzelne dem Ganzen harmonisch einen kann nur Gott, und mit jeder menschlichen Schöpfung ist eine Zerstörung verbunden. Bei allen großen Fortschritten der Zeit, wo mithin Interessen in Masse beeinträchtigt werden, findet keine Entschädigung der Beeinträchtigten statt, weil sie unmöglich ist. Ohne in entlegene Zeiten zurückzugehen, brauchen wir nur zu betrachten, welche enorme Quantitäten von Rechten durch die Reformation und in ihren Folgen durch Aufhebung von Klöstern, Orden, Stiftern u. dgl. verloren gingen, wie in Folge des neuern Kriegssystems das an sich allgemeine, vielen Corporationen noch dazu besonders garantirte Recht der Freiheit vom Kriegsdienst durch Einführung der Conscription aufgehoben wurde; wie sogar, welches ich jedoch nicht unter die Classe der naturgemäßen Rechtsverletzungen rechnen möchte, durch successive legale Verminderung des Werths der Staatspapiere, namentlich in Oestreich, die Personen, welche dem Staat ihr Vermögen vertrauungsvoll übergeben hatten, dasselbe verloren, wie übrigens, um den Gegenstand der Grundherrlichkeit direct zu berühren, den Grundherren bereits viele ihrer nutzbarsten Rechte entzogen wurden, z. B. die Leibeigenschaft, das jus primae noctis, das Strandrecht u. dgl., ohne Entschädigung, geschweige vollständige, zu erlangen. Ueberhaupt liegt in dem bereits erlittenen Verlust ihrer Hoheitsrechte, in der Umwandlung aus Grundherren mit geschlossenem Gebiet in Unterthanen, welche den fürstlichen Officianten keine ihrer Thüren verschließen dürfen, eine unendlich größere Beeinträchtigung der Rechte, als möglicherweise noch erfolgen könnte. Was die gegenwärtige Frage der Ablösung des kleinen Theils der noch übriggebliebenen grundherrlichen Rechte betrifft, so möchte ich solche in Rücksicht des Geistes der Zeit, der politischen Conjuncturen, vorzüglich der drohenden Nähe Frankreichs, wo man selbige auf so bequeme Art losgeworden ist, in juristischer Hinsicht nicht unter das Capital des freiwilligen Kaufs und Verkaufs, sondern vielmehr zu den Fällen rechnen, wo Jemand ein von den Flammen umgebenes Haus oder ein gestrandetes Schiff an einen Andern, der es noch zu retten denkt, zu ermäßigtem Preise verkauft.

Um über den ganzen abgehandelten Gegenstand meine individuelle Ansicht kurz und einfach darzustellen, so glaube ich, daß die grundherrlichen Rechte gänzlich aufhören und

dem Grundeigenthum weichen müssen, weil das System der Grundherrlichkeit, nothwendig basirt auf Spaltung der Nation in Freie und Unfreie, längst aufgehört hat, ein geschlossenes Ganzes zu bilden, in allen seinen Eigenthümlichkeiten erloschen ist, während einige Ueberbleibsel desselben noch als Theile des aus den heterogensten Elementen zusammengeflickten Harlekinsmantels der deutschen Rechtsverhältnisse zu erblicken sind, und weil dieses System mit constitutionnellen Verfassungen, wo ein freier Grundbesitz vertreten wird, vorzüglich mit der Gleichheit vor dem Gesetz unvereinbar ist, ja in directem Widerspruch steht. Diese übriggebliebenen Fragmente der ehemaligen Grundherrlichkeit zerfallen in zwei sehr verschiedene Theile, nämlich in die den Grundherrn von den übrigen Unterthanen absondernden Prärogative, mithin in dessen Rechte gegen den Staat und in seine Berechtigung, von andern Staatsbürgern besondere Leistungen zu verlangen, also in seine Rechte gegen Unterthanen. Wenn es auch letztere sind, welche zu den entstandenen Reibungen wesentlich Veranlassung gaben, so bleiben die erstern, vermöge welcher die Aristokratie Hoheitsrechte übt und ein durch ein abgesondertes Collectivinteresse verbundenes Ganze wird, die wichtigsten. Diese Rechte machen, wenigstens in manchen Staaten, den Grundherrn vermöge seiner Geburt zum Volksvertreter, geben ihm durch Ausübung des Patrimonial- und Patronatsrechts einen Theil der Staatsgewalt in die Hände, unterwerfen ihn einer eigenthümlichen, den Schein eines freiwilligen Geschenks ansichtragenden Besteuerung, ertheilen ihm vorzüglich ein von dem gewöhnlichen abweichendes Erbrecht. Mögen diese, augenscheinlich einer ganz andern Periode und einer uns ganz fremden Staatseinrichtung angehörenden Berechtigungen größern oder geringern praktischen, pecuniairen Vortheil gewähren, mehr oder weniger factisch drückend sein, so sind sie es jedenfalls, welche der Aristokratie ein besonderes, sie von den übrigen Classen der Gesellschaft scheidendes, nur ihr gehöriges Collectivinteresse ertheilen, durch welches einzig und allein, wie ich häufig namentlich bei Gelegenheit der Frage über die Pairie (s. Nr. 20—24 d. Bl.) näher zu erörtern mich bemüht habe, eine Corporation zusammengehalten werden kann. Diese Rechte hat das letztere Jahrhundert bereits vorläufig sehr in ihrem innern Wesen dadurch untergraben, daß die mit denselben begünstigten Rittergüter Gegenstände des Verkaufs geworden sind, wodurch die aristokratische Corporation aufhörte, nur aus eingeborenen Mitgliedern zu bestehen und in ihrer Mitte zu ihrem Schrecken Personen sah, welche kein historisches Document an die ehemaligen Dynasten reihte, wodurch der Geburtsadel immer mehr von dem Besitzadel verdrängt und in den Prärogativen der Rittergüter nur ein wunderliches Princip der affectirten „Ungleichheit vor dem Recht" zur Schau gestellt wurde. Daher bin ich fest überzeugt, daß dieses zwar noch in einigen Rechtstiteln gemeinschaftliche, aber durch die verschiedene Erwerbungsart von sehr heterogenen Individuen besessene Collectivinteresse die Interessenten schwerlich so einen könnte, um dem Angriff des ganzen gegen ihn gerichteten Nationalinteresse zu widerstehen. Da indessen jeder vernünftige Liberale in Deutschland eine Umwandlung, aber keine Umwälzung verlangt, so würde ich vorschlagen, diese zum Gegenstand des Handels und Verkaufs gewordenen Berechtigungen, auch rein von der pecuniairen Seite zu behandeln und die Theile derselben, welche nachweisbar Geldvortheil bringen, wie z. B. geringere Besteuerung, nach billigen Sätzen aus den Staatscassen abzulösen, die andern Privilegien aber, welche nur sogenannte Ehrenrechte sind, ohne Weiteres aufzuheben. In dem größten Theil Deutschlands wird diese Aufhebung ohne alle Stürme erfolgen und ebenso leicht sein als die durch Entziehung der Erblichkeit factisch erfolgte Auflösung der französischen Pairskammer; nur in den Ländern, wo, ähnlich wie in England, das von dem des bürgerlichen Rechts wesentlich abweichende eigenthümliche Erbrecht der Aristokratie mit starrer Consequenz aufrechterhalten ist, z. B. in Oestreich, wird der Widerstand der durch ein gemeinsames, ungestört erhaltenes Collectivinteresse eng verbundenen Adelscorporation bedeutend sein.

Was die Berechtigungen der Grundherren gegen ihre ehemaligen Hintersassen, jetzigen Bauern, betrifft, so zerfallen diese ebenfalls in zwei Classen, oder lassen sich wenigstens der Idee nach als in zwei Classen geschieden vorstellen, nämlich zuerst in diejenigen Rechte, welche völlig unmöglich als von einem freiwilligen Vertrag herrührend betrachtet, sondern nur durch ein schonungsloses Eroberungsrecht aufgedrungen werden können, wie z. B. Leibeigenschaft, unbedingte Frohnen, Gesindezwang u. dgl., und zweitens in bestimmte, durch Recesse festgestellte Leistungen, z. B. eine gewisse Zahl Tage unentgeltlich zu arbeiten, eine bestimmte Quantität Getreide oder festgestellte Summe Geld jährlich abzugeben, wo also der Grundherr gleich jedem andern hypothekarischen Gläubiger eine Foderung an das bäuerliche Grundstück hat, mithin das Verhältniß als ein ursprünglich freiwilliger Contract betrachtet werden kann, wonach der Verpflichtete ein Grundstück gegen einen jährlichen, entweder durch Geld oder Getreide oder andere Leistungen abzutragenden Kanon in Erbpacht erhalten hat. Die beiden ihrem Wesen und muthmaßlich ihrer Entstehungsart nach sehr verschiedenen Berechtigungen müssen, nach meiner Meinung, auch in rechtlicher Hinsicht getrennt werden, weshalb ich für die gänzliche unentgeltliche Aufhebung der erstern aus den nämlichen Gründen stimmen würde, aus welchen Sklaverei, Strandrecht, das jus primae noctis als vernunftwidrige, die menschliche Würde schändende Institute aufgehört haben; dagegen ich aber letztere für ebenso rechtmäßig ansehe als jedes andere Realrecht, und zwar um so mehr, als bei den häufig stattgehabten Verkäufen der berechtigten und verpflichteten Güter, oder wenn solche auch wirklich stets in directer Linie vererbt sein sollten, bei Abfindung der erbenden Brüder unter sich auf die Foderungen des berechtigten Grundstücks, sowie auf die Belastungen des verpflichteten stets pecuniaire Rücksicht genommen ist, weshalb ihre Ablösung vielleicht aus politischen Gründen mit einigem, keineswegs jedoch unverhältnißmäßigem Ver-

luste für den Berechtigten verbunden sein dürfte, besonders wenn die Leistungen des verpflichteten Grundstücks sich innerhalb der Grenzen halten, wo ein ursprünglich freiwilliger Contract als möglich angenommen werden kann. 86.

Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Dritter Band. Leipzig, Enobloch. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Der Verf. scheint in dem Plane seiner poetischen Wanderung durch den Orient, welchen er in dem Vorworte zu seinem Werke entwickelte, eine Aenderung getroffen zu haben, indem er, statt aus Persien weiter ostwärts nach Hindostan und China vorzudringen, jetzt vielmehr die Osmanen zum Gegenstande einer neuen poetischen Bilderreihe gewählt hat. Ref. findet dies wohlgethan, indem sich die osmanische Welt und ihre Bewegung harmonischer an die arabischen und persischen Bilder anreiht, die in den beiden ersten Bänden vor uns aufgerollt wurden, und auf diese Weise die dem Islam dienenden Völker sich zu einer Gruppe bilden. In der Behandlungsweise ist der Dichter sich treu geblieben, weshalb auch die hier auftretenden Dichtungen im Werthe den früher dargebotenen gleichstehen. Seine Darstellung ist feurig und glänzend, hält sich mehr an allgemeine Umrisse als an strenge Charakteristik durch einzelne Züge, ist mehr subjectiv als objectiv und gewinnt den Leser durch Wohlklang der Sprache und des Versbaues. In erster Reihe stehen unter der Aufschrift: „Heldenbuch", mehre Gedichte, worin die Thaten der Sultane aus dem Stamm Osmans rasch an dem Leser vorübergeführt werden. Eine so rapide Uebersicht erlaubt freilich keine sehr bestimmt begrenzte Ausbildung und Individualisirung, und wird dadurch der poetischen Wirkung nachtheilig. Dennoch fehlt es nicht an einzelnen schönen Momenten, und es können, um von der Darstellungsweise des Dichters eine sehr zu seiner Empfehlung gereichende Probe zu geben, drei Strophen aus einem längern Gedichte hier ausgehoben werden, welchem das Leben Mohammed's II. zum Gegenstande dient, indem diese drei Strophen, obgleich als Theile einem andern Gedichte eingefügt, doch für sich eine schöne Romanze bilden:

Wer erfuhr nicht von Irene,
Jener Herzbeherrscherin,
Deren wunderbare Schöne
So gerührt des Sultans Sinn,
Daß, in ihren Reiz versunken,
Schwelgend ohne Ziel und Maß,
Er, vom süßen Taumel trunken,
Thron und Reich und Heer vergaß.

Horch, es murren deine Krieger!
Horch, das dumpfe Wort wird laut!
Da erscheint der Weltbesieger,
An der Hand die schöne Braut;
Und von seinem Säbelhiebe
Fällt Irenens blühend Haupt:
„So lohnt Mohammed der Liebe,
Die dem Reiche ihn geraubt!"

Spricht's und schaut mit grimmen Blicken
In der Krieger Kreis umher;
Aber Schreck und Schmerz ersticken
Jeden Laut im rohen Heer;
„Bei Irenens Blut! von heute
Reiß' ich euch von Schlacht zu Schlacht,
Und mit hundertfält'ger Beute
Schaff' ich Stambuls neue Pracht."

Aus demselben Gedichte mag auch noch die Schlußstrophe hier mitgetheilt werden, weil sie in compendiöser Form einen wichtigen Theil des großherrlichen Staats- und Familienrechtes in sich schließt, wodurch die landesväterliche Fürsorge der hohen Pforte sich im poetischen Lichte zu zeigen vermag:

„Daß der Zwietracht wilde Flamme
Nicht verschlinge unsern Thron,
Leb' aus Osman's Heldenstamme
Immer nur ein einz'ger Sohn;
Jeden andern zu verderben,
Neffen, Brüder durch den Tod —
Hört es, meine spätsten Erben! —
Das ist Mohammed's Gebot."

Wo für die Sicherung der Legitimität durch so milde Hausgesetze gesorgt wird, kann es den Völkern an einer segensreichen Regierung nicht leicht gebrechen.

An diese Reihe von Gedichten schließt sich unmittelbar „Sultan Selim III.", eine Tragödie in fünf Akten. Hier werden nun die neuern, sehr nahe an die heutige Tagesgeschichte grenzenden Zustände dargestellt, ja der jetzt noch lebende Sultan Machmud ist eine Hauptperson des Dramas, das mit seiner Thronbesteigung schließt, wobei er dann mit den Worten:

Der Janitscharen werden wir gedenken
Zur rechten Zeit; sie sollen einst erfahren,
Daß nimmer ich vergessen den Verrath,
Den sie verübt an ihrem besten Herrscher!

Dasjenige schon ankündigt, was wir vor wenigen Jahren mit staunender Bewunderung vernommen. Das Stück stellt den Untergang des menschenfreundlichen und milden Selim dar, der eben durch diese, dem Rathe seiner wenigen treuen und verständigen Freunde zuwider und sogar gegen die Warnung seiner trefflichen geliebten Mutter angewandte Milde ein Opfer der rohen Janitscharen wurde. Der Verf. erscheint auch hier wieder in der Anwendung der dramatischen Form sehr glücklich, wie denn diese überhaupt bei weitem günstiger ist zur Darstellung der Sitten und Schicksale eines Volkes als die lyrische. Die Charaktere sind sehr gut aufgefaßt und consequent durchgeführt, die Katastrophe ruhig und geschickt herbeigeführt, die Verhältnisse lebendig dargestellt, und das Ganze in einem würdigen Sinne mit großer Mäßigung und Besonnenheit, in einer schönen Sprache und tadellosen Versen ausgearbeitet. Zur Darstellung auf der Bühne scheint das Stück sich demungeachtet nicht zu eignen, weil es die in einem größern Publicum schlechthin nicht zu erwartende Theilnahme an tiefer liegenden, überdies noch aus einer sehr entfernten Region entnommenen politischen Verhältnissen und Staatsinteressen unbedingt voraussetzt, mithin auf ein nach einer ganz ungewöhnlichen Richtung in hohem Grade ausgebildetes (also wie kleines!) Publicum berechnet ist. So großes Vergnügen es dem Ref. machen würde, Stücke dieser Art und dieses Werthes dargestellt zu sehen, so würde er dennoch keiner Bühne zu einem solchen Versuche rathen. Die Aufführung eines Trauerspiels von diesem Umfange und von dieser Eigenthümlichkeit erfodert so viel Sorgfalt und Fleiß, einen so großen Aufwand von Zeit und Kräften, daß sie nur bei der höchsten Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs unternommen werden darf, der bei der gegenwärtigen Stimmung und Bildung oder eigentlicher Verbildung des deutschen Theaterpublicums höchst unwahrscheinlich ist. Hiernächst sind denn auch mehre Gespräche und Monologen zu lang ausgesponnen und würden jedenfalls einer beträchtlichen Abkürzung zu unterwerfen sein. Daß Gesinnungen, Gefühle, Gedanken, Sprache und Costume, bei aller Kenntniß der orientalischen Sitten und Gebräuche, die der Verf. bekundet, dennoch sehr europäisch gemodelt sind, liegt in seiner mehr subjectiven Anschauungsweise und dürfte auch, da er hier unsere heimische dramatische Form verwalten ließ, nicht leicht ganz zu vermeiden gewesen sein. Dennoch scheinen die Charaktere Selims, seiner Mutter und Machmuds eine zu westlich schwärmerische Färbung erhalten zu haben, die ihre Bilder von der ursprünglichen Wahrheit mehr als billig und nöthig entfernt.

Die Gedichte, die hier unter der Aufschrift: „Griechen und Türken", wiedererscheinen, waren größtentheils schon vor mehren Jahren ans Licht getreten, und haben dem Dichter im deutschen Publicum verdiente Gunst erworben; hier erscheint sein Feuer und seine Farbenpracht in schönster Wirkung, und mehre

*) Vgl. Nr. 291 u. 308 d. Bl. f. 1830. D. Red.

dieser Lieder, wie „Der Greis von Natalia", „Die Nacht von Tenedos", und vor Allen „Bozzaris' Grab", wird der Leser als liebe Bekannte mit Freuden begrüßen und wieder hören.

Unter den hinzugekommenen Gedichten ist der schöne, im November 1831 gedichtete Epilog auszuzeichnen, in welchem die redend eingeführte Muse des Griechenvolkes ihres Volkes Schicksale und Thaten an ihrem Geiste vorüberführt und endlich in der Anschauung des damaligen und leider bis diesen Augenblick noch fortdauernden zerrütteten Zustandes in folgende Schlußstrophe ausbricht:

„Ihr Wächter in dem Tempel
Der Menschheit, schließt die heil'gen Pforten nun!
Zerschlagt der Freiheit Stempel,
Auf dem noch ungelöste Flüche ruhn!
Ein wüster Nebel legt sich in die Thale
Und bietet Hohn des Lichtes jungem Strale.
Weh! nun zum zweiten Male dreit' ich klagend
Den Grabesschleier über Griechenland —
„Hebt eine höh're Hand
Ihn wieder einst?" — die Zeit mit Zittern fragend."

Die Antwort, die jedem Sinnigen im Gemüthe schwebt, gibt der Dichter in einem darauf folgenden kurzen Spruche, freilich nur in dunkler Andeutung. Wer den Glauben an das Fortwachsen des Göttlichen in der Menschheit in sich trägt, wird sich durch keine momentane äußerliche Gestaltung der Dinge entmuthigen lassen. Er hofft nicht, nein, er weiß es, daß das Wahre und Schöne oft auch unter dem Schein des Rückschreitens unaufhaltsam vordringt, und wird so wenig an Griechenlands Wiedergeburt als an Vielem, was noch unendlich höher steht, jemals verzweifeln. Und so mag dem Dichter denn auch hier sein Scheidegruß zurücktönen:

„Muthig denn gelebt das Leben!
Frisch geschaffen und gerungen!
Mag der Feige zagend beben,
Von der Gegenwart bezwungen —
Kein Ermatten, kein Erkalten,
Strebt nur Jeder, zu erhalten,
Was in tiefster Brust erklungen." 119.

Berlin wie es ist. Ein Gemälde des Lebens dieser Residenzstadt und ihrer Bewohner, dargestellt in genauer Verbindung mit Geschichte und Topographie. Mit sechs Kupfern und dem neuesten Grundrisse von Berlin. Berlin, Natorff und Comp. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wenn die Gemälde, die Santo-Domingo von mehren Hauptstädten Europas entwarf, keineswegs Das, was sie auf ihrem Titel versprechen, zu leisten im Stande sind, indem des Verf. witzige Mopquanterie einen Schüler Voltaire's verräth, der nichts weniger als „das Ding an sich" oder „Dinge wie sie sind", zu erforschen bemüht ist: so liefern sie gleichwol interessante Charakterbilder, denen es nicht an piquanter Lebendigkeit und geistvollen Gesichtspunkten, die uns frisch und keck eröffnet werden, fehlt. In der Einseitigkeit der Schilderungen Santo-Domingo's liegt auch zugleich ihr eigenthümlicher Vorzug, denn der Verf. bleibt seinem Principe getreu und gibt mehr sich selbst, seine Launen, seine sarkastischen Anschauungen, als er das Object wie es ist zu umfassen vermag. Auf umgekehrtem Wege hat der anonyme Verf. des obigen Werkes ein Gemälde von der preußischen Residenzstadt liefern wollen, und obschon er von der Hegel'schen Philosophie nichts weiter zu wissen scheint, als daß sie ihm wie den meisten Leuten unverständlich sei, so plagt ihn doch der Teufel, mit Verleugnung seiner eignen Subjectivität, Berlin rein objectiv wie es ist, hinstellen zu wollen. Schade, daß das Unternehmen so sehr mißglückt ist, denn der unbekannte Verf. mag eine so winzige Persönlichkeit haben als er will, hier und da guckt dennoch aus der Haut des Löwen ein Stückchen von dem eignen Felle hervor. Läßt sich nun an diesen Stückchen dem Verf. eine wirkliche Subjectivität ablauschen, so besteht sie, wie uns bedünken will, zunächst in einem fleißigen, gutmüthigen Bestreben, sein Object recht getreulich, wie es dem äußern Auge sich darstellt, zu schildern, sodann in einem gänzlichen Mangel, Berlins Leben und Treiben in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst irgendwie aufzufassen, und endlich in einem guten Theile hausbackener Moral, mit welcher er sich über die Sitten der niedern Classen ergießt. Um recht sicher zu Werke zu gehen und das Gemälde gleichsam generisch zu entwerfen, gibt der Verf. im ersten Capitel, das gegen 100 S. einnimmt, einen Abriß der Geschichte Berlins, dem eine fleißige Benutzung der Schriften Wilken's und Mila's nicht abzusprechen ist. Das zweite Capitel gibt einen Ueberblick der Verschönerungen der Stadt und geht, etwas unlogisch freilich, auf das Erziehungswesen und den Zustand der Schulen über. Im dritten Capitel versteigt sich der Autor in die höhern Regionen des wissenschaftlichen Lebens, wo ihm die Luft und der Athem auszugehen scheint und der Mangel an eigner Ansicht durch einen Schwall allgemeiner Redensarten verdeckt werden soll, sodaß man sieht, der Verf. ist froh, wenn man ihm sein Leben und seine Namenlosigkeit läßt. Habeat sibi. Zur Probe seiner Schilderung von Männern wie sie sind geben wir etwa Folgendes: „Ausgezeichnet unter den ausgezeichneten Männern steht Rust da, ein Mann, der mit dem glücklichsten ärztlichen Wirken und mit einer unübertroffenen Fertigkeit im Lehrfache ein eminentes Talent für Verwaltung und eine aufopfernde Thätigkeit für das allgemeine Wohl verbindet. Ihm verdankt Preußen, außer vielen andern musterhaften Einrichtungen, auch die Stiftung besonderer medizinisch-chirurgischer Lehranstalten, welche wie ein Wunder aus dem Nichts hervorgerufen wurden u. s. w." Mit so allgemeinem Gewäsche glaubt der Verf. seinen Mangel an Urtheil zu übertünchen. In Betreff der Jurisprudenz meint der Autor vielleicht nicht wenig zu sagen, wenn er die Namen: Savigny, Schmalz, Jarcke, Gans neben einander hinstellt und, ohne die entgegengesetzten Richtungen, welche diese Männer in ihrer Wissenschaft so entschieden hervorgerufen, auch nur anzudeuten, hinzufügt, sie hätten Alle theoretisch außerordentlich gewirkt. Um den Zustand der Philologie auf der berliner Hochschule hat sich der Verf. ebenso wenig bekümmert, denn er behauptet mit der Miene des Bedauerns, daß durch das Studium des Sanskrit das Arabische und Hebräische fast ganz verdrängt sei. Von Hegel wird bemerklich gemacht, er habe „das Publicum aus dem Gebiete der Speculation, worauf es seit Voltaire, Rousseau, Garve und Engel zu stehen meinte, gewaltsam verdrängt". Ein verdorbener Theolog scheint unser Anonymus auch nicht zu sein, sonst hätte er über Neander, Strauß, Schleiermacher und Marheinecke, diese Koryphäen verschiedener Tendenzen, die sich auf so merkwürdige Weise in Berlin neben einander geltend machen, irgend eine Ansicht mitgetheilt, und es wäre demnach schwierig genug, auszukundschaften, welcher Facultät der Autor angehöre oder angehört habe. Selbst wenn er jedoch nur ein literarischer Sansfaçon ist, in welcher plebejen Abgeschiedenheit, in welchem Winkel des berliner Voigtlandes muß er hausen, da er unter den Dichtern und Schriftstellern der preußischen Residenz nicht einmal Franz Horn, Rellstab, Strauß, Holtei, Förster, Heun (Clauren) u. A. zu kennen scheint; ja, wie weit muß er selbst davon entfernt sein, von der Romantik des berliner Voigtlandes den leisesten Begriff zu haben, da er J. v. Voß zu erwähnen versäumte! Ueber Manufacturen, Fabriken, öffentliche Anstalten u. s. w. ist Alles fleißig zusammengestellt, was schon vorhandene Tabellen und Handbücher genau genug angeben. Statt von dem humoristischen Volksleben der berliner Plebejer ein Bild zu entwerfen, ergeht sich der Verf. in dem plattesten Moralisiren über die Verderbtheit der Volkssitten, als müßte und wollte er sich selbst erst vom Schmutze reinigen, statt vom Anfang an darüber zu stehen. Schade um die Kupfer und das feine Velinpapier! 131.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 268. — 24. September 1832.

Mittheilungen über Griechenland.

Nauplion, 12. Juli 1832.

Lieber Freund,

Mögen die Götter diesen Zeilen günstig sein, die auf classischem Boden, im Angesichte der Burgen von Argos und Tiryns, recht eigentlich an der Grenze der alten und der modernen Welt geschrieben, Ihnen Kunde von mir und meinen Schicksalen, sowie von den hiesigen Zuständen bringen sollen!

— Nach langem vergeblichen Harren gingen wir endlich am 11. Juli Abends von Triest unter Segel. Die Reise wurde nach der Aussage der Schiffer, abgesehen von der mit dieser Jahreszeit verknüpften drückenden Hitze, unter günstigen Aussichten angetreten, da im Monat Juli auf dem adriatischen und dem angrenzenden Theile des mittelländischen Meeres bis an die südlichen Spitzen des Peloponnes immer nördliche Winde herrschen sollen, was ich bestätigt gefunden habe. Ein paar fast windstille Tage abgerechnet, flogen wir mit großer Schnelligkeit über den Adria, und weiter an den auf der Westseite nackten gelben und grauen Bergen der ionischen Inseln hin, und waren am Morgen des neunten Tages auf der Höhe von Methone. Es war mir sehr erwünscht, daß ein starker Westwind uns von hier aus in Einem Tage bis um das Cap Malea brachte, da ich so Gelegenheit erhielt, diese ganze Küstenstrecke bei hellem Sonnenlichte zu sehen. Aber auch die gewaltigen Berge und Vorgebirge Messeniens und Lakonikas sind auf der Seeseite von Wäldern entblößt und erhalten nur Reize durch ihre schönen Formen und durch ihr magisches Farbenspiel, indem das Grau, Gelb und Braun ihrer nackten Felswände und ihrer spärlichen, jetzt von der Sonnenglut verdorrten Grasflächen mit dem zarten Blau der aus dem Meere an ihnen emporsteigenden Dünste wunderbar zusammenschmilzt. Etwas besser begrünt erscheinen Kythera und die steilen Wände von Malea (jetzt Maleas genannt); doch würde Niemand auf jener Insel, wie sie jetzt vom Meere aus erscheint, einen Lieblingssitz der weichlichen Aphrodite suchen. Hinter Malea, wo wir bei den letzten Stralen der Sonne noch die Berggipfel von Kreta erblickten, sank der Wind, und erst am folgenden Abend spät hatten wir die noch übrigen zehn deutschen Meilen bis Hydra zurückgelegt und ankerten im Hafen dieser Insel auf der nördlichen Seite, der Küste von Argolis gegenüber. Eine Reise von Triest nach Hydra in zehn Tagen gehört schon zu den seltenern Fällen; wir hatten in dieser Zeit ungefähr 210 deutsche Meilen zurückgelegt.

Die Insel Hydra besteht aus gänzlich nackten grauen Felsen, die vulkanischen Ursprungs zu sein scheinen. Die Bucht, welche den Hafen bildet, gewährt nur einen schlechten Ankerplatz, da sie ganz offen ist, und bei starken Nordwinden ein heftiger Wellenschlag in derselben herrscht. Auch ist sie so klein, daß sie in den Zeiten des Wohlstandes von Hydra nicht einmal alle Schiffe dieser Insel fassen konnte, sondern viele derselben in kleinern Nebenhäfen, zum Theil weit von der Stadt, oder gar an der gegenüberliegenden Küste überwintern mußten. Um den Hafen her und auf der westlichen Seite desselben zieht sich die Stadt terrassenartig an den Felsen empor und gewährt, da sie viele ansehnliche, nach europäischer Art gebaute Häuser zählt, vom Meere aus einen schönen Anblick. Der Häuser sind 4000, und die meisten haben einen zierlichen weißen Anwurf, gegen welchen das tiefe Grün der einzelnen Feigenbäume, für die man hin und wieder zwischen den Häusern ein fruchtbares Plätzchen gewonnen hat, erfreulich absticht. Sowie man aber ans Land tritt, verschwindet der größte Theil der Täuschung. Zwischen den stattlichen Häusern der Reichen zeigen sich elende verfallene Hütten, und mit Mühe windet man sich durch die schmutzigen, schlechtgepflasterten, engen Gassen (oft nur für zwei Menschen breit genug) an den steilen Bergen empor. Auf dem unreinlichen Marktplatze am Ufer des Hafens stehen, sitzen und kauern die Verkäufer in bunten Gruppen unter einander. Hier stehen Fleischer, ein Lamm ausweidend, dessen Eingeweide sie ohne Weiteres auf die Erde werfen; daneben wird Brot, Käse, Getreide und Mehl feilgehalten; im Vordergrunde kauert ein halbes hundert Fruchthändler am Boden, ihre Waare, Melonen, Citronen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Aprikosen u. s. w. auf Schilfmatten und groben Teppichen vor sich ausbreitend; um sie drängen sich die Gassenbuben, blos mit einem Hemde bekleidet, um gelegentlich einen Bissen für sich zu erhaschen; Hunderte von Käufern schreiten, die Waaren prüfend, auf dem Markte hin und her; durch das ganze bunte Gewühl machen sich endlich noch, mit behaglichem Grunzen, schwarze struppige Schweine Bahn, um sich an dem Ab-

fall des Fleisches und der andern Lebensmittel zu laben, oder im Hafen, der Hitze wegen, ein erfrischendes Bad zu nehmen. Da haben Sie ein schwaches Bild der Scene, die mich bei meinem ersten Schritte auf griechischem Boden umgab! Indeß werden Sie nicht ungerechter sein als ich und die Mängel und Gebrechen der Gassen und öffentlichen Plätze gern einem Volke nachsehen, das erst im Streben nach Cultur begriffen ist. Dazu kommt noch die ungünstige Oertlichkeit von Hydra, welche polizeiliche Reinlichkeitsmaßregeln sehr erschwert, wie ebenfalls hier in Nauplion. Allein ich mußte Ihnen doch ein für alle Mal ein Bild von dem Innern einer griechischen Stadt geben.

Am Lande empfingen mich üble Nachrichten. Ein Theil der gestürzten Partei habe sich im Peloponnes wiedererhoben; Kallergis, der bisherige Chef der regulairen Cavalerie, sei zu den Aufrührern entwichen, stehe mit einer ansehnlichen Truppenzahl bei Argos und drohe, die provisorische Regierung zu stürzen und den Nationalcongreß zu verhindern. Desto erfreulicher waren den Hydrioten die guten Nachrichten, die wir aus Triest über die definitive Annahme des griechischen Thrones durch den Prinzen Otto mitbrachten, und die sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt ausbreiteten. Alles faßte neuen Muth und überließ sich den schönsten Hoffnungen für das künftige Wohl des geliebten Vaterlandes. Und wahrlich, wenn ein Ort in Griechenland die unmittelbare Fürsorge der neuen Regierung bedarf und verdient, so ist es Hydra, das erst sieben Jahre lang mit beispielloser Aufopferung den Armaden des Sultans Trotz geboten hat, und dann, als es für sich und seine Brüder die Freiheit errungen zu haben glaubte, wieder vier Jahre lang der Gegenstand der ausgesuchtesten Bedrückungen und Verfolgungen des verstorbenen Präsidenten gewesen ist. „Er war ein schlimmerer Tyrann als der Sultan", sagten mir Männer mit grauem Haar, die manchen Wechsel erlebt hatten; „durch seinen Tod ist Griechenland zum zweiten Male von der Knechtschaft befreit worden." Vor der Präsidentschaft, klagten sie, kannte man in ganz Griechenland und vor Allem auf Hydra keinen Spion; Capodistrias hat die Nationalgelder, die Subsidien der beschützenden Mächte und die Geschenke der Griechenfreunde in Europa verschleudert, um Menschen zu diesem niedrigen Geschäfte zu erkaufen, und es ist ihm leider gelungen; er hat dahin gewirkt, das Volk zu verderben, das er zur Sittlichkeit erziehen sollte. Der Präsident kannte die unerschütterliche, reine Freiheitsliebe der Hydrioten; darauf gründete sich sein Haß gegen sie, dem er auf jede Art Luft machte. So ließ er den Lazaros Konduriottis (Κονδουριώτης), den ältesten dieser heldenmüthigen Brüder, welcher der Sache der Freiheit über 600,000 Fl. und 8—9 seiner besten Schiffe zum Opfer gebracht und seinen Namen in jenen stürmischen Zeiten rein und unbescholten erhalten hat, als einen Piraten vor Gericht ziehen, weil die Mannschaft eines seiner Schiffe während der Anarchie des Krieges eine Prise aufgebracht und den Raub unter sich getheilt hatte; obgleich alle seine Mitbürger bezeugen konnten, daß dies gegen den Willen und zur tiefen Betrübniß des trefflichen Mannes geschehen war, und daß es nur nicht in seinen Kräften gestanden hatte, die That ungeschehen zu machen. Noch willkürlicher war die Maßregel, daß er alle von Hydra nach Nauplion kommende Fahrzeuge ausnahmsweise einer Quarantaine von fünf Tagen unterwarf, um den Verkehr jener gefürchteten Freiheitsfreunde mit seiner Hauptstadt möglichst zu erschweren.

Es ist kein Wunder, daß die Schifffahrt von Hydra unter einer so stiefväterlichen Regierung sich noch nicht wieder zu der frühern Blüte hat erheben können. Vor der Revolution zählte die Insel nicht weniger als 110 eigne Schiffe; der größte Theil derselben ist im Kriege daraufgegangen, einige sind später aus Noth verkauft, und nur 15 Schiffe sind ihr geblieben, von denen noch überdies ein Theil müßig im Hafen liegt. Freilich haben die größern Häuser auf Hydra noch einen Theil ihres Vermögens aus dem Kriege gerettet und vermöge ihrer Sparsamkeit und der großen Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse bis jetzt erhalten; aber bei der Unsicherheit der Lage ihres Landes haben sie noch nicht gewagt, ihre Gelder wieder nutzbar anzulegen; daher die Männer der ärmern Classe größtentheils auf fremden Schiffen, besonders auf den Flotten des Sultans und des Vicekönigs, ihr Unterkommen suchen müssen. Die Bevölkerung von Hydra beläuft sich auf 25,000 Seelen und ist, wie die der benachbarten Insel Spetsai, albanesischer Abkunft. Die Sprache des täglichen Lebens ist auf beiden Inseln noch albanesisch (Ἀρβανετικά); doch versteht und spricht fast Jedermann griechisch, und seit der Revolution hat man in den meisten wohlhabendern Familien angefangen, mit den Kindern nur griechisch zu sprechen, sodaß die Hydrioten selbst überzeugt sind, daß ihre Sprache nach 30 Jahren verschwunden sein wird. Das Arbanitische, wie es hier geredet wird, ist übrigens nur ein Gemisch aus Italienisch, Türkisch und Griechisch. Die Hydrioten sind neben den Psariaenern oder Ipsarioten (welche seit der Eroberung ihrer Insel auf Syra, Aegina und in andern Gegenden von Griechenland zerstreut leben) anerkanntermaßen die gewandtesten und kühnsten Seeleute des griechischen Staates und bilden den Kern seiner Marine. Das Verhältniß der Mannschaft zum Capitain ist auf ihren wie auf allen griechischen Handelsschiffen ein ganz anderes als auf den europäischen. Die Matrosen sind gewöhnlich bis zum Schiffsjungen hinunter Verwandte des Capitains, oder doch seine Gevattern, die fast als Verwandte betrachtet werden; und sie stehen nicht, wie bei uns, in Monatssold, sondern haben alle, ohne Unterschied des Alters, gewisse Procente von dem Ertrage des Schiffes. Während daher unsere Matrosen oft wünschen müssen, die Reise verlängert zu sehen, weil ihnen wenigstens so lange ihr Brot gesichert ist, haben die griechischen Seeleute ein Interesse daran, ihre Reise möglichst schnell zurückzulegen, da der ihnen zufallende Lohn einmal unabänderlich durch den Belauf der jedesmaligen Fracht bestimmt ist. Dazu kommt noch, daß ein griechisches Fahrzeug immer ein Drittheil mehr und häufig das Doppelte der

Besatzung eines europäischen-Schiffes hat, sodaß sie in der That vortrefflich bedient sind.

Die Tracht der Hydräer und der Spetsioten ist im Ganzen dieselbe wie die der übrigen Insulaner. Sie tragen das *βραχί*, d. h. ungeheuer weite Pluderhosen, die bis auf die Mitte der Wade reichen, und die, da die Oeffnungen für die Beine in den äußersten Enden derselben angebracht sind, wie ein faltiger Sack vor und hinter den Knien hervorstehen, wahre *βίλαχοι* (Säcke), wie sie Aristophanes an den Persern verspottet. Je faltiger diese Beinkleider sind, desto wohlhabender ist der Mann, der sie trägt. Um die Mitte des Leibes schlingen sie das *ζωνάρι*, den gewöhnlich buntfarbigen Gürtel, der zugleich als Tasche für das Messer, die Tabacksdose, die Uhr und andere Kleinigkeiten dient. Weste und Jacke sind ohne Kragen, mit Litzen und Schnüren vielfach besetzt; und den Kopf bedeckt das *φέσι*, die Nationalmütze von rothem Tuch, in Form eines stumpfen Kegels, oben mit einer Troddel (*φούντα*) von blauer Seide. An dieser Troddel kann man die wohlhabendern Bewohner Hydras und Spetsais von den übrigen Nisioten unterscheiden, indem sie bei ihnen nicht frei herunterhängt, sondern in Form eines Kreises auf der obern Fläche des *φέσι* ausgebreitet liegt. Eigenthümlich ist den Hydrioten noch die fast zum Gesetz gewordene Sitte, die den Gebrauch von Strümpfen nur den Wohlhabenden (den Besitzern eigner Schiffe, Häuser oder liegender Gründe und ihren Söhnen) verstattet, sodaß mein Capitain, der sein Schiff nicht allein besaß, auf Hydra immer mit bloßen Füßen in den Schuhen gehen mußte, so fein und sauber auch sein übriger Anzug war. Uebrigens hat sich durch die Revolution schon Vieles in den Sitten geändert. Vor derselben durfte kein Franke oder Türke sich in der Stadt blicken lassen, ohne Gefahr zu laufen, den Gassenbuben zum Gespött zu dienen; und jetzt tragen nicht allein manche Griechen schon fränkische Kleider, sondern ich sah auch einen reisenden Türken, der allein und ungehindert mitten unter dem Volke umherging. Nicht weniger ist das Verhältniß der Frauen freier geworden, denen man früher kaum in das Gesicht blicken durfte, und ich habe in mehren Häusern gegessen, wo sie sogar schon mit an den Tisch kamen. Die politischen Revolutionen Griechenlands sind hoffentlich geendigt, aber die Revolution in den Sitten, eine Tochter von jenen, dauert fort und schreitet langsam, aber sicher, ihrem Ziele zu. Es fehlt den Hydräern nicht an gutem Willen, ihre Kinder gut unterrichten zu lassen. Sie sehen die Wichtigkeit umfassender Kenntnisse sehr wohl ein; der Satz: *ἡ προκοπὴ εἶναι μεγάλο πρᾶγμα* (das Fortschreiten in der Bildung ist eine wichtige Sache), ist fast zur stehenden Redensart geworden, und sie wissen einem Menschen kein größeres Lob zu ertheilen, als daß er *καλὰ προκομμένος* (weit fortgeschritten) sei. Es ist einer der schwersten Flüche, die auf Johann Capodistrias haften, daß er die Bildung des Volkes zurückhielt, statt sie zu befördern, während er Europa mit lügenhaften Berichten über seine trefflichen Unterrichtsanstalten anfüllte. Namentlich für Hydra war er entschlossen, nichts zu thun. „Diese Hydrioten", hat er wiederholt gesagt, „machen mir, ungebildet wie sie sind, schon so viel zu schaffen; was würden sie erst thun, wenn ich sie etwas lernen ließe?" So ist denn Hydra, die dritte Stadt Griechenlands, noch heute ohne irgend eine öffentliche Schule, und die Aeltern unterrichten entweder ihre Kinder nach Kräften selbst oder lassen ihnen einen kostspieligen Privatunterricht geben. Die 70—80 Priester, die auf Hydra leben, sind zu unwissend, um den Volksunterricht übernehmen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Versuch einer Einrichtung der Schulen aus dem Gesichtspunkte des Lebens im Staate, von W. Sause. Erster Theil. Vom Unterrichte. Halle, Ruff. 1831. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. ist praktischer Schulmann, Conrector am Gymnasium zu Guben, und verleugnet die Erfahrung eines solchen nicht, doch will er sich in vorliegender Schrift minder auf ihren Standpunkt als auf den philosophischen stellen, inwiefern nämlich die Schulen den Zweck des Staats, geistige Vervollkommnung ihrer Zöglinge, erreichen sollen. Das Ganze, welches ein zweiter Theil, von der öffentlichen Erziehung, ein dritter, von der Verwaltung der Schulen, vollständig machen wird, will der bescheidene Mann nur als Versuch angesehen wissen, die Frage zu beantworten: Wie läßt sich das Unterrichts- und Erziehungswesen einrichten, wenn wir dabei den Menschen in Beziehung auf seine gesellschaftliche Stellung im Staate betrachten? Der Staat erfüllt seine Pflicht in dieser Rücksicht, wenn er allen seinen Genossen dieselbe Gelegenheit darbietet, ihre natürlichen Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten auszubilden. Mehr kann, weniger darf er nicht thun. Auch darf kein anderer Verwaltungszweig im Staate, außer der Unterrichtsbehörde, Schulen im eigentlichen Sinne, für seine besondern Zwecke, stiften. Allseitige und gründliche Bildung des Volks ist dringend nothwendig, ohne Denk-, Preß- und Lehrfreiheit nicht zu erreichen, und der Verf. besorgt keinen Nachtheil von ihnen, da sie, seiner Meinung nach, nie etwas Anderes zu begründen vermögen als Wahrheit. Von diesen leitenden, in der lesenswürdigen Vorrede deutlich und mit anständigem Freimuth aufgestellten und entwickelten Grundsätzen ausgehend, spricht Hr. S. seine Ueberzeugung aus, daß Unterricht in der positiven Religion von allen Lehranstalten, die Universitäten ausgenommen, ausgeschlossen werden müsse. Das kann um so viel mehr befremden, da im ganzen Buche nichts enthalten ist, das dem Argwohne Raum geben könnte, er meine es, seiner ausdrücklichen Betheuerung zuwider, nicht redlich mit der Religion und hege keine aufrichtige Verehrung vor ihr. Die Gründe, welche ihn dennoch bewogen, diese Ausschließung für nothwendig zu erklären, aus der freien Entwickelung der Religion hinsichtlich ihrer äußern Erscheinung, aus der Ehrfurcht und Duldung, welche man jeder positiven Religion schuldig ist, aus politischen Rücksichten, aus dem Interesse der Schulen hergenommen, sind nicht ohne Besonnenheit von ihm dargelegt und durchgeführt, und verdienen selbst von Denen erwogen und geprüft zu werden, die einem Vorschlage dieser Art am entschiedensten abgeneigt sind. Aber sie erfodern, um gegen einen ehrenwerthen Mann nicht ungerecht, gegen eine wichtige Angelegenheit nicht gleichgültig zu sein, ausführlichere und umständlichere Entwickelung ihres ganzen Zusammenhanges, als der Zweck d. Bl. gestattet, und wir überlassen sie daher pflichtmäßig eigentlich theologischen und pädagogischen Zeitschriften. Nur können wir nicht umhin zu bemerken, daß wir dem Urtheile vollkommen beitreten, welches schon Lessing im achtundvierzigsten Literaturbriefe (Werke, Thl. 26) über einen bei weitem nicht so auffallenden Vorschlag des „Nordischen Aufsehers" fällte. So lebhaft als Jemand anerkennend, daß Jedermanns religiöse Ueber-

zeugung in höchster Instanz von seinem eignen Gewissen abhängen müsse, so entfernt wir sind, Den zu verurtheilen, welchen dieses antreibt, die Religion, in der er geboren und erzogen worden, mit einer andern zu vertauschen, die ihn mehr befriedigt: so lebendig und unerschütterlich ist gleichfalls unsere Ueberzeugung, daß unzählige innere und äußere Rücksichten sich vereinigen, um eine solche Veränderung zu einem der bedenklichsten Schritte zu machen, den ein ehrliebender und sich selbst achtender Mensch unternehmen kann. Religion wurzelt im Gefühle noch tiefer als im Verstande, und wo blos der letzte, nicht zugleich das erste ihren Werth bestimmt, scheint uns die schönere und wohlthätigere Hälfte ihrer Wirksamkeit nicht vorhanden. Aber auch das Gefühl bedarf des leitenden Unterrichts, und wir vermögen durchaus nicht einzusehen, wem dieser für die größere Zahl der heranwachsenden Staatsgenossen anvertraut werden soll, wenn nicht den Schulen? Zur Ehre der Menschheit ist anzunehmen, daß die nicht mit Unrecht verhaßte Proselytenmacherei bei manchem Redlichgesinnten keinen Eingang gefunden haben würde, wenn er Das, was er verließ, hinlänglich gekannt hätte. Wie kann er es kennen lernen, als durch Unterricht? Soll blos das Universitätsalter, das siebzehnte und vielleicht gar spätere Jahr, einem solchen vorbehalten sein? Sollen Unmündige bis dahin zwar empfänglich dafür bleiben, aber nichts davon erfahren? Läßt sich annehmen, daß diese unbeschäftigte Empfänglichkeit in ihrer Seele nicht allmälig ersterbe? Ist es auch nur thunlich, der Kindheit, welcher zwar nichts gelehrt werden soll, womit sie nicht klare Begriffe verbände, der aber nicht jeder dieser Begriffe wissenschaftlich erwiesen werden kann, und der Menge, welche bis ans Ende ihres Lebens auf Treue und Glauben annehmen muß, was verantwortliche Vorgesetzte und Lehrer mit ihrem Ansehen verbürgen, Sittlichkeit, Lebensklugheit und die Kenntnisse beizubringen, welche ihren Verhältnissen angemessen sind, ohne sich auf Religionsbegriffe zu beziehen? Der Staat muß ganz auf sie verzichten, scheint es, oder sie dem Unterrichte der Jugend anbefehlen. Denn wollte er sich auch auf reine Vernunftreligion, Monotheismus, Pantheismus, Materialismus u. s. w. beschränken, so erfodert eine solche doch ebensowol Belehrung als irgend eine der positiven, weil ihre Lehrsätze dem schlichten, wissenschaftlich ungebildeten Laien zum Theil noch unzugänglicher sind. Mag es sein, daß Jeder, der die Religion zum Gegenstande seines Nachdenkens macht, im strengen dialektischen Sinne seine eigne Religion hat, und wo er auch in Worten mit Andern zusammentrifft, nicht ganz die nämlichen Begriffe mit diesen verbindet; ein so haarscharfer Unterschied begegnet, kein mathematische Lehrsätze ausgenommen, allem menschlichen Bewußtsein und hebt die Vereinbarung über Religionsbekenntnisse nicht auf. Wir würden bei des Verf. Ausschließung des Religionsunterrichts von den Schulen nicht so lange verweilt haben, wenn sie einen minder entscheidenden Einfluß auf den Plan gehabt hätte, den er diesen vorzeichnet, und auf die Zeiteintheilung der Lehrgegenstände. Diese hängt von der Annahme seines Vorschlages ab, worüber wir dem Gutachten der Staatsbehörden nicht vorgreifen, und uns begnügen, den Inhalt des Buches anzugeben. Auf eine allgemeine Einleitung folgen drei Abschnitte, vom Staat in Beziehung auf den Unterricht, vom Unterricht überhaupt, von Unterrichts- und Lehranstalten im Allgemeinen. Im vierten, von Unterrichtsanstalten, die jeden Menschen auf die niedrigste Stufe geistiger Ausbildung heben sollen, sondert der Verf. diese in Classen des dritten, zweiten und ersten Ranges, deren letztgenannte schon an das Gebiet der besondern Unterrichtsanstalten streifen. Beide Geschlechter trennt er in ihnen völlig, weil er Wahl und Behandlung der Unterrichtsgegenstände für nothwendig verschieden erklärt, und Knaben einen Mann, Mädchen ein Weib zum Führer gegeben haben will. Die wöchentliche Stundenzahl bestimmt er nicht unter 16, nicht über 34, Zeichnen läßt er dem Schreiben vorhergehen, Sprachübungen sind ihm noch wichtiger als Schreibübungen, Naturwissenschaften und sittliche Belehrungen erklärt er für unerläßlich. Fünfter Abschnitt, von Gewerbschulen, unter welchem Namen der Verf. Das bezeichnet, was man Bürgerschulen zu nennen pflegt. In diesen müssen Naturwissenschaften und mit ihnen Mathematik allen andern vorwalten. Die Sprachstudien beziehen sich auf die jedesmaligen Verhältnisse des Staats und überschreiten, in Rücksicht auf diese, die Grenzen der Muttersprache. Einige Fertigkeiten, die auch bei den allgemeinen Unterrichtsanstalten, wie bei den nachherigen besondern, nie übersehen werden, nehmen einen angemessenen Rang ein. Grammatikalische Kenntniß der Muttersprache, Fertigkeit im Rechnen und ein gewisser Grad formeller Verstandesbildung müssen sich bei dem Zöglinge vorfinden, der in diese Schulen aufgenommen wird. In keiner ihrer angegebenen fünf Classen steigt die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden über 32. Sechster Abschnitt, von den Gelehrtenschulen; siebenter, von den Beamtenschulen. Beide will der Verf. getrennt wissen, indem er Zöglinge dem eigentlichen Gelehrtenstande gewidmet, denen gründliche und umfassende philologische Kenntnisse unentbehrlich sind, von solchen unterscheidet, denen zwar gleichfalls die Kunde des classischen Alterthums und seiner Sprachen nicht erlassen werden soll, die jedoch ohne Nachtheil für ihr Geschäftsleben auf einer niedrigern Stufe verweilen dürfen und sich um Unterricht bewerben müssen, den ihr künftiger Beruf erfodert. In logischer Hinsicht haben wir gegen diesen Vorschlag eines Rathgebers, der sich in allen seinen Foderungen folgerichtig bewährt, nichts Erhebliches einzuwenden, aber der wohlthätigen Ausführbarkeit desselben scheinen uns in manchen Verhältnissen unübersteigliche Hindernisse jeder Art, nicht blos ökonomische, entgegenzustehen. Wir sollten meinen, der angegebene, allerdings sehr zu berücksichtigende Zweck könne so viel thunlich erreicht werden, wenn sich die Lehrer mit den Pflegern des einzelnen Jünglings vergleichen, zu welchen Stunden des gemeinschaftlichen Unterrichts derselbe anzuhalten, welche dem besondern vorzuschreiben sind. Die Ungewißheit der Zukunft, die Trüglichkeit menschlicher Beurtheilung, die Verschiedenheit der Ansichten werden auch diese Einrichtung nicht vor jeder Unzuträglichkeit bewahren, aber etwas mehr erleichtert scheint sie doch, als gänzliche Trennung. Wo diese stattfindet, da zeugen die von dem Verf. nachgewiesenen Zweige des Unterrichts, Wahl und Folge der classischen Schriftsteller u. s. w., von unverkennbarer Umsicht und reiflicher Erwägung. Der achte Abschnitt, von den Universitäten, vertheilt den ihnen anzuweisenden Unterricht in zwölf Lehrkreise, und zeichnet, zwar kurz, aber anschaulich, jedem sein Gebiet und dessen Behandlung vor. Den Schluß macht der neunte Abschnitt, von den materiellen Bedürfnissen und Hülfsmitteln der Lehranstalten, welcher nicht nur philosophischen Blick und Erfahrung beurkundet, sondern zugleich so bescheiden in seinen Foderungen und Vorschlägen ist, daß nur Localursachen nöthigen können, diese nicht zu erfüllen. Wir schreiben mit ungeheuchelter Achtung von einem Denker, der sich in jeder Zeile, auch da, wo man nicht mit seiner Ansicht zusammentrifft, als einen scharfsinnigen, kenntnißreichen, folgerichtigen, sich selbst und Andern verständlichen Schriftsteller offenbart, und nicht blos von Denen, welche der Gegenstand des Buchs anzieht, beachtet werden muß, sondern durch manche treffende und belehrende, seinem Zwecke nahe liegende Betrachtung, z. B. über die besondern Eigenthümlichkeiten der classischen Sprachen des Alterthums, über das oft angeregte Bedürfniß einer allgemeinern Gelehrtensprache, über den echten und bleibenden Werth ästhetischer Bildung, über den Einfluß der schönen Künste u. s. w., die Theilnahme jedes Gebildeten in Anspruch nimmt, und ohne auf Gründlichkeit zu verzichten, selbst in Unterhaltungsblättern gern angetroffen werden dürfte. Sie werden wahrscheinlich nicht säumen, diese in ihren Lesefrüchten aufzutischen, wenn sie sich auf einen Vortheil verstehen, dem wir nicht ohne Selbstüberwindung entsagen. 95.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 269. — 25. September 1832.

Mittheilungen über Griechenland.

(Beschluß aus Nr. 268.)

Außer seinen interessanten Bewohnern hat Hydra nichts, was die Aufmerksamkeit eines Fremden reizen könnte. Alterthümer finden sich nicht, da die Insel vor der türkischen Herrschaft wahrscheinlich nie bewohnt war; was mir von der Art zum Kauf angeboten wurde, eine Silbermünze der Chalkidenser und eine römische Kupfermünze, war angeblich aus Attika und Argolis gekommen, und es wurden ganz unverhältnißmäßige Preise dafür gefodert. Die angesehensten Männer Hydras waren abwesend, bei der Nationalversammlung in Nauplion; ich lernte nur den einfach großen Lazaros Konduriottis kennen und einen Doctor Xanthos, von Siphnos gebürtig, der früher in Heidelberg studirt hat und noch eine große Vorliebe für Deutschland hegt. Inzwischen kamen bessere Nachrichten aus der Hauptstadt; der in Wirklichkeit nur kleine Haufe der Aufrührer sei geschlagen, und der von Argos nach Nauplion geflüchtete Congreß werde am $\frac{3}{15}$. Juli seine erste ordentliche Sitzung halten. Ich gab daher die Reise nach den Cykladen vorläufig auf und schiffte mich am 25. auf einem Kaïki nach Nauplion ein. Des Abends gingen wir im Sunde von Spetsai vor Anker und blieben bis zum folgenden Mittage dort liegen, um bessern Wind zu erwarten. Denn der argolische Busen hat das ganze Jahr durch, mit wenigen Ausnahmen, regelmäßig wechselnde Winde; vom Mittag bis zum Abende wehen sie vom Meere her nordwärts, die übrige Tageszeit von der argivischen Ebene her südwärts. Als der erwartete Südwind sich eingestellt hatte, gingen wir wieder unter Segel und glitten mit großer Schnelligkeit den schönen Meerbusen hinauf. Seine Ufer sind weit schöner als die der Südküste des Peloponnes. Sowol zur Rechten die Berge von Argolis als zur Linken die höhern Berge von Lakonika, über denen noch die Gebirge Arkadiens hervorblicken, haben ziemlich viel Waldung und noch mehr niedriges, dunkelgrünes Gestrüpp. Nur im Norden des Busens sind die Berge und Klippen, hinter denen Nauplion mit seinem kleinen Hafen liegt, schroff und nackt; sie treten von Osten her so weit in das Meer vor, daß sie die argivische Ebene dem Auge des Kommenden ganz verdecken, und daß die Festungen Palamidis und Itsch-Kalé auf ihrem Rücken und die argivische Larissa auf der westlichen Seite des Busens, obgleich der Zwischenraum mehre Stunden beträgt, aus der Ferne gesehen sich ganz nahe gegenüber zu liegen scheinen. Erst wenn man Nauplion ziemlich nahe ist, verschwindet die Täuschung; Argos tritt zur Linken weiter zurück, die argivische Ebene öffnet sich vor Ihnen, und zwischen Argos und Nauplion erblicken Sie die Hügel und Trümmer von Tiryns. Es war drei Uhr Nachmittags, als ich hier anlangte, und die erste Sitzung des Congresses eben geendigt.

Nauplion, 1. August.

Da morgen eine Gelegenheit nach Frankreich abgeht, eile ich, noch einige Zeilen hinzuzusetzen. Von dem Gefechte, welches ein paar Tage vor meiner Ankunft bei Mylos oder Myli (am Meeresufer südlich von Argos) stattgefunden hat, erwarten Sie keine Beschreibung, die Sie gewiß besser durch die Zeitungen erhalten werden. Die politischen Resultate des kleinen Sieges scheinen sehr wichtig zu sein, insofern er Mittel an die Hand gegeben haben soll, die capodistrianische Partei ganz zu entlarven. Unter den Gefangenen sind zwei Russen von der hiesigen Flotte; unter den erbeuteten Kriegsvorräthen haben sich russische Lanten gefunden, und Kallergis' Papiere, deren die Sieger auch habhaft geworden sind, sollen curiose Dinge enthalten. Selbst während des Gefechts wollten russische Barken mit Kallergis communiciren, wurden aber von einem griechischen Kriegsschiffe zurückgewiesen. Kallergis und seine Partei hatten auf Zulauf aus der Stadt von den wegen Geldmangels seit langer Zeit nicht bezahlten Soldaten gerechnet; jetzt können die Capodistrianer sich überzeugen, daß sie, selbst von fremdem Gelde unterstützt, nicht wieder emporzukommen vermögen, denn die Masse des Volkes verabscheut sie. Inzwischen sind die Banden von Kolokotronis, Kallergis und Thavellas, so schwach sie auch in offenem Felde sind, doch hinreichend, dem ganzen Peloponnes in Unruhe zu erhalten, und dies wird nicht enden, als bis die bairischen Truppen und Geld für die Regierung aus Europa kommen. Thavellas, der Patras besetzt hält, hat freilich vor acht Tagen seinen Bruder gesandt, um mit der Regierung zu unterhandeln; allein seine Vorschläge waren von der Art, daß gar nicht darauf eingegangen werden konnte, und der Gesandte ist wieder abgezogen.

Da unter diesen Umständen der Congreß in dem

offenen Argos, wo er schon einige vorbereitende Sitzungen (συνεδριάσεις προκαταρκτικάς) gehalten hat, nicht mit Sicherheit bleiben konnte, hat er seinen Sitz hierher verlegt. Nauplion ist, wie Sie wissen, seit dem Sturze des Grafen Augustin von den Franzosen besetzt, die den Dienst im Palamidis allein und in der Stadt gemeinschaftlich mit den wenigen griechischen Taktikern versehen, sodaß die Hauptposten, z. B. an den Thoren, zugleich eine griechische und eine französische Wache haben. Damit es nun nicht heiße, der Congreß halte seine Berathungen unter dem Schutze und Einflusse der Franzosen, hat man am äußersten Ende der Vorstadt Pronia (Προάστια) ein hölzernes Gebäude für ihn errichtet und die Bewachung desselben einem Rumeliotenchef, dem General Nikolaos Zerbas, und seinen Pallikaren übertragen. Das Gebäude gleicht vollkommen einer Thierbude auf unsern Messen, womit ich jedoch keinen Spott aussprechen will. Die Umstände geboten Eile, und man hatte nur schlechtes Holz und schlechte Handwerker. Aus rohen, unbehobelten Balken und Bretern ist es leicht und luftig gezimmert, ein längliches Viereck, 14—15 Ellen breit und reichlich doppelt so lang, mit einem spitzen Bretterdache. Die Wände sind etwa 2 Ellen hoch mit Bretern bekleidet und lassen dann bis an das Dach einen offenen Raum, durch den Zuschauer von dem rings um das Gebäude laufenden Gerüste die Versammlung überblicken können. Im Innern bildet die nackte Erde den Boden; an drei Seiten des Saales sind drei Reihen von Bänken über einander angebracht; in der Mitte einer der langen Seiten sind drei kleine Tribunen, die mittlere für die Präsidenten und die Secretaire des Congresses, die zweite für die Regierung, die dritte für die europäischen Diplomaten und Fremden. Die Minister haben, sei es aus Vergessenheit bei der Eile des Baues oder aus Mangel an Raum, keinen besondern Platz erhalten; wenn sie amtliche Mittheilungen an den Congreß zu machen haben, setzt man ihnen einen Tisch in die Mitte des Saales. Nur die Tische, deren sich drei finden, sind mit rothem Tuche überdeckt; alles Uebrige ist nacktes Holz. In diesem Locale hält gegenwärtig die souveraine Nationalversammlung Griechenlands (ἐθνικὴ συνέλευσις τῆς Ἑλλάδος) ihre Sitzungen, in der Regel täglich von 8 bis 2 oder 3 Uhr.

Die Zahl der Deputirten (πληρεξούσιοι) beträgt 224; unter ihnen finden sich fast alle talentvollen, verdienten und berühmten Männer Griechenlands. Präsident ist P. Notaràs, bisher Oberrichter in Argos; Vicepräsident: Maurokordatos; Secretaire: Polyzoïdes, früher Herausgeber des „Apollon", und Christidis, bisheriger Secretair der provisorischen Regierung. In den Reihen der Deputirten sehen Sie G. Konduriottis, die Admirale Miaulis und Kriezis; den ehrwürdigen Petrùbei (Mauromichalis), die Generale Kolettis, K. Botsaris, Valtinos, Krieziotis (den neulichen Sieger bei Myli) und eine Menge anderer Notabilitäten. Der heldenmüthige D. Ypsilantis, den ich sehr leidend fand, ist auch Deputirter, kann aber sein Zimmer noch nicht verlassen. In der Versammlung sind nicht allein alle Provinzen und Inseln des künftigen, oder vielmehr, da der Sultan das Protokoll wegen der Grenzen bereits unterzeichnet haben soll, des jetzigen Hellas vertreten (mit Ausnahme von Athen, wo die türkische Partei die Wahlen hintertrieben hat), sondern auch die Ausgewanderten aus den türkischen Provinzen haben eigne Vertreter. So gibt es πληρεξουσίους τῶν Ψαριανῶν, τῶν παροίκων τῆς Χίου, τῆς Μακεδονίας, τῆς Κρήτης u. s. w. (Deputirte der Psarianer, der Ausgewanderten von Chios, Makedonien, Kreta). Die äußere Erscheinung der Versammlung ist bunt genug; man kann vier Haupttrachten in ihr unterscheiden: die der Insulaner, die peloponnesische und rumeliotische, die europäische (fränkische), die etwa ein Achtheil der Deputirten trägt, und endlich Einzelne mit langen türkischen Kaftanen. Ich verweise Sie wegen dieser Trachten auf Stackelberg's Werk.

Die ordentlichen (τακτικαί) Sitzungen beginnen mit der Vorlesung des Protokolls oder der Acten der gestrigen Sitzung (τὰ χθεσινὰ πρακτικά). Dann wird zur Berathung der Gegenstände geschritten, die eben an der Tagesordnung sind. In der Art, wie sich die Redner folgen, herrscht noch nicht viel Ordnung. Es findet noch keine Bestimmung statt, wie oft ein Redner in derselben Sitzung oder über denselben Gegenstand sprechen darf; ebenso wenig lassen sich die Redner vorher einschreiben, wie dies in Frankreich geschieht. Der Redende wird misfällig unterbrochen; ist es ein Einzelner, oder sind es Wenige, die ihm in die Rede fallen, so gelingt es ihm gewöhnlich, mit einem κύριε oder κύριοι, σᾶς παρακαλῶ! (Mein Herr u. s. w., ich bitte) sie zur Ruhe zu weisen; und hieran sind die Redner schon so gewöhnt, daß sie nach einem solchen Ausrufe genau auf demselben Punkte des Satzes und in derselben Construction fortfahren, wo man sie unterbrach. Läßt aber der Sprechende eine Aeußerung fallen, die bei einem Theile des Congresses lebhaften Widerspruch findet, so erheben sich Zwanzig auf Ein Mal: κύριοι πρόεδροι, ζητῶ τὸν λόγον! κύριοι, σᾶς παρακαλῶ! u. s. w. (Ihr Herren Präsidenten, ich bitte um das Wort!) Vergebens klingelt der Präsident, vergebens rufen die Ruhiggebliebenen: σιωπή, σιωπή! (Stille, stille!) Der Sturm dauert einige Minuten, und gewöhnlich siegt am Ende Der, welcher die stärkste Stimme hat. Doch muß ich bemerken, daß es nicht immer so turbulent zugeht, und daß namentlich die bessern, literarisch gebildeten Redner, wie die Minister Tritupis, Zographos und Klonàris, der Doctor Mauros, Hr. Antoniadis (Herausgeber der „Ἀθηνᾶ") und Andere fast ungestörtes Gehör finden. Auch Maurokordatos und Polyzoïdis sprechen gut, aber in ihrer amtlichen Stellung zum Congresse mehr, um Auskunft über Dieses und Jenes zu geben, als am Feuer der Debatten Theil nehmend; ferner der Senator Rhigas Palamidis, ein Mann ohne europäische Bildung, aber von großem natürlichen Verstande, und der durch seine bisherige politische Laufbahn sich schon eine bedeutende Gewandtheit in Behandlung politischer Gegenstände erworben hat. Unter den Naturrednern ist einer der ausgezeichnetsten Hr. Monarchidis, einer der psarianischen Deputirten, der seine Reden mit vieler guter Laune zu

würzen weiß, und dem man gern in sein offenes, jovialisches Gesicht blickt, und hundert Andere zeigen, daß das alte Talent der Beredtsamkeit bei den Griechen nur schlummert, nicht gestorben ist. Die Deputirten sprechen entweder stehend von ihrem Sitze aus oder sie treten in die Mitte des Saales vor die Tribune des Präsidenten; das Letztere gewöhnlich, wenn sie einen längern Vortrag zu halten gedenken. Ihre Gesticulation ist mehr logisch als dramatisch, d. h. sie halten gewöhnlich die linke Hand vor sich und gesticuliren, wenn ich so sagen darf, bei den einzelnen Abschnitten ihrer Rede mit der rechten in die linke hinein, wie sie beim Gespräche zu thun gewohnt sind, oder sie begleiten durch Zusammenlegen und Ausspreizen der Finger die Divisionen und Subdivisionen, nach denen sie ihren Gegenstand behandeln. Auffallend ist noch, daß die meisten Redner, wenn sie einander antworten, obgleich sie sich hier κύριε (Herr) anreden, nach griechischer Weise sich duzen; und wenn sie recht lebhaft werden, rufen sie sich gar mit dem vertrauten Ausdrucke: ἀδελφέ (Bruder). Eine eigentliche Opposition in europäischem Sinne findet sich in der Versammlung nicht, was freilich auch fast unmöglich ist, da in diesem Augenblicke die Regierungsrechte auf dem Congresse ruhen. Der Capodistrianer, wenn sich solche unter den Deputirten finden, sind zu wenige, als daß sie laut werden könnten, zumal nachdem ihre Satelliten bei den Mühlen geschlagen sind. Aber eine andere Opposition gibt sich bei gewissen Gelegenheiten, z. B. bei Ernennung verschiedener Commissionen (ἐπιτροπάι) stärker kund, als man wünschen möchte: die Opposition der drei Haupttheile (τμήματα) Griechenlands unter einander. Hieran sind vorzüglich die Peloponnesier Schuld, welche, weil sie das stärkere Drittheil der Versammlung bilden, sich überall den größten Einfluß zu verschaffen suchen, vielleicht schon darauf bedacht, unter der bevorstehenden königlichen Herrschaft ihrem Lande den Primat und die Hauptstadt zu sichern. Ihr Hauptführer ist der sonst wackere Rhigas Palamidis. Ihnen stehen die Rumelioten (in der officiellen Sprache Stereohelladiten) und die Nisioten gegenüber. An der Spitze der Letztern stehen Monarchidis und Kriezis von Hydra, ein Vetter des Admirals. Vereint sind sie den Peloponnesiern überlegen, und sie machen auch mit Recht und nicht ohne Erfolg geltend, daß sie (Rumelien und die Inseln) im Kriege bei weitem das Meiste gethan haben. Doch scheint man schon auf dem Punkte, sich zu vergleichen. Ueber den Inhalt der Verhandlungen schweige ich bis jetzt lieber, als daß ich Ihnen, ehe ich den Stand der Sachen genauer kenne, Unrichtiges melde.

Nicht allein das Interesse, welches mich an die Sitzungen des Congresses fesselt, sondern noch mehr die Lage der Dinge im Peloponnes haben mich bis jetzt abgehalten, Excursionen zu machen. Weiter als bis nach Argos und Mycená werde ich überhaupt nicht kommen können, und auch bis dahin bedarf ich bewaffneter Bedeckung. Nur den Hügel von Tirynth habe ich gestern zum ersten Male flüchtig besucht, und ich bitte Sie, Hrn. Professor H. zu sagen, daß die dortigen kyklopischen Mauern, weit entfernt, staunenswerthe Werke zu sein, mir als gewöhnliche Steinmauern erscheinen, und daß wir unter hundert von unsern alten Burgen und Kirchen ebenso gewaltige und noch viel gewaltigere Substructionen finden. Davon ein anderes Mal mehr; ich werde noch einige Zeit hier bleiben, ehe ich nach Athen gehe, wo ich im Beschauen der Alterthümer weder durch Kolokotroni'sche Umtriebe noch durch die Politik des Tages gestört zu werden hoffe. — Hofrath Thiersch ist noch hier, denkt aber bald abzureisen. Er hat den Griechen im Laufe dieses Winters große Dienste erwiesen, und man hört vielfältig den Wunsch, daß er im Lande bleiben möchte.

Hier sehe ich mich genöthigt zu schließen, da noch heute ein französisches Schiff abgeht, welches meine Briefe mitnehmen soll. Leben Sie wohl u. s. w.

Nachschrift. Heute (2. August) ist ein unangenehmer Vorfall eingetreten. Die rumeliotischen Soldaten, die sich neulich unter Kriezíotis bei Mýli geschlagen haben, sind vor die Thore gekommen und verlangen ihren rückständigen Sold. Ich weiß noch nicht, ob die Regierung sie wird befriedigen können. 125.

Madelon, oder die Romantiker in Paris. Novelle von Theodor Mundt. Leipzig, Wolbrecht. 1832. 12. 1 Thlr.

Des Verfassers Gedankenwelt, wie er sie in einer Reihe kritischer Aufsätze zumeist in d. Bl. entwickelt hat, ist vielleicht in eben dem Maße gefühlvoll, lebenswarm und poesiereich, als seine Dichtungen einen gedankenmäßigen Charakter an sich tragen oder mindestens ihrer Entstehung und Geburt nach zu verrathen scheinen. In seinen philosophischen Abhandlungen ist ebenso viel schwärmende Phantasie, mit dem kindlichen Spiel des dichterischen Gemüthes vermischt, wie sein im vorigen Jahre erschienener Roman, „Das Duett", der unterirdischen Ideengänge der Abstraction gar manche eröffnete, und somit könnte es scheinen, als vereinigten die Productionen Hrn. Mundt's zu einem glücklichen Gemisch in sich die Thätigkeit des Philosophen und die des Poeten. Allein so friedlich vertragen sich die Elemente des Denkens und des Dichtens nicht in seiner Natur, und es verräth sich überall zwischen beiden ein lebhafter Kampf und endlich ein vollständiger Sieg des Poeten über den Denker. Was ist des Verf. Polemik gegen Hegel, die er mitunter so glücklich durchgeführt hat, anders, als die Insurrection des Dichters gegen die Tyrannei des abstracten Gedankens, der die Interessen der Kunst verkümmert? Hat die Philosophie dabei gewonnen? — Wir wagen noch nicht, die Frage zu bejahen, aber auch nicht, zu verneinen. Zunächst ist das Feld der Musen und Grazien neu gesichert; auch die Kunstkritik hat gewonnen, und mithin ist wol ein Zweig der philosophischen Erkenntniß nicht minder gefördert.

Dem Philosophen gehört das Reich der Vergangenheit, aus dem er seine Gegenwart sich zusammenbaut; der Dichter soll die lebendigste, gegenwärtigste Wirklichkeit beherrschen. Leistet dies der Verf. in seinem vorbenannten neuesten Werke zur vollen Genüge? — Der Kampf des Romanticismus und der Classicität, wie er sich zuvörderst in zwei Schulen der Kunst in Paris gestaltet hat, ist das Thema des Werkes, ein Kampf, der sich vom Gebiete der Kunst dann entfernt und das Leben sämmtlicher Individuen, die der Dichter zu Trägern seiner Idee macht, auf interessante Weise durchzieht. Auf der Seite der Romantik sehen wir zuerst einen Theaterdichter Dubois, den Verf. der Tragödie „Saul", der seinem Freunde Narciß, einem jungen Bildhauer, gegenüber die Interessen seiner Kunstrichtung mit

Feuer vertheidigt. Narciß gehört als Künstler der Classicität an, aber indem er nur als solcher die stille selige Befriedigung der in sich beglückten classischen Schönheit kennt und als Mensch dagegen dem süßen verlockenden Taumel des Romantischen huldigt, eröffnet sich in der innersten Natur seines eignen Wesens dieser Zwiespalt, der die tragische Katastrophe, die den Helden verschlingt, herbeiführen mußte. Auf der Seite der Classicität erblicken wir eine komische Figur aus dem ancien régime, den alten Marquis Cidevant und die gediegene Gestalt des preußischen Majors Eichen nebst seinem stillen, sanft aufblühenden Töchterchen, zu der sich Narciß, wenn ihn die Idee seiner classischen Kunst beseelt, lebhaft hingezogen fühlt, während er in den phantastisch-romantischen Anregungen seines ungesättigten, nach dem Fieberrausche bacchantischer Genüsse sich sehnenden Flattersinnes einer andern Schönheit huldigt. Diese Madelon ist die Krone des Werkes, ebenso bezaubernd in der Fülle ihrer romantischen Schönheit, wie wahr und durchdringend in ihrem tragischen Untergange dargestellt. Das Ineinandergreifen der entgegengesetzten Elemente des Classischen und Romantischen, und den interessanten Conflict, in welchen die verschiedenen Individuen, je nachdem sich ihrer die eine oder die andere Idee des Lebens bemächtigt hat, mit einander gerathen, kann nur die Lectüre des Werkes selbst anschaulich machen, und wir verweisen somit den Leser, der den raschen Schwung der glänzenden Darstellungsweise des Verf. schen kennen mag, auf seine eigne Anschauung. Wir erlauben uns blos die oben angeregte Frage zu wiederholen: hat der Dichter, was des Dichters Befugniß ist, das Gebiet des Lebens und der Wirklichkeit, die er zum Gegenstande seiner Darstellung wählte, ganz erschöpft? Die Dichtung hebt in Paris mit dem Herbste des J. 1829 an. Das Thema tritt aus dem Kampfe der Schule in den Kampf des Lebens, aber nur des Familienlebens; warum nicht in das größere Leben der Welterereignisse? Sollte der Widerstreit des Classischen und Romantischen sich nicht durch die Ereignisse der Julirevolution haben schlingen lassen? Dem Verf., der diese Katastrophe nur reflexionsweise berichten läßt und sie plastisch in sein Thema zu verweben verschmähte, steht das Object der Welt noch nicht nahe genug, wenigstens nicht so nahe als die innern Interessen des Gemüthes, die er so meisterhaft darstellt, und seine Muse, die sich vor der baaren Aeußerlichkeit der Welt scheu zurückzieht, ist mehr eine sanfte, innig gemüthliche Venus Amathusia als eine gewappnete Pallas Athene. 131.

Aus Italien.

Der unermüdete Präfect der vaticanischen Bibliothek, Monsignore Majo, fährt fort, die Schätze der ihm übergebenen Sammlung mit einem Eifer bekanntzumachen, worin er von keinem seiner Vorgänger übertroffen ward. Von seinen classischen Schriftstellern aus vaticanischen Handschriften herausgegeben („Classicorum auctorum e vaticanis codicibus editorum") ist der dritte und vierte Theil jetzt erschienen (Rom, 1831). Der dritte Theil enthält drei alte Mythographen, angebliche Fabeln von Phädrus, zwei Werke des Boethius, Supplemente zum Cassiodor, alte Epigramme, einen alten Geographen, ein Fragment des Gargilius Martialis über das Obst, Glossen des Placidus und andere Kleinigkeiten; im vierten Theile sind einige Schriften des Oribasius, Procopius, Isacus, Themistius, Porphyrius, des Philo, des Aristides und einiges Aehnliche zusammengestellt, wenn auch jedes Einzelne nicht von vorzüglich classischem Werthe, Jedes jedoch als Beitrag zur Kenntniß des alten Lebens und der alten Sinnesweise nicht ohne Bedeutung. Wetteifernd mit ihm sucht Monsignor Majo's Nachfolger in der Präfectur der ambrosianischen Sammlung, Abate Francesco Ventvoglio, den Reichthum der mailändischen Manuscriptensammlung nützlich zu machen. Er hat mit Zuziehung ambrosianischer Handschriften eine Ausgabe von Cicero's Briefen besorgt, die im Lande der gelehrten Kritik und der strengen philologischen Genauigkeit noch wird Beachtung verdienen, da sie außer den erklärenden Noten, dem Haupttheile nach italienischen Ansprüchen, auch die Feststellung des Textes zum Zwecke hat und wichtige Hülfsmittel zur Hand waren. Nur wird der Verbreitung dieser Ausgabe, die unter dem Titel „M. T. Ciceronis epistolae ad familiares, ad Atticum, ad Qu. Fratrem; item quae vulgo Ciceronis et M. Bruti feruntur temporum ordine dispositae; ad optimas editiones et mss. codices praesertim Ambrosianos collatae; varietate lectionum et selectis interpretum notis novisque auctae. Curante Franc. Ventivoglio, Ambros. Coll. doctore." (Mailand, 1826—31) erschien, der Preis von 53 Liren 67 Centesimen entgegensein, da die Vergleichung der doch für Cicero's Briefe entscheidenden mediceischen Handschriften schon von Orelli gegeben ist.

Seit Monti's berühmter „Proposta di correzioni al Vocabolario della Crusca", die unter dem Titel „Appendice e correzioni al Vocabolario della Crusca ed al Dizionario enciclopedico d'Alberti di Villanuova ed ad ogni altro lessico italiano" jetzt bei Destefanis in Mailand aufs Neue ans Licht getreten ist, haben eifrige Sprachforscher den Wörterbüchern der italienischen Sprache eine Aufmerksamkeit zugewandt, die schon im „Dizionario della lingua ital.", das 1827 zu Padua in der Druckerei der Minerva herauskam, durch wesentliche Verbesserungen sich bemerklich gemacht hat. Doch fand man auch in diesem, durch vereinte Bemühungen vervollkommneten Werke Mängel und Ungenauigkeiten, war besonders mit dem Aufgenommenen und Weggelassenen nicht einverstanden, sodaß jetzt Prof. Hyacint Carena in Turin ein eignes Werkchen von 310 Octavseiten unter dem Titel: „Osservazioni intorno ai Vocabolari della lingua italiana specialmente per quella parte che ragguanda alle definizioni delle cose concernenti alle science naturali" (Turin, 1831) herausgegeben hat, das sowol bei der Anordnung ähnlicher Unternehmen, als für die Erklärung sehr wird zu Rathe zu ziehen sein. Ob Idiotismen aufzunehmen seien, war früher eine Frage, die von den meisten italienischen Sprachforschern verneinend entschieden ward. Carena stimmt, und wol mit Recht, ihnen nicht bei, indem er die erwähltern Idiotismen, d. h. alle wahrscheinlich, welche in die Schriftsprache übergegangen sind, aufzunehmen für gut hält. Seit Graf Perticari's classisch gewordenem Werke „Sopra il parlare volgare di Dante" konnte diese Entscheidung nicht auffallen. Für die Frischerhaltung der Sprachen liegt gerade in den Mundarten und in den aus ihnen hervorgehenden Wortformen ein nie versiegender Sprudel. Und wie wenige Sprachen können mit der italienischen in diesem Reichthume wetteifern. Noch neuerdings hat ein „Vocabolario reggiano italiano" (Reggio, 1832, 2 Hefte, A—Can umfassend), sowie das „Vocabolario piemontese-italiano di Michele Ponza da Cavour" (Turin, 1830—32, 7 Hefte, A—Mai enthaltend) dargethan, welcher Schatz der Formen diesen Mundarten einwohnt. Reicher als die andern italienischen Idiotiken ist das venetianische bedacht, weil jede Umgestaltung der venetianischen Mundart durch schriftliche Denkmale vor dem Verlorengehen gesichert war. Um sich davon zu überzeugen, sehe man die „Serie degli scritti impressi in dialetto veneziano, compilata ed illustrata da Bartol. Gamba, giuntevi alcune odi di Orazio, tradotte da Pietro Brussolin" (Venedig, 1832, 16.) nach, die vom 12. Jahrhunderte die Reihe der Schriften in venediger Mundart anhebt. Nur der sicilische Dialekt möchte eine noch größere Menge von Schriftstellern aufweisen können; wenigstens in größern Werken. Denn hätte es Hrn. Gamba gefallen, die kleinen Gedichte in seinem Werke zu berücksichtigen, die für Sitten und Sprachgeschichte oft so bedeutend sind, so möchte sein schon namenreicher Zug noch um das Doppelte gewachsen sein. Doch freilich, wo war dann Anfang und Ende? Gamba's Buch wird in keiner für die italienische Literatur berechneten Bibliothek fehlen dürfen und sei auch um seiner Handlichkeit willen empfohlen. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 270. — 26. September 1832.

Bemerkungen zu dem k. k. östreichischen Präsidialvortrage über die Maßregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im deutschen Bunde und über diese Maßregeln selbst.

Wir müssen diese „Bemerkungen", welche der dritte Band des in Mainz herauskommenden „Archivs für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten", herausgegeben von Alexander Müller, liefert, für die vollständigste und gründlichste Beleuchtung der Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni 1832 erklären, die bis jetzt dem Drucke übergeben worden ist. Darin wird die Natur dieser Beschlüsse, deren Motive sowol als auch der Grad der Gültigkeit derselben, namentlich auch in Beziehung auf Würtemberg, aus dem Gesichtspunkte des Rechts der Politik im Allgemeinen, und des öffentlichen Rechts des deutschen Bundes und der Bundesstaaten im Besondern, wissenschaftlich näher ins Auge gefaßt.

Diese unparteiische, aber ernstliche Kritik verdanken wir dem edeln von Wangenheim, erhaben über engherzige, kurzsichtige Selbstsucht, erhaben über die Verirrungen einer verblendeten Politik und der ebenso verblendeten Anmaßungen einzelner Diplomaten und Kasten im deutschen Vaterlande. Hoch über den politischen Parteien stehend, in welche die deutsche Menschheit gespalten ist, und nur der innern Stimme des Gewissens und des Rechts folgend, enthüllt dieser hochherzige Staatsmann, den ganz Deutschland mit stolzem Selbstgefühle seinen treuen, unbestechlichen Publicisten nennt, die Ansichten des k. k. östreichischen Präsidialvortrags mit jener unerschrockenen, offenen Opposition, die ihm die wahre Ehrerbietung vor dem monarchischen Princip und seine entschiedene Richtung wider alle höfisch wedelnde Feudalaristokratie einflößte.

Mit seltener Geistesklarheit und Besonnenheit greift er den Gesichtspunkt an, von welchem aus die Anträge der Gesandten von Oestreich und Preußen ausgehen.

Diese Anträge — sagt er — wurden durch die aufgeregte Stimmung veranlaßt, welche sich, wie in den meisten europäischen Staaten, so auch in Deutschland, allerdings nicht verkennen läßt. Vorzugsweise wird aber diese aufgeregte Stimmung nur in der Art und Weise aufgefaßt, wie sie sich in einigen politischen Tageblättern, Journalen und etwa auch in einigen Volkszusammenkünften (übrigens da, wo der Ausdruck derselben wirklich revolutionnair war, mit schlechtem Erfolge) kundgethan hat; diese Stimmung wird nicht unterschieden von einer andern und viel weiter und tiefer verbreiteten Stimmung, in welcher der Zustand der Dinge und Bedürfnisse der Zeit zwar mit einem trüben, zuweilen wol auch mit einem zürnenden, doch aber auch wieder mit einem ganz andern, mit einem verfassungsmäßigen Auge betrachtet und in einem rein gesetzlichen, wol in einem Misbräuche reformirenden, nicht aber in einem gesetzlich Bestehendes revolutionirenden Sinne öffentlich besprochen wird; diese völlig entgegengesetzten Stimmungen werden aber nicht allein nicht genug unterschieden, sondern sie scheinen sogar einander gleichgesetzt zu werden, da man, im geraden Widerspruche mit dem der deutschen Nation ertheilten, ebenso rühmlichen als verdienten Zeugnisse, von einer Revolution spricht, die in Deutschland mit starken Schritten ihrer Reife entgegengehe, eine Revolution aber doch, in ihrem Unterschiede von Empörungen und Meutereien, nur von einer großen Mehrheit einer, auf das Aeußerste gebrachten Nation gemacht werden kann.

Dieser Mangel an Unterscheidung und diese Gleichsetzung völlig verschiedener, ja entgegengesetzter Misstimmungen läßt schon voraussehen, daß, wenn man von Seiten des Bundes allgemeine Maßregeln gegen die Nation für nöthig hält, wo noch nicht einmal die Nothwendigkeit partieller Bundesmaßregeln gegen einzelne Revolutionnairs oder auch revolutionslustige Districte anerkannt werden kann, indem da, wo die Regierungen der einzelnen Bundesstaaten die wahrhaft gesetzlichen Mittel ergriffen, sich noch nirgends ein thätiger Widerstand von irgend einer Bedeutung gezeigt hat, jener Mangel und diese Gleichsetzung — sagen wir — läßt schon voraussehen, daß wol nicht die rechten Mittel werden vorgeschlagen werden. Doch hören wir weiter, ehe wir urtheilen.

Se. Majestät der Kaiser von Oestreich und Se. Majestät der König von Preußen — fährt der Herr Präsidialgesandte fort — haben ihre Verpflichtung erkannt, von den Gefahren, mit welchen die innere Ruhe Deutschlands bedroht ist, sich ein treues Bild zu entwerfen und sich die Frage zu stellen, welches die Aufgabe und der Beruf des deutschen Bundesvereins und seiner Mitglieder sei, damit den bestehenden Uebeln abgeholfen und die gesetzliche Ordnung und Ruhe in Deutschland gesichert werden könne?

Beide Höfe sind hierbei zu der vollen Ueberzeugung gelangt, daß die Bekämpfung jenes nur allzu notorischen Uebels und die davon abhängige Herstellung der Ruhe in Deutschland nur durch feste und kräftige Anwendung der

Mittel, welche die Verfassung des deutschen Bundes dafür gewährt, von den deutschen Fürsten zu bewirken sei.

Der deutsche Bund ist zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands gegründet worden. Hat derselbe den einen seiner Zwecke — Erhaltung der innern Sicherheit — nach der bisherigen Erfahrung so weit verfehlt, daß die vorwaltende Aufregung der Gemüther und der krankhafte Zustand der öffentlichen Meinung eine so drohende Gestalt, wie die Gegenwart sie zeigt, anzunehmen vermochten, so können die Mängel und Unvollkommenheiten, denen solche zuzuschreiben ist, entweder in der Gesetzgebung des Bundes oder in der Anwendung und Ausübung derselben gesucht werden.

Die Aufregung der Gemüther könnte allerdings eben sowol in der Mangelhaftigkeit der, über organische Gesetze und Einrichtungen zwischen den einzelnen Bundesstaaten getroffenen Verabredungen, als auch in der Mangelhaftigkeit der Anwendung und Ausführung des bereits Verabredeten und in dieser Verabredung Versprochenen liegen.

Die Aufregung der Gemüther kann aber ebensowol eine legitime sein als eine illegitime.

Legitim würde die Aufregung der Gemüther sein, welche ihre Quelle in der Erfahrung hätte, daß Deutschland, nachdem es für die Befreiung seiner Fürsten gegen das Versprechen derselben, ihm Unabhängigkeit von Außen und Freiheit im Innern zu schaffen und zu gestatten, Gut und Blut geopfert hatte *), als Deutschland, seit der Constituirung des Bundes, dem Auslande gegenüber, noch nirgends als selbständige Macht diplomatisch bei andern Mächten vertreten sei, vielmehr als ein bloßes Anhängsel zu Oestreich und Preußen erscheine, indem es weder Gesandte gäbe, welche der Bund ernannt und in seine Pflicht genommen habe, noch in der Bundesversammlung eine Commission, welche die politischen Beziehungen Deutschlands zum Auslande, vom rein-deutschen Standpunkte aus, zu erkennnen und zu wahren vermöge, ein Standpunkt, der, weil Oestreich und Preußen, ihrer nicht zum Bunde gehörigen Staaten wegen, keine rein-deutsche Staaten sind, von dem Standpunkte dieser beiden Monarchien ein himmelweit verschiedener sein könnte, daß Deutschland demnach noch nicht vertreten sei, obgleich im Art. 10 der Bundesacte, die auswärtigen Verhältnisse zu ordnen, als eines der ersten Geschäfte der Bundesversammlung nach ihrer Eröffnung bezeichnet wurde, und sich der Bund in dem Bundesschlusse vom 12. Juni 1817 (Sitzung 34, §. 227), die auswärtigen Verhältnisse des deutschen Bundes betreffend, das Gesandtschaftsrecht ausdrücklich vorbehalten hat.

Legitim würde auch die Aufregung der Gemüther sein, welche ihre Quelle in der Erfahrung hätte, daß Deutschland, als solches, den einzelnen deutschen Staaten gegenüber, seit der Constituirung des Bundes, noch nicht in die rechte Erscheinung getreten sei, etwa darum, weil das Recht eines jeden Bundesgliedes, Vorschläge zu machen und in Vortrag zur Berathung zu bringen, welches durch den Art. 5 der Bundesacte sanctionirt wurde, entweder verkümmert, oder doch im Interesse der deutschen Staatsbürger nicht ausgeübt worden wäre; oder etwa darum, weil vielleicht organische Gesetze, wie z. B. die provisorische Geschäftsordnung, nach welcher die Oeffentlichkeit der Protokolle die Regel bilden sollte, dennoch im engern Rathe, gleichviel ob per majora oder per unanimia, abgeändert worden *), und weil jura singulorum, zu welchen doch unzweifelhaft die Landesverfassungen der einzelnen Bundesstaaten, da sie früher, als die Bundesverfassung selbst, rechtlich existiren, gehören, gefährdet erscheinen möchten, obwol jene wie diese, durch Art. 7 der Bundesacte völlig sichergestellt sein sollten; oder etwa darum, weil dem Art. 12 der Bundesacte, nach welchem überall in Deutschland, sei es für einen einzelnen Bundesstaat allein oder für eine gewisse Anzahl derselben gemeinschaftlich, oberste Gerichtshöfe gefodert werden, noch nicht überall genügt sei; oder etwa darum, weil, obwol in allen Bundesstaaten nach Art. 13 der Bundesacte landständische Verfassungen stattfinden sollen, diese doch noch in mehren deutschen Bundesstaaten theils gänzlich fehlen, theils bloße Surrogate landständischer Verfassungen sind, theils aber, wo sie bestehen, vielfach zur vollen Wirksamkeit nicht gelangen; oder etwa darum, weil spätere Bundesbeschlüsse, welche aber in der Bundesversammlung nicht verfassungsmäßig berathen wurden, statt daß die Bundesversammlung sich, wie sie durch den Art. 18 der Bundesacte verpflichtet war, bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Freiheit der Presse und mit der Sicherstellung der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck zu beschäftigen, in ersterer Beziehung zur Einführung der Censur und des damit verbundenen Preßzwangs die unglückliche Veranlassung gaben, in der zweiten Beziehung aber nichts zu Stande brachten, was Schriftsteller und Verleger gegen das Diebsgesindel der Nachdrucker zu schützen vermocht hätte; oder etwa auch darum, weil die Bundesglieder, welche sich, nach Art. 19 der Bundesacte, anheischig gemacht hatten, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie wegen der Schifffahrt, nach Anleitung der auf dem Congresse zu Wien angenommenen Grundsätze in Berathung zu treten, in erster Beziehung noch gar nichts, nicht einmal den freien

*) Vergleiche die Proclamation von Kalisch und selbst die Rede, mit welcher der k. k. Präsidialhof die Bundesversammlung eröffnete.

*) Der Beschluß über die vorläufige Geschäftsordnung, welche in Präliminarconferenzen verabredet und am 14. Nov. 1816 in der dritten Plenarsitzung (§. 12) förmlich angenommen wurde, lautet also:

Daß die vorläufige Geschäftsordnung, wie solche in der vertraulichen Besprechung vom 30. Oktober verabredet worden, vorbehaltlich der, sich im Verfolge als nothwendig und nützlich darstellenden Modificationen, bis zur Annahme einer förmlichen Bundesordnung, für gültig anzuerkennen, dabei aber die Bekanntmachung der Bundestagsverhandlungen durch den Druck als Regel festzusetzen sei, die der Publicität nicht zu übergebenden Verhandlungen hingegen jedesmal besonders anzunehmen wären. („Corpus juris confederat. germanicae", Theil II, S. 48.)

Verkehr mit den nothwendigsten Lebensmitteln, in der zweiten Beziehung wenigstens noch nichts Vollständiges und Definitives anzuordnen vermochten; oder endlich etwa auch darum, weil die Bestimmung des Art. 29 der wiener Schlußacte, daß der Bundesversammlung obliege, erwiesene, nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen jedes Landes zu beurtheilende Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Justiz anzunehmen und die gerichtliche Hülfe zu bewirken, eludirt werde durch Anerkennung sowol der rückwirkenden Kraft eines, zur Hemmung der Justiz gegebenen landesherrlichen Gesetzes, als auch der rechtlichen Wirkung des Ausspruchs der Verwaltungsjustiz, selbst da, wo sie noch nicht so organisirt sein sollte, daß sie einer reinen Justizpflege gleichgesetzt werden könnte.

Und legitim würde die Aufregung der Gemüther sein, welche ihre Quelle in dem etwaigen Versuche hätte, Das, was am Bunde und durch ihn geschieht, oder, obwol es im Interesse von Fürsten und Völkern schon darum hätte geschehen sollen, weil es versprochen oder doch in Aussicht gestellt war, dennoch nicht geschah, einer öffentlichen, freimüthigen, aber besonnenen Kritik, oder gar den Staatsbürgern und Ständen der einzelnen Bundesstaaten das landesverfassungsmäßige Recht der Petition und überhaupt die mittelbare Mitwirkung zu entziehen oder doch zu verkümmern, ohne dessen Anerkennung sie weder zur Consolidirung eines wahrhaften, das Wohl der Fürsten und ihrer Völker gleichmäßig begründenden und fördernden Bundes, noch zur Abwendung der für den Fürsten wie für das Volk gleich verderblichen Gefahren, welche, gegen die Verfassung des Landes, dem sie angehören, pflichtwidrig instruirte, oder gar, unter ungesetzlichem Einflusse, auch ohne Instruction zustimmende Bundestagsgesandte in ungesetzlichen Gesetzen herbeiführen könnten, irgend etwas auf gesetzlichem Wege beizutragen vermochten, so nahe sie diese Gegenstände auch berühren dürften.

Illegitim hingegen würde diejenige Aufregung der Gemüther sein, welche, sei auch ihre Quelle ebenso rein als die eben aufgedeckte, den Entschluß zur Folge hätte, die gerechten Beschwerden, welche die deutsche Nation, also auch jede einzelne Völkerschaft der deutschen Nation, also auch jeder besonnene einzelne Deutsche, wohne er in diesem oder jenem Bundesstaate, so laut sie es vermögen, zu erheben befugt und verpflichtet sind, auf dem, wie es scheinen möchte, kürzesten, und wie man dann sich und Andern so gern vorspiegelt, auch besten Wege, auf dem der rohen Gewalt nämlich, sofort zu beseitigen, ohne zuvor — das äußerste Recht der Nothwehr, das eigentlich schon über der Grenze des Rechts hinausliegt, in das Unrecht des Angriffs verwandelnd — nach und nach alle gesetzlichen und sittlichen Mittel der Bitte, der Vorstellung, der Beschwerde, der Verwahrung und des passiven Widerstandes, ja selbst der, immer bedenklichen Anrufung der Garants der Bundesacte, welche ein integrirender Theil der wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 ist, und zu welchen unter Andern auch die Regierungen von England und Frankreich gehören — mit aller der Kraft versucht zu haben, welche die Begeisterung für das Rechte und Gute dem Manne gewährt, der Höheres als dieses irdische Leben kennt, ebendeswegen aber zugleich auch völlig unfähig ist, den schönsten Zweck durch unlautere Mittel erreichen zu wollen, wohl wissend, daß die Anwendung solcher Mittel unfehlbar über das Ziel hinaus und dahin führt, wo das Zielloſe liegt.

Illegitim ferner würde diejenige Aufregung der Gemüther sein, die ihre Quelle in dem Unmuthe darüber hätte, daß nicht Jedermann Das, was ihm als wahr, schön und gut erscheint, in dem nämlichen Lichte sieht als er, und nun, als ein wahrer Despot der Meinung, Alles daran setzt, seine Abstractionen, die er irrthümlich für Ideale hält, auch dem armen und unwissenden Theile des Volkes aufzudringen, der aus ganz andern Wunden blutet, als jener mit seinen ausgeleerten Begriffen zu heilen, ja auch nur zu erkennen vermag, obwol er diesem gerade, um ihn aufwiegeln zu können, in seiner magischen Laterne ein Eldorado vorzaubert, das er selber, außerhalb dieser Laterne, am wenigsten aufzufinden vermag.

Und illegitim würde endlich diejenige Aufregung der Gemüther sein, die ihre Quelle, ohne eigentlich die Leiden der Gegenwart wahrhaft mitzufühlen, und ohne dagegen, die Symptome der Krankheit mit der Krankheit selbst verwechselnd, die rechten Heilmittel zu kennen oder sie anwenden zu wollen, in dem selbstischen Triebe hätte, das Unterste zu oberst zu kehren, um bei dieser Umkehrung sich selber aus einer dunkeln Tiefe auf eine lichte Höhe zu schwingen, auf der er alle Suchten, die in einem unreinen und leidenschaftlich bewegten Gemüthe nur immer entstehen mögen, befriedigen zu können, freilich vergeblich, hofft.

Wenn der Irrthum der Erstern allenfalls zu entschuldigen und der der Zweiten zu bemitleiden wäre, so ist der der Dritten nur zu verachten.

Wenn sich nun diese illegitimen Elemente der Gesellschaft, wie immer und überall, so auch heute in Deutschland wahrnehmen und unterscheiden lassen, weil sie sich da, wo man sie reden und schreiben läßt, deutlich genug aussprechen und zugleich charakterisiren, dagegen man aber die Stimme Derjenigen überhört und nicht mit in die Wagschale legt, welche nur die legitime Aufregung der Gemüther theilen und sich zugleich über die rechtlichen Mittel der Beschwichtigung jener Aufregung aussprechen, so wird es begreiflich, daß man von einem krankhaften Zustande der öffentlichen Meinung sprechen könne, wenn auch ein solcher krankhafter Zustand gar nicht existirte.

Mit welchem Rechte aber nennt man denn den Zustand der öffentlichen Meinung in Deutschland krankhaft?

Sind es denn jene einzelnen Schreier, jene einzelnen Tageblätter, jene „Cravaller" in einzelnen Städten und Volksversammlungen und jene kleinen Haufen von Mauthstürmern, welche die öffentliche Meinung in Deutschland auszusprechen und zu beurkunden vermögen?

Stehen denn jenen Schreiern, jenen einzelnen Tageblättern, jenen Cravallern einzelner Städte und Volkszusammenkünfte, jenen Mauthstürmern nicht besonnene und

wahrhaft patriotiſche Männer in weit größerer Anzahl gegenüber, jenen Tagesblättern andere und bedeutendere Tagesblätter und Journale, jenen Cravallern aber eine Maſſe von mit dem bubenhaften Unfuge, der in jenen Städten und Verſammlungen getrieben wurde, unzufriedenen Bürgern und, wie jenen Cravallern, ſo auch den Mauthſtürmern, die treuen Verfechter der geſetzlichen Ordnung, in den Linientruppen ſowol als in den Bürgergarden ſelbſt da beruhigend entgegen, wo von oben, ſtatt der Beruhigung, nur die Beunruhigung ausgeht?

Und wenn ſich die wahre öffentliche Meinung in Deutſchland, welche nichts will, als daß die Regierungen ihr Wort einlöſen, ihren Völkerſchaften geſetzliche Freiheit laſſen, die geſetzliche Gleichheit nicht verletzen, die Sicherheit der Rechte Aller, welche jede wirklich wohlmeinende und wohlgeordnete Regierung zu gewähren hat, auch wirklich gewähren, und daß ſie die Sicherheit Deutſchlands und deſſen Wohl durch einen echten Staatenbund nicht blos, wie ſeit 17 Jahren geſchehen, verſprechen, ſondern wirklich und wahrhaft gründen ſollen — wenn ſich dieſe wahre öffentliche Meinung in Deutſchland, welche keine Revolution, ſondern nur Evolution will, und daher von dem Volke, auf dieſem Wege der Evolution, Treue gegen den Regenten, Gehorſam dem Geſetze, Ehrerbietung vor der ordnungsmäßigen Obrigkeit fodert —, wenn ſich dieſe wahre öffentliche Meinung nicht noch lauter, beſtimmter, entſchiedener und allgemeiner ausſpricht, woran liegt es?

Daran liegt es, daß, weil der ehrliche Mann von den Rechten der Regenten nicht reden kann, ohne ihrer Pflichten, und nicht von den Pflichten des Volks, ohne auch ſeiner Rechte zu erwähnen, weil er Schwarzes nicht weiß, Saures nicht ſüß, Schlechtes überhaupt nicht gut nennen kann, die öffentliche und geheime Cenſur vielen ſolchen Männern, welche oft in ihren Verhältniſſen die Folgen, die die Ungunſt der Miniſter für ſie hat, nicht zu ertragen vermögen, den Mund verſchließt. Dann erfährt der Regent nicht einmal, wo ſeine Miniſter in ſeinem Namen ſündigen. Denn wenn die Männer der echten Mitte nicht laut werden dürfen, ſo reden die Männer der Extreme, welche, obgleich aus ganz entgegengeſetzten Gründen, nichts zu verlieren haben, allein, und während beide die öffentliche Meinung nicht auszuſprechen vermögen, ſcheint dieſe, ſich aus Haß gegen das eine Extrem, dem andern Extreme zuzuwenden, ohne ſich ihm wirklich zugewendet zu haben. Denn man liebt deswegen die bittere Galle noch nicht, wenn man ſie dem häßlichen Gifte vorzieht.

(Der Beſchluß folgt.)

Victor Hugo über den Herzog von Reichſtadt.

Der ſiebente Band des „Livre des Cent-et-un“ iſt kürzlich erſchienen. Er enthält, wie die frühern, Gutes und Schlechtes, Unterhaltendes und Langweiliges. Zu den anziehendſten Aufſätzen gehören die Charakteriſtik des Abbé Sieyes, des Hrn. v. Talleyrand, der Madame Récamier, der Frau v. Staël und ihres Vaters, von Benjamin Conſtant; ferner Ham v. Peyronnet, und vor Allem die prächtige Ode V. Hugo's auf den Tod des Herzogs von Reichſtadt. Wir theilen hier einige Bruchſtücke davon mit, überzeugt, daß wir dadurch unſern Leſern einen Gefallen erweiſen.

Nachdem der Dichter die Völker geſchildert, wie ſie den Blick nach dem Louvre, wie nach einem andern Berge Sinai, gerichtet,

Attendaient prosternés sous un nuage sombre
Que le ciel eut dit oui,

läßt er den Rieſen erſcheinen im Stralenglanze ſeiner Macht, den neugeborenen Thronerben auf den Armen. Berauſcht von ſeinem Glücke, ruft der Mann des Schickſals aus:

L'avenir, l'avenir, l'avenir est à moi —
Non, l'avenir est à personne,
Sire, l'avenir est à Dieu.
A chaque fois que l'heure sonne,
Tout ici-bas nous dit adieu.
L'avenir, l'avenir, mystère!
Toutes les choses de la terre,
Gloire, fortune militaire,
Couronne éclatante des rois,
Victoire aux ailes embrassées,
Ambitions réalisées
Ne sont jamais sur nous posées
Que comme l'oiseau sur nos toits.
. . . . . .
O fantôme muet, o notre ombre, o notre hôte,
Spectre toujours masqué qui nous suis côte à côte
Et qu'on nomme demain!
Demain c'est le cheval qui s'abat plein d'écume;
Demain, o conquérant c'est Moscou qui s'allume
La nuit, comme un flambeau;
C'est votre vieille garde au loin jonchant la plaine;
Demain c'est Waterloo; demain, c'est Ste.-Hélène;
Demain c'est un tombeau.

„O leçon, o revers!“ ruft der Dichter weiter aus; nachdem man dem Kinde eine Königskrone als Spielzeug gegeben, nachdem ſein Vater für ihn ſo viele Schlachten gewonnen; nachdem man den Marmorfuß ſeiner Paläſte tief in die Erde eingegraben:

Lorsqu'on eût pour sa soif posé devant la France
Un vase tout rempli du vin de l'espérance,
Avant qu'il eut gouté de ce poison doré:
Avant que de sa lèvre il eût touché la coupe,
Un cosaque survint qui prit l'enfant en croupe
Et l'emporta tout effaré etc.

Das Gedicht ſchließt mit folgenden erhabenen Betrachtungen über die Stürme der Zeit:

Pourtant cette tempête est lourde
Aux princes comme aux nations;
C'est une mer aveugle et sourde
Qu'un peuple en révolutions.
Que sert ta chanson, o poète!
Les chants que ton génie émette,
Tombent à la vague enquête
Qui n'a jamais rien entendu;
Ta voix s'enroue en cette brume,
Le vent disperse au loin ta plume,
Pauvre oiseau chantant dans l'écume
Sur le mât d'un vaisseau perdu.
Longue nuit, tourmente éternelle,
Le ciel n'a pas un coin d'azur:
Hommes et choses pêle-mêle
Vont roulant dans l'abîme obscur.
Tout dérive et s'en va sous l'onde;
Rois au berceau, maîtres du monde,
Le front chauve et la tête blonde
Grand et petit Napoléon:
Tout s'efface, tout se délie,
Le flot sur le flot se replie,
Et la vogue qui passe oublie
Léviathan comme algue.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 271. — 27. September 1832.

Bemerkungen zu dem k. k. östreichischen Präsidialvortrage über die Maßregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im deutschen Bunde und über diese Maßregeln selbst.

(Beschluß aus Nr. 270.)

Nun aber setzt man die ganze Wahrheit in die Aussprüche des einen und die ganze Lüge in die Aussprüche des andern Extrems, identificirt mit den Männern desselben die Männer der echten Mitte; mit dem dem Extreme angehörigen Journalismus allen Journalismus; mit dem Ungeiste wilder Volkshaufen den Geist der Ständeversammlungen, und zeigt dann dem Fürsten ein gesetzliches und getreues Volk als ein ungesetzliches und untreues, und verwandelt so, indem man Regenten und Volk gegen einander mistrauisch macht, die gesunde öffentliche Meinung in eine scheinbar krankhafte und thut alles Mögliche, um diesen Schein in ein Sein zu verkehren.

Auch nimmt diese angeblich krankhafte öffentliche Meinung noch gar nicht die drohende Gestalt an, welche man so sehr fürchte: oder doch zu fürchten scheint, weil man Das, was das eine Extrem für solche fälschlich ausgibt, unbegreiflicherweise, wenn wirklich, auch für die öffentliche Meinung hält.

Wir Andern, die wir, ohne die Salons und deren Getriebe zu ignoriren, in und mit dem Volke in allen seinen Abstufungen leben, ohne dort und hier eine falsche Popularität zu suchen, und die wir unsere Kenntniß der öffentlichen Meinung nicht aus den Berichten diplomatischer Agenten schöpfen, welche, um ihre Stellen zu behalten, die Thatsachen in den Gesichtspunkt stellen müssen, von welchem aus ihre Minister die Dinge betrachtet wissen wollen, sondern aus den Bedürfnissen und den legitimen Wünschen des Volks: wir können die drohende Gestalt, welche die öffentliche Meinung angenommen haben soll, nirgends finden, wo sie von einigem Gewichte wäre; wir wissen vielmehr, daß sich jede gute Regierung in dem oben (in der Abhandlung über die Unmöglichkeit moderner Freistaaten) bezeichneten Sinne mit voller Zuversicht auf die Massen des Volks stützen könne, und die echte öffentliche Meinung nur dann eine drohende Gestalt annehmen dürfte, wenn sie sich einer andern drohenden Gestalt gegenüber finden müßte.

Thue recht, fürchte Gott und scheue Niemand! Das ist das Gebot der echten Liebe und die Quintessenz aller Regierungsweisheit.

Mit der Anwendung dieses Mittels beschwört die Regierung jede Gefahr, der sie ohne dessen Gebrauch ebenso gewiß unterliegt, als es gewiß ist, daß eine Gerechtigkeit im Himmel und eine Nemesis in der Geschichte waltet.

In dieser bescheidenen, einfach wahren und bundesrechtlichen Sprache wird jeder Satz des Hrn. Präsidialgesandten gewissenhaft, einsichtsvoll und kräftig besprochen.

Es wird nachgewiesen, daß in dem Präsidialvortrage Thatsachen zu Grunde gelegt worden sind, welche wol gewissen Höfen als unzweifelhaft erscheinen möchten, die aber, von Staatsmännern gewissenhaft geprüft, wol etwas anders sich gestalten und daher auch zu andern Ansichten führen dürften.

Nachdem Wangenheim schon zum ersten Abschnitte des Präsidialvortrages einigen solchen, als Thatsachen angegebenen Verhältnissen andere Thatsachen, durch welche, ohne Schuld der Völkerschaften des deutschen Bundes, Misverhältnisse herbeigeführt wurden, gegenübergestellt hat, welche durch die aus den Ansichten jener Höfe hervorgegangenen und in Vorschlag gebrachten Mittel zuverlässig nicht werden gehoben werden, da dieses physisch, politisch und moralisch unmöglich ist, wirft er folgende Fragen auf, deren Beantwortung dem unbefangenen Sinne eines jeden schlichten und redlichen Mannes nicht schwer fallen dürfte:

Hat die rohe Gewalt aufgeregter Volkshaufen noch anderswo als in Braunschweig, Kurhessen und Sachsen, und etwa in Hanover die Veranlassung zu einer Modification der Regierungsform gegeben? Was regte die Volkshaufen dort zum Gebrauche roher Gewalt auf? Der rechtmäßige Gebrauch der Regierungsmacht in Braunschweig und Kurhessen? der rechtmäßige Gebrauch der magistratischen Befugnisse und die zweckmäßige Anwendung der Regierungsmacht in Dresden und Leipzig? der umsichtige Gebrauch der Regierungsmacht in Hanover? Gab die Gewalt der aufgeregten Volkshaufen in jenen Ländern zu den spätern Modificationen der Regierungsformen derselben etwas mehr als die Veranlassung zum Nachdenken über die Mittel, solchen Ausbrüchen des Volksunmuths auf die gründlichste Weise zuvorzukommen, und zu der Einsicht, daß, dem gegebenen Worte getreu, die Verfassung zu einer Wahrheit zu machen, das gründlichste aller Mittel gegen die rohe Gewalt in die Hände der Regierung lege? Werden wol die Regierungen in Braun-

schweig, Kassel, Dresden und Hanover am Bunde und vor ganz Europa erklären, daß sie zu den Zugeständnissen, die sie machten, durch die rohe Gewalt aufgeregter Volkshaufen genöthigt worden seien, und daß diese Zugeständnisse ihre Macht, gut zu regieren, gelähmt haben? Hat selbst der bairische Rheinkreis, wo doch die Aufregung vor allen deutschen Landen am stärksten war und ist, dann, wenn seine Stimme durch einen andern Mund als den einiger wilden Demagogen vernommen werden konnte, etwas Anderes verlangt als Aufrechthaltung der bestehenden Gesetze? Hat der erbitterte Streit in Nassau nicht einen tiefern und zugleich rechtlichern Grund als die rohe Gewalt aufgeregter Volkshaufen? Hätten die Tollheiten in der Stadt St.-Wendel zu der Höhe steigen können, wenn diese Stadt vom Hauptlande nicht so weit entfernt und an dieses durch irgend ein wahres Interesse gebunden wäre? Will man den Streit um die Thorsperre in Frankfurt und den tollen Kampf zwischen einigen Journalisten und ihren Partisanen in Nürnberg zu den bedenklichen Zeichen der Zeit rechnen? Kann das unbelehrte Volk in den Grenzländern der beiden Hessen dasjenige Mauthsystem lieben, welches in Deutschland den Bruder vom Bruder trennt, und wer feuerte sie zu jenen Ausbrüchen an, wer belehrte sie eines Bessern?

Welche extensive und intensive Macht haben alle diese Tumulte und Meutereien erlangt? Welche Lorbern haben sich die Redner in den verschiedenen Volksversammlungen erredet, welchen Anhang haben sie gewonnen? Hat eine einzige Regierung eines Bundesstaats des militairischen Beistandes seines Nachbarn oder gar des Bundes bedurft, um dem Gesetze Gehorsam zu verschaffen? Hat eine einzige solche Regierung, die koburg-gothaische ausgenommen, welche in dem von dem Hauptlande so weit getrennten St.-Wendel die gehörige Macht nicht haben konnte, nachbarschaftliche Hülfe angesprochen? In welchem Theile von Deutschland ist durch jene Tumulte und Meutereien die verfassungsmäßige Macht der Regierung geschwächt worden?

Welche Beschlüsse der bairischen, badischen und kurhessischen Kammern haben den bairischen, badischen und kurhessischen Regierungen Zugeständnisse von Rechten abgenöthigt, deren sie sich im wohlverstandenen Interesse ihrer Unterthanen, im Interesse der öffentlichen Ordnung und im Interesse eines gesetzlichen Zustandes nicht hätten entäußern sollen?

Welche jener Kammern hat auch nur einen Antrag gemacht, eine Petition eingereicht, welche mit dem echten moralischen Principe und mit der Erhaltung der öffentlichen und zugleich gesetzmäßigen Ordnung unvereinbar gewesen wäre?

Welche jener Kammern hat, um die verfassungsmäßige Führung einer Regierung unmöglich zu machen, das ganze Budget verworfen? Und gibt es nicht Fälle, wo ein ganzes Budget, wenn es nämlich auf einem verderblichen Finanzsysteme aufgebaut ist, verworfen werden muß, und, wie in den Niederlanden, an deren Verfassung ein deutscher Bundesstaat Theil hat, mehr als einmal geschehen, das ganze Budget verworfen werden kann, ohne daß dadurch die verfassungsmäßige Führung der Regierung unmöglich gemacht, sondern nur die Vorlegung eines andern Budgets herbeigeführt wird?

Kann eine ständische Verfassung einen Werth haben, wenn die Kammern nicht diejenigen Abgaben verweigern dürfen, deren Nothwendigkeit oder wahrhaft nützliche Verwendung ihnen nicht nachgewiesen werden kann?

Kann man Neigungen für oder gegen den Bund gebieten oder verbieten?

Kann ein Bund nur wohlthätig, oder kann er nicht auch verderblich wirken, je nachdem der Geist ist, der in ihm wirkt?

Sollten ständische Versammlungen, welche das Wohl des Volks und dessen Interessen vertreten, auch den schlechten Geist, wenn er ein schlechter ist, nicht angreifen dürfen, und könnte der Bund, wenn er von einem schlechten Geiste beseelt wäre, ohne Appellation decretiren: sein Geist sei kein schlechter, sondern ein guter? Und soll ein solcher Angriff auf einen schlechten Geist nicht laut werden dürfen?

Indem diese Fragen, die leicht noch vermehrt werden könnten, aufgeworfen werden, will Der, welcher sie aufwirft, weder die Meutereien der rohen Volkshaufen, noch übertriebene, leidenschaftliche, oder im juristischen Sinn beleidigende oder gar verleumdende Aeußerungen gegen die Regierungen und gegen die Bundesversammlung, oder extravagante Motionen einzelner Mitglieder jener Kammern vertheidigen oder gar gutheißen: allein darauf sollen sie hinweisen, daß jenen Ansichten der Höfe von Oestreich und Preußen Ereignisse zum Grunde gelegt sind, welche nicht so furchtbar waren, als man sie darstellt, daß man der Masse der deutschen Nation Gesinnungen zutraut, die sie nicht hegt, den Kammern aber Absichten, von denen die Majorität in ihnen so weit entfernt ist als die Vernunft von der Unvernunft, und daß daher die vorgeschlagenen Maßregeln, selbst wenn sie legal wären, doch unadäquat erscheinen und noch mehr aufregen müssen.

Um wie viel mehr müßten aber jene Maßregeln die legitime Misstimmung der Gebildetern und Ungebildetern in Deutschland dann steigern, und welche scheinbar gerechte Waffen würden jene Maßregeln den auf illegitime Weise Misgestimmten dann in die Hände geben, wenn die von den Höfen Oestreichs und Preußens bei der Bundesversammlung in Antrag gestellten Beschlüsse weder durch die ursprüngliche Bundesacte noch auch durch die wiener Schlußacte, welche den Grundcharakter des Bundes nicht verändern wollte und durfte, gerechtfertigt werden könnten? Und es gehört nicht sonderlich viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu dem Beweise, daß jene in Antrag gebrachten Beschlüsse weder auf die eine noch auf die andere Art zu rechtfertigen sind.

Der Mangel an Raum gestattet uns nicht, hieran die Sätze zu knüpfen, in denen das Gesagte näher bewiesen wird. Wir setzen dabei voraus, daß ohnehin jeder der deutschen denkenden Welt Angehörige dieses Meisterstück ihres hochgefeierten Publicisten in seinem ganzen Umfange lesen und wieder lesen und wohl beherzigen werde. Unsere Pflicht war

nur, die allgemeine Aufmerksamkeit so früh als möglich darauf zu lenken. Zu diesem Zwecke begnügen wir uns nur noch mit der Bemerkung, daß Wangenheim für jeden Unbefangenen den Beweis geführt hat, daß die drei Artikel der wiener Schlußacte, welche die von den Höfen Oestreichs und Preußens bei der Bundesversammlung in Antrag gebrachten Beschlüsse begründen sollen, als wirklich und allgemein normirende Bundesbeschlüsse weder durch die ursprüngliche Bundesacte, d. h. durch den Grundvertrag und durch das erste Grundgesetz des Bundes, noch auch durch die Schlußacte, die den Grundcharakter des Bundes nicht verändern wollte und nicht verändern durfte, gerechtfertigt werden können. Und so fällt natürlich zugleich mit der eingestürzten Begründung auch das vermeintlich dadurch Begründete hinweg, d. h. die in Antrag gebrachten, in sechs Artikeln zusammengesetzten Maßregeln fallen als solche zusammen und stehen nur noch als Wünsche da, welche erfüllen kann, wer mag, und nicht erfüllen kann, wer es nicht darf.

Zuletzt erfüllen wir eine angenehme Pflicht, unsern Lesern auch vorzutragen, wie Wangenheim über folgenden Beschluß der Bundesversammlung: „In Beziehung auf den Misbrauch der periodischen Presse sieht die Bundesversammlung dem Vortrage ihrer in der vierzehnten diesjährigen Sitzung gewählten Commission wegen Einführung gleichförmiger Verfügungen hinsichtlich der Presse entgegen, um hierauf einen endlichen Beschluß fassen zu können, und sie erwartet mit Vertrauen von dem Eifer der Commission, daß sie die ihr übertragene Aufgabe in dem Sinne obiger Proposition baldigst lösen werde", denkt. Ueber diesen im Sinne der Propositien Oestreichs und Preußens gefaßten Beschluß fragt er zuvörderst:

1) Wo denn der Mensch oder der Verein von Menschen lebe, oder auch lebend nur gedacht werden könne, welcher im Stande sei, zu beurtheilen und unzweideutig zu bestimmen: a) in welchem allgemein geltenden Sinne einem Schriftsteller das Prädicat eines „achtungswerthen" ertheilt oder entzogen werden müsse, und ob nicht, je nach dem wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen und politischen Standpunkte der Menschen, dem Einen ein Schriftsteller achtungswerth erscheinen werde, während dem Andern derselbe Schriftsteller verachtungswürdig und einem Dritten nur gleichgültig erscheinen würde. b) Ob sich auf eine allgemein geltende Weise jemals wird bestimmen lassen, wo die Thätigkeit eines Schriftstellers, die natürlichen, in dem providentiellen Entwickelungsgange der Menschheit liegenden Fortschritte des menschlichen Geistes zu fördern, eine nützliche oder nachtheilige sei, nachdem die Welt die Erfahrung gemacht hat, daß die gelehrten, frommen und patriotischen Pharisäer Christum kreuzigen ließen, während ein großer Theil der Menschheit die Befolgung seines Evangeliums heute noch als Bedingung der Seligkeit mit Recht betrachtet?

Wir geben aus voller Ueberzeugung und ganz unumwunden zu, daß seit einiger Zeit die Preßfreiheit in einzelnen deutschen Ländern auf das Schändlichste gemisbraucht worden sei, wenngleich wir fortwährend behaupten, daß selbst dieser Misbrauch das mit Recht Bestehende in Deutschland, in dem besonnenen Deutschland, nie zu erschüttern, nie umzuwälzen vermocht habe, noch vermöge. Nicht dieses Erschüttern und Umwälzen des mit Recht Bestehenden fürchten wir von der, allerdings eingerissenen Preßfrechheit; wol aber ein Verderbniß des nationalen Geschmacks, der stets ein unwissenschaftliches Gerede, den Schmutz, die Klatscherei, das Pasquill, die Entstellung der Thatsachen, die Lüge und die Verleumdung mit Unwillen von sich zurückstieß — es ist der rein verneinende — mephistophelische — Geist, welchen wir hassen und bekämpfen, der sich in manchen, namentlich in solchen Blättern ergeht, welche für das ungebildetere Publicum, das sie Volk nennen, berechnet sein soll.

Dennoch aber müssen wir

2) fragen: a) ob nicht in Deutschland dem schändlichen Misbrauche der Preßfreiheit ein ehrenwerther Gebrauch derselben mit weitüberwiegender sittlicher, religiöser und politischer Kraft gegenübergestellt sei, und ob es gestattet sein könne, die Schriftsteller aller Art der allgemeinen, im Widerspruche mit der Bundesverfassung sowol als mit den Landesverfassungen stehenden, heute noch angewendeten Maßregel der Censur zu unterwerfen; b) ob diese Censur nur jenen Schriftstellern die Flügel beschneide und immer mehr beschneiden werde, welche in der That und Wahrheit auf die „Erschütterung und Umwälzung" des rechtlich Bestehenden und auf die „Lästerung des Höchsten und Heiligsten" hinwirken, oder nicht vielmehr auch denjenigen Schriftstellern Fesseln anlege und immer mehr anlegen werde, welche das mit Unrecht Bestehende durch Waffen des Geistes bekämpfen und die Profanation des Höchsten und Heiligsten da, wo es nur zum Deckmantel des Niedrigsten und Unheiligsten misbraucht wird, aufdecken? und c), ob es für die Staaten und deren Regierungen gefahrloser ist, wenn revolutionnaire Gesinnungen und Bestrebungen im Dunkel des Geheimnisses zur That reifen, als wenn dieselben, wie der Herr Präsidialgesandte klagt, an das helle Tageslicht hervortreten, wo sie nur für schlechte Regierungen bedenklich werden können?

Die Commission der hohen Bundesversammlung aber möge so gut wie die verantwortlichen Minister der constitutionnellen Bundesfürsten wohl bedenken, daß 1) die Bundesacte im Art. 58 derselben nicht, wie der Herr Präsidialgesandte sagt, „von Verabredungen über gleichförmige Verfügungen hinsichtlich der Presse" spricht, sondern vielmehr unter denjenigen Rechten, welche nach einer, zwischen den verbündeten Fürsten und freien Städten bereits getroffenen Uebereinkunft den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten zugesichert sind, ausdrücklich auch die Preßfreiheit aufzählt, und daß die Bundesacte in ihrem 18. Art. demnach der Bundesversammlung nur die Pflicht auferlegte, bei ihrer ersten Zusammenkunft in Beziehung auf die bereits zugesicherte Preßfreiheit gleichförmige Verfügungen zu treffen, wodurch einerseits der freie Gebrauch der Presse gesichert, andererseits aber der Misbrauch der freien Presse durch eine einsichtsvolle Preßgesetzgebung möglicherweise erschwert und, wo er dennoch stattfinde, im richtigen Verhältnisse zu den, mittels der Presse verübten Vergehen und Verbrechen bestraft werde. 2) Daß die Verfassungsurkunden deutscher Staaten, welche die eigne Preßgesetzgebung der Gesetzgebung des Bundes unterwarfen, dieses nur in dem soeben dem Buchstaben und Geiste der Bundesacte gemäß entwickelten Sinne thaten; und 3) daß es Verfassungsurkunden deutscher Staaten gibt,

welche, weil die Bundesversammlung, seit der Eröffnung des Bundestages bis heute, Das noch nicht vollbrachte, was sie bei ihrer ersten Zusammenkunft vollbringen sollte, und, wenn es sich um die Einführung der Censur hätte handeln dürfen, sofort würde haben vollbringen können, daß es, sagen wir, Verfassungsurkunden gibt, in welchen die Freiheit der Presse vertragsmäßig festgesetzt und durch das Wort der Regenten, an deren echt fürstlicher Würde Niemand ohne Hochverrath zweifeln und deuteln darf, gewährleistet ist.

Wie redlich es im Busen Wangenheim's bei dieser ganzen Sache aussieht, beweisen seine nachstehenden Schlußworte:

Niemand als wir kann wärmer wünschen, daß ein auf gemeinsamen Interessen der deutschen Fürsten und Völker gegründeter deutscher Bund erstehen und bestehen möge; Niemand als wir kann zugleich entfernter von dem Wahne sein, daß das Rechte, Schöne und Gute durch Anwendung von gewaltthätigen Mitteln begründet, entwickelt und im Leben verwirklicht werden könne; Niemand kann heißer als wir für das Wohl von Deutschlands Fürsten und Völkern zu Gott, dem Allmächtigen, beten: allein, bis wir eines Bessern belehrt werden, glauben wir in unserer redlich erworbenen und in der besten Absicht freimüthig ausgesprochenen Ueberzeugung nicht zu irren, daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege das, von allen guten und rechtlichen Menschen, und darunter gewiß auch von den deutschen Fürsten ersehnte Ziel nicht werde erreicht werden können.

Möchten die erlauchten Lenker der deutschen Staaten nach diesen wohlmeinenden Winken über die rechte Bedeutung und Allmacht der Zeit zum Segen ihrer Völker ins Klare kommen, und die Keime der gegenwärtigen Entwickelung der Intelligenz, des Nationalgefühls, der neuerwachten Interessen, den herrlichen Gotteskern, den sie selbst durch Verfassungen hoffnungsvoll und freudig in die heimathliche Erde senkten, nicht selbst zertreten durch Maßregeln, die — das an und für sich löbliche Ziel: wirklichen Tollheiten und Schwindeleien einzelner Phantasten zu begegnen, überschreitend — dem Vorwurfe entbehrlicher Gewalt Nahrung geben, und statt zu heilen und zu versöhnen, vielleicht gar die wilde Regsamkeit jener Einzelnen in einen ungeregelten Freiheitsdrang selbst des gemäßigten Theiles der Nation umwandeln könnten. Indem wir diese verzeihliche Furcht, hingesehen auf die Wirkungen, welche die besprochenen Beschlüsse selbst bei ruhigen und achtungswerthen Staatsbürgern hervorgebracht haben, mit gutem Bedachte aussprechen, rufen wir den Gewaltigen der Erde die schöne Stelle ins Gedächtniß, mit welcher Johannes von Müller seine allgemeine Geschichte beschließt: „Ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt herüberschimmernden Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannichfaltige Reiche der Cäsaren, Attila, Araber, Mongolen, Tataren; Fürsten der Gläubigen am Tigris und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber, und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorberte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken und unerschüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern, — stehet auf! Wer waret ihr? Die ersten der Menschen? Selten! Die besten der Menschen? Wenige! Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren ineinandergreifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung unter unaufhörlichem Gepraſſel, Geschrei und Schnattern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit, Mäßigung und Ordnung. Wer es überhört, der ist gerichtet! Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte!" 139.

Die Maschine ist nothwendig. Von Ludwig Hoffmann. Berlin, Nauck. 1832. Gr. 8. 12 Gr.

Es ist bereits öfters versucht worden eine Art von Schreingedichten zu fertigen, in denen das Sylbenmaß und der Reim zwar richtig, aber das Ganze ohne Sinn ist, um dadurch die moderne Poesie zu bespötteln oder den Leser zu necken. Wenn der Verfasser der angekündigten Schrift einen ähnlichen Zweck beabsichtigt, nämlich das Publicum dadurch zu mystificiren denkt, daß er 94 Seiten schreibt, aus denen auch nicht ungefähr ein Inhalt hervorgeht, so hat er seine Tendenz erreicht; aber der Scherz ist dann zu weit ausgedehnt. Im Anfange wird von der Gottheit unergründlichen Zwecken in unergründlichen Redensarten gesprochen, dann der Naturzustand des Menschen nebst der positiven und natürlichen Religion mit wunderlichen Worten berührt, hierbei nebenbei abgehandelt, daß jede gemeine Handarbeit geistig künstlerisch zu schaffen sei, daß weder Straßenfiedler noch Marionetten das allgemein verbreitete ästhetische Gefühl stören dürften, weshalb es großen Tadel verdiene, wenn in dem Schauspiel: „Die Jungfrau von Orleans", Scenen weggelassen würden, sowie daß die „Weihe der Kraft" vom Theater verschwände, worauf die arithmetische Betrachtung, daß eine Elle Cattun à 20 Sgr. durch Maschinen zu 10 Sgr. gefertigt werden könne, zu einem Katechismus führt, in welchem das Lob der Maschinen der Jugend eingeprägt werden soll, bis endlich das Ganze zu der Fiction eines Eldorado führt, wo alle Acker- und sonstige Arbeit durch Dampf und Maschinen vollbracht, die Bewohner, bequem ernährt, über Kunst und Wissenschaft radotiren, indem der Knecht im Tasso liest, die Handwerksgesellen über Integralformeln disputiren u. s. w. Speciell anführbar scheint mir nur eine Stelle dieses curiosen Tractätchens zu sein, nämlich die, wo der Verf. S. 17 sehr scharfsinnig sagt: „Ich höre im Geiste den Leser fragen: ist der Verfasser wahnsinnig?" 86.

Miszellen.

Kurze Zeit bevor Georg I. in England angekommen, war eine Bekanntmachung erlassen worden, durch welche Demjenigen eine Belohnung von 100,000 Pfund zugesichert wurde, welcher den auf den schottischen Inseln gelandeten Kronprätendenten, Karl Stuart, gefangen einliefern würde. Auf der ersten Maskerade, welche der König besuchte, näherte sich ihm eine unbekannte Dame in Domino und lud ihn ein, mit ihr am nächsten Schenktisch ein Glas Wein zu trinken. Er begleitete dieselbe, und indem die Maske ein gefülltes Glas ergriff, sagte sie zu ihm: „Wohlan, Maske, der Prätendent soll leben!" Hierauf reichte dieselbe dem König ein anderes gefülltes Glas, derselbe ergriff es und erwiderte mit Wohlwollen: „Ich trinke aus vollem Herzen auf das Wohl jedes unglücklichen Fürsten."

Jemand wurde gefragt, ob er das satirische Buch von Sterne: „Reden an Esel", gelesen habe. Der Befragte verneinte es mit den Worten: „Nein, ich habe es nicht gelesen, und kann, solches zu lesen, der Titel mich am wenigsten bestimmen, denn er ist gar zu anzüglich." 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 272. — 28. September 1832.

Friedrich von Matthisson's literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. Erster und zweiter Band. Berlin, Mylius. 1832. Gr. 12. Preis für vier Bände 4 Thlr.

Matthisson, geb. 1761, gest. 1831, ist ein Dichter des vorigen Jahrhunderts, in welches seine Jugendbildung fällt. „Werther", „Siegwart" und „Sophiens Reise" wirkten auf ihn, wie auf seine Mitschüler in der Lehranstalt zu Kloster-Berge in Magdeburg, er wird späterhin Lehrer am Basedow'schen Philanthropin zu Dessau, verläßt dieses als Privaterzieher, reist, lebt bei seinem Freunde Bonstetten in der Schweiz, übernimmt wieder die Leitung eines Knaben, tritt 1795 in Anhalt-Dessauische Dienste als Lector und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin, lebt in Italien, der Schweiz und Deutschland an verschiedenen Orten, erhält den würtembergischen Adel, heirathet, kommt nach dem Tode der Fürstin als geheimer Legationsrath und Mitglied der Oberintendanz des Hoftheaters und Oberbibliothekar nach Stuttgart (1811), verliert seine Gattin durch den Tod (1824) und zieht sich, einige Jahre später von der gnädigen Dienstentlassung seines Fürsten begünstigt, nach Wörlitz zurück, wo er mit sinkender physischer Kraft entschlummert. So lesen wir in seiner Selbstbiographie, welche den ersten der vorliegenden Bände beschließt.

Das Sanfte, Rührende, landschaftlich Malerische seiner Gedichte haben ihm viel Freunde erworben, und in einer elegisch-sehnenden, den Eindruck schöner Naturscenen suchenden und ungestört genießenden Zeit mußte seine „Elegie, in den Ruinen eines Bergschlosses geschrieben", und sein „Genfersee" u. s. w. allgemeinen Anklang in den Gemüthern finden. Ein gegenwärtig härteres und heftigeres Zeitalter, nicht durch „Werther" und „Siegwart" gebildet, dessen Menschen entweder noch die französische Tyrannei und den Befreiungskrieg im Sinne haben, oder wenigstens durch Griechenkampf, spanische, portugiesische, amerikanische Geschichten, durch Polens Schicksal, Julitage in Frankreich, durch die Cholera und den Bundestag ganz anders bearbeitet sind, wird Matthisson's dichterische Stimmung zu weich, den Ausdruck derselben zu schwächlich finden, und die bisweilen spielende und am Kleinen haftende Sentimentalität des Dichters geringzuschätzen geneigt sein. Dasselbe gilt von den Lebens- und Freundschaftsverhältnissen, die für Matthisson's Dasein große Bedeutung besitzen; wie man sich bei eingetretener Trennung wiederzusehen trachtet, miteinander genießt, alte Gesinnungen bewahrt und durch Briefe auffrischt, Fürstenhuld gebührend ehrt und schätzt, und eine gewisse abgeschlossene Harmonie der Gleichgesinnten und Theilnehmenden als etwas Würdiges, durch Mittheilung sich und Andere Erfreuendes nicht müde werden kann zu preisen. Gegenwärtig wirkt und findet Beifall das Zerrissene, mit sich und der Welt Zerfallene, was Fürsten schmäht, Freundschaft ablehnt, das Vaterland verspottet, dem Witz und seinem Gelächter Alles preisgibt, wie Börne's „Briefe" und andere Schriften. Der Geschmack eines Zeitalters läßt sich anfeinden, aber nicht ändern; Ref. will das Erstere nicht thun und das Letztere nicht versuchen, inzwischen gesteht er gern bei dem Vergleiche seine Vorliebe für das vergangene Jahrhundert, wenn auch die Dichter und Schriftsteller desselben ihr Eigenthümliches oft zu sehr ins Einzelne und Breite treiben und dadurch mancher nachsichtigen Gunst bedürfen.

Hier ließe sich also fragen: Warum sind vorliegende Bände gegenwärtig gedruckt? Vor 40 Jahren wäre nicht zu fragen gewesen; da lebten noch alle Gleichgesinnten, und das Kleinste wie das Größte aus der Feder eines beliebten Mannes und seiner Freunde wurde willkommen geheißen; auch gab es noch wenigere Bücher dieser Art. Nun aber sind die besten Leser todt und die schlimmsten leben. — Der Herausgeber, ein Schwager des Verstorbenen, sagt uns: „er habe von mehren Seiten den Wunsch gehört, den Nachlaß drucken zu lassen; es gebe noch viele näher befreundete Personen Matthisson's, für welche selbst das Unbedeutende von Interesse sei, die gehaltvollen Briefe seiner Sammlung habe Matthisson selbst noch geordnet." Entgegnen ließe sich: „Die Wünsche, drucken zu lassen, erklingen oft von Wohlwollenden, welche ihre eigne Ansicht für diejenige des Publicums halten; die befreundeten Personen eines Mannes, der im Alter stirbt, sind gewiß nicht in großer Anzahl, und ein Schriftsteller betrügt oft sich selbst in Absicht seines Publicums, zumal wenn er früher von demselben verzogen gewesen." Außerdem ist ja gewiß schon das Merkwürdigste des Reiselebens und der freundschaftlichen Verbindungen in Matthisson's „Erinnerungen", sowie in andern Briefsammlungen, aufbewahrt, weswegen die Nachlese kaum bedeutend sein kann. Hätte

man also nicht drucken lassen, so wäre vernünftigen Erwägungen Raum gegeben, und das Publicum hätte den Mangel nicht gefühlt, die Selbstbiographie hätte wol ihren Platz in einer dafür geeigneten Zeitschrift gefunden. Nun aber gedruckt worden ist, braucht Niemand gerade zu schmähen, denn er kann ja das Buch an sich vorübergehen lassen. Da so ungemein viel zu viel gedruckt wird, verliert die Ueberflüssigkeit des Einzelnen an Bedeutsamkeit, sie trägt, wie der einzelne Mensch, die Sünde des Geschlechts und ein allgemeines, die individuelle Bescholtenheit milderndes Schicksal der Verdammniß.

Gleich zu Anfange finden wir Mittheilungen aus Matthisson's Tagebuche als Fortsetzung seiner „Erinnerungen". Sehr gut, wenn Jemand Tagebücher führen mag, wohin er gereist, wo und bei wem er gespeist, was er gesehen, gelesen und gesprochen; wiewol das Lästige solches Geschäftes nicht verkannt werden kann, und ein Reisender einst, der sein Tagebuch führte, außerordentlich froh war, daß die sehr angenehme Reise zu Ende ging, blos um kein Tagebuch mehr zu führen. Es ließe sich denken, daß Jemand gern stürbe, um des Schreibens der Tagebücher überhoben zu sein. Nicht so bei M., dem das Niederschreiben des Erlebten und Gehörten doppelten Genuß gewährt zu haben scheint, und der von seinen Empfindungen für die Erinnerung auf keiner Station etwas verlieren will. So schreibt er in Besigheim: „Ich wäre denn, Gott Lob gesunder als beim Auslaufen vor drei Monaten, wieder dem Punkte nahe, wo ich nun ausrasten und durch Beschäftigung die Geister des Unmuths beschwören will. Unter den Fenstern meines Zimmers rauscht der Neckar wie zum Heimathgruße. Aber die Elbe bei Magdeburg rauschte mir doch heimathlicher. In Heilbronn fand ich Poste restante einen lieben Brief aus jener geliebten Stadt von meiner Schwägerin Louise Schoch." Im Jahr 1829 heißt es zu Merseburg: „Eine kleine, aber glückliche Tagereise, ohne das mindeste Abenteuer. Um 6 Uhr saß ich mit meinem jüngsten Schwager Rudolph in meinem alten treuen Oberonswagen u. s. w. Vor 4 Tagen brachte Mamsell Pizili, das zierliche Hündchen, welches ich von Stuttgart mit nach Wörlitz brachte, zwei männliche Junge zur Welt, die Ariel und Oberon getauft wurden." Mehr werth ist die Notiz vom Postdirector in Köln, daß trotz der Dampfschifffahrt in Jahresfrist 33,000 Personen mit Extrapost expedirt wurden. In Bonn ging M. aus, um den Rhein wiederzugrüßen. Der heftiger werdende Regen nöthigte ihn, in einem öffentlichen Garten unter eine bedeckte Kegelbahn zu flüchten, wo ehrsame Bürger unter allerlei politischen Gesprächen die Kugel handhabten. Als er zurückkommt in seine „liebe Klause" zu Wörlitz, sagt das Tagebuch: „Leider sprang mir diesmal meine Pizili nicht entgegen! Das hübsche Thier war wenige Tage nach meiner Abreise sehr wahrscheinlich an Gift gestorben, denn der Hüter des Gartens, ein großer Kettenhund, war zu gleicher Zeit mit den nämlichen Symptomen verschieden." Es steht aber auch Anderes im Tagebuch, und wir haben boshaft ausgesucht. Folgen kleine Gedichte, Charaden, artige Kinder gefälliger Dichtung. Folgt Fremdes und Eignes, wie Schriftsteller Dergleichen zur Beihülfe ihres Gedächtnisses aufzuzeichnen pflegen; Manches bekannt, Manches sehr gewöhnlich, wie: „Claude Lorrain, der sanfte Liebling des Morgensterns, der Sohn der Abendröthe"; Manches sehr wahr, wie: „Xantippe hat ihre Schule bei weitem glücklicher fortgepflanzt als Sokrates die seinige." — Der Selbstbiographie wurde schon erwähnt, ihr ganzer Ton der Abfassung zeigt den liebenswürdigen gemüthlichen Menschen.

Den zweiten Band füllen Briefe, die gewiß von ihrem Empfänger gern gelesen wurden. Der alte kopenhagner Freund Sander zeigt sich als einen wackern trefflichen Mann, dessen unglückliche Liebe (1795) Theilnahme verdient, seine Mittheilungen sind unbedeutend. Friederike Brun, geb. Münter, ist als Schriftstellerin und warme Freundin Matthisson's bekannt, ihre Herzlichkeit und ihr Enthusiasmus, z. B. für die Griechensache, verleugnen sich auch hier nicht. Ganz recht sagte sie (1819): „Wir ältern Dichter müssen zusammenhalten gegen den Waldstrom des romantisch-poetisch-poetischen Unsinns. Schon ist der Augenblick gekommen, wo man sich wieder laut und öffentlich zu den Grundsätzen bekennen mag, von denen Bürger, die Stollberge, Hölty, Voß, Salis, Du und Deine treue Schwester niemals abgewichen sind." Aber Niemand entgeht dem Geschick; denn es ist unwahr, was sie schreibt (1820): „Jung waren wir, jung sind wir, jung bleiben wir, zur ewigen Jugend erwachen wir." Die Jugend nämlich will die Altjungen nicht anerkennen und stürmt neben ihnen fort mit Saus und Braus. Tröste sich Jeder damit, was die Briefstellerin später anmerkt (1822): „Wie die Undankbaren nun mit Göthe umgehen, nachdem sie ihn 30 Jahre lang wie einen Dalai Lama vergöttert haben!" — Die Briefe von Salis sind ganz unbedeutend, aber Ausdruck anhänglicher Freundschaft. Die von Haug enthalten manches Artige, z. B.:

Nächstens wecken Uhland und Schwab,
Freunde des Hölderlin,
Außer Hyperion, Ihn,
Der begraben ist ohne Grab,
Wieder auf durch Gedichte,
Die er vor dem Gerichte
Seiner Zerrüttung, reifer schon,
Dichtet' in eignem kräftigen Ton,
Sodaß seine Schilleriaden,
Und der Rosegarten-Bombast
Bleiben im Pulte sonder Schaden,
Und, in Perlenschnüre gefaßt,
Nur das Gewählte bessrer Art
Sich dem Lesenden offenbart.
Also zeigt er in einem Bande
Genial sich dem Vaterlande.

Alles geht in Einem Bande leichter und besser, dürfte man sagen, und Vieles von Haug's Briefen nimmt sich weniger gut aus in der Hellung des Drucks. Was August v. Rode schreibt, ist geringfügig, höchstens das scharfe Urtheil über J. J. Rousseau's moralischen Charakter erheblich, wofür jedoch die Belege in den „Bekenntnissen" dieses Mannes offen genug vorliegen. 77.

Estratto del processo in materia di ribellione e meditato attentato alla vita del sovrano costrutto contro Gius. Ricci di Modena etc. Modena, 1832.

Das Capitel der Justizmorde hat leider schon manche traurige Fälle aufzuweisen, aber man hätte von unsern Tagen, wo von den erleuchtetsten Criminalisten so Vieles und Großes geleistet worden ist, wol mit Recht hoffen können, daß Vorfälle wie der zu Modena im Monat Juli stattgefundene sich nicht mehr ereignen würden. Die bisherige Handlungsweise des Beherrschers dieses kleinen Staats gegen Diejenigen, welche er seine „glücklichen" Unterthanen nennt, ist zu bekannt, als daß sie hier noch eines weitern Commentars bedürfte: nach seinem Benehmen seit 1821, wo er die geheime hohe Polizei in Italien ausübte, konnte man Das erwarten, was nach der Unterdrückung des Aufstandes im Februar und März des verflossenen Jahres erfolgt ist, und so sehr man auch den Menschen verabscheute, der mit solcher Unerbittlichkeit gegen Unglückliche verfuhr, die er zur Rebellion gezwungen, so mochten sich doch hier und da Stimmen der Entschuldigung für den Fürsten finden, der seine verletzte Souverainetät rächte. Wenn aber derselbe Fürst im ungestörten Frieden, wo weder von außen noch innen gegründete Befürchtungen bestanden, einen seiner Unterthanen auf eine unwahrscheinliche Beschuldigung zweier Bösewichter ergreifen, durch eine die eignen Landesgesetze verletzende außerordentliche Commission richten und nach einem mit beispiellosem, unerhörtem Leichtsinne gesprochenen Urtheile zum Tode führen läßt: so kann man sich nur mit Abscheu von einem Staate wegwenden, wo Gerechtigkeit zur Dirne geworden, die unter den Hofschranzen sitzt, und das unglückliche Volk beklagen, das von den Argusaugen einer entehrenden geheimen Polizei verfolgt, unter dieser eisernen Ruthe des Despotismus, der Willkür, des Gewissenszwangs ohne Hoffnung schmachtet, umringt von giftigen Anklägern, ohne einen Schatten von Sicherheit der Person und des Besitzes, der Mittel zu geistiger Erhebung durch die schändlichste Inquisition beraubt, während die Regierung und ihre Satelliten es mit einer Flut von schon in ihrem Entstehen an der Stirne gebrandmarkten Schriften überschwemmen, die, wenn's möglich wäre, den Lebenssaft der Geistesmilch in gährendes faules Gift zu verwandeln streben.

Als es vor wenigen Monaten in Modena hieß, die Polizei habe eine Verschwörung gegen des Herzogs Leben entdeckt und eine Menge von Verhaftungen vorgenommen, äußerte sich laut der Unglaube des Volkes an der Wahrheit des Vorgegebenen, und man dachte sich das Ganze als eine Erfindung, um einen neuen Vorwand zu Erpressungen zu haben, wie sie gleich nach der Rückkehr des Herzogs in seine Staaten vorfielen. Am 5. Juli ward eine Militaircommission niedergesetzt, welche über den Cavaliere Ricci *) und sechs andere Modeneser, des Hochverraths angeklagt, richten sollte. Ricci und zwei Andere wurden zum Tode durch den Galgen, und die Uebrigen zur Galeere verurtheilt; der Herzog befahl, den Erstern zu fusiliren und schickte die beiden Andern lebenslänglich auf die Galeeren. Das Bluturtheil wurde am 19. desselben Monats vollzogen. Die ungeheure Sensation, welche dieser Vorfall machte, bewog die Regierung, gleichsam zu ihrer Rechtfertigung einen Auszug aus den Processacten erscheinen zu lassen, und dieser diente erst recht dazu, das Entsetzliche eines Verfahrens aufzuhellen, wobei kein Mensch seiner Ehre und seines Lebens sicher ist, und den Namen Franz IV. in Flammenschrift an eine ewige Schandsäule zu schlagen.

„Schon seit mehren Monaten", sagt die obengenannte Schrift, welche bereits gleich Anfangs ein naives Geständniß der Immoralität der Mittel ablegt, deren die modenesische Regierung sich zu ihren Zwecken bedient, „hatte das Polizeiamt Grund zu glauben, daß die Verbindungen zwischen der revolutionnairen Propaganda und den italienischen Liberalen lebhafter und häufiger geworden waren, und daß das Hauptziel ihrer verruchten Pläne ein Anschlag auf die kostbaren Tage S. K. H. des Herzogs von Modena, des Herrschers dieser vielverglückten (!) Staaten sei. Das verwerfliche und scheußliche Verbrechen und die traurigen, daraus für die K. Este'sche Familie und das treue Volk nothwendig entstehenden Folgen zu verhindern, ließ das Polizeiamt keines jener Mittel unversucht, die bei solchen Verkehrtheiten der Zeiten der glühende Eifer für die Erhaltung der geheiligten Person des Fürsten und die ausgedachteste menschliche Klugheit anempfehlen konnten. Neben andern Vorsichtsmaßregeln unterließ die Polizei nicht, auf das Benehmen Jener ein wachsames Auge zu haben, die in den vergangenen Verfällen sich der Sache der Religion und des Thrones wenig geneigt gezeigt, und namentlich auf die Personen Derjenigen, welche durch Freundschaftsbande an Rebellen und Verbannte geknüpft gewesen. Mit dem größten Scharfsinne wurde jeder ihrer Gänge und Schritte erforscht: ihr öffentliches und häusliches Leben konnte sich den Ausspähungen der Agenten der Polizei nicht entziehen, und bald wußte man, wann und mit welchen Individuen sie von Zeit zu Zeit zusammenkamen."

Und was entdeckte diese vortreffliche „beglückende" Regierung? Hören wir! „Es war sicherlich eine Fügung der himmlischen Vorsicht, daß einige der Schuldigen, nämlich B. Montanari und G. Tosi, sich aus andern Gründen in den Händen der Gerechtigkeit befanden. Das von S. K. Hoheit deshalb verordnete Criminalgericht von Modena, den ihm von der Polizei angegebenen Spuren folgend, konnte wirklich die genannten Angeklagten ins Verhör nehmen und vermittels ihrer übereinstimmenden Aussagen das Dasein eines der entsetzlichsten und abscheulichsten Verbrechen entdecken, welche je durch menschliche Bosheit ersonnen worden sind."

Nach diesem vielversprechenden Vorberichte kann man nun schon das Folgende erwarten. Die genannten beiden Gefangenen, Menschen aus der niedrigsten Volksclasse, von denen einer lange Zeit wegen schwerer Vergehen auf den Galeeren gewesen, der andere in Modena allgemein als ein Dieb bekannt war, erzählten, Gott weiß durch welche Vorspiegelungen und Machinationen dazu bewogen, eine Geschichte, deren Hauptinhalt folgender ist: An einem Abende im verflossenen Februar (ohne bestimmte Angabe des Tages) kamen sie (die beiden Gefangenen) von Bastiglia in der Nähe von Modena zurück und am Casino Ricci vorbei, als dessen Eigenthümer, den einer von ihnen nicht kannte, sie in sein Haus rief, wo sich noch mehre Personen befanden, und nachdem sie ordentlich getrunken, in ein Complott einweihte, das darin bestand: den Herzog von Modena am 21. März in der Kirche S.-Pietro, wohin der Hof sich an diesem Tage zu begeben pflegt, zu ermorden und sich seiner Familie zu bemächtigen, um die bestehende Regierung zu stürzen. Jeder solle am Tage vor Ausführung der That 200 Louisd'or als Belohnung, zwei Pistolen und ein langes Messer erhalten. Wer ihnen Waffen und Geld zuzustellen gehabt habe, wußten sie sich nicht mehr genau zu erinnern, ebenso wenig wie die Rollen vertheilt gewesen. Stillschweigen wurde ihnen anbefohlen unter der Drohung, von andern Verschwornen ermordet zu werden.

Dies ist das Wesentliche der Aussage, und darauf gründete sich der Criminalproceß. Ist das Ganze keine Erfindung zweier Bösewichter, so konnte der Gedanke eines so wahnsinnigen Complotts — einer wahren Verschwörung der Pazzi — in welches man, in einem mit verkappten Spionen vollgepfropften Lande, Leute von der Straße zieht, nur aus dem Hirne Betrun-

*) Ricci gehörte zu einer reichen und angesehenen Familie und war Vater von mehren Kindern, von denen sich drei Töchter in einer Erziehungsanstalt in Toscana befinden. Seine Gattin ist die Tochter eines Marchese Menafoglio, der zu einer Zeit, als der König Victor Emanuel von Sardinien mit seiner ganzen Familie flüchtig war, ihn mit eigner Gefahr in sein Haus aufnahm und dort beschützte, unter des Königs Kindern auch die Prinzessin Marie Beatrix, jetzige Herzogin von Modena. Alle Bitten der verzweifelnden Gattin und des Vaters, der vor Schmerz bald wahnsinnig geworden ist, konnten das Leben des Unglücklichen nicht retten.

kener oder Verrückter kommen. Man denke sich: Neun Personen (auf so viele ward die Zahl der Verschworenen angegeben) wollen den Herzog in der Kirche, wo er von seiner Ehrengarde begleitet ist, morden, seine Familie gefangen nehmen, sich seines Schlosses bemächtigen, das von Wachen strotzt, die Regierung umstürzen, während östreichische und modenesische Regimenter die Stadt besetzt halten — das Alles wollen neun Menschen thun, die sich zum Theil nur von gestern kennen, und unter denen hinsichtlich der Zeit, des Orts der Vereinigung, des Antheils eines jeden Einzelnen nichts abgeredet ist: man muß lachen und sie, sollte die Sache wirklich erwiesen werden, ins Irrenhaus sperren. Der 21. März ging vorüber: keine Spur von Complott, Alles ruhig. Weshalb man nicht losgeschlagen, darüber wußten die beiden Gefangenen, welche weder die 200 Louisd'or noch Pistolen und Messer erhalten, keinen befriedigenden Grund anzugeben. Wie wenig das sogenannte Haupt der Verschwörung, Ricci, Besorgnisse hegte, zeigt sich daraus, daß er, nachdem die übrigen Mitbeschuldigten bereits verhaftet waren, ruhig in Modena bei seiner Familie blieb, bis auch ihn das Loos traf. Außer der mehrerwähnten Aussage des Montanari und Tosi bestehen die Hauptbeweispunkte der Schuld des Cav. Ricci besonders noch in Folgendem:

Die Polizei versichert, daß er Theilnehmer an der Verschwörung Menotti's (Februar 1831) war, indem sein Name sich in dem Verzeichnisse der Verschworenen gefunden. (Wenn dies wahr ist, weshalb schien der Herzog noch lange nachher in Ricci unbegrenztes Zutrauen zu setzen? weshalb ließ er sich von ihm auf seiner bekannten Flucht nach Mantua begleiten? weshalb verlieh er ihm nach seiner Rückkehr die neugeschaffene Decoration der Treue? weshalb ließ er Ricci als Ehrenwache ganze Nächte lang allein in seinem Vorzimmer? Dies alles sind Facta, die jeder Modenese weiß.) Die Polizei hat ebenfalls entdeckt, daß er mit dem Auslande häufige und geheime revolutionnaire Correspondenz unterhielt; es ging das Gerücht, daß der Aufstand in Bastiglia (Februar 1831) in Ricci's Landhause verabredet worden sei; ein Zeuge hat ausgesagt, daß Ricci zu jener Zeit eine bedeutende Geldsumme in seinem Landhause gehabt; die Polizei hat ausgekundschaftet, daß Ricci am 5. Februar 1831, als er dem Herzoge nach Mantua folgte, in einen Kramladen getreten und gesagt: „Gebt mir sogleich schwarzes Band um meinen Hut zu befestigen, indem jene Hundsbrut (auf die verehrte Person des Herrschers anspielend) will, daß ich mit ihm fortsoll." Wozu noch in Hinsicht auf die übrigen Angeklagten beizufügen ist: daß einst drei von ihnen, im Frühlinge 1832, dem Gerüchte nach, in einem Hause in Bastiglia Lammsbraten und Leber gegessen und zu sagen gewagt haben sollen (vuolsi ardissero dire): „Könnten wir doch so des Herzogs Leber und sein Herz fressen! Aber bald kommen die Franzosen, und dann müssen die Deutschen (d. h. die Oestreicher) weglaufen, und die gefangenen Liberalen werden befreit werden." Zu diesem furchtbaren Attentate kommt noch, daß man einige Tage nach dem 21. März in einem Schranke bei der Sacristei der Peterskirche zwei geladene Pistolen nebst Pulver, Kugeln und Feuersteinen gefunden haben soll. Dies ist das corpus delicti.

Und nun der Ausgang dieses denkwürdigen Processes. Am 11. Juli erklärte die Militaircommission Ricci für des Hochverraths überwiesen und verurtheilte ihn nebst zwei Andern zum Galgen. Das Uebrige ist schon im Eingange vorgemerkt worden. Die Militaircommission thut sich am Schlusse ihrer in der juristischen Literatur Epoche machenden Relation viel darauf zu Gute, daß die Strafe hinsichtlich aller Uebrigen gerecht, besonders gerecht (giustissima) aber in Bezug auf Ricci sei, weil er in einem vor seiner Hinrichtung an den Polizeipräsidenten gerichteten Schreiben seine Schuld bekannt. Und die Regierung, die noch so viel Scham besitzt, daß sie sich vor der Welt zu rechtfertigen und den Schlechtunterrichteten durch Tagesblätter und Monatschriften und Broschüren aller Art, welche fortwährend die modeneser Pressen beschäftigen, Sand in die Augen zu streuen sucht, hat diesen Brief, der ihrer Gerechtigkeit, die solcher Beweise post factum bedarf, die Krone aufsetzen soll, nicht einmal abdrucken lassen.

O ihr Criminalisten, wenn Alles, was ihr zu Nutz und Frommen einer Wissenschaft geschrieben, die Ehre und Leben schützen und darüber wachen und richten soll, solche Processacten nicht verhindern kann, so steckt eure Compendien in die Tasche, denn der Herzog von Modena und seine Militaircommissionen werden künftig zum Besten des Altars und des Thrones die Welt erleuchten, bis man den jüngsten Tag vor der Thüre glauben wird! 144.

Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer, von G. Landau. Erster Band. Mit vier Ansichten. Kassel, Luckhardt. 1832. 8. 1 Thlr.

Dies ist der Anfang einer Specialgeschichte der hessischen Ritterburgen und der mächtigen Edelgeschlechter, welche sie bewohnten, mit umfassender Belesenheit und sorgfältigem, überall nachgewiesenem Fleiße zusammengetragen. Sie erstreckt sich nicht blos über das eigentliche alte Kurhessen, sondern auch über das großherzogliche Oberhessen und die Provinzen Fulda und Hanau. Streng geographisch ist die Folge der Burgbeschreibungen nicht, sondern jede einzelne mag für ein abgeschlossenes Ganzes gelten, doch wird dadurch die Bestimmung des Buches nicht beeinträchtigt. Das kurhessische Haus- und Staatsarchiv öffnete dem Verf. seine reichen Urkundenschätze, und er hat sie dankbar benutzt. In der Regel nimmt er nur Bergschlösser auf, und will Thalburgen nur dann nicht übergehen, wenn sie sich durch merkwürdige Ereignisse oder als Stammsitze mächtiger Familien auszeichnen. Sie liegen fast sämmtlich in Trümmern, die täglich unscheinbarer werden, oder wenn noch ein Theil derselben benutzt wird, dieser wenigstens mit ihrer vormaligen Herrlichkeit nicht mehr zu vergleichen ist. Die Ansicht, welche sie darbieten, die erhabene oder anmuthige Nähe und Ferne, die von ihren Höhen erblickt wird, ist anschaulich, lebendig, zuweilen dichterisch geschildert und gehört dem Verf., der sich als geschickten Beobachter bewährt. Die gedrängte Geschlechtergeschichte der oft wechselnden Besitzer hat genealogischen und diplomatischen Werth, aber wenig unterhaltenden. Denn immer kehrt die Bemerkung zurück, daß Tapferkeit, Mannhaftigkeit, Thatendurst der Ritter des Mittelalters oft mit Eigenwillen, Ungerechtigkeit, Unversöhnlichkeit und Härte, nicht selten mit Raubsucht verbunden waren; daß Menschenliebe nicht gern lange bei ihnen verweilt und dem Kaiser und seinen treuen Städten Dank wissen muß, so vielem Unwesen, ob auch zuweilen mit gleicher Unversöhnlichkeit, ein Ende gemacht zu haben. Wir müssen uns folglich hier darauf beschränken, Geschichtforscher und Topographen auf das Buch selbst zu verweisen, das ihnen keine vorhandene Auskunft vorenthält, und die bloßen Namen der 15 bis jetzt vorgeführten Burgen abzuschreiben. Bilstein, Hanstein, Burghaune, Hauneck, Löwenstein, Romrod, Reichenbach, Steinau, Schweinsberg, Friedewald, Haselstein, Brandenfels, Weidelberg, Schartenberg, Rauschenberg. Von Hanstein, Schweinsberg, Brandenfels und Weidelberg sind die Ansichten auf einzelnen Blättern, von Haselstein auf der Titelvignette, in Steindruck beigefügt. Romantische Sagen von ihnen müssen sich im Munde des Volks nicht erhalten haben, oder der Verf. keinen Sinn dafür besitzen; denn er erwähnt nur einer einzigen aus der Nähe von Weidelberg, wo eine wunderhelde Jungfrau einem Schäfer erschienen sein soll, die ihn eine weiße Blume pflücken hieß, durch die er Haufen Silber und Gold erhielt; da er aber beim Weggehen, obgleich gewarnt, das Beste nicht zu vergessen, die Blume nicht mitnahm, auch die höhergehaltenen Schätze verschwinden sah. Auch scheinen Hrn. L. keine Volkslieder vorgekommen zu sein, da er nur ein einziges Bänkelsängerlied über die Eroberung von Haune mittheilt, obgleich er sonst jeder Burgbeschreibung ein wohlgewähltes versificirtes Motto voranschickt. 95.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 273. —— 29. September 1832.

Briefe eines Lebenden. Herausgegeben von F. F. Zwei Bände. Berlin, Duncker u. Humblot. 1831. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Die „Briefe eines Verstorbenen" haben Beifall gefunden: was war natürlicher als daß auch ein Lebender Briefe schrieb! Wir wissen nicht, ob dieselben bisher auch den Beifall fanden wie jene vorangehenden, aber

der Lebende hat Recht, *)

meint mit Schiller Hr. F. F., und darin haben Schiller und er nicht Unrecht, daß dies nur zu oft der Fall in der Welt ist.

Der Verstorbene beschäftigte sich in seinen Briefen viel mit Politik; ein Verstorbener kann das ohne Gefahr, selbst heute noch, denn weder der Bundestag, noch das juste milieu, noch sonst eine der Zeit befehlende Macht reicht über das Grab; ein Lebender aber thut wohl, sich nicht mit derlei Dingen zu befassen, und darum hat H. F. F. dies auch klüglich unterlassen, was wir sehr loben.

Die Kunst und die Theorie, das sind Plätze, auf denen wir Deutsche uns tummeln dürfen, da legt uns Niemand einen Stein in den Weg, da können wir bauen und träumen so viel wir wollen. Das Feld ist etwas abgeweidet; aber was thut das? Eine genügsame Heerde findet überall noch ein Hälmchen, und genügsam sind wir, den Ruhm kann uns Keiner nehmen.

Der Lebende beginnt seine Briefe von München aus; ein guter Ort für einen Lebenden und Lebenslustigen; ein doppelt guter für Jemand, der von Kunst u. dgl. sprechen will. Wir hören hier wieder einmal etwas von Faun und Flora, von Bacchus, dem Sohn der Niobe, und zuletzt bekommen wir noch ein Lied zur Zugabe, welches der Lebende zur Einweihung eines großen vergoldeten Glockenpocals, bestimmt für die Liedertafel in Berlin, in München dichtete und es dem damals noch lebenden Alt- und Ehrenmeister Zelter mit „schönstem Gruß" überantwortete.

Von Konstanz aus ist der zweite Brief. Ich habe vergessen zu bemerken, daß die Briefe vom Jahr 1829 sind, und das ist doch wesentlich. Damals war noch gute Zeit; damals hatten die Steine in Paris noch nicht gesprochen; damals war noch Ruhe; damals sangen die Studenten nur noch Bierlieder, und wenn diese unsern Lebenden auch im Posthause zu Inning im Schlafe störten, so half doch noch das von ihm empfohlene und angewendete Mittel, sich in Gedanken auf die Spitze der Alpen zu stellen, Lawinen und Donner (die Bierbässe) unter sich brausen zu lassen und so von Neuem in Morpheus' Arme zu sinken. Ach! wie Mancher stellt sich jetzt auch auf überweltige Spitzen und sucht einzuschlafen; aber die Donner und Lawinen der Gegenwart sind viel schlimmer als die Bässe der Studenten im Posthause zu Inning; es wird nichts aus dem Schlaf, und wenn man sich auch in Gedanken so lange im Kreise herumdreht bis man schwindlicht wird, was auch ein gutes Mittel zum Einschlafen sein soll, wie Hr. Friedrich Förster versichert (daß der lebende F. F. niemand Anderes als Hr. Förster ist, verrathe ich nicht zuerst).

Die Schweiz war dem Reisenden nur die Vorrede zu Italien; deswegen wird sie kurz behandelt. Aber reist denn der Lebende Hr. F. F.? Allerdings, und daß der Leser dies noch nicht weiß, ist blos meine Schuld; die ersten drei Seiten des Buches sagen es, und zugleich nicht allein das Wohin? sondern auch das Warum? Ich hole nach. Von Berlin gehts nach München, von da über den Gotthardt nach Italien bis Neapel; durch Tirol kömmt man zurück. Und das Warum? „Nicht jene unbestimmte Sehnsucht, wie in der Zeit, wo man zum ersten Male: „Kennst du das Land ꝛc." singen hört, ist es, die zieht; es ist die Ueberzeugung, daß man die Kunst, wenn man sie nicht in ihrer Heimath und auf dem Boden aufsucht, auf welchem sie ihre schönsten Blüten trieb, ebenso wenig kennen lernt als die Natur der Tropenwelt in dem Palmenhause und im botanischen Garten." Italien mit seinen Liedern ists also, was uns hier wieder einmal vorgeführt wird; wir kennen es vermuthlich noch nicht genug; Italien mit seinem Volk geht uns nichts an; sind wir doch selbst kein Volk, was interessiren uns andere!!

Doch zurück nach der Vorrede Schweiz. Am Fuße des Rigi stehen außer dem Lebenden und noch Einigen zwei Holländer und zwei Holländerinnen. Die eine Holländerin hat den Muth, auf einem Saumroß zu reiten, die andere nicht; das gibt zu einer interessanten Scene Veranlassung, in welcher der Lebende nicht nur seine rit-

*) Motto des Buches.

terliche Galanterie, sondern auch seinen guten Willen, den ehelichen Frieden, wo er einen Riß bekömmt, zu restauriren, zeigen kann. Eine interessante Notiz bringt uns S. 81. Deutschland freue sich! Ein Engländer, der gegen die Birmanen focht, versicherte in der Tell's-Capelle bei einer Flasche Neufchateller, daß: „Freut Euch des Lebens" und: „Ach, du lieber Augustin" in den Schanzen der Birmanen gesungen worden sind. Muß uns dies nicht mit gerechtem Stolz erfüllen?

Zu Airolo, im Gasthause des Signor Camozzi, besang Hr. F. F. Göthe's 81. Geburtstag, denn es war gerade der 28. August; dann ging es hinab nach Italien, Italien! das ein Deutscher immer nur mit demselben Schmerz betrachten sollte wie Polen, denn seiner Väter Sünden, ach! seine eignen, wuchern da wie dort, und sein eigen Schicksal sieht er hier; italienische Völkerschaften, aber kein italienisches Volk, Modeneser und Lombarden, wie in der Heimath Hechinger und Liechtensteiner.

Der Reisende betrachtete sich Isola bella mit seinen Lorberen und Isola madre; er trank Kaffee mit Sahne in Mailand, aß pane arrosto dazu und beschaute den Dom, und er that recht daran, denn wozu erheben sich der Lorber und der Dom noch in die Lüfte, als uns zu erinnern, daß es einst lorbereiche Tage gab, in denen man in hohen Domen das Herz frei und stolz zu Gott erheben konnte, und daß das Alles zwar recht schön und poetisch, die Gegenwart aber viel praktischer ist, denn sie knickt den Lorber und würzt mit seinen Blättern die Ragouts des juste milieu, und das ist gut, denn es schmeckt gut und läßt die Papiere nicht sinken.

Die Geschichte von dem Triumphbogen in Mailand ist interessant; wir theilen sie mit, da sie Vielen doch wol noch nicht bekannt sein dürfte. Napoleon hatte ihn begonnen; nach dessen Sturz setzte man das Werk fort und wie!? Die alten, auf Napoleons Thaten bezüglichen Reliefs wurden beibehalten, und nur das einzig Störende, Napoleons Kopf, daraus entfernt. Dafür setzte man den Kopf des guten Kaisers Franz hin, und so ist denn mit Verwunderung an diesem Triumphbogen zu schauen Napoleons Bauch und Franz I. Kopf im Verein, wie Beide die dem Königreich Italien verliehene Constitution beschwören.

Mailand mit seinen vielen Kunstschätzen fesselte Hrn. F. F. mehre Tage; dann ging es nach Pavia und Genua. Das Schlachtfeld von Marengo wurde nicht besehen, denn „Schlachtfelder liegen außer dem Plan einer Kunstreise", meinte der Lebende und seine Reisegenossen, und so fuhr man wohlgemuth nach Genua, wo von einem Balcon herab die köstliche Aussicht über die Stadt genossen ward, der Wellenschlag der Brandung den Reisenden wie Kanonendonner erschien und die Meerschnaken ihm große Beulen stachen. — Die Gemälde-, Statuen-, Palast- und Kirchenbeschreibungen ersparen wir unsern Lesern; wer hat dies Alles nicht schon hundert und hundert Mal gelesen; es gehört die ganze übermenschliche Geduld des Preßbengels dazu, der es immer und immer wieder von Neuem druckt, es auch wieder von Neuem zu lesen. Haschen wir lieber nach den sparsamen Körnlein, welche der Lebende uns Lebenden vom Volksleben u. dgl. zuwirft. Eine prachtvolle Equipage, darin ein höchst elegant, ja hofmäßig gekleideter Herr, zog in den Straßen von Genua seine Blicke auf sich. Die Equipage hielt, der Herr stützte sich nachdenkend auf den Ellbogen; dann haranguirte er das schnell versammelte Volk. War er ein Fürst, ein Repräsentant, der zu großen Entschlüssen, zu inhaltschweren Thaten auffoderte? Genuas Ruhm, die Magnanimité von dessen Bewohnern, Italiens Hochherzigkeit bildeten den Eingang; man konnte Großes erwarten. Da kam der Preis der Madonna, und die Köpfe entblößten sich; endlich gelangte der Herr ad rem. Es war ihm nach vielen Nachtwachen und Studien gelungen, ein unfehlbares Mittel gegen Magen-, Kopf- und andere Schmerzen zu erfinden; das magnanime Volk kaufte, der elegante Charlatan strich das Geld ein, und er und die Geprellten verließen sehr zufrieden den Platz.

Im Theater gab man „Maria Stuart", von Schiller. Schiller's Maria in Genua! unter piemontesischer Censurschere! Die Sache muß sehr interessant gewesen sein. Sie war es auch, wie Hr. Förster versichert; sie war es, sodaß er sich mehrmals erinnern mußte, Das, was er hörte, sollte von Schiller sein; was er sah, besonders in der Zankscene, bewog ihn zu dem Glauben, man würde in Berlin die beiden Königinnen ins Irrenhaus gesperrt haben. Aber das Publicum ergötzte sich; es klatschte wie besessen, und so war folglich Alles gut und der Zweck erreicht.

(Der Beschluß folgt.)

Der Tod Gustav Adolfs, Königs der Schweden, in der Schlacht bei Lützen am 6. Nov. 1632. Zur Erinnerung bei der zweiten Säcularfeier, von F. E. F. Phlippi. Mit einem Bildnisse des Königs und einem Schlachtenplane. Leipzig, Reclam. 1832. Gr. 8. 16 Gr.

Der Edelmuth der Deutschen, einen fremden Helden, wie Gustav Adolf, in dankbarem Andenken zu erhalten, beweist die Anerkennung Dessen, was dieser König in Zeiten, wo jene sich selbst nicht helfen konnten, für das allgemeine Beste geleistet hat. Er, wenngleich Eroberer, half doch Denk- und Gewissensfreiheit vertheidigen, und darum wird die Nachwelt nicht schmähen, wenn man nach Ablauf von 200 Jahren sich noch bestrebt, sein Andenken durch eine bleibende Stiftung zu verewigen. Der Ausführung dieses Planes ist vorstehende Schrift gewidmet. Ref. las schon vor mehr als einem Monate die Ankündigung dieser Monographie, und er sah mit Verlangen ihrem Erscheinen entgegen. Ihm selbst war der Tod Gustav Adolfs vor mehren Jahren der Gegenstand genauer Prüfung, und da er in Archiven nichts Neues darüber fand, so sah er sich begierig nach glücklichern Forschungen Anderer um, in der Hoffnung, daß ihm ein helleres Licht über diese Begebenheit aufgesteckt werden würde. Seitdem nun Ref. — es sind vier und ein halbes Jahr — seine aus den ihm zugänglichen Quellen geflossene Ansicht über das Lebensende dieses Helden der Oeffentlichkeit vorgelegt hat, sind seines Wissens blos zwei Werke (von Förster und Raumer) erschienen, welche diesen Gegenstand kritisch behandelt haben. Hr. Dr. Förster hat mit vielem Fleiße und glücklichen Forschungen (in „Wallenstein's Briefen", 2. Thl.) darüber sehr umständlich gehandelt, sodaß Hr. v. Raumer (in seinem „Histor. Taschenbuche",

dritter Jahrg.) bei Erwähnung seiner schätzbaren Nachträge behauptet: alle Zeugnisse und Thatsachen habe F. gründlicher und vollständiger als bisher geprüft und den Streit (daß G. Adolf nicht durch Verrath ums Leben gekommen sei) für jeden Unbefangen völlig zu Ende gebracht. Dennoch nahm Ref. Philippi's Monographie, die mit ungedruckten Urkunden aus kaiserlichen Archiven zu Wien angekündigt worden war, mit Begierde zur Hand. Mit gebührender Anerkennung des darin bewiesenen Fleißes und der mühsamen Quellenforschung soll in nachfolgenden Zeilen zur Vergegenwärtigung jenes denkwürdigen Tages das Anziehendste aus dieser Schrift mitgetheilt und F.'s und R.'s Abweichungen dabei berücksichtigt werden.

Nach einer kurzen Einleitung über das Erscheinen des Schwedenkönigs auf deutschem Boden bereitet der Verf. den Leser seines Büchleins auf die Lützner Schlacht vor. Man erfährt zuerst durch einen noch nicht gekannten Brief Waldstein's an Aldringen (Lützen, den 10. Nov. 1632), daß der kaiserl. Feldherr schon am 4. Nov. mit dem Schwedenkönige sich auf dem Schlachtfelde zu messen gedachte, und durch vier, gleichfalls noch nicht gekannte Schreiben des Grafen Matth. Gallas, daß dessen Heerabtheilung zu eben dieser Zeit sich mit Friedland zur Bekämpfung Gustav Adolfs vereinen sollte. Dieser Befehl aber wurde widerrufen, sowie Aldringen gerathen wurde, beim Kurfürsten von Baiern zu bleiben. Den König von Schweden, welcher von seiner Gemahlin zu Naumburg, wohin sie ihm nachgereist war, und nicht, wie man bisher wußte, zu Erfurt Abschied nahm, läßt der Verf. in der Nacht vom 5. zum 6. Nov. auf einem Strohlager im Wagen zubringen, um ihn den Herzog von Weimar und die vornehmsten Offiziere. In Berathung über den folgenden Tag widerrieth die Mehrzahl von ihnen die Schlacht; Gustav aber entschied durch folgende nachdrücklich ausgesprochene Worte (S. 22): „Und ich sollte Waldstein an meinem Barte leiden, ohne ihm Rede zu stehen, ohne durch die That zu beweisen, daß es nicht an mir lag, daß er mich nicht schon längst mit dem Schwerte in der Hand sah. Wir müssen zeigen, was wir in offener Feldschlacht vermögen, und ihn aus seinen Verstecken herauszwingen." Das Schlachtfeld, auf welchem Tags darauf beide Heere einander gegenüberstanden, konnte der Hr. Verf. als Einwohner Lützens und mit Hülfe einer alten Flurkarte aus dem 17. Jahrhundert richtig beschreiben. Man liest (S. 24 fg.), daß jener Raum seit 200 Jahren einige Veränderungen erlitten, und Lützen selbst damals 100 Häuser weniger zählte als heutzutage. Ueber die Stärke beider Heere sagt der Verf., nachdem er die bekannten Quellen darüber angedeutet hat: „die größere moralische Kraft war im schwedischen Heere, und diese gab den Sieg, abgesehen von der Anzahl, die höchstwahrscheinlich in beiden Armeen ziemlich gleich war." Das schwedische Heer beschäftigte sich vor der Schlacht, ganz im Geiste jener Zeit, mit Singen und Beten; der König dichtete ein geistliches Lied und hielt an seine Scharen Reden, die freilich bei dem Einen so und bei dem Andern anders lauten, woraus man aber mit Sicherheit schließen kann, daß er das Kriegsvolk mit seiner beredten Zunge wirklich hat begeistern wollen, was Waldstein bei den Seinigen nicht that. Die Kaiserlichen dagegen sprachen in ihrem Uebermuthe: „Wenn sie diese Schlacht nicht gewännen, so wollten sie Gott mit Knitteln aus dem Himmel jagen." Wohl gefüttert von geistlichem Brote, sagt ein Augenzeuge, und wohlgekleidet von der geraubten Beute gingen die Einen in Zobel versteckt, mit Mardern vermummt, die Andern, so doch die Pferde warten mußten, in ganzem Sammet einher. (Man muß sich hüten, das schwedische Heer, Söhne jener rohen Zeit, der Ausartung zu entziehen, der sie, wie die Friedländer, anheimgefallen waren!) Der Verf. führt nun den Leser in die Schlachtreihen beider Heere und zählt mit Hülfe eines Schlachtplanes (einer schätzbaren Zugabe), welcher den Waldstein'schen bei F. nicht mit Unrecht verwirft und den bei Francheville berichtigt, die Regimenter einzeln namentlich auf. Die Beschreibung der Schlacht selbst gibt er nach den besten Quellen und Hülfsmitteln; und wer den großen Wust der alten verworrenen Schlachtberichte kennt, wird sich freuen, hier eine klare Ansicht über den Gang des Kampfes zu finden, wenn sie auch im Wesentlichen nicht neu ist, jedoch verschieden von der Förster'schen und der des Hrn. v. Raumer. Ref. hat sich, bevor er Förster's archivalische Entdeckungen kannte, in der Hauptsache kein anderes Bild über den Gang der Schlacht entwerfen können, als das hier gegebene; doch wundert er sich, daß Hr. Ph. so wenig als v. R. Werth auf F.'s Bemühungen gelegt hat. *) Diodati's Bericht, wahrscheinlich von Hrn. F. selbst erst so bequem leserlich stylisirt, gibt zuverlässig authentische Aufschlüsse, und irrt Ref. nicht, so liest man in der Anmerkung S. 15 vorliegender Schrift ein kleines Stückchen davon in seiner Urgestalt. Es würde diese Zeilen zu weitläufig machen, wenn Ref. den Gang der Schlacht nach des Verf. Erzählung verfolgen wollte; daher mag die Bemerkung genügen, daß der König während seines zweiten, ohne frischen Zuzug unternommenen Angriffs auf dem kaiserl. linken Flügel getödtet wurde, und zwar in dem Augenblicke, als Bernhard mit den Seinen dem Feinde zwischen Lützen und den Windmühlen in die Seite fiel. Ihm soll Kniephausen, welcher die zweite Schlachtlinie befehligte und noch nicht ins Treffen gekommen war, die Trauerbotschaft überbracht haben. Der Herzog übergab diesem und dem Grafen Brahe die Führung des linken Flügels und eilte auf den rechten, um des gefallenen Königs Stelle einzunehmen. Hier entflammte er, nach dem Verf. mit Berufung auf Loccenius, die Kämpfenden durch eine Anrede, an deren Echtheit Hr. F. gezweifelt hat. Den Grafen von Pappenheim läßt Hr. Ph., die Förster'schen Entdeckungen übersehend, mit der längstersehnten Verstärkung aus Halle erst beim vierten Angriffe Bernhards auf den kaiserl. linken Flügel erscheinen, als sich der Sieg auf der Schweden Seite neigen will. Gegen diesen Zuzug aber behauptete Bernhard mit acht dichten Truppenmassen, von Neuern mit den alten Phalangen verglichen, das Schlachtfeld. Die Kaiserlichen hielten schon zwischen 9 und 10 Uhr Abends ihren stürmischen Einzug in Leipzig; nach Diodati aber verließen sie erst nach Mitternacht um zwei Uhr das Schlachtfeld. Den Rückzug deckten die von Merode aus Halle herbeigeführten und nach der Entscheidung des Treffens angekommenen sechs Regimenter Fußvolk, wofür der Graf von Waldstein's Freigebigkeit 1000 Spe-

*) Hr. v. Raumer hat in seinem schätzbaren „Histor. Taschenbuche" (dritter Jahrg.) bei der kurzen Darstellung dieser Schlacht hauptsächlich den Bericht bei Richelieu, VII, S. 258 u. fg. vor Augen gehabt und glaubt, daß der in demselben als Augenzeuge genannte Hr. v. Truxes (Truchseß?) Verfasser sei. Diesen Bericht, dem Ref. längst bekannt, verglich er seit der Erscheinung des Förster'schen Werkes über Waldstein mit dem bei Siri, VII, S. 541 u. fg., und es ergab sich, daß beide bis auf wenige Stellen mit einander übereinstimmen, und daß man behaupten kann, Siri habe denselben Bericht, welchen der Cardinal in seine „Memoiren" aufnehmen ließ, wörtlich übersetzt. Siri bemerkt am Rande zu genannter Stelle, daß dieser Schlachtbericht von demjenigen entnommen worden wäre, „che Vaimar mandò al Re di Francia"; daraus folgert Hr. F., er sei vom Herzoge Bernhard, und durch Siri zuerst und allein bekannt worden. Ref. gibt dagegen zu bedenken: Es ist nicht erwiesen, daß dieser Fürst vor Feuquières' Ankunft in Deutschland (März 1633) mit Richelieu und Ludwig Briefe gewechselt habe, und sollte er auch aus besonderer Gefälligkeit einen Schlachtbericht durch die Kriegskanzlei für den franz. Botschafter de Lagrange aux Ormes oder Den, der eben im Feldlager bei ihm war, haben ausfertigen lassen, so dürfte wol eine umständliche Beschreibung des ganzen Treffens erwartet worden sein, während sie in den beiden ebenerwähnten blos bis zu den Augenblicken reicht, wo der Herzog des gefallenen Königs Stelle einnahm. Der Sieur Truxes, welchen R. für den Verf. hält, heißt bei Richelieu gentilhomme de Sa Majesté, qui était au combat avec le dit Roi, und bei Siri gentil'huomo del Re Christianissimo che si trovava col Re di Suetia alla zuffa. Dieser Hofcavalier mag eine äußerst unbedeutende Person gewesen sein, weil er nirgends, selbst bei Richelieu, wiedererwähnt wird.

ciesdukaten erhielt. Das abermals in Brand gesteckte Lützen beleuchtete die Flucht. Friedland soll sich bei seiner Ankunft in Leipzig in ein Gemach eingeschlossen und eine Stunde lang geflucht haben, was der Verf. nach des Feldherrn bekanntem schweigsamen Charakter bezweifelt. Nach Förster sprengte Waldstein in Berichten und Absendungen aus, daß er gesiegt habe, und der Kaiser dankte ihm wirklich für den errungenen „glückseligen Succeß", während die Befehle an Aldringen, sich mit dem im Rückzuge begriffenen Heere zu vereinen, des Gegners Verlegenheit verrathen. Diese Entdeckung verdankt man den fünf vom Verf. mitgetheilten, bisher ungekannten Urkunden. Sie sind so wichtig, daß sich Ref. nicht enthalten kann, Einiges daraus mitzutheilen. Johann von Aldringen antwortet am 23. Nov. dem Herzoge von Friedland auf ebenangedeutete Aufforderung: „Aus Ew. F. Gn. Schreiben vom 17. dieß aus Leipzig habe ich vernommen, was den Tag zuvor für eine Haupt- und blutige Schlacht zwischen Deroselben und dem König in Schweden fürgegangen, aus allen Umständen habe ich anders nicht verstehen noch begreiffen können, als daß Ew. F. Gn. den Feind obgesiegt, auch das Veldt erhalten, wie deme aber will man sich besorgen, daß Sie darbey auch großen Schaden erlitten haben müssen, weilen Dieselbe mir Ordinanz ertheilet, vnd befohlen, mich alßbald mit aller Kaiser: Volkh zu erheben und gegen Eger zu marschieren; habe mich auch unverzogerlich bei Ihr Churf. Durchlaucht in Bayern angeben, welche anfangs etwas angestanden, weilen Ew. F. Gn. Deroselben sogar nichts geschrieben, doch sich endlich erklärt, daß Sy solches beschehen lassen müssen." Und Maximilian spricht in seinem Schreiben vom 21. Nov. an Waldstein seine Bestürzung über jenen Befehl aus und meint, daß der von Sr. Liebden durch obberührtes Treffen empfangene Verlust größer, als der Vortheil seyn müsse, indem Sie dadurch verursacht worden wären, sogar alles herobige kaiserliche Kriegsvolk zu sich hineinzufordern, und dem Feinde herausen im Reiche noch mehr Luft zu machen. Doch nahm Waldstein diesen Befehl bald nachher wieder zurück. Endlich bringt der Verf. noch zwei, bisher ungekannte Schreiben Waldstein's, das eine an den Kaiser, das andere an den Fürsten von Eggenberg bei, die dem Leser insofern wichtig sein werden, als sie diplomatisch genau beweisen, daß der Marchese de Grana, den Waldstein zur Ueberbringung des lützner Schlachtberichtes an den Kaiser auserkoren hatte, nicht früher als den 21. Nov. aus Chemnitz, mithin erst fünf Tage nach der Schlacht, abgesendet wurde. Vorbenannte Urkunden sind die Creditive dazu. Bekanntlich wurde der Marchese unterwegs krank, und der Generalfeldzeugmeister Diodati erhielt den $\frac{1}{11}$. Nov. den Auftrag, dessen er sich am 29., also dreizehn Tage nach der Schlacht, bei dem Kaiser entledigte.

Ref. folgt nun dem Verf. in den S. 56 u. fg. gegebenen Nachrichten über den so oft und so verschieden beurtheilten Tod Gustav Adolfs. Hier bringt er uns aus Steckmann's, Pfarrers und Seniors zu Lützen, zweiter „Lamentatio" (den 6. Mai 1633 auf dem Schlachtfelde gehalten) einen neuen Beweis, daß der König in der Schlacht „die Hände, den ganzen Leib und das Gesicht bloß", nach S. 22 nur ein neues ledernes, einfaches Kleid getragen und des Herzogs von Weimar Bitte, die Rüstung anzulegen, abgelehnt habe. In diesem Anzuge fiel er an der Spitze des Steinbock'schen Reiterregiments Smaländer. Hr. Ph. stellt nun mehre bekannte und auch etliche minder gekannte Nachrichten (zu deren letztern außer dem Pfarrer Steckmann noch eine Handschrift gehört, die ein Lützener 1779, auf die Aussagen seines Großvaters, Augenzeugen der Schlacht, sich stützend, verfaßt hat) zusammen und folgert aus dem Allen bedächtig (S. 75 fg.): „Es liegen keine historischen Beweise vor, daß der König durch Meuchelmord gefallen, vielmehr stimmen die glaubhaftesten Berichte dafür, daß derselbe durch kaiserliche Kürassiere in der zwölften Stunde erschossen worden, und glauben wir nur noch erinnern zu dürfen, daß es in der menschlichen Natur zu liegen scheint, ungewöhnliche Ereignisse durch ungewöhnliche Mittel hervorgerufen zu sehen, und daß die tausendzüngige Fama bei jeder Gelegenheit Gift und Dolche bereit hält." Die für die Geschichte gleichgültige Frage, ob der Schwedenstein auf dem Schlachtfelde in seiner gegenwärtigen Stelle wirklich auch diejenige bezeichne, auf welcher Gustav Adolf fiel, entscheidet der Verf. dahin: daß er ziemlich in der Mitte zwischen der Verwundungs- und Todesstelle liege. Nach der Sage, welche sich im Dorfe Meuchen, bei welchem während der Schlacht das schwedische Gepäck aufgefahren worden war, erhalten hat, und welche durch den dasigen Richter dem Verf. umständlich mitgetheilt worden ist, hatte ein Reitknecht, der an des Königs Seite verwundet und mit dem königl. Leichnam nach Meuchen gebracht worden war, nach seiner Genesung jenen Stein mit dreizehn Bauern nach dem Platze, wo der Monarch gefallen, wälzen wollen. Ihre Kräfte aber erschöpften, und der Stein blieb da liegen, wo man ihn jetzt noch findet. Derselben Sage zufolge wurde der königl. Leichnam in der Nacht vom 6. zum 7. Nov. in der Kirche Meuchens aufbewahrt und vor dem Altare von berittenen Offizieren bewacht. Bekanntlich ließ der Herzog von Weimar die Leiche seines königl. Freundes am 7. Mittags nach Weißenfels bringen. Den Beschluß des lesenswerthen Schriftchens machen einige Nachrichten über des Königs Persönlichkeit und elf bereits bemerkte Urkunden. Des Königs Bildniß vor dem Titel ist der nicht gelungene Abdruck eines goldenen Gnadenzeichens, worunter Hr. Ph. noch den eigenhändigen Namenszug des Monarchen hat setzen lassen. In dem Vorworte wird behauptet, der König habe sich entweder Gustavus Adolphus, oder schwedisch Gustaff Konung unterzeichnet. Ref. hat zwar keine schwedisch geschriebene Urkunde von diesem Monarchen gesehen, aber ein hübsches Päckchen deutsch- und auch mehre lateinisch geschriebene Urkunden, und unter allen stand Gustavus Adolphus. Es ist nicht recht erklärlich, wie er Konung statt Adolf geschrieben habe; und aus den monströsen Schriftzügen dieses Fürsten darf der Verf. ja nicht folgern, daß während des Schreibens aus Konung, Adolphus verbessert worden sei. Es gehört zu den Eigenheiten dieses Königs, daß er unter alle deutsch und lateinisch verfaßte Urkunden seinen Namen mit lateinischer Endung schrieb, sowie Herzog Bernhard eine ähnliche Grille besaß, unter die in ausländischen Sprachen geschriebenen Urkunden sich deutsch zu unterzeichnen. Gustav Adolf war der französischen Sprache mächtig, wie man von seinem Lieblinge Gassion erfährt; allein so weit bis jetzt die archivalischen Entdeckungen reichen, hat er nie französisch correspondirt, und Oxenstierna beobachtete diesen Stolz unabänderlich; sogar noch nach der nördlinger Schlacht, als seine Gesandten sich bequemen mußten, den pariser Vertrag französisch zu schreiben, quälte er die Franzosen mit dem schwerfälligen, unrömischen, diplomatischen Latein. Die Geschichte macht ihm und seinem Herrn deshalb keinen Vorwurf, desto mehr aber, daß sie, Richelieu's Beispiel verachtend, unterließen, eine Zeitung zu gründen. — Wir Protestanten haben seit zweihundert Jahren in Schriften und mündlichen Reden diesen Schwedenkönig gefeiert und werden ihn fortwährend feiern zum Beweise dankbarer Gesinnung und warmer Anhänglichkeit an den Sinn und Geist der Reformation, die er der Menschheit erhalten half. Diesem Sinne und Geiste aber wird so wenig als der Geschichte selbst gedient, wenn man Gustav Adolf nach dem Beispiele einiger seiner begeisterten Zeitgenossen der Zeit, in welcher er lebte und handelte, entrückt, und den Cardinal Richelieu, der, über seine Zeitgenossen hoch emporragend, die Protestanten mit und unter sich weniger verwirrte, als es der schwedische König that, wie einen Lastträger jener verderbten Zeit ungescheut herabzieht. Hat Raumer mit gründlicher Quellenkenntniß den Anfang gemacht, diesen großen Staatsmann richtiger zu würdigen, als bisher geschehen ist, so mag sich auch ein gründlicher Forscher für eine parteilose Beurtheilung des schwedischen Monarchen finden! Man weiß, wie wenig noch aus Archiven für dieses Königs Leben geschöpft worden ist. 145.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 274. — 30. September 1832.

Briefe eines Lebenden. Herausgegeben von F. F. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 273.)

In der Kirche St.-Francesco in Castellotto wäre der Lebende fast in einen fatalen Handel gerathen. Schöne Mädchen und Frauen beteten hier und sahen sich nebenbei nach ihren Verehrern um, die cavalièrement das Weihwasser nahmen und sich damit die Locken ihres Titus zurückstrichen. Da läßt eine junge, von einer Mutter oder Duenna bewachte Dame ein Heiligenbildchen aus ihrem Gebetbuche fallen; galant hebt es der Lebende auf, der Dame es wiederzuzustellen, aber hinter einer Säule vor stößt ihn ein Fuß; ein Gesicht mit gewaltigem Backenbart sieht ihn halb freundlich halb ernsthaft an; er begreift, was der gemalte Heilige soll, legt ihn in seinen Hut, den er auf den Rücken hält, und die Hand zu dem Fuß und dem Gesicht holt nun leise den frommen postillon d'amour ab, der es sich in seinem Mönchsleben schwerlich wird haben träumen lassen, daß er einst einem hübschen Weltkinde solche Dienste würde erweisen müssen.

Auf dem Wege nach Pisa, zu la Spezzia, bestieg Hr. F. mit seinen Reisegefährten ein Boot, um im Hafen gegen die See hin zu einer Süßwasserquelle hinzufahren, die hier aus dem Meergrunde sprudelnd hervorbricht. „Ich erinnerte mich", erzählt er, „in Montholon's „Memoiren" von einem französischen Offizier gelesen zu haben, der es unternahm, Napoleon auf Elba genaue Nachrichten über Frankreich, die Bourbons, die Volksstimmung und die geheimen Beschlüsse des wiener Congresses zu bringen. Dieser Offizier hatte von la Spezzia aus in einem kleinen Boote die Ueberfahrt nach Elba gemacht, und der Zufall wollte es, daß uns derselbe Schiffer in demselben Boote fuhr. Der Mann erzählte uns umständlich, wie eines Nachmittags ein wohlgekleideter junger Mann ihn zu einer Lustfahrt nach der süßen Quelle gemiethet und von hier nach der Quarantaine und hernach in das offene Meer gefahren zu werden verlangte. Als sie außerhalb des Hafens gekommen, habe er ihm und seinen beiden Gehülfen ein gutes Fährgeld versprochen, wenn sie ihn nach Elba brächten. Alle Einwendungen, daß das Boot zu klein, die See zu hoch ginge, halfen nichts; man fuhr die Nacht hindurch, von einem frischen Winde begünstigt, bei Malora und Gorgona vorüber und langte glücklich in Porto Ferrajo an. Außer gutem Trinkgeld hatten sich die Schiffer bedungen, den Kaiser sehen zu wollen, und der Offizier es versprochen. Sie sahen den Kaiser im Hafen, und „der kleine Corporal" mit seinem dreieckigen Hütchen richtete einige Fragen an die Seeleute und kündigte ihnen an, daß sie nunmehr in seinem Dienste seien und Elba ohne seine Erlaubniß nicht verlassen dürften." — So sahen sie auch noch die Einschiffung der alten Garde und Napoleons Abfahrt, und wir gestehen, dieser Anblick würde für uns, die wir dies hier schreiben, interessanter gewesen sein als gar Vieles, was unsern Reisenden fesselt, bei dem der große Mann unserer Zeit nicht sonderlich angeschrieben zu sein scheint, wie aus mancher Andeutung hervorgeht und seinem Enthusiasmus gerade auch nicht zu verdenken ist.

Der Aufenthalt in Rom, Neapel und wieder in Rom füllt den zweiten, stärkern Band. Eine Bemerkung, die sich beim Lesen des ersten Theiles aufdrängte, findet im zweiten ihre vollkommene Bestätigung. Hr. F. F. ist den materiellen Genüssen, welche der Gaumen dem Menschen verschafft, kein Feind. Ueberall stößt man in seinem Buche auf Aeußerungen, welche dies andeuten. Da erfreut ihn „das Schmoren der Pfannen" in irgend einem Wirthshause, dort ermahnt er eine Gastgeberin sehr ernsthaft, die Fleischbrühe nicht allzu sehr zu homöopathisiren; ein anderes Mal bekommt man unversehens die Beschreibung irgend einer gehaltenen Mahlzeit, und die Schilderungen von dem Aufenthalte in den römischen Osterien sind nicht die mit der wenigsten Liebe entworfenen.

Einem Reisenden, der gerade Hunger oder Durst hat, ist allerdings der Anblick siedender Kessel und gefüllter Krüge ein sehr angenehmer, das wird Niemand bestreiten; aber dem Leser dergleichen Schilderungen zu ersparen, ist eine Rücksicht, die auch angenehm ist. Dem ist es gleichgültig, wie man da oder da ißt, aber wie man, d. h. das Volk, da oder da lebt, was da oder dort im Werden oder Untergehen ist, das ist Das, was ihn interessirt, vorausgesetzt, er selbst ist ein vernünftiger Mann und seiner Profession nach kein Koch oder Weinvisiter.

Auf dem Wege nach Rom machten dem Lebenden die päpstlichen Douaniers mit ihrer Zudringlichkeit und ihrem Wühlen in den Koffern zu schaffen; da der Reisende ein Deutscher ist, folglich an die Zoll- und Grenz-

scherereien gewöhnt sein muß, so darf man wol den Schluß hieraus ziehen, die päpstlichen Zöllner (und Sünder) seien eine Geschöpfgattung, die man füglich in die Kategorie derjenigen Wesen stellen kann, welche, wie z. B. die Mücken und anderes Gezieser, der Höchste (nicht der „Allerhöchste") nur schuf, um mehr Gelegenheit zur Ausübung einer der schönsten Tugenden, der Geduld, zu geben. Am thrasymenischen See bettelten römische Soldknechte den Reisenden an, am thrasymenischen See! Es ist fürchterlich, gerade hier von Römern angebettelt zu werden.

Den Aufenthalt in Rom selbst können wir füglich übergehen; nicht etwa weil diese Partie des Buches hinter den andern in der Darstellung zurücksteht, sondern weil sie, dem Vorhaben des Verf. gemäß, über das Leben der Gegenwart, des Volkes Treiben, Wünschen, Hoffen, Streben in derselben, mit Einem Wort über das bürgerliche und politische Gestalten, nichts aussagt, dagegen der Erzählung, wie es dem Reisenden erging, wie er die Ruinen und Kunstwerke besuchte, wie ihr Anblick sich ihm eindrückte, und wie und wo er sich mit Landsleuten, Bekannten und Künstlern da und dort traf und — restaurirte, fast ausschließlich gewidmet, nur Dem ein Interesse einzuflößen vermag, der entweder an Hrn. F. F. einen persönlichen Antheil nimmt oder noch keine der tausend Reisebeschreibungen über Italien gelesen hat. Gibt es aber in der gebildeten lesenden deutschen Welt wol noch ein Wesen aus letzterer Classe?

Bei Neapel ist es etwas Anderes; etwas, aber auch nicht viel. Natur und die freilich auch nur ganz gewöhnlichen Erscheinungen des Menschenlebens kommen hier bei „dem Lebenden" doch etwas mehr in Betracht, und man hat nicht die zwanzig Mal gelesenen magern Beschreibungen und Bemerkungen von und über alte Monumente, Bilder u. s. w. noch ein Mal zu lesen, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß man hier irgend etwas Neues erfährt.

Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit einem oft schon in uns emporgestiegenen Stoßseufzer Worte zu geben. Möchte sich doch Jedem, der über die Alpen zieht, um das schöne Italien zu schauen, endlich einmal die Einsicht aufdringen, daß die Welt der Reisebeschreibungen und Ansichten von diesem Lande weit mehr als genug hat, und daß diese Masse zu vermehren ein wenig verdienstliches Werk ist. Längst ist Denen, welche Italien nicht mit eignen Augen sahen, dessen Reichthum an Kunst- und Naturschönheiten so mannichfaltig vorerzählt worden, daß man dies Alles, so weit es durch den todten Buchstaben vor das innere Auge gerückt zu werden vermag, so genau kennt wie das Sehenswürdige des heimathlichen Ortes; wozu kann, wozu soll nun noch eine immer neue Beschreibung des unendlich Beschriebenen nutzen? In dieser Hinsicht ist durchaus nichts mehr zu thun, und nur eine bisher von fast allen Reiseberichtern durch Italien unbegreiflich vernachlässigte Seite bietet noch Stoff zu wahrhaft interessanten Darstellungen. Es ist dies die der Volksverhältnisse und des Volkslebens.

Man verstehe uns hierbei recht. Daß die heutigen Römer, trotz ihrer Gesunkenheit, noch immer im Aussehen und in einzelnen Zügen an den Charakter ihrer großen Vorfahren erinnern; daß die Neapolitaner als Maulhelden und Maccaroniesser bei ihren italienischen Landsleuten berühmt sind; daß die Lombarden auf einer andern Stufe stehen als die mehrsten ihrer Landesgenossen in andern Theilen des zerrissenen Ganzen, wer weiß dies und Aehnliches nicht? Das ist es nicht, was wir unter einer Darlegung des Volkslebens und Seins verstehen. Wer jetzt noch Italien bereist und nicht blos sich selbst und nur sich selbst an Betrachtung von dessen Kunstschönheiten, zusammt den an der großen Heerstraße liegenden Naturreizen weiden, sondern seine Wahrnehmungen Mehren als seinem Freundekreis mittheilen will, muß nicht, wie es die unzähligen Beschreiber fast ohne Ausnahme thun, den Blick über Politik und bürgerliches Leben geflissentlich schließen, sondern ihn im Gegentheil so weit als möglich öffnen. Und gerade die Gegenwart, gerade die Zeit, in welcher Hr. F. F. seinen Ausflug machte, fodert mehr als jemals dazu auf.

In allen Ländern der Civilisation regt sich der Geist der Völker auf eine in dieser Allgemeinheit früher nie dagewesene Art. Es ist überall ein Ringen nach neuen Gestaltungen, nach Emancipation aus drückend gewordenen, veralteten Formen. Die Zeit ist im Werden, das sagt Alles. Italien ist davon nicht ausgenommen; die Vorgänge seit Jahren daselbst bezeugen dies laut genug. So zeige denn der Reisende, der belehrend und mittheilend vor das Publicum hintreten will, was dort den Anstoß gibt, was retardirt, was und warum es sich gerade so gestaltet, wie es sich eben ausweist, welche Erwartungen und warum sie zu hegen sind? Er zeige, was das Volk thut und was die Regierungen thun; er zeige die Mittel und Kräfte, welche auf beiden Seiten sind; er blicke nicht blos auf die Denkmale der Vergangenheit und die Bilder einer genugsam erkannten Kunstperiode, sondern auf das Leben, auf die größern Bilder einer Gegenwart, aus deren Schooße sich die Zukunft zu entwickeln strebt; er zeige uns das Italien des 19. Jahrhunderts, nicht das des 14. und 15., nicht das des Capitols in seinem untergegangenen Glanz. Vom frischen Baum gebe er Kunde, nicht vom vertrockneten; vom Leben, nicht von den Museen bedarf die lebende Zeit der Kunde. Im Staube der letztern haben wir nur zu viel gewühlt.

Hr. F. Förster machte seine Reise im Jahr 1829, also am Vorabend großer Ereignisse, die wie gewitterschwere Wolken sich an Europas Horizont heraufzogen. Wie spiegelte sich dies im öffentlichen Leben von Italiens zerrissenen Völkerschaften ab? Wir finden nichts davon in seinem Buche. „Der Lebende" sah nichts vom Leben! Er durchzog das Land von den Alpen bis zum Golf von Neapel, und er sah nur die alten Kirchen, die alten Mauern aus der Römerzeit, die alten Gemälde; er beobachtete nur die Osterien, in denen die Kunstjünger mit ihren Freunden einkehren; er erblickte nur die wie die Besessenen jagenden Postillone, die Fiedergestalten von Terracina und die junonischen Figuren der Albanerinnen;

er beschreibt uns nur die tausend Mal beschriebenen und abgebildeten Schluchten von Sorrent und den ebenso oft geschilderten Riesendom von St.-Peter; er schwelgt genießend im Anblick von Amalfi und Bajá, von Herculanum, Pompeji, den Inselgruppen des Golfs von Neapel u. s. w., aber auf die Frage: Was lernen wir durch dies Alles von ihm? kann immer nur ein trauriges Nichts als Antwort erfolgen. Was dich schicksalverwandtes, armes, zerrissenes Bruderland Italien drückt; was du ersehnst, wonach du ringst in deinen Ketten und unter den Tritten der bewachenden Fremdlinge; was dir das Herz bewegt in Liebe, Hoffnung und wildem Schmerz; was du sinnst und denkst, was dein heranwachsend Geschlecht in stiller Brust, einer heiligen Flamme gleich, nährt, das erfahren wir von „dem Lebenden" nicht.

Es bleibt uns kaum noch etwas zu sagen übrig. Nachdem Hr. F. F. Neapel und dessen bekannte Umgebungen besichtigt hat, kehrt er nach Rom zurück, da aus der projectirten Ueberfahrt nach Sicilien nichts wurde. Der zweite Aufenthalt in Rom gleicht aber dem ersten vollkommen, und nachdem auf diese Art die Zeit vergangen und der zweite Band gefüllt ist, meldet ein Schlußwort, 1) daß Alles, was „der Lebende" an wohlgeordneten Studien nebst Zeichnungen noch vorgefunden, in einem dritten Bändchen unter dem Titel: „Italienische Studien" nachfolgen soll, und 2) daß die Reise über Florenz, Ferrara, Venedig, Padua, Verona, Innsbruck und München nach dem lieben Berlin zurückging, allwo ein Fläschchen mitgebrachte Christusthränen als Präservativ gegen die Cholera verbraucht ward.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß auch in diesem Bande kein Mangel an eingestreuten Gelegenheits- und andern kleinen Gedichten ist, und es sei dies schließlich für die Freunde von derlei Dingen hier nur noch mit dem tröstlichen Zusatze bemerkt, wie die Zahl derselben die im ersten Bande ansehnlich überwiegt. 52.

Ueber den gegenwärtigen Zustand und die Wichtigkeit des hannöverschen Harzes. Von Dr. J. Fr. L. Hausmann. Mit sechzehn Anlagen. Göttingen, Dietrich. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Obgleich die Naturschönheiten und die Bergwerke des Harzes viele Reisende, oft aus sehr entfernten Gegenden anlocken, und es an Schriften nicht fehlt, in denen die Merkwürdigkeiten dieses Gebirges beschrieben worden,*) so ist doch eine genauere Bekanntschaft mit den Verhältnissen des dortigen Bergwerkshaushaltes wenig verbreitet. In Hanover und am Harze selbst und in seinen nächsten Umgebungen spricht sich nicht nur diese Unbekanntschaft mit den Einrichtungen des vaterländischen Berg- und Hüttenwesens oft aus, sondern man vernimmt hier nicht selten auch sehr irrige Urtheile über die Verhältnisse, in denen der Harz zum übrigen Lande steht, indem man die Meinung hegt, der Harz sei eine Last für den hannöverschen Staat; seine Bergwerke seien im Verfall; der Haushalt werde mit Schaden betrieben; er erfodere bedeutende Zuschüsse aus der Staatscasse und werde nur erhalten, um eine zahlreiche Bevölkerung vor dem Hungertode zu schützen. — Die Verlegenheit, in welcher sich der Bergwerkshaushalt des Harzes durch die Stockung des Handels mit seinen Producten gegenwärtig befindet, und die Nothwendigkeit, Maßregeln zu ergreifen, welche die Wiederbelebung des Productenhandels und die Erhaltung der Berg- und Hüttenwerke bezwecken, geben einer genauen Bekanntschaft mit den Verhältnissen und dem Zustande des Harzes und der Anerkennung seiner hohen Wichtigkeit für das Königreich Hanover besondern Werth. — Hr. Hofrath Ritter Hausmann zu Göttingen, der berühmte Professor der dortigen Hochschule, erwirbt sich daher ein ganz besonderes Verdienst durch die vorliegende Schrift, indem er durch dieselbe die sehr verwickelten Verhältnisse des Harzhaushaltes aufklärt und zur richtigen Würdigung seines Einflusses auf das übrige Land beiträgt. Früher bei der Berg- und Hüttenverwaltung des Herzogthums Braunschweig, und dann des ehemaligen Königreichs Westfalen (als Generalinspector im Ministerium der Finanzen) angestellt, dann aber als Professor mit dem Harze in steter genauer Verbindung bleibend und mehre Theile der Bergwerkskunde lehrend, war er mehr als hundert Andere im Stande, die schwierige Aufgabe ganz genügend zu lösen. Obendrein konnte er viele authentische Nachrichten benutzen, sodaß er nicht allein im Stande war, seiner Arbeit den ihrem Zwecke entsprechenden Grad von Vollständigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit zu geben, sondern auch viele Haushaltsresultate mitzutheilen, welche zuvor nicht zur öffentlichen Kunde gekommen waren. Ref., mit den hier behandelten Gegenständen genau bekannt, kann nicht umhin zu gestehen, daß es dem Verf. gelungen ist, ein Werk zu liefern, das an Wichtigkeit und Interesse einen gleich hohen Rang in unserer Literatur einnimmt. Wir geben nun noch eine kurze Uebersicht des Inhalts der, sehr bündig und schön, auch für ein größeres Publicum geschriebenen Schrift.

Voran geht eine kurze Schilderung der Natur des Harzgebirges überhaupt, welches um so nöthiger war, da es nicht möglich ist, das Leben und den Verkehr der Bewohner einer Gegend, ihr Gewerbe, den Zusammenhang der Productionen, Fabricationen und ihres Handels vollkommen und richtig zu verstehen, wenn man nicht die Beschaffenheit und Verhältnisse der Natur kennt, welche darauf den größten Einfluß ausüben. Auf eine kurze Uebersicht der politischen Eintheilung des Harzes folgt eine Charakteristik des hannöverschen, bei weitem wichtigsten Theils dieses Gebirges, woran sich zunächst eine Darstellung der Verhältnisse der Bewohner reiht. — Der große, ausgedehnte und zusammengesetzte Haushalt des hannöverschen Harzes hat zwei Hauptzweige, den Bergwerks- und den Forsthaushalt, die ein unzertrennliches, unter einer Oberbehörde vereinigtes, übrigens aber scharf gesondertes Ganze bilden. Der Bergwerkshaushalt besteht aus zwei Haupttheilen: dem des Ober- und dem des Communionunterharzes, von welchem letztern Hanover $\frac{2}{3}$ und Braunschweig $\frac{1}{3}$ besitzt. Der oberharzische Bergwerkshaushalt begreift zwei Hauptbetriebszweige: den der Silber-, Blei- und Kupfer-, und den der Eisenwerke. In der Darstellung des Haushalts der erstern folgt auf eine allgemeine Uebersicht eine Entwickelung ihrer Verfassung und Verwaltung, nebst einer Schilderung ihres technischen und ökonomischen Zustandes. In dem von den Eisenwerken handelnden Abschnitte ist zuerst der Eisensteinbergbau und darauf das Hüttenwesen betrachtet, wobei der kurzen Darstellung des Haushalts der einzelnen Werke eine allgemeine Schilderung des Zustandes der Eisenhütten und der Vervollkommnung ihres Betriebes vorangeht. In dem vom Communionunterharze handelnden Abschnitte ist zuvörderst eine Uebersicht des Bergwerkshaushalts nach seinen Hauptzweigen und darauf eine Darstellung der Verfassung und Verwaltung gegeben. Es folgt die Darstellung des Forstwesens, der Eigenthümlichkeiten der Verwaltung und Bewirthschaftung der Harzforsten, eine Uebersicht ihres Flächeninhalts und Bestandes, der Holzabgabe, des Sägemühlenwesens, der Köhlerei u. s. w.; worauf von der Organisation der Forstverwaltung und den ökonomischen Verhältnissen des Forstwesens die Rede ist. Am Schlusse dieses Abschnitts findet sich eine Schil-

*) Eine vollständige Beschreibung der Natur und der technischen Anstalten und Gewerbe des Harzes erscheint jetzt (bei Leske in Darmstadt) von dem Bergsecretair Dr. Zimmermann zu Clausthal. Wir werden seiner Zeit in d. Bl. Bericht darüber erstatten. D. Red.

derung des Zustandes der Wege am Harz. — Dem Handel mit den Bergwerksproducten ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Die letzte Abtheilung des Werks enthält eine Entwickelung der Verhältnisse, in denen die hohe Wichtigkeit des Harzes für das handversche Land begründet ist. Dieser und der vorige Abschnitt sind in Beziehung auf den Zweck des Werks die wichtigsten; allein die frühern sind zum Verständniß ihres Inhalts unentbehrlich. Hr. Hofrath H. bezeichnet hier nun zuvörderst den Standpunkt, von welchem der Harz hinsichtlich seines Werths für das übrige Land zu betrachten ist; darauf folgt eine Darlegung der Wichtigkeit der harzer Berg- und Hüttenwerke in Beziehung auf die Versorgung der Bewohner des Gebirges, welche auch von Denen, die den Harz als eine Last für das Land betrachten, nicht bezweifelt wird. Um das Irrige dieser Ansicht zu erweisen, wird gezeigt, wie die Bewohner des Königreichs Hanover dadurch großen Gewinn aus dem Bergwerkshaushalte des Harzes ziehen, daß nicht allein die Producte dieses Gebirges ihnen Mittel zu verschiedenartigem Erwerb und Material zu mannichfaltigen Arbeiten darbieten, sondern daß besonders auch der Harz den Absatz der Erzeugnisse des Landes sehr befördert, und daß das Berg- und Hüttenwesen sogar vielen Landbewohnern unmittelbar Arbeit und Verdienst gewährt. Es folgt hierauf die Entwickelung des Einflusses, den der Harzhaushalt auf die Erhaltung und Vermehrung des Nationalvermögens hat; die Bestimmung des Werthes, der durch die Productionen des Harzes dem Nationalvermögen jährlich zugeht; die Darstellung der Wichtigkeit der Productionen des Harzes in Beziehung auf die Handelsbilanz von Hanover und der Einwirkung des dortigen Bergwerkshaushalts auf die Geldcirculation im Lande. Die falsche Behauptung, daß die Harzbergwerke bisher nur durch Zuschüsse im Gange erhalten seien, wird durch eine authentische Nachweisung der reinen Ueberschüsse widerlegt, welche in einer langen Reihe von Jahren aus den Berg- und Hüttenwerken des Harzes in die Staatscasse geflossen sind. Zuletzt ist noch die Wichtigkeit der Productionen des Harzes für die Vertheidigung des Landes und der Einfluß des Berg- und Hüttenwesens auf intellectuelle Ausbildung erwähnt. — Die Bemerkung, daß auch Druck und Papier schön sind, möge die Anzeige dieses ebenso wichtigen als interessanten Werkes beschließen. 106.

Prosper Mérimée.

Bisher hat sich die Kritik wenig mit Mérimée befaßt. Er gehört keiner literarischen Coterie oder Gesellschaft an, er bekümmert sich wenig um die Politik, er schreibt keine polemischen Vorreden für oder gegen eine Doctrin, daher haben ihn die Journale wenig beachtet, daher hat keine literarische Schule in seinen Werken Waffen zum Kampfe gesucht. Ampère war der Erste und Einzige, der auf das „Théâtre de Clara Gazul" aufmerksam machte und es nach Verdienst würdigte. Das Buch wurde stark gelesen, versank aber bald wieder in Vergessenheit. Der Verf. hatte einen vollständigen Succès, wie die Pariser sagen, aber einen obscuren, geräuschlosen, den die lärmenden Tagesserscheinungen bald überträubten. Dazu mag dann allerdings auch noch der Umstand beigetragen haben, daß der Verf. seine genialen Dramen für bloße Uebersetzungen aus dem Spanischen ausgab, und sich hinter dem pseudonymen Namen Joseph L'estrange versteckte. Die Leser nahmen ihn beim Worte! Das war nun freilich ein Beweis von großer Unwissenheit. Wer die Dramen von Calderon oder Lopez de Vega selbst nicht in einer Uebersetzung gelesen, konnte wenigstens aus Schlegel's dramatischen „Vorlesungen" genug über das spanische Theater und spanische Dichternaturen wissen, um den Unterschied zwischen diesen und Clara Gazul wahrzunehmen — Clara Gazul, dem echt französischen, präcisen Geiste, leidenschaftlich, voll logischer Kraft, gerade zum Ziele gehend und ohne den fernsten Anklang romantischer Poesie!

Was Aug. Thierry's Geschichte der Normannen in der historischen Literatur bezweckte, danach strebte das „Théâtre de Clara Gazul" in der poetischen. Der Dichter wie der Geschichtschreiber erzielen beide eine vollständige Darstellung des Wirklichen, sie suchen ihrer Kunst eine strenge, mathematische Präcision zu geben. Sie forschen mit unermüdlicher Geduld nach jeder Thatsache, welche sich auf die Idee bezieht, die sie entwickeln wollen. Nur wenn sie sich durch gewissenhafte Studien, durch fortgesetztes Nachdenken ihres Sujets bemeistert haben, stellen sie es dar, beleuchten es nach allen Seiten, aber sie zeichnen es nur nach dem Profil und in sehr einfachen Linien. Ihre Hervorbringungen sind naiv, aber diese Naivetät ist durch schwere Arbeit errungen. Ehe sie zu ihrer definitiven Form gelangt sind, haben sie sich unzählige Mal in ihrem Kopfe oder auf dem Papiere umgestalten müssen. In ihrer Manier haben sie einige Aehnlichkeit mit Tacitus und Montesquieu.

„La Jacquerie", eine dramatische Composition, welche nach dem „Théâtre de Clara Gazul" erschien, ist gleichwol früher geschrieben worden, so vermuthen wir wenigstens, denn es ist zwischen beiden ein großer Abstand. Einige energisch gezeichnete Charaktere ausgenommen, gewährt „La Jacquerie" eine ermüdende und langweilige Lecture. Eine nach allen Richtungen hin zersplitterte Handlung, der durch das ganze Gedicht fühlbare Mangel eines entschiedenen Willens, die ewigen Mord- und Raubscenen constituiren, wenn man will, eine mögliche Wahrheit, allein ohne poetisches Interesse, ohne Leben und ohne Wirkung. „La famille Carvajal" ist ein ergreifendes Gedicht, leidet nur vielleicht etwas an Uebertreibung des Gräßlichen. „La chronique de Charles IX." steht, was die Wahrheit und die Vollendung der Einzelnheiten betrifft, über dem „Théâtre de Clara Gazul". Jedes Capitel, an und für sich betrachtet, ist geistreich entworfen und aufs sorgfältigste ausgemalt, aber es fehlt an Zusammenhang. Es ist eine Reihe interessanter, gut erzählter Abenteuer, die in keiner Beziehung zu einander stehen. Jedes Capitel steht für sich allein da und bekümmert sich weder um das vorhergehende noch um das folgende. Hr. Mérimée gibt dieses Werk blos für einen Auszug seiner Lecture, das ist allzu bescheiden: aber darin stimmen wir dem Verf. bei, daß es nicht als Gedicht gelten kann.

Außer den bereits genannten dramatischen Dichtungen hat Mérimée noch Erzählungen geschrieben, welche in der „Revue de Paris" abgedruckt worden sind und durch die er eigentlich bekannt geworden ist. „Matteo Falcone" ist ein Meisterstück der Erzählungskunst. Man erstaunt, daß es dem Dichter möglich war, eine solche Fülle von Gedanken und Gefühlen, eine so große Mannichfaltigkeit von Charakteren in einen so engen Raum zusammenzudrängen. „Tamango" beginnt wie eine Satire und endigt in dem Tone einer Homerischen Epopee. Trotz der ihm eigenthümlichen Besonnenheit und Ruhe, trotz seiner Apathie für lyrische Bilder ist der Dichter durch die unwiderstehliche Majestät seines Sujets hingerissen worden, und überließ sich mitunter den stürmischen Bewegungen einer dithyrambischen Poesie. „La partie de tric trac" ist nicht vollständig durchgeführt, der Anfang ist etwas verworren; der Charakter der Schauspielerin ist das vorzüglichste in der ganzen Erzählung. „Le vase étrusque" ist das Schlechteste, was Mérimée geschrieben, und hat seinen Ruhm begründet! Es ist eine Reihe koketter, geschraubter Scenen, voll falschen Puzes, und des Verf. in jeder Hinsicht nicht würdig. Die Damen haben „Le vase étrusque" in ihren besondern Schuz genommen und dadurch einen sehr schlechten Geschmack gezeigt. Nebst einigen minder zu beachtenden Erzählungen hat man ferner von Mérimée zwei Briefe über Spanien, gut geschrieben, aber etwas gezwungen, und einen kritischen Artikel über Byron, in welchem die Charaktere des Don Juan und Childe Harold zum ersten Mal aus dem richtigen Standpunkte betrachtet werden. Die Leser werden vielleicht nicht ohne Interesse erfahren, daß Mérimée in einem pariser Collège auferzogen worden ist, daß er später Jurisprudenz studirt und sich als Advocaten hat aufnehmen lassen, aber niemals plaidirt hat. Er ist gegenwärtig Secretair des Herrn d'Argout, Ministers des Handels. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 275. —— 1. Oktober 1832.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung.

Von Theodor Mundt.

Erster Artikel.

In Perioden großer Aufregungen, wo ein allgemeines Ringen, Streben und Bewegen eine ganze Zeit durchzuckt, täuscht sich oft der menschliche Wille über nichts so sehr als über die Ziele, denen er zustrebt und nachringt, und die ihm als die vollkommenen und glückseligen Zustände der Zukunft zu winken, ja durch die Nothwendigkeit des Geschicks selbst bestimmt zu sein scheinen. Die großen Ziele der Weltgeschichte entwickeln sich jedoch im Völkerleben stets wie ein Wunder der göttlichen Offenbarung, und die Sonnenauf- und Untergänge in der Geschichte lassen sich nicht, wie die in der Natur, durch menschliche Mathematik auf Zeit und Stunde des Kommens und auf Art und Weise des Erscheinens berechnen, sondern der Tag bricht den Völkern immer auf der Seite des Horizonts an, wo sie auf sein siegreiches Licht nicht gehofft hatten. Noch nie sind epochemachende Ereignisse in der Weltentwickelung durch ein planmäßiges und vorbedachtes Hinstreben der Völker und Individuen darauf herbeigeführt worden, und wenn auch der Mensch die Keime seines Geschicks selbst in die Zeit säet, wenn er thätig und arbeitsam sein soll mit Wort und That, mit Geist und Leib für die Herausentfaltung und Wartung desselben, so hängt doch der Segen der Ernte nicht von ihm und seiner Arbeitsamkeit ab. Die Keime ihrer Geschichte pflanzen die Völker, aber der Weltgeist schüttet die Blüten der Ernte über sie aus nach seinem Walten, und siehe! mancher Keim, von dem man es nicht dachte, ging auf, mancher verdorrte, und der ganze Lebensreichthum der aufgesproßten Saat steht wie eine Himmelsgabe, aber nicht wie menschlicher Erwerb vor Allen da. Wie unscheinbar sind oft die ausgestreuten Keime, die ungeahnt zu großen weltgeschichtlichen Ereignissen heranwachsen! Luther war weit entfernt davon, den durchgreifenden Gedanken einer Kirchenreformation mit allen ihren umfassenden Folgen in sich zu tragen oder nur zu ahnen, als er durch seine 95 Theses gegen den Ablaßkram den ersten, von unberechenbarer Nachwirkung begleiteten Schritt dazu that und von diesem einzelnen Unternehmen aus wider Willen fortgerissen in die Mitte einer großen geistigen Zeitumwälzung, oft bereuend und in sich selbst erschreckend, daß er zum aufregenden Princip einer ganz Europa ergreifenden Verwirrung und Entzweiung geworden, und noch auf seinem Todbette sich mit kleinmüthigem Zagen abwendend von dem blutigen, aber hoffnungstralenden Morgenroth der Zeit, die er umgeschaffen, wurde er dennoch der Träger einer neuen Weltbildung, die er selbst weder zu ahnen noch zu begreifen vermochte. Den Völkern, den Individuen gehören nur die einzelnen Thaten in der Geschichte an, die in ihrer Vereinzelung oft wie zusammenhangslos und beziehungslos hervorzugehen, ja nur aus dem thätig werdenden Naturtrieb der Völker entstanden zu sein scheinen, aber der Geist der Geschichte durchdringt befruchtend und belebend die ungewisse Einzelheit der menschlichen Thaten und erhebt sie erst durch seine Vernunft, die höher ist als alle irdische Vernunft, zu bestimmten Ideen in der allgemeinen Weltordnung der Dinge.

Die Anwendung dieser einleitenden Betrachtungen auf unsere Zeit, wie auf den besondern Gegenstand dieser Abhandlung, liegt nahe. Ueber der heutigen Gegenwart schwebt ein drohender Gedanke: es ist die warnende Lehre, daß der menschliche Wille sich nicht vermesse, mit der Einzelheit seines Strebens in den fortschreitenden Geist der Geschichte willkürlich eingreifen zu wollen! Der reflectirte und überreflectirte Standpunkt des Geschlechts

scheint es aber heutzutage immer mehr zu dem Wahnsinn fortzureißen, daß es dieser inhaltschweren Lehre, welche die höhere Geschichtsansicht uns klar und entschieden vor das Bewußtsein stellt, mit übermüthigem Beginnen immer verwirrungsvoller entgegenhandelt. Die geschwächte äußere Thatkraft der Völker hat sich in unserer Zeit in die Reflexion gestürzt, und während gegenwärtig eine Geschichtsperiode der Meinungskämpfe, der Kämpfe um Staatsformen und Staatstheorien angebrochen ist, hat die allzu reflectirte und theoretisirte Entwickelung dieser Zeit bereits ein künstliches und gemachtes, mithin ungeschichtliches Ansehen erhalten, und ist dadurch in eine unheimliche Verzerrung und Verzuckung aller Zustände gerathen. Man will die Geschichte heutzutage nicht mehr *erleben*, man will sie *machen* wie ein logisch-dialektisches System, und so wirft man sich in politischen Abstractionen herum und kommt zu keiner wahrhaft historischen Entwickelung, weil man künstlich abstrahirte Ziele zu erreichen strebt, die nur innerhalb der Reflexion, aber außerhalb der Geschichte liegen. Die menschliche Reflexion kann aber nie zum Werkmeister der Geschichte werden, denn Geschichte ist freies Fortleben der Völker, aber Reflexionsleben der Staaten ist kritisirtes Leben, das, durch ein unaufhörliches Bewußtsein seiner selbst krankhaft abgemattet und an Thatenlust immer ärmer werdend, sich nicht aufrichten und ausdehnen kann zum frischen Hinauswachsen in die Zukunft. Vor der Reflexion steht die Geschichte starr und bang stille wie eine stockende Weltuhr, deren Pendel, sich selbst zu schwer geworden, vor der Schwere des eignen Daseins in sich zusammenstürzt.

Es ist aber nicht nur ein Eingreifen der Reflexion in das Leben der Geschichte, wenn Fürsten und Machthaber unserer Zeit durch Ordonnanzen und Beschlüsse die echthistorische Entwickelung ihrer Völker zu hemmen und ihre Zustände dadurch um Jahrhunderte weit zurückzuschrauben trachten, sondern es ist auch auf der andern Seite ein vermessenes Eingreifen der Reflexion in die Geschichte, wenn im Volke selbst ein Streben nach künstlich abstrahirten Zielen der Entwickelung entsteht, und es ist offenbar, daß heut von beiden Seiten zugleich die Sicherheit der Gegenwart bedroht und angegriffen wird. Die Verwirrung, die von den Fürsten ausgeht, kann jedoch nie so gefahrvoll werden für Cultur und Staatsleben als die aus dem Volke selbst, denn ein tüchtiges gesundes Volk überwindet die Misgriffe seines Fürsten wieder in sich selbst durch seine gute Naturkraft, sowie ein starker Körper auch die schlechten Säfte, die in ihn übergegangen, gefahrlos in sich verarbeitet und aus sich herauswirft, oder, als ein Ganzes sich fühlend und den Fürsten dagegen nur als ein Einzelnes im ganzen Organismus, erdrückt es die gegen das Ganze aufrührerisch gewordene Einzelheit durch die Energie seiner Masse. Aber wenn im Volke selbst die Verwirrung ausgekommen ist, wenn im Volke selbst eine unnatürliche Richtung der Entwickelung oder auch nur das Gelüst danach sich regt, dann erst ist die Gefahr groß, und es schleicht sich damit eine allgemeine Verfinsterung der Lebenszustände heran. Den Fürsten ist nicht die Macht gegeben, ihre Völker zu vernichten, sondern die Völker vernichten sich immer selbst in der Geschichte und in solchen Perioden, wo sie sich nach erkünstelten Bedürfnissen, nach ausgeklügelten Ideen zu gestalten streben, sind sie ihrem Untergange in sich selbst am nächsten, wenn ihnen nicht aus der Verwirrung eine Wiedergeburt zugedacht ist.

Selbst auf die Gefahr hin, von einer gewissen liberalen Partei unserer Zeit für unliberal gescholten zu werden, muß man doch ungescheut behaupten, daß jene Liberalen, die, von der Aufregung der letzten Weltereignisse ergriffen, in dem Wahn einer maßlosen Perfectibilität der Völkerzustände umherschwärmen, daß jene Liberalen in Deutschland es sind, die an der Verwirrung und Uebereizung der Zeit fast planmäßig arbeiten, indem sie sich gewisse politische Abstractionen ausgedacht haben, die sie unter der beliebten Fahne des Zeitgemäßen und Zeitbedürfnisses ausflattern lassen durch die deutschen Gauen, und die sie als einziges Heil und Rettung ihrem Volke verkündigen, welches das ihm von seinen Befreiern und Vervollkommnern angedichtete Bedürfniß nach dieser Art der Rettung in sich kaum kennt. Diese liberalen Abstractionen im heutigen Deutschland concentriren sich vornehmlich in der jüngst so vielfach wieder regbar gewordenen Idee einer *politischen Einheit* desselben, welche an sich ohne Zweifel die kühnste und gewagteste politische Abstraction ist, die je aus dem reflectirenden Bewußtsein in die Geschichte mechanisch hat hinübergreifen sollen, und in der Behauptung dieser als das Höchste der vaterländischen Zustände hingestellten und zu erstrebenden *Einheit Deutschlands* scheinen sich überhaupt alle liberalen Bewegungen einer gewissen Seite bei uns zuzuspitzen oder auf die Spitze zu stellen. Und nicht nur die oberflächlichen Liberalen, sondern auch gründliche und geistreiche Vertreter des deutschen Liberalismus, wie Welcker (der badische Abgeordnete), P. Pfizer (in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen"), Wilhelm Schulz („Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation", Stuttgart 1832) u. A. haben sich über und für diese Idee neuerdings wieder lebhaft ausgesprochen, obwol nicht selten unter einander abweichend in Standpunkt und Richtung ihrer Ansicht und in der Weise, sie zu verwirklichen. Diese wackern Männer der deutschen Bewegung sind bisher fast allein über diese Angelegenheit laut geworden, und gegen alle Verwirklichung und Ausführbarkeit derselben hat sich von Seiten der Reactionspartei in Deutschland bis jetzt nur die Stimme Ranke's erhoben, im zweiten Heft seiner „Historisch-politischen Zeitschrift" (1832), worin ein lesenswerther Aufsatz: „Ueber die Trennung und die Einheit von Deutschland", gegeben wird. Dieser Aufsatz, obwol die absolutistische Färbung seiner Heimath nicht ganz verleugnend, zeigt sich doch frei von aller gehässigen Ultragesinnung und entwickelt gemäßigt und gedankenreich seine Ueberzeugung von der Unausführbarkeit jener politischen Einheit Deutschlands; aber so sehr wir auch von unserm Standpunkt aus Dies anerkennen müssen, so ist doch zugleich klar, daß Ranke vergessen hat, seinen Vermeinungen

eine ebenso entschieden ausgeführte Bejahung nachfolgen zu lassen, und die Elemente zu einer ideellen Einheit der Deutschen, die dennoch durch ihre in den realen Bedingungen begründete politische Trennung unverlöschlich hervorschimmern, energischer herauszustellen, denn wenn man auch über die Bedingungen der Trennung nicht hinauskann, ja sie vielmehr recht scharf einsehen muß, um sich unter höhern Gesichtspunkten mit dem Bestehenden zu versöhnen, wenn man auch die Einheit da nicht suchen darf, wo sie nicht ist, so darf sie doch auch da, wo sie ist, in dem ganzen Umfang ihrer Bedeutsamkeit nicht unentwickelt bleiben. Zugleich geht durch des Verfassers Darstellungen in diesem Aufsatz ein gewisser ironischer Zug, der in heimlichen Seitenblicken zuweilen etwas seltsam lächelt, besonders wo es Ranke unternimmt, Mangelhaftigkeiten der heimischen Zustände hofklug zu beschönigen, wie sich denn der treffliche Historiker überhaupt in dieser Zeitschrift in keiner ganz natürlichen Stellung der Ansicht zu befinden scheint.

Es drängt sich jedoch hierbei bezugs der in Rede stehenden Sache die Frage auf, ob die geltendgemachte Nothwendigkeit einer politischen Einheit Deutschlands überhaupt nur von Seiten der Reactionspartei bestritten und verneint werden könne und es also von vorn herein das Werk illiberaler Gesinnung sei, an der Möglichkeit und Tauglichkeit einer Herstellung dieser Idee zu zweifeln oder andere Ansichten über ihre Begründung zu hegen als die dafür begeisterten Liberalen. Gefährlich ist es freilich heut, sich diesen Liberalen irgendwie entgegenzustellen, denn in ihrem Eifer brandmarken sie Dich gleich vor der öffentlichen Meinung und posaunen aus von Dir, daß Du eben nicht liberal seiest. Schrecklich aber ist es, nicht liberal zu sein, denn es ist gerade so leicht, es zu sein. Ehre und Hochachtung den Männern des Liberalismus, wie Rotteck, Welcker, Duttlinger, Jordan, Mittermaier u. A., die für die Befreiung der vaterländischen Verhältnisse hochherzig zu wirken streben, und selbst die gebührende Anerkennung solchen feuerflammenden Propheten, wie Wirth, der durch seine ungemeine Anregsamkeit wenigstens das alte Phlegma der Deutschen ertödten hilft, denn allerdings nur aus der Aufregung entwickeln sich Fortschritte! Aber wenn wir auf die große und wogende Mehrzahl Derer hinsehen, die sich selbst vor der ganzen Welt als Liberale ausherolden, die, ohne zu wissen, von wo sie ausgehen noch wo sie hinwollen, in die Luft springen, weil sie meinen, daß der Zeitgeist einmal Bewegung verlangt, diese Narren des Zeitgeistes, wenn man diese betrachtet, könnte es scheinen, als gehöre nur ein Uebermaß von Seichtigkeit und Gedankenlosigkeit dazu, um liberal zu sein. Es hat sich bei uns ein gewisser Liberalismus hervorgethan, den man par excellence den gedankenlosen Liberalismus nennen sollte, um sich sogleich über ihn verständigt zu haben; ein gewisser frivoler Broschürenliberalismus, der, unkundig der Vergangenheit, in der die heutigen Zustände wurzeln, und leichtsinnig denkend oder ganz gedankenlos hinsichtlich der Zukunft, in die er doch die Gegenwart gewaltsam hineinzerren möchte, nur die Stichworte der Zeit aufgreift, sie unaufhörlich ausschreiend, um sich damit auf dem Markt des Tages pikant zu machen. Weder Kenntniß der Geschichte noch wahre Vaterlandsliebe ist in diesen Liberalen, die, eigentlich ganz heimathlos gesinnt und ohne alle eigenthümliche Richtung, im Bewegungsprincip der Zeit nur den Schaum auf der treibenden Meeresoberfläche darstellen. Ist nicht schon Das an ihnen verdächtig, daß sie nicht müde werden, stets von ihrem eignen Liberalismus zu sprechen, und wo sie auftreten, sich renommirend damit anzukündigen: „ich bin liberal!" Klingt das nicht ebenso zweideutig, als wenn eine Frau beständig von ihrer Tugend spricht, oder die Schönheit selber sagt: „ich bin hübsch!" Aber dennoch ist es, wie bemerkt, gefährlich, auch diesen Liberalen irgend entgegenzutreten. Heut ringen alle Schriftsteller danach, sich in die bereits feurril gewordene Kategorie des „Zeitgemäßen" — ein Wort, das sich zum wahren Buchhändlerliebling aufgeschwungen und an dem der hohnlachende Mephistopheles der Tagesgeschichte seinen größten Spaß hat — hineinzuarbeiten. Es könnte daher einem Schriftsteller kein größeres Unglück widerfahren als von den Liberalen, welche ohne Zweifel die Zeitgemäßesten sind und das Zeitgemäße dieser Zeit als ihre Provinz verwalten, für einen Unzeitgemäßen verschrien zu werden, denn was soll man auch am Ende in einer Zeit anfangen, in der man nicht einmal zeitgemäß ist! Wenn wir daher auch die Idee von der deutschen Einheit anders anschauen und darstellen als die bis jetzt für sie aufgetretenen Liberalen — und in der Behauptung dieser Idee vereinigen und vermischen sich in der That alle Gattungen des zeitgemäßen Liberalismus —, so müssen wir uns doch das Zeitgemäße wahren und hier gleich die Meinung hinstellen, daß die bisher geltendgemachten Versuche zur Herstellung einer politischen Einigung Deutschlands nicht blos von Seiten der Reaction, sondern auch von Seiten einer mit dem vernünftigen Bewegungsprincip der Zeit nicht in Widerspruch stehenden Ansicht bestritten, ja verneint werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere französische Romane.

Ein beliebter französischer Novellist, P. L. Jacob, der bis jetzt fast ausschließlich und nicht unglücklich sich mit Rittern und Damen, Turnieren und verfallenen Schlössern beschäftigt und hierzu, wie Ufteri in der alten deutschen, so er in der alten französischen Rede sich eingeübt hat, ist heuer mit einem Roman aufgetreten, der in der neuern Zeit spielt und in der neuesten Sprache die neuesten gesellschaftlichen Ansichten in Frankreich behandelt. Sein Titel ist: „Un divorce, histoire du temps de l'Empire, 1812—14" (Paris, 1832). Der Verf. sucht darin durch die Ehestandsgeschichte eines jungen Malers darzuthun, daß das Band der Ehe nicht unauflöslich sein und eine Scheidung gesetzlich gestattet werden müsse, zugleich aber auch die großen Nachtheile nachzuweisen, die eine Ehescheidung, wie sie die Gerichte aussprechen, nachsichzieht, woher denn die Folgerung gemacht wird, daß es am besten sei, wenn Mann und Weib gar keinen kirchlich oder bürgerlich geregelten Ehevertrag unter sich eingehen, sondern in freier, ungebundener Zuneigung so lange mit einander leben, als es beiden Theilen beliebt. In diese Lehren zeitgemäßer Weisheit sind als rhetorische Ausschmü-

dungen und Leckerbissen für patriotische Leser auch mancherlei politische Aussprüche und Darstellungen eingemischt. Der Rhein figurirt als die natürliche Grenze Frankreichs, die Kriegsunfälle von 1813 u. 1814 werden dem Verrathe der Deutschen und der Bestechlichkeit französischer Generale zugeschrieben, die Preußen fechten überall 80 Mann stark gegen einen polytechnischen Schüler und lassen sich von ihm besiegen und gefangen nehmen, werden aber durch die erkaufte Capitulation der Hauptstadt wieder erlöst. Der Roman ist im neuesten Geschmack, unsittlich und prahlerisch. Wir glauben, daß gewisse belletristrende Israeliten die deutsche Lesewelt nächstens mit einer Uebersetzung desselben beschenken werden.

Ein anderer Romanschreiber hat denselben Gegenstand behandelt, indeß in einer weniger bedenklichen Weise. Es ist dies der vielgelesene, beliebte, angenehme, leichte Paul de Kock. Seine zahlreichen Schriften sind nicht frei von leichtfertigen Scenen, zweideutigen Scherzen, einer gewissen frivolen Ueppigkeit; indessen wird doch wenigstens im Allgemeinen auf Sitte und Ordnung gehalten, nur die Tugend oder doch etwas, was man allenfalls dafür nehmen kann, triumphirt, das Laster wird gestraft. Einer seiner neuern Romane beschäftigt sich nun ebenfalls mit Ehe und Scheidung. Wir meinen: „Le Cocu par Ch. Paul de Kock" (4 Theile, Paris, 1831). Der Titel nennt ein Wort, das der Franzose beim Schreiben gern nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet, für so unanständig wird es gehalten; hier trägt es nun ein Werk von vier Bänden an seiner Stirne. Der Verf. hat geglaubt, deshalb in der Vorrede eine Art von Rechtfertigung schreiben zu müssen, und entschuldigt sich durch die Anführung älterer französischer Schriftsteller, die ebenfalls das Wort ausgeschrieben und vornan gebraucht haben, wie etwa deutsche zur Entschuldigung derber Ausdrücke sich auf das Beispiel Dr. Martin Luther's berufen. Der Roman selbst enthält nun viel Liebe, aber durchaus keine Politik. Ja, im ersten Capitel, wo der Held der Geschichte sich den Lesern zuerst in einem pariser Lesecabinete producirt, in welchem alle Welt sich um die politischen Blätter reißt, beschäftigt er sich mit einer literarischen Zeitung, die er ohne Mühe erhält, denn nur Politik beschäftigt die Geister. „Ich begreife es wohl", fährt er fort, daß die Staatsangelegenheiten uns nahe angehen, und Berichte darüber uns anziehen können. Es gibt Zeitpunkte, wo ich selbst die politischen Blätter begierig lese, aber auch dann kann ich so ein großes Blatt nicht ganz zu Ende bringen, noch weniger Stunden lang darüber brüten. Was soll ich machen? umschaffen kann man sich nicht, die Politik war nie mein Steckenpferd, und vielleicht irre ich, aber ich bleibe bei der Meinung, daß das Land das glücklichste ist, wo es nicht nothwendig wird, sich mit der Staatsweisheit zu beschäftigen." — Dieser Ansicht gemäß bleibt die Politik jeder Art außerhalb des Romans. Der Held desselben ist ein junger, bildschöner, von Haus aus reicher pariser Advokat, Namens Blamont, der auf einem Balle die sehr schöne Tochter guter, wohlhabender Aeltern, Namens Eugenie, sieht und sie bald darauf heirathet. Anfangs, d. h. etwas über ein Jahr, lebt er mit ihr in einer glücklichen Ehe, dann wird aber Eugenie aus geringer Veranlassung sehr eifersüchtig, und da Blamont, etwas eigensinnig oder freisinnig, in seiner Weise beharrt und dadurch die Frau in ihrer Meinung bestärkt, er halte die Ehe für eine Einrichtung einfältigen Herkommens und schädlicher Vorurtheile, beschließt die erzürnte Frau sich zu rächen, was sie ausführt, indem sie ihrem Manne untreu wird und ihm und dem Romane die anstößige Benennung verschafft. Blamont trennt sich von Eugenien, verwundet ihren Geliebten im Duell, wirft seine Advokatenpraxis voll Lebensüberdruß von sich und geht auf Reisen. In einem Badeorte lernt er eine schöne, sehr reiche Erbin, Namens Karoline, kennen, die sich sehr eilig in den misanthropischen Exadvokaten verliebt. Da sie erfährt, daß er von seiner Frau hintergangen worden ist und daher die Ehe haßt, trägt sie sich ihm an als eine Person, die recht eigentlich für ihn paßt, weil sie gleich ihm das eheliche Band verabscheut und bereit ist, mit ihm unverehlicht zusammenzuleben. Blamont willigt in den Antrag der reichen und schönen Karoline und findet in der Freiheit außer der Ehe nun wirklich das Glück, das er im Zwange der Ehe vergebens gesucht hatte. Um die Lehre: „die gesetzliche Ehe sei eine gefährliche Institution, weil sie beiden Theilen einen Zwang auferlegt, der die gegenseitige Neigung untergräbt, die nur freiwillig sein könne", noch eindringlicher darzuthun, ist neben der Hauptgeschichte: dem Ehestandsschicksale des Advokaten Blamont, noch episodisch die Liebesgeschichte eines jungen dramatischen Schriftstellers eingeflochten, der mit seiner Geliebten in einer sogenannten wilden Ehe, und gerade dadurch glücklich, zufrieden und in ungestörter Eintracht lebt. — Man sieht leicht ein, wie verschieden diese neuen französischen Romane, im letzten Modegeschmacke, von den ältern Liebesromanen ehrbarer Gattung sind, wo Held und Heldin als Muster und Opfer der standhaftesten, vieljährigen Treue geschildert werden, die selbst weit über das Bedürfniß der Liebe und Dauer der Jugend und Wohlgestalt reicht. Dennoch wurden jene Romane vielfach eine sittenverderbliche Lecture genannt und wenigstens der Jugend untersagt; was soll man nun von Romanen halten, die an den heiligsten Institutionen menschlichen Vereines rütteln und sie in den Augen des unbedachtsamen Haufens wirklich herabsetzen können? Nach unserer Meinung sind sie schädlicher als Crebillon's verrufene Schriften, die zwar das Laster mit üppigen Farben und Aufwand von Witz vergnüglich darstellen und die Sittlichkeit durch leichtfertige Bilder beleidigen, dennoch aber nicht durch Sophisterei die Begriffe von Tugend und Wahrheit verwirren und zerstören wollen.

Erfreulicher daher in sittlicher Hinsicht ist die Lecture, die uns ein Veteran dramatischer Dichtkunst, Hr. Alexandre Duval, in seinem Romane: „Le Misanthrope du Marais" (Paris, 1832) bietet. In der Vorrede nennt sich der Verf. einen siebzigjährigen Greis, und man sieht seinem schriftstellerischen Erzeugnisse die Redseligkeit des zufriedenen Alters an. Wir sagen des zufriedenen Alters, weil wir glauben, daß es Hrn. Duval äußerlich wohlgeht und daß er ein ruhiges, gemächliches Veteranenleben führt, denn übrigens ist sein Buch ein Product der Unzufriedenheit mit dem jetzigen Zustande der französischen Literatur. Es ist für ihn in derselben zu viel Romantik und zu viel Politik. In der letztern ist er von der gemäßigten Gattung, und derjenigen Unterabtheilung davon, die mundum vadere läßt. „Macht, was ihr wollt, meint er, Monarchie, Republik, einen Raubstaat mit einem Continentalsysteme, nur laßt mir meine Ruhe und meine Renten." Was aber die Romantik betrifft, so schultert er noch eine alte Luntenmuskete aus den Tagen des großen Zeitalters der späterhin großen Nation und zieht für die Classicität zu Felde. Hierzu erfindet er zwei junge Männer, einen von Adel, einen excentrischen Brausekopf, Ernest de Beaumanoir, und einen verständigen, bürgerlichen Jüngling, Gustav Béranger. Der erste, ein Müssiggänger, stellt den Romantismus, der letztere, ein fleißiger Jurist, die Classicität vor. Beide lieben ein Mädchen, Julie de Pontriant, die zuerst Gustav heirathen will, weil sie ihn zuerst kennen lernt, dann aber ihm untreu wird und mit Ernest davonläuft. So siegt der Romantismus zu seiner Schande über ein unverständiges Frauenzimmer. Die Strafe aber bleibt nicht aus. Ernest verschwendet mit leichtfertigen Freunden, schlechten Schriftstellern der romantischen Schule, sein Vermögen, und da sein Oheim, eben jener Misanthrop des Titels, der einsam in einem entfernten Stadttheile von Paris lebt, nichts von ihm und seiner Julie hören will, so verfällt er in große Noth. Der classische Gustav will helfen, aber der romantische Stolz Ernest's weist diesen Beistand zurück. Endlich, schon fast zu spät für die Existenz des Helden, der sich einer geisterrüttenden Verzweiflung ergeben, stirbt der reiche Onkel und bringt ihn durch sein Vermächtniß aus dem Elende und den Roman zum Schlusse. Wie redselig das Alter ist, beweist ein Morgengespräch beim Kaffee zwischen zwei Personen, das 170 enggedruckte Octavseiten lang ist.

(Der Beschluß folgt.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 276. — 2. Oktober 1832.

Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung.

Von Theodor Mundt.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Die Hambacher waren es im Mai 1832, die das Maifest einer neu erblühen sollenden Nationaleinheit der Deutschen dort feiern wollten oder gefeiert haben, und für dieses Abstractum erhoben sich da die kühnsten und verwegensten Reden und Aussichten, welche, obwol an sich meist verwerflich und alles Hintergrunds ermangelnd, doch ein höchst merkwürdiges Symptom der Zeitaufregung abgeben. Die hambacher Schloßruine, nahe dem rheinbairischen Städtchen Neustadt an der Haardt, ist dadurch in der Geschichte der neuesten Demagogie gewissermaßen eine classische Stätte geworden, und wenn jene Gegend des linken Rheinufers schon deshalb gut zum vereinigenden Mittelpunkt dieser neuen deutschen Nationalbegeisterung werden konnte, weil hier bereits durch die ursprünglichen Verhältnisse und die nachbarlich-örtlichen Einwirkungen die aufgeregte Stimmung allgemein ist, so bleibt es doch immer eine ganz wunderbare Erscheinung, wie diese Aufregung ringsumher in den deutschen Gauen einen so lauten und kecken Anklang fand. Die überschwängliche Ankündigung des Festes, theils in der speierischen Zeitung, theils in einzelnen vertheilten Einladungen, die der pomphafte Siebenpfeiffer verfaßte, hatte den Eingang einer großen Anzahl von zustimmenden Adressen an die Festgeber voll der liberalsten Erklärungen zur Folge, in welchen zur deutschen Nationaleinheit ermunternden Zuschriften natürlich auch die Franzosen, sowie das Polencommitée in Paris nicht zurückblieben, und sogar vom Niederrhein, aus Rheinpreußen liefen freisinnige Herzensergießungen ein, wenn man auch freilich von dort aus beklagte, der Verhältnisse wegen der Einladung zur Theilnahme an dem Feste selbst nicht folgen zu können. Das von der bairischen Regierung erhobene Verbot gegen die wirkliche Ausführung der angekündigten Feier dieser deutschen Maitage, welches jedoch auf den zunächst von den neustädter Bürgern und sodann von dem Landrath dieses Kreises eingelegten Protest wieder außer Kraft gesetzt wurde, trug eben dadurch nur um so mehr bei, das Interesse für die Angelegenheit des Festes zu spannen und zu reizen, und so strömten, wenigstens nach Wirth's Angabe selbst *), gegen 30,000 Theilnehmer, um Reden zu halten und Reden zu hören für die deutsche Nationaleinheit, an dem Ort der Bestimmung zusammen. Aus allen Stämmen und Ständen sah man hier Menschen, die eine an sich allerdings große Angelegenheit, die ein großes Gefühl versammelt hatte, und in den festlich geordneten, mit flatternden Fahnen geschmückten Zug, der sich in feierlichen Reihen nach der hambacher Ruine hinbewegte, hatten sich auch deutsche Frauen, ebenfalls mit deutschen Fahnen in den Händen, eingemischt. Es liegt etwas Herzerhebendes darin, eine Idee, welche es auch sei, in Vielen lebendig und beweglich zu erblicken und daraus eine öffentlich werdende Gemeinschaft der Einzelnen in etwas Ganzem entstehen zu sehen, und Jeder wünscht, der von solcher in Deutschland so seltenen Gemeinschaft hört, daß sie in den Ausführungen ihrer Zwecke sich stets so erhaben und rein erhalten möge, als der erste Eindruck ist, den ihr Anblick hervorbringt. Und hier in Hambach erhöhte den zu Grunde liegenden Sinn der Feier noch die Lage des mit den schönsten Naturreizen geschmückten Ortes, wo man von den Bergen herab die Thürme bedeutender deutscher Städte, wie Speier, erschauen konnte, welche an frühere Zeiten der Nationalität Deutschlands wol ernst und beziehungsvoll erinnern mochten. Aber diese blühende Außenseite des seltsamen Festes schrumpft sogleich zu einer bis zum Erschrecken häßlichen Frazze zusammen, wenn man es bis zu dem Punkte verfolgt, wo es für die vermeintliche Wiederherstellung der deutschen Nationalität die Rednerbühne aufzuschlagen anfängt, und das triviale Wort: O si tacuisses! wird man nirgends so anwendbar finden als auf das hambacher Fest, wenn man die dort von jenen Patrioten gehaltenen Reden, wie sie in der angeführten Festbeschreibung Wirth's der Folge nach wiedergegeben werden, durchliest. War die patriotische Poesie schlecht, die hier zum Besten gegeben wurde, und worunter Siebenpfeiffer's „Für 300 Handwerksburschen zum Singen" gedichtetes Lied, und ein ebenso unverständlicher als enthusiastischer Chorgesang, den Wenzel-

*) S. die Schrift: „Das Nationalfest der Deutschen zu Hambach. Unter Mitwirkung eines Redactionsausschusses beschrieben von J. G. A. Wirth." Zwei Hefte. Neustadt a. H., 1832.

Sternau eingeschickt hatte, besonders hervorragten, so war die patriotische Prosa, mit der zum Heil des Vaterlandes renommirt wurde, doch noch widerwärtiger. Mit Ausnahme der Rede von Wirth selbst haben alle Andern, die auf der hambacher Schloßruine gesprochen, auch nicht im Entferntesten irgend eine bestimmte Ansicht über die schwärmerisch von ihnen angerufene Nationaleinheit Deutschlands, selbst der wenigstens obenhin begeisterte Siebenpfeiffer nicht, ausgedrückt, sondern in demagogischem Pathos und eitelm Wortprunk, der bei vielen jugendlichen Rednern noch stark nach der vielleicht kürzlich erst verlassenen Schulstube roch, stolzirten sie nur auf ganz allgemeinen und unbegrenzten Ansichten von Volkssouverainetät und der aus der Luft gegriffenen lächerlichen Redensart von dem einen und ungetheilten Deutschland herum. Der Fürsten wird hier nicht anders gedacht als unter der Firma der „Hochverräther", und so trat Alles zusammen, um einmal in effigie ein vollständiges Bild zu geben von dem gedankenlosen Liberalismus in Deutschland, von dem schmuzigen Liberalismus, dem Liberalismus der Lumpe, der sich gerade an dieser Idee von einer Einheit Deutschlands in seiner ganzen Blüte entfaltet und erschöpft zu haben scheint. Aber Wirth selbst, ohne Zweifel ein heller und geistreicher Kopf und ein Mann von Charakter und Kenntnissen, steht in der That höher und über dem hambacher Liberalismus, und er war der Einzige, der in seiner dortigen Rede *) eine sehr bestimmte und energische Ansicht von der Entwickelung der deutschen Nationaleinheit ausgesprochen hat, an der man wenigstens die Bestimmtheit und Entschiedenheit anerkennen muß, wenn man auch weder den ebenfalls von liberalen Schwindeln und Krämpfen nicht freien Ton ihrer Darlegung, noch sie selbst an sich billigen mag. Er sprach für die unter der Form einer Conföderativrepublik herzustellende Einheit Deutschlands, von deren Verwirklichung er die politische Reform des Vaterlandes lediglich abhängig macht; er will eine Conföderation von Freistaaten Deutschlands, in welche sich die jetzigen souverainen und getrennten Staaten auflösen und wiedervereinigen sollen, und er hat diese an sich halsbrechende Idee, die er aber mit geistreicher Verwegenheit zu entwickeln weiß, auch in seiner während seines letzten Gefängnisses verfaßten Schrift: „Die politische Reform Deutschlands. Noch ein dringendes Wort an die deutschen Volksfreunde" (Strasburg, 1832), wiederaufgenommen, wie denn die genannte Schrift überhaupt nichts als eine weitere Ausführung seiner hambacher Rede ist. Der Eindruck jener Rede muß aber heftig und erschütternd gewesen sein, da selbst Börne — wenn es wahr ist, daß er dem hambacher Feste ebenfalls beigewohnt — danach geäußert haben soll, daß „Wirth ein schrecklicher Mensch sei". Stellt man die Idee von einer deutschen Republik an sich einzeln und schroff heraus, so klingt das freilich ungefähr so, wie Karl Moor in Schiller's „Räubern" sagt: „Ah! daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen!" Wir wollen aber jene Idee später im Zusammenhange mit den andern Staatsformen genauer betrachten, und alsdann auch auf die Ansicht Wirth's über die politische Reformfrage Deutschlands wieder zurückkommen. Seine überkecke Rede hatte indeß auf dem hambacher Feste noch mehr als in einer Hinsicht Anstoß erregt, indem er darin zugleich seine heftige Abneigung ausdrückte, von französischer Seite her dem deutschen Vaterlande Rettung gebracht zu sehen, eine Gesinnung, die wahrhaft ehrenwerth an ihm ist. In der gewiß richtigen Meinung, daß die Franzosen bei einem Einschreiten in Deutschland, würde es auch aus den liberalsten Absichten unternommen, dennoch nicht unterlassen würden, sogleich auch ihr materielles Interesse am Besitz des linken Rheinufers wieder wahrzunehmen, spricht Wirth in dieser Beziehung den Grundsatz aus, daß eine Nation eher der Freiheit als der Ehre entsagen müsse, und es deshalb heilsamer für Deutschland sei, selbst in den alten Verhältnissen auszuharren, als von den Franzosen die Hülfe zu nehmen; und hierin zerfiel er nicht nur mit dem französirenden Siebenpfeiffer, sondern auch mit den dem Feste selbst beiwohnenden Franzosen, die sich dadurch gekränkt fanden und in Gegenreden ihren ganz uneigennützigen Freiheitseifer kundzugeben suchten. Das war das Fest der schönen Einheit der Deutschen, die schon bei der Vorfeier ihrer Einheit in Zwiespalt geriethen, und wenn man den Zeitungsnachrichten glauben darf, welche erzählten, daß zum Schlusse dieses Festes ein Theil der hambacher Schloßruine eingestürzt sei und Viele der Nationaleinheitsfreunde beschädigt habe, und daß alsdann auf das plötzlich verbreitete Gerücht, der ganze Berg sei heimlich unterminirt und werde in die Luft gesprengt werden, die hambacher Patrioten Alle flugs davonrannten, so nahm dieses „Maifest der Deutschen" allerdings einen kläglichen Ausgang, obwol wir keine so anzügliche Bemerkung darüber machen möchten wie Krug *), welcher darauf anspielt, was wol von solchen davonlaufenden Helden zu erwarten sein dürfte, wenn es einst wirklich zu dem von ihnen so ersehnten Freiheitskampfe kommen sollte.

Sollen wir unsere Ansicht über diese bei Allem stets merkwürdig bleibende deutsche Nationalfeier zusammenfassen, so müssen wir sagen, daß sie zu sehr den Charakter des Gemachten an sich trägt, um für ein bedeutsames Zeichen eines in ihr wirklich sich aussprechenden Volksbedürfnisses angesehen werden zu können. Das hambacher Fest erscheint nur wie eine neu und künstlich aufgestutzte Reminiscenz aus dem Turnerdemagogismus um die Zeit der deutschen Befreiungskriege, und selbst die auf demselben gehaltenen Reden sehen in Styl und Ton jener exaltirten deutschen Turnerberedtsamkeit von 1815—19 so täuschend ähnlich, daß man sich, wenn man sie in den Wirth'schen Heften durchliest, unwillkürlich in jene Periode der patriotischen Aufregung der deutschen Jugend zurück-

*) S. „Das Nationalfest der Deutschen zu Hambach", Heft I. S. 41—48.

*) S. „Der falsche Liberalismus unserer Zeit" (Leipzig, 1832), S. 17 fg.

versetzt fühlt, nur etwa den Unterschied wahrnehmend, daß sich die Namen verändert haben und daß, was damals Demagogismus war, heutzutage als Liberalismus sich herausstellt. Das hambacher Fest hat im Vergleich mit jener vergangenen Periode durchaus nichts Eigenthümliches in seiner Idee an sich, denn jene Periode war es eben, welcher das sich regende Nationalgefühl einer Einheit Deutschlands, durch die Zeitverhältnisse hervorgerufen, damals ausschließlich und eigenthümlich angehörte. Die Befreiungskriege, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, ja für die Sache der deutschen Nationalität selbst unternommen, hatten die verschiedenen deutschen Stämme mit dem mächtigen Gefühl eines die Getrennten wieder verbindenden Nationalbewußtseins zur gemeinsamen That begeistert, und es bewies sich hier in herrlichster Gestalt, daß die ideelle Einheit unsers Volkes ein, alle äußere Vereinzelungen siegreich durchdauerndes und unauflösliches Band der Nationalität ist, aber aus dieser damals bewußter als je hervorgetretenen ideellen Einheit erhob sich leider in den Nachwirkungen jener Zeit die carikirte Deutschheit, und aus ihr wiederum ein überspanntes Streben nach Wiederherstellung auch der politischen Einheit des Vaterlandes. Wenn aber jene ideelle Nationaleinheit damals in der Stimmung der Deutschen als ein großes und erhebendes Gefühl wirklich vorhanden war, obschon bald verzerrt durch die Umtriebe der Deutschthümler, so ist dagegen das Bedürfniß der politischen Einheit heutzutage, behaupten wir, durchaus nicht eigenthümlich da in der Zeit, es tritt nicht hervor aus der Stimmung des Volkes, sondern ist nur in der Reflexion und Abstraction der Liberalen herübergenommen aus jener Periode in die unsrige durch eine Nachahmerei der Freiheitsliebe; wie sich denn überhaupt in den Geschichtszuständen der Gegenwart wenig Originelles darstellt, indem sie alle theils Auflösungen früherer Zustände, theils noch unkenntliche Bildungen neuer sind.

Die allgemeine Volksstimmung für eine engere Nationalverbindung der Deutschen konnte sich unmöglich reiner, edler und lebhafter aussprechen, als es in den Jahren 1814 und 1815 geschehen, und was sich damals, zur Zeit der schönsten Sympathie der Fürsten und Völker, in der allgemeinen Aufregung, in welcher auch die Fürsten sich dem Volksbewußtsein angehörig fühlten, nicht gebildet hat, wird jetzt schwerlich aus einer nachträglichen und gemachten Aufregung, die nun nicht einmal mehr durch den Einklang des Willens zwischen Fürsten und Völkern begünstigt wird, sondern vielmehr nur in Weise einer einseitigen Opposition sich geltendmacht, hervorgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere französische Romane.

(Beschluß aus Nr. 275.)

Die politischen Ansichten des Verf. gehen auch aus folgender Expectoration des Misanthropen hervor: „Sprechen Sie mir nicht, sagt er zu einem Freunde, von Ihrer Kammer. Die jetzige gleicht allen andern, die ich gesehen, und besteht aus Ehrgeizigen, Intriganten und Einfaltspinseln. Die letztern, sogenannte Biedermänner, sind immer der Meinung Desjenigen, der zuletzt gesprochen, wenn er nur in seiner Rede die Zauberworte Volk und Freiheit angebracht. Diese Biedermänner, gute, freundliche Menschen, lassen zum allgemeinen Besten das Haus des Nachbars ruhig anzünden, wenn man sie versichert, daß das Feuer ihre Wohnung verschonen wird. Die Ehrgeizigen, voll Talent und guter Hoffnung für sich, werden bald eine große Anzahl Anhänger erworben haben. Diese Anhänger spannen sich vor den Staatswagen, um ihn in einen Graben hineinzuziehen und umzuwerfen. Die Biedermänner werden nachschieben, weil man ihnen weisgemacht hat, daß der Wagen nicht auf dem rechten Wege ist und nicht schnell genug fährt. Von da an Gedränge, Zank. Die Journalisten der Ehrgeizigen werden lügen und verleumden. Aufstände werden organisirt und die Regierung angefeindet, weil sie die Gesetze zu ihrer Unterdrückung hat anwenden müssen, denn man darf die Bösen nicht hindern, die im Namen des Volks handeln. Man ergreift und richtet die Ruhestörer, aber ihre Richter werden für den gerechten Ausspruch insultirt, die Geschworenen ergreift panischer Schrecken, die Verbrecher gehen frei aus, die Gährung nimmt zu, das unglückliche, unwissende Volk vergreift sich in seinem Unmuth an dem Ersten Besten, von da an Kampf, Schlacht, Feldzüge in Frankreich und ganz Europa, bis ein großes Schwert zur Vernunft zurückführt, aber auch Rechte und Freiheit nimmt.“ — Möge der Misanthrop sich irren, das Spiel und das Rasen der Parteien aufhören, möge vor Allem auf die verunglückte Restauration der Monarchie, die auch in Deutschland ihre Anhänger verloren, nur keine unselige Restauration des famosen Raubstaats mit seinem Continental- und Beglückungssysteme folgen, wozu in Ländern deutscher Nation Leute, die der Misanthrop bezeichnet, und eine gewisse, vielleicht besoldete Cohorte, nicht ohne Erfolg vorarbeitet.

Weniger bedenklich als die Sittenromane derjenigen Gattung, von der oben zwei angezeigt worden sind, ist die reiche Lecture, welche die tugendweise erscheinenden historischen Romane bieten. Freilich wird in den meisten die Geschichte willkürlich behandelt, und da diese Art Schriften mehr gelesen werden als die eigentlich historischen Werke, so können sie leicht falsche historische Voraussetzungen verbreiten; doch ist dies ruhiger hinzunehmen als die Verkündigung falscher sittlicher Grundsätze. Insofern mögen die historischen Romane immerhin in ganzen Lagen nach Ländern und Völkern eingetheilt erscheinen; es ist einmal für Viele weniger trocken, die Geschichte aus Romanen zu erlernen, als in historischen Werken zu studiren. Selbst Engländer geben sich die Mühe, solche historische Gerichte, mit einer romantischen Liebesbrühe überschüttet, den Franzosen in ihrem eignen Hause aufzutischen. Ein Herr G. P. R. James, der nach der Vorrede noch sehr jung sein soll, hat bereits acht Bände Romane aus der französischen Geschichte geliefert, versteht sich in englischer Sprache, sie wurden aber alsbald auch in französischen Uebersetzungen gedruckt. Der erste heißt: „Le Cardinal de Richelieu“ (4 Theile, Paris, 1830), der zweite: „Darnley ou le camp du drap d'or“ (4 Theile, Paris, 1831). Ein dritter: „La conspiration du Comte de Soissons“, und ein vierter: „Philippe-Auguste“ verlassen die Presse. Wir haben nur den ersten Roman gelesen, der die bekannte Verschwörung gegen die Allgewalt des Ministers Cardinal Richelieu enthält, die dem armen Günstlinge Cinq-Mars das Leben kostete. Die Liebesgeschichte eines Grafen Blenau schleicht ohne Interesse durch die vier Bände hindurch und endigt nach der Hinrichtung der Verschwörer mit einer Heirath. Damit aber der Roman nicht zu munter schließe, liefert der Verf. nachträglich das Epitaphium des lebenssatt, im hohen Alter gestorbenen Grafen Blenau, welches ganz einfach heißt: „Ci-git Claude, Comte de Blenau.“ Wir ermahnen freundlich jeden Leser, den Grafen Blenau ja liegen zu lassen und seine Ruhe nicht zu stören. Denselben Gegenstand, nämlich die Verschwörung des geistesbeschränkten Günstlings Cinq-Mars gegen den terroristischen, consequenten Richelieu hat der literarisch überglückliche Graf Alfred de Vigny in seinem berühmten Romane: „Cinq-Mars ou une conjuration sous Louis XIII.“ (Paris, in wiederhol-

ten Auflagen) gleichfalls behandelt. Wenn man dies höchst mittelmäßige Werk mit seinem höchst ausgezeichneten Rufe vergleicht, so fühlt man sich gedrungen zu fragen: „woher so viel Geschrei, bei so wenig Wolle?“ Die Antwort findet man, däucht uns, in der Erwägung, daß de Vigny's Roman eine Parteischrift ist. Es wird darin dargethan, daß, wenn Richelieu zu seiner Zeit den hohen Adel Frankreichs nicht monarchisch überwunden hätte, so wäre späterhin der Rest desselben nicht demagogisch vertilgt worden; daher der Schluß: ohne Richelieu keine französische Revolution. Wem nun die Revolution nicht gefällt, und dies ist bei Vielen aus verschiedenen Ursachen der Fall, dem gefällt leicht de Vigny's schaler Roman, denn Richelieu wird darin recht feindselig behandelt. Man weiß es aber, welchen Vortheil es bringt, wenn man einer Partei es recht gemacht hat und von der andern glücklicherweise übersehen wird. So läßt sich de Vigny's unverdiente Ernte an Ruhm erklären. Uebrigens treibt sein buntscheckiges, romantisches Gärtchen auch andere Blümchen, die französischen Sinnen gefallen können. Bei der Belagerung von Perpignan schießen königlich französische Pagen Bresche mit Pistolen, erstürmen einen Festungswall zu Pferde, und mit Mühe kann sie die ganze französische Armee, welche Perpignan noch nicht nehmen will, abhalten, die spanische Grenzfestung wie einen Korb mit Zuckerwerk zu erobern. Bei der Gelegenheit übermannt ein bartloser französischer Page einen gigantischen spanischen Offizier mit einem solchen Uebergewichte körperlicher Kräfte, daß der letztere gegen ihn wie ein fünfjähriger Knabe erscheint. Es ist ungeheuer, wie groß und herrlich das französische Volk und besonders sein junger Adel ist! Dergleichen Darstellungen gefallen den heimathlichen Lesern, und gern übersieht man einen sonderbaren Gedächtnißfehler des Verf. Der gigantische spanische Offizier, den der französische Page wie eine Fliege in der Hand fängt und hält, verlebte nur eine kurze Lebensepisode in Perpignan als spanischer Offizier. Eigentlich ist er ein überaus kühner französischer Räuber, aus adeligem Geblüt, ein Karl Moor, der nachher, als ihn Graf de Vigny braucht, auch als solcher erscheint, alle möglichen Franzosen, ganze Scharen von Gensd'armes zu Boden schlägt, ja Richelieu und das Königreich in Gefahr bringt und gar nicht zu überwinden ist, indem es dem Verf. nicht mehr einfällt, einen Pagen gegen ihn auszuschicken.

Ein historischer Roman origineller Art ist einer der neuern von dem berühmten und beliebten, halb sentimentalen, halb satirischen Victor Ducange: „Isaurine et Jean Pohl ou les révolutions du Château du Gît-au-Diable“ (4 Theile, Paris, 1830). Es ist die Geschichte eines Schlosses im südlichen Frankreich, dem der Verf. den Namen: „Schloß Teufelslager“, gibt, oder eigentlich die Geschichte der Einwohner desselben, durch sechs Jahrhunderte hindurch, von den Zeiten der Kreuzzüge bis zu den berüchtigten hundert Tagen. Die Begebenheiten werden dem Leser wie chinesische Schatten vorübergeführt, bald in summarischer, bald in detaillirter Erzählung, die damit endet, daß der letzte Besitzer des Schlosses, in der Schlacht bei Leipzig verwundet, seiner Braut auf eine abenteuerliche Weise vertraulich geht. Das Ende ist tragisch, die Episoden Ausfälle auf Adel, Geistlichkeit, den Marschall Blücher und die abtrünnigen Deutschen; Nutzanwendung: die Nothwendigkeit der Reconstruction des großen Kaiserreiches oder eines ähnlichen glorreichen Staates zur Beherrschung der Nachbarn, und Nachbarn gibt es immer neue, je weiter man greift. Drollig ist eine Reflexion, S. 244: „Martin avait envie de rire, de jurer, de battre quelqu'un, d'envoyer au diable toute sa famille et la république et l'empire et la France et toute l'espèce humaine, excepté la Chine, ou l'on peut exister six semaines de suite sans changer d'état, d'opinions, de cocarde, de gouvernement, de religion et de folies. — Martin n'était pas au bout, il en verra bien d'autres!“ Der Verf. schrieb vor den berühmten Hundstagen.

Neben solchen Bearbeitungen der Universalgeschichte Frankreichs findet auch die Provinzialgeschichte ihre romantischen Pfleger. So hat ein Herr A. Barginet, wie es scheint, seinem Gewerbe nach ein wortreicher Advokat in Grenoble, eine Episode aus der Geschichte des Delphinats bearbeitet: „La cotte rouge ou l'insurrection de 1626, histoire dauphinoise du XVII. siècle“ (4 Theile, Paris, 1829). Der rothe Unterrock auf dem Titel gehört in der Geschichte einem wundersamen Mädchen, das Keiner recht kennt, aber das von den Landleuten außerordentlich verehrt wird. Diese leitet wie eine andere Jungfrau von Orleans einen Bauernaufstand im Delphinat, mit dem sich einige Adelige, der Verf. weiß nicht recht, weshalb, vereinigen. Die Johanne mit dem rothen Unterrock ist einestheils unglücklicher als ihre Vorgängerin, sie erringt nicht die Unabhängigkeit des Delphinats vom verhaßten pariser Joch, aber anderntheils ist sie glücklicher, denn sie wird für ihre Wunder und jungfräulichen Heldenthaten nicht verbrannt, sondern heirathet einen edeln Herrn von Ponsonnac, einen Chouan des 17. Jahrhunderts, der auch vergebens für die Rechte seiner Provinz gegen die Despotie der Pariser ankringt. Es ist übrigens viel Gespräch im Buche und großer Haß gegen die Engländer.

Ein historisches Nachtstück der grauenhaftesten Art ist das obenerwähnten P. L. Jacob: „La danse Macabre, histoire fantastique du XV. siècle“ (Paris, 1832). Der Todtentanz, diese bekannte allegorische Darstellung der Nichtigkeit menschlicher Größe, wird französisch danse Macabre genannt, ohne daß der Ursprung dieses Namens bis jetzt ergründet ist. Der Verf. läßt im 15. Jahrhundert einen Deutschen, Namens Makaber, nach Paris kommen, der diesen Tanz auf einem Kirchhofe dramatisch in mehren Personen ausführt. Um dies Ereigniß baut Hr. Jacob eine furchtbare, entsetzliche Geschichte. Alle handelnden Personen sterben eines gewaltsamen Todes, aber, gütiger Himmel! auf welche Weise. Makaber wird vom Thurme geschleudert, ein Geistlicher und zwei Juden in Oel gesotten, ein anderer Jude lebendig geschunden, einem Christenknaben von den Juden durch Nadelstiche alles Blut langsam abgezapft, ein Bettler lebendig begraben, eine Kupplerin gesteinigt, eine Zigeunerin mit Todtenschädeln todtgeworfen, der Held des Romans, ein überaus verwegener und liebenswürdiger St.-Simonistischer Jude, ein antidatirter Held der gegenwärtigen Zeit, stirbt an der Pest, seine Geliebte, eine vornehme französische Dame, läßt sich aus Trauer darüber lebendig einmauern, ihr Vater wird in den Straßen von Paris bei einem nächtlichen Spaziergange von hungrigen Wölfen zerrissen; den Chor zu dem entsetzlichen Drama, das den Augen des Lesers vorübergeführt wird, bilden die mit tödtlichen Pestbeulen eben behafteten Pariser. Es kommen viele tausend Menschen um, Christen und Juden werden vom Verf. schonungslos behandelt, die Juden jedoch mit einer gewissen Vorliebe. Wir gestehen noch keinen so grauenhaften Roman gelesen zu haben und erkennen dieser, nach dem eigenen Ausdrucke des Verf., phantastischen Geschichte den Preis der mörderischsten Einbildungskraft zu.

Wir schließen diesen Ueberblick mehrer Erzeugnisse der französischen Romantik mit einer allgemeinen Betrachtung. Es gibt unter den Franzosen wie unter den Deutschen gute und schlechte Romanschreiber, aber eine Bemerkung, die sich beim Lesen beiderseitiger Romane häufig aufdrängt, ist zum Vortheil der Franzosen, nämlich die, daß sie mehr als die Deutschen bestissen sind etwas Anziehendes, Anmuthiges, den Leser zum Lesen Aufforderndes zu liefern. Der Deutsche schiebt trotzig dem Leser sein fertiges Buch zu und scheint zu sagen: Ich habe mir die Mühe gegeben zu schreiben, nun, Leser, gib dir die Mühe mich zu lesen; mich geht's weiter nicht an, ob du Freude oder Leid dabei ausstehst, das ist deine Sache; mir ist das Schreiben auch mehr sauer als süß gewesen. Der Franzose dagegen scheint sich zu sagen: Alle Gattungen sind gut, ausgenommen die langweilige Gattung, mithin Alles, Alles, aber nur nicht langweilig gewerden, denn das ist unhöflich, schmeckt nach der Provinz, ist tudesk. 44.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 277. — 3. Oktober 1832.

Die Einheit Deutſchlands in politiſcher und ideeller Entwickelung.

Von Theodor Mundt.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 276.)

Bei der Conſtituirung des deutſchen Bundes kam auch die Wiederherſtellung der Kaiſerwürde zur Sprache, und es iſt merkwürdig zu ſehen, wie in den im November 1814 angeknüpften Congreßverhandlungen zwiſchen den bevollmächtigten Abgeordneten einunddreißig vereinigter deutſcher ſouverainer Fürſten und dem großbritanniſch-hanöverſchen erſten Bevollmächtigten am Congreß zu Wien, dem Grafen von Münſter, faſt alle kleinern Staaten Deutſchlands *) ein lebhaftes Verlangen nach der Wiedereinführung eines deutſchen Staatsoberhauptes, und zwar mit Hinblick auf Oeſtreich, zu erkennen gaben, in welchem ſie vornehmlich eine beaufſichtigende Macht über die Beobachtung der Beſchlüſſe des Bundes und deren Vollſtreckung, Vorſitz in der Bundesverſammlung, Repräſentation derſelben, in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten, Direction der Reichsbewaffnung und Anführung im Reichskriege zu erhalten ſtrebten **); während ſie dagegen in der an ſie ergangenen Erwiederung auf die im pariſer Frieden bewirkten Beſtimmungen, welche beſonders durch die öſtreichiſcher Seits abgegebene Erklärung erfolgt waren, hingewieſen wurden, wonach die unabhängigen Staaten Deutſchlands durch ein föderatives Band unter ſich vereinigt werden ſollten, ihnen aber auch zugleich angedeutet wurde, wie Oeſtreich ſich überhaupt ſchwerlich entſchließen möchte, eine Würde ohne Realität und Einfluß zu übernehmen, da, wie ſich der Graf von Münſter in ſeinem deshalb erlaſſenen Antwortſchreiben ausdrückt, „ſelbſt die geringe Gewalt, die ein römiſcher Kaiſer im Reich in den letzten Zeiten beſaß, ſchwerlich anders als durch die Anerkennung einer militairiſchen Macht, z. B. einer permanenten Reichsarmee, erſetzt werden könne" — was jedoch auf der andern Seite unlösbare Schwierigkeiten finden würde.

Nicht minder denkwürdig iſt die Adreſſe, welche „im Namen der deutſchen Nation" an die auf dem wiener Congreſſe verſammelten Monarchen für die Herſtellung einer innigen Nationaleinheit Deutſchlands gerichtet wurde *), und wir können uns nicht enthalten, zur Vergegenwärtigung des damaligen Nationalgeiſtes, der in unſerm Vaterlande die Flügel hob, folgende Stelle aus ihr herauszuheben: „Die deutſche Nation ſieht ſich in viele Landſchaften und Regierungen getheilt. Mit Freude gewahrt ſie, wie reich und eigenthümlich ſich die Quelle ihres Geiſtes in die Verſchiedenartigkeit ihrer Glieder ergießt, und mit ſtolzer Selbſterkennung empfindet ſie, wie vielfach ſich die deutſche Treue der mannichfaltigen Länder gegen ihre Fürſten und der deutſche Fürſtenſinn in jenen Ländern ſpiegelt. Aber ſie fühlt ſich vereinigt in allen dieſen Gliedern zu Einem Körper durch den rein erhaltenen Adel ihrer Abſtammung, durch die Gemeinſchaft ihrer Sprache und Sinnesart, durch die grauen und ruhmvollen Denkmäler ihrer Geſchichte, durch die Bande ihrer erlauchten Fürſten, und die Bewohner der entfernteſten ihrer Staaten erkennen ſich als Brüder. Sie fühlt die Nothwendigkeit eines innigen Vereines aller ihrer Staatenglieder, damit durch ihn auch die Freiheit und Würde der einzelnen geſichert ſei. Sie hat geſehen, daß das Reich ihrer Ahnen groß und ſtark war, ſo lange ein feſtes Band ſie umſchlungen hielt; daß ihre Nationalkraft ermattete und ihre Nationallehre ſich trübte, ſobald dieſes Band ſich zu ſchwächen begann; daß das Recht und die Freiheit unterdrückt, die Treue gegen ihre Fürſten verfolgt, die Ehre befleckt wurde, ſobald dieſes Band gelöſt war. Darum bittet ſie die großen und deutſchgeborenen Führer Europas und alle ihre hochherzigen Fürſten, welche nun neuverherrlicht um das alte Kaiſerhaus verſammelt ſtehen, einen Bund ihres Reiches zu erneuern, welcher mit inniger Kraft und Liebe das gemeinſame Vaterland umarme und in durchdringender Wirkſamkeit allen Völkern Deutſchlands ſtets das Gefühl gegenwärtig halte, daß ſie nur Brüder Eines Stammes und die gemeinſchaftlichen Intereſſen deſſelben auch ihre erſten ſeien."

*) Nur der großherzogl. badiſche Bevollmächtigte hatte an dieſem Notenwechſel keinen Antheil genommen. S. „Acten des wiener Congreſſes, herausg. v. Klüber", Bd. I., Hft. 1, S. 77—93.

**) S. die Verbalnote des herzogl. braunſchweigiſchen Abgeordneten von Schmidt-Phiſeldeck an den Grafen von Münſter, a. a. O. S. 77.

*) S. „Acten des wiener Congreſſes", Bd. VI, S. 579 fg.

Wir haben diese Stelle ausführlich herbeigezogen, um dadurch anschaulich zu machen, wie das Streben nach einem Nationalverbande Deutschlands in der damaligen Zeit aus einer wirklich deutschen Gesinnung und Wurzel, ja aus einem wieder lebendig werdenden Anklang an die deutsche Geschichtsentwickelung des Mittelalters hervorschlug. Es gehört zu den wunderbarsten Wahlverwandtschaften in der Geschichte, daß die Aufregung der deutschen Befreiungskriege eine mittelalterliche Stimmung in Deutschland hervorrief, die, am Franzosenhaß sich entzündend, einen romantisirenden Nationalstolz erzeugte, dessen schwärmerisch gefeiertes Ideal der neue Aufbau eines ganz in alter Herrlichkeit wiedergedachten deutschen Reiches wurde. Die mittelalternde Stimmung ist seitdem wieder aus Deutschland gewichen, und wenn sie sich damals im Widerstreit gegen das Franzosenthum als Gegensatz entwickelte, so sehen wir vielmehr heutzutage ein Deutschland, dessen überwiegende Stimmung sich großentheils an Frankreich und seine Interessen wieder hingegeben hat und nur in ihm das Princip der Freiheit und der Befreiung sieht; und wenn die Idee einer neuen Nationalvereinigung der Deutschen in jener Periode durch die Hinneigung zum deutschen Mittelalter wieder lebendig wurde, so wird sie es heutzutage bei den Meisten durch eine nachahmungslustige Anschauung der französischen Zustände und des französischen Centralisationssystems. Der deutsche Demagogismus war wenigstens deutsch, der deutsche Liberalismus hat angefangen französisch zu werden, und sein Trachten nach einer politischen Einigung des Vaterlandes entspringt ihm eigentlich aus ganz undeutschen Motiven. Denn nie hat sich innerhalb des deutschen Volkslebens selbst das Bewußtsein politischer Trennung so kundgegeben wie heutzutage, wo noch überdies in der Richtung der neuesten Zeitbewegungen der von jedem Deutschen schmerzlich empfundene Gegensatz eines constitutionnellen Deutschlands und eines absoluten Deutschlands sich immer feindlicher aufzustellen droht und wenigstens für den Augenblick auch das Gefühl der ideellen Nationaleinheit zu trüben beginnt. Die bange und ungewisse Stimmung, die heut durch Deutschland sich hinschleicht, ist in der That entsetzlich, und wenn unsere französirenden Liberalen sich damit begeistern, daß sie durch ihr Hinstreben nach einem politischen Einheitsbande die Nationalität des deutschen Charakters aufrechterhalten wollen, so steht auch dies in einem seltsamen Widerspruch sowol mit ihnen selbst, als auch vornehmlich mit den Zeichen der Zeit, die nicht abzuleugnen. Wer fühlt es nicht, daß heut gerade mehr als je Das, was man deutschen Nationalcharakter zu nennen pflegt, zu schwanken, sich zu verändern und umzuschlagen scheint? Angeregt von politischen Anflügen, die ihm sonst fremd waren, und durch das sich selbst reflectirende und auf die Spitze treibende Bewußtsein der Zeit überhaupt aus der Unmittelbarkeit und Unbefangenheit seiner Entwickelung herausgerissen, findet sich der deutsche Nationalcharakter gegenwärtig in einer Krisis begriffen, indem er sich seines eignen Charakters auf eine peinliche Weise bewußt geworden ist, ja mit unglücklicher Selbstironisirung angefangen hat, seine Eigenthümlichkeiten als Schwächen an sich zu verhöhnen. Möge er sich in dieser Uebergangskrise nur nicht verzerren und untergraben, denn wie im Kunstleben unserer Zeit das schaffende Talent durch Selbstbewußtsein zu Grunde zu gehen scheint, so ist Gefahr, daß ein Volk in ähnlicher Weise seine Nationalität eher verwische als erkräftige.

Die, welche aus Deutschland einen Centralstaat bilden wollen, wie er kaum je in der Geschichte dagewesen, würden klarer sehen, wenn sie vorher geprüft hätten, ob im Deutschen überhaupt Volksanlage zu einer politischen Centralität und Universalität vorhanden sei. Die Trennung in Deutschland ist ja eigentlich ein ganz heimischer Zustand, und daß die Deutschen sich von jeher gern in Stämmen und Provinzen geeinzelt und in gegen einander abgegrenzten Territorien festgesiedelt, liegt in der Gesinnung dieses Volkes, und läge es nicht darin, so würde sich die Trennung auch als erzwungener Zustand nicht haben entwickeln können, denn jedem Volke geschieht in der Geschichte nur nach seiner Gesinnung. Die Wahrheit dieses geschichtsphilosophischen Satzes läßt sich selbst durch das unglückliche Beispiel der Polen nicht widerlegen, sondern dasselbe bestätigt ihn gerade am meisten. Die Gesinnung der Polen mag Freiheit scheinen, während ihre Geschichte nur ein Proceß der Unterdrückung ist, aber die Freiheit ist in ihrer Gesinnung doch nur die romantische Außenseite, unter welcher die innere Verwirrung und Zwietracht ihrer Natur sich birgt, und durch diese Zwieträchtigkeit seines Volkscharakters ist Polen mit dem Geiste seiner Geschichte in Bruch gerathen, der ihm deshalb noch immer verweigert, den Schatz zu heben, welcher allerdings in ihm tief ruht, welcher aber, obwol oft schon halb heraufbeschworen, immer wieder weiter hinuntersinkt in die Nachtseite, weil die Schatzgräber stets dem Wort untreu werden, mit dem sie den Bann lösen sollen.

Die provinzielle Gesinnung der Deutschen beruht aber in ihrer allgemeinen Hinneigung zum Familienleben, die ein idyllischer Zug an ihnen ist, der zu manchen Zeiten selbst krankhaft sich geäußert hat. Die Deutschen besitzen allerdings eine große, ja unter allen Völkern vielleicht die größte Universalität, ja! aber nur in ihren innerlichen, geistigen, literarischen und philosophischen Richtungen; im Aeußerlichen dagegen, in ihren politischen und gesellschaftlichen Lebenseinrichtungen, waren sie bisher weder universal noch central, sondern hier liebten sie es stets, sich gemüthlich im Besondern anzusiedeln, in liebgewonnenen Einzelnheiten und Particularitäten sich auszubilden, und sich so in gewohnten und durch die Weihe des Bestehenden gewissermaßen geheiligten Zuständen heimisch und glücklich fortzuentwickeln. In ihren geistigen Bestrebungen universal, ja central, indem Alles, was sie hier hervorbringen, als der Mittelpunkt und Ausgangspunkt der allgemeinen Culturentwickelung sich herausstellt, sind sie in ihrer politischen Gestaltung particulair, aber darum zugleich auch höchst individuell, und selbst wenn

sie die allgemeine politische Idee nicht in sich entwickeln, muß man ihnen doch zugestehen, daß die Vielseitigkeit der Individualisirungen, welche sich in den verschiedenen und getrennten Territorien und Stämmen ihres Landes darstellt, weit reichhaltigere Resultate der Volksbildung gibt, als das Leben eines Centralstaates es vermöchte. Bei den Franzosen stellt sich das Verhältniß der Universalität gerade umgekehrt wie bei den Deutschen. Den Franzosen fehlt es wieder in ihren geistigen Richtungen, in ihrer Literatur, ihrer Philosophie, überhaupt in ihren intellectuellen Bildungsverhältnissen an einem universalen und centralen Charakter, der ihren Hervorbringungen darin eine allgemeine culturgeschichtliche Bedeutung in der Zeitentwickelung gäbe, denn war auch die französische Literatur einmal eine sogenannte Weltliteratur, so war sie es doch eben nur in dem frivolen Sinne des Wortes Welt; sie war eine Literatur mise à la portée de tout le monde, die, durch die Hofmannsberedtsamkeit ihres Sprachidioms überall Zutritt findend, allen Völkern die Cour gemacht, aber in keinem einzigen tiefer nachwirkende Richtungen hervorgerufen. Während sich der Franzose in seinen geistigen Hervorbringungen nationell bedingt und befangen zeigt, wird er dagegen in seinen politischen und gesellschaftlichen Institutionen universal, und zwar in dem Grade, daß er in den Staatsformen, die er in sich entwickelt, zugleich die allgemeine Staatsidee überhaupt, wie sie der Weltvernunft entspricht und wie sie als ein wahrhaft geschichtliches Element in allen zu einem politischen Leben berufenen Völkern sich erzeugen muß, zur Darstellung bringt oder zu bringen strebt. Diese Universalität der politischen Richtungen, welche die französischen Bewegungen zu europäischen macht, ist bei diesem Volke die Frucht der Einheit und Ungetheiltheit ihres Nationalbewußtseins, welches, durch die Centralität des heimischen Staatslebens begünstigt und in sich zusammengedrängt, durch diese Concentration die politische Idee in sich als Norm herausbildet, ohne sie durch provinzielle Abschwächungen und Zerstreuungen ins Einzelne hinein in ihrer Ganzheit und Stärke zu zersplittern, denn wie sich aus der Zersplitterung überhaupt keine Idee erzeugt, so kann auch in provinziell individualisirten Staaten die Staatsidee wenigstens nicht in ihrer politischen Universalität zur Erscheinung kommen. Die Franzosen sind daher Patrioten und Kosmopoliten zu gleicher Zeit, und während sich der deutsche Charakter in einem ihm eigenthümlichen steten Widerstreit zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus herumwendet, und zwar in so unglücklicher Richtung, daß er immer Gefahr läuft, in seinen kosmopolitischen Hinneigungen unvaterländisch, ja vaterlandsverrätherisch, und in seinen patriotischen Anregungen hinwiederum unweltbürgerlich, ja spießbürgerlich zu werden, beweist sich dagegen der Franzose dann am wahrhaftesten als Weltbürger, wenn er am wahrhaftesten national und Patriot ist. Diese politische Universalität, die freilich nur in der Idee so rein und ungetrübt vorhanden ist, macht die Franzosen in ihrem Nationalgefühl höchst glücklich, aber auch höchst übermüthig, ja sie hat ihnen in den letztvergangenen Zeiten eine gewisse Verrücktheit angehaucht, die besonders aus den pariser Ultra- und Oppositionsjournalen, diesen Irrenhäusern der Tagesgeschichte, mit einer bizarren Fratze herausstieht. Daß sie die Universalmänner von ganz Europa sind, liegt ihnen jetzt Tag und Nacht im Kopfe, und wo irgend etwas in Europa unter ganz veränderten Localitäten und Einwirkungen, nicht nach dem Sinne ihrer Institutionen geschieht, läßt ihnen der Gedanke keine Ruhe, daß es gegen ihre Institutionen geschehen sei und dieselben gefährde, weshalb man einschreiten müsse. Da wollen sie gegen die frankfurter Bundesbeschlüsse interveniren, die Deutschen revolutionniren, die Italiener emancipiren, die Polen restauriren, Donna Maria retabliren und die Belgier ausstaffiren, und dies Alles erscheint den Männern der Bewegung nur ganz wie eine Kleinigkeit, die sich unter der Flagge des französischen Tricolors leicht erledigen lasse.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Schicksalswechsel. Von Eginhardt, Verfasser der Parodien Schiller'scher und anderer bekannten Gedichte. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Den Wechsel macht eigentlich der Wankelmuth einer leichtfertigen, hochmüthigen Frau, und deren flachen, schnell sich verliebenden Töchterchens, das von einem wackern, auch körperlich wohlbegabten Manne, dem es seine Neigung entgegentrug, zu einem verschuldeten, nicht schönen Mann überzieht, weil dieser ihren Grillen besser frönt als jener, sie sich ihm auch reich einbildet, welchen Wahn die welterfahrene Mutter nicht theilen sollte. Dadurch werden die Reichen arm und die Armen reich, denn der abgewiesene Freier verbindet sich mit einem Mädchen, werthvoll und gewichtig in jeder Hinsicht, von ihm anfangs, ehe sie körperlich und geistig sich entwickelte, übersehen. Einige Klatschschwestern und Brüder helfen die Geschichte verwirren und dehnen, die das Gute hat, keine Ideale, nach denen das jugendliche Herz sich immer vergeblich sehnt, aufzustellen, sondern Gestalten, wie sie die schalste Alltäglichkeit uns immerdar vorführt.

2. Berthold Schwarz. Novelle von Eduard Duller. Stuttgart, Hallberger. 12. 1 Thlr.

Trüb, ungesühnt ist Charakter und Geschick der dramatis personae, sowol das des sinnlichen, herzlosen, atheistischen Guardians als des auf Byron'sche Weise schwärmenden Berthold Schwarz, der das Schießpulver erfand, und Aller, die mit ihm in Berührung kommen, Schuldige und Unschuldige, unter denen liebliche, echt weibliche und jungfräuliche Frauengestalten. Der vollendetste Charakter ist der des Todtengräbers und Schalksnarren Jeremias, der, als er noch der bürgerlichen Gesellschaft angehörte wie in seiner völligen Abgeschiedenheit mit den Schicksalen der Handelnden und Leidenden der Geschichte, bedingend und bedingt, verzweigt ist. Sein bitterer Humor erinnert nicht selten an Shakspeare's Narren im „Lear", freilich aber auch an gewisse Geburten der neuesten sogenannten Romantiker in Frankreich. Berthold wollte ein Etwas erdenken, das dem Menschengeschlechte, sich nicht ausgenommen, zerstörend werde, er schrieb die Mischung des Schießpulvers nieder, als Ueberlegung und Zufall sie ihm entdeckte. Eine zweite unwillkürliche Explosion endete sein trost- und freudenleeres Dasein. Nur in seinen schrecklichen, vernichtenden Wirkungen offenbarte sich ihm die Macht der von ihm erfundenen Zusammensetzung, übereinstimmend mit ihm, der nichts Wohlthätiges, nur Entzweiendes, moralisch Tödtendes kennen lernte. Aber diese Uebereinstimmung wird keine Harmonie; die schreiende Dissonanz der Grundaccorde läßt uns erst dann

frei athmen, wenn wir bedenken, daß wir blos eine Novelle lasen.

3. Leben aus Tod. Novelle von H. G. Zehner. Hanau, Ohler. 1830. 8. 16 Gr.

Milder als das Vorige, auch in Wohllaut sich auflösend, aber des Erschütternden Vieles, Manches von Byron'schem prometheischem Auflehnen gegen das durch Begriff und Sitte Ehrwürdige, Heilige; nebenbei Einiges von Heine-Börne'scher Satire und Ueberdruß, doch kein Brüsten mit frecher Thierheit. Dem verkappten Teufel ist ein verkörperter Engel entgegengesetzt, beide nicht so ins Häßliche und Schöne idealisirt, daß wir versucht würden, ihnen die Möglichkeit, als Menschen zu existiren, abzusprechen. Das gute Princip siegt, wodurch schon allein der Verf. seine Novelle als ein Etwas bezeichnete, das die Mode überdauern sollte, wenn sie es auch nicht durch ihren wahren Gehalt verdiente.

4. Landleben der Reichen. Eine Erzählung. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchh. 1832. 8. 12 Gr.

Halb moderne, didaktische Idylle, halb unterhaltender Roman, Lebenslauf eines Soldaten, der noch unter Prinz Eugen gedient, an Gesinnung kräftig, ungeziert, die Andacht schlägt nicht in Frömmelei über, ein Landleben der Art ließe sich erreichen, auch Bauern wären zu erziehen, die Verbesserungen, von der Gutsherrschaft ausgegangen, nicht für schlimmere Tyrannei hielten. Findet sich in der Wirklichkeit Manches unausführbar, so liegt es nicht in der irrigen Idee eines verfeinerten Landlebens, sondern in tausend Zufälligkeiten, welche die Ausführung hindern. Also nicht in dem Umstande, Hirngespinste als Wahrheiten aufgestellt zu haben, ist das Fehlerhafte des Buchs zu suchen, sondern in der ganz grundlosen Nutzanwendung, im Proselytenmachen. Die guten Menschen in der Erzählung bekennen sich zu einer reinen Christuslehre, auf die Spaltungen in der Form ihrer Gottesverehrung ist mit Recht wenig Werth gelegt, der Glaube, wie sie ihn hegen, die Moral, die sie durch Wort und Werk bethätigen, ist nicht an eine Kirche gebunden, plötzlich tritt ein Protestant zum katholischen Glauben über, weil er wähnt, nur darin Gutes und Rechtes schaffen zu können, eine Meinung, die durch nichts vorbereitet und bedingt wird und von der Logik des Verfs. einen sehr geringen Begriff gibt, es müßte denn sein, daß er meinte, manche Leute wären durch Ueberrumpeln, durch Verblüffen eher zum Uebertritt zu bewegen als durch die folgerechtesten Schlüsse. 18.

Aus Italien.

Ueber den berühmten Astronomen Abate Don Angelo Cesaris, der am 18. April 1832 in Mailand starb, erzählt das Märzheft der „Bibliotheca italiana" (das erst im Mai ausgegeben wurde) folgende nähere Angaben aus seinem Leben. Cesaris war am 28. Oktober 1749 zu Casalpusterlengo geboren und trat früh in den Orden der Jesuiten, wo die Väter Gerra und Bovio, später Lagrange und Boscovich seine Lehrer in der Wissenschaft wurden, der er ebensoviel, als sie ihm verdanken sollte. Nach der Auflösung der Gesellschaft Jesu wurde er mit dem gleichfalls dem Orden einst angehörenden P. Reggio zum Beobachter bei der Sternwarte zu Mailand ernannt, die von nun ab 60 Jahre lang durch seine Arbeiten berühmt ward. Gerade die mühsamsten Arbeiten waren es, die er für sich übernahm; so unterzog er sich bis zum J. 1803 der Ausarbeitung der „Ephemeriden" und entsagte diesem Geschäfte nur, um von da an die noch mühsameren meteorologischen Beobachtungen zu besorgen. Die trigonometrische Vermessung des lombardischen Gebietes im J. 1787 war die einzige Unterbrechung seiner unausgesetzten Arbeiten auf dem Studirzimmer gewesen, und als dieses langwierige Geschäft durch die Störungen der Weltbegebenheiten unterbrochen ward, so schien nur seinen schon sinkenden Kräften diese Pause zu Gute zu kommen; denn frischgestärkt kehrte er später, als neuhinzugekommene Provinzen die Wiederaufnahme dringend machten, zu dem mühevollen Geschäfte zurück, durch seinen Eifer und seine Thätigkeit stets für die jungen Leute das Vorbild. Die gelehrten Untersuchungen, mit denen er diese meist praktischen Geschäfte unterbrach, waren ihm größtentheils auferlegt durch seine Stellung zu dem k. k. Institute, dessen Mitglied er seit dem J. 1803 war und dessen beide Classen er in den letzten Jahren seines Lebens zu leiten hatte. Auch in ihnen bemerkt man eine stets näherliegende Beziehung auf seine praktische Thätigkeit und die fortwährende Anwendung der Theorie auf die durch Bedürfnisse der Gegenwart wichtig gewordenen Gegenstände des Kunstfleißes. Der durch die Zerwürfnisse seines Vaterlandes rein hindurchgegangene Greis, den die verschiedenen Regierungen der Lombardei alle mit ihrer Achtung auszeichneten, starb von Vielen beklagt, noch im 83. Jahre für seine Wissenschaft rüstig.

Endlich erhebt sich in der Kirche zu Florenz, welche eine Menge Denkmäler auf hochgefeierte Verstorbene zu einem Tempel des Nachruhms geweiht haben, in der Kirche S. Croce, auch ein Denkmal durch kolossale Gestalten geschmückt, mit der Inschrift:

Danti. Alighierio.
Tusci.
honorarium. tumulum.
a. majoribus. ter. frustra. decretum.
anno. M. DCCC. XXIX
feliciter. excitarunt.

um den Schatten des großen Verbannten zu sühnen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, des Dichters Asche von den Ravennaten zu erlangen, weihte die Verehrung ihm wenigstens dieses Kenotaphium, dessen Ausführung zwar seit 1802 schon beabsichtigt, doch erst seit 1828 durch Stefano Ricci ins Werk gestellt werden konnte. In einer kleinen Schrift, die vielen Beifall gefunden hat, „Delle Memorie di Dante Alighieri e del suo Mausoleo in S. Croce, di *Melch. Missirini*" (Florenz, 1832), hat der gelehrte Abate die Geschichte dieses Denkmals und aller der Ehrenauszeichnungen zusammengestellt, wodurch Florenz das Andenken seines größten Dichters zu verherrlichen suchte. Vielleicht findet man da auch eine Rechtfertigung des excitarunt in der gewählten Inschrift, da strenge Puristen die Zusammenziehung der dritten Person des Perfecti sonst nicht glauben vertheidigen zu können.

Fast gleichzeitig machte derselbe Gelehrte einen Brief an den Commandatore Cicognara durch den Druck bekannt, wodurch er ein von ihm erworbenes altes Bild eines jüngern Mannes und eines Mädchens für ein Bild des Dichters und seiner gefeierten Beatrice di Folco Portinari zu erklären bemüht ist: „Dall amore di Dante Alighieri e del ritratto di Beatrice Portinari, com. di *Melch. Missirini*" (Florenz, 1832, 4.). Weniger durch den Augenschein überzeugt (denn die Züge des Mannes stimmen im Alter nicht mit den angegebenen des Dichters, und das Mädchen hat keine der Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von Dante so oft bezeichnet wird), haben einige italienische Beurtheiler doch Hr. Missirini's Ansicht sich bequemt, in der Hoffnung, daß das Urbild vielleicht mehr an Beatrice erinnernde Merkmale darbiete als die Lithographie, welche seine Druckschrift begleitet, in der einige derbe Verzeichnungen vorkommen. Ein mailänder Rec., der alle äußern Beglaubigungen für die Portraits vermißte, fand Hrn. Missirini's Beschreibung besser gemalt als die Bilder, und behauptet, er würde bei den Worten nie einen der Zweifel empfunden haben, welche der eigentliche Beweis, der Anblick der Lithographie, in Menge errege. 27.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 278. — 4. Oktober 1832.

Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung.

Von Theodor Mundt.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 277.)

Wenn aber der politische Universalitätssinn der Franzosen, wie wir aufzuzeigen gesucht, genau mit dem Centralisationssystem ihres heimischen Staatsorganismus zusammenhängt, so wird es dagegen im umgekehrten Verhältniß in Bezug auf die Deutschen klar, wie bei ihnen eben der Mangel eines Centralstaatslebens mit ihrer Ermangelung eines politischen Universalitätssinnes gleichfalls zusammenhängt; und weil sie dagegen ihre Universalität eigenthümlich in ihren geistigen und gemüthlichen Culturzuständen hervorbilden, so wird sich auch die Centralität ihres Staatslebens am naturgemäßesten nur in geistiger und ideeller Entwickelung erfassen und darstellen, ihre Staats- und Nationaleinheit wird eine ideelle sein. Eine ideelle Staatseinheit befindet sich aber, obwol im Gegensatze mit einer politischen Einigung, doch keineswegs im Nachtheil gegen dieselbe, weil eben eine politische, selbst wenn sie sogleich, wie gewünscht, hergestellt werden könnte, doch nur eine formelle in Deutschland sein würde, die es dennoch nie zu einer wahrhaft politischen Centralität des Staatskörpers brächte. Wozu also eine Einheit mechanisiren, welche doch von der Volksgesinnung keine Beseelung und Begeisterung erhielte, denn stellt jetzt, wie ihr gern wollt, einen deutschen Kaiser auf Einmal wieder auf den eingestürzten Reichsthron, oder errichtet eine deutsche Volkskammer, welche durch Nationalrepräsentation das Einheitsband der Deutschen knüpfe, — würden sich nun die Baiern, die Sachsen, die Würtemberger, die Badener und gar die Preußen und Oestreicher durch euer, wenn auch noch so herrlich erdachtes Gebilde plötzlich wieder angeregt fühlen, sich in einem ihnen längst entwöhnten gemeinsamen politischen Mittelpunkt heimisch und als ein in seinen Interessen ungetheiltes Volk zu empfinden? Haben sie nicht Alle ihr politisches Bewußtsein innerhalb ihrer eignen Staatsindividualität vertheilt, und ist diese vielfach gesonderte Individualität nicht durch die Bewegungen der Zeitgeschichte heut noch um so schärfer aufgeregt worden zu einer eigenthümlichen und gegenseitig abweichenden Entwickelung? — denn selbst die deutschen Staaten, welche sich bereits constitutionnell ausbilden, thun es und können es nicht thun nach einem allgemeinen Grundtypus, sondern unter den verschiedenartigen Bedingungen ihrer verschiedenartigen Staatshaushalte, ja unter den Einflüssen ihrer einzelnen Territorien. Die, wie es scheint, von der Zeit gefoderte und auch von allen Denen, welche die politische Nationaleinheit Deutschlands erstreben, nicht weniger begünstigte constitutionnelle Staatsentwickelung ist es aber unserer Ansicht nach gerade, welche jener politischen Gesammteinigung unsers Vaterlandes am entschiedensten entgegenwirkt, denn sobald eine Constitution, die eben die individuellste und durchaus locale Auseinanderlegung eines jeden Staatsorganismus ist, jeglichen der einzelnen Staaten innerhalb seines Gebietes beschäftigt, wird derselbe dadurch nur um so mehr in seine abgesonderte Individualität versenkt, und beginnt durch dies Zusammendrängen seiner Lebensthätigkeit als einzelne Macht stark und immer selbständiger zu werden. Die deutschen Einzelstaaten werden sonach ihr politisches Bewußtsein immer mehr nur in ihren Constitutionen haben, und die Tagesgeschichte zeigt es, daß das constitutionnelle Leben bereits mehr als je wieder unter uns einen sächsischen, einen bairischen, einen badischen, überhaupt einen Patriotismus der Stämme erweckt hat. Wurzelt aber das politische Bewußtsein der Deutschen in dieser Zertheilung, so wird es auch der sinnreichste Mechanismus nicht mehr in ein anderes Centrum hinübertragen und zum Erfassen einer politischen Gesammtnationalität verallgemeinern können; und selbst wenn man sich dazu zwänge, so würde sich doch Deutschland als solches nie zu einer politischen Individualität daraus erheben. Was ist aber ein deutsches Reich ohne diese?

Also nicht aus dem politischen Bewußtsein der Deutschen wird ihre Nationaleinheit sich entwickeln lassen, und dennoch ist jene letztere darum nicht weniger stark in ihnen vorhanden, aber als ideelles und moralisches Bewußtsein. So drückte es auch der treffliche Rotteck in seiner Toastrede auf dem badenweiler Feste am zweiten Pfingsttage 1832 aus, in welcher für die Einheit Deutschlands als „eine Gemeinschaft der Erstrebung und Abwehr auf jedem gesetzlichen Wege" — als „ein allgemeines Mitempfinden des Guten und Bösen" — als „Einheit der Gesinnung und Richtung" — und auf eine mit dieser Einheit

verträgliche Selbständigkeit der einzelnen Staaten ein Lebehoch ausgebracht wurde. Diese Einheit ist in der That eine natürlich zu Grunde liegende in Deutschland, die nicht erst durch Theorien erkünstelt zu werden braucht, und es kann unmöglich die Aufgabe unserer Zeit sein, sie in eine politische umschlagen zu machen, aber sie so herauszubilden, daß sie die politische, die reell unausführbar ist, wenigstens im Selbstbewußtsein der Deutschen ersetze, das ist eine der größten Hoffnungen, die wir für die Entwickelung des Vaterlandes nicht aufgeben dürfen. Denn jene an sich noch mehr nur moralische Einigkeit, welche Rotteck in seinem Toast zu bezeichnen scheint, würde doch, wie sehr wir ihm auch beipflichten, nur das zu abstracte Gefühl einer Nationaleinheit sein, sollte sie die ganze Idee derselben vertreten. Auch das allgemeine Muttererbe der Sprache und Literatur, sowie der durchgehende Grundtypus der Charakter- und Geistesrichtung, der im ganzen Vaterlande so allgemein ausgeprägt ist, daß sich die Deutschen eben an ihrer politischen Disharmonie am entschiedensten ihre nationelle Harmonie und Stammesverwandtschaft nachweisen können, — auch diese unzerstörbaren Elemente der Nationaleinheit erschöpfen den Umfang noch nicht, dessen die Ausbildung einer ideellen Einheit Deutschlands fähig ist. Diese, in ihrem höchsten Sinne genommen, würde eine gesetzlich gebildete Gleichmäßigkeit der Entwickelung in den Interessen der Cultur, Intelligenz und Industrie, so weit diese der Oeffentlichkeit und der allgemeinen Nationalwohlfahrt angehören, vor Allem bedingen. Gleiche Verkehrgesetze im Handel- und Gewerbleben, wozu sich dann auch leicht ein allgemeiner deutscher Münzfuß gesellen würde; gleiche Grundlagen der Preßfreiheit in allen deutschen Ländern, um die Hervorbildung der Literatur und des Gedankens nicht auf einzelne günstige Oertlichkeiten zu zertheilen, sondern allen provinziellen Richtungen und Absonderungen der Literatur dadurch entgegenwirkend, durch das ganze Vaterland hin die erhebende Geistesgemeinschaft einer wahrhaft deutschen Nationalliteratur zu verbreiten; gleiche Grundsätze in der Bildung und Verfassung der Heere, um die Idee einer deutschen Volksbewaffnung national zu machen; und endlich, was dann aus allem Diesen wie von selbst hervorgehen würde, aber auch Alles in sich zusammenfaßt, nämlich: die Anerkennung wenigstens des Begriffes eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerrechts, und die damit verbundene Aufhebung aller prohibitiven Fremdengesetze und Auswanderungsbeschränkungen innerhalb des deutschen Staatsgebietes selbst, um der verhaßten Demüthigung, die jeden Deutschen tief schmerzen muß, zu begegnen, daß er sich im eignen Vaterlande, wenn er nur einige Meilen weit im Umkreise desselben reist, mit dem Namen eines Ausländers belegt und als solcher einer ihn stets als verdächtig voraussetzenden Controle unterworfen sieht, daß es innerhalb des allgemeinen Muttergebietes der schönen deutschen Heimath dennoch ein Ausland, eine Fremde, die ihn fast feindlich ansieht, geben muß! — alle diese Elemente einer deutschen Nationaleinheit, in ihrer Grundlage tief in uns vorhanden, ja zum Theil durch die neueste Zeit selbst in ihrer Entwickelung angeregt oder auch durch die Hindernisse, die man ihr entgegengestellt, in Folge unausbleiblicher Gegenwirkung dazu vorbereitet und aufgerufen — wer möchte zweifeln, daß sie nicht in ihrer höchsten Ausbildung die so begründete ideelle Einheit Deutschlands zu einem kräftigen und genügenden Bande der Nationalität machen würden? Soll aber diese Idee eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerthums in uns Leben erhalten, so muß ihr nothwendig vorausgehen, daß alle einzelne deutsche Staaten, wenn auch noch so entschieden in ihrer Selbständigkeit neben einander verharrend, sich doch alle gleich zeitgemäß in sich gestaltet haben, also in Bezug auf unsere Zeit alle in constitutionellen Verfassungen; denn ein allgemeines Staatsbürgerrecht beruht ja auf der Harmonie der Gesinnung und Bestrebung, die sich durch alle Territorien hindurchzieht, und wie soll sie entstehen, wenn Gesinnung und Bestrebung in den Zeitinteressen auseinander sind? Es ist also die höchste Ausbildung auch der ideellen Einheit des Vaterlandes bei den heutigen Zuständen Deutschlands nicht eher möglich, als bis diese Zustände selbst sich mit dem allgemeinen Geiste der Zeitgeschichte gleichmäßig in Einklang gesetzt haben, wozu noch erst die Hoffnung vorhanden ist. Auch wird es wol immer eine Centralmacht sein müssen, welche diese Ausbildung auf gesetzlich verbindendem Wege bewirke, sei es nun ein deutscher Bundestag oder ein die Hegemonie Deutschlands übernehmender einzelner Staat; aber es gibt gegenwärtig unter uns noch keine solche Centralmacht, die so ideegemäß in sich ausgebildet wäre und ein so über alle Vorurtheile und Sonderinteressen erhabenes Verhältniß zum Ganzen zeigte, um dieses Werk von ihr erwarten oder wünschen zu können. Der deutsche Bund schien diese Centralmacht werden zu wollen, aber er hat seine Arbeiten wol noch immer nicht vollendet; und was eine Hegemonie anbetrifft, so scheint sie freilich das bevorstehende Schicksal Deutschlands zu sein, wenn sie auch mit ihrem wirklichen Heraustreten bisher noch gezögert; indeß wenn man auf der einen Seite Gefahr davon besorgt, indem man an das alte Griechenland zurückdenkt, das, wie Deutschland in sich getheilt, der unglücklichsten Zwietracht der um die Hegemonie kämpfenden Einzelmächte anheimfiel, so kann doch auf der andern Seite auch reiche Hoffnung, ja die ersehnte Entfaltung unserer hülfsbedürftigen Zustände daraus hervorgehen. Dieselben Verhältnisse wiederholen sich nie in der Geschichte, sondern sie contrastiren sich vielmehr, und so würde, sollte Deutschland das Schicksal eines Hegemoniestreites mit dem alten Griechenland gemein haben, doch der Geist der neuern Geschichte vermittelnd dazwischentreten. Es könnte sich nämlich eine bloße Militairhegemonie in Deutschland durchaus nicht erhalten, weil sie mit der Richtung, welche heut die Geschichte nimmt, gar nicht mehr übereinstimmt, gesetzt daß sie sich überhaupt zu bilden vermöchte; und so würde es bei uns immer nur eine Hegemonie der Intelligenz, eine Hegemonie der sittlichen und ordnenden Kraft sein, die ein bedeutender Staat auszuüben im Stande wäre, eine Hegemonie des Friedens, welche nur die durch jenen

Staat mit Stärke ausgerüstete Gewähr aller Nationalinteressen sein würde. Gegenwärtig haben wir zerrissene Deutsche jedoch nur erst an den vereinzelten Hoffnungsstralen uns festzuhängen, aus welchen sich die Idee eines allgemeinen deutschen Staatsbürgerthums, wir vertrauen darauf, künftig zusammenfügen wird, und aus ihr erkräftigt sich vielleicht dann endlich einmal in unserm Volke auch das Gefühl einer deutschen Staatsbürgerehre, damit die ihre eigne Nationalität an sich verhöhnenden Deutschen nicht mehr den Fremden das Schauspiel einer Vaterlandsverrätherei der Gesinnung darbieten. *)

Die allgemeine Staatswissenschaft, oder das reine Natur-, Staats- und Völker-Recht, für Gebildete, von August Arnold. Erste Abtheilung: Von den Grundbestandtheilen und der Form des Staats. Berlin, Mittler. 1831. Gr. 8. 18 Gr.

Wenn ein unbequemer, langweiliger Weg zum Paradiese führt, so klagen wir schon; kommt man aber gar nur zu einem preußischen Kafferhause, wo die Doctrinairs ein Casino haben, so ist man entrüstet. Es ist ein zur Verzweiflung bringender analytischer Weg durch diese „Staatswissenschaft", der Weg ist mit bekannten Sträuchern bewachsen, die man auf die Seite biegen muß, damit sie uns nicht ins Gesicht schlagen, allerlei Gestein liegt vor den Füßen und hemmt den raschen Tritt, und das Alles kündigt nur die Wald- und Felsenpartien der Gegend an, in welche wir geführt werden sollen. Das ist für den Naturforscher angenehm, wenns ein Weilchen so geht — den ganzen Tag lang, durch 3 eines Buchs hält's Niemand geduldig aus. Gründlichkeit ist etwas sehr Schönes, aber diese ist tief und nicht breit; je länger aber der Deutsche spricht, desto gründlicher meint ers gethan zu haben. Die Zeit ist so beschäftigt, daß sie zum Staatsrecht à la Abraham a Sancta Clara wahrhaftig keine Zeit hat. Sie ist auf Reisen, bringt Eure nothwendigsten Compendien in der Reisetasche mit, aber die ganze Stubirstube mit den Logikheften von der Universität und den akademischen Buchstabirstudien hat auf dem besetzten Postwagen nicht Platz.

Ich will die Hauptstücke der zerbröckelten „Staatswissenschaft" aufheben. „Der Mensch und die Geschichte sind bei der Staatswissenschaft zu berücksichtigen. Bei beiden offenbaren sich zwei Interessen, ein geistiges und ein materielles", nun geht's an ein Spalten und Classificiren, daß die Sonnenstäubchen in ihrer Untheilbarkeit erbeben möchten. Es ist ein atomistisches Verfahren, lediglich durch manche liebenswürdige und gesunde Bemerkung am Leben erhalten, z. B. „es gibt kein unbedingt absolutes Wissen; nur wenige, verschiedentlich gebrochene Stralen dringen in unsere Seele." Auch der Führer ist gesund, nur zu wenig energisch, um den Verf. zu beschleunigen; das Kriterium über den Staat nämlich ist: „Vernunft, das einheitliche, alle Verhältnisse umfassende Denken." „Der Staat ist das Mittel, das wahre Ziel der Menschheit zu erreichen, d. h. der vollständigen, allseitigen Entwickelung nach den Anforderungen der Vernunft."

Es wird nun gesondert „Staatswissenschaft und Staatskunst." Nun sind die Thore offen, und wir schreiten ein zur allgemeinen Staatswissenschaft, und zwar zum ersten Theile dieses Werks, zu den Grundbestandtheilen des Staates. Hier werden wieder geistige und körperliche geschieden, es ist eine langweilige Grammatik, und die Buchstabirlehre nimmt kein Ende. Es ist die deutsche Classensucht und die Classenzucht, die wir classisch nennen. Der zweite Theil des Bandes handelt nun von der Form des Staats, der Verfassung, und man hofft, der Verf. werde Einem nun auf der breiten Basis ein recht bequemes Haus aufbauen. Aber auf diese Hoffnung und Freude hin müssen wir noch einige einleitende Steppen durchwandern, es wird das Sandkorn noch gespalten, und die Dreiheit „Geist, Seele und Leib" läuft in analytischen Unterhosen herum, daß ganzen Nationen der sogenannte heiße Verfassungstrieb vertrieben werden könnte durch diese Anatomie. Das Aergerlichste dabei ist immer, daß das Meiste richtig ist — aber mein Gott, so lange kochen, und am Ende eine magere Suppe!

Auch von der Freiheit wird gesprochen, und unleugbar ganz vernünftig, aber solche Sprache ist das beste Revolutionspulver, wie Anatomie das beste Liebespulver, d. h. gegen Revolution und Liebe. Statuen werden zu Staub gerieben, und nun ergötzt Euch daran! Die sogenannte lederne Philosophie ist wahrlich etwas Trostloses und trägt schwere Schuld an Deutschland. Möge der Himmel Frankreich davor bewahren, einige Juste-milieu-Ritter, Salvandy und Consorten fangen schon eine gefährliche Coquetterie damit an und werden darum bereits den deutschen Professoren und den baar und klar denkenden Franzosen gefährlich. Freilich auf zweierlei Weise. Die Freiheit wird wie eine abgeliebte Schöne. — Er schlägt auch am Ende vor, das Wort gar nicht mehr zu gebrauchen, weil es zu viel Bedeutungen habe, sondern lieber „Hausvaters-, Gesellschafts-, Staatsbürgerrecht" oder „Auflösung der Sitte" ꝛc. dafür zu setzen. Das wird die Druckkosten sehr vermehren und bei Herzensergießungen sehr unbequem werden; z. B. „es lebe das Hausvaters- ꝛc. recht! Wir wollen die Vögel alle todtschlagen, weil sie nicht nach Noten singen, und eine Leinwanddecke über die Felder spannen, damit die Spatzen keinen Schaden thun. Was schadet's, daß das Bischen Licht und Sonnenschein, das Bischen freie Luft und ungezogener blauer Himmel dabei verloren geht, es kommt doch System in die Oekonomie. Es mag unter tausend Büchern ein solch anatomisches nöthig sein für die Wissenschaft, aber die arme Menschheit ist zu bedauern, daß sie solcher Nothdurft unterworfen ist. Und die Wissenschaft hat die viellockigen Allongenperrücken auch abgeschafft, das sollten die Herren Professoren doch bedenken.

Alsdann geht es zu dem Begriffe „Vereine", da kommt zuerst a. Familie an die Reihe, und dieser Abschnitt ist noch der angenehmste, da wird der zerbröckelnde Philosoph gezwungen, ein wenig compact menschlich zu fühlen und zu reden. b. Gemeinde oder Gesellschaft. Man sieht hinter einem Vorhange den versteckten Mann der Oeffentlichkeit, welcher Preßfreiheit, öffentliches Verfahren ꝛc. will; aber er lacht uns aus: er ist ein Schleiermacher, der nicht ans Sonnenlicht kommt — „Worte, Worte, nichts als Worte"! daneben ist er preußisch und „ja nicht zu viel" kommt immer als mütterliche Aengstlichkeit hinterdrein. III. Der Staat. Zweck vgl. oben. „Aeußerlich genommen", sagt er darauf mit gerunzelter Stirn, „so ist die Herrschaft gleich dem Staat", das ist der ein wenig cultivirte Irrthum Ludwigs XIV.; ist aber nicht böse gemeint. Die Allgemeinheit — Hr. Verf. — ist der Staat, und die Herrschaft ist eine Aeußerung, das ist aber etwas ganz Anderes, als der spitzfindige Philosoph da herausgerechnet hat. Das Gehorchen ist auch äußerlich Staat. Daneben kommt nun aber wieder ein liebenswürdiges Schema, wo die Herrschaft nach dem Grade der Bildung steigt oder fällt. Die höchste Stufe der Bildung wäre danach absolute Freiheit und gänzliches Verschwinden der Herrschaft. Man sieht, er hat uns eine Freude machen wollen und Freiheit, Bildung und Herrschaft mathematisch abconterfeien lassen. Der dreiköpfige Höllenhund sieht so aus:

Herrschaft

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

Höchste . . . Bildung . . . . niedrigste

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1 0

Freiheit

So hat der Verf. sein Gewissen beruhigt, und nun lacht er und

*) Es wird noch ein zweiter Artikel von dieser Abhandlung nachfolgen. D. Red.

meint, das treffe nie ein. Mit einem schlechten Göthe'schen Verse, wo der Mensch sich freut, ein Thier zu sein, wischt er sich den Mund vom fetten Bissen ab:

Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt.

Aber mit dem Systeme hat's doch seine Richtigkeit, und wenn die Völker es realisiren, so wird der Preuße sein blaues Wunder sehen.

Der Göttlichkeitssouverainetät entsagt er brav. Er will die Herrschaft der Intelligenz, der Besten, die erbliche Einherrschaft im Focus, verwirft aber die Art Legitimität, welche dem Fürsten den Besitz des Landes zusichert. Ist man nun wieder einmal ausgesöhnt mit dem Verf. und hat die Sandsteppen vergessen, so kommt die Volkssouverainetät, da schüttelt er den Kopf und meint das Volk kenne seine höchsten Zwecke nicht. Darunter denkt er sich den plebs, und die Besten gehören ihm nicht zum Volke, sind nicht ein integrirender Theil des Volks. Den Kammern gestattet er nur Wünsche, nicht aber die Initiative. So viel Geschrei also um einen Eierkuchen! Unwillig wird der Hr. Verf. dies systemlose Blatt über sein Buch wegschieben; doch das Systematische führt, wie Figura zeigt, gerade und wie Alles, auch das Stolpern, zu einem Ziele, aber nicht immer zum besten. Es hat oft zum Besten. 78.

Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten. Im Vereine mit mehren Gelehrten herausgegeben von Alexander Müller. Mainz, Kupferberg. 1832. Gr. 8. Erster Band in drei Heften 2 Thlr. 20 Gr. Zweiter Band erstes Heft.

Von diesem „Archive", dessen Zweck darin besteht, alle in Deutschland wirklich publicirte Acte der gesetzgebenden Gewalt, alle neuesten deutschen Fundamentalgesetze in einem wörtlichen Abdrucke mitzutheilen und sie in einer des Gegenstandes würdigen Kritik, welche weder servile noch ultraliberale, sondern deutsche Farbe tragen soll, das dem ruhigen Gange der verfassungsmäßigen Entwickelung der deutschen Gesetzgebung, der gewissenhaften und gründlichen Berathung und Ausführung der theuersten Interessen der verbrüderten Deutschen gewidmet ist, sind bis Ende August 1832 vier Hefte erschienen. Der erste Band (ein jeder Band umfaßt 42—45 Bogen) besteht aus drei Heften; aber vom zweiten Bande an werden nur zwei Hefte einen Band bilden, weil ein jedes Heft über zwanzig Bogen enthalten und folglich — censurfrei sein soll. Die Männer, welche als Mitarbeiter auf dem Titelblatte aufgeführt sind, sind ja auch wol im Stande, ohne dem Staate, der Kirche und den guten Sitten zu nahe zu treten, ihre eignen Censoren zu sein.

Von besonders wichtigen Gesetzen, wie sie für das „Archiv" gehören, enthalten die vier ersten Hefte: 1) Die kurhessische Verfassungsurkunde vom 5. Jan. 1831, mit kritischen Bemerkungen von Advokat Martin zu Homberg (im ersten und dritten Hefte); 2) die Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen vom 4. Sept. 1831, sowie die, die Einrichtung der Ministerialdepartements und die Errichtung des Staatsrathes betreffenden königl. sächs. Verordnungen vom 7. und 16. Nov. 1831, sämmtlich mit Kritik vom Kammerassessor Rüder in Leipzig (im ersten Hefte); 3) das, nun freilich in der Hauptsache durch Bundestagsbeschluß vom Juli 1832 außer Kraft gesetzte, badensche Preßgesetz vom Dec. 1831, das jedoch immer seinen historischen Werth behält (im zweiten Hefte); 4) das Gesetz für das Königreich Sachsen vom 17. März 1832, sowol wegen Ablösungen und Gemeinheitstheilungen als wegen Errichtung der Landrentenbank, mit Kritik von Rüder (im dritten und vierten Hefte); 5) die Uebereinkunft unter den Uferstaaten des Rheins und die auf die Schifffahrt dieses Flusses sich beziehende Ordnung, mit geschichtlichen und kritischen Bemerkungen vom Herausgeber, auf den Grund officieller Mittheilungen (im dritten und vierten Hefte); 6) die am 28. Juni und 5. Juli 1832 getroffenen gesetzlichen Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe im deutschen Bunde (im vierten Hefte).

Außer Gesetzen deutscher Bundesstaaten und der Kritik derselben soll das „Archiv" auch selbständige Aufsätze enthalten. Die vorliegenden vier Hefte bringen mehre interessante Abhandlungen dieser Art. So z. B. im zweiten Hefte einen „Ueberblick über Preußens Provinzialstände und über die desfalls bestehenden allgemeinen und besondern gesetzlichen Bestimmungen, nebst einigen Winken", vom Herausgeber, und „Beiträge zur Geschichte der Gesetzgebung über öffentliche Gedankenmittheilung", von Dr. Paulus, von welchem sich auch zwei theils auf Gleichstellung der Juden in Ansehung des Sabbaths und dessen Verlegung auf den ersten Wochentag, theils auf Verhinderung des Schacherns der meisten Juden, von Seiten der Gesetzgebungen, sich beziehende kleinere Aufsätze im dritten Hefte befinden.

Indem wir so in dem Vorstehenden der bereits erschienenen vier Hefte des „Archivs" gedenken, bemerken wir zugleich noch, daß das fünfte Heft interessante Ansichten über die revidirte Städteordnung für die preußische Monarchie vom 17. März 1831, im Vergleiche mit der ältern Städteordnung vom 19. Nov. 1808, nach ihrem Verhältnisse zum Ganzen der preußischen Staatsverfassung und nach ihrer Bedeutung für das constitutionelle Leben in Preußen, sodann eine umsichtige Kritik der neuen königl. sächs. Städteordnung, und das sechste eine umfassende Beleuchtung des die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni 1832 einleitenden Präsidialvortrages und der Beschlüsse selbst, aus der Feder des ehemaligen würtembergischen Ministers, Freiherrn von Wangenheim *), enthalten wird.

Notiz.

Die Presse und öffentliche Anstalten in Canada.

Die periodische Literatur von Freistaaten ist immer ein guter Schlüssel zu dem Charakter und zu dem Streben ihrer Bewohner. Selbst eine bloße Angabe der Titel ist oft hinreichend, eine bedeutende Einsicht über diesen interessanten Punkt zu erlangen, wie die folgende Liste der periodischen Schriften Canadas beweist: Zu Quebeck besteht die literarische Speise aus vier, zweimal wöchentlich erscheinenden Zeitschriften, von denen die eine officiell ist; zu Montreal erscheinen acht Zeitungen und wissenschaftliche Zeitschriften, jede der erstern zweimal wöchentlich, und einige davon in französischer Sprache; außerdem ein Provinzialblatt zu Stanstead. Von den ungefähr siebzig öffentlichen Anstalten der so sehr rasch emporblühenden Colonie sind neunzehn ausschließlich der Literatur und den Wissenschaften gewidmet, wohin Gymnasien, Bibliotheken und Gelehrte, sich besonders mit der Landwirthschaft und der Arzneikunde beschäftigende Gesellschaften gehören. Funfzehn Gesellschaften beschäftigen sich lediglich mit der Beförderung der Erziehung der ärmern Classen durch Sonntags-, Armen- und andere Schulen; ferner gibt es funfzehn Wohlthätigkeitsanstalten, als Hospitäler, Waisenhäuser u. s. w.; sechs Tractätchen- und Bibelgesellschaften; fünf Freimaurerlogen und vier Feuerassecuranzgesellschaften. Letztere sind bei den vielen Feuersbrünsten, die durch die blos hölzernen Häuser in den Städten Canadas leicht gefährlich werden, besonders nöthig. 106.

*) Wir haben bereits in Nr. 270 u. 271 d. Bl. einen Auszug aus den „Bemerkungen" u. s. w. des Freiherrn v. Wangenheim über die Bundestagsbeschlüsse (aus dem mittlerweile uns zugekommenen sechsten Hefte des „Archivs") gegeben. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 279. — 5. Oktober 1832.

Ueber die neueste schriftstellerische Thätigkeit des Freiherrn J. von Hormayr.

Eine der größten Schwächen und Lahmheiten des physiokratischen Systems war gewiß die, die Gelehrten unproductiv zu nennen. Es wirft sie, wie die Soldaten, zu der sterilen, zur bloßen zehrenden Masse. Da aber der Landmann nicht mehr, wie sonst der schweizerische, mit dem Schwerte neben dem Pfluge hergehen, oder wie jener Jacomuzzo Attendulo (Sforza) die Pflugschar auf den Baum werfen und den vorüberziehenden Soldaten folgen kann, sondern bei seinem friedlichen Gewerbe erst des kriegerischen Schutzes bedarf, da der Gelehrte an der Aufklärung der Nation arbeitet, das gebildetste Volk aber am meisten producirt, so stellt sich das Löcherichte des Systems von selbst dar. Etwas manierlicher verfährt das Industriesystem. Es läßt den Gelehrten insoweit Recht widerfahren, als sie Bücher schreiben, die Bücher aber Waaren, d. i. Güter sind, die einen Tauschwerth haben. Freilich hat noch Niemand ausgemittelt, wie die Bilanz Dessen, was ein Staat von fremden gelehrten Waaren und vom Auslande braucht, und dafür wieder dem Auslande selbst zusendet, in den verschiedenen Fällen steht. Ref. will bescheiden sein und annehmen, daß er durch seinen eignen literarischen Erwerb nur 10—12,000 Thaler in das Land, welchem er seit einer kleinen Reihe von Jahren angehört hat (leider nur nicht in seinen Beutel allein), hereingezogen habe; wenn nun die 200 Gelehrten, die etwa in seinem Lande auch für das Ausland Brauchbares schreiben, gleiche geldziehende Federn hätten, so würden 2 Mill. Thaler im vorliegenden Falle vielleicht den Ausfall noch nicht decken, aber doch ansehnlich mindern helfen.

Zu solchen Betrachtungen aber kann man durch des obengenannten Gelehrten ungemeine Thätigkeit veranlaßt werden. Wie viele Schriftsteller gibt es, die, wie er, schon im zwölften oder dreizehnten Lebensjahre mit einem so schwierigen Gegenstande, als sein „Versuch einer Geschichte des Hauses Andechs, nachmaligen Herzoge von Croatien, Dalmatien und Meran" (Insbruck, 1794, zweite Aufl. 1800), aufgetreten sind. Darauf folgten, um nur das Wichtigere herauszuheben, die auch von einem Johannes Müller wohlwollend gewürdigten „Tiroler Almanache" (1802—5) als erste Serie der historischen Taschenbücher, und 1807—10 der bekannte „Oestreichische Plutarch" in 20 Bändchen mit Bildnissen. Selbst Nachahmung, wurde er wieder nachgeahmt und übersetzt. Die drei Jahrgänge des „Taschenbuchs für die vaterländische Geschichte" von 1811—13 bildeten die zweite Serie. Gleichzeitig mit ihnen begann das „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst", 19 Jahrgänge, 1810—28, über dessen historischen Inhalt ein eignes „Directorium" erschien. Man erstaunt über die Reichhaltigkeit des Inhaltes, und Ref., der es zum größern Theil aus eigner Ansicht kennt, macht alle norddeutschen Historiker darauf aufmerksam. Wie viele Urkunden allein sind dort zum ersten Mal ans Licht getreten! Vorausgegangen war 1807—8 ein „Historisch-statistisches Archiv für Süddeutschland." Die „Beiträge zur Lösung der Preisfrage des Erzherzogs Johann über Niederöstreichs Geographie", und „Geschichte von Karl d. Gr. bis zur Aechtung Heinrichs des Löwen" (1811—16) trugen nicht wenig zur Aufklärung dortiger, dem Historiker so viel Kreuz und Leiden bereitender Dunkelheiten bei. Dem Manne, der ein Tiroler alten Stammes ist, der das „Herr und Landmann" zu Tirol und Steiermark unter seinen vielen Titeln nicht vergißt, mußte Tirol geographisch, historisch und politisch gleich sehr am Herzen liegen. Das patriam si poteris, nolle illustrare nefas, schwebte ihm in mehr als einem Sinne vor. Welchen Antheil er, den ein allzu stürmischer Patriotismus seiner Landsleute 1811 selbst zum Herzog von Tirol machen wollte, an dem Kampfe daselbst gegen Frankreich und Baiern hatte, schildert er in dem „Leben des Sandwirths A. Hofer", Leipzig, 1816; damals wol schwerlich denkend, daß er selbst je nach Baiern übergesiedelt werden könnte. Die älteste „Geschichte Tirols" mit einem starken Urkundenbande erschien Tübingen 1806 und 1808, und ist zum Theil auch in die sämmtlichen Werke, 1—3 (Tübingen, 1820—22), aufgenommen. In Verbindung mit dem Freiherrn v. Mednyansky begann 1820—29 die dritte Serie der Taschenbücher, 10 Jahrgänge. In dem „Archive" sowol als in diesen Taschenbüchern ist der Zweck verfolgt worden, die Vaterlandsgeschichte durch redende und bildende Kunst mehr zu nationalisiren und zu populariſiren, aus dem Gedächtniß in die Herzen zu verpflanzen. Zu diesem Behufe wechselten mit ernsten historischen Aufsätzen, denen nicht selten schätzbare Urkunden beigegeben sind, anmuthige Balladen

und Romanzen von Karoline Pichler, Collin, Duller u. A., dann Sagen und Legenden, biographische Schilderungen und Anekdoten, Beschreibung von Burgen und Reisen u. s. w., sodaß das utile dulci sehr zweckmäßig vereinigt erscheint. *) Ein Werk von größerer Ausdehnung und Verdienstlichkeit, das nur durch die vertrauteste Bekanntschaft mit der östreichischen Geschichte und den Schätzen der Archive und im Vereine mit andern Gelehrten möglich, waren die der Kaiserstadt gewidmeten 27 Bändchen: „Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten", mit vielen Kupfern, Umrissen, Karten und Plänen. Wo ist die Stadt Deutschlands, die sich eines solchen Werkes erfreute! Schon hofften wir ein ähnliches Werk für München zu erhalten, welches Hübner, Bergmann, Müller's Werke auf einmal entbehrlich mache, als die Versetzung des Verf. aus dem historisch-archivalischen in den diplomatischen Wirkungskreis nach Hanover wenigstens vorerst diese Hoffnung vernichtete. Denn nur an Ort und Stelle können solche Werke ausgeführt werden. Doch verspricht der Verf. seinen historischen Arbeiten — und wahrlich keine geringere Aufgabe als eine Geschichte Baierns wurde ihm von seinem neuen Landesherrn bei seiner Berufung gesetzt! — damit nicht untreu zu werden, und selbst in Braunschweig und Hanover ist, als welfischen Residenzen, wie weiland München, verwandter historischer Stoff zu finden.

In München begann 1830 die vierte Serie der „Taschenbücher für vaterländische Geschichte" seit 1830, obgleich nun außer Oestreich auch auf das nah verwandte Baiern billig Rücksicht genommen werden mußte. Ehe wir daher von andern neuern Werken und Arbeiten des Verf. sprechen, müssen wir unsern Lesern eine kurze Anzeige von dem reichen Inhalte des vierten Jahrganges für das Jahr 1833 geben, wie dies bereits von den frühern Jahrgängen in d. Bl, doch von anderer Hand, geschehen ist. In der „Kriegsgalerie der Baiern", welche 1832 mit Wrede, Raglowich, Besserer und Heidegger (genau genommen schon 1830 mit dem berühmten Pappenheim des dreißigjährigen Krieges) begann, werden in den Grafen von Deroy, Karl Theodor Friedrich von Pappenheim, dem Fürsten Konstantin Löwenstein und dem Freiherrn von Hertling vier neue biographische Bilder, denen schöne medaillonartige Portraits beigegeben sind, aufgestellt. Allerdings läßt sich über Lebende nur mit großer Vorsicht sprechen, daher denn auch nur vom Grafen Deroy, der in den Feldern Rußlands 1812 seinen Heldengeist aufgab, umständlicher gesprochen worden ist. Immer aber bleiben es sehr dankenswerthe Beiträge zur Kriegsgeschichte Baierns, indem sie Gelegenheit darbieten, manchen einzelnen, wieder vieles Andere erklärenden Umstand zu bemerken. Nichts ist unbilliger, als immer und ewig nur die en chef Commandirenden hervorzuheben. Was ist die klügste strategische Combination, die künstlichste taktische Evolution, wenn sie nicht ebenso klug und künstlich in ihren einzelnen Theilen ausgeführt wird, und wenn nicht der persönliche Muth, die unerschütterliche Tapferkeit der Colonnen und ihrer Führer selbst hinzukommt! Auf diese „Kriegsgalerie" folgt eine vergleichende und raisonnirende Uebersicht des in den verschiedenen Jahrgängen des Almanachs unter den stehenden Rubriken bisher Enthaltenen, wobei nur noch genauere Angabe des Bandes und der Seitenzahl zu wünschen gewesen wäre. Aus den Dichtungen der Pichler, Artner, Münk, der Hrn. v. Collin, Zacharias Werner, des Hrn. v. Zedlitz, Rothkirch, Schenk, Auersberg, Egon Ebert, Gustav Schwab, Castelli, Swoboda, Gerle, Vogel, Büssel, Sendtner, Schön, Seidel, Duller u. A. wäre allein ein schöner Musenalmanach zu gewinnen. Daß die Dichtungen meist historischen Stoff behandeln, liegt in ihrer Bestimmung für dies historische Taschenbuch. Die Rubrik: „Bairische Reisende aus der Vorzeit", erhält drei neue Beiträge. Wie wünschenswerth wäre auch eine Nachforschung über die Schicksale des Xaver Thürriegl und seiner Gefährten auf den Höhen der Sierra Leone in Spanien? Wie übergehen die Urkunden über die Grafen von Wittelsbach (1712) in Gratz und manches Andere, so auch den Aufenthalt des Polen- und nachher Franzosenkönigs Heinrichs III. zu Heidelberg, aber wir machen auf die Rubrik „Burgen" aufmerksam, wo diesmal Nr. 43 Bürglitz, das berühmte Jagdschloß und Staatsgefängniß der böhmischen Könige, geschildert ist. Was über die Deisten in Böhmen gesagt wird, ist ein wichtiger Beitrag zur neuern Kirchengeschichte. Die Hussitenschlacht bei Aussig berichtigt einige Irrthümer der deutschen Schriftsteller über dieselbe. Die dreizehnte Rubrik: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit", enthält Späne, wie sie bei großen Bäumen wol abfallen; indeß man kann sie zu allerhand brauchen. In die gräßlichen Geheimnisse der Mönchsjustiz führt uns Nr. 15; in die Patriziatsgeschichten Nürnbergs Nr. 16. Unter den Sagen und Legenden möchten wir Nr. 1 oder „Die Teufelsbrücke" von einem Tieck ausführlicher geschildert lesen. Der Aufsatz „Stibor Vaida und seine Macht" (231—262) führt den Leser in die große anjoulische Zeit Ungarns. Der Ernst desselben wird gemildert durch die Dichtungen, welche, frühern Zeiten angehörend, nach Sprache und Ideen ganz ihren Nationalitäten entsprechen. Eine sehr verdienstliche Rubrik! Sehr lobenswerth ist, daß auf die nationale Kraft Böhmens und Ungarns aufmerksam gemacht wird. Mögen solche Reiche nicht einmal die Kraft, die ihnen beiwohnt, auch gegen Die versuchen, die ihnen so gern dieselbe vergessen machen möchten!

(Der Beschluß folgt.)

*) Die zwei Bände „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" von 1786—1805 (Wien, 1817) waren eine Fortsetzung des Millot-Christian'schen Werkes und trugen des Verf. Bild an der Stirn.

Correspondenznachrichten.

Paris, August 1832.

Schon seit mehren Jahren ist die Geschichte der französischen Revolution das Studium der berühmtesten Schriftsteller; viele derselben haben ihre Werke bereits von der Vergessenheit verschlingen sehen, und einige nur können hoffen, von der Nachwelt zu Rathe gezogen zu werden. Der wahre Tacitus, der die Annalen dieser so merkwürdigen Epoche niederschreiben soll, muß aber bald erscheinen, wenn er noch von den Betheiligten, die

aus den Erinnerungen und mündlichen Ueberlieferungen einer gleichzeitigen Generation entstehen, Nutzen ziehen will. Unter den in den letzten Jahren über diesen Gegenstand erschienenen Producten hat die öffentliche Meinung besonders das „Résumé“ von Bodin, das „Abrégé“ von Mignet und die „Histoire“ von Thiers ausgezeichnet. Dieses letztere Werk hat sowol durch die Zahl seiner Bände (10), als durch die wichtigen Documente, die es liefert, selbst gewissermaßen den ersten Platz unter den historischen Büchern der lebenden Schriftsteller eingenommen. Norvins, der schon sehr vortheilhaft durch seine „Histoire de Napoléon“ bekannt ist, tritt nun als vierter Historiker auf und liefert eben einen „Essay sur la révolution française depuis 1789 jusqu'à l'avénement de Louis Philippe d'Orléans“ (2 Bde.), der seinen literarischen Ruf zwar nicht erhöhen, wol aber befestigen wird. Eigentlich ist dieser „Essay“ nur ein gelungener Inbegriff oder Auszug, denn wie würde es möglich sein, in zwei Bänden eine genügende und umfassende Geschichte der zahllosen, wichtigen und gleichsam ganz Europa umfassenden Begebenheiten der letztverflossenen vierzig Jahre zu geben? Diese Uebersicht zeichnet sich indessen ganz besonders durch eine richtige Würdigung der Thatsachen und Vorgänge und durch Unbefangenheit in den politischen Ansichten aus; nur macht man ihm den Vorwurf, daß er nichts Neues sagt, was heutiges Tages, wo man verlangt, daß jede Handlung und jeder Charakter so lange zerstückelt, analysirt und destillirt werde, bis etwas Neues daraus hervorgeht, in den Augen der Kritiker ein großer Fehler ist. Was jedoch diesem Buche wirkliche Neuheit gibt, ist, daß er, um die erste Ursache der Krisis von 1789 aufzufinden, bis zu der Epoche (1625—1650) zurückgeht, wo Richelieu dem Feudalwesen so harte Schläge gab, daß es sich davon nie wieder hat erholen können. Diese Darstellung verräth den philosophischen Historiker; im übrigen Werke erscheint er blos als treuer Annalenschreiber. Der Parteigeist bemüht sich vergebens, aus „Lafayette et la révolution de 1830“ von Sarrans (2 Bde.) ein historisches Werk zu machen; es ist aber nichts weiter als das Product einer Sippschaft und soll gleichsam zum Piedestal einer Statue des Generals Lafayette dienen, womit die Republikaner so gern Ludwig Philipp und die Monarchie vom 7. August erdrücken möchten. Einige darin zum erstenmal gedruckte Briefe und mehre wenig bekannte Documente fördern die Verbreitung dieses Buchs, dem es auch nicht an Interesse, wol aber an Wahrheit fehlt.

Die früher erwähnten „Mémoires de Louis XVIII.“, von denen der fünfte und sechste Theil erschien, finden, ihres positiven Mangels an Authenticität ungeachtet, doch Leser genug, um ihren Compilator und Verleger zu veranlassen, sie mehr auszudehnen, als im Plane lag; denn die sechs Theile, woraus sie bestehen sollten, werden wol auf zehn gebracht werden.

Nie erschienen so viele Romane und nie wurden sie mehr gelesen als seit einiger Zeit; es scheint, als wenn man darin eine Erholung von der Politik suche, und deshalb nicht allein die Leser, sondern selbst auch die Kritiker nachsichtiger wären, denn nie wurden so unbedeutende und unwürdige Producte mit so vielen Lobeserhebungen überhäuft als jetzt.

Hr. Raban, von dem schon früher einige Romane in ihrer Weise Glück gemacht haben, hat in diesen Tagen zwei neue herausgegeben: „Le sacristain“ (4 Bde., 12.) und „La restauration“ (4 Bde., 12.). Ihren Verfasser nennen, heißt zugleich eine Analyse seiner Werke geben, denn in allen findet man immer dieselbe Laune ohne Witz und Feinheit, dieselben schlüpfrigen Abenteuer, denselben Mangel an eigentlichen Sittengemälden, dieselbe Trivialität, kurz, immer das Nämliche ohne die geringste Veränderung. — „Asraël et Kephta“, von Werthoud, ist eine Allegorie der Hölle, die der Verf., der Himmel mag wissen warum, eine Geschichte aus der Provinz nennt, die eher den Namen einer langweiligen Geschichte verdiente und demungeachtet gelesen wird. — „God-run, histoires et contes maritimes“, ist eine Sammlung von Erzählungen, in denen der Verf. die Sitten und den Aberglauben der Seeleute zu schildern sucht. In dieser durch Fenimore Cooper hier beliebt gewordenen Gattung hat sich Eug. Sue bereits vor zwei Jahren in „La salamandre“ mit vielem Beifall versucht, der auch seinem neuerschienenen Roman: „La coucaratcha“, zu Theil wird. Uebrigens ist „God-run“ das erste literarische Product eines angehenden Romanendichters und verdient deshalb wol Nachsicht. — „Le puritain de Seine et Marne, par Michel Raymond“ (pseudonym, von Hrn. Bruckère), ist wieder ein Roman ganz nach dem Modegeschmack, der für die mittelmäßigen Schriftsteller recht bequem ist, indem er ihnen erlaubt, ihr Unvermögen, Charaktere zu zeichnen und Sitten zu malen, dadurch zu verbergen, daß sie überspannte Scenen liefern, die den Geist verwirren, das Herz mit Unruhe erfüllen und der Ueberlegung keinen Raum lassen. Die Heldin dieses Romans ist eine junge Bäuerin, die von einem Manne der vornehmen Classe verführt und mit nach Paris genommen wird, daselbst stufenweise von Erniedrigung zu Erniedrigung herabsinkt und endlich in einem der Liederlichkeit gewidmeten Hause von ihrem ehemaligen Geliebten, der Soldat geworden ist, wiedergefunden wird. Der Vater der Bäuerin, von der Schande, die auf ihn zurückfällt, unterrichtet, geht in die Hauptstadt, tödtet seine Tochter, um sie dem Laster zu entziehen, und kehrt ganz ruhig in sein Dorf zurück. Das Ganze ist voller Reminiscenzen aus andern Romanen, und wenn etwas Gutes darin ist, so gehört es Walter Scott oder Andern an. — Zu der Zeit, wo die Normänner Frankreich verheerten und Paris belagerten, gab es einen Bischof, der ein lustiger Bruder war und manchmal den Krummstab und die Insul mit dem Waffenrock oder dem Becher vertauschte. Eines der gelehrten Mitglieder des französischen Instituts (Amaury Duval) hat diesen braven Mann zum Helden eines historischen Romans gemacht, der unter dem Titel: „L'évêque Gozlin, ou le siège de Paris par les Normands, chronique du 9e siècle, par Wandrell le Berneur“ (2 Bde.), erschienen ist. Interessante Abenteuer, getreue Darstellung des Sittenverfalls der damaligen Geistlichkeit, philosophischer, voltairischer Scherz und Spott, und reiner und angenehmer Styl verschaffen diesem Buche eine glänzende Aufnahme; nur ist es Schade, daß der vorgebliche Erzähler Wandrelle gar nicht seinem Zeitalter treu bleibt, und daß der Akademiker, um seine Witzpfeile abzuschießen, zu oft seine Rolle vergißt und dadurch alle Täuschung stört. — Der Verf. des „Hermite de la chaussée d'Antin“ hat der Legion von Nachahmern einen dem Anschein nach so leicht zu benutzenden Canevas geliefert, der doch nur sehr selten mit Glück bearbeitet worden ist. Man hat den armen Eremit überall und in allen Gegenden herumwandern lassen; es ist aber nicht genug, ihn reisen zu lassen, man muß ihn auch wie Jouy sprechen und schreiben lassen, und wie Viele sind nicht an diesem Unternehmen gescheitert! Ein junger Mann (Hr. Rossew de St.-Hilaire), dem es nicht an jenem leichten und gefälligen Talente fehlt, was in den kleinen französischen Journalen Glück macht, hat neuerdings einen Eremit in das Palais („L'hermite au Palais; Moeurs judiciaires du 19 siècle, 12.“) geführt. Welche reiche Grube würde dieser Ort für den Verf. gewesen sein, wenn er ein Labruyère oder Larochefoucauld wäre! Er war aber der Aufgabe nicht gewachsen, was er auch bald selbst gefühlt zu haben scheint, da er, statt die interessanten Contraste, welche die Personen an diesem Orte in ihrem individuellen Charakter und in ihren Amtsverrichtungen darbieten, herauszuheben, sich mit der Schale begnügt, was ihm auch ziemlich gelungen ist. Die Toga, das Barett, die Haltung, kurz das Aeußere ist gut geschildert, und kann Denen, die nicht wissen, was man in Paris unter dem Palais versteht *), eine vollkommene Idee geben.

Hr. Barginet hat in seinem neuen Buche: „La 32me brigade“, weder Geschichte noch Roman geschrieben, sondern

*) Das Wort Palais bedeutet besonders in Paris das Gebäude, wo die verschiedenen Gerichtshöfe ihre Sitzungen halten, und was in Deutschland gewöhnlich das Rathhaus ist.

einen Bericht des genauen Hergangs jenes so berühmten Feldzugs in Italien, wo Bonaparte zuerst sein großes militairisches Genie in den Siegen bei Lodi, Arcole und Rivoli offenbarte. Diesen erhabenen Gegenstand hat man auf die ungeschickteste Weise durch einen hineinverwebten unbedeutenden Roman einer Rosenjungfer verderben, die einen Augenblick vor ihrer Krönung verführt und betrogen wird. Es versteht sich von selbst, daß der Verführer und Strafbare ein Adeliger ist, denn in der Zeit, wo wir jetzt leben, finden gewisse Leute die Tugend nur da, wo es zerrissene Ellbogen und schmuzige Wäsche gibt. Uebrigens muß dies bei Hrn. Barginet weniger als bei jedem Andern verwundern, da er sich für einen Staatsmann hält und von der Schreckenszeit, dieser Blutepoche der französischen Revolution, sagt, daß sie groß und heilig sei und nur von vorzüglichen Köpfen verstanden werden könne.

Die Theater fangen an etwas aufzuleben und scheinen den Liebhabern reichen Genuß zu versprechen. Die Opéra bussa macht Vorbereitungen zu ihrer jährlichen Eröffnung, und die Namen der dafür engagirten Sänger lassen viel erwarten. Die Opéra comique organisirt sich von Neuem, man sagt sogar, daß sich zwei verschiedene Gesellschaften aus der ehemaligen bilden, und es ist auch die Rede, daß das Odéon wieder geöffnet werden soll. Zweiundzwanzig neue Stucke sind in diesem Monate gegeben worden; siebzehn darunter werden wol noch einige Mal gespielt werden und dann unbemerkt auf immer verschwinden, die fünf übrigen haben theils vollkommenen Beifall gefunden, theils sind sie ausgepfiffen worden. Darunter ist der „Comte d'Egmont" im Théâtre du Panthéon, ein in Alexandrinern geschriebenes Trauerspiel in fünf Akten, dessen Verf. (Hr. Riquier) zum ersten Male auf der Bühne genannt wird, und das, etwas langweiliger Stellen und der übel berechneten Entwickelung ungeachtet, Verdienst hat. Es ist mit vieler Wärme geschrieben und hat mehre Stellen, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Das Ganze ist übrigens eine Nachahmung von Göthe's Stück gleiches Namens und verdankt diesem Umstande gewiß einen Theil seines guten Erfolgs. — Der „Fils de l'Emigré", Drama in vier Akten und acht Gemälden, mit einem Prolog („L'armurier de Brienz") ist auf dem Théâtre de la Porte St.-Martin gänzlich gefallen, verdient aber seiner Monstruosität wegen Erwähnung. Der Verf., dem das literarische Gerücht noch Alex. Dumas beigesellt, der sich aber hinter seinen Mitarbeiter versteckt, um seine erworbenen Lorbern nicht welken zu machen, ist Hr. Anicet-Bourgeois. Im Prolog wird der Held des Stücks geboren, im ersten Akte des Dramas selbst ist er 20 Jahr alt und in der letzten Scene steigt er auf die Guillotine; ein Rest von Scham hat diesmal den Verf. noch abgehalten, dieses Instrument des Todes selbst auf das Theater zu bringen, jedoch ist es nicht weit, denn aus einem Fenster kann man die Execution sehen. Ehebruch, Diebstahl, Einbruch, Weiberraub, falsche Handschriften und Mord, Alles ist in dieser dramatischen Misgeburt vereint. Der Verf. scheint zwar darin irgend einen Charakter haben darstellen zu wollen, man würde denselben aber vergebens zu errathen suchen, wenn die Journale seiner Coterie das Publicum nicht auf die Spur gebracht hätten: der Held des Stücks ist nämlich die Frucht eines Ehebruchs, bürgerlich von mütterlicher, adelig von väterlicher Seite, und der Charakter, der diese beiden Naturen in sich vereint, hat sollen geschildert werden. Man konnte schwerlich einen hinkendern Satz durch Darstellung bewähren wollen; denn eine gesellschaftliche Classe erzeugt wol eigenthümliche Gewohnheiten, Begriffe und Sitten, aber keine Gemüthsstimmung: täglich sieht man von den niedrigsten Stufen des sogenannten Pöbels große und edle Menschen emporsteigen, der entgegengesetzte Fall findet sich aber selten in den Palästen und Sälen. — Die „Mouche du mari" *) ist ein Vaudeville, was mehr kurzweilig und lustig als moralisch ist, aber vielleicht gerade deshalb mit großem Beifall gespielt wird. Das Sujet ist ein gutmüthiger Mann, der über die Frau seines Freundes wacht, während dieser der seinigen sehr angelegentlich den Hof macht. Der Contrast führt sehr komische Scenen herbei, die jedesmal von dem Publicum, welches das Théâtre des variétés zu besuchen pflegt, stark beklatscht werden. Die Verf. sind Philippe und Chabot de Bonnin, die gewöhnlichen Lieferanten dieses Theaters. — Das Gymnase dramatique, das seit ein paar Monaten etwas verlassen war, hat durch ein neues, sehr unterhaltendes Stück: „La Monomanie" von Scribe und Paulin (in 1 Akt), worin feiner Witz und gesunde Vernunft herrschen, die Menge wieder angezogen. Der Monoman ist ein junger Mann, der Alles besitzt, um glücklich zu sein, hübsches Aeußere, Geist, Vermögen u. s. w.; er ist aber von dem Einflusse der jetzigen Literatur hingerissen, die ihn von der Nichtigkeit des Lebens dermaßen überzeugt hat, daß er sich tödten will. Um indessen durch seinen Selbstmord Celebrität zu erwerben, schickt er selbst im Voraus in eine Zeitung die Anzeige davon. Kaum ist dieser Artikel abgegangen und eingerückt, so treten Umstände ein, die ihn das Leben recht angenehm finden lassen und ihn zu dem Entschlusse, zu leben, bringen. Dieses Sujet haben die Verf. mit vielem Glück zu benuzen gewußt, um jene eingebildete und selbstgefällige Jugend zu züchtigen, die im zwanzigsten Jahre gelebt zu haben glaubt, im zweiundzwanzigsten sich zu Allem fähig hält und im funfundzwanzigsten endlich im Selbstmord ein Mittel gegen die Langeweile und Leere, die ihm seine eigne Nullität fühlen läßt, gefunden zu haben meint.

Victor Hugo, der Altvater der jetzigen Art Romane und Melodramen, hat auf dem Théâtre de la gaité das „Testament de la veuve" zur Aufführung gebracht, was abermals ein Stück ist, wo die unterste Bürgerclasse mit dem Adel im Contrast erscheint und wo man sich bestrebt alle Tugenden auf der einen Seite und alle Laster auf der andern so auffallend erscheinen zu lassen, daß die Volksclasse, welche gewöhnlich die größte Zahl Zuschauer der Melodramen ausmacht, selbst beim Herausgehen aus dem Theater sagt: „Ach! so tugendhaft sind wir nun gerade nicht." Uebrigens hat das in diesem Product verbreitete Interesse, die etwas geringere Uebertreibung in den Scenen und in dem Styl, und mehre gute herbeigeführte Situationen ihm ziemlichen Beifall verschafft.

In der Musik ist der Tod von Aug. Kreutzer, Bruder und Schüler des berühmten Componisten Rudolf Kreutzer, dem er im Conservatoire als Professor der Violine folgte, ohne ihn jedoch zu ersetzen, der einzige bemerkenswerthe Vorfall. Er war einer der vielen in Deutschland geborenen Künstler, welche Frankreich adoptirt hat; seine Compositionen, wenn sie auch nicht denen seines Bruders gleichkommen, gehören doch unter die angenehmsten und beliebtesten.

Die Kunstausstellung im Louvre hat von jeher nur selten zu der bestimmten Epoche statt und ist sogar zu gewissen Zeiten bis auf vier Jahre aufgeschoben worden. So war denn der verflossene erste April für die diesjährige festgesetzt; die so oft wiederholten Unruhen, welche den Künstlern weder Zeit noch nöthige Ruhe und Stimmung zu ihren Arbeiten ließen, vermochten aber die Behörde, dieselbe bis auf Weiteres hinauszuschieben. Eine Anzahl der vorzüglichsten Künstler hat daher vor Kurzem dem Könige eine Bittschrift überreicht, worin sie um jährliche Rückkehr dieser Ausstellung enthalten, und zwar vom 1. November bis in den Februar, wo die Reichen alle von ihren Landsitzen in die Hauptstadt zurückgekommen sind. Die Tageblätter zeigen zwar an, daß der Minister wirklich schon den 1. November bestimmt habe; es ist indessen positiv, daß bis jetzt noch nichts deshalb entschieden ist.

(Der Beschluß folgt.)

*) Mouche, auch Mouchard, ist die Bezeichnung eines Aufpassers oder Spions; die Derivation dieser Bedeutung ist ganz unbekannt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 280. — 6. Oktober 1832.

Ueber die neueſte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des Freiherrn J. von Hormayr.

(Beſchluß aus Nr. 279.)

Indem wir auf die buchhändleriſche Schlußanzeige unſern Blick richten, welche den Inhalt der drei erſten Jahrgänge der neuen Folge noch einmal recapitulirt, heben ſich noch einmal als die zwei Hauptaufſätze der frühern Jahrgänge die Kaunitze und die Stadion heraus, die kein Diplomat und Hiſtoriker ungeleſen laſſen darf. Möchte der Verf. noch einige ähnliche Miniſterfamilien beſprechen — dürfen. Wann wird z. B. Graf Montgelas eine ſeiner würdige Biographie erhalten? Aber nicht dieſe Anzeige, ſondern die Pflicht der Dankbarkeit mahnt uns nun noch von einigen andern Schriften des Verf. zu ſprechen, indem wir gar Manches aus denſelben gelernt zu haben bekennen. In dem unermeßlichen Felde der Geſchichte braucht man ſich des: heu quantum est, quod nescimus, nicht zu ſchämen. Nicht ſo ſehr Anſpruch auf hiſtoriſche Forſchung, ſondern auf überſichtliche gewandte Darſtellung macht Hormayr's Schilderung der „Geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München" (München, 1830). Wären ihnen die kleinen Steindrücke, die man von jenen hat, beigelegt, man könnte ſie Bilder in Geſchichten und Geſchichte in Bildern nennen. Daß es hier nur Verherrlichung der Wittelsbacher gilt, mag man Bildern, die an die königliche Hofburg ſtoßen, nicht übel deuten, z. B. Otto v. W. befreit das deutſche Heer im Engpaſſe von Chiuſa 1155; Otto der Erlauchte vermählt ſich mit Agnes, Pfalzgräfin vom Rhein 1225; Ludwig ſiegt bei Ampfing 1322; wird gekrönt 1328; Albrecht ſchlägt Böhmens Krone aus 1440; Ludwig der Reiche ſiegt bei Giengen 1462; Albert IV. gründet das Recht der Erſtgeburt 1508; Maximilian I. wird Kurfürſt u. ſ. w. Das letzte iſt das dankbarſte Bild: Max. I. gibt ſeinem Volke die Verfaſſungsurkunde 1818. Ein geiſtreicher Commentar verbindet dieſe Bilder unter einander und macht ſie zu einem Ganzen. An dieſe hiſtoriſchen Fresken reihen ſich bekanntlich in neuerer Zeit auch Landſchaften, die aber heroſtratiſch mishandelt worden ſind. Dem üppigen München fehlt nun nichts als ein Todtentanz, wie ihn Baſel, Dresden und andere Städte haben. Ein ſolches memento mori würde Manchem auch ein dic cur hic werden!

Aber das Beſte zuletzt. Vor dem Ref. liegt noch ein anſehnlicher Quartant mit dem Titel: „Des Freiherrn J. v. Hormayr kleine hiſtoriſche Schriften und Gedächtnißreden" (München, Franz, 1832). Die erſte Abhandlung, die ohne dieſen höchſt compreſſen Druck wahrſcheinlich 200 ſtatt 80 Seiten füllen würde, iſt über die „Monumenta" oder jene von der Akademie herausgegebene Sammlung inländiſcher Urkunden aller Art, die nunmehr auf 28 Quartbände angewachſen iſt, und vom Verf. am 71. Stiftungstage der Akademie (28. März 1830) geleſen worden. Fragten wir blos nach dem Hauptinhalt: Was die „Monumenta Boica" geweſen ſind und was ſie werden ſollen, ſo würde dieſer Gegenſtand allerdings nur den Forſcher der bairiſchen Geſchichte angehen und ein untergeordnetes Intereſſe haben, den Freunden der deutſchen Geſchichte aber wird es erwünſcht ſein zu leſen, wie zeitgemäß ſeit der neuen Organiſationsurkunde der Akademie vom 27. März 1827, welche im 181. Art. die „Monum. Boica" als eine Hauptaufgabe der Akademie hinſtellt, dieſe neu bearbeitet werden ſollen, wie vor Allem neue eigne Abtheilungen den Kaiſerurkunden gewidmet, die wichtigern Diplome von den unwichtigern, die echten von den unechten geſchieden werden ſollen. Wahrlich, es war höchſte Zeit, damit nicht eine der glänzendſten Unternehmungen zu völliger Unbrauchbarkeit und Maculatur herabſänke; man denke z. B. auf Einer Seite (VIII, 212) 121 Fehler! und doch nahm ſie ein Weſtenrieder in Schutz!! Der wahre hiſtoriſche Schatz des Verf. iſt aber hier wie bei den folgenden Abhandlungen eigentlich in den ſehr zahlreichen Noten niedergelegt, und dieſe beſonders machen dieſe Abhandlungen für jeden deutſchen Geſchichtsforſcher völlig unentbehrlich. Man ſehe nur z. B. die fünfte Note zur Ueberſicht der Begegnung der griechiſchen und lateiniſchen Miſſionsanſtalten von der Drau und mittlern Donau bis zur Elbe, und des bairiſchen Einfluſſes auf die Slawenlande und auf Ungarn; eine Note, die allein eine ganze Abhandlung bildet. Die zweite Gedächtnißrede zum 72. Stiftungstage 1831 handelt über den berühmten Herzog Luitpold, den erweislichen und erwieſenen Ahnherrn der erlauchten Wittelsbacher. Wir können hier nichts thun, als nochmals die Verſicherung geben, daß kein Geſchichtsforſcher, wer er auch ſei, ſie ohne Nutzen aus der Hand legen werde. Nimmt die Rede ſelbſt nur 46 Seiten ein, ſo füllen die doppelt eng, mitunter faſt in Perl-

schrift gedruckten Noten 107 Seiten. Wenn es einmal zu einem Streite zwischen der constitutionsmäßigen Schreibart Baiern und dem jetzigen beliebten Bayern kommen sollte, wird die Note † S. 20 nothwendig für die erstere Schreibform entscheiden, wenn ihr auch der Verf. nicht mehr wie sonst, als er Oestreicher war, huldigt. Am letzten Stiftungstage 1832 las der Verf. „Ueber die Baiern im Morgenlande.“ Ein bisher noch sehr wenig besprochener Gegenstand. Aber auch in Baiern erscholl das bekannte deus lo vult; auch hier machte der Spruch: Wer nicht mein Kreuz nimmt und mir nachfolgt, der ist meiner nicht werth! einem gefühlten Drange Luft. Hätte man genauere Kunde, wer weiß, ob nicht der Pilgerzug von 1065 in den ersten Kreuzzug zu verwandeln und damit die Ehre des ersten Kreuzzugs den Franken und Baiern, wenigstens den Deutschen, zuzuwenden wäre. Nur über die Folgen der Kreuzzüge für Baiern hätten wir Ausführlicheres gewünscht, doch das gibt vielleicht einmal eine spätere Abhandlung. Die Anmerkungen geben mehre ungedruckte Relationen über den zweiten Kreuzzug des Friedrich Barbarossa, die der Leser zu seinem Bongars legen mag, sodann die älteste, das Dasein und Besitzthum des Tempelordens auf deutscher und namentlich auf bairischer Erde bewährende Urkunde. Den Schluß dieses ersten Bandes (noch zwei andere sollen nachfolgen) macht eine Abhandlung über das große östreichische Hausprivilegium v. 1156, und über das Archivwesen in Baiern, abermals unentbehrlich für jeden deutschen Geschichtsforscher. Denn hier wird die Echtheit dieser vielangefochtenen Urkunde (die indeß nicht mitgetheilt ist, weil sie nur in Wien gezeigt, nicht aber aus der Hand gegeben wird) nicht ohne tüchtige und wahrhaft unterhaltende Polemik verfochten. Was über das Archivwesen in Baiern angeordnet wurde und geschah, ist ein: Gehe hin und thue desgleichen, für manchen deutschen Staat, vor dessen Archiven noch immer der Archivar Cerberus sitzt, dessen drei Köpfe Dummheit, Faulheit und Eigennutz heißen. (Angekündigt ist von demselben Verf. ein historisches Schatzkästlein für Baiern, zu welchem wir aber noch keinen Schlüssel haben.) 136.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 279.)

Uebrigens gibt es nichts Neues im Fache der Kunst, was Aufmerksamkeit verdient, man müßte denn ein neues Kaffeehaus auf dem Boulevard des Panoramas Nr. 5 (an der Ecke der ganz neuerdings da begonnenen Fortsetzung der Rue Vivienne) dahin rechnen, was gleichsam eine Ausstellung im Kleinen ist: Fächer, Friese und Plafonds sind mit ausgezeichnetem Talente mit in Oel gemalten Arabesken, Früchten, Blumen, Vögeln, Fischen, Muscheln verziert; Gruppirung, Zeichnung, Geschmack, Feinheit des Pinsels, Colorit, nichts läßt etwas zu wünschen übrig, sodaß mehre Stücke darunter, mit einem Rahmen eingefaßt, keine Galerie verunstalten und selbst die Bewunderung der Kenner auf sich ziehen würden. An ihrem jetzigen Platze werden sie hingegen kaum bemerkt, weil sie, statt in einer Gemäldesammlung aufgestellt zu sein, sich an einem öffentlichen Orte befinden, weil sie, statt in der gehörigen Beleuchtung zu hängen, sich zwischen den unzähligen Vergoldungen und Spiegeln und emporsteigenden Düften des Punsches und Kaffees verlieren, und weil sie, statt durch einen Rahmen umgeben zu sein, selbst als Umgebung eines gelangweilten und langweiligen Publicums dienen, denn leider ist in dieser armseligen Welt jede Sache nichts durch sich selbst, die begleitenden Umstände allein machen Alles aus. Die Summe, die auf die Verzierung dieses Kaffeesaals verwendet worden ist, wird auf 70,000 Franken geschätzt, und für acht Sous kann man da, von morgenländischem Luxus umgeben, den besten Mokka schlürfen und seine Augen an den lieblichsten Gemälden weiden. Dergleichen findet man blos in Paris!

Die St.-Simonisten sind noch einmal öffentlich aufgetreten, was aber das letzte Lebenszeichen ihrer hinscheidenden Existenz war. Die Obrigkeit hatte nämlich gegen sie zwei Processe eingeleitet: der eine ist auf ein Gesetz gegründet, welches alle ohne Autorisation der Polizei regelmäßig organisirte Vereine von mehr als 20 Personen verbietet, und das man gegen sie geltend machte. Das Endurtheil hat ihnen deshalb ein Jahr Gefängnißstrafe zuerkannt. Der andere ist wichtiger; indem man sie wegen ihrer auf scheinbare Bürgschaft gemachten Anleihe der Geldprellerei beschuldigte und deshalb auch zu Gefängniß und Ersatz verurtheilt hat. Sie hatten die Gelegenheit, die diese beiden Processe ihnen darboten, öffentlich zu erscheinen und ihre Lehre vor Gericht zu vertheidigen, eifrig ergriffen, um einiges Aufsehen zu erregen. Neu gekleidet und in ihrem vollen Costume zogen sie am Tage, wo sie vor dem Tribunale erscheinen mußten, aus ihrem Hause, worin sie seit einigen Monaten wie Mönche gelebt hatten, und begaben sich in Procession durch die Stadt nach dem Palais. Ihre Vertheidigung, besonders die des Vaters Enfantin, entsprach aber nicht im Geringsten der allgemeinen Erwartung; sie wurden von der Jury verurtheilt, und haben appellirt. Seitdem sieht man sie nun überall in Paris herumspazieren, wo sie durch ihre Kleidung die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der gemeine Pöbel, der überall dumm ist und Alles, was er nicht begreift, entweder fürchtet oder angreift, ist sogar so weit gegangen, sie mit Koth zu werfen. Vielleicht würde ihnen das Märtyrthum willkommen sein, da die Verfolgung gewöhnlich Proselyten erzeugt; wie es scheint, wird aber bald nichts weiter als die Erinnerung ihrer Lächerlichkeit von ihnen übrigbleiben. Ihre Tracht, die bei den Franzosen nie ganz Nebensache ist, gleicht sehr der Kleidung der deutschen Studenten, wie man deren hier 1814 und 1815 sah. Sie besteht aus einem ganz kurzen Ueberröckchen ohne Kragen, einer Art weißer, oben mit hochrothem Bande eingefaßter Weste oder Tunica und einem schwarzen Ledergürtel, langem Bart, Hals und Brust bloß, einer kleinen Mütze auf dem Kopfe und weißen Pantalons.

Nie war das Journalwesen so in der Mode wie jetzt, und die Sucht, Kenntnisse allgemeinfaßlich zu machen und zu verbreiten, hat sich aller Köpfe bemeistert und den Speculationsgeist einer Menge Intriganten erweckt. So entstehen denn täglich neue Journale, worunter jedoch einige Achtung und Aufmerksamkeit verdienen, z. B. das „Journal des femmes“; „Journal des enfans“; „Journal du père de famille“; „Journal des mères et des sociétés maternelles“; „Journal des connaissances usuelles“ und das „Journal des connaissances utiles“. Mehr oder weniger enthält jedes derselben des Nützlichen etwas, jedoch scheint der gute Fortgang allein dem ersten und letzten gesichert zu sein. Das „Journal des femmes“, dessen Redacteur sowol als alle Mitarbeiter vom schönen Geschlechte sind, beschäftigt sich vor Allem mit der Kindererziehung, dieser folgen Hauswirthschaft und Handarbeiten und dann erst Erzählungen, Gedichte und Kunstartikel. Der Unternehmer scheint mit Recht auf den Einfluß der Namen und des Rufs der Damen Tastu, Belloc, Parelle, Waldor, Aragon und Richomme gerechnet zu haben. — Das „Journal des connaissances utiles“, das nur erst seit neun Monaten besteht, hat schon über 100,000 Abonnenten. Eine deutsche Uebersetzung wird für die Rheingegenden gedruckt, und eben kündigt man auch eine, nach der Landung Don Pedros von den

Einwohnern von Porto verlangte portugiesische an. Dieses Blatt, das jährlich nur 4 Fr. kostet, erscheint in monatlichen Heften von 32 Seiten in gr. 8. Der Druck ist aber so klein und eng und das Format so groß, daß jedes Heft so viel Materie wie ein gewöhnlicher Octavband enthält. Der Zweck dieses Unternehmens, an dessen Spitze Hr. Emile de Girardin steht, ist einzig und allein, unter den niedern Volksclassen nützliche Kenntnisse zu verbreiten, und um dies Ziel desto gewisser zu erreichen, vermeidet es aufs Angelegentlichste jeden Einfluß irgend einer politischen Meinung, beschäftigt sich ausschließlich mit den Fortschritten des Landbaues und der Industrie, macht nützliche und wohlthätige Einrichtungen und die Jedermann zu wissen nöthigen Gesetze bekannt, kurz, es läßt sich das Interesse eines Jeden angelegen sein; sein ungeheurer Absatz beweist, daß es alle in seinem Prospectus sich auferlegte Pflichten treu erfüllt.

Unter die ungewöhnlichen Erscheinungen gehört die Herausgabe eines Buchs außerhalb Paris, was weder ein Gebetbuch noch ein Calender ist. Diese Seltenheit findet soeben einmal in Lyon statt, wo man einen Horaz in sechs Sprachen (lateinisch, französisch, deutsch, englisch, italienisch und spanisch) herausgibt. Die typographische Ausführung macht einer Provinzialdruckerei wirklich Ehre, nur läßt die Wahl der Uebersetzungen etwas zu wünschen übrig. Die französische ist von Hrn. Monfalcon; vielleicht würde man besser gethan haben, eine alte, gleichsam classisch gewordene Uebersetzung, als diese neue, zu nehmen; im Deutschen hat man die von Wieland gewählt, warum nicht die von Voß? Die englische ist von Francis, die italienische von Gargalla und die spanische von Bargos. Zu bemerken bleibt, daß die französische allein in Prosa ist; auch hat Hr. Monfalcon diese Ungleichheit dadurch zu vergüten gesucht, daß er in seinen Noten viele Fragmente der poetischen Uebersetzungen von Daru, Wailly und Andern einschaltet.

Die Nekrologen haben in diesem Jahre der wüthenden Cholera leider nur zu reichen Stoff, und wenn es so fortgeht, so werden die Akademien in Kurzem beinahe ganz erneuert sein. Kaum habe ich des Todes Kreuzer's erwähnt, so findet in diesem Augenblicke noch ein Deutscher sein Grab an den von seinem Vaterlande weit entfernten Ufern der Seine: der Baron v. Zach, der erste Astronom Europens, ist soeben einer langen und schmerzlichen Krankheit erlegen, und nicht weit von ihm hat man zwei Tage später den gelehrten Orientalisten Chezy begraben. Beide lassen Plätze im französischen Institute ledig, Letzterer überdies noch zwei Lehrstühle: den der sanskritischen Sprache in dem Collège de France, und den der persischen in der Ecole des langues orientales vivantes.

Der berühmte Professor Orfila war in Todesgefahr, und mehre Tage lang fürchtete man auch für den Baron Alibert, den Altvater der neuen Medizin in Frankreich. Einen Beweis vollkommener Herstellung gibt er nicht allein durch eine neue Ausgabe seiner „Clinique de l'hôpital de St.-Louis, ou traité complet des maladies de la peau“ (12 Lieferungen in Fol. 800 Fr.), sondern auch durch einen Inbegriff desselben Werkes unter dem Titel „Monographie des dermathoses, ou précis historique et pratique des maladies de la peau“ (2 Bde.).

Es gibt Werke, die nur wenig bedürfen, um von ihrer Nützlichkeit im Voraus zu überzeugen, darunter stehen alle die oben an, welche materielle und zweckmäßige Gegenstände beschreiben; wenn dieselben mit Sachkenntniß und gut ausgeführt sind, so braucht man nur ihre Titel anzugeben, um sie zu preisen. In diese Kategorie gehört denn der „Recueil de machines, instrumens et appareils qui servent à l'économie rurale et industrielle etc., publiés avec les détails nécessaires“ von Leblanc. — Des Gegenstandes, womit sich dieselbe beschäftigt, fast ganz und gar unkundig, scheue ich mich nicht, unumwunden zu bekennen, daß ich blos auf die Versicherung unterrichteter Personen eine Abhandlung des Dänen Jürgensen („Mémoire sur l'horlogerie exacte et sur la construction d'un nouveau thermomètre métallique ad minimum.“ 4.) als eine sehr schätzbare Arbeit anzeige, die dem Kunstverständigen von Wichtigkeit sein muß. 83.

Przebracki, der russische Polizeispion. Ein Zeitbild von August Lewald. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

In einem polnischen Grenzstädtchen sehen wir einen Fremdling, als dessen Heimath sich später Frankreich ergibt, über die Schwelle eines ärmlichen Wirthshauses schreiten. Sein Anzug wie sein scheuer Blick verräth in ihm den Flüchtling, den Verbannten, der es nur mit Gefahr seines Lebens wagt, Polen zu betreten. Im Paßbureau ergibt sich sein Name auch bald unter der Zahl Derer, welche die Liste als verdächtig bezeichnet; man verhindert, bis auf weitern Befehl vom Großfürsten Konstantin aus Warschau, seine Weiterreise, und der Fremdling entweicht plötzlich auf eine Weise bei Nacht, daß die Vermuthung, er stehe in bedeutenden Verbindungen mit den vornehmen Polen, lebendig genug in uns wird. Ob ihn eine Familienangelegenheit, oder das geheime Bündniß, das sich gegen Ende des J. 1850 unter den Polen in und außer dem Vaterlande gegen die russische Oberherrschaft entspann, nach Warschau zu eilen antrieb, erfahren wir noch nicht; wir sind gespannt, werden jedoch um so unwilliger, da der Faden des Romans schon am Anfange abreißt und erst gegen die Mitte des Buches wiederaufgenommen wird. Wir verlieren die Spur des Flüchtlings und der Verf. rollt jetzt eine Bilderreihe vor unsern Augen auf, welche die Herrschaft der russischen Knute, die geheimen Verbrüderungen und Logen der Polen, die Trauer und die Hoffnung der Edeln, das schmuzige Handwerk der Spione, die Umgebungen des Cesarewitsch und seine Persönlichkeit auf sehr treffende, charakteristische Weise in lebensvollen Gruppen zusammenstellt. Besonders glücklich ist die Schilderung des Großfürsten, der uns in einer Soirée bei guter Laune vorgeführt wird, einer Laune, deren toller Despotenübermuth sich in den lustigsten Hohn gegen die unterdrückte Nation ergießt. Ebenso prägnant, wie die Caricatur seiner äußern Erscheinung, wird uns sein innerer Seelenzustand aufgedeckt, dessen Fundament eine natürliche Gutmüthigkeit war, die in der fesselosen Ungezähmtheit seiner Herrscherlaunen unterging; sein ganzes Wesen war ein Erzeugniß der absoluten Autokratie, zu der ihn seine äußere Stellung berief. Am gewandtesten zeigt sich das beredte Talent des Verf. in der Schilderung der Spione, dieser moralisch vernichteten, mit allen Hunden gleichsam gehetzten Allerweltsbetrüger, die im russischen Solde, nur scheinbar dem russischen Interesse getreu, mit gleicher Bereitwilligkeit die Agenten der polnischen Patrioten spielen und, beide Parteien auf unerhörte Weise wechselseitig betrügend, die tollste Verwirrung in die geheimen Offenbarungen und offenbarten Geheimnisse der Russen und Polen einzuflechten wissen. Der edelste, der Held unter ihnen, ist Przebracki, der uns auf anmuthige Weise sein Leben und sein inneres Werden selbst erzählt. Anfangs Schulmeister in einem Städtchen, wo er der lieben Jugend das ABC beibrachte, kannte er keinen Fehl in seiner Seele außer einer unwiderstehlichen Neigung zu den Hühnern seines Nachbars; sonst, sagt er, war ich unschuldig und rein, genoß die Freuden des ruhigen Bewußtseins in hohem Grade und eröffnete in der Ueberzeugung, mein inneres Glück beruhe in der totalen Unwissenheit einer begnügten Seele, auch meinen Schülern diese unschuldige Quelle des Glückes. Eine Reise nach Warschau, wo er eine kleine Erbschaft antreten soll, läßt ihn eine ganz neue, ungeahnete Welt erblicken; er fühlt zu diesem und jenem sich hingezogen, Begierden aller Art erwachen, und wenn er im Theater die bunte Reihe schöner Damen sieht, wird's ihm so eigen zu Muthe, als gukte er in seines Nachbars Hühnerhof, und er fühlt einen namenlosen Reiz in allen Gliedern. Aus Gewinnsucht weiß ihn eine Choristin vom Theater eine Zeitlang zu fesseln, bis er, verspottet und

verlacht, mit leerem Beutel abziehen muß. Zufällig geräth ihm eine Brieftasche seines glücklichen Nebenbuhlers in die Hände; er überliefert sie als ehrlicher Finder der Polizei, welche in seinem Rival auf diese Weise einen Staatsverräther entdeckt. Den Schulmeister reizt die Belohnung, die man ihm der Entdeckung wegen zukommen läßt, und seit dieser Zeit ist er russischer Spion, läßt sich aber ebenso gut als Agent der geheimen Polenvereine gebrauchen und fischt im Trüben mit ungemeiner Geschicklichkeit. — Eine originelle Gestalt ist nicht minder van Pool, früher Seiltänzer, jetzt russischer Spion, nebenbei Beutelschneider, Strauchdieb, auch Zahnarzt, der Manchem den Kopf sammt den Zähnen abreißt. Er schleppt ein Mädchen, die er für seine Tochter ausgibt, mit sich, die aber ein Kind höherer Abkunft zu sein scheint und die Zielscheibe vieler lüsternen Blicke von Seiten der Russen wie der Polen ist. Doch die Genrebilder, die uns vom Gaunerleben des Gesindels wie der vornehmen Welt in Warschau, mit recht lebensfrischen Farben dargestellt werden, drängen sich in so buntem Gemische, daß sie das Referiren erschweren. Und somit trifft den talentvollen Verf. der Tadel, daß er aus all diesen einzelnen Zügen kein ganzes Bild geliefert hat, das eines Fadens bedarf, um auf den Namen eines vollendeten Kunstwerks Anspruch zu machen. Daß er, wie es in der Vorrede heißt, sein Werk weniger für eine Novelle als für eine zusammengesetzte Reihe von Schilderungen nach dem Leben angesehen wissen will, ist um so tadelnswerther, da er wissentlich das höhere Ziel verschmäht. Daß der Stoff den Erlebnissen unserer Tage so nahe liegt, kann den echten Dichter, sofern August Lewald ein solcher sein will, nicht behindern, mit sorgsamer Muße das Zerstreute und die glücklich aufgefaßten Einzelheiten gehörig zusammenzuweben, um etwas Gediegenes zu liefern; denn daß er ein Zeitbild geben will, hebt ja die Möglichkeit einer in sich abgeschlossenen, poetisch gerechtfertigten Novellenform nicht auf, im Gegentheil erheischt sie um so mehr. Auch ist an manchen Stellen die Eilfertigkeit der Abfassung im Style sowol als in den persönlichen Zwischenreden des Verf. (z. B. bei einer lebhaften Scene: „Ich will es nicht versuchen, es weiter zu schildern", und S. 211 fg.) gar sehr ersichtlich. Soll denn sein Werk nur eine Vorbereitung zu einem vollendetern sein, das denselben Stoff der Poesie erst vindicirt? Warum wird uns in der Poesie unserer Tage auch von Denen, die Gediegenes geben könnten, doch so oft nur Halbheit geboten! Entweder liegen ihre Stoffe außer den Interessen der Gegenwart, und die Form entschädigt nicht für die abgebleichten Farben, — oder sie wählen den Stoff glücklich, und es gebricht ihnen die Kraft, die Materie zur Kunstform zu gestalten und zu adeln!

Auch der Flüchtling, der uns in der That allzu flüchtig gleich anfangs vorgeführt wurde, tritt wieder in den Kreis der Scenen, die uns Polens gährenden Zustand im September 1830 darstellen. Er treibt sich in Warschau umher und sucht seine Tochter, die er bei ihrer Geburt verlassen mußte, und die Niemand anders ist als Rozalka, die vermeintliche Tochter des Seiltänzers. Die Scene des Wiederfindens in einem Bordell ist in ihren Motiven und ihrer Ausführung originell und vollendet, und könnte in der besten Novelle Platz finden, wie noch einige andere im Buche, zu denen Rozalka's Liebesverhältniß zu dem jungen polnischen Fürsten Lunowski gehört, in dem das begeisterte Mädchen den unterdrückten Funken des Patriotismus zur hellen Flamme anfacht. In Rozalka lebt ganz der Heldensinn der polnischen Jungfrauen, und in jener düstern Revolutionsnacht des Novembers, deren Grauen und blutiger Tumult sehr wacker und ergreifend geschildert ist, entwickelt sich ihr volles Wesen als Heldin. Mit einer Fackel in der Hand eilt sie, kaum einige Stunden vorher ihrem Bräutigam angetraut, von Kerker zu Kerker, um den Vater, der mit dem Ungeheuer, das sie lange Zeit für ihren Erzeuger hielt, zusammen an einer Kette gebunden liegt, in den nächtlichen Gruben aufzufinden. Alle Gefangenen werden frei, Unschuldige zugleich mit Verbrechern, die in der wilden Verwirrung der blutigen Nacht ihren Leidenschaften ein freies Feld geöffnet sehen. Am Arme ihres Vaters eilt Rozalka zum Altare des Herrn, um dem Gotte der Freiheit zu danken. Da trifft sie der Dolchstich van Pool's, dessen Händen sie entflohen zu sein wähnte. Der nächste Kartaunenpfahl endigt des Verbrechers Leben; aber Rozalka stirbt, wie Polen selbst, kaum vom blutigen Morgenstral der Freiheit beschienen, und ihr junger Gemahl, der siegreich und mit Ehrenwunden bedeckt an der Spitze der warschauer Studenten herbeifliegt, findet sie todt. 181.

Notiz.

Das Königreich Siam.

Der Bischof Bruguères berichtet in einem, im neuesten Hefte der „Annales des voyages" abgedruckten Schreiben, manches Neue und Merkenswerthe über das Königreich Siam. Hier und da grenzen jedoch seine Nachrichten ans Fabelhafte, wie der Leser aus folgendem Auszuge leicht ersehen wird.

Es ist oft in Siam so heiß, daß man nur mit Mühe athmen kann. Ein unaufhörlicher Schweiß erschlafft den Körper dergestalt, daß die geringste Bewegung lästig wird. Nur wenn die Sonne sich dem Zenith nähert, fängt man an sich wieder etwas zu erholen. Dann bedeckt sich der Himmel mit Wolken, die mehre Monate lang ein ungeheures Parasol bilden: reichliche Regengüsse erfrischen die Atmosphäre. Die Wolken begleiten die Sonne bis zum 20° N. Br. Schreckliches Donnergekrach bezeichnet den Anfang und das Ende der Regenzeit. Die Ströme treten wenigstens einmal des Jahres über ihre Ufer. Der Bangkok bietet eine ganz eigne Erscheinung dar. Erst nach dem Aufhören der Regenzeit tritt er aus seinem Bette: wenn das Wasser steigt, wird es klar und krystallhell, beim Fallen trübt es sich wieder. Am äußersten Ende des Meerbusens von Siam finden die stärksten Fluten im November statt, die schwächsten im Mai: in Europa verhält es sich umgekehrt. In den Gebirgsgegenden ist die Vegetation kräftig, in den sumpfigen Ebenen kränkelt sie. Die Wälder, welche viel Bauholz liefern, werden von unzähligen Vögeln bewohnt, deren Gesang widerlich klingt. Man trifft in Siam den Hahn und das Huhn wild. Will man ein Männchen fangen, so bindet man einen Haushahn an einer abgelegenen Stelle unter einem aufgespannten Netze fest. Der wilde Hahn stürzt sogleich herbei, um mit dem neuen Ankömmlinge zu kämpfen, worauf der Jäger das Netz zuzieht. Man findet auch Pfauen, die sehr wohlschmeckend sind, schwarze Schwäne u. s. w. Der größte Vogel ist der Roc-Ariam, der über 7 Fuß hoch ist. Sein Gefieder ist aschgrau, der Kopf so stark wie ein Menschenkopf, sein kegelförmiger Schnabel 2 Fuß lang. Er fliegt sehr hoch und nährt sich von Körnern und Kräutern; seine Eier sind den Straußeneiern ähnlich. Er ist nicht schön und streicht oft um einzeln gelegene Wohnungen herum. Der Raubvogel Nocca-Soun hat eine ganz eigne Art, sich seine Nahrung zu verschaffen. Ist seine Jagd unglücklich abgelaufen, so stürzt er auf den Geier los, packt ihn an der Kehle und zwingt ihn seinen Raub auszuspeien, den er sodann mit ihm theilt. Die vierfüßigen Thiere, die man in Siam trifft, sind die Gazelle, der wilde Bock, der wilde Stier, der europäische und nordamerikanische Bär; auch findet man das Einhorn, dessen Dasein so lange in Zweifel gezogen worden ist. Sein Kopf ist stärker als der eines Ochsen; das Horn befindet sich auf der Stirn und ist nach oben gerichtet. Dieses Thier läuft sehr schnell, in starken, unaufhaltsamen Sätzen. Man hat in Siam drei Gattungen von Tigern. Der große Suacrong ist roth, gelb und schwarz gestreift. Der Sua-dong ist von der Größe einer englischen Dogge, er flieht vor dem Menschen. Die dritte Art Sua-pleng, vor der Stärke eines gewöhnlichen Hundes, nährt sich von Vögeln und Fischen. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 281. — 7. Oktober 1832.

Gedichte von Nicolaus Lenau. Stuttgart, Cotta. 1832. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Einer unserer Mitrecensenten klagte kürzlich, auf Veranlassung seiner Relation über 56 Dichter aus neuester Zeit, über die Mittelmäßigkeit, an welcher die lyrische Poesie der Deutschen seit geraumer Zeit laborire. Er findet überall nur Nachtreten der vorzüglichsten Persönlichkeiten der Zeit, nirgends einen heilsam revolutionirenden Genius, und blickt mit Bedauern auf den breit und seicht gewordenen Strom der germanischen Poesie herab, der an vielen Stellen gänzlich zu stagniren scheint. Je mehr er Recht hat, mit desto größerm Vergnügen lenken wir seinen und aller der Poesie noch nicht entfremdeten Leser Blicke auf diese sehr mäßige Gedichtsammlung, ohne von ihm und ihnen den Vorwurf zu befürchten, daß wir durch Lobhudeleien getäuscht und einem Unwürdigen kritischen Weihrauch gestreut haben. Der Strom der Dichtung (um in dem Bilde des Rec. zu bleiben) stürzt sich zwar auch in diesen Liedern nicht in kühnen Wasserfällen hinab, um sich durch Felsen einen neuen Durchgang zu erzwingen, aber er lenkt doch aus der breiten Ebene wieder den Gebirgsthälern zu; er schlängelt sich im schmalern Bette, ernst und gedrungen, durch kaum geahnte Engen, und der aus der Tiefe widerscheinende Himmel malt sich dunkelblauer in der Flut, die nirgends einen seichten Grund durchblicken läßt.

Man hat in unserer neuesten Zeit der leeren Form mit Recht den Krieg erklärt, und die jüngste Muse scheint an so vielen beliebten Liedern der nächstvergangenen Jahrzehende einen ordentlichen Ekel gefaßt zu haben; aus Furcht, über der technischen Ausbildung den Ruhm der Erfindungskraft einzubüßen, glaubt sie ihre Anschauungen so unmittelbar als möglich zurückstralen zu müssen, ihre Gefühle nicht unverarbeitet genug geben zu können; wenig bekümmert um Reim und Sylbenmaß, möchte sie den Geist gern im gleichgültigsten Gewande bewundern lassen, und fährt, wenn wir so sagen dürfen, mit ihrer Idee in den nächsten besten Liederleib, der sich ihr darbietet. So haben unsere großen frühern Dichter nicht gestattet; sehen wir doch aus ihren Briefwechseln, daß sie über die Anlage eines kleinen Gedichtes, über einzelne Strophen, ja über Ausdrücke und Worte Wochen lang debattiren konnten: so wesentlich verbunden schien ihnen Form und Geist zu sein! Damals hätte ein besonderer Muth dazu gehört, sich von den Fesseln des Kunstzwanges zu befreien und mit seinen genialen Einfällen in so sorglosen Strophen einherzutraben, wie unsere gefeiertsten Dichter, von ganzen Anhängerschaaren begleitet, dermalen thun. In jetzigen Tagen aber gehört umgekehrt wenigstens ebenso viel Muth und Bewußtsein innerer Kraft dazu, auch nur einigermaßen wieder zur strengen Form zurückzukehren und durch die That den Beweis zu versuchen, daß aus der Form heraus schaffen dem Geiste keinen Eintrag thut, ja daß der echte Genius dann am glücklichsten gebildet zu haben sich rühmen darf, wenn die äußere Gestaltung der Idee denselben Stempel der poetischen Nothwendigkeit an sich trägt, wie der Gedanke selbst, der die Gestalt des Gedichtes beseelt.

Unser Dichter nun zeigt Muth und Kraft zu diesem alten Glauben; seine Lieder sind großentheils organische Gebilde, und so voll und schnell sich ihre Blumenkrone vor uns erschließt, so merkt man es ihnen doch an, daß ihr Keim sich lange vorher im Stillen ausgebildet. Nicht selten mag eine lange Zeit gelegen sein zwischen der Geburt eines Liedes und seiner Empfängniß, welche der Sänger in folgendem kleinen Gedichte, das wir als erste Probe des Gesagten gleich für den Leser hersetzen wollen, so anschaulich zu machen weiß:

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbelad'ne Heerde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche,
Und Has' und Wachtel gukt heraus,
Zu prahlen, aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt heim mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

Welche harmonische Mannichfaltigkeit der Bilder in diesem kleinen Liede, und wie werden am Ende doch alle vorangehenden nur der Rahmen, nur die Guirlandeneinfassung zu dem Gemälde des vom Empfangen wonne-

trunken heimwandelnden Dichters! Gewählt und doch natürlich die Reime; nichts Ueberzähliges, Müßiges in der Diction; glatt und faltenlos ist das Ganze, wie die Haut über Fleisch und Bein eines wohlgestalteten Gliedes. Auch gibt dies Gedicht schon einen Vorschmack von der süßen Musik, welche in den Liedern unsers Verf. schlummert und welche ein tüchtiger Componist gewiß dereinst aus dem Schlaf erweckt.

Inzwischen läßt das angeführte Lied noch nicht den persönlichen Charakter der Poesie des Verf. errathen, es ist nur geeignet, seine höhere Kunstfertigkeit als Dichter im Allgemeinen zu bekunden. Jener Charakter offenbart sich in der Gesammtheit seiner Dichtungen — und auch dadurch bewährt sich bei der dermaligen Tendenz der lyrischen Dichtkunst eine gewisse Selbständigkeit — durchaus nicht als ein ironischer, vielmehr als rein sentimental, aber mit so viel Kraft des Gefühls und Lebendigkeit der Anschauung, daß Niemand, der diese Gedichte genießt, glauben wird, daß wir damit den Vorwurf der Weichlichkeit verbinden wollen. Ja, obgleich das vorherrschende Gefühl in allen eigentlich subjectiven Liedern des Dichters die Schwermuth ist, so entbehrt doch keines derselben jenes Ausdrucks der Männlichkeit, deren Mangel allein dieses Gefühl in der Poesie verdächtig gemacht hat. Doch wir wollen die Sammlung selbst näher betrachten, wo es uns alsdann nicht schwer werden wird, einzelne Belege für unser Urtheil auszusuchen.

Der erste Abschnitt hat die Aufschrift: „Bilder aus dem Leben". Der Verf. hat hier nicht auf den Effect gedacht, der beim bloßen Blättern in einer Liedersammlung, wie dies lyrischen Gedichten so häufig statt des Lesens zu Theil wird, gewöhnlich von der Beschaffenheit der ersten Stücke abhängt; er hat die kühlern didaktischern Gedichte, die weniger das Werk der Eingebung sind, vorangestellt. Um so überraschender ist der Eindruck, welchen nach dem beschreibenden Terzinengedicht: „Der Gefangene", einigen fragmentarischen Octaven und einer Uebersetzung aus dem Polnischen, das Lied: „In der Schenke, am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution", hervorbringt. Es beginnt als Genregemälde aus der Studentenwelt:

Unsre Gläser klingen hell,
Freudig singen unsre Lieder;
Draußen schlägt der Nachtgesell
Sturm sein brausendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unsrer Schenke Thür verschneit.

Aber plötzlich, schon mit dem zweiten Verse, erweitert sich der Schauplatz:

Haut die Gläser an den Tisch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter frisch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Menschheit letzter Trost.

Dort rauft sich der Schnee um die Heldenleichen mit den Raben, bis der Lenz auch vom eingescharrten Fluche das Leichentuch abreißt:

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen,
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,
Was da lebt im weiten Licht,
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn' ersticke drin,
Daß die Erde schreibe hin!

Der Schluß ist mit etwas Byron'schen Farben aufgetragen, sonst ist dies tiefmelancholische Lied von der wahrsten Empfindung eingegeben und zugleich mit seltener Kraft gehalten. Noch trefflicher und origineller, aus einer wol den meisten deutschen Lesern fremden, dem Verf. aber, wie es scheint, sehr vertrauten Umgebung ist das erzählende Gedicht: „Die Werbung", das uns bald darauf begegnet (S. 22—26), und von welchem wir leider nur Umrisse mittheilen können:

Rings im Kreise lauscht die Menge
Wärt'ger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge,
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heidenblut.

In der Mitte steht, mit klirrenden Sporen den Takt schlagend, der Werber, seine Augen und seine Säbelnarben glühen, das Schwert schlägt Funken, der Federbusch taumelt ihm auf dem Csako. Er sieht einen starken, hohen Jüngling aus der Menge ragen;

„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtern Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft."

Doch der Jüngling zögert,

In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz senkend.

Durch Musik und Werberswort hört er im Geiste die Klagen der fernen Mutter und Braut:

Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?

Er sieht Rekruten unter Trompetenschall ins Feld ziehen; dringender wird der Zuspruch des Werbers; des Jünglings Auge flammt.

Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik

Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Wassers Sturmgewittern
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finst're schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe.

Jetzt ists um ihn geschehen; des Todes Stricke sind über ihn geworfen; ein höhnendes Wort des Werbers überwältigt ihn, er schlägt ein; aber

Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Wie uns dieses vortreffliche Gedicht, in welchem die Sentimentalität des Verf. durchaus der lebendigsten Anschauung untergeordnet ist und nur gegen den Schluß es wagt, sich einigermaßen in einem modernen Seufzer Luft zu machen, ein anderes geselliges Leben als unser gewohntes zeigt, aus dem die Phantasie des Dichters ganz eigenthümliche Lebensbilder geschöpft hat: so erscheint uns in seinem Gegenstücke, dem vierten der „Heidebilder", „Die Heideschenke" (S. 199—206), nicht nur gleichfalls eine neue Menschenwelt in jenen ungarischen Räubern, die wir hier wieder an der Seite musicirender Zigeuner erblicken, sondern auch eine fremdartige Natur, in welcher sich selbst die gewöhnlichen, von allen Dichtern vielgefeierten Erscheinungen, z. B. das Gewitter, ganz eigenthümlich ausnehmen. Diese ebenfalls ausgezeichnete Dichtung ist unsern Lesern wol schon aus dem „Morgenblatte" bekannt, wo es mit den übrigen nicht minder originellen „Heidebildern" zuerst erschienen ist, und wir enthalten uns daher, jedoch nur ungern, auch seinen Inhalt in Umrissen zu geben. Da aber hier einmal von den objectivern Gedichten des sonst vorzugsweise lyrischen Verf. die Rede ist, so zeichnen wir sofort noch den „Schifferknecht", der so rührend an den Ufern der Donau träumt (S. 27), „Die Wanderung im Gebirge" (S. 142 fg.), „Die Waldkapelle" (S. 179 fg.) und den „Raubschütz" (S. 185) aus, Dichtungen des verschiedenartigsten Inhalts, in welchen allen aber eine großartige Natur ihren Zauber in die Einbildungskraft und das Gefühl des Dichters übergetragen und eine neue Bildersprache, einen neuen Ausdruck für die Empfindungen, bis auf Periodenwendung und Beiwörter hinab geschaffen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Die platonische Aesthetik. Dargestellt von Arnold Ruge. Halle, Waisenhausbuchhandlung. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Es hat jeder Mensch seine schwachen Seiten, so jedes menschliche Institut, so jede Seite der Gelehrsamkeitsquadratur, jede Facultät: die Theologie die Bibel und ihre Ausleger, die Jurisprudenz das ganze corpus juris, das starre, geschriebene Recht, die Medizin die infallible Kunst, die Philologie das Alterthum. Und an der schwachen Seite ist man am empfindlichsten, es geht nicht leicht still ab, wenn man daran greift. Sowie der Theologe all das Seinige sacrum nennt und für die Esoteriker ein Allerheiligstes reservirt, so hat der Philologe auch seinen Kanon, sein gelobtes Land u. s. w.: die Classiker und die classischen Bücher. Und diese werden nun aus der Wage der leidenschaftlichen Menschheit herausgehoben, die Stirn ragt über die Mauer des Olymp, der Fuß berührt leise die Erde, sie sind unwandelbare, untrügliche Gestalten. Das ist die Macht der Autorität auf der einen, und man möchte sagen, die der kindlichen Pietät auf der andern Seite. Es ist nichts Menschliches an den griechischen Schriftstellern, unter den Stoen zu Athen wehte irrthumsfreie Luft; Plato ließ sichs nur aus Gutmüthigkeit auf der Erde gefallen. Es gibt über diese sogenannten profanen Schriftsteller ein Profaniren wie nur immer bei den besten Theologen, und wenn ich sage, daß Plato in seiner Zeit und den Verhältnissen seiner Zeit befangen war so gut wie ein Anderer, so erheben sich tausend, wenn auch nicht Schwerter, doch Federn und Dintenfässer gegen mich, den Frevler.

Athen war der vollendetste Staat, den die Geschichte aufweist, es war eine Demokratie, edel und glänzend, wie nicht leicht ein Aristokrat sich denken kann; aber es war eine Einrichtung der Menschen und der Zeit, zweier wandelbaren Elemente, darum dem Wechsel unterworfen, darum vervollkommnungsfähig, darum nicht tadellos. War auch der griechische Sklave ein anderer als der auf Haiti, war er auch in besserer Lage als unsere Proletarier, so ist sein Dasein immer ein Erinnerungszeichen an die sehr vervollkommnungsfähige Einrichtung jenes Staats. Athen war ferner allerdings keine solche Bürgerfabrik als Sparta, aber auch dort wurde noch zu sehr der Mensch der Menschheit, der Bürger dem Staate geopfert; daß der Mensch überall dem Bürger untergeordnet wurde, ist unbestritten und läßt sich nicht einmal so tadeln. Aus alle Dem aber springt in ganz anderer Gestalt der damalige Philosoph, besonders der Aesthetiker, hervor. Der Mantel des Staats flattert um ihn und bedeckt ihn bald hier, bald da; Plato ist vor Allem athenischer Bürger, und wenn er auch nach Diogenes den Menschen rupfte, daß er ein nackter Hahn wurde, so darf doch eben nicht vergessen werden, daß es des Rupfens bedurfte, eines Geschäfts, wobei der geschickteste Koch Fehler macht, ehe der baare Mensch zum Vorschein kam. Im Areopagus, in den Hellen, in den Volksversammlungen zu Athen hatte er seine Weisheit gesammelt, athenisch war sie durch und durch, im Dienste der Allgemeinheit war Alles, also auch die Kunst, also auch das Gesetz der Kunst, die Aesthetik.

Dies ist das Eine, was A. Ruge bei dieser „Aesthetik" gar nicht beachtet hat; daher seine Bestrebungen im zweiten Abschnitte des Buches, wo von der Kunst und ihren Werken die Rede ist, Alles abzuweisen, was den Plato einer Art materieller Anfoderung verdächtig macht. Geschickt und gewandt trägt er aus allen Falten des schönen platonischen Mantels freundliche Bemerkungen zusammen, daß Plato vor Allen die Dichtkunst nicht so materiell angesehen und in Ermangelung ihres reellen Nutzens nicht so streng gerichtet habe. Auf diesen Einen Punkt ist starr sein Blick gerichtet. Hätte der Verf. doch aufgesehen und sich umgeschaut: Plato lebte in Athen, Alles strömte in Radien zum Mittelpunkte Staat, Alles ward in Bezug auf diesen beurtheilt, der berühmte Grieche hätte etwas von seinem hohen Standpunkte, nichts aber, nicht einen Zoll von seiner Größe verloren. Der Verf. durfte ruhig zugestehen, daß er keinen destillirten Plato und daß es mit dieser Art Materialismus seine vollkommene Richtigkeit habe.

Ich komme noch in ein paar Worten darauf zurück, bevorworte nur noch, daß alles Uebrige in diesem Werke mit großem Fleiß, großer Sauberkeit und Geschicklichkeit zusammengestellt und als ein Gebäude platonischer Ideen über das Schöne aufgeführt ist, wofür wir dem Verf. sehr dankbar sein müssen.

Schleiermacher, der Mann mit dem geschmeidigen Verstande, ist der Prototyp; die Wahl ist beim Plato allerdings die glücklichste. Ich will in großen Schritten für meine Leser noch einmal rasch den Weg dieser „Aesthetik" durchlaufen und mit warmer Empfehlung des Buchs schließen.

Das Gebiet der Schönheit ist die Lust. Die Götter sehen das Schöne und die Wissenschaft mit Ruhe und Muße, die Menschen nur ängstlich und theilweise, weil sie abwärts gezogen werden; bei der Erinnerung daran entbrennen sie in Liebe. Das Schöne gehört auf das Gebiet der Anschauung; das Weise und Gute ist im Grunde besser, aber den Vorzug des hellen Ebenbildes der Idee, d. h. des Ideals, den behauptet das Schöne. Der Sinn für die Schönheit ist das Auge, ihr höchster Zweck ist gründliche Veredlung der Seele. („Phaedros".)

Ist das Schickliche schön? Nein, es ist nur das Schönscheinen. Ebenso das Nützliche. Gutes und Schönes können nicht getrennt werden — καλοκἀγαθον. („Hippias".)

Im „Gorgias" wird nun eine Anwendung des populairen Begriffs „schön und gut" erwähnt. Der Verf. läßt das „Gastmahl" erwiedern, dies sei nie zu diesem Zwecke benutzt worden, es stelle aber doch ein schönes, sittliches und intellectuelles Leben anschaulich dar. Jedes Schöne werde als Erscheinung behandelt. Der Geist, als Erkenntniß im platonischen Sinne, im Bewußtsein seiner Göttlichkeit schaue die Idee der Schönheit.

Nun wird im „Philebos" die Frage nach der Vereinigung des Einartigen, der Idee, mit dem Vielartigen, dem Werdenden, der Erscheinung, aufgeworfen. „Hippias", „Phädros" und das „Gastmahl" erwidern: Die Idee der Schönheit wohnt an dem überhimmlischen Orte, sie ist Das, was alles Andere schön sein macht, sie ist göttlicher Natur, gehört zu dem wahrhaft Seienden und ist ein einartiges Eins. Die durch das Maß des Geistes entstandene Abgemessenheit und Verhältnißmäßigkeit ist überall Schönheit und Tugend. Das Gute und Schöne sei vollendet und hinlänglich. Also die vier Elemente des Schönen wären: Abgemessenheit, Verhältnißmäßigkeit, Vollendung und Hinlänglichkeit. Das Schöne selbst liegt in der Regierung, dem Hineintreten des Wesens und des göttlichen Gedankens in das gewordene Sein. Als geheimnißvolles Wesen tritt die Schönheit in der gegenseitigen Liebe hervor.

Plato spricht von Männerliebe, weil die Geschlechtslust von der Liebe geschieden ist; darum schließt er wol aber auch bei der Männerliebe die Sinnlichkeit aus. Ueber die Frauenliebe sagt er in den „Gesetzen": Die Freundschaft ist die ruhige Liebe, die Liebe aber die thätige Freundschaft. Geschlechtsrücksicht hindert an der reinen Darstellung der Schönheit. Nur in gegenseitiger, reingeistiger Liebe kommt die Schönheit nicht nur zur Anschauung, sondern auch zum Selbstbewußtsein. Die ungefähre Summe ist: Das Schöne wird überall da sein müssen, wo das Wahre und Gute in dem gewordenen Sein vollständig zur Erscheinung kommt.

II. Die Kunst und ihre Werke.

Ein Erinnern von Jenem, was einst unsere Seele gesehen, eine bestimmte oder mit Bewußtsein fortgesetzte Begeisterung ist die erste That des bewußten Bildens — also ein wesentlich Inneres. Vertheidigung des göttlichen Wahnsinns, Verwerfung der platten Vernünftigkeit. Weiteres sinnreiches Spiel über die dichterische Begeisterung und stärkere Angriffe der vernünftigen Fesseln und verständigen Anordnung. Im „Phaedros" wird es nun später klarer und heißt, daß Rhetorik ꝛc. Vorschule zur Dichtkunst sei, aber der beherrschende Geist, die Idee, die Fähigkeit, ein Ganzes zu schaffen, erst die künstlerische sei. Die unmittelbar überredenden Künste, die augenblickliche Stimmungen bezwecken, stehen tief unter der philosophischen Kunst, welche die ganze Seele ergreift und dauerhaft so gestaltet, daß sie das allerschönste Schauspiel wird. Unsere schönen Künste sind ihm nur nachahmende. Namentlich im „Gorgias" wird die Dichtkunst heftig getadelt, sobald sie nur Ergötzung und nicht das Gute bezweckt. Die nachahmende Kunst gehe nicht auf Erkenntniß. Die Nachbildung, das ist ihm Dichten, weist er tief unter die Philosophie, denn sie sei ein Abbilden, diese aber ein Produciren. Der Handwerker, welcher schafft, steht näher an der Gottheit. Da die Dichtkunst strenge Sache der Nachbildung sei, so müsse der Komödiendichter auch Tragiker sein, und umgekehrt. Nachahmung schlechter Charaktere wird ganz verworfen. Es soll nur das sittliche Ideal dargestellt werden.

Auf diesen ganzen Abschnitt nun bezieht sich das einleitend Gesagte: der Standpunkt ist nicht frei, nicht hoch genug, von dem Plato das Schöne ansieht; er sieht Alles durch die Brille des antiken Moniteurs. Edel, nützlich ist es im höchsten Grade, und der Staatskatechismus, der damals und bei unsern heutigen Demokraten herrscht, ist und bleibt ein treffliches Zeugniß einer braven Zeit. Es ist eine segensreiche, aber es ist doch eine Einseitigkeit. Das Hinweisen unsers Verf. auf die Ironie, die ich keineswegs an allen Orten in Abrede stellen will, ist nur ein Interimsmittel. Es bekundet, daß der Verf. die Angelegenheit nicht von oben ansieht und übersieht, es bekundet nur, daß er sich wol darin umgesehen hat. Es ist der große Irrthum, dergleichen Werke und Männer als absolute anzusehen, während sie wie alles Menschliche durch tausend Fäden relative sind zu ihrer Zeit. Plato darf nicht blos als Plato, er muß als Grieche beurtheilt werden, und das ist das Einzige, was in Ruge's Aesthetik vermißt wird.

Wenn Plato die Darstellung schlechter Charaktere verwirft, so macht die Artigkeit und Laune, mit der es geschieht, dem Verf. sehr viel Vergnügen, während doch eine pedantische nüchterne Auffassung nicht zu verkennen ist. „Das bloße sittliche Ideal", was Plato will — wie einförmig ist das ohne Folie und das große Vorbild, die Natur, ist ganz übersehen. Auf die wenigen Worte über Musik und Malerei, die weniger materiell das Ideal bestehen lassen, auf den vom Verf. wohlgewählten Schluß aus „den Gesetzen" hätte dieser sich mit aller Schwere werfen sollen, denn z. machen vieles Frühere zum bloßen Geschwätz. Hier wird, was dem Blinden nicht entgehen kann, erst erwähnt, daß der Nachahmer ja doch das wahre Wesen erst richtig erkannt habe, ehe er im Stande war, nachzuahmen.

Der wortreiche, schwätzende Grieche, der Mann aus der alleinherrschenden Staatsphilosophie mußte scharf ins Auge gefaßt werden, wenn man ihn über das Schöne reden einführt. Das Hinweisen auf die vielfache Ironie, was gewiß oft irrt, da dem praktischen Mann Vieles wol nicht Ironie ist, was uns mehr destillirten Leuten so bedünkt, war ein Schritt, aber es war nicht das Ziel. Mit den letzten Gründen der Aesthetik läßt uns Plato, wie A. Ruge zugibt, allerdings im Stich; und schon Das hätte darauf führen sollen, daß es während des Regierens hingeworfene Aeußerungen über das Schöne seien, keine Aesthetik; dazwischen fesselte einmal ein Dramatiker das Volk zu sehr, gab ihm eine nicht erwünschte Richtung der Wünsche, Plato war überhaupt den Dichtern nicht grün u. s. w.: alles Dies mußte scharf ins Auge gefaßt werden, und der Anschein mußte ganz verschwinden, als handle es sich um eine geoffenbarte Schönheitstheorie.

Dem Verdienstlichen von Arnold Ruge's Werke soll aber durch derlei Bemerkungen durchaus nicht zu nahe getreten werden; die Wissenschaft muß ihm volle Anerkennung zollen für ein Buch vielen Fleißes und vieler Geschicklichkeit, was den Gelehrten, die nicht zum Handwerk gehören, Jahrhunderte Studiums über einzelne platonische Schriften erspart. Eines Fleckens am sonst fleckenlosen Gewande würde ich auch nicht weiblich und kleinbürgerlich gedenken, geschähe es nicht, um bei einer vielleicht einstigen neuen Auflage ihn vermischt zu sehen. In einer Aesthetik nämlich klingt „aufgemutzt" zu trivial. Das wolle mir der Verf. nicht aufmutzen, aber auch nicht übel deuten. 118.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 282. — 8. Oktober 1832.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

(Beschluß aus Nr. 281.)

Dieselbe Neuheit der Sprache und Farbengebung waltet übrigens auch in den strenglyrischen Gedichten, den eigentlichen Liedern des Verf., die überall höchst kräftig und anziehend sind, wo auch sie sich auf Naturanschauungen stützen oder von der Natur Vergleichungen und Allegorien entlehnen. Man höre nur folgende Verse aus der „Winternacht" (S. 70 fg.):

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart,
Nur fort, nur immer fort geschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

und im zweiten Liede derselben Ueberschrift:

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Es ist Schade, daß diese beiden Gedichte, die so charakteristisch beginnen, in eine allgemeine verschwimmende Klage enden, in welcher der Dichter eine unbestimmte ungeheuere Herzensqual zur Schau trägt, die wir nicht mitempfinden können, weil er sie uns nicht näher bezeichnet. Seine Melancholie rührt uns jedesmal, wenn er sie mit der Natur in Verbindung setzt, wenn er die Wildnacht sein Schätzel nennt (wie er denn überhaupt der Sänger des Gewitters genannt zu werden verdient, das noch keinen solchen Maler im Liede gefunden hat, vgl. S. 51 fg., 57, 193, 200 fg., 245 fg.); oder wenn er dem über den Tod der Braut trostlosen Jüngling (in dem Liede: „Nächtliche Wanderung", S. 56) den brausenden, wilden Bach voll reichen, frischen Todes zusingen läßt: „Komm, komm, und trinke Tod!" Aber wenn nur so im Allgemeinen Lied um Lied endet: Meine Braut ist die Qual! oder: Wacht auf, ihr Horden meiner Qual! oder: Umarme mich, du stiller Todesmuth! so wird uns unheimlich und vielleicht sogar unpoetisch zu Muthe. Doch sind unter den „Liedern der Sehnsucht" und „der Vergangenheit" sehr viele, welche diesen Vorwurf nicht verdienen. Köstlich ist unter jenen: „An meine Rose" (S. 39 fg.), wo es von dem geliebten rosigen Mädchen am Schlusse heißt:

Doch hat, du holde Wunderblume,
Mein Herz voll süßen Bebens
Dich mir gemalt zum Eigenthume
Ins Tiefste meines Lebens,

Wohin der Tod, der Ruhebringer,
Sich scheuen wird zu greifen,
Wenn endlich seine sanften Finger
Mein Welkes niederstreifen.

Höchst lieblich, ein Lied von Hölty oder Salis, aber in Verklärung, ist: „Reiseempfindung" (S. 41):

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuslein blinken,
Das hob gleich an zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Der Dichter malt sich diesen Wohnsitz der Unschuld und Liebe weiter aus; er träumt sich sein Mädchen in die Hütte, um hier im süßen Waldesfrieden mit ihr die Nachtigallen im Lenz schlagen zu hören, an sie sich „umrauscht vom schmerzlichen Vergehen" im welken Herbste fest anzuschmiegen, ihr Lied in rauher Winterzeit zu hören:

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt, das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch sieh, da öffnet sich die Thür,
Der Zauber war geschwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
Und streift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm seinen Gruß zurück,
Und traurig ging ich weiter.

Ein anderes Lied der Sehnsucht: „Das Mondlicht" (S. 54), darf sich mit Zuversicht in seiner Eigenthümlichkeit neben Göthe's leuchtendes Mondlied stellen. Das „Posthorn" endet erschütternd (S. 60):

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme;
Ferne! Denket mein! Die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Auch die „Schilflieder" (S. 65—69) sind reich an zur Empfindung gewordener Naturanschauung. In den „Liedern der Vergangenheit" schlagen: „Einst und Jetzt" (S. 86); „Die Felsenplatte" (S. 91); „An meine Guitarre" (S. 96), und in den „Vermischten Gedichten" die „Thränen" (S. 101); „An die Hoffnung" (S. 125) denselben Schmerzenston der Wehmuth und Sehnsucht, innige Mitempfindung erweckend an; unerwartet heiter, selbst jauchzend lauten: „Trias harmonica" (S. 110), „Der Lenz" (S. 121) und „Im Frühling" (S. 123). Zu den originellsten und tiefst empfundenen aber gehören: „Der Greis" (S. 139); „Zuflucht" (S. 138), und besonders: „Leichte Trübung", das letztere Lied ganz aus der Gebirgsanschauung, die der Dichter zum eigenthümlichsten Symbole braucht, geschöpft. Der Dichter läßt sich von einem Freunde fragen, warum sein Angesicht, das erst noch so froh gestrahlt, jetzt plötzlich von Wolken bedeckt erscheine. „Siehst du", erwidert er, „jenen blauen Berg mit seinen Felsen, an welchen Gemse und Jäger beben"?

Von seinem Gipfel schleudre du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen:
Du störst der Lüfte schwanke Ruh,
Und Nebel steigen, die dort schliefen.
So warfst du, seine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Brust,
Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
Und sieh, nun stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung.

Ein seltenes Motiv stellt sich uns auch in dem vortrefflich ausgeführten Liede: „Einem Knaben", dar, das wir gar zu gern ganz hersetzen möchten:

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir in raschem Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus;
Und prüfest rings die Sprossenwände,
Und fragst: „Wie kam er nur hinaus?"

Drüben auf dem Baume hört er ihn singen. Aber gib Acht, o Knabe, daß du nicht einst so um die beste Habe des Menschenlebens bitter weinst:

Daß du die Hand in wildem Krampfe
Nicht drückst in deinen Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weisen;
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr!

Dies Gedicht wird gewiß dereinst das seltene Glück haben, in Beispielsammlungen voll gereimter Moral für die Jugend und in rein ästhetischen Anthologien zugleich an einem der ersten Plätze zu stehen.

Aus den „Vermischten Gedichten" heben wir besonders noch den „Maskenball" hervor, ein schilderndes Gedicht, das, wenn auch minder ungezwungen als die meisten der es umgebenden, doch einen hohen Grad von Eigenthümlichkeit besitzt. Der Dichter beschreibt eine Maskerade, auf der ihm ein süß neckendes Geheimniß, eine holde Maske begegnet:

Ach, wer bist du? sage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen,
Und vom amaranthnen Kleide
Leicht und luftig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet.
Hat ein Gott dir Freudezähren
An den schönen Hals geweinet?

Doch nein! Alles das sind nur Symbole der Trauer über das Loos der Polen! Abgewendet, wie Polonias Herrlichkeit, schwindet die Maske, Andere kommen: Ritter und Dame, Pilger mit Sandal' und Muscheihut, Matrosen. Seid ihr willkommen, ruft der Dichter den Letzten zu; nehmt mich mit nach den Paradiesen der Freiheit, in die neue Welt,

Wo die Schauer Gottes wallen,
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brausend um die keusche Nacht
Ihre Riesenarme schlingen.....

Dort will er in der Wälder tiefem Grauen das Schicksal um die Kunde befragen, warum Polen sterben mußte:

Und der Antwort will ich lauschen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien
Und im Niagara-Rauschen.

Diese Worte sind nicht blos poetische Licenz; der Verf. wird den Niagara rauschen hören: dem Vernehmen nach unternimmt er eine Reise in die nordamerikanischen Freistaaten und wird wol diese Beurtheilung seiner Lieder vorerst nicht zu Gesichte bekommen.

Aus den Phantasien und „Heidebildern" ist das Wichtigste schon oben berührt worden. Die Oden in antiken Sylbenmaßen scheinen frühere Versuche zu sein; sie erinnern stark an Hölty, selten an Hölderlin, manchmal an Platen, ohne daß die Kunstform darin mit gleicher Meisterschaft gehandhabt wäre. Aber einen würdigen Beschluß des ganzen Buches macht „Klara Hebert, ein Romanzenkranz." Der Stoff ist die rührende Liebesgeschichte Joh. Casimirs von Polen, während seiner vom Card. Richelieu, der sich von ihm verächtlich behandelt glaubte, veranlaßten Gefangenschaft in Frankreich, eine Geschichte, die auch schon zu einem Romane verarbeitet worden ist. Die erste Romanze führt uns aus den wonnigen Provencethalen,

wo des Donners Stimme voller tönt, die Sterne heller blinken, die Frucht rascher blüht und reift und die Liebe schneller zündet, an die Gestade der Durance, zu grausenhaften Felsenschlünden, wo das Städtchen Cisteron sich furchtsam an den Berg schmiegt, auf dem zwischen Felsen, die eine Herberge der Wolken sind, ein alter Heidentempel, jetzt ein Gefängniß steht. Auf diese öde Höhe wird in der zweiten Romanze Joh. Casimir als Staatsgefangener geschleppt, und in dieser Einsamkeit hängt er der Liebe zu der unschuldigen Klara Hebert, der engelschönen Wirthstochter von Martigues, mit der er bei seiner Landung in Frankreich einen Seelenbund geschlossen, träumend nach (dritte Romanze). Mit jedem Morgen findet Johannes frische Blumen und süße Früchte in seinem Kerker. Das konnte nur die Liebe thun. Klara, in einen Pagen verkleidet, war, dem Prinzen unbewußt, auf die Veste gekommen:

— es deckt die Rosenwangen
Gelbe angetünchte Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Hier dient sie ihm in frommer Unschuld (vierte Romanze). In einer Nacht sitzt Johannes mit seinem treubewährten Freunde, dem Grafen Konozacki, unter tröstenden Gesprächen im Kerker. Draußen lärmen die Waffenknechte bei Pokal und Würfelspiel in der Halle, Klärchen und ihr Vetter Heinrich, als schützende Engel, unter ihnen. Von Westen zieht ein Gewitter auf, „des Todes Jagdhund, Sturm, zieht in wilder Eile bergan und sucht seinen Herrn, dessen Weidruf in Gebirg und Thalen erschallt, mit Geheul in den Felsen."

Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse,
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Rauschend sich die Regengüsse.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die Beiden mit Entsetzen,
An den Felsen scheint der Tod hier
Seinen Flammenpfeil zu wetzen.

In solcher Stunde klettern Richelieu's Schergen, Chantereine, der Schloßhauptmann, und ein Knecht, zum Gefängniß hinauf. Die Wache liegt eingezecht; sie wollen den Kerker in Brand stecken, daß der Fürst im Qualm ersticke. Morgen heißt es, der Donner hat in den Kerker eingeschlagen.

In dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordthat unsrer Hände;
Und der wüthet heut so närrisch,
Daß er's selber glaubt am Ende.

Aber Klara, der treue Page, folgt den Angekommenen Schritt für Schritt, weckt den Vetter, von ihm erschossen stürzt Chantereine mit der Brandfackel in den bodenlosen Abgrund, der Knecht zückt den Dolch auf den Pagen; auch er taumelt, von Heinrichs Schwert getroffen, hinab vom Berge (fünfte Romanze). Mit der leblosen, jetzt erkannten Klara sind die Gefangenen und des Prinzen greiser Arzt beschäftigt:

Abgewaschen ihrem Antlitz
Ist die jungfräuliche Lüge,
Und in bleicher Todesschönheit
Zeigen sich die holden Züge.

Sie erwacht, sie wird vom Tode gerettet (sechste Romanze). Bald kommt auch dem Gefangenen frohe Botschaft aus Polen, sein Bruder, der König Wladislaw, und der Schwedenkönig haben sich drohend für ihn verwendet. Er wird frei; feierlich wird er im Königsschlosse zu Paris verabschiedet, die Begleiter umrauschen ihn, aber in die tiefste Ecke der Treppe hat sich ein Mädchen geschmiegt, um auf den Zug hervorzublicken. Johannes erkennt sie und gibt sie in die Obhut des Grafen Angoulême (siebente u. achte Romanze). Lange harrt die Verlassene in Sehnsucht vergebens des Geliebten (neunte Romanze). Plötzlich erscheint er; indem Wirthsgarten, wo sie zuerst ihre Liebe sich gestanden hatten, wandeln sie wieder, sie besuchen die Felsenveste; dort in dem verhängnißvollen Zimmer wird Klara als Braut dem Fürsten vermählt.

Dieser Auszug macht mit dem Werthe des Romanzencyclus, der das Buch beschließt, vielleicht besser bekannt, als eine blos beurtheilende Kritik; man mag aus ihm auch ahnen, daß die zweite Hälfte der Dichtung der Erfindung nach ärmer ist als die erste, und nicht ganz dasselbe Interesse gewährt; die Poesie ist in ihr zur Begebenheit herabgesunken, und der Schluß paßte zu einer gewöhnlichen Novelle. Die blühende Ausführung kann diese Mängel nicht verdecken. Dagegen gehört die erste Hälfte zu dem Schönsten im Buche und kann nur zur Bestätigung unsers Urtheils dienen, daß mit dieser Sammlung ein echter lyrischer Dichter vor unsere Nation tritt, der er wol gar nicht einmal unmittelbar angehört. 23.

Geschichte der neuesten im Königreich Sachsen stattgefundenen Staatsumwälzung und das constitutionnelle Princip im Königreich Sachsen, den neuen Wahlmännern und Abgeordneten zur Ständeversammlung gewidmet. Altenburg, Hofbuchdruckerei. 1832. 8. 12 Gr.

Vielen Personen, welche gewohnt waren, in Sachsen das zufriedenste Land Deutschlands zu sehen und in der Regierung von Friedrich August eine Monarchie mit patriarchalischen Formen zu erblicken, mußte die allgemeine sich in Sachsen zeigende Unzufriedenheit mit der bestehenden, seit dem Tode von Friedrich August nur wenig abgeänderten Regierungsform so unbegreiflich erscheinen, daß sie im eigentlichen Sinne des Worts ihren Augen nicht trauten und es natürlicher fanden, die stattgehabten Vorfälle einer ausländischen Propaganda zuzuschreiben, als an eine so ganz veränderte Stimmung des sächsischen Volkes zu glauben. Mögen sich diese Personen daran erinnern, daß das Lob von Ludwig XIV., über dessen Regierung jetzt wol nur eine Ansicht herrscht, lange Zeit hindurch die permanente Aufgabe der pariser Akademie war, und in speciellen Bezug auf Sachsen eingedenk sein, daß gerade dieses Land im Jahre 1792 ebenfalls dem Beispiele Frankreichs folgte, indem die damaligen sogenannten Bauerunruhen, welche wegen ihrer leichten Unterdrückung zu wenig gewürdigt, mehr im lächerlichen als ernsten Lichte erschienen, genau ebenso wie die jetzigen Bewegungen, gegen übertriebene Privilegien und eine verhaßte Justiz gerichtet waren, nur mit dem Unterschiede, daß die Städte wegen günstiger Handelsconjuncturen, wol auch wegen eines angemessenern Betragens ihrer Magistrate manchen Druck praktisch weniger fühlten, mithin ruhig blieben.

der Brief der empörten, auf gerade Freimüthigkeit, wie aber auch die, tadelnden Scharfsinn so achtungen Zeitung, als einfachen Bericht bedient, wo sie Gelegenheit hat, seine Leser mit Dingen zu unterhalten, und denen sie durch Lesung Collegs, Vorlesungen, Conversationsstunden, und dem wissenschaftlichen Geiste, so unbarmherzigen Geheimniß weiter, nicht leicht so nahe kommen kann, als durch die Lesung einer Zeitung, welche sich ihrer Gegenstände, wenn sie sie nicht selbst hervorbringt, doch wenigstens bemächtigt, und ihre Behandlung so zu nehmen weiß, daß sie ihr Interesse behält. Wie wenig Gelegenheit haben also die Professoren, sich in ihren Vorlesungen mit den neuesten Erscheinungen, Meinungen und Streitigkeiten der Literatur, mit den Fortschritten der Wissenschaften, mit den Bedürfnissen der Zeit, mit den Ansichten und Urtheilen der Gelehrten, mit den Gegenständen der Tagesliteratur

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 283. — 9. Oktober 1832.

Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim, k. würtemb. Staatsministers außer Dienst, zum Abgeordneten in die würtembergische Ständeversammlung. Nebst einem Anhange über den deutschen Bund und die Unmöglichkeit moderner Freistaaten. Im April und Mai 1832. Tübingen, Laupp. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

So speciell die Veranlassung zu dieser Schrift ist, von so allgemeinem deutschvaterländischen Interesse ist der größte Theil ihres Inhalts. Nur der Anhang allein, der, wie schon der Titel besagt, die wichtigsten Verhältnisse und Fragen der Zeit abhandelt, füllt drei Fünftheile des ganzen Werks und ist zum Theil eine Arbeit der neuesten Tage, indem der Schluß des letzten und merkwürdigsten Aufsatzes das Datum „Koburg, am 28. Jul. 1832" führt. Wir beeilen uns, die Leser d. Bl. auf das Wesentlichste aufmerksam zu machen, was sie in dieser neuesten Mittheilung eines allzu lange verstummten deutschen Staatsmannes von so großem Rufe zu erwarten haben.

Das Vorwort (S. I—XII) enthält einen Aufsatz über die richtige Mitte, welcher sich bemüht zu beweisen, daß der wahre Sinn dieses Ausdrucks, der von einer der ersten feierlichen Anreden Ludwig Philipps herrührt, unmöglich der Art sein kann, daß er bezeichnete, was weder warm noch kalt ist. Es ist wirklich verdienstlich von dem Verf., die Discussion über diesen Gegenstand in Anregung gebracht zu haben. Denn wenn solche generalisirende Bezeichnungen schon in dem Lande, in welchem sie so gewöhnlich sind, aber doch ursprünglich einen durch die Verhältnisse, denen sie ihre Entstehung verdanken, ziemlich genau bestimmten Sinn einschließen, leicht durch Verdrehung und Misdeutung gefährlich werden, und in ihrer bannalen Allgemeinheit, bei der man sich am Ende doch nichts Rechtes mehr denkt, zu unbegründeter Aburtheilung eines Systems oder einer Handlungsweise führen können: wie viel mehr muß dies im Auslande der Fall sein, für welches sie nicht gemünzt worden sind und in welchem sie gleich Anfangs auf anderartige Verhältnisse in halbem oder schiefem Sinne angewandt werden. Hr. v. Wangenheim unternimmt es daher mit Recht, den Begriff der richtigen Mitte, abgesehen vom französischen juste milieu in concreto, vernunftmäßig festzusetzen, um darnach bestimmen zu können, wo denn in der innern Politik, denn von der äußern will er hier schweigen, die richtige Mitte liege. Er erblickt dieselbe in allem Geschaffenen in der gleichsam von selbst entstehenden Form, unter welcher Geist und Materie, als die unendlich Entgegengesetzten, in ihrer Durchdringung zur Erscheinung kommen. Die durchgreifendste Form erscheint als Leben da, wo sich in der Ein-Bildung des Geistes in die Materie beide Elemente das Gleichgewicht halten. Wo die Materie noch den Geist überwiegt, da sehen wir nur ein Analogon des Lebens in der streng nothwendigen, physischen Bewegung; wo aber umgekehrt der Geist die Materie überwiegt, da nehmen wir in einer freien, nur durch ein Sollen geregelten, geistigen Bewegung ein potenzirtes Leben wahr. Auch in der Politik unterscheidet nun der Verf. zwischen Geist und Materie. Jener ist ihm die distributive Gerechtigkeit, welche die Principien der Freiheit, Gleichheit und Sicherheit, die Wissenschaft, die Kunst und die Religion insichfaßt und deren Verwirklichung zum Ziele hat, diese aber das historisch Gegebene im Volke, die Bedürfnisse, Ansichten, Wünsche, Foderungen und Bildungsstufen der Einzelnen und deren Classen im Volke. Auf den Grad, in welchem sich diese beiden Elemente haben durchdringen können, wird es ankommen, unter welcher Form der Einheitspunkt von politischem Geiste und politischer Materie, d. h. der Staat, hervortreten wird. Gleichwie nun diese Form eine wechselnde ist (mechanische Monarchie — Republik — constitutionnelle Monarchie), so wird auch die richtige Mitte, die im Grunde mit ihr identisch ist, je nach den verschiedenen Entwickelungen des Staatslebens nicht überall und immer die eine und nämliche sein. Die mechanische Monarchie gehört dem Kindesalter der Menschheit, die Republik ihrer Jugend, die constitutionnelle Monarchie ihrem Mannesalter an; in der letztern werden die specifischen Rechte des Volks sowol als die specifischen Rechte des Regenten erkannt und gerathen mit einander in einer Repräsentation des Volks und des Regenten in Wechselwirkung. Würtemberg befindet sich, wie die andern constitutionnellen Staaten, in dieser Lage; für dasselbe liegt daher die richtige Mitte seiner innern Politik in der Heilighaltung der gegenseitigen, vertragsmäßig bestimmten, politischen Rechte und Pflichten und in dem unablässigen Bestreben, unter dieser Form die Idee der Gerechtigkeit in das Volk, nach Maßgabe seiner wachsen-

den Empfänglichkeit, immer tiefer ein-zu-bilden, damit echte Humanität (als letztes Staatsziel) immer mehr verwirklicht werden könne.

Durch diese für das Land, in welchem Hr. v. W. aufs Neue — nur in umgekehrter Richtung, nicht mehr von oben herab als Minister, sondern von unten herauf als Volksdeputirter — thätig sein wird, nicht unwichtige Erklärung hat er sein politisches Glaubensbekenntniß mit Bestimmtheit ausgesprochen und die Grenzen festgestellt, innerhalb welcher er für die Volksfreiheit thätig zu sein sich anheischig macht. Er hat sich durch diese Deduction entschieden von der Partei der Demokraten ausgeschlossen, indem er ihr zufolge annimmt, daß die republikanische Form für die Menschheit eine auf immer vorübergegangene, nicht mehr vernünftige und daher für die Dauer auch nimmermehr zu begründende sei; ebenso scheidet ihn seine Erklärung von der Partei der radicalen, deutschen Unitarier, weil eine Reform dieser Art auf vertragsmäßigem Wege kaum denkbar, auf jedem andern aber ohne Verletzung der vertragsmäßigen Rechte und Pflichten unmöglich scheint; von den Absolutisten trennt ihn schon die Annahme der Wahl und der Vorgang seiner ganzen Handlungsweise ebenso sehr als diese letzte Auseinandersetzung seiner Ansichten; somit wird Hr. v. Wangenheim in der würtembergischen Ständeversammlung wirken als streng würtembergisch-constitutioneller Monarchist. In welcher Weise aber er nach diesen Grundsätzen zu handeln entschlossen ist, geht aus den fernern Worten der Einleitung hervor und gibt den schönsten Hoffnungen wahrer Vaterlandsfreunde Raum. „Wenn es", spricht er, „ohne Sittlichkeit, wie kein wahres Recht, so auch keine wahre Politik, sondern nur Pfiffik — man verzeihe dieses gemachte Wort um seiner bezeichnenden Kraft willen! — gibt, so dürfte es wol nur die Liebe sein, welche zu dem gesuchten Mittelpunkte hinführen und die Behauptung darin möglich machen könnte.... Wer mit andern Waffen als mit denen der Liebe für irgend einen Zweck, sei es auch der höchste — für das irdische Leben allerdings der Staat — kämpft, von dem darf man keck sagen: dieser ist nicht in der rechten Mitte und führt auch nicht hinein! — Der Pfiffiker lächelt? So wisse er denn, daß er, er stehe nun oben oder unten, rechts oder links, im Lichte der Oeffentlichkeit so wenig mehr ausrichten wird als die Fledermaus im Lichte der Sonne. Künstliche Nacht ist aber für unsere Tage, auf die Dauer wenigstens, unmöglich gemacht worden."

Auf das Vorwort folgt in der Hauptschrift ein Abschnitt über das Persönliche des Gewählten; die Ausbeute dieses biographischen Abschnittes mag dem „Conversations-Lexikon für die neueste Zeit" aufbehalten bleiben, welches daraus die authentische Notiz über das Leben des rühmlich bekannten Ministers ziehen wird. Die nachfolgenden Abschnitte behandeln das Geschichtliche der Wahl, das Gesetzliche der Wahl, den dagegen erhobenen Zweifel, dessen Prüfung und Lösung. Das Detail dieser Abschnitte gehört begreiflich zunächst nur vor würtembergische Leser; so viel dürfte übrigens auch das größere deutsche Publicum interessiren, daß in Beziehung auf die Wahl des Hrn. v. W. alsobald die Frage aufgeworfen ward, ob nicht der Gültigkeit derselben, obwol sie in jeder andern Hinsicht unangreifbar sei, eine Stelle des §. 147 der würtembergischen Verfassungsurkunde dennoch im Wege stehe, da in dieser das Wohnen im Königreiche als eine Bedingung der Wählbarkeit erfodert zu werden scheine, Wangenheim aber schon seit geraumer Zeit nicht mehr im Königreich wohne. Der Verf. beweist nun siegreich aus den frühern Wahlordnungsverhandlungen, wie sehr dieser Paragraph misverstanden und gemisbraucht werde, wenn man aus ihm den Grundbedingungen des Eintritts in die Kammer den Abgeordneten noch eine neue, den §§. 134, 135 u. 146 völlig fremde Bedingung auf mittelbare Weise hinzuzufügen beabsichtige. Aus seiner Ausführung geht unwidersprechlich hervor (besonders S. 121, 125, 128 fg.), daß der zweideutige Ausdruck des §. 147, welcher gelegentlich vom Wohnen im Königreiche spricht, nur durch einen Redactionsfehler in seiner jetzigen Gestalt stehen geblieben ist, und daß die Absicht der Contrahenten war, die Wahl eines würtembergischen Staatsbürgers in die zweite Kammer nimmermehr von seinem factischen Wohnen im Vaterlande abhängig zu machen. Nach dieser vortrefflichen, auf die genügendsten Beweise sich stützenden Deduction (vgl. die Zusammenfassung S. 171—181) kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die ständische Legitimationscommission sich seiner Zeit über die Gesetzmäßigkeit der Wangenheim'schen Wahl beruhigen wird, zumal da der Verf. noch überdies die urkundliche Nachweisung gibt, daß die Regierung von der Wahl zum ersten Landtage an bis zu der Wahl zum letzten und nächsten Landtage den genannten Paragraphen der Verfassungsurkunde niemals in demjenigen Sinne genommen hat, welchen neuerdings das Ministerium des Innern jenem Paragraphen in dem Entwurfe zu einer förmlichen Wahlordnung zu unterlegen versuchte. (S. 182—190.)

Hiermit verlassen wir die Hauptschrift und wenden uns Demjenigen zu, was für den deutschen Leser den Hauptinhalt des Werkes bildet, nämlich den Beilagen. Vor allen Dingen begegnet uns hier ein an den Herrn Fürsten von Metternich gerichtetes ausführliches Schreiben Wangenheim's, als würtembergischen Bundestagsgesandten (S. 193—219), zu Frankfurt a. M. den 16. Sept. 1818 erlassen, ein Schreiben, auf welches, laut der Bemerkung des Hrn. Verf., keine Rückäußerung erfolgt ist. Die Veranlassung zu diesem Briefe war, wie uns schon S. 27 der Schrift erzählt wird, folgende. Die Stellung, welche Wangenheim am Bundestage in der Reclamationscommission einnahm und behauptete, konnte nicht immer den Ansichten und Wünschen der Bundesregierungen zusagen, welche bei den dort vorzugsweise verhandelten Gegenständen ein näheres oder auch entfernteres eigenthümliches Interesse hatten. Besonders war dies dann der Fall, wenn es sich um die Anwendung des 30. Artikels der wiener Schlußacte, oder um Streitigkeiten unter Bundesgliedern oder auch um Zwistigkeiten zwischen einzelnen Bundesgliedern und den landständischen

Vertretern ihrer Unterthanen handelte. Die Unzufriedenheit, welche W. dadurch erregte, gab wol auch zu Beschwerden einzelner Bundesglieder gegen ihn bei seiner Regierung Veranlassung; diese ließ ihn jedoch in der Hauptsache niemals ohne kräftigen, oft sehr geistreich motivirten Schutz. Als aber eine der einflußreichsten Bundesregierungen gegen ihn einiger „notamina“ wegen, die dieser in dem Militairausschusse vortrug, die Beschuldigung aussprechen ließ, daß er darin bundesverfassungswidrige Gesinnungen und Pläne aufgestellt habe, so nahm W., wie er durfte und mußte, diese Beschuldigung rein persönlich, und er richtete seine Vertheidigung dagegen an den Hrn. Fürsten von Metternich, als den instruirenden Minister des präsidirenden Hofes. In dieser Vertheidigungsschrift, deren Gegenstand nicht als ein amtlicher angesehen werden kann und welche daher vom Verf. dem Publicum unbedenklich mitgetheilt wird, ist Wangenheim's wesentliche Ansicht vom Bunde und von dem Systeme enthalten, welches die mittlern und kleinern Bundesstaaten zum Gemeinwohle Deutschlands und zu ihrer eignen Sicherheit sich bilden und behaupten sollten.

Hr. v. W. hatte, wie der Anfang des Schreibens erzählt, in jenen notaminibus in der umsichtigsten und schonendsten Form seine Meinung dahin ausgesprochen, daß die Grundlage und Bürgin des ganzen deutschen Bundes das Princip der Rechtsgleichheit sei, mithin auch der Rechtsgleichheit in Beziehung auf äußere Angelegenheiten, d. h. in Beziehung auf Krieg und Frieden. Zu dem Ende müßten die minder mächtigen Bundesglieder einen verhältnißmäßigen Antheil auch an den Kriegsoperationen und an dem Erfolge derselben erhalten, sie müßten ihre geringern Kräfte vereinigen und so jene relative Selbständigkeit sichern dürfen, ohne welche sie aufhören würden, Glieder eines freien Bundes zu sein, und zugleich Gefahr laufen müßten, den kriegerischen Geist, den die große Schule der nächsten Vergangenheit in ihnen geweckt habe, wieder einzubüßen. Auch dem Auslande müsse Deutschland nie und nimmer wieder als ein bloßes Accidens von der Kraft einzelner europäischer Staaten erscheinen. Aus diesen Sätzen folgerte W., daß die militairische Organisation des deutschen Staatenbundes ein unverkennbares Gepräge seiner Selbständigkeit ansichtragen müsse; daß kein außer den Contingenten der Mindermächtigen zusammengesetztes Corps unter 30,000 Mann stark sein dürfe; daß Sachsen nicht isolirt, daß die Mainlinie gebrochen werden sollte; daß also die Truppen von Kurhessen mit denen vom Großherzogthum Hessen vereinigt, und diese dem würtembergisch-badischen Corps zugetheilt, mithin die auf 3½ oder gar auf 4 combinirte Corps gerichteten Eintheilungsplane abgelehnt werden dürften. Gegen diese Notamina nun wurde eingewendet: „Die Anerkennung der Unabhängigkeit und Rechtsgleichheit aller Bundesstaaten finde in dem Vertrage und der Bundesacte ihre vollkommene Garantie; es sei daher nicht nur unnöthig, daß sich die mindermächtigen Bundesglieder — eine relative Selbständigkeit zu sichern suchten, sondern es sei vielmehr jedes Streben nach einem solchen Gleichgewichte mit dem Begriffe des deutschen Staatenbundes unvereinbar. Da übrigens jede Rechtsverwahrung der Mindermächtigen gegen die Mächtigern einzig und allein nur gegen Oestreich und Preußen gerichtet erschienen, so müßte ein solches Streben diesen beiden Mächten nothwendig empfindlich fallen. ... Uebrigens könne jener Zweck, wenn er auch ein erlaubter wäre, durch das so kleine Mittel der Eintheilung in drei combinirte Armeecorps unmöglich erreicht werden.“ Aus diesen Sätzen wurde die Möglichkeit eines Verdachts gefolgert, daß Wangenheim „unstatthafte, verfassungswidrige, nie zulässige, einzelne Verbindungen im Bunde stiften wolle, welche auf die Zusammenhaltung des Ganzen zerstörend wirken, dem Bunde alle Achtung im Auslande benehmen und die Sicherheit Deutschlands, den Hauptzweck seiner Stiftung, gefährden würden.“ (S. 193—198.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Versuch über die römischen Plebejer der ältesten Zeit. Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats, bearbeitet von G. Sträſſer. Elberfeld, Becker. 1832. Gr. 8. 14 Gr.

Wenn es als ein nicht geringes Verdienst derjenigen Männer, welche als Reformatoren auf irgend einem Gebiete des Wissens und der Wissenschaft auftreten, erscheint, daß sie zugleich anregen, ihrem Vorgange nachzufolgen und das von ihnen Begonnene auf irgend eine Weise weiterzuführen, so kann dem Umgestalter der Behandlung der römischen Geschichte dies Verdienst in ausgezeichnetem Maße beigelegt werden. Während Einige, von dem neuen Lichte geblendet, sich blindlings in Niebuhr's Ansichten und Behauptungen ergeben oder auf denselben doch, ohne vorherige Prüfung, weiter gebaut haben, so haben Andere dagegen eine selbständigere Haltung bewahrt, sie haben jene Ansichten durch ein genaues Verfolgen ihrer Entstehung sich anzueignen gesucht, sind aber durch eine sorgfältige Untersuchung der Begründung derselben zu eignen Ansichten gelangt. Zu den Letztern gehört der Verf. der vorliegenden Schrift, welche, ungeachtet ihres geringen Umfangs, wegen des in ihr herrschenden wissenschaftlichen Geistes, wegen der Gründlichkeit der Untersuchung und der Haltbarkeit ihrer Resultate reifliche Beachtung verdient und zu den gelungensten Versuchen, einzelne Niebuhr'sche Behauptungen zu beschränken und zu berichtigen, gehört. Der Verf. beginnt mit einer Erörterung über die Glaubwürdigkeit der Quellen, er weist auf den verschiedenen Grad der Zuverlässigkeit derselben hin, je nachdem es sich um Zustände oder um Begebenheiten handelt, und er stellt für ihre Benutzung den Grundsatz auf, die Nachrichten derselben nicht wegen ihrer Verworrenheit und ihrer Mängel zu verwerfen, sondern sie so viel als möglich zu erklären und zu vereinigen, analoge Einrichtungen fremder Völker aber nur im Einklang, nie im Widerspruch mit den römischen Quellen als beweisend zuzulassen. Das zweite Capitel, welches von dem Ursprunge der Plebejer handelt, enthält manche wohlbegründete Ansicht über die Zusammensetzung der ältern Bevölkerung Roms und das Verhältniß der verschiedenen Bestandtheile derselben zu einander, sowie insbesondere über die Ritter. Das dritte Capitel, die erste Eintheilung der römischen Bürger überschrieben, versucht auf eine sehr ausführliche Weise Wachsmuth's Ansicht von der Curieneintheilung zu widerlegen, das letzte Capitel vertheidigt gegen Niebuhr die bis auf diesen allgemeingeltende Ansicht, daß die Tribus und Curien alle römischen Bürger enthielten, und daß nicht nur die Patrizier mit ihren Clienten, sondern auch die Plebejer, wenigstens gewiß die angesessenen,

Stimmrecht in den Curiatcomitien gehabt haben, und diese Vertheidigung sowie jene Widerlegung sind mit Gründlichkeit und Schärfe durchgeführt, sodaß die bestrittenen Ansichten als Hypothesen erscheinen, welche sowol der Nothwendigkeit als auch der zureichenden Begründung ermangeln. Zum Schlusse dieser Mittheilung sprechen wir noch den lebhaften Wunsch aus, daß der Verf. diese Untersuchungen, für welche er sowol Eifer als Einsicht bewährt, fortsetzen und zunächst die Geschichte des Volkstribunats, zu welcher er bereits einen tüchtigen Grund gelegt hat, auf dieselben recht bald folgen lassen möge. 16.

Notizen aus Italien.

Der Verfasser des „Antonio Foscarini" und „Johann von Procida", Prof. G. B. Niccolini zu Florenz, ist gegenwärtig mit einer neuen Tragödie beschäftigt, deren Vollendung man mit nächstem wird entgegensetzen können. Sie heißt „Lodovico il Moro" und ist der Geschichte jenes ruh- und rastlosen, verderbten aber talentvollen mailändischen Herzogs aus dem Hause Sforza entlehnt, der zu Ende des 15. Jahrhunderts ganz Oberitalien im Widerstreite der Franzosen und Kaiserlichen aufregte, und in einer der malerischsten Geschichtdarstellungen, welche Deutschland besitzt, Ranke's „Romanischen und germanischen Völkern", leider noch immer unvollendet, eine so bedeutende Rolle spielt. Wie sehr die allgemeine Erwartung auf dieses neue poetische Werk des ausgezeichneten Tragöden rege ist, bedarf wol kaum einer Erwähnung: doch fürchtet man, daß nach den Censurschwierigkeiten aller Art, womit schon der „Procida" zu kämpfen hatte, auch dieses Trauerspiel dem Publicum vielleicht noch lange vorenthalten werden wird. Derselbe Gegenstand wurde kürzlich von einem jungen römischen Improvisator, Luigi Cicconi, zu Florenz dramatisch behandelt, und trotz der Schwierigkeit des sehr verwickelten und zerrissenen historischen Stoffes fiel der Versuch zur Zufriedenheit der Zuhörer aus. Man fand die Diction rein, die Handlung belebt, und die Chöre angemessen und poetisch. Dem Nämlichen war kurz vorher ein Gegenstand aus der florentinischen Geschichte, der Herzog von Athen, zu einem ähnlichen Versuche aufgegeben worden, der aber, hauptsächlich wegen Unbekanntschaft des Dichters mit diesem übrigens sehr dramatischen und namentlich für das Publicum, vor dem er stand, interessanten Stoffe, mislang.

Neben dem obengenannten poetischen Werke ist Niccolini schon lange mit einer Geschichte der sicilianischen Vesper beschäftigt, worauf sein „Procida" ihn hinleitete, und die er durch manche gar nicht oder nur sehr wenig bekannte sicilische Urkunden und Relationen zu erläutern hofft. Solche historische Monographien sind immer sehr schätzbar, wenn sie mit Fleiß ausgearbeitet sind. Zum Theil mit demselben Gegenstande verknüpft ist ein äußerst interessantes, vor Kurzem zu Florenz erschienenes Werk: „Fortunatus Siculus, ossia l'avventuroso Ciciliano, di Busone da Gubbio." Schon zu den Zeiten Lami's und Dom. Maria Manni's dachte man an die Herausgabe einer lange für ein Autograph gehaltenen alten Handschrift der laurenzianischen Bibliothek, die einen historischen Roman von der Hand des bekannten Freundes des Dichters der „Göttlichen Komödie", dem in der Geschichte der italienischen Literatur des 14. Jahrhunderts mehrfach erwähnten Busone oder Bosone da Gubbio, der umbrischen Stadt, enthielt. Busone wurde in den letzten Jahrzehnden des 13. Jahrhunderts geboren, war Ghibelline, bekleidete bedeutende Aemter, wurde mehrmals aus seiner Vaterstadt vertrieben und starb um das Jahr 1345. Seine Freundschaft für Dante hat er namentlich durch mehre Erläuterungen seines Gedichtes beurkundet, und aus Stellen des „Avventuroso Ciciliano" geht hervor, daß ihm wenigstens Theile der „Göttlichen Komödie" schon vor ihrem Erscheinen bekannt waren. Der genannte Roman, 1311 geschrieben, enthält die erdichteten, aber zum Theil an wirkliche historische Ereignisse geknüpften Begebenheiten fünf sicilischer Barone, die nach der Ermerdung der Franzosen ihre Heimath verließen und abenteuernd die Welt durchwanderten. Man verdankt die Herausgabe dieser namentlich für die italienische Sprache der Dante'schen Zeit sehr wichtigen Handschrift einem gelehrten Engländer, Dr. Nott, Kanonikus von Wincheſter und ehemals Erzieher der verstorbenen Prinzessin Charlotte von Wales, der sich seiner Gesundheit wegen lange in Italien aufgehalten und viel mit der Literatur des Landes beschäftigt hat. Er hat den Roman mit sehr lesenswerthen historischen Einleitungen zu den einzelnen Büchern und vielen Anmerkungen begleitet, welche den Zweck haben, sowol sprachliche Eigenthümlichkeiten als auch namentlich die historischen Beziehungen und Anspielungen zu erläutern; und man muß gestehen, daß es ihm gelungen ist, mit gesunder Kritik nicht allein über viele sich auf das Werk selbst, sondern auch auf die „Göttliche Komödie", die „Novelle antiche" und die Geschichte jener Zeit im Allgemeinen bezügliche Punkte vieles Licht zu verbreiten. Eine durch seine Bemühungen ins Klare gebrachte Streitfrage ist u. A. die über jenen den Lesern Dante's (aus dem „Paradiese", XIX, 120) bekannten König von Rascia, der seit dem „Ultimo commento" bis auf Foscolo und Arrivabene Controversen unter den Erläuterern veranlaßt und viele Zweifel über die Richtigkeit einer von der Crusca Dante's Ausdruck gegebenen Bedeutung verursacht hat, wobei Dr. Nott über das einst mächtige, jetzt fast ganz vergessene Rascia, das einen großen Theil der nördlichen Provinzen des jetzigen türkischen Reiches einnahm, sehr befriedigende historische Nachrichten mittheilt. Auch über den Re Giovane der „Novelle antiche", den die meisten Erläuterer und unter ihnen der fleißige Manni irrig für den König Johann (King John) gehalten, während ohne Zweifel Prinz Heinrich, der älteste frühverstorbene Sohn König Heinrichs II. von England, gemeint ist, dessen Rathgeber Beltram del Bornio wir im 28. Gesange der „Hölle" unter den „Seminator di scandalo e di scisma" finden — über den Ursprung der Sage von Hugo von Tabaria (dem alten Genezareth am galiläischen Meere), Saladin's Ritterschlag und viele andere Punkte findet man in diesen Erläuterungen, die in fließendem und wohllautendem Italienisch geschrieben sind, sehr interessante Nachrichten.

Wenn Ausländer mit so lobenswerthem Beispiele vorangehen, so ruht dagegen auch bei den Italienern der Eifer für die Erforschung ihrer schönen Sprache nicht. Das Studium Dante's ist allgemeiner und ernster als je, und man sieht einem neuen Commentar von einem achtungswerthen jungen Gelehrten, N. Tommaséo, entgegen, der jetzt mit der Herausgabe eines Wörterbuchs der sinnverwandten Worte des Italienischen beschäftigt ist und in der florentinischen Zeitschrift „Antologia" bereits einige Proben seiner neuen Erläuterungen der „Divina commedia", u. A. über den berühmten allegorischen Windhund (il Veltro) geliefert hat, über den Troja zu Neapel ein ganzes Buch geschrieben, ohne — ebenso wenig als seine Vorgänger und Nachfolger — etwas zu beweisen. Der gelehrte Hellenist und Kunstforscher, Prof. Ciampi, beschäftigt sich mit der Herausgabe eines sehr alten Codex der moralischen Abhandlungen des Albertano Giudice da Brescia, welcher zeigen soll, wie viel nach den Arbeiten über Dante, denen Zannoni's über Brunetto Latini u. s. w. noch für die Erforschung der alten Sprache zu thun ist. Zur Erklärung des Ursprungs und der Gestaltung des jetzigen Italienischen erscheint zu Bologna in Heften ein Werk von D. Mazzoni Toselli: „Origine della lingua italiana", dessen Verf., von der Annahme ausgehend, daß die italienische Sprache ursprünglich eine gallisch-bojische gewesen sei, eine Menge von Wörtern darauf zurückzuführen versucht, wobei manches Wahre, aber ebenso viel Falsches und Verkehrtes zum Vorschein kommt. Ein altes, 1360 von dem Bologneser Paganino Bonafede in der Volkssprache geschriebenes Gedicht: „Il tesoro dei rustici", und ein gallisch-italisches Wörterbuch sind beigefügt. 144.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 284. — 10. Oktober 1832.

Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim, k. würtemb. Staatsministers außer Dienst, zum Abgeordneten in die würtembergische Ständeversammlung.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Nach dieser Auseinandersetzung der Anklage entwickelt das Schreiben eine lichtvolle, ebenso feine als redliche Vertheidigung. Wangenheim versichert, daß er mit jenen Vorschlägen nichts wollte, als was er ausdrücklich ausgesprochen habe. Dann aber wollte er dadurch auch die Veranlassung zur Ausbildung eines Bundesstaatsrechts (öffentlichen Rechts des deutschen Bundes) geben, zu dessen Gründung bis jetzt nichts als die Elemente dargeboten seien. Er wollte bestimmt weder jenen Fürstenbund im Sinne Friedrichs des Großen, Herzberg's und Dohm's, noch im Sinne des Landgrafen Friedrichs II. und seines Staatsministers Schlieffen; er verlangte nichts als die Begründung einer solchen Selbständigkeit der mindermächtigen Bundesglieder, welche zwar einerseits jeder Störung der Harmonie, die durch den Einfluß der Uebermächtigen im Bunde herbeigeführt werden könnte, mit Erfolg entgegenzutreten vermag, andererseits jedoch nie die Höhe erreichen darf, auf welcher sie absolut werden und also selbst eine Störung des Gleichgewichts hervorbringen könnte. Dazu aber bedürfe es weder eines öffentlichen noch eines geheimen Bundes; es genüge die vorgeschlagene Verbindung der Contingente der Mindermächtigen zu Divisionen und Armeecorps, und daneben ungekränkte und unbedrohte Stimmfreiheit, ungehemmte freimüthige Discussion in den förmlichen und vertraulichen Sitzungen der Bundesversammlung. Will man dies einen Bund im Bunde nennen, so verweist W. auf den Artikel 11 der Bundesacte, nach welchem die Bundesglieder das Recht der Bündnisse, wenn diese nur nicht gegen den Bund sind, behalten haben; *behalten*: denn sie *hatten* es schon als Reichsstände. Solche Verbindungen sind, nach W., nicht nur erlaubt, sondern auch unumgänglich nothwendig, um unter den an Macht so verschiedenen Bundesgliedern ein gewisses, den Bund selbst sicherndes Gleichgewicht zu erhalten. „Niemand wird verkennen", sagt W. in seinem Briefe weiter, „daß Oestreich und Preußen, zu dem gleichen Zwecke vereinigt, einen solchen Einfluß auf Deutschland ausüben können, der, wenn sie wollen, jenes zur Erhaltung des Bundes nothwendige Gleichgewicht zernichtet." Wangenheim citirt nun dem Fürsten aus seiner in den Acten des wiener Congresses abgedruckten Correspondenz mit dem Fürsten Hardenberg die Worte (22. Okt. 1814): „Sur l'union la plus intime de l'Autriche et de la Prusse, renforcée par celle d'une fédération germanique, placée sous l'influence égale des deux états, sans que l'Allemagne cessât de former un seul corps politique, l'initiative appartient au cabinet autrichien." Und aus einer Verbalnote des Fürsten von Hardenberg (3. Dez. 1814, angeführt in der „Minerva", B. I, S. 141), die Stelle:

Fleuch, Zwietracht, fleuch unsre Gauen! Weiche,
Du Ungeheuer mit dem Schlangenhaar!
Es horsten auf derselben Rieseneiche
Der Doppeladler und der schwarze Aar!
Es sei fortan im ganzen deutschen Reiche
Ein Wort, Ein Sinn, *geführt* von jenem Paar!
Und wo der deutschen Sprache Laute tönen,
Erblühe nur Ein Reich des Kräftigen und Schönen!

Aus diesen Stellen folgert W., daß jene beiden Mächte einen bedeutenden Einfluß auszuüben die Absicht haben, aber auch die Absicht, daß dieser Einfluß, zu dem sie wirklich berufen sind, ein gesetzmäßiger, Deutschland in seiner Selbständigkeit erhaltender, also wohlthätiger bleibe. Und dieser Einfluß muß auch den deutschen mindermächtigen Bundesgliedern ein ersehnter und hochwillkommener sein. Inzwischen schließt er die Möglichkeit eines ungemäßigten Einflusses nicht aus, und darum muß auch den mindermächtigen Staaten das Recht zugestanden werden, auf Einrichtungen zu denken, welche es möglich machen, daß dieser Einfluß nicht blos eine Bürgschaft des Friedens, sondern auch der politischen Existenz Deutschlands sei, d. h. daß er geübt werde, sans que l'Allemagne cessât de former un seul corps politique. W. beweist nun weiter, daß die Anerkennung der Unabhängigkeit und Rechtsgleichheit aller Bundesstaaten in der Bundesacte noch keine constitutionnelle Garantie darbiete, indem kein Gesetz Bürgschaft dafür gebe, daß das Gebotene auch wirklich geschehe, und daß es hierzu Institutionen bedürfe, welche die Anwendung und Vollziehung des Gesetzes sichern! Am unentbehrlichsten sind solche Institutionen für mindermächtige Fürsten, Souverainen gegenüber, über welchen keine Regierung und keine Richter stehen, an welche man sich wie gegenüber von Privatper-

sonen wenden könnte. Dieser Ruf nach Institutionen hat, nach W., nichts Beleidigendes, theils weil qui jure suo utitur, neminem offendit, theils weil die gegenwärtig regierenden Fürsten und ihre Rathgeber nicht immer die nämlichen bleiben. Hier beruft sich W. auf eine Note des Fürsten selbst vom 10. Dez. 1814, in der er so wahr als schön sage, daß Preußen und Oestreich, innig verbunden, forment une barrière inexpugnable contre les entreprises de tout prince conquérant, qui de nouveau occuperait un jour le trône de France ou celui de Russie. So, sagt er, seien auch die Mindermächtigen im Bunde zwischen die beiden präponderirenden Bundesmächte gestellt. (S. 198—209.)

Die Hauptbesorgniß aber, die Wangenheim's wie jedes nachdenkenden Deutschen Gemüth bewegt, ist die, daß es dereinst zu einer Spaltung Deutschlands kommen könne, „eine Besorgniß", fügt er hinzu, „die, wie jene erste Note beweist, auch Ihrem Geiste und Herzen, mein Fürst, nicht fremd geblieben ist." Nun erleichtere aber jede politische und militairische Scheidewand, welche zwischen Süd- und Norddeutschland aufgeführt oder geduldet wird, jene Trennung, und nur die Vermischung und Verbindung der mindermächtigen Staaten könne sie hindern. „Es ist schwer, über solche Dinge zu schreiben", sagt W., „ohne gemisdeutet zu werden, aber die Pflicht verbietet es, hier, wo es das Höchste gilt, zu schweigen." So wagt es denn W., gegen den Fürsten auszusprechen, daß der gleichgewichtige und gleichzeitige Einfluß von Oestreich und Preußen, der für Deutschlands Einheit die Garantie bildet, nicht erhalten werden kann, wenn von den mindermächtigen Bundesstaaten ein Theil unter dem Einflusse dieses, der andere unter dem Einflusse jenes Staats vorzugsweise steht. Jeder der kleinern Staaten würde dann als Trabant nur seiner Sonne folgen müssen, und die deutsche Sonne, die in der Einheit von Oestreich und Preußen aufgegangen war, ginge unter. Würden jene beiden Staaten als europäische Mächte in Kriege verwickelt, die dem deutschen Interesse fremd sind, so würde bald der eine bald der andere Theil der Mindermächtigen dem Zuge folgen müssen, und die bewaffnete Neutralität, das zugleich die Kriege selbst neutralisirende Princip und Deutschlands schönster Beruf wäre zum Unding geworden. Stünden sich aber vollends, durch die Verwickelung der europäischen Verhältnisse gedrungen, Oestreich und Preußen als europäische Mächte feindselig gegenüber, so können die übrigen unverbundenen deutschen Fürsten ihren schönen Vermittelungsberuf nicht üben, und die Geschichte wird immer wieder von dem Greuel zu erzählen haben, daß Deutsche sich unter einander morden, so lange bis sie schwach genug geworden sind, um endlich ganz unterjocht zu werden und ihre Existenz selbst bis auf den Namen des Landes, das sie ernährte, zu verlieren. Die fürchterliche Alternative, in welcher sich die deutschen mindermächtigen Staaten während der französischen Kriege befanden, entweder durch eine unnatürliche Verbindung mit dem Auslande den eignen Staat zu retten, oder ohne diese Verbindung ihr Land getheilt und verschenkt zu sehen, wird, nach W., nur dann nicht wiedergegeben werden können, wann die Mindermächtigen ihre zersplitterte Kraft vereinigen und in dieser Vereinigung jenes Selbstgefühl gewinnen dürfen, ohne welches kein kraftvoller Widerstand gegen irgend einen Feind des Bundes gedacht werden kann. (S. 210—214.)

Dem Verf. des Schreibens blieb nun nur noch übrig nachzuweisen, daß sich aus jenem an sich guten und nothwendigen Streben der kleinern Staaten auch in der Folgezeit nichts entwickeln könne, was der Innigkeit, dem Ansehen und also der Sicherheit des Bundes nachtheilig werden könnte. Dies dünkt ihm leicht. Die mindermächtigen Staaten können nach seiner Ueberzeugung für ihre höchsten Interessen die geeignete Sicherheit nur in einem mächtigen Bunde, also in einem solchen suchen, zu dem Oestreich und Preußen gehören, da sie außer dem Bunde, oder in einem unmächtigen, nur die leichte Beute ihrer Nachbarn werden müßten. Je vollständiger die Garantien im Bunde selbst gegeben werden, desto lauter wird sich diese Ueberzeugung aussprechen. Die wichtigsten aller Garantien sind aber die darauf berechneten, den Einfluß von Oestreich und Preußen auf Deutschland gleichzeitig und gleichgewichtig und zugleich in den Grenzen, in welchen er nur wohlthätig sein kann, auch in jeder Zukunft zu erhalten. Schlüßlich sucht Hr. v. W. noch darzuthun, daß die Mindermächtigen, so constituirt, kein Interesse haben können, weder sich alle auf die Seite des einen Großstaates zum Nachtheil des andern zu schlagen, noch sich gegen die beiden Mächtigen zu verbinden, noch bei auswärtigen Mächten Beistand zu dem letztern Unternehmen zu suchen. Das Erstere werden sie um jener größten Garantie willen nicht thun; die beiden letztern Plane wird man ihnen doch nicht zutrauen wollen. Sollten jene kleinen Staaten, alle auf einmal wahnsinnig, die Rolle der Frösche in der Fabel spielen wollen, die sich zu Stieren aufzublasen suchten und platzten; sollten etliche und dreißig Staaten in klein Octav und Duodez über solchen Eroberungsplan einig werden und im Auslande Bundesgenossen für Zwecke finden können, gegen die sich das ganze übrige Ausland zugleich erheben würde? — „Ob ich", schließt Wangenheim's Schreiben, „auch nach dieser unumwundenen Darstellung meiner Ansichten noch beschuldigt werden dürfe, daß Das, was ich gewollt, darauf abziele, einzelne Verbindungen im Bunde zu stiften, die auf die Zusammenhaltung des Ganzen zerstörend wirken, dem Bunde im Auslande alle Achtung benehmen und die Sicherheit Deutschlands gefährden würden, Das, mein Fürst, überlasse ich ruhig Euer Durchlaucht eignem Urtheile." (S. 214—219.)

Dies ist der gedrängte Gesammtinhalt des ausführlichen Briefes, in welchem jetzt die damals verhallte Stimme eines der wärmsten und furchtlosesten Anwälte der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der kleinern Staaten Deutschlands bei treuer Anschließung an den Bund, in einer verhängnißvollen Zeit öffentlich vernommen wird. Dieses Schreiben ist in dem gegenwärtigen Augenblicke von ganz besonderm Interesse, da es durch die Militair-

organisation des Bundes veranlaßt ward, dem Vernehmen nach aber die Maßregeln, welche der Bundestag unter den gegenwärtigen Umständen zu treffen für räthlich erachten soll, sich insbesondere auf die Ausbildung der Kriegsverfassung des Bundesheeres und auf feste Bestimmungen rücksichtlich der von den verschiedenen Staaten zu stellenden Contingente beziehen. Wir haben daher bei dieser Beilage des Buches vorzugsweise verweilen zu müssen geglaubt.

Der zweite Anhang enthält „Einige Worte über den deutschen Bund" und ist das „Fragment einer Denkschrift", welches W. über die Verhältnisse zwischen dem deutschen Bunde und den einzelnen Bundesstaaten, nicht sehr lange nach der Promulgation der wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 niederschrieb. Er verbreitet sich über die Genesis der deutschen Bundesverfassung (S. 220—229) und über die Ursachen, warum der Bund Das nicht wurde, was Vaterlandsfreunde und das theilnehmende Ausland von ihm hofften. Er findet den Grund dieser Hoffnungslosigkeit in den deutschen Völkern und deren Sprechern so gut liegend, wie er allerdings auch in den Regierungen lag. Er wirft den deutschen Schriftstellern aller Länder, besonders den Sprechern des muthigen preußischen Volks vor, die Idee eines souverainen Bundesstaats, oft in den wunderlichsten Formen, zu einer Zeit ausgebildet zu haben, in welcher den meisten und bedeutendsten deutschen Bundesregierungen schon die Idee eines echten Staatenbundes schreckbar genug vorkam. Zuletzt erwarteten die Sprecher gar nichts mehr von dem Bunde und ignorirten und wußten wirklich nicht, was in der Stille einzelnes Löbliche von ihm vorbereitet wurde. Inzwischen befreundeten sich die Regierungen, namentlich die zweiten Ranges, allmälig mit der Idee eines echten Staatenbundes, und der Verf. stellt das Paradoxon auf und führt es aus, daß der Ministercongreß in Karlsbad durch diejenigen seiner Resultate, die nicht in die Augen fielen, den Glauben an die Möglichkeit eines wohlthätigen deutschen Bundes bei vielen deutschen Regierungen erst recht belebte und befruchtete. Die Minister kamen in Karlsbad im Momente der höchsten Aufreizung zusammen. Oben standen die Begriffsmenschen, die, wenn sie nichts als das sind, die Möglichkeit jeder Gewaltthat in sich tragen; unten stand der begriffslose Haufe, der weder panem noch circenses hatte, große Abgaben zahlen mußte, in seinem Gewerbe gestört war, dem Drucke der Beamtenwelt beinahe unterlag, hier und da im Soldatenstande schier aufging und bei aller Armuth dennoch nach physischem und intellectuellem Genusse lüsterner war als je. In die Mitte dieser Masse traten die Pamphlets- und Zeitungsschreiber, die Katechismusmacher, die Sand, die Löning, die Adressenschmiede, die Constitutionsfabrikanten für Deutschland, die Wohlfahrtsausschüsse im Odenwald immer kecker hinein, und kräftige Maßregeln der einzelnen Regierungen, dem Uebel abzuhelfen, wurden vergebens erwartet. Im Zeitpunkte des Congresses fanden sich die Fürsten in der Alternative, entweder dem bloßen Fürstenbunde unter einander oder dem Rechtsbunde mit ihren Völkern zu entsagen, weil beide Bunde nicht mit einander bestehen könnten. Nun fühlten sie aber dunkel: ohne Bund kein Bestand der deutschen Staaten; ohne Rechtsgleichheit und Rechtssicherheit kein freier Bund, nur blinde Unterwerfung; ohne Realisirung der Rechtsidee keine Rechtsgleichheit und Rechtssicherheit für die Bundesstaaten; ohne liberale und feste Institutionen keine Realisirung der Rechtsidee; ohne eine zweckmäßig organisirte Bundesversammlung keine liberalen und festen Institutionen; ohne wohlorganisirte Landesversammlungen, welche die Verantwortlichkeit der Minister zu handhaben Fug und Einsicht haben, keine zuverlässige Bundesversammlung; ohne öffentliche Kritik und die daraus hervorgehende Macht der öffentlichen Meinung keine Zuverlässigkeit der Ständeversammlungen; ohne vernünftige Preßfreiheit keine Kritik und Macht der öffentlichen Meinung; ohne eine tüchtige Strafgesetzgebung gegen den Misbrauch der Presse keine vernünftige Preßfreiheit, nur Preßfrechheit und mit ihr Verderbniß der öffentlichen Meinung und deren Strafloſigkeit: also auch ohne dieses Alles kein Bund, welcher das Recht der Mindermächtigen mit der Gewalt der Uebermächtigen, innerhalb und außerhalb des Bundes, ins Gleichgewicht zu setzen vermöchte.

In diesen klaren und auch der Form nach vortrefflich behandelten Sorites übersetzt der Verf. die dunkeln Gefühle der deutschen Fürsten auf dem karlsbader Congreß, welche den wiener Ministercongreß und die wiener Schlußacte zur baldigsten Folge hatten. (S. 229—244.)

Sodann wird näher von dem Verf. ins Auge gefaßt, was diese Schlußacte dem Bunde gewährt, sofern sie den Begriff und Zweck, die Gewalt und die Dauer des Bundes viel bestimmter ausspricht als die erste Bundesacte (S. 244—262); es wird die Erweiterung der Bundesbefugnisse, sowie die Sicherung der Verfassungen als eine durch sie gegründete Wohlthat dargethan (S. 263—265), auch gezeigt, daß jetzt erst der Bund auf einem anerkannten Volksinteresse zu ruhen und die kleinern Staaten eine in demselben gesicherte Existenz zu haben anfingen. (S. 265—272.) Der Verf. verspricht sich (im J. 1820) die fruchtbarsten, herrlichsten Folgen von dieser Richtung, welche von den deutschen Bundesregierungen genommen worden ist. (S. 273—279.) Der Raum erlaubt uns nicht, auch diesen reichhaltigen Abschnitt des Fragments detaillirend zu analysiren, nur so viel bemerken wir dem Leser, daß das Einschreitungsrecht der Bundesversammlung in die Angelegenheiten der einzelnen Staaten, namentlich in die Verfassungsangelegenheiten, genau beleuchtet wird. (S. 249 fg., 255—262.)

(Der Beschluß folgt.)

Souvenirs de ma jeunesse, extraits des mémoires de Maxime Odin, par *Charles Nodier*. Paris, 1832.

Was würden die Deutschen sagen, wenn Christian Daniel Beck oder Professor Reuß Dichtung und Prosa über Naturwissenschaft schrieben, wenn August Böckh die akademischen und andere Vergnügungen seiner Jugend veröffentlichte, wenn Lichtenstein und Oken einen humoristischen Roman herausgäben? Die Franzosen aber fänden dergleichen nicht auffallend. Der Bibliothekar Nodier schreibt über seine Schmetterlinge, der Na-

turforscher Robier hat gar manchen Roman gedichtet, der Philologe Robier, Herausgeber des Pindar, macht uns soeben mit seinen Geliebten bekannt, Seraphine, Clementine, Amalie, Lucrezia und Jeannette, Gott weiß, wie sie alle heißen. Jedes Land hat seine Sitte.

Schon im vorigen Jahre gab der geistreiche Robier einen Band „Souvenirs", ein Gemisch von politischen und gelehrten Erinnerungen, von Naturschilderungen und Liebe, wie es seine Art ist. Darin gefiel nun dem Publicum nichts besser als die magische Gestalt einer Clementine, geschildert mit einer Anmuth und Wärme, wie man sie nur in Grevedon'schen Lithographien findet oder in den Schriften von Robier. Man bat ihn, wo möglich, noch andere seiner Geliebten zu zeichnen, er hatte deren eine ganze Menge fertig in seinem Portefeuille. Eine Figur hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit der andern, alle sind originell, es kommt ein Mädchen darunter vor, welche alle Scholien zum Pindar auswendig weiß und dennoch liebenswürdig ist, nur in Einer Hinsicht hat jegliche Liebe Robier's eine schauerliche Aehnlichkeit. „Wissen Sie, Maxime", läßt er sich selbst von einer Dame, welcher er seine Abenteuer erzählt, vorwerfen, „daß Ihre Liebesgeschichten lamentabel sind und daß ich mich nicht mehr über Ihre trübe Laune wundere? Die erste Ihrer Freundinnen liebt in Ihnen ein hübsches Kind; sie wird verheirathet und stirbt. Die zweite liebt Sie ein wenig, ich denke mir's wenigstens, aber nicht genug, um ihre Vorurtheile zu opfern; sie verheirathet sich und stirbt. Die dritte ist sterblich in Sie verliebt und heirathet Sie, aber sie stirbt während der Vermählung." Und der Tod seiner Geliebten war nicht einmal das größte Unglück, welches Robier in seinem Leben erlitt.

Man sagt, die schrecklichen Begebenheiten, die uns Robier erzählt, seien alle wahr, und man kann sie ihm nur deshalb nicht glauben, weil er im Einzelnen sich von seiner Phantasie zu den größten Uebertreibungen hinreißen läßt. Jeder Halm, jedes Steinchen, das er uns malen will, versetzt ihn in eine delphische Begeisterung. Er gleicht dem Manne, von welchem er selber singt, er halte jedes Sandkorn für einen Smaragd oder Rubin. Jedes Leid, das ihn trifft, erschüttert ihn so tief, daß er anfängt zu Gunsten des Selbstmordes zu schreiben; Gottlob blieb er bei der Theorie. Und hat einmal Robier einen Gedanken erfaßt, so wird er von ihm verfolgt, bis er ihn auf immer übertriebenere Weise ausgesprochen. So bildet sich Robier ein, er habe kein Talent; diesen ganz falschen Gedanken hat er uns in seinen letzten Schriften mehr als zwanzig Mal mitgetheilt, und immer mit größerer Verzweiflung. Er tröstet sich damit, daß ihn wenigstens talentvolle Männer als Freund schätzen; diesen Gedanken nun spinnt er aus; er will suchen, der Barderie eines Marot zu werden, der La Brétie eines Montaigne, der Valincour eines Boileau; doch nein, das ist zu viel verlangt, er will wenigstens der Gache eines Lafontaine werden, oder der Wache eines Rousseau: nein, das ist noch bei weitem zu viel, „on voudrait être le laquais pour aspirer à l'honneur de devenir le valet de chambre de Lamartine"...

Kurz, Robier ist noch gerade so wie in seiner frühen Jugend, wo ihn Alles in die furchtbarste Extase versetzen konnte; schrieb er doch einst, wie er selbst erzählt, an ein bei den Porzellan angestelltes Mädchen in Vers und Prosa „des lettres frénétiques où j'enchérissais sur les hyperboles des romanciers allemands!" Das ist alles Mögliche.

Dies sind die Schattenseiten Robier's und seiner Schriften. Er ist zu bescheiden. Was braucht er sich um die Gunst anderer französischer Schriftsteller zu kümmern, er, von dem sie alle viel lernen könnten? Wozu seine Extase, wenn er durch das einfachste Wort den Leser rühren und bezaubern kann. Warum schreibt Robier nicht immer wie S. 29:

„Man hat jede Wonne der Seele gemalt; warum schilderte man nicht die Wonne, die ein Herz von zwölf Jahren ergreift, welches durch einigen Unterricht und viel Empfindung zur Kenntniß der lebenden Welt vorbereitet, sich ihrer plötzlich wie eines Erbtheils bemeistert an einem schönen Morgen im Frühlinge. So mußte Adam die für ihn geschaffene Welt betrachten, erweckt aus dem Kinderschlafe durch den Hauch seines Schöpfers. O wie schien mir die Erde lieblich! o wie ich den Athem anhielt, um die Luft im Gehölz und das Rieseln des Bachs zu erlauschen? Wie hört' ich doch so gern das Zwitschern der Vögel unter der Laube und das Summen der Bienen an den Blumen! und da war ich selbst wie eine Biene, schmeichelte mit dem Blick allen Blumen, welche die Biene küßte, und nannte all diese Blumen, denn ich wußte sie mit Namen, ob sie sich nun in zitternde Dolden rundeten, oder sich in Kelchen entfalteten, oder schellenähnlich herabhingen, oder den Rasen mit Schmelzwerk belegten gleichwie mit kleinen Sternen des Himmels. Dann macht' ich mich auf, das Haar den Winden überlassend, und lief dahin, um gewiß zu sein meines Lebens, meiner Freiheit; ich drang durch die Büsche, setzte über die Gräben, klimmte den Abhang hinauf, ich hüpfte, ich schrie, ich lachte, ich weinte vor Lust, und dann fiel ich in wonnevoller Ermattung zu Boden, wälzte mich über das elastische duftende Gras, schwelgte an seinem Hauche, und stilliegend, umarmte ich den Horizont mit neidlosem Blicke, und sagte ihm: „Du bist nicht reiner, nicht ruhiger als ich selbst!" „C'était pourtant moi qui pensais cela!"...

Aber wer in aller Welt hat Hrn. Robier geheißen, uns gleich darauf die Freude wieder durch seine Extase zu verderben?

Trotz der Extase will ich den Freunden einer geistreichen Lecture und einer unbeschreiblich wohllautenden franz. Diction die neuen „Souvenirs" Robier's recht angelegentlich empfehlen.

137.

Asiatische Literatur.

Wir haben noch zu unserer Anzeige in Nr. 253 d. Bl. nachzuholen, daß Hrn. Klaproth's Abriß der mythologischen Geschichte von Japan die Einleitung zu den Annalen der Dairi ist, die derselbe jetzt in Paris drucken läßt. Die von dem Werke existirende Uebersetzung ist von Titsingh, ehemaligem Chef des Comptoirs der Holländer in Nangasaki, mit Hülfe japanischer Dolmetscher gemacht, jedoch so schlecht, daß Klaproth genöthigt war, sie von Anfang bis zu Ende nach dem chinesisch-japanischen Originale zu verbessern und mit vielen erklärenden Noten zu begleiten. Hr. Klaproth weiset in jenem Abriß auch nach, daß man auf ganz unhaltbare Hypothesen gestützt, die Bevölkerung Amerikas aus Asien habe herleiten wollen. In der Hierarchie des Dalai Lama und der sogenannten geistlichen Kaiser von Japan hatte man Aehnlichkeit mit den politischen Einrichtungen der Mexikaner zu finden gestrebt. Kl. beweist nun aber, daß dieses alles Unsinn ist, weil man jetzt genau weiß, daß der erste große Patriarch von Tibet, Phagbba Lama, erst 1285 vom mongolischen Kaiser Chubilai Khan eingesetzt worden, und daß die jetzige Folge der Dalai Lama's erst mit Gendhum dschubhu, im Jahre 1447, anfängt. Mit dem tibetanischen Ursprunge der amerikanischen Hierarchie kann es also nichts sein. Ferner ist jetzt erwiesen, daß es in Japan keine geistlichen Kaiser gibt, indem die Dairis ursprünglich weltliche Kaiser seien, die seit ungefähr 800 Jahren von ihren Krongroßfeldherren alles Einflusses beraubt, in Miyako nur als Schattenkaiser regierten. Endlich ist die Benennung „weltliche Kaiser", welche die Europäer den Seogun (Name jener Krongroßfeldherren) geben, abgeschmackt, indem selbst die Japaner darüber lachen, und bei allen Gesandtschaften der Holländer nach Jedo denselben erklären, daß sie nicht zum Kaiser, sondern zum Krongroßfeldherrn gehen. Hieraus folgert nun Kl. wol mit Recht, daß gar keine Aehnlichkeit zwischen dem mexikanischen und peruanischen Wesen und der politischen Einrichtung des japanischen Reiches stattfinde. Da nun der menschliche Geist überall zu denselben Absurditäten geneigt ist, so dürfen Aehnlichkeiten religiöser Systeme und Glaubensmeinungen nur sehr behutsam angewendet werden, um daraus Schlüsse über die Abstammung der Völker zu ziehen.

112.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 285. — 11. Oktober 1832.

Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim, k. würtemb. Staatsministers außer Dienst, zum Abgeordneten in die würtembergische Ständeversammlung.

(Beschluß aus Nr. 284.)

Eine dritte Beilage verbreitet sich über die „Unmöglichkeit moderner Freistaaten". Wangenheim's Freund und Meister, Prof. Eschenmayer zu Tübingen, entwickelt zuerst nach seinem, auch in dieser Anwendung bekannten System (unter Nr. I), den von ihm versuchten Beweis jener Behauptung. (S. 282—334.) In diesem interessanten Aufsatze werden wir von dem geistvollen Verfasser für die Unmöglichkeit der Republiken in der antiken Form mit der Aussicht auf eine Theokratie getröstet, welche vier Aufgaben zu lösen hat: 1) die Umwandlung der Politik in Recht und Moral, 2) die Läuterung der Philosophie zur christlichen Offenbarung, 3) die Besiegung des Fanatismus durch Glauben und Liebe, und 4) die Vermittelung zwischen Armuth und Reichthum. Es fragt sich nun nur, ob diese letzte Evolution des Rechtsbegriffs, mit dessen Entwickelung sich die ganze Abhandlung beschäftigt, ruhig und ohne große Störungen geschehen wird, ob die Könige es sich gefallen lassen werden, ihre Throne in Altäre umzuwandeln und mit dem Beispiele der Demuth, der Liebe und des Glaubens voranzugehen, ob die Reichen ihren Lüsten entsagen werden, die Kirche ihre Menschensatzungen, die Welt überhaupt ihr ganzes materielles Interesse aufgeben wird, um desto reiner und lauterer für ein Höheres leben zu können? Nein, antwortet Eschenmayer. Die Welt steckt noch tief im Geheimnisse der Bosheit, darum wird dieser letzten Evolution des Rechtsbegriffs auch die stärkste Aufregung und der Greuel der Verwüstung vorangehen.

An diese apokalyptischen Weissagungen reiht sich (S. 334—368) Wangenheim's empirische Deduction der obigen Behauptung und läßt sich in die kurzen Worte zusammenfassen: die Republik ist unmöglich, weil sie die bestehenden Gegensätze zwischen Ackerbau, Manufactur und Handel nicht auszugleichen im Stande ist, sondern immer nur die Ansprüche eines einzelnen Standes auf Kosten der andern befriedigen könnte. Nur eine solche Regierung kann jene Ausgleichung bewirken, welche in keinem einzelnen Interesse der Regierten wurzelt, über alle Interessen derselben erhaben ist und nur das eigenthümliche Interesse hat, sich selber, durch Liebe und Macht, zum Frommen Aller in ihrer Stellung zu behaupten, was nur durch einen Vergleich unter jenen Interessen möglich ist, bei dem keines aufgeopfert, obgleich jedes einigermaßen beschränkt wird. (S. 351.) Dies aber vermag, wie der Verf. weiter auszuführen bemüht ist, nur die Regierungsform der erblichen (S. 352) Monarchie, indem nur in ihr der Wille und die Kunst im Interesse Aller zu regieren gefunden werden kann (S. 353 fg.); nur in ihr ist nach dem Verf. eine Despotie der Meinung unmöglich (S. 356 fg.), nur in ihr kann der Proletarier zum Demos herangebildet werden (S. 360). Eine solche Monarchie ist freilich ein Ideal, aber „mit der steigenden Nothwendigkeit ihres Erscheinens kündigt sich auch ihr Eintritt in die Wirklichkeit immer deutlicher an". (S. 360 fg.) Diese echte Monarchie ist aber allein diejenige, welche man heute die constitutionnelle, auf das System der Repräsentation gegründete Monarchie nennt. (S. 364 fg.) Für diese Monarchie postulirt W. eine Verfassung, in welcher die specifischen Rechte sowol des Monarchen als des Volks, welche ebenso vielen Pflichten entsprechen, gewissenhaft zu bestimmen sind. Zur Uebung dieser Pflichten und Wirksammachung jener Rechte ist der Regent durch frei von ihm gewählte verantwortliche Minister, und das Volk durch frei von diesem gewählte Abgeordnete in Communal-, Provinzial- und Landesversammlungen zu vertreten, in welchen sich auf der einen Seite solche Männer in numerisch-gleicher Anzahl für jede Volksclasse finden, welche die Bedürfnisse des großen und kleinen Landbaues, der Fabrik und des Handwerks, des Handels aus Anschauung kennen, und selbst der eigenthumslosen Masse sollten amtlich bestellte Fürsprecher darin nicht fehlen; auf der andern Seite aber auch solche Männer, welche mit der Wissenschaft der Natur, der Geschichte und des Rechts inniger vertraut, vorzugsweise dazu geeignet sind, vom Standpunkte der Schule, des Staats und der Kirche aus das Einzelne in das Besondere, und das Besondere in das Allgemeine auf lebendig-geistige Weise organisirend aufzunehmen. Dem Regenten legt W. unverletzbare Souverainetät, dem Volke unverletzbare Majestät bei, ohne jedoch diese letztern Begriffe näher zu definiren und weiter zu begründen. Endlich schwebt ihm auch der Haupteinwurf vor, der Demjenigen, welcher die Republiken für unmög-

lich erklärt und ideale Repräsentativmonarchien postulirt, unfehlbar gemacht werden muß: ob denn nämlich, während sich keine zur Republik fähige oder geeignete Völker vorfinden sollen, Individuen aufgefunden werden können, welche zur Ausübung jener idealen Souverainetät tauglich sind. Er findet nämlich die Bürgschaft, daß dem Volke der echte Monarch nicht fehlen werde, kurzweg sowol in der Unentbehrlichkeit eines solchen und in dem immer dringender werdenden Interesse jedes Monarchen, ein echter Regent zu sein, als auch, und zwar vorzugsweise, in der politischen, sittlichen und religiösen Würde des Volkes selber. Ob sich mit dieser Bürgschaft, die in einer erblichen Monarchie jedenfalls nicht allzu sicher sein dürfte, die Anhänger des republikanischen Systems begnügen werden, möchten wir bezweifeln. — Wem übrigens Wangenheim's zu ihrer Zeit, besonders in Würtemberg berühmte Schrift: „Ueber die Idee einer Staatsverfassung" (vom J. 1815) ihrem Hauptinhalte nach noch im Gedächtniß ist, der wird sich überzeugen, daß die Entwickelung der Zeitgeschichte, so wenig sie die monarchischen Gründprincipien des Verf. wankend gemacht hat, doch nicht ohne wesentlichen Einfluß auf sein System geblieben ist. Während jene Schrift dem Hof und Adel eine wesentliche, vom Güterbesitz unabhängige Stellung in der Monarchie anweist, und in jenem eine eigne Gemüthskraft des personificirten Staates anerkennt und namentlich für das Zweikammersystem gekämpft hat, schweigt die vorliegende Abhandlung von beiden gänzlich, gönnt dem als Stand ignorirten Adel vielleicht nur stillschweigend einen, ohne Zweifel vom Bürgerstande getheilten Platz im großen Güterbesitz und spricht von einer Adelskammer gar nicht; sodaß die jetzige Idee einer Staatsverfassung gar wohl ohne jenes Alles realisirt werden zu können scheint, und eine Monarchie mit republikanischen Institutionen auch nach diesem Systeme als das Vernünftigste erscheinen dürfte, was der Verf. vielleicht auch damit andeuten will, daß er seinem Monarchen zwar die Souverainetät zuschreibt, die Majestät aber, welche doch allein die Quelle äußern Glanzes sein kann, von ihm weg auf das gesammte Volk überträgt.

Hinter allen diesen Beilagen findet sich noch ein Anhang von 122 Seiten, welcher freilich die Krone der Wangenheim'schen Schrift bildet und überschrieben ist: „Bemerkungen zu dem k. k. östreichischen Präsidialvortrage über die Maßregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im deutschen Bunde, und über diese Maßregeln selbst." Diese Abhandlung, vom 28. Juli datirt, gehört gewiß zu dem Gründlichsten und Entschiedensten, was über diese verhängnißvollen Beschlüsse geschrieben worden ist; die Analyse desselben in einer Zeitschrift dürfte aber seine besondern Schwierigkeiten haben, und Ref. kann in der fröhlichen und schlichten Berichterstattung, der er sich, was den übrigen Inhalt des reichhaltigen Werkes betrifft, mit wahrer Lust unterzogen hat, nicht mehr mit gleicher Leichtigkeit und Sorglosigkeit fortfahren.*) Einmal hegt er die gerechte Besorgniß, daß nicht Alles, was in einer, obgleich vom Geiste der edelsten Mäßigung eingegebenen censurfreien Schrift von 31 Druckbogen gesagt werden dürfte, in einer der Censur unterworfenen Zeitschrift ungeahndet wiederholt werden dürfte; und dann hat der Verf. selbst, ohne Zweifel aus guten Gründen, in diesem letzten Anhange seinen gewohnten, überaus klaren und fließenden Styl, der, weil aus ihm das Wesentliche schnell in die Augen springt, einen gedrängten und doch vollständigen Auszug so sehr erleichterte, dermaßen geändert, daß die Herausfindung der Hauptgedanken, selbst wenn sie in d. Bl. alle unumwunden wiederholt werden dürften, zur nicht ganz leichten Sache gemacht wird. Klugheit ebensowol als Bescheidenheit scheinen ihm nämlich gerathen zu haben, gerade die schlagendsten Beweise in conditionnelle Sätze, späte Nachsätze, kleine Zwischensätze und fast immer lange und verwickelte Perioden zu hüllen; und wie man wol zum Scherze bei heitern Gelegenheiten einen Freund mit einem Geschenke überrascht, das in der Hülle unzähliger Schachteln dem innersten und kleinsten Schächtelchen einverleibt ist: so hat in diesem Aufsatze vorsichtiger Ernst die meisten Kerngedanken in die Tiefe vieler ineinandergeschachtelter Sätze versteckt, in der Hoffnung, daß nur guter patriotischer Wille die Geduld nicht verlieren werde, sie aus ihren Umhüllungen herauszuschälen, abgeneigte und kalte Gesinnung aber sich diese Mühe nicht geben und somit diese Abhandlung unangefochten lassen werde.

Aus diesen Gründen, zugleich weil unsere Anzeige schon zu bedeutender Länge gediehen ist, will Ref. mehr andeuten, wo in diesem Anhange das Wesentlichste zu suchen ist, als daß er sich in das Was mit der bisherigen Ausführlichkeit einzulassen wagte.

Nach Anführung eines Theiles des Präsidialvortrags in extenso, hält sich die Abhandlung zuerst an die in demselben behauptete Aufregung der Gemüther und beklagt es, daß in diesem Vortrage zwei völlig entgegengesetzte Stimmungen (die revolutionnaire und die verfassungsmäßige) in Eine verwerfende Kategorie gesetzt werden; und der Verf. kann es (S. 376) nicht begreifen, wie man, in geradem Widerspruche mit dem der deutschen Nation ertheilten ebenso rühmlichen als verdienten Zeugnisse, „von einer Revolution sprechen kann, die in Deutschland mit starken Schritten ihrer Reife entgegengehe", während eine Revolution doch, in ihrem Unterschiede von Empörungen und Meutereien, nur von der großen Mehrheit einer aufs Aeußerste gebrachten Nation gemacht werden kann. Hierauf theilt der Verf. die Aufregung der Gemüther in die legitime und die illegitime. Daran schließt sich eine Untersuchung über die öffentliche Meinung Deutschlands, welche darzuthun beabsichtigt, daß dieselbe nicht mit dem Geschrei radicaler Journalisten und „Cavaller" zu verwechseln, daß sie nicht, wie der Vortrag behauptet, krank sei. (S. 387—392.) Sodann lenkt W. unsere Aufmerksamkeit auf den Artikel 7 der Bundesacte und auf die Artis-

*) Wir haben bereits in Nr. 270 u. 271 d. Bl. ausführliche Auszüge aus der Wangenheim'schen Abhandlung gegeben, auf die wir verweisen. D. Red.

kel 13, 14, 15 der Schlußacte, in welchen die Gegenstände bezeichnet sind, über die durch eine bloße Mehrheit der Stimmen kein gültiger Beschluß soll gefaßt werden können, worunter namentlich die jura singulorum sind. (S. 393—396.) Die Abhandlung theilt nun auch den zweiten Abschnitt des Präsidialvortrags mit. Dann weist sie mittels einiger Fragen darauf hin, daß den in diesem Theile des Vortrags ausgesprochenen Ansichten der Höfe von Oestreich und Preußen Ereignisse zum Grunde gelegt sind, welche nicht so furchtbar waren, als man sie darstellt; daß man der Masse deutscher Nation Gesinnungen zutraut, die sie nicht hegt; den Kammern aber Absichten, von denen die Majorität in ihnen so weit entfernt ist, als die Vernunft von der Unvernunft; und daß daher die vorgeschlagenen Maßregeln, selbst wenn sie legal wären, doch unadäquat erscheinen und noch mehr aufregen müßten. (S. 412—417.) Nun aber versucht der Verf. in 18 Paragraphen den Beweis, daß jene bei der Bundesversammlung in Antrag gebrachte Beschlüsse weder durch die ursprüngliche Bundesacte, noch auch durch die wiener Schlußacte, welche den Grundcharakter des Bundes nicht verändern wollte und durfte, gerechtfertigt werden könnten. (S. 418—488.) Wir enthalten uns, aus den oben entwickelten Gründen, der Analyse dieses Beweises und deuten nur auf einzelne Theile dieser nach unserer Ueberzeugung durchweg siegreichen Beweisführung hin. So erscheint uns denn besonders beherzigenswerth die Note S. 422, wo aus der nicht beobachteten Form der provisorischen Geschäftsordnung, welche ein organisches Gesetz ist, die Ungesetzlichkeit jener Beschlüsse gefolgert wird; ferner die Berufung auf die vier entscheidenden Artikel 53—56 der wiener Schlußacte und deren Umgehung bei den Anträgen, welche sich nur auf die Art. 57, 58 und 59 beziehen (S. 423—433), sowie die nähere Prüfung der letztgenannten Artikel. (S. 433—447.) Mit dem 19. Paragraphen wendet sich der Verf. zu den Ministern der constitutionnellen und kleinern Bundesstaaten, untersucht, worauf sie sich zur Entschuldigung ihres verderblichen Rathes (bei vorausgesetzter Instruirung des Bundestagsgesandten) berufen könnten, und richtet sehr entscheidende Fragen an sie (S. 448—456), wobei das unbeschränkbare Petitionsrecht der Stände in ganz besondere Betrachtung kommt. Der 23. und folgende Paragraphen beschäftigen sich mit dem vierten Antrage, die sechsjährige Beaufsichtigungscommission betreffend. (S. 456—460.) Ueberzeuge sich der patriotische Leser im Buche selbst von der edeln Furchtlosigkeit und Standhaftigkeit, mit welcher hier ein künftiger deutscher Volksdeputirter spricht, der sich über eine Maßregel freut, welche ganz dazu geeignet ist, die Nation und deren Vertreter in ihrer wahren Würde zu zeigen. Eine ausführliche Untersuchung wird endlich dem sechsten Antrage gewidmet, welcher die ausschließliche Auslegung der Bundes- und Schlußacten dem Bunde vindicirt. Ja, sagt W., am Bunde hat sie der Bund allein; aber die gleiche Berechtigung in den Ständeversammlungen haben die Stände. (S. 461—469.) Der Schluß der Abhandlung (S. 469—488) ist hauptsächlich der Aeußerung des Präsidialvortrags über die Presse gewidmet. Hier erscheinen die Seite 476 fg. aufgeführten Bedenken von besonderm Gewichte. Sie schließen mit dem Wunsche, mit welchem wir von dieser merkwürdigen Schrift eines erklärten Feindes der Revolution, aber eines ebenso erklärten Freundes der Evolution Abschied nehmen: „Mögen die Mitglieder der Bundescommission, und mögen sämmtliche Mitglieder des würtembergischen Ministeriums und Geheimenraths bei ihren Berathungen und Anträgen über diesen hochwichtigen Gegenstand ihre Zeit begreifen!“ 23.

Werke des chinesischen Weisen Khung-fu-Dsil und seiner Schüler. Zum ersten Mal aus der Ursprache ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen von Wilhelm Schott. Zweiter Theil. Berlin, Jonas. 1832. 8. 1 Thlr.

Die Fortsetzung des Schott'schen Buches erscheint diesmal in einer wissenschaftlichern Gestalt, wie der erste Theil mehr populair gehalten war. Sie ist uns schon darum willkommener, weil der Verfasser in dem zweiten Theile die Eigenthümlichkeit des chinesischen Weisen treuer aufgefaßt und weniger *seine* Anmerkungen als die chinesischer Scholiasten gegeben hat. Damit ist ein Schritt mehr zur Kenntniß des oft verkannten chinesischen Weisen geschehen, den Voltaire in seinem ruchlosen Eifer gegen das Christenthum noch über den göttlichen Stifter unsers Glaubens stellt (man kennt seine Bemerkung über Confucius: on lui croyoit, et *même dans son pays*), während Andere ihm kaum die kümmerlichste Mittelmäßigkeit zugestanden.

Die Philosophie der Chinesen ist im Ganzen weit mehr praktisch als speculativ, weil ihre Moral in Autorität und Beispiel der alten weisen Fürsten, Gesetzgeber und Philosophen die wahre dogmatische Basis findet. So hat Confucius nur selten und immer unklar genug von einer übersinnlichen Welt und ihrer Beziehung zu dem Irdischen geredet; aber desto häufiger auf die strahlenden Muster der Vergangenheit hingewiesen, deren Verehrung er zu einer Früchte tragenden, zur Nachahmung veredeln wollte.*) Wie nun der — obschon nicht ganz in demselben Sinne — praktische Sokrates neben Xenophon seinen Plato fand, so strebten auch einige Anhänger des Confucius in der Folge dahin, die Lehre ihres Meisters metaphysisch zu begründen, wozu der Enkel des Weisen selbst in seinem Buche Dshung-yung (unveränderliche Mitte) den ersten Ton angab. Allein diese metaphysischen Grübeleien haben nur Wenige veranlaßt, darauf weiter fortzubauen, weil der Chinese da, wo ihn die Erfahrung verläßt, nicht weiter schaffen kann, und wenn er ja, seine Ohnmacht miskennend, in diesem Gebiete sich versuchen will, gar leicht ein kindischer Träumer wird. Dagegen befand man die praktischen Lehren des Confucius so heilsam für das öffentliche und Privatleben, daß eine Menge von Gelehrten darauf bedacht war, sie durch fleißiges Commentiren und Paraphrasiren immer praktischer zu machen.

Daß bei der Popularität, welche die sogenannten Schriften des Confucius auf diesem Wege erhielten, Vieles wässeriger und gemeiner geworden ist, versteht sich von selbst; wie denn auch manche Sentenz, aus der ein tieferer Blick in das Wesen der Dinge, als der gemein chinesische, und ein unendlich edleres Gefühl sprach, für die chinesische Nachwelt so gut als verloren gegangen ist. Es bleibt einem europäischen Beurtheiler vorbehalten, das menschlich Großartige hervorzuheben. —

*) Vgl. S. 101, wo aber der Verfasser Confucius' Selbstständigkeit vielleicht zu niedrig anschlägt.

Buchstab Schatz sich setzen in natürlicher Verbindung mit dem gefallenen Engel, dem Satan. Dieser Engel ist es, der sich in der Verborgenheit des Herzens, in Gedanken zu sich selbst spricht: Ich will sitzen auf dem Berge Sion, ich will mich setzen gegen Mitternacht, wenn diese Anhänger des Heilandes entlich erwachen, und sich in die Herrlichkeit und vollkommene Freiheit jener gehüllt sehen. Wie dem Satan aber gänzlich Mißlingen zuletzt, und er zerstäubt wird, wie Staub vor dem Winde, das wird Ihnen Herr Dr. Hansen aus der Geschichte der Weltregierungen und Weltgerichte, aus der Prophetie und Apokalypse, aus der Weissagung von der Wiederkunft Christi, aus der Weissagung von der Auferstehung der Todten, und aus dem Gerichte Gottes, das den verschiedenen Menschen seinen Lohn ertheilen wird, nachweisen. Den Mitarbeitern scheint es sehr wichtig, daß sie sich in Beziehung auf die Zeit, wann Christus kommt, und wann Jerusalem, und alle übrige entstandene und noch entstehende Sekten, die sich auf Christi Zukunft beziehen, nicht irre machen lassen, sondern daß sie sich vielmehr durch Gottes Wort fest und sicher gegründet finden, und gründlich wissen, was sie glauben, und wissen, warum sie glauben. Sie scheinen es für nothwendig zu halten, daß sie sich selbst, und ihre Gemeinden, und ihre Freunde, und Bekannten, und Verwandte auf den Verschleiß gehen, ohne

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 286. —— 12. Oktober 1832.

Ueber Schwärmerei. Hiſtoriſch-philoſophiſche Betrachtungen mit Rückſicht auf die gegenwärtige Zeit, von J. H. von Weſſenberg. Erſtes Heft. Heilbronn, Claß. 1833. 8. 15 Gr.

Wenn eine würdige und edle Geſinnung, weit ausgebreitete und verſchiedenartige Lecture und ein auf beide geſtütztes verſtändiges Raiſonnement einen Gegenſtand, wie den in obgenannter Schrift behandelten, aufzuklären im Stande wären, ſo würde dieſelbe von uns als ein wahres und dringend gefodertes Wort zu ſeiner Zeit unbedingt anerkannt und Jedem, der ſich für den wichtigen Gegenſtand intereſſirt, empfohlen werden. Allein der Gegenſtand entſchlüpft wie ein Knäul, welchen man zu entwirren ſtrebt, wenn man nicht Anfang oder Ende aufzufaſſen im Stande iſt. Bei dem Worte, das von den Bienen vornehmlich gebraucht wird (S. 4), kann man zwar anfangen und Manches daran knüpfen, aber für tiefere Beſtimmung und Würdigung der Erſcheinung iſt wenig damit gewonnen. Woher nun dieſelbe genauer kennen lernen? Allerdings aus Erfahrung. Aber da zeigt die Erfahrung, daß manche lobenswerthe Regſamkeit des Gemüths ebenſowol Schwärmerei genannt wird als manche verderbliche; und ſelbſt dieſe erſcheint nicht abſolut verderblich, ſondern manches Gute iſt auch wol mit ihr verbunden. Dann aber iſt auch die, welche man gemeiniglich nur für verderblich hält, in ſich ſelbſt höchſt verſchieden; ſie grenzt an Myſtik und Myſticismus. Wie das Verderbliche von dem Guten und die Schwärmerei ſelbſt von den letztgenannten Erſcheinungen unterſcheiden? Die gute Geſinnung des Betrachtenden iſt dazu nicht hinreichend. Die Lecture iſt verwirrend, jede hat andere Erſcheinungen vor Augen. Die Meiſten ſetzen den Begriff ſchon voraus, den ſie dann nach einigen ihnen vorſchwebenden Erſcheinungen beſtimmen. Kurz, iſt es nicht möglich, die Schwärmerei in ihrem Entſtehen aus den ſie bedingenden und in ihr zuſammenwirkenden Grunderſcheinungen aufzuzeigen und gleichſam als Reſultat darzuſtellen, ſo iſt eine befriedigende Aufklärung unmöglich, um die es jetzt am meiſten Noth thut, da ſich die Parteien jenes Namens vielfach bemächtigt haben. Dieſes Nachweiſen findet aber nicht ſtatt, wenn man aufzählend bemerkt, daß die Schwärmerei dieſe und jene Quelle habe, wie der würdige Verf. thut. Er ſagt z. B. zwar (S. 6): „Alle Schwärmereien ſind aus einer Quelle: aus der Ungenügſamkeit des menſchlichen Geiſtes mit ſeinem beſchränkten Vermögen entſprungen.“ Wir übergehen hier den Einwand, ob man dies nicht mehr von dem Myſticismus ſagen könne. „Wegen dieſer Ungenügſamkeit trachtet der menſchliche Geiſt bald nach Ergründung von Erkenntniß, die über den Grenzen ſeines Verſtandes und der Offenbarungen liegt, welche ihm die Gottheit gemacht hat (welcher?), bald nach einer höhern Vollkommenheit, als ihm ſeine ſinnlich-geiſtige Natur zu erreichen vergönnt. In einer dieſer beiden Beſtrebungen wird man den Urſprung jeder Schwärmerei nachzuweiſen vermögen.“ Dann heißt es aber auch (S. 13): „Eine Hauptquelle religiöſer Schwärmerei liegt in der irrigen Vorſtellung, daß Alles in der Welt, alſo auch die Religion, nur inſofern einen Werth habe, als uns daraus ein Genuß zufließt“, und dann wieder: „Die Grübelſucht, das Trachten nach Erforſchung des Unerforſchlichen iſt die Hauptquelle der meiſten Schwärmereien.“ An einem dritten Orte wird wieder eine Schwärmerei des Aberglaubens angeführt. Wie ſtimmt das Alles nun zuſammen? Und nun was die Begriffsbeſtimmung ſelbſt anlangt, ſo ſagt der Verf., um die Schwärmerei von dem Glauben zu unterſcheiden: „Der Schwärmer hat immer nur ſubjective Gründe für ſeinen Glauben.“ Aber vorher heißt es: „Die Gründe zum Glauben ſind mehr ſubjectiv, die für das Wiſſen mehr objectiv.“ Sonach wäre der Unterſchied zwiſchen beiden und zwiſchen Schwärmerei und Glauben nur quantitativ. Zwar fügt der Verf. hinzu: „Er (der Schwärmer) legt aber ſeinen ſubjectiven Gründen ein ſolches Gewicht bei, als ob Jedermann ſie ohne Prüfung anerkennen müßte. Dies rührt daher, daß er ſich ſelbſt ſeiner Gründe nur dunkel bewußt iſt, daß dieſe meiſt aus Gefühlen beſtehen, daß er jede Prüfung ſeiner Gründe ſcheut und ſich jeder Erörterung entzieht. Die Scheu der Prüfung und Erörterung der Gründe des Glaubens iſt die fruchtbare Mutter der Schwärmerei, in Geheim genährter Selbſtdünkel ihr Vater.“ Somit unterſchiede ſich nach dem erſten Theile des Satzes die Schwärmerei von dem Glauben faſt nur durch Stolz — man könnte ſie nennen: Glaubensſtolz —; nach dem andern Theile wäre jene Scheu, die doch in dem Glauben häufig auch

ohne Schwärmerei stattfindet, nur die Quelle der Schwärmerei.

Zur nähern Begriffsbestimmung heißt es (S. 31): „Wer die Erzeugnisse seiner überspannten Imagination für wirkliche Wahrnehmungen oder für Vernunftideen oder für göttliche Eingebungen nimmt, den nennen wir einen Phantasten; wenn er sich dadurch zu Handlungen bestimmen läßt (vielmehr wol, wenn er ihnen unwiderstehlich folgen muß), einen Wahnsinnigen; wenn er einen Anhang zu werben sucht, einen Schwärmer." Hiernach also wäre ein Schwärmer nur ein Phantast, der einen Anhang zu werben sucht? Einmal gibt es ja auch eine Schwärmerei, in welcher das Gefühl vorherrscht, wie der Verf. gleich auf der folgenden Seite anerkennt, und dann hat sich derselbe wol nur durch die etymologische Erklärung, welche an den Bienenschwarm erinnert, verleiten lassen, ein consecutives Merkmal für ein grundwesentliches zu halten. Schwerlich aber möchte die darauf folgende Stelle: „Der Mysticismus, der das innere Gefühl als höchste Erkenntnißquelle ansieht, ist die Scholastik des Herzens, die Dialektik des Gefühls", die Stelle einer aus Untersuchung hervorgehenden Begriffsbestimmung vertreten, welche hier gerade erfoderlich war.

Der würdige Verf. hat die Last der Schwierigkeiten wohl gefühlt, die einer solchen Untersuchung sich in den Weg stellen. Schon das Motto des Horaz: „Quo teneam vultus mutantem Protea nodo?" sagt dies aus. Dann aber erklärt er auch selbst (S. 73): „Wer heutzutage über die Schwärmerei belehren will, befindet sich in einer ganz eignen Lage. Auf der einen Seite begegnet ihm eine vorherrschende Neigung zur Schwärmerei jeder Art und Farbe, auf der andern sieht er Viele, die, im stolzen Dünkel selbstgeschaffener Weisheit, alles Das, was die Sinne und der Verstand nicht greifen, mit vornehmer Ironie als Schwärmerei verrufen. Hier erwahrt (bewährt) es sich vollkommen, daß die Aeußersten sich berühren, und es ist schwer zu entscheiden, welche von beiden Eigenheiten des Zeitalters die echte Ausbildung und die Glückseligkeit des Menschen mehr gefährde."

Dieselbe Schwierigkeit macht sich fühlbar, wo von den Mitteln die Rede ist, schwärmerischen Verirrungen zu begegnen. Der Verf. führt als solche an den reinen, ungefälschten Unterricht in der durch Christus geoffenbarten Religion, wie sie die von ihm gestiftete Kirche, die in überlieferter Form das innere Leben bewahrt, zu allen Zeiten (?) verkündigt hat. Der wahrhaft aufgeklärte Verf. wird dies gewiß nicht auf die katholische Kirche beschränken, indem er sagt: „Geist und Gemüth für das Gute, für das Göttliche zu erwecken, ist der Zweck aller Anstalten des katholischen Christenthums (S. 53); 2) das reinbewahrte Ansehen der Kirche, welches nur durch liebevolles Wirken auf der Grundlage des göttlichen Wortes zu erhalten ist; 3) vereinte Bildung des Geistes und des Herzens u. s. w."

Alle diese wohlmeinenden und mit dem Geiste der Liebe angestellten Betrachtungen verfließen in einander, obgleich der Verf. einigen Ueberblick durch folgende Abschnitte zu verschaffen gesucht hat: 1) Ueber den Charakter der Schwärmerei, insbesondere der religiösen; ihre Ursachen, Folgen und Erscheinungen, und im Allgemeinen über die Mittel, ihr entgegenzuwirken (S. 1—90); 2) Nähere Beleuchtung des Unterschiedes zwischen echter Begeisterung und Schwärmerei, und wie diese nicht nur durch Aberglauben, sondern auch durch falsche Aufklärung und Bildung gefördert wird, wogegen der weise Gebrauch der Vernunft gegen ihre Gefahren schützt (S. 91 bis zum Schluß). Mag auch diese Schrift, deren Fortsetzung dem Umschlage nach zu erwarten ist, zur Beförderung guter Gesinnungen dienlich sein, wie wir überzeugt sind, eine philosophisch-anthropologische Untersuchung des Gegenstandes nach dem gegenwärtigen Standpunkte der wissenschaftlichen Cultur wird immer noch ein Bedürfniß bleiben. G.

Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland, in Rücksicht auf medizinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege u. s. w., von Wilhelm Horn. Zweiter Band. Italien, Frankreich. Dritter Band. Großbritannien, Irland. Berlin, Enslin. 1831—32. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.

Wir freuen uns, aus der Vorrede des zweiten Bandes zu ersehen, daß der Verf. unsere *) oder anderer Freunde Rügen seiner im ersten begangenen Indiscretionen benutzt und sie in den vorliegenden beiden Bänden möglichst unterlassen hat; doch hat er nun freilich dafür seine Zurückhaltung etwas weiter getrieben, als nöthig war, und manche persönliche Charakteristik berühmter ausländischer Gelehrten unterdrückt, die man eher entschuldigt haben würde, da bei Ausländern schon ein etwas entfernteres Verhältniß als bei Landsleuten stattfindet. Mildern aber auch die Geständnisse des Verf. in besagter Vorrede um Vieles die Strenge fernerer Beurtheilung, so läßt sich doch nicht gänzlich verhalten, daß noch manchem Andern hätte nachgeholfen werden können. Das widerliche „hübsch" paradirt auch hier wieder an unpassenden Stellen, oft drei Mal auf einer halben Seite, und die langweiligen Würdigungen der Abtritte und ähnlicher Locale werden auch jetzt bei keiner Beschreibung irgend eines Spitals oder Gefängnisses übergangen. Wir wiederholen es: der Verf. hat sich die Freiheit genommen, über Alles, selbst Das, was man ihm nur aus Freundlichkeit gezeigt, öffentlich abzuurtheilen, er darf es daher der ebenso freien Kritik nicht übelnehmen, wenn sie prüft, inwieweit er hierzu berufen gewesen; und mit Beziehung auf diese Weltbürgerpflicht wollen wir alle fernern Rügen ruhen lassen.

Die zwei vorliegenden, nicht minder dicken Bände enthalten eine ansehnliche, ja schätzbare Masse von Angaben über alle akademische, medizinische, naturhistorische oder andere in diesen Bereich gehörige Institute, Gefängnisse, Sammlungen u. s. w., die der Verf. in den genannten Ländern sah, und worüber er unermüdlich sogleich aufzeichnete. Somit ist das Werk reich an interessanten Notizen aller Art und kann manchem Lehrer und Arzte nützlich sein; aber daß das Ganze nicht genug filtrirt, daß so Vieles nur geradezu aus der Schreibtafel abgedruckt ist, haben wir schon beim ersten Bande bemerkt. Hier und da scheinen auch nur Bogen gemacht, denn was nützen die zahllosen Tabellen aus Krankenhäusern oder eine Menge von dem im Artikel Paris Mitgetheilten? Auf dem Fuße konnte Hr. H. noch mehre Bände anfüllen. Unbegreiflich ist auch die Nachlässigkeit bei den Namen naturhistorischer Körper; man weiß nicht, was man vermuthen soll, da die zahlreichen pathologischen Wörter stets correct gedruckt sind, wie das ganze Buch. Nur ein paar Beispiele zur Erinnerung: Phönix dactylifolia st. dactylifera; Heliotis maritifera st. Halyotis

*) Vgl. Nr. 125 d. Bl. f. 1831. D. Red.

margaritifera; Turnus st. Sturnus, zwei Mal Empère st. Ampère; S. 184. „Die Originalthermometer (!!) von Torricelli" u. s. w. Das sind eher Hörfehler als Druckfehler zu nennen.

Doch genug. Wir geben einige Auszüge aus den interessanteren Mittheilungen.

S. 6. Im Irrenhause zu Triest sah der Verf. einen Knaben, der in seinem siebenten Jahre, beim Spielen mit seinen Kameraden, ins Meer geworfen worden war und seit jener Zeit mit wachsendem Blödsinn eine unbesiegbare Neigung zeigte, sich den Kopf an der Wand zu zerstoßen, weshalb er noch damals, in seinem dreizehnten Jahre, auf einen Abtritt gebunden saß. In seiner Entwickelung war er sehr zurückgeblieben.

S. 21. Venedig. Vor 14 Jahren ist hier auf dem Lazaretto vecchio durch einen Hammel, der von einer aus Aegypten kommenden Heerde entsprungen, die Pest ausgebrochen, und neun Menschen sind daran gestorben. Das Schiff wurde auf den Boden des Meeres versenkt.

S. 65. Mailand. „Der berühmte Rasori, mit dem wir uns eine Stunde lang, durch die Güte des Dr. Sacco eingeführt, unterhielten. Die Bescheidenheit, die ich einem ältern und berühmten Manne schuldig bin, erlaubt mir nicht, von dem gehässigen Gespräch etwas mitzutheilen, das in dieser Stunde geführt wurde; aber traurig ist es, zu sehen, wenn einem grauen Haupte gekränkter Ehrgeiz die Lebensfreude getrübt hat."

„Auch den mehr als achtzigjährigen Carminati sahen wir hier, bei uns bekannt durch seine Versuche über den Magensaft, Versuche, denen man hier den Schreibtisch zum Vater gibt."

S. 100. Turin. Im naturhist. Museum eine Ammer (Emberiza) mit einem völligen Finkenschnabel, und diese Thiere findet man jedes Jahr in einzelnen Exemplaren.

In den Rubriken Rom, Neapel, Sicilien ist uns nichts der besondern Auszeichnung Werthes aufgestoßen.

Nach Frankreich reiste Hr. Dr. H. über Nizza, und kam zunächst nach Marseille. Hier ist eine medizinische Schule mit etwa 60 Studenten, aber geachteten Lehrern. Viele Säle und mancherlei Apparate sind da, aber sechs Skelete von Säugthieren und Vögeln und ein Menschenkopf bilden die ganze anatomische Sammlung dieser medizinischen Schule. (?)

S. 372. St.-Remi. Hier hat ein Dr. Mercurin eine Privatirrenanstalt, die viel Vorzügliches enthält. Der Dr. hat unter Andern dabei die Ansicht, daß zur Cur angenehm und stark auf die Sinne gewirkt werden müsse, und er meint, durch einen musikalischen Ton oft Rückerinnerungen in dem Gemüthe des Kranken hervorzubringen, welche zuerst seine Aufmerksamkeit fesseln, dann aber auch eine Sammlung oder wol gar Heilung bewirken können. In dem schönen Badesaale ist eine sehr laute Orgel, die man ungesehen spielt, und dicht dabei eine große Pauke und Becken. Befindet sich nun ein Kranker im Bad, auf den gewirkt werden soll, so geht mit einem Male der ungeheure Spektakel unverhofft vor sich, und Hr. H. meint, er habe doch, ungeachtet er vorbereitet gewesen, einen Schrecken bekommen.

S. 375. Nismes. Im Hoteldieu, dem großen Hospital, befinden sich auch einige knappe Dachzimmerchen für protestantische Kranke!

Montpellier. Die hiesige berühmte medizinische Schule ist 800 Jahr alt und hat etwa 12 Professoren, 500 Studenten, und jährlich etwas über 100 Promotionen. Prof. Delpech, ein sehr reicher Mann, hat seit sechs Jahren vor der Stadt ein sehr splendides orthopädisches Institut eingerichtet, dem er mit großer Liebe vorsteht. Alles ist höchst elegant, es waren damals 18 Knaben und 11 meist erwachsene Mädchen darin, und selbst eine 26jährige Frau hat er geheilt. Alle Maschinen und Krücken sind verbannt (doch besitzt er sie nebst einer Sammlung von Gypsabgüssen verkrümmter Rücken), und Gymnastik und Schwimmschule sind seine Heilmittel. Ein offener und ein verdeckter Turnplatz mit allem Zubehör muß vorzüglich von den Damen (in Pantolons und kurzen Röcken von unnachahmlicher Grazie) bis zur Ermüdung benutzt werden. Es geschieht unter männlicher Anleitung und weiblicher Aufsicht. Man sehe hier Wunder! ruft der Verf. aus. Die Kranken, die das frischeste Ansehen hatten, fühlen da recht innerlich ihr wahres Heilmittel, und da D. die Krankheit der Zwischenwirbelknorpel als die Hauptursache ansieht, so hat er gewiß das Richtige gewählt. Schade nur, meint der Verf., daß die Anstalt ihrer Kostbarkeit wegen nur den Reichen zu Gute komme.

S. 426. Paris. Den weitläufigen Anfang dieses großen Artikels machen eine Menge statistischer Notizen in Tabellen, z. B. die Consumtion der Stadt im J. 1826 an Wein, Branntwein, Bier u. s. w., welche wir Hrn. H. gern erlassen hätten; man lernt daraus nichts. Hierauf folgt die gewöhnliche Beschreibung der Institute und Krankenhäuser, mit etwas näherer Charakteristik der zum Theil berühmten Vorsteher, und vielerlei Krankengeschichten. Es ist Schade, daß die meisten darunter keine Mittheilung erlauben; sie sind interessant wegen der schauderhaften Kühnheit und doch auch Sicherheit der französischen Operateurs. Sie schneiden ganze innere Eingeweide des Leibes heraus, sägen Kinnladen ab, wo sie zuvor Backen, Lippen, Kinn und Zähne loslösen und durchschneiden u. s. w.; dem Arzte wichtig, der Menschheit fürchterlich, und immer den Nationalcharakter bezeichnend. Denn dergleichen Operationen werden nicht als Beispiele der Fechtheit, sondern als Beispiele des großen Taktes der Handhabung und der genauen Kenntnisse eines Dupuytren, Recamier, Roux u. A. angeführt, und kommen allerdings auch bei uns vor; und wenn auch der Ausgang nicht immer glücklich war, d. h. die Kranken sie lange überlebten, so lernt doch der junge Wundarzt, was möglich, und wie weit es in seiner Kunst zu treiben sei.

Die ermüdenden Relationen des Verf. verfolgen uns nun auch in den dritten Band, nach Großbritannien und Irland hinüber. London mit seinen zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten, die meist Privatinstitute sind, während auf dem Festlande Alles der Art öffentliche, von den Regierungen unterhaltene Anstalten sind, bietet uns nicht viel zu einem Auszuge, um so weniger als wir auch diese, wie viele andere in den Städten des Festlandes, die der Verf. besucht hat, selbst gesehen und gefunden haben, daß manches mehr, manches weniger darüber hätte gesagt werden können. Der weitläufige Artikel über die londoner neue Universität ist auch einer von denen, die das Buch nur dicker machen, ohne eigentlich hierher zu gehören. Warum hat nicht Hr. H. noch alle Buchläden und Buchhändler hereingezogen?

Um jedoch diese große Stadt nicht ganz zu übergehen, erwähnen wir des interessanten Spitals auf dem Schiffe Grampus, auf der Themse liegend. Es war dies vormals ein Kriegsschiff von 50 Kanonen und enthält beständig an anderthalbhundert Kranke aller Nationen. In den ersten acht Jahren seines Bestehens hat es 13,000 kranke Seeleute (denn nur für diese ist es bestimmt) aller Völker der Welt behandelt. Darunter z. B. sieben Chinesen, 38 Südseeinsulaner (auch Otaheiter), vier Neuholländer, zehn Neuseeländer u. s. w. Es gibt auch in London eine Society of friends of foreigners in distress, die jährlich 4000 Pfund Einkünfte besitzt und deren Protectoren die meisten Monarchen Europas sind. Nach der vom Verf. mitgetheilten Liste hat sich ihre Wohlthätigkeit gleichfalls über alle Nationen erstreckt. Die Royal humane society, gestiftet 1774, hat die Rettung Verunglückter, zumal Ertrunkener, zum Zweck und führt zum Motto:

Death may usurp on nature many hours,
And yet the fire of life kindle again
The overpressed spirits. I have heard
Of an Egyptian had nine hours lien dead
By good appliance was recovered.

Die Belohnungsmedaille hat auf der Vorderseite einen Genius, welcher einen glimmenden Docht anbläst, mit der Inschrift: „Lateat scintilla forsan." Auf der Rückseite einen Eichenkranz mit der Umschrift: „Hoc pretium cive servato tulit." In die Mitte kommt der Name des Empfängers. Bis zu Anfange 1830 waren bereits mehr als 7000 Scheintodte ins Leben zurückgerufen und fast 24,000 Personen waren belobt oder belohnt worden, daß sie, um Anderer Leben zu retten, ihr eignes in Gefahr gesetzt hatten.

Edinburg. Dieselben Berichte; doch lobt der Verf. hier einmal ganz besonders die Aufnahme. Zum Beschlusse möge der Anfang des Artikels, den bekannten Anatomen Dr. Knox betreffend, noch hier stehen: „Die bedeutendste hiesige anatomische Privatschule hat Dr. Knox, der fast alle Studenten der hiesigen Universität zu Schülern hat. Er hat zwei verschiedene anatomische Curse in zwei Stunden täglich, jeden etwa zu 250 Schülern, und außerdem einen Cursus für chirurgische Operationen, sodaß er 1829, seiner eignen Aussage nach, 2500 Pfund Einnahme gemacht hat. Er hat drei Assistenten, von welchen er den ersten mit 250, die beiden andern jeden mit 150 Pfd. jährlich besoldet. Vielleicht aus Neid, wol mehr aber noch, weil im Volke auf ihm der Verdacht ruht, an dem scheußlichen Processe der jüngsten Zeit mit dem Mörder Burck (Burke) in Verhältniß gestanden zu haben, ist Dr. Knox von andern Aerzten vermieden. Anfangs konnte er sich ohne Lebensgefahr gar nicht auf den Straßen sehen lassen, hatte keine bestimmte Wohnung, wurde verfolgt und dergleichen; jetzt war er schon etwas dreister, und, mag es Vorurtheil sein, oder sein Aeußeres dazu beitragen, oder sein Absprechen über die ganze Welt — der Mann macht keinen angenehmen Eindruck!"

Von da gings nach Glasgow und endlich nach Dublin. Damit schließt das Werk. 14.

Novellen von A. Lewald. Zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Der Verf. dieser Novellen steht auf dem Scheidewege zu einem guten oder zu einem Dutzenderzähler. Er hat die Grade der Mittelmäßigkeit überwunden, und der Fortschritt in seinen neuesten Arbeiten ist augenscheinlich. Fleiß und Sparsamkeit mit seinem Vorrathe, vor Allem aber der feste Entschluß, nur Gutes, ihn selbst Befriedigendes geben zu wollen, können ihn zu einem gewissen Vorrang unter den Erzählern erheben, sowie andererseits Vernachlässigung, das beliebte Sichgehenlassen und das Verlangen, nur Viel zu liefern, ohne Prüfung, ob es auch gut sei, ihn zuverlässig in den Kreis zurückdrängen werden, den er soeben zu verlassen anfängt. There is the rub! Dies ist die Klippe, an der so viele gute Anlagen scheitern. Man verlangt heute von Dem, der sich auszeichnen will, eine Fruchtbarkeit, die sich mit der Gereiftheit schwer verträgt. Jeder Monat soll etwas Neues bringen, und weder dem Dramatiker, noch dem Erzähler, noch dem lyrischen Dichter erlaubt unsere Zeit diejenige Sammlung, ohne welche nichts Tüchtiges hervorgebracht wird. Wer seinen Ruf liebt, kehre sich an diese Foderung nicht; sie ist verkehrt und unerfüllbar.

Hr. Lewald hat das Talent treffender Individualisirung. Die Personen wie die Localitäten seiner Erzählungen sind tastbar, mit der Hand zu ergreifen. Dazu kommt eine meistens geschickte Verwickelung, eine glückliche Führung der Geschichte, gewandte und reine Sprache, ohne viel poetische Erhebung, und endlich eine natürliche und wirksame Lösung des Knotens. Dagegen haben seine Charaktere gewöhnlich eine merkbare Hinneigung zur Ueberladung, sie streifen oft nahe an Carikatur. Diese Abirrung muß er vermeiden, es gibt ein einfaches Mittel dazu: Naturstudium und nächst diesem der Vorsatz, von der Palette alle die Farben hinwegzulassen, welche in das Grelle übergehen. Er suche weniger Effect, und er wird mehr finden!

Der vorliegende Theil liefert fünf Erzählungen, unter denen die erste: „Der abgerissene Knopf", das Verdienst hat, mit vieler Genauigkeit in den Umgebungen uns einen der größten Geister des verflossenen Jahrhunderts vorzuführen. Wer kennt die Geschichte von Kant und dem abgerissenen Knopf eines seiner Zuhörer nicht, welcher den großen Denker in seinem Vortrage einst verwirrte? Dieser magere Stoff ist geschickt zu einer anmuthigen Erzählung benutzt. Der Zuhörer ist ein wißbegieriger Schuhmacher, der glücklicherweise reich wird, den verehrten Lehrer zum Freiwerber gewinnt und die Braut heimführt. Das Locale ist mit holländischer Präcision und großer Genauigkeit ausgemalt, und eigentlich macht dies den Werth der kleinen Erzählung aus. Die zweite Geschichte: „Die Glocke von Czenstochau", ist eine gut behandelte Sage, der jedoch ein Hauptrequisit, die ethische Bedeutung, fehlt. Soll sie vor der Trunkenheit warnen? Eine solche Tendenz wäre der Kunst sehr unwürdig! Aber der Vortrag ist zu loben. Bis jetzt hat sich der Verf. noch wenig als eigentlichen Seelenmaler gezeigt. Er versucht ein Bild der Art in den „Sechs Wochen aus dem Tagebuche einer Frau von Stande". Aber es ist mißglückt. Seine „Verirrte" ist eine zu gewöhnliche Erscheinung, um anziehend zu sein; unsere Theilnahme für sie bleibt gering. Dabei ist die Geschichte allzu gewöhnlich erfunden und zeigt nichts als charakterlose Personen. Mit Einem Worte: dies ist nicht das Gebiet des Verf. Eine äußerlich bewegte Geschichte, wie die folgende, sagt seinen Anlagen besser zu. „Die schöne Aegyptierin" enthält etwas Hoffmann'schen Spuk und dreifachen Wahnsinn, allein die Erzählungsweise ist trefflich, und die Novelle, trotz ihres etwas barocken, naturwidrigen und dennoch schon verbrauchten Inhalts, verfehlt ihren Eindruck nicht. Wir loben sie als Individuum, wenngleich wir die Gattung, zu der sie gehört, verwerfen müssen. Die Sünde des alten Reimann ist zu widerwärtig, um in einem Kunstwerke geduldet werden zu können. Die letzte Geschichte: „Gretchen", ist ein unbedeutender Lückenbüßer. Hier müssen wir den Verf. anklagen. Warum ließ er sie drucken? Gehört er auch zu Denen, die da glauben, Alles, was geschrieben ist, müsse auch unter die Presse? Dann — würden wir ihn aufgeben!

Des Verf. Sprache ist zu loben. Nur selten begegnen uns Unziemlichkeiten wie S. 11: „Die Menge der Zuhörer hatten alle ꝛc.", oder S. 138: „Die aus verschiedenartigen Kehlen singenden Insekten" ꝛc. Auch zeigt sich bei ihm eine Mannichfaltigkeit der Auffassung und der Stylarten, die uns für ihn einnehmen. Er ist nicht wie so manche Erzähler, welche ihre hundertste Novelle so getreulich nach dem Leisten ihrer ersten zuschneiden, wie ein guter Schuhmacher thut, und bei denen dieselben Charaktere, dieselben Begebenheiten, dieselben Ausgänge sich immer und immer wiederholen. Keine seiner Geschichten ist der andern gleich, und das ist ein Zeichen von Fonds. Wir empfehlen ihm eine sorgsame Auswahl aus seinen anscheinend ziemlich reichen Ideenvorräthen, und sind versichert, daß ihm alsdann Leser und ein gewisser Ruf nicht fehlen werden. 89.

*) Ueber den ersten Theil berichteten wir in Nr. 89 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Notiz.

Ein sehr seltenes Buch erwartet in Kurzem gleichsam seine Wiedergeburt durch die Druckerpresse: ein seltenes und zugleich zeitgemäßes Buch, durch die Beziehung auf den Tag, dem der Wiederabdruck für unsere Zeit eigentlich und zunächst gilt. Zum 6. Nov. 1832 (an welchem Tage es zweihundert Jahre werden, daß Gustav Adolf von Schweden bei Lützen den Tod fand) erscheint nämlich bei G. Wolbrecht in Leipzig ein Wiederabdruck des im Jahre 1636 zuerst in Paris erschienenen: „Evurtii Jollivetі Aurelianensis Galli Fulmen in aquilam. Seu Gustavi Magni bellum Sueco-Germanicum. Heroico-politicum carmen." Einige interessante Actenstücke, z. B. ein Bulletin über die Schlacht, werden beigefügt werden. Das Gedicht selbst gilt, nach Darstellung und nach metrischer Form (es ist in Hexametern abgefaßt und besteht übrigens aus zwölf Gesängen, lctus genannt), für ausgezeichnet und dürfte daher auch überhaupt das Interesse der Genossen unserer Zeit mit Recht in Anspruch nehmen. 30.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 287. — 13. Oktober 1832.

Max von Schenkendorf's poetischer Nachlaß. Berlin, Eichler. 1832. Gr. 12. 1 Thlr.

Die erste Sammlung der Gedichte Max von Schenkendorf's, die 1815 erschien, enthält wenig mehr als patriotische Lieder aus der Zeit des damaligen Befreiungskampfes. Die Begeisterung jener schönen Jahre hatte das jugendlich innige, reine Gemüth des Dichters tief durchdrungen und trieb eine Fülle poetischer Blüten daraus hervor, die von einer gleichgesinnten Mitwelt hochgünstig aufgenommen, ihm allgemeine Liebe und Beifall erwarben. Jetzt, wo jene Stimmungen, vor andern Richtungen der Bewegung zurückweichend, fast nur noch als historische Erscheinungen mit ruhiger Prüfung, hin und wieder auch wol mit einer herben Gemüthsaufregung betrachtet werden, kann man von diesen Dichtungen, deren Wärme nicht in ihnen allein, sondern mit in der allgemeinen Nationalatmosphäre lag, nicht mehr so ergriffen werden als bei ihrem ersten Erscheinen, und man ist geneigt, sich selbst zu schelten, wenn man sie um so viel Grade kühler aus der Hand legt. In der That aber findet sich darin eigentlich nur wenig echte schaffende Kraft: sie sind reine Ausströmungen einer frommen, edeln, tapfern, treuen, liebevollen Gesinnung, in mannichfachen Formen einfach und wohlklingend nicht ohne einige Monotonie sich reproducirend. Den Grundton bildet ein zunächst auf die Befreiung des Vaterlandes, dann auf die Wiederherstellung eines etwas mittelalterlichen, von einem Kaiserthron beschatteten Deutschlands gerichtetes Glauben, Sehnen und Hoffen. Mitunter verfällt der Ausdruck des Gefühls ein wenig in Spiel und Wortverschwendung. Jenes aber waren nur die Blüten des poetischen Baumes, während uns hier eine Sammlung gereifter und erquickender Früchte geboten wird. Jene mehr nach Außen gerichteten Bestrebungen haben nun ihr Ziel gefunden, der Dichter, dem zwei in den Waffen durchlebte Jahre, wie die von 1813 und 1814, bedeutende Schätze des Lebens zugeführt hatten, schaut tiefer als bisher in sein Inneres, es bildet sich die in ihm liegende Sehnsucht nach dem Göttlichen, sein tief religiöser Sinn, seine ruhige, wohlthätig erwärmende Liebe zu höherm Bewußtsein aus, und dieses sind die Elemente der hier gesammelten, mit wenigen Stücken aus einer frühern Zeit untermischten Dichtungen. Auch in ihnen findet sich keine Spur von eigentlich künstlerischer Erfindung, von sinnreicher oder neuer Gedankenwendung, oder von ergreifender Kraft und Glanz des Ausdrucks, dagegen aber eine Unschuld, Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, die uns, während wir des Dichters vergessen, zu dem Menschen unwiderstehlich hinzieht. So wird z. B. Jedem, der das folgende Gedicht liest, wenn er sich in der Phantasie eine Vorstellung von dem Verf. desselben machen will, wol nicht das Bild eines großen Dichters, gewiß aber das eines sehr liebenswürdigen Menschen vor der Seele schweben.

Die gefangenen Sänger.

Vöglein, einsam in dem Bauer,
Herzchen einsam in der Brust,
Beide haben große Trauer
Um die süße Frühlingslust.

Um das Wandern, um das Fliegen
In dem Thal von Zweig zu Zweig,
Um das Wiegen, um das Schmiegen
An die Liebste warm und weich.

Vöglein, singe deine Klagen,
Bis die kleine Brust zerspringt,
Herz, mein Herz, auch du wirst schlagen,
Bis dein letzter Ton verklingt.

Die Sammlung ist sehr sinnig und vollkommen erschöpfend in drei Abtheilungen unter den Ueberschriften: „Leben und Liebe", „Vaterland" und „Glaube" geordnet, wodurch dem Leser zugleich die Richtungen, in welchen sich die Seele des Dichters bewegte, vollständig offenbart sind. Aus der ersten Abtheilung ist oben schon ein Gedicht mitgetheilt worden, und es möge hier noch ein zweites aus derselben nachfolgen, das neben seinem großen poetischen Werth auch noch den hat, daß es uns einen tiefen Blick in Schenkendorf's herrliches Gemüth gestattet.

Das Bad Ems.

Den leichten Morgenträumen
Entreiß' ich froh und schnell,
Und nahe sonder Säumen
Dem wunderbaren Quell.

Zur Tiefe steig' ich nieder,
Da quillt es reich und warm,
Da senken sich die Glieder
In milden Liebesarm.

O Liebesfüll', o Gnade,
Wie selig, wer euch schaut,
Wenn ihr auf unsre Pfade
Die süßen Wunder thaut.

Was bricht aus Felsenklüften?
Was blüht an manchem Strauch?
Was weht in milden Lüften?
Der ew'gen Liebe Hauch.

O Quell, ich muß dir danken,
Genesen will ich hier,
Die seligsten Gedanken
Erfüllen mich bei dir.

Und soll der Leib versinken
In dunkle Grabesnacht,
Vom Wasser will ich trinken,
Das ewig lebend macht.

Dieses Gedicht, durchweht von einer stillen, bis zur Heiterkeit ergebenen Vorahnung des ihn wirklich bald darauf plötzlich, aber sanft ereilenden Todes war das letzte des Dichters.

In der „Vaterland" überschriebenen Abtheilung finden sich noch einige Gedichte aus dem Jahre 1814, die in der frühern Sammlung fehlen. Die vortrefflichsten darunter sind: „Muttersprache", „Das Lied vom alten Helden" und „Andreas Hofer". Das erstere würde Ref. als Probe hier mittheilen, wenn es nicht schon ein Lieblingslied der Deutschen geworden, also allzu bekannt wäre. Denn wer erinnert sich nicht sogleich des herzlichen lieben Liedes, wenn er nur die Anfangsverse vernimmt: „Muttersprache, Mutterlaut, Wie so wonnesam, so traut!" Das dritte aber kann ich mir hier einzurücken nicht versagen, selbst auf die Gefahr hin, daß es einigen unserer Leser schon bekannt wäre.

Andreas Hofer.

Als der Sandwirth von Passeier
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen Mittags kommen;
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: Legt hin die Geigen,
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

Kniet bei euern Rosenkränzen,
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dies ist mir das liebste Carmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!

Die dritte, „Glaube" überschriebene Abtheilung kann nicht besser als mit des Dichters eignen Worten charakterisirt werden:

Kein hoher Psalm! Nur Liebe, Reu' und Sehnen
Und Schmerzenfreude spricht aus diesen Tönen.

Es ist ein einfacher, kindlicher, sehnsuchtathmender Ton, der, aus einem gläubigen Herzen entspringend, auch auf ein solches nur zu wirken vermag. Diese Lieder möchten daher wol eigentlich nur in einer engern Gemeinde sinnverwandter Seelen ihre rechte Geltung finden. Diejenigen, welchen diese Richtung fehlt, werden sich darauf beschränkt sehen, sich des reinen treuherzigen Gemüths, das darin sich offenbart, zu erfreuen; sie werden den frommen Sänger lieb haben, auch da, wo seine Liederweise in ihrem Herzen keinen tiefern Anklang findet.

Damit der Leser auch von den Liedern dieser Abtheilung eine Probe erhalte und den Ton, aus welchem sie erklingen, ungefähr erkenne, läßt Ref. das folgende Gedicht hier einrücken:

Christ, ein Gärtner.

Nach einem alten Bilde.

Ein Gärtner geht im Garten,
Wo tausend Blumen blühn,
Und alle treu zu warten,
Ist einzig sein Bemühn.

Der gönnt er sanften Regen,
Und jener Sonnenschein:
Das nenn' ich treues Pflegen,
Da müssen sie gedeihn.

In liebenden Gedanken
Sieht man sie fröhlich blühn,
Sie möchten mit den Ranken
Den Gärtner all umziehn.

Und wann ihr Tag gekommen,
Legt er sie an sein Herz,
Und zu den Sel'gen, Frommen
Trägt er sie himmelwärts;

Zu seinem Paradiese,
Zu seiner schönen Welt,
Die nimmermehr, wie diese,
In Staub und Asche fällt.

Hier muß das Herz verglühen,
Das Weizenkorn verdirbt,
Dort oben gilt ein Blühen,
Das nimmermehr erstirbt.

Du Gärtner treu und milde,
O laß uns fromm und fein
Zum himmlischen Gefilde,
Zum ew'gen Lenz gedeihn.

Der Herausgeber verdient den warmen Dank aller Freunde der deutschen Poesie für die Veranstaltung dieser Sammlung, wodurch er einem allgemein und wiederholt ausgesprochenen Wunsche entsprochen und so viele schöne, überall zerstreute Blüten vor dem Untergange geschützt hat. Schenkendorf wird uns und unsern Nachkommen ein ewig werther Dichter und ein lebendiger Beweis bleiben, daß die echte Liebe zu Allem geschickt macht. Die Ausgabe entspricht durch einfache Zierlichkeit und Correctheit dem Werthe und Charakter des Inhalts. 119.

Die Schulen. Die verschiedenen Arten der Schulen, ihre innern und äußern Verhältnisse, und ihre Bestimmung in dem Entwickelungsgange der Menschheit. Zur Vollständigkeit der Erziehungslehre. Von Fr. H. Chr. Schwarz. Leipzig, Göschen. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Die „Erziehungslehre" des würdigen Verf. ist ein wahrhaft classisches Werk, das die Bedürfnisse des Gelehrten und des Wißbegierigen in seltenem Grade befriedigt. Welches Berufs wir sein mögen, wir bedürfen Erziehung und Unterricht vom ersten bis zum letzten Athemzuge unsers Lebens, und erhalten sie mit und wider unsern Willen. Denn wir lernen und verlernen, gewöhnen und entwöhnen uns täglich, haben Einfluß auf Alles, was uns umgibt, und empfangen ihn davon. Das lebendige Bewußtsein dieser großen Wahrheit muß uns theilnehmend, erkenntlich und behutsam machen gegen Andere wie gegen uns, und Ref. ist keine Belehrung bekannt, die sie einfacher, umfassender und anwendbarer ans Herz legt als die des Hrn. S. Aus einer überaus anziehenden und unterhaltenden Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die nichts Bedeutendes übergeht, nichts Unbedeutendes und Unglaubwürdiges aufnimmt und weder Lob noch Tadel übertreibt, entwickelt sich das Ergebniß funfzigjähriger Beobachtung über Das, was für Zöglinge jedes Standes und Geschlechts zu thun ist, bis sie gereift sind, für sich selbst zu sorgen und der von ihnen ergriffenen Bestimmung zu folgen. Sittlichkeitsgefühl ist der unentbehrlichste Führer unsers Lebens, und Religion dessen sicherste und zugänglichste Verbürgung. Von dieser Grundlage geht Hr. S. aus, auf diese stützt sich Alles, was er in vorliegender Ergänzung seines frühern Werkes über die Einrichtung der verschiedenen Schulen vorträgt. Schule und Haus müssen sich gegenseitig befreunden und ihren etwanigen Mängeln, die von jeder menschlichen Vorkehrung unzertrennlich sind, abzuhelfen streben. Schulen sind Anstalten, in welchen die Jugend gemeinsam unterrichtet werden soll, aber sie würden diesen Zweck nicht erfüllen können, wenn sie nicht zugleich die Erziehung ihrer Zöglinge ins Auge faßten; wie das Haus ebenfalls seine Pflegbefohlenen zum Fleiß ermuntern und ihre Lernbegierde befördern muß. Diese Schrift beschränkt sich auf Schulen im eigentlichen Verstande, mithin sind Universitäten und Kunstanstalten davon ausgeschlossen, aber über jene ist sie vollständig und genügend.

Der erste Theil, den innern Schulverhältnissen gewidmet, betrachtet diese von den frühesten Kinderjahren an, wie sie sich in der Wirklichkeit vorfinden, und erinnert an solche, die noch zu wünschen sind. Darüber werden die besten vorhandenen Nachrichten mit großer Umsicht benutzt, zum Theil berichtigt und sorgfältig nachgewiesen. Für Leser der „Erziehungslehre" bedarf es der Bemerkung nicht, daß der Verf. mit regem Sinne für musterhafte Vollkommenheit, Gerechtigkeit gegen das Mindervollkommene verbindet und sich nie in unerreichbare Vorschläge und unbillige Ansprüche verliert. Die überaus wohlthätigen, überall ausführbaren und hier und da mit Glück ausgeführten Bewahranstalten und Kleinkinderschulen machen den Anfang. An sie schließen sich die Elementarschulen, die Mittelschulen für Knaben und Mädchen, die höhern Volksschulen, polytechnische mit eingeschlossen. Darauf folgen die Gelehrtenschulen, über deren Erfoderniße die Meinungen so getheilt sind. Dem Verf. ist es vollkommen gelungen, den Begriff und Beruf des Gelehrten, welcher im Wesen der Bildung und der fortschreitenden Menschheit begründet ist, vor allen Misdeutungen und Mißgriffen in Schutz zu nehmen. Lehrgegenstände der Gelehrtenschulen und deren Grenzen. Classische Sprachen, Geschichte, Muttersprache, Mathematik, Naturwissenschaft und Geographie, Encyklopädie, Einleitung in die Psychologie und Logik, Nebenwissenschaften, neuere Sprachen, Religionsunterricht. Einleuchtende Beweisführung, daß die classische Bildung der christlichen nicht widerspricht. Vertheilung der Lehrgegenstände, Abwägung der Vortheile und Nachtheile des Classen- und Fachsystems, Möglichkeit, beide zu vereinigen. Zeit- und Classeneintheilung, Lectionsverzeichniß für acht Classen, Zahl der Lehrstunden, steliger Lehrgang und Ueberwindung seiner Schwierigkeiten. Lehrform, das sogenannte Certiren nur für Jünglinge geeignet, Gewöhnung an öffentliche Meinung, ohne den eignen Freiheitssinn zu beeinträchtigen, eine Art wechselseitigen Unterrichts, Privatfleiß, fehlerhafte Methoden. Goldene Worte über Schulsucht, zu welcher sich Menschenkenntniß und christlicher Sinn vereinigen müssen, Strafordnung, innere und äußere Mittel. Dieses Capitel besonders kann auch von Aeltern und Pflegern nicht genau gelesen und beherzigt werden. Regierung der Gelehrtenschulen, Verhältniß der Lehrer unter einander, Gemeinsinn unter den Schülern, Behandlung derselben nach ihrer Individualität. Einige Einrichtungen für mehre Schulen, Wiederholung des Erlernten, Prüfung, Schülertabellen und Schulzeugnisse. Nebenschulen, denen Lehrerzahl mangelt, wechselseitigen Unterrichts, Armen- und Industrieschulen, Sommer- und Winterschulen, Sonntags-, Abend und Verbesserungsschulen, und Rettungsanstalten für verwahrlosete Jugend.

Der zweite Theil beschäftigt sich mit den äußern Verhältnissen der Schulen. Erfoderniße für jede Art der Schullehrer und deren Vorbereitung. Das Für und Wider der Seminarien. Anstellung der Lehrer, deren Prüfung, Uebertragung des Schulamts, Besoldung, Schulrecht in Beziehung auf die Aeltern, Heiligkeit ihrer Rechte, Verhältniß der Schulen zu ihnen, Aufsicht der Obern, Grenzen derselben. Schulrecht in Beziehung auf Staat und Kirche, Vorsicht in ihrer Gesetzgebung. Gesetze, die Lehrer betreffend, deren Wählbarkeit, Anstellungsart und Bestand, amtliches Verhältniß. Errichtung und Erhaltung der Schulen, und deren Verhältnisse zu einander. Einheit der Schulen kann mit der Freiheit des Unterrichts gar wohl bestehen. Die letzte ist eine herrliche Sache, aber ebendeswegen muß sie den Gesetzen des heiligen Menschenrechts für die Bildung nicht widersprechen, und um sie wahrhaft schützen zu können, bestimmte Grenzen nicht überschreiten. Keine Gewalthaberei soll sie stören, weder klerikalische noch demagogische; kein Bannrecht stattfinden, aber genau beobachtete Bedingungen; nichts mit einem Schlage geschehen, sondern in naturgemäßer Entwickelung. Das Gesetz für Lehrer und Schüler muß zugleich liberal und strengverbindend sein, und die freie Befolgung möglich machen. Der Strafcodex für die Lehrer darf ihr Ansehen nicht entwürdigen. Pensions- und Gemeindeschulen. Schulrath aus der Gemeinde. An der Aufsicht über Volksschulen müssen Geistliche Theil nehmen: denn auch dieser vollgültige Richter erklärt sich gegen den, bereits in Nr. 113 d. Bl. bestrittenen Vorschlag des Hrn. Pustkuchen-Glonzow, die Volksschulen von der Kirche und geistlichen Obdut gänzlich zu entbinden. Lehrer der Volksschulen sind zwar nicht eigentliche Staatsdiener, jedoch dem Staate verpflichtet. Vollständigkeit, Zusammenwirken und Fortschreiten der Schulen mit der fortschreitenden Volksbildung. Wo diese nicht gehemmt wird, läßt sich denken, daß jedes Haus eine Schule und das Reich Gottes herbeigeführt werde. Auch diese Annäherung zu diesem, auf unserm Planeten vielleicht nie völlig erreichbaren Zwecke, auch verringerte Entfernung von ihm, ist schon verdienstlich und begeisternd: denn welche andere Bestimmung hat das Schulwesen, als die Erziehung des Volks, die Läuterung des Nationalcharakters und die Verherrlichung der Menschheit im Allgemeinen? Mit so herzerhebenden Betrachtungen entläßt der vorurtheilsfreie Weise seine Leser, und wir die Unsrigen mit der Ueberzeugung, daß Kenner uns keiner zu leicht ertheilten Billigung beschuldigen, Nichtkenner aber Dank wissen werden, ihnen ein Buch bekannt gemacht zu haben, dessen anwendbare Belehrung sie auf Treu und Glauben annehmen dürfen, über einen Gegenstand, der uns Alle berührt, und über welchen Jeder von uns verpflichtet werden kann, das Beste zu sagen, was er vorzubringen weiß.

95.

Histoire générale du moyen âge, par *C. O. Desmichels*. Erster und zweiter Band. Paris, 1827—31.

Dies Werk, welches zunächst bestimmt ist, sich den früher erschienenen Darstellungen der römischen, der neuen und der al-

von Geschäfter, welche zum Druckfehler der Collegen verpflanzt zu haben glaubt und sich nun zum Gerichtsrath in berühren wissen will. Sie, ungeschickten, gibt ungeordnet manches Mittheil einen neuen Beweis, daß sie nicht einmal die Kunst verstehen, ihre Gedanken gewandt gegenseitig auszudrücken. Der Verfasser in Dresden hat Recht, wenn er sagt, daß man heutzutage Alles für gut trägt, was nur Geld kostet. Wie Schiller, Klinemann, Wieland, Jacobi und Werner für ihre Werke bezahlt und wie theuer noch vor Kurzem Bücher gedruckt, und es ist ein neues Zeichen unserer gesunkenen Literatur, daß man jetzt Bücher, die nur Geld kosten, ohne Geist, ja ganz ohne Verstand, für gut hält. Die Geschichte, welchen wahrlich es sich lohnt, in einen Roman unter die Allgemeinen zu stellen, beginnt hier, worauf es ankommt, auf das Interesse hervorgehoben und die Einzelnen. Ein Handel mit Kleidern, Schmuck und Putz, der Gegenstand der Liebe und ehrlichen Gesinnung, wird durch die Personen und Situationen zu einem Roman, die Begebenheiten des Verkehrsmann und von Leuten mit den Mitteln, womit sie ihre Existenz Erhaltung und Ausbildung haben, die Geister, die Verstand und die Ausbildung des Geistes durch Kunst und Wissenschaft, und die Bildung des Geschmacks durch Theater. Und der Verfasser und Verwaltung des Stoffes ist nicht ohne Geschicklichkeit, und wenn er sich nicht in Einzelheiten verliert, so würde er ein ganz leidliches Zeitbild verfassen, wenn seine Abtheilung ist einfachheitsvoll ein Zusammenhang von Ursachen und von Wirkungen, und wenn er nicht durch seine Sprache, die den barbarischen Weise und eine Verschwendung von Worten und Redensarten, die nicht zur Sache gehören, und durch seine Art der Verfassung von Begebenheiten, von denen die Hauptsache die beiläufigen Worte, das heißt gebraucht die Verfasser in Zeichen, die Gedanken und Begebenheiten nicht deutlich und bestimmt und der ungeschickten Perspektive, und im Verwechseln von Personen, Zeiten und Gegenden, Verwirrungen über die Einrichtung und den inneren Zustand der ungegründeten und Verwirrungen über die Einrichtung und den inneren Zustand der Gesellschaften, welchen Verfassungen seiner Personen gehen einen Einfluß auf den Lesern, und über die Schicksale der Personen den Lesern machen. Der Verfasser in Frankfurt und Zeitung wird schon meiner aufgenommen und ist nicht ohne verschiedenartig verschiedenen Geschicklichkeit, die Begebenheiten und der Verschiedenen, namentlich Einzelnen, und Einzelnen, und Einzelnen, und

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 288. —— 14. Oktober 1832.

Reisen eines Russen durch Weiß-, Klein- und Neurußland, durch die donische und tschernomorskische Kosakenprovinz, den Kaukasus und Georgien, unternommen im Jahre 1827. Mit vier colorirten Figurentafeln und einer Ansicht von Tiflis. Zerbst, Kummer. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Die Polen erzählen ein Märchen von einem russischen Bauer, der einen vertrockneten Ast zu Brennholz von einem übrigens grünenden Baume absägen wollte und sich zu diesem Ende auf den dürren Ast setzte, um ihn recht bequem vor sich am Stamme absägen zu können. Natürlich brach der gute Iwan bald mitsammt seiner Waldbeute auf den Grund; auch soll er damals einen Arm gebrochen haben. Nun denke man sich den Kerl etwa in der Art philosophirend: was es doch für ein Unglück sei, nicht civilisirt genug aufgewachsen zu sein, um durch genossenen Unterricht solche Unglücksfälle vermeiden zu lernen. Ferner: wie schmerzlich weh der Arm doch thue, wie schön es aber sei, daß man doch Leute habe, die ihn curirten, und wie vortrefflich von der Regierung, daß sie doch sorge, daß in gewissen Districten so ein examinirtes Stück von Chirurgen vorgefunden werde. Ferner etwa: wie doch die nützlichsten Erfindungen des Menschen, z. B. eine Säge, dem Unvorsichtigen auch großen Schaden bringen könne u. s. w., man denke sich ihn in diesen Betrachtungen, und man wird den ganzen Bereich matter, dorniter, gemacht-sentimentaler Reflexion übersehen, der in russischen Originalschriften und in civilisirter Unterhaltung so vieler Russen einen so seltsamen Contrast bildet mit der gewandten Pfiffigkeit und übermüthigen Energie ihrer Handlungsweise, sobald es auf sogenannte reelle, d. h. egoistische Interessen ankommt. Es rührt eben aber jene Mattheit der Reflexion in russischen Romanen, Reisebeschreibungen u. s. w. doch wol nur daher, daß sich die Leute von Jugend auf gewöhnen, ihre wahren Reflexionen zu verbergen, und angelernte, die sie für correspondirend mit ihrer Vorstellung von Civilisation halten, auszusprechen.

Die bezeichnete ist nun auch die subjective Teinture der vorliegenden Reisebeschreibung; fast auf allen Seiten kehren Reflexionen der bezeichneten Art wieder, und um unsere Leser von der Richtigkeit unserer Behauptung zu überzeugen, entheben wir dem Buche eine Stelle S. 80 und 81, wo von der gelben Gesichtsfarbe der Kalmücken die Rede ist, die von den Kalmücken für eine besondere göttliche Begnadigung angesehen wird, und in Beziehung auf welche ein alter Kalmück dem Reisenden gesagt haben soll, daß ja auch alle die kostbarsten und schönsten Güter der Erde, die Sonne, das Getreide, das Gold gelb aussähen. Hierauf fügt der Reisende in seinem Briefe hinzu:

Was sagt Ihr nun noch, meine Freunde, nach solchen Discussionen über den Geschmack des Schönen, welchen Einige unabänderlich stetigen Gesetzen unterwerfen wollen, da er doch nur von bedingten abhängen kann? was an einem Orte für schön gilt, ist an einem andern häßlich. Ihr entgegnet mir hierauf vielleicht: Das Urtheil des gemeinen Mannes über den Geschmack darf für kein richtiges gelten. Dem sei so; warum gibt es aber Gegenstände in der Natur, die allgemeinen Beifall finden? Das junge Grün der Wiesen, das aufknospende Laub der Bäume, der Gesang der gefiederten Luftbewohner, ein wolkenloser, blauer Himmel, ein warmer, heiterer Frühlingstag erfüllen mit gleichem Entzücken den Gebildeten und Ungebildeten — diese sind wahrhaft schön, alle übrigen sind es aber nur individuell und bedingt.

Daß dergleichen Gerede Einem ebenso wenig interessante Unterhaltung gewährt, als die Schilderung der Reise, so weit sie durch flache russische Gegenden geht, versteht sich von selbst. Auch hat der Verf. weder in Natur- noch in Volksschilderungen eigentlich geniales Geschick; selbst die herrlichen russischen Grenzlandschaften am schwarzen Meere geben seiner Feder nur wenig Stoff zu reichern Bemerkungen. Ueber Regierungs- und öffentliche Verhältnisse hütet er sich ohnehin viel zu schreiben, und was er schreibt, kann man ansehen als im Sinne der Regierung — Summa: Die Reisebeschreibung wird interessant erst von da an, wo die Gegenstände, die dem Reisenden begegnen, so großartig oder so fremdartig werden, daß sie ihn zu Darstellungen von allgemeinerm Reiz zwingen. Die Reise durch den Kaukasus und der Aufenthalt in Georgien dürfte die Partie des Buches sein, die außer Rußland allein dasselbe des Druckes würdig macht.

Ehe wir zu diesem interessantern Theile des Buches übergehen, müssen wir aber einige Unsinnsstellen noch etwas näher betrachten, die sich ziemlich in dem Genre der Frage jenes pommerschen Fräuleins halten, der man ein Flachsfeld zeigte, und welche fragte, wo denn nun das

*) Auch unter dem Titel: Galerie der neuesten Reisen, von Russen durch Rußland und fremde Länder unternommen, in fortgehenden Lieferungen dargestellt von Leonhard Freiherrn von Budberg. Erste Lieferung.

Berg machst. Es alle sind sich E. 20 folgende Stelle:

Eine Landwehr-Eigenschaft gegen die heutige Adler bedeutet, daß sie den Mann nicht, wenn er die gesetzlichen 6, 30, die Dauer sorg gefährden könnten dem Kommissionen in seinem eigenen Interesse getroffen über den Rücken und sein Schulterer trennt. 6, 100 und 101). Ferner ist die Landwehr-Eigenschaft gegen die heutige Adler bedeutet, daß sie den Mann nicht, wenn er die gesetzlichen Bestimmungen über Dienstzeit und Dienstpflicht erfüllt hat, Wenn auch das unteren an der Kommission, die Kommission ergänzt die Kommission, aber keine Adler mit den Adler, und weichen sie trennt, wenn sie sich weiter trennen Adler. der Kopfes von einer Adler hatte über an Kommission der Adler Adler.

Wenn man nun nicht diese Worte absichtlich Adler Stelle, an welcher die Worte stehen, weiter Kopf, an einem Adler Adler, Adler Adler, Adler Adler. Und wie Adler Kommission verstehen muß sich in Regiment noch nicht; in Adler Adler.

Und nun die eigentlich interessante Partie der neuen Heeresvorlage, nämlich: nämlich die Adler Adler Adler Adler Adler und den Zusammenhalt in Adler, in welche ein zusammenschließendes Gefühl, ein Stolz, ein Adler Adler Adler Adler Adler, ein Adler, dem nicht Adler Adler Adler Adler Adler

preußischen Kriegswesens und vornehmlich der preußischen Landwehrverfassung. Nur die Betheiligten und mühselig Beladenen mochten ihr Loos nicht eben beneidenswerth finden. —

Unsere kriegerische Königsfamilie zeigte sich als solche während der Uebungszeit in ihrem Elemente, und selbst die Prinzessinnen mußten fast täglich in den Zeltreihen des Lagers en carrosse promeniren und an dem Anblick des mitunter sehr rohen Getümmels sich weiden lernen. Am meisten bedauernswürdig dieserhalb erschienen mir unter den fürstlichen Damen die beiden zarten Weimaranerinnen, die Gemahlinnen der königlichen Prinzen Wilhelm und Karl, die an ihrem vaterländischen Dichterhofe, wo die Ilm so friedlich rieselt und zu poetischen Träumen einladet, an den wüsten Lärm der Söhne des Mars sich nicht gewöhnt haben mögen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Romanenliteratur.

1. Der Sansculotte. Eine Episode aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Nach Mortonval's „Maurice Pierret" ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Daß die Erzählung, bei sichtlicher Treue in der Darstellung der damaligen Zustände in Frankreich, ohne die Härten ist, welche Gefühl und veredelten Geschmack empören, kommt vermuthlich dem Verdeutscher zu gut, der, wie Proben beweisen, in solchen Dingen sein Original verbesserte. Sei dem wie ihm wolle, wir können ohne Schauder und Ekel den Erzähler in die Versammlungen des Volksausschusses begleiten, zusammengesetzt aus der Hefe, wo es höchstens der List, nie der gesunden Vernunft gelang, wüthender, boshafter Grausamkeit ein Opfer zu entreißen. Aber nicht allein die Schwächen, die Verbrechen der Pöbelherrschaft deckt der Vers. auf, er durchschaut ebenso klar die Unbilden des Feudalismus, den Uebermuth, die freche Willkür, die Unterdrückungslust und Fähigkeit der Großen, die Nichtswürdigkeit ihrer Speichellecker und Helfershelfer, die mit der Beweglichkeit der Wetterfahne rasch zum äußersten Ende übergehen und ebenso wirksam den zu Herren gewordenen Knechten schmeicheln als ehedem ihren Gebietern. Ein reiner Republikaner ist der Sansculotte Maurice, von allen solchen entehrenden Flecken frei, selbst im ersten Jünglingsfeuer, im ungezügelten Haß seiner ungestümen Natur gegen die Gewaltigen von ehedem, durch die seine Familie die schreiendsten Ungerechtigkeiten erlitt, verfolgt er die Widersacher nicht, der gefallene Feind ist ihm kein Feind mehr; ohne lange zu überlegen, läßt er ihn entschlüpfen, aber ohne Großmuthsphrasen, ohne daß er Groll und Verachtung für den Geretteten verhehlte. Ueberredet von einer schönen, ränkesüchtigen Frau, für die jugendliche Neigung zuerst aufwallt, heirathet er ein bleiches, krankes, kaum den Kinderjahren entwachsenes Fräulein, die, verschnürt an Körper und Geist, ihm ebenso widersteht, als er der in Standesvorurtheilen verbissenen bigotten Adeligen. Schicksale und gute und böse Gesellschaft erziehen Beide, Maurice legt seine Starrheit ab und meint nicht mehr, daß die Tugend sich der Anmuth zu schämen habe. Pauline bildet sich naturgemäß aus, ihr Geist sprengt die engen Schranken, die ihm eine verkehrte Erziehung bereitet, eine Freundin, ganz Liebe und Hingebung, durch die edelsten Eigenschaften des Herzens für Häßlichkeit entschädigend, leitet sie auf die richtige Bahn, die unscheinbare Knospe wird zur strahlenden Schönheitsblume, die herzlichste Liebe leitet das junge Paar zum Altar, wie Zwang zur Civiltrauung. Da ihre Neigung kein flüchtiger Sinnenrausch, ihre Liebe geprüft und geläutert ist, dürfen die Leser, denen sie lieb wurden, hoffen, daß ihr Glück dauernd geblieben, wie es beim Schluß des Buchs den Anschein hat.

2. Erzählungen von K. G. Prätzel. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 2 Thlr. 21 Gr.

Nicht das Gleis des Gewöhnlichen verlassend, aber darin glatt fortrollend, ohne irgend eine Ziererei, in ihrer Art durchaus tüchtig, auch nicht weitschweifig. „Der goldne Zahn" allein macht eine Ausnahme; ohne schwungvolle Einbildungskraft gibt es kein echtes Märchen, man merkt nur das Bestreben, den sauern Schweiß, den der Autor vergießt, damit ohne Phantasie zu Stande zu kommen, und mit der bemerkten Absicht ist vollends Alles verflogen, was sich in solch Rechenexempel noch von den Gaben jener Himmlischen verirrte.

3. Die Rache des Amor. Eine Galerie von Nachtstücken in Teniers' Manier. Von Basilius Falco. Zwei Abtheilungen. Gera, Heinsius. 1831. 8. 2 Thlr. 9 Gr.

Minder gemein und anstößig als matt, frostig spaßhaft und schwülstig sentimental, vor Allem langweilig, nach Voltaire die schlimmste Gattung von Büchern.

4. Die Bigamie. Eine Criminalgeschichte von Karl Müchler. Berlin, Wagenführ. 1831. 8. 1 Thlr.

Um einen treulosen Gemahl und leichtsinnigen Wüstling von der Todesstrafe zu retten, die in den kaiserlichen Erbstaaten auf der Bigamie stand, opferte sich des Frevlers erste Gattin selbst auf, indem sie das falsche Zeugniß ablegte, blos seine Buhlerin zu sein und den Namen der Ehefrau mit Unrecht sich angemaßt zu haben. Die Gesetze verdammten sie darob zur Zuchthausstrafe, durch die Menschlichkeit des Zuchthausverwalters ihr erleichtert. Ohne ihr Zuthun enthüllt sich die Wahrheit der Kaiserin Maria Theresia, welche die Unschuldige in Freiheit setzt, dem Verbrecher um der edeln Frau willen die Strafe erläßt und auch den Verwalter ob seiner Menschenkenntniß und Milde gegen die Verirrten, nur Strauchelnden belohnt. Vermuthlich war diese Begebenheit damals in sämmtlichen öffentlichen Blättern zu lesen und eine vielbesprochene Thatsache. Jünger bearbeitete sie zu einer Erzählung in einem der ersten Hefte der „Thalia", gleichzeitig erschien auch ein Drama, „Sophie, oder der gerechte Fürst", welches diesen Stoff zum Gegenstande hatte. Der neueste Bearbeiter hat Jünger gelesen, ja, so viel Referent sich erinnert, in der Unterredung des Verwalters mit der Kaiserin ihn wörtlich ausgeschrieben. In der Bewerbung um die zweite Frau mag manches Neue hinzugekommen sein, was durch Vergleichen mit der ältern Geschichte leicht auszumitteln wäre. 18.

Kritische Notiz.

Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Colonisten und Rechte in Schlesien und Oberlausitz von Gustav Adolf Tzschoppe und Gustav Adolf Stenzel (Hamburg, 1832).

S. 11: „eine Abgabe Mir, deren Bedeutung nicht ermittelt werden kann". Sollte es nicht herzuleiten sein von Mjr, Friede, Friedschatz, eine Abgabe, welche auch bei den Bauern mancher süddeutschen Länder vorkommt (s. Haltaus, u. S. 887: „Tributum quod Mir vocatur", also wörtlich Friedschatz), oder von Mira, Metze? Annona Missalis? — S. 13: Opolie, Befreiung ab Obolo? von Obline; Vectigal frumentarum. — S. 61: Rotae; z. B. Sex paria Rotarum cum omni ornatu. Wir verstehen darunter wirkliche Wagenräder, welche die in Holzländern angesessenen Bauern, versteht sich unbeschlagen, an ihre Grundherrschaften abliefern mußten; wie z. B. die Grundholden des bairischen Kloster Rots am Inn: Holzwagen, Pflüge, Leitern, Mistbreter; s. das ungedruckte Saalbuch des Klosters. Cum omni ornatu, mit den Verzierungen der Schnitzerei, s. ornatores vel Sculptores. — S. 158: Roth Syrben, ist ein deutsch-slawischer Doppelname von roth, deutsch, und tscherweny = roth, slawisch. Rotenmannum, slavonice etiam Cirminay dictum, Urkunde von 1043 bei Fejer „Cod. Hung." — S. 173: Lan heißt noch heutzutage in Böhmischen eine Hube; Laneus terrestris, ein Umfang von 12,000 Ellen, sodann Laneus regius, dominicalis, rusticanus, s. Packowitsch Wörterbuch. — Das Wort ambord S. 253 könnten wir versuchen, wo nicht dem Laut, doch dem Sinn nach, aus Fejer „Cod. dipl. Hung." zu erklären, wo vorkommt, daß bei gerichtlichen Zweikämpfen der verwundete und besiegte Theil wenigstens sein Leben noch dadurch retten konnte, daß er durch lauten Ruf sich als leibeigen dem vorsitzenden Grafen ergab, ausantworten wollte. Den Misbrauch dieses Rufs, praejudicium verbi illius, hat, wie es scheint, das magdeburger Stadtrecht aufheben wollen. — Die Romanos in Wirbno, S. 301, halten wir für Wallachen. — S. 385: jurare septem manibus pro furto vel pro eo quod dicitur Nadwore; letzteres Wort scheint uns polonisirt aus dem deutschen Nothnunft, Nothzucht, Nothwehr oder echte Noth, S. 451. — S. 390: Molendinum pro Sutoribus könnte vielleicht zu lesen sein: pro Sartoribus, für die Tuchscherer und Gewandschneider, d. i. Tuchhändler, die Walkmühle. Merkwürdig ist es übrigens, wie sich in dieser alten Geschichte der schlesischen Lande so gar keine Spur einer kaiserlichen Hoheit zeigt. 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 289. — 15. Oktober 1832.

Reisen eines Russen durch Weiß-, Klein- und Neurußland u. s. w.

(Beschluß aus Nr. 288.)

Die Frechheit der Landsleute des Verfs. in dieser Beziehung tritt noch an sehr vielen Stellen des Buches hervor, am schneidendsten aber, wo von der Behandlung der weiblichen Geißeln der Bergvölker in den Händen der Russen die Rede ist (S. 148 und 149), und wo nicht nur mit einer verachtungswerthen Kälte von der moralisch-niedrigen Behandlung dieser armen Frauen und Mädchen gesprochen, sondern Folgendes wie eine Art Scherz angeführt wird:

Ich besuchte sie in ihrer Haft, begleitet von einem Soldaten, der mein Führer und Dragoman war. Dieser flüsterte ihnen leise etwas zu, worüber anfänglich die Alten unter sich brummten; darauf fingen aber Alle ohne Ausnahme zu weinen und sogar laut zu heulen an, was mich in große Bestürzung versetzte. Mein Führer klärte mir die Ursache ihrer Betrübniß bald auf. Auf ihre Frage, warum ich gekommen sei, habe er ihnen gesagt, ich sei gesonnen, die Schönsten unter ihnen auszuwählen, sie zu kaufen und mit mir nach Rußland zu nehmen. Als sie dieses hörten, hätten die Alten die Jüngern an ihre Heimath, ihre Verwandte erinnert, hätten ihnen vorgestellt, daß sie nun ihre vaterländischen Berge und Quellen nie mehr wiedersehen, nun bis an ihren Tod unter den Dschauern leben würden; Diejenigen unter ihnen, welche dies Loos träfe, sollten lieber selbst Hand an ihr Leben legen als sich auf diese Beschimpfung den Russen preisgeben. Diese Jeremiade brachte sie alle zur Verzweiflung.

Wen unserer Leser es noch nicht hinlänglich empört hat, Frauen und zum Theil Fürstinnen einst völlig freier, mit Verzweiflung noch um den Rest ihrer Freiheit kämpfender Völker von einem gemeinen Russen so zum Besten gehabt zu sehen, den muß es wahrhaftig an die Seele greifen, den Schmerz, der nun diese Unglücklichen in dem Abscheu vor ihren Bewältigern durchdringt, von einem vornehmen Russen eine Jeremiade genannt zu hören.

Wer sich überzeugen will, wie die höhere russische Bildung durchaus keine gediegene Cultur, sondern nur eine äußerliche Civilisation ist, welche ein rohes, rein-äußerlichen Interessen nachstrebendes Innere für den ersten Anblick übertüncht, der lese S. 204, was daselbst über die Putzsucht der Schönen in Tiflis gesagt ist, und schaue die Kälte, womit S. 250 und 251 von gewissen betrügerischen Spielern ohne alle Entrüstung und Verachtung gesprochen wird. Daß von einem solchen Standpunkte aus viel Einseitiges und Schiefes, namentlich über gesellige Verhältnisse, berichtet, gar manches Wichtige auch ganz verschwiegen werden muß, weil es von diesem Standpunkte aus eben keiner Beachtung werth erscheint, versteht sich von selbst. Von dem Verf. scheidet Ref. mit demselben Widerwillen, den ihm zuletzt die Bekanntschaft fast aller Russen erregt hat, mit welchen ihn ein mannichfach wechselndes Schicksal zusammenführte. Aber auch die wenigen ausgehobenen Stellen werden zeigen, wie sich nun trotz widerwärtiger Gesinnung und Bildung des Verf. außerordentlich viel einzelnes Interessantes unter seinen Bemerkungen findet, wenn auch lange nicht genug in Betracht des Gegenstandes.

Was die Uebersetzung anlangt, so ist diese in mehr als einer Hinsicht sehr schlecht. Erstlich, so sehr sich eine Darstellung im Deutschen hebt, wo, um besondere Nuancen der Gegenstände, Vorstellungen und Handlungen auszudrücken, auch Archaismen, Provinzialismen und Ausdrücke vertrauterer Rede gebraucht werden, so gehört doch dazu mehr Geschmack und sinnige Sprachbeurtheilung, als der Uebersetzer (dessen Noten übrigens eine weit tüchtigere Bildung und Erziehung beurkunden, als die des Verf. ist) besitzt. Das schweizerische Diminutiv: Gebäckli, ohne allen besondern Grund in hochdeutscher Rede für Gebackenes gebraucht zu sehen, Toffeln für Pantoffeln u. dgl. erscheint geschmacklos. Weiter aber, scheint es, möchte der Uebersetzer unserer Sprache auch einige Russicismen aufbürden: „das runde Jahr", was so oft erwähnt wird, um das Jahr durch allen Wechsel der Jahreszeiten hindurch zu bezeichnen, ist wenigstens nicht deutsch, und noch weniger die auf jeder Seite wiederkehrende falsche Anwendung der Participien, wovon wir noch einige Beispiele anführen. S. 119: „Zwar war Keiner von uns ein Krösus, doch brachte uns der hier befehligende Offizier durch seine bezeigende Unruhe, durch die von ihm treffenden Vertheidigungsmaßregeln u. s. w. in große Furcht." S. 209: „Aller dagegen von Seiten der Polizei ergreifenden Maßregeln ungeachtet, unterhalten ihn auch oft die Erwachsenen."

Wie mir jeder cäsurlose Hexameter das alte Musterbild eines solchen: „Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag", in das Gedächtniß ruft,

so erinnert mich jede so sinnlose Behandlung deutscher Participien an einen Brief, welchen ein Benedictiner, dem ein Dieb durch ein Loch, welches derselbe in den Kachelofen der Zelle gebrochen hatte, in die Stube gekrochen war, darüber berichtend an den Propst schrieb; nachdem der gute Pater nämlich den Thatbestand und den Diebstahl geschildert, unterschrieb er sich: „der ihm durch das Loch gekrochene Pater Antonius".

Eine Seite des Interesses, welches diese Reisebeschreibung gewährt, wird der Verf. sowol als der Uebersetzer schwerlich gern zugeben; es ist die, daß man hier und da der russischen Administration hinter die Coulissen sieht und einen Despotismus erblickt, bei dessen bloßer Reproduction in der Phantasie Unsereinem übel und weh wird. Man lese nur das schöne Mittelchen, dessen sich die Regierung bedient, um die wohlhabenden Kosaken in Alttscherkask zur Uebersiedelung nach Neutscherkask, was die Regierung zur neuen Hauptstadt der Provinz erklärt hat, zu bewegen, wie es in aller Naivität sich S. 74 und 75 darstellt. Ungeachtet nur von solchem Völkchen, wie die Kosaken sind, die Rede ist, ballt sich Einem doch unwillkürlich die Faust.

Eine Stelle S. 42 erinnert fast an die aus bretternen Coulissen erbauten Dörfer und an die in verschiedenen Uniformen als verschiedene Regimenter auftretenden Mannschaften, womit Potemkin Katharinen II. bei ihrer Bereisung der neurussischen Provinzen täuschte; es heißt nämlich: „Des Abends merkt man nicht die mindeste Erleuchtung auf den Gassen (nämlich in Cherson); als der verewigte Kaiser Alexander diese Stadt im Jahre 1818 besuchte, wurden zuvor zu beiden Seiten der Gassen bemalte Laternenpfähle hingestellt, aber ohne Laternen." 69.

Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Sechstes Heftlein. Breslau, Max und Comp. 1831. 8. 1 Thlr. 20 Gr. *)

Mit wahrer Freude erfüllt der Berichterstatter über dieses so höchst anziehende Buch aufs Neue die Pflicht, die Leser mit dem Inhalte desselben vorläufig ein wenig bekanntzumachen: vorläufig, denn er ist überzeugt, daß Jeder, dem es irgend Zeit und Verhältnisse gestatten, das Werk selbst lesen, es wo möglich zu seinem Eigenthum machen wird; auch nannte er sich nicht ohne Absicht Berichterstatter, denn das Werk gehört zu denen, die einer eigentlichen Beurtheilung gar nicht unterworfen werden können, wenigstens würde sich dies nur auf den Anordner, den Herausgeber beziehen können. Und wie demselben ein anderer Vorwurf treffen sollte, als höchstens der, daß er uns zu wenig von den Reliquien des dahingegangenen Heiligen mittheilt, wüßten wir doch kaum anzugeben. Das Buch beginnt mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts und schreitet drei Jahre weit in das neue Jahrhundert hinein. Die einzelnen Lebensabschnitte werden wie früher durch Actenstücke, d. h. durch Briefe, welche der Held des Buches schrieb oder empfing, und die in der nächsten Beziehung zu seinem Leben und Wirken stehen, auf das lebendigste vor unsere Seele geführt. Das Buch ist nicht eine trockene Beschreibung, besteht nicht in einem kalten Erzählen in der dritten Person (nur wenige Abschnitte bilden auf diese Weise die Brücken zwischen den einzelnen Lebensgipfeln und Inseln, auf denen wir den Verf. stehen sehen), sondern wir leben sein Leben gewissermaßen noch einmal mit ihm, wir versetzen uns in die Gegenwart seiner Vergangenheit zurück und werden so zu Mithandelnden, zu Mitgenießenden. Was das Buch in einem ausgedehntern Maßstabe thut, wird der Berichterstatter jetzt in einem mikroskopisch verkleinernden unternehmen, nämlich den Leser von Station zu Station führen und ihm auf jeder etwas von der Gegend, den Menschen, Sitten, Gebräuchen, Genüssen u. s. w. zur Probe darreichen. Die erste Reihe der Documente ist aus Leipzig, von dem zweiten Aufenthalte J. P.'s in dieser Stadt, vom Nov. 1797 bis Okt. 1798, datirt. Wir zeichnen darunter die interessanten Briefe an und von Thieriot (einem Musiker zu Leipzig, gebildet, wie es deren wenige gibt) aus. Wir heben aus einem derselben von J. P. an Thieriot eine Stelle heraus, die sich die Kritiker unserer jetzigen, in lauter einzelnen Blättern umherflatternden Literatur merken mögen. Sie lautet: „Ueberhaupt wird der Dichter nicht blos, sondern auch der Recensent und Jeder geboren; die höhere Kritik wird nicht gelehrt, sondern erzeugt von einem höhern Menschen, und der kritische Sinn kann so wenig aus der Lesung vieler Werke zusammengebettelt werden, als der Dichtergeist aus der Lesung der Dichter. Daher weiß ich keine großen Kunstrichter, als entweder große Menschen oder große Künstler." Nach diesem Orakelspruch aus dem Munde eines Gottes, der vielleicht mehr Weisheit verkündet hat in dem Jahrfunfzig seines literarischen Lebens als der delphische in der ganzen Dauer seines Ansehens, greife jeder Kritiker in seine Brust und frage sich: was bist du? ein großer Künstler oder ein großer Mensch? Es läßt sich vermuthen, daß Diejenigen zuerst „Beides" antworten werden, die Beides am wenigsten sind. Der Brief, S. 37, an einen Dr. Fischer, der das Publicum nicht nur mit einem eignen Werke betrügen wollte, sondern auch mit Jean Paul's Namen davor, ist ein schöner Beweis der strengen Ehrenhaftigkeit und doch zugleich großer Herzensgüte und Milde unsers verehrten Todten. Die jetzige gemeine, ja verworfene Gattung von Journalschriftstellern möge sich darin wie in einem reinen Krystallspiegel erblicken; denn dieser gibt das Bild am treuesten wieder, somit das der gedachten Schriftsteller am widerwärtigsten. Auch mancher Brief nicht von, sondern an Jean Paul ist sehr anziehend. Man lese z. B. S. 66, den von Schütze in Barkau an ihn, der eine sehr hübsche Anekdote aufbewahrt hat. Schütze suchte nämlich in einer Leihbibliothek in Leipzig, zur Zeit als Jean Paul dort studirte, mit Eifer nach Büchern vom Verfasser der „Grönländischen Prozesse" und forschte zugleich nach, ob der Leihbibliothekar denselben nicht kenne. „Sie können ihm die Hand reichen", sprach dieser lächelnd und deutete auf Jean Paul, der neben Schütze auf einer Bücherleiter stand und wie dieser Bücher aussuchte. Auf diesen Leitern schlossen die Jünglinge den Freundschaftsbund, der sie durchs Leben leitete. Die Anrede Jean Paul's in der „Auswahl aus des Teufels Papieren" („Sämmtl. Werke", Bd. XVI, S. 231) gilt diesem Schütze.

Wir nahen jetzt einer nicht blos für den Verf., sondern für Deutschland, ja für die Welt merkwürdigen Epoche, derjenigen, wo er den „Titan" vollendete und das Werk „Den vier guten und schönen Schwestern auf dem Throne" widmete. Das historische hierbei ist freilich nicht wichtig (denn das Andenken der sämmtlichen vier fürstlichen Schwestern wird, obgleich die Königin Louise von Preußen darunter ist, schneller vergehen als das des Dichters), aber es ist jedenfalls anziehend und bietet Stoff zu vielerlei Betrachtungen dar, z. B. der, was weltliche Kraft der geistigen gegenüber eigentlich sei. Indessen können wir, gegen die heutigen Tage gehalten, wo manche hohe Personen von allen Schriftstellern Deutschlands fast nur einen lesen, der ihnen freilich an Gesinnung am ähnlichsten ist (Saphir), jene Zeit noch für eine goldene halten, wo sie sich wenigstens so stellten, als verehrten sie die Herrscher im Gebiete des Geistes. Denn thäten sie es wirklich, müßte es nicht anders stehen in der Welt?

*) Ueber das fünfte Heftlein berichteten wir in Nr. 35 d. Bl. f. 1831. D. Red.

Doch das sind Abschweifungen. Wie erhebt und erquickt, was Jean Paul S. 74 von Garve, der sogar in den nichts verschonenden Xenien der edle Dulder genannt wird, sagt: „Garve's Leben wurde in einem Grabe geführt, und sein Tod ist die Auferstehung daraus.“ Doch hätte, wie ich eben bemerke, chronologisch genommen, dieses Citat vor der Berührung der Verhältnisse Jean Paul's zu den Fürsten und Fürstinnen stehen müssen; es ist aber vielleicht so besser, denn wir haben etwas, das uns den übeln Nachgeschmack verbirbt. S. 106 schreibt Jean Paul an Sophie v. B. wie Mozart. Wie Mozart? Ja, nämlich wie dieser scherzend aus Neapel seiner Schwester bald deutsch, bald französisch, bald italienisch schreibt, eine Kinderei, die uns an dem Musiker von 14 Jahren schon liebenswürdig erschien, so Jean Paul, der uns in seiner kindischen Heiterkeit als gereifter Mann sogar rührt. Denn wie ruhig, wie unschuldig muß das Herz eines dabei so großen Wesens sein, wenn er schreiben kann: „Nun werden Sie es bald haben, mon hors d'oeuvre et chef d'oeuvre qui enchantera tout le monde et l'auteur aussi, et cui toto die incubui; this work which revives my heart, mortifyes a little my head. Pardon, ignosce, forgive.“ S. 116 wird ein kleiner Umstand erwähnt, der aber vielleicht große Dinge in dem Leben des Dichters, namentlich in der seltsamen Oertlichkeit desselben erklärt. Er sagt von dem Bier, was Emanuel ihm aus Baireuth nach Weimar sandte: „Alle meine mörderischen Nervenübel, die immer mit der sonnenhellen Kälte kommen und mein Leben unterhöhlen, entfliehen vor einem Gebräude, das ägyptische Priester erfanden, die durch Einbalsamiren Unsterblichkeit austheilten.“

Mit S. 147. beginnt ein Capitel aus dem Leben unsers tiefverehrten Freundes, das, mit welcher Rührung es der Ref. auch gelesen, doch den Leserinnen vielleicht noch näher an das Herz dringt. Es ist das der Verlobung und Vermählung Jean Paul's. Hier nimmt der Herausgeber des Buches den Faden der Erzählung selbst auf und schildert uns jene schöne glückliche Zeit durch einen ganz einfachen und eben durch seine Schmucklosigkeit geschmückten Bericht über jene Tage. Es erfreut uns, daß dadurch auch manche abenteuerliche Fabel widerlegt wird, die man in Berlin häufig über die Vermählung Jean Paul's und die Umstände, welche dieselbe begleiteten, erzählen hörte. Der gegenwärtige Berichterstatter ist einmal von der Gattin des hochverehrten Todten so freundlich und liebevoll als Landsmann in Baireuth aufgenommen worden, daß er mit verdoppeltem Antheil Alles gelesen, was diese betraf. Es ist ein um zehn Jahre verspäteter Dank, den der Mann hier für Das sagt, was dem Jüngling Liebreiches geworden, der mit ehrfurchtsvoller Scheu die Schwelle des Heiligthums in Baireuth betrat. Wir wollen es hier nicht übernehmen, den Werth einer noch Lebenden zu schildern, wiewol dieselbe durch ihre Verbindung mit einem Manne, der der Welt und der Weltgeschichte angehört, einen Theil der persönlichen Frauenrechte, die in dem schönen Verhüllen und verborgenen Veilchenblühen bestehen, aufgegeben hat. Aber versagen können wir es uns nicht, eine Stelle anzuführen wo ihr eigner Gatte sie schildert. Er sagt von ihr: „Mein Innerstes erklärt sie in Rücksicht ihrer zarten und festen Moralität und ihres hellen Blickes für die vollste Rose auf dem ganzen weiblichen Blumenbeete meiner Bekanntschaft.“ O ihr Frauen Deutschlands! Was gilt ein solches Zeugniß? Bedenkt das, und wenn es euch gleich nicht mehr möglich ist, es zu erhalten, so sucht es doch zu verdienen, denn dazu schwindet die Möglichkeit ja nur mit dieser Erde selbst, und vielleicht auch dann noch nicht. Wollt ihr aber diejenige eures Geschlechts näher kennen lernen, die sich von dem edelsten und größten Sterblichen jenes Zeugniß zu erwerben wußte, so leset die Briefe aus jener Zeit, die sie als liebende Jungfrau, als Braut, als Gattin ihrem Vater schrieb; gewiß bestätigt euer Herz dann, was das Herz und das Auge des scharfsichtigsten Frauenkenners in derjenigen Brust gelesen, wo ihm nichts verborgen war.

Noch einiges Aphoristische. Gleim's Briefe sind ungemein herzlich, erquickend, durch redliche Gesinnung wohlthuend. Der Brief der Königin Louise aus Sanssouci, vom 29. Mai 1800 datirt, ist schön in seinem Inhalte; nur Schade, daß er den vornehmen Cabinetsstyl an sich hat. An den Verf. des „Titan“ mußte selbst eine Königin demüthig schreiben, noch dazu den Brief, den sie ihm nach der Uebersendung des Buches sandte. Die wohlaffectionirte Louise wird vor dem Richterspruch der Geschichte nicht bestehen; die verehrende würde es. Die Auszüge aus den Vorarbeiten zum „Titan“ belehren nicht nur, sondern sie beschämen gewiß die meisten Autoren, da wenige sich werden sagen dürfen: so ernst haben wir es auch mit unserer Lebensaufgabe gemeint. Endlich und schließlich schreiben wir ab, was Jean Paul S. 233, am 1. Februar des Jahres 1802 (der Tag soll in der Geschichte der Literatur ein Feiertag werden), an seinen Freund Otto schreibt, und bitten den Redacteur d. Bl., daß er es groß drucken lasse, nämlich: „Ich beschwöre Dich (ich erscheine Dir sonst), daß Du nach meinem Tode über mich derb und frei schreibst, nicht verdammt kleinstädtisch zart und delicat über Alles. O, ich bitte Dich, und mache diese Stelle zum Motto Deines Aufsatzes.“ Das hat Otto, so weit er der Herausgeber war, gethan; können wir aber unsern Bericht über das Kleinod, welches noch nach dem Tode des Verf. der Bücherwelt durch ihn geschenkt wird, besser schließen? 76.

Schwedischer Plutarch von J. F. von Lundblad. Uebersetzt von F. von Schubert. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Leben Oxenstjerna's und de la Gardie's. Stralsund, Löffler. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die beiden Männer, deren Biographien in der Fortsetzung dieses Werkes ihre wohlverdiente Stelle finden, gehören zu den Stützen des Ruhmes Gustav Adolfs. Besonders der Erstgenannte steht dem großen Schredenkönige mit so vielgewandter Thätigkeit zur Seite und führt nach dessen frühem Tode seine Pläne mit so überwiegender Einsicht und Glücke durch, daß Oxenstjerna's Leben für die Geschichte Schwedens so bedeutsam ist als für die Deutschlands. Diese Erwähnung leitet uns unmittelbar auf Gustav Adolfs Heerzug nach Deutschland, welcher neuerlich sehr verschiedenartige Beurtheilung gefunden hat, wenngleich Niemand bestreitet, daß er die Grundlage seines weltgeschichtlichen Ruhmes ausmacht. Schweden hatte durch Waffenthaten das feindselig gesinnte Dänemark zum Frieden gezwungen, Rußlands Macht von den Ostseeküsten zurückgewiesen und den die Krone Schwedens in Anspruch nehmenden König von Polen Sigismund zu sechsjährigem Waffenstillstand genöthigt (1629). Letztere Verträge wurden im Dorfe Altmark unweit Marienburg abgeschlossen. „Oxenstjerna stand an der Spitze der dahin abgesandten Schweden. Seitens der Polen kamen Jakob Zadzik, Bischof von Kulm, und Jakob Sobieski, der Vater des großen Königs Johann Sobieski, welcher das Bollwerk des Christenthums, jenes Wien, von der Ueberschwemmung der Osmanen rettete, in dessen Mauern Europa die Ketten und den Untergang der muthigsten Kämpfer, die das Kreuz jemals getragen, schmieden und die wichtigste Sache der Menschheit, welche die Jahrbücher aufgezeichnet haben, späterhin untergehen sah.“ (S. 58.) Schon vorher, ehe dieser Waffenstillstand dem Könige von Schweden die eroberten Ostseeländer in friedlichen Besitz gab, hatte er beschlossen, mit seiner Kriegsmacht nach Deutschland zu ziehen. Oxenstjerna machte dagegen Einwendungen, welche nach dem Elende, der Verarmung und Entvölkerung der schwedischen Länder ernste Berücksichtigung verdienten; für den Fall aber, daß sich der König dennoch für Fortsetzung des Krieges entschied, wollte er solchen in Polen geführt wissen, um vermittels einer glückli-

den Schweden und Russen sich eingelassen. Napoleon hatte alle Ursache, sich mit Oesterreich zu verbinden, und Metternich, der Leiter dieser Verbindung, hatte Ursache, ja mehr noch als Napoleon selbst, die Verbindung hinzuhalten und zum Ausgleich und Frieden und Bündniß, wo und wann es möglich wurde, und nicht eher zu drängen, als bis alle Rüstungen weiter kamen. Gegen Russland mußten aber die Vorbereitungen, die Truppen, unter den Augen und Leitung des Kaisers selbst beschleunigt werden. Napoleon hatte sich, wie wir bereits oben bemerkt haben, in Dresden, wo er vom 16. bis 29. Mai verweilte, mit dem Kaiser Franz über die Art und Weise, wie der Feldzug gegen Russland zu führen, wie der Operationsplan zu entwerfen sei, und

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 290. — 16. Oktober 1832.

Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von Heinrich Zschokke und seinen Freunden. Erster Theil. Aarau, Sauerländer. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein alter Kämpfer für jene beiden Pole aller geschichtlichen Entwickelung, für Licht und Recht, die sich auch auf dem Titelblatte dieser neuen Zeitschrift voranstellen, zeigt sich doch der treffliche Herausgeber derselben den gegenwärtigen Zeitbestrebungen für Licht und Recht, wie es scheint, mehr abgewandt als mit derjenigen Theilnahme zugekehrt, wie sie gerade von ihm in den Wirren und Wehen des Augenblicks durch seinen hellen Geschichtsforscherblick nützlich wirken könnte. Statt nämlich diese mit dem vorliegenden ersten Heft begonnene Zeitschrift der Zeit zu widmen, wie Jeder mit Interesse erwartet hätte, bestimmt sie Zschokke vielmehr zu einem Ableitungsmittel, das die wohlthuende Tendenz haben solle, „vom Schauspiel des Parteihaders abzuwenden und den Geist durch Beschäftigung mit Gegenständen ganz anderer Art zu erheben oder zu zerstreuen". Wenn es betrübt ist, daß ein Mann, wie Zschokke, in den neuesten Zeitbewegungen eben nur ein Schauspiel des Parteihaders sieht, das ihm nicht fruchtbringend genug zu sein scheint, um mit tieferm geistigen Antheil dasselbe mitzuleben, so erfreut dagegen dennoch Das, was er zur Ueberwindung der Gegenwart, wie er meint, aus den Schätzen einer ruhigern Vergangenheit in diesem „Prometheus" mitzutheilen weiß, durch einen ungemeinen Reichthum des Inhalts. Auch ist es mit der versuchten Abwendung und Ableitung von den Zeitinteressen eine eigne Sache, mit der es Zschokke, ungeachtet der ehrlich herausgekehrten Absicht, nicht einmal gelungen sein möchte; denn wer kann sich des Blickes auf die eignen Zustände enthalten, wenn bedeutsame Verhältnisse der Vergangenheit in origineller Auffassung uns veranschaulicht werden. Die hier mitgetheilten Blätter sind größtentheils Lebenserinnerungen aus der Vergangenheit des Herausgebers und wurden von ihm vornehmlich aus seinem reichen Briefwechsel, den er mit ausgezeichneten Männern geführt, sowie aus den ihm von denselben hinterlassenen Handschriften und handschriftlichen Vermächtnissen zusammengestellt. In dieser Weise erhalten wir hier höchst interessante Denkwürdigkeiten über den Grafen von Schlabrendorf, über K. E. Oelsner, wie über einen unserer geistreichsten Schriftsteller, K. G. Jochmann, dessen Name aber dem Publicum jetzt fast zum ersten Male bekannt werden dürfte. Diese genannten Männer haben alle drei zu den wichtigsten Zeitpunkten in Paris und in gegenseitigen Verhältnissen zu einander wie zu Zschokke gelebt, und ihre Denkwürdigkeiten gewinnen hier ein um so lebhafteres Interesse, weil ihre Individualitäten darin fast durchgängig, wenn nicht durch Selbstbekenntnisse, doch durch eignes Wort und eignen Geist und Aussprüche geschildert werden. Die darin vielfach eingewebten Darstellungen und Betrachtungen der Personen und Ereignisse der damaligen Zeit gehören jedoch in ihrem Interesse nicht blos der Vergangenheit an, die sie schildern, sondern geben, wie bereits angedeutet, oft die überraschendsten Beziehungen zu den Verhältnissen unserer Gegenwart.

Dasselbe kann man nicht von der vorangestellten philosophischen Abhandlung des Herausgebers: „Vom göttlichen All", sagen, welche die Zeitschrift eröffnet. Der Verf. theilt auch diese in Briefen geschriebene Arbeit gewissermaßen als eine seiner Lebenserinnerungen mit, indem er die darin entwickelten philosophischen Ideen als zusammenhängende Ergebnisse eines Lebenslaufes hinstellt, in dessen wechselnden Verhältnissen der Blick des Geistes immerdar auf dies Eine und Höchste, nämlich die Betrachtung des göttlichen Alls, gerichtet gewesen sei. Es gehört jedoch diese Abhandlung sowol in der Form, in der sie zu Werke geht, als in ihren Denkresultaten einer bereits ziemlich vergangenen Periode des Philosophirens an, wenn auch das viele Geistreiche und Schöne, das sich in einzelnen trefflichen Gedankenausführungen darin findet, nicht zu verkennen ist. Der mit Zschokke's Schriften bekannte Leser wird zugleich darin an die philosophischen Raisonnements im „Alamontade" erinnert, welche den ersten Theil dieses Romans einnehmen, und denen die vorliegende Abhandlung im ganzen Ton und in den Ausgangspunkten und Endzielen des Philosophirens so ähnlich sieht, daß auch sie offenbar noch aus jener Lebenszeit des Verf. herstammen muß. Seitdem hat sich aber wol Zschokke mit den neuesten Fortschritten der deutschen Speculation wenig vertraut gemacht. Es sind gewissermaßen die Jugendkämpfe eines zum ersten Mal philosophisch angeregten Selbstbewußtseins, das, in der Reflexion mit den bestehenden Wirklichkeitszuständen und mit sich selbst entzweit, sich lange

in einer quälvollen Skepsis herumbewegt, bis es sich endlich aus allen diesen halb philosophischen, halb empirischen Zweifeln zu einer wirklichen philosophischen Bildung hindurchwindet. Dieser in der philosophischen Literatur längst verwischte Charakter, dessen Mustertypus die bekannten „Philosophischen Briefe" Schiller's sind, bezeichnet auch Zschokke's Abhandlung „Vom göttlichen All" noch ganz getreu, und es ist kein Zweifel, daß er sich in der Geschichte der Philosophie überhaupt aus der Art und Weise, wie Kant's Lehre das Bewußtsein der Zeit anregte, entwickelt hat, indem eben der Dualismus jenes Systems das reflectirende Subject in diese Mitte eines Diesseits und Jenseits so lebhaft hineinversetzte, daß daraus leicht jener in philosophischen Kämpfen sich äußernde Zwiespalt mit der bestehenden Wirklichkeit hervorgehen konnte. Lobenswerth ist an der Zschokke'schen Abhandlung die erzweckte Popularität im Ausdrucke philosophischer Gedanken; aber seine Absicht, selbst die gewöhnlichste Terminologie zu vermeiden und durch deutsche, oft selbstgebildete Wörter zu ersetzen, verleitet ihn im Einzelnen nicht selten zu den größten Wunderlichkeiten, wie z. B. zu Wörtern wie Eigenganzes für Individuum u. dgl. Ungegründet aber ist die Besorgniß des Verf., wenn er sagt: „Das Widerlichste, was mir widerfahren könnte, wäre, wenn man mich etwa zum Urheber einer neuen Schule machen, oder mich der Thorheit fähig halten wollte, danach verlangt zu haben."

Als zweite Mittheilung dieser Zeitschrift lesen wir: „Erinnerungen an Karl Gustav Jochmann." Wir lernen hier einen seltenen Mann kennen, der während seines Lebens nur in der Stille zu wirken suchte und seine trefflichen Schriften nicht anders als unter der Bedingung der strengsten Geheimhaltung seines Namens der Oeffentlichkeit übergab. Er war der Verf. des zu Aarau 1823 erschienenen Werkes: „Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beiträge zur neuern Kirchengeschichte", ferner der „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus", der „Briefe über Homöopathie", deren geistreichster Vertheidiger er vielleicht war, und mancher andern Schriften, nach deren näherer Bekanntschaft der Leser durch das hier gewonnene Bild des Mannes begierig gemacht wird. Aus seinen reichen handschriftlichen Nachlaß, der seinem Freunde Zschokke anheimgefallen, werden vornehmlich Mittheilungen, den Grafen von Schlabrendorf und K. E. Oelsner betreffend, mit denen er in Paris vielfach zusammengelebt, herausgehoben; am meisten dienen aber die aus seinen Papieren unter der Ueberschrift: „Hundert Seifenblasen", zusammengestellten Aphorismen dazu, seinen hellen und gedankenreichen Geist, der tiefe Blicke in die Zeitgeschichte thut und in seiner Anschauung einer großartigen Weltironie im bedeutsamsten Sinne des Worts fähig ist, kennen zu lernen. Wir mögen uns nicht enthalten, einige der bezeichnendsten, die zugleich, wenn man will, auf die Verhältnisse der heutigen Gegenwart Licht und Schatten werfen können, hier auszuheben.

Das Misverständniß. „Italien ist ein schlafender Löwe, — rief der politische Prophet —, hütet euch, ihn zu wecken!" Und sie weckten ihn, und er riß seinen weiten Rachen auf, und sie meinten, es geschehe, um zu verschlingen; aber es geschah, um zu gähnen, und er ist wieder eingeschlafen.

Die größere Gefahr. Es gibt noch etwas Fürchterlicheres als den Kampf der Parteien, — ihren Sieg. Daß jede von ihnen stark genug ist, um ihn der andern streitig zu machen, ist unser Glück, so lange keine von ihnen gut genug ist, um seiner würdig zu sein.

Die Geburtsstunde der Revolutionen. Revolutionen lassen sich so wenig machen, ehe die Umstände sie erzwingen, als Kinder sich gebären lassen, ehe sie erzeugt wurden. Ist aber die Frucht reif, so kommt sie in beiden Fällen auch ohne Geburtshelfer zur Welt.

Politische Empfindsamkeit. Ich habe Leute gekannt, welchen über eine in Thränen schwimmende Königin das Herz brach, und die keine Notiz davon nahmen, wenn über dieselben nämlichen Thränen ein ganzes Volk in seinem Blute schwamm.

Stabilität. Es ist mit den Besitzthümern der Menschheit wie mit den Reichthümern der Einzelnen. Wie diese nur zu erhalten sind, indem sie vermehrt werden, so jene auch. Ein Stillstand ist in dem einen Falle so unmöglich als in dem andern. So weit, aber nur so weit paßt das Gleichniß. Ein Einzelner mag ohne Thorheit den Erwerb aufgeben, wenn er reich genug ist, um die alsdann unvermeidliche Verringerung seines Vermögens durch Sparsamkeit ersetzen oder ohne Sorge ansehen zu können. Er mag wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit das Ende seines Daseins für näher halten als das seiner Habe. Die Menschheit aber stirbt nicht, und ein stillstehendes Volk erlebt nothwendig einmal den Zeitpunkt, in dem es von dem Gipfel seiner Civilisation zur leiblichen und geistigen Bettelarmuth unausbleiblicher Verwilderung hinabsinkt.

Aus Jochmann's nachgelassenen Papieren sind auch die beiden zunächst folgenden Mittheilungen: „Graf Gustav von Schlabrendorf in Paris über Ereignisse und Personen seiner Zeit", und die in ähnlicher Art eingeführten Erinnerungen an K. E. Oelsner entnommen. Des Grafen von Schlabrendorf merkwürdige Individualität ist bekannt. Dieser Mann, der durch die ausgezeichnetsten Talente und Charaktereigenschaften dazu berufen schien, entweder als Staatsmann eine bedeutende Rolle in den Weltereignissen zu spielen, oder als Schriftsteller auf der Höhe seiner Zeit zu thronen, lebte in der unscheinbarsten Zurückgezogenheit ohne Amt und äußern Wirkungskreis zu Paris, wohin er sich zu Anfange der französischen Revolution begeben, nachdem er vorher Deutschland, England und Frankreich vielfach durchreist und sich fast von allen Zeitverhältnissen persönliche Anschauungen erworben hatte. Im Umgange mit den bedeutendsten Gelehrten und Staatsmännern Frankreichs hatte er ungeachtet seiner sonderlingshaften Verborgenheit dennoch Gelegenheit, wenn auch ganz unabsichtlich, durch die Mittheilung seiner reichen und tiefeingreifenden Ideen Einfluß auf die Ereignisse seiner Zeit und Umgebung auszuüben, indem Manches von Dem, was er in vertrauten Freundeskreise gesprächig äußerte, anregend und gestaltend in die Verhältnisse des wirklichen Lebens überging. Ueber seine äußere Lebensweise gibt Jochmann folgende Stelle:

Ungeachtet der Graf Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens war, lebte er doch, man kann nicht sagen, höchst einfach, sondern wahrhaft dürftig. In einem schmucklosen Zimmer mit durcheinanderliegenden Büchern und den nothwendigsten Geräthschaften angefüllt, empfing er die Fremden jeden Standes im dunkelfarbigen, alten zerrissenen Ueberrock am Kaminfeuer. Aber mit fürstlicher Wohlthätigkeit erwies er sich gegen die Armen

und Hülfebedürftigen, besonders gegen die, welche deutscher Abkunft waren, und ausgezeichnet gegen die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich. Doch, wenn nicht durch Zufall, erfuhren die Getrösteten selten oder nie den Namen ihres Wohlthäters. Gegen Jedermann offen, verheimlichte er nur schamhaft seine Tugenden.

Schlabrendorf hat von seinem reichen und höchst eigenthümlichen Gedankenschatze durchaus keine schriftlichen Mittheilungen hinterlassen. Seine Kenntnisse verbreiteten sich über alle Gebiete des Wissens, und von ihnen sowie von der Tiefe seiner Anschauung und der hellgeschliffenen Schärfe seines Urtheils geben uns die von Jochmann aufgezeichneten Bruchstücke aus seinen gesprächlichen Aeußerungen und Unterhaltungen eine so vielanregende Probe, daß man es mit Schmerz bedauern muß, einer nähern und zusammenhängendern Bekanntschaft mit einem solchen Geiste, der nur für sich und seine auserwählten Freunde in der Stille gelebt, zu entbehren. Folgende Skizze von ihm stellt ihn unsern ausgezeichnetsten Schriftstellern zur Seite.

Die Fürstenbraut. Ich habe die Revolution verehrt, aber immer die Revolutionnairs verabscheut. Sie ist ein Nationalfrühling, welcher den Winterschnee barbarischer Jahrhunderte von einem erstarrten Volke wegschmelzt; freilich aber auch Nachtgleichenstürme mitbringt. Sie war in Frankreich ursprünglich rein, eine Erlöserin des in der Menschheit unterdrückten Reinmenschlichen. Ihre Schönheit erregte die Begeisterung der Welt. Ach, warum fand sie keinen edeln Fürsten, der sie zur Braut erkor; denn eine Fürstenbraut muß sie sein, wenn sie Göttin bleiben, segnen und entzücken soll. Aber der Hof verkannte sie, ließ sie im großen Haufen stehen, eine Beute der Lüstlinge, von denen sie verführt ward, bis sie zur Metze des Pöbels werden mußte. Da wandte endlich selbst der Pöbel den Blick voller Ekel von ihr ab, und folgte lieber sklavisch der Trommel eines Soldaten oder dem Missionskreuze eines Mönchs. Das ist die Erbsünde unserer Zeit und vielleicht noch mancher Zeit, daß zwischen der Erziehung und Bildung der Regierer und andererseits der von ihnen Regierten ein allzu großes Mißverhältniß besteht. Es ist ein Gesetz der moralischen wie der physischen Welt, daß das Geistige nach oben strebt, und das Ungeistige, Schwere nach der Tiefe. Was kann daraus werden, wenn Geist und Kenntniß im Volke leben und droben Ungeist und Unkunde?

Ein verwandter Geist war K. E. Oelsner, der Verf. der berühmten Preisschrift über den Mohammedanismus, und die über ihn und von ihm hier gegebenen Mittheilungen sind auf dieselbe Weise wie die über Schlabrendorf von Jochmann aufgezeichnet und den nachgelassenen Papieren desselben entnommen. Oelsner lebte ebenfalls zur Zeit und seit dem Beginn der französischen Revolution in Paris und beobachtete als Augenzeuge und im nahen Verkehr mit vielen Hauptpersonen derselben die bedeutendsten Momente ihrer Entwickelung. Was hier von ihm zusammengestellt wird, bezieht sich größtentheils auf jene Zeitverhältnisse.

Die „Erinnerungen an Heinrich Pestalozzi" von Heinrich Zschokke liefern ebenfalls manchen interessanten Beitrag zur Charakteristik des unglücklichsten aller ausgezeichneten Männer, besonders nach der Seite seiner Selbstverzweiflung und seiner Kleinmüthigkeit, denn diese letztere war es vornehmlich, an welcher die in der Idee großartigen Pläne Pestalozzi's nothwendig scheitern mußten. Zur Schilderung seines Aeußern wird folgende Notiz gegeben, die wir uns nicht erinnern in seinen frühern Biographien herausgestellt gefunden zu haben:

Es war nichts Seltenes, ihn auf den Straßen zu erblicken, wie er sich allenfalls im Innersten seiner Wohnung zu sein erlauben mochte; ohne Hut, im buschigen Haar, mehrtägigem Barte, eingetretenen oder ungebundenen Schuhen, herabfallenden Strümpfen, den Rock ungebürstet, verkehrt, geknüpft u. s. w. Mich selbst befremdete Anfangs dieser Anblick, an den er mich früher weder in Zürich noch Luzern gewöhnt hatte. Ich machte ihn darauf und auf die Wirkungen davon im Volke aufmerksam. „Laß mich", sagte er dann: „Ich bin arm, ich will arm sein. Ich bin reich und will nur reich durch meine armen Kinder (so nannte er gewöhnlich seine Zöglinge) sein. Die verstehen mich; am Verstande der Andern ist nichts mehr gelegen; sie haben keinen oder er ist verrenkt und verzerrt." Solche Worte, mit Heftigkeit von ihm ausgestoßen, hinderten mich jedoch nicht, zuweilen bei ihm das Geschäft des Kammerdieners zu verrichten, wenn ich ihn zu einem Erholungsgang durch die stillen Wiesengründe von Stans und Wolfenschießen abholte, um mich in seinen Gesprächen zu belehren und zum Edlern zu ermuthigen.

Wir dürfen uns von der Fortsetzung des „Prometheus" noch manche reichhaltige Mittheilungen dieser Art versprechen und wünschen daher, daß die günstige Theilnahme, welche diesem ersten Heft ohne Zweifel nicht ausbleiben wird, bald das Hervortreten eines zweiten veranlassen möge. 33.

Poetische Versuche von M. L. Schleifer. Wien, Gerold. 1830. 8.

Da aus mancherlei Ursachen die östreichische Literatur vom übrigen gelehrten Deutschland immer noch ziemlich getrennt dasteht, so ist es besondere Pflicht der Kritik, auf Alles aufmerksam zu machen, was von irgend einer Seite dort Beachtung verdient. Nun fehlt es zwar nicht an östreichischen Dichtern, die sich die Bahn des Ruhmes gebrochen haben und in ganz Deutschland mit hoher Achtung genannt werden; aber die bescheidenern Blüten der Poesie entfalten sich dort oft lange, ehe sie außerhalb der Grenzen des Kaiserreichs genannt werden, und es hilft ihnen nichts, daß sie als Blüten der Poesie unverwelklich sind, wenn man nicht einmal das Beet kennt, in welchem sie aufgewachsen und zu suchen sind. Dies findet seine volle Anwendung auf den Dichter, dessen kleine Sammlung wir anzeigen und der seit 40 Jahren (1792) singt, ohne daß sich, außer seinen nächsten Umgebungen, im gemeinsamen deutschen Vaterland, in dem sich sonst fast jedes leidliche Lied einen gewissen Eingang zu verschaffen weiß, eine Seele um seinen Gesang bekümmert, dessen Sammlung auch schon seit zwei Jahren erschienen ist, ohne daß ein namhaftes kritisches Blatt auch nur Notiz davon genommen hätte. Und doch ist er ein zwar untergeordnetes und von Mustern abhängiges, aber doch schönes und kräftiges Talent, das sich, wie selbst aus seinen schwächern Producten hervorgeht, auf einen tüchtigen Charakter stützt und nur einer bessern oder vielmehr einer frühern Schule bedurft hätte, um etwas Ganzes zu werden. Es erweckt ein gutes Vorurtheil für diesen Sänger, daß er sich allmälig vom Kleinen und Spielenden (das Meiste aus der frühern Zeit sind epigrammatische Einfälle) zum Größern, Ernsten, Würdigen erhebt und, je näher er sogar dem Greisenalter kommt, desto kräftiger, gefühl- und phantasiereicher wird. So wenig dies allerdings der Entwicklungsgang der eigentlich poetischen Naturen ist, so ist es doch eine Probe, die kein nichtiger und eigner Grundlage entbehrender Geist besteht, der in der Jugend wol mit etwas Angeflogenem auftreten kann, aber bei fortgesetzter Thätigkeit immer schlaffer und bedeutungsloser wird.

Schließlich erhielt ich ohne mein Buch widerlegen. Auch gefiehlen mir die drei letzten Bücher, die wenigen ausgenommen, welche wiederum mit einigen anderen ausgewählten Gedichten — vier Bändchen in die Hände meiner Freunde. Man in einigen Monaten sie und den Schluß 1808 fix., d. h. in dem Hippokrene „Die Schöpfer Gott und Schöpfer werke", in einem andern „Der Bettler's Tochter" (1806), und in dem dritten Gedicht an die Freiheit, Gedichte, die ich in meinen Gedichten nicht aufnehmen werde. Ich schreibe Empfindungen, kein Bilder, Affekte, Gefühle und Gedanken sind damit ausgedrückt.

O Dreieinheit! wie klein muß sein und wenn Gedanken vor den Gedanken zerstieben.
Wie unerschöpft ist die Gedanken von den Gedanken.

Gedanken, zum Thema Gott.

Gedanken, zum Thema Gott. Nicht daß jedoch erst in diesen Gedanken die Idee von dem Ungeheuren und Unfaßlichen Gottes kommen war schon ehemaliger Anlage so schlechter wäre, bei mir in den Gedanken, die ich von unendlichen Zeiten und unendlichen Räumen, dieser Idee schon vor jenen wenigen andern Gedanken „Die Schöpfer Gott und Schöpfer" (1806). Sie begleitet mich auf der ganzen Reise.

Der Menschheit hehr Gefühl
Der Allmacht,
Wer fassten that allmächtiglich
Der Unbegreiflichkeit.

Allein für solcher Gott, in welchen der Begriffen mir Gott, Gott, Gott,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 291. — 17. Oktober 1832.

Ueber die Unzufriedenheit der Völker.

Ein menschenfreundlicher Mann sah öfters drei Knaben still und traurig vor einer Hausthüre sitzen. Ihr Aussehen verrieth keine Kränklichkeit, obwol sie etwas mager waren. Er vermuthete daher, daß sie einen hartherzigen, mürrischen Vater hätten oder sich in einem Erziehungs-Treibhause befänden. Als er endlich den Vater, einen stattlichen Mann mit freundlicher Miene, unter ihnen erblickte, fragte er ihn: warum seine Kinder so trübsinnig wären. „O mein guter Herr!" antwortete derselbe, „das ist mein einziger und größter Kummer auf dieser Welt. Ich habe Geld und Güter vollauf und brauche nicht zu arbeiten, um zu leben. Ich habe Gott Lob! auch gesunden Appetit und Schlaf und besitze also Alles, um vergnügt und froh zu sein. Die Lustigkeit geht mir über Alles; ich bin am glücklichsten, wenn ich recht munter und lustig bin und nichts als muntere und lustige Leute um mich sehe. Da ich mich hiebei besser als mancher berühmte Mann befinde, so wünsche ich meinen Kindern ein gleiches Glück. Was für Mühe habe ich mir deshalb nicht schon gegeben! Ich gebe ihnen die magerste Kost und lasse sie oft Tage lang hungern, um ihnen den Unterleib rein zu erhalten und sie leichtbeweglich zu machen; ich strenge sie nicht mit Lernen an, um ihnen den Kopf nicht zu beschweren und lasse sie gern dumm bleiben, weil ich bemerkt habe, daß die klügsten Leute meistens die unzufriedensten sind; ich lasse sie wenig schlafen, spiele mit ihnen fleißig Soldaten, hetze sie herum, daß sie durchs Hemde schwitzen; ja, ich prügle sie oft drei Mal des Tags tüchtig durch, daß sie lustig werden sollen; es will aber alles bei den verwünschten Jungen nicht helfen; sie werden, trotz aller meiner väterlichen Liebe und Sorgfalt täglich mürrischer und sind seit einiger Zeit sogar so undankbar, sich mir zu widersetzen." Wie diesem Vater, so geht es vielen Völkervätern mit ihren Kindern.

Wenn man weiß, daß das Glück dieser die ausschließliche Tag- und Nachtsorge ihrer erlauchten Väter ist (wer's etwa nicht wissen sollte, kann es im Eingange jedes Steuer-, Conscriptions-, Mauth-, Censur- und Preßedicts, in jedem Lottoreglement und jeder Ausschreibung eines freiwilligen Anlehens u. dgl. in klaren Worten lesen); wenn man bedenkt, wie viele Millionen alljährlich jenes Glücks halber für Arsenale, Pulvermühlen Festungen, Casernen, Zucht- und Besserungshäuser, sowie für Museen, Bilder- und Statuengalerien, Lust- und Jagdschlösser u. s. w. verschwendet werden; wenn man die großen Kinder täglich exerciren, herumjagen, hungern, einsperren und durchprügeln, resp. exercirt, gejagt, ausgehungert, eingesperrt und durchgeprügelt sieht, ohne daß sie den Herzenswunsch ihrer Väter erfüllen und lustig werden: so kann man bei der größten Sanftmuth und Menschenliebe nicht umhin, über die verstockte undankbare Brut unwillig zu werden. Wer das Unglück hatte, den Schmerz über ein einziges ungerathenes Kind zu erleben, der kann sich eine Vorstellung von dem unaussprechlichen Leiden eines Vaters von zehntausend oder gar zehn Millionen ungerathener Kinder machen und sich zugleich erklären, warum manche dieser Väter im Verzweiflungsschmerz Beglückungsmaßregeln ergreifen, die fast das Ansehen haben, als ob sie aus dem blindesten Hasse entsprungen wären.

Es gibt beschränkte Köpfe, die sich hierdurch irremachen lassen, und herzlose Menschen, die, eben weil sie kein Herz haben, nicht an das Vaterherz und den Vaterschmerz der Fürsten glauben. Leute dieser Art verrathen die größte Unbekanntschaft mit der Geschichte, wie mit der menschlichen Natur überhaupt. Sie vergessen, daß es nie einen Regenten gegeben hat, der sich nicht ausdrücklich für einen Volks- oder Landesvater erklärt hätte, und ebenso wenig einen, der nicht durch das Glück seiner Kinder glücklich, oder durch deren Unglück unglücklich gewesen wäre. Sie übersehen, daß die Fürsten, trotz ihrer Erhabenheit über die Menschenkinder und ihrer natürlichen oder künstlichen Isolirung von ihnen, doch immer mehr oder weniger die menschlichen Triebe und Neigungen mit den übrigen gemeinen Menschen gemein haben und es daher nothwendigerweise gern sehen, wenn diese für sie arbeiten und ihnen Gut und Blut opfern, um ihnen ein möglichst angenehmes Leben zu bereiten. Indem sie nun diese Opfer gern sehen, wie könnten sie die Opfernden (ohne die auch die Opfer wegfielen) nicht lieben oder gar hassen?

Die Liebe der Regenten zu den Regierten ist sonach eine Sache, die sich von selbst versteht, oder (da die Dinge, die sich von selbst verstehen, oft am wenigsten verstanden werden), um philophischer zu sprechen, etwas — Absolutes.

Hieraus möchte sich auch erklären lassen, warum ge-

rade diejenigen Volksväter, die ihre Kinder aufs herzlichste lieben, sich am stärksten zum Absolutismus hinneigen. Aus welchem Grunde sollte auch ein einsichtsvoller liebreicher Vater wünschen, seinen Willen und seine Neigung zum Beglücken beschränkt zu sehen?

Fragen wir bei den Gegnern des Absolutismus nach dem Grunde solcher Beschränkung, so werden wir die Antwort hören: daß die Einführung einer Constitution nicht wegen der Unfähigkeit oder Schlechtigkeit des gerade regierenden Staatsoberhauptes, sondern wegen der möglichen Fehler und Untugenden seiner Nachfolger nothwendig erscheine und man außerdem wünschen müsse, alle Gewalt in den Händen des regierenden allergnädigsten, einsichtsvollsten und tugendhaftesten Fürsten vereinigt zu sehen. Hiernach wäre also jede Constitution ein Uebel, das sich die Lebenden zum Wohl ihrer Nachkommen auf den Nacken lüden, was vielen ehrbaren Leuten, die sich nicht um ungelegte Eier kümmern zu müssen glauben, als eine zu weit getriebene Zärtlichkeit erscheinen möchte. Kein Wunsch ist allgemeiner, als der nach Glück und Zufriedenheit, und dennoch nichts seltener als eben diese. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Bestimmung der Menschen nicht die sei, glücklich zu sein, sondern die, dem Glücke nachzujagen. Sie gleichen hierbei dem Zerstreuten, der, den Hut auf dem Kopfe, den Hut sucht. Mit dem hundertsten Theiles des Aufwandes an Mühe und Blut, den der Streit um die beste Regierungsform kostet, hätten sich hundert gute Regierungen schaffen lassen, und während jetzt Millionen an schön politen Marmortafeln voll leerer goldener Schalen hungern, hätten sie sich an hölzernen Tischen aus gefüllten irdenen Schüsseln satt essen können.

Es gibt aber heutiges Tags Viele, die sich beim großen Gastmahl des Lebens nicht sowol satt essen, als vielmehr dabei nur nach Herzenslust plaudern wollen, gesetzt auch, daß sie darüber hungriger vom Tische aufstünden, als sie sich daran setzten. Für Liebhaber dieser Art sind Tafeln mit constitutionnellen oder republikanischen Schaugerichten allerdings die reizendsten und passendsten.

Es erscheint bei dem in unsern Zeiten überhandgenommenen Geschmacke an dergleichen Gerichten billig und für das Wohl der Regierer wie der Regierten gleich vortheilhaft, weder ausschließlich auf deutsche, noch auf französische, noch auf englische Weise zu kochen, sondern die öffentlichen Tafeln mit Gerichten aus allen drei Küchen zu besetzen, sodaß Jeder nach seinem besondern Geschmack und nach Laune diejenige Schüssel wählen kann, die seinen Gaumen vorzüglich reizt.

Der Bauer langte dann nach der Sauerkraut- und Klößschüssel, der Bürger spießte eine Bratwurst oder ein Huhn auf die Gabel und der Baron einen kalekutischen Hahn. Kein Appetit bliebe unbefriedigt und kein Gericht ungenossen.

Es ist ein alter Fehler aller Menschen und Parteien, die Dinge nur von einer Seite zu betrachten, und im Eifer für eine Lieblingsmeinung oder Einrichtung weder die damit verknüpften Nachtheile, noch die Vorzüge und Vortheile des entgegengesetzten Systems zu erkennen. Daher kommt es, daß die Liebhaber des Absolutismus und Aristokratismus an den Demokraten oder Liberalen, und wiederum diese an jenen kein gutes Haar sehen, und keine Partei der andern erlauben will, auf ihre Weise glücklich zu sein oder zu werden. Diese Erlaubniß kann billigerweise Keinem versagt werden, und es muß dem heitern unruhigen Franzosen ebenso gestattet sein, sein Glück in der Unruhe und im Scherze zu finden, wie dem ernsten phlegmatischen Türken im Stillsitzen und Ernste, oder dem bigotten Italiener und Spanier im Messehören, oder dem bedächtigen sinnigen Deutschen im Denken und — in der Langweile.

Diejenigen Regierungen werden deshalb auch am meisten von den Regierten geliebt werden, die auf das vorherrschende Temperament dieser die mehrste Rücksicht nehmen und sich dabei — alles Regierens möglichst enthalten.

Wo wir irgendwo ein Volk mürrisch oder störrig werden sehen, da läßt sich sicher annehmen, daß zuviel und gegen die angeborenen oder angewöhnten Neigungen regiert werde. Dies unselige Zuvielregieren vertreibt in der That alle Lust aus der Welt, und macht diese zu einem langweiligen Bureau. Seitdem diese Unglücksquelle entdeckt und darüber oft Klage geführt worden, haben zwar viele Regierungen sich bemüht, sie zu verstopfen; allein es ergeht ihnen damit, wie mit den Maßregeln und Verordnungen gegen die Vielschreiberei, welche durch die Schreibereien gegen sie erst recht vermehrt wird.

Bei der fortschreitenden Entwickelung der Civilisation und der durch sie sich mehrenden öffentlichen Gesellschaftsbedürfnisse ist wenig Hoffnung vorhanden, das Uebel ausgerottet und die alte ruhige Einfachheit in Ausübung der Regierungskunst wiedereingeführt zu sehen, da die wenigsten der Regierer, Mitregierer und Regierungshelfer geneigt sein möchten, an ihre Entbehrlichkeit zu glauben und den Rath anzunehmen, den der Hauptmann im Fastnachtsspiel dem Pater gibt: „Probiren's Euer Excellenz und sterben Sie einmal; wir wollen sehen, ob auf der ganzen Welt ein Schweinstall deshalb zusammenfällt.“ Dennoch würde der edle Geschäftseifer aller dieser Regierer, vom regierenden Minister bis zum regierenden Unteraufschläger und Polizeisoldaten herab, weniger lästig sein, wenn alle diese hoch und tief gebietenden Ober- und Unterexcellenzen daran dächten, daß das Regieren kein Zweck, sondern nur ein Mittel zum Zwecke sei. Es läßt sich aber 1000 gegen 1 wetten, daß von Tausenden, die ihr ganzes Leben hindurch regiert haben, vielleicht nicht zehn beim Aufstehen oder Niederlegen, oder beim Thee- und Spieltische ein einziges Mal sich gefragt haben: wie viel Glück ihre Vorträge, Decrete, Register und Tabellen erzeugt, oder wie viel Unglück und Last sie beseitigt haben.

Ein Hauptgrund des schlimmen Erfolgs des Regierens liegt ohne Zweifel theils in dem Vorurtheile, daß die Regierungskunst eine schwere Kunst sei, während sie doch so leicht ist, als die Kunst des Essens und Verdauens, theils darin: daß die Menschen seit mehr als 6000 Jahren noch nicht darüber einig geworden sind oder

sich klar gemacht haben, was überhaupt unter der Regierungskunst zu verstehen sei.

Die Herren Philosophen lassen uns hierbei, wie überhaupt in Allem, wobei es sich um mehr als um ein absolutes Nichts handelt, im Stiche. Durch ihre bisherigen Definitionen der Regierungskunst und ihre tiefsinnigen Untersuchungen über das Wesen und den Zweck des Staats ist — wie der Dichter sagt — noch kein Hund hinterm Ofen hervorgelockt worden. Wenn nur dadurch irgend ein Hund wenigstens zum Schweigen gebracht und hinter den Ofen getrieben worden wäre, so wäre es schon des Dankes werth; allein leider hat das Kläffen und Bellen bekanntlich noch mehr überhandgenommen, seitdem sich die Philosophen ernstlicher in die Regierungsangelegenheiten gemischt haben, und es ist als ein wahres Glück, und nebenbei als ein Beweis der Weisheit der allerhöchsten Weltregierung anzusehen, daß sich die Menschen, wie die Hunde, auch ohne Philosophie blos durch Hunger und Prügel regieren lassen.

Einstweilen und so lange, bis es einem Hegelianer oder andern Philosophen gelingt, eine bessere Definition aufzufinden, möchte folgende die praktischste und verständlichste sein: „Die Regierungkunst ist die Kunst, möglichst vielen Menschen möglichst viel Geld abzunehmen und ihnen dabei möglichst einzubilden, daß sie möglichst glücklich gemacht würden."

Auf den Grund dieser Definition ließe sich ein Staatsgebäude ganz neuer Art errichten, unter dessen Dache Könige und Republikaner, Aristokraten und Demagogen, Servile und Liberale, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Fabrikherren, Handwerker und Bauern ganz friedlich und freundlich nebeneinander wohnen könnten.

Die Ausführbarkeit dieses Baues hängt lediglich davon ab, daß das zu bebauende Staatsgebiet etwas größer als die berühmte Republik Marino ist, und aus drei bis vier Provinzen, Kreisen oder wenigstens Gemeinden besteht, damit es in drei bis vier Abtheilungen zerlegt werden könne.

A bildet das große Gebiet des Absolutismus, das allenfalls wieder in das feudalistische und hierarchische abgetheilt werden könnte, B das constitutionnelle und C das republikanische Gebiet. Ueber das erstere herrscht der Landesherr ohne alle Beschränkung, über das zweite nach den Bestimmungen des constitutionnellen Grundvertrags und über das dritte als Protector, wofür ihm ein voraus stipulirter Beitrag zur Civilliste und ein bestimmtes jährliches Armeecontingent gegeben wird. Die Größe und Lage des Gebiets A, das die beiden andern Gebiete, wie Kinder, in den väterlichen Armen hält, überhebt den Oberbeherrscher jeder Besorgniß, falls diese Kinder auch übermüthig werden und großen Lärm machen sollten, und er kann, wenn sie sich gar ungeberdig betragen und ihn zu oft im Schlaf oder in der Regierungssorge stören sollten, leicht die nöthige Ruhe in seinem Hause wiederherstellen, übrigens aber sich an ihren kindlichen Thorheiten und muthwilligen Sprüngen weidlich ergötzen. Je weniger er sie in ihren komisch-ernsten Spielen und Neigungen stört, desto eher wird er erfahren, wie liebenswürdig und gutartig alle Völkerkinder sind, denen man ihren Willen läßt, dabei hinreichend zu essen und nebenbei manchmal etwas zu naschen gibt.

Wenn zwischen allen Gebieten Freizügigkeit bestände, so ließe sich nach Verlauf von 5—10 Jahren aus der Zusammenstellung der Ein- und Auswanderungstabellen schließen, in welchem Gebiete sich die heranwachsenden Kinder am glücklichsten fühlen und am gesittetsten betragen, und die Regierungswissenschaft erhielte durch diese Erfahrung helleres Licht, als durch alle politischen Schriften und Dispute von Aristoteles bis auf Zaunschiffer.

Diejenigen regierenden Herren, welche diesen Vorschlag zu verwirklichen geneigt sein sollten, finden den Rathgeber stündlich bereit, ihnen als Minister allerunterthänigst treugehorsamst zu dienen und den großen Bau bestens auszuführen. 142.

Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien. Von G. H. Schubert. Zweiter Band. Erlangen, Palm und Enke. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Ein dickes Buch, aus dem jedoch weder viel Belehrung noch eine besonders angenehme Unterhaltung zu schöpfen ist, und das ebenso gut hätte ungeschrieben bleiben können. Wir wollen zwar Niemand wehren, an den affectirten und sentimental feinsollenden Styl des Verf. so viel Vergnügen zu finden, als er kann; allein uns ist die dickleibige Leere bei Büchern wie bei Menschen stets zuwider gewesen. Das Beispiel des Verf. bestätigt die alte Erfahrung, daß Reisebeschreiber fast immer unbedeutend werden, wenn sie in ihrem Berichte Alles umfassen wollen. Hätte der Verf. sich auf sein Fach — er reist als Mineralog, Geologe und Botaniker — beschränkt, so hätte er ein kürzeres, aber wahrscheinlich ein werthvolleres Buch geschrieben. Jetzt, unter Kunstnotizen, geschichtlichen Beiwerken, Reflexionen, Reiseanekdoten und wissenschaftlichen Bemerkungen zersprengt, und überdies in einen saftlosen, mittelalterlichen Styl voll Süßigkeit und Unkraft verliebt, wird der Verf. wenige Leser befriedigen. Er sagt das hundert Mal Gesagte noch einmal mehr, will Kritiker und Kunstkenner sein, und ist es offenbar nicht, und verkürzt vielleicht, um solchen leeren Strohes willen, die Bemerkungen aus seinem Fache, für welche wir ihm dankbar gewesen wären. Diese unglückliche Richtung wird nur von zu vielen Reisebeschreibern durch Italien verfolgt, trotzdem daß Jeder fühlt, eine Schilderung dieses allzu viel geschilderten Landes könne heutzutage nur dann Werth haben, wenn sie irgend eine ganz besondere Richtung, sei dies nun Sitte, Gesellschaft, Kunst, Oekonomie, Natur, Staatskunde, oder aus welchem Gebiete es immer sei, wesentlich und ausschließlich verfolgt. Dies können wir italienischen Reisenden nicht genug ans Herz legen, und Jeder, der die Masse Dessen, was über Italien geschrieben ist, nur einigermaßen kennt, wird uns in unserer Ermahnung Recht geben.

Der Verf., welcher Frankreich bereits vor mehren Jahren geschildert hat, betritt Italien von Nizza her, d. h. er sieht das Schönste zuerst. Dieser Weg ist Niemand anzurathen, der nicht herbe Enttäuschungen empfangen will. Bis Neapel herab, sieht er keine solche, über jeden Ausdruck üppige Natur wieder, wie sie sich längs der Corona hin darbietet. Kein Mensch geht gern zurück, und wer einmal unter den hohen Palmenwipfeln von Bordighera und in den uralten Olivenhainen von S.-Remo ausgeruht und tropische Luft gekostet hat, vermißt diese nachher den ganzen Weg über. Dies ganz locale Klima der Riviera di Ponente, wie der Küstenzug von Nizza nach Genua heißt, ist eine Art von Wunder mitten in Europa. Wir kennen noch Nie-

macht, der sicht unerbittliche Strafe zuzog, und Gott strickt gerechter, als er seine Gerechtigkeit übte. Auch von Gottes unend Barmherzigkeit und Gnadenliebe, sagt Luther noch gelegentlich. Und allerdings ist sie es, natürlich für den religiösen Menschen. Aber die Begriffe von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Strafe und Gnade, Liebe und Zorn, die allgemeinen Gefühle, die er hatte anfühlen, wurden nicht von der Vorstellung von Gottesliebe und Gott beherrscht, sondern umgekehrt. Alle unsere bei Religiosität weist, auf letzten Grund, als einer gemeinsamen Anschauung und wirkung. Religiöse Gefühle unterscheiden sich nicht von anderen Gefühlen, sondern sie haben nur eine besondere Beziehung, sie haben ihren Gegenstand in der ganzen Welt zu empfinden, die den unmittelbaren Wirkungen in beiden ganzen Gefühlen der unterschiedlichen Religion die Welten liegen in gewissen Berufe. Die von Gottesvorstellungen Gottesliebe, Gottesfurcht und Gottes Strafe, Gottesgnade und die Tugenden der Liebe, Furcht und Gnade, Zorn und Strafe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Gnade und Liebe, Gottesfurcht und Gottesliebe, Gottesgnade und Gottesstrafe, Gottesgerechtigkeit und Gottesbarmherzigkeit, Gottesgnade und Gottesliebe, Gottesstrafe und Gottesfurcht, Gottesgerechtigkeit

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 292. — 18. Oktober 1832.

Die — Das — Alhambra. *)

Ein kostbar klingender Name! Ein drei Mal tönendes a, dazu Selbstlauter die Sylben machen, welche uns völlig fremd sind, und die drei Sylben zusammen sind das rhythmisch-melodische Wort Alhambra; kommt zu dem kostbaren Worte noch ein Begriff, so könnte schon um deshalb das Glück eines Buches gemacht sein, das dieses Wort als Titel führt. Der Begriff fehlt nicht, denn wer hat nicht Florian's „Gonzalvo", oder die Kriege von Granada, oder eine Romanze, oder eine Reisebeschreibung gelesen, oder Heine's „Almansor", oder auch nur die oder jene Komödie oder eine Oper, wo nicht der kostbare Name Alhambra reiche Bilder einer untergegangenen orientalischen Herrlichkeit erweckte. Kurzum, ein Büchermacher konnte keinen bessern Titel wählen, um ein Buch in Gang zu bringen als Alhambra; denn der vielleicht noch kostbarere Titel, der darin steckt, der Löwenhof, würde sich für unsere elegantere Zeit nicht ganz so wohl schicken (wenn das Buch nicht etwa in Quedlinburg gedruckt würde), weil er doch, Namen und That nach, etwas Anklang hätte an gekröpfte oder heilgebliebene Löwenritter und Burgverließe.

Man kann sich unter dem Namen Alhambra, wenn er so glatt und platt auf dem Titel steht, vielerlei denken, von einer architektonisch-artistischen Schilderung des seltenen Restes einer untergegangenen Baukunst bis zu einem vollständigen Roman. Die Historie würde die richtige Mitte davon sein. Beim Gedanken an einen ausgesponnenen maurischen Roman wurde Ref. nicht ganz wohl zu Muthe. Das hat man ein Mal gelesen, von einem poetischen Spanier geschrieben, man weiß aus der sogenannten Historie von den Parteien und bürgerlichen Kriegen, wie sie in Granada sich gestritten, intriguirt, geliebt und die Laute geschlagen haben vor den Fenstern ihrer Schönen. Das klingt Alles sehr hübsch, wenn es auch nicht gerade wahr ist; aber mit dem Ein Mal ist es ebenso genug, wie es genug gewesen wäre, wenn Cooper statt seiner, ich weiß nicht ob eine Stiege oder schon ein Schock echt naturkundlich-nordamerikanischer Romane ein paar mäßige Bände damit gefüllt hätte. Ein Fremder kann und soll sich nicht einmal so hineinversetzen in etwas Untergegangenes und — auch Abgelebtes. Was dort frischer freier Erguß gläubiger Laune war, wäre doch hier, vielleicht überboten im Wunderbaren, aber doch gemacht herausgekommen. Wenn ich einen Roman lese, will ich eine Wahrheit lesen, die ich selbst noch miterleben kann. Kurz, ich hatte eine Art Furcht, wie vor manchen vielgerühmten Büchern, der pomphafte Titel und die tausend Posaunen, die schon ertönten, als der erste Bogen gedruckt war, konnten diese Besorgniß eben nicht heben, obschon ich mir hätte im Voraus sagen können, daß sie unnöthig war, denn Washington Irving hat nie einen Roman geschrieben und wird nie einen schreiben, da ihm alle Kraft dazu — und es ist auch eine Kraft — abgeht.

Ref. erscheint wol gar wie ein Feind des berühmten Schriftstellers, wenn er an diese Wahrnehmung, auf die wir noch ein Mal zurückkommen, andere Betrachtungen knüpft, nämlich über die Armuth der Zeit, die so viel Lobens und Wesens von einem so armen Buche machen konnte. Gegen solche Annahme protestirt er indeß im Voraus; er ist ein Freund Irving's, hat alle seine Schriften mit Vergnügen gelesen, hofft oder wünscht vielmehr, daß er noch recht viel schreiben wird, aber deshalb ist Irving doch unfähig, einen Roman zu componiren, und sein „Alhambra" ist ein armes Buch (und das trotz der ungeheuern altmaurischem Schätze, die in jedem Capitel gefunden werden), und unsere Zeit muß erstaunlich arm sein, daß sie so viel Wesens davon macht. Aber wie gesagt, in dem Ausspruch soll keine Injurie liegen, weder gegen Irving noch gegen das Buch, und nicht einmal gegen unsere Zeit, denn sie hat an andere Dinge zu denken als an gute Lesebücher. Aber diese Jagd und Wuth nach den ersten Blättern, die Heißgier aller darüber herfahrenden Journale, ja einige Brocken, wo sie herkommen möchten, mit oder ohne Zusammenhang mitzutheilen, und im Voraus darüber zu sprechen, spricht es deutlich aus, wie wenig Originales geboren wird, daß der Deutsche warten muß auf einen fremden — nicht Poeten, ich will auch nicht sagen Lumpensammler, aber Aehrenleser. Ein

*) Es sind davon zu gleicher Zeit zwei deutsche Uebersetzungen, die eine von Theodor Heil bei Duncker und Humblot in Berlin, die andere von J. Sporschil bei Vieweg in Braunschweig, jede in zwei Bänden und zu dem Preise von 2 Thlr., erschienen, die wir gleichmäßig empfehlen können. D. Red.

Gesetze, gestreckter Zeitverlauf, und 3) Freiheit: sie ist der positiven Bestimmung, wo es sich um die positive Gestaltung des Raums, um einen Inhalt, um die freie Erfüllung desselben handelt, 4) ein Ganzes, eine Totalität, eine Einheit, eine Harmonie, eine Form, eine Idee, eine Gestalt, eine Individualität, eine Persönlichkeit, eine Art, eine Gattung, eine Species, eine Ordnung, eine Reihe, eine Stufe, eine Klasse, eine Folge, eine Verbindung, eine Gemeinschaft, eine Einheit, eine Vielheit, eine Mannigfaltigkeit, eine Verschiedenheit, eine Gleichheit, eine Aehnlichkeit, eine Unähnlichkeit, eine Gegensätzlichkeit, eine Entgegensetzung, eine Vereinigung, eine Trennung, eine Verbindung, eine Scheidung, eine Verwandtschaft, eine Abstammung, eine Abhängigkeit, eine Unabhängigkeit, eine Selbständigkeit, eine Freiheit, eine Gebundenheit, eine Unfreiheit, eine Bestimmtheit, eine Unbestimmtheit, eine Begrenzung, eine Unbegrenztheit, eine Grenze, eine Schranke, eine Mitte, eine Peripherie, eine Fläche, eine Linie, ein Punkt, eine Richtung, eine Bewegung, eine Ruhe, eine Kraft, eine Thätigkeit, eine Wirkung, eine Ursache, eine Folge, eine Wechselwirkung, eine Gegenwirkung, eine Reaktion, eine Aktion, eine Passivität, eine Aktivität, eine Gegenwart, eine Vergangenheit, eine Zukunft, eine Ewigkeit, eine Zeit, eine Dauer, eine Unendlichkeit, eine Endlichkeit, eine Unsterblichkeit, eine Sterblichkeit, eine Vergänglichkeit, eine Unvergänglichkeit, eine Ewigkeit, eine Zeitlichkeit, eine Unzeitlichkeit, eine Zeitlosig

und das Einzelne noch wie eine Mannichfaltigkeit aussieht. Man skelettire den „Alhambra“ und man wird erstaunen, woraus das zweibändige Buch besteht. Der Verf. reist von Madrid nach Granada und gibt unterweges eine noch nicht dagewesene, treffliche Schilderung des spanischen Lebens von heut auf dem flachen Lande, wo Einem bei jedem Schritt nicht allein das Spanien des Cervantes, sondern das ganze Mittelalter begegnet. Er erhält vom Gouverneur von Granada die Erlaubniß, seine Wohnung auf der alten Alhambra selbst aufzuschlagen. Nun beschreibt er die Lage dieser maurischen Citadelle inmitten der großen Stadt und der reizenden Vega, ihre Paläste, Mauern, Thürme, den Schmuck im Innern, den fast nur ein Zufall erhalten, seine eigne Einrichtung — die bescheidene Familie, bei der er sich in Kost gegeben — eine Taube, die der Tochter fortfliegt, füllt ein ganzes Capitel — wer im Alhambra wohnt, er geht auf den letzten maurischen Krieg über, rechtfertigt den schwachen Boabdil el Chico gegen die Anschuldigungen der Romanendichter und beweist, daß die Geschichte mit der Königin Binderaxa nicht so gewesen ist, wie die ganze Christenheit jetzt meint, und daß Boabdil ebenso wenig im Löwenhofe das Geschlecht der Abencerragen und zwar unschuldigerweise hinrichten lassen. Aber noch ist nicht der erste schwache Band zu Ende, so sind es doch schon diese historisch-artistischen Betrachtungen, und er muß bereits zu den maurischen Sagen und Legenden seine Zuflucht nehmen, welche, zu Dreiviertel auf dem ewig gültigen Thema von verborgenen und gefeiten Schätzen beruhend, auch den ganzen zweiten Theil füllen, bis auf einige Anekdoten von einem alten Bramarbas von Gouverneur und ein paar historische Schlußnotizen über die Erbauer des Alhambra.

Man sieht eigentlich, wie dem Verf. der Stoff unter den Händen ausgegangen ist. Er mußte zu Anekdoten und Klatschgeschichten seine Zuflucht nehmen, die er in jeder deutschen Kreisstadt, wo nur ein alter pensionirter Militair liegt, ebenso gut gefunden hätte als in dem wunderbaren Alhambra. Die beiden letzten Capitel von den trefflichen maurischen Fürsten, welche das Schloß gegründet und vollendet, sind historische Episoden, an ihrem Ort ganz gut, die aber kaum zu dem Tone, in dem er das Ganze gehalten, gehören, am wenigsten aber als Schlußsteine, welche dem Werke das Siegel aufdrücken sollen Dessen, was es ist, und auf historischen Charakter macht dasselbe ebenso wenig Anspruch als auf den Namen eines Romans, vielmehr ist es ein Sommerlustgebäude guter Erzählerlaunen, worin die Märchen als Hauptschmuck und Zierath brilliren.

Aber so geringfügig der Gegenstand sei, wenn Irving erzählt, läßt er sich lesen und anmuthig lesen. Eine besondere Eigenschaft des Autors ist uns dabei recht deutlich ins Auge gesprungen, eine, welche in diesem Augenblicke befremden kann. Gerade bei seiner Art, zu erzählen, die irgend eine Seite hervorsucht, um dem Stoffe Interesse zu leihen, durfte man erwarten, er werde nicht versäumen, durch Zeitanspielungen den Dingen Anziehungskraft zu geben. Aber mit einer merkwürdigen Keuschheit enthält sich der Amerikaner aller politischen Bemerkungen, sei es nun als europäischer Salonschriftsteller nirgends anzustoßen und nicht den Vorwurf auf sich zu laden, daß der Amerikaner vorblicke, oder aus einem höhern Kunstgefühl. Gerade diese Enthaltsamkeit, welche ihm eine große Leseclasse entzieht, die sein Witz hier unfehlbar angezogen hätte, adelt aber sein Talent. Er ist nirgends bitter, und das würde er nicht gut vermeiden, wenn er politisirte. Sein Witz schwebt in allgemeinern Regionen und verflüchtigt sich doch nicht. Das ist eine Kunst, die ihm Wenige heut nachmachen. Unverkennbar ist seine Zuneigung zu den Mauren; das bewies er schon in seiner Geschichte des Unterganges von Granada. Welcher Historiker und wer überhaupt nimmt nicht Partei für die Unterdrückten, ja hier für grausam Vertilgte! Die Mauren haben schöne Proben ihrer hohen, eleganten Cultur hinterlassen; mag es immer sein, daß Spanien, wie es seit ihrer Vertreibung auch durch ihre Vertreibung heruntergekommen, dennoch geht der Verf. in seiner Vorliebe zu weit. Auch dies maurische Reich hatte sich überlebt, es war morsch, wurmstichig, ein kranker Körper, trotz Emsigkeit und Fleiß des Volkes, trotz des äußern Glanzes seiner Kunst. Spanien war damals in voller Blüte seiner Jugendkraft; trotz der drohenden Verfinsterung war sein Princip das bessere, und es mußte siegen, denn der Orient durfte nicht bleiben innerhalb des Abendlandes. Aber für die Lecture hat diese Vorliebe nur günstig gewirkt; man befreundet sich mit dem Volke und der Schmerz wird doch nicht allzu groß, denn der Autor weiß Balsam über das Geschehene zu tröpfeln.

Von den beiden Uebersetzungen des „Alhambra“ (die und das), von Sporschil und Theodor Hell, können wir Dasselbe sagen wie von dem Buche, sie gefallen uns beide, sie lassen sich anmuthig lesen, und zu einer strengkritischen Vergleichung fodert das Werk selbst nicht auf. Es will ansprechen und den Zweck erreicht es vollkommen. Dameben lernen wir wirklich die Physiognomie der Alhambra kennen, genauer als bis da, und wundern uns nur, weshalb uns der Autor so wenig in das auch erhaltene und noch lustiger gebaute Sommerlustschloß der Maurenkönige, die Generalife geführt hat. 26.

Fracastoro's Lehrgedicht von der Syphilis.

Wol mag es auf den ersten Anblick Wunder nehmen, wenn ein so abschreckender Gegenstand, als die Lustseuche, zum Stoffe eines Lehrgedichts gewählt wird, und noch wunderbarer erscheint es, wenn dieses Lehrgedicht seine Aufgabe auf eine solche Weise löst, daß Mit- und Nachwelt dasselbe einstimmig als das gelungenste Werk der neuern lateinischen Poesie preisen und den Namen seines Verf. nicht nur neben Sannazaro, Vida, Bembo und Joannes Secundus nennen, sondern ihn noch über diese Zeitgenossen stellen. Dieses ist der Fall mit dem lateinischen Lehrgedichte des Arztes Girolamo Fracastoro aus Verona (geb. 1483, gest. 1553), welches den Titel führt: „Syphilis sive morbus gallicus“ und im Jahre 1521 vollendet war.

Bedenkt man aber, daß die Lustseuche bei ihrem ersten Auftreten am Ende des 15. Jahrhunderts und auch noch am An-

Kampf ist 16, allein ganz Zeltenet war, als ich, und bis Sonntag war mehr als dreimal Ausverkauft, und da sag man Hunderte Fremde abweisen mußte, weil die Plätze leider nicht reichen. Ich habe mich entschlossen, noch Sonntag Abend, wo ich Abschied Vorstellung gebe, noch einen Extrazug fahren zu lassen, der mich, und bei dieser Gelegenheit die so interessante, eine Viertelstunde von Zeltenet gelegene, Ruinen Stadt Carnuntum, Hainburg, Petronell, Deutsch-Altenburg, Bruck an der Leitha, Fischamend, Schwechat, Simmering, Inzersdorf, Favoriten, Belvedere und Gumpendorf, mit Einschluß der Rückfahrt, in einer Zeit binnen Stunden zurücklegen wird, welche in Anbetracht der Entfernung, Niemand für möglich halten wird. Die Rückfahrt ist für Jedermann gestattet, und wird Jeder Reisende, der diesen Extrazug benützt, die Ehre haben, mich persönlich kennen zu lernen. Die Preise sind folgende: Hin und Rückfahrt 1. Platz 2 fl. 50 kr. 2. Platz 2 fl. 3. Platz 1 fl. 50 kr. Kinder die Hälfte. Der Zug wird Sonntag Abends 8 Uhr von Zeltenet abgehen, und um 1 Uhr Nachts wieder dort eintreffen

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 293. — 19. Oktober 1832.

Blicke auf die neuesten Erscheinungen in der theologischen Welt und dem kirchlichen Leben im dritten Viertel des Jahres 1832, nebst einigen Nachträgen. *)

Wir beginnen bei unserm Streifzuge erstens mit der katholischen Kirche. Man weiß, wie wenig genau man es in Rom mit dem Verfalle der katholischen Geistlichkeit und der Laien in Unwissenheit, Aberglauben und Sittenlosigkeit genommen hat, wie wenig man noch bis jetzt darnach fragte: Wie weit sind denn beide im Bessern vorgeschritten, und welchen Einfluß hat unser kirchliches Wesen auf Bildung und Veredelung der Nationen, auf Fleiß und Betriebsamkeit in allen Zweigen der Industrie und damit auf Wohlstand, auf Zufriedenheit der Regierenden und Regierten bisher gehabt? Dagegen war man aufmerksam auf jeden helldenkenden Geist, der etwa einen scharfen Blick auf das hierarchische Gebäude that, auf jede Hand, die etwa ein eingewickeltes Steinchen, wär's auch das kleinste, antasten wollte. Man weiß, womit sich die Concilien und Consistorien in Rom beschäftigten, welche Sorgfalt auf die Concordate verwendet wurde, wie vorzüglich gutherzige protestantische Regierungen und besonders Minister, die lieber ein bischen Aberglauben unter dem Volke zu erhalten wünschten, als daß es dem vermeinten Unglauben der Neologie entgegengeführt würde, überlistet wurden. Was hat die protestantische Kirche in den erzkatholischen, ja selbst in den Ländern ihres eignen Bekenntnisses in der Wirklichkeit dabei gewonnen? Wie haben die Katholiken den Artikel 16 der Bundesacte benutzt! Wie wenig hat sich zu unserm Vortheil geändert! Indeß sprang doch der Nachtheil der consequenten Hierarchie zu sehr ins Auge, als daß man nicht ihr endlich hätte Dämme entgegensetzen sollen. Die französische Revolution, die für Viele vergeblich die Wahrheit gepredigt hat: Gib freiwillig in gerechten und billigen Dingen; gib zur rechten Zeit, wo du noch Lob und Dank einernten; gib, ehe du gezwungen wirst, mehr zu geben, als man Anfangs verlangte, und wobei du Hohn und Spott zum Lohn erhältst: sie, diese Revolution, sowie die vorhergegangenen strengen Reformen unter Joseph II. und Friedrich II., und die unter dem großherzigen Maximilian von Baiern und andern aufgeklärten Fürsten darauf folgenden nahmen allerdings zunächst Rücksicht auf materielles Interesse; aber hätte auch die liebe Politik, wie man ihr Schuld gibt, mehr an die Schafzüchter als an die Schafe gedacht, so mußte man doch auch, wollte man bessere Lämmer und Wolle haben, für eine bessere Weide und bessere Abwartung, oder, ohne Bild, man mußte für bessern Unterricht sorgen, dem Volke begreiflich machen, warum man Feste abschaffe, Processionen und Wallfahrten einschränke und in Schulen wie in Kirchen Vieles anders wolle. Im katholischen Deutschland war ja ohnehin durch den Umgang mit Protestanten, in deren Kirchen und Schriften man mehr Erbauung und Belehrung fand, ein anderer Geist erwacht, namentlich in Baden. Daran erinnert uns der erste Band der vor uns liegenden, eben jetzt erschienenen „Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge nach dem Geiste Jesu und seiner Kirche", von J. H. von Wessenberg (Augsburg, Schlesser, 1831, gr. 16., Pränumerationspreis für beide Bände 2 Thlr. 8 Gr.). Es sind nicht gelehrte, weitläufige Abhandlungen, wol aber amtliche Actenstücke, die meist die höhern und höchsten Angelegenheiten betreffen, theils Bemerkungen über Conferenzaufsätze der Geistlichkeit des Bisthums Konstanz und Beantwortungen von Anfragen derselben, theils Anreden an die Zöglinge für den geistlichen Beruf, nebst einigen kleinen Biographien. Das Ziel, welches dieser würdige deutsche Fénélon in den 26 Jahren seiner amtlichen Wirksamkeit in einer sehr bewegten Zeit „nie aus den Augen verlor, war einzig die Verbreitung des lichtvollen und milden Geistes, der durch die Urkunden der göttlichen Lehre Jesu wehet". Wir möchten einen Preis aussetzen, ob man von Rom aus je solche pastoralia aufweisen könne? Wir begnügen uns, auf diese geistreiche Sammlung aufmerksam gemacht zu haben. Wie wenig eine solche Seelsorge und Bildung der Geistlichen durch Conferenzen (vor welchen sich selbst manche protestantische Regierung fürchtet, als wecke man entweder einen demokratischen oder einen hierarchischen Corporationsgeist durch ein Archiv für dergleichen Gegenstände und durch andere wahrhaft christliche Hülfsmittel) im Sinne der römischen Curie waren; wie man den Verf. selbst nach Rom foderte und nur die öffentliche Meinung scheute, ihn anzutasten, jedoch ihn, weil höchstens in der hierarchischen Form etwas versehen war, um das Bisthum Konstanz brachte, so sehr man ihn, den Würdigsten, allgemein zu haben wünschte, sagt das „Conversations-Lexikon" im Artikel „Konstanz". Nur lasse man sich nicht von dem allerdings sehr feinen katholischen Verf. dieses Artikels blenden; man erwäge dagegen Das, was im „Antiromanus" (1823) S. 201, darauf erwidert worden ist. — Von einem gleich edeln Geiste beseelt ist der Hirtenbrief des Bischofs von Nancy, Primas-Coadjutors Lothringens mit der Ueberschrift: „Die ursprüngliche Kirche Christi", und aus dem Französischen übersetzt (Zweibrücken, Ritter, 1832, gr. 8.) erschienen. Auf 20 Seiten wird ein Sündenregister der päpstlichen Macht aufgestellt, das man aus der Feder eines Protestanten kaum stärker haben könnte, mit dem Resultate: „Neun Jahrhunderte hindurch bietet die Geschichte der Päpste das scheußlichste Gemälde aller menschlichen Leidenschaften dar." Auch der Cardinal Albani in der Romagna erhält als „ungebildeter Lictor" seine Lection, daß er in Strömen das reinste Blut fließen läßt und durch seine Frevel die gräßlichen Frevel eines ruchlosen Kriegsvolkes, das durch einen Priester, der sich Vater der Gläubigen nennt, gegen Völker gesendet ist, welche für die unveräußerlichen Rechte der menschlichen Gesellschaft kämpfen. Allerdings würde es einen günstigern Eindruck selbst in Deutschland machen und mehr Vertrauen erwecken, wenn nicht blos Bayonnete jede Bewegung dämpfen sollten und nicht die Heilmittel in Schwei-

*) Vgl. Nr. 161 und 162 d. Bl. D. Red.

zersoldaten gesucht, sondern auch die billigen Bitten und gerechten Foderungen des Volkes angehört und kräftig unterstützt würden. — Nicht minder freisinnig sprechen einige katholische patriotische Schweizer über „Die Rechte der Staaten in Bezug auf die Kirchen. Aus der Geschichte erörtert und Eidgenossen gewidmet, von mehren Katholiken" (Burgdorf, Langlais, 1832), und für das Thema: „Jesu Reich ist nicht von dieser Welt". Sie weisen auf die Geschichte ihres so sehr von schrecklichen Convulsionen heimgesuchten Vaterlandes, als „der römische Hof die Schweiz durch die ewige Geldprellerei mit Wartbriefen mishandelte". „Da kamen nichtswürdige (S. 24) welsche Pfaffen, römische Kanzleidiener, Guardiknechte, Landsfremde oft, ein wahres verworfenes Gesindel, Courtisanen genannt, und kauften sich in Rom die Freiheit auf benannte oder unbenannte Pfründen; oft hafteten solcher Schandbriefe mehre auf einer solchen Pfründe, die nun zu Stadt und Land in blutigen Fehden angefallen wurde, sodaß die Obrigkeit dem Unfuge steuern mußte." Kein Wunder, wenn die armen Pfaffen so etwas nicht vergessen und verschmerzen können. — Von mehren Katholiken ist auch „Ueber den Dispensenkampf im Aargau, 1832" und vom Hrn. Domdekan Bock der „Kampf zwischen Papstthum und Katholicismus" besprochen worden.

So regt sich allenthalben die Sehnsucht nach Reformen wie im Staats- so im Kirchenleben. Wie sie gestillt wird, lehrt die Tagesgeschichte; was diese Maßregeln erzeugen, wird die Zukunft offenbaren. Was sagt nun Rom zu diesen innern Feinden, die nicht den Katholicismus, wol aber das Papstthum so angreifen? In frühern Zeiten halfen Drohungen, Bann und Interdict auf eine Zeitlang. Diese verrosteten Waffen wendete man auch neuerlich gegen Napoleon und die angeblichen Empörer unserer Tage an; aber man weiß, daß man ihre Schärfe immer weniger achtet. Zur Zeit Josephs II., wo man schwerlich den Papst als weltlichen Fürsten wie 1814 würde zurückgeführt haben, sollten päpstliche Höflichkeitsbesuche, z. B. in Wien, das Ungleiche ausgleichen, aber Kaunitz war nicht zu gewinnen; in Frankreich richtete Pius VII. durch seine Gegenwart auch nichts aus. Indeß ist die Curie sich treu geblieben; sie gibt nach, wo sie kann und muß, tritt aber auch hervor, und gestützt auf den zum Erstaunen jedes Geschichtskenners wiederhergestellten Jesuitismus, dessen Antheil an dem Bösen der Zeit die freiere Nachwelt nicht verdecken wird, treibt sie ihr Wesen und nährt ihre Hoffnungen auf eine günstigere Zukunft, und rettet und stellt her, was sie vermag, versucht zu erfahren, was man zu ihrem Begehr wol sagen werde, und begünstigt durch den Wahn. Kein Papst, keine Monarchie, wagt sie Behauptungen, die, unbegreiflich genug, ungestraft hingehen. Das zeigt vorzüglich die kecke Schrift des Hofmarschalls, Pater Anfossi in Rom: „Die Nothwendigkeit der Zurückgabe geistlicher Güter als unentbehrlich zum Heile Derer, die solche ohne Bewilligung des päpstlichen Stuhles erworben haben. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Daniel" (Leipzig, Barth, 1832, gr. 8., 12 Gr.). „Was zur Bedingung der Absolution gemacht wird, vermag keine Macht zu hemmen", sagt der ehrwürdige Veteran Paulus in Heidelberg. Anfossi hatte sein Meisterstück schon vor dem Jahr 1824 verfertigt, aber der verständige Cardinal Consalvi hinderte den Druck; 1824 erschien es jedoch, und schnell erfolgte eine zweite Auflage. Wir wollen nicht etwa das Raubsystem, wie es ohne alle Rücksicht auf kirchliche wirkliche Bedürfnisse und ohne alle Schonung gegen die zeitigen Inhaber ausgeübt wurde, entschuldigen. Aber wenn auch die Kirche gerechte Ansprüche auf hinreichendes und anständiges Bestehen und Gedeihen macht, so muß doch schon eine solche Schrift, die auf völlige Restitution dringt, vielfache Unruhen und Besorgnisse in dem ohnehin bewegten Frankreich und in andern Ländern und, sollte man zur Ausführung schreiten, denn umsonst wird man nicht wollen geschrieben haben, die schrecklichste Zerrüttung, ja politische Umwälzungen herbeiführen. In welchen index prohibitorum gehört wol das Büchlein? Sein Inhalt ist etwa dieser: „Die Güter der Kirche sind Gott geweiht; wer sie verletzt, macht sich der schwersten Verletzung des Heiligsten schuldig. Wenn ich nun die schweren Strafen bedenke, welche die Kirche mit Recht Denen ankündigt, die sie ihrer Güter berauben, so erschreckt mich ihr unglücklicher Zustand, und Mitleid und Erbarmen bewegen mich, Euch die Sache recht an das Herz zu legen, die ihr dergleichen Güter habt, und Euch zu beschwören: Gebt Alles zurück! Denn ein römisches päpstliches Gesetz sagt Dem, der einen solchen Raub versucht: Verflucht sei er im Hause und außer demselben, in der Stadt sowol als auf dem Lande; verflucht als schlafend oder wachend, essend oder trinkend, gehend oder sitzend; verflucht sei sein Fleisch und seine Knochen; und daß er von der Fußsohle bis zum Scheitel keine Gesundheit genieße; sein Eigenthum und sein Erbe sei mit Kain dem Brudermörder, mit Dathan und Abiran, mit Ananias und Sapphira. Er verderbe am Tage des Gerichts, es verzehre ihn ein ewiges Feuer mit dem Teufel, wenn er nicht wiedererstattet." (S. 1.) Nun hat (S. 80) freilich ein heiliger Vater im Artikel 13 des mit dem ersten Consul abgeschlossenen Concordats erklärt: „daß weder er noch seine Nachfolger auf irgend eine Weise Diejenigen beunruhigen werden, welche die veräußerten Kirchengüter erworben haben, daß folglich das Eigenthumsrecht über diese Güter, deren Einkünfte und Gerechtsame unveränderlich in ihren Händen verbleiben soll"; aber ihr guten Leute dürft nicht denken, daß damit der heilige Vater jene unrechten Contracte bestätigt habe (S. 81). Wie christlich jene Flüche, wie wohlthätig für die Staaten solche Reservationen und Auslegungen sind, sieht man leicht. Aber gewissen Leuten geht Vieles hin. Daß übrigens noch 1832 im katholischen Aachen die schönen Reliquien, als da sind die Windeln, worin Jesus gelegen, der Unterrock der Maria u. dgl. sich wundervoll erhalten vorgezeigt und von etwa 50,000 Wallfahrern andachtsvoll beschaut worden sind, und die Mönche in Portugal den Don Miguel gegen die legitime Regierung schützen, über solche Aufklärung und Glückseligkeit und über wichtige und segensreiche Verbote wie in Spanien, Schnurrbärte an einem civilistischen Kinn zu tragen, beneidet der Protestant, dessen Luther und Melanchthon (S. 38) zwar Ketzer heißen, aber doch als Autorität gegen die Besitzer der Kirchengüter angeführt werden, Keinen, welchem so etwas Freude macht. Der Gewinn von einigen Proselyten, worunter in neuester Zeit auch ein Altenburger, Dr. Herbst, gehört, den theils seine idealistisch-theologische Richtung, theils der Vielen gemeine Irrthum, als habe die jetzige protestantische Kirche, weil sie die Symbole geringer achte, keinen Stütz- und Anhaltepunkt, kein Band, das sie zusammenhalte, keine Merkmale, die sie kenntlich mache und von andern religiösen Gemeinschaften unterscheide, fortgezogen zu haben scheint. Doch wir richten nicht über den, wenn schon befangenen, doch übrigens nach dem Zeugniß seiner Freunde, die aber längst eine solche Veränderung ahneten, braven und nicht ungeschickten Mann und werden Gelegenheit haben, indem wir uns

zweitens auf das Gebiet der protestantischen Kirche mit ihren neuesten Erscheinungen begeben, über jene irrige Meinung einige Worte beizufügen, da jene Klagen über Zerrissenheit unserer Kirche nicht blos die Theologen, sondern alle gebildeten Laien angehen. Wir erwähnten in Nr. 162 zuerst die Verhandlungen, die Wiederherstellung der Synoden, gegründet auf Presbyterien, betreffend. Die jetzt so viel besprochenen Wünsche, dem kirchlichen Gemeinwesen eine zweckgemäße Einrichtung zu geben, führen noch immer verschiedene Ansichten herbei. Die Neuevangelischen sind jeder Reform geradezu abhold; „jedes Streben nach Emancipation der Kirche heißt nichtig und verwerflich; wir sind nun einmal durch die fleischliche Geburt und die an sie geknüpfte Taufe an die Kirche gebunden. Daher ist es auch nicht widersprechend, daß die Leitung ihrer Angelegenheiten an die fleischliche Geburt geknüpft sei; man müsse diese Rechte achten, oder wenn es der eignen Ueberzeugung widerspreche, eine eigne Kirche bilden, nicht aber unserer Kirche eine Reform aufdringen." Mit dem Rath zu neuen Sektenstiftungen

ist man sehr befriedigt! Man einer verwandtschaftlichen Verbindung kann sich selbst Gewalt und Unrecht anthun, wenn man dadurch nicht die Ehre retten, die Ehre als Standesvorrechtigten und Besitzenden, als Mitglied einer Kaste, die sich über die Anderen erhebt, in Anspruch nehmen zu können glaubt. Wenn aber diese Ehre in solchen Heirathen durch einmal Vorkommendes nie gerettet, dann um desto mehr durch Gewohnheit und Recht stets vorhanden ist, wenn sie, wie Thatsache ist, nur durch solche Heirathen gerettet wird, wie Gesetz, Recht, Sitte und Gewohnheit sie vorschreiben, — wie kann man da noch von Ehre reden? Ehre, sagte Jean Paul, ist der ungeschriebene Adel, „Verbindungen ohne Kirchenweihung der Standesehe", und der „Standesehe ohne Standesehre" (1821). Nur so, — „Ehrenmann ist gleichbedeutend mit, einer Verbindung der Ehre", — kann man sich die Ehre denken, wie sie in Wirklichkeit ist, — „Ehre ist Ehre", sagten die Alten, — Ehre ist Ehre, wenn Einer Ehre hat und umgekehrt, doch wer Ehre besitzt, der muß seine Ehre auch in Verbindungen mit Ehrlosen bewahren können, sonst ist sie nicht seine Ehre. Wer sie nicht in solchen Verbindungen bewahren kann, der besitzt sie nicht, — Ehre ist Ehre, wenn sie Jeder besitzt, der sie besitzen will, — Ehre ist Ehre, wenn sie Jeder besitzen kann, — Ehre ist Ehre, wenn sie Jeder besitzen muß, — Ehre ist Ehre, wenn sie Jeder besitzen darf, — Ehre ist Ehre, wenn sie Jeder besitzen soll, — Ehre ist Ehre, wenn sie Jeder

in der pyrenäischen Halbinsel (Navarra bis 1328, Aragon bis auf den Tod Jayme's I. 1276, Castilien bis auf den Tod Alfons des Weisen 1284, Portugal bis auf den König Diniz 1279); skandinavische Königreiche (Dänemark bis auf die Ausstellung der ersten Haand-Festning 1282, Schweden bis auf das Erlöschen der Häuser Swerker und Bonde 1250, Norwegen bis auf den Tod Magnus VII. Lagaböter 1280); slawische Staaten (Böhmen und Mähren bis auf das Erlöschen des Libussischen Stammes 1306, Polen bis auf Wladislav Lokitiek 1320, Lithauen bis auf die Vereinigung mit Polen 1386, Rußland bis auf die mongolische Eroberung 1243); Ungarn bis auf das Erlöschen des Arpad'schen Stammes (1309). Wir haben absichtlich die Schlußpunkte mit angegeben, um zu zeigen, daß der Verf. hier trotz ihrer Verschiedenheit nicht mit Willkürlichkeit, sondern nach guter Kenntniß der Sache zu Werke gegangen ist, wenn auch die chronologischen verschiedenen Endpunkte der Mauer eines massiven Hauses gleichen, aus welcher um des daran zu bauenden willen einige Steine weiter als die andern hervorragen; ein Uebelaussehen, das nach Vollendung des folgenden Gebäudes verschwindet.

Sehr lobenswerth ist die reiche, bei jedem Paragraph als Note vorausgeschickte Literatur. Wir haben in der That wenig vermißt; nur bei Deutschland hätte bald nachträglich noch ein treffliches Werk: Stenzel's „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" (2 Bde., Leipzig, 1827), angeführt werden können. Außerdem beschäftigen sich viele Noten mit Herstellung einer genauern Chronologie, in welcher immer noch ungemein viel aufzuräumen ist. Wissen wir doch nicht einmal den Todestag des berühmten Kaiser Rudolf von Habsburg mit voller Bestimmtheit! Einige Mal sind literarische Urtheile, welche besser in die Noten gehörten, in den Text mitaufgenommen, wie z. B. S. 287 und 289 über Hrn. v. Hammer bei Gelegenheit seiner Beschuldigungen des Tempelherrnordens, die der Verf., wenn er den Orden auch keineswegs vertheidigt, nicht unterschreibt. Dagegen muß gerühmt werden, daß der Verf., wie schon zum Theil aus der gegebenen Inhaltsanzeige hervorgeht, nicht auf die politische Geschichte allein, sondern auch auf die innere Geschichte der Staaten Rücksicht nimmt. Daß der Schweiz noch nicht gedacht ist, mag daher kommen, weil die Geschichte Deutschlands nur bis zum Jahre 1273 reicht.

Haben sich unsere Leser so weit durch unsere Anzeige durchgearbeitet, so ist es billig, daß wir sie auch zur Entschädigung etwas von der Darstellung des Verf. selbst genießen lassen; wir heben zu diesem Zwecke aus, was er S. 171 über den Kinderkreuzzug, aber ohne Zeitbestimmung (um 1212) sagt: „Dennoch sah man gerade um diese Zeit das auffallendste Beispiel der Kreuzzugsschwärmerei, den Kreuzzug der Kinder. Fanatiker, wol größtentheils Mönche, verbreiteten die Ansicht, als könne das heilige Grab nur durch Unmündige aus den Händen der Ungläubigen errettet werden. Zuerst in der Gegend von Paris, dann in den meisten französischen Landschaften und in einem Theile Deutschlands sammelten sich Haufen von Kindern und steckten ungeachtet des anfänglichen Widerspruchs der Aeltern und Vormünder das Volk mit ihrem Fanatismus an, sodaß Männer und Weiber, darunter auch die Unmündigen um ihre wenige Habe und ihnen gespendetes Almosen betrügende Gauner, sich ihnen anschlossen. Ein solcher Haufe, gegen 7000 Männer, Weiber, Knaben und Mädchen, kam unter Anführung eines deutschen Knaben nach Genua; andere zogen über die Alpen nach, fanden meist durch Mangel an allem Nöthigen und Ermattung von ungewohnten Beschwerden schmählichen Untergang, oder suchten als Dienstboten ein Unterkommen, und wenige kehrten in die Heimath zurück, wo man sie spottend empfing. An 30,000 kamen in Marseille zusammen und erlangten von zwei Kaufleuten das Versprechen unentgeltlicher Ueberfahrt. Zwei Schiffe scheiterten, die fünf andern steuerten nach der afrikanischen Küste, und Sklaverei war das Loos der an ihrem Bord befindlichen Unglücklichen." Aus einer Hauptstelle, „Fragmens historiques", bei Urstis. II, 88, erlauben wir uns noch hinzuzusetzen, daß einige auch nach Rom und dort zur Besinnung kamen, aber doch außer den noch nicht mannbar gewordenen Knaben und den durch Alter gebrückten von dem Kreuzgelübde nicht entbunden wurden. „So traten sie", fährt die Erzählung fort, „betrogen und zerstreut, verhungert und barfuß, einzeln und stumm, während sie früher nur in großen Scharen und nicht ohne das Ueberfahrtslied (cantus celeumatis, vielleicht so eine Art Lied wie das ehemalige: „Ins heiße Afrika!"?) zu singen, durch die Länder zu ziehen pflegten, ihren Rückweg an und wurden Allen zum Gelächter, „quia plurimae virgines raptae sunt et florem pudicitiae suae amiserunt". Daß der Verf. in diesem Buche nicht in die Specialgeschichte der deutschen Staaten eingedrungen ist, finden wir ganz verständig, wie es auch unsere Leser ihrerseits sehr verständig finden werden, wenn wir nicht über einzelne Behauptungen des Verfassers mit ihm zu rechten anfangen; sonst könnten wir z. B. leicht nachweisen, daß die Beweggründe, welche Otto von Wittelsbach zum Morde des Kaiser Philipp trieben, lange nicht mit der Gewißheit bekannt sind, als sie hier vorgetragen werden.

Endlich können wir, wenn es der Verf. uns nicht übel deuten will, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mitunter im Styl eine größere Feile dem Werke nützlich gewesen wäre. Vorzüglich wird zu viel, was leicht durch Interpunction und andere Stellung zu ändern gewesen wäre, ineinandergeschaltet. Folgende Stelle S. 95 stehe hier als Beleg: „Fast wäre ein ähnlicher Streit, wie zwischen Bertram und Wilhelm, ausgebrochen. Doch scheute sich Tankred vor offener Widersetzlichkeit, ließ sich, nachdem Graf Balduin mit seiner Mutterschwestersohn, dem Grafen Joscelin von Courtenay, den er mit der alle am westlichen Ufer des Euphrat gelegenen Burgen umfassenden und durch neue Eroberungen noch vergrößerten Landschaft Telebascher belehnt hatte, in der unglücklichen Schlacht bei Rokkab gegen die muselmännischen Fürsten Dschekermisch von Mosul und Sokman Orloks Sohn gefangen genommen worden war, die Verwaltung von Edessa übertragen und beschützte auch diese Vormauer des Reichs tapfer gegen die Türken, gerieth aber nach Balduins und Joscelins Befreiung in solche Streitigkeit mit denselben, daß er sogar beschuldigt wurde, Ungläubige gegen sie zu Hülfe gerufen zu haben." Auch S. 458: „Unterstützt von vielen ihr Glück in Italien versuchen wollenden Rittern", klingt nicht eben schön. Wir wollen gern glauben, daß der Stoff den Verf. mächtig gedrängt und zu solchen Abkürzungen verleitet habe. Auch Formen und Worte wie S. 595: „Die vorhinnige Königsfamilie", oder S. 639: „Das Volk glaubte, der Adel wälze die Lasten meist auf es", würden wir lieber vermieden haben. Die Hrn. Recensenten bittet Ref. aber um Entschuldigung, ihnen damit etwas in ihr oberstrichterliches Amt gegriffen zu haben; den Hrn Verf. aber legen wir die obige Bitte um Beschleunigung ans Herz. Möglich, daß unsere Kinder weder Zeit noch Geld hätten, die Fortsetzungen zu kaufen, und den Torso in des Vaters Bibliothek mishandelten, wie jene die marmornen Statuen, aus denen man Kalk gebrannt. 11.

Notiz.

Berge im Norden von Hindostan.

Die Bergspitzen der östlichen Himalayakette kann man in den Ebenen von Bengalen sehen, obgleich der nächste dieser Berggipfel beinahe 200 englische Meilen entfernt ist. Der Dhawalaghiri, gewöhnlich Dholaghir genannt, bekanntlich der höchste Punkt dieser Kette, liegt an der Quelle des Ghandhak, welcher weiterhin Salagrami genannt wird. Die Stadt Cathmandou, im Thale Nepal, liegt 4784 Fuß und das Fort Tchisapouï 5815 Fuß über der Meeresfläche. Nächst dem Dholaghir sind der Djemautri, 25,000, und der Dhaiborn, 24,740 Fuß hoch, die höchsten Punkte des Himalayagebirges. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 294. — 20. Oktober 1832.

Blicke auf die neuesten Erscheinungen in der theologischen Welt und dem kirchlichen Leben im dritten Viertel des Jahres 1832, nebst einigen Nachträgen.

(Beschluß aus Nr. 293.)

Eine „Allgemeine Uebersicht derjenigen Gegenstände, welche das gegenwärtige Bedürfniß der evangelisch protestantischen Kirche Badens der bevorstehenden Generalsynode zur Berücksichtigung empfiehlt. Den Freunden protestantisch-kirchlicher Freiheit und Ordnung gewidmet" (Manheim, Löffler, 1832), erwähnt, daß man seit 11 Jahren in Baden vergeblich auf eine neue Generalsynode gewartet habe, da sie doch 1821 schon für das Jahr 1823 versprochen worden sei. An nicht gehaltene Zusagen muß sich der Mensch gewöhnen. Es sind freilich in dem Inhaltsverzeichnisse neben den Berathschlagungen über den Cultus, über den Katechismus, über den wir auch schon in einer besondern Katechismusspeise das Nöthige gesagt haben, und wozu wir nur noch ein treffliches Büchlein: „Untauglichkeit der seit 300 Jahren kirchlich eingeführten Katechismen und Idee des einzig besten Leitfadens zum Unterrichte der Kinder im christlichen Glauben und Leben von Dr. Schultheß in Zürich" (Zweibrücken, Ritter, 1830), empfehlend nachholen, in welchem alles Flickwerk verworfen und untersucht wird: „Was gehört zu einem solchen tüchtigen Lehrbuche?" wo freilich Vieles wegfällt von Dem, was Dr. Lehmus in Ansbach: „Betrachtungen über die Schrift: „Luther's kleiner Katechismus mit erläuternden Fragen und Antworten zur Grundlage des Religionsunterrichtes in den evangelischen Kirchen und Schulen des Königreichs Baiern. Zur Berathung der Generalsynoden in Ansbach und Baireuth, sämmtlichen Decanen und Pfarrern der beiden Consistorialbezirke im Entwurfe mitgetheilt, München, 1831", von A. Th. A. F. Lehmus" (Erlangen, Heyder, 1832, 8., 8 Gr.), in seiner Kritik eines den Generalsynoden in Ansbach und Baireuth vorzulegenden „Luther's kleiner Katechismus" ꝛc. als zur Seligkeit nothwendig in einem solchen Lehrbuche eingebracht wissen will — es sind, sagen wir, noch eine Menge Dinge vorhanden, die zum Theil recht unangenehm zu erledigen sein mögen, als: inwiefern die jüngste Ständeversammlung die Gerechtsame der protestantischen Kirche nicht gehörig beachtet hat, in drei Punkten. Auch die Presbyterialverfassung und das Synodalwesen soll einer Revision unterworfen werden. Daß man in Baden sehr vernünftig, wenn auch zuweilen nicht ganz abgewogen spreche, so lange nur noch der Athem ein- und ausbaucht, haben wir ja Alle gelesen.*) Bedeutend ist das „Votum über eine neuerlich geforderte repräsentative Verfassung der evangelischen Kirche, besonders in den Wünschen der evangelischen Geistlichkeit Sachsens, abgegeben von Dr. Bretschneider" (Leipzig, Vogel, 1832, gr. 8., 6 Gr.). Daß Bretschneider mit Klarheit und Bedachtsamkeit die Gegenstände behandelt, und daß darum sein Wort Gewicht hat, weiß man schon. Jedoch wäre zu wünschen, er hätte die „Wünsche" weniger berücksichtigt und die Sache an sich freier, mit Hinsicht auf das Für und Wider behandelt, besonders auch auf die Ansichten im „Vaterland" und auf Girardet, und warum nicht ebenso wohl die lutherische wie die reformirte Kirche ihre Presbyterien haben könne, da Girardet diese Einrichtung so ungemein rühmt, Rücksicht genommen. Jene „Wünsche" haben, so viel wir wissen, nicht einmal unter allen Geistlichen Sachsens und selbst nicht durchgängig Dr. Großmann's in Leipzig Beifall erhalten; kurz, wir hätten diesmal mehr erwartet: Rettig: „Die freie protestantische Kirche oder die kirchlichen Verfassungsgrundsätze des Evangeliums" (Gießen, 1832), ist auf 330 Seiten sehr umfassend, bedarf jedoch einer nähern Prüfung. Wenn der Verf. meint (S. 313), die Prediger wären nicht nothwendige Ingredienzien der Synoden, so kommt uns das vor, als ob man bei einer Baucommission die Architekten entbehren könne, weil es auch andere Baulustige und Bauverständige gebe. Die ganze Angelegenheit bedarf noch einiger Läuterungen.

b. Auf dem mehr wissenschaftlichen Gebiete verdienen Schröter's „Mittheilungen aus dem höhern Staats- und Kirchenleben, zur Förderung eines rechten Menschen- und Volkslebens" (Erstes Bändchen, Altona, Hammerich, 1832) eine rühmliche Erwähnung. Der schon bekannte Verf. widmet sie den wahren Fürsten- und Volksfreunden, und was er will, gibt die Inhaltsanzeige an. 1. Ueber die Politik ohne Religion und zur Rechtfertigung, daß ein Diener der Kirche über Angelegenheiten des Staats redet. 2. Nur eine vom Staate und von der Kirche zugleich und in Einheit beabsichtigte und geförderte Menschenerziehung gibt dem Volkswohle eine sichere Grundlage. 3. Entwickelungsgeschichte der religiösen und politischen Ideen nach ihren drei Grundformen. 4. Der Monokrat im Geiste des echten Monokratismus und Monotheismus. 5. Das Ministerium in diesem Geiste. 6. Die vox populi als vox Dei. 7. Die Verfassung im Allgemeinen. 8. Im Besondern. 9. Die Staatsverfassung. 10. Die Kirchenverfassung; zu kurz.

Wir gedachten früherhin schon des Sendschreibens vom Hrn. Dr. Hahn: „Ueber die Lage des Christenthums in unserer Zeit" ꝛc., an Hrn. Dr. Bretschneider, mißbilligten vorzüglich die neben der Verketzerung noch so häufige Verunglimpfung der mystisch-pietistischen Sekte *), als ob ihre Gegner die Throne

*) Fuchs' in St.-Wendel vier Predigten (Zweibrücken, Ritter, 1832), die wir vor uns haben, reißen durch ihren Strom von Beredtsamkeit die Menge wol hin, aber die Uebertreibungen schaden der Wahrheit und dem Nutzen.

*) Welche Jammergesichter die sogenannte „Evangelische Kirchenzeitung" nach ihrem Charakter machen, und welche Schimpfnamen das in Grobheiten unübertreffliche „Homiletisch-liturgische Bundesblatt" liefern werden, steht zu erwarten. Es muß freilich schmerzen, wenn auch Häuptern, wie Tholuck und Hahn, die noch immer als gelehrte Theologen, sofern sie nicht verketzerten, einige Achtung genossen, so auffallende Blößen nachgewiesen werden, wie Fritzsche und Bretschneider neuerlich gethan haben. Die Partei klagt dabei immer, daß sich die Rationalisten zugleich der berühmtesten und gelesensten Zeitschriften bemächtigt haben. Unstreitig

anschließen und die Empfehlungen und Rath Ehlers, namentlich gegen die Anträge von Hallbauer und von Rohr-Demmin, stimmen. Die Wahl von Hrn. Ehlers in einen Ausschuß, welche Hr. Hallbauer beantragt hatte, wurde abgelehnt. Hr. Ehlers hatte einen längeren Vortrag über Bienenzucht gehalten. Hallbauer-Lübbenau, Prof. Dr. Burgdorf-Halle a. S. und Dr. Ritzerfeld-Altenburg, Vizepräsident-Hannover. 1890. Bd. 3. 1 Thlr.) Werke: „Ich habe dem bald zugesagt, bei dir allein am Grab, allein mit Dir zu stehen." Dieses Wort Jesu Christi, das Du liest, nimmt Dir, Du Leidtragender, Deine Gottesgedanken? Nicht. Es macht sie Dir nur heiliger. 1878 Jan. 26. Für die einen ist heute Allerseelentag, wie etwa Mittw., u. Donnerst., Allerheil. u. Allerseelen, wo eben durch Kirchenbuch „Gedächtnisse an einen Abgeschiedenen" sich auf. „Wenige Worte sind gewechselt gemacht hatte", in denen Christus einen Lahmen heilte und ihm seine Sünden vergab. Da sagten die Schriftgelehrten: Wie redet der? Er lästert Gott. Und Jesus sprach: Ich will euch frei, ob ich sage: Dein sind dir deine Sünden vergeben, oder sage: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe. Ich will aber, daß ihr wisset, daß des Menschen Sohn Macht hat, zu vergeben die Sünden auf Erden. Da sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim. Und er stand auf und ging heim. Da sie das sahen, entsetzten sie sich und preiseten Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hatte. Matth. 9, 1—8. Ein Wunder, das Jesus that, um seine Macht, Sünden zu vergeben, zu beweisen. Wir wollen heute nicht von Wundern sprechen, sondern von Sünden. Sünden sind Krankheiten, Krankheiten sind Sünden. Wir wollen heute nicht von Sünden sprechen, sondern von Krankheiten. Und wir wollen heute nicht von Krankheiten

Fr-th. Dem Adamsstaat haben Wir nicht nur Schätze, sich um weltliche Wissenschaft zu Ehren auch nicht gekümmert, sondern wenig Aufmerksamkeit auf neue Werk und den Fleiß Unserer Vorfahren gerichtet, sondern Wir haben auch Unsere Zeit mit Unnützer Betrachtung und unfruchtbaren Nachdenken hingebracht. Und Unsere Fehlerhafte Kenntnis ist auch Ursprung gewesen, warum Wir viele gottesdienstliche als Sünden.“ Die Form kommt von der Zukunft und von Den Werke gebrauchen, aber auch auf vergangenen Handlungen. Die großen Werk machet Gott, so, und vollendet, die Gottlosen. Aber so sind der Menschenfreunde Werke, daß sie Gott nicht gefallen, und Sünden sind. Also ist der Gerechten Werke Sünden, und Gottes Gerechtigkeit ist eine Gottlosigkeit vor Gott. Und wird auch Ps. 32. Absatz, das Gott die Ungerechtigkeit Jacobs in Gnaden nicht zu, und in seinem Geiste keine Falschheit sind. Und wird auch Ps. 130. Absatz, wenn Du willst Sünde zurechnen, wer wird bestehen? Es ist Gnade bei Dir, daß man Dich fürchte. Und Ps. 143. Absatz, gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knechte, denn vor Dir wird kein Lebendiger gerecht sein. Und Ps. 19. Absatz, wer kann merken, wie oft er fehlet, reinige mich von verborgenen Sünden. Und Ps. 51. Absatz, Du bist gerecht in Deinen Worten, und gewinnest, wenn Du gerichtet wirst. Und Ps. 106. Absatz, sie sündigten mit ihren Vätern, sie handelten ungerecht, sie waren nicht eingedenk Deiner großen Barmherzigkeit, und erzürnten Dich am Meer, am Schilfmeer. Und Ps. 119. Absatz, Du bist gerecht, Herr, und richtest recht. Und Ps. 130. Absatz, Du bist gerecht, Herr, und Dein Gericht ist recht. Und Ps. 143. Absatz, Du bist gerecht, Herr, und Dein Gericht ist recht. Und Ps. 145. Absatz, Du bist gerecht, Herr, und Dein Gericht ist recht. Und Ps. 146. Absatz, Du bist gerecht, Herr, und Dein Gericht ist recht. Und Ps. 147. Absatz, Du bist gerecht, Herr, und Dein Gericht ist recht. Und Ps.

der Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen, jedes Standes, und in Achtung vor denselben, nach ihrem Werth; hinsichtlich der That, in der Sorge, daß Jedem die ihm gebührende Achtung, Jedem sein Recht werde, dem Hohen wie dem Niedern, in der Sorge, daß alle Genossen eines Staates sich als Glieder ansehen, deren jedes Gedeihen und Wohlsein der übrigen empfängt.

Der Gedanke an einen Mann, den solche Tugenden schmückten, der durch Wort und That und Schrift so weit wirkte, hat die Unterzeichneten, da sie den Plan, demselben ein Denkmal zu stiften, wieder aufnahmen, ermuthigt, ihr Augenmerk über die engen Grenzen des Staates, dem Möser wie sie angehören, hinaus, auf das ganze deutsche Vaterland zu richten. Sie thaten dies in dem Glauben, daß in dem Herzen des Landes, dessen würdiger Sohn Möser war, die Liebe zu ihm noch wach sei, und daß, wie zerstückelt auch und in verschiedene Interessen zerspaltet das deutsche Land, doch alle edlern Söhne desselben in dem wahrhaft deutschen Gefühle der Ehrfurcht, der Liebe und Dankbarkeit gegen das Große, Einfache, ohne Prunk und Eitelkeit Wirkende sich begegnen, daß sie namentlich jetzt mit Rührung, Ehrfurcht und Sehnsucht auf einen Mann blicken werden, in dem die Tugenden wohnten, deren das Vaterland zu seinem Heile bedarf.

Was den Platz für das Denkmal betrifft, so wird wol Keiner der Vaterstadt Möser's, Osnabrück, die Ehre misgönnen, dasselbe innerhalb ihrer Mauern errichtet zu sehen. In ihr ward er geboren, in ihr lebte, wirkte, starb er; sie bewahrt seine Asche. Auch bietet sich hier eine für das beabsichtigte Monument ganz geeignete Stätte: die Domfreiheit, ein geräumiger, freier, länglich-viereckiger Platz, an allen Seiten von mehren Reihen kräftig gediehener Linden umgeben, jenseits derselben (den Standpunkt vom Innern des Platzes aus genommen) nach Süden die Domkirche, deren Gründung zugleich als Anfang des Staates zu betrachten ist, dem Möser seine Talente und seine Dienste widmete, dessen Geschichte er so meisterhaft geschrieben hat, nach Westen die Justizkanzlei, deren Director sein Vater war, im Norden die bischöfliche Wohnung, nach Osten endlich das vormalige Jesuitenkloster. Möser's Bild, in Marmor oder Erz und in kunstgerechter Größe auf angemessenem Postamente aufgestellt, vielleicht von einer auf Säulen ruhenden Kuppel überdacht, würde hier einen würdigen Anblick gewähren; und wir dürfen nicht zu erwähnen unterlassen, daß der Kopf des Mannes, wie wir denselben in einer gleich nach dessen Tode von einem wackern Bildhauer aus Gyps geformten ähnlichen Büste besitzen, schon durch sich selbst des Künstlers Genius anregen werde und eine höchst günstige Wirkung verspreche; wie denn Möser's ganze hohe Gestalt das Gepräge alter deutscher Kraft und Gravität trug.

Die Unterzeichneten hegen das Vertrauen, das deutsche Publicum werde ihren Plan fördern und eine Ausführung desselben durch Geldbeiträge möglich machen, für deren gewissenhafte und zweckmäßige Verwendung die hiesige königliche Landdrostei bürgt. Sie werden, wie sie ihr Vertrauen gerechtfertigt sehen, ausgezeichnete Bildhauer und Architekten zu Rathe ziehen, damit das Denkmal dem Werthe des Mannes, dem es gewidmet werden soll, möglichst entspreche; und sie werden dann sich beeilen, den gefaßten Plan, der nach dem Maße der einlaufenden Beiträge sich erweitern oder zusammenziehen wird, dem theilnehmenden Publicum ausführlich vorzulegen.

Zunächst sind sie bemüht, an verschiedenen Orten Deutschlands namhafte Männer zu gewinnen, die, in Liebe zu Möser und in Freude an dem beabsichtigten Denkmale, sich der Mühe unterziehen mögen, ihre Absicht zu weiterer Kunde zu bringen und einlaufende Geldbeiträge zu sammeln, um dieselben der Centralcasse in Osnabrück zu übermachen. Die Namen dieser Männer sollen demnächst durch öffentliche Blätter genannt werden.

Mögen die Unterzeichneten bald auch für ihren hier ausgesprochenen Zweck die wohlthuende Erfahrung machen, daß in Deutschland das Gefühl für Männer, die sein Stolz waren und sind, lebendig ist, und daß dieses Gefühl zu thätiger Theilnahme an Erhaltung ihres Andenkens aufregt!

Osnabrück, 16. September 1832.

Landdrost von Bar. Weihbischof und General-Vicar Lüpke. Regierungsrath Buch. Regierungsrath Nieberg. Hofmedicus Ehmsen. Senator Schwartze. Kreiseinnehmer Warnecke. Syndicus Prüsmann. Professor Abeken.

Der Unterzeichnete ist sehr bereit, Beiträge, die ihm durch irgend eine Buchhandlung überwiesen werden, in Empfang zu nehmen und nach Osnabrück zu befördern.

Leipzig, 9. Oktober 1832. F. A. Brockhaus.

Findlinge.

Zahme Seehunde.

Die Seehunde lassen sich leicht zähmen. In Island setzt man zu diesem Zwecke junge Seehunde in einen Teich und reicht ihnen täglich ihre Nahrung, wodurch sie so zahm werden, daß sie im Hofe herumkriechen und ihrem Herrn oder den Hausleuten folgen, wenn sie bei den ihnen beigelegten Namen gerufen werden. (S. Olassen und Povelsen, „Reise durch Island", I, 287.)

Schwanengesang.

Vielfach benutzt ist die schöne Sage, daß der Schwan seine Seele in schönen Gesängen von sich hauche und dann sterbe. Minder bekannt dürfte folgende Notiz über den wirklichen Schwanengesang sein, die sich ebenfalls in der isländischen Reisebeschreibung von Olaffen und Povelsen, I, 34, findet. Der Schwanengesang — melden sie — ist in den langen dunkeln Winternächten auf Island eine angenehme Erscheinung. Die Schwäne durchstreifen um die Mitternachtsstunden haufenweise die Luft und erfüllen dieselbe mit Tönen, die denen der Violine gleichen. Es pflegt nur ein Schwan auf einmal zu singen; sobald seine langgehaltenen Klänge verflossen, beginnt ein anderer, und so fahren sie lange Zeit, im Wechsel, fort. Dieser Schwanengesang bedeutet meistens Thauwetter und ist somit bei hartem Froste den armen Isländern auch in anderer Hinsicht tröstlich und erfreulich.

Heilung der Kröpfe.

Es ist bekannt, daß die Engländer glaubten, ihre Könige hätten die Gabe, durch Berührung mit ihrer Hand jeden Kropf zu heilen (S. Grey's „Notes on Shakspeare", II, 152.) Ein Gleiches wird in „Schimpf und Ernst" (1550, Fol., S. 83 a), von deutschen Fürsten erzählt: „Die alten Herren von Oestreich sind von denen von Habsburg hergekommen, die haben eine Gnade von Gott gehabt, daß sie die Menschen gesund gemacht haben von den Kröpfen, oder wann Einer sonst einen ungeschickten Hals hätte; und wann derselbigen Herren einer einem solchen zu trinken gab aus seiner Hand, so verging ihm der Kropf, und gewann einen kleinen Hals und vermocht ihn zu beugen, wie er nur wollte. Das ist oft und dick probiret worden in einem Thal, das da heißt Albrechtsthal, gelegen in dem obern Elsaß, wo viel kröpfiger Leute sind, und wann der Herren einer dahin kam, so führte man solche Leute vor ihn, und wann sie von seiner Hand getrunken waren sie sogleich gesund."

Geistliches Fähigkeitszeugniß.

Zur Zeit der Reformation noch wurde in Deutschland ein Geistlicher auf folgendes Zeugniß hin zum Presbyter geweiht: „Pro cura examinatus bene legit, competenter exponit et sententiat, computum ignorat, male cantat — fiat admissio." (S. Meisters „Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache" I, 119.) So war der größte Theil der Geistlichen in Deutschland und zu einer Zeit beschaffen, wo allein in der Stiftskirche von Zeitz jährlich über 7000 Messen gelesen wurden, und wo im strasburger Münster Gott an 53 Altären bedient ward. 84.

Hierzu Beilage Nr. 17.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 17. 20. Oktober 1832.

Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Leipzig, Brockhaus. 1832. 12. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Als die Nachricht von Göthe's Hinscheiden nach München gelangt war und am nächsten Tage Schelling in der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied jener war, einen Vortrag zu einer reinwissenschaftlichen Erörterung hatte, schloß er diesen mit den Worten: „Deutschland hat den schmerzlichsten Verlust erlitten, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Gemüther ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maße verdanken wollte; in dessen Geist und Herzen Deutschland für Alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig an Geist, so lange Göthe lebte."

Dies sprach ein Mann, hochbegabt mit Geist und Wissenschaft, ein Mann, der Göthe'n persönlich kannte und lange in seiner Nähe lebte; er sprach es in einer Stunde, da des Hingeschiedenen Bild lebendig und mächtig vor der durch die Trauerkunde tief erschütterten Seele stand.

Wäre der Eindruck, den Göthe's Scheiden machte, nicht an sich gewaltig, dieses Eine Wort wäre im Stande, die Stimmen, die den einer in unsern Tagen lauten Partei kurz vor diesem Scheiden gehört wurden, zu übertönen. Doch diese Stimmen sind zu gemein und widerwärtig, als daß wir ihrer hier weiter gedenken sollten.

Fama di loro il mondo esser non lassa;
Non ragioniam di lor.

Daß wir aber im Contrast gegen Schelling's edles Wort sie erwähnten, dazu bewog uns der Abschnitt des Buchs, über das wir berichten wollen, der von Göthe's Verhältniß zu dem verstorbenen Großherzoge von Weimar spricht, besonders die Herzensergießung des Erstern gegen Falk.

Es ist ein natürlicher Wunsch, daß wir Gedanken, von einem bedeutenden Autor ausgesprochen, auch in dessen Leben und Handeln bethätigt sehen mögen. Steht der Autor sehr hoch, sind dem gemäß seine Gedanken durchgreifend, umfassend, um so größer ist dann unsere Freude, wenn jener Fall eintritt. In mehren seiner Werke, besonders in „Meister's Wanderjahren", stellt Göthe die Pietät als den Grund aller übrigen Tugenden auf; und in „Kunst und Alterthum" (V, 1) commentirt er die herrlichen Worte Cicero's: „Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, fundamentum omnium virtutum." In dem erwähnten Abschnitte unsers Buches finden wir an ihm selbst ein Beispiel dieser Pietät, der Tugend, von welcher er sagt: „Sie allein hält der Egoisterei das Gleichgewicht; sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen sie gegenwärtig, und vielleicht unheilbar, krank liegt." In demselben Sinne nennt Shakspeare die Ehrfurcht den Engel der Welt **); und wir sehen abermals, daß die größten Geister sich in ihrem Begriffe von den Cardinaltugenden begegnen. Göthe beweist in der angeführten Stelle unsers Buches diese Tugend gegen seinen Herzog, einen Fürsten, der es zu sein verdiente, an den ihn Freundschaft fesselte, dem er bereits (1807) in den bedeutendsten Staatsverhältnissen mehr als 30 Jahre lang unverbrüchlich treu gedient hatte. Beider Augen sind nun geschlossen, Beide haben noch in Deutschland, das sie an ihren Herzen trugen, jene Tugend, und namentlich im Verhältnisse des Unterthanen zu dem Herrscher, der Obrigkeit überhaupt, verhöhnt gesehen; die Dinge sind bald nach dem Tode Dessen, dem das längere Leben zu Theil ward, so weit gediehen, daß man, fast wie nach einem verlorenen Paradiese, auf Scenen blickt, wie die, welche uns Falk vor das Auge führt. Die Worte, die Göthe zu jenem spricht, als derselbe ihm berichtet, mit welchem Auge die nahen Franzosen das hochherzige Benehmen des Großherzogs gegen den bei Auerstädt verwundeten Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, gegen Blücher und andere vormalige Kriegskameraden betrachteten, wecken die tiefste sittliche Rührung; und wem, wenn er liest, wie Göthe unter strömenden Thränen spricht: „Unglück! was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eignen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin käme, wohin es mit seinem Ahnherrn Johann Friedrich einst gekommen ist, so wollen wir mit einem Stecken in der Hand unsern Herrn, wie jener Lucas Kranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Göthe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war", — welchem Menschen von einigem Gefühle ginge es nicht wie Falk, der von sich sagt: „Als ich Göthe'n beim Abschied umarmte, standen auch mir die Augen voll Thränen". Wir können uns nicht enthalten, aus derselben Rede die Worte hier zuzufügen: „Ja, spottet nur des Gesetzes (der Menschlichkeit, der Pietät), ihr werdet doch zuletzt an ihm zu schanden werden. Komm an, Franzos! hier oder nirgend ist der Ort mit Dir anzubinden! Wenn Du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst, oder es mit Füßen trittst, so wirst Du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen." Wir wissen, daß Göthe ein Bewunderer Napoleons war; aber die Bewunderung, die ein großer Geist einem andern großen Geiste, einer bedeutenden Persönlichkeit zollt, verträgt sich gar wohl mit dem Hasse Dessen, was als irdisches, niedriges Element sich an ihre Größe knüpft.

Und was ist es, das uns so sehr bewegt? da doch Alles in jener Scene so ganz natürlich scheint, daß man denken sollte, es könne nicht anders sein. Das ist es eben, daß Das, was so natürlich scheint, in unsern Tagen so selten gefunden wird. Werden doch selbst die Verständigen des Nachbarvolkes, gegen das Göthe's Invective gerichtet wurde, mit einem mitleidigen Lächeln auf den in Irrthum und Wahnsinn befangenen Theil der Nation sehen, welcher Göthe den Sieg über die Franzosen prophezeite durch die jetzt von jenem Theile mit Füßen getretene Tugend. Erscheint diese einmal, und ausgesprochen von einem großen Geiste, in der vollen Gewalt der Natur, dann wirkt sie, wie die Natur überhaupt, rührend, unwiderstehlich.

Wir sind mit einem Male mitten in das Buch hineingerissen, und haben so die Gewalt jener Scene an uns selbst verspürt; in der That, als wir dasselbe mit Begier ergriffen und durchlasen, war sie der Punkt, der uns vor allen, auch noch so bedeutenden festhielt und zu Betrachtungen veranlaßte. Möchten doch Viele dieselbe Kraft erfahren, und Deutschland in Göthe's Wort über die Pietät ein Vermächtniß seines größten Gei-

*) Vgl. Nr. 112, 113, 157 u. 158 d. Bl. Das hohe Interesse der Falk'schen Schrift wird es entschuldigen, daß wir noch einmal darauf zurückkommen. D. Red.

**) *Reverence,*
That angel of the world, doth make distinction
Of place 'twixt high and low. (Cymbel. Act. 4, Sc. 2.)

stes erkennen! Ein herrlicheres, dem Bedürfniß entsprechenderes hätte ihm nicht werden können.

Wenden wir uns von dieser Abschweifung zu einer nähern Betrachtung des Buches. „Es sind", sagt der Verf. in dem Vorworte, „geordnete, gewissenhafte Auszüge aus meinem sorgfältig geführten Tagebuche." Wir haben demnach keinen Grund, an der Echtheit und Wahrhaftigkeit des uns Mitgetheilten zu zweifeln; obgleich wol natürlich angenommen werden mag, daß hie und da in die Reden, die aus Göthe's Munde mitgetheilt werden, sich etwas von der Eigenthümlichkeit des Mittheilenden eingeschlichen habe; dies war kaum zu vermeiden, namentlich bei längern Reden und bei der Natur eines geistvollen Mannes wie Falk. Wer aber Göthe'n je sprechen hörte, dem wird auch in jenen Reden das Wesentliche seiner Eigenthümlichkeit vor die Seele treten.

Der erste Abschnitt ist überschrieben: „Göthe's Mutter". Er ist sehr charakteristisch für diese, wie für den Sohn. So lesen wir gleich auf der ersten Seite: „In Göthe's Charakter stellt sich eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen, gewaltsamen Eindrücken dar, die er auf alle Weise und in allen Lagen seines Lebens möglichst von sich zu entfernen suchte." Hierüber ist er vielfach getadelt worden; aber es war hier weder zu tadeln noch zu loben. Einen wenig bedeutenden Dichter würden wir scheiten und auslachen, wenn er die Musen als seine Patroninnen aufführen und behaupten wollte, diese zarten Wesen dürfen durch irdische Dinge und Affecte nicht gestört werden. Mit Göthe war es anders. Er war im vollen Sinne des Worts ein Dichter; dazu hatte ihn die Natur bestimmt; und wenn er, dem Instinkte folgend, den sie weislich in ihn gelegt, sich vor schmerzlichen, gewaltigen Eindrücken in Acht nahm, so ist er darum nicht zu scheiten, der den Beruf in sich fühlte, für Jahrhunderte und Jahrtausende zu wirken. Dazu bedurfte er einer heitern Stimmung; er mußte sich den ewig zudringlichen Sorgen und Schmerzen zu entziehen suchen; und wie dies freilich keinen Menschen ganz gelingen kann — auch er hat wahrlich das Leid der Erde geschmeckt —: so ließ er es auch an Theilnahme nicht fehlen, wo diese am rechten Orte war. Theure Schatten, die dies bezeugen würden, wenn sie noch körperlich unter uns weilten, kommen uns ins Gedächtniß; aber es leben auch noch Viele, die Göthe'n, den freundlichen, theilnehmenden Menschen, kannten. In Beziehung auf das obige Urtheil Falk's können wir der Versuchung nicht widerstehen, ein paar Stellen aus der geistvollen Biographie Byron's von Thomas Moore hier anzufügen: „Für die Kraft, sich selbst zu concentriren, wodurch allein sich die andern Kräfte des Genies geltend machen, gibt es keinen beunruhigendern und schlimmern Feind als die Sympathien und Affecte, die die Thätigkeit des Geistes gegen Andere richten; dem gemäß wird man finden, daß die Mehrzahl Derer, die den Ruf zur Unsterblichkeit in sich vernahmen, durch eine Art Instinct sich von jenen Sympathien entfernt hielt"; und: „Der Dichter, der das Joch geselliger Verbindungen (häuslicher, wie anderer) auf sich nahm, mag populair, mag geliebt sein; — sich selbst und Andere, mit denen er verbunden ist, glücklich zu machen, ist er auf dem rechten Wege; nicht aber auf dem, der zur Größe führt. Die Male, womit der Ruhm immer seine großen Märtyrer aus den übrigen Sterblichen ausschied, finden sich nicht bei ihm, und die Märtyrerkrone kann ihm nicht werden. Er mag den Kreis und selbst die Zeit, in welcher er lebt, blenden und fesseln, aber er lebt nicht für die kommenden Jahrhunderte." In diesem Sinne wendet Falk das Wort Göthe's auf den Dichter selbst an:

Wo du das Genie erblickst,
Erblickst du auch zugleich die Marterkrone.

Im übrigen ist der erste Abschnitt unsers Buches ein trefflicher Commentar zu Göthe's Worten:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Wenn Falk im nächsten Abschnitte: „Allgemeiner Umriß von Göthe's Charakter als Mensch und Künstler", sagt: „Die angeborne ruhige Betrachtung aller Dinge, wie sie Göthe'n eigen ist, konnte in ihm jenen sittlichen Enthusiasmus unmöglich aufkommen lassen, wie ihn die Zeit foderte" (S. 12): so werden wir abermals an so manchen in unsern Tagen gegen G. gerichteten Ausfall erinnert. Doch ist Falk keineswegs mit den neuesten Gegnern unsers Dichters unter Eine Kategorie zu bringen; er spricht jederzeit höchst gemäßigt und ehrerbietig, auch wo er eben nicht billigt oder beistimmt; und gerade in dem Abschnitte, wovon wir reden, kommen die treffendsten Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit des Dichters vor; nur daß er auf der einen Seite auf den Enthusiasmus, wie ihn die Zeit foderte, zu großes Gewicht zu legen scheint, auf der andern nicht deutlich und entschieden genug ausspricht, wie man bei dem wahren Dichter, dessen ganze Seele Begeisterung ist, einen speciellen, temporairen Enthusiasmus wol finden, aber denselben nicht fodern dürfe. Soll hier einmal von einem Mangel die Rede sein, so erinnern wir an das große Gesetz der Natur, welches Göthe (in der „Metamorphose der Thiere") so vortrefflich ausspricht:

Siehst du also dem einen Geschöpf besondern Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste.
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.
Denn so hat kein Thier, dem sämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf seiner Stirne getragen;
Und daher ist den Löwen gedörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden, und böte sie alle Gewalt auf.

Jene Gegner wollten in Göthe die widersprechendsten Dinge und Eigenschaften verbunden wissen, und bedachten nicht, daß sie, wie Falk sich treffend ausdrückt (S. 19), der eisernen Hand Götz von Berlichingens zumutheten, eine Iphigenie oder einen Tasso zu schreiben. Manche gingen offenbar verkehrt, um nicht zu sagen unredlich, zu Werke; wie z. B. der Verf. der „Liebesgeschichten" einen unsittlichen, in den Tag hineinlebenden Menschen als das Product einer Bildung in Göthe'scher Art und Weise aufführt, ohne zu beherzigen, daß Göthe in so vielen seiner Werke zweckmäßige, sittliche Thätigkeit als das Erste und Letzte im Menschen darstellt; wovon bei jenem Grafen auch nicht eine Spur zu finden ist. Und was sollen wir von den Ultraliberalen unserer Tage sagen? — Doch wir bleiben unserm Worte treu: „non ragioniam di lor!"

Jene Aeußerungen Falk's, auf den wir, und mit Freude, zurückkommen, geben zu allerlei Fragen und Bemerkungen Anlaß. Sollte nicht Göthe, der die Begeisterung des Jahres 1813 gewiß in ihrem Werth erkannte, in seiner klaren, ruhigen Vernunft wahrgenommen haben, wohin diese edle Begeisterung, wenn sie sich auf Staat und Kirche richtete, sich verirren könne? — Ferner ist es ein sehr bedeutendes Wort, was Göthe zu Falk sprach: „Religion und Politik sind ein trübes Element für die Kunst; ich habe sie mir immer (d. h. als Künstler) so weit als möglich vom Leibe gehalten" (S. 15). Dieses Wort, dem Anscheine nach so frech, würde, von einem Einsichtvollen gehörig entwickelt, den redlichen Frommen beruhigen, der Anstoß daran nimmt, daß in des Dichters Werken so wenig von Christenthum die Rede ist. Was die Politik betrifft, so hielt sich Göthe als Dichter dieselbe billig vom Leibe (versteht sich, die Tagespolitik; denn in in Hinsicht auf die echte möchte er wol das Lob verdienen, das Aristoteles dem Sophokles gibt: er sei *Πολιτικώτατος*); daß er es als Staatsdiener nicht that, beweist der Dank seines Fürsten, der in einem Briefe, an den Jubelgreis gerichtet, demselben das Zeugniß gibt: „er verdanke seinem umsichtigen Rathe, seiner lebendigen Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen". Endlich weisen wir noch auf Falk's Wort hin: „Fingerzeige und Data genug, um den verworrenen Knäul unserer Zeit abzuwickeln, sind in Göthe's Schriften überall zerstreut, und die Nachwelt wird sie zu sammeln wissen" (S. 18). Möchte sie das thun; aber nicht blos sammeln, sondern auch beherzigen und anwenden! Vielleicht findet sie (vielmehr die Bessern in ihr) in den

Worten des Dichters, den man jetzt einen Aristokraten schilt: „Hier, oder nirgends ist Amerika!“ „Hier, oder nirgends ist Herrnhut!“ („Wilhelm Meister's Lehrjahre“, Buch 7, Cap. 3) das wahrhaft Liberale, das jetzt von so Wenigen erkannt wird; das mit dem echten Aristokratismus sich so wohl verträgt; wie sie sich glücklich schätzen wird, wenn das Wort Göthe's, das er unter der Gährung der französischen Revolution schrieb, Beherzigung gefunden hat:

Sage, thun wir nicht recht? wir müssen den Pöbel betrügen;
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt.
Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrogne;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

Und was Göthe's Deutschheit betrifft, deren Mangel man ihm vorwirft, so behaupten wir kühn, daß „Hermann und Dorothea“, so lange es wahrhaft deutsche Herzen gibt, als die edelste Blüte deutschen Sinnes erscheinen werde.

Der Abschnitt: „Göthe's Ansicht der Natur“ enthält die interessantesten Aeußerungen eines Mannes, dem die Natur, wie Wenigen, ihren Schleier hatte fallen lassen, dazu eine höchst anmuthige Scene: Göthe in seinem Garten, eine Schlange betrachtend, man kann wol sagen, mit ihr sich unterhaltend, verständigend. Es fiel uns dabei sein Wort ein, da er am venetianischen Meere Seeschnecken und Patellen betrachtete: „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!“ Charakteristisch für Göthe, wenn auch nur zufällig, ist es, daß sich folgende Aeußerungen desselben auf zwei einander gegenüberstehenden Seiten (28 u. 29) finden: „Wissen will ich, was jeden einzelnen Theil im Universum so hoch begeistigt, daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient, oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt“; und: „Da saß ehemals so ein alter Färber in Heilbronn, der war klüger als sie alle! Dafür haben sie ihn aber auch tüchtig ausgelacht. Was gäbe ich darum, wenn der alte Meister noch in der Welt wäre, die er, aber die ihn nicht erkannte, und meine Farbenlehre erlebt hätte. Dem hatte sein Kessel geholfen. Der wußte, worauf es ankam.“ Das ist das Eigenthümliche in Göthe's Naturforschung, daß sie der Natur selbst gleicht, die zugleich das Höchste ist und für das Geringste sorgt. Wer sollte von ihm sich nicht angeregt fühlen, wenn er ermahnt: „Strebt nur immer weiter fort, junges deutsches Volk! und werdet nicht müde, es auf dem Wege, wo wir es angefangen haben, fortzusetzen! Ergebt euch dabei keiner Manier! Wißt, verfälscht ist Alles, was uns von der Natur trennt; der Weg der Natur aber ist derselbe, auf dem ihr Baco, Homer und Shakspeare nothwendig begegnen müßt. Seht nur mit eignen Augen und hört mit eignen Ohren!“ (S. 35.)

Im vierten Abschnitte, „Göthe's wissenschaftliche Ansichten“ überschrieben, wird sich der Leser überrascht finden, indem er Göthe auf einem ihm fremd scheinenden Gebiete erblickt; den Hauptinhalt des Capitels machen des Dichters Ansichten von dem Leben nach dem Tode, wozu Wieland's Hinscheiden Anlaß gab. Göthe war am Begräbnißtage des ältern Freundes in einer feierlichen Stimmung, und sein Wesen hatte etwas Weiches, Wehmüthiges. „Dies mochte der Grund sein“, sagt Falk (S. 51), „daß unsere Unterhaltung diesmal eine Richtung in das Uebersinnliche nahm, was Göthe, in der Regel, wo nicht verschmäht, doch lieber vor sich ablehnt.“ Wie in des Dichters Werken, so war es auch wol in seinen Gesprächen. In jenen aber ist so selten von dem Uebersinnlichen die Rede, weil dieses eben kein Material für die Kunst ist. So zieht auch die Natur, mit der Göthe so vertraulichen Umgang pflog, eher von dem Uebersinnlichen ab; aber gewiß war es auch die dem Manne eigne großartige Scheu und Bescheidenheit, die ihn abhielt, das Heiligste und Ehrwürdigste zu einem Gegenstande der Conversation zu machen. In der neuen Bearbeitung von „Wilhelm Meister's Wanderjahren“ sahen wir, wie Göthe's Geist sich auch in jenen Regionen bewegte; und hier haben wir abermals einen Beweis. Nichts, was den Menschen angeht, war ihm fremd; wie hätte diese Angelegenheit ihm fremd sein sollen? und hier geht der Flug in das Uebersinnliche von der menschlichsten Empfindung aus. „Von Untergang solcher hohen Seelenkräfte (wie die Wieland'schen) kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein“; mit diesen Worten Göthe's beginnt die Betrachtung (S. 52), die, obgleich auf so festem Grunde ruhend, doch, ihrer Natur gemäß, nur Ansicht, Vorstellung, wenn man will, Ahnung enthalten konnte; die aber mit den tröstenden Worten schließt: „daß durch die Beschränktheit unserer Naturbetrachtung dem Glauben keine Schranke gesetzt sei“ (S. 65).

In den Bemerkungen über Staaten und deren Gründung und Bildung, die Göthe zu einer andern Zeit machte, kommen die naiven gegen unsere theoretischen Politiker gerichteten Worte vor: „Ueberall sollte man nicht vergessen, daß auf dem Wege der Natur nicht sowol der Kopf, sondern ein anderer, wenig im Publicum geachteter Theil es ist, dem die regelmäßigen Sechsecke der Biene beides, Form und Dasein, verdanken“ (S. 78).

Von der Philosophie behauptete er: „sie müsse geliebt und gelebt werden, wenn sie für das Leben Bedeutsamkeit gewinnen solle“ (S. 79).

Wenn man von einem Manne wie Göthe spricht, dann ist man nur zu oft versucht, seine eignen Worte zu wiederholen; und wie manche wir schon mitgetheilt, so können wir es uns doch nicht versagen, noch eins aus dem vierten Abschnitte hinzuschreiben. „Legte man sich“, sagt er (S. 81) bei Gelegenheit eines Gespräches über positive Religionen, „über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend Jemandem wider Willen aufzunöthigen, oder sie wol gar durch unzeitigen Spott, oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der Erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntniß eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete.“

Haben uns die frühern Abschnitte des Buchs mit sehr ernsten Gegenständen unterhalten, so bietet uns der fünfte, „Göthe's Humor“ betitelt, etwas Lustiges. Hierüber läßt sich nicht reden; man muß das Capitel selbst lesen; wo man sich denn abermals verwundern wird über die unglaubliche Vielseitigkeit des Mannes, wie in seinen Schriften, so in der Unterhaltung. Es ist derselbe Mund, aus dem sich jene Ahnungen des Höchsten, Uebersinnlichen ergossen und der hier übersprudelt von Humor, gegen Schauspieler, Romantiker, Blocksberggeister und gegen sich selbst gerichtet. Die lange Rede über die Dichter des Tages (S. 97 fg.) muß man gleich hinterdrein lesen, wenn man sich an dem „Literarischen Reichsanzeiger“ im „Athenäum“ erbaut hat, oder an A. W. Schlegel's neuesten Xenien. Hier besonders gibt sich eine sehr lobenswürdige Eigenthümlichkeit des Falk'schen Büchleins kund; wie der Mann, von dem es handelt, vielseitig, so das Buch durch Mannichfaltigkeit und Abwechselung ergötzend.

Wir kommen nun auf einen Abschnitt, der zu den reichhaltigsten und interessantesten des ganzen Buches gehört: „Göthe's Verhältnisse zu ausgezeichneten Zeitgenossen, und Urtheile über sie“. Eine Probe daraus, und wol das Schönste, ward zu Anfang unserer Recension mitgetheilt; aber noch viele andere Namen begegnen uns hier: Lessing, Klinger, Gleim, Herder, Wieland u. A. m., die, in Verbindung mit dem Namen Göthe, das Interessanteste erwarten lassen und gewähren. Höchst anziehend ist eine Scene aus Göthe's früherem Leben in Weimar, das erste Zusammentreffen des Letztern mit Gleim. Da haben wir den jugendlichen, an Geist, Witz, Humor, Muthwillen übersprudelnden Göthe; und unwillkürlich rufen wir aus: was für Zeiten müssen das gewesen sein! „Das ist entweder Göthe oder der Teufel!“ ruft Gleim Wieland'en zu (S. 142); und dieser (es ist, als ob wir ihn sähen und hörten) antwortet: „Beides; er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt; und man

thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen." Mit dem Teufel war es indeß so arg nicht von Wieland gemeint, wie dessen Briefe von den Jahren 1775 und 1776 beweisen.*)

Göthe, in lebendigem Hasse gegen eine widernatürlich strenge Moral, gegen Frömmelei und Scheinheiligkeit liebte es die Maske des Leichtsinns, ja des Libertinismus anzulegen. Möge sein Leben nicht frei von Verirrungen und Schwächen gewesen sein, dem allgemeinen Loose der Sterblichen konnte er sich nicht entziehen, der Complex seines ganzen so thaten- und segenreichen Lebens beweist eine große sittliche Haltung; und welchen reinen, hohen Begriff er von der Sittlichkeit hatte, das geht aus der Schilderung des Königs von Holland, Louis Napoleon, hervor (S. 163), in welcher „die reine, gütige Natur selbst vor uns steht und, ihren angeborenen sanften Trieben gemäß, heitere Geständnisse ablegt"; — eine wahre Perle in dem reichen Buche. Das Feuer, die Innigkeit, mit der wir Göthe hier sprechen hören, erinnert an eine Stelle aus den „Tags- und Jahresheften" (zum Jahre 1807), wo er seines Umgangs mit dem Oberhofprediger Reinhard gedenkt, der sich ihm mit Vorurtheilen nahete. „Ich hatte die Freude", sagt Göthe, „in einigen Hauptpunkten gegen die herrschende Meinung mit ihm vollkommen übereinzustimmen; woraus er einsehen mochte, daß mein scheinbarer liberalistischer Indifferentismus, im tiefsten Ernste praktisch mit ihm zusammentreffend, doch nur eine Maske sein dürfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte."

Der Verehrer Göthe's ist versucht, Mehres noch aus Falk's Buche herauszuheben, was sich auf des Dichters sittliche Natur bezieht; aber es könnte scheinen, man wolle den Apologeten spielen; und das wäre eine Anmaßung. So brechen wir ab, und erwähnen nur noch, daß das Capitel: „Göthe und Herder", für den Urtheilsfähigen, treffende Bemerkungen über beide Männer enthält; wie denn namentlich Das, was S. 146 bis Gelegenheit Jacobi's gesagt wird, sehr zu beherzigen ist. „Wenn Göthe auf Wieland kommt, zeigt er sich immer höchst liebenswürdig; von ihm sagt er: „Laßt nur ein paar Jahrzehende vergangen sein, so wird aller der Schattenseiten, die man oft gefliffentlich in ihm aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden; er selber aber wird als humoristischer, geschmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten, worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt" (S. 158).

Von dem Ernste, wozu die Schilderung solcher Verhältnisse, wie zu Herder, Wieland und dem Könige Ludwig stimmt, erholen wir uns, wenn wir zum Schlusse des sechsten Abschnitts die Posse: „Göthe und Kotzebue" lesen; sie dient zu Ergänzung Dessen, was Göthe selbst über das hier dargestellte Abenteuer in den „Tags- und Jahresheften" mitgetheilt hat.

Zwei Anhänge beschließen das Werk: „Brief eines sechzehnjährigen Jünglings, als er Göthe zum ersten Male gesehen", und: „Fragmente über Göthe's Faust" von Falk. Jener wird manchem ältern Verehrer Göthe's in seine Jugendjahre zurückversetzen, in die Zeit, wo man dem Enthusiasmus sich hingibt, ohne zu kritisiren; über diese reden wir vielleicht später, da wir im Obigen fast wol zu ausführlich gewesen sind.

Wir scheiden von dem Buche in dankbarer Erinnerung an Falk, und froh darüber, daß der Verleger dasselbe, auch so anständig seinem Aeußern nach, gerade zu rechter Zeit dem Publicum übergeben hat.

So reich an Erinnerungen aus Weimars schönster Zeit, an Ereignisse und Scenen, an Personen und Plätze, die diesem Boden gehören, möge es namentlich Die begleiten, die nach einer der heiligsten Stätten wallfahrten, welche Deutschlands Grenze einschließt, der Stätte, wo neben Karl August und seiner Gemahlin Göthe und Schiller ruhen! 85.

*) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde. Dritter Band.

Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniß des Geistes der Alten; von K. Hoffmeister. Zweites Bändchen. Auch unter dem Titel: Sittlich-religiöse Lebensansicht des Herodotos. Essen, Bädeker. 1832. 8. 14 Gr.

Dem ersten Bändchen dieser Beiträge, welches die Weltanschauung des Tacitus erörterte, und dessen zu seiner Zeit in d. Bl. mit der gebührenden Anerkennung gedacht worden ist*), schließt sich das zweite Bändchen durch eine gleiche Gediegenheit des Inhalts auf eine entsprechende Weise an. Die Aufgabe ist im Wesentlichen dieselbe, allein ihre Lösung ist in Beziehung auf Herodot schwieriger als in Beziehung auf Tacitus; denn während des Letztern Neigung zur Reflexion Ansicht und Denkweise unmittelbar hervortreten läßt, so blicken sie dagegen bei dem Erstern nur hin und wieder hervor, nur selten scheinen sie absichtlich ausgesprochen zu sein, und allein durch eine so besonnene und unbefangene Methode der Untersuchung, wie sie der Verf. in einem Vorworte näher charakterisirt und sodann anwendet, konnte es gelingen, zu ebenso zuverlässigen und reichhaltigen Resultaten zu gelangen, als das erste Bändchen der „Beiträge" enthält. Die Vorstellung des Schicksals, welches auf Göttliches und Menschliches, aber stets nur in großen Verhältnissen einwirkt, selten in das Gebiet der leblosen Natur eingreift, tritt uns als Mittelpunkt der gesammten geistigen Lebensansicht Herodot's, insbesondere auch als herrschende religiöse Idee entgegen, als herrschende sittliche Idee aber die Vorstellung einer vergeltenden und rächenden Gerechtigkeit. Unter der Herrschaft des Schicksals stehen auch die Götter; allein indem sie Vollstrecker desselben sind, bleibt ihnen eine tiefe Einwirkung auf das Leben der Menschen, und diese besteht vornehmlich in der gleichmäßigen Vertheilung von Glück und Unglück. Eine gerechte Glücksvertheilung ist aber „die leitende Idee und gleichsam die Seele der Geschichtsdarstellung des weitverfahrnen Herodotos". Die Untersuchung über seine sittliche Lebensansicht verneint zunächst in derselben das Vorhandensein des Glaubens an Unsterblichkeit, stellt die sich bei ihm vorfindenden einzelnen Andeutungen über die Natur des menschlichen Geistes zusammen und erörtert sodann seine Ansicht von den in seiner Darstellung am meisten hervorgehobenen Tugenden und von dem Verhältnisse der Tugend und des Lasters zum Glücke und zum Unglücke und der menschlichen Freiheit zum Schicksal und zur Gottheit. Die sittlich-religiöse Lebensansicht des Schriftstellers wird darauf in das Familien- und Volksleben hineinverfolgt, die Stimmung wird dargelegt, welche sie in seinem Gemüthe hervorgebracht hat und zuletzt von dem sittlich-religiösen Standpunkte aus eine allgemeine Beurtheilung des herodoteischen Geschichtswerks versucht.

Dies sind die allgemeinen Grundzüge einer Untersuchung, in welcher einzelnen Ansichten, weil sie sich nur auf scharfsinnige Deutung einzelner Ausdrücke und auf eine ähnliche Combination stützen können, andere entgegenzustellen wären, welche aber durchgehends das Gepräge einer unbefangenen und unabsichtlichen Forschung trägt, die geistige Persönlichkeit des Vaters der Geschichte gleichsam vergegenwärtigt und sich als ein höchst schätzbares Hilfsmittel bewähren wird, um in den Geist seines Werks einzudringen. Der ihm gewöhnlich beigelegte unbefangene, Alles in seinem eigensten Lichte auffassende Beobachtungsgeist muß freilich nach diesen Untersuchungen beschränkt werden, indem ihn seine sittlich-religiöse Lebensansicht verhindert, ein derselben fremdes Geistesleben in der eigenthümlichen Weise aufzufassen, und er vielen in seiner Darstellung auftretenden Personen seine Ueberzeugungen leiht; allein durch dies Resultat ist zugleich ein richtigerer Maßstab für die Benutzung des herodoteischen Werks gewonnen, namentlich insofern dasselbe Charakterschilderungen, unmittelbare oder mittelbare, enthält. 16.

*) Vgl. Nr. 10 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 295. — 21. Oktober 1832.

Skandinavisches. Herausgegeben von Gottlieb Mohnike. Stralsund, Löffler. 1832. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Diese Sammlung, deren zweiter Titel: „Reden, Schilderungen und Gedichte von Wallin, von Brinkman, Oedmann, Agardh, Tegnér, Geijer, Atterbom und Mecander, verdeutscht von Mohnike und Schütt", den Inhalt derselben näher bezeichnet, bietet uns Wahrheit und Dichtung, Ernst und Scherz, Ermahnung und Belehrung. Alles ist wohlgewählt, uns die eigenthümliche Richtung des Geistes in Schweden, die Denkungsart und Gesinnung dieses Volkes in mannichfaltiger Hinsicht zu zeigen. Aber nur bei Dem, was uns aus dieser oder jener Rücksicht am meisten anziehen dürfte, wird Ref. etwas verweilen; bei dem minder Anziehenden wird er sich mit der Angabe der Ueberschriften begnügen. Der Herausgeber selbst theilt seine Sammlung in zwei Theile, in einen prosaischen und in einen poetischen Theil. Den erstern beginnt eine „Rede von Dr. J. O. Wallin, gehalten bei der Einweihung des Gymnasiums zu Stockholm, am Namenstage Sr. K. H. des Kronprinzen, den 4. Okt. 1821". Diese Rede zeichnet sich in keiner Hinsicht von denen aus, welche wir in unsern Gymnasien bei ähnlichen Anlässen zu hören bekommen. Ihr folgt die „Rede auf Johann Adam Tingstadius, gehalten beim Eintritt in die schwedische Akademie, den 3. Nov. 1828, von C. G. v. Brinkman". Den Eingang dieser gehaltvollen Rede bildet ebenso scharf gedachtes als kraft- und würdevoll ausgesprochenes Urtheil über die schöne Literatur sowol im Allgemeinen, als in besonderer Beziehung auf Schweden, verbunden mit einer meisterhaft entworfenen Charakteristik der Wirksamkeit des oft verkannten Königs von Schweden Gustav III. in dem Gebiete der schönen Literatur Schwedens. Ihm verdankt das schwedische Volk zu großem Theile die glänzenden Blüten der schönen Literatur des vorigen Jahrhunderts, es verdankt ihm nicht weniger die des jetzigen, denn er war es, der durch Gründung der schwedischen Akademie eine Vereinigung der geistreichsten, von der Natur am meisten bevorzugten Männer zu Stande brachte, dem Talente den Erwerb der ihm gebührenden Anerkennung erleichterte, das Verdienst würdig belohnte, den Wettkampf der Besten unterhielt, die Nacheiferung erweckte. „Denn zu wirken — nicht für den Tag, sondern für kommende Zeiten; aus der Tiefe des schwedischen Sinnes sein schlummerndes Selbstvertrauen wieder zu wecken; dem Herzen seines Volkes seine eigne glühende Liebe für das Hohe und Schöne, in Bild und Laut, in Handlung und Gedicht einzugießen — dieses war Gustavs edlere Absicht, als er der stillen Wache der Weisheit die Altarflamme des vaterländischen Genies anvertraute." Wo mag ein deutscher Fürst, wenn wir den unsterblichen Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, ausnehmen, ein gleiches Lob gerechterweise in Anspruch nehmen? Und wie müßte eine solche Akademie auf unsere schöne Literatur ganz anders einwirken, als dies ein Paar dem und jenem allergnädigst verliehene Orden zu thun im Stande sind! Viel würde eine solche Akademie wirken; aber das Höchste zu wirken würden auch ihr noch anderweitige leidige Verhältnisse verbieten.

Denn wie hoch und erhebend unsere schöne Literatur in mancher Beziehung jetzt auch stehen und sein mag, um wie viel höher und erhebender sie dann stehen und sein würde: was sie sein könnte, wäre auch dann sie noch nicht. Wahr und treffend sagt in dieser Beziehung Hr. von Brinkman:

Einzig nur der tiefen Wurzel der einem jeden Volke inwohnenden Selbständigkeit entsproßt und entzweigt sich seine wahre, seine vaterländische schöne Literatur, welche nie schöner gedeiht und Frucht bringt als auf dem heimischen Boden, in welchem ihr erster Same sich freiwillig zu Pflanze und Stamm entwickelt hat. Da treibt sie unter allem Zeitwechsel neue Zweige hervor, deren frische Blüten nicht selten noch schönere und kernreichere Früchte verheißen, als diejenigen waren, die in dem uralten Haine gereift sind. Nur von Lebenden vermag die schöne Literatur ihren wohlthuenden Einfluß zu verbreiten — nicht blos auf die eingeweihten Bewunderer der Kunst, sondern auch auf alle der Natur getreue Mitglieder des Gemeinwesens. Denn ausgegangen von der eigenthümlichen Geistesrichtung und den sittlichen Neigungen eines bestimmten Volkes, umfaßt sie den ganzen Reichthum der geistigen Genüsse des Lebens der Mitbürger, seinen heiligen Ernst und seine veredelten Freuden. Eine solche schöne Literatur kann nicht hervorgezaubert werden durch die Macht, nicht erschaffen werden durch das Bedürfniß des Augenblicks, nicht erkauft werden mit verschleuderten Belohnungen. Sie ist das Sinnbild der ewig jugendlichen Schönheit eines lebenden Volks, und überall ist sie die Blumenkrone auf dem Baume der Erkenntniß.

So ist dies die schöne Literatur der Inder, dies die der Griechen: dies sollte die unserige sein.

Und in der That, eine solche schöne Literatur verdient, wie alle schönere und zartere Bildungsmittel des

menschlichen Geistes, einen stillern aber desto kräftigern Schutz, eine zärtlichere aber nicht verzärtelnde Vaterliebe; und sie erheischt diese auch mehr als die selbstgebietenden Naturkräfte des Kämpferlebens und des Staatsbedürfnisses. Denn nicht selten hat ja, wie Hr. v. Brinkman wahr und offen es ausspricht, ein verirrter Zeitgeist die höhere Bestimmung der scheuen Vestale verkannt oder verachtet; und, verwahrloset unter den stürmischen Durchbrüchen allgemeiner Vorurtheile, ist ihr geweihtes Feuer zuweilen erloschen, und hat dann nur durch die ewigen Stralen des Genies und der Bildungskraft wiederangezündet werden können. Am Ende des Einganges verbreitet sich der Redner noch über den nicht nur in Schweden, sondern auch bei uns am heftigsten, jedoch in Frankreich angeregten Streit über den Vorzug zwischen Genie und Geschmack. Der Geschmack ist ihm, als eine ursprüngliche Naturgabe betrachtet, nur das glückliche Augenmaß des Genies, gleich unentbehrlich für den Dichter und Künstler, er mag seinen Blick auf die äußere Natur, oder auf die schwebenden Bilder im Reiche des Gedankens richten. Dieser Seherblick, fährt er fort, der auf einmal nicht blos die einzelnen Gegenstände, deren Gestalt und Größe, sondern zugleich ihr hierauf beruhendes Gleichgewichtsverhältniß zu einander und zu dem Ganzen überschaut — diese Sicherheit der Phantasie wird dort, wo sie fehlt, durch keine ererbte Kunstfertigkeit ersetzt.

Hätten dies die Herren in Frankreich bedacht, der Streit zwischen Classicität und Romantik würde schwerlich entstanden, und wenn auch entstanden, doch in der Geburt gleich wieder erstorben sein. Gottsched und die Schweizer, hätte es Ersterm eingeleuchtet, würden in Frieden neben einander gelebt haben; die Mittelalterischen und die Neuzeitigen, verständen sie sich darauf, würden nicht einander mit kritischer Faust die Haare ausraufen, oder doch wenigstens verachten.

Denn die jedesmalige schöne Literatur — wird hier scharfsinnig bemerkt — umfaßt mit ruhigem Blicke nur die urbildliche Schönheit ihres Jahrhunderts, nicht seine Aeußerlichkeiten oder seine zufälligen Verirrungen. Und wenn auch ihre Gemälde kühner in der Erfindung, mannichfaltiger hinsichtlich ihrer Gegenstände, oder glühender durch ihr Colorit in neuerer Zeit erscheinen, als gleich vollendete Meisterwerke eines vorhergehenden Zeitalters (von Stümperwaare kann natürlich überall nicht die Rede sein), so muß in beiden doch wiedererkannt werden: dieselbe Reinheit der Zeichnung, dieselbe naturgetreue Wahrheit in Gedanken und Ausdruck, und jene Enthaltsamkeit der Phantasie, selbst in den glücklichsten Augenblicken der Begeisterung, welche zu allen Zeiten und unter jeder Polhöhe der Bildung die dem Gesetze gehorchende Selbständigkeit der Poesie und Kunst auszeichnen.

Es würde zu weit führen, wollte Rec. die nun folgende tiefgedachte Würdigung der orientalischen und insbesondere der hebräischen Literatur, welche Würdigung in eigenthümlichem Reize mit der anerkennenden Schilderung der Verdienste des Bischofs Tingstadius um dieselbe vereinigt ist, ausführlich hier besprechen. Und auch nur desjenigen Zeitraumes in Tingstadius' Leben mag hier besonders gedacht werden, welchen er in Greifswald mit so großem, sehr bald offenbar werdendem Gewinne für die Wissenschaft zubrachte. Sein Aufenthalt in Greifswald traf nämlich mit jenem glücklichen Zeitpunkte zusammen, wo in Deutschland die schöne Literatur in ernster und kraftvoller Jugend aufblühte, und Hr. v. Brinkman findet mit Recht diesen Umstand sehr einflußreich auf die Ausbildung und ganze nachherige Denkungsart und Thätigkeit des berühmten Orientalisten. Unter den Deutschen aber ist es zunächst Klopstock, welchem hier ein schöner Kranz der Anerkennung geflochten wird.

Seit Luther's Bibelübersezung — sagt der Redner — hat schwerlich irgend ein Werk des Genies so tief in die Kunstbildung und in das sittliche Gefühl eines ganzen Volkes eingegriffen als Klopstock's „Messias", und als seine, mit David's und Assaph's Eingebungen viel näher als mit Pindar's Gesängen verwandten lyrischen Gesänge. Die orientalische Quelle der Offenbarung durchströmte so ruhig und klar seine herrlichen Gedichte, daß rings um sie alle getrennten Verehrer der ursprünglichen Gottesgelahrtheit sich einträchtlich versammelten, um sich aufs Neue mit der dort sich abspiegelnden Unschuld des verlorenen Paradieses vertraut zu machen.

Zur Charakterisirung des vorhergehenden Zeitraumes theologischer Beschränktheit, die auch jetzt wieder so gern sich einschmuggeln möchte, um bald sich und Alles in düstere Nacht zu hüllen, dient folgende Nachricht, daß der verdienstvolle Michaelis nach seinem eignen Bekenntnisse, kurz vor dem hier gedachten Zeitpunkte nicht die kleinste Abweichung von den offenbarsten Schreibfehlern oder unrichtigen Lesarten bei der Erklärung der heil. Schrift wagen durfte. Sehr milde ist es, wenn der Redner dies nur „eine geistige Knechtschaft nennt, mit welcher Luther's Zeitalter noch keineswegs belastet war, die aber doch in der Folge in der von ihm gestifteten Kirche mit mehr als dummdreister Strenge gehandhabt wurde". In Hinsicht des Lebens und der Schriften des Bischof Tingstadius verweist Rec. die Leser auf die „Leipziger Literatur-Zeitung", 1829, Novemberheft, wo sich ein Nekrolog über ihn findet, und auf die Vorrede zu der hier zu besprechenden Sammlung S. VI. — Die Erwiderung des Bischofs Wallin als Directors der Akademie folgt unmittelbar auf die Rede des Hrn. v. Brinkman.

Rec. gelangt jetzt zu einer Rede, welche man wol ein ernstes Wort in einer ernsten Sache nennen kann. Die „Rede des Prof. Agardh zu Lund, bei der Entgegennahme des Inspectorats über die schonische Landsmannschaft, gehalten den 13. Nov. 1830", legt es uns nahe, einen Blick auch auf unsere deutschen Hochschulen zu werfen, zumal, da der Herausgeber in der Vorrede seine Meinung dahin äußert, daß eine solche Einrichtung denselben gleichfalls in mehr als einer Hinsicht ersprießlich sein dürfte. Zuvor will Rec. jedoch aus eben dieser Vorrede Dasjenige mittheilen, was uns auf den Standpunkt bringt, woraus wir allein das Corporationswesen der schwedischen Hochschulen richtig beurtheilen können. Die nach den verschiedenen Provinzen abgetheilten Landsmannschaften auf den schwedischen Universitäten sind vom Staate förmlich anerkannte Institute, die sich selbst organisiren, und unter der Aufsicht eines der Lehrer an der Hochschule stehen, den die Landsmannschaft sich selbst wählt. Hieraus leuchtet ein, daß die schwedischen Landsmannschaften, von denjenigen Saus- und Rausverbindungen, welche unter dem

Namen der Landsmannschaften manche unserer Hochschulen verunzieren, himmelweit verschieden sind, trotzdem daß manche Regierungen diese Corporationen anzuerkennen oder doch zu begünstigen kein Bedenken trugen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe an einen jüngern gelehrten Freund über Philosophie und besonders über Herbart's Lehren, von F. K. Griepenkerl. Braunschweig, Meyer. 1832. 16. 1 Thlr.

Diese Briefe erinnern durch Form und Tendenz an eine bekannte frühere Erscheinung im Gebiete der Philosophie, an Reinhold's „Briefe über die Kant'sche Philosophie". Es gelang diesen auf eine glänzende Weise, das Interesse des größern Publicums für die abstracten und, zumal für die damalige Zeit, schwer verständlichen Lehren des königsberger Weisen zu gewinnen und damit einen philosophischen Aufschwung der Nation hervorzurufen, wie er bis dahin noch nicht stattgefunden hatte und, wie leider zu fürchten ist, kaum je wiederkehren wird. Die scharfsinnigen Schriften eines königsberger Philosophen veranlassen abermals Briefe über Philosophie, aber wie verschieden sind die Zeiten, in denen beide Sammlungen erschienen! Kant's Schriften fanden anfangs wenig Eingang beim Publicum, weil überhaupt eine schlaffe Popularphilosophie an die Stelle echter Speculation getreten war. Unsere Zeit dagegen ist so fruchtbar an Schulen und Systemen, von denen eines das andere zu verdrängen sucht, geworden, daß das größere Publicum darüber das Zutrauen zur Wissenschaft selbst fast verloren hat. Kant's Philosophie fiel in die Zeit der politischen Unmündigkeit Deutschlands; politische Interessen und Leidenschaften beschäftigen und bewegen gegenwärtig eine Menge der besten Köpfe. Gleichzeitig mit Kant's Philosophie erblühte das goldene Zeitalter der deutschen Poesie und Literatur; diese Blüten sind gewelkt und die Fruchtzeit der Naturwissenschaften und der Polytechnik ist eingetreten. Kann man nun zwar unter solchen Verhältnissen keiner neuauftretenden Philosophie, möge sie auch noch so viel innere Vortrefflichkeit besitzen, so glänzende Erfolge versprechen, so bleibt doch in dem engern Kreise Derer, die zur Philosophie um ihrer selbst willen berufen sind, das Interesse für die großen Fragen derselben, bei allen Zerstreuungen einer stürmischen Zeit ungeschwächt, und jeder neue Versuch, sie zu beantworten, heißt willkommen. Längst schon hat Herbart in einer Reihe von Schriften einen neuen Versuch dieser Art gemacht. Seine Lehren liegen gegenwärtig hinlänglich ausgebildet zum Urtelsspruch vor. Aber nur die letzte Zeit hat eben erst angefangen, sich mit diesen wichtigen Actenstücken näher bekanntzumachen. Daß Herbart zu den bedeutendsten Philosophen der Gegenwart zu zählen ist, unterliegt keinem Zweifel; seine gebührende Stelle in der Geschichte der Philosophie wird ihm die Zukunft anweisen. Auf eine seltene Weise vereinigen sich in seinen Werken logischer Scharfsinn, Tiefe und Kühnheit der Speculation und geschickte Benutzung eines reichen Schatzes von Gelehrsamkeit. Ueberall steht er vollkommen auf eigenen Füßen. Sein Vortrag ist pikant, klar und geistreich, die Sprache edel und natürlich. Wie war es bei solchen innern und äußern Vorzügen möglich, daß H.'s Schriften so lange unbeachtet bleiben konnten und nur so allmäligen Eingang finden? Wie kommt es, daß diejenigen Werke, aus welchen sich der Liebhaber Auskunft über den heutigen Stand der Philosophie zu erholen wünscht, über ihn entweder schweigen, oder dürftige, ungenügende und falsche Angaben enthalten, die nur allzu deutlich die völlige Unbekanntschaft mit H.'s Schriften beurkunden? Der Grund dieses unverdienten Schicksals der Herbart'schen Lehren liegt, dünkt uns, theils in ihrer Eigenthümlichkeit, theils in der Art, wie sie sich nach und nach entwickelt haben. Herbart gehört keiner der jetzt herrschenden philosophischen Schulen an; wol aber führt er gegen jede derselben mehr oder weniger energisch die scharfen Waffen einer oft herben Polemik. H. gehört nicht der kritischen Schule, auch nicht dem Zweige derselben, der durch Fries seine Entstehung erhalten und unter den Besonnenen und Gemäßigten, vorzüglich durch sein Bestreben, Kant's wissenschaftlichen Geist mit Jacobi's tiefgemüthvollem religiösen Sinn zu vereinigen, als juste milieu sich vielen Beifall erworben hat. Zwar H. selbst hat irgendwo gesagt, er sei ein Kantianer, aber von 1830, d. h. ein mit der Zeit fortgeschrittener, und seine Gegner haben dies hingeworfene Wort, das nur die besonnene Weise der Forschung charakterisiren konnte, begierig aufgegriffen, um die Welt glauben zu machen, H.'s Philosophie stehe nicht im Niveau der Zeit, und sie begünstigen heiße nichts Anderes, als einen Rückschritt zu den längst veralteten Kant'schen Lehren machen. Wer aber denkt, bei Herbart die Kategorien, die Formen der Sinnlichkeit, die Seelenvermögen, den kategorischen Imperativ u. dgl. m. wiederzufinden und vielleicht nur neu begründet zu sehen, der würde sich sehr irren. Der kritische nüchterne Geist Kant's ist es allerdings, der Herbart's Lehre durchweht; die Beurtheilung der sittlichen Verhältnisse steht gleich frei da, wie bei Kant; eine speculative Gotteserkenntniß, die ähnlicher Erweiterungen fähig wäre, wie Naturphilosophie und Psychologie, gibt es freilich auch für H. nicht, denn nach ihm ist hier kein Gegenstand der Forschung gegeben, sondern die Ueberzeugung vom Dasein Gottes bleibt Glaubenssache, die nur von der theoretischen Philosophie durch die, wieder in ihre Rechte eingesetzten, teleologischen Betrachtungen Unterstützung erhält. Dagegen nicht ein entfernter Gedanke an jene subjective Richtung des Philosophirens, bei der alle Metaphysik in Kritik des Erkenntnißvermögens oder Erfahrungsseelenlehre aufgeht. Eine selbständige, von vermeintlichen psychologischen oder anthropologischen Fundamenten unabhängige Metaphysik behandelt mit speculativer Kraft, nach einer eigenthümlichen allgemeinen Methode, ihre Probleme, die sich auf das Wesen der Dinge, den Wechsel und die Formen der Erscheinungen, die Materie und auf das Ich beziehen. Hieran schließt sich eine völlig neue, die Thatsachen der Erfahrung und die exacte Behandlung der Naturwissenschaften sorgfältig berücksichtigende Naturphilosophie und eine ebenso scharfsinnige als originelle Psychologie, die leider nur mit weit mehr Mathematik ausgestattet ist als die Oberflächlichkeit so vieler Philosophen zu verdauen vermag, und die, indem sie die althergebrachte Ansicht von Seelenvermögen gänzlich verläßt, gegen den Strom der Gewohnheit schwimmend, freilich bei allen Denen schweren Eingang findet, deren ganzes Denken mit jenen Vorurtheilen verwachsen ist. Kann nun bei solchen Eigenthümlichkeiten von keinem Kantianismus Herbart's die Rede sein, so liegt doch noch eine viel weitere und tiefere Kluft zwischen Herbart und Schelling. Ja, H. hat es kein Hehl, daß er Schelling für den wahren Philosophieverderber unserer Zeit hält. Entschieden tritt er auf gegen den Pantheismus und gegen jede Kosmologie, „sie geberde sich als Sittenlehre oder als Naturphilosophie". Die Welt ist uns nicht mehr, wie den Alten, ein abgeschlossenes Ganze; daher unser Wissen von der Natur nur eine ewig fortschreitende, täglich sich erweiternde und berichtigende Forschung. Eine philosophische Welllehre, die der Erfahrung gegenüberstehen soll, ist eine leere Phantasie, jeder Begründung entbehrend. Hiermit ist zugleich die Stellung der Herbart'schen Lehre gegen die Hegel'sche Schule bezeichnet, die ja in ihren letzten Ergebnissen mit der Schelling'schen übereinstimmt, und nur methodisch durch Dialektik dahin zu gelangen sucht, wo jene sich von den Flügeln der Phantasie tragen läßt. Bei allen Contrasten der Resultate liegt indeß in Hegel's Philosophie eine Thatsache, die, wie Herbart hofft, seiner Metaphysik den Grund und Boden vorbereitet, d. h. die geeignet scheint, den besonnenern Jünger Hegel's zu einem Anhänger Herbart's zu machen. Es ist dies das Widersprechende in unsern metaphysischen Begriffen, das beide Philosophen nachzuweisen bemüht sind, jeder aber nach seiner besondern Weise weiter behandelt. Beide finden z. B. Widersprüche im Begriffe des

Werdens: Hegel, indem er in ihm die geforderte Einheit des Seins und Nichts sieht; Herbart, indem er bemerkt, daß dieser Begriff die Behauptung enthalte, daß ein Ding Etwas und auch ein Anderes sei. Hegel findet in diesem Widerspruch ein Motiv, den niedern Standpunkt der Reflexion, auf dem die Gegensätze als solche erscheinen, zu verlassen und sich zu dem höhern Begriff des Daseins (der Einheit des Seins und Nichts) zu erheben, in dem beide Begriffe als Gegensätze aufgehoben sein, aber noch als Momente aufbewahrt werden sollen; Herbart dagegen bemerkt, daß eben ja in dieser geforderten Einheit der Gegensätze der Widerspruch liege, und daß daher Hegel's verlangte vornehme Erhebung über die gemeine Reflexion nichts Anderes sei als die Zumuthung, den Widerspruch als Thatsache sich gefallen zu lassen. Jedenfalls wird dem Unparteiischen der Begriff jener höhern Einheit, *in* der die Gegensätze als Momente aufgehen sollen, ein dunkler, die ganze Wendung des Denkens eine sehr bedenkliche sein: denn wer es einmal in der Kunst des Denkens so weit gebracht hat, den Widerspruch ohne Bauchgrimmen verschlucken zu können, der leistet auf dem weiten Meere der Speculation auf den Compaß Verzicht. Was thut nun Herbart zur Beseitigung des im Erfahrungsbegriff des Werdens (oder der Veränderung) gegebenen Widerspruchs? Er bedient sich ganz einfach und natürlich der bekannten logischen Schlußweise aufs Gegentheil. Er schließt: nicht Ein Ding kann Etwas und auch ein Anderes sein, also sind statt des Einen *mehre* zu setzen. Aber mehre *vereinzelt* würden der von der Erfahrung geforderten Einheit nicht entsprechen; daher sind die mehren Dinge in *Gemeinschaft* zu denken. Der Wechsel in der Gemeinschaft der Dinge bedingt den Wechsel in der Erscheinung. Die Speculation entdeckt also da eine Vielheit realer Wesen, wo der rohe Erfahrungsbegriff des gemeinen Menschenverstandes es mit einem einzigen zu thun zu haben meinte. Hiermit ist nun zwar nur eine sehr dürftige Probe der Herbart'schen Methode in der Speculation gegeben, aber wer wird hier billigerweise mehr verlangen wollen? Genügt sie doch, um zu zeigen, daß bei unserm Philosophen nicht von einem widernatürlichen Verrenken der Gedanken die Rede ist, und daß er doch gleichwol auf Ergebnisse kommt, die sich nicht ohnedies von selbst verstehen. Indem jedoch Herbart selbst da, wo er mit Hegel ein gemeinschaftliches Princip zu haben scheint, auch von diesem auf das allerunverkennbarste abweicht, zerfällt er auch mit dieser in den letzten Jahren so hochbegünstigten Schule. Was Wunder nun, daß, da das Publicum nicht mehr wie zu Kant's Zeit eine tabula rasa ist, sondern entweder für irgend eine Schule Partei nimmt oder gegen alle Philosophie sich gleichgültig verhält, der neue königsberger Philosoph von seiner ultima Thule Deutschlands aus bis jetzt noch nicht den Einfluß erringen konnte, dessen seine gewichtigen Lehren wohl werth zu sein scheinen? Doch einigen Grund, warum Herbart's Schriften zur Zeit noch weniger sich verbreiteten als manche andere von weit geringerer Bedeutung, liegt wol auch in ihnen selbst. Bis zur Erscheinung seiner „Psychologie" im J. 1824 und seiner allgemeinen „Metaphysik" im Jahr 1828 waren Herbart's Schriften, besonders die den Theilen der theoretischen Philosophie gewidmeten, fast nur sehr kurzgehaltene Lehrbücher, ohne Zweifel mehr für seine Zuhörer als für andere Leser geeignet, die Lehrsätze ihres Urhebers ganz zu durchdringen und den Geist und Zusammenhang seines Systems gehörig zu umfassen. Kaum läßt es sich wol verkennen: H. liebt, wie geistreiche Männer häufig, den aphoristischen Vortrag. Nicht selten bricht er ab, um anderwärts wiederanzuknüpfen. Er ist ein erklärter Gegner jener ängstlichen, beengenden symmetrischen Systematik, die in Kant's Kategorientafel ihren Ursprung hat und die Mutter so vieler gesuchten und falschen Classificationen, spielender Analogien und gezwungener Verbindungen fremdartiger oder ebenso unnatürlicher Trennungen zusammengehöriger Begriffe geworden ist. Alle Anfoderungen dieser Art weist er als grundlose und verderbliche Vorurtheile ab; ja, er hat seinen Widerwillen und seine Verachtung gegen Ansprüche auf solche symmetrisch-schematische Gliederung der Theile des wissenschaftlichen Systems in seiner „Encyklopädie" so weit getrieben, daß er selbst zugesteht, die Anordnung könne dem Leser so willkürlich erscheinen, als ob Jemand dem Verf. zum Verdruß die Materien bunt durcheinander geworfen hätte. Mag nun auch hier H. in der Hauptsache Recht haben (wobei wir unentschieden lassen, ob er nicht vielleicht in dem zuletzt erwähnten Buche zu weit ging), mag auch am Ende alle wissenschaftliche Anordnung nur auf den Grundsatz hinauslaufen, daß jede Materie die Stelle einnehmen muß, an der das zu ihrem Verständniß Nöthige bereits vorhergegangen ist, so war doch das Publicum an streng durchgeführte (wenn auch noch so oberflächliche) Dichotomien oder Trichotomien u. s. w. nicht blos der behandelten Begriffe, sondern auch der philosophischen Disciplinen im Ganzen gewöhnt, glaubte darin eine besondere logische Vollkommenheit der wissenschaftlichen Form zu finden u. dgl. m., und fand H.'s Anordnung, Eintheilung, Darstellung mindestens fremdartig. Ja, Männer, die Herbart's Verdiensten alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, verlangten, wie die Vorrede zur „Encyklopädie" nachweist, eine erleichterte Uebersicht des Zusammenhangs der Art, wie H.'s ethische, metaphysische, naturphilosophische, psychologische Untersuchungen in einander greifen. Für alle Diese und überhaupt für Jeden, der im Studium von Herbart's Schriften Schwierigkeiten fand, sind nun Griepenkerl's vorliegende zwanzig Briefe ein trefflicher Leitfaden. Man könnte sie eine Anleitung zum Studium der Herbart'schen Schriften nennen. G., ein ehemaliger Schüler Herbart's, tritt hier mit der wärmsten Anhänglichkeit für die Lehren auf, die seine Ansprüche an die Philosophie in so hohem Grade befriedigt haben. Er wendet sich mit Bitterkeit gegen Die, welche H. unbeachtet ließen oder seine Lehren entstellten, oder sie auf eine oberflächliche, unwürdige Weise beurtheilten. Er prophezeiht, daß die Geschichte der Philosophie einst lehren werde, Hegel sei die Hauptveranlassung zum allgemeinern und gründlichern Studium Herbart's geworden. Mögen seine Hoffnungen in Erfüllung gehen! Sein Meister verdient solche allgemeine Beachtung ohne Zweifel. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, die erst den letzten Jahren angehören, hat man bisher seine Schriften mit beispielloser Vornehmthuerei und Seichtheit abgefertigt; ja, als nach Hegel's Tode es einige Zeit wahrscheinlich schien, daß Herbart Hegel's Lehrstuhl einnehmen könnte, fand man es sogar rathsam, Herbart's neueste Schrift mit einem hic niger est in die literarische Welt einzuführen. Mag nun diese Vernichtung zwar in Beziehung auf die berührten äußerlichen Verhältnisse die beabsichtigte Wirkung immerhin erreicht haben, Herbart ist nun schon hinlänglich besprochen und die Aufmerksamkeit aller wahren Freunde der Philosophie für seine Schriften bereits zu sehr gewonnen, als daß er durch eine entstellende Recension in Vergessenheit gebracht oder sein Ansehen geschmälert werden könnte. In Beziehung auf die vorliegenden Briefe aber dürfte es wünschenswerth gewesen sein, wenn ihr Verf. sich seine Aufgabe etwas allgemeiner gestellt, sich von Herbart's Schriften etwas unabhängiger gemacht und es versucht hätte — was wir für gar nicht unmöglich halten —, in einem viel kleinern Rahmen als das Original ein Gemälde der Herbart'schen Philosophie zu geben, das, für sich verständlich, auf den Totaleindruck berechnet gewesen wäre. Seine Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie würde ihm dabei vielfache Gelegenheit gegeben haben, die Berührungspunkte und die Contraste der Herbart'schen Lehren mit denen seiner Zeitgenossen und Vorgänger herauszuheben, den Lernbegierigen dadurch die Vergleichung zu erleichtern, die Beurtheilenden richtiger zu orientiren, die Gegner auf diejenigen Streitpunkte zu lenken, auf die es hauptsächlich ankommt. Doch diese Aufgabe bleibt vielleicht einem andern Schüler Herbart's zu lösen vorbehalten. Nehmen wir auch das Gegebene mit Dank an; möge es in die Hände recht vieler Freunde der Wahrheit gelangen! 194.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 296. — 22. Oktober 1832.

Skandinavisches. Herausgegeben von G. Mohnike.

(Beschluß aus Nr. 295.)

Eine der Gestaltung der schwedischen Hochschulen ähnliche Einrichtung hatte die Universität Wittenberg in ihren letzten Jahren, allein sie hatte diese eine zu kurze Zeit, als daß die wohlthätigen Folgen derselben so recht hätten offenbar werden können. Die Einrichtung der Hochschule zu München hat, obgleich der Herausgeber durch öffentliche Blätter zu dieser Meinung kommen mußte, nichts mit der Einrichtung der schwedischen Akademien in dieser Hinsicht gemein. Die Landsmannschaften zu München sind Corporationen, wie sie auch andere Hochschulen zeigen. Von den einzelnen Provinzen haben sie nichts als den Namen. Auch sind öffentlichen Blättern zufolge nur einige Corps daselbst anerkannt, andere aber verboten, und vermuthlich waren Letztere nicht die schlechtern, denn ein Beweggrund dieses theilweisen Verbotes ist öffentlich nicht kundgethan worden.

Mehr als die Landsmannschaften für die schwedischen konnten die durch Bedrückung verschwundenen Burschenschaften für die deutschen Hochschulen werden, wenn die Machthaber eine weise Leitung einer gebieterischen Unterdrückung derselben vorgezogen hätten. Aber zurückgedrängt in heimliches Dunkel mußten sie nothwendig erst ausarten — denn Oeffentlichkeit war Hauptbedingung ihres Gedeihens —, und dann in ihrer Entartung zu Grunde gehen. Ueber diesen Gegenstand ist jedoch in neuerer und neuster Zeit so viel theils von gewichtigen Gründen unterstützt, theils aber auch nur in schwärmerischen Phrasen geschrieben worden, daß Rec. es für überflüssig hält, länger bei diesem Gegenstande zu verweilen, zumal da tauben Ohren schwer predigen ist. Er wendet sich daher zu Hrn. Agardh's Rede, welche sich über das Verhältniß der Akademien zum Staate, über ihre Mängel und Gebrechen wie über ihre Vorzüge vor andern Lehranstalten tief und gründlich in größter Bescheidenheit ausspricht. Immer merkwürdig ist es, daß durch diese Rede denselben Klagen begegnet zu werden scheint, die man in neuerer Zeit so häufig auch in Deutschland erheben hört. Aber die dunkeln Begriffe, das halbe Licht, waren, wie er richtig bemerkt, stets Ursachen zu Verirrungen und Unruhen; nur die Klarheit, nur das volle Licht gibt Stille, Sicherheit und Festigkeit.

Die Alten — sagt er treffend —, welche die Hochschulen eingerichtet haben, waren gewohnt, ihren Einrichtungen eine feste und unzuverrückende Form zu geben. Es sind daher nicht blos die Schlösser und Tempel des Mittelalters, welche noch jetzt der Zeit trotzen, sondern auch seine Institutionen. Aber sowie die Burgen desselben von den leichten Geistern der neuen Zeit nicht mehr bewohnt werden können, sondern als Ruinen im entlegenen Hintergrunde nur den Park rings um ihre Wohnungen schmücken, so passen die alten Institutionen ebenso wenig wie die alten schweren Rüstungen für ein verändertes Geschlecht. — Dieser Mangel an Entgegenkommen — fährt der Redner fort — zwischen den Formen der alten Zeit und den Foderungen der neuern Zeit ist im Großen eine Quelle der Unruhe, welche jetzt das politische Weltmeer aufrührt, und im Kleinen auch eine Ursache des Mißverhältnisses der Hochschule zum Staate. Man hat alle Formen der alten Zeit beibehalten, aber den inwohnenden Geist hat man verschwinden lassen. Die Seele hat man fahren lassen und den Leib balsamirt, statt daß man ein ganz entgegengesetztes Verfahren hätte beobachten, den Geist und den Grundsatz bewahren und nur die vergänglichen Formen ändern und umtauschen sollen.

Rec. ist mit dem Ganzen einverstanden bis auf den letzten Satz. Hier scheint der Redner in der That etwas Unmögliches zu verlangen. Denn wodurch lassen sich denn gerade die alte und neue Zeit scheiden und als geschieden erkennen, als durch das Fortschreiten des Geistes? Den Geist aber in der Fortbildung aufhalten, heißt sein Sein zerstören, denn sein Sein, seine Stetigkeit besteht ja eben in beständiger Umwandlung und Fortbildung. Gelänge es irgend einer Macht, den Geist zu fesseln, so würden eben dadurch auch die Formen nie als veraltet und einer Umgestaltung bedürftig erscheinen. Nicht also dadurch, daß der Geist gefesselt, die Form aber von Zeit zu Zeit geändert wird, kann Gutes entstehen, sondern dadurch, daß man, was man doch endlich muß, den Geist schaffen und walten läßt, wie es seine Natur mitsichbringt, die Formen aber bei Zeiten verändert, damit der Geist nicht gezwungen werde, sie zuletzt mit Gewalt zu durchbrechen. Dadurch aber, daß dies Einige wollen, Andere nicht wollen, entsteht der Streit zwischen dem Protestantismus und Katholicismus der Cultur, wie der Redner die Parteien fein bezeichnet.

Dies Alles läßt sich nun, wie auf den Staat, so auch auf die Hochschulen anwenden, und Hr. Agardh verdient volle Beachtung, wenn er von dieser Seite die größere Gefahr für die Hochschulen zu sehen vermeint.

Was die Hochschulen betrifft — sagt er —, so führt die Vertheidigung der alten Formen und die Ansicht, daß diese Formen zum Wesen der Akademien gehören, nur ihren Untergang her-

bei. Schon legt man überall neben den Akademien besondere Hochschulen an, auf Privat- oder Staatskosten polytechnische und praktische Schulen, wissenschaftliche Institute und Seminarien. Während nun diese nicht verschmähen, alle Unterweisungsmittel der neuern Zeit zu benutzen, bewahren dagegen die Akademien nur ihre Erbschaft aus einer dürftigen Vorzeit; und während die Lehren der Akademien, so hoch und vortrefflich sie auch sein mögen, in den Räumen der großen Auditorien verschwinden, wird in den Specialschulen keine Gelehrsamkeit vergeblich ausgeworfen. Die Akademie säet unaufhörlich auf einen Fels, wo blos einzelne Körner aufgehen; die Specialschulen streuen kein Korn aus als in das beste und am besten bestellte Erdreich. Die Folge hiervon muß sein, daß die Akademien nach und nach weniger, und weniger nothwendig werden, ihren Zweck weniger erfüllen, und so zuletzt ganz aufhören.

Viel Wahres enthalten, es ist nicht zu leugnen, diese Worte des Hrn. Prof. Agardh in sich, doch auch manches Unrichtige. Manches ist auch zu grell aufgefaßt und ausgesprochen. Folgerecht würde allerdings ein eisernes Festhalten der hergebrachten Formen den möglichen Nutzen der Akademien schwächen und endlich ihre Aufhebung bedingen. Allein zeitgemäße Aenderungen, nicht aber Unterwerfung der Akademien unter die überall hemmende ängstliche Bevormundung des Staates, sondern vielmehr Zurückgabe der ursprünglichen Selbständigkeit an dieselben, da die Freiheit den Akademien zum Gedeihen ebenso nothwendig ist als den Fischen das Wasser zum Leben, kann und wird das Uebel beseitigen. Man gebe den Akademien ihre Selbständigkeit, und die angemessenste zeitgemäße Umgestaltung wird aus ihnen selbst hervorgehen. Sollten sie dann täuschen, so möge sich ihr Schicksal erfüllen und sie untergehen. Wie kann man aber von dem Adler, dem die Schwingen gefesselt sind, verlangen, daß er sich zur Sonne emporheben solle? Wie kann man die Schuld dem Adler beimessen, da doch nur Der sie trägt, der ihm das Nothband anlegte? Werden nicht die Akademien immer und überall gehindert von Selbstsucht und Eigennutz, wann sie sich der Zeit angemessen umzugestalten versuchen? Noch einmal, man gebe ihnen die ihnen nothwendige Selbständigkeit, und es wird in Kurzem sich zeigen, wo größere und herrlichere Wirkungen zu ersehen sein werden, ob auf den Akademien oder in den polytechnischen Anstalten oder Specialschulen jeder Art und jedes Namens. Aber man wird schreien, daß dadurch der Demagogie auf den Universitäten, die einmal, man weiß selbst nicht recht wie, in den Ruf der Demagogie gekommen sind, Thür und Thor geöffnet würde. Man wird sagen, daß, da der Staat mit aller seiner Macht demagogische Umtriebe daselbst nicht verhindern konnte, der akademische Senat mit seiner geringern Macht dies noch weniger im Stande sein werde. Man wird — doch was kann man nicht Alles sagen und schreien, sobald von erträumten Dingen die Rede ist! Schreiber dieses ist fest überzeugt, das Wort Demagogie würde nie auf Universitäten gehört worden sein, hätten nicht die Regierungen, durch Uebelgesinnte oder Gereizte verleitet, die althergebrachte akademische Freiheit unvorsichtig angegriffen, beschränkt oder völlig vernichtet. Beschränkung, wo man sich keiner Schuld bewußt ist, erzeugt Erbitterung; und einige vielleicht daraus hervorgegangene, unüberlegte und jugendschnelle Aeußerungen gereizter Gemüther wurden als staatsgefährlich betrachtet. Aber wahrlich, ein Staat, den ein paar Studenten umwerfen könnten, verdiente nicht, daß nur Ein Mann seine Hand ihm zur Stütze böte. „Die Jugend ist nie schlecht", antwortete Tingstadius dem Könige, als zufällige Ausschweifungen der Studirenden zu Upsala als Ausbrüche einer bösen, staatsgefährlichen Denkart gemisdeutet worden waren, „nein, die Jugend ist nie schlecht; ihr Gutes ist nur noch nicht entwickelt und befestigt. Es ist noch die Jahreszeit der Blüte, nicht der Früchte, und Frühlingswinde sind keine Herbststürme. Wir wollen den frischen und freudigen Thätigkeitstrieb der glücklichen Jugend mit Ernst bewachen, aber nicht unterdrücken; schließt er doch den Kern der Kraft und Selbständigkeit des aufwachsenden Geschlechtes ein." Und der hochherzige König von Schweden dankte mit huldreicher Anerkennung der patriotischen Freimüthigkeit des zartgesinnten Lehrers. Man überlasse daher die Universitäten nur sich selbst, und sie werden jede gerechte Foderung des Staates vollkommen befriedigen. In das Zwanghemde gebannt, überall gemeistert und beschränkt, können sie ihre Bestimmung nicht erfüllen. Diese liegt aber, nach der richtigen Bemerkung des Redners, in der Oeffentlichkeit (und Rec. setzt hinzu: der Selbständigkeit) der Universitäten selbst, in ihrer Forschungs- und Umgangsfreiheit. Die Universität muß eine Schule für das Gemeinwesen und für das allgemeine Staatsleben bilden; die Specialinstitute können nur eine Schule für einzelne Classen der Bürger sein. Gerade in unserer Zeit, wo jede Wissenschaft einen so unbegrenzten Umfang erhalten hat, muß die Bildung in Specialschulen einseitig werden. „Wenn das Licht", sagt Hr. Agardh, „sich durch das Prisma in sieben einzelnen Stralen bricht, so verlieren diese Stralen ihre Eigenschaft des Lichtes und werden nur Farben. Die Specialschulen brechen die Lichtstralen der Cultur, sie geben Farbe: aber die Akademie, welche sie ungebrochen überliefert, die Akademie gibt das Licht, so klar, wie es der Sonne entströmt."

Doch der Raum erlaubt uns nicht, den Gang der Rede weiter zu verfolgen. Wir wollen sie jedoch der sorgfältigen Beachtung Derer, welche die Macht führen, empfohlen haben.

Die beiden folgenden Aufsätze von Samuel Ödmann: „Ein Predigerhaus in Småland aus dem vorigen Jahrhundert" und „Die Schule zu Wexiö vor sechzig Jahren", sind voll von geistreichen Schilderungen der munterſten Laune. Ein echter Humor belebt sie durch und durch, und ihre geschichtlich treue Auffassung der Gegenstände läßt manch einen freien Blick in das Volksleben, wie in den gelehrten Schlendrian der Schweden thun. Zur zweiten Schilderung ließen sich auch wol Ebenbilder in Deutschland auffinden.

Der poetische Theil enthält Gedichte von Tegnér, der längst auch bei uns rühmlichst bekannt ist, von Geijer, von Atterbom und von Nicander, welche theils der Herausgeber, theils sein Freund, der Hauptmann Karl

Schütt, in das Deutsche übertrug. Unter Tegnér's Gedichten hätte das „Wafthrudnismál", als eine Uebersetzung der Uebersetzung, immerhin wegbleiben dürfen, da wir schon Uebersetzungen der Urschrift haben. Besonders gelungen erachtet Rec. das Gedicht Tegnér's: „Das neue Jahr 1816". Zum Beweise folgende Strophen:

Er (das neue Jahr, als Ritter gedacht) kommt. Du Pöbel, hinab in den Sand!
Sein Roß zählt Ahnen; gib Raum!
Seine Hoheit erscheint im Mönchsgewand,
Blickt scheu, wie ein ängstlicher Traum.
Nicht führt er das Schwert, der adlige Krieger,
Mit dem Dolch und dem Rosenkranz naht er als Sieger.

Hurrah, wie er Krönungspfennige sä't!
Betrachte den Stempel, du Pack!
Die Freiheit darauf im Bilde steht,
Nur Schade, die Füße im Sack.
Dort steht auch die Wahrheit, doch scheint es verkehret,
Daß sie aus Klöstern predigt und lehret.

Juchhe! Religion heißt Jesuit,
Jakobiner das Menschenrecht.
Frei ist die Welt, des Züchtigers quitt;
Es lebe der Papst, und der — — sein Knecht!
Zu dir, Germanien, zieh' ich, o lehre
Sonette mich dichten, der Zeit zur Ehre!

Von den andern Gedichten der vier nordischen Sänger können wir keines zur Probe ausheben, ohne jedem einzelnen Unrecht zu thun. Sie sind sammt und sonders schön und wohl der Uebertragung werth. 40.

Blicke auf den Zustand der Künste in Petersburg.

Petersburg, im Mai 1832.

Das Bedeutendste, was die Kunstfreunde Petersburgs gegenwärtig beschäftigt, sind die classisch-gediegenen Arbeiten des Professors Karl Wichmann, Mitglieds der Akademie der Künste zu Berlin, der sich seit einem Jahre hier aufhält. Die Hauptarbeit dieses ausgezeichneten Bildhauers, welche er vor einem Jahre selbst zur See hierher brachte, und vielleicht das Beste, was Petersburg überhaupt von neuern Werken umschließt, ist dessen Statue der Kaiserin Alexandra Feodorowna in cararischem Marmor, welche in dem innersten Theile der Wohnung des Kaisers Nikolaus, in dem Eckzimmer des dritten Stockes des ungeheuern Winterpalastes, dessen Aussicht theils auf die Newa, theils nach der Admiralität zu führt, auf einem großen geschmackvoll gearbeiteten Postamente von hellgrauem Marmor aufgestellt ist. Es ist dieses Meisterwerk bereits in einem früher gearbeiteten Exemplare, welches in Charlottenburg eine Hauptzierde des königl. Schlosses ausmacht, Deutschland bekannt geworden, und wir beziehen uns deshalb auf das „Berliner Kunstblatt", erster Jahrgang, Berlin 1828, fünftes Heft, S. 158, nebst der skizzirten Abbildung der Statue (von Thäter aus Dresden) am Schlusse des Heftes. Das bis zur Täuschung Lebensvolle und Wahre in der Behandlung des Nackten und des Gewandes, welches dort so sehr gerühmt wird, ist in der That über alle Beschreibung erhaben. Dazu kommt die Benutzung des wie Atlas so reinen, durchaus fleckenlosen und ätherisch-durchsichtig schimmernden cararischen Marmors, welcher die feinste Unterscheidung der verschiedenen Stoffe des Gewandes, und des Sessels, auf dem die erhabene Gestalt nach der rechten Seite zu vorgebeugt ruht, möglich macht. Die sinnvolle Stellung des zauberischen Bildes, welche es fast zu einer lebendigen Scene erhebt, indem die allgemein verehrte Monarchin, hier als Ideal kindlicher, liebevoller Erinnerung an die fernen Aeltern aufgefaßt, in der schön gebogenen Rechten ein Medaillon mit den Brustbildern ihrer erhabenen Aeltern hält, welches sie betrachtet, während der linke Arm nachlässig auf dem schönen Gewande auf dem Schooße ruht, sowie der rechte Fuß entsprechend auf einem Fußschemel erhoben steht, der linke aber bequem und mit ungezwungener Grazie auf dem Fußgestell ausgestreckt ist, diese sinnvolle Stellung gewinnt nun noch an entsprechender Einfachheit durch den veränderten Kopfschmuck. Die Statue in Charlottenburg nämlich hatte, wie das Bild im „Kunstblatt" zeigt, einen Rosenkranz um das Haar gewunden; unser Kaiser wünschte eine einfachere Draperie. Es besteht nun die Draperie des schönen edeln Kopfes in nichts weiter als in einem durchaus geschmackvollen, mehr antiken als modernen Haargeflecht ohne irgend ein Diadem.

Wichmann's Atelier ist neben dem Arbeitszimmer des Kaisers, wo seine Künstlerhand die ganze hehre Kaiserfamilie, die wir hier verehren, in acht Büsten nachbildete. Denn ich muß Ihnen sogleich weiter erzählen, daß außer jener berühmten Statue, welche übrigens ebenfalls, wie Rauch's Königin Louise, ein Werk aus freier Begeisterung und nicht bestellte Arbeit war, noch folgende Gruppe von Büsten während des Jahres, welches er hier zubrachte und welches er aus innerer Begeisterung hierzu verwendete, gearbeitet worden ist. Er hatte eine lebensgroße, nach genauen Maßverhältnissen gearbeitete Büste des Kaisers Nikolaus, welche die Majestät selbst ist, gearbeitet; hierzu machte er die Büsten sämmtlicher kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen, des Großfürsten Thronfolgers Alexander, des Großfürsten Konstantin und des kleinen Säuglings Nikolaus, sodann die der Großfürstinnen Maria, Olga und Alexandra. So wurden die Büsten sämmtlich dem Kaiser an seinem Namenstage übergeben, und einige angedeutete Worte des Monarchen, daß ja seine geliebte Gattin fehle, ließ unsern Wichmann nun auch noch eine besondere Büste der Kaiserin ausarbeiten, welche ebenfalls meisterhaft gelungen und von dem Kopfe der Statue nur theils durch die etwas größere Fülle, welche das Antlitz der mütterlichen Kaiserin seitdem gewonnen hat, theils durch die durchaus antike Behandlung des Haares sich unterscheidet, welches sich — dem Wunsche der Kaiserin selbst gemäß — ohne alle moderne Locken einfach zu beiden Seiten in Wellenlinien, wie bei der Venus, breit zurückscheitelt und in einem Haarknäul an dem Hinterkopfe verbindet. Fürs Erste ist freilich Alles noch in Gyps, was er denn spätershin in Berlin in Marmor ausführen wird. Gegenwärtig hat nun Wichmann auch auf höchsten Wunsch die Großfürstin Helena, Gemahlin des Großfürsten Michael Pawlowitsch, in Gyps nachgebildet, um in Berlin auch diese gelungene Büste in Marmor zu arbeiten. Im Uebrigen ist bereits jetzt der bescheidene Meister für seine ausgezeichneten Leistungen vom Kaiser mit dem Annenorden beehrt worden.

Dies über Bildhauerkunst. Was die Malerei betrifft, so hat ein vorzügliches Werk des genialen Malers Krüger in Berlin, welches sich jetzt in der Eremitage unter den übrigen Werken der Bildergalerie befindet, und worauf der König von Preußen zu Pferde meisterhaft dargestellt ist, große Aufmerksamkeit erregt. Bewunderungswürdig ist darauf besonders die große Wärme und Wahrheit der Farbengebung, die die Natur wahrhaft belauschende Kühnheit der Licht- und Schattenreflexe und Schattirung und die Treue der Auffassung. An einem sehr interessanten Werke, die Einnahme von Varna darstellend, arbeitet rüstig der wackere Hofmaler v. Sauerweid. Ich finde darauf ganz besonders verdienstlich die genaue und scharfe Zeichnung des Charakters aller der verschiedenen russischen Völkerschaften, welche vor Varna waren, in trefflichen Charaktergesichtern niedergelegt, sodaß man z. B. augenblicklich die Esthländer, welche im Vordergrunde stehen, erkennt. Diese Charakterzeichnung ist auch eine Haupttendenz des Meisters, welcher im Auftrage des Kaisers diese Arbeit macht.

Ich komme jetzt auf die Baukunst. Die beiden eminenten Bauwerke, welche gegenwärtig, außer einer Menge kleinerer, die allgemeine Aufmerksamkeit und Spannung erregen, sind bekannt-

lich die ungeheure Isaakskirche und das Monument für Alexander. Daß diese Bauwerke kolossal angelegt sind, muß Einen nicht Wunder nehmen; denn hier ist Alles, was unternommen wird, kolossal. So ist z. B. die von Katharina begonnene und von Alexander vollendete große Admiralität an der Newa, dem Winterpalaste gegenüber, ein Gebäude, das zu umgehen wol gegen anderthalb Viertelstunden kosten könnte; so ferner ist die Generalitätswohnung, dem Winterpalais nach Südost zu gegenüberliegend und einen ungeheuern Halbkreis bildend, an sich schon eine kleine Stadt; so wird die neue Senats- und heil. Synodenwohnung, welche der Admiralität gegenüber längs der Newa hin und an dem ungeheuern Isaaksplatze, wo Peters des Großen kühne Reiterstatue glänzt, bereits in den Hauptformen dasteht, ein nicht minder kolossales Bauwerk werden. Allein all Dieses ist nichts gegen die Isaakskirche und gegen Alexanders Monument. Die Isaakskirche, deren Bau Montferrant und unter ihm mehre deutsche Baumeister leiten, steht der prächtigen Schiffbrücke über die Newa, welche nach Wassili-Ostrow führt und den Namen Isaaksbrücke trägt, gegenüber. Man sieht bereits das Hauptportal dieser ungeheuern griechischen Kirche, und eine Menge prächtig geschliffener dunkelrother Granitsäulen, welche alles Aehnliche in Granit übertreffen, ragt schon über die Bauverzäunung hervor. Wann dieser große Bau, der bereits bis zur Anlegung der Bronzecapitäler an die Säulen gediehen ist, fertig sein wird, läßt sich nicht bestimmen. Interessanter aber wird Ihnen Dasjenige sein, was in Bezug auf das Alexandermonument bereits geschehen. Dieses ans Unglaubliche grenzende Denkmal bereitet sich auf dem ihm bestimmten großen Palaisplatze zwischen dem Winterpalais und der Generalitätswohnung langsam, aber wunderbar mächtig vor. Schon den ganzen Winter stand eine Art von Stadt, bestehend aus durchsichtigem hohen Fachwerke zur Erleichterung der Aufrichtung der größten Granitsäule der Welt, die selbst die ungeheure Trajanssäule noch um 20 Ellen übertreffen soll, auf dem erwähnten Platze da. Jetzt beim Herannahen des Frühlings und Sommers rückte plötzlich aus diesem Fachwerk ein wahrer Wald von Mastbäumen nach der Admiralität und nach der Schloßseite hervor, ein Wald, der, wie man sagt, aus 35,000 Mastbäumen besteht, und der mich jedes Mal, wenn ich von der Newskyperspective nach der Isaaksbrücke ging, an den Wald im „Macbeth" erinnerte, nur daß dort Grünes, hier bearbeitetes Bauholz hervorrückt. Diese kolossalen Vorrichtungen, welche in einem ungeheuern planum inclinatum bestehen, das nach der Schloßseite und zwar nach der Newa zu bis auf den Boden flach abläuft, sind dazu bestimmt, das Ungeheuer von Granitsäule, das aus Finnland zu Wasser hierher gebracht wird, von oben herab auf die Erdfläche zu senken, auf welcher diese Säule stehen soll.*) Die Idee dieses Monuments ist folgende: Eine Granitsäule von Höhe und Stärke, die alles in dieser Art Gesehene übertreffen soll; an dem Fußgestell der Säule Bronzearbeiten in Basrelief, die die Hauptmomente aus Alexanders thatenreichem Leben (ob geschichtlich oder allegorisch, weiß man nicht) darstellen sollen; oben auf der Säule selbst nicht etwa Alexanders Statue — der bescheidene Fürst erklärte stets sich gegen eine solche Aufstellung seiner Statue —, sondern ein Engel, welcher ein Kreuz hält, den frommen Glauben Alexanders versinnbildend, und der selbst in schwebender Gestalt nach oben strebt. Der Bronzeguß dieser Statue, sowie der Reliefs ist bereits aufgetragen und übernommen.

Und so hätte ich Ihnen denn auch über Baukunst das Wichtigste berichtet. Dabei muß ich jedoch noch bemerken, daß ein sehr schönes und großes, bis auf den innern Ausbau fertiges Bauwerk, nämlich das neue, ungeheuer große Theater hinter dem kleinen französischen, an der Newskyperspective, nahe am Anitzky'schen Palais (wo der Thronfolger wohnt), nicht wenig Interesse erregt. Von dem altmarkig hervorspringenden Giebelsims dieses schönen Theaters soll man das schönste Panorama von St.-Petersburg haben. Uebrigens glaubt man, daß dies größte Theater gleichmäßig für alle hiesige Schauspielertruppen russischer, französischer und deutscher Zunge bestimmt sein wird. 154.

*) Bekanntlich ist seitdem die Säule wirklich aufgestellt worden. Die Red.

Miszellen.

Vortreffliches Gedächtniß Ludwigs XVIII.

In den Memoiren, welche unlängst unter den Namen dieses Monarchen erschienen sind, erzählt derselbe (II, 32) von einer Abendgesellschaft, der er mit der Königin Marie Antoinette am 21. Juli 1776 im Coliseum zu Paris beigewohnt habe, und weiß noch, daß er in einem „Monsieurpflaumenblauen Kleide" erschienen ist. Gewiß ein vortreffliches Gedächtniß, das an Schiller's Hofmarschall von Kalb erinnert, der nach vielen Jahren sich noch des Hofballes zu entsinnen wußte, auf welchem den Grafen von Meerschaum das heiße Wachs auf den Domino tröpfelte. Die Farbe des Kleides vermögen wir nicht genauer zu bestimmen, aber sie war gewiß ebensowol eine Schmeichelei des altköniglichen Frankreichs, wie die des Prinzen von Conti, der, nach den Memoiren der Frau von Genlis (I, 159), die Augen Ludwigs XV. „königsblaue Augen" genannt hat. In Wien hat man dies nachgeahmt und Josephs II. Augen „kaiserblaue Augen" genannt, wie in den „Reisen eines Deutschen in Deutschland" (II, 211) erzählt wird.

Französische Verschwendung vor der Revolution.

Der Graf von Artois (der nachmalige Karl X.) gab im J. 1775 dem Erzherzoge Maximilian von Oestreich in Paris ein Fest, welches gegen eine Million Francs kostete. Der Graf von Provence (der nachmalige Ludwig XVIII.) machte dem Minister Maurepas darüber Vorwürfe. Dieser antwortete: „Der Graf von Artois ist jung, er kennt den Werth des Geldes noch nicht, aber er wird ihn später kennen lernen. Was Sie betrifft, Monseigneur, so sind Sie vor den Jahren zur Einsicht gekommen." Der Graf von Provence antwortete lachend: „Ich habe auch weniger aufgehen zu lassen." Was that der gefällige Minister? Er sendete am folgenden Tage den Prinzen eine Anweisung auf 600,000 Fr., die er aus den Schatze entnehmen sollte — und der Prinz nahm sie auch ohne Bedenken an. Dies erzählt er selbst in seinen Memoiren (I, 263, Uebers.), die, wenn sie auch nicht überall gleich echt sind, doch die Spuren der Echtheit an sehr vielen Stellen unbezweifelt tragen.

Keine Jubelhochzeit.

„Man weiß auch", sagt Klaus Harms in seiner „Pastoraltheologie" (Kiel, 1831, S. 336), „von einer Copulation, die keine ist, von einer Jubelhochzeit. Ja, was soll man sagen, wenn Prediger die alten Leute sich wieder vor dem Altar setzen lassen, stehen können sie in der Regel nicht mehr, und segnen sie von Neuem wieder ein, wie wenn die Trauung ein Doctordiplom wäre, welches man nach 50 Jahren erneuern läßt."

Klaus Harms über Priesterkleidung.

„Die Storchbeine, die Kälberknie, die Windhundslenden sind doch ein misfälliger und für manche Augen ein widerlicher Anblick an einem Priester; aber ich weiß nicht, ob das Wohlgeformte an Lenden, Knien und Beinen nicht noch weit mehr zu verdecken ist, um gewisser Augen willen." (Aus der „Pastoraltheologie", S. 52.) „Ich kann es nicht bergen, daß ich wünsche, die weißfrisirten Perücken, jedoch mit mäßigen oder gar keinen Schnörkeln, möchten sich wieder in Gang bringen für einen jeden Geistlichen, auch wer keinen Mangel an Haaren hat, die, oder wenigstens gepudertes Haar." (S. 60.) „Kommen Sie (ein Theologie Studirender wird angeredet) hin, wo die Bäffchen abgeschafft oder auch bei Menschengedenken nicht getragen sind, führen Sie sie ein. Grund dessen: es ist sonst zu viel Schwarz und zu wenig Weiß an dem Prediger." (S. 65.) 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 297. — 23. Oktober 1832.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Von Friedrich von Raumer. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß von diesem Buche des berühmten Verf. schon nach wenigen Jahren eine zweite Auflage nöthig wurde. Denn sie beweist, daß in unserm Vaterlande das Bedürfniß, sich über die Meinungen und Lehren der Vorzeit von der Staatswissenschaft und Staatskunst zu unterrichten, noch nicht erloschen ist. Aus Neugierde oder bloßer Unterhaltungslust, wie sie wol oft zur Lecture eigentlich historischer Bücher führen, kann dieses Bedürfniß nicht entstehen, es muß wirkliche Belehrung sein, die hier gesucht wird, und ein solches Suchen weist auf die Ueberzeugung hin, daß wir auch auf diesem Felde von den frühern Geschlechtern wol lernen können, wie denn in der That nichts geschickter ist, den Unbefangenen zum Nachdenken zu bringen und zu heilsamen Zweifeln an der Untrüglichkeit hochgepriesener Meinungen, als die Vergleichung derselben mit den Einsichten Derer, die vor uns gelebt und gewirkt haben. So hätten wir unter den Lesern solcher Bücher eine stille Gemeinde ruhig nach Wahrheit Forschender, mitten unter dem lauten Geschrei der verwirrten Menge.

Einen weiten Weg haben die staatswissenschaftlichen Theorien gemacht von den freien Zeiten des alten Griechenlands, wo sie aus einer großartigen Philosophie entsprangen, welche die Idealität des Gedankens und die Realität des Lebens mit einander in Einklang zu bringen trachtete, bis auf das bunte, vielgestaltige Treiben und Drängen unserer Tage und ihrer geschwätzigen Zungenfertigkeit. Wir wüßten keinen bequemern Führer auf dieser Wanderung vorzuschlagen als unsern Verf. Sie wird an seiner Hand zum Spaziergange. Die Betriebsamkeit der neuesten Zeit hat landschaftliche Ansichten von interessanten Gegenden fremder Länder, in Sälen neben einander aufgestellt, den Schaulustigen unter dem lockenden Namen einer malerischen Zimmerreise dargeboten. Mit weit größerm Rechte kann man das vorliegende Buch eine Reise durch das Gebiet der staatswissenschaftlichen Systeme nennen, die ein Gemächlichkeit liebender Leser bequem auf seinem Sopha ruhend anstellen kann, ohne von den mancherlei Sümpfen und Moräſten, und besonders von den oft bis zur Verzweiflung öden und endlosen Steppen im geringsten belästigt zu werden, die ihm eine auf eigne Hand anzustellende Reise durch so viele Folianten, Quartanten und Octavbände, aus denen der Verf. sein Buch gezogen, sehr verleidet haben würden. Es sind nur Umrisse, die uns hier dargeboten werden, oft sehr allgemeine, zuweilen flüchtige, aber treue, übersichtlich und anschaulich zusammengestellte.

Vergleichen wir die Ausgabe von 1826 mit dieser zweiten: so fällt uns zuerst das größere Format und das treffliche, starke Papier ins Auge, vielleicht Symbole des stattlichern Gewandes, in welchem das Staatswesen in Deutschland jetzt einhergeht, mit seinem bescheidenen Auftreten vor sechs Jahren verglichen. Es belehrt uns aber auch gleich beim ersten Aufschlagen die Zahl der Seiten (von 234 kleinern auf 259 größere vermehrt), daß nicht blos die äußere Gestalt des Buches gewonnen hat, und wenn wir nun genauer vergleichen, finden wir willkommene größere und kleinere Zusätze verschiedener Art. Die Schriftsteller, die in der ersten Ausgabe nicht vorkamen und in der gegenwärtigen eine längere oder kürzere Erwähnung gefunden haben, sind nach der Ordnung des Buches folgende: W. Temple, Leibnitz, Pagès, Massabiau, Daunou, Lerminier, Isambert, La Mennais, Eckstein, Ballanche, Görres, Krug, Weber, Falk, Jordan, Rotteck, Warnkönig, Murhard, Hofmann, Troxler, Schön, Pölitz, Bentham, St.-Simon. Aber man erstaunt, zu bemerken, daß die fast unglaubliche Rüstigkeit unserer politischen Schriftsteller eine historische Uebersicht ihrer Leistungen schon nach wenigen Monaten wieder unvollständig macht. So ist hier Fr. Murhard's Schrift: „Die unbeschränkte Fürstenschaft" erwähnt. Aber kaum ist Hrn. v. Raumer's Buch in den Händen des Publicums, so sind schon von diesem einzigen Autor noch nachzutragen: 1) „Die Volkssouverainetät im Gegensatz der sogenannten Legitimität"; 2) „Das Recht der Nationen zur Erstrebung zeitgemäßer, ihrem Culturgrade angemessenen Staatsverfassungen"; 3) „Der Zweck des Staats, eine propolitische Untersuchung im Lichte unsers Jahrhunderts"; 4) „Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt in sittlicher und rechtlicher Beziehung". Dies sind nicht etwa aus dem Meßkatalog genommene Titel projectirter Bücher, sie sind

in dieser kurzen Zeit sämmtlich erschienen, wir haben sie in Händen gehabt und können es bezeugen. Keines derselben zählt weniger als 25 Bogen.

Plato bildet den Anfangs-, St.-Simon den Endpunkt der von Hrn. v. R. durchlaufenen Reihe. Ein Gegensatz, der zu denken gibt. Dort eine Phantasie, in der die ewige Vernunft selber sich spiegelt, hier leere Phantasterei, die sich die Miene gibt, alle Zeiten und Geschlechter zu übersteigen und zu überfliegen. Der Verf. hat dem St.-Simonistischen System eine für die Grenzen dieser Schrift ausführlich zu nennende, sehr treffende Kritik gewidmet. „Das wahrhaft Heilsame", sagt er sehr richtig, „worauf die St.-Simonisten hinweisen, stimmt mit dem echt Christlichen und wächst aus ihm hervor; was sie wesentlich anders gestalten wollen, findet in ihm seinen Prüfstein und seine Berichtigung." Zu bescheiden und zugleich zu milde nennt er diese Kritik „unsere Einreden". So sanft und säubertich soll man wol nicht mit einer Lehre verfahren, die sich ganz auf den verderblichen Wahn eines glückseligen Zustandes der Menschheit stützt, der durch die Leitung tugendhafter Obern hervorzuzaubern sei, und die den thörichten Wünschen der Menge schmeichelt, indem sie ihre Betrachtung von den Stürmen der Leidenschaft im Innern der Menschenbrust und der Gebrechlichkeit des irdischen Daseins, als den Hauptquellen auch des gesellschaftlichen Ungemachs, abzieht. Bei den dermaligen Häuptern der Sekte darf man aber wol kaum einen Wahn nennen, was vielmehr eine Vorspiegelung zu sein scheint, um ein neues Priesterreich der „Kinder der Klugheit" zu gründen, in deren Händen nämlich die Austheilung des einem Jeden für seine Fähigkeit und seine Arbeit auszutheilenden Lohnes, d. i. das Gesammtvermögen Aller sein würde.

Zum Schlusse wirft der Verf. die Frage auf: Ob denn nun wirklich seit 2500 Jahren die Theorie und Praxis in Beziehung auf geselliges Leben und bürgerliches Dasein, auf Recht, Staat und Politik, wahrhaft und wesentlich fortgeschritten sei; und antwortet, trotz aller Schwankungen und scheinbar rückläufiger Bewegungen sei sie im Ganzen und Großen zu bejahen. Zur Erhärtung dieser Behauptung stellt er zehn Sätze auf, mit deren einigen wir vollkommen übereinstimmen, wie gleich mit dem ersten: „Das Privatrecht des Alterthums und des Mittelalters war mangelhaft, sofern es keine Gleichheit vor dem Gesetz verstattete, sondern unnatürliche Verschiedenheiten erschuf oder bestätigte. In der ungleich größern Freiheit, der menschlichern Behandlung von Millionen liegt ein unendlich wichtiger Fortschritt."

Andere dieser Sätze aber kommen dem Ref. bedenklich vor, und stimmen mit seiner Erfahrung wenig überein. Z. B. der neunte: „Die Sucht aus todten Abstractionen das Leben abzuleiten, und um falscher Ideale willen die natürliche und erfreuliche Mannichfaltigkeit des Wirklichen sowie gegebener Verhältnisse zu verkennen, ist großentheils verschwunden." Ist verschwunden? Sollte verschwunden sein, nach den Lehren der Vernunft und bitterer Erfahrung verschwunden sein, würden wir sagen. Denn daß sie wirklich großentheils verschwunden ist, können wir, wenn wir um uns schauen, nicht erblicken, da uns vielmehr das Gegentheil in die Augen fällt. Werden nicht die Grundsätze eines sogenannten Vernunftrechts, aus denen heute der eine Professor Dieses und morgen ein anderer Jenes ableitet, für die einzige, untrügliche Richtschnur erklärt? Ist es nicht feierlich proclamirt worden, daß man sich diesen Grundsätzen gemäß zu dem System der Revolution zu bekennen habe, der langsame Weg allmäliger Reformen aber zu verlassen sei? Haben wir nicht genug der Ehrenbecher erlebt, aus denen vor diesen Principien Libationen ausgegossen worden, um uns zu überzeugen; daß die Zahl der begeistert jubelnden Anhänger weder gering noch kleinlaut ist? Andere gibt es, die wollen freilich diese Herzensneigung nicht eingestehen, täuschen sich auch wol selbst darüber, aber sie schwatzen von der Nothwendigkeit, das Besondere und Eigenthümliche zu berücksichtigen, nur ganz im Allgemeinen, und gerade wenn vom Besondern die Rede ist, blickt in ihren Urtheilen die Herrschaft jener trockenen und hohlen Abstractionen überall durch.

Wir freuen uns mit dem Verf. der großen Vorzüge unsers Zeitalters gegen frühere, der Fortschritte der Wissenschaften, in den socialen Verhältnissen der Ausbildung und Verbreitung der Humanität, der mildern Behandlung der Menschen von Menschen, des Abscheus vor Leibeigenschaft und Sklaverei, der bereits erfolgten Lösung so vieler Knechtsbande, der religiösen Duldsamkeit, so weit sie nicht in Indifferenz übergeht; aber für politische Einsicht und Klugheit können wir einen solchen Vorzug nicht zugeben, und wir fühlen uns um so mehr gedrungen, dies auszusprechen, weil Viele wol in jenen Schlußbemerkungen des Verfassers eine Art von Verbeugung vor dem politischen Zeitgeiste sehen könnten, und sich in ihrer Zuversicht noch mehr bestärkt fühlen durch den Beifall eines so erfahrenen und klugen Schriftstellers.

(Der Beschluß folgt.)

Göthe-Literatur.

Die sich immer mehrende Anzahl von Schriften, Gedichten und Broschüren aller Art, welche über unsers großen Dichters Leben, Wirken und Dahinscheiden fortwährend herauskommen, scheint uns zu der in der Ueberschrift gebrauchten Rubrik von selbst zu berechtigen. Nachdem Göthe lange der Grund- und Granitpfeiler der deutschen Literatur gewesen, auf dem der schöne Tempelbau unserer Poesie sich erhob und ruhte, fängt er jetzt allmälig an, ein literarisches Thema für unser immer alexandrinischer werdendes Zeitalter zu sein. Junge Dichter üben an ihm ihre Feder, um seinen Tod würdig zu besingen und dabei wo möglich selbst etwas für eignen Ruhm zu prostituren, Gelehrte und Schulmänner entwerfen Commentare über ihn, um ihre Schüler dadurch ästhetisch heranzubilden, Psychologen werden nicht müde, seine Persönlichkeit zu analysiren und über seine Charaktereigenthümlichkeiten zu raisonniren und zu disputiren, Philosophen suchen das Philosophische seiner Natur nachzuweisen, Theologen ihm das Rationalistische und Naturalistische seines Christenthums vorzuwerfen, und seine Freunde und Feinde wetteifern, auch das Kleinste und Zufälligste an ihm als beziehungsreich aufzugreifen und zu deuten. So macht sich eine eigne Göthe-Literatur bemerklich, die aber bisher leider noch

nichts an sich Bedeutendes und Ausgezeichnetes hervorgebracht hat. Wir wollen einige dieser Schriften mustern und nennen darunter zuerst:

Ueber Göthe's Iphigenia, ein ästhetisch-literarischer Versuch, als Beitrag zu Vorstudien über Göthe, von Karl Heinrich Pudor. Marienwerder, Baumann. 1832. 8. 1 Thlr.

Dieses Büchlein ist vorzugsweise für die Jugend bestimmt und rechtfertigt als solches seinen ehrenwerthen Zweck vollkommen. Der Verfasser, ein ästhetisch gebildeter Schulmann, macht darin den Versuch, und hat ihn, wie es scheint, bereits durch die Praxis bewährt gefunden, Göthe'n als klassisches Muster beim deutschen Unterricht für die reifere Schuljugend zu benutzen. Er pflegte vorzugsweise gern die „Iphigenia" mit seinen Schülern zu lesen und seine Bemerkungen und Erläuterungen daran zu knüpfen, aus deren Zusammenstellung das gegenwärtige Buch entstanden ist. Es enthält zwar nichts eigentlich Neues und Eigenthümliches, weder in den einzelnen Ansichten noch in der durchgehenden Auffassung, aber dafür eine fleißige und geschmackvolle Aneinanderreihung des Bekannten, die für ihren Zweck ohne Zweifel sehr nützlich ist, indem sie die Jugend zugleich mit den geistreichsten Aussprüchen deutscher Kritik im Zusammenhange vertraut macht und auf diese Weise eine gute kritische Vorschule abgibt. Die einleitenden Vorerinnerungen des Verfassers über Wichtigkeit und Methode der deutschen Studien sind beherzigenswerth. Er ist zwar der Meinung, daß die antike Bildung nicht aufhören dürfe, Grundlage der neuern zu bleiben, da einmal diese auf den Schultern der alten ruhe, und Leben, Verfassung, Gesittung, Wissenschaft und Kunst der neuern Welt nicht ohne eine klare Ansicht des Alterthums ganz gefaßt und gewürdigt werden könnten; aber er erkennt es darum nicht minder als ein großes Bedürfniß an, deutsche Musterschriftsteller bereits auf Schulen zu interpretiren. In der That ist Göthe's „Iphigenia" dazu eine besonders glückliche Wahl, indem dies Stück zugleich den Hintergrund des klassischen Alterthums in sich trägt, und Beziehungen zwischen dem antiken und modernen Geiste hier von selbst belehrend sich geltend machen. Indeß dürfte nicht in Abrede zu stellen sein, daß die ästhetische und wahrhaft humane Bildung, die der deutsche Unterricht auf Schulen zu vertreten hat, nicht auch selbständig und ohne jene Beziehung auf das sogenannte klassische Alterthum heraustreten solle, und unsern Gelehrtenschulen steht ohne Zweifel hinsichtlich ihrer noch immer zu beschränkt gefaßten Abhängigkeit von den Alterthumsstudien früher oder später noch eine bedeutende Reform bevor. Diese dürfte um so mehr eintreten, je mehr Dichter, wie Göthe, anfangen, in den abgeschlossenen Kreis der kritischen Betrachtung überzugehn.

Die fromme Pietät, welche sich in diesem Büchlein gegen Göthe als den Gegenstand einer erhebenden Beschäftigung ausspricht — es ist die heilige Ehrfurcht eines Rhapsoden gegen seinen Homer, den seine Lippen Tag und Nacht recitiren — können wir kaum schneidender contrastiren, als wenn wir hier neben ihm aus den andern über Göthe neuerdings laut gewordenen Stimmen:

Das Büchlein von Göthe. Andeutungen zum bessern Verständniß seines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von Mehren, die in seiner Nähe lebten. Penig, 1832. 8. 15 Gr.*)

hervorheben. Hier sind es abermals und abermals die Persönlichkeiten Göthe's, die zum unerschöpflichen Thema scharfer Anfeindung werden, welche allerdings bisweilen auf wahren Grundlagen beruhen mag, aber durchaus von keiner edeln Auffassung getragen wird, und über die Schwächen großer Männer sollte nur der Edelmuth klagbar werden. Styl und Ton des Buches verrathen durchgängig einen Verfasser, obwol die Autorschaft dem Vorgeben nach unter „Mehre" vertheilt wird; indeß ist allerdings schwer zu begreifen, wie der Dichter der „Canzone, geschrieben bei der Nachricht von Göthe's Tode", welche statt des Vorworts dem Ganzen vorangestellt ist, viele Partien im Buche selbst habe schreiben können, deren gehässige Gesinnung mit der in jenem Gedichte wiederklingenden Milde sich auffallend widerspricht. Diese Canzone ist in der That nicht ohne Talent gedichtet, und die letzte Strophe möge hier ihren Platz finden:

Er ist dahin! — Verdammt ihn, Deutsche, nicht!
Kann er dafür, daß Alles ihm gegeben
Ward, bis auf Eins, ein echtes, deutsches Herz?
Auch unbewußt hat Großes er gethan,
Auch ohne seinen Willen uns geschmückt.
Ihn zu verdammen wär' ein irrer Wahn —
Konnt' er dafür, daß er zu sehr beglückt;
Daß nimmer er in diesem Kampf entbrannt,
Weil er nie Kampf gekannt? —
Er fühlt ihn nicht, wir fühlen nur den Schmerz,
Der uns begeistern muß zu treuem Streben,
Jetzt wo der Freiheit Stral die Nacht durchbricht.
Drum senkt ihn ein. — Mit heil'gem Schauer tretet
Zum letzten Gruß heran — Haß sei verbannt,
Und wie Ihr fromm vor Gott Euch beuget, betet
An seiner Gruft für unser Vaterland.

Ein solches Vorwort macht das nachfolgende Buch selbst gewissermaßen unnütz oder widerlegt seine Tendenz schon von vorn herein.

Eine ebenfalls polemische Richtung gegen Göthe hat eine andere kleine Schrift:

Reflexionen über Göthe's Poesie und Philosophie und dessen naturnothwendigen Uebergang vom Naturalismus zum rationalen Christianismus. Dem würdigen Greise selbst vorgelegt von einem seiner aufrichtigsten Verehrer. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1832. 12. 12 Gr.

aber die Polemik, die gegen Göthe's blos im Naturprincip wurzelnde Religion gekehrt ist, hält sich hier so sehr im Tone eines ehrfurchtsvollen Sendschreibens, in dem sie sich in unmittelbarer Anrede an Göthe selbst wendet und ihm die fraglichen Zweifel über ihn vorlegt, daß sie, von der tiefsten Verehrung ausgehend, diesen Standpunkt auch nie verläßt, und gewissermaßen über Das, was sie an ihrem großen Gegenstande vermißt, eher Aufklärung von ihm selbst begehrt, als sich einer durchgeführten Anfeindung deshalb hingibt. Der ungenannte Verf., der mit dieser Redlichkeit der Gesinnung zugleich eine nicht gewöhnliche Tiefe des Urtheils und der Anschauung verbindet, beginnt seine Betrachtungen zuvörderst damit, daß er sich über die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Poesie und Philosophie in seinem Sinne ausspricht. Indem er sagt: „Die Poesie ist nur des Lebens Blüte, die Philosophie hingegen des Lebens Frucht", scheint er zwar diese beiden Begriffe durch eine würdige Auffassung zu ihrem Recht zu bringen, aber nur für den ersten Anschein, denn bei genauerer Prüfung kann sich dieser Satz nicht als haltbar erweisen, da er das Wesen der Poesie, die sich als eine unmittelbare Kunst auch durchaus nicht in dieser Wechselseitigkeit zur Philosophie befindet, zu sehr herabsetzt und nur als eine vorübergehende Erscheinung des Lebens anerkennt. So ist er der Meinung, daß aus jedem Dichter zuletzt ein wahrer Philosoph werden müsse, indem er aus der Blütenzeit der Dichtung zur Betrachtung der Wirklichkeit naturgemäß zurückkehre, und diese Weise der Entwickelung hebt er eben als das Erhabene an Göthe's Natur hervor. Dieser Uebergang habe bei ihm begonnen, sagt er in seiner Anrede an Göthe, „gerade da, wo Sie anfingen, die Natur, an deren mannichfaltigen Erscheinungen Sie sich bewußtlos ergötzt, die Sie so oft begeistert und, wie mit den zartesten, so mit den erhabensten Empfindungen belebt hatte, zu einem besondern Gegenstande Ihrer Reflexion zu machen, um in dieser Natur selbst für Das, was Sie darin gesehen, gehört und empfunden, was Sie belebt und begeistert — was Sie gedichtet hatten, der rechten Gründe sich bewußt zu werden, gerade da, wo Sie, in Bewußtsein und Gefühl der natürlichen und nothwendigen Beziehung Ihres eignen Ichs zu der von Ihnen in der Tiefe zu erforschenden Natur,

*) Vgl. hierüber Nr. 238 d. Bl. D. Red.

zum andern, auch von 3 und 4 Stimmen, und zwar die letzte, mit dem Text: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name. Ich habe diese Arbeit sonderlich deßhalb vor Ostern in Hand, weil sie Gelegenheit gibt, mit Pauken, Trompeten, Hoboen, Flöten, Violinen, Violen, Violoncellen, Violonen, Fagotten, Lauten, Theorben, Zinken, Posaunen, und mit vorgesetzt Mengel-Instrumenten, gar prächtig Musiciren, worüber man sich verwundern möchte. Ich habe nämlich, in Ihro eigne innere Kirch-Capellen, 4 Chöre Musicanten, und 4 Chöre Singer, welche alle 4 Chöre, wenn sie Ihro Herr. wollen zu hören, und zu allen Solennitäten, bey der Stadt-Kirchen Solenn zu einer Andacht und Gottesverehrung sich versammlen, und alsdann ein Concert machen, das gantz wunderlich ist, und gar nicht zu beschreiben. Und ob Ihro Herr. wohl, wie ich sie nun auf Ihro Begehren, haben, auch von vielen Fürsten gebeten worden, Ihro Herr. mit Ihren Musicanten, und gesuchte Capellmeister hätte, und sie solche in Ihren Herrschaften haben und ihre Freudigkeit, auch noch ihre weitläuffige Reisen, und die Abwesung von zum Theil, weil Ihro viel weder Ihro Herr. noch Ihro Frau Gemahlin gern missen, und sie nicht leicht, begnadt in Ihre Dienste nehmen, und ihnen Ihro Herr. Ihre Gnade nicht gern, und leicht einem andern gönnen, so haben Ihro Herr. solches doch allezeit verweigert, habe Zweifel gnug bey Ihro Herr. zu erhalten, daß Ihro Herr. mir solches nicht verdencken werden, daß ich Ihro Herr. Ihre Verlangen nicht gestillet, und ihnen keinen Capellmeister zuschicke, weil ich ja

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 298. — 24. Oktober 1832.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Von F. v. Raumer. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Wenn ich die Politik des Aristoteles aufschlage, so sehe ich nicht nur in den Urtheilen des Weisen über die Tauglichkeit und die Mängel der bestehenden Einrichtungen eine bewundernswürdige Klarheit, sondern auch in eben diesen Institutionen, auf die er sich bezieht, in den Beispielen, die er aus der ihn umgebenden Welt hernimmt, einen solchen Reichthum von politischen Gedanken, die zum Ziele treffen, daß unsere Zeit mir dagegen nur dürr vorkommt. Sie erfreut sich auch in dieser Hinsicht des Vorzugs mancher Entwickelung, die das Alterthum nicht kannte, sie hat von dem spätern Mittelalter eine der größten politischen Erfindungen geerbt, das Repräsentativsystem; aber wie sehr bleibt sie doch im Allgemeinen und Ganzen — ich nehme das einzige England aus — in der rechten Handhabung dieser Mittel zurück.

Um die Zeit, wo eben dieser Aristoteles ein Knabe war, waren in einer damals noch unberühmten Stadt zwei Männer in der Blüte ihrer Wirksamkeit, die nicht wenig dazu beitrugen, ihrem Staate ein Gedeihen zu geben, von dem seine künftige Weltherrschaft ausging. Die Stadt war Rom, die Männer hießen C. Licinius Stolo und L. Sextius. Sie waren es, welche die Gleichstellung der Plebejer mit den Patriziern errangen. Wie großartig war ihr Ziel und wie wohlberechnet ihre Mittel, wie kühn ihr Plan und wie besonnen die Ausführung! Wie unaufhaltsam und doch wie gerecht, wie mäßig schritten sie vorwärts. Ohne Gewaltthat, ohne Pöbeltumult entrissen sie einer starren, harten, selbstsüchtigen Oligarchie ihre Vorrechte, die sie mit einer noch ganz andern Zähigkeit festhielt, als die Adelsgeschlechter unserer Tage die ihren. Sollen wir mit diesen außerordentlichen Männern etwa die Führer der Opposition in einigen Deputirtenkammern der Gegenwart vergleichen? Und doch standen sie keineswegs einzeln da; das System, welches sie befolgten, war nicht ihre Erfindung. Sie krönten das Werk nur; vor ihnen hatten anderthalb Jahrhunderte hindurch ihre Väter nach denselben Grundsätzen gekämpft.

Jene deutschen Bürger, die, von Kaiser und Reich vernachlässigt, von den Fürsten beneidet, vom Adel beraubt und beschädigt, in ihren eignen Kräften Mittel fanden, den nordischen Königreichen Gesetze vorzuschreiben — welchen Verstand müssen sie in der Anordnung und Leitung ihrer innern Verhältnisse besessen haben, welch praktisches Geschick muß vom Vater auf den Sohn vererbt sein! Doch habe ich noch nicht gefunden, daß das Dogma von der Volkssouverainetät bei ihnen discutirt worden sei.

Spätere Generationen dürften an der politischen Reife einer Zeit zweifeln, die sich so in Worten und Wortstreitigkeiten gefällt, daß man in der französischen Deputirtenkammer den Gebrauch des Worts Unterthan mit einem Zorne und einer Heftigkeit bestritt, als ob daran das Heil des Staats hinge, an der Abschaffung eines Ausdrucks hinge, der in einem monarchischen Staate einem Vernünftigen vorher nie Anstoß erregt hat. Ein englischer Journalist brach dabei in die Frage aus: „Can the reader imagine any thing more childish than this disavowal in the whole range of theoretic folly or republican pedantry?“ Wol ein Ultratoryblatt? — Nein, es waren die „Times“. In England versteht man sich auf diese Dinge noch, in Deutschland jubeln die Stimmführer solchen Thorheiten Beifall zu. Ein Engländer fühlt seine Freiheit nie mit größerm Stolze, als wenn er sich Sr. Majestät getreuesten Unterthan nennt, denn er weiß, daß man des Besitzes seiner Rechte nie sicherer ist, als wenn die der Andern ihre volle, gebührende Anerkennung finden.

Die Grundsätze, deren Anwendung im Großen im Jahre 1789 mit einer so unerwarteten Stärke hervorbrach, enthalten, recht verstanden und vernünftig ausgelegt, viel Wahres, und dieses Wahre ist der Welt auf mannichfache Weise zugutegekommen. Aber es liegt auch viel schon im Princip Falsches, Sophistisches und Verderbliches darin, wodurch Verkehrtheiten aufgekommen sind, die man vorher nie kannte, und deren Einfluß leider noch immer wirkt, ja, auf einige Zeit zurückgedrängt, jetzt mit gefahrdrohender Stärke wieder erwacht ist. Ein Schriftsteller, der eine politisch-historische Unterscheidungsgabe besaß, wie Wenige, der den Wissenschaften, der Welt und seinen Freunden viel zu früh entrissene Niebuhr, sagt in der ersten Ausgabe seiner römischen Geschichte, in einer der Stellen, die man in der Umarbeitung leider vergebens sucht, weil sie in die veränderte Entwickelung nicht mehr paßten: „Ausgenommen den Moment der Gesetzgebung,

über den die Verfassungen abweichen, muß jeder Staat aus einer höchsten Gewalt und gehorchenden Unterthanen bestehen, er mag nun in Hinsicht Jener Monarchie oder Republik sein. Sind oder dünken die Bürger einer Republik sich außer jenen Momenten unabhängig und nicht als Unterthanen einer von der Natur und Nothwendigkeit, nicht von ihrer Willkür, eingesetzten Macht, so ist es nicht mehr ein Staat. Darüber haben sich die Völker des Alterthums nie geirrt, denn die Ausartung, welche Leidenschaften und Sittenverderbniß zu Athen und in andern griechischen Demokratien hervorbrachten, ging zur Tyrannei noch mehr als zur Anarchie; nur die revolutionnairen Politiker des vorigen Jahrhunderts konnten diesen Wahnsinn hervorbringen." Was Niebuhr hier Wahnsinn nennt, ist wol nie in der Weltgeschichte so hervorgetreten, wie in den letztverflossenen Jahren, wenigstens sind die Versuche, dieses heillose Princip zur Anwendung zu bringen, nie so häufig gemacht worden. Die französischen Tageblätter sind voll bald versteckter, bald ganz offener Auffoderungen, den Verordnungen der Regierungen nur dann Folge zu leisten, wenn man sie den richtigen Grundsätzen angemessen findet, d. i. nach dem Sinn und Geschmack der aufregenden Partei. Indem diese Partei jenen nothwendigen Gegensatz zwischen der befehlenden Gewalt und gehorchenden Unterthanen verkennt, oder sich vielmehr stellt, ihn zu verkennen, spielt sie sogar das Recht — nein die Pflicht der Regierung, sich bewaffneten Empörern mit den Waffen entgegenzustellen, auf den Boden einer zweifelhaften Discussion, und vergießt bei den Leichen der im offenen Aufstande Gefallenen heuchlerische Thränen. Und auch dies findet in Deutschland Anklang und feuert zur Nachahmung an. Vor einigen Monaten lasen wir in süddeutschen Blättern die Empfehlung eines gestifteten Vereins von Aeltern, welche sich verpflichten, ihren in den Heeren dienenden Söhnen Ungehorsam gegen die Befehle ihrer Obern zur Pflicht zu machen, wenn sie bei einer Empörung gegen das Volk gebraucht werden sollen. Glauben diese Leute in der That, daß bei der Herrschaft solcher Grundsätze noch irgend eine Art bürgerlicher Gesellschaft bestehen könne — was sollen wir von ihrer Einsicht denken! Wollen sie damit nur das Bestehende untergraben, wie verächtlich müssen sie von dem Verstande ihrer Zeitgenossen denken, die zu täuschen ein so plumper Kunstgriff hinreicht!

Es gibt ein anderes, diesen Verirrungen entgegenstehendes, aber aus einer nicht minder starken Verblendung hervorgegangenes Extrem, welches der Staatsweisheit der Vergangenheit dadurch zu huldigen glaubt, daß es die Institutionen derselben als ein versteinertes Besitzthum verewigt wissen will, sich aber eben dadurch an dem Geiste derselben, der veränderten Bedürfnissen mit veränderten Einrichtungen so wohl entgegenzukommen wußte, auf das schwerste versündigt. Dieses Extrem hat aber wenig mehr Einfluß als den, welchen ihm das Gewicht seiner materiellen Macht verleiht. An geistiger Bedeutung verliert es täglich, und würde noch weit mehr verlieren, wenn die verderbendrohenden Thorheiten der gegenüberstehenden Seite ihm nicht zuweilen Ueberläufer zuführten, die sich auf der Flucht vor dem einen Uebel zu dem andern verirren.

Je höher man den Werth des Strebens nach einer vollkommenern Einrichtung der Staaten, nach bürgerlicher Freiheit, in unserer Zeit anzuschlagen hat, je mehr ist es Pflicht, sie darauf aufmerksam zu machen, wie viele Unsicherheit und Verwirrung in diesem Streben noch herrscht. Ihre praktische Politik leidet an Schäden, die zu bedecken oder zu verheimlichen nicht frommen kann. Sie bedarf einer bittern Arzenei. Darum hat es uns nicht unzweckmäßig geschienen, diese Bemerkungen an die Anzeige einer Schrift zu knüpfen, welche den Zeitgenossen einen so lehrreichen Spiegel vorhält. Der Verf. hat sein Buch als ein Historiker geschrieben und geschlossen, dem die Lehre von den Fortschritten der Menschheit im Allgemeinen am Herzen liegt. Darüber hat er den praktischen Standpunkt weniger hervorgehoben, und dieser ist es, den wir ergänzend andeuten wollten. 71.

Die Kehrseite der modernen Finanzoperationen, mit besonderm Bezug auf die ungarischen Privatanleihen mittelst Partialobligationen. Eine actenmäßige Warnungstafel. Heidelberg, Oßwald. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Nicht blos für den Capitalisten und Papierspeculanten, für jeden aufmerksamen Beobachter seiner Zeit müssen die häufigen Finanzspeculationen, das bis ins Unendliche fortgehende Erschaffen des Papiergeldes ein Gegenstand ernster Betrachtung und kummervoller Besorgniß werden. Den Freund der Freiheit kann es mit Recht besorgt machen, wenn er diesen Gegenstand näher ins Auge faßt, er hat allen Grund, den Sieg des Despotismus mit Hülfe der materiellen Interessen zumeist durch diese übermäßige Creation von Papieren zu fürchten. Legen wir uns nur die Frage vor, in wessen Hände alle wirklichen Werthe übergehen? Wahrlich nicht in die Hände der Freunde der Freiheit. Sie gehen über in die Hände der Mächtigen, deren Mittel zur Unterdrückung des Volks dadurch um ein Bedeutendes vermehrt werden. In unsern Händen bleibt ein Etwas zurück, dessen Bedeutung zum großen Theil von dem guten Willen einiger Wenigen abhängt. Ohne gerade vorsätzlich schwarz sehen zu wollen, liegt der Gedanke an einen tief angelegten Plane, an eine Verbrüderung der Geburts- mit der hohen Geldaristokratie nicht fern, welche durch das Ansichziehen der reellen Werthe die Welt in Abhängigkeit zu halten beabsichtigt. Was könnte nicht schon jetzt vermittels des Präjudizes, das ausgegebene Papiergeld nicht anerkennen zu wollen, von den Regierungen durchgesetzt werden?

Wenn von dieser Seite der Vaterlandsfreund mit Besorgniß eine solche Richtung verfolgt, so muß der Rentier als solcher aus andern Rücksichten dieselbe ins Auge fassen. Er muß die momentane Sicherheit des angelegten Geldes in Obacht nehmen. Vorzugsweise für ihn wird deshalb die oben genannte Schrift, welche besonders gegen Anleihen großer Privaten gerichtet ist, von Bedeutung sein, da sie es sich zu ihrer Aufgabe gesetzt hat, das Trügerische und Unsichere solcher Finanzspeculationen im Allgemeinen und an einer Reihe namhaft aufgeführter Beispiele insbesondere aufzudecken.

Als Verfasser dieser jedenfalls sehr interessanten Schrift hat sich Niemand genannt; es wird aber verschiedentlich, besonders in der Vorrede angedeutet, daß sich eine Gesellschaft sachkundiger, „in unabhängigen Verhältnissen lebender, von Rechts- und Wahrheitssinn beseelter" Männer, wie es scheint, meistens solcher, welche durch derlei trügerische Speculationen gelitten, im Interesse der Wahrheit vereinigt haben, den arglosen Mit-

bruder aufzuklären und zu warnen. Sie geben zu verstehen, daß sie noch einen nicht unbedeutenden Reservefonds von Materialien besitzen, „der", wie es in der Vorrede heißt, „unerreichbar für jede irdische Macht, als solidarisches Miteigenthum eines Phalanx von unabhängigen, sich wechselseitig vertretenden Männern, nur im etwanigen Nothfall ans Tageslicht treten wird". Das klingt nun allerdings, wenn wir uns eines harten Ausdrucks bedienen wollen, etwas marktschreierisch und macht uns eher mistrauisch gegen das Mitgetheilte, indem derlei Aeußerungen wie Drohungen aussehen, die von Widerlegung abschrecken sollen; allein wir wollen das Beste so lange präsumiren, bis das Gegentheil bewiesen, und nach diesem Grundsatze scheint die vorliegende Schrift nicht nur aus den reinsten und lobenswerthesten Absichten hervorgegangen zu sein, sondern auch den Vorzug innerer Wahrheit zu besitzen. Die Sprache ist zwar überall sehr leidenschaftlich, allein dies läßt sich aus dem Gefühl des Selbstbetrogenseins und aus dem Unwillen bei dem Gedanken der Unwürdigkeit und Schamlosigkeit solcher Betrügereien ohne Zwang erklären. Wir halten daher, nach dem schon ausgesprochenen Grundsatze, die Sprache dieser Schrift für die des edeln Unwillens, für die, in welcher sich der feurige Drang, seinen Mitmenschen zu nützen, und das lebhafte Gefühl der Wahrheit des Gesagten ausspricht. Wir begrüßen daher auch dankbar, was uns dieser Verein erfahrungsreicher Menschenfreunde bietet, und stimmen in den Wunsch derselben, daß dem verderblichen Treiben der angedeuteten Finanzspeculationen endlich einmal ein Ziel gesetzt, und daß die Märtyrer von derartigen Operationen sich zu Schutz und Trutz enger als bisher mit einander verbinden möchten, um sie durch gemeinschaftliche Bemühungen zunichte zu machen, aus vollem Herzen mit ein.

Das vorliegende Werk, mit welchem wir im Folgenden unsere Leser kürzlich bekanntmachen wollen, zerfällt in zwei Abtheilungen, und ist überdem mit Anmerkungen und Zusätzen, Actenstücken und Belegen und einem Anhang ausgestattet, welcher uns, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, eine comédie-vaudeville von Scribe und Bayard, „Les actionnaires" betitelt, und ein aus Untersuchungsacten gezogenes, dem „Journal de St.-Pélagie" entlehntes Beispiel von den ans Unglaubliche grenzenden Raffinement eines pariser Wucherers mittheilt, eine Zugabe, die freilich, streng genommen, wol nicht hierher gehört.

Die erste Abtheilung (S. 1—18) sucht das wirkliche Vorhandensein des Uebels, gegen welches die Verfasser zu Felde ziehen wollen, darzulegen und zu zeigen, wie es möglich war, daß dasselbe eine so große Ausdehnung erhalten konnte und noch immer, trotz der schon vielfältig gemachten bittern Erfahrungen des betrogenen Publicums, fortschreitet. Mit wenigen, aber kräftigen Pinselstrichen wird der Charakter dieser Unternehmungen „verlarvter Gewinnsucht" gezeichnet. Ohne Schminke wird hier manche treffende Wahrheit gesagt, wenn gleich es sich nicht leugnen läßt, daß einzelne Aeußerungen an Tiraden grenzen und tieferer Begründung entbehren, auch die Verfasser zuweilen in Widerspruch mit sich selbst verfallen. England wird als Vaterland dieser Finanzoperationen angegeben und uns nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, daß wir von derther das gediegene Gute so langsam, das glänzende Schlechte dagegen so schnell und affenartig auf unsern vaterländischen Boden überpflanzen. Doch haben in England diese „Auswüchse einer corrumpirten Civilisation" durch die freie Presse, welche sie in ihrer ganzen Blöße darstellen darf, bedeutenden Abbruch gelitten. „In Deutschland steht es freilich anders", heißt es S. 13, „da wuchern diese sogenannten gewinnreichen Finanzoperationen noch immer lustig fort und stiften das mehrste Unheil in den Bundesstaaten, wo der Preßzwang am stärksten waltet, und wo folglich das ebenso schnöde als verderbliche Endresultat von dergleichen Schwindeleien (namentlich von gewissen Privatanleihen) am wenigsten promulgirt werden darf. Wäre dieser Preßzwang aber auch nicht eine Hauptstütze ihres Gelingens, so ist ja ohnedin das Heer der Brotscribenten viel zu sehr von zarten Rücksichten gegen die gewöhnlich hochstehenden Unternehmer durchdrungen, und der Zeitgeschmack zu sehr in den Wortschwall hohler Phrasen verliebt, als daß man in der uns fremd gewordenen trockenen Sprache der Wahrheit den vor unsern Augen gemisshandelten Schlachtopfern vornehmer Täuscherei ein anklagendes Fürwort spräche."

Eine neue Empfehlung der Preßfreiheit. Uns ist zwar kein Beispiel bekannt, daß sich die Thätigkeit der Censur auch auf das offene Darlegen solcher betrügerischer Unternehmen von Privatpersonen erstreckt hätte, auch sind die bekannten Censuredicte auf ganz andere Gegenstände gerichtet. Allein da dieses Institut rein auf Willkür basirt ist und das Interesse des Regenten oder seiner nächsten Umgebungen nicht selten bei solchen Unternehmungen mehr oder weniger mit im Spiel ist, so läßt sich die Wahrscheinlichkeit einer Wirksamkeit der Censur im Interesse des Eigennutzes Einzelner nicht ableugnen. Die Verfasser wollen nun „als Gegenstücke von jenen lügnerischen Rosenlichtgemälden ihre inhaltsschweren, echten Erfahrungen aus der Wirklichkeit mittheilen, zum Nutzen und Frommen des großen Publicums, um dessen Gunst von den Speculanten so emsig gebuhlt wird". Sie haben ihre Darstellung auf diejenigen Unternehmungen beschränkt, worin gegenwärtig, trotz der bereits gemachten Erfahrungen, noch immer neue Opfer fallen, wozu sie verschiedene ungarische Anleihen vermittelst Partialobligationen rechnen.

Die zweite Abtheilung (S. 18—100) gibt uns eine Reihe solcher Anleihen, entwickelt den Verlauf und Mechanismus derselben und zeigt, wie das Publicum dadurch hintergangen worden. Die fürstlich Anton-Grassalkowich'sche Anleihe von 2,000,000 Gulden Conventionsmünze vom Jahre 1825 haben die Verfasser obenangestellt, sowol wegen ihrer gelungenen, weiten Verbreitung und des dadurch angerichteten bedeutenden Schadens, als auch wegen der am Tage liegenden Handlungsweise der Anleihemacher und des klar vorliegenden Thatbestandes der Täuschung. Dann folgen die gräflich C. A. Festetics'schen Partiale von verschiedenen Emissionen als Sterne erster Größe an diesem Himmel trügerischen Glanzes, nämlich die gräflich Festetics'sche Anleihe à 2,000,000 Gulden vom 1. Juli 1828, wovon die Hauptschuldurkunde bei den Herren Erzberger u. Schmid in Augsburg deponirt ist. Deren Inhalte nach sollten jährliche Zinszahlungen à 6 Proc. und Verlosungen bis zur gänzlichen Rückzahlung im Jahre 1850 stattfinden. Es ist indeß nur ein einziges Mal an die Inhaber dieser Papiere eine Aufforderung ergangen, den ersten fälligen Coupon in Empfang zu nehmen, späterhin aber nichts mehr ausgezahlt worden. Gegenwärtig ist das Stück von 1000 Gulden für 10 Gulden Silber in Wien zu haben. Die zweite gräflich Festetics'sche Anleihe beträgt 900,000 Gulden in Zwanzigguldenfuß, und ist datirt Oedenburg, vom 2. Jan. 1828. Drei Hauptschuldverschreibungen, jede von 300,000 Gulden Silber, sind deponirt bei dem Handelshause Salomon Oppenheim S. u. Comp. in Köln am Rhein. Der erste Coupon, fällig am 2. Jan. 1830, ist abgeschnitten, aber nie bezahlt worden. Das Stück von 2000 Gulden Silber ist für 2 Gulden zu haben. Der Vers. traf in den Händen eines armen Schullehrers in Mähren eine sogenannte optionnelle Schuldverschreibung dieser Anleihe von 3800 Gulden Silber. Der Besitzer, welcher sein ganzes Vermögen auf diese Art angelegt und unter den großen Wappen, Verhypothecirungen, Entsagung aller Rechtswohlthaten aufs beste untergebracht glaubte, hatte weder die versprochenen Zinsen, noch auf seine vielfältigen Briefe irgend eine Antwort erhalten und stand im Begriff, nach Wien zu reisen, um sein Schicksal, welches er nicht zu ahnen schien, mit eignen Augen zu erblicken. Als eine vierte dieser „bereits geplagten, so manches Erdenglück vernichtenden Bomben" wird die gräflich Adam Joseph-Hadik'sche Anleihe von 1,000,000 Gulden Conventionsm., d. d. Pesth, den 1. Febr. 1827, aufgeführt; dann folgt die gräflich Adam Hadik v. Futak'sche Anleihe von 500,000 Gulden, d. d. Preßburg, den 1. April 1828, und den Beschluß macht die gräflich Joseph Esterhazy'sche Anleihe von 200,000 Gulden Silber. Man

staunt, die Wahrheit der gegebenen Data vorausgesetzt — und es ist kein Grund vorhanden, sie zu bezweifeln —, über die Schamlosigkeit dieser ins Große gehenden Betrügereien und die Immoralität der Großen unserer Zeit. Am wenigsten aber begreift man, wie renommirte Handlungshäuser ihre Firmen dazu hergeben können, um solchen Speculationen Vorschub zu leisten. Das Betrügliche derselben kann ihnen unmöglich verborgen bleiben. Auch belehren uns mehre Annoncen, welche nach dem Zerplatzen solcher Unternehmungen in öffentlichen Blättern vorgekommen, daß sie für den Fall, daß der Aussteller nicht Zahlung leisten sollte, sich gegen alle Regreßansprüche im Voraus verschanzt haben. Bei dem Dunkel, welches im Auslande über die ungarischen Verhältnisse waltet, und bei der Straflosigkeit, welche die Gesetze den dortigen Großen sichern, läßt sich noch nicht absehen, wann dieses Unwesen seine Endschaft erreichen wird. Wenn auch die gebildete Welt sich immer weniger wird täuschen lassen, so kann es doch noch lange dauern, ehe die ungebildetere Classe des Volks über diese Täuschungen hell sieht und sich nicht mehr von großen Namen, Wappen und Siegeln blenden läßt. Es wäre aber um so mehr zu wünschen, daß solchem verderblichen Treiben bald ein Ziel gesetzt würde, da es hundert andere Betrügereien nachsichzieht, wozu namentlich die gehört, daß muthwillige Bankerottirer kurz vorher, ehe sie ihre Insolvenz angeben, für geringen Preis solche Partialen aufkaufen und sie dann ihren Creditoren statt der bei Seite geschafften reellen Werthe abtreten und durch das Vorgeben, sie früher zu hohen Werthen eingekauft und durch diese Verluste zahlungsunfähig geworden zu sein, sich straflos zu machen suchen.

Wir schließen die Anzeige dieser beachtenswerthen Schrift, die wir mit ebenso lebhaftem Interesse gelesen haben, als sie mit Feuer und Geist geschrieben ist, mit der von den Verfassern als Endresultat ihrer Arbeit ausgesprochenen Ueberzeugung: „daß, im Allgemeinen, alle Zusagen, Versprechungen und Bürgschaften, mit oder ohne sogenannten ehrenwerthen Namen und Empfehlungen, bei den angeführten Finanzoperationen keine Sicherheit der Erfüllung gewähren; daß selbst, insbesondere, die vollkommenste Ueberzeugung von der Existenz eines großen, die eingegangenen Verbindlichkeiten übersteigenden Vermögens den Unternehmungen dieser Privatanleihen keinen reellen Werth gibt, sondern die Interessenten lediglich nur von der Moralität — leider zu oft nur von der Immoralität — der eigentlichen (gewöhnlich im Dunkel bleibenden) Projectanten, Unternehmer und Beförderer von dergleichen Finanzoperationen auf das große Publicum abhängen und der Willkür derselben ohne Schutz preisgegeben sind." 132.

Correspondenznachrichten.

Von der östreichisch-schlesischen Grenze.

Das Wasserbad bei Freiwalde.

Je häufiger die Wassercuren geworden sind, desto interessanter ist es, ihren Culminationspunkt in einem ganz kleinen Gebirgsdorfe des östreichischen Schlesiens, in der Hütte eines simplen Landmannes wahrzunehmen. Drei Meilen von Neisse erhebt sich das betriebsame Städtchen Freiwalde. Eine halbe Stunde davon, auf einem sehr anmuthigen Berge, stehen einige Hütten, die den Namen Gräfenberg führen. Ein Häusler daselbst nahm in einer Krankheit die heilende Kraft eines frischen Wasserbades wahr und begann sofort das Medicament auch bei Andern anzuwenden. Gewöhnlich applicirte er Waschungen mit einem Schwamme. Meilenweit verbreitete sich sein Ruf. Wer an rheumatischen Uebeln litt, ließ den bäuerlichen Wasserdoctor mit seinem Schwamme holen und erfreute sich ziemlich bald der Genesung. Sein Ruf nahm nun so zu, daß Kranke ihn aufsuchten und sich seiner Pflege unterwarfen. Er legte nun ein kleines Bad an, wusch, badete die Gäste und schrieb die Kost seines Tisches — Milch, kalten Braten — zur Nahrung vor. Der Besuch stieg von Jahr zu Jahr. Bald langte die Hütte nicht mehr zu; er mußte für eine neue Behausung sorgen. Das Bad wurde vergrößert. Der Tisch verlor die ursprüngliche Einfachheit. Der Bauer selbst bildete sich in einen ziemlich ansprechenden Städter um. Selbst die Methode änderte sich. Nun wurde man in Schweiß und darauf in ein kaltes Bad gebracht. Der Contrast wirkt wunderbar. Ich fand an 30 Menschen unter seiner Obhut. Alle bezeugten den besten Erfolg. An schönen Tagen kommen Genesene aus frühern Jahren, leisten den freilich sehr isolirten Wassergästen Gesellschaft und erhöhen durch ihre Erzählungen wie das Zutrauen so die Hoffnung. Ein alter Oberamtmann aus der Gegend von Neisse war so contract geworden, daß er auf sein Feld getragen werden mußte. Nun geht er frisch und ungenirt wieder meilenweit. Zwei Offiziere waren von den neisser Hospitalärzten aufgegeben worden; sie begaben sich nach Gräfenberg und kehrten nach acht Wochen gesund zurück. Am meisten Aufsehen macht die Cur einer liebenswürdigen Baronesse aus Prag. Als zartes Mädchen war sie nach Paris gekommen und von der Herzogin von Angoulême zu ihrer künftigen Hofdame bestimmt worden. Zur Erziehung kam sie in ein Kloster, dessen feuchte Wände ihr ein Rheuma im Knie zuzogen. Das Uebel wurde so arg, daß es Broussais mit seinen Schröpfköpfen nicht mehr bemeistern konnte. Der ganze Fuß erlahmte. Die Vertreibung der Bourbons brachte die junge Dame nach Prag; aber auch die dortigen Aerzte verzweifelten. Hoffnungslos, wie sie war, wendete sie sich an den Wasserarzt bei Freiwalde und bekam bereits einige Hoffnung der Wiederherstellung. Gelingt diese Heilung, so steht der Ruhm des bäuerlichen Arztes unerschütterlich da. Die östreichische Regierung hat ihm alle Aufmerksamkeit geschenkt. Anfänglich als Charlatan behandelt, genießt er jetzt jeder Achtung. Auch mußte und konnte er sich durch eine ärztliche Prüfung freie Ausübung erwerben. Sein Name ist Prießnitz. Man möge mir die kurze Notiz über ihn in d. Bl. nicht so auslegen, als wolle ich ihm Anhänger und Ruf in der großen Welt erwerben. Meine Absicht geht nur dahin, die Wirksamkeit der einfachsten Mittel durch ein neues Beispiel zu beweisen. Ich habe alle Hoffnung, daß wir bei steigender Civilisation wenigstens auf sehr simple Heilarten zurückkommen. 150.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1833.

Mit Dannecker's Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. Wilhelmine. Eine Erzählung in Briefen. II. Idus. Novelle von Posgaru. III. Die Ahnenprobe. Novelle von Ludwig Tieck. IV. Der bleiche Ritter. Erzählung von A. Oehlenschläger.

Dannecker's sehr ähnliches Bildniß kostet in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. Die frühern Jahrgänge der Urania bis 1829 sind sämmtlich vergriffen; der Jahrgang 1830 kostet 2 Thlr. 6 Gr., 1831 und 1832 jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 299. — 25. Oktober 1832.

Taſchenbücherſchau für 1833.
Erſter Artikel.

Der welkende, aber auch reifende Herbſt hat uns die Taſchenbuchs- und Almanachs-Saiſon bereits eröffnet. Viel ſtrotzende Farbenpracht, manche ſchmackhafte Frucht, aber auch viel dürres, raſchelndes Laub, Alles, was der Herbſt mit ſich bringt, bieten uns vergleichungsweiſe nicht minder die bunten Büchlein, die in ihren ſchmucken Uniformen vor unſern Augen hier Revue paſſiren mögen. Das beſtechende Farbenſpiel der goldbeſäumten Gewänder, welche die Mode der Zeit einmal erheiſcht, darf Niemand abhalten, die genießbaren Früchte von den trockenen Pflanzen, die ſich hier im glänzenden Verſtecke ſicher wähnen, zu unterſcheiden; aber ich will auch kein ſchneidender Herbſtwind ſein, der allzu heftig die Bäumchen der dürren Zweige entledigt: das knitternde Blattwerk raſchelt beim leiſen Windhauch der Kritik ſchon laut genug, und des gereiften Obſtes im herbſtlichen Garten deutſcher Dichtkunſt iſt nicht allzu viel vorhanden. Erinnerten nicht manche mislungene Erſtlingsverſuche einiger unreifen Poeten, die hier und dort in dieſem und jenem Taſchenbuche ſich zum erſten Male produciren, an einen wäſſerigen, thaufeuchten Vorfrühling, ſo trüge Alles, was uns heuer geboten wird, einen durchaus herbſtlichen Charakter an ſich; wahre Frühlingsfriſche und zündende Sommerglut, könnte Mancher meinen, dürfte ſchon um deswillen hier weniger zu finden ſein, weil lyriſche Producte theils dem Umfange nach beſchränkt, theils vom Grund und Boden der ſogenannten Taſchenbücher gänzlich verdrängt und auf zwei Muſenalmanache verwieſen ſind, die nicht dem Beifall des Publicums, ſondern der ſpeciellen Laune und Huld des Verlegers ihre Exiſtenz verdanken mögen. Wir leben im Herbſte der Weltgeſchichte; kann es da Wunder nehmen, daß die Novelle das Hauptelement unſeres poetiſchen Daſeins iſt? Damals, als Hölty ſeine Leier ſtimmte, um die Schmerzen und Freuden ſeiner eignen geweihten, kindlich in ſich ſelbſt verſinkenden Seele in nie gehörten Liederweiſen auszutönen, da war Frühling im Reiche der Poeſie, und ſein jugendlicher Athem zog ſich bald ſtürmiſch dringend, bald lieblich flüſternd durch die Dichtwerke unſerer größten Meiſter, welche innerlich eine Fülle geiſtiger Beziehungen und Richtungen durchlebten, die ſie von den Intereſſen der Weltgeſchichte und ihres Volkes faſt iſolirte. Wer feſſelt uns heutzutage an ſeine rein geiſtige Perſönlichkeit, ja, wer ſingt überhaupt noch in ſubjectiver Weiſe und im Vergeſſen der Welt von ſeines innern Lebens Leiden und Freuden? H. Heine zog die einzige, ſchlotternde Saite ſeiner Lyra ſo ſtraff und keck an, daß ſie ſpringen mußte; andere gleichzeitige Erſcheinungen im Bereiche lyriſcher Poeſie beweiſen durch ihre Hinneigung zur Romanzen- und Balladenform nichts weniger, als eine überwiegend ſubjective Stimmung; die Lyrik beſchränkt und verdrängt ſich mithin ſelbſt, und es iſt von Seiten der Herausgeber keineswegs Laune und Willkür, für lyriſche Productionen den Raum in den Taſchenbüchern zu beengen oder gar zu verſchließen.

Dem ſoeben anerkannten Princip, dem die Redactionen der Taſchenbücher folgen, zum Trotz, wollen wir dennoch eines unter der großen Anzahl zunächſt herausheben, das einige lyriſche Gaben bietet; es ſei:

1. Minerva.

Im feingeglätteten Roſagewande tritt „Minerva" vor uns, und wenn wir die glänzenden Muſen, Göttinnen und Heldinnen mit den goldenen Säumen rund um uns her aufpflanzen und ſich uns der Gedanke aufdrängt, als ſäßen wir in einem bunten Zirkel ſchöngeſchmückter und gefallſüchtiger Damen, die mit den innern Gaben des Geiſtes nicht minder wie mit dem Außenputz und Flitterſtaat der Garderobe rivaliſirend ſich um unſere Gunſt bewerben möchten, ſo iſt „Minerva" eine ausgemachte, fünfundzwanzigjährige Coquette, die vorzugsweiſe durch gefälligen Pappdeckel und äußeres Coſtum die Nebenbuhlerinnen zu beſiegen wähnt und ſich in Roſa kleidet, wie Damen, die an den Roſen auf ihren Wangen zu zweifeln beginnen. Der Mangel an innerm Werthe wird ſich an unſerer fünfundzwanzigjährigen Schönen alsbald ergeben; hier ſei uns nur noch im Betreff der Ausſtattung die Bemerkung erlaubt, daß die ziemlich gewöhnlichen Kupfer unmäßig und ungebührlich in den Erklärungsworten gelobt und geprieſen worden ſind. Außer dem ganz gefälligen Titelkupfer, dem aber alle Neuheit der Erfindung abgeht, ſehen wir eine Galerie von Scenen aus Göthe's „Taſſo". Die Kranzwinderinnen ſind gut und geſchmackvoll; alle übrigen Scenen bieten, jede in ihrer Art, eigenthümliche Caricaturen, die den Beſchauer verletzen und in dem Zeichner nichts weniger als einen Meiſter ſeiner Kunſt verrathen. In

der Bekränzungsscene kniet Tasso mit dem Anstande eines Schneidergesellen; in der ersten Begegnung kann er, weil seine Stellung zu weit in den lichten Vorgrund gerückt ist, unmöglich das Ziel seiner Blicke erreichen; in der Ausfoderungsscene gibt der verrenkte Fuß dem edeln Dichter den Charakter eines krummbeinigen Bäckergesellen; in dem folgenden Kupfer zerfließt, wenigstens in dem vorliegenden Abdruck, sein Antlitz wie geronnene Milch im Mondenflimmer; in dem letzten Zwiegespräch mit der Prinzessin hebt diese beim Fliehen so unanständig den Fuß gegen den zarten Dichter, als wollte sie ihm einen Tritt versetzen; in der Schlußscene zerstört die feiste Figur, die Tasso sein soll, unsere ganze ideelle Vorstellung, die wir vom zartgebauten Sänger hegten. Und dies Alles ist beispiellos gelobhudelt!

Gehen wir nun zum geistigen Gehalt unserer coquettirenden „Minerva" und zu den lyrischen Productionen, die sie uns bietet, über, so treten uns zunächst Gedichte von Neuffer entgegen, meist nachträgliche Blüten aus des Dichters Jugendzeit, die mehr auf sprachlichen als auf Gedankenwerth Anspruch machen und in jener Beziehung ihrer geschmeidigen Diction wegen Lob verdienen, obschon unter anderm ein Hexameter der Feile entgangen ist, der also beginnt: Plötzlich war mirs als u. s. w. ´ — — ´ ∪ ∪. Morbleu! wie ist es möglich, den wie einen Hund heulenden Molossus: war mirs als (— — —, drei Mal so lang wie möglich) zu einem Windspiele von Daktylus: war mirs als (— ∪ ∪) dressiren zu wollen! — Außer Neuffer's Gedichten finden sich von E. Ortlepp Romanzen, deren breite Diction des Verf. Unkenntniß der gedrungenen, fast stechend kurzen, tragischen Liederform, in welcher die schottischen Balladen sich produciren, deutlich genug verräth. Die zweite Romanze, deren Stoff sich durchaus mehr zum Balladenstyl geeignet hätte, leidet besonders an ungefälliger Zerdehnung der Sprache, die noch dazu an eine famös gewordene Balladendiction erinnert. Alles in der Welt, nur nicht Bürger's rohe Bänkelsängerei, wie er sich in folgender Strophe hören läßt:

So geht ein entsetzliches Jahr vorbei,
Sie singt verrückte Lieder,
Bald lacht sie und scherzet, bald wirft sie aufs neu'
Der erwachende Schmerz darnieder,
Und es rastet und rastet der höllische Sturm,
Und es zehret und zehret der tödtliche Wurm,
Und die Abgefalne, die Bleiche,
Sie wird zur lebendigen Leiche.

Manches andere von Ortlepp's Liedern ist besser gehalten und der Sprache nach anmuthig genug, wogegen die für die Romanzenform gewählten Stoffe nicht eben den Reiz der Neuheit haben. Die von Karl dem Großen erzählte Sage „Liebeszauber" hat Steffens in Prosa weit schöner und wärmer vom dänischen Waldemar erzählt; in der gegenwärtigen Darstellung wird die tiefe Anmuth des Märchens vom Liebesringe, der mit der Neigung des Liebenden so seltsam spielt, nicht ganz erreicht. Bei einer glücklichern Wahl der Stoffe, einer geübtern Umsicht und bei mehr kritischer Ausbildung, die vor Mißgriffen bewahrt, läßt sich künftig vom Verf. vielleicht Besseres und Leidliches erwarten. In Betreff seiner in der „Minerva" mitgetheilten Novelle: „Theodor und Adelheid", können wir ihm jedoch nichts weiter rathen, als sich dieser Form der Poesie, zu der ihm bei dem Mangel an Erfindung und der schlaffen Darstellung alle Mittel versagt zu sein scheinen, gänzlich zu entschlagen. Ein junger Mann, dem alle specielle Persönlichkeit fehlt, liebt eines vornehmen Mannes Tochter, die ebenso wenig Individualität an sich trägt; auf einem Berge theilen sie ihre Gefühle einander mit, die sie später durch Klavierspiel und Fensterblicke vis-à-vis erneuern. Obschon die Geldsucht des Vaters wie der Mutter Eitelkeit die Tochter einem reichen Baron, einem Wüstlinge, den man aus Paris erwartet, unwiderruflich bestimmen, so gewinnt der Liebende dennoch Zutritt zu ihrem Zimmer, wird aber überrascht und fortgejagt. Wenige Tage nach der Vermählung mit dem Baron stirbt Adelheid; — der junge Mensch geht ebenso einfach ins Wasser. Alles dies wird ohne sonstige Motive von Wichtigkeit völlig interesselos hingestellt, und dem Leser bleibt nur das Staunen, wie man solche abgemarterte und bis zum Ekel repetirte Altweibergeschichte, die offenbar ein Versuch aus der allerersten Jugendzeit des Verf. ist, noch heutzutage als Lecture anzubieten wagt.

Von größerm Erzählungstalente zeugt die Erzählung aus dem Revolutionskriege Neapels im J. 1799, und „Der Wunderarzt", von A. v. Sartorius, wird manchem Leser, dem die allerdings etwas verbrauchte Figur eines geheimnißvollen Schwarzkünstlers aus dem 17. Jahrhundert, dessen Betrügereien der Zufall begünstigt, noch nicht allzu bekannt ist, vielfaches Vergnügen gewähren. Die Erzählung ist freilich nichts weiter, als eine mit Geschmack ausgeputzte und costumirte historische Anekdote ohne tiefern psychologischen Werth, allein die wenngleich nicht ganz neuen, doch mit Geschick darein verwebten Lebensverhältnisse von entsagender und beglückter Liebe mögen dem begnüglichen Leser hinlängliche Unterhaltung bieten. — „Schuld und Buße", eine Novelle von Novis, entwickelt die leidenschaftlichen Verirrungen eines liebenden Weibes und producirt einen gedrängten und chaotisch durcheinandergeworfenen Stoff. Daß dies Werkchen die Erstlingsgeburt eines jungen, nicht talentlosen Dichters ist, der nach pikanten und effectvollen Scenen hascht, verräth sich aus einer unverkennbaren Gutmüthigkeit, womit der Glaube des Lesers für seltsame Erfindungen und Verhältnisse in Anspruch genommen wird, die der Verf. klar sowol als psychologisch zu entwickeln, noch zu unreif sich erweist.

So steht es der Hauptmasse nach mit dem innern Gehalte der „Minerva", und wir würden die jämmerliche Marotte mancher Taschenbuchsredactionen, statt Musterstücken anerkannter Lieblingsschriftsteller unreifen Erstlingsgaben den Raum zu gewähren, noch schärfer rügen, wenn uns nicht Johanna Schopenhauer's „Reiseerinnerungen aus früherer Zeit" in etwas mit der sonst geist- und gemüthlosen „Minerva" aussöhnten. Mit gefälliger Schüchternheit suchte die edle Frau aus ihrem Reisetagbuche einige Blätter vom J. 1803 hervor und legt sie

mit der Furcht, ihr Inhalt möchte, da die Zeiten sich seitdem so bedeutend verändert haben, nicht genugsam ansprechen, dem Publicum vor. Aber sie irrte sehr, denn nicht nur an der Schilderung des Taubstummeninstituts und der Pestalozzi'schen Lehranstalt, die sie in Burgdorf besuchte, können wir uns wahrhaft erfreuen, wir müssen ihr danken sogar für das treue, innige Bild, das sie uns von Mercier entwirft, den sie in Paris näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Mercier hatte vor der Revolution mit seinen Werken, besonders seinem berühmten „Tableau de Paris", reussirt; der Sturm der Weltgeschichte hat ihn vergessen gemacht, er hat seine Zeit überlebt, er ist arm geblieben und fühlt sich fremd in der Welt eines neuen Jahrhunderts; aber heiter und voll beseligender Lust an seinem stillen, eingeschüchterten Dasein, freut er sich gleichwol mit liebenswürdiger Begnüglichkeit des verringerten Tributes, den man ihm dann und wann noch zollt, und genießt an einem tiefen Frieden einen unverwüstlichen Schatz der Seele. Sein in treuen Zügen entworfenes Bild ist so zart und sinnig, wie es vielleicht nur dem Herzen einer edeln Frau aufzufassen und ihrer Feder hinzustellen möglich ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Querner's Goldkörner!

Referenten und Recensenten können sich gegen den Verdacht der Parteilichkeit und des unbilligen Urtheils nicht besser schützen, als durch schrifttreues Anführen der Erklärung ihrer Verfasser über den Zweck, den Ursprung, den Umfang und die Vollendung ihrer Schriften und durch kurze erklärende Beigaben, wo sie sich darüber nicht deutlich ausgesprochen oder vielleicht über Dieses und Jenes das Dunkel vorgezogen haben dem Lichte. Wären diese Beigaben ihnen auch nicht angenehm, so müßten sie sie doch als Pflichtworte der Ref. und Rec. anerkennen. Im Kampfe der Schriftsteller und Recensenten erwecken die Erstern oft unverdient das Mitleid der Leser, und den Letztern werden Böswilligkeit, Schadenfreude, alle der christlichen Liebe Hohn sprechende Laster und übermüthiges Viel- und Halbwissen zur Last gelegt. Man spricht von ihrem weiten Gewissen, wol gar ihrer gänzlichen Gewissenlosigkeit. Sie sind bei aller Selbstüberwindung, die ihnen das aufmerksame Durchlesen und Prüfen ihrer Schriften kostet (sie aber belehrendes Vergnügen nennen), bei aller Gewissenstreue, mit welcher sie Wahrheit und Unwahrheit wägen, Aufgabe und Lösung vergleichen, die Träger menschenfeindlichen und wissenschaftlichen Hasses. Ja, sie sind es nicht allein den Schriftstellern, die sie von Gott und Rechtswegen tadeln müssen, wenn kritische Blätter ihren Lesern treuen Bericht über den Werth der literarischen Erscheinungen erstatten sollen, sondern auch solchen, deren Werke sie als ihrem Zwecke entsprechend auszeichnen, wenn sie sich nicht bedenken, das einzelne Unvollkommene anzutasten. Diese wünschen die Einzigen in ihrem Gebiete zu sein, setzen in der Regel die Schriften ihrer Wissenschaftsgenossen tief herab und denken nicht an das Sub sole nil perfectum.

Auch dem Rec. der „Einhundertachtunddreißig Goldkörner" wird es nicht anders ergehen. Es hat nemlich einem Herrn Godofred Querner, der sich der Welt nicht weiter kenntlich gemacht hat, als durch eine, mit besonderem Beifalle aufgenommene „Weltliche Geschichtsschule; oder historische Denkwürdigkeiten und unterhaltende Erzählungen aus der Welt- und Menschengeschichte der Vorzeit", ob des besondern Beifalls gefallen, „Goldkörner auf dem Felde der Geschichte gewonnen. Zur Belehrung und Unterhaltung. Größtentheils aus handschriftlichen Nachrichten, archivalischen Mittheilungen und älteren Druckschriften zusammengestellt" (zwei Bände, Greiz, Henning, 1832, 8., 2 Thlr.) der Welt zu schenken, die, wären's wirkliche Goldkörner, weit willkommener wären, als diese schwarzen und weißen und die früher (1826) zur Blüte gebrachten „Papierblumen aus der Vorzeit" von Demselben.

Wirkliche Goldkörner können es nicht sein; die liegen nicht auf dem Felde hingestreut. In Verlegenheit gerieth Rec., riß ihn nicht der Goldfinder selbst aus ihr. „Sollte irgend Jemand", schreibt er S. v (wie scheel sieht er schon auf den Rec.!), „den Titel, den ich meiner Sammlung vorgesetzt habe, zu precios (d. h. kostbarer, als recht), das Dargebotene der Vergleichung mit dem allbegehrten Metallstaube nicht würdig finden, so möge er das Bild nur weiter verfolgen und an die mühselige Arbeit des Goldwäschers denken; gewiß wird er dann den armen Gräber nicht verdammen (Nun gewahre man, wie leicht das Wort gewonnen auf dem Titel dem Rec. die Goldkörner als leichte Waare hätte ansehen lassen können und sie es doch nicht sind oder sein sollen. Das sagen ihm nun des Sammlers Worte. Sie sollten ihm die sichersten Bürgen dafür sein, wie sauer sie ihm zu sammeln geworden. Er hat das papierne Feld der Geschichte nicht etwa oberflächlich überlaufen, sondern tief, tief umgegraben, ist in die dunkelsten Schachte der Handschriften, Archive und ältesten Druckschriften hinabgestiegen ꝛc.), wenn derselbe mit der erwünschten Ausbeute seines sauren Tagewerkes auch einiges taubes Gestein — wissentlich oder nicht — mit abliefert." Also nicht lauter Goldkörner! Kannte der Gräber echtes Gold nicht genau? Also auch taubes Gestein, in welchem auch keine Spur von Gold zu finden! Und das weiß der Verf., daß er ein solches Gemisch gibt, er will es also geben. Denn anders läßt sich sein eignes Geständniß nicht deuten. Er hat also eigentlich, was er fand, nicht gewaschen, nicht waschen wollen, sonst mußte er das Unechte finden. Erwäge der Leser die Riesenarbeit, die dem Rec. zugemuthet wird, der sein Gewissen bewahren will, und welcher Lebensgefahr er ausgesetzt wird! Da liegen nun die Goldkörner zwischen taubem Gesteine. Zunächst muß er entweder Alles selbst pochen, oder, wenn er diese grobe, Körperkraft erfodernde Arbeit einem Andern überläßt, doch immer gegenwärtig sein, seine kostbare Zeit dabei hinbringen und der Gefahr sich preisgeben, daß er den feinen Staub verschluckt, seine Brust damit belastet, das Athemholen hemmt und nicht (ein besonderes Geschick für ihn, wenn's nicht geschieht) von der Krankheit der Bergleute, der Hüttenkatze, die meist den Tod im vierzigsten Jahre herbeiführt, befallen wird. Er muß das Gepochte schlemmen, waschen, damit das Leichte, Taube gesondert wird vom Schweren, Echten; und wer weiß, was noch Alles thun. Nun erst hat er die reinen Goldkörner.

Herr Querner hat sich diese Arbeiten zu leicht gedacht oder vielmehr gemacht, und wollte in einer aus der Vorrede ausgezogenen Stelle dem Rec. nur sagen: Poche du nur das Erz nicht noch einmal; ich will dir's nur gestehen, es ist nicht Alles Gold, was glänzt, mitunter ist taubes Gestein. Ich wollte das nicht trennen, es wäre sonst das Häufchen Goldkörner gar zu klein geworden. Darf sich aber der Rec. von seiner Pflicht loszählen? Des Rec. Vermuthung über den mit jenen Worten des Verf. verbundenen Sinn wird zur Gewißheit, wenn er den Zorn bemerkt, mit welchem der Verf. über die Redacteurs der Zeitschriften herfährt, „die leider als literarische Freibeuter die meisten alten Fundgruben durchstöbert und das zu Tage Geförderte zur gedehnten Umarbeitung oder zum Ballast der zahlreichen Journale benutzt, die bei einer zwölfmonatlichen Ladung in Großquart mit enggedruckten Columnen (diese Blätter haben auch enggedruckte Columnen, können aber nicht mit gemeint sein, weil sie Herrn Querner nichts wegnehmen) nur zu viel dergleichen bedürfen, um die Augen der geduldigen Leser in Activität zu erhalten." Ein Memento mori für viele Zeitschriften, wenn dem Herrn Q. das hochnothpeinliche Halsgericht über die Ephemeriden von den höchsten Behörden Deutschlands übertragen werden sollte. Ja, ja, sie haben ihm das nahe Terrain weggenommen, er mußte anderwärts einschlagen, wenn er Goldkörner finden

wollte, mehre hundert Bücher ohne Ausbeute durchlesen, kritisch sichten, das Ausgewählte hin und wieder ganz umarbeiten. Er hat das Alles gethan in der süßen Hoffnung, daß seine Goldkörner vorzüglich geschätzt werden von solchen Lesern, „die sich eine Zeit lang mit den zahlreichen Taschenausgaben die Sehkraft, — mit dem Romanenlesen hingegen den Geschmack verdorben haben; die ihm vielleicht Dank wissen, einmal etwas Anderes zur Abwechselung, Erholung und Wiederherstellung beider unentbehrlicher Dinge zu erhalten, da es vielleicht nicht ohne Nutzen für sie ist.“ Als ihren Leib- und Seelenarzt sollen sie ihn achten.

Was steht nun Rec. bevor, wenn er die gesammelten 138 Goldkörner auf den Probirstein bringt? Er muß es sich gefallen lassen, unverdient weit heftiger getadelt zu werden, als er selbst pflichtmäßig verdienten Tadel auszusprechen gezwungen ist, eine Antikritik fürchten, die seine Ehre kränkt, und ihr zur Rechtfertigung seines Urtheils vielleicht eine ausführliche Apologie unentgeltlich schreiben. Nun, er ist auf das Alles gefaßt.

Der erste Band zählt 73, der zweite 65 Lesespäne, die nach ihrem Inhalt unter sechs Nummern gebracht sind. Die erste in beiden Bänden, überschrieben: „Historische Schilderungen“, enthält 14, die der neuesten Geschichte ebenso gut als der ältesten angehören und den neuern Schriften vielleicht noch besser als es hier geschehen entnommen werden konnten, wenn sie es nicht sind. Der Tod des Prinzen Louis von Preußen darf nicht aus Handschriften entlehnt werden. Die aus Chroniken gezogenen riechen nach dem dicksten Aberglauben. Ist's Recht, daß Wundermärchen unter der schönen Firma „Historische Schilderungen“ eingeschwärzt, der Verstand umdüstert und Herz und Wille irregeleitet werden? Die zweite Nummer giebt ebenfalls 14 biographische Mittheilungen. Sie lassen sich sämmtlich in neuern Schriften auffinden. Die dritte 14 merkwürdige Gerichtshändel, unter denen im zweiten Bande der längste, von S. 189 an, den berüchtigten Riembauer betrifft. Alt ist dieser doch wol nicht? Die vierte 13 Reisefahrten und Abenteuer. Rec. erinnert sich, die meisten in den Zeitschriften der jüngsten Jahre gelesen zu haben, z. B. von dem Kinderkreuzzuge, den Plan zur Entführung Napoleons. Die fünfte 18 Lebensansichten der Vorzeit und die sechste 67 Miszellen, in denen Alles bunt und kraus, Schmackhaftes und Unverdauliches, Altes und Neues unter einander liegt. Rec. will nicht weiter waschen. Was schwarz ist, wird nicht weiß. Das Vielerlei, welches die Farbe der Zeit an sich tragen soll, ist meist in Chronikenstyl gegeben, der dem Chronikanten, nicht der Zeit angehört, also auch keinen Werth geben kann. Zu einem Gesammturtheil gäbe die von Herrn Querner versuchte Etymologie seines Namens von quereu, drehen, wenden, querna, die Mühle, Querner, der Müller. Anlaß, Rec. aber hat's nicht mit dem Namen, sondern mit dem Werke zu thun, und überläßt es jedem solche Nahrung begehrenden Leser, seinen Geschmack an diesem und jenem Gerichte und Gerüchte zu üben. 19.

Wanderungen in den Schwarzwald. Reisenden und Reiselustigen zur Anleitung, Unterhaltung und Rückerinnerung. Von Fr. Ludwig Bührlen. Auch unter dem Titel: Bilder aus dem Schwarzwalde. Zweites Bändchen. Stuttgart, Löflund und Sohn. 1831. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese wohlgeschriebene, malerische und unterhaltende Schilderung des Schwarzwaldgebirges ist allen Reiselustigen und Solchen, die sich an Werken dieser Gattung erfreuen, zu empfehlen. Keinem Leserkreise, keiner Disciplin besonders gewidmet, nimmt sie so ziemlich alle Interessen auf, die bei einer Reisebeschreibung in Betracht kommen können, belehrt mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit über das Geognostische des Gebirges, über seine topographischen und statistischen Eigenthümlichkeiten, über Art, Lebensweise, Sitte und Anlagen seiner Bewohner, und schildert mit lebhaften und würdigen Farben die malerischen Schönheiten des Gebirgs. Alle diese verschiedenen Interessen runden sich, ohne daß eines derselben überwiegend hervortritt, zu einem gut geordneten und wirksamen Gemälde ab. Der Verf. ist Denker und Dichter, und zeigt sich in diesem Buche als ein achtbarer Beobachter; er hat uns Befriedigung gegeben, was bei Arbeiten dieser Art nicht so ganz leicht sein mag. Einige Anführungen aus dem Buche mögen auf sein Verdienst mehr aufmerksam machen als es analysiren.

Der Hauptnahrungszweig im Schwarzwalde, die Industrie, um welche sich Leben, Sitte, Thätigkeit und Nachdenken der Bewohner fast ausschließlich drehen, ist der so einträgliche Holzhandel. Dieser wird uns in seinen mannichfachen interessanten Beziehungen zur Kenntniß gebracht; das sogenannte Femmeln der Wälder, die Flößung, Handhierung und Gefahren der Flößer, die Holzrinnen, all Dieses gibt zu anziehenden und malerischen Schilderungen Gelegenheit. Der Schwarzwald scheint — nächst den Pyrenäen — die Heimath der Tanne zu sein. Ihre riesige Größe und Stärke erweckt Staunen. Der Verf. sah Stämme von 120 Fuß Länge. Allein Anzeiger dieses maß in den Pyrenäen, nahe am Taubefer, einen Stamm von 133 franz. Fuß Länge im behauenen Zustand. Doch solche Riesenbäume werden auch im Schwarzwald immer seltener, da die allgemein gewordene Gewinnsucht zu einem falschen System der Forstbenutzung geführt hat (das Femmeln), bei dem man das sogenannte Holländerholz nicht mehr seine volle Höhe erreichen läßt. Nahe an eine Holzrinne gestellt, gibt es uns ein Bild von der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher die Stämme von den Berggipfeln in die Thäler herabschießen, daß, wenn man einen vorbeischießenden Stamm mit der Axt vorn zu treffen strebt, man ihn höchstens am Hinterende, meistens wol gar nicht berührt. Die Gefahren des Flößactes beschreibt der Verf. äußerst malerisch. Ebenso reizend sind seine einsamen Bergwanderungen über den Wolfesböhl, die Herrenalp, das Bühlerthal geschildert und er contrastirt diese Gemälde überall glücklich mit gesellschaftlichen Bildern. Er ist überhaupt zur Beobachtung und zu prüfenden Reflexionen immer aufgelegt. Steigt er von den Bergböhen plötzlich in ein belebtes Thal, in einen Badeort herab, so gedenkt er, wie er in wenigen Stunden die Scala der Menschencultur durchlaufen, oder wie er, was die Natur betrifft, eine Reise von Deutschland nach Island gemacht habe. Ein ander Mal ruft er beim Anblick der pariser Heerstraße aus: „Wieder eine Provinz auf dem weiten Erdgebiete, die verschlossen. Mit vorrückenden Jahren sehen wir immer mehr verbotene Bäume im Paradiese unserer Hoffnungen!“ Schöne, heitere, tröstliche Reflexionen dieser Art sind durch das ganze Reisewerk zerstreut. Wir wollen noch einige anführen. „Wer ruhig und bequem leben will, muß sich stets zuvor mit dem Unbequemen abfinden.“ „Das Erwachen an einem in nächtlicher Weile erreichten Ort ist von großem und besonderm Reiz. Die unbestimmten Formen von Berg und Thal, das Flußgeräusch, das Brunnengerieſel, das Tönen der Gewerke geben der Phantasie ein räthselhaftes Bild, das die Tageshelle löst.“ An einer andern Stelle wird launig erörtert, warum Müllerstöchter der Phantasie stets zu schaffen geben; in Tiefenbern, der Geburtsstätte Gall's, wo sein Wirth ein Vetter dieses Denkers war, erwähnt er, warum die Wiege eines berühmten Mannes uns stets so anziehend sei u. s. w. Diese treffliche Reiseschilderung, der es auch an manchem lustigen und launigen Abenteuer nicht fehlt, zerfällt eigentlich in vier besondere Wanderungen, von denen die erste, von Liebenzell über Wildbad nach Pforzheim und Tiefenbern (1828), die zweite von Tübingen über Rottweil, Sulz nach Böblingen (1827), die dritte über den Roßbühl nach Herrenberg (1828), eine vierte aber von Dobel über die Herrenalp nach Böblingen (1829) unternommen wurde. Alle zusammen umfassen nun alle Straßen und Wege des Gebirges, theilen die Höhenmessungen mit und lassen überhaupt nichts unbeachtet, was man in einer detaillirten Reiseschilderung zu suchen gewohnt ist. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 300. —— 26. Oktober 1832.

Taſchenbücherſchau für 1833.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 299.)

Ebenſo ſolide im Aeußern ausgeſtattet, wie verſtändig im Innern von Aloys Schreiber redigirt, tritt uns

2. Cornelia

entgegen. Außer der beigefügten Beſtimmung für Damenlecture, wüßten wir nichts, was am Büchlein zweckwidrig erſchiene. Der Buchbinder hat mit dem Pappendeckel nicht renommirt, der Kupferſtecher hat Gutes geliefert und der Herausgeber hat für das Bedürfniß der größern Leſewelt leidlich geſorgt, denn es werden zwei Novellen von Georg Döring, eine hiſtoriſche Erzählung von Wilhelm Blumenhagen und eine gleichfalls dem hiſtoriſch-romantiſchen Modeton huldigende Novelle von Adalbert von Schonen geboten. Die Erzählung: „Der Sackpfeifer, auch eine ſchottiſche Geſchichte", wie Hr. Döring ſie zu benennen beliebt, um ſogleich bei dem Titel anzudeuten, daß er auch der reſpectiven Facultät der deutſchen Scottiſten angehört, gibt eine Epiſode aus der Geſchichte des Kampfes zwiſchen den presbyterianiſchen Engländern und den royaliſtiſchen Schotten nach der Schlacht bei Naſeby; wir ſehen Cromwell's und Karl Stuart's Creaturen, die oft geſchilderten Widerſacher jener Zeit, im Conflict mit einander, und das leidige Ziel, Walter Scott auf ſeinem eignen Grund und Boden zu copiren, iſt in gegenwärtiger Erzählung ſogar inſoweit erreicht, daß die Diction kein freies Erzeugniß deutſcher Zunge, ſondern eine Ueberſetzungsſprache zu ſein ſcheint. Man höre nur folgenden Satz: „Um Gotteswillen, Oheim, was beginnet Ihr? Das Schwert wollt Ihr taugen (tauchen) in Euer eigenes Blut, Ihr wollt richten Eueren eigenen Sohn auf die Anklage eines Einzelnen hin, den recht wol ein Betrug der Sinne getäuſcht haben kann?" — Georg Döring's zweiter Novelle in obbenanntem Taſchenbuche: „Ueber alle Neigung Liebe", aus dem Gebiete des bürgerlichen und geſellſchaftlichen Lebens, gebühren die Epitheta: nett und artig. Zwei Brüder entgegengeſetzter Natur wohnen auf einem freundlichen Schloſſe; der eine iſt ein Lebemann, der andere, ein ſpeculirender Phyſiker, ſucht ein Lebenselixir. Jener beſtimmt ſeinen Nichten zwei junge noch abweſende Männer zur Ehe, dieſer läßt die Mädchen die ihnen Beſtimmten in einem magiſchen Spiegel erblicken, damit ſie beide ſich in ihr Schickſal fügen. Jede wählt jedoch heimlich den der Schweſter Zuerkannten; auf einer Maskerade geht die Erfahrung der Damen mit ihrer vorgefaßten Neigung Hand in Hand, kleine Misverſtändniſſe werden geſchickt eingeflochten: endlich ſiegt die Neigung über die Vorherbeſtimmung. Der Titel ſollte alſo ſein: Ueber alle Fügung Liebe, denn die Liebe beſiegt ja keine andere Neigung, ſondern die halb prophetiſch, halb willkürlich von Andern beſtimmte Verfügung. Der Verf. befindet ſich hier in dem beſſern Elemente freierer Erfindung, obſchon er zu der Kunſt, worin vor Allen Ludwig Tieck Meiſter iſt, nämlich aus einer vereinzelten Lebensmaxime, die oft nur wie eine Marotte und Laune das Gehirn eines Individuums durchzieht, eine fertige, plaſtiſche Geſtalt zu conſtruiren, nur ſchwache Mittel verräth. Es gehört eine Art Zauberei dazu, aus einer einſeitigen, grillenhaften Reflexion ein gediegenes lebendiges Weſen zu geſtalten, wie Tieck's „Ahnenprobe" in der diesjährigen „Urania" in dem kleinen, bucklichten, tugendhaſſenden, ironiſchen Schuſter Knorr eine ſolche Figur ſo höchſt gelungen liefert. Aus dem Profeſſor Cimmerius in der obgenannten Döring'ſchen Novelle, einem verkehrten Naturphiloſophen, der darüber wehklagt, daß die Mutter Natur, ſtatt das Werk ihrer Schöpfung zu vollenden, zuletzt den Menſchen, dieſen höhniſchen Zerſtörer aller ihrer Werke, hervorrief, hätte der Dichter des Eulenbeck eine höchſt vollendete, abenteuerliche, ironiſch-fratzenhafte Figur geſchaffen, während wir hier nur ein ſchwächlich hingeſtelltes Bild erblicken. — Ueber den „Jehuiſten", hiſtoriſche Novelle von Adalbert von Schonen, die ihren Stoff aus den Kämpfen der Royaliſten, namentlich der Sekte der Jehuiſten in Auvergne, mit den Sansculottiſten unter dem Terrorismus Robespierre's entlehnt, läßt ſich auf Ehre! weiter nichts ſagen, als daß ſie nicht ganz übel iſt, was freilich nicht viel ſagen will. — Blumenhagen's hiſtoriſche Erzählung: „Schatten auf Bergen", liefert eine Epiſode aus der Geſchichte des hanöverſchen Hofes mit untermiſchten romantiſchen, aus der Fremde entlehnten Elementen. Döring hat vor Blumenhagen den Vorzug einer verſtändigern, mehr genetiſch entwickelten Anordnung des Stoffes voraus, bei größerer Ruhe und mehr Kaltblütigkeit gelingt ihm Charakteriſtik, obſchon nicht tiefe, pſychologiſche, während der mit ſeiner pikantern Sprache einherbrauſende Blumen-

hagen, der immer imposant erscheinen und mit Energie den Leser fesseln will, in der Hast sein Ziel, Charakteristik der Figuren, meistens überläuft. Döring ist mehr eine Art Spieß, der langsam spann; während Blumenhagen unwissenderweise mehr Cramer'sche Natur in sich hat, Beide natürlich mit den sonst bedeutenden Unterschieden, welche die veränderten Zeitläufte und der erhöhte Standpunkt der Literatur mitsichbringen.

(Der Beschluß folgt.)

Ansichten eines englischen Kritikers über Börne's „Briefe aus Paris" und Heine's „Reisebilder".

Dies sind zwei sonderbare, einander in vieler Hinsicht ähnliche Productionen; beide in einer gewissen witzen, sorglosen Laune geschrieben, mit cynischer Verachtung oder scheinbarer Gleichgültigkeit gegen alle gewöhnlichen Gefühle, Meinungen oder Glaubensbekenntnisse; denen beiden in beträchtlichem Maße jener Anstrich von Frische und Lebhaftigkeit eigen ist, den eine solche Emancipation von allen bei dem übrigen Theile der Gesellschaft in Ansehen und Kraft stehenden Banden mitsichführt. Eine von beiden Schriften, die Börne'sche, rührt eingeständig von einem Juden her; die andere trägt eben nicht mehre Anzeichen, daß sie von einem Christen verfaßt worden ist. Beiden wurde von den zwei sich entgegenstehenden Parteien in Deutschland der äußerste Beifall und der äußerste Tadel, mehr als irgend einem seit einiger Zeit in diesem Lande erschienenen Buche, zu Theil.

Vornehmlich war dies mit Börne's „Briefen aus Paris" der Fall, die, weil sie Fragen berühren, deren Interesse noch im höchsten Grade rege ist, und deren zukünftige Lösung keine menschliche Weisheit voraussehen kann, durch den gepredigten Superlativ des Ultraliberalismus, einen Sturm von Schmach auf der einen Seite, das beifälligste Geschrei aber auf der andern sich zuwendeten: eine Erscheinung, die nichts als der seltsame Zustand der Gesellschaft in diesem Augenblicke irgend verständlich macht. Sie sind der giftigste, selbstsüchtigste, atheistischste, anarchischste, haltloseste Abschaum unserer Zeit, sagen die Vertreter des in Deutschland herrschenden Systems, sogar auch die Anwälte einer gemäßigten Ausdehnung constitutioneller Rechte. Sie sind das freieste, kühnste, treueste Gemälde der Unterdrückungen der Regierenden und der Leiden der Regierten, sagen die Ultraliberalen, und nur durch so starke Gedanken, in so starken Worten ausgedrückt, können sich die Uebel der Gesellschaft vernehmlich machen und Heilung verschaffen. Der Verfasser, sagen die Gemäßigten, ist ein literarischer Bravo, der die Wahrheit, alle Grundsätze, alles Bestehende und den moralischen Anstand verhöhnt. Er ist ein Mensch von unendlichem Witz, starker Phantasie und beißender Satire, sagen seine Bewunderer, und lenken von dem Punkte der Schicklichkeit und Grundsätze wohlweislich ab. Er verdient über alle seine Preß-Brüder erhoben zu werden, ruft der Herausgeber des Literaturblattes zum „Morgenblatt". Demnach sollte er also an einem funfzig Fuß hohen Galgen hängen, erwidert Dr. Meyer in Altona.

Das Lustigste bei dem gangen Streite ist jedoch für uns ruhige Zuschauer die gewonnene Ueberzeugung, daß beide Theile hinsichtlich der Absicht dieses und des Heine'schen Buches, dem, nur in etwas geringerm Maße, derselbe übertriebene Ton in Lob und Tadel zugefallen ist, im vollständigsten Irrthume sich befinden. Wir sind versichert, hätten sie den eigentlichen Zweck, zu dem diese sinnreichen Erzeugnisse abgefaßt wurden, entdeckt, die beiderseitigen Kämpfer würden ungesäumt ihre Plätze wechseln. Die Verfechter der Dinge wie sie sind, würden Börne als einen schätzbaren Bundesgenossen gesegnet haben, der verkappt für sie stritt, die Liberalen, erkennend, daß er im Grunde kein echter Freund sei, ihn aus seiner Wohnung im Tempel des Ruhmes ebenso rüstig und tobender herausgeworfen haben, als sie ihn vorher hineingeführt hatten.

Das Wahre an der Sache, wie wir hoffen es durch innere Ersichtlichkeit darzuthun, ist, daß diese Werke, unter der Verhüllung eines vorgeblichen übertriebenen Liberalismus, in der ausdrücklichen Absicht geschrieben sind, den ganzen Aufschwung der Partei lächerlich zu machen, sowie die wilden, zügel- und gegenstandlosen Pläne ihrer Häupter in Deutschland und deren schamlose Versuche auf die Leichtgläubigkeit des Publicums und gänzliche Unfähigkeit, irgend etwas anstatt der Systeme, die sie umstürzen wollen, aufzustellen. So war sicherlich nicht vorher der Charakter der deutschen Presse, der man eher hätte die Neigung zum entgegenstehenden Aeußeren vorwerfen können: zu große Unthätigkeit und Anhänglichkeit an Alles, was durch Gewohnheit geheiligt und mit den Gefühlen und Gebräuchen des Volkes verschmolzen war, selbst wo eine Aenderung ohne Gefahr mit wahrscheinlichem Erfolge zu erwarten stand. In Deutschland aber, wie überall, hatte sich der periodischen Literatur, namentlich den mehr ephemeren Journalen eine aus der allgemeinen Aufregung und den täuschenden Hoffnungen entstandene Bewegung mitgetheilt, die der Erfolg der französischen und belgischen Revolutionen erregte. In dem früher wegen der Ruhe und Beschaffenheit seiner politischen Wege so bemerkenswerthen Lande, wo die Regierungen zwar von theoretischen Ideen über Verbesserungen nichts wissen wollten, doch in der Praxis unleugbar eine Milde und Schonung bewiesen, die ihnen des Volkes Anhänglichkeit gewonnen hatte, und wenn auch nicht mit constitutionellem Formenwerk umgeben, durch das stillschweigende und unverbrüchliche Herkommen ganzer Menschenalter nicht minder gebunden waren, — in diesem seither so ruhigen Lande begann ebendieselbe Ruhelosigkeit, dasselbe Misvergnügen, dasselbe Verlangen nach Wechsel sich kundzugeben, welche den Umsturz der in Belgien und Frankreich bestehenden Dynastien herbeigeführt hatten. Der Antrieb kam aus derselben Gegend, von der Presse her. Und wenn es irgend eines Umstandes bedürfte, uns von der furchtbaren Gewalt zu überzeugen, die dieses Werkzeug zum Guten oder Bösen ausübt, so könnte es die Wirkung thun, welche die fortwährenden Anstrengungen weniger ihrer, selbst nicht mit ausgezeichneter Geschicklichkeit begabten Organe auf das Nationalgemüth der Deutschen hervorgebracht haben, indem sie, nur mit Ausdauer und Umsicht, die gewöhnlichen Eigenschaften anwendeten, welche die Menge anziehen. Nicht, daß wir die Meinung hegten, als wenn die Masse der Bevölkerung, noch weniger die Majorität der Intelligenz Deutschlands mit diesen Aposteln der Revolution einverstanden wäre. Aber der fortwährende Zuwachs revolutionnairer Journale, deren viele mit großer Vorsicht geleitet werden, zeugt für die Verbreitung solcher Meinungen, indem sie gelesen werden. Vorschläge zu Umwälzungen, die noch vor drei Jahren den Leser in Erstaunen gesetzt haben würden, Angriffe auf besondere Regierungen und auf die Regierungen überhaupt, Schmähung aller Gewalt; die frechsten und verwegensten Diatriben gegen Alle, die anderer Meinung als sie, sind jetzt so häufig in der „Tribune" und dem „Morgenblatt", wie in der „Némésis" und dem „Figaro". Wir kennen nicht leicht ein Schauspiel, das von der Literatur eine geringere Idee beibringen muß, als das uns von gar zu vielen neuern liberalen deutschen Journalen dargebotene. Wir sind Freunde einer vernünftigen constitutionnellen Freiheit, Freunde der Regierung und Presse, aber es thut uns um der Literatur willen selbst leid, daß ihre Würde und Nützlichkeit so herabgesetzt wird. Im Allgemeinen hatte doch die französische Presse in ihrer wildesten Ausartung einen klaren Willen und Gegenstand. Mochte sie auch ein Phantom verfolgen, so waren doch mindestens ihre Absichten verständlich und logisch durchgeführt. Nicht so die Ultraliberalen jenseit des Rheins. Auf keinem andern Grundsatz beruhte ihr haltloses Wüthen, ihre groben Widersprüche, ihre planlosen Speculationen, ihre Verhöhnung alles Geschmacks und aller Sitte als auf dem: ihre eigne verzweifelte Lage durch Förderung der Aufregung zu verbessern, die, den höhern Organen der Literatur nachtheilig, den niedrigen eine Carnevalszeit bereitet. Kurz, das einzige Ziel, was diese literarischen Condottieri standhaft im Auge hatten, der Punkt, von dem

sie ausgingen und zu dem sie, wie kreisförmig sich drehende Fakirs, immerdar zurückkehrten, war ihr selbstsüchtiges Ich. Der beste Beweis davon ist, daß, wenn man von der andern Seite ein stärkeres Reizmittel für den Fall Einem vorhielt, daß der Raufbold es werth war, erkauft zu werden, seine Dienste dem Despotismus, Absolutismus, Jesuitismus oder jedem andern »ismus für einige dreißig Silberstücke ebenso wohl zu Gebote standen. Mit welcher natürlichen und leichten Grazie ward z. B. nicht allmälig aus dem berliner demokratischen Saphir der münchner Absolutist, der eben erst die französische Revolution gepriesen hatte, und bevor er seine Sohlen durchlief, in einigen Wochen Don Miguels Sache verfechtend, mit Feuer und Schwert alle Revolutionen der Welt bedrohte. Tröstlich ist es nur, daß die guten Dienste dieser Söldlinge ziemlich genau nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden. Es beschuldigte, wie wir hören, Jemand Saphir, 360 Gulden von der Regierung als Lohn seiner Dienste erhalten zu haben. Der Journalist wies diese Beschuldigung entrüstet zurück, und versicherte seine Freunde und das Publicum, sein Sold bestehe nur in 36 Gulden. Dies mag also etwa der Durchschnittspreis für die Feder eines ultraliberalen deutschen Schriftstellers sein.

Der gegenwärtige Zustand der deutschen periodischen Presse, die Betrachtung ihrer verderblichen Wirkung auf Moralität und Geschmack, scheint Börne's und Heine's Unwillen und ihre bittern Satiren — denn wir glauben bestimmt, daß es Satiren sind — gegen Geist und Richtung derselben, veranlaßt zu haben. Nicht zwei andere Individuen hätten für diese Aufgabe so geeignet erwählt werden können. Beide standen auf der Seite der Bewegung bis zu einem gewissen Grad, hatten demnach eine genaue Kenntniß der Partei, sowie der wenigen populairen Themata erlangt, über die es das Geschäft des Journalisten zu variiren ist. Und nun, da die Ungebundenheit, wir möchten fast sagen die Unsinnigkeit, einiger ihrer frühern Mitarbeiter sie endlich zu weisern und gesündern Ansichten bekehrt, befähigt sie die vergängige Bekanntschaft mit den Geheimnissen des Lagers ihrer Feinde, ihr Feuer mit großer Bestimmtheit und Wirkung gegen die schwachen Punkte der Linien zu richten.

Den von ihnen angenommenen Plan halten wir im Ganzen für einsichtsvoll. Auf einen Menschen, den Vernunftgründe zu etwas bewegen, muß man zwanzig rechnen, die durch Spott dazu verleitet werden. Dazu kommt, daß die meisten Menschen, nach einem gewissen politischen Cursus, dem einfachen Plane folgen, blos Das zu lesen, was von ihrer Partei geschrieben wird. Es ist also nicht anders, als verkappt durch die feindlichen Verschanzungen zu brechen. Man vermag ihnen nur auf dem Pfade der Lächerlichkeit zu nahen, hüte sich wohl sein ernstes Gesicht aufzugeben, bevor man wirklich im Lager ist, und erwidere die Parole der Partei, als wäre man ein Freund und Bruder. So wirft man den Gegner zu Boden, bevor er sich dessen versieht, zwingt ihn unter manch sauerm Gesicht in das Gelächter gegen sich selbst mit einzustimmen, und denkt am Ende nur daran, seinen Platz zu wechseln. Diesen Weg schlugen Börne sowol als Heine ein. Unter dem Deckmantel der Liberalität, mit gewaltigem Wortaufwande des gewöhnlichen Rothwelsches der Partei, häuften sie in Kurzem die schlagendsten Beispiele der Unwissenheit, Ruchlosigkeit, Selbstsucht und Verkehrtheit auf, die die Schriften der Ultraliberalen seit einiger Zeit zu Markte trugen, gaben diesen dadurch den Anstrich unwiderstehlicher Albernheit und machten ihren Charakter verächtlicher, als er auf irgend eine andere Weise hätte hingestellt werden können. Daß irgend Jemand kurzsichtig genug sein mag, in diesen Producten ein ernstes und gutgemeintes Lob der Ultraliberalen zu finden, glauben wir kaum, obschon es nach dem aufrichtigen Tadel, der diese Bücher getroffen hat, zu geben, vermuthet werden dürfte. Wir zweifeln keineswegs, daß die Satire hellsehendern Köpfen in die Augen fällt, und daß, wenn irgend etwas die gegenwärtige Richtung der Presse in Deutschland erkenntlich machen und bessern kann, Bücher wie diese es thun, die ihre Laster und Thorheiten in ein so possirliches und dennoch wahres Licht rücken.

Börne war längst schon als Journalist und Literator bekannt. Er ist der Sage nach ein, 1786 in Frankfurt a. M. geborner Jude, und gab nach und nach verschiedene Journale heraus. Er besitzt einen klaren Kopf, ohne den mindesten Enthusiasmus offenbar. Alle Meinungen und Glaubensbekenntnisse scheinen ihm von Natur gleich zu sein. Er liebt und verehrt weder ein Individuum, noch eine Glaubenspartei, noch ein Land. Kein Mensch erschaut besser als er die planlosen, absurden Absichten der modernen Revolutionisten, oder hat die Gelegenheit besser erfaßt, sie an den Pranger zu stellen. Er ist ein strenger, genauer Charakterbeobachter, und viele seiner Sentenzen sind originell gedacht und ausgedrückt. Auf der einen Seite erscheint er gemäßigt liberal und ziemlich verständig, indem er die Gefahr erkennt, bestehende Institutionen anzugreifen, indem er verächtlich von den Predigern der Revolution denkt und spricht. Auf der andern hingegen läßt er alle Wirth, Siebenpfeiffer, Kalb et hoc genus omne weit hinter sich an toller Heftigkeit seiner Meinungen und Frechheit des Styls, sodaß wir ohne Schwierigkeit das Ganze für rein erdichtet, für eine Blumenlese des Ultraliberalismus annehmen können, wie er sich die letzten zwei Jahre her ausgesprochen hat. In diesem Lichte angesehen, erhalten die Gottlosigkeit, der hämische, boshafte Geist, der Tadel alles Bestehenden, die rasenden Ausfälle, wovon das Werk überströmt, oder besser, woraus es zusammengesetzt ist, eine satirische Absicht, welche sie von dem Ekel befreit, den sie sonst einflößen würden und der nicht wenig durch Verachtung aller Literatur, der deutschen namentlich, durch die schamlosesten Angriffe auf die ausgezeichnetsten Geister, einen Göthe, Tieck, Schlegel, Hegel, Raumer sich vermehrt.

Börne's jüdischer Mitbruder, Heine, nimmt dann und wann einen ähnlichen politischen Anlauf mit ihm. Er ist jedoch glücklicher, wenn er den höhnenden, irreligiösen Ton caricirt, und die brutalen Persönlichkeiten, womit diese literarischen Bravos systematisch ihre Artikel für die Presse ausschmücken. Die Natur der Gegenstände verhindert uns unglücklicherweise, einige Stellen anzuführen, deren Nachahmung vortrefflich genannt werden muß. Der Satiriker hat sich in dieser Rücksicht Freiheiten zugestanden, die sein Plan unerläßlich machte, die aber einem englischen Review nicht wohl erlaubt sind.

Wir müssen bemerken, daß diese Satiren hauptsächlich im letzten Theile der „Reisebilder" stehen. Die andern drei Bände sind mehr Charakteristiken und poetischen Schilderungen gewidmet, die oft mit Lebendigkeit und gut geschrieben sind. Es scheint seine Vertrautheit mit Börne Heine den Gedanken an die Hand gegeben zu haben, den beide Autoren so erfolgreich ausführten. Es arbeitet einer dem andern in die Hände, und wir finden es in der That schwierig zu sagen, wer von Beiden die Maske eines literarischen Sansculotten natürlicher und besser trägt.

Mit solchen Ansichten von dem wahren Sinne beider Autoren müssen wir, wie schon gesagt, höchlich erstaunen, nimmt irgend Jemand ihre Productionen und kundgegebenen Gesinnungen für puren Ernst. Sollte es nach Allem, was wir darüber gesprochen haben, noch Personen geben, die beharrlich bei diesem Glauben blieben, oder müßten wir uns selbst zum Gegentheile unserer Meinung bekehren, so würden wir keine Worte für stark genug halten, um die Entrüstung, die Verachtung und den Ekel auszusprechen, den solche Productionen der zwei Hauptorgane der demokratischen deutschen Presse nothwendigerweise einflößen müssen. („Foreign quarterly review", Nr. XIX, August 1832.) 153.

Ueber Göthe.

Als unmittelbar nach Göthe's Tode nah und fern die würdigsten Stimmen sich vernehmen ließen, um über den unersetzlichen Verlust des großen Abgeschiedenen die Empfindungen tiefsten Schmerzes und höchster Anerkennung auszusprechen, da mußte auch der Wunsch lebhaft werden, daß, wenn jene über-

wältigenden Gefühle die ruhige, prüfende Betrachtung eines so bedeutenden allseitigen Lebens zulassen würden, wir dann noch eine reiche Ausbeute aus demselben erhalten möchten! Ja, fast mit Recht durften seine ihm durch Ort und Verhältnisse fern gestandenen Verehrer es fodern, daß die nähern Freunde und Diejenigen, welche so glücklich waren, sich öfters in unmittelbarer Nähe mit ihm zu befinden, daß diese der Mit- und Nachwelt als ein heiliges Vermächtniß überlieferten, was sie in Göthe's seltener, ja einziger Persönlichkeit, beobachtet und wie sie dieselbe in seinem Umgang aufgefaßt hatten.

Während die Freunde im geweiheten Kreise sich verbunden halten, müssen wir freilich erleben, daß gar seltsame Urtheile über ihn zu Tage kommen, daß ein niedriges Streben, ihn unter dem Schein der Würdigung herabzuwürdigen, in allerlei Gestalt hervortritt und ein ganzes Büchlein solcher Würdigung zusammengetragen hat. Die verständigen und wahrhaften Anhänger des außerordentlichen Mannes werden nun zwar durch dergleichen Unwesen nicht im geringsten gestört, aber gut ist es, wenn die unlautere Gesinnung und die freche Anmaßung dabei gezüchtigt wird; darum erkennen wir sehr dankbar, daß der edle Varnhagen von Ense es nicht verschmäht hat, in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" dem Büchlein sein Recht wiederfahren zu lassen.

Unter den Personen, die eine lange Reihe von Jahren das Glück genossen, Göthe fast täglich zu sehen und zu sprechen, gehört der als Staatsmann und Schriftsteller rühmlichst bekannte Geheimerath Friedrich von Müller. Wenige haben es vielleicht in dem Grade wie dieser geistreiche Mann verstanden, in Göthe's grandiose Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit einzugehen und sich hiernach ein Bild von ihm zu gestalten, voll erhabener Größe und ergreifender Wahrheit. Zur bündigsten Bestätigung dieser unserer Meinung und zur freudigsten Erfüllung vielseitig ausgesprochener Wünsche erhalten wir die Schrift, welche Hr. v. Müller zunächst zur Vorlesung in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt bestimmt hatte.

Unübertrefflich ist hier Göthe's eigenstes Wesen in seiner praktischen Wirksamkeit aufgefaßt und dargestellt. Nach den feinsten und sinnigsten Nuancen entwickelt der Verf., wie eigentlich diese Wirksamkeit der Standpunkt sei, auf welchem das wahrhaft gebietende und den höchsten Richtungen zugewendete Leben von Göthe zu verstehen und zu begreifen sei.

Wir leben sein Leben noch einmal mit ihm durch, so manches Räthselhafte — für den Nichteingeweiheten — an dem Heros seiner Zeit löst sich nun von selbst, und Alles, was dieser Riesengeist erschaffen und durchdrungen hat, steht klar und harmonisch vor unserer Seele. Ist es auch außer allen Zweifel, daß Göthe's Andenken für die gegenwärtigen wie für die künftigen Geschlechter nicht allein durch seine Meisterwerke aller Art, sondern auch durch die Keime geistigen Fortschreitens, die er selbst gelegt hat, für immer erhalten bleiben wird, so ist es dennoch höchst wichtig und verdienstlich, wenn von allen Seiten dahin gearbeitet wird, das besondere Gepräge seines Genius zu klarster Anschauung und Verständigung zu bringen. Der talentvolle Jüngling bewundert ihn staunend, wagt jedoch nicht an solche übermächtige Natur einen Maßstab anzulegen, im Zweifel verliert er den richtigen Standpunkt, und wir haben öfters mit mit wahrer Betrübniß gesehen, wie von nun an die vielseitigsten Anlagen ihre Richtung ganz verfehlt haben.

Mögen junge, lebensfrische und lebensthätige Gemüther die Müller'sche Schrift fest ins Auge fassen und zu Nutz und Frommen anwenden. Würdiger kann Göthe's Andenken nicht bei uns fortleben, als wenn wir, wie hier so lebendig gezeigt ist, sein Vorbild dergestalt in uns aufnehmen, um die möglichste und freieste Entwickelung geistiger und moralischer Kräfte zu fördern.

Dann ist die rechte Freiheit gekommen, deren Priester im tiefsten Sinne des Worts Göthe gewiß war. 151.

Findlinge.

Communion auf dem Schlachtfelde.

Benvenuto Cellini erzählt in seiner Lebensbeschreibung (Uebers. v. Goethe, I, 87), wie er im Jahre 1527 bei der Belagerung von Rom das Geschütz ganz vortrefflich bediente, aber von einem Steinwurfe betäubt zu Boden gestreckt wurde. „Ich kam jedoch wieder zu mir", fährt er fort, „und wollte reden, aber es ging nicht, denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verstopft und glaubten mir damit die Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig, sie hatten mich damit beinahe excommunicirt, denn ich konnte nicht wieder zu mir kommen, und die Erde machte mir mehr zu schaffen als der Schlag." In „Ecken Ausfahrt", einem zum Kreise des „Heldenbuchs" gehörigen Gedichte, finden wir bereits diesen Glauben. Ecken findet auf seiner tyroler Fahrt einen sterbenden Ritter, der ihn also anredet:

„Es ist um mich ergangen,
Gib mir die Erd' in meinen Mund
Im Namen Christus Ehre."
Da griff Herr Eck, der kühne Mann,
Danieder auf den grünen Plan,
Und nahm der reinen Erde
Und thät sie an derselben Stund
Dem wunden Mann in seinen Mund.
Mit Jammer sprach der Werthe:
„Der Glaube werd an dir geleist,
Für das höllische Feuer
Gott-Vater, Sohn und heil'ger Geist
Komm deiner Seel' zu Steuer,
Deß half' dir Gott der Gute
Durch sein' Dreifaltigkeit."

Indessen der wunde Held genas, nachdem er von Ecken verbunden und von einem Zwerge mit einer Wurzel geheilt worden.

Gebetttaxe.

Aus einer Urkunde vom Jahre 1436 geht hervor, daß der conventionnelle Preis von dreizehn Vaterunsern und drei stillen Gebeten Ein Pfennig war, und mithin die Strafe von Einem Thaler nur mit 3744 Paternostern und 864 stillen Gebeten abgetragen werden konnte. („Bragur", IV, 152.) 84.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Erstes bis viertes Heft. Tafel I—XLVI, Text Bogen 1—12. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr.

Der Subscriptionspreis besteht einstweilen noch fort; früher kostete das Heft 9 Thlr. 16 Gr. Die Fortsetzung wird rasch folgen.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 301. — 27. Oktober 1832.

Taſchenbücherſchau für 1833.

Erſter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 300.)

3. Urania.

Mit einer ſeltenen, vielleicht beiſpielloſen Harmonie von innerer und äußerer Pracht und Gediegenheit macht ſich „Urania" unter ihren diesjährigen Schweſtern geltend. Die ſieben Stahlſtiche, von denen das Titelblatt Dannecker's Bildniß charakteriſtiſch liefert, übertreffen in der That alle bisherige Leiſtungen, die auf ſo kleinem Raume möglich waren, oder thun es ihnen theils in der glücklichen Wahl des Gegenſtandes, theils in der Feinheit der Ausführung, theils in Beiden mindeſtens gleich. Ein vollendetes Gedicht tritt uns aus den Augen des kleinen Savoyarden entgegen, es iſt die kindliche Größe einer reinen Seele, die uns beim Anſchauen dieſer naturkräftigen Züge überraſcht; ein Blick auf den im Lichte des wehenden Morgens dampfenden Veſuv, vom Quai St.-Lucie aus, läßt uns den friſchen, poeſieduftenden Aether der Mutter Natur auf erheiternde Weiſe empfinden; in der Gruppe der Räuber, die den göttlichen Meiſter Arioſto den Tribut ihrer Ehrfurcht zollen, ſehen wir den gelungenſten Triumph des Geiſtes über die rohe, phantaſtiſch wüſte Gewalt; Corinna, improviſirend auf dem Capitol, nach Gérard's Gemälde, weicht keinem der genannten Stiche an Schönheit, und die Koſakenſcene, ein treffendes Genrebild, ſteht nebſt der Fregatte nur an ideeller Bedeutung, keineswegs an Meiſterlichkeit der Zeichnung und Ausführung den gerühmten nach.

Gehen wir ſchnell zu den vier Productionen aus dem Gebiete der Novellen- und Romanpoeſie über, unter denen ein leuchtender Edelſtein in L. Tieck's gefeierter Dichterkrone ſchon aus der Ferne uns zu ſich lockt, ſodaß wir die Reihenfolge des Dargebotenen zu durchbrechen uns gedrungen fühlen. Iſt es doch, als ſchwebten ſchon bei dem bloßen Klange des Namens: Ludwig Tieck eine Menge wunderbarer, dem verhüllten Heiligthume der menſchlichen Seele entſtiegener Geiſter um unſer trunkenes Auge, und als müßte bei der bloßen Kunde, Tieck hat Neues geliefert, die ſchlummernde Ahnung einer bisher ungeträumten, neuen Offenbarung der innern Wunderwelt ſich in uns erſchließen und ins Leben treten. Was uns Schelling im Reiche des Denkens gilt, alle die freudige, aber freilich unerfüllt gebliebene Hoffnung, die ſich an ihn knüpfte, weil er der Erſte in Deutſchland war, der nach langer Entwöhnung das trunkene Auge im Anſchauen des Abſoluten weidete; dieſelbe Sehnſucht nach Offenbarung ſchließt ſich im Gebiete der Dichtkunſt an Ludwig Tieck, denn Poeſie iſt nicht minder Offenbarung des innern Menſchen, und während der Denker ſie im Univerſum und im großen Ganzen der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes ſucht, ſtrebt der Dichter ſie in der Tiefe des geſonderten Einzelweſens zu erfaſſen. Es iſt noch nicht zu Ende mit der Poeſie, denn das alte Räthſel der Sphinx, das den Menſchen bedeutet, iſt noch nicht völlig gelöſt, ſo Viele auch ſchon aus dem Brunnen des Lebens ſchöpften, der ſich ewig neue Quellen aus dem Mittelpunkt der Erde zu eröffnen ſcheint. Oft wähnten wir wol, beim Anblick der vielen Stümper, die am gewundenen Mauerwerke des ewigen Brunnens nur obenhin pfuſchen, kleiſtern und flicken, die Quellen müßten verſiegen und ſeien verſiegt, und der wunderſame Bau könne nicht weiter mehr hineingeführt werden in den Schoos der heiligen Erde und in die verſchloſſene Tiefe des menſchlichen Geiſtes: da tritt der Meiſter, der Geweihete, auf und zeigt uns eine neue, nicht erahnte Quelle, und unſere Seele jubelt, daß ſie ſich ſelber klarer werden darf, nicht daß der Meiſter das Räthſel ihrer ſelbſt und das Räthſel des Lebens, wie dürre Philoſophen wähnen, nun enträthſelt hinſtellte, ſondern in ein neues Zauberlicht, in eine magiſche Beleuchtung.

Der Grund und Boden der neuen Novelle von L. Tieck, die den Titel: „Die Ahnenprobe" führt, iſt die Romantik des bürgerlichen Lebens moderner Zeit. Wir ſagen Romantik des modernen, geſellſchaftlichen Lebens, und beide Epitheta ſcheinen den duftigen Aether romantiſcher Schönheit faſt zu verwiſchen, was unter der Hand eines nur von der Oberfläche der Erſcheinungswelt ſchöpfenden Dichters allerdings geſchieht, weil bei der Darſtellung moderner, bürgerlicher Verhältniſſe das gewöhnliche Morgen- und Abendroth ſammt Mondesflimmer nicht ausreicht, und mit bloßen Kleiderſpitzen und romantiſchen Schneiderwitzen, womit die deutſchen Scottiſten ihre Puppen romantiſch auszuſtaffiren wähnen, uns hier nicht gedient ſein kann. Die Romantik, die aus dem äußerlich proſaiſchen und unſerer Alltäglichkeit ſo homogenen, bürgerlichen Leben ſich erſchließen ſoll, muß tiefer lie-

gen, und es gilt hier namentlich die psychologische Enthüllung einer innern Menschenwelt. Das erste Auftreten des Grafen Seestern, eines alten in Staatsdiensten ergrauten Sonderlings, erinnert an die nicht selten in Tieck'schen Gebilden vorwaltende Sucht, durch irgend eine phantastisch kränkliche Laune getrieben, das Reich des Wunderbaren in die Sphäre des Wunderlichen hinüberzuziehen. Der alte Graf, in dessen Charakter sich das Princip aristokratischer Abgeschlossenheit mit aller Härte der Gesinnung geltend macht, wird uns zwar von Anfang an als Sonderling seines hohen Standes angekündigt; ob aber der Widerspruch seines Costumes mit der modernen Zeit nur kurz verflossener Decennien erträglich erscheinen kann, möchte in der That stark bezweifelt werden. „Er war", heißt es, „im Winter und Sommer in einen Scharlachmantel gehüllt, dessen Kragen von einer goldenen Tresse umgeben war, sein weißes Haar war vom Puder noch heller und mit einem kleinen dreieckigen Hute, von weißen Federn umlegt, bedeckt. In der Hand trug er ein langes spanisches Rohr, mit hohem goldenen Knopfe und einer glänzenden Schnur geschmückt." Wir glauben fast eine Gestalt aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. vor uns zu sehen und fühlen uns wunderlich angeregt, wenn diese barocke Figur im 19. Jahrhundert einherschreitet und über Napoleon reflectirt. Der General, eine Person seiner Umgebung, der ohne sonstige Charakteristik in der Maske des Muntern schlechtweg figurirt, verletzt nicht weniger, wie manche andere seltsame Abenteuerlichkeit im Verfolg der Novelle, unser verständiges Bewußtsein, bis diese Flecken vor dem Glanze, den die Dichtung wie eine Sonne uns ferner enthüllt, verschwinden. In dem eignen Hause des alten Seestern, der mit der schneidendsten Schärfe, aber auch zugleich mit einer innerlich durchgebildeten und höchst gediegenen Festigkeit den Ausspruch Friedrichs des Großen über sich selbst: er habe die Gesinnungen seines Standes, in sich ausgeprägt und verwirklicht hat, in seinem eignen Hause entwickelt sich eine Empörung gegen seine Grundsätze, indem seine Tochter Elisabeth zu einem jungen Menschen bürgerlicher Abkunft, der die Stelle eines Secretairs beim Grafen bekleidet, eine innige Neigung faßt. Das kindliche Mädchen erschrickt über die Stimme eines Naturgefühls, die in ihrem Herzen laut geworden, und entdeckt dem Vater ihr Geheimniß selbst. Der Alte will den jungen Edmund seines Dienstes schnell entlassen und unterdrückt den Zug der Hinneigung, der sich frit lange schon in seinem eignen Gemüthe auf unerklärbare Weise gegen Jenen kundgegeben. Mit aller Sicherheit consequenter Ueberzeugung entwickelt er ihm in einer strengen Rede, wie von der Aufrechthaltung des Unterschiedes der Stände das Wohl der Staaten, das Heil des gesellschaftlichen Zustandes der Menschheit abhänge, ja, wie die verruchte Willkür, die seit der Revolution durch die Weltgeschichte in abschreckender Gestalt und in verwüstender Geschäftigkeit einherschreite, an dem Umsturze jener Basis ihren Anfang genommen. Die umfassende Abgeschlossenheit, mit welcher der Greis das System seiner Ansichten aufstellt, läßt den denkenden, durchgebildeten Mann in ihm erkennen, aber die Schroffheit, zu der sein ganzes Wesen sich steigert, verräth fast eine absichtliche Vertheidigung und Verwahrung seines in aller Schärfe des Verstandes erhärteten Princips gegen eine Weichheit reinmenschlicher Gesinnung, die ihn irgend wie zu Zeiten anzuwandeln und irgend einmal sein Leben mit wärmern, auflösenden Stoffen durchzogen zu haben scheint. Und so ergibt es sich wirklich. In den Familienbriefen, die er dem jungen Edmund wohlwollend zur Lecture übergibt, ist die Geschichte seiner Jugend und seiner jugendlichen Neigung zu einem Mädchen bürgerlichen Standes niedergelegt, das jedoch, mit klarer Seele das Misverhältniß ihrer gegenseitigen Liebe überschauend, sich von ihm losriß, ihn floh und, als Gattin eines stillen Handwerkers, seinen Augen sich für immer entzog. Diese Jungfrau, die der Klarheit verständiger Gesinnung eine süße Herzensneigung so heldenmüthig zum Opfer brachte, ergibt sich später nach merkwürdiger Verwickelung und Auflösung verschiedentlicher Verhältnisse als Edmund's Mutter, die, ohne in dem Grafen den Geliebten ihrer Jugend zu ahnen, in den Familienkreis desselben gezogen wird. Nach und nach wird es Beiden heller und heller, sie erkennen sich wieder, und siehe! die alte Glut der jugendlichen Leidenschaft ist in ihren Herzen wol gedämpft, aber eine sanfte Vestáflamme vereinigt Beide am Altare heiliger Freundschaft in einer süßen Aufwallung stillen Verlangens, als Rückwirkung der fernen Sonne der Jugend. Die Briefe des Grafen und der Geliebten aus der Zeit ihrer Liebe und ihr gegenseitiges Wiedererkennen möchten an süßinniger Zartheit sentimentaler Herzensregung wol dem Schönsten gleichkommen, was in dieser Sphäre jemals gedacht und gedichtet ist. Dies Wiederfinden der alten Jugendgeliebten und das geläuterte, vom Stoffe der Leidenschaft gesäuberte Feuer, das Jakobinens Erscheinen in der Seele des Grafen erweckt und das ablaufende Leben des Greises mit einem goldenen Saume der Abendröthe sanft verklärt, droht die Natur des Alten ganz aufzulösen und umzuwandeln; die harte Mauer, die er um sein geistiges Dasein zog, sinkt in Trümmern zusammen, und wie das Ende seines Lebens sich zirkelförmig an den Anfang schließt, Greis und Jüngling sich in ihm wunderbar versöhnen, schwebt über all diesen dialektischen Beweglichkeiten, denen die menschliche Seele unterliegt, eine spielende Ironie des tiefbewußten Dichters, eine Ironie, wie sie die innere Geschichte des Einzelnen und die Geschichte des ganzen Geschlechtes bietet. Die Ahnenprobe, auf die Edmund Frimann seine Hoffnung setzte, indem er in der Eröffnung eines alten, dreihundertjährigen Vermächtnisses, das von einem Frimann im 16. Jahrhundert der Kirche anvertraut war, einer Versicherung und Bestätigung seiner adeligen Abkunft entgegensah, täuscht alle Erwartung, und in diesem Zerscheitern aller Pläne, in diesem Auflösen alles Sichergewähnten, liegt und waltet der ganze wundersame Zauber, den der Anblick des Wierwars menschlicher Thätigkeit und Gesinnung vor unsern Augen räthselhaft entfaltet. Edmund resignirt, Elisabeth verzichtet, und nun erst wird ihre Vereinigung herbeigeführt; in der Verklärung, die den Greis wie eine

Ahnung des alle Gegensätze des Lebens versöhnenden Todes ergreift, fügt der alte Seestern die Hände der Liebenden selbst ineinander.

Haben wir den ernsten Stofftheil der Novelle betrachtet und auf die alle ernsten und harten Gegensätze des Lebens zerlösende und gleichwol mit der Wahrheit des Göttlichen versöhnende Ironie, die in Allem waltet, hingewiesen, so bleibt uns eine kurze Andeutung der humoristischen Situationen in der Novelle übrig, die die Kehrseite des ernsten Princips, das den alten Seestern leitet, vorstellig machen und hinter den Scherzen und Paradoxien wiederum den gewichtigen Tiefsinn und den heiligen Ernst durchblicken lassen, zu dem die Betrachtung des menschlichen Daseins führt. Ein alter Baron, das wahre Gegenstück des Grafen, führt den jungen Edmund in eine sogenannte schlechte Gesellschaft, die sich bei gänzlicher Hinwegräumung der Ständeverschiedenheit den tollsten Verkehrtheiten und Leidenschaften fast systematisch und principienmäßig überläßt. Diese Ressource von Müßiggängern, die sich im goldenen Löwen versammelt, ist eine ganz vortreffliche schlechte Gesellschaft, denn wir finden in dieser seltsamsten aller Societäten einen Ausbund von höchst dialektisch raffinirten Taugenichtsen, die mit Bewußtsein, Zweck und Plan ein Gegenstück von Allem, was man tugendhaften Wandel nennt, abgeben. Wie sich die absolute Philosophie in eine so hohe Aetherregion versteigt, wo die Gegensätze von Gut und Böse dem Auge des Beschauers entrückt werden, so erkennt auch dieser Comité talentvoller Lungerer keinen niedrigern Standpunkt an; und es ist auch nicht in Abrede zu stellen, wie der noble Kesselflicker, der auch in der moralischen Welt nichts als Flickerei und Stümperei sieht, wenn er vom gestrigen Abendrausche früh morgens in der That ganz nüchtern ist, über die Reinigung der Leidenschaften nach Aristoteles nicht gescheitere Glossen machen könnte, als jeder andere stets nüchtern Verbliebene. Jeder Lump in dieser Societät treibt aber, wie gesagt, seine Leidenschaft höchst systematisch, und der gute, feiste Graf Krusing, dessen früheres Feldherrnverdienst das undankbare Vaterland vergessen konnte, ergibt sich mit einem Eifer den physikalischen Studien beim Essen und Trinken, daß er weder Gicht noch Magenkrampf scheut, um alle materiellen Genüsse an Speisen und Getränken, wie sie nur das weite Erdenrund bietet, gewissenhaft zu erforschen. Der junge, flüchtige Wendelbein, ein Roué anderer Art, bezieht stets zwei Wohnungen in der Stadt, um in der einen den Tugendhaften, in der andern den Lasterhaften zu spielen, und weiß mit der größten Liebenswürdigkeit alle Welt zu gewinnen und zu betrügen. Ein sehr glückliches Subject ist auch der Amtmann Kalmus, das vom Lande her correspondirende Mitglied der Societät, der die Großstädter auslacht, daß sie so viel Aufhebens von der Kunst der Aerzte machen, die Seele des Menschen in magnetischen Schlaf zu versenken, da sein Pastor im Dorfe schon durch das bloße Erscheinen auf der Kanzel und durch einige wenige Handstriche und Manipulationen von oben herab die ganze Gemeinde zu einem süßen Schlummerfrieden zu beschwichtigen wisse.

Schließlich sei du uns noch gegrüßt, höchst witziger, sehr höhnischer und, weil du Recht hast, sehr lieber Schuster Knorr und Präsident der sansculotten Freigeisterei zum goldenen Löwen. Dieser ebenso geistesfeine wie körperkleine und buckliche Meister hat auf Reisen die Welt gesehen; somit hat er auch unter Hohen und Niedern die Tugend kennen gelernt, und siehe! er hat einen Ekel gegen Alles gefaßt, was, in den Mantel der Tugendhaftigkeit gehüllt, als solche selbst sich geltend macht. Dieses nur scheinbare Abmühen nach tugendhaftem Wesen unter den Menschen, dieses Haschen nach dem Schimmer der Tugend, dieses Brüsten, dieses Gerede und Gehabe mit tugendsamer Tugendlichkeit ist seiner derben Natürlichkeit zuwider geworden, denn in seiner Ansicht lebt, ohne daß er ihn ausspricht, der Grundgedanke, die Tugend müsse, wenn sie die wahre, keusche, reine ist, ohne zu wissen, was sie sei, fein still und bescheiden ins Leben treten, und darum ist das Hauptgesetz der seltsamen Freigeisterloge: Kein Tugendhafter betrete unsere Schwelle; ergebe sich Jeder der angeborenen und natürlichen Richtung seiner Triebe: vielleicht kommt die Tugend dann unangekündet, ungeahnet und überrascht, leise auf den Zehen schleichend, bei Nacht dem Freund! Es liegt in diesem lächerlichen Gedanken bei alledem so viel trübselige Wehmuth, daß man, von ihrem Gewicht getroffen, weinen könnte. Zu verkennen ist jedoch ebenfalls nicht, daß diese verkehrten und barocken Figuren, welche die Ressource zum goldenen Löwen bilden, Manchem vielleicht gleichgültig und unbedeutend vorkommen müssen, weil Vieles in diesem ganzen Theile der Novelle, das tiefsinnig erdacht ist, nur schlaff und unvollkommen als Wirklichkeit in die Erscheinung tritt, während der Dämon, der jene Kinder grillenhafter Willkür — um sie nicht Kinder des Wahnsinns zu nennen — treibt und bewegt, fast das Gefühl eines grauenhaften Gelüstes in uns erregt, womit L. Tieck an den gestörten und verzerrten Gebilden menschlicher Seelenverirrung sich weidet, um auch aus den geschwärzten und verfaulten Gehirnkammern, wo der Wahnsinn nistet, die Wunder des innern Lebens heraufzuzaubern und ans Licht zu ziehen.

Wir müssen die drei andern Productionen, welche die „Urania" bietet, und unter denen „Wilhelmine, eine Erzählung in Briefen", ein bedeutendes Interesse in Anspruch nimmt, nur mit wenigen Zügen zu charakterisiren suchen. Dieser kleine Roman, von einem ungenannten Verfasser aus Familienpapieren, wie es scheint, bearbeitet, hat die Heranbildung eines reinen weiblichen Naturwesens zu großen Ideen und den innern Heiligthümern des geistigen Daseins zu seinem Thema, und fesselt den Leser, bei aller Einfachheit und Dürftigkeit des magern Stoffes, durch die dialektische Lebendigkeit, die historische Treue und den psychologischen Scharfsinn, womit die Herzensangelegenheiten der kleinen Naiven und die Neigung zweier Männer höhern Standes zu ihr munter und anmuthig genug dargestellt werden. Auffallend ist der Mangel psychologischer Wärme, und obwol hier und dort poetische Stimmung in den Briefen deutlich genug hervortritt, so

fehlt doch der Grundzug dichterischer Gestaltung. Trotzdem daß der Verf. viel Productivität in einzelnen Lebensanschauungen verräth, so sind dies doch nur Einzelheiten; er hat das Leben im Ganzen nicht wahrhaft poetisch aufgefaßt, und bei aller Bildung seiner Individualität offenbart sich viel Prosa der Gesinnung, und eine eigenthümlich poetische Persönlichkeit ließe sich dem Verf. schwer ablauschen. Wilhelminens Natürlichkeit geht mitunter, besonders in der Vertheidigung ihrer Unschuld, ins Unschöne über, und ein Dichter fädelte und klebte die Herzensverhältnisse und das Für und Wider der Gefühle (S. 66) nicht so haarklein auseinander.

„Idus, Novelle von Posgaru", zeigt noch in abschreckenderer Gestalt als des Verf. frühere Schöpfungen, die er auch Novellen nannte, die höchstmögliche Productionsunfähigkeit und vollkommene Impotenz dichterischer Erfindung wie Gestaltung. Der Verf. offenbart auch hier gebildeten Verstand, tolerante Aufklärung, milde und warme Gesinnung und lebhaftes Talent, über die Interessen der Zeit geschickt zu reflectiren; macht das aber schon den Dichter? Den Mittelpunkt der sogenannten Novelle „Idus" bilden Ansichten über Polen, die von zwei Individuen, einem sanften, sentimentalen, und einem humoristisch-täppischen, dialektisch durchgeführt werden. Die Gedanken sind nicht neu, aber edel und geschmackvoll exponirt; das ist aber auch Alles, und was sich sonst an diesen Dialog schließt, ist so trivial, daß man sich schämt, es zu referiren. Wie der Verf., der mehr Glück als Verdienst hat, jemals für einen Poeten gehalten werden konnte, ist mir unbegreiflich. Menzel hat ihn eifrig gelobt, weil die Gesinnungen, die sich aus des Verf. Reflexionen kundgeben, mit seinen eignen Ansichten harmoniren; Menzel beurtheilt aber jedes Buch nur nach der Gesinnung, nach der guten Absicht, die sich darin verräth, mit gänzlichem Ignoriren sonstigen Werthes, der im Talente und in der Schöpfungskraft liegt. Spricht er über Göthe und Schiller, so beurtheilt er nur ihre Gesinnungen und Meinungen; über ihr Schaffensvermögen, ihre eigentliche Dichterfunction hat er durchaus kein Urtheil.

„Der bleiche Ritter", von A. Oehlenschläger. In dem einfach naiven Sagenton, der unserm nordischen Dichter so eigenthümlich ist und in gegenwärtiger Erzählung nur hier und da mit Nachlässigkeiten zu sehr angefüllt scheint, wird uns ein Tempelherr geschildert, den die Qual der Folter zu einem falschen Zeugniß gegen seinen Meister Jakob von Molai vermochte, und den die Unruhe des Gewissens nach Seeland treibt, wo ihn ein liebliches, sehr anmuthig gehaltenes Kind des Nordens fesselt. Die Nachricht von der Verbrennung des Templermeisters in Frankreich macht den Ritter aber wahnsinnig, und er endet blutig. Besonders wohlthätig ist die frische Nordlandsluft, die das Werk durchweht, und die frische Schaffenslust, die in allen Gebilden Oehlenschläger's waltet. 152.

Findlinge.

Papst Alexander VI.

Im „Chronicon Joannis Staindl" (bei Oefele „Ser. rer. boic." I, 542), wird unterm Jahre 1503 dem genannten Papste die Grabschrift gesetzt:

Saevitiae, invidiae rabies, furor, ira, libido
Sanguinis atque auri spongia dira sitis,
Sextus Alexander, jacet hic; jam libera gaude
Roma tibi quondam mors mea vita fuit.

Die Vagabunden.

Wer hätte nicht schon dem lieben Gott gedankt, daß er auch Vagabunden geschaffen, wenn er gerade lustige Bilder von Ostade, Teniers, Mieris oder Andern gesehen, wo diese Förster Diana's, diese Ritter des Schattens, diese Lieblinge des Mondes und Kammerdiener der Nacht mit allerlei Bocksprüngen über Freude und Leid munter hinwegsetzen? Bei uns in Deutschland ist diese Waare jetzt freilich fast eben selten wie Wölfe und Bären, aber Italien ist noch reich gesegnet damit, namentlich muß das Patrimonium St.-Petri ihrer noch ein ziemliches Heer ernähren. Ehedem mag es noch ärger gewesen sein. Ein altes Büchlein, das vor mir liegt, betitelt: „Il vagabondo overo sferza de' bianti e vagabondi, d. Rafaele Frianoro" (Venedig), zählt nicht weniger als 34 Sorten Landstreicher und Spitzbuben auf *), entdeckt ihre gewöhnlichen Finten und Kniffe und warnt Jedermann vor ihnen. Unser Vaterland war ehedem nicht minder wohlversehen mit Vaganten aller Art, Zigeuner, abgedankte Landsknechte, Diebe fehlten keineswegs. Sebastian Brant hat ihnen auch in seinem vielfassenden „Narrenschiff" ein Plätzchen eingeräumt, und führt namentlich auf

Die Heilthumfährer
Stärnenstösser, stazionirer
Die niemant kein Kirchweih verlygen
Uff der sie nit öffentlich ausschryged.
Wie daß sie führen in dem sack
Das den das tief vergraben lag
Unter der kripp zu Bethleheym.
Das sy von Balams esels bein,
Ein feder von sant Michels flügel,
Auch von sant Jörgen roß ein Zügel
Oder die buntschuh von sant Claren.

Seb. Brant kommt nun auf die Bettler, aus seiner Schilderung ersehen wir, daß sich schon vor dem J. 1494 Bettelleute körperlich entstellten, ihre Kinder zu Erregung fremden Mitleides mißbrauchten, fremde Kinder sich liehen; andere beluden einen Esel mit Körben und gaben vor, sie wären auf der Reise nach St.-Jacob di Compostella. Brant schließt das betreffende Capitel also:

Betteln das thut niemand weh
Ohn' dem, der es zur Noth muß treiben.
Die trinken nicht den schlechten Wein
Es muß Rheinfal, Elsasser sein.
Der spielt, badt, hält sich üppiglich.
Dann so er schon verschlemmt sein' Had
Schlägt man ihm betteln doch nicht ab
Ihm ist erlaubt der Bettelstab.
Viel nähren aus dem Bettel sich
Die mehr Gelds han, als du und ich. 84.

*) 1. Bianti, 2. Felsi, 3. Affrati, 4. Falsi bordoni, 5. Acaptosi, 6. Affarfanti, 7. Accaponi, 8. Allacrimanti, 9. Ascioni, 10. Accadenti, 11. Cagnabaldi, 12. Mutuatori, 13. Attremanti, 14. Admirati, 15. Acconi, 16. Attarantati, 17. Appezzenti, 18. Cocchini, 19. Spettrini, 20. Jucchi, 21. Palpatori, 22. Affarinati, 23. Alampadati, 24. Reliquiari, 25. Pauliani, 26. Allacerbanti, 27. Calcidiarj, 28. Cotori, 29. Crociarj, 30. Comparixanti, 31. Affamiglioli, 32. Vergognosi, 33. Morghigori, 34. Testatori.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 302. — 28. Oktober 1832.

Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831. Nach authentischen Documenten, Reichstagsacten, Memoiren, Tagebüchern, schriftlichen und mündlichen Mittheilungen der vorzüglichsten Theilnehmer, von R. O. Spazier. Drei Bände. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1832. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.

Erster Artikel.

Die Weltgeschichte geht seit einiger Zeit in Eilmärschen: wir erleben die wunderbare Erscheinung, daß ein Mann wie der Held von Corsica in einem Decennium einen Raum von Jahrhunderten zurücktritt in Gedächtniß und Phantasie der Mitwelt, daß er den Nimbus und duftigen Schimmer von Jahrhunderten in zehn Jahren gewonnen hat. Manche, die seine Thaten als Kinder gesehen, schreiben sie jetzt voll Bewunderung wie die höchste Poesie als Männer, sein Schwert wird verehrt wie das des Propheten, nach seiner Bildsäule schauen Franzosen und Nichtfranzosen hinauf wie nach einem Götterbilde längst verflossener gewaltiger Zeit. In einer Nacht hat der Nebel der Vergangenheit alles Kleine an ihm verhüllt, in wenig Jahren, in so viel Jahren, als sonst Jahrhunderte nöthig waren, hat ihn die Weltgeschichte kanonisirt. Das ist eine der großen Früchte der Civilisation, daß immer eiliger und eiliger die Schuld der Zeit gezahlt, das Umfassendste, Gewaltigste in Raum und Geschichte zur gebieterisch heraustretenden, bestimmt und scharf conturirten Gestalt wird. Die höhere Civilisation zeitigt den Samen aller Postulate; die höchste wird wie ein zweiter schaffender Gott Same und Frucht zusammenfassen. Millesimo und St.-Helena mit ganzen Welttheilen posaunenden Ruhms wird auf dem Culminationspunkte der Civilisation, also auch der historischen Beurtheilung und Gerechtigkeit, zu einem Moment zusammengedrängt werden.

Die polnische Geschichte weiset wahrlich diesen Weg — die Blitzesschnelle, worin sie Geschichte, glänzende Geschichte, wo sie poetische Figur der Vergangenheit wurde, fiel fast mit den Thaten selbst zusammen, welche die Gestalt formten. Während die That geschah, streckte ihr Denkstein schon die Spitze aus der Erde. Sie handelten, diese Polen, und ganz Europa schrieb ihre Geschichte. Dies soll uns ein Trost sein daß es besser und immer besser werde mit dem Verwirklichen der Postulate neuer Zeit, daß uns immer früher und früher die Interessen für das Capital der Zukunft gezahlt werden, die wir so lange und so oft immer wieder zum Capital schlagen mußten. Mit den Maschinen, mit der neuen Tugend ist auch eine neue Geschichte erfunden worden, die wie ein neues Jus uns bessere Tage verheißt — sie wartet nicht mehr auf den Tod ihrer Helden, um die Schläfe zu bekränzen. Dies melancholische Christenthum, wo dies bischen Welt an sich gar nichts taugte, an sich gar nichts gewähren konnte und durfte, nichts war als ein provisorischer Jammer, das traurige Interregnum des weiland deutschen Reichs, dies blutrünstige Christenthum ist Gott sei Dank verschwunden — man zerrt an Gerechtigkeit und Vergeltung, sie herunterzubringen aus den Wolken. Und die neuen Doctrinen der Welt sind die Verheißung, daß es gelingen werde. Mehr und mehr wird es nicht nöthig, gestorben zu sein, um gepriesen zu werden; durch die tönenden Lüfte flogen der Poesie geflügelte Rosse nach dem wasserumflossenen traurigen Felseneiland in der erschrecklichen Einsamkeit des Meeres, wo der lebendig eingesargte Halbgott hinausstarrte in die ziellose Fläche und seine Bataillone und Gesetzesparagraphen aufstellte auf den leeren Wellen, und kamen zurück und erzählten eine blutige Geschichte jüngster Vergangenheit in lauter Poesie und Glanz. Und weiter, noch weiter ging in zehn Jahren Anerkennung und Vergeltung. Das civilisirte Europa trat unter die noch blutenden Kämpfer von Grochow und Jganie, und vertheilte verschwenderisch den strotzend lebenden Gestalten blühende Lorbern. Die Geschichte wird behend und liebenswürdig — sie will die treue Geduld der Menschheit belohnen, die wie eine mit Versprechen zu Versprechen hingehaltene Braut der tugendhaften Hochzeit entgegenharrt. Ach, es ist leider noch nicht genug zu dauernder, zuverlässiger Verbindung, Behendigkeit und Liebenswürdigkeit zu finden; aber in dieser Welt der steten, bloßen Annäherung ist leider Genügsamkeit auch eine Tugend. Die Völker, welche Geschichte schreiben, beflügelten die der Polen, die Staaten, welche sie so lange allein machten — gaben eine Zeitlang das Papier dazu, bis auch dies gestempelt werden mußte.

Aber eine neue Geschichtskunst ist nicht nur ein Nachtreter neuer Zeit, sie ist auch Prophet einer neuen. Wie die müden erschöpften Veteranen, deren Wunden nur noch das Grab heilt, lagen die alten Historiker auf dem

Wahlplatze des vergangenen Europas, sie verstanden die neuen am Horizonte aufsteigenden Fernschriften nicht, die neue Parole blieb ihnen fremd: sie glaubten Gespenster zu sehen, Gespenster zu hören — die neue Zeit hat ihre neuen Geschichtschreiber; denn ohne Liebe zur Zeit gibt's keine gute Geschichte, und eine in ihren Gründen uns fremde Liebe kann man wol achten, doch nicht theilen. Napoleon und die Polen, die beiden Hauptausdrücke der neuen Zeit, haben in ehernen Armen die alten Historiker erdrückt. Nur Einer, weil er ein junges Herz sich bewahrt hatte, ist diesem Schicksal entgangen; er büßt es mit dem Zorn einer untergehenden Welt.

Wahrlich, selbst die griechisch-persischen Kriege erreichen das Wunderbare in der historischen Auffassung des polnischen Krieges von der ganzen civilisirten Welt nicht — die Sieger der Perser schrieben damals allein ihre Geschichte und ihren Ruhm, die Geschichte der polnischen Sieger wird einträchtig von allen Nationen geschrieben, und die matten Streiche der Gegner sind vergessen bis auf die Erinnerung Derer, welche dadurch erzürnt wurden. So schnell und siegreich ist noch keine Geschichte zur gerundeten Form geworden. Es ist der glänzendste Sieg der öffentlichen Meinung, dieses modernen Amphyktionengerichts, und ihrer Tugend. Und keiner, nicht der vorher klangreichste Name, hat ungestraft die blitzende Statue dieser Heldenzeit angetastet, unsichtbar wie die elektrische Kraft, welche Ochsen tödtet, traf die Frevelnden das allgemeine Gericht.

Es sind nicht blos Russen von den Polen erschlagen worden. Partei nahm Alles, und das ist ein schönes Zeichen von Regsamkeit und Leben; auch der Historiker muß Partei nehmen, und es ist eine von den todtgeborenen Formeln der alten Welt, der Geschichtschreiber dürfe nicht Partei nehmen. Die Welt wird nicht blos durch den Kopf entwickelt, auch das Herz schafft Epochen und zwar die besten; das Herz aber allein würdigt das Herz. Unparteiisch soll gerichtet werden, Gerechtigkeit ist zu fodern, aber „unparteiisch" sein ist etwas Anderes als „keine Partei nehmen" — die Evangelisten und Apostel, welche für Christus Partei nahmen, klagt keiner unserer gestrengen Herren an, und doch thaten sie mehr als der Historiker darf, doch waren sie parteiisch. Selbst die Zeit nimmt Partei in ihren schönsten Blüten, weil die Zeit der Ausdruck der höchsten Ausbildung ihres zunächst liegenden Theiles ist, und die Parallele Napoleons und Polens bekundet es. Die Anschauung des Ganzen strahlte bei Beiden schimmernd auf die Vergangenheit: die Pestkranken von Jaffa stiegen aus ihren Gräbern und reinigten den angeklagten Krieger, die Conföderirten von Targowicz hörten auf Verräther zu sein, und das junge polnische Blut wusch ihre Schilde rein und machte sie zu irregeleiteten Patrioten, die das Heil des Vaterlandes auf falschem Wege suchten. Vermesse sich Keiner, Parteinahme anzuklagen. Was thut wol der sogenannte Unparteiische? Wenn er nicht blut- und farbloser Skeptiker werden und Geschichte in bloßen Begebenheiten und Fragezeichen schreiben will, so wird er doch irgend etwas billigen und loben müssen, sei's auch, daß er Das billigt, was er bei keiner Partei findet. Er nimmt also für Das Partei, was keine Partei ist oder was keine hat. Wie abgeschmackt ist es nun, dafür nicht Partei nehmen zu sollen, was man für objectiv richtig hält; darum nicht, weil eine Partei ebenso denkt — nicht Partei nehmen zu sollen für Die, welcher man Recht gibt.

So ist's mit dem Polenkriege, so ist's fast mit aller Geschichte, die uns bis jetzt darüber geworden, so ist's mit diesem vorliegenden Buche. Man nimmt Partei für die Polen, weil sie durch und durch Recht hatten, weil es zweitens ein Kampf für das objective Interesse unserer Zeit war. Nur Narren reden von dem Privatinteresse ihrer Freiheit, für das sie gefochten; denn die Freiheit ist kein Privatinteresse; darum haben die Polen für das Interesse ihres Jahrhunderts gefochten; darum ist ihr Krieg welthistorisch und von unbeschreiblicher Wichtigkeit; darum kann nicht genug darüber geschrieben werden; darum müssen wir diese vollständige Geschichte des letzten Polenkampfes willkommen, äußerst willkommen heißen.

Die äußern, in die Augen leuchtenden Vortheile des Krieges sind verloren gegangen; asiatischer Despotismus waltet zwischen Warthe und Dwina, die Dämonen des Krieges gehen ihre vernichtenden Pfade, die unglücklichen Krieger irren darbend umher, ärmer als das Thier in der Wüste, denn dessen unangefochtenes Obdach ist die Höhle; die Polen werden umhergeführt wie Verbrecher, keifend wirft man ihnen den Bissen hin, der sie nährt, wie vor der Pest verschließen sich Staaten vor ihnen — sollen wir auch die geistigen und moralischen Vortheile ihres Märtyrerkampfes aufgeben? Und was nicht erzählt wird, ist nicht geschehen. Und was befleckt wird, gleichviel von welchen Händen, ist nicht rein. Aber wir brauchen polnische Geschichte, wie die Griechen die Gesänge des Tyrtäus zur Erstärkung und Begeisterung, wie jedes Volk seine Freiheitslieder; denn die polnische Geschichte ist das Freiheitslied Europas.

Alltäglich ist die Wirklichkeit, nur geistige Spannkraft läßt sie tragen, nur Poesie und Geschichte beleben die Oede; die polnische ist eine Geschichte der Poesie und das Vaterland und die Freiheit sind das Thema, sie ist eine Poesie der Geschichte, denn kein Volk hat noch so viel geopfert für das beste geistige Leben.

Spazier scheint sich in Deutschland zum Mittelpunkte aller Thätigkeit für Polen gemacht zu haben; es ist Alles was nur zu erlangen war an Quellen zusammengehäuft in diesen drei Bänden: alle bedeutende Polen, die dem Schwerte und der Amnestie entronnen sind, haben beigesteuert; Reichstagsacten, Armeeberichte, Briefe u. s. w., Alles ist verarbeitet; die Truppen sind bis ins kleinste Detail und die specielste Zahl angeführt, kurz, es ist ein überreiches Material, was wir der Thätigkeit Spazier's verdanken. Die Civilisation ist ihm den wärmsten Dank schuldig, daß er wie vor einem Forum Alles versammelt hat, was in die polnischen Angelegenheiten eingreift, daß er alles zerstreute Baumaterial zu einem vollständigen großen Gebäude vereinigt.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit. Von Wilhelm Wachsmuth. Dritter Theil. Aus dem 18. Jahrhunderte. Leipzig, Kummer. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. *)

Da wir bereits bei der Beurtheilung des ersten Theils dieses ausgezeichneten, jetzt mit dem dritten Theile vollendeten Geschichtswerks den Charakter desselben und die Stelle, welche ihm in unserer historischen Literatur gebührt, bezeichnet haben, so begnügen wir uns jetzt, mit wenigen Worten auf den reichen Inhalt des vorliegenden Theils aufmerksam zu machen. Zwei gewaltige Herrschernaturen treten sich in der ersten Darstellung gegenüber, Peter I. von Rußland und Karl XII. von Schweden; ein Blick auf Altrußland, auf Peters Entwickelung und erste Reformen geht dem Gemälde des nordischen Kriegs voraus, welches durch geschickte Anordnung und Gruppirung und durch Lebhaftigkeit der Farben auch das Interesse desjenigen Lesers fesselt, welchem der Gegenstand ein ganz bekannter ist. Die unsesten Anfänge des politischen Gleichgewichts der europäischen Staaten vom Ende des spanischen Erbfolgekriegs und des nordischen Kriegs bis zum Auftreten Friedrichs II. werden in dem zweiten Abschnitte dargestellt, in welchem es gilt, „eine Reihe Einzelgemälde vom innern Staatshaushalt und Hofleben und die Verflechtungen der Staatshändel anschaulich und ansprechend zu machen". Anschaulichkeit hat der Verf. seiner Darstellung gegeben, indem in der Erörterung der allgemeinen, vielfach verschlungenen politischen Verhältnisse und Bestrebungen die Haupttendenz, Erhaltung des politischen Gleichgewichts durch Aufrechthaltung der Bestimmungen des utrechter Friedens, stets hervorgehoben, indem eine Anordnung, welche, mag sie auch nicht die allein anwendbare sein, zusammenhängend und ruhig fortschreitend, die Begebenheiten auf einander folgen läßt, gewählt ist, und indem die handelnden Personen in ebenso bestimmten als treffenden Gemälden vor dem Auge des Lesers erscheinen. Diese Darstellung aber auch ansprechend zu machen, hält der Verf. wol mit Recht für eine kaum zu lösende Aufgabe; denn — wir theilen die von ihm selbst gegebene Charakteristik dieser Zeit mit — „durchweg offenbart sich Mattigkeit und Halbheit; die politischen Entwürfe erscheinen theils als leidenschaftlich, theils als abenteuerlich bis zur Gaukelei; Kniffe und Gaunerei herrschen vor im Spiel; die Kraft zur Ausführung ist unreif und gebrochen; das Mittelmäßige an der Ordnung; Vertrauen, Offenheit und Festigkeit sind entwichen; die übriggebliebenen Männer der Großthaten jüngst vergangener Vorzeit im Abwelken oder außer dem Gleise; die Völker ihrer Kraft und ihrer Rechte sich nicht bewußt; das Volksthümliche den gemeinsten Interessen untergeordnet; die Fürsten fast insgesammt außer dem Bereiche des Bewußtseins vom Wesen ihres Berufes, zu regieren: Minister, weibliche und männliche Günstlinge im Vorgrunde; ein Weib Elisabeth, Königin von Spanien, rastlos bemüht, den Frieden zu stören; der einzige Selbstregent unter den gekrönten Häuptern jener Zeit, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, thätig im Schaffen und Rüsten, von geringem Gewichte und wenig beachtet in dem Staatenverkehre." Wenn eine Zeit von so widerwärtigen Inhalte durch Wahrheit und Kunst der Darstellung irgend ansprechend gemacht werden kann, so ist es dem Verf. gewiß gelungen; leichter aber ist dies ihm durch die Gunst des Stoffes bei der dritten Darstellung geworden, in welcher im Vorgrunde ein Fürst steht, welcher ebenso groß als Feldherr und Handhaber der Künste der Politik, wie als Landesvater und geistreicher Pfleger der Wissenschaft und Politik sich bewährt, Friedrich der Große; ihm zur Seite tritt, eines solchen Platzes würdig, Maria Theresia; weiter zurück zeigen sich eine gemeine und ehrsüchtige Buhlerin, die Marquise von Pompadour und die schwelgerische Elisabeth von Rußland, endlich August III., „so leer an Geist als mit körperlicher Fülle und Stattlichkeit begabt", und Graf Brühl, „der sächsische Mazarin und Lerma". Neben diesen politischen Mächten erscheinen noch mehre bedeutende Gestalten, meist auf dem Schauplatze des Kriegs, von dessen großen Thaten öfter der Blick auch zu den Künsten des Friedens und den wissenschaftlichen Bestrebungen des Geistes hinübergeleitet wird. Nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs räumt Friedrich den ersten Platz der Kaiserin Katharina II., welche nunmehr in den Vorgrund der folgenden Darstellung tritt; ihr zur Seite stehen Friedrich, Joseph II. und Gustav III., welche meist nur der Bewegung folgen, zu welcher sie den Anstoß gibt; das Ende der bisherigen Ordnung der Dinge, deren tiefer Verfall noch durch eine glänzende Außenseite überschminkt wird, und die Vorboten einer neuen Ordnung, welche erst nach zahllosen Verkehrtheiten und den gewaltsamsten Erschütterungen eine festere Gestaltung gewinnen soll, treten im schärfsten Contraste in einer an kriegerischen Begebenheiten, Staatsreformen und neuen literarischen Bestrebungen reichen Zeit neben einander. Aus diesem Gedränge mannichfacher und widersprechender, großartiger und widerwärtiger Erscheinungen führt den Leser die letzte Darstellung nach dem Lande weltbürgerlicher Jugend, nach Nordamerika, auf den Schauplatz der Thaten Franklin's, Washington's, Lafayette's und Kosciuszko's. Was der Verf. durch diese Darstellungen bezweckt und — wir können es mit voller Ueberzeugung hinzusetzen — auch erreicht hat, ist Dasjenige, was er am Schlusse seines Werks als die Frucht der echten historischen Studien bezeichnet, nämlich sich selbst zu erheben durch Anschauung der geringen Zahl großartiger, edler und reiner Menschen, und die Achtung für das Geschlecht wiederzugewinnen, die bei dem Blicke auf Verkehrtheit und Gemeinheit der Masse und Verruchtheit großer Verbrecher und der Hefen des Pöbels verkümmert wird. 16.

*) Vgl. über den zweiten Theil Beil. Nr. 7 d. Bl. D. Red.

Literarische Notizen.

Nr. XIX des „Foreign quarterly review" enthält ein langes Gedicht Lamartine's in Antwort auf Walter Scott's vorjährige Abschiedsworte an seine Leser. Der französische Dichter mag viel Schönes geschrieben haben, aber unmöglich kann dies Gedicht eines seiner vorzüglichsten sein. Wir finden darin ein kaltes, übertriebenes Lob des Verf. des „Waverley", das sich in abschweifenden Phrasen gefällt und in Versen wie diese:

Notre tâche commence et la tienne est finie;
C'est à nous maintenant d'enbaumer ton génie.

wol an das Komische streift. Der Autor wird zuletzt auch natürlich politisch, thut einen bedeutenden Seitenblick auf den Duc de Bordeaux, und schließt, indem er dem Besungenen Glück auf die Reise nach Italien wünscht, mit folgenden Worten:

Si jamais sur ces mers dont le doux souvenir
M'émeut comme un coursier qu'un autre entend hennir, (!)
Mon navire inconnu glissant sous peu de voile
Venait à rencontrer sous quelque heureuse étoile
Le dôme au triple pont qui berce ton repos,
Je jetterais de joie une autre bague aux flots;
Mes yeux contempleraient ton large front d'Homère,
Palais des songes d'or, gouffre de la chimère,
Où tout l'Océan entre et bouillonne en entrant
Et d'où tu fais jaillir les images du monde;
Pinclinerais mon front sous ta puissante main
Qui de joie et de pleurs pétrit le genre humain;
J'emporterais dans l'oeil la rayonnante image
D'un de ces hommes-siècle (!) et qui nomment un âge;
Mes lèvres garderaient le sel de tes discours,
Et je séparerais ce jour de tous mes jours,
Comme au tems où d'en haut les célestes génies,
Prenant du voyageur les sandales bénies,
Marchaient dans nos sentiers; les voyageurs pieux
Dont l'apparition avait frappé les yeux,

L'oeil encore ébloui du sillon de lumière,
Marquaient du pied la place, y roulaient une pierre,
Pour conserver visible à leurs postérités
L'heure où l'homme de Dieu (!) les avait visités.

Dasselbe Journal zeigt Oehlenschläger's „Morgenländische Dichtungen" folgendermaßen an: „Oehlenschläger entsog dem Osten seine früheste Begeisterung. Er pflegte in den öden königlichen Gemächern von Friedrichsberg zu sitzen und in des Osten Wunder zu spähen, uneingedenk der Kälte und Einsamkeit eines dänischen Winters auf dem Lande. Sein „Aladdin", mit dem ersten Jugendenthusiasmus geschrieben, war die erste Arbeit, aus der sein späterer Ruhm sich weissagen ließ. Gegenwärtig, wiewol über den Meridian seines Lebens schon hinaus, kommt er abermals scheinbar mit demselben Wohlgefallen auf die Wege seiner Kindheit zurück.... Oehlenschläger schmiegt sich ohne Zweifel mit großem Takte und sehr schätzenswerther Gewandtheit in Ausdruck und Färbung der Manier des Ostens in „Tausend und Einer Nacht" an. Es ist jedoch ein, von dem Versuche, derlei Märchen zu dramatisiren, unzertrennlicher Nachtheil, daß sie augenblicklich von dem ganz eigenthümlichen Reize ihrer naiven Erzählung entkleidet werden, indem sie zu Handlung und Dialog übergehen. Wenn eine Geschichte in Prosa auf althergebrachte Weise anhebt: Es war einmal ein König und eine Königin.... sind wir auf Alles gefaßt, unterwerfen uns geduldig den Gesetzen des Feenlandes, verschlingen, ohne zu mucken, jedes Rockei und lassen es geschehen, daß ein funfzig Ellen langer Genius in eine achtzehn Zoll hohe eiserne Büchse gestopft wird. Doch all Dieses, was in der alten Legendenform unbemerkt vorübergeht, macht stutzig, wenn es im Schimmer der Theaterlampen unmittelbar vor uns tritt und geschieht. Der Contrast zwischen der Unbedeutenheit, dem Albernen der Zufälle, und dem Ernste, dem kunstmäßigen Charakter der Form, welche sie in Bewegung setzt, wird lächerlich und der Gegenstand verliert sein Interesse für Erwachsene."

Gerade umgekehrt! wenden wir, von dieser Ansicht weit entfernt, ein. Oehlenschläger's „Aladdin" interessirt ganz anders als das Märchen in „Tausend und Einer Nacht". Der Humor dieses Dichters wie seine Darstellungsweise macht solche morgenländische Märchen erst recht anmuthig und sinnreich. So wenig wir aber der oben ausgesprochenen Meinung sind, so gern unterschreiben wir das Weitere:

„Der einzige Weg, worauf eine dramatische Bearbeitung solcher Märchen interessant gemacht werden kann, ist, sie zur Einfassung einzelner poetischer Schaustücke zu machen, aber auf dem reichen Felde immer wechselnder Zufälle und Bilder orientalischer Dichtung dem vollen Zuge lyrischer Eingebung zu folgen. Dies war der Fall im „Aladdin", der zwar ganz im orientalischen Charakter gehalten, seinen Ruhm doch vornehmlich den glänzenden und rührenden Poesien verdankte, die in seine Scenen eingelegt sind und vielmehr die Gefühle des Dichters als der Charaktere wiederstrahlen. In diesen neuesten Productionen ist Oehlenschläger nach unserm Bedünken weniger glücklich gewesen, weil er zu absichtlich in ihnen alle lyrischen Ergüsse vermieden und sich zu sehr bestrebt hat, Begebenheiten einen raschen dramatischen Gang und regelmäßiges Fortschreiten mitzutheilen, deren Eigenthümlichkeit es eben ist, aller Regelmäßigkeit Trotz zu bieten. In beiden Stücken („Die Fischerstochter" und „Die Drillingsbrüder von Damask") schreitet die Handlung ununterbrochener vor, ist sogar sorgfältigere Beobachtung morgenländischer Sitten und Gebräuche als in des Dichters frühern Werke; aber wir können nicht umhin zu sagen, viel weniger Poesie, viel weniger Enthusiasmus, ohne den ein solcher Gegenstand kalt und todes auf den Leser fällt."

„Das erste Stück: „Die Fischerstochter", ist eine Art Sammlung von Erinnerungen aus den arabischen Nächten, und faßt sinnreich genug viele ihrer Hauptscenen und handelnden Personen in Eins zusammen, sodaß es kaum eine Haupthandlung darin gibt. Den asiatischen Charakter des Stückes stört auf ungefällige Art die Einführung eines selbsterdachten pomphaften europäischen Reisenden, der die vorgehenden Wunder für bloße Gaukeleien nimmt und dessen satirische Bestimmung nicht genug hervorgehoben ist. Wir wiederholen, daß wir den Mangel lyrischer Stellen um so mehr bedauern, als die wenigen eingeflochtenen das Anziehendste darin sind. Die Quelle des zweiten dieser Dramen, der „Drillingsbrüder von Damask" ist das wohlbekannte, in einer oder der andern Art von allen europäischen Nationen in ihrer Literatur nachgeahmte Fabliau: „Les trois bossus". In Oehlenschläger's Bearbeitung sind zwar die drei Brüder nicht bucklig, ihre Aehnlichkeit aber untereinander so groß, daß man sie nicht unterscheiden kann. Wir können von diesem Stücke weiter nichts sagen, als daß es nur geringe Ansprüche an Poesie macht, dagegen beträchtlichen Humor besitzt, daß die Vorfälle natürlich und wohlerdacht, die Charaktere wohl unterschieden sind. Im Allgemeinen glauben wir zwar, daß das gegenwärtige Product Oehlenschläger mit keinen neuen Lorbeern schmückt, die schon verdienten ihm aber nicht entzieht." *) 153.

*) Vgl. Nr. 83 u. 84 d. Bl. das dort ausgesprochene Urtheil über Oehlenschläger's neueste Dichtungen. D. Red.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.

Das sechste und siebente Heft, bis Ende E, womit der erste Band geschlossen ist, wird soeben ausgegeben und ist besonders reich an den interessantesten Artikeln über die neueste Zeit, unter denen ich hier nur Deutschland, Diebitsch, Diplomatie, Domainenfrage, Dresden im Jahr 1830, Dupin d. Ä., Dwernicki, Eisenbahnen, Emancipation der Juden, Emancipation der Katholiken, England, Entdeckungsreisen, namhaft machen will. Dies Werk, das immer mehr Theilnahme findet, sodaß eine Auflage von fast 30,000 Ex. bald vergriffen sein wird, ist sowol für sich bestehend und in sich abgeschlossen, bildet aber auch einen Supplementband zu allen frühern Auflagen des Conversations-Lexikons, und seine Tendenz wird durch das Motto aus Shakspeare: — „Der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen", treffend bezeichnet. Jedes Heft kostet

auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Das achte Heft, mit den wichtigen Artikeln über Frankreich, ist seiner Beendigung nahe und jede drei Wochen wird ein neues Heft erscheinen.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 303. — 29. Oktober 1832.

Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831. Von R. D. Spazier. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 302.)

Es war nur bei großem Fleiß möglich, in so kurzer Zeit einen so tausendfach widerstrebenden und von tausend Individuen auf verschiedene Weise dargelegten Stoff klar, anschaulich, mit Berücksichtigung aller Hauptansichten zum Ganzen zu verarbeiten. Es fehlt nicht der unbedeutendste Name, nicht der kleinste Vorfall, und geschickt sind alle kleinen Binnengewässer in den Hauptstrom geleitet. Daß sich der Redestrom im raschen Sturz oft überstürzt, daß er zuweilen ein wenig zu flüchtig vorüberspült, mag ich an dem im Ganzen trefflichen Unternehmen nicht bekritteln. Das Verdienst einer Begründung der neuen polnischen Geschichte bleibt Spazier, und dankend wird man es aufnehmen, wenn er die specielle Geschichte in einer wol bald nöthigen zweiten Ausgabe mit eben solcher geschickten Sorgfalt behandelt, als er es bei der Einleitung zum Ganzen und der großen Hälfte des ersten Bandes gethan.

Ich will nur hier das Wesentliche des ersten Bandes mittheilen und den zweiten und dritten in besondern Aufsätzen später besprechen. Im ersten Abschnitte charakterisirt Dr. Spazier Russen und Polen und sucht die Gründe des Hasses auf:

„Die griechische und katholische Kirche" — „übrigens trägt der Russe weit weniger, der Pole weit mehr asiatisches Gepräge an sich als man gemeiniglich denkt. Beide Völker kamen aus der asiatischen gemeinschaftlichen Wiege zu gleicher Zeit und doch zu spät auf dem großen Bildungsplatze von Europa an, fanden die frühern germanischen Völker schon zu fest gestaltet, als daß die Polen, ihnen zunächst stehend, sich zu ihnen hinneigen und mit ihnen gemeinschaftlichen Weg hätten gehen können. Noch heute zeigt der Pole in der üppigen, saftigen Gestalt, in der schwärmerischen Phantasie, in seiner Sprache, seinem Gedicht und seiner Schrift das morgenländische Gepräge. Auf der andern Seite sträubt sich der Russe zu sehr, mit Asien sich zu verschmelzen; er wendet sein Angesicht zu sehr nach Westen, und dies gerade nun ist der Schlüssel zu seinem Haß und seinen Unthaten gegen Polen, das ihn vom Westen trennt." Nun kommt, fährt Spazier fort, die Unterjochung der Russen durch die Mongolen; der Sklavenstempel wird ihnen aufgeprägt, die freien Polen entwachsen ihnen indeß in gesellschaftlicher Bildung weit — der russische Fürst konnte Alles geben und Alles nehmen — „beschränkte man ihm das Eine, so auch das Andere; er war ein Gott auf dem Throne, den man erdrosselte, wenn er zu wenig gab".

Die Polen dagegen hatten die weiten Striche zwischen Düna und Oder unbesetzt gefunden, sie brauchten kein Heer mit wenigen Anführern, jeder patriarchalische Häuptling ließ sich mit seinen Anhängern nieder, wo es ihm gut däuchte und war par inter pares, „seine Untergebenen wie der Familienvater sein Haus unumschränkt beherrschend". So entgingen sie dem Feudalzustande Deutschlands, wo die erobernden Heerführer sich zu Herren machten, und es bildete sich die wunderbare, große demokratische Aristokratie, — so glaube ich, es am treffendsten zu bezeichnen. „So bildeten sich die Polen auf ihren weiten Ebenen, unter einander immer eifersüchtiger auf die Freiheit jedes Einzelnen; es ward eine Art Republik, doch da sie, asiatischen Ursprungs, von der Idee eines Königs und königlichen Glanzes sich nicht frei machen konnten, gaben sie der Republik einen König. Nationaltänze, Sitten und Volkslieder tragen überall das morgenländische Gepräge." In der Polonaise findet Sp. die orientalische Pracht sonderbar mit Ritterlichkeit und Freiheit des abendländischen Republikaners vereinigt. „Wer möchte", sagt er ferner, „in der Mischung von Gesang und Tanz im Masur den abendländischen Mauren und im Singen patriotischer Lieder beim Tanz den Republikaner verkennen." Dieselben verschiedenen Elemente findet er in den Volksliedern, deren Heimath der südliche Himmel der Ukraine ist. „Man begreift leicht, welchen unaussprechlichen Reiz ein solches Verhältniß für ein Volk haben und wie derselbe mit jedem Jahrhundert immer größer werden mußte, je mehr ihre westlichern, an Bildung, thatenreicher Geschichte und Ruhm doch so reichen Nachbarn immer mehr ihre individuelle Freiheit an ihre Herrscher und an ihre Priester verloren und mit um so größerer Verachtung sie auf den tiefgesunkenen Zustand ihrer östlichen Nachbarn herabsahen." Die Litthauer hielten sich frei von der Tatarenherrschaft, „auf

der andern Seite aber schreckte sie die Feudalherrschaft der deutschen Ritter ebenso zurück wie die Polen, und so umfaßten sie die Letzten mit inbrünstiger Liebe."

Hier ist freilich meine, des Rec., Ansicht eine andere: ich glaube an starken Einfluß des Feudalwesens auf die socialen Verhältnisse der Litthauer, und die inbrünstige Liebe zu den Polen findet sich erst in den spätern Jahrhunderten und eigentlich erst nach der Convention von Lublin. Die anfängliche Vereinigung war nur eine künstliche, durch die Jagellonen geschaffene, daher ihre öftere Auflösung, — indeß ich will die Darstellung nicht aufhalten; mit den Russen haben sie aber freilich immer unendlich weniger gemein gehabt.

„Die südlichen Provinzen Volhynien, Podolien und die Ukraine tragen noch die Spuren eigentlicher Aristokratie — es blieben dort die großen Herrschaften überwiegender, das Verhältniß der Unterthanen sklavischer."

Der Bauer in Polen ward wie sein Herr leichtgesinnt und arbeitsscheu. Polen hielt keine stehenden Heere — Peter der Große faßt den Gedanken, über Polen die Hand nach dem westlichen Europa zu strecken, mit eiserner Consequenz wird er von allen Nachfolgern verfolgt und in den Theilungen ins Werk gesetzt.

Es ist eine Art historisch-genetischer Poesie in diesem ersten Buche Spazier's, die Land und Volk Polen in eine liebliche Romantik hüllen. Im zweiten Buche schildert Sp. die Steigerung der Nationalkraft und Selbständigkeit der Polen durch ihr Unglück, die Heldengestalt Dabrowski's zieht mit den polnischen Farben durch die ganze Welt, tief aus der Ukraine klingen herzzerschneidend des Volkes Lieder das große Weh, z. B.

Birke, Birke, schöne Birke,
Warum bist du nur so traurig?
Macht der alte graue Forst
Deine Säfte starren,
Oder ist's der böse Wind,
Der dich angehaucht?
Oder ist's der Bach vielleicht,
Der von deinen jungen Wurzeln
Hat die Erde weggespült?
Schwester Olga, spricht die Birke,
Nicht der alte graue Forst
Machte meine Säfte starren;
Noch der Wind ist's, der mir schadet,
Noch der Bach ist's, der die Erde
Von der Wurzel spült:
Doch aus fernen, fernen Landen
Kamen die Tartaren,
Und sie brachen meine Aeste,
Und sie schürten große Feuer,
Und zertraten um mich her
Schönes grünes Gras.
Und wo die schon Feuer legen,
Da wächst nimmermehr das Gras;
Wo die durch die Saaten reiten,
Sieht es wie im Herbste aus;
Wo ihr Pferd den Bach durchwatet,
Mag kein Thier mehr trinken,
Wo ihr Pfeil schon einmal trifft,
Hält der Schmerz im Grabe.
Ach von borther, ach von borther
Da kommt Gottes Fluch,
Böse Winde und Heuschrecken
Bringen Hungersnoth,
Und die Pest, die Menschen rafft,
Zieht von dorten her:
Schade, daß die lichte Sonne
Auch von borther zu uns kommt.

Napoleon schreitet über die polnischen Geschichtshöhen, und Sp. bekennt sich zu Denen, welche die Anklage des Undanks gegen Polen abzuweisen bemüht sind. Er habe die großartigsten Pläne für die Begründung Polens in seinem Geist getragen, er habe den politischen Verstand der Polen noch nicht für reif genug gehalten, namentlich die der Rußland einverleibten Provinzen, er habe ehrgeizig allein schaffen wollen.

Nun geht es an die russischen Bestrebungen, die den Polen vom wiener Congreß gegebene Selbständigkeit zu vernichten, und Sp. entwickelt mit größerer Klarheit, als bisher geschehen, die verschiedenartigen Machinationen des feindlichen Triumvirats, nämlich Konstantins, Nowosilzow's und — Lubecki's. Der letzte Name ist ein aufschreckender Fingerzeig, da Lubecki später Antheil an der Revolution nimmt und eine wichtige Rolle ihrer ersten Epoche spielt.

Joachim Lelewel tritt nun in Warschau auf, nachdem er mit rastloser Thätigkeit und größter Vorsicht in Wilna und ganz Litthauen Vorbereitungen getroffen; düster stellt sich das Bild dieses stoischen, in düstere Farben gekleideten magern Gelehrten dar, der in unerschütterlicher Redlichkeit, uneigennützig wie das Muster eines Patrioten stets zu Schritten im Dunkeln gezwungen, am Ende selbst zum eignen Nachtheil an das verhüllte Wirken gewöhnt, einen wunderbaren Contrast mit der energischen, offenen Republikanerpartei bildet, deren stetes unbeugsames Haupt er bleibt. Man schafft Pläne zum Aufstande, die Krönung geht ungenutzt vorüber, Lubecki ordnet den Verkauf der Nationalgüter an; man erkennt klar den Zweck, die Bauern wieder in die alte traurige Stellung zurückzudrängen, der Reichstag steht in einstimmiger Opposition auf, der auf das Aermlichste vorbereitete Aufstand bricht am 29. Nov. aus; der Mangel an Häuptern bringt ihn dem Scheitern nahe, Sierawski ist der erste General, der sich dafür erklärt, Lubecki bemächtigt sich des Aufstandes und gibt ihm die traurige Richtung, die Chlopicki später auf das Hartnäckigste und Unglückseligste verfolgt. Die Wurzel der Energie wird ihm ausgerissen, die Pacificationsversuche lähmen die straff gezogenen Glieder, der Keim des Todes wird in die Erde der jungen Freiheit gelegt. So entkommt Konstantin, die altpolnischen Provinzen bleiben unbeachtet, die Zeit verstreicht, die Partei der Patrioten, Lelewel an der Spitze, tritt in grellen Widerspruch mit Chlopicki, der den Aufstand nicht versteht, ein strenger, bloßer Soldat ist, und Lubecki zum Werkzeug dient, die Blüte des Aufstandes zu ersticken.

Daher die Deputation nach Petersburg, an der Lubecki Theil nimmt, um sich in Sicherheit zu bringen, nachdem die Tragödie eingeleitet ist, um wie ein lähmender Würgengel durch die Provinzen bis Petersburg zu ziehen und wie ein feindlicher Gott den schönen Morgen in einen dicken, verderbendrohenden Nebel zu hüllen. Die gewaltige Stellung, die Sp. diesem Lubecki anweist, ist

neu, aber vollkommen einleuchtend durch alle die Schlaglichter, welche der Verf. mit unveränderter Aufmerksamkeit auf ihn wirft. Lubecki ist wirklich Polens „böser Dämon".

Mehr und mehr bildet sich nun eine zweite Partei, die constitutionnelle, an deren Spitze die Gebrüder Niemojewski stehen. Ihre Formenpedanterie, namentlich die des Vincenz Niemojewski, ist ein zweites Gewicht, was sich an die Wagschale des Mislingens hängt. Der zusammengetretene Reichstag bestätigt die unheilvolle Dictatur des starrköpfigen Chlopicki, der Einrichtungen anordnet, die Alles in Unordnung bringen, bei der Armee nur Versetzungen vornimmt, und — aus Petersburg auf Antwort wartete. Um sich vor dem Auslande zu rechtfertigen, wird ein Manifest abgefaßt, Chlopicki ist wüthend darüber: nur verstümmelt und ohne Unterschriften, also wirkungslos kommt es gegen seinen Willen in die Welt. Endlich kommt er seiner Absetzung durch Abdankung zuvor, ein gewaltiges Hinderniß des Fortganges wird mit ihm beseitigt. Alle diese Ansichten über Chlopicki theile ich vollkommen; es ist nie ein Mann so überschätzt und von so falschem Standpunkte aus beurtheilt worden als dieser. Soldat durch und durch und zwar ein ausgezeichneter — sonst nichts.

Im dritten Buche widmet nun Dr. Spazier den altpolnischen Provinzen eine große Aufmerksamkeit und setzt mit Klarheit ihre gesellschaftlichen Verhältnisse auseinander. Das ist einmal von großem Werthe, weil namentlich Podolien, Volhynien und die Ukraine immer noch eine Art „terra incognita" verblieb, und von den Historikern aus Unkenntniß wie Aschenbrödel behandelt werden mußte, ferner darum von großem Werthe, weil uns bis jetzt nichts zu Quellen dienen konnte, als was man übertreibend während der Revolutionszeit in Warschau darüber schrieb, oder was uns die nicht zuverlässigen russischen Nachrichten gaben. Diese Schilderung des dortigen gesellschaftlichen Zustandes erklärt nun erst die so verschiedenartig geäußerte Theilnahme dieser Provinzen vom Aufstande, erklärt namentlich die Lauheit Volhyniens und somit zum zum Theil Dwernicki's letzte Expedition.

Die letzten Capitel des ersten Bandes gehen bis zur Proclamation des Reichstags kurz vor Ausbruch des Kriegs. Der ganze damalige status ist bis ins Kleinste dargelegt, man erwartet den ersten Kanonenschuß.

So viel über diesen Band; er ist fast durchgängig äußerst lobenswerth; Parteinahme ist darin, aber keine Parteilichkeit; schonungslos wird auch die große polnische Wunde, das Uneine in Einen, woran die Nation langsam verblutet, untersucht. 113.

Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. Von Alexander Bronikowski. Drei Bände. Leipzig, Brüggemann. 1832. 8. 4 Thlr. 12 Gr. *)

Der Verf. dieses Romans hat in seiner Schriftstellerlaufbahn manchen wunderlichen Einfall verwirklicht und durch die ihm zu Theil gewordene Gabe der Rede der Lesewelt eingänglich gemacht. Auch sind wir in unserer Zeit und auf dieser Bahn an Maßlosigkeiten und Seltsamkeiten so gewöhnt, daß nicht leicht irgend etwas allzu seltsam und allzu maßlos erscheint. Ein seltsamerer, verkehrterer, geschmackloserer und widersinnigerer Plan aber mag vor ihm wol nicht in irgend Jemandes Kopf entsprungen, oder zu Papier gebracht, oder endlich gar dem Preßbengel anvertraut und der unersättlichen Lesegier als Futter dargeboten worden sein, als der Plan zu dieser „Beate" ist.

Die hier verarbeitete Geschichte zerfällt in zwei ganz heterogene Hälften. Zu der ersten, einer peinlichen Criminalhistorie, bot die Geschichte der teuflischen Giftmischerin Gottfried zu Bremen den äußerst kunstgerechten und empfehlenswürdigen Stoff dar; zu der zweiten aber die Freiheitsideen und die Doctrinen des pariser Clubs. Die Verbindung zwischen diesen beiden, anscheinend so heterogenen Elementen wird dadurch herbeigeführt, daß Beate nach dem gottseligen Ende ihrer Doppeltgängerin als des Teufels Verbündete, als „personificirte Cholera" durch die Welt fährt, diese, mit Beistand ihres Herrn Waffenbruders, in Zwiespalt und Zerwürfniß aufregt, sie verwüstet und alle die seinen Künste jener syllogistischen Schule spielen läßt, um den Frieden auf immerdar aus der Welt fortzuscheuchen, was ihr denn auch gelingt und einen fürchterlichen Umsturz zu Wege bringt.

Hat man nun jemals etwas Poetischeres erlebt, als einen solchen Plan? Wo ist der Roman, der sich an Weisheit, Umfassenheit und Annehmlichkeit, an Belehrung und Unterhaltung mit diesen drei Bänden messen kann? Ohne uns auf die Beantwortung dieser Fragen einzulassen, gestehen wir, daß wir nicht begreifen, welche Krankheit der Bronikowski'schen Muse auf einmal zugestoßen sei. Ist es Hyperſthenie oder Asthenie? Ist sie vom Schlage getroffen, oder stirbt sie an einer allgemeinen Blutentzündung, an einer totalen Entmischung der Säfte? Wie dem auch sei, gewiß ist nur so viel, daß sie sich in das, aller Kunst feindselige Gebiet des Maß- und Gesetzlosen verloren, auf jedes Kunstgesetz Verzicht geleistet und sich dem blinden Zufall als Wegweiser überlassen hat.

Wenn unsern Lesern dies schon aus der kurzen Andeutung von dem Plane dieses überseltsamen Werkes deutlich geworden sein mag, so wird ein flüchtiger Ueberblick des Inhalts dieser „grausamen" Kunstschöpfung nicht ermangeln, sie vollends aller Zweifel zu überheben.

Der Roman beginnt nach einer überaus verbrauchten erklärenden Einleitung, wie der Verf. zu dem Manuscripte gekommen sei, nämlich auf einer Auction, damit, uns Frau Beate Bilsen, die junge und noch liebenswürdige Witwe eines Gildemeisters in einer ungenannten reichsfreien Stadt, in der Kirche darzustellen. Wir sehen anfangs eine vollkommene Beate in ihr, gerade so scheinfromm, mild, wohlthätig, gottselig und kunsterfahren, wie die furchtbare Lebensgeschichte der Giftmischerin Gottfried dies, zum wahren Entsetzen jedes Nachdenkenden, von jenem menschlichen Ungeheuer erzählt. Dieser erste Theil des Romans ist in jenem, wie sollen wir sagen, steifen, langweiligen, unerträglichen, kurz in jenem freireichsstädtischen Styl geschrieben, für den der Verf. dermalen eine gar große Vorliebe verräth. Allmälig, aber sehr allmälig wird dem Leser, welcher gewiß schon zu gähnen anfängt und der hier die allerunbedeutendste Alltagsgeschichte zu wittern glaubt, allmälig, sagen wir, wird ihm die bodenlose Heuchelei unserer gottseligen Heldin offenbar. Plötzlich nun platzt die Bombe, das ganze bisherige Gebäude stürzt in Trümmer, und wo es stand, öffnet eine wahre Hölle ihren gähnenden Schlund. Des Verf. Motto aus Müllner's „Schuld":

Ja, der Hölle falber Schein
Leuchtet in die Nacht hinein,
Daß die Wege sichtbar werden,
Die der Teufel geht auf Erden.

wird erfüllt. Beate zeigt sich als Teufelsbraut; ihr Bräuti-

*) Auch unter dem Titel: Neue Schriften von Alexander Bronikowski. Elfter bis dreizehnter Band.

gam aber stellt sich als Herr Nathaniel Schwarz dar, der sie mit der heiligen Justiz in unangenehme Berührung bringt, und zwar auf folgende geistreiche Weise: Herr Nathaniel erscheint nämlich als ein alter Geschäftsfreund des seligen Herrn Bilsen aus Ostindien, mit einer Foderung von 10,000 Thlrn. bei seiner ehrsamen Witwe, die, von ihm aufs Heftigste gedrängt, ihre Schuld durch eine nach ihrer Art gewürzte Mahlzeit zu bezahlen beschließt. Allein mein Herr Nathaniel verschluckt mit ungeheuerm Appetit sowol Bilsenkraut wie Mäusebutter, Sublimat wie Blausäure, und die ahnungsvolle Witwe fällt darüber in Ohnmacht. Nun nimmt Herr Nathaniel das Wort, zeigt sich ihr als ihr alter Verbündeter, steigt auf das Katheder, und liest ihr, mit einer merkwürdigen Vergessenheit seiner Rolle, den Text über ihre Schandthaten. Ein Friedensvertrag ist die Folge davon; dennoch aber fällt es dem Hrn. Schwarz, der sich die Blausäure so trefflich hat schmecken lassen, plötzlich in der Nacht ein, daran zu sterben. Seine Leiche wird gefunden, seine Reichthümer werden vermißt, und Frau Beate muß ins Gefängniß. Eine gräßliche Vision verräth uns hier alle ihre Schandthaten; sie hat, wie ihr menschliches Conterfei in Bremen, ihre Aeltern, ihre Kinder, ihren Gatten, ihren Bräutigam, ihre Pfleglinge unter den Armen, ihre Dienerin, kurz Freund und Feind vergiftet, und aus Bosheit gethan, was Jene meistens aus Dummheit (wie in d. Bl. f. Zeit sehr gut entwickelt worden) gethan hat. Ihr Proceß nimmt eine schlimme Wendung; da erscheint Hr. Nathaniel wieder als Advokat und Defensor, schließt einen Pact mit Beaten, wonach sie ihm als „Cholera" dienen soll, setzt ein Trugbild an ihre Stelle und entflieht mit ihr zum Kerkerfenster hinaus. Wir finden Beide, nachdem sie, als reisende Fürsten, der Hinrichtung ihres Popanzes beigewohnt haben, bei Paris wieder, und zwar bedient von einem häßlichen Mohren, der als Nathaniels Diener schon anfangs mitauftrat, und der Niemand anders ist, als der selige Batu-chan, mongolischen Andenkens.

Wir müssen dem Leser überlassen, ob er in einem solchen Entwurf auch nur eine Spur künstlerischen Verstandes, oder überhaupt einer gesunden Phantasie, eines prüfenden, abwägenden, auswählenden Urtheils zu entdecken vermag, oder ob er darin nicht vielmehr ein verwegenes Hinstellen des ersten besten Einfalls, ohne alle Prüfung und Erwägung, in dünkelhafter Selbstgefälligkeit mit uns erkennt. Der Verf. erzählt das Langweilige ernsthaft, das Ernsthafte langweilig. Wir sind überzeugt, daß es ihm, als er zu schreiben anfing, nicht einfiel, ein Märchen zu liefern, die ersten 150 S. seiner Erzählung haben durchaus nichts von Dem, was zum Charakter eines Märchens gehört; dieser Einfall ist ihm erst mitten im Schreiben gekommen. Und welch ein Märchen liefert er nun? Man sollte glauben, es sei nach so vielen deutschen Schilderungen des Teufels leicht, diesen Herrn doch einigermaßen erträglich darzustellen — unserm Verf. mißglückt dies Bild völlig und gänzlich. Wie z. B. kann Nathaniel dergestalt aus der Rolle fallen, daß er seinen Verbündeten über ihre Unthaten sentimentale Verhaltungen macht? Dergleichen Schnitzer würde der selige Hoffmann, der Portraitmaler der Hölle, sich niemals zu Schulden kommen lassen. Wie arm, wie phantasielos ist weiterhin sein ganzes Verhalten? Nichts ist jämmerlicher als ein dummer Teufel, und Nathaniel ist der dümmste Gesell dieser Art, der uns je begegnet ist.

So viel über die erste Hälfte dieses unbegreiflich verunglückten Werks. Sie ist im höchsten Grade langweilig und verkehrt, ja die sonst ziemlich schwunghafte Phantasie des Verf. erscheint hier auf einmal so mattherzig, so gelähmt, daß er sich nicht scheut, uns 20 Seiten hindurch mit dem unerträglichen Geschwätz eines neuchristlich-jüdischen Wucherers in Judendeutsch zu unterhalten, was wirklich die allerchristlichste Geduld zu erschöpfen hinreicht.

In der zweiten Hälfte betritt der Verf. ein ganz anderes Gebiet, das der Politik —, doch, wie wir leider hinzusetzen müssen, wo möglich noch unglücklicher als das ebenverlassene des Romans. Die Geschichte ist über alle Maßen langweilig und mit aller Mühe, die wir aufgewendet haben, ist es uns nicht gelungen, weder aus Dem, was der Verf. will und bezweckt, klug zu werden, noch überhaupt auf irgend eine eigne und selbständige Ansicht der Dinge zu treffen. Nachdem der Teufel Frau Beaten als „schwarzen Tod und Cholera" engagirt hat, unterrichtet er sie von Dem, was durch ihre Mitwirkung geschehen soll: „Da nun einmal alles von Herstellung der Menschenrechte schwatzt, so mag es darum sein", sagt er, und „zwar nicht im Maß, sondern im Uebermaß"... Es sollen unter den Vertheidigern jener Rechte solche aufstehen, welche meinen, gar kein Recht sei das allerbeste Recht. Ein Jeglicher wähne, Alles sei an unrechter Stelle, so lang er selbst sich nicht an der befindet, zu der er sich berufen glaubt; Jeder der Millionen verwerfe das Festgestellte, auf daß bei jeder Ordnung Millionen Wünsche einer dem andern widerstreben, und Millionen Mal Millionen Versuche das Wahnbild des Einzelnen an ihre (!) Stelle setzen, an ihr rütteln und sie umwerfen Mal für Mal, bis keiner mehr weiß, woran er ist, noch was er darf, noch was ihm taugt.... Und damit die Flut sich nicht ebene, soll ihnen, wie Jene Alles fodern, Alles verweigert werden.. Also soll es sich begeben, daß über alles Wollen Keiner mehr weiß, was er will, und Diejenigen, welche es hier und dort klar machen möchten, sollen verspottet und verketzert werden.. Die außer ihrem Recht auch noch ein anderes erkennen, sollen verschrien werden u. s. w. Und während die Verwirrung so groß ist und das Dunkel so dicht, daß selbst der reine Sinn u. s. w. soll doch Jeder meinen, das Recht stehe bei ihm, und Niemand habe Verstand, als er selbst und seine Freunde. Dann aber ist es an der Zeit, daß die asiatischen Weltverbesserer heranrücken in gewaltigen Scharen, und dann werden sie wol kraftlose Arme finden, und Schwert und Peitsche werden wiederum an der Tagesordnung sein u. s. w." Aus dieser geistreichen Apostrophe ersieht der Leser so viel, daß der Verf. dem „Juste milieu" das Wort zu reden gesonnen ist; ein ganz vortreffliches Thema — nur scheint uns etwas mehr Wissen und etwas mehr Verstand dazu zu gehören, es glücklich durchzuführen, als die nachfolgende Darstellung bekundet. Der Verf., welcher jetzt einmal auf dem Gebiete des Märchens war, mußte zu seinem Zweck einen ganz andern Schwung nehmen, und nicht wieder, wie ihm geschieht, in eine Erzählung kleinlicher Intriguen und jämmerlicher Abenteuer, die obenein höchst langweilig sind, zurückverfallen. Es mußte, mit einem Worte, bei einer großen und kräftigen Allegorie bleiben, wenn er sich Wirkung versprechen wollte. Statt einer solchen verliert er sich wieder in eine kleinliche, nichts weniger als ansprechende Geschichte. Das Volk, bei dem diese Verwirrungen vorgehen (Frankreich), geht freilich zu Grunde; aber es ist keine Nothwendigkeit dieses Untergangs vorhanden. Nathaniel, seine Braut Beate und der Mohr Batu aber erheben sich in die Lüfte und Gott sei Dank! rufen wir ihnen nach.

Dies völlig verunglückte Werk ist schwer zu charakterisiren. Das Märchen ist eine für sich beständige, sehr achtbare Gattung. Allein in roher Nebeneinanderstellung mit der Geschichte verliert es Bedeutung und Kunstwerth. Der Verf., der ursprünglich gewiß einen Roman schreiben wollte, ist, er mag selbst nicht wissen wie — ins Märchen gerathen; aber hier hat ihm seine Phantasie den Dienst aufgekündigt, und er hat ein Werk geliefert, das uns geeignet scheint, auch dem festesten Autor einen wahren Todesstoß zu versetzen. Die Zeiten leichter und glücklicher Erfindung sind, so fürchten wir, für ihn vorüber, seine einst volltönige Rede ist ein Lallen, seine Stimme ist zum Röcheln geworden und ein schweres Asthma verkündet ein baldiges Ende des Autors. Tretet herzu, ihr Freunde, und setzt an ihm ein Opfer der — Vielschreiberei! 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 304. — 30. Oktober 1832.

Sämmtliche Schriften von Johanna Schopenhauer. Vierundzwanzig Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Leipzig, Brockhaus. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1830—32. 16. Subscriptionspreis 12 Thlr.

Ref. gehört nicht zu der Zahl der Eiferer, welche die Schriftstellerei der Frauen verabscheuen und verurtheilen, und ihre Thätigkeit auf Küche und Waschhaus, auf die ämsige Sorge für das körperliche Bedürfniß beschränken möchten. Das Leben der Menschheit bildet sich immer mehr zu einer überwiegend geistigen Existenz heran, an der die weibliche Hälfte derselben Theil zu nehmen befugt und berufen ist. Auch sie muß dazu gebildet werden, und dieses kann auf keine leichtere und bessere Weise geschehen, als wenn vorzüglich begabte, geist- und kenntnißreiche Frauen Das, was sie von dem allgemeinen Schatz des Wissens und der Kunst zu ihrem Eigenthum gemacht, ihrem Geschlechte durch den Druck zugänglich und erfaßlich machen. Den Frauen fehlt es im Allgemeinen so wenig als den Männern an einer feinen und scharfen Beobachtungsgabe, ja sie besitzen sie oft in einem höhern Grade als diese, und sie wissen das Angeschaute nicht minder richtig und gefällig darzustellen, wenngleich die eigentliche poetisch schaffende Kraft bei ihnen nicht so häufig als bei den Männern gefunden wird. Mag auch den bessern Schriftstellerinnen immerhin das Vermögen fehlen, Werke der Kunst aufzustellen, die durch alle Zeiten bewundert werden, so werden sie doch vorzüglich dazu geeignet sein, für die weibliche Mitwelt als Vermittlerinnen aufzutreten, durch welche diese mit feinem Gefühl und richtigem Takt in das Gebiet des Schönen und Wissenswerthen eingeführt und heimisch gemacht wird. In dieser Sphäre hat Johanna Schopenhauer in einer langen Reihe von Jahren sich ungemeine Verdienste und einen unbestrittenen Ruf in unserer Literatur erworben, weshalb wir die gegenwärtige Sammlung ihrer Schriften fröhlich und freundlich willkommen heißen.

Der weiblichen Lesewelt vorzüglich möchte Ref. dies anmuthige Körbchen empfehlen, worin die schönen Frucht- und Blumengaben einer treuen fleißigen und verständigen Gärtnerin so zierlich und geschmackvoll geordnet zu einem ebenso angenehmen als heilsamen Genuß einladen. Weil aber die schönen Leserinnen aus kluger Vorsicht nicht leicht nach einer dargebotenen Gabe die Hand ausstrecken, ohne zuvor etwas näher zu betrachten, was ihnen gereicht wird, so wird es zweckmäßig sein, Alles einzeln herauszunehmen und ihnen den Inhalt und seine guten Eigenschaften anzudeuten.

Die ersten beiden Bändchen enthalten das „Leben Karl Ludwig Fernow's". Dieser Gelehrte hat sich durch seine trefflichen Werke über die bildenden Künste und deren Geschichte, sowie durch seine tiefe Kenntniß der italienischen Literatur und Sprache, die er durch seine Grammatik und die Herausgabe der italienischen Classiker bekundete, einen dauernden Ruhm erworben. Aber dies ist es nicht allein, wodurch die Geschichte seines Lebens die höchste Theilnahme gewinnt, sondern vornehmlich durch die Festigkeit und Liebenswürdigkeit seines Charakters, die ihn, den Sohn eines armen Bauern, durch vielfache Drangsale eines von allen Seiten beengten Lebens zu diesem schönen Ziele führte, und ihn in den höhern und höchsten Kreisen des Lebens warme und hülfreiche Freunde finden ließ. Zu diesen gehörte die Verf., die durch diese Lebensgeschichte nicht nur ihm, sondern auch sich selbst ein schönes Denkmal setzte. Das Buch ist in einem reinen und angenehmen Style geschrieben, belebt von der Wärme des Gefühls, von welchem die Verf. durch ihre Freundschaft für Fernow erfüllt war, und hat dadurch, daß es großentheils aus den eignen Tagebüchern, Briefen und mündlichen Mittheilungen des Verstorbenen zusammengestellt ist, das Verdienst der Genauigkeit, Vollständigkeit und Lebendigkeit in hohem Grade erreicht, wodurch es für Gebildete und selbst Solche, die Fernow nicht kannten und seinen Bestrebungen weniger nahe stehen, stets von großem Werthe bleiben muß. Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß dieses Werk das erste ist, mit welchem Joh. Schopenhauer öffentlich auftrat und sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte, daß also die Pietät gegen einen geliebten Freund ihr zuerst die Feder in die Hand gab, die sie seitdem mit so glücklichem Erfolge zu führen wußte.

Der dritte Band enthält unter dem Titel: „Ausflucht nach dem Rheine", die Beschreibung einer Reise, welche die Verf. im ersten Jahre nach dem in Deutschland wiedererblühten Frieden in jene schönen Gegenden unsers Vaterlandes unternahm. Heiterkeit und sinnige Beobachtung begleiten sie überall; Naturschönheiten, geselliges Leben und Gegenstände der Kunst, vorzüglich der

Mayor, the commissioners, and the public shall have access thereto at all reasonable times.

Sec. 3. The commissioners shall keep a record of their proceedings, which shall be open to the inspection of the public at all reasonable times.

Sec. 4. The commissioners shall have power to make such by-laws, rules and regulations for the management of the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 5. The commissioners shall have power to lay out the said cemetery into lots, avenues, walks and squares, and to sell the lots for the purpose of interment, and to execute deeds therefor, and to receive the purchase money therefor, and to apply the same to the purposes of the said cemetery.

Sec. 6. The commissioners shall have power to appoint a treasurer, secretary, superintendent, and such other officers as they may deem necessary, and to remove them at pleasure, and to fix their salaries, and to require such security from them as they may deem proper.

Sec. 7. The commissioners shall have power to receive and hold any property, real or personal, which may be given, devised or bequeathed to them for the purposes of the said cemetery, and to apply the same to the purposes of the said cemetery, according to the terms of the gift, devise or bequest.

Sec. 8. The commissioners shall have power to borrow money for the purposes of the said cemetery, and to mortgage the property thereof for the repayment of the same, and to apply the money borrowed to the purposes of the said cemetery.

Sec. 9. The commissioners shall have power to make such improvements in the said cemetery as they may deem necessary, and to erect such buildings thereon as they may deem necessary for the purposes of the said cemetery.

Sec. 10. The commissioners shall have power to make such contracts as they may deem necessary for the purposes of the said cemetery, and to sue and be sued in their corporate name.

Sec. 11. The commissioners shall have power to make such assessments upon the lots in the said cemetery as they may deem necessary for the purposes of the said cemetery, and to collect the same by distress and sale of the goods and chattels of the owners of the lots, or by any other means which they may deem proper.

Sec. 12. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the interment of bodies in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 13. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the visitation of the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 14. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the protection of the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 15. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the preservation of the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 16. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the ornamentation of the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 17. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the planting of trees and shrubs in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 18. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the erection of monuments and tombstones in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 19. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the removal of bodies from the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 20. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the sale of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 21. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the transfer of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 22. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the repurchase of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 23. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the disposal of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 24. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the forfeiture of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 25. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the reversion of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 26. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the escheat of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 27. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the vesting of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 28. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the conveyance of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 29. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the mortgage of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 30. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the lease of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 31. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the assignment of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 32. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the devise of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 33. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the bequest of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 34. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the gift of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 35. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the sale of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 36. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the transfer of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 37. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the repurchase of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 38. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the disposal of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 39. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the forfeiture of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 40. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the reversion of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 41. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the escheat of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 42. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the vesting of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 43. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the conveyance of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 44. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the mortgage of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 45. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the lease of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 46. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the assignment of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 47. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the devise of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 48. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the bequest of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 49. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the gift of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 50. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the sale of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 51. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the transfer of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 52. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the repurchase of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 53. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the disposal of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 54. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the forfeiture of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 55. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the reversion of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 56. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the escheat of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 57. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the vesting of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 58. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the conveyance of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 59. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the mortgage of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 60. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the lease of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 61. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the assignment of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 62. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the devise of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 63. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the bequest of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 64. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the gift of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 65. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the sale of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 66. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the transfer of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 67. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the repurchase of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 68. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the disposal of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 69. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the forfeiture of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 70. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the reversion of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 71. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the escheat of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 72. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the vesting of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 73. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the conveyance of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 74. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the mortgage of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 75. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the lease of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 76. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the assignment of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 77. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the devise of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 78. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the bequest of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 79. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the gift of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 80. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the sale of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 81. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the transfer of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 82. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the repurchase of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 83. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the disposal of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 84. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the forfeiture of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 85. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the reversion of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 86. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the escheat of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 87. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the vesting of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 88. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the conveyance of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 89. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the mortgage of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 90. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the lease of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 91. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the assignment of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 92. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the devise of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 93. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the bequest of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 94. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the gift of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 95. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the sale of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 96. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the transfer of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 97. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the repurchase of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 98. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the disposal of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 99. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the forfeiture of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 100. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the reversion of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 101. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the escheat of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 102. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the vesting of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 103. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the conveyance of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 104. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the mortgage of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 105. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the lease of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 106. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the assignment of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 107. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the devise of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 108. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the bequest of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 109. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the gift of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the said cemetery.

Sec. 110. The commissioners shall have power to make such rules and regulations for the sale of lots in the said cemetery as they may deem necessary, and to alter, amend or repeal the same, and to impose penalties for the breach thereof, not exceeding twenty dollars for any one offence, which penalties may be recovered before any justice of the peace, on the complaint of any person, and shall be paid to the treasurer of the said commissioners for the use of the

gründlicher Kenner des sächsischen Staatsrechts bekannt ist, überdem als Kind der Gegenwart zur reinern und treuern Auffassung und Darstellung der neuen Verhältnisse geeigneter sein möchte, als der seiner ganzen Bildungsgeschichte und seinem Ideenkreise nach einer frühern Zeit angehörende Verstorbene, einem Bedürfnisse, das sich immer fühlbarer machen wird, mit demselben, wo nicht mit mehr Glück abhelfen könnte.

Doch wir kehren zu dem Werke zurück, mit welchem wir unsere Leser, so weit es Raum und Zweck d. Bl. gestattet, in Folgendem näher bekanntzumachen gedenken.

Was zuvörderst das politische Glaubensbekenntniß des Verf. anlangt, nach welchem man in Zeiten des Parteikampfes zuerst zu fragen gewohnt ist, so tritt dasselbe freilich bei einem Werke vorliegender Art, welches ins Einzelne und auf Streitfragen, bei welchen erst die Verschiedenheiten der Meinungen in ihrer ganzen Schroffheit erscheinen, einzugehen nicht bestimmt ist, weniger auffallend hervor. Wir finden auch blos in der Vorrede einige ausdrückliche Worte, welche darauf hinzielen, indem der Verf. hier erklärt, daß er von dem Standpunkte keiner Partei aus gedacht und geschrieben, sondern nur den Gesichtspunkt des Rechts und der Zweckmäßigkeit ins Auge gefaßt habe.

Allein wenngleich das Streben des Verf. nach gänzlicher Unparteilichkeit nur zu loben und auch in seinem Werke ein hoher Grad von Leidenschaftlosigkeit nicht zu verkennen, so sind wir doch der Meinung, daß uns Erdenkindern in irdischen Verhältnissen eine gänzliche Parteilosigkeit unmöglich ist. Nur der körperlose Geist kann auf diesen erhabenen Standpunkt, von welchem aus die menschlichen Dinge in reinster Objectivität, alles trügerischen Glanzes entkleidet, erscheinen, Ansprüche machen. Auch der geistigste Mensch vermag sich der Menschlichkeit nie ganz zu entäußern, und wird die Dinge stets durch die Gläser betrachten, welche seine Subjectivität ihm vorhält.

Soll aber von politischen Parteien überhaupt die Rede sein, so bilden auch Diejenigen, welche sich für parteilos halten, eine Partei, sie bilden eben die Partei der Parteilosen, oder wie man sie gewöhnlich nennt, der Gemäßigten, das sogenannte juste milieu. Diese Partei ist an und für sich ebenso lobenswerth als uralt. Jeder Verständige wird es zur Aufgabe seines Lebens machen, in allen Dingen so viel möglich das wahre Ziel, die rechte Mitte zu treffen und das richtige Maß zu halten. Wer hat nicht schon die Wahrheit des alten Sprichworts: „Mittelstraß' das beste Maß" und der Worte: „Die Wahrheit liegt in der Mitte", aus eigner Erfahrung erprobt? Allein, abgesehen davon, daß das objective Erkennen der rechten Mitte so schwierig ist, daß vielmehr Jeder, vermöge seiner Individualität, sie bald mehr rechts, bald mehr links placirt, so können wir dem politischen Systeme, welches in neuester Zeit sich den Namen der „richtigen Mitte" angemaßt hat, am wenigsten in der Zeit des Kampfes zwischen der Partei des Fortschreitens und des Widerstrebens beitreten. Wir halten es vielmehr für heilige Pflicht eines jeden Freundes der Civilisation, auch Dessen, der von der Verwirklichung einer idealern Ausbildung des Staats nach den Grundsätzen des Vernunftrechts abstrahirt und nur Recht und Zweckmäßigkeit als zu erstrebendes letztes Ziel aufstellt, so lange der Kampf mit der Stabilitäts- und Reactionspartei dauert, für die Sache kämpfen zu helfen, deren Sieg allein die Erreichung vollkommnerer Staatsformen, zweckmäßigerer Einrichtungen und eines geordnetern Rechtszustandes sichert. Erst wenn der Kampf vorüber, erst wenn die mächtigen, mit offenen und geheimen Mitteln so reichlich versehenen Gegner besiegt sind, wird es Zeit, seine Stimme gegen den Misbrauch des errungenen köstlichen Gutes vernünftiger, dem Stande unserer Cultur angemessener Freiheit zu erheben. Erst dann wird es Zeit, einer edeln Begeisterung mit der Stimme kalter Ueberlegung entgegenzutreten und zur Ruhe und Parteilosigkeit zu ermahnen, welche früher Verrath an der guten Sache ist und den Gegnern jedes freiern Aufschwungs nur zur Unterdrückung desselben die Brücke baut.

Die allgemeine Einleitung (S. 1—11), welche der Verf. seinem Werke vorausschickt, gibt uns zuerst den Begriff und den Zweck, welchen derselbe mit einer Encyklopädie der Staatswissenschaften verbindet. Er hält für die Aufgabe dieser Wissenschaft die Entwickelung des innern Zusammenhanges der einzelnen staatswissenschaftlichen Disciplinen und ihrer Beziehungen zu einander, beides aus dem Zwecke derselben abgeleitet. Er wirft sodann einen Blick auf die Geschichte der wissenschaftlichen Behandlung der Staatswissenschaften, und zeichnet mit wenigen aber treffenden Zügen ihre Schicksale bis auf unsere Zeiten. Demnächst geht er auf den Begriff der Staatswissenschaften selbst über, worunter er alle Wissenschaften versteht, die sich auf die Erreichung der Zwecke des Staats beziehen. Dieser Begriff möchte wol zu weitumfassend sein, wenn ihn nicht später der Verf. selbst dahin limitirt, daß er eine unmittelbare Beziehung vor Augen gehabt. Sonst würde er auch nicht blos die Kameralwissenschaften, sondern auch das Natur- und Völkerrecht sowie die Nationalökonomie mit in den Kreis der Staatswissenschaften haben aufnehmen müssen. Die Kameralwissenschaften aber zählt er zu den Disciplinen, die gewisse allgemeine Grundsätze der Staatswissenschaften auf das Besondere, gewisse für das Ganze berechnete Regeln auf das Einzelne anwenden, das Natur- und Völkerrecht, sowie die Nationalökonomie zu den unmittelbaren Vorbereitungslehren und zugleich, sowie die Geschichte, Geographie und Diplomatik, Philosophie und Rechtswissenschaft zu den Hülfswissenschaften. Die Staatswissenschaften selbst aber theilt er in zwei Haupttheile, nämlich I. in solche, die das innere Staatsleben (S. 14—206), und II. in solche, die das äußere betreffen und die Staatenwelt in Betrachtung ziehen (S. 207—282). Jeder dieser Haupttheile zerfällt wieder in fünf Unterabtheilungen, deren Eintheilungsgrund, Zusammenhang und Verhältniß zum Ganzen, bei encyklopädischen Darstellungen sehr zu berücksichtigenden Punkten, wir mit des Verf. eignen Worten nachweisen wollen.

„Die Erstern (nämlich diejenigen Staatswissenschaften, welche das innere Staatsleben betrachten) suchen", sagt der Verf. im vierten Paragraph, „theils aus den höchsten Zwecken des Staats seine Rechte und Pflichten zu entwickeln (phil. Staatsrecht, S. 14—34); theils beschäftigen sie sich mit den Mitteln, diesen Zwecken sich anzunähern (Politik, zu der als Ausführungen einzelner Theile auch Polizeiwissenschaft, Staatswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft gehören, S. 35—113); theils endlich prüfen sie die Wirkungen, welche das in der Vergangenheit beobachtete Verfahren (wie die Geschichte der europäischen Staatsformen es darstellt, S. 114—132) auf die heutige Lage der Staaten äußert. Deshalb stehen die Darstellung der Verfassung und Verwaltung der heutigen Staaten (S. 133—188) und die Statistik (S. 189—206) gewissermaßen in der Mitte, und sind für die Theorie des innern Staatslebens ebenso wichtig, wie für die Praxis im Aeußern. Im Kreise der Staatenwelt (die zweite Hauptabtheilung des Verf.) aber leitet das philosophische Staatenrecht (S. 207—216) die Rechte der Staaten aus ihren Grundzwecken ab, und wie sie zu vertheidigen seien, das zeigt die Staatenpolitik (S. 217—226). Wie aber jene Rechte im Leben der heutigen Staaten sich gestalten, lehrt die Geschichte des europäischen Staatensystems (S. 227—261), die zugleich darstellt, wie die gegenwärtig gültigen Grundsätze des öffentlichen Verkehrs und der rechtlichen Verhältnisse unter den Staaten (das praktische europäische Völkerrecht, S. 262—275, von dem die Diplomatie nur ein Theil ist, und das positive Staatenrecht, S. 276—Ende) sich ausbilden konnten."

Die nähere Begründung dieses Systems, an welchem vielleicht auf den ersten Blick manches nicht ganz einleuchtend und gerechtfertigt erscheint, finden wir später bei der Abhandlung der einzelnen Disciplinen selbst auf befriedigende Weise beschafft. Wir wollen von diesen letztern nur Eine herausheben, welche vorzugsweise, der ihr gegebenen Ausdehnung, nominellen Bezeichnung und Stellung nach, vielleicht auffallen könnte. Wir glauben aber, daß sie sich in allen drei Rücksichten nicht nur vollkommen vertheidigen läßt, sondern, daß im Gegentheil der Verf.

sich durch die ganze Art und Weise der Behandlung dieser Disciplin den Dank zahlreicher Leser seines Werks verdient und diesem selbst einen besondern Werth hinzugefügt hat. Wer sich in den bestehenden staatsrechtlichen Verhältnissen der europäischen Staaten umsehen will, ohne zu tiefern Studien Zeit und Lust zu haben, findet hier eine bei großer Kürze möglichst erschöpfende Zusammenstellung der Hauptgrundlagen und der wichtigsten Normen, nach welchen Verfassung und Verwaltung in den verschiedenen Staaten Europas, unter welche der Verf. hier mit Recht auch die nicht constitutionnellen aufgenommen hat, geregelt wird. Fühlt der Leser das Bedürfniß, sich über die Verhältnisse des einen oder des andern Staats gründlicher zu belehren, so weist ihm der Verf. die Quellen nach, wo er seinen Durst aufs Beste und Vollkommenste stillen kann. So passend die Ausdehnung ist, welche dieser Disciplin gegeben, ebenso entsprechend ist auch die Benennung, mit welcher sie bezeichnet wird. Sie wird gewöhnlich mit dem Namen des positiven europäischen Staatsrechts belegt. Ein solches existirt aber, bei Lichte besehen, in rerum natura gar nicht, und läßt sich bei der großen Verschiedenartigkeit der europäischen Staatengesellschaft nach Ursprung, Charakter, Sitte u. s. w. ebenso wenig entwerfen, als eine allgemeingültige Verfassung. Die in dieser Art der Darstellung gemachten Versuche verfehlen ihren Zweck gänzlich, da sie weder in Bezug auf das Ganze etwas allgemein Anwendbares oder selbst nur Ersprießliches liefern, noch ein deutliches Bild von irgend einem der darunter begriffenen einzelnen Staaten geben. Man hat deshalb auch in neuern Zeiten diesen Weg bereits verlassen und sich mehr an das Herausheben der in den einzelnen Staaten wirklich bestehenden Einrichtungen gehalten, als an eine allgemeine daraus zusammengeschmolzene Deduction von Rechten und Pflichten. Es leidet aber keinen Zweifel, daß für eine solche Behandlungsart der vom Verf. gewählte Name dieser Disciplin um Vieles bezeichnender ist als der, welchen man ihr früher beizulegen gewohnt war. Was endlich die Stellung dieser Wissenschaft anlangt, so glauben wir mit dem Verf., daß er ihr keine glücklichere habe anweisen können. Aus der vorhergehenden Geschichte der europäischen Staatsformen ersieht man, wie aus dem Entschwundenen sich das Bestehende entwickelt, und welch genauer und inniger Zusammenhang Vergangenheit und Gegenwart verknüpft. Zu der nachfolgenden Statistik aber bietet der in der Mitte liegende Abschnitt die nothwendigen Grundlagen dar, durch welche die gegenwärtige wirkliche Beschaffenheit der Staaten nach allen Seiten hin bedingt ist. Die rein objective Auffassung und klare Darstellung ist dem Verf. in diesem Abschnitte seines Werkes am besten gelungen, während es derselbe in den frühern an Belegen zu unserer Ansicht von der Unmöglichkeit einer solchen gänzlichen Parteilosigkeit, wie derselbe sie sich zur Aufgabe gestellt, nicht fehlen läßt. Besonders unparteiisch und richtig scheint er uns die Verhältnisse des preußischen Staates zu würdigen. Er erkennt zwar die Vorzüge, welcher Preußen hinsichtlich der Verwaltung sich zu erfreuen hat, und die wichtigen Fortschritte zum Bessern, welche es durch die Edicte vom 9. Oktober 1807 und 14. September 1811, die die Fesseln des Grundeigenthums lösten, und die Städteordnung, sowie durch den praktisch befolgten Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz gemacht hat, bereitwillig an, weist aber zugleich auch das Mangelhafte der Verfassung, und namentlich das Ungenügende der Provinzialstände nach und spricht die gewiß allein richtige Ueberzeugung aus, daß nur da, wo man im Besitz einer erschöpfenden Verfassung sei, ein vollkommenes Verwaltungssystem sich begründen lasse.

Zum Schluß wollen wir noch als etwas sehr Zweckmäßiges erwähnen, daß der Verf. uns nicht, wie so viele Gelehrte thun zu müssen glauben, mit der ganzen Masse einer nutzlosen Literatur überhäuft, sondern hier durch eine passende Auswahl sich ein besonderes Verdienst erworben hat. 132.

Uebersetzersünden.

Wie nachlässig und übereilt die ausländischen Werke jetzt von den meisten Uebersetzern behandelt werden, ist den Gebildeten nicht unbekannt. Die französischen Memoiren der neuesten Zeit haben vorzugsweise das Schicksal, entstellt und verunstaltet zu werden, so vor Kurzem die Memoiren Lavalette's, der Herzogin von Abrantes und neuerdings die Memoiren Ludwigs XVIII., welche vom Herzoge von D. im Auftrage des Verf. herausgegeben und von Dr. Karl Wilh. Schiebler in diesem Jahre übersetzt sind. Mit der Echtheit oder Unechtheit dieser Denkschriften befassen wir uns jetzt nicht, aber auch einem schlechtern Buche — und wir rechnen diese Memoiren nicht zu den schlechten Büchern — gebührt größere Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Wir haben das französische Original nicht vor uns, können also auch nicht von eigentlichen grammatischen Fehlern des Uebersetzers sprechen, wie im Theile IV, S. 115: „Der Tag der Vereidung des Ballhauses" st. im Ballhause, wol aber von denen, die der Zusammenhang sehr deutlich hervortreten läßt. So wird Th. I, S. 73, der Uebers. einer etwas scandalösen Geschichte gedacht, die zwischen einer Aebtissin an „Bon-Secours" und einem „Musketier", Namens Dubourg de la Preterie, vorgefallen sein soll. Nun haben allerdings Nonnen und Aebtissinnen mitunter sonderbare Gelüste, aber hier ist nicht von einem Musketier die Rede, sondern von einem Mousquetaire du roi, die zu dem Corps der königlichen Haustruppen gehörten und von denen ein jeder in der Armee Lieutenantsrang hatte. Dies Corps ward 1775 durch den Grafen von St.-Germain aufgelöst. Nur ein solcher konnte späterhin Commissair des Königs in Languedoc werden, wie von diesem Dubourg gesagt wird. Derselbe Fehler kehrt Th. IV, S. 280, wieder, wo von dem unglücklichen Marquis von Favras gesagt wird, daß er „unter die Musketiere" getreten sei. Hiernach hätte der Marquis von der Pike auf gedient, was im damaligen Frankreich etwas Unerhörtes gewesen wäre.

Weiterhin schreibt Hr. Dr. Schiebler I, 250 u. d. „Glück" st. „Gluck", S. 169 „Levendal" st. „Löwenthal", S. 175 „Haustenbell" und „Revel" st. „Hastenbeck" und „Krefeld", er spricht S. 231 u. a. von einem „Geheimbriefe", wodurch bald eine königliche Ordonnanz, bald eine Lettre de cachet bezeichnet werden soll, dann wieder S. 169 von „Magistratualen" st. „Magistratspersonen", S. 173 von einem „Balthaser'schen Fest", was unstreitig ein „Belsazer'sches Fest" heißen muß, oder S. 291 u. d. von einem Steueramte", worunter er die Cour des aides, die Obersteuergerichte, oder die Chambres de comptes, die Oberrechenkammern, verstanden wissen will. Nicht minder undeutlich ist es, wenn vom Grafen Julius v. Polignac erzählt wird (II, 40), daß die Königin bemüht gewesen sei, ihm die Stelle eines „ersten Begleiters des Königs" statt des Grafen von Tessé zu verschaffen. Wir vermuthen, daß hier die Rede von dem premier gentilhomme du roi ist: nach den Memoiren Ségur's (Thl. I, S. 59, stuttg. Ausg.) und den Memoiren des Grafen Alex. von Tilly (Th. I, S. 107, 110) war Graf Tessé Oberstallmeister des Königs. Auch sollte Th. IV, S. 120, „La maison militaire" nicht durch „Militairhaus" übersetzt sein, da es doch die „Haustruppen des Königs" sind, der Herzog von Orleans nicht auf S. 212 zum Generallieutenant (Lieutenant général) des Königreichs gemacht und der russische Gesandte „Simolin" S. 289 als Herr von St.-Molin angegeben werden. Eine solche Verschreibung kann in alten Handschriften Stoff zu glänzenden Conjecturen geben, aber ein Uebersetzer darf sich eine solche Freiheit nicht nehmen. Das französische Original hat hier gewiß das Richtige.

Ganz neu war es uns auch in Th. IV, S. 218, zu lesen, daß Bailly am 17. Juli 1789 dem Könige Ludwig XVI. die Schlüssel von Paris in einer „rothen Schale" überreicht habe. Nach Girtanner (II, 79) geschah dies auf einer vergoldeten, silbernen Schüssel. Die Sache ist an sich allerdings sehr unbedeutend, wir führen sie auch nur an zur bessern Charakteristik des Hrn. Dr. Schiebler als Uebersetzers französischer Memoiren. 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 305. — 31. Oktober 1832.

Sämmtliche Schriften von Johanna Schopenhauer. Vierundzwanzig Bände.

(Beschluß aus Nr. 304.)

In den nächsten acht Bändchen finden wir die größern Romane der Verfasserin: „Gabriele", „Sidonia" und „Die Tante". Das Publicum und die Kritik haben diese ihnen längst bekannten Werke mit Anerkennung aufgenommen und mit Vorliebe genossen. Sie sind im eigentlichsten Sinne Frauenromane zu nennen und als solche vortrefflich, indem in jedem eine Frau als Heldin erscheint, deren Charakter in seiner ganzen Eigenthümlichkeit ergriffen und in seinen feinsten Schattirungen dargestellt wird. Gabriele ist ein zartes weibliches Wesen, das, durch Verhältnisse schon in frühester Jugend unterdrückt, in eben diesem Druck eine so große Uebung ihrer Seelenkräfte, eine so unüberwindliche Festigkeit des Gemüths erlangt, daß sie in allen fernern Bedrängnissen eines unentfliehbaren, fortwährend auf ihr lastenden Misgeschicks immer als Siegerin, Trösterin und Helferin dasteht, und selbst der Liebe, deren unwiderstehlicher Macht sie sich freilich nicht zu entziehen vermag, keine andere Einwirkung auf ihr Gemüth einräumt als die der sittlichen Verklärung und Erhöhung. Man glaube indessen nicht, daß es hier auf die Darstellung einer überspannten Tugendheldin abgesehen sei. Die Verhältnisse gestalten sich vollkommen menschlich und natürlich, und die Tugend erscheint um so anziehender, da sie als ein in wiewol schwierigen, doch häufig genug im geselligen Leben vorkommenden Verhältnissen erreichbares und beseligendes Gut in hoher Reinheit und vollkommener Anspruchlosigkeit vorgebildet wird. Auch die Verirrungen und sittlichen Verkrüppelungen der höhern Stände, der feinern Gesellschaft werden ohne parteiische Verzerrung und Uebertreibung in ruhiger Wahrheit als Das, was sie wirklich sind, als Schwächen und Krankheiten dargestellt, deren contagiösen Wirkungen die höhern Kreise sich schwer entziehen können. Den Begebenheiten fehlt es nicht an dem Reiz interessanter Verwickelung und frappanter Katastrophen, auch ist das unheimliche dämonische Element, dessen der Roman unserer Zeit nicht wohl entbehren kann, zwar nicht ganz ausgeschlossen, jedoch mit weiser Mäßigung und dergestalt benutzt, daß es immer noch auf dem Boden des realen Lebens ruht, und nicht etwa, wie bei dem sonst trefflichen und genialen Hoffmann in carikirtes Phantasiespiel ausartet. Der Charakter der Heldin ist die mit dem größten Fleiß und künstlerischer Liebe ausgemalte Hauptfigur, um welche sich freilich weniger genau, aber doch im Allgemeinen treu und glücklich gezeichnete Nebenfiguren lebendig und gefällig gruppiren. Unter den letztern ist Hippolit als eine Männergestalt auszuzeichnen, die sich nur der Phantasie eines kunstbegabten weiblichen Wesens in solcher Reinheit zu offenbaren vermochte. Sehen wir nun in Gabrielen das Bild einer Frau, die durch ein unerbittliches Schicksal in die härtesten Fesseln der Convenienz geschmiedet, mit heldenmüthiger Resignation ihre tiefsten, innigsten Gefühle zu beherrschen und dennoch bis zum Tode zu bewahren, und selbst diesem mit lächelnder Hingebung zu begegnen versteht, so finden wir dagegen in Sidonien eine anscheinend kräftigere, aber darum nicht glücklichere Frauenbildung, die dem äußern Druck der Verhältnisse mit Anstrengung und Glück widersteht. Sie opfert der Convenienz kein Gefühl, keine Gesinnung, selbst keine Meinung auf. Indem sie aber aus dem Kampf mit dem Weltlauf, mit den Alltagsmeinungen, mit dem Eigennutz und den Intriguen der Philistergemeinheit äußerlich immer als Siegerin hervorgeht, rettet sie zwar die Freiheit des Handelns, den Genuß schöner Momente, verliert aber auf der andern Seite die den Frauen so nöthige Verbindung mit dem allgemein angenommenen, unverletzbar herrschenden System der gesellschaftlichen Meinung und wird dadurch in einen Strudel von Unglück und Schmerzen gerissen, den die Verfasserin nicht mit ihrem Tode schließt, sondern vielmehr den Ausweg wählt, sie aus den Augen des Lesers verschwinden zu lassen, ohne ihm das Ende ihrer Laufbahn zu offenbaren. Auch in diesem Roman finden wir, und selbst noch häufiger als in der „Gabriele" ergreifende und gewaltsam erschütternde Scenen, und sie sind sogar noch mit größerer Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit herbeigeführt als dort. Der Maler Robert, Belmont und Georg von Falkenburg sind eigenthümliche und trefflich gezeichnete Charaktere, und die Tendenz des Romans, die Ungleichheit des Kampfes des Individuums, vornehmlich des weiblichen, mit der öffentlichen Meinung und der angenommenen Sitte, selbst wo diese schief und verdorben ist, darzustellen, ist im Ganzen wie im Einzelnen meisterlich durch-

geführt. Es scheint sonach der letztere Roman, was die Kunst betrifft, dem erstern voranzugehen; und wenn vielleicht „Gabriele" auf die mehrsten Leser einen schönern Eindruck hervorbringt als „Sidonia", so liegt dies gewiß in dem Stoff, da jene dem schönen Ideal der weiblichen Natur näher liegt, und dort der Weg der Wahrheit, hier aber der des Irrthums gezeigt werden sollte. Beiden genannten Romanen steht, nach des Ref. Gefühl, „Die Tante" bei weitem nach. Wiewol sich im Einzelnen auch hier das Talent der Dichterin nicht verkennen läßt, so tritt doch im Ganzen in der überkünstlichen Verschränkung und Verwickelung der Begebenheiten einiger Zwang hervor, dem dadurch, daß die Verfasserin sich deshalb selbst ironisirt, seine üble Wirkung nicht benommen werden kann; die Charaktere sind weniger natürlich; die mehrsten der auftretenden Figuren haben etwas Gemachtes und sind keineswegs ganz frei von romanhaftem Aufputz. Die Hauptperson Anna selbst ist zwar ein schönes Bild kraftvoller und zugleich resignirter hülfreicher Weiblichkeit, tritt aber als bloße Lenkerin der Ereignisse zu sehr in den Hintergrund. Bei der großen Masse der vorkommenden Begebenheiten, die im engen Raume zusammengedrängt erzählt werden, konnte bei einzelnen Partien eine gewisse Trockenheit und Flüchtigkeit nicht vermieden werden. Demungeachtet bietet auch dieser Roman durch viele lebendige Schilderungen und scharfe Blicke in das menschliche Leben, durch einen mannichfachen Wechsel interessanter Ereignisse vielen Reiz und würde, wenn er nicht so schöne Vorgänger als „Gabriele" und „Sidonia" zu Nebenbuhlern hätte, für sich allein der Verf. den Ruhm einer vorzüglichen Dichterin in dieser Gattung unfehlbar gesichert haben. Im Allgemeinen muß über diese Romane noch bemerkt werden, daß sie sich vor vielen andern durch eine seltene Erhebung des sittlichen Gefühls, durch die tiefsten Blicke in das Gemüthsleben, vorzüglich der Frauen, und durch einen Reichthum an lebendigen Schilderungen geselliger Zustände, von Ländern, Naturschönheiten und Kunstgegenständen auszeichnen, der nur durch wiederholte Selbstanschauung, mühsame Forschung und eine wohlbenutzte Erfahrung erworben, und nur durch angeborene Geisteskraft und gebildeten Geschmack überall so kunstreich und glücklich in die Anlage des Ganzen erworben werden konnte. Beispielsweise kann hier auf die Schilderung des Lebens in Marseille und die Darstellungen aus Schottland, die in der „Sidonia" nicht blos beschrieben, sondern lebendig in Scene gesetzt werden, ferner auf die in der „Tante" vorkommende Beschreibung des geselligen Lebens, wie es in Deutschland vor etwa 70—80 Jahren sich gestaltete, und auf die Bemerkungen über die deutsche Poesie der nämlichen Zeit hingewiesen werden. Wenn es allerdings wahr ist, daß die übertriebene Neigung zur Romanenleserei durch die gewöhnlich so schlechte Behandlung dieser Dichtungsart eine verderbliche Wirkung auf unsere Jugend haben muß, so kann doch andererseits der Roman, wenn er von so reiner und kunstreicher Hand, wie die der Verf. behandelt wird, als ein vorzügliches Bildungsmittel des Herzens und des Verstandes, besonders der weiblichen Jugend empfohlen werden. Ref. hält es sonach für Pflicht, die Leserinnen darauf aufmerksam zu machen, daß sie in Johanna Schopenhauer eine Freundin finden werden, die sie nicht blos unterhalten, sondern auch belehren, nicht blos belehren, sondern auch rühren, erfreuen, erheben und bessern wird, und all Dieses auf einem blumigen Pfade, wo es an Dem, was die Jugend erfreut, an Concerten, Bällen, schönen Kleidern, Speisen, Zimmern, Meublen, Equipagen, an Gesängen und Gemälden, an dem bunten Wechsel bedeutender Ereignisse, kurz an Allem, was das Leben erheitert, belebt und verschönt, so wenig fehlt, als an der süßen Thräne der Rührung und dem stillen Troste für den verborgenen Schmerz.

Die nächsten vier Bände enthalten die Reisen der Verf. durch England und Schottland, sowie von Paris aus durch das südliche Frankreich. Die Reisende hat das Eigenthümliche und Merkwürdige in dem Natur- und Volksleben dieser Länder mit scharfem Blick und unbefangenem Auge beobachtet, und gibt es in anspruchloser aber lebensvoller Darstellung wieder. Ihre Behandlungsweise könnte vielen Reisenden zum Muster empfohlen werden, die den trockenen Inhalt ihrer weitläufigen Reisetagebücher vor uns auskramen, und deren unbedeutendes Ich in ihren Beschreibungen immer als die Hauptfigur hervortritt. Unsere Reisende dagegen hat von den Gegenständen, die sie gesehen, immer diejenigen ausgewählt, die für die gebildete Welt von allgemeinem Interesse sind und die sie dann im gefälligen Umrisse schildert. So werden wir von einem bedeutenden und interessanten Gegenstande zum andern geführt, ohne durch den dazwischenliegenden oft keiner Beschreibung würdigen Weg ermüdet zu werden, und erfreuen uns mühelos der Resultate einer aufmerksamen Betrachtung, die wir in den bändereichen Berichten so vieler Reisenden erst mühsam und oft ohne beträchtliche Ausbeute herauszusuchen gezwungen werden. Dadurch daß diese Reisebilder schon vor einer langen Reihe von Jahren entworfen wurden, haben dieselben wenig oder nichts von ihrem Interesse und ihrem Reize verlieren können, denn was die Verf. uns schildert, ist entweder aus der Natur- und Kunstwelt oder aus dem Kreise des geselligen und volksthümlichen Lebens entnommen, dessen Charakter durch politische und andere Veränderungen keine bedeutende Umgestaltung erleidet. Ist dies aber bei einzelnen Gegenständen auch wirklich der Fall, so erhalten diese eben dadurch wieder ein geschichtliches Interesse, indem es bei vielen Dingen wichtig und angenehm ist, ihren vorigen Zustand mit dem gegenwärtigen zu vergleichen. Der blühende, lebhafte und ungezwungene Styl der Verf. verleiht ihren Schilderungen übrigens den Reiz einer immer anregenden und leichten Lecture.

Die letzten sechs Bände füllen Erzählungen und Novellen, von denen im Allgemeinen Dasjenige gilt, was oben über die Romane der Verf. gesagt worden ist. Alle sind anmuthig und reizend, einige bedeutend und ergreifend, keine ermüdend und farblos; das schönste und unbestrittenste Lob aber, das diesen Dichtungen zu Theil werden muß, ist dies, daß sie, unverkennbar einem reinen edeln

Gemüth entsprungen, unfehlbar zum Herzen ihrer Leser sprechen, und daß für das feinstgebildete sittliche Ohr niemals ein Ton in ihnen erklingt, der auch nur die leiseste Disharmonie erwecken könnte. Dieser Vorzug ist in unsern Tagen selbst bei weiblichen Schriftstellern selten, und um so ruhmwürdiger, als diese ungetrübte sittliche Reinheit mit einem Glanz und einer Kraft gepaart erscheint, die auch bei unsern männlichen Schriftstellern leider nicht allzu häufig mehr angetroffen werden. Da dem Ref. außer den hier abgedruckten Novellen der Verf. noch mehre bekannt sind, so darf diese Sammlung noch nicht als geschlossen betrachtet, vielmehr gehofft werden, daß die fehlenden in einer künftigen Lieferung noch hinzutreten werden. 119.

Pädagogik und Didaktik für Geistliche.

Hier ein Buch! Was enthält es? Wer hat's geschrieben? Für wen ist's geschrieben? Erfüllt es seinen Zweck? Diese Fragen muß, wer ein Buch aufmerksam gelesen hat, beantworten können. Wie vielmehr Derjenige, welcher es las, um ein Urtheil öffentlich über dasselbe abzugeben. Und doch kann er es oft nicht, wenigstens nicht auf alle Fragen Antwort geben. Ein Urtheil abzugeben über ein Buch ist oft gar nicht nöthig, wenn, was es enthält, andern entnommen und diese schon längst ihre Urtheile empfangen haben. Dies ist der Fall hier. Es ist jüngst ein Buch folgenden Titels erschienen: „Pädagogik und Katechetik. Grundsätze der Erziehung, des Unterrichts und ihrer Geschichte nach Niemeyer und Ruhkopf; ergänzend, abkürzend, berichtigend ohne Polemik. Herausgegeben von Christian Koch." (Marburg, Elwert. 1832. Gr. 8. 20 Gr.) Ein Buch von beinahe 16 Bogen. Es enthält Pädagogik und Didaktik. Warum ist aber und zwischen den mit deutschen Lettern gedruckten Pädagogik, Katechetik mit lateinischen gedruckt? Darüber gibt ein beachtenswerthes Testimonium (Vorr. S. VII) Aufschluß. D. H. Gräfe ließ 1830 eine kleine Schrift erscheinen: „Ueber das Bedürfniß einer höhern pädagogischen Bildung der Geistlichen und Lehrer, oder über die Aufnahme der Pädagogik in die Universitätswissenschaften", welche in Seebode's und Jahn's „Jahrbüchern" beurtheilt wurde. Was Gräfe selbst weniger deutlich über den Gegenstand ausgesprochen hatte, bestimmte der Rec. dahin: daß Geistlichen, welchen die Aufsicht über die Schulen ihrer Gemeinen übertragen sei, nicht selten die rechte Einsicht in die Schulbildung mangele, und Vorlesungen über die Erziehungswissenschaft und Unterrichtskunst nothwendig den Theologiestudirenden gehalten werden müßten. Rec. vermißte in der Reihe der wissenschaftlichen Zweige die Katechetik. Das Auge soll also in dem mit lateinischen Lettern gedruckten und einen Tadel Gräfe's, und zugleich eine der nöthigsten Wissenschaften in dem praktischen Cursus des theologischen Studiums, die Katechetik, sehen. Die folgenden Worte des Titels verhehlen ihre Entlehnung nicht und werden nur durch den Zusatz: „und ihrer Geschichte nach Niemeyer und Ruhkopf" vermehrt.

Was enthält das Buch? Was Niemeyer und Ruhkopf in ihren hier benutzten Schriften niedergelegt haben, aber das Alles ergänzend, abkürzend, berichtigend ohne Polemik. Wer eines Andern Werk ergänzt, setzt das Fehlende zu und erweitert es nach Innen und Außen; wer abkürzt, scheidet Ungehöriges aus, drängt das Unentbehrliche bündiger zusammen und beschränkt das Ganze auf engere Grenzen; wer berichtigt, muß den weniger gewählten und hier passenden Ausdruck mit dem edlern und adäquatern, das falsch gewählte Bild mit dem ähnlichern, misdeutbare Gedanken mit verständlichern, hier allein geltenden vertauschen, Namen und Zahlen abändern. Alle diese Operationen beschneiden das Buch, verengen seinen Raum, besonders, wenn ohne Polemik jedes Citat zur Erhärtung der Behauptungen, aller Tadel, der gerecht den Gegner treffen sollte, vermieden wird. Was folgt daraus? Das Buch müßte bedeutendern Umfangs sein als Niemeyer's Werk, weil Ergänzungen, Berichtigungen mehr Raum einnehmen, die Geschichte der Erziehungskunde hinzugekommen, bedeutendern, wenn nicht die Abkürzungen jenen wieder beschränken. Und so ist's hier. Nur ein mäßiger Band enthält Alles. — Wer hat's geschrieben? Ein E. H. G., hessischer Gymnasiallehrer zu H...., welcher vor [illegible] Jahren durch eine kleine Schrift: „Ueber die Verbindung der Gymnasien mit den Realschulen in kleinen Städten und Staaten", eine andere „De linguarum indole non ad Logices, sed ad Psychologiae rationem revocanda" herausgegeben, und endlich, wie der Herausgeber Vorr. S. IX sagt, „durch eine Verkleinerung des Homeros und eine Abkürzung der hessischen Geschichte (recht sonderbar gewählte und sicher dem Inhalte der Schriften nicht entsprechende Titel) sich ein sonderbares Verdienst um die Verbesserung des Unterrichts zu machen suchte". Homeros kann wol ebenso wenig verkleinert, als die hessische Geschichte abgekürzt werden. Genug! dieser E. H. G. hat das Manuscript dieser Schrift vollendet und zum deutschen Buche eine Vorrede in lateinischer Sprache nach Quintilian unvollendet hinterlassen. Er verfiel in eine tödtliche Krankheit und trug dem Herausgeber auf, sich dieses Manuscripts zu einem wohlthätigen Zwecke anzunehmen. Der Herausgeber nennt den Verf. einen sonderbaren Freund vom Nachbeten todter Bücher; er hat also in der Vorrede Quintilian, in der Schrift Niemeyer und Ruhkopf nachgebetet. Zu urtheilen fühlt Ref. hier keine Verpflichtung, er müßte das mühsamste Geschäft sich aufladen, zu erforschen, wie sonderbar der Verf. nachgebetet. Und dies ist ihm ebenso verhaßt, als das Nachbeten selbst. Wer verlangt auch ein so nachgebetetes Buch, so lange die Werke des verewigten Praeceptor Germaniae in Aller Händen sind? Auch will Ref. nichts gegen den Herausgeber erinnern, der die Grenzen der Philosophie gegen das Eindringen der Pädagogik und Didaktik in ihr Gebiet bewacht, und diesem allein die Vertheidigung des Suum cuique überlassen. Jedenfalls übernimmt's die Theologie, die Vorbereitung ihrer Jünger zu würdigen, die Schulen ihrer gemeinen beaufsichtigenden Geistlichen zu bilden.

Fast überflüssig ist die Frage: Für wen das Buch geschrieben sei? Ursprünglich sollte es nicht Leitfaden zu akademischen Vorlesungen über Pädagogik und Didaktik für Geistliche sein; denn der Herausgeber spricht davon S. XI: „Gleichergestalt ist auch diese Pädagogik und Didaktik nichts Anderes, als der durch viele hypochondrische Fragen erweiterte Text zu Vorlesungen, die er vor einem allzugemischten Publicum sich einst in einer ungünstigen Stellung zu halten genöthigt sah." Bedarf's weiteres Zeugniß, ob das Buch in die akademischen Hörsäle aufgenommen werden dürfe oder nicht? Inwiefern endlich das Buch seinem Zwecke entspricht, kann nicht beurtheilt werden, weil man das gemischte Publicum nicht kennt.

Ehren wir die Pietät des lebenden Freundes gegen den verstorbenen, die das Motiv zur Herausgabe seines Werkes war, so sollte sie sich über ihn selbst und sein Buch mit größerer Mäßigung und Liebe ausgesprochen haben, um die edle Absicht, die ihn bei Abfassung seiner Schrift vorschwebte, einer wohlthätigen Anstalt nützlich zu werden, der Erfüllung näher zu bringen. Verwirklichen sie seine persönlichen Freunde ebenso wenig, als der Herausgeber, so ist sie vereitelt und sein Vertrauen auf seine Freunde getäuscht. 19.

Zur Literaturgeschichte des Conversations-Lexikons.

Das „Conversations-Lexikon" hat längst einen europäischen, ja selbst einen transatlantischen Ruf, und gerade darum hat es

so ausgezeichnetes Glück gemacht, weil es ein Bedürfniß der Zeit befriedigt, der Richtung des geistigen Strebens der Zeit entgegenkommt. Solche Aneignungen, die fremde Völker für ein schätzbares Erwerbniß achten, sind eine ehrende Anerkennung der Vorzüge dieses Werkes, welches, seit Jahren in der Heimath von Wegelagerern beraubt und ausgeplündert, mit seinem redlich erworbenen Vermögen immer geachtet auf allen Straßen zieht, während jene, verkümmert oder verkümmernd, mit ihren Diebsbündeln dahinschleichen. Das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" hätte füglich die Literaturgeschichte dieser „Weltmanns-Encyklopädie", wie man in Frankreich ein verwandtes Unternehmen passend genannt hat, und ihren unverkennbaren Einfluß auf die geistige Richtung unserer Zeit und die Bildung des Volkes in einem eignen Artikel darstellen können, und wenn dieses neue Werk in seinem gedeihlichen Fortgang bald zu einer neuen Ausgabe kommt, wird es ja wol auch für das Haus sprechen dürfen, ohne einen Vorwurf der Unbescheidenheit anders als mit dem Scherzwort abzuweisen, daß nur die Lumpe bescheiden sind. Wir haben noch nicht wie England einen Verein für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse („Society for the diffusion of useful knowledge"), oder wie seit 1831 Frankreich eine Nationalgesellschaft für geistige Emancipation („Société nationale pour l'émancipation intellectuelle"), aber dasselbe Zeitbedürfniß, das solche Vereine ins Leben ruft und ihrer Wirksamkeit die Bahn anweist, hat auch jene Werke hervorgerufen und ihr Gedeihen gesichert. In dem Artikel, den wir dem Herausgeber des „Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur" vorgeschlagen haben, wird die Rede sein von den seitherigen Uebersetzungen und Nachbildungen des „Conversations-Lexikons", die in Holland, Dänemark, Schweden, Italien, Ungarn und Amerika bereits erschienen sind; wir wollen hier nur von einigen neuen Werken sprechen, die eben jetzt gleichzeitig in Frankreich und England bereitet werden, und zu welchen das „Conversations-Lexikon" theils die Grundidee und den Plan, theils selbst den Stoff liefert. Wie angedeutet, bezeichnet das eine französische Werk Geist und Richtung des Unternehmens treffend durch seinen Titel: „Encyclopédie des gens du monde", die es noch bestimmter durch den Nachsatz angibt, der ein allgemeines Repertorium nöthiger, nützlicher oder angenehmer Kenntnisse für das gesellige Leben in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst, auf Geschichte und Geographie, und Schilderungen des Lebens und Wirkens ausgezeichneter Menschen verspricht. Es erscheint in Paris bei Treuttel und Würtz in 12 Octavbänden, jeder von zwei Lieferungen, jede Lieferung zu dem Preise von 5 Francs. Scheint dieses Werk, wie die „Encyclopedia americana" das „Conversations-Lexikon" als Grundlage benutzen zu wollen, so hat ein anderes, das eben hervortritt, nur den Plan des deutschen Werkes vor Augen gehabt. Es heißt: „Dictionnaire de la conversation et de la lecture", und erscheint vom 10. Oktober dieses Jahres an, von 20 zu 20 Tagen in Lieferungen, die zusammen 24 Bände in groß Octav bilden werden, und deren jeder 50 Sous kostet, in einer Auflage von 25,000 Exemplaren. Der Plan verspricht „allgemeine Notizen, deren Nutzen sich im geselligen Verkehr zeigt, genaue Erklärung aller Ausdrücke in Künsten und Wissenschaften, Nachrichten über einflußreiche Menschen, und eine Erzählung aller wichtigen Ereignisse"; es soll „ein Hülfsmittel für den Weltmann, den Künstler, den Gewerbsmann sein, die täglich das Bedürfniß fühlen, sich zu unterrichten"; es soll „redlich und unparteiisch sich zeigen, nicht eine Tribune für politische, literarische und wissenschaftliche Coterien". Mehre der ausgezeichnetsten Männer werden als Mitarbeiter genannt: Clausel, Viennet, Guizot, Thiers, Cousin, Mérimée, Casimir Delavigne, Say, Girardin St.-Marc, der Herzog von Fitz-James, Comte, Salverte. Die Herausgabe geschieht durch eine société en commandite, zu welcher mehre der erstern Banquiers in Paris gehören. Das neue englische Werk, das mit dem 1. Oktober d. J. beginnt, legt nach der ausdrücklichen Angabe der Ankündigung „the celebrated german Conversations-Lexicon" zum Grunde, und erscheint in wöchentlichen Lieferungen von 16 Octavseiten, jede zu 2 Pence, unter dem Titel: „The british cyclopaedia of arts, manufactures, commerce, literature, history, geography, politics, biography and natural history". Der Herausgeber ist Ch. F. Partington. Er will die in Philadelphia erscheinende Uebersetzung des „Conversations-Lexikons" als Grundlage benutzen. Dieses 1829 begonnene Werk, das Franz Lieber in Verbindung mit E. Wigglesworth und T. G. Bradford besorgt, liegt jetzt bis zum achten Bande (1831) vor uns, und obgleich eine vollständige Uebersetzung, hat es doch manche eigenthümliche Zusätze, und besonders in Beziehung auf amerikanische Zustände, schätzbare Bereicherungen erhalten. Die zoologischen Artikel sind neu von Dr. Goodman in Philadelphia bearbeitet, die Artikel über Chemie und Mineralogie von amerikanischen Gelehrten durchgesehen, und die Biographien berühmter Amerikaner von Walsh umgearbeitet oder ergänzt worden. Ueber lebende Landsgenossen zu sprechen, scheinen die Herausgeber aus Grundsatz vermieden zu haben, was zu bedauern ist. Unter mehren neuen Zugaben erwähnen wir einen interessanten Artikel im sechsten Bande über die Indianersprachen, meist nach den Forschungen des gelehrten Du Ponceau in Philadelphia. Die „British cyclopaedia" hat in ihrer Anordnung das Eigenthümliche, daß sie vier besondere Abtheilungen bildet, deren jede die darin begriffenen Fächer in alphabetischer Ordnung behandelt. Die erste Abtheilung umfaßt die Künste und Wissenschaften mit Inbegriff der schönen Künste, die reinen und gemischten Wissenschaften, Medizin, Manufacturkunde und Handel (in zwei Bänden), die zweite: Literaturgeschichte, Geschichte, Geographie, Rechtskunde und Politik (zwei Bände), die dritte: Naturgeschichte, die vierte: Biographie. Man sieht, daß sich gegen diese encyklopädische Anordnung viel einwenden läßt, und es möchte sich bezweifeln lassen, ob eine solche Abweichung vom Urbilde zweckmäßig sei. Jede Abtheilung ist besonders verkäuflich. Abbildungen in Stahlstich und Holzschnitt (von Bonner), Karten und Bildnisse werden dem Werke beigegeben. 9.

Notiz.

Die Höhe des Lebenalters, die ausgezeichneten Männern der Wissenschaft und Kunst zu erreichen vergönnt wird, würde, wenn man die Notizen darüber vollständig zusammenstellte, zu den interessantesten Betrachtungen Anlaß geben. In der Regel wird es sich ergeben, daß Solchen, die Ausgezeichnetes wirkten, selten eine große Spanne Zeit zugemessen war. Besonders sind es Staatsmänner, die frühzeitig sterben, wie Pitt, Fox und Canning in England, Mirabeau in Frankreich u. A. Unter den Gelehrten wurde indeß Baco 64 Jahre alt, Newton 84, Leibnitz und Galilei 70. Dagegen findet sich unter 1700 bekannt gewordenen Personen aus allen Classen der Gesellschaft, die ihr hundertstes Jahr erreicht hatten, nur ein einziger Mann der Literatur, nämlich Fontenelle. Den plastischen Künstlern scheint es, besonders in Italien, vergönnt zu sein, sich vorzugsweise einer längern Lebensdauer zu erfreuen: Tizian wurde z. B. 96 Jahre alt, Giantello 99, Michel Angelo 90, Leonardo da Vinci 75, Calabresi 86, Claude Lorrain 82, Carlo Maratti 88, Tintoret 82, Sebastian Ricci 78, Crespi 74, Carlo Dolce 70, A. Sarchi 74, Zucharelli 85, Vernet 77. („France littéraire".) 121.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 306. —— 1. November 1832.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Göthe in England.

Unter dieser Aufschrift legen wir mit wahrem Vergnügen unsern Lesern theilweise einen Aufsatz vor, den das Augustheft des „Foreign quarterly review" dieses Jahres, eine der fruchtbringendsten Journalunternehmungen neuerer Zeit, bei Gelegenheit der Anzeige der Werke unsers Dichters bringt. Welchem Deutschen muß es nicht das Herz erwärmen, unsern geliebten Göthe in einem Augenblicke im Auslande auf gefühlte und verständige Art anerkannt zu sehen, wo wir mit Schelling sagen müssen: er hat gelebt! wo, was allerdings zu erwarten stand, allerwärts Stimmen über ihn ertönen, die so wenig Das sagen, was zu sagen schicklich wäre; wo Falk's, doch immer einseitige Auffassung die geistreichste genannt werden muß; wo Broschüren, wie das „Büchlein über Göthe", auftauchen, deren gehaltlose Confusion leider das Glaubensbekenntniß einer Partei sein mag, die es kopfnickend in ihrer Unwissenheit an das Herz sich drückt; und wo eine andere Partei von Süddeutschland her gegen Göthe eher aus Absichten als Ueberzeugung durchzudringen versucht, die in der gegenwärtigen poetischen Ab- und Verstimmung Deutschlands einen fruchtbaren Acker für ihre Saaten erblickt.

Göthe's Größe gilt in seinem Vaterlande allgemein. Aber wir finden, daß sie sich über zweierlei zu beschweren hat. Erstens über die blinden Verehrer, denen selbst seine Fehler Tugenden sind. Zweitens darüber, daß er keine bedeutenden Gegner fand. Gewiß schadet einem großen Manne nichts mehr als ein talentloser Enthusiast, gewiß nützt ihm nichts mehr als ein talentvoller Feind. Wir erinnern an Shakspeare. Wer hebt seine Größe besser als Ben Jonson hervor? Tieck, Göthe's größter Freund und wahrster Verehrer, ist vielleicht in anderer Art sein größter Gegner. Er trifft in seiner Kritik den schwächsten Fleck, und sein Nachruf an Göthe lockt Thränen hervor! So kerngesund Tieck's Urtheil immer ist, so ist es auch seine Ansicht von Göthe, die, wenn man Göthe'n dereinst vernünftiger verehren und allgemeiner lieben lernt, wahrscheinlich die Ansicht der Nachwelt werden wird. Die Kritik unsers britischen Mitbruders in Göthe scheint uns zwar mit der Tieck'schen insofern nicht verwandt zu sein, als ihm der jugendliche Dichter weniger als der ältere gilt; doch ist seine Ansicht des Gegenstandes würdig ausgesprochen, und er erkläre sie selbst.

Der größte Abschnitt in dem Leben eines Menschen ist nicht immer sein Tod. Doch für beistehende Zeitgenossen ist es der bemerkenswertheste. Alle andern Abschnitte sind Uebergangspunkte von einem sichtlichen Zustande zu dem andern. Die Tage, wenn sie sich ereignen, gleichen den andern, von denen Schärferblickende nur sie sondern. Sie sind Brücken, worüber die ebene Straße hinläuft, als ob kein Rubicon darunter wäre. Aber der Tag in des Sterblichen Geschick, der keinem andern gleicht, ist sein Sterbetag. Auch hier ist ein Uebergang, den wir eine Brücke nennen mögen, wie bei jedem andern Abschnitt; aber von dem Schlußsteine vorwärts ruht der halbe Bogen auf Unsichtbarkeit. Dies ist der Uebergang von der sichtbaren Zeit zur unsichtbaren Ewigkeit.

Da der Tod, die dem Stumpfsten sogar handgreifliche Offenbarung des Geheimnisses des Wunders, der Dunkelheit, der Furcht, die allerwärts von seinem Anfange bis zu Ende sich unter dem Leben hinziehen, in jedem einzelnen Falle so groß ist, so finden wir es nicht unnatürlich, daß durch ihn ein neuer Lichtblick von Größe, neues Interesse Allem aufgedrückt wird, was ihm voranging und zu ihm führte, daß vornehmlich einem Manne, dessen Geschichte nicht erst durch ihn Bedeutung gewinnt, die Welt sich bei seinem Scheiden mit ganz besonderm Ernste zuwendet und nun die wichtige, vielleicht nie vorher so ernst genommene Frage stellt: Was war der Sinn, das Wesen seiner Gegenwart? — Es ist der Schluß, der das Werk krönt, und es ist kein Leben so geringfügig, das nicht der Tod bemerkenswerth machte.

Vorzüglich aber wenn ein großer Mann stirbt, ist die Zeit gekommen, uns zu erinnern, daß er lebte. Biographien, Skizzen, Kritiken, Charakteristiken, Anekdoten, Reminiscenzen strömen wie aus einem geöffneten Springquell hervor. Mit einer durch die Unmöglichkeit selbst gereizten Begier will die Welt noch eine Weile zurückhalten, was sie unwiederbringlich verloren

hat, noch eine Weile mit ihm reden, wenn auch nur mittels des Echos, das keine Antwort gibt. So ist das letzte Ereigniß des Lebens oft das lauteste, und wirkliche geistige Erscheinungen, die Menschen hießen, verschwinden in Donner, wie man von eingebildeten fabelt.

Wir nun drängen uns nicht, was den großen Göthe betrifft, in dieser natürlichen Bewegung die Ersten zu sein, enthalten uns aber auch nicht, ihr zu folgen. Leben und Wege eines Mannes, wie er, sind zu allen Zeiten ein gewinnreich zu betrachtender und zu besprechender Gegenstand. Bietet auch die letzte Lebenszeit des Dichters, deren Ende man schon lange vorher mit wehmüthiger Ehrfurcht entgegensah, dem Biographen keinen Zuwachs an Licht, keine veränderten Gefühle dar, so ist ihm eine bereitere Aufmerksamkeit, ja eine gewisse Erwärtung des Lesers Aufmunterung genug. Unzählige Betrachtungen und Nachforschungen über diesen Gegenstand müssen noch durch die Gemüther der Menschen gehen. Von allen Seiten muß er aufgenommen werden, von unterschiedenen Beobachtern, von nachfolgenden Generationen, und immer neues Licht entwickeln. Warum sollte nicht dieser Betrachter von dieser Seite her niederschreiben, was er theilweise dem großen Gegenstande abgesehen hat?

Wir verlassen hier den Verf., der eine Abschweifung über die Größe großer Männer beginnt, die er einem humoristischen Schriftsteller des Continents zu entnehmen vorgibt, wiewol sie leicht von ihm selber herrühren mag. Er vergleicht das Gefühl für große Männer der Anbetung, die die Griechen ihren Heroen widmeten; denn der Mensch bete immer etwas an, das Unendliche abgeschattet im Endlichen, der Mensch überhaupt sei die Offenbarung im Fleische, wie Novalis gesagt: Bewunderung des Großen nur Liebe des Liebenswürdigen. Bei Erwähnung des Unterschiedes zwischen berühmten und großen Männern kommt er zu Göthe zurück und stellt auf, unsere Zeit habe unter Millionen bekannter und berühmter (noted) Männer nur zwei große erzeugt: ihn und Napoleon. Diesen im praktischen, jenen in dem speculativen Gebiete.

Von Napoleon und seinen Werken haben alle Enden der Welt gehört, denn solch ein Mann wanderte nicht in der Stille einher. Ein solcher Lichtnimbus von Ruhm und Ehre umstralte ihn, seine Umgebung war selbst so bewundernswerth, daß das Auge verblendet alles Maß verlor, oder sich ganz blind von ihm abwendete. Doch die Hellsehenden sogar stimmen hinsichtlich Napoleons nicht überein. Nur hier und da fängt man seine eigne Größe zu deuten an und scheidet sie von der Größe seines Rufes und Glücks.

Göthe hingegen, der zwar länger in der Welt gelebt und ihn an innerer Größe und Bedeutung für die Welt ohne Frage beiweitem überragt, konnte nicht so bekannt sein in der Welt. Denn wie die Explesion einer Pulvermine oder eines Artillerieparks natürlicherweise jedes Auge und Ohr anzieht, so ist der Aufgang eines neugeschaffenen Sternes anfänglich nur manchem Sternzucker und Wetterpropheten sichtbar. Besonders unter uns war Göthe wenig gekannt. Vor kurzem erst gelangte sein Dasein als Mann und nicht mehr als bloßer Klang zu unserer Kenntniß. Eine Ahnung seiner Naturgaben und seines Strebens, der hohen Wichtigkeit, die darin liegen könne, stieg in dem Sinn des einsichtigen Englands auf. Göthe vor fünf Jahren mit Napoleon zu vergleichen, wie dieser unerreichbar in seinem Stande, wie er und mehr wie er von europäischer Wichtigkeit, würde ein seltsames Unterfangen geschienen haben; Großmuth hingegen und erleuchtete Liberalität, ihm neben diesem und jenem heimischen Lohnschriftsteller, gesegnet mit dem besondern Privilegium englischer Ausbildung, einen Platz zu gönnen.

Seit dieser Zeit aber, müssen wir sagen, sind die Fortschritte klarerer Vorstellungen rasch und befriedigend gewesen. Unzählige unmelodische Stimmen sind über diesen Gegenstand schon zum Schweigen gebracht, denn in den Vögeln jeder Art, selbst in den keckſten Krähen und diebischen Elstern wohnt eine ganz besondere Ehrfurcht vor dem Aar. Keine Dummheit ist so verwegen, die nicht, zeigt du ihr einmal einen Stral des himmlischen Glanzes, demüthig die Augen schlösse und verstummte. So geht es hier mit der „alt hergebrachten britischen Kritik", die allerdings in unsern Tagen schon seltsam beschaffen ist. So viel neue Dinge erheben sich an ihrem Horizonte, schwarze, unerklärliche Schatten, magisch oder nicht. Das alte Lehmfeld, auf dem sie ihre unzulänglichen gangbaren Backsteine knetete, bewegt sich unter ihren Füßen. Uebernatürliche, verwirrende Töne in Erde und Luft. — Was soll bei alle dem ein althergebrachter britischer Kritiker und Ziegelstreicher Weiseres thun, als die Hände in die Hosentaschen stecken und mit Herz und Miene eines englischen Bullenbeißers, wenn schon unter genugsam übeln Vorzeichen, zusetzen, was daraus entsteht?

In den jüngern hoffnungsvollern Gemüthern dagegen, in den meisten Gemüthern, die wir in einem Zustande des Wachsthums begriffen angesehen werden müssen, nimmt die deutsche Literatur den ihr gebührenden Platz ein. In Solchen und Generationen Aehnlicher, die folgen werden, kann die dankbare Anerkennung des Größten in der deutschen Literatur nicht fehlen, und auf keinen Fall das Gefühl, daß er groß und der Größte ist, wodurch Würdigung und, was von großem Werthe, Aneignung erst ganz möglich wird. Um Denen auf ihrem Wege Vorschub zu leisten, die sich anzueignen wünschen, was dieser Mann Vortreffliches ausgeführt und geschaffen hat, ist bereits etwas gethan, obwol nicht viel. Viel ist noch zu thun. Das Feld ist in der That groß: vierzig Bände der inhaltschwersten Schriften, die die letzten zwei Jahrhunderte hervorgebracht; das ganze lange Leben, der heroische Charakter Dessen, der sie schrieb. All Dieses ist zu erörtern und zu durchforschen. Der tiefste, weitsichtigste Denker findet darin Spielraum genug.

Dennoch wäre es Thorheit, in unsern Tagen der Zehnpfundfreiheit, wenn alle Welt im Parlamente vertreten sein will, und der Verstand so Vieler, der nach Wolle ausgeht (to gather wool, sprichwörtlich), mehr oder minder geschoren wiederkehren wird, Jung oder Alt in große Gedankentiefen sogar entlegener Gegenstände einzuladen, deren Zweck weder für noch gegen die Reformbill geht, sondern durch und über sie hinaus. Noch in vielen, wer weiß wie vielen Jahren nicht können unter diesen drängenden beklagenswerthen Umständen die benebelten Augen der Welt sich dem Studium der wahren Bedeutung solcher Themata, dieses allerhöchsten Themas öffnen. Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge können nur flüchtige Ueberblicke, oberflächliche Betrachtungen hier versucht werden, um einige wenige (nicht wählende und gewählte) Betheiligte daran zu erinnern, was dem Studium vorliegt. Könnten wir diesen auf irgend eine Weise mehr oder weniger das wunderbare, wunderwirkende Element erschließen, worin es sich bewegt, das Licht, nach dem darin geforscht werden muß, so wäre das Nothwendigste vor der Hand gethan.

Der Verf. geht hier von allgemeinen Betrachtungen zu Göthe's Werken über, und weil das größte Werk oder vielmehr der Inhalt aller Werke eines jeden Menschen sein Leben sei, zu „Wahrheit und Dichtung." Bei Göthe's Jugend und Mannheit drängt sich ihm die Bemerkung auf: wie allgemein demselben von Außen stets die Möglichkeit gegeben ward, wie ihm aber auch die tiefe unfehlbare Kraft von Innen kam, womit er Alles besiegte und errang.

Es war, als wenn Zufall und ursprüngliche Begabung sich vereinigt hätten, einen Charakter im hohen Style zu bilden. Ein Wille ist hinausgeschleudert in das weiteste, wildeste Element und in hohem Grade mit der Kraft begabt, es zu bewältigen und in seine eigne Form zu zwingen: in welcher Hand-

habung und Selbstbildung der Umstände ein Charakter doch eigentlich besteht.

Göthe focht den guten Kampf nicht blos siegreich durch, wie jeder echte Mann, sondern auch wundenlos, mit immer erneuter Kraft, wie nur der glückliche und große Mann. Keinen Verlust erleidet der Unüberwindliche; er hat nur Arbeit vollauf, fühlt nur Müdigkeit, von der er kräftiger nach Ruhe sich erhebt.

Gutes Glück, was die Welt so nennt, steht ihm von Anfang bis zu Ende bei. Aber auch eine weit höhere Glückseligkeit. Solch weltliche Glücksgaben nannten wir Möglichkeiten. Glücklich, wer sie beherrscht; doppelt unglücklich aber, wer es nicht vermag. Nur in Folge verständiger Anwendung gereicht dies gute Glück zum Heil. Reichthum, Gesundheit, feuriges Licht mit proteischer Vielseitigkeit des Gemüths, Frieden, Ehre, langes Leben, all Dieses bringt keinen Göthe, etwa nur einen Volkaire, im allerglücklichsten Falle einen kurzdauernden, unglücklichen, gewinnlosen Byron hervor.

Wir können hier nicht umhin, bei diesem wichtigen Punkte an Tieck's Vorrede zu Lenz's Schriften zu erinnern. Unser Engländer geht nunmehr die Jugendzeit Göthe's durch, wobei er Stellen aus dessen Leben anführt. Bei Gelegenheit des Abschieds von Friederiken entsteht die Frage:

Ist Göthe ein schlechter Mensch oder nicht? Ach! Ihr würdigen Seelen, wäre die Welt immer ein Hochzeittanz, und du *sollst* geriethe nie in Zwiespalt mit ich *will*, welch' eine vervollkommnete Zeit entstünde daraus! Es ist der Menschen beklagenswerthes Loos, zu eben der Zeit zu essen und zu arbeiten so gut wie zu heirathen. Ach! wie oft verdringt er wie Corporal Trim die ganze Nacht: theilt in einem Augenblicke die Welt in zwei Hälften mit seiner schönen Begine und erinnert sich im nächsten, daß er nur einen Tornister und funfzehn Gulden darin mit Jemand zu theilen hat. Nebenbei bedenkt ihr nicht, daß unsere liebe Friederike, um die auch wir weinen könnten, hälfe es wozu, ein gesundes deutsches Herz unter ihrem Mieder trug und überdies vollauf zu *arbeiten* hatte, sodaß ihr gar keine Muße blieb aus Liebe zu sterben; dann aber hauptsächlich, daß es zu jener Zeit keine Leihbibliothekromane auf dem Lande im Elsaß gab.

Fast möchte es seltsam klingen, wenn der Verf. bald darauf sagt:

In Göthe's Schriften ist, wie wir Alle wissen, die Moral selten so leicht zu ziehen, wie man wünschen möchte. Wie selten gibt er nicht seine Meinung so geradezu wie durch den Bänkelsänger im „Jahrmarkt zu Plunderweilern" zu verstehen:

> Ihr lieben Christen allgemein,
> Wann wollt Ihr Euch verbessern?
> Ihr könnt nicht anders ruhig sein
> Und Euer Glück vergrößern.
> *Das Laster weh dem Menschen thut,*
> *Die Tugend ist das höchste Gut*
> Und liegt Euch vor den Füßen.

In welchen emphatischen Zeilen doch der Inhalt ganzer Bände, wie wir sie schon gelesen haben, liegt. Diese Worte sind ja im Charakter des Bänkelsängers, in Nachahmung der alten Volkslieder, darum so kernig geschrieben.

Ueber den Zustand der Literatur vor und bei Göthe's erstem Auftreten äußert er sich wie folgt:

Ueber ganz Europa war jetzt die Herrschaft des Ernstes gänzlich in die des Dilettantismus ausgeartet. Nur die Wissenschaft, nämlich die der todten Sprachen und todten Handlungen, die fremde Ueberlieferung Dessen, was Andere erlangt hatten und gethan, ward noch gepflegt. Seit zwei Jahrhunderten hatte das Feld der deutschen Literatur brach gelegen. Luther, dessen Worte halbe Schlachten, und zwar solche, die mit ihren Kanonaden halb Europa erschüttern und überwältigen konnten, war schon lange vorher schlafen gegangen. Alle andern Worte waren blos elendes Gebalge (theologischer) Marketender im Streit um die Beute Erschlagener. Ulrich von Hutten schlief sanft auf der kleinen Insel des Zürchersees. Der Müde, Schwerbeladene hatte sich den Schweiß von der Stirn gewischt und sich zur Ruhe dahingelegt, wo das tapfere, feurige Herz mit all seinem Weh und Lieben und liebentem Unwillen kalt und vergessen moderte, wiewol kein neues Herz mit solchem Pulse zu schlagen anhub. Die mattern Opitz und Flemming eines folgenden Zeitraums waren ebenfalls längst veraltet. Eine unselige Generation nach der andern, von Pedanten, wurzelfressenden Griechen und Edräern, Possen-, Buhlgedichtschreibern, Journalisten (?) und andern Taschenspielern unbeschriebener Art wanderten nomadisch umher, wo Futter zu haben war. Ging unter diesen ein leidenschaftlicher Günther mit einiger Emphase zu Grunde, leugnete ein erleuchteter Thomasius früher als die übrige Heerde Zauberei, so schätzen wir es für einen Glücksumstand. Auch diese Zeit geht vorüber, und nun gibt sich in mannichfach räthselhaften Zeichen eine neue kund. Wohlgeborene Hagedorn, edelmüthige Gleim machen den Stand des Autors wieder ehrenvoll, die Politur der Correctheit, ämsige Rabener und Ramler schaffen die alten Unreinheiten hinweg.

(Der Beschluß folgt.)

M. G. Saphir's gesammelte Werke. Erster bis vierter Band. Mit dem Bildnisse des Verf. Stuttgart, Hallberger. 1832. 8. 6 Thlr.

„Ich habe keine Werke geschrieben", sagt ein viel bedeutenderer Schriftsteller als Hr. Saphir, das hätte sich dessen Bescheidenheit in einem jocosen Artikel notiren sollen; aber man verlange nicht Früchte vom Nadelholz, nicht Bescheidenheit von Saphir.

Dieser Schriftsteller hat lange Zeit den Komiker der Deutschen gespielt; ich kann nicht Narren sagen, denn das hat eine tiefere Bedeutung, und mit der Tiefe hat sich Saphir nie befaßt. Er zog umher mit seiner Schellenkappe, und weil er dreist und zudringlich war und selbst viel von seiner Berühmtheit sprach, so öffnete man ihm gutwillig die Thüren und sah verwundert seinen Sprüngen zu. Er speculirte auf Witz; schon diese Speculation amusirte die Deutschen, die damals gar nichts zu thun hatten; er suchte sich ein gutes Haus, auf das er seine Wechsel ausstellte, Demoiselle Sontag. Alles zahlte damals an diese, man rief lachend: das ist eine gute Speculation und honorirte. Noch mehr kam ihm das Glück zu Hülfe. Dreizehn Bühnendichter bildeten eine lächerliche Gesellschaft und affectirten eine gegenseitige Assecuranz des Geistes. Es waren meist sehr fleißige Leute, sie exercirten auf der Bühne und in Büchern mit großen Massen und mit unerschütterlicher Beständigkeit; aber es waren junge und alte Veteranen, die ohne Krieg avancirt waren, Kamaschenliteraten mit wenig Ausnahmen, ein Feldzug ruinirte sie total, und bloße Kosackenschwärme brachten sie in Unordnung; Saphir befehligte diese. Eine Lage Kleingewehrfeuer erzeugte Geschrei, aber keine Antwort; sie hatten bei ihren Kriegsrüstungen vergessen, sich mit einer Kleinigkeit, mit Pulver und Feuersteinen zu versehen, oder sie hatten zu viel Wasser darübergegossen, kurz es ging nicht los. Es war kein Feuer und Geist in dieser traurigen Mittwoch. Dieser fliegende Feldzug machte Saphir einen Namen in der Geschichte des kleinen Krieges unserer Literatur. Dennoch hätte er wol sein Quantum Elektricität an den Coulissen und Straßenecken aufgerieben, wäre nicht die große Kriegszeit der Ideen in Europa ausgebrochen. Man erinnerte ihn, er erinnerte sich selbst an seine glücklichen Vorpostengefechte, er machte seinen Kosackenputk mobil und ritt nach München. Er nahm Partei für den neuen Liberalismus, weil die Partei eben damals Glück machte: er ist ein literarischer Abenteurer, nicht mehr, nicht minder; als solcher muß er beurtheilt werden. Es ist ihm nie um den Zweck des Kriegs, nur um den Krieg zu thun gewesen, er ist von

jeher feil gewesen, von jeher ein Soldat, nur schien es, als ob er früher sich mit Beifallssold begnüge. Später hat er sich deutlicher über diesen Irrthum erklärt.

Kurz, er ging nun unter die sogenannten Publicisten, will sagen: er schrieb wie ein Mann von Beruf über Staatsgegenstände, aber äußerst liberal, weil es bei dieser Partei damals junge Siege gab; er ließ sich des Landes verweisen und spielte mit vielem Glück eine Zeitlang die unterdrückte Unschuld und einen deutschen Freiheitshelden in Paris. Es war dies seine glänzendste Epoche; man vergaß seine Abenteuerlichkeit, man meinte, es sei ihm wirklich um etwas zu thun; man irrte sich.

Er ist für den Witz gestorben; der Witz war ihm nicht Waffe, er war ihm Ziel, gleichviel um welchen Preis: darum ward er der Bediente des Witzes und vermiethete sich wie ein solcher bald an diesen, bald an jenen Herrn. Deutschlands Komiker wurde Deutschlands Hanswurst. Er ließ sich wie Waare verauctioniren, und der Meistbietende erstand ihn.

Von diesen sogenannten Werken nun enthält der erste Band humoristische Erzählungen und Devisen. Sie jeanpaulisiren, d. h. sie sind in weite, sehr weite Gewänder gewickelt, die drei Mal um den Körper reichen; die Erzählung ist nur das Vehikel, um welches herum erzählt wird. Uebrigens lesen sie sich leicht und behaglich, es beißt sich Niemand daran einen Zahn aus — es ist Schaumgebackenes, und weiter soll es wol auch nichts sein, man schlürft es hinein, nur der Gaumen erhält eine kurze Notiz davon, und für immer ist es verschwunden. Das ist einer von den Unterschieden zwischen Jean Paul und seiner Manier: dort bleibt dem erregten, erwärmten Menschen eine Fülle von anhaltender Lebenswärme; hier hat ihn eine flüchtige Dampfwolke berührt — „wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt".

Die übrigen Bände enthalten theils Gedichte, was man so Gedichte nennt, theils kleine spaßhafte Aufsätze. Die letztern sind nun meist mit vieler Laune und mit Geist geschrieben und bilden den eigentlichen glücklichsten Tummelplatz des Verf. Was das Dichten anbelangt, so rangirt Saphir mit den Herren Richard Roos, Müchler, Castelli, d. h. er hat Verse geschrieben, die als solche zwar meist sehr mittelmäßig, oft schlecht sind, aber größtentheils irgend einen pikanten Stoff behandeln, der unterhält. Es ist daher eine seiner lächerlichsten Anmaßungen, wenn er von sich „Wir Dichter und Schriftsteller" spricht. Er ist es zwar mehr als die eben angeführten Consorten; aber so verschwenderisch wollen wir doch nicht mit diesem Namen umgehen. Der dritte Band, welcher meist „Lyrisches" enthält, hätte zu viel größerm Vortheile des Verf. ganz wegbleiben können; entweder es ist dies Lyrische die gewöhnliche Wasserhose, oder es ist eine ekelhafte Coquetterie mit Gefühlen darin, die anwidert. Wäre Saphir ein weniger breiter und mehr tiefer Narr, so würden seine Thränen, die er hier zuweilen vergießt, der Wahrheit nicht entbehren; man würde ihm wie dem Narren im „König Lear" eine innige Theilnahme nicht versagen. Nur wo die Narrheit Maske ist, vermag sie durch Thränen zu rühren; wo sie Zweck ist, ekelt ein jämmerlich Gesicht an. Ferner erfodert der tragische Witz eine viel compactere Masse, er tändelt nicht hüpfend mit dem Dolche, er stößt rasch und schonungslos zu; eine zappelnde, hin- und herfahrende Ironie des Gedichts ist Folter; diese neuere Dichtkunst überwältigt wie die neue Kriegskunst Napoleons durch Massen. Intensiv, überwältigend muß die Kraft sein und nachhaltig. Darum ist Heine ein Dichter, Saphir ein Versemacher: er klippert und klappert herum, hier und da pufft eine Rakete, aber zu einem Eindrucke bringt er es nicht.

Wenn er ein Frühgebet dichtet, so erwartet man von dem kecken Saphir eine gesunde göttliche Fröhlichkeit; statt dessen findet man ein so wunderliches mixtum compositum, daß einige Verse einem Kirchengesangbuch ähnlich sehen, andere durch die gewöhnliche Eitelkeit:

Du hast bewahret mich vor Wahn,
Des Schönen Quell mir aufgethan,

beleidigen, noch andere Lachen erregen, wie:

Du Herr! Du kennest mein Gemüth,
Durch deine Hülfe hab' ich's bewahrt
Von Jugend auf so rein und zart.

Wenn er, der so glücklich die Kunstnarren gezüchtigt, die „Musikmacht" besingt, so fodert man von ihm mehr denn von jedem Andern etwas Gesundes; statt dessen hebt das Gedicht also an:

Glücklich, dem das Ohr erschlossen
Dem Gefühl der klaren Töne,
Der hat früh das Glück genossen,
Daß von vielen Erdensöhnen
Phöbus mit den Sonnenrossen
Ihn an's Heil'ge will gewöhnen.

Das heißt doch in einfacher Sprache, wenn man einen Sinn hineinbringen will: glücklich, wer Ohren hat; er kann auch sehen und dadurch sich an das Heilige gewöhnen. Solche Gedichte mußte ein Satiriker nie herausgeben, denn was er selbst gesündigt, kann er ohne die ärgste Unverschämtheit nicht verspotten.

Daneben bleibt Saphir das Verdienst, viele in Wortspielen sich bewegende und scherzhaftem Vortrage geschickt entgegenkommende Gedichte gegeben zu haben, so über die Worte: „Kommen und Gehen", „Nehmen und Geben", „Der Muth und seine Familie" und ähnliche. Damit deut' ich denn auch darauf hin, welcher Art sein unbestrittener Witz ist. Ich möchte ihn den geselligen nennen, obwol er die Geselligkeit oft trennen mag, da ja der Witz überhaupt ein Trennendes sein soll. Und so erklärt sich mehr und mehr, was ich oben andeutete: die Vermischung von Mittel und Zweck, von Waffen und Sieg, von Weg und Ziel hat Saphir unbedeutend gemacht. Er tändelt mit den Waffen, und das ist ihm genug; er spielt und zankt mit einer Aeußerung der Gesellschaft, mit der Geselligkeit, und vergißt die Gesellschaft darüber und ihre Stützen, Redlichkeit und Ehre. Hätte er das nicht gethan, und wäre es ihm je um das Ziel der Gesellschaft zu thun gewesen, nicht immer blos um den Weg, er würde nie sich so verdächtigt haben, er würde nie in solchen Miscredit gekommen sein, weil er dann nie hätte Parteiläufer werden können.

Ganz dem analog mußte nun auch die Art seines Witzes werden; da er ihm selbst nur Zweck war, so genügte das Wort, es ward ein Wortwitz, oft nur ein Spiel mit Buchstaben. Der tiefere Witz bringt in die innersten Fugen und sprengt das Werk von Innen nach Außen, er bahnt sich den Weg zum Herzen und zerstört oder beschleunigt die Lebenskraft; der seichtere zerrt an den Kleidern und spielt mit bunten Lappen. Der tiefere Witz beherrscht den Gegenstand, ist wohlinstruirter Richter, das Schwert seines Henkers ist ein gesetzmäßiges, d. h. durch Denkgesetze geheiligtes; darum lähmt er oder tödtet, aber er verwundet nicht; der seichtere tändelt mit einigen Flocken des großen Vernunftgesetzbuches, er neckt und zwickt, aber das Leben läßt er unberührt, weil er nicht vom Leben kommt. Der tiefere Witz ist in sich immer gerecht, denn er ist der plötzlich herausschlagende Blitz vorhandener positiver Elektricität, d. h. das blitzartige Ergebniß positiver Gründe; der seichtere ist oft ungerecht, denn er bedingt nichts als das Leuchten, gleichviel ob es durch die leichtesten, gehaltlosesten Stoffe erzeugt sei. Darum ist der tiefere Richter, der seichtere bloßer Ankläger; darum bleibt jener immer, dieser vergeht hundert Mal, weil seinen Anklagen der Grund fehlt. Und so ist's mit Saphir. Seine Schriften sind geistreiche Versuche eines glücklichen Talents, denen nichts fehlt als das Resultat. Es ist Macbeth's kurze Regierung ohne Nachkommen und mit schmählichem Ende. Es ist Luftsame, der keinen Boden fand, weil er keine Schwerkraft hatte. Es sind Hamlet's „Worte, Worte, nichts als Worte". 113.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 307. — 2. November 1832.

Göthe in England.

(Beschluß aus Nr. 306.)

Ein frommer Klopstock erhebt sich unter allgemeiner Begeisterung zu einer Art seraphischer Musik, wenngleich in einer Weise, die keine Nachahmer erwecken kann. Der wackere Geist eines Lessing dringt mit manchem belebenden Stral durch die düstere Regungslosigkeit. Deutschland hat sich auf gleiche Höhe mit Europa gestellt, nimmt fernerweit Theil an allen europäischen Einflüssen. Ja, es ist nun sogar angedeutet, obwol noch nicht bestimmt, daß Deutschland der Leiter des geistigen Europas werden soll. Eine tiefe Bewegung erschüttert allgemein den deutschen Geist, obschon noch Niemand absieht, zu welchem Endzweck. Nur verworrenes Drängen und Schwellen, zuwiderlaufende Richtungen entstehen überall. Die Bewegung hat begonnen und ist nicht aufzuhalten; aber es bleibt noch lange ungewiß, wo hinaus sie geht. Eben dem jungen Manne, der jetzt mit so ängstlicher Anspannung auf sie blickt, war die Aufgabe vorbehalten, ihr eine Bahn zu finden und zu brechen.

Wer sich diesen verwirrten, revolutionnairen Zustand der Dinge vorzustellen vermag, kann auch die Wirkung ermessen, die er auf das empfänglichste, umfassendste Gemüth aller Lebenden hervorbringen mußte, kann ermessen, welch ein Chaos er in sich aufgenommen hatte, im Dunkeln bemüht, es zu einer Schöpfung zu verkörpern. Man nehme dazu seine verworrene, widersprechende persönliche Lage. Von einem beharrlichen Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt, geht er nach Wetzlar, ein Auge noch auf die Rechte gekehrt. Er schreibt den „Werther" und „Götz", um für immer davon abzulassen. So ging er aus wie Saul der Sohn Kis, seines Vaters Esel zu suchen, und fand statt dessen ein Königreich.

Mit der Vollendung dieser beiden Werke, die er bald selbst übersah, deren hervorgebrachte Wirkung aber nicht zu berechnen ist, und die jetzt endlich glücklicherweise hinter uns liegen, obschon ihr verhallendes Echo (doch nur im unverstandenen Studium!) noch in den Trümmern unserer eignen schottischen Straßenräuber- und satanischen Schulen (Moss-trooper and satanic-schools) weilen mag, beginnt, was wir insbesondere Göthe's Leben nennen können, seine Thätigkeit als Mann.

Wir haben absichtlich hier auch die schwachen Stellen dieser englischen Kritik mitgetheilt, um ihre Ansicht ganz zu vergegenwärtigen. Wir enthalten uns, in abermaliger Hinweisung auf Tieck, beleuchtend darauf einzugehen, und fahren fort unsern Autor sprechen zu lassen, nachdem er mit wenigen Worten Göthe's Bestimmung nach Weimar geschildert hat.

Merkwürdig genug, daß das kleine Weimar in diesem Umstande (der Anstellung von Dichtern) einen altitalienischen Freistaat im 19. Jahrhunderte wiederholt! Denn die Petrarca und Boccaccio, wenngleich als Dichter verehrt, hielt man nicht ihres Verstandes als Menschen beraubt, sondern gebrauchte sie in den höchsten Diensten des Staats, nicht nur als tüchtig, sondern als die Tüchtigsten. Wie verschieden von uns, wo Diplomaten und Gouverneure von den Straßen aufgelesen werden können, oder erwählt wie beim Blindekuhspiel.

Göthe's Hand hätte würdig ein kaiserliches Szepter geführt. Heil der Welt, deren Herrschaft einer solchen anvertraut wäre! Verlangte man sie für diesen Mann, oder übertrüge sie ihm selbst ohne der Welt Einwilligung, so erfüllte man ein viel höheres Gebot.

Von Göthe's Werken hat der große Haufen unserer englischen Welt noch auf keine Weise hinreichende Einsicht erlangt und insoweit Besitz genommen, daß wir mit Hoffnung auf Erfolg uns in eine kritische Erörterung ihrer Verdienste und Eigenthümlichkeiten einlassen könnten. Eine solche Aufgabe bleibe bis dahin aufgeschoben, wo sie zeitgemäß ist, mag dies in dieser oder der nächsten, oder einer spätern Generation geschehen. Was bereits anderswo verlautet ist, reicht für das gegenwärtige Bedürfniß hin, oder bedürfte nur einer Wiederholung und Anfrischung. Der Darsteller deutscher Angelegenheiten muß mit dem verständigen Zanga im Schauspiel sagen: „Erst bringe (recover) das ein, dann sollst du mehr wissen". Ein Blick über die großartigen Umrisse des Ganzen, und zunächst in Hinsicht auf unsere Zeit, kann allein hier am rechten Platze stehen.

In Göthe's chronologisch geordneten Werken erblicken wir vor allen Dingen dies: Ein immer klarer und klarer zur Freiheit strebendes Gemüth, das immer vollkommnere Herrschaft über seine Welt erlangt. Das pestartige Fieber des Skepticismus schleicht durch ihre verschiedenen Stufen, endet und verschwindet aber glücklich auf der letzten nicht in Tod oder chronischem Uebel wie zumeist, sondern in reinerer, fortan unangreifbarer Gesundheit. Wir nannten den „Werther" die Stimme der Verzweiflung der Welt. Leidenschaftlich, unwiderstehlich ist diese Stimme, noch nicht melodisch und erhaben, wie wir sie dennoch zuletzt in dem wilden apokalyptischen „Faust" vernehmen: gleich einem Sterbeliede scheidender Welten, nicht wie der Morgenstern über eine Schöpfung freudiger Gesang, sondern wie rother beinah — verlöschender Mitternachtsterne sphärische Schwanenmelodie: Es ist geendet!

Dem, was in der nächsten Periode folgt, möchten wir aus Mangel eines passendern Ausdrucks heidnischen Charakter beilegen, worunter wir einen anthropomorphischen, dem des alten Griechenlands und Roms verwandten verstehen wollen. „Wilhelm Meister" ist dieses Gepräges, warmen, herzlichen, sonnigen menschlichen Bestrebens; eine freie Erkenntniß des Lebens in seiner Tiefe, Mannichfaltigkeit und Majestät, doch keine Gottheit darin wiedergestralt. Die berühmten Epigramme aus Venedig schlagen denselben altheidnischen Ton an: musikalisch, freudigstark, wahr, geben sie doch nicht die Wahrheit ganz, und stehen zuweilen in ihrem derben Realismus mit der Vernunft im Wi-

derspruch (are jarring on the sense). Wie in dem zehnten, „Warum treibt sich das Volk so" u. s. w., das von einer gewissen Classe weiser Leute öfterer vielleicht angeführt wird, als das wahre Verhältniß erheischt.

Wie kindisch! werfen wir hier gerechten Unwillens ein. Ist es des Meisters Schuld, wenn die Weisheit, die er den Schülern lehrt, von den Thoren misverstanden und gemisbraucht wird? Der Verfasser spricht selber von dem Verhältniß, in dem das Epigramm besteht. Was will er also? Wäre es einem Göthe nicht erlaubt, von seiner Höhe herab, im Ueberschauen des ungeberdigen Strebens der meisten Menschen ironisch so zu sprechen, wie er that? Wir begreifen die abermalige Uebereilung des verständigen Mannes nicht.

Zweifel, zur Verneinung heruntergebracht, liegt nun unmittelbar unterm Fuße. Das Feuer hat ausgebrannt, eine alte Welt liegt in Asche. Aber Rauch und Flamme sind hinweggeweht, und eine Sonne scheint wieder hell über dem Schutt, und entlockt ihm ein neues edleres Grünen und Blühen, bis endlich in der dritten Schlußperiode harmonische Würde siegt. Ein tiefer, Alles durchdringender Glaube (faith?), so ernst als heiter, spricht zu uns in den „Wanderjahren", dem „Westöstlichen Divan", mancher kleinen zahmen Xenie, und manchem treuherzigen Reime, deren gleichen man, ist schon gesagt worden, was Nachdrücklichkeit und geniale Bedeutung anlangt, nirgends als in der hebräischen Schrift wiederfindet.

In solchem Geiste, mit einem Auge, das alle Gebiete menschlichen Denkens, Fühlens und menschlicher Wirksamkeit überschaut, tritt der Dichter als der wahre Prophet seiner Zeit hervor, siegreich über ihre Widersprüche, im Besitz ihres Reichthums, den Edelsinn (nobleness) der Vergangenheit in ein neues Ganze, neue lebendige Größe (nobleness) für Gegenwart und Zukunft verschmelzend, antike Würde (nobleness) in neue Klarheit stellend, den Geist erhaltend (?), aber mit neuer Form umgebend, derweil frühere Formen und Gewande (wie es mit Gewanden geschieht) veraltet waren, erstorben und abgelegt, und wir trauerten als wäre auch der Geist entflohen. Wir versehen uns wohl, welch großes Wort dies ist; auf keinen andern Menschen, der da lebt oder in den letzten zwei Jahrhunderten gelebt hat, anwendbar. Es stellt Göthe'n nicht nur als den höchsten Mann seiner Zeit, sondern als einen Mann der ganzen Zeit, bedeutsam allen Menschenaltern, als einen der Marksteine in der Geschichte der Menschen hin.

So ersteht, von unserm Gesichtspunkte aus, Göthe vor uns als der Vereiniger, siegreiche Versöhner der zerstreuten, widersprechenden Elemente des zerrüttetsten, getheiltesten Zeitalters, das die Welt seit der Einführung der christlichen Religion gesehen hat, welcher alten chaotischen Zeitrechnung der Weltverwirrung und Weltauflösung, der schwärzesten Finsterniß, der die Morgendämmerung eines neuen schönern Tages aus der Höhe folgte, diese unsere wunderbare Gegenwart in der That oft verglichen worden ist. Dem gläubigen Herzen ist keine Zeit eine verzweifelte! Es ist immerdar die Natur der Finsterniß, daß nach ihr ein neues helleres Licht erfolgt, ja aus ihr entsteht. Die Uebel und Gegensätze einer atheistischen Zeit, einer in Verderbniß, Schlechtigkeit und Unglauben versunkenen Welt, worin auch physisches Elend, Desorganisation, Entherzigung (brokenheartedness) und Verzweiflung ganzer in Unwissenheit und Pein sich aufreibender Stände nicht fehlen können: all Dieses, der Anblick solcher Dinge fällt wie das Räthsel einer Sphynx auf jedes neugeborene ernste Herz, ein Leben- und Todgewirre, um sich und die Welt davon zu erlösen. Von der Weisheit kommt Stärke. Nur wenn es keine Gesichte mehr gibt, gehen die Völker zu Grunde. Durch natürlichen Wechsel geht ein Zeitalter der Versöhnung zu Ende und das des ernsten, unerschütterlichen Strebens beginnt. Denn die Asche des alten Feuers wärmt keinen Menschen von Neuem; die neue Generation ist zu trostlos, um der Spötterei nachzuhangen, es wäre denn vielleicht dem bittern selbstmörderischen Spotte über sich selbst. Nachdem also die Voltaire genug über das Falsche gelacht und geschnüffelt haben, erscheinen einige Turgot und fragen, was das Wahre sei? Wehe dem Lande, dem zu solcher Zeit kein Prophet entsteht, sondern nur Tadler, Satiriker und erbitterte Tollköpfe, die Uebel nur ärger machen, aufs höchste ein Ende beschleunigen, das sie, indem sie es beschleunigten, verschlimmerten. Das alte Europa hatte seinen Tacitus und Juvenal, doch sie halfen ihm nichts. Neueuropa hat seine Mirabeau, Byron und Napoleon und unzählige rothflammende Meteore gehabt, die Pestilenz aus ihren Haaren schüttelten; es hat Erdbeben und Sündfluten gehabt und das Chaos kehrte zurück, aber der klare Stern, der Tagverkündiger, Phosphorus, der Lichtbringer war noch nicht erschaut.

Daß in Göthe die Kraft lag, Versöhnung aus solchen Widersprüchen zu stiften, in denen der Mensch jetzt geboren wird, bezeichnet ihn als den Starken seiner Zeit. So zu versöhnen, ist in der That die Aufgabe jedes Mannes: der Schwächste versöhnt etwas, bringt alte chaotische Elemente in eine neue höhere Ordnung, erweckt immer, je nach Fähigkeit und Bestreben Gutes aus Bösem hervor. Man betrachte nun, welche Fähigkeit und welch Bestreben zu der höchsten Aufgabe der Art gehört, die der Wirksamkeit nach alle andere einbegreift. Die Sache, die diesem Mann zu versöhnen gegeben war, bestand in dem innern geistigen Chaos, dem Mittelpunkte jeder andern innern und äußern Verwirrung. Er war bestimmt, den Abgrund zu schließen, aus welchem so mannichfaltige Zerstörung, moralische, intellectuelle, gesellschaftliche erstand.

Die Größe seiner in solchem Werke groffenbarten Begabung ist längst schon Jedermann bekannt, nicht minder, daß es der höchste Grad menschlicher Begabung war, die dem damit Ausgestatteten im strengsten Sinne die Benennung eines großen Mannes verdient. Eine Riesenstärke des Charakters tritt an ihm hervor; mild, gütig und ruhig, wie die Stärke immer ist.

Als Göthe's erste Naturgabe nennen wir seine äußerste Klarheit, Alles durchdringende Schärfe des Blicks. Alle andern Gaben sind, wie wir immer finden, dieser nur zuertheilt, oder, eigentlicher zu sprechen, dieselbe Gabe in anderer Gestalt. Nach einer edlern Gewalt der Einsicht als die Göthe'sche, sucht man vergebens seit Shakspeare's Zeit. Es gibt in Wahrheit vielerlei, doch dies insbesondere, was diese beiden Geister mit einander gemein haben. Auch Shakspeare sieht nicht auf ein Ding, sondern hinein, hindurch, sodaß er es nach seiner innern Gliederfügung begreift, auseinandernehmen und wieder zusammensetzen kann. Das Ding schmilzt gewissermaßen unter seinen Augen zu Licht und entsteht von Neuem vor ihm. Dies will so viel sagen, als daß er ein Denker im höchsten Sinne des Worts, ein Dichter ist. Für Göthe wie für Shakspeare liegt die Welt durchsichtig, ganz schmelzbar möchten wir sagen, mit Wunder umgürtet da; das Natürliche ist zum Uebernatürlichen geworden, denn vor dem Auge des Sehers ist Beides eins. Was sind die „Hamlet" und der „Sturm", die „Faust" und „Wilhelm Meister" sonst als Lichtblicke in diese durchscheinende, wunderumgürtete Welt gegönnt, Offenbarungen des Geheimnisses aller Geheimnisse, des menschlichen Lebens, wie es wirklich ist?

In anderm untergeordneten Betrachte ist die poetische Fähigkeit Beider ebenfalls verwandt. Göthe ist voll von Bildlichkeit. Sein großer lichtbringender Verstand ist ein imaginativer Verstand. Gall, der Schädellehrer, erklärte, Göthe sei ein geborener Volksredner, sowol wegen der Form seiner Stirne, als weil ihm, was noch entscheidender, jedes Mal, sowie er spräche, ein Bild zu Gebote stände. Gall sah gerade so hoch, als seine eigne Nase reichte. Ganz verschieden ist Göthe's Bildlichkeit von der, die der Volksredner nöthig hat. In Bildern solcher Art sind Göthe's Schriften keineswegs reich. Von den allzeitfertigen Buntpapiermetaphern, wie man sie als Flitter auf das schon fertige Lappengespinst klebt, sprechen wir nicht. In keinem seiner Werke ist eine Spur davon. Aber selbst in der An-

wendung echter Metaphern, die man als neues Gewand einem neuen Gedanken gibt, steht Göthe Geringern, wie z. B. Jean Paul nach; er ist mehr Meister der gewöhnlichen Sprache und bedient sich ihrer zu seinem Zweck. Göthe's Bildlichkeit liegt in dem eigentlichen Mittelpunkte seines Wesens, gibt sich durch den innern Bau eines Gedankens, durch die lebendige Verkörperung desselben kund. Bilder wie die Göthe'schen findet man in der ganzen modernen Literatur, außer bei Shakspeare nicht. Es ruft sie dieselbe Fähigkeit hervor, die in höherer Ausübung den Dichter einen Charakter bilden lehrt. Auch hier sind Shakspeare und Göthe, ungleich zahllosen Andern, lebenskräftig. Ihr Bau fängt beim Herzen an und verbreitet sich nach Außen hin, wie die Lebensströme auch; die Gestaltung der Oberfläche macht sich von selbst. Sonach haben diese Macbeth und Falstaff, jene Philinen und Faust eine Wahrscheinlichkeit und ein Leben, das sie von allen andern Bildungen der letzten Jahrhunderte scheidet. Alle Andere haben, damit verglichen, mehr oder weniger die Natur hohler Larven, nicht von Innen herausgebaut, ähnlich *gemalt* und betrüglich in Bewegung gesetzt. Vor vielen Jahren, als wir zum ersten Male in anderm Betrachte, mit einem sehr gemischten Gefühl, den „Wilhelm Meister" durchgelesen hatten, empfanden wir doch entschieden, daß darin mehr Einsicht in die Elemente der menschlichen Natur lag und eine poetisch vollendetere Verbindung derselben, als in der poetischen Literatur unserer Generation insgesammt.

Eine andere nicht zu übersehende Aehnlichkeit zwischen Beiden (denn das Große gleicht sich immerdar) ist ihre majestätische Ruhe, ihre gänzliche Duldung aller Menschen und Dinge. Auch diese geht aus derselben Quelle, vollkommener Klarheit des Blickes hervor. Wer einen Gegenstand versteht, kann ihn nicht hassen, hat schon angefangen ihn zu lieben. Was den Styl nicht minder wie den Charakter anlangt, so ist diese Ruhe und anmuthige, sanft hinfließende Milde ebenfalls Beiden eigenthümlich, obschon in Göthe'n ausgebildeter und gereifter durch ein bei weitem ämsigeres Studium. Göthe's Styl ist vielleicht als der vortrefflichste anzunehmen, den unsere moderne Welt in irgend einer Spache aufweisen kann. „Selbst für den Fremden", sagt Jemand, „ist er voll Charakter und gedankenreich; geglättet, doch vaterländisch und herzlich. Er klingt wie der Ausdruck weiser, antikgesinnter, treuherziger Menschen: in Versen bündig, scharf, einfach und ausdrucksvoll, in Prosa vielleicht noch gefälliger; denn er ist zugleich gedrungen und voll, reich, klar, anspruchlos und wohlklingend. Der Sinn wird uns nicht in abwechselnden Blitzen mitgetheilt, stückweise vorgehalten und entzogen, sondern er tagt immer heller auf, bis er zuletzt gleichzeitig und völlig vor uns liegt, getaucht in goldenen, reinen Sonnenschein. Er erinnert an die Prosa Hooker's, Baco's, Milton's, Browne's, wie sie würden geworden sein, hätten sie unter dem guten, und ohne den schlechten Einfluß jener französischen Genauigkeit geschrieben, die alle modernen Sprachen geglättet, verdünnt, aufgestutzt und arm gemacht hat; unsere Meinung ist zwar klar, aber daneben gar zu oft auch seicht." — Sowie endlich Shakspeare als die größere Natur von Beiden betrachtet werden muß, können wir nicht umhin anderseits zuzugestehen, daß er die weniger gepflegte, sorglosere ist. Was Shakspeare gethan haben könnte, entdecken wir nirgendwo. Ein sorgloser Sterblicher, offen dem Universum und seinen Einflüssen, unbekümmert sich selbst zu öffnen; der, Prometheus gleich, den Himmel ersteigt, wenn es sein muß, und zufrieden ist, wenn er damit die Miethe seines londoner Schauspielhauses erschwingt; der, hätte der Richter in Warwickshire ihn ungestört Rehe jagen lassen (?), vielleicht noch viele Jahre länger auf der grünen Erde gelebt hätte, ohne so lustige Reisen zu unternehmen: ein Sterblicher, der seines Gleichen nicht hat! In dem großen Göthe hingegen sehen wir einen Mann, der sich sein Leben hindurch auf das Aeußerste müht und es sich, wie er selber sagt, hat sauer werden lassen; der alle Dinge, von allen Seiten, wissenschaftlich und poetisch ergriff, der mit Leidenschaft auf die tiefsten Interessen des menschlichen Daseins einging, und zwar in dem complicirtesten Zeitalter der Geschichte der Menschheit. Es wäre interessant zu wissen, was Shakspeare's Gedanken von Gott, Natur, Kunst würden gewesen sein, hätte er 80 Jahre gelebt. Göthe's Gedanken darüber, überliefert in vieltöniger Melodie wie die Apokalypse unserer Zeit, liegen hier vor uns.

So war das edle diesem Manne anvertraute Talent, so der edle Gebrauch, den er davon machte. Wir können ihn noch einmal einen klaren und universellen Mann nennen; wir können sagen, daß er, in seiner Universalität als Denker, Sänger, Arbeiter, ein Leben voll antiker Würde unter modernen Verhältnissen lebte und in diesem Leben in ganz Europa einzig dasteht, der Erste, von dem alle Andere zu lernen haben und dem sie nachfolgen sollen. Wer vermag zu berechnen, welcher Schatz von Stärkung, von Hoffnung, die sein lebendiges Wort erzeugte, und von neuen Erscheinungen für Alle in der großen Hauptsumme seiner Thaten gesichert liegt! Die Frage: kann der Mensch noch ferner in Frömmigkeit leben, ohne Blindheit und Widerspruch, in unerschütterlicher Standhaftigkeit am Rechten halten, ohne stürmische Erbitterung gegen das Falsche, als ein antiker Held, doch mit der Ausbreitung und vermehrten Begabung eines modernen Ehrenmannes? ist länger keine Frage mehr, sondern zur Gewißheit geworden, zur augenfälligen Thatsache.

Wir haben Göthe'n, wie wir versprachen, von dieser Seite, mit den Augen dieser Generation betrachtet, d. h., hauptsächlich als einen Weltänderer, wohlthätigen geistigen Revolutionisten. Denn in unserm gegenwärtigen so erstaunenden Zustande der Fortschritte des Menschengeschlechts ist dies die Kategorie, unter welcher man alle Dinge, ja die Weisheit selbst prüfen muß. In der That sind auch in dieser Hinsicht Göthe's Leben wie seine Werke unzweifelhaft von nicht zu berechnendem Werthe und unsers ernstesten Studiums würdig. Denn seine innere Geschichte ist gleichsam das ideale Sinnbild der aller wahren Menschen dieser Tage. Nach dem von ihm erreichten Ziele der Männlichkeit sollen wir auch nach unserm Maßstabe streben. Wir wollen daher wohl den Weg ins Auge fassen, den er für sich gebahnt hat, und in dem düster sich einherwälzenden Chaos uns freuen, eine gepflasterte Straße zu finden.

Es ist hier vielleicht nicht überflüssig, noch ein ferneres Wort der Erklärung hinzuzufügen. Wir meinen in Betracht der Streitsache, die wie so viele Göthe betreffende Dinge aufgenommen worden ist, über sein politisches Glaubensbekenntniß und Verfahren, ob er zu den Ministeriellen oder zu der Opposition sich hielt? Der politische Bewunderer Göthe's mag sich freuen: Göthe gehörte beiden und auch wieder keiner von beiden Parteien an. Der gebrechliche, übertünchte Zustand der Gesellschaft war keinen Augen klarer als den seinigen, betrübter keinem Herzen als dem seinigen. Leihen wir dem Epigrammatisten in Venedig unser Ohr:

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

Doch ach! was ist zu thun?

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider,
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.
Willst du Viele befrei'n, so wag' es Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei; willst du es wissen? Versuch's!

— Was bleibt also dem Dichter übrig, als von den Conservativen sich zu trennen gleichwie von den Destructiven, derweil sie einander die Haare und Ohren aus- und abreißen, so lange es geht — denn der endliche Ausgang ist schon seit lange unzweifelhaft — und seinerseits Tag und Nacht sich zu mühen, den wenigen, unterdrückten Ueberbleibseln der Productiven förderlich zu sein, die mit festem männlichen Willen, sei es unter dem Despotismus oder Sansculotismus, irgend etwas schaffen, auf denen doch am Ende allein die Hoffnung der Welt beruht. Gehe also hin und thue desgleichen! bist du berufen zur Politik, so wirke darin, wie dieser Mann gewirkt haben würde, ein

wahrer, kein träumender Arbeiter. Verstehe inzwischen wohl, daß keinem Menschen seine politische Constitution das Leben selbst, sondern ihm nur das Haus ist, worin er sein Leben führt, und hast du einen edlern Zweck, als dieses Haus zu übertünchen, vom Rauche zu säubern und alte verwitterte Rattennester einzureißen, so überlasse es Dem, dessen Handwerk es ist.

Göthe hat aber keineswegs nur von dieser revolutionnairen Seite Wichtigkeit. Sein Leben und seine Werke sind nicht blos gemalter Schein, sondern solide Wirklichkeit, und können von allen Seiten und Gesichtspunkten aus mit Nutzen betrachtet werden. Seine Geschichte und seine Werke bleiben als ein ewiges Besitzthum bei uns, als die tausendzüngige Stimme der Weisheit, die hören mag, wer Ohren hat zu hören. Was die Erfahrung des in reichen Beziehungen stehenden tiefen Forschers ihm zur Einsicht gegönnt hat, steht hier für alle Menschen niedergeschrieben. Es ist die Urkunde des Wissens und Fühlens Dessen, in dessen Bereich es lag, mehr zu wissen und zu fühlen als irgend ein anderer Mensch. Das tiefste Herz, den höchsten Kopf zu ermessen, lag nicht über seine Fähigkeit hinaus; er ermaß und erläuterte sie. Viele Generationen mögen nach ihrem Bedürfniß auf ihn hören, und diejenige, die nichts mehr von ihm zu hören und zu lernen braucht, nenne sich eine glückliche.

Mittlerweile zählen wir, die wir in Finsterniß wandern und nach Licht forschen, diesen Besitz, als das Eine was Noth thut, zu unsern höchsten Segnungen und Vorzügen. Colite talem virum; lernt von ihm, ahmt ihm, eifert ihm nach! So nahm er die Musik des Universums auf, entfaltete sie in Klarheit und trug sie in echt himmlischen Tönen heim in die Herzen der Menschen, mitten aus dem seelenverwirrenden Getöse unserer neuesten babylonischen „Thurmbau" Zeit. Denn auch jetzt wiederum wie in der alten Zeit hatten die Menschen zu einander gesagt: Kommt und laßt uns einen Thurm bauen, der bis in den Himmel reiche. Laßt uns mit unsern Dampfmaschinen und logischen Schlüssen, geschicktem Mechanismus und Manipulationen nicht nur die physische Natur, sondern auch den göttlichen Geist der Natur besiegen und das Empyreum selber stürmen. Deshalb muß nothwendigerweise abermals Sprachverwirrung über sie kommen und sie zerstreuen — zu andern Werken, bei denen, so laßt uns hoffen, ihre Hämmer und Kellen ihnen bessere Dienste leisten sollen.

Mit einem Gefühl, wie es uns kein anderer Mensch einflößen kann, nehmen wir nunmehr von Göthe Abschied: vixit, vivit.

So weit unser Brite. Wir aber vermögen die Gefühle, die uns seine ehrenwerthe Rede erregt hat, nicht besser zu erkennen zu geben, als mit Tieck's tröstenden Schlußworten bei Göthe's Todtenfeier, in die wol alle Edeln unserer Nation, seien sie von welcher politischen oder ästhetischen Farbe sie wollen, miteinstimmen werden:

— — — — — — — — er ist uns nicht entrückt,
Daß wir ihn kannten, liebten, ist kein Traum,
Er wohnt in uns, und wir sind hochbeglückt,
Daß uns die Kraft beseligend geblieben,
Den Großen zu bewundern und zu lieben. 153.

Literarische Notizen.

Von J. Janin sind kürzlich zwei neue Schriften erschienen. „Debureau, histoire du théâtre à quatre sous, pour faire suite à l'histoire du théâtre français", ist eine sehr ergötzliche Posse; der blendende Witz des Verf., seine reiche Darstellung, seine leichte bewegliche Phantasie, die sich im Zusammenstellen der heterogensten Dinge gefällt, machen ihn ganz zu Dichtungen dieser Art geeignet. Debureau ist der Pallasse der Seiltänzertruppe, die täglich im Théâtre des funambules ihre Vorstellungen gibt. Seitdem die Uebersetzung von Hoffmann's Schriften so günstig aufgenommen worden, suchen die Franzosen das phantastische Märchen in ihrer Literatur einheimisch zu machen. J. Janin hat dazu Beruf in sich zu fühlen geglaubt und kürzlich vier Bändchen „Contes fantastiques" herausgegeben, aus denen wir versucht sind zu schließen, daß er sich geirrt habe.

Alphonsine Theolinde Cotte, ein mit hohem Dichtertalent begabtes Mädchen, ist kürzlich in ihrem funfzehnten Jahre zu Marseille gestorben. Von früher Kindheit an zeigte sie ihre Vorliebe zur Poesie. Dichter waren ihre Lieblingslecture; die schwersten Stellen, die ihr beim Lesen auffielen, lernte sie auswendig, und wenn sie das Gelernte hersagte und ihr Gedächtniß sie im Stiche ließ, so ergänzte sie die Lücken durch eigne Verse, und zwar so geschickt und mit solcher Fertigkeit, daß die Zuhörer selten den Betrug bemerkten. Dieses Wunderkind hatte ein Gedicht angefangen: „Poniatowski, ou la retraite des quatre-cent milles". Ref. hat Bruchstücke davon gelesen, die des talentvollsten Dichters in seiner vollen Reife nicht unwürdig wären. Folgende Stelle, welche den Genius des Nordpols schildert, wird gewiß jeder Kenner bewundern, wenn er bedenkt, daß sie zu den ersten Versuchen eines Kindes gehört:

Sous la zone où Boote, enhaussé dans les airs
Voit sous son char s'étendre et se durcir les mers
Et leurs flots paresseux — — — —
S'entasser en cristaux sur de brillans rivages
L'ange du pôle assis sur un trône glacé,
Soulève à peine un front de frimas hérissé,
Et fléchit sous le poids des neiges éternelles
De ce trône lugubre affreuses sentinelles.
Des Alpes de glaçons, filles de mille hivers,
Entourent tristement le Dieu de ces déserts,
Des brouillards sur ces monts roulent leurs flots humides
D'un stade chaque jour croissent les aloïdes,
Chaque jour Calisto voit leurs fronts orgueilleux
S'allonger, s'approcher et ménacer les cieux.
Inaccessible au jour dans cette chaîne immense
Le sombre gardien contemplait en silence
L'ordre sacré du monde et ces signes divers
D'un pas mystérieux conduisant l'univers,
Il suivait leurs accords d'une oreille ravie
Et reposait au bruit d'une sainte harmonie.

„Indiana", von Georg Sand, hat außerordentliches Aufsehen in den Salons gemacht. Es ist vielleicht der merkwürdigste Roman, der seit zehn Jahren in Paris erschienen ist. Der Verfasser ist nicht bekannt. Hinter dem deutschen Pseudonymus ist wahrscheinlich eine Dame verborgen, man schließt es wenigstens aus dem zarten Beobachtungsgeiste, welcher sich in den Schilderungen der innigsten Regungen des Gemüths darthut. Die Buchhändler kündigen übrigens schon neue Erzählungen von diesem G. Sand an; wahrscheinlich werden die Speculationen, die nun damit getrieben werden, den Verf. veranlassen sich zu nennen. 148.

Literarische Anzeige.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben. Erster Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend. Gr. 8. 25 Bogen auf gutem Druckpap. 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 308. — 3. November 1832.

Nordamerikaniſche Zuſtände.*)

Pittsfield, den 11. April 1832.

1. Cincinnati.

Im Anfange des Juli vorigen Jahres verließ ich Cincinnati. Dieſer Ort iſt mit Dayton durch einen Canal verbunden, den ſogenannten Miamicanal. Dieſe Strecke von 60 engl. Meilen legt man in einem Canalboot in 24 Stunden zurück. Auf den Canälen in Amerika hat man zwei Arten von Böten; die einen ſind ausſchließlich für Reiſende beſtimmt und heißen packets; die andern, freight boats (Frachtböte) genannt, nehmen zwar auch Paſſagiere ein, ſind jedoch hauptſächlich für den Transport von Gütern beſtimmt; in den erſtern zahlt man 4 Cents für die engl. Meile und erhält Eſſen und Trinken; in den letztern reiſen die Aermern; alle Diejenigen, welche nicht große Eile haben, mögen ſich nach Belieben ſelbſt verpflegen oder von dem Capitain beköſtigen laſſen, und zahlen hiernach entweder 1½ oder 2½ Cents pro Meile. Die letztere Art habe ich allezeit vorgezogen, einmal weil ſie weniger koſtſpielig, und dann weil man in dem Frachtboote mehr Muße hat, das Ganze in Augenſchein zu nehmen. Die Böte werden von Pferden gezogen. Ein Frachtboot macht nicht mehr als 60 Meilen in 24 Stunden, während ein packet-boat in derſelben Zeit beinahe 90 zurücklegt. In dieſen Böten hat man Bequemlichkeit genug; ſie ſind gewöhnlich auf das ſtattlichſte meublirt; mehre Zimmer in denſelben, eins für die Gentlemen, ein anderes für die Ladies, ein drittes dient als Speiſezimmer u. ſ. w. Leute aus allen Ecken der Welt ſind hier verſammelt und natürlich mit den verſchiedenſten Anſichten. Das gewöhnlichſte Geſpräch iſt hier, wie überall in Amerika, über Religion, und wenn man dieſe Leute reden hört, ſo ſollte man meinen, Amerika ſei das Land der Heiligen; ſieht man aber gleich darauf, wie dieſe Heiligen einander betrügen oder zu betrügen ſuchen, ſo wird man gar bald enttäuſcht. Ich machte mir öfters das muthwillige Vergnügen, ketzeriſche Meinungen vorzutragen, und beluſtigte mich an dem heiligen Unwillen dieſer Leute. Lange Zeit reiſte ich mit einem Franzoſen, der, wie aus mehren Umſtänden hervorging, ein vertriebener Jeſuit zu ſein ſchien, dabei aber doch ein guter Menſch war. Dieſen erboſte der ketzeriſche Greuel ſo ſehr, daß er begann, ihnen auseinanderzuſetzen, ſie ſeien durchaus keine Chriſten und würden ſicherlich Alle in die ewige Verdammniß gehen, zugleich einige Dutzend Stellen aus den Kirchenvätern anführend. Der Miamicanal, der über mehre Brücken geht, iſt in einer der fruchtbarſten Gegenden des fruchtbaren Ohio; an ſeinen Ufern ſah ich indianiſches Korn von 12 Fuß Höhe; die ganze Gegend iſt meiſt von Deutſchen bewohnt, die ſich hier, wie überall in Amerika, als Landwirthe auszeichnen, um politica jedoch ſich wenig bekümmern; unter ihnen fand ich mehre Swedenborgianer, und es beluſtigte mich nicht wenig, dieſe Leute einen Verſuch machen zu ſehen, mich von der Wahrheit der Lehren ihres Meiſters zu überzeugen. Wie ſchnell hier zu Lande Alles betrieben wird, davon ein Beiſpiel. Einer meiner Reiſegefährten aus Hamburg ging nach Cincinnati, etablirte ſich dort als Confectirer, konnte ſich auf die Dauer nicht erhalten, kaufte einen Farm am Miamicanal, heirathete, hatte bald darauf Hoffnung, Kinder zu bekommen, und war im Ganzen kaum ein halbes Jahr im Lande.

2. Columbus.

Auf einem abſcheulichen Wege — die Landſtraßen ſind in keinem Lande ſchlechter als in Amerika — gelangte ich nach Columbus, der Hauptſtadt des Staats Columbus, mit vielleicht 50 und einigen Häuſern, unter andern einem court und state-house, in welchem letztern der Senat ſeine Sitzungen hält; der Ort iſt in einer Gegend, die noch vor 15 Jahren eine Wildniß war. Das state-house hat eine Inſchrift, die ſich, wie Alles, was die Amerikaner ſchreiben und ſagen, durch bombaſtiſche Phraſeologie auszeichnet:

Equality of right is nature's plan,
And following nature is the march of man
Based on your rock of right your empire lies,
On wales of wisdom let the fabric rise,
Preserve your principles, their force unfold
Let nations prove them and let kings behold
Equality your first firm grounded stand;
Then *free election*, then your federal [union]*) land.
This holy triad should for ever shine,
The great compendium of all rights divine
Creed of all schools whence youth his millions draw

*) Vgl. die frühern Mittheilungen deſſelben Verfaſſers in Nr. 344 d. Bl. f. 1831 u. Nr. 81, 82 f. 1832.

*) Federal war gedruckt und union an die Stelle geſetzt.

Their themes of right, their decalogues of law
Till man shall wonder on these codes inured
How wars were made, how tyrants were endured.

In Columbus machte ich die Bekanntschaft des dortigen clerk of the court, eines ziemlich gebildeten und unparteiischen Mannes. Er erkannte mich bald als einen zur Classe der neugierigen Reisenden Gehörenden, und seine Freundlichkeit gegen mich mochte wol in der Furcht seinen Grund haben, daß ich später nachtheilige Berichte über sein Vaterland machen möchte. Von ihm erfuhr ich, daß Kosciuszko eine bedeutende Besitzung in der Nähe von Columbus hat, ein ganzes township, das ihm wahrscheinlich vom Congreß geschenkt wurde; man kennt jedoch seine Erben nicht. In Columbus zeigte sich einiges Interesse für die Deutschen und deutsche Bildung, was ich daraus entnahm, daß mehre angesehene englisch-amerikanische Bewohner sich anheischig gemacht, bedeutende Summen herzugeben, wenn die Deutschen das neuerrichtete lutherische Seminar dahin verlegen wollten. Diesem Wunsche sollen die Deutschen vor Kurzem gewillfahrt haben.

3. Der deutsche Prediger Schmidt in Canton.

Sobald ich in meinem Canalboot bei Massillon anlangte, stieg ich aus und ließ dasselbe seine Fahrt nach dem Eriesee fortsetzen; ich selbst miethete sogleich einen Gaul und eilte in den Wald nach dem mehre Meilen entfernten Canton, wo ein Deutscher, Namens Schmidt, seit einigen Jahren predigte und dem neuerrichteten Seminar vorstand. Schmidt ist unter allen Deutschen in Amerika, mit denen ich bekannt geworden, einer der achtungs- und liebenswerthesten, wiewol er sich für einen streng orthodoxen Lutheraner und großen Freund der Amerikaner ausgibt; das letztere ist, wie ich aus vertraulichen Mittheilungen zu schließen Ursache habe, nicht der Fall; er fühlt sich durchaus nicht wohl in diesem Lande. Er bemühte sich, mich zum Bleiben zu bewegen, wollte mir seine Pfarrstelle abtreten und bot mir 150 Dollars jährlich an, wenn ich als Lehrer am Seminar bleiben wollte. Die Deutschen in Ohio können sich gratuliren, ihn in ihrer Mitte zu haben, da er — was hier zu Lande eine Rarität ist — ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist und eifrig alles Gute befördert, und zwar mit eigner Aufopferung; so steht er z. B. dem Seminar vor, ohne auch nur einen Cent für seine Bemühung zu erhalten. In seiner Gemeinde schien ein guter Geist zu sein, der ihr ohne Zweifel von ihm eingeflößt war. Die Studenten wohnten zerstreut im Orte und kamen nach Schmidt's Wohnung zum Unterricht. Er hatte eigentlich nur zwei Studiosen der Theologie, außerdem zwei, welche Englisch, Deutsch, Griechisch und Lateinisch lernten, und zwei Anglo-Amerikaner, welche Deutsch lernten. Dogmatik, Exegese, Deutsch, Lateinisch, Griechisch waren damals Unterrichtsgegenstände; der eine Student der Theologie lernte weder Griechisch noch Lateinisch. Schmidt ist sehr populair. Ich hielt den Studenten dieses Seminars eine Vorlesung über Dogmatik und Exegese. Bei Schmidt wurde ich mit mehren deutschen Pastoren bekannt, die ich insgesammt überaus unwissend fand und voll priesterlichen Hochmuths und pharisäischer Heuchelei. Als ich im Verlauf des Gesprächs unschuldigerweise das Wort: Verdammt, anbrachte, berührte der Eine Schmidt insgeheim, um ihn auf diesen Greuel aufmerksam zu machen, wie Schmidt mir nachher selbst mittheilte.

4. Seereise.

Ein Canalboot brachte mich nach Cleaveland am Eriesee, wo ich, wie überall, zuerst die Kirchen in Augenschein nahm und einige Predigten hörte, wozu man hier jederzeit Gelegenheit findet. Auch kann man hier die Ueberreste einer alten französischen Redoute sehen. Die Aussicht auf den Eriesee ist prachtvoll; Schiffe und Dampfböte sieht man in allen Richtungen abgehen. Von hier segelte ich nach Buffalo in dem Schooner Marie Antoinette, was wohlfeiler als in einem Dampfboote, obgleich gewöhnlich langsamer ist, doch diesmal nicht, weil wir sehr günstigen Wind hatten, der dem Dampfboot eher nachtheilig war. Der Capitain des Schooner war mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar nach Liverpool gesegelt als Schiffsjunge und erzählte mir, der Herzog habe oft mit ihm geplaudert. Die Amerikaner leben auf den Schiffen sehr schlecht: Salzfleisch und Kartoffeln, Kaffee und Thee ohne Milch war die gewöhnliche Kost, einmal sogar wurde ich mit Katzenfleisch regalirt. Auf dem Erie ist gegenwärtig nur ein Kriegsschiff zur Verhütung der Schmuggelei. Das Wasser des Eriesees ist süß und von graulicher Farbe. Die Küste der Vereinigten Staaten verloren wir aus dem Gesicht, sahen aber erst gegen das Ende unserer Reise Canada. Der Wind wehte so stark, daß das Dampfboot, in dessen Gesellschaft wir von Cleaveland abgesegelt waren, in den Hafen von Erie einlaufen mußte, während wir unsere Fahrt mit vollen Segeln fortsetzten; das Schiff schwankte entsetzlich, und diese schaukelnde Bewegung machte mich krank.

5. Die Senecaindianer.

Nach Verlauf von 21 Stunden langten wir in dem etwa 200 Meilen von Cleaveland entfernten Buffalo an, wo gerade die Senecaindianer versammelt waren, um die jährlichen Geschenke der amerikanischen Regierung in Empfang zu nehmen, die man ihnen früher, da sie mächtiger waren, aus Politik verabreichte, um ihren guten Willen zu erkaufen, gegenwärtig aus Gewohnheit. Diese Geschenke bestehen in Geld, Gewehren, Kleidern u. dgl.; sie vertauschen aber gewöhnlich sehr bald Alles gegen Whisky. Sie haben rabenschwarzes, schlichtes, bei Einigen herabhängendes, bei Andern hinten zusammengebundnes Haar; Keiner ist von eigentlicher Kupferfarbe; die Meisten sehen beinahe gleich einem von der Sonne stark gebräunten Europäer aus, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Physiognomie, durch den man sie im Augenblick als zu einer andern Rasse gehörig erkennt; die Gesichtsbildung ist beinahe der der Europäer gleich, zuweilen schön; sie sind meist von mittler Größe, und Wohlbeleibte erinnere ich mich nicht unter ihnen gesehen zu haben. In Betreff der Kleidung, so gingen sie entweder mit entblößtem Kopf, oder sie trugen Hüte von Stroh oder Filz mit gezackten silbernen, bleiernen u. dgl. Bändern, Federn oder andern

Zierathen, beide Geschlechter; desgleichen um den Hals häufig amerikanische Münzen. Außerdem sind die Meisten in eine Decke gehüllt, wollen oder kattun, meist von weißer Farbe und in diesen haben die Weiber gewöhnlich ihre Kinder auf dem Nacken. Die Weiber tragen unter den Röcken Hosen, meist von greller, vornehmlich rother Farbe, am untern Ende mit einem gestickten Rande; eine eigne Art selbstgemachter Schuhe. Alle ihre Kleidungsstücke sind meist zerrissen und schmuzig. Ich miethete einen Gig und fuhr nach dem einige Meilen von Buffalo entfernten indianischen Dorfe. Auf dem Hinwege sowol als auf dem Rückwege begegneten mir viele Indianer. Zuerst besuchte ich die indianische Kirche, mitten in einem vor Kurzem urbar gemachten Busche; sie ist einfach, aber schön, sowol von Außen als von Innen; auf der Kanzel fand ich eine englische Bibel, und die in die Sprache des Senecastammes übersetzte Bergpredigt und Gesänge in derselben Sprache mit englischer Uebersetzung. Ich ging in das Haus eines in der Nähe wohnenden Indianers. Die Kinder flohen mich. In den Häusern Alles sehr schmuzig und nur die nothwendigsten Geräthschaften. Auf einem schlechten Lager lag eine alte Indianerin, und bei ihr hockte eine hübsche jüngere. In dem Wahne, daß sie Englisch verstehen möchte, redete ich sie Englisch an, erhielt aber zur Antwort: „bauda", was, wie ich vermuthe, das von mir in Europa so oft gehörte ni rosomi pani ist. Darauf setzte ich die Unterhaltung so gut als möglich durch Zeichen fort. Der Stamm soll 900 Köpfe stark sein, wovon etwa die Hälfte presbyterianische Christen sein sollen und Ackerbau und Handel treiben. Es begegneten mir mehre Wagen, beladen mit Eichenrinde, geführt von Indianern. Sie wohnen einzeln zerstreut im Busche. Ich war in mehren Häusern, alle gleich schmuzig; die Bewohner ziemlich gleichgültig, ohne alle Neugierde. Ein etwa 15jähriger Junge verkaufte mir einen bleiernen Ring, den er soeben ausgefeilt, und den ich mit nach Deutschland zu bringen denke; im Umsehen bemerkte ich, wie er einem andern Knaben durch Geberden zu verstehen gab, wie er mich übervortheilt habe. Auf dem Rückwege begegneten mir viele aus der Stadt zurückkommende betrunkene Indianer. Die Weiber sind sehr frech. Aber nicht alle Indianer sind dieser Art. Der Charakter derer, welche mit den verdorbenen Weißen weniger oder gar nicht in Berührung kommen, erscheint in einem beiweitem günstigern Lichte, wenigstens war er für mich interessanter als der der geschmacklosen Amerikaner.

6. Religionszustände der Indianer.

Die unüberwindliche Anhänglichkeit der Indianer an ihre alten Sitten und Lebensgewohnheiten, welche jede Bemühung, sie zu civilisiren, vereitelt, bietet dem Philosophen ein schwer zu lösendes Problem. Ihre einfache und ungeschmückte Religion, dieselbe in allen Zeiten und frei von aller Heuchelei und allem Scheinenwollen, welche sie durch Tradition von ihren Vorfahren überkommen haben, leitet den Geist zu dem Schlusse, daß sie eine ungeschriebene Offenbarung besitzen, die ihr Wohl bezweckt und die Amerikaner bewegen sollte, eine ernstliche und reifliche Ueberlegung anzustellen, ehe sie es unternehmen, sie zu einer verfeinerten, aber weniger deutlichen Religion zu bekehren. Die Religion des Indianers scheint dem Zustande angemessen, in welchen ihn der Schöpfer versetzt. Er glaubt an ein höchstes Wesen mit alle den großen Attributen, welche wir Gott zuschreiben, und verehrt ihn auf eine ehrfurchtsvolle und inbrünstige Weise, und von ihm ruft er Segen auf sich und seine Freunde herab und Fluch auf seine Feinde. Unser Schöpfer scheint keins seiner Geschöpfe ohne einen Zeugen von sich selbst gelassen zu haben. Lange bevor der menschliche Geist metaphysischer Raisonnements fähig war über Ursache und Wirkung, hatte er ein Gefühl oder Ahnung des Göttlichen in der Brust. Dies ist eine Offenbarung, welche die Gottheit dem Menschen von sich selbst gemacht hat, und welche klarer und verständlicher wird nach der Art und dem Grade der Ausbildung. Im Indianer, dessen Geist nie durch das Licht der Wissenschaft erleuchtet ist, erscheint es schwach und dunkel. Den moralischen und politischen Zustand der policirten Gesellschaften sieht der Wilde mit einem eifersüchtigen Gefühl selbstbewußter Inferiorität an. Weder seine Vernunft noch seine Erfindungskraft scheinen für die hohen und edeln Zwecke menschlicher Vortrefflichkeit bedeutend geübt, und hartnäckig an Traditionen, Vorurtheilen und Leidenschaften hängend, bildet er nur solche Ideen aus, die er durch die Sinne empfangen hat. Ohne Hülfe eines andern Lichts als dessen, was er von dem Vater des Lichts empfangen, durchdringt der Indianer den dunkeln Vorhang, welcher Zeit und Ewigkeit scheidet, und glaubt an die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung des Leibes nicht allein aller Menschen, sondern der ganzen beseelten Schöpfung, und an eine künftige Existenz ohne Ende. Es ist deshalb allgemein Sitte bei ihnen, mit ihren Todten Pfeile, Bogen, Speere zu begraben, damit sie auf den Beginn ihres Laufs in einem andern Zustande vorbereitet sein mögen. Ein fester Glaube an die Unsterblichkeit der Seele nebst einem frommen Gefühl einer allwaltenden und allmächtigen Vorsehung machen die articuli fundamentales in der Dogmatik der Wilden aus, wie diese Ideen denn überhaupt allen Menschenkindern vom Allmächtigen inspirirt zu sein scheinen. Des Wilden Verstand, obgleich in der Sphäre des weißen Theils der Menschheit thöricht, ist weniger verdorben und verkehrt, wenn er in seinen heimathlichen Wäldern herumschweift, als im freien Verkehr mit den Weißen.

(Die Fortsezung folgt.)

Lettre au professeur Delpech sur la marche du cholera-morbus en France; par *Sabatier*. Paris, 1832.

Dr. Sabatier ist ein wenig zu eilig in der Bestimmung des Ganges der Cholera in Frankreich gewesen; er hätte nämlich erst das Ende der Seuche abwarten sollen; allein er hat mitten im Gange die Geschichte derselben geschrieben, und kann also auch nur sehr unvollkommen Bericht erstatten. Uebrigens ist es noch eine Frage, ob die Cholera auch einen wirklichen Gang beobachtet. Wenn sie zuweilen geht, so springt sie dagegen zu an-

dern Zeiten auf eine ganz eigensinnige Weise, und ihr einen bestimmten Gang anweisen wollen, wäre eine vermessene Anmaßung. Uebrigens hat Dr. Sabatier auch nichts weiter gethan als einige Andeutungen zu geben. Er verwirft die Meinung der wenigen Aerzte, welche jene Seuche für ein Erzeugniß der Localverhältnisse halten, und tritt dagegen der allgemein angenommenen Meinung in Hinsicht der allmäligen Verbreitung der Cholera von Indien bis in unsere Gegenden bei. Ein Dr. Eynard in Grenoble hat ein Dreieck gezogen, in welchem, wie er meint, die Cholera beschränkt bleibt; die Spitze dieses Dreiecks wäre auf der Insel Java, und die eine Seitenlinie ginge durch den persischen Meerbusen, Wien, Paris, Le Havre bis zum 50. nördlichen Breitengrade, wogegen die andere Seite durch Peking und Petersburg ginge. Was also außer diesem Dreiecke läge, bliebe von der Seuche verschont. Leider aber hält sich die Natur nicht an Dreiecke, und hätte der grenobler Doctor etwas gewartet, so würde er an seinem Dreieck etwas zu ändern gehabt haben und ein Polygon daraus machen müssen. Nach Dr. Sabatier scheint die Verbreitung der Cholera drei Verhältnissen untergeordnet zu sein, den Winden, der mittel- oder unmittelbaren Gemeinschaft der Menschen unter sich und dem Dasein süßer Gewässer. Der Verf. gibt zu, daß die Winde auf die Verbreitung der Cholera zwar keinen Einfluß haben, da die Krankheit sich unter allen Winden und trotz aller Winde verbreitet habe; allein er meint, auf die Verbreitung der Cholerine, die doch nur eine gemäßigte Cholera sei, haben die Winde augenscheinlichen Einfluß. Als die Cholera zu Sunderland und London gewüthet habe, seien von den Aerzten zu Paris mehre Symptome der Krankheit bei den pariser Kranken beobachtet worden, welches er den Winden zuschreibt; dies ist aber gerade zu beweisen. Er erklärt aus derselben Ursache, weshalb die dem Winde von einem andern Orte her ausgesetzten Stadttheile oder Vorstädte zuerst angegriffen werden. Aber auch dieses hat die Erfahrung nicht allgemein bestätigt.

Der gemeinschaftliche Verkehr der Menschen scheint mehr auf die Verbreitung einzuwirken; hier gibt der Verf. nicht undeutlich zu verstehen, daß er sich zur Meinung Derjenigen bekennt, welche der Krankheit einen ansteckenden Charakter zuschreiben. Er bemerkt, daß die Cholera sich in einem Punkte von andern ansteckenden Krankheiten unterscheidet; darin nämlich, daß jedwedes behaftete Individuum nur sehr geringen Antheil an der Verbreitung der Krankheit hat, sodaß mehr als ein Focus nöthig ist, um die zur Erzeugung der Seuche nothwendige Quantität von Ansteckung zu erhalten. Gewöhnlich wird zuerst Einer von der Krankheit befallen, zuweilen etwas lange nachher ein Zweiter, ein Dritter und endlich erst zeigt sich die Seuche vollkommen. Der Verf. macht noch folgende Bemerkung: Die Cholera muß für die volkreichsten Hauptstädte eine entschiedene Vorliebe haben. Kaum erscheint sie in einem Reiche, so geht sie geradeswegs auf die Hauptstadt los, und verbreitet sich aus diesem Focus wie Radien eines Cirkels in die Provinzen. Er meint, dies müsse wol daran liegen, daß in die volkreichen Städte Menschen aus allen Gegenden herbeieilen, somit auch aus den angesteckten Gegenden, woraus sie den Stoff der Seuche mitbringen. Den Gewässern schreibt der Verf. den Haupteinfluß auf die Verbreitung der Cholera zu. In einer an einem Flusse gelegenen Stadt pflegt sie die am Ufer gelegenen Reviere zuerst anzugreifen, und ist sie einmal in ein Flußbett eingedrungen, so verbreitet sie sich den Fluß hinauf und hinab, und beobachtet dabei eine Art von Ausdehnung und Zusammenziehung. Dies belegt er mit Erfahrungen aus dem Gange der Seuche in Frankreich. Als die Cholera zu Paris erschien, verheerte sie besonders, bei dem herrschenden Nordwinde, das linke Seineufer; St.-Denis und Sceaux hatten schon Anfang April hunderte von Angesteckten. Das Seine- und Oisedepartement wurde fast zu gleicher Zeit mit dem Seinedepartement angegriffen. Diese erste Expansion der Krankheit erstreckte sich auf die Departements Seine und Marne, Oise und Unterseine. In der Mitte Aprils waren schon im Flußgebiet der Seine gelegenen Departements angesteckt. Durch den gemeinsamen Verkehr wurden auch einige benachbarte Departements angegriffen; in diesen aber blieb die Krankheit stillstehen, indeß sie im Flußgebiete stets weiter um sich griff. Zwischen dem Flußgebiete der Seine und demjenigen der Somme liegen vier Hügel; diese übersprang die Krankheit bald, und hier erzeugte sie wieder einen gefährlichen Focus; in dem Sommedepartement wurden über 6000 Menschen angesteckt und 2000 davon hingerafft. Fast ebenso schlimm ging es in den Flußgebieten der Schelde, der Maas und der Mosel.

Aber wie ging es zu, daß sich die Seuche ebenso schnell in die Departements Pas de Calais und du Nord verbreitete, die doch keine Flußgebiete haben? Hier ist der Verf. etwas verlegen, und meint, es müßten besondere Umstände gewirkt haben, besonders die Ankunft vieler aus der Hauptstadt kommenden Reisenden.

Dr. Sabatier fürchtet, die Cholera möge auch in andere Flußgebiete Frankreichs eindringen, was bereits geschehen, seitdem seine Schrift erschienen ist, und obschon er gesteht, daß eigentlich keine Gegend sich für gesichert gegen alle Ansteckung halten kann, da sie hohe und niedere Ortschaften und Gegenden ergreife, so glaubt er doch, daß man jetzt in Frankreich am besten thut, wenn man die Alpendepartements, die Gebirge von Auvergne, Languedoc oder die Pyrenäen bewohnt. Hätte er seine Schrift etwas später geschrieben, so hätte er noch Paris als einen der sichersten Orte in Frankreich angeben können, da die Krankheit dort jetzt zum zweiten und hoffentlich letzten Male ganz aufgehört hat. 74.

Notizen.

Von einer Amerikanerin ist das Leben Lafayette's, in Form einer Erzählung für die Jugend bearbeitet worden. Die trefflich erreichte Absicht der Verfasserin war, den jugendlichen Gemüthern das glänzendste Beispiel echten Bürgerruhmes der neuern Zeit vorzuführen und ihnen daran zu zeigen, wie unendlich erhaben derselbe über den blutentsprossenen Lorberkranz des Eroberers und Unterjochers nachbarlicher Völker sei.

Der britischen Auswanderungscommission wurde 1827 von Sir W. Cowning nachgewiesen, daß von dem Gesammtflächeninhalte des vereinigten Königreichs nur 46,922,970 Acker zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzt würden und daß noch 14,600,000 Acker culturfähiges Land vorhanden seien. Von letztern kamen 3½ Million auf England, fast 6 Millionen auf Schottland, 4½ Million auf Irland. Als culturunfähiges Land wurden 15,871,463 Acker angegeben.

Merkwürdig ist, daß Erziehungs- und Bildungsanstalten in England niemals auf Landesunkosten angelegt oder erhalten worden sind. Die Einkünfte der Universitäten Oxford und Cambridge, sowie der lateinischen Freischulen rühren einzig und allein von der Freigebigkeit der Begründer und Beförderer dieser Anstalten her. Dem 1818 dem Parlamente vorgelegten Bericht zufolge gab es damals 4187 gestiftete Schulen in England, welche 3,000,525 Pf. Sterl. Einkünfte besaßen. Außerdem bestanden 14,282 Privatschulanstalten und 5162 Sonntagsschulen. Im Ganzen wurden 644,282 Kinder, meistens aus den arbeitenden Volksclassen, darin unterrichtet, und zwar die Hälfte derselben gratis. Officielle Nachrichten hat man seitdem nicht eingezogen. Aus den Antworten auf ein Umschreiben des jetzigen Lordkanzlers geht aber hervor, daß 1829 mindestens 1½ Million Kinder der geringern Volksclassen regelmäßig Unterricht genossen. 8.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 309. — 4. November 1832.

Nordamerikanische Zustände.

(Fortsetzung aus Nr. 308.)

7. Civilisation der nordamerikanischen Wilden.

Seit 200 Jahren hat man unablässig versucht, die amerikanischen Wilden zu civilisiren und zu christianisiren, bis Millionen dieser unglücklichen Wesen, viele ganze Stämme eingerechnet, erloschen sind. Die Wenigen, welche in den Grenzen der civilisirten Gesellschaft geblieben sind, stehen da als menschliche Denkmale einstiger Größe, furchtsam und zitternd unter den Revolutionen der Zeit. Weder Rang noch Ehrenstellen noch irgend etwas Anderes kann dem Indianer einen Stral der Hoffnung gewähren, oder die Aussicht auf bessere Tage. Er sieht die Vergangenheit als die unwiederbringliche Zeit der Glückseligkeit und Freude an, und flüchtet in das Dickicht der Urwälder als einen Zufluchtsort vor den Lockungen der Künste und dem Pomp und Gepränge der policirten Gesellschaft, um in seiner heimathlichen Einöde Trost zu suchen für die Aussicht auf den unvermeidlichen Untergang seines Geschlechts. Eine auffallende Erscheinung ist die reißend schnelle Abnahme dieser Rasse, wovon die Weißen gewiß einen großen Theil der Schuld zu tragen haben. Ein Jägervolk, wie die Indianer, bedarf eines Waldes ohne Grenzen, um existiren zu können; die Indianer sind aber nach und nach immer mehr nach Westen gedrängt, oder in andern Gegenden doch von Weißen durchaus eingeschlossen, sodaß nun häufig Mangel und buchstäblich Hungertod vorkommt. So lange die Tödtung des Wildes sich auf die Befriedigung der Bedürfnisse der Indianer selbst beschränkte, fand wahrscheinlich keine oder wenig Verringerung in der Zahl der Thiere statt, und Bevölkerung und Subsistenzmittel bewahrte hier wie anderwärts ein angemessenes Verhältniß. Als aber die Weißen mit ihren Kleidern, Gewehren, Branntwein und andern verführerischen Artikeln ankämen und die Einführung dieser neuen Bedürfnisse den Indianer zur größten Anstrengung, sie zu befriedigen, anspornte, wurde das Wild seines Pelzes und seines Felles wegen getödtet. Dies verursachte merkliche Abnahme der zu ihrem Unterhalt bestimmten Thiere, die durch Einführung der Feuergewehre noch beschleunigt wurde. Die Folge leuchtet ein. Auf die Verminderung der indianischen Bevölkerung Nordamerikas haben noch andere Umstände Einfluß gehabt: die Blattern, welche oft schrecklich gewüthet, und noch vor wenig Monaten einen ganzen Stamm seinem Untergange nahe gebracht haben; geistige Getränke, welche geistige und physische Kraft zerstört und den Charakter der Indanier wenigstens in der Nähe weißer Niederlassungen verschlimmert haben; hierzu kamen ihre eignen unaufhörlichen Feindseligkeiten, welche vielleicht weniger durch directes Gemetzel Ursache der traurigen Entvölkerung geworden sind, als durch die Veränderung der Gewohnheit, die mit ihren Kriegen verbunden war, und durch den Mangel an Subsistenzmitteln, welche die Unterbrechung der gewöhnlichen Beschäftigungen der Indianer begleiteten. Es ist wahrscheinlich, daß die Einführung des Feuergewehrs hier, wie in Europa, die Schrecken des Krieges vermindert hat. Liest man die Geschichte dieses Landes, so findet man, daß diese Nationen die Vorältern der Amerikaner in einem freundschaftlichen Geiste empfingen, ihnen Entbehrungen und Leiden tragen halfen und sie viele ihrer Bedürfnisse befriedigen lehrten. Die Indianer waren damals stark und die Fremden schwach. Die Wälder, welche ihnen Nahrung und Sicherheit gaben, wo ihre Wiege und Heimath war und ihre Gräber, sind verschwunden oder verschwinden vor den Fortschritten der Civilisation. Die Amerikaner haben die Feuer ihrer Rathsversammlungen ausgelöscht und die Gebeine ihrer Väter aufgepflügt. Ihre Bevölkerung hat sich verringert mit beklagenswerther Schnelligkeit. Die Stämme, welche übrig bleiben gleich den einzelnen Säulen eines gefallenen Tempels, bieten nun die traurigen Ueberreste ihrer frühern Macht und Stärke, und viele andere leben nur im Namen, der durch die frühern Berichte von Reisenden und Geschichtschreibern auf uns gekommen ist. Die Ursachen dieser Zerstörung sind noch in voller Wirksamkeit, und es ist zu fürchten, daß man in kurzem ohne einen Beweis indianischer Leiden sein wird vom atlantischen Meere bis zu den Wüsten am Fuße des Felsengebirges. Ihr physischer Fall ist nicht ausgeglichen durch eine etwaige Verbesserung ihres moralischen Zustandes. Die Amerikaner haben sie weder leben noch sterben gelehrt. Sie sind stationnair geblieben in ihren Sitten, Gewohnheiten und Meinungen, in Allem außer ihrer Zahl und Glückseligkeit, und obgleich sie seit mehr denn sechs Generationen in Berührung mit dem Volke leben, das zu den civilisirten gerechnet wird, so verdanken sie ihnen

doch keinen sichtbaren Fortschritt in den Künsten, nicht ein einziges Princip, welches ihre Leidenschaft zügeln oder der Verzweiflung Hoffnung, der Anstrengung ein Ziel, der Tugend Vertrauen geben kann. Wie der Araber so unverändert geblieben ist wie sein wolkenloser Himmel und seine Sandwüsten, und die scythischen Nomaden noch heutzutage durch die asiatischen Wüsten schwärmen, wie sie es thaten in den Tagen Herodot's. Es hat jedoch nicht an Bemühungen gefehlt, die Indianer aus ihrer verzweifelten Lage herauszureißen, aber mit hoffnungslosem Erfolg. Die Ursachen dieses Mislingens scheinen theils in den Principien dieser Bemühungen, theils in ihrer Anwendung gesucht werden zu müssen. Mehr denn ein Jahrhundert entfaltete der französische Hof viel Eifer, und viele würdige französische Geistliche gingen nach Canada, die Aborigines zu bekehren, mit ungeheuern persönlichen Opfern. Doch was Pater Hennepin, der um 1680 in Amerika war und dessen Bericht ich gelesen, von den Indianern damaliger Zeit sagt, hat stets als Wahrheit gegolten: „Die Irokesen haben eine ihnen eigenthümliche Art von Höflichkeit. Ein Mann würde für sehr unhöflich gehalten werden, wenn er irgend einer in den Rathsversammlungen vorgebrachten Sache widerspräche. Allezeit, selbst auf die größte Ungereimtheit antworten sie Niaoua, d. h. du hast Recht, Bruder; das ist gut. Ungeachtet dieser scheinbaren Billigung glauben sie oft gerade das Gegentheil; und deshalb ist es unmöglich zu wissen, ob sie von den Dingen, die man gegen sie erwähnt hat, überzeugt sind, was ich für eins der größten Hindernisse ihrer Bekehrung halte; denn ihre Höflichkeit hält sie ab, Einwürfe zu machen, oder Dem, was zu ihnen gesagt ist, zu widersprechen; sie scheinen eine Sache zu billigen, wenn sie vielleicht im Geheimen darüber lachen oder keinen Augenblick darüber nachdenken. Hieraus schließe ich, daß man an der Bekehrung dieses Volks verzweifeln muß, bis sie von den Europäern unterjocht sind und ihre Kinder eine andere Erziehung genießen, es sei denn, daß es Gott gefalle, zu ihren Gunsten ein Wunder zu wirken." Wenige äußere Ceremonien, die weder auf Kopf noch auf Herz Einfluß haben; und welche gleich müßigen Legenden von einigen alten Indianern beibehalten sind, sind allein übriggeblieben, das Andenken an ihre geistlichen Väter aufzubewahren. Der Irrthum der katholischen Väter bestand in der Wichtigkeit, welche sie speculativen Glaubensbekenntnissen und unbedeutenden Ceremonien beilegten, und daß sie vernachlässigten, ihre Neophyten Handwerke und nützliche Künste zu lehren. Unter den vielen Thorheiten dieser geistlichen Väter will ich nur eine erwähnen. Sie legten den Doctoren der Sorbonne ernstlich die Frage zur Entscheidung vor, ob Biberschwänze von den Canadiern während der Fasten gegessen werden dürften. Die Folge davon war, daß kein bedeutender und dauernder Eindruck auf die Indianer gemacht wurde. Zudem gingen und gehen die Missionnaire von Principien aus, die die Indianer nicht einräumen können, sie fechten auf eignem Grund und Boden und bewegen sich in einem Ideenkreise, der den Indianern durchaus fremd und unverständlich ist. Auch jetzt fehlt es nicht an Bemühungen wohlwollender Individuen und Gesellschaften in den Vereinigten Staaten, die von der Regierung unterstützt werden. Die mährischen Brüder haben zwei Schulen bei den Cherokesen in Alabama mit 8 Lehrern und 24 Schülern; the american board of foreign missions unterhält 25 Schulen bei den Indianern, in welchen 132 Lehrer und 858 Schüler, nämlich bei den Cherokesen, Tuscaroras, Senecas, Osages, Chickasaws, Choctaws, Creeks, Ottawas. Die Baptist general convention unterhält 6 Schulen mit 40 Lehrern und 179 Schülern bei den Pottawatomies, Ottawas, Cherokesen, Creeks, Oneidas, Tonnawandas. Die Methodistsociety 2 Schulen mit 16 Lehrern und 67 Schülern bei den Wyandots und Creeks. Die Cumberland missionary society 1 Schule mit 4 Lehrern und 20 Schülern bei den Chickasaws. Die Catholik missionary society hat eine Schule in Florissant am Missouri mit 4 Lehrern und 14 Schülern. Die Zahl der Schüler in der Choctaw-Akademie in Kentucki, welche von Fonds, die für diesen Zweck von den Indianern selbst hergegeben sind, erzogen werden, ist 113; außerdem existiren noch mehre indianische Schulen. Im Ganzen sollen in allen indianischen Schulen 1328 Schüler sein.

Ich halte jeden Versuch für hoffnungslos, die Gewohnheiten oder Meinungen der Indianer zu ändern, welche zu Jahren der Reife gelangt sind; nur mit der aufwachsenden Generation kann eine Veränderung vorgenommen werden, und die Missionnairschulen sollen auffallende Beispiele der Gelehrigkeit und Fähigkeit der indianischen Jugend bieten. Ein anderer Plan wird jetzt von der Regierung in Ausführung gebracht. Hiernach werden Verträge mit den Indianern östlich vom Mississippi abgeschlossen, durch welche sie bewogen werden sollen, ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort aufzugeben und nach dem Lande jenseits des Mississippi zu ziehen. Ob es bei diesen Verträgen allemal ganz richtig zugegangen, weiß ich nicht; das Aequivalent, was ihnen für bedeutende und fruchtbare Landstrecken gegeben wurde, bestand gewöhnlich in meist nur unfruchtbaren Ländern im Nordwest der Vereinigten Staaten, zum Theil schon von andern Stämmen occupirt, wie man sagt, freiem Transport dahin und einer unbedeutenden Geldsumme, die bald genug für Whisky ausgegeben war. Da die Indianer ein wanderndes Leben führen, so haben sie Alle mit wenig Ausnahme gewisse Districte seit langer Zeit eingenommen, an die sie gebunden sind mit all den Banden, welche Menschen — weiß oder roth — an ihr Vaterland binden, und wo ihre besondern Gewohnheiten und Lebensart sich der Natur und Eigenthümlichkeit der Thiere, welche ihnen Nahrung liefern, accommodirt hat. Die größern Quadrupeden, deren Fleisch zur Nahrung gebraucht wird, der Büffel, das Elenn, der Hirsch, Bär u. s. w., werden in den verschiedenen Theilen des Landes auf verschiedene Art gefangen und getödtet, wozu eine lange Erfahrung erforderlich ist. Dies ist auch der Fall mit den pelztragenden Thieren, der Otter, dem Biber, der Bisamratze u. s. w., und so rücksichtlich anderer Nahrungsartikel, der verschiedenen

Arten Fische, des wilden Reis, der Wurzeln, Beeren u. s. w. Die Vorsehung, welche für das geschorene Lamm den Wind mäßigt, hat diese Erzeugnisse mit freigebiger Hand durch das Land vertheilt, und die Indianer haben die Art, es zu fangen, zuzubereiten und aufzubewahren, gelernt. Eine Entfernung von 8 Breitengraden und 15 Längengraden wird Viele derselben nach einem Lande bringen, dessen animalische und vegetabilische Erzeugnisse sie nicht kennen, und welches sie nöthigen wird, große Veränderungen in ihren Sitten zu machen, sich ihren neuen Umständen und Verhältnissen auf jede Weise zu accommodiren: Aenderungen, welche allezeit mit Schwierigkeit und mit großen Opfern an Gesundheit und Leben gemacht werden. Es ist keine geringe Sache für ein ganzes Volk, von der hülflosen Kindheit bis zum gebeugten Alter, sein Geburtsland zu verlassen und in einer entfernten und vielleicht unfruchtbaren Gegend neue Unterhaltungsmittel zu suchen. Außerdem sind viele Stämme im Osten und Westen des Missisippi seit undenklichen Zeiten in beständigem Kriegszustande. Die Chippeways sind Erbfeinde der Sioux, die meisten Algonquinstämme, die Delawares, Shawanees, Kickapoos, Miamies u. A. leben in denselben Verhältnissen zu den Osages u. s. w. Wie können diese Stämme zusammen existiren? Ebensowol könnte der Hirsch sich mit dem Wolfe vereinigen und hoffen, ungestraft zu entrinnen. Die Schwachen werden von den Starken fallen. Man theile das Land unter sie aus, wie man wolle, sie werden sich in ihren Bewegungen nicht durch imaginaire Grenzen zügeln lassen, sondern nach ihrer Neigung umherschweifen. Es ist eine starke Richtung zum Kriege in dem ganzen System indischer Erziehung und Institutionen. Wie kann der junge Mann sich seiner Thaten rühmen beim großen Kriegstanze seiner Nation, wie seine Väter vor ihm gethan, er finde denn einen Feind, mit dem er sich messen könne? Wie kann er an seinem Kopfe die beneidete Feder des Kriegsadlers tragen und für jedes Abenteuer oder jede Heldenthat ein Zeichen auf seinen Körper malen, wenn er nur die Jagd verfolgen und nie den Kriegspfad wandeln darf? (Beiläufig, des falco fulvus Federn darf Niemand tragen, der nicht im Kampfe bestanden, und da eine für jedes Abenteuer getragen wird, so sind sie sichtbare Chroniken der Thaten des Kriegers. Wer zu den Jahren der Reife gelangt ist, ohne diese Beweise des Muthes aufweisen zu können, wird für wenig besser gehalten als eine squaw, ein indianisches Weib. Sie werden an das Haar befestigt und sind sehr geeignet, dem ganzen indianischen Costum Effect zu geben. Der Vogel selbst ist unter den amerikanischen Vögeln, was der Löwe unter den vierfüßigen Thieren. Sie sind selten und schwer zu tödten. Zuweilen geben die Indianer ein Pferd für eine Feder.) Es ist der Regierung geglückt, mit den meisten Indianerstämmen Verträge abzuschließen, in Folge deren sie über den Missisippi transportirt werden, mit Ausnahme des größern Theils der Cherokesen und, wie ich glaube, der Choctaws. Die abziehenden Indianer sollen auf ihrer weiten Reise viel leiden von der Habsucht der Agenten, auch soll in Folge der ungesunden Gegenden, durch die sie wandern, die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß sein. Wilhelm Pirscher.

(Der Beschluß folgt in einer der nächsten Lieferungen.)

Ueber das staatsrechtliche Verhältniß Würtembergs zum deutschen Bunde. Ein Beitrag zur Würdigung der neuesten Bundesbeschlüsse, von P. A. Pfizer. Im Juli 1832. Strasburg, Heitz.

Welcher Art die Hindernisse sein mögen, die man dem freien Austausche der Ansichten über die wichtigsten Interessen des öffentlichen Lebens in den Weg zu legen sucht, so wird sich doch immer ein Volk, bei welchem das Bedürfniß eines unverkümmerten geistigen Verkehrs allgemein und lebhaft erwacht ist, zur Befriedigung desselben mannichfache Mittel zu verschaffen wissen. Während der letzten Monate wurde mit der Aufhebung der badischen Preßfreiheit, mit den Verboten freisinniger Zeitschriften, mit der Beschlagnahme politischer Schriften u. s. w. das Bestreben offenbar, dem behaupteten Misbrauche der Preßfreiheit in Deutschland mit der dem Absolutismus eigenthümlichen rücksichtslosen Energie entgegenzuarbeiten. Was ist die Folge dieser Bestrebungen gewesen? Einige Zeitschriften verschwanden, und da und dort mag der stärkere Vertrieb des einen oder andern Werkes verhindert worden sein. Allein an ihrer Stelle sehen wir nun, — und dies hauptsächlich seit den Bundesbeschlüssen vom 28. Juni — eine Unzahl von Flugschriften zum Vorschein kommen und zum großen Theile in weiterm Umfange Verbreitung gewinnen, als bei den meisten jener verpönten Erzeugnissen der Tagesliteratur jemals der Fall gewesen sein dürfte. Es ist sehr natürlich, daß diese Flugschriften dem Gehalte nach sehr verschieden sind, daß Gutes und Schlechtes bunt durcheinanderläuft. Aber schon die Tendenz der großen Mehrzahl derselben weist darauf hin, daß sie nach den gegenwärtigen deutschen Censurverhältnissen nicht wohl anders als im Auslande erscheinen und von daher in Umlauf gesetzt werden konnten. Auch die in jeder Hinsicht einer besondern Auszeichnung würdige Schrift von Pfizer ist in Strasburg gedruckt worden. Wenn man der Versicherung der Bundesgesandten von Oestreich und Preußen Glauben beimißt, daß die Thätigkeit nützlicher und achtungswerther Schriftsteller nicht gehemmt und dem natürlichen Fortschritte des menschlichen Geistes keine Fessel angelegt werden soll, so hätte der Verf. allerdings nicht nöthig gehabt, sich in Frankreich einen Druckort auszusuchen, denn seine Schrift hält sich nach Form und nach Inhalt streng in den Grenzen einer rein publicistischen Abhandlung. Um so mehr kann es für ein bedenkliches Zeichen der Zeit gelten, daß gleichwol ein Mann wie Pfizer, so ausgezeichnet an Geist und von so untadelhaftem Charakter — zu solchem Schritte sich veranlaßt fand; daß ein Mann, der vor Andern mit ernster Warnung auf die Gefahren hingewiesen hatte, welche unser Vaterland bedrohen, sobald es auf Frankreich seine einzige Hoffnung richten müßte, nunmehr selbst für ein freies Wort zu seinem deutschen Volke auf französischem Grund und Boden eine Stätte sucht. In der That, schon der Titel seiner Schrift ist hiernach eine scharfe Kritik der jüngsten Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe in Deutschland.

Mit ausgezeichnetem publicistischen Scharfsinne, alle erdenkbaren Einwendungen gründlich beseitigend, beleuchtet der Verf., auf S. 1 — 43 die Befugnisse der Bundesversammlung, gegenüber der Regierung und den Landständen des Königreichs Würtemberg. Das Resultat seiner Untersuchung stellt er in nachfolgenden Hauptsätzen zusammen: „Verbindlich ohne Zustimmung der Stände sind 1) die organischen Bundesbeschlüsse, insofern sie der Verfassung nicht zuwider sind (z. B. die Militairverfassung des deutschen Bundes). 2) Die in die Sphäre der Gesetzgebung eingreifenden Beschlüsse, welche keine Stimmeneinheit erfodern, unter gleicher Voraussetzung. 3) Die-

jenigen Bundesbeschlüsse, welche die Ausübung anderweiter Regierungsrechte zum Gegenstande haben, ohne in die Sphäre der Gesetzgebung einzugreifen. Unbedingt abhängig von der Einwilligung der Stände sind dagegen diejenigen nicht organischen legislativen Bestimmungen, zu welchen Stimmeneinheit erforderlich ist."

Auf S. 44—52 geht sodann der Verf. zur besondern Beurtheilung der Bundesbeschlüsse vom 28. Juni über. Er spricht hier die Behauptung aus, daß jeder derselben „ebensowol einer gefahrlosen und beruhigenden, als der drohendsten und verletzendsten Auslegung fähig sei". Was insbesondere den Art. 2 der Bundesbeschlüsse betrifft, der bekanntlich das ständische Recht der Steuerverwilligung und Steuerverweigerung zum Gegenstande hat, so glaubt der Verf. auch diesen Artikel, jedoch — wie er selbst äußert — „mit einiger Schwierigkeit", mit dem Buchstaben der würtembergischen Verfassungsurkunde in Einklang bringen zu können. Der Scharfsinn des Verf. hat, nach der Ansicht des Ref., diese Schwierigkeiten nicht ganz zu überwinden vermocht, doch muß sich der Letztere die Begründung seiner entgegenstehenden Ansicht, die ihn hier zu weit führen würde, für einen andern Ort vorbehalten. Völlig übereinstimmend mit der Ueberzeugung des Ref. wird dagegen auf S. 54 u. s. w. der Grundcharakter der sechs Bundesbeschlüsse bezeichnet, und auf S. 57—60 der Schluß gezogen, daß sich sowol aus den (näher angegebenen) formellen Gründen, als auch nach dem materiellen Inhalt der würtembergischen Verfassungsurkunde und der deutschen Bundesacte, die würtembergische Regierung auf die sechs Beschlüsse vom 28. Juni mit rechtlicher Wirkung nicht berufen könne.

Bekanntlich hat der Verf. schon früher in dem „Briefwechsel zweier Deutschen", sowie in der Schrift: „Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus", seine Ansichten über die rechtliche und politische Nothwendigkeit der Herstellung eines deutschen Volksstaats entwickelt. Auch in seiner jüngsten Schrift berührt er die Nothwendigkeit einer volksthümlichen Gesammtverfassung Deutschlands. Mit Beziehung darauf äußert er insbesondere: „daß man durch die meisten Maßregeln fast unwillkürlich auf die Vermuthung hingeleitet werde, daß dieselben nur das Mittel sein sollen, die Völker Deutschlands mit dem Kampfe um ihr wohlerworbenes, theuer genug erkauftes Eigenthum so zu beschäftigen, daß ihnen keine Muße bleibt, an ihre anderweiten unveräußerlichen Rechte und unverjährbaren Ansprüche zu denken".... Und daß, „im unabläßigen Ringen um ein splitterhaftes Dasein das deutsche Volk dasjenige Ziel aus den Augen verlieren solle, welchem die natürliche Entwickelung der Dinge, der ganze Gang des Jahrhunderts, mit unwiderstehlicher Gewalt es sonst entgegenführen müßte." Mit diesen Worten hat zugleich Pfizer die allein richtige Stellung unserer nächsten Ständeversammlungen bezeichnet. Es gilt sowol für den parlementarischen Kampf, als für den Kampf auf dem Schlachtfelde, daß man bereits zur Hälfte geschlagen ist, wenn man sich ausschließend auf die Defensive beschränken läßt. Wir halten es deshalb für die Aufgabe der Abgeordneten unsers Volkes, nicht blos vertheidigend den etwa versuchten Rückschritten auf der constitutionnellen Bahn sich entgegenzustemmen, sondern auch mit verdoppeltem Eifer, und mit Anwendung aller verfassungsmäßigen Mittel, auf der Gewährung derjenigen Garantien zu bestehen, welche allein die friedliche und vollständige Entwickelung eines gesunden öffentlichen Lebens zu sichern vermögen. Dahin zählen wir vor Allem die Freiheit der Presse und die Ausdehnung des Instituts der Bürgergarde, weil erst hierdurch der so erschütterte Glaube an verfassungstreue innere und an eine selbständige äußere Politik der constitutionnellen Staaten wieder befestigt und mit dem erwachenden Vertrauen des Volks allen weiter nothwendigen Verbesserungen, auch hinsichtlich seiner materiellen Interessen, eine sichere Grundlage gewonnen werden kann.

Obwol Pfizer's „Beitrag zur Würdigung der neuesten Bundesbeschlüsse" sich zunächst nur auf Würtemberg bezieht, so braucht doch nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die hier entwickelten Grundsätze auch auf die staatsrechtlichen Verhältnisse aller andern constitutionnellen Staaten Deutschlands leichte Anwendung finden; und daß kein Staatsmann, vor Allem kein Mitglied einer deutschen Ständeversammlung die gehaltvolle Schrift ungelesen und unbeachtet lassen sollte. 155.

Bild Christians I. (Flensburg und Kiel.)

Zur Verbreitung des wahren Ruhms des erhabenen Stifters des durchlauchtigsten oldenburgischen Hauses ist dies Bild mit historischem Rahmen veranstaltet worden. Hier ist die wichtigste Wahrheit, die historische Wahrheit, welche von keiner Macht vernichtet werden kann, augenscheinlich, handgreiflich gemacht. Künftig werde mit Denjenigen, welche diese Wahrheit leugnen wollen, ebenso wenig disputirt, wie man mit Demjenigen disputiren würde, welcher die ersten Sätze der Mathematik nicht zugäbe.

Eine Hauptquelle der Kämpfe, des Unglücks, der Verbrechen, die wir erlebt haben oder vielleicht noch erleben werden, scheint allerdings in dem Nichtwissen Dessen zu bestehen, was historisch ist. Zu den Anfangsgründen des historischen und politischen Wissens gehört der Satz: daß in allen germanischen Ländern das Recht der freundlichen Bewilligung der Steuern heimisch ist: namentlich im Herzogthum Holstein und nicht minder im Herzogthum Schleswig.

Hoffentlich gehört aber der Herausgeber nicht zu den Starren, welche das Alte unverändert in alter Form wollen, in Bezug auf das Verhältniß der Herzogthümer zum Königreich Dänemark und in Bezug auf das Steuerbewilligungsrecht. Jedoch ist's allerdings nöthig, die Basis des historischen Rechts zu kennen und anzuerkennen, damit über das zukünftige Neue gerechterweise verhandelt werden könne.

Immerhin mag gestritten werden über das Steuerbewilligungsrecht der deutschen Ständeversammlungen, wiefern daffelbe schon früher von den Fürsten angefochten, vom Kaiser Leopold aufrecht erhalten, später von Napoleon, welcher Souverainetäten nach seinem Sinn ertheilen wollte, mit Füßen getreten ward, demnächst von den Stiftern der deutschen Bundesacte in den vorbereitenden Verhandlungen deutlich anerkannt ward, neuerdings aber durch die Junibeschlüsse beschränkt zu werden scheint. Immerhin mag auch darüber gestritten werden, ob das Verfahren einer Ständeversammlung, welche die Steuerbewilligung an eine entfernt liegende Bedingung knüpfen möchte, vollkommen rechtmäßig sei, ungeachtet das Recht und die Praxis, auf den Landtagen gravamina vorzustellen, gerade so alt ist als das Recht und die Praxis, Steuern zu verwilligen.

Angenommen aber die vollkommene Pflicht jeder Ständeversammlung, mittels Steuerbewilligung die zur Führung des Staatshaushalts nothwendigen Summen herbeizuschaffen, wie allerdings angenommen werden muß, so ist es doch einleuchtend, daß diese Pflicht und die Pflicht jedes Steuernden sich nicht weiter erstreckt als auf Das, was nothwendig ist zur Erfüllung des Staatszwecks. Da wo die Grenzlinie ist zwischen dem Nothwendigen und dem Ueberflüssigen, da ist auch die Scheide zwischen Recht und Unrecht. Eine Regierung, welche mehr als die zur Erreichung des Staatszwecks nothwendigen Geldmittel, mehr als zur Erhaltung der Schutzanstalten für das Eigenthum erfodert wird, verlangte, würde sich des Unrechts schuldig machen, ebensosehr wie eine Ständeversammlung, welche das Nothwendige verweigerte. Derjenige freilich, welcher sein Steuerbewilligungsrecht unbedingt aufgibt, somit ein absolutes Besteuerungsrecht einräumt, würde keinen gerechten Grund zu klagen haben, wenn ihm auch all' sein Eigenthum genommen würde.

Wo ist aber jene Grenzlinie zwischen dem zur Führung des Staatshaushalts Nothwendigen und dem Ueberflüssigen? Diese ist nicht zu finden ohne vielfältige ernstliche Ueberlegung, ohne öffentliche Verhandlung, welche vorab die Darlegung des Budgets nöthig macht. Bekannt ists, daß schon vor 20 Jahren ein Befehl des Königs von Dänemark an das Finanzministerium erging, betreffend die jährliche Bildung und Mittheilung des Staatsbudgets. 155.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 310. — 5. November 1832.

Die Einheit Deutſchlands in politiſcher und ideeller Entwickelung.

Von Theodor Mundt.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Das Streben, ſich zu einer Einheit zu geſtalten, iſt ein ewiges Bewegungsprincip aller Entwickelung. In der alten Geſchichte war es die vorherrſchende Form der Univerſalmonarchien, in welcher ſich Staateneinheiten zur Umfaſſung aller nur erreichbaren Gebiete der damals bekannten Welt auszuprägen ſuchten. Sie waren das alle Individualitäten jeder Geſchichtsperiode in ſich aufzehrende und auflöſende Allgemeine, und daher zeigt ſich die Bildung von Univerſalmonarchien zugleich ſtets als Symptom des Unterganges großer Weltepochen. Napoleon verkannte den Geiſt der neuern Geſchichte, indem er auch in ihr, durch die ihm ſtets vorleuchtenden und von ihm nachgeahmten Beiſpiele der antiken Welt verlockt, den geeigneten Boden für den Titanenbau einer Univerſalmonarchie wähnte, und daher in dem nothwendigen Wiedereinſturz ſeines ihm unter den Händen zuſammenfallenden Werkes ſich begraben ſah. Denn die neuere Geſchichte ſtrebt nicht mehr nach einer materiell darzuſtellenden, ſondern nach einer Univerſalmonarchie der Staatsidee, mit deren allmäliger Durchbildung in allen Völkerindividualitäten ſie eine große geiſtige Einheit des reifenden Geſchlechts, eine Weltnationalität, zu erzielen ſcheint; und ſo wird ſich für das Völkerleben die Verheißung erfüllen, die aus der Tiefe der chriſtlichen Religion für das Ende aller Tage ausgegangen, daß Alles Ein Hirt und Eine Heerde werden ſoll, nämlich in der Idee.

Wenden wir uns jedoch fort von dem zu bewußten Ringen nach Harmonie und Einheit, das dem Charakter unſerer Zeit faſt eine gewiſſe Bangigkeit der Erwartung mittheilt! In der Beſtrebung unbefangen weiterzuleben, iſt die wahrhaft menſchliche Aufgabe und beglückender, als mit der Reflexion unausgeſetzt das Ziel feſtzuhalten, zu verlegen und zu theoretiſiren, deſſen Erreichung vielleicht in der Weltgerichtsferne der Zukunft liegt. Der Begriff der Einheit kann überdies für den Sterblichen leicht zu einem ſehr trügeriſchen und gefahrbringenden werden, indem er ſchon als Einheit zu erſtreben meint, was doch in Folge der irdiſchen Beſchränktheit auch nur eine Beſonderheit in der Weltordnung der Dinge iſt. So glaubte die Hegel'ſche Philoſophie ſchon die Geſchichte des menſchlichen Denkens in ſich abgeſchloſſen zu haben, weil ſie als Syſtem aller Syſteme die Einheit des mit ſich ſelbſt identiſch gewordenen und ſich ſelbſt conſtruirenden philoſophiſchen Begriffs erreicht hatte, und doch kann dieſes erreichte Einheitsſyſtem auch nur wieder für ein einzelnes und individuelles Syſtem in der Geſchichte des ſich hoffentlich weiter entwickelnden philoſophiſchen Begriffs gelten. Die Entwickelung des philoſophiſchen Begriffs wird und muß ſich aber noch, trotz dem wahnſinnigen Hochmuth der Schule, in dem Grade erweitern, als die Geſchichte der Philoſophie, ſich befreiend von der Entfaltung in Schulſyſtemen, in die allgemeine Geiſtes- und Culturgeſchichte der Menſchheit volksthümlich und populair hinüberzugreifen noch die Aufgabe hat.

Hat man ſich ſo in der Philoſophie über die Univerſalität der erreichten Einheit getäuſcht, ſo hüte man ſich auch in der Politik, daß der zu ſchnell abgeſchloſſene Begriff einer Einheit nicht ebenfalls trüge und auch nur ein individueller und formeller, eine Beſonderheit, ſei. Dies würde ſich in der That zeigen, wenn ſich die Ideen verwirklichen ſollten, die neuerdings von manchen Seiten zur Herſtellung der Einheit Deutſchlands ſich angetragen haben. Es ſind in der That ſchon die wunderlichſten Vorſtellungen darüber kundgeworden, und ein ſonſt nichts weniger als geiſtloſer Franzoſe, Saint-Marc Girardin, der ſich ſehr für unſere Einheit intereſſirt, hat ſogar die Meinung ausgeſprochen, daß Napoleon das mächtigſte Werkzeug zur Gründung der materiellen Einheit Deutſchlands geweſen (le plus puissant instrument de l'unité matérielle de l'Allemagne)! Dies lieſt man in Girardin's Einleitung zu ſeinem „Cours d'histoire d'Allemagne" (zuerſt mitgetheilt in der „France littéraire", 1832, livr. IV), und zum Beweis ſeiner Behauptung will der Verfaſſer nur die durch Napoleon bewirkten oder ſeiner Periode angehörigen öffentlichen Verträge und Friedensſchlüſſe ſprechen laſſen, unter denen er vornehmlich den regensburger Receß von 1803, den presburger Frieden von 1805, und

*) Vgl. den erſten Art. in Nr. 275—278. Von den beiden Artikeln dieſer Abhandlung hat die Verlagshandlung, mehrfach ausgeſprochenen Wünſchen gemäß, einen beſondern Abdruck veranſtaltet, der binnen Kurzem durch alle Buchhandlungen zu beziehen ſein wird. D. Red.

den Rheinbund in dieser Beziehung geltend macht, indem er die endliche Zerstörung der mittelalterlichen, feudalistischen und freireichsbürgerlichen Principien des alten Deutschlands, welche aus jenen Ereignissen hervorging, als ein begünstigendes und aufbauendes Element für die deutsche Nationaleinheit anzusehen scheint, vor Allem aber den Rheinbund als die wahrhafte Erneuerung eines kräftigern Reichsverbandes Deutschlands heraushebt. In dieser ebenso lächerlichen als für jeden Deutschen empörenden Ansicht ergeht sich aber der Franzose mit einem wahrhaft väterlichen Wohlwollen für uns, indem er noch hinzufügt, was wir ihm nachübersetzen wollen: „Der Rheinbund war nur das Werk der materiellen Einheit; es blieb noch das Werk der moralischen Einheit (le travail de l'unité morale) zu thun. Dies Werk vollbringt sich aber nicht unter den Händen eines fremden Eroberers; es vollbringt sich im Herzen der Völker, diesem mysteriösen Heiligthum, in dem sich still die Geschicke der Welt bereiten. In der That, was sollten die Völker denken, die sich unaufhörlich von einem Scepter unter einen andern übergehen sahen? Sollten sie, nach dem beweglichen Text der Verträge sich richtend, sich heut als Badener, die gestern Baiern waren, morgen als Würtemberger und übermorgen als Preußen oder Hessen betrachten? Nein, sie dachten, daß sie alle Deutsche seien, und an der Stelle ihrer flottirenden Vaterlandsstaaten, die nach den Winden der Diplomatie hierhin und dorthin segelten, bildeten sie sich in Gedanken ein Vaterland, das nicht mehr unter ihren Füßen wankte, ein Allen gemeinsames Vaterland, Deutschland! Kein Hessen, Preußen, Braunschweig, Baiern: Deutschland für Alle, das alte und heilige Deutschland! So war das Gefühl, welches sich überall ausbreitete, von Norden bis Süden, von Aufgang bis Niedergang, und die Nationaleinheit wurde gegründet!“

Wo war aber auch nur die materielle Einheit Deutschlands, welche dieser völlig antideutsche Rheinbund nach Girardin's Meinung gegründet haben soll? Ja, wäre der Rheinbund selbst ein deutscher und ganz Deutschland umfassender gewesen, während er doch nur ein Bund der Zwietracht und des Aufruhrs in Deutschlands eignen Gliedern, ein Bürgerkrieg des deutschen Nationalgefühls, war, durch den die frivole und frevelhafte Völkeransicht Napoleons eben das Nationalgefühl der Deutschen untergraben und in sich zerreißen wollte, weil er wußte, daß nur ein in seinem Nationalgefühl erniedrigtes Volk ganz zu erobern ist; — wäre selbst der Rheinbund ein Bund der Einheit Deutschlands gewesen, hätte dies Glück der Einheit unter dem Protectorat einer fremden und verhaßten Macht ertragen werden dürfen? Wie leicht freilich, eine Einheit Deutschlands zu gründen, wenn dessen Fürsten, durch die Gewalt der Umstände ihrer Souverainetät und Selbständigkeit entkleidet oder wenigstens nur mit dem begütigenden Schein derselben angethan, in Weise antiker Geschichtsentwickelung zu Satrapen in der Universalmonarchie eines Welteroberers werden sollen!

Wir müssen uns indeß dem französischen Geschichtschreiber Deutschlands verbunden fühlen wenigstens für seine gute Meinung, denn er goutirt die Einheit unsers Vaterlandes so sehr, daß sie ihm ein „but inévitable“ unserer Geschichte zu sein scheint, der sich nach und nach und gewissermaßen stufenweise aus derselben theils schon zu entwickeln angefangen, theils immer entschiedener entwickeln werde. Zur höchsten und vollkommensten Herstellung derselben bedarf es aber nach seiner Ansicht noch des Krieges, ja einer allgemeinen revolutionnairen Verwierung, und die zwei oder drei Mächte, die sich dann aus dieser erhielten, würden, meint er, darauf die Einheit gründen. Möchten sie es aber alsdann nur nicht im Sinne des Verfassers thun, denn desselben Einheitsidee ermangelt in Bezug auf Deutschland durchaus aller eigenthümlichen, aus der Geschichte jedes Volkes zu entnehmenden Bedingtheit, sondern ist ganz unterschiedslos nach dem französischen Centralisationssystem auch für uns abgeschattet. Dies ist ganz natürlich, da der Franzose in seinem Frankreich — das er selbst mit pomphafter Wohlgefälligkeit la patrie de la liberté moderne nennt — das allgemeine Princip jedes Heils für die Völker sieht, obwol man, ihm jenes Epitheton seines Landes der Idee nach gewiß nicht misgönnend, doch behaupten könnte, daß während ihrer charakterlosen Zustände das ganze Jahr 1832 hindurch kaum ein Volk in sich unfreier und unglücklicher gewesen als die Franzosen. Diese französische Centralität möchte Girardin zugleich in ihrer Eigenschaft als Capitalität, in jenem geistigen und politischen Ausstralungssystem einer Hauptstadt, in welcher sich alle Interessen des Landes als in ihrem Mittelpunkt vereinigt zusammenfinden, auch für Deutschland geltend machen und demgemäß ein deutsches Paris im Centrum unsers Vaterlandes sich erheben sehen, indem er mit vieler Bestimmtheit den Grundsatz bekennt: „La liberté moderne aime les grandes capitales“. Was er in dieser Hinsicht über die Bedeutsamkeit großer Hauptstädte sagt, ist an sich interessant und eigenthümlich genug, um es zur Beleuchtung des hierhergehörigen Gegenstandes nachzuübersetzen:

„Die moderne Freiheit liebt die großen Hauptstädte, denn diese sind mächtige Werkzeuge der Civilisation. Im Schoose dieser gewaltigen Massen entwickeln und begeistern sich Ideen, hier entscheiden sich die Schicksale der Länder, hier gewinnen die Bewegungen der Geschichte Größe und Bedeutsamkeit. In kleinern Städten wird die Regierung leicht stärker als das Volk. In großen Hauptstädten ereignet sich aber gerade das Gegentheil; hier ist das Volk stärker als die Regierung, zur Zeit des Friedens durch das Uebergewicht seiner Ideen, zu Zeiten der Revolution durch das Uebergewicht seiner Anzahl. Merkwürdiger Zusammenhang der Dinge! Despotismus und Eroberungssucht sind es, welche große Staaten und große Städte gründen, und die Freiheit ist es, die in derselben geboren wird. Sie überläßt ihnen die Arbeit und die Mühe, aber wann das Werk gethan ist, spricht sie: es gehört mir an! Wenn der Despotismus die Unterschiede der Gesetze, Sitten und Gebräuche aufhebt, wenn er die Privilegien zerstört, die ihn einschränken, und die Ungleichheiten, die ihn behindern, das Niveau seiner Gewalt gleichmäßig über

alle Köpfe seiner Unterthanen zu verbreiten, aus dem Wege räumt, meint er für sich selbst zu arbeiten, und freut sich über die Gleichheit der Knechtschaft, unter der er seine Unterthanen sich krümmen läßt. Dieser Augenblick aber ist es gerade, in welchem die Völker zum Selbstbewußtsein kommen. Die Gleichheit reizt sie, die Sklaverei empört sie, und wenn sie an einem schönen Tage ihre Fesseln brechen, setzen sie an die Stelle der Gleichheit vor dem Despoten die Gleichheit vor dem Gesetz, d. h.: die Freiheit. Dies hat Frankreich im Jahre 1789 gethan, und ein Gleiches zu thun ist auch Deutschland bestimmt."

Man sieht, unsere Geschichtsentwickelung wird uns hier ganz auf Französisch zugemessen, ohne eine dagegen sprechende Eigenthümlichkeit der deutschen Zustände und innern Nationalverhältnisse zu ahnen oder zuzugeben. Während aber gerade Deutschland durch die einseitige Individualität seiner Städtebildung das Deutschland ist, welches, auf den verschiedensten Punkten mit den verschiedensten Begabungen überall ein Höchstes der Cultur in der mannichfaltigsten Besonderheit erstrebend, den unerschöpflichen Reichthum an intellectueller Entwickelung darstellt; während Deutschland, diese Encyklopädie der menschlichen Ausbildung, gegen alle Centralstaaten, denen in intellectueller Hinsicht immer ein gewisser einseitiger Typus zu Grunde liegen wird, den Vorzug der Entfaltung aller Typen des menschlichen Geistes behauptet, welche eben durch die Bedeutsamkeit der verschiedensten Städteindividualitäten so mannichfach im ganzen Lande ausgeprägt werden, daß fast jede nur irgend erhebliche deutsche Universitätsstadt als eine bestimmte Physiognomie in der Geschichte der Wissenschaft erscheint; während Deutschland ferner durch diese mit seiner Städteindividualisirung zusammenhängende Culturrichtung gerade auch in seinem politischen Charakter nothwendig bedingt wird: — so ließe sich dagegen zweifeln, ob es durch ein Zusammenfassen seines Lebens in einer deutschen Centralhauptstadt jene Mannichfaltigkeit der Culturentwickelung fortsetzen, und es ließe sich auch zweifeln, ob es alsdann für das Aufgeben seiner bisherigen Eigenthümlichkeit die erzweckte politische Wiedergeburt wirklich gewinnen werde. Denn die organische Gestaltung eines politischen Körpers würde in Deutschland auch durch eine bloße Centralhauptstadt noch nicht gethan sein, im Gegentheil könnte dadurch die Gefahr einer politischen Trennung und Abreißung immer wieder von Neuem hervorgehen, da eine Centralhauptstadt zugleich gewissermaßen ein absorbirender Entwickelungsproceß des ganzen Landes ist, welcher die Eigenthümlichkeiten der andern Landesstädte in sich aufsaugt. So kommt es, daß die Cultur und selbst die vaterländische Gesinnung der fernliegenden Einzelstädte, die nicht mehr den Mittelpunkt individueller Entfaltung in sich selbst haben, in Centralstaaten oft ganz verödet wird und dem Vaterlandsinteresse verderbliche Elemente in ihnen zu wirken anfangen. Hat es sich doch selbst an einem Centralstaat, wie Frankreich, dessen Einzelstädte im Vergleich mit den deutschen fast gar nicht individualisirt sind, gezeigt, daß die gefährlichen Stoffe der Zeitgeschichte, welche die Hauptstadt in einer Revolution ausgespien, in den eben durch ihre Entfernung vom Landescentrum in der Intelligenz zurückgebliebenen Provinzen als Gespenster des Aufruhrs wiedererstehen, und so könnte es sich ereignen, daß man in Frankreich die Departements in einem offenen Kampfe mit der Hauptstadt begriffen sähe, wenn die Hauptstadt nicht eben durch Das stark und unüberwindlich wäre, wodurch die unglücklichen Provinzen schwach und verödet worden sind, nämlich durch das Aufgehen und Aufsaugen der Landesenergie in ihr.

Die Idee, Deutschland in einen politischen Mittelpunkt zu centralisiren, ist ohne Zweifel am sinnreichsten in dem neuerdings geltend gemachten Gedanken einer Nationalrepräsentation aufgefaßt worden, aber darum nicht minder unausführbar geblieben. Das mit Geist und Kenntniß geschriebene Buch von Wilhelm Schulz: „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation", hat sich am ausführlichsten und gründlichsten mit diesem Gegenstande beschäftigt, ihn jedoch unleugbar auf die Spitze getrieben, indem dem Verfasser ohne die Ausführung jener Nationalrepräsentation das deutsche Volk noch kein Volk, sondern, wie er es nennt, blos die „deutsche Menge" ist, die alles Haltes ermangele. Der Verf. spricht verächtlich von der „Kleinstaaterei Deutschlands", die alle Bildung, auch die geistige, hindere, was wir hoffentlich in dieser Abhandlung bereits widerlegt haben, und auf die bestehenden Grundlagen einer ideellen Einheit des Vaterlandes nicht reflectirend, meint er erst durch die Gründung einer allgemeinen deutschen Volkskammer in seinem Sinne den Keim eines wahrhaft deutschen Volkslebens zu legen, als ob sich ein Volksleben pflanzen lasse durch Kunstgärtnerei, und nicht vielmehr in unmittelbarer Werdelust seiner Entwickelung aus sich selbst herauswachsen müsse. Jene Idee einer Nationalrepräsentation wird aber folgenderweise ausgedrückt:

„Als im Jahre 1806 die deutsche Kaiserwürde aufhörte, und im Jahre 1815 die nicht mediatisirten Fürsten und Städte Deutschlands zum deutschen Bunde sich vereinigten, trat hiedurch die Gesammtheit dieser souverain gewordenen Fürsten und Städte an die früher vom Kaiser eingenommene Stelle und übt nun ihre Rechte, im Verhältniß zu dem gesammten deutschen Volke, durch ihre zum Bundestage vereinigten Bevollmächtigten aus. Allein eben dieses Verhältniß ist noch zur Zeit ein einseitiges. Denn wenn jetzt die Gesammtheit der Fürsten und freien Städte den Kaiser vertritt, so muß nun, nach dem herrschenden Princip des deutschen öffentlichen Rechts, diesen Fürsten und Städten gegenüber auch noch die Gesammtheit des deutschen Volkes repräsentirt werden. Da aber bereits in den einzelnen Gliederstaaten die unmittelbaren activen Staatsbürger in Beziehung auf die besondern Landesangelegenheiten ein Repräsentationsrecht ausüben, oder doch — nach Art. 13 der Bundesacte — darauf Anspruch haben, so ergibt sich als die natürlichste Form für die Ausübung desselben Rechts in Beziehung auf die gemeinsamen deutschen Angelegenheiten eine Vertretung des deutschen Volkes durch die aus der Mitte der einzelnen ständischen Versammlungen gewählten Bevollmächtigten, gegenüber den zum Bundestage versammelten Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen."

(Die Fortsetzung folgt.)

[illegible]

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 311. — 6. November 1832.

Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung.

Von Theodor Mundt.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 310.)

Dieser Ansicht lassen sich sehr viele Zweifel entgegenstellen. Zuerst erweist sie sich vor Allem noch als ganz phantasmagorisch, indem sie in ihrer Abstraction Umgestaltungen der Gegenwart, aus denen sich eine solche noch durchaus nicht in dem Bestehenden wurzelnde Nationalrepräsentation doch nur erzeugen könnte, voraussetzt, die, selbst wenn sie sich ereignen sollten, noch nicht die Nothwendigkeit in sich tragen, in ihrer Entwickelung gerade an dem Ziel anzulangen, welches von den Verfechtern der Nationalrepräsentation als das höchste der vaterländischen Zustände gesehen wird. Die Gegenwart, wie sie ist, verneint aber die Möglichkeit einer Nationalrepräsentation noch ganz. Wie sollten nur erst die Wahlen der Abgeordneten zu einer solchen allgemeinen deutschen Volkskammer zu Stande kommen, da sie nach dieser Ansicht aus den einzelnen ständischen Versammlungen, gewissermaßen in Weise eines Nationalausschusses, entnommen werden sollen, es aber gerade in den deutschen Hauptmächten noch keine ständischen Versammlungen gibt, um zu jenem Nationalausschusse beizutragen? Beruht also die Idee einer Einheit Deutschlands durch Nationalrepräsentation auf der Voraussetzung eines allgemein repräsentativen und constitutionnellen Deutschlands, und ist sie mithin von dieser Seite her noch unpraktisch für die nächste Zukunft, so hat sie auch auf der andern in dem Verhältniß einer Volkskammer gegenüber dem Bunde durchaus keine in der Wirklichkeit noch irgend abzusehende und zu begründende Stellung. Denn sollte ein organisches, also ein wirklich lebendiges und ideegemäßes Verhältniß zwischen einer Nationalkammer und dem deutschen Bundestage zur gegenseitigen Vertretung der allgemeinen deutschen Angelegenheiten sich bilden, so müßte auch der deutsche Bund selbst erst dem Wesen einer ersten Kammer zu gleichen anfangen. Bis jetzt ist er ja aber eigentlich nichts Anderes als ein diplomatisches Corps gewesen, und die Bundestagsgesandten sind keineswegs in dem Sinne Repräsentanten der Fürsten, als die Abgeordneten eines Landtages die Interessen ihrer Wähler repräsentiren. Die Bundestagsgesandten sind ja nur Beauftragte, die — nach Artikel 8 der wiener Schlußacte — „von ihren Committenten unbedingt abhängig und diesen allein wegen getreuer Befolgung der ihnen ertheilten Instructionen, sowie wegen ihrer Geschäftsführung überhaupt, verantwortlich sind". Es liegt also dem Bundestage durchaus kein repräsentatives Element, aus dem heraus er sich mit einer Nationalkammer irgend zu einem Verhältniß begegnen könnte, zu Grunde. Wozu also die Einheit Deutschlands von einer Nationalrepräsentation, mithin von der ungewissen Gestaltung einer fernen Zukunft, abhängig machen, und zwar mit solcher Ausschließlichkeit, wie Wilhelm Schulz thut, da es näher und wirklichkeitsgemäßer ist, die ideelle Nationalität der Deutschen selbst aus den verwirrten Zuständen der Gegenwart heraus immer kräftiger zu entwickeln.

Soll indeß auch eine formelle Centralität geschaffen werden, so ist der genannte Schriftsteller dabei allerdings von dem sehr richtigen Gesichtspunkt ausgegangen, hier vor Allem an den deutschen Bund anzuknüpfen. Er irrt indessen, wenn er in der angeführten Stelle den deutschen Bund als eine an die Stelle des deutschen Kaisers und Reichs getretene und dieselbe ersetzende Macht ansieht, denn der deutsche Bund ist durchaus kein Rechtsnachfolger des deutschen Kaiserreichs geworden;*) als solcher müßte er ein Verhältniß Deutschlands zu den auswärtigen Staaten repräsentiren, was aber nicht der Fall ist. Deutschland hat als Deutschland durchaus kein Rechtsverhältniß mehr zum Auslande, obwol es nach Art. 50 der wiener Schlußacte (von 1820) der Bundesversammlung obliegt, für die Aufrechthaltung friedlicher und freundschaftlicher Verhältnisse mit den auswärtigen Staaten Sorge zu tragen, und im Namen des Bundes Gesandte an fremde Mächte abzuordnen, „wenn es nöthig befunden werden sollte". Im Grunde aber sind es dennoch nur die beiden deutschen Hauptmächte, Oestreich und Preußen, welche als einzelne Staaten nach Verhältniß ihrer individuellen Kraft eine Stellung, nicht Deutschlands, sondern eben nur Preußens und Oestreichs, in der europäischen Politik behaupten. Es kann indeß kein Zweifel sein, daß der deutsche Bund, wenn er sich energisch und seiner Idee gemäß entwickeln will, ein völkerrechtliches Verhältniß Deutsch-

*) S. Klüber, „Oeffentliches Recht des deutschen Bundes", dritte Aufl., §. 6.

lands zum Auslande durch sich aufleben zu lassen vermag. Denn es sind bedeutende Elemente genug in ihm vorhanden, aus denen er sich zu einem politischen Individuum erheben und, als solches, mit dem Auslande in ein entscheidenderes Verhältniß setzen könnte. Nach den beiden ersten Artikeln der wiener Schlußacte (von 1820) bestimmte er sich ja als ein völkerrechtlicher Verein nicht nur zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der im Bunde begriffenen Staaten, sondern auch zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands, ja er nannte sich sogar „eine in politischer Einheit verbundene Gesammtmacht", und hat als solche (nach Art. 35 der wiener Schlußacte von 1820) das Recht, Krieg, Frieden, Bündnisse und Verträge zu schließen.*) Von einer durchgreifender werdenden Ausbildung des deutschen Bundes ist daher Viel, wenn nicht Alles, auch für die Einheit Deutschlands zu hoffen, eine Hoffnung, die bei uns selbst durch die nur momentaner Zeitverstimmung angehörigen Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 nicht unterzugehen vermag. In ihm, als einer Centralmacht, liegt ohne Zweifel die höchste Entwickelungsfähigkeit einer deutschen Nationaleinheit, die, bereits in der Bundesacte von 1815 in allen ihren Grundlagen, selbst in den, obwol noch mangelhaften und schwankenden Bestimmungen eines deutschen Bürgerrechts (vgl. den Art. 18 derselben) vorhanden, in der zur Eröffnung der ersten Bundessitzung vom 5. Nov. 1816 gehaltenen Rede des östreichischen präsidirenden Gesandten, Grafen von Buol-Schauenstein, als der großartigste Zweck der Bundesidee an die Spitze gestellt wurde.**) Bisher ist freilich durch den Bund noch keine deutsche Einheit im umfassendern Sinne erfüllt worden, sondern die in ihm vereinigten deutschen Staaten haben vielmehr nur eine Allheit (wie es Klüber a. a. O. S. 427 d. treffend nennt) statt einer Einheit dargeboten; aber dennoch ist, meinen wir, daran festzuhalten, daß der deutsche Bund wenigstens den Beruf und die Fähigkeit zur Herstellung einer Nationaleinheit Deutschlands am unmittelbarsten insichträgt, und daß er, wenn er sich einmal dieses seines Berufs vollkommen bemächtigt hat, und wenn eine durch ganz Deutschland gegangene Ausgleichung der Staatsprincipien ihn dazu befähigen wird, er ein wahrhaft nationales Band der Einheit abzugeben im Stande ist. Erst dann ließe sich der Idee einer ihm gegenüber zu organisirenden Volkskammer nachdenken.

Eine andere Ansicht zur Bewirkung einer Centralisation Deutschlands spricht sich in einer uns zugekommenen französischen Broschüre: „De l'unité germanique ou de la régénération de l'Allemagne, par un Cosmopolite" (Strasburg, 1832) aus, welche wol verdient hätte deutsch geschrieben zu werden. Der Verfasser, ohne Zweifel selbst ein Deutscher, liberal und doch vernünftig, gemäßigt und doch geistreich, deutet seine Idee schon durch das seiner Schrift vorangestellte Motto aus Luther's „Tischreden" an: „Deutschland ist wie ein schöner weiblicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlt ihm aber an einem Reiter!" Er will nämlich allen deutschen Souverainen ein gemeinsames Oberhaupt (un chef à tous ces rois) geben, und drückt dies zunächst so aus, daß ein deutscher Staat, der am meisten dazu geeignet, das Protectorat des Vaterlandes übernehmen solle, wo der Verf. denn allerdings mit Recht seine nächsten Blicke auf Preußen hinwendet. Dies soll jedoch keineswegs zu einer unbedingten Hegemonie hinführen, sondern die verfassungsmäßigen Umgebungen eines solchen Thrones von Deutschland werden vielmehr folgenderweise bezeichnet:

„Es handelt sich darum, ein freies und nationales Gouvernement zu gründen, über welches Preußen nur das hohe Protectorat ausüben, dem es, die vollziehende Gewalt übernehmend, nur seinen Arm leihen würde. Um den König von Deutschland, als den einzigen und wahrhaften Repräsentanten der Majestät, Kraft und Einheit der Nation, würden sich dann alle andere der gegenwärtigen deutschen Souveraine herumreihen, nicht etwa um ihm einen Hofstaat zu bilden, sondern um ihre betreffenden Interessen ihrerseits wahrzunehmen, eine erhabene Aristokratie, die, zu einer Pairskammer vereinigt (réunis en une chambre des pairs), schon durch ihre Eifersucht allen Hochmuth der Krone in Schranken halten und den Geist der Usurpation unterdrücken würde. Aber die Interessen der Massen, des deutschen Volkes, fodern auch ihre Vertretung, und so müßte man ihm zur Wahrung seiner Rechte eine Kammer anderer Art einräumen, die, aus seiner Mitte gebildet, eine strenge und unermüdliche Beaufsichtigung über alle Maßregeln der Autorität zu üben hätte. Diese würde die Entwickelung der Cultur begünstigen, Verbesserungen in allen Zweigen des gesellschaftlichen Lebens anregen, über die Verwendung der Steuern wachen und die Früchte von dem Schweiße der Nation der Verschwendung vorenthalten. Während also die vollziehende Gewalt in den Händen eines erblichen Königs aus dem Hause Hohenzollern ruhen würde, würde dagegen die gesetzgebende Gewalt und die Steuerbewilligung wesentlich einer Wahlkammer angehören, die sich aus einer bestimmten Anzahl von Abgeordneten zusammensetzte, welche entweder durch die Grundeigenthumsbesitzer oder durch die Ständeversammlungen der verschiedenen Länder in einer der Bevölkerung eines jeden angemessenen Zahl ernannt werden müßten; und zwischen diese beiden Gewalten würde sich die dritte stellen, nämlich die der Fürsten oder der Repräsentanten der hohen Aristokratie, eine vermittelnde und ausgleichende Gewalt, die ebenso sehr das Interesse hätte, den Anmaßungen der königlichen Autorität vorzubeugen als die Ausartung des demokratischen Elements zu verhindern. Da sie aber dies Interesse nicht wohl durch sich selbst vertreten könnten, so würden sie eine größere oder geringere Anzahl von Abgesandten mit ihrer Gewalt bekleiden und zu einer Versammlung vereinigen, die hinsichtlich der ihr beigelegten Eigenschaften von der

*) S. auch Art. 11 der Bundesacte von 1815. Vgl. damit Klüber, „Oeffentliches Recht d. d. B.", dritte Aufl., §. 187.

**) S. das Protokoll dieser Sitzung, in Gräwell's „Quellen des allgemeinen deutschen Staatsrechts", 1, 159 fg.

des gegenwärtigen frankfurter Bundestages wenig unterschieden wäre. Obwol der höchsten Entscheidung dieser gemischten Nationalregierung unterworfen, würden die Fürsten doch nichtsdestoweniger Herren innerhalb ihres eignen Gebiets bleiben, im Vorbehalt der Beaufsichtigung ihrer Ständeversammlungen, der einzigen mit voller Gewalt bekleideten Kammer, jedoch nicht in Bezug auf die Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes, sondern in Bezug auf das Locale und Provinzielle, und sie würden, wie sonst, alle Zweige der gesellschaftlichen Organisation leiten. Die Gerechtigkeitspflege würde in ihrem Namen gehandhabt werden, aber nach einem deutschen Nationalcoder; sie würden den Oberbefehl über ihre Truppen zu Lande und zur See haben, aber dieselben nicht dem Bedürfniß des gemeinsamen Vaterlandes verweigern können; sie würden die Vertheilung der allgemeinen Steuer ordnen, sowie der, welche für die provinziellen Bedürfnisse im Besondern bestimmt ist, aber ohne das Recht zu haben, Geld schlagen zu lassen oder sich der Einkünfte zum Nachtheil der andern Provinzen zu versichern; sie hätten die geeignetsten Maßregeln zu ergreifen, um Industrie und Verkehr aufrecht zu erhalten, aber zugleich davon abzustehen, irgend Monopole zu schaffen oder die Handelsfreiheit zu beschränken; sie hätten die Wissenschaften zu beschützen und zugleich jeder Censur zu entsagen, welche auch die Centralregierung nicht für nothwendig erachten würde."

Diese Ansicht ist gewissermaßen die umfassendste und nach allen Seiten hin ausgedehnteste Begründung und Entwickelung der Idee der Nationalrepräsentation von Wilhelm Schulz, obwol von andern Gesichtspunkten, ja, von anderer Gesinnung aus unternommen. Der französische Verfasser baut nämlich mit vollem Recht auf den Hoffnungsreichthum, der für ganz Deutschland in Preußen ruht, und den dieser Staat, nur mit Mühe, möchten wir sagen, noch in sich selbst verbirgt, der aber, sollte es auch wider seinen Willen geschehen, einmal aus ihm herausblühen wird zu einem allgemeinen deutschen Nationalfrühling, an den wir auf diese Weise einen unerschütterlichen Glauben haben. Die Vorurtheile, die heut vornehmlich in den kleinern deutschen Staaten, in den constitutionnellen, sich wider Preußen zu regen angefangen, und zu denen es allerdings durch das dermalige Schwanken und Unausgeglichensein seiner Zustände den Anlaß gegeben, sind ebenso sehr nur augenblickliche Trübungen als Das, was in Preußen die Ursache dazu ist, nur für die augenblickliche Folge der innern Verstimmung eines mächtigen Organismus gehalten werden darf. Preußen hat Das, was es zu entwickeln berufen, noch nicht aus sich herausgearbeitet, ja es fängt sogar an, selbst die Zeichen der Gährung seiner in ihm sich gestalten wollenden Elemente zu scheuen und als gefährlich zu verfolgen, und so zeigt sich hier im Staatsleben, was im physischen Leben als naturgemäß erscheint, nämlich daß sich in einem Organismus, der seine Lebensthätigkeit irgendwie in sich unterdrückt hat, Verstimmungen seiner Natur einstellen, die ihm fortan eine gewisse Grillenhaftigkeit und üble Laune in der Aeußerung seiner Zustände ankränkeln und seine Physiognomie für den Augenblick ganz anders beleuchten, als es seinem eigentlichen Wesen entspricht. Preußen will und muß eine zeitgemäße Verfassung haben, da es bereits in intellectueller Hinsicht die zeitgemäße Stufe deutscher Bildung in höchster Kraft vertritt, und so liegen in diesem Staat, obwol die Hinderung jener Seite seiner Entwickelung fast nur noch von Zufälligkeiten abhängig erscheint, dennoch auch nicht so leicht auszugleichende Elemente mit einander im Kampf. Dies ist eben die schwebende Entscheidung zwischen der constitutionnellen und absoluten Monarchie, denn eine absolute Monarchie hat für das vielfach und verschiedenfach gegliederte Preußen zur energischen Zusammenhaltung seiner auseinanderfallenden Theile allerdings bei weitem mehr Anknüpfungspunkt und Bedeutung als in den ausgeglichenen und mit sich selbst uniformern Staaten, besonders den kleinern deutschen, die sich deshalb leichter und schneller in einer constitutionnellen Form zusammenfassen konnten. Auf diese Weise von dem ursprünglichen und echt preußischen Element, dem Anhalt an der Persönlichkeit eines Königs, gefesselt, einem Element, das hier um so bedeutender sein muß, da dieser Staat den Persönlichkeiten seiner Fürsten im eigentlichsten Sinne des Wortes seine Gründung und Zusammensetzung verdankt, fühlt sich jedoch Preußen zugleich durch die Höhe der intellectuellen Bildung, durch die Höhe der Einsicht, auf der es steht, im Innersten und Verborgensten seiner Gesinnung jener Fessel der einzelnen Persönlichkeit bereits entwachsen und, der absoluten Monarchie im Geist entfremdet, zu einer zeitgemäßen Umbildung derselben hingetrieben. In diesem innern Widerstreit krankhaft ergriffen, kann es in neuester Zeit wol auch leicht nach Außen hin die Nachwirkung seiner organischen Verstimmung übertragen haben. Aber es wird durch die ihm inwohnende moralische Kraft, die in keinem Staat vielleicht wirksamer ist als in Preußen, zu einer siegreichen Klarheit sich einmal entwickeln und alsdann, die Sonne im deutschen Staatensystem, den unheilvollen Geist der Trennung, welcher durch das gemeinsame Vaterland hinschleicht, schon dadurch überwinden, daß es die Richtungen und Bestrebungen aller Einzelstaaten erkräftigt, indem es die verwandte Tendenz nicht nur mit ihnen theilt, sondern dieselbe auch durch die Ausbildung in ihm als eine herrschende und unerschütterliche in Deutschland hinstellt. Preußen ist ein so mächtiges und im Ganzen tiefverzweigtes Glied des deutschen Staatenbundes, daß es, unserer Ansicht nach, der Uebernahme irgend einer äußerlichen Hegemonie oder eines Protectorats im Sinne des Verfassers jener französischen Broschüre gar nicht bedarf, um auf die Herstellung einer Nationaleinheit in Deutschland hinzuwirken. Es wirkt dieselbe, wie angedeutet, schon durch die Macht seiner Staatsidee, sobald es sich nämlich constitutionnell gestaltet und dadurch an die Spitze des Zeitgeistes und des deutschen Geistes tritt.

Preußen ist unter den Hauptmächten nicht nur der jugendkräftigste, sondern auch der am meisten deutsche Staat im Vaterlande, bei weitem mehr als Oestreich, das

die vielen fremdartigen Stoffe, aus denen es sich mischt, nicht im mindesten zu einer Einigung und Naturalisirung in sich verarbeitet hat und auch schwerlich zu verarbeiten im Stande ist. Oestreich kann nur durch sein materielles Massenübergewicht den Rang einer deutschen Hauptmacht vertreten, während es dagegen Preußen durch das Interesse der deutschen Intelligenz und Nationalität vermag, die in ihm auf der Höhe der Bestrebung sich darstellt. Soll daher die Nationaleinheit Deutschlands durch die Entwickelung eines einzelnen großen Staates ihre Anregung empfangen, so kann es nur Preußen sein, auf welches sich dann unsere Hoffnungen hinrichten, und vielleicht ist die neuerdings von ihm unternommene Anknüpfung der Zoll- und Handelsvereine mit den andern deutschen Staaten schon ein unwillkürliches Vorgefühl in ihm, daß ihm einst das ausgedehntere Geschäft obliegen wird, durch seine Anregung auch allgemeinere Grundlagen zu einem nationalen Einheitsbande, das alle deutschen Staaten mit ideeller Kraft umschlingt, zu entwerfen und auszuführen. Es lag immer in der Entwickelungsnatur Preußens, sich nach Außen hin assimilirend fortzubilden, indem es, vom kleinsten und unscheinbarsten Punkt seiner Existenz ausgehend, sich auf diese Weise immer energischer in Deutschland hinein ausbreitete und groß nährte. Es scheint, daß es diesen Assimilationstrieb seines Organismus in den materiellen Territorialverhältnissen jetzt befriedigt hat, wenigstens wäre in der nächsten Zukunft keine Nahrung für diesen Trieb vorhanden; aber es zeigt sich, daß dagegen diese assimilirende Entwickelung gleichmächtig und unwiderstehlich in die Richtung seiner intellectuellen Lebensthätigkeit übergegangen ist, indem sich von dieser Seite her nichts Bedeutendes in ihm entwickeln kann, das nicht im ganzen Deutschland wiederempfunden würde, wodurch es nicht die allgemeine Bildung Deutschlands zu sich heranzöge oder in dieselbe überträte. Es ist daher fast mit Bestimmtheit zu erwarten, daß es diese assimilirende Kraft der Intelligenz, die es in Deutschland ausübt, bald auch zum Besten der allgemeinen Staatsidee und zum Besten der deutschen Nationalität selbst geltend machen und wirken lassen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorträge des Geheimenraths Dr. Duttlinger und des Hofraths Dr. Welcker, zur Vertheidigung des Letztern gegen die Anklage wegen eines angeblichen Preßvergehens der Ehrenkränkung des badischen Ministeriums. Ein Beitrag zur Lehre von den Injurien. Freiburg, Groos. 1832.

Ein wichtiger Beitrag, nicht blos zur Lehre von den Injurien, sondern überhaupt zur Beurtheilung der gegenwärtigen Lage unsers deutschen Vaterlandes. Wenn uns schon an sich jene zahlreich sich mehrenden Processe, zur Verfolgung angeblicher politischer Vergehen, als ein bedenkliches Zeichen der Zeit erscheinen müssen, so dürfte sich dies von dem vorliegenden Falle mehr als von jedem andern behaupten lassen, da hier der klagende Staatsanwalt auf eine höchst auffallende Weise die Grenze verkannt zu haben scheint, wodurch sich das Vergehen der Ehrenkränkung vom unantastbaren Rechte der männlichen und offenen Meinungsäußerung scheidet. Leicht sind indessen diese und ähnliche Erscheinungen zu erklären. Hat man doch officiell den krankhaften Zustand der öffentlichen Meinung in Deutschland als den Grund der jüngsten beschränkenden Maßregeln bezeichnet, und so ist es natürlich, daß man nachträglich das Heilmittel zu rechtfertigen sucht, indem man als das Symptom eines solchen krankhaften Zustandes ausgibt, was unter andern Umständen nur für die Aeußerung eines gesunden öffentlichen Lebens gegolten haben würde.

Den Stoff zur Anklage hat ein in Nr. 100 des „Freisinnigen" enthaltener Aufsatz des Hofraths Welcker, eine Kritik der gegen den Misbrauch der öffentlichen Rede erlassenen badischen Verordnung vom 5. Juni 1832, darbieten müssen. Sowol der Vertheidiger des Angeschuldigten, als auch der Angeklagte selbst, haben aber ausführlich und mit siegreicher Klarheit dargethan, daß es der erhobenen Klage an nicht weniger als an allen juristischen Erfordernissen gebricht; und daß der vorliegende Fall, nach einem treffenden Ausdrucke von Duttlinger, mit dem Vergehen einer Ehrenkränkung keine größere Aehnlichkeit hat, als Lichtenberg's Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt, mit einem vollkommenen Messer.

In einer Zeit wie die unserige, wo sich nicht selten die Gerechtigkeit von der Politik muß Gewalt anthun lassen, dürfen wir uns nicht wundern, wenn da und dort eine juristische Monstrosität zum Vorscheine kommt. Abgesehen von dem Materiellen der gegen Welcker erhobenen Klage, möchte auch das hierbei beobachtete processualische Verfahren einen nicht uninteressanten Beitrag zu einer juristisch-politischen Curiositätensammlung abgeben können. Das angebliche Preßvergehen ist unter der Herrschaft des badischen Preßfreiheitsgesetzes, welches zum Schutz der Angeklagten die Oeffentlichkeit des Verfahrens eingeführt hatte, nicht nur begangen, sondern es war auch unter der Herrschaft desselben Gesetzes die Sache bereits gerichtlich anhängig gemacht worden. In dieser Lage erfolgte, mit der Wiedereinführung der Censur, zugleich die Aufhebung des öffentlichen Verfahrens. Nach bekannten Rechtsgrundsätzen, welche keine rückwirkende Kraft der Gesetze anerkennen, am wenigsten in Criminalsachen und zum Nachtheile des Angeschuldigten, hätte unter Beobachtung der frühern Processformen vorgeschritten werden müssen. Dies ist gleichwol nicht geschehen und hat den Angeklagten veranlaßt, wegen der ihm entzogenen Oeffentlichkeit des Verfahrens bei dem Oberhofgerichte Berufung einzulegen, auf welche nunmehr die Entscheidung zu erwarten steht. Für diese Entziehung der Oeffentlichkeit sehen wir uns vergebens nach genügenden juristischen Gründen um. Indessen möchte sich das Verfahren des Hofgerichts zu Freiburg aus einem andern Grunde erklären lassen. Schon die oberflächliche Beurtheilung der vom Staatsanwalte angestellten Klage mag nämlich die Mitglieder dieses Gerichtshofs überzeugt haben, daß unter keiner Voraussetzung eine Verurtheilung des Angeschuldigten erfolgen werde, und daß es also demselben wenig verschlage, ob die Verhandlung öffentlich oder nicht öffentlich sei; während vielleicht umgekehrt der Gerichtshof ein Interesse hatte, von Anfang an durch ein Beispiel zu zeigen, daß es keiner Oeffentlichkeit bedürfe, um die völlige Freisprechung eines unschuldig Angeklagten zu bewirken. Wenigstens sind wir überzeugt, daß die endliche Entscheidung, nach den vorliegenden Aktenstücken, nur in diesem Sinne ausfallen kann, und daß das freiburger Hofgericht von seiner Seite keine Veranlassung geben wird, um die Unparteilichkeit deutscher Rechtspflege in Zweifel ziehen zu dürfen und den schon so wankend gewordenen Glauben an das Dasein eines deutschen Rechtszustandes noch tiefer zu erschüttern.

156.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 312. —— 7. November 1832.

Die Einheit Deutſchlands in politiſcher uud ideeller Entwickelnng.

Von Theodor Mundt.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortſezung aus Nr. 311.)

Zugleich iſt Preußen auch, was vor Allem herauszuheben, der proteſtantiſche Staat in Deutſchland, ja, der Staat der religiöſen Union! Dadurch trägt es eine nicht geringe Gewalt in ſich, auf die Einheit Deutſchlands hinzuwirken, denn ein Staatenbund iſt am meiſten in Gefahr, durch religiöſe Trennung auseinanderzureißen, wie ſich denn auch in den erſten Wirren der Bildung des Proteſtantismus Deutſchland in das corpus catholicorum und evangelicorum ſelbſt politiſch zerſpaltete. Aber der heutige, wir möchten ſagen, immer weniger proteſtantiſch gewordene Proteſtantismus, dieſe rein evangeliſche Religionsanſicht, die ſich mehr und mehr in die allgemein vernünftige Religionsidee hineinbildet, der Proteſtantismus vornehmlich, wie er in der Union in Preußen erſcheint und wirkt, iſt am meiſten dazu berufen, eine religiöſe Einheit in Deutſchland zu gründen, und er hat ſie bereits wenigſtens möglich gemacht, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar. Erſt ſeit der Durchbildung des Proteſtantismus nämlich haben die cultivirten europäiſchen Staaten angefangen, den Begriff einer Staatsreligion in ſich aufzuheben oder zu ermäßigen, und dadurch iſt, ungeachtet der neben einander beſtehenden und anerkannten Verſchiedenheit der Religionsformen, die Einheit des Staatslebens ohne Zweifel tief geſtärkt und gefördert worden. Denn es iſt wunderbar zu erkennen, wie der Katholicismus, deſſen Richtung es war, durch das Zuſammenfaſſen von Staat und Kirche eine Einheit zu gründen, doch eben dadurch nur einen feindlichen Gegenſatz dieſer beiden Begriffe erreichte und ſomit ſtets die verderbliche Fackel der Zwietracht in die Geſchichte des Mittelalters warf; während dagegen umgekehrt der Proteſtantismus, deſſen urſprüngliche Richtung es war, eine Spaltung zu gründen, immer durchgreifender auf eine ideelle Einheit der Staaten hinarbeitet, indem er durch die Reife der Intelligenz, die er entwickelt, die an den Formen der Religion haftenden Vorurtheile überwältigt, und ſo haben ſelbſt überwiegend katholiſche Staaten, in denen aber proteſtantiſche Geſinnung und Bildung, wenn auch nur nach einer einzelnen Seite des Volkslebens hin, Wurzel geſchlagen, doch jetzt keine Staatsreligion mehr, in dieſem ſcheinbaren Zwieſpalt ſich einiger und günſtiger organiſirt fühlend als früher, wo die eine und allgemeine katholiſche Staatsreligion den Krieg des geiſtlichen und weltlichen Elements der Geſchichte mit den Königen und Völkern begann. Spricht man aber, wie auch wir gethan, von dem Untergang der Staatsreligion in der neuern Geſchichte, ſo ſollte man ihn doch, unſerer Anſicht nach, noch genauer als den der Staatskirche bezeichnen, um nicht misverſtanden zu werden, denn in einer allgemeinen Religionsidee, alſo im Chriſtenthum, muß jeder wahrhaft moderne Staat gegründet und gewurzelt ſein; aber in den ſichtbaren Formen der Idee, alſo in der Kirche, darf er nicht beſtimmend hinzutreten, ſondern hier muß er ſogar die Abweichungen unter den Schutz ſeines über alle Einzelheiten erhabenen Geſetzes ſtellen. Preußen hat durch die Union einen bedeutenden Schritt zu dieſer höchſten Ausbildungsſtufe des Proteſtantismus gethan, und wie, was zu erwarten ſteht, ſich von ihm aus die Union auch über andere deutſche Länder verbreitet hat, ſo wird auch in dieſer Hinſicht Preußen die Keime der ideellen Nationaleinheit des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes zur Blüte gebracht haben.

Alles ſcheint freilich zunächſt darauf anzukommen, daß Preußen in ſeiner politiſchen Verfaſſung ſich zeitgemäß geſtalten müſſe. Würde es denn aber wirklich eine Conſtitution thun? Iſt dieſe Staatsform wirklich für Deutſchland eine ſo nothwendig-hiſtoriſche, daß in ihr eine Ausgleichung aller deutſchen Staatenelemente und dadurch die erſtrebte Nationaleinheit ſich kräftiger herausſtellen würde? Wenn man Ranke hört, nicht. Nach ihm nämlich (ſ. „Hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift", 1832, Heft 2, S. 361) beſteht der weſentliche Unterſchied der deutſchen Staaten keineswegs darin, daß man in dem einen eine moderne Conſtitution habe, in dem andern nicht, ſondern er ſagt:

„Unſers Erachtens iſt Das die Hauptſache, daß auf der einen Seite durch den Gang des Ereigniſſes die Neuerungen, die den Anfang dieſes Jahrhunderts bezeichneten, die Oberhand behauptet haben; daß ſich dagegen auf der andern das Alte im Kampfe mit denſelben gel-

tend erhalten hat. Beiden gegenüber hat ein dritter Theil eine gesetzliche, organische Entwickelung des Alten in das Neue, eine Vereinigung der aus der Vergangenheit überlieferten Zustände mit den Foderungen der Gegenwart und der Möglichkeit zukünftiger Entwickelung versucht; immer gemäßigt, zugleich nachgiebig und strenge, unternehmend und bedächtig."

Allerdings wird man wol zugeben müssen, daß die kleinern constitutionnellen Staaten Deutschlands durch ihre Verfassung dem unconstitutionnellen Preußen bisher noch um keine Stufe der Entwickelung des Staatslebens vorausgeeilt sind; ja, daß die meisten Ständeversammlungen zum Theil Das erst mühsam zu discutiren suchen, was Preußen vielleicht schon vor 20 Jahren von oben herab zum Landesgesetz in sich erhoben hatte. Wenn es aber demnach fast scheinen könnte, als hätten die kleinern deutschen Staaten erst des Weges einer Constitution bedurft, um auf diesem den vorangeschrittenen Entwickelungen Preußens, welche dasselbe ganz aus sich unternommen, nachzugehen, so wird sich doch dies Verhältniß in der Zukunft bald anders zu stellen anfangen, je mehr die constitutionnelle Bildung durchgreifend wird; und wenn die constitutionnelle Verfassung bisher in Deutschland noch nicht das Höchste geleistet, so fragt sich gerade, ob es nicht der Fall sein würde, wenn eben Preußen durch ähnliche Gestaltung seiner selbst diese Form begünstigte und an sich zum reichsten Entfaltungsmittel alles Dessen, was die Zeit will, benutzte. Denn wenn wir auch von unserm individuellen Standpunkt aus, den man uns lassen möge, eine constitutionnelle Verfassung nicht für die höchste und letzte Bildungsstufe des modernen Staatslebens anzuerkennen im Stande sind, so sehen wir doch ein, daß dieselbe wenigstens für unsere Zeit eine nothwendige Stufe, daß sie das Bewegungsprincip auf der aufwärts steigenden Linie der Zeit ist, indem wir immer an der Ueberzeugung festhalten, daß eine ganze Zeit nie irren kann; eine Ueberzeugung, die gewissermaßen eine religiöse ist. Unserer Ansicht nach ist die constitutionnelle Verfassung nichts als eine Durchgangsstufe zur republikanischen, von der sie bereits die eigenthümliche Mischung des demokratischen und aristokratischen Elements, das wir an allen heutigen Constitutionen wahrnehmen, an sich aufzeigt, und es gehört zu den Mysterien unsers politischen Glaubensbekenntnisses die Meinung, daß eine Republik, in ihrem idealen Sinne gedacht, wol in der Zukunft, wie fern diese auch noch dem Geschlecht liege, die vollkommensten innern und äußern Zustände der Menschheit zu umfassen und auszuprägen bestimmt sei. Die constitutionnellen Mischverfassungen können als Staatsform weder geschichtlich noch philosophisch genügen, indem sie das monarchische Element in sich zwar noch bewahren, aber durch den wesenlosen Schein, den sie ihm geben, gewissermaßen sophistisch und dialektisch mit diesem Element spielen; aber sie haben eine locale und periodische Bedeutung, die sie gewissermaßen für die Verhältnisse der Gegenwart heiligt. Unsere Zeit ist die Zeit der geschichtlichen Uebergänge, und darum eignet ihren in der Bewegung begriffenen Zuständen eine gemischte politische Form wie die constitutionnelle ganz naturgemäß; eine Form, welche ebenfalls nur eine Uebergangs- und Durchgangsform ist. Die constitutionnellen Zustände sind Zustände der politischen Aufregung, die in eine andere Form überzuschlagen sich vorbereiten, und diese Aufregung der Volksgesinnung, mit der sie überall zusammenhängen, erscheint in den diese Verfassung sich aneignenden Staaten nicht nur als der Ausgangspunkt, von dem aus sie in der Zeit entstanden, sondern auch als Folge, ja selbst als Form der Entwickelung dieser Constitutionen. Die constitutionnellen Verfassungen, wie sie wenigstens in diesen Tagen sich darstellen, sind gewissermaßen systematische Revolutionen; und indem es die Natur aller Ständeverhandlungen mit sich bringt, daß Opposition vorhanden sei, um so auf dialektischem Wege die allgemeinen Interessen nach dieser oder jener Seite hin zur Entscheidung zu bringen, sehen wir in ihnen noch die Unruhe der Ansichten und Meinungen chaotisch sich hin- und herbewegen, in der die Klarheit der politischen Form erst wie aus Sturmesnächten allmälig für Deutschland aufgehen wird. Indeß fängt die eigenthümliche Aufregung der Constitutionen an, wohlthätig in die träge Vegetation des deutschen Bürgerlebens einzudringen, und sie wirkt bereits Das, was Luther so vortrefflich ausspricht: „Es muß rumoren, wo es kommt; wo es Das nicht thut, da ist's nicht recht!" Soll aber die constitutionnelle Verfassung wirklich, wie es ihre geistreichsten Anhänger als einen ihrer höchsten Zwecke herausgestellt haben, durch ihren Einfluß Volksbildung und Volksbewußtsein hervorbilden helfen, so scheint es uns doch, als erfülle sie auch diesen Zweck nur noch einseitig und mangelhaft, so lange ihre Wahlsysteme die Beschränkung haben, von dem materiellen Interesse der Eigenthums- oder Besitzverhältnisse abhängig zu sein, und so lange noch nicht eine ausgedehntere und geistiger aufgefaßte Wahlfreiheit stattfindet.

Ist demnach das constitutionnelle Leben ein allerdings nothwendiges Bildungsmittel der Zeit, so ist es aber auch als solches nur noch eine politische Elementarform, die sich gewiß, wann die Aufregung, in der es wurzelt, durchgefochten, einmal zu einem andern und dann vielleicht dauernden Typus der Völkerverfassungen umgestalten wird. Als politische Staatsformen an sich betrachtet, tragen die heutigen Constitutionen noch eine zu entschiedene Einseitigkeit des Begriffs an sich, um für allgemeine und dauernde Typen moderner Staatenbildung angesehen werden zu können. Sie verrathen noch zu sehr den Ursprung ihrer Entstehung, indem sie, aus einem Gegensatz gegen die absolute Monarchie hervorgegangen, eben nur noch den überwiegenden Charakter eines Gegensatzes, die Stellung einer nach dieser Seite hin unaufhörlich negirenden Macht behaupten, aber sich noch zu keiner allgemeinen und positiven Staatsidee abgeschlossen haben. Der Kampf des Zeitalters gegen die absolute Monarchie ist in der Form der Constitutionen hervorgetreten, und diese Form wird daher noch so lange der Kriegsschauplatz der neuern Geschichte sein als jener Kampf,

den sie führt, und der in den letzten Tagen nur immer verwirrungsvoller geworden, sich nicht zu einem der allgemeinen Weltvernunft gemäßen Sieg entschieden. Die constitutionnelle Verfassung hat die absolute Monarchie dadurch zu überwinden gemeint, daß sie das monarchische Element in sich aufnahm, um es organisch in sich zu binden, und so ist sie zu dieser gemischten Form geworden, die für jetzt mehr den Anblick einer unterdrückten Monarchie als den Genuß einer neuerstandenen Verfassung gewährt. Das monarchische Element trägt aber, so lange es noch irgend vorhanden, unauslöschlich den Drang in sich zum Herrschen, weil es eben nur im Herrschen die alte Blüte des Absolutismus entfaltet, und daher wird es, wenn auch gebunden, immer wieder gewaltig zu werden streben. Das monarchische Element wird wieder nach einer absoluten Monarchie die Richtung zu nehmen suchen und dadurch das demokratische Element der Constitutionen zu einer Reaction aufreizen, die nothwendig nach der entgegengesetzten Seite einer rein volksthümlichen Verfassung ausbiegen wird. In dieser Weise scheinen alle Constitutionen in Gefahr, auseinanderzureißen, und dies bezeichnet eben ihre Bedeutung als einer historischen Uebergangsstufe, die hier- oder dorthin entscheidungsvoll nach einem Endziel der neuern Geschichte hinausstrebt. Um so merkwürdiger aber erscheint es, daß von den deutschen souverainen Fürsten selbst in jener angeregten Stimmung des Jahres 1815 die Idee constitutionneller Verfassungen für Deutschland so kräftig geltend gemacht wurde, indem es im Artikel 13 der deutschen Bundesacte unbedingt heißt: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.“ Unserer Ansicht nach muß jedoch hier bemerkt werden, daß der Begriff landständischer Verfassungen in den Verhandlungen der Bundesorganisation keineswegs in dem eigentlich constitutionnellen Sinne verstanden sein kann, in welchem er neuerdings, vornehmlich mit Hinblick auf die aus der Julirevolution hervorgegangene französische Verfassung, aufgefaßt worden ist. Wäre dies der Fall, so könnte unmöglich im Artikel 57 der wiener Schlußacte von 1820 der Begriff der Fürstensouverainetät auf eine Weise herausgestellt werden, wie er in den constitutionnellen Verfassungen im neuern Sinne in der That nicht vorhanden ist, indem es in jenem Artikel, an dem auch lediglich die frankfurter Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 anknüpfen konnten, heißt: „Da der deutsche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus souverainen Fürsten besteht, so muß, dem hiedurch gegebenen Grundbegriff zufolge, die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben, und der Souverain kann durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden.“ Landstände dieser Art, welche den Souverain in der Ausübung bestimmter Rechte binden können, würden freilich immer noch mehr Bedeutung haben als die gegenwärtigen preußischen Provinzialstände, die dies nicht vermögen, und so scheint es, als wäre in der Bundesacte unter „landständischer Verfassung“ doch wenigstens keine bloße Provinzialständeverfassung dieser Art begriffen, aber eine eigentlich constitutionnelle Verfassung im neuern und ausgedehntern Sinne kann dennoch nicht darunter verstanden sein. Demnach haben sich auch in der That einige deutsche Mächte durch den betreffenden Artikel der Bundesacte bisher noch nicht für verpflichtet gehalten, sich eine constitutionnelle Verfassung zu geben; ja, sie scheinen dieselbe vielmehr jetzt als eine solche gefährliche Uebergangsstufe erkannt zu haben, die zu einer nicht wünschenswerthen Entscheidung der Dinge ausschlagen könne, und so haben von einem gewissen Gesichtspunkt aus tragikomischerweise Diejenigen fast Unrecht, welche man neuerdings auf jenen Artikel der Bundesacte, der Etwas verspreche, das nicht gehalten sei, mit so vieler Zuversicht pochen hört. Es ist von ihnen vergessen worden, jenen Artikel selbst erst zu prüfen! Wurde es doch dem Publicisten Klüber in dem bekannten Proceß, der ihm wegen seiner Schrift über das Bundesrecht entstand *), von oben herab zum Hauptvergehen angerechnet, daß er „kein Bedenken getragen, durchgängig die entschiedenste Vorliebe für die gegenwärtigen gemischten Regierungsverfassungen einiger Bundesländer unverhohlen an den Tag zu legen“, und ihm dabei in dem erlassenen Rescript bemerklich gemacht, daß „die neuere Gesetzgebung des Bundes bekanntlich, unter der thätigsten Mitwirkung Preußens, vorzüglich mit auf den Zweck gerichtet worden, diesen in einer noch lange zu beklagenden Epoche fast allgemeiner politischer Verwirrung mit so großer Uebereilung gestifteten Verfassungen zum Grund liegenden demokratischen Principien entgegenzuwirken“. Dies kann uns, meinen wir, wol in der Ansicht bestätigen, daß in der Bundesacte der Begriff landständischer Verfassungen durchaus nicht eigentlich constitutionnelle bezeichnet; denn eine Constitution ist ja nothwendig immer und überall eine solche „gemischte Regierungsverfassung“, vor der in jenem preußischen Ministerialrescript entschieden gewarnt wird; und wir wundern uns, daß noch bisher keiner unserer politischen Schriftsteller darauf gekommen, auf diese Weise die Meinung der Bundesacte selbst sich näher zu zersetzen.

Der Kampf gegen die absolute Monarchie, wie er von der constitutionnellen Form aus heut geführt wird, ist ein sehr gesetzmäßiger, weil er gewissermaßen ein logisch-dialektischer ist, und in dieser Gesetzmäßigkeit der Entwickelung verräth unsere Zeit die sittliche Höhe, auf der sie steht, und den strengen Ernst der Reflexion, welcher jetzt an die Stelle der Thatkraft der Völker in die Weltgeschichte einzutreten scheint. Es könnte das menschliche Geschlecht auch keine schneidendere Undankbarkeit begehen, als gegen die Könige der Völker in einem frevelhaften und jene Gedankensphäre der sich ausfechtenden Staatsidee ruchlos überschreitenden Vernichtungskrieg herauszutreten, obwol der frivole Liberalismus mancher Deutschen neuerdings auch diese schwarze Undankbarkeit auf sein viel-

*) s. das Vorwort, S. VII, zu seinem „Oeffentlichen Recht des deutschen Bundes“.

verschuldetes Haupt geladen hat; ja, eine Undankbarkeit, denn wer möchte leugnen, daß die bedeutendsten Wendepunkte der bisherigen Weltgeschichte sich an große Fürsten-individualitäten anknüpfen, und daß es gerade nur die Persönlichkeit vieler Fürsten gewesen, durch welche ihre Staaten sich die Form der Ausbildung zu geben vermocht haben, in der sie heute ansehnliche Staaten sind. Preußen z. B. wäre jetzt schwerlich Preußen, wenn sich nicht solche Fürstenpersönlichkeiten wie der große Kurfürst und Friedrich der Große des Zügels seiner aufstrebenden Kraft bemächtigt und ihm dadurch nicht nur seine europäische Stellung, sondern auch diese seine eigenthümliche Physiognomie gegeben oder vorbereitet hätten, nämlich die Physiognomie jener ungemein strebsamen und nach Außen hin sich immer mehr zu erweitern suchenden Entwickelung, welche an der Individualität jener Fürsten selbst sich bezeichnet. Die heutzutage fast zum Sprüchwort gewordene Anhänglichkeit der Preußen an ihre Dynastie und ihren König wurzelt daher in der Entwickelungsgeschichte dieses Staats sehr naturgemäß, ja sie ist dort das mächtigste Element für die Aufrechterhaltung einer absoluten Monarchie, und dies führt uns wieder bekräftigend zu der Behauptung zurück, daß in Preußen gegenwärtig allerdings Elemente alter und neuer Zeit mit einander im Kampfe sind, die nicht so schnell auszugleichen. Das Bewußtsein, einer großen Dynastie anzugehören, ist an sich auch in der That kein gleichgültiges und einflußloses, sowol für die Gesinnung des Volkes, als auch in seiner Nachwirkung auf die sich folgenden Glieder der fürstlichen Familie selbst, die dadurch eigentlich eine stete Auffoderung in sich tragen, thätig zu sein für die Entfaltung von Recht, Freiheit und Vernunft in ihren Staaten, und so kann ein Band der Pietät entstehen, das jede gewaltsame und frevelhafte Auflösung dieses Verhältnisses zu einer That der Sünde in der Geschichte macht. Auch ist die Garantie, welche eine unconstitutionnelle Monarchie für die Sicherheit der Völkerrechte darbietet, obwol sie der Menschlichkeit des Fürsten ganz anheimgegeben scheint, doch an sich, wenigstens ihrem Begriffe nach, keineswegs so nichtig und bedeutungsleer, als die constitutionnellen Enthusiasten es ausschreien, die dagegen im andern Extreme mit einem gewiß auch nicht in allen Fällen geltend zu machenden Rechte die Constitution als die höchste und einzige Garantie hervorheben. Eine edle Monarchie, die auf einer seit Jahrhunderten fortblühenden Dynastie ruht, hat auch ein großes Princip in sich: es ist das Princip der Ehre. Erstanden aus einer ruhmvollen Vergangenheit, bewegt sich die Monarchie und deren Vertreter in dem natürlichen Streben, dieser Vergangenheit würdig zu bleiben, und indem es so für den Monarchen zur Sache der Ehre wird, recht und groß zu handeln, zeigt sich auch an diesem Princip der Monarchie ein bedeutender Haltpunkt der Sicherheit eines Volkes. Die Natur eines Fürsten kann allerdings ausarten, aber auch die Natur einer Ständeversammlung kann durch zufällige Einflüsse von ihrer Bestimmung abgehen und Unheil über ihr Land bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Kasper Hauser.

1. Ueber Kasper Hauser, von Schmidt von Lübeck. Zweites Heft. Altona, Aue. 1832. Gr. 8. 6 Gr.
2. Mittheilungen über Kasper Hauser von G. F. Daumer. Zweites Heft. Nürnberg, Haubenstricker. 1832. Gr. 8. 8 Gr. *)

Diese Fortsetzungen über Kasper Hauser sind ziemlich unbedeutend ausgefallen; der Gegenstand ist fast erschöpft, und so lange das Gericht in Baiern, wo die Angelegenheit verhandelt wird, nicht mehr Stoff zur Verarbeitung herausgibt, so lange sind wir mit dem Hypothesenkahne auf dem Trockenen. Schmidt von Lübeck, der eine große Geschicklichkeit in Handhabung der trockenen Möglichkeitsnuß gezeigt hat, quetscht auch jetzt noch ein paar dürftige Tropfen heraus. Er macht darauf aufmerksam, daß man die erste Geschichte Hauser's, durch den Bürgermeister Binder bekanntgemacht, doch eigentlich für mehr, als sie war, nämlich für ein officielles Aktenstück genommen, während doch das Meiste habe errathen werden müssen. Diese Erzählung nun sei ja später auch dem Kasper selbst das Original gewesen, da er sie immer wieder und wieder gehört; eine Uebereinstimmung seiner spätern Aussagen damit wolle also wenig sagen, und das Fundament all dieser Facta sei doch eigentlich gar nicht so sicher, als man glaube. Alsdann verweist der Verf. darauf, wie alle Untersuchungen, auch Feuerbach's, eine halbe Stunde zu früh in Erzählung der Geschichte anfangen. Das Auffinden Hauser's nämlich durch den Bürger auf dem Unschlittplatze, der ihn zur Wache am Neuen Thore gebracht, sei beiweitem nicht sorgfältig genug beachtet worden.

Der Verf. entscheidet sich ferner dafür, daß Hauser's Gefängniß in Nürnberg selbst gewesen sei, vorzüglich weil ja doch der Transport eines so auffallenden Wesens nicht leicht unbemerkt habe geschehen können; zumal am Pfingstfeste, wo ein großer Theil der Nürnberger außerhalb der Thore zerstreut war. Wunde Füße konnte aber Kasper auch vom kleinsten Marsche haben, wahrscheinlich von den Uebungen im Gehen, welche seiner Aussetzung nothwendig vorangegangen sein mußten.

Zum Dritten stellt nun auch der Verf. auf, daß der verwahrloste Körperzustand Kaspers nicht nur eine Folge, sondern wol auch ein Grund seiner Ausstoßung aus der Gesellschaft gewesen sein könne. Mich dünkt, daß dieser Hypothese der jetzige Zustand Hauser's am meisten widerspricht, da er doch, so weit es anging und so schnell als möglich, zum normalen zurückkehrte und gar keine ursprünglichen Gebrechen darlegte.

Prof. Daumer bringt noch einige Erinnerungen Hauser's aus seinem Kerkerleben und der nächstfolgenden Zeit. Man kann sich aber doch nicht verbergen, wie solche spätere Erinnerungen etwas sehr Unzuverlässiges sein müssen, da Hauser ja doch eigentlich jedes Organs für den frühern Hauser entbehrt und je mehr er ein Anderer wird, desto mehr entbehren muß. Es ist sogar zu fürchten, daß solche Erinnerungen die Sache nur verwirren. Alsdann erfahren wir durch das Buch noch Manches über Sprache, Gemüth, religiöse Beziehungen ꝛc. Kaspers, im Ganzen aber wenig Neues.

Die homöopathischen Heilversuche werden weiter beschrieben, und das Ganze schließt mit Versen auf die Homöopathie aus dem 17. Jahrhunderte. 78.

*) Vgl. Nr. 142 d. Bl.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 313. — 8. November 1832.

Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung.

Von Theodor Mundt.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 312.)

Eine Monarchie hat, wie gesagt, ihre größte Stütze und Bedeutung in ihrer Vergangenheit! Es ist etwas Erhabenes, auf dem festen Boden einer Vergangenheit wie auf dem Grunde des Lebens zu ruhen, und die Aufgabe ist tröstlich, einer großen Vergangenheit würdig und gleich groß bleiben zu sollen. Aber noch mehr lockt und begeistert es die Zeit, in eine neue Zukunft hinauszustreben, und offenbar ist es der Charakter der heutigen Geschichtsrichtung, von den Wurzeln der alten Vergangenheit sich loszulösen und eine neue Weltordnung der Zustände zu gründen. Einer neuen Weltordnung Tiefe ist es, an deren Rande wir heute zu stehen scheinen, und daher die Bangigkeit und Unruhe, welche die Stimmung der ganzen Zeit ergriffen und jeden unbefangenen und harmlosen Lebensgenuß in uns getödtet hat! Die Staaten bilden sich nicht mehr auf ihrer Vergangenheit fort, es haben sich neue drängende Keime und Gebärungsstoffe in sie eingepflanzt. Jene Geschichtsperiode aber ist entschieden vorüber, wo die Völker großer Individualitäten ihrer Könige bedurften, um sich und ihre Staaten weiter entwickeln zu können, und eine rein monarchische Regierung ist deshalb der allgemeinen Zeitgesinnung nicht mehr erträglich und möglich. Je mehr constitutionnelle Staaten es gibt, je weniger ausgezeichnete Fürstenindividualitäten werden sich fortan in der Geschichte zeigen, da in der constitutionnellen Form das monarchische Element physiognomielos gemacht wird, denn der immer reflectirter werdende Staatsorganismus will nicht länger unvermittelte Einzelheiten, wie er sie in den absoluten Herrschern sieht, als selbständig in seiner Mitte dulden. Die Geschichte wird überhaupt aufhören, sich an großen heroischen Individualitäten fernerhin zu entfalten, und die wirkenden Individualitäten in ihr werden fortan nicht mehr sich selbst repräsentiren, sondern nur Ideen, Körperschaften, Communen; ihre Verhältnisse, aber nicht sich selbst. Darum ist das Hinstreben zur Republik in der neuern Geschichte unverkennbar, denn sowie die Monarchie die Staatsform der Individualitäten ist, so ist die Republik die Staatsform der mit sich selbst ausgeglichenen menschlichen Verhältnisse; die constitutionnelle Verfassung aber bildet, als die gemischte Staatsform, die Durchgangsstufe zwischen beiden. Es will sich eine Geschichtsepoche gründen, in der die Menschheit, sich mit ihrem Begriffe in einer Einheit darstellend, einen höchsten Blütezustand menschlicher Cultur in allen Lebensformen erzeugen wird, und daß es die Republik sein muß, welche sich einmal als Form für einen solchen Blüte- und Einheitszustand des Geschlechts entwickeln werde, scheint aus der Idee dieser Staatsform, wenn man diese im höchsten Sinne auffaßt, hervorzugehen. Denn in der Republik ist jeder Bürger dem Staate gleich und adäquat geworden, der Einzelne lebt und weiß sich nur im Ganzen und das Ganze im Einzelnen, und so ist eine allgemeine Versöhnungsperiode erreicht, eine Zeit der Milde, die alle trotzigen und sich selbständig absondern wollenden Gewalten des Staatskörpers gesänftigt hat zu einer ungetheilten und schön und harmonisch in sich ruhenden Kraft. Dies ist die glückliche, aber auch die letzte Zeit der Geschichte eines Volkes, es ist das Paradies der Geschichte, denn wie alle Geschichte in ihrer Urzeit vom Paradiese ausgeht, so kehrt sie auch in ihrer letzten Zeit wieder ins Paradies zurück, und das Höchste, was die Völker erreichen, ist der allgemeine Gottesfrieden, in den sie eingehen. Die Republiken, wie sie in der alten Geschichte erschienen, verwirklichten die wahrhafte Idee dieser Staatsform noch nicht. Das Heroenthum der Individualitäten war noch zu mächtig in den Republiken der Griechen und Römer, als daß sie als dauernde Einheitszustände sich zu erhalten vermocht hätten. Darum ringen sich in ihnen unaufhörlich übermächtige Persönlichkeiten aus dem Einheitszustande wieder los, und wir sehen deshalb das sich oft wiederholende, ergreifende Schauspiel, daß die Republiken der Raub einzelner Dictatoren werden, daß aus der Republik wieder die Despotie sich erhebt.

Die neuere Geschichte wird die Republik auf keine gewaltsame Weise gründen, sondern vielmehr auf dem Wege gesetzmäßiger Auflösung und Ineinanderschmelzung aller Verhältnisse. Wenn aber Wirth, nach seiner bereits früher bezeichneten Ansicht, der gemäß er die Einheit Deutschlands durch eine Republik, und zwar durch einen conföderirten Freistaatenbund, am kräftigsten zu verwirklichen

meint, die Vernichtung aller fürstlichen Dynastien in Deutschland als das einzige und nothwendige Mittel zu diesem Zwecke mit erschreckender Verwegenheit fodert, so erinnert uns dies hier bei Zeiten zu erklären, wie unsere Idee von einem republikanischen Endziel der Geschichte nicht zu verwechseln sei mit der Wirth'schen Sturm- und Dranghypothese und überhaupt jenem zerstörenden Republikanismus, der nur wie eine rauchende Feuersäule über den Trümmern der Gegenwart auflodern möchte. Wir haben vielmehr aufgezeigt, wie der Keim zur Republik in der constitutionnellen Form enthalten und daher die Constitutionen als Mischformen die natürliche Entwickelungsrichtung haben, in Republiken überzugehen. Wie und auf welche Weise, das ist eben der Gang der Geschichte, der wol geahnt und begriffen, aber nicht durch willkürliche und menschlich gemachte Constructionen bestimmt zu werden vermag.

Um aber die nähere Gestaltung jener deutschen Conföderativ-Republik, wie sie sich der revolutionnaire Wirth denkt und in seiner Flugschrift: „Die politische Reform Deutschlands", ausführlicher beschreibt, nicht unerörtert zu lassen, weil sie für unsern Gegenstand, die Einheit Deutschlands, gewissermaßen als die Spitze aller Bestrebungen für dieselbe erscheint, heben wir das Betreffende aus dieser Schrift hier hervor. Indem es nämlich seine unwiederruflich ausgesprochene Ueberzeugung ist, daß eine gründliche und dauerhafte Reform des Vaterlandes und namentlich die Wiedergeburt eines deutschen Reichs und einer deutschen Nationalität auf keinem andern Wege möglich sei als durch die Erhebung der einzelnen Staaten zu Freistaaten und die Conföderation derselben zu Einem politischen Körper, entwirft er für die innere Organisation eines solchen Staatskörpers folgende Statuten:

„Zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten aller deutschen Stämme sind zwei Organe nöthig: 1) ein gesetzgebender Körper und 2) eine vollziehende Autorität. Nach dem Principe der wahren Freiheit müssen beide von einander getrennt sein, sowie die gesetzgebende Gewalt einzig und allein in den Händen einer völlig frei gewählten Volkskammer liegen muß. Die Unverträglichkeit von Privilegien und Standesvorzügen mit dem Principe der Freiheit schließt bei der Repräsentation die Abtheilung der Nation in Stände, insbesondere des Adels, der Geistlichkeit, der Städte u. s. w. aus. Deshalb muß die gesetzgebende Nationalkammer der Deutschen, ohne Berücksichtigung eines Ständeunterschieds, in der Art frei gewählt werden, daß die Zahl der Deputirten nach der Familienzahl des gesammten Reichs bemessen wird, und daß eine bestimmte Anzahl von Familien je einen Deputirten zu stellen hat, welchen sie aus irgend einer Provinz oder Stamm des Reichs beliebig auswählen kann. Bei dieser Wahl soll jeder volljährige und der väterlichen Gewalt entlassene Deutsche, der unter die selbständigen Staatsbürger sich hat einzeichnen lassen, sowol das active als das passive Wahlrecht besitzen. Die vollziehende Autorität ist die Nationalregierung, die aus Ministern und einem Präsidenten besteht, von der gesetzgebenden Kammer ernannt wird und derselben verantwortlich ist. Die gesetzgebende und vollziehende Gewalt der vereinigten deutschen Stämme darf aber nicht blos auf dem Papiere leben, sondern sie müssen auch eine imposante materielle Macht besitzen, um bei ihren Beschlüssen der pünktlichsten Vollziehung gewiß zu sein. Darum muß die sämmtliche Militairmacht der deutschen Stämme, bestehend aus den Nationalgarden und Musterregimentern aller Provinzen, der alleinigen, unumschränkten Verfügung der gesetzgebenden Kammer und in deren Namen der Nationalregierung unterworfen sein. Besondere, dem Befehle der gemeinsamen Nationalautoritäten nicht unterworfene Provinzialtruppen können nicht unterhalten werden. Dagegen können die Provinzialregierungen die Nationalgarden jederzeit zur Vollziehung aller jener Anordnungen und Befehle requiriren, welche ihre Competenz nicht überschreiten und mit den Beschlüssen oder Verfügungen der gesetzgebenden Kammer oder gemeinschaftlichen Reichsregierung nicht im Widerspruche stehen. Solchen Requisitionen sind auch die Nationalgarden, ohne zur Prüfung der Competenzmäßigkeit ermächtigt zu sein, in so lange stets zum pünktlichen Gehorsam verpflichtet, als sie von Oben keine Gegenbefehle erhalten oder in dem Verlangen der requirirenden Behörde nicht offenbare Verbrechen liegen."

Zu einer solchen politischen Verfassungsmacherei läßt sich eben weiter nichts sagen. Aber es gewährt einen trüben Eindruck, daß ein so helldenkender Kopf, wie Wirth, seine Kraft an den Wahn verschleudert, selbst die Weltgeschichte spielen zu können. Ja, wir sind überzeugt, daß, wenn sich sein Deutschland, sowie er es träumt, ihm verwirklichte, er es vielleicht selbst nicht darin auszuhalten im Stande wäre und ohne Zweifel wieder der Erste sein würde, der den Malcontent machte. Auch seine Ansicht scheint sich übrigens der von Schulz geltend gemachten Idee der Nationalrepräsentation anzunähern, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß Wirth, der natürlich nicht daran denkt, an den Bundestag anzuknüpfen, auch die Selbständigkeit und Individualität der einzelnen Staaten vernichtet, deren Souverainetät Schulz sogar noch anerkannt wissen will. Denn Wirth's sogenannte deutsche Freistaaten würden nur ganz charakterlose Provinzen des Reichs sein, da ihnen nicht einmal ihre eigenthümliche Nationalgarde unbedingt angehören und zu Gebote stehen soll, sondern dieselbe zur Herstellung der projectirten allgemein deutschen Militairmacht durch die Requisition der Centralgewalt in Anspruch genommen werden darf. Dies ist ein ungeheurer Misgriff in diesem Project, denn eine provinzielle Communalgarde, soll sie ihren Zweck erfüllen, muß durchaus immer eine in localen, ja städtischen Verhältnissen abgeschlossene Individualität haben, sie ist das bewaffnete Recht der Localitäten und Individualitäten und darf daher durchaus nicht der Centralgewalt zur Verwendung anheimfallen. Steht denn auch eine republikanische Centralmacht als solche schon erhaben da über dem Argwohn, daß aus ihr wieder eine Gewaltherrschaft hervorgehen könne? Nationalgarden sind nichts als gesetzmäßig organisirte Schutzwehren, damit die Einzelheit des Staats

nicht durch die in ihrem Begriff als Ganzes und Gesammtes sich leicht übermächtig fühlende Obergewalt desselben in Gefahr und Unsicherheit gerathe, und so erscheinen sie gegenwärtig in der constitutionnellen Staatsform, gemäß der negativen Stellung derselben gegen das monarchische Element, als nothwendig vorhandene Eigenthümlichkeit dieser Verfassung.

Alle politischen Formen einer Einheit Deutschlands — dies war der Ausgang, und mag das Endresultat unserer Betrachtungen über diesen Gegenstand sein — erweisen sich als mehr oder weniger unzureichend zur Gründung eines in fester und historischer Wirklichkeit bestehenden Reichsbandes, wenigstens unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Zeit und der deutschen Zustände; mögen diese Formen auch noch so berechnet und sinnreich zur Anwendung gebracht werden sollen. Unsere deutschen Verfassungsmacher werden es sich indeß allerdings nicht nehmen lassen wollen, daß die Einheit Deutschlands durchaus politisch begründet werden müsse, denn sie haben sich enthusiasmirt an der Meinung, daß heutzutage auch für Deutschland endlich einmal eine Zeit der Politik gekommen sei. Aus der heutigen überwiegend politischen Stimmung in Deutschland kann sich auch in der That noch Viel entwickeln, Viel und Alles, aber schwerlich ein politisches Deutschland!

Unsere politischen Bestrebungen haben sich aus ihren ersten dumpfen und unruhigen Anfängen heraus noch zu gar keiner festen Eigenthümlichkeit entfaltet, und doch hört man schreien, daß auch in dem metaphysischen Deutschland bereits sogar eine „politische Aera" begonnen habe. Wieder und wieder sind es aber narrenhafte Franzosen, die unser Vaterland gern politisch machen möchten, um es französisch zu machen, weil politisch und französisch ihnen für Einerlei gilt. Da sagte neulich ein französischer Schriftsteller, irre ich mich nicht, so war es Cousin, bei Gelegenheit, als unser Göthe starb, daß „mit Göthe's Tode für die Deutschen jetzt die literarische Aera vorbei sei, dagegen aber die politische Aera angebrochen wäre". Was heißt es aber überhaupt, und ist es nicht eigentlich ein seichtes und unbedachtes Wort, daß jetzt ein Dilemma zwischen der literarischen und politischen Richtung Deutschlands aufgebracht wird in dem Sinne, als solle von nun an eine die andere verdrängen oder gar vertreten? Die Richtung des Menschengeistes auf die Politik, d. h. die Richtung, sich in seinen Staatsformen darzustellen, sich in seinen gesellschaftlichen Zuständen zu organisiren, kann als solche nicht die ihn ausfüllende Bestimmung des Lebens sein. Die Beschäftigung mit politischen Interessen ist nichts Seiendes, sondern nur die Bewegung, sich erst in einem gesetzmäßig entwickelten Sein zu begründen, ein Formenkampf, der, wenn er um seiner selbst willen unternommen und unterhalten wird, nur als ein Unheil für die Cultur der Menschheit erscheint, und der nur den Zweck haben kann, sich in einem durch den Kampf zu findenden festen Inhalt zu beruhigen und dann also nicht mehr zu sein. Der gefundene Inhalt der Politik ist aber nichts als feste Lebensform, und diese verräth ihre Lebendigkeit nur eben wieder dadurch, daß sie in Blüten der Cultur und Kunst, der Literatur und Wissenschaft ausschlägt. In der Politik handelt es sich nur um die Voraussetzungen, Formen und Bedingungen des Lebens, und nur ein Moment in der Richtung des Menschengeistes ist es also, wenn er sich damit beschäftigt, sich erst über diese seine Voraussetzungen, seine Bedingungen im äußern gesellschaftlichen Dasein mit sich selbst zu verständigen und auszugleichen. Dies ist aber nicht die Lebensaufgabe selbst. Die wahrhaft menschliche Lebensaufgabe beginnt vielmehr erst dann, wenn jene Voraussetzungen so weit geordnet sind, daß sie, ihrem revolutionnairen und chaotischen Zustande enthoben, anfangen, Grundlage, äußere Begrenzung und Gewähr eines sichern Lebenszustandes zu werden. Dann entwickelt sich auf dieser Grundlage die wahrhaft menschliche Lebensaufgabe, welche die ist, in Literatur, Kunst und Wissen, in Gewerben und Gewerken, das Edle, Tiefe, Heitere und Rüstige, die Thatkraft der menschlichen Natur, herauszubilden. Es wäre ein seltsames Loos, wenn es die höchste Aufgabe des Menschen wäre, sich damit zu beschäftigen, wie er sich in seinen Staatsformen einzurichten habe. Dies kann nur die elementare Aufgabe des Menschengeistes sein. In der That aber hat uns die begonnene Verwirrung und Sturmaufregung unserer Zeit auf die Elemente des Daseins zurückzuweisen angefangen, und indem die Geschichte wieder ins Chaos eingegangen scheint, müssen wir wieder um unsere Voraussetzungen, um unsere Formen ringen, und die altgewordenen Elementarzustände unserer Einrichtungen, welche die Stärke unserer Entwickelungsfähigkeit nicht mehr zu tragen vermögen, umzugestalten streben. In solchem Zeitpunkt mag es allerdings scheinen, als wolle das literarische Leben zurücktreten, doch eben nur für diesen Zeitpunkt; von einem Untergehen einer literarischen Aera darf und kann aber, am allerwenigsten in Deutschland, nimmermehr die Rede sein, am allerwenigsten in Deutschland, das gerade in seiner Literatur sich am kräftigsten und natürlichsten in seiner Nationaleinheit fühlt. Und wäre die Gefahr dazu auch schon vor der Thür, so dürfte es doch den Franzosen, die sich neuerdings von unserer Literatur fast allein noch ihr literarisches und poetisches Leben fristen, nicht zugegeben werden, wenigstens nicht von einem strebenden deutschen Schriftsteller. Ja, trübe ist es, aber man möchte fast sagen, daß es wieder an der Zeit sei, den alten Franzosenhaß in Deutschland zu predigen, wenn Deutschland wirklich frei bleiben und frei werden soll! Es kann ja die Intelligenz eines Volkes, welche sich in seiner Literatur concentrirt, nie aufhören sich fortzubilden, so lange es wahrhaft Volk ist und bleibt, und so wird auch der Deutsche, so lange er wahrhaft deutsch ist und bleibt, immer eine sich fortentwickelnde Literatur haben. Ich kann mir sehr wohl denken, daß ein Negerstamm in der Mitte von Afrika eine ganz vortreffliche Staatsverfassung haben könne, und warum sollte es nicht möglich sein, daß ein wildes barbarisches Volk gute Gesetze, weise Institutionen, ja vielleicht selbst eine Repräsentativverfassung besitzen mag, da politische Verfassungen eben nur

ganz relative Verhältnißformen, ja etwas örtlich Bedingtes sind und auch der Barbar seine Zustände geordnet und gesetzmäßig darzustellen vermag. Er wird aber Barbar bleiben trotz seiner trefflichen politischen Verfassung; er wird jedoch aufhören es zu sein, sobald sich in ihm eine Literatur entwickelt. Ein Volk kann in seinen politischen Formen frei sein, und doch im Geiste unfrei; aber wenn es geistig frei ist, wird es sich auch selbst durch den Zwang seiner politischen Formen nicht gefesselt fühlen, und dies ist die ewig unverlierbare Freiheit Deutschlands!

On the economy of machinery and manufactures, by *Charles Babbage*. London, 1832.

Zu den höchst interessanten Erscheinungen der neuesten englischen Literatur gehört auch dies Bändchen von 320 Seiten. Obgleich dasselbe bei einem so umfangreichen Gegenstande unmöglich in Einzelheiten eingehen kann, so gibt es doch einen großartigen Umriß von Englands Fabrikensystem in seinen verschiedenen Beziehungen zu Wissenschaft und Staatsökonomie. Der Verf. hält es für nöthig, und jeder Vernünftige wird hierin gleicher Ansicht mit ihm sein, daß, wer irgend einen besondern Gewerbszweig betreibt, auch von dem großen Ganzen, von dem seine Beschäftigung einen Theil ausmacht, einige allgemeine Vorstellungen haben müsse, und um diesen wünschenswerthen Zweck zu befördern, hat er mit großer Mühe und mit genauer eigner Forschung eine Arbeit übernommen, die man als Darstellung aller coordinirten, aus den Grundbedingungen des Wohlstandes hervorgehenden Verzweigungen der Manufacturinteressen betrachten kann. Irgend eine dieser Abtheilungen vereinzelt zu prüfen, würde eine zu lange Erörterung erheischen, da es eine der unterscheidendsten Eigenschaften jeder angewandten Wissenschaft ist, daß alle ihre Theile aufs engste mit einander zusammenhängen und die Untersuchung eines einzelnen Gegenstandes unmöglich ist, ohne zu gleicher Zeit die unmittelbar damit in Verbindung stehenden und endlich die Grundprincipien der Wissenschaft selbst zu betrachten. Es ist daher nur noch zu bemerken, daß bis jetzt noch nie eine so klare, deutliche und vorurtheilsfreie Abhandlung über diesen wichtigen Gegenstand die Presse verlassen hat, und daß alle Classen von Lesern in demselben Befriedigung zu finden versichert sein können.

Wir geben nun noch eine kurze Uebersicht des Inhalts von dem Werke, das zuvörderst in zwei Abschnitte zerfällt, von denen der erste den mechanischen Theil des Gegenstandes umfaßt und zwölf Capitel enthält. Das erste handelt von den allgemeinen Quellen, von denen die Vortheile der Maschinen entlehnt sind, die neun folgenden aber handeln von Grundsätzen von einem weniger allgemeinen Charakter, als: Vereinigung der Kraft; Regulirung der Kraft; Beschleunigung und Verminderung der Geschwindigkeit; Verlängerung der Zeit bei Vermehrung der Kraft; Zeitersparung bei natürlichen Operationen; große Kräfte, welche die menschlichen übersteigen, und zu seine Operationen, die sich auch nicht für Menschenhände eignen; registrirende Operationen; Ersparung der anzuwendenden Materialien; Identität der Arbeiten gleicher Art und Genauigkeit derer von verschiedener Art. Das elfte Capitel handelt von dem Copiren und zerfällt in folgende Gegenstände: Abdruck von Vertiefungen; Abdruck von der Oberfläche; Copirung durch Abguß, durch Formen, durch Stempel, durch Punzen, mit Verlängerung und mit veränderten Dimensionen. Dieses Capitel, welches eins der interessantesten unter allen ist, enthält eine Menge Bemerkungen von praktischer Wichtigkeit und gibt die erste allgemeine Kunde von diesem kunstvollen Verfahren, Medaillen u. s. w. zu verkleinern. Das zwölfte Capitel, welches den ersten Abschnitt beschließt, beschäftigt sich mit der Methode, wie man Fabriken beobachten soll, und verdient die besondere Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Reisenden.

Der zweite Abschnitt des Werks beginnt mit einem einleitenden Capitel über die Verschiedenheit zwischen Machen und Fabriciren, und in 18 nachfolgenden Capiteln enthält es eine Discussion über die meisten Fragen und Principe, die der politischen Oekonomie der Manufacturen angehören, wie: der Einfluß der Beglaubigung auf den Preis; der Einfluß der Dauer auf denselben; von dem Preise, wie er durch die Münze bestimmt wird; von den rohen Materialien; von der Eintheilung der Arbeit; von der Eintheilung der geistigen Arbeit; von den besondern Kosten eines jeden Processes; von den Ursachen und Folgen großer Factoreien; von der Lage großer Factoreien; von den der Einrichtung einer Manufactur vorhergehenden Untersuchungen; von der Erfindung der Maschinen, von ihrer Anwendung und Dauer; von den gegenseitigen Verhältnissen der Fabrikherren und Arbeiter zu einander; von den Verhältnissen Jener zu dem Publicum; von dem Einfluß der Taxen und örtlichen Hindernissen auf die Manufacturen; von der Ausfuhr der Maschinen. Das zweiunddreißigste Capitel, ein Muster von einer eindringenden Schreibart, welches von den künftigen Aussichten des mit der Wissenschaft vereinten Fabrikwesens handelt, beschließt das Werk, von dessen Inhalt hier mehr mitzutheilen gegen den Zweck d. Bl. wäre, wie vielfältiges Interesse es auch für die Leser derselben haben dürfte. 106.

Notizen.

Die Gesammtzahl aller Bauerhöfe in Großbritannien und Irland wird auf 200,000 angegeben. Das jährlich durch den Ackerbau producirte Capital schätzt man auf 215,817,624 Pf. Sterl.

Aus Lloyd's Listen ergibt sich, daß vom Jahre 1793 bis zu Anfang 1829 so viel englische Schiffe zu Grunde gegangen sind, daß im Durchschnitt immer drei auf zwei Tage kommen. Die königliche Marine büßte in derselben Zeit 551 Fahrzeuge ein; davon wurden 160 durch den Feind verloren, die übrigen strandeten, verbrannten oder gingen aus andern zufälligen Gründen unter. Während der letzten 22 Kriegsjahre verlor England 32 Linienschiffe, 86 Fregatten und eine Menge kleinere Fahrzeuge. 3.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Detenhof (Johann Wilhelm), Das Ganze der Handlung. Ein theoretisch-praktisches Lehr- und Handbuch der gesammten Handlungswissenschaften. (Petersburg, 1831.) Gr. 8. 16¾ Bog. auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Kupffer (C. H.), Anfangsgründe der Buchstabenrechnung und Algebra, mit Inbegriff der Combinationslehre und unbestimmten Analytik, nebst Uebungsaufgaben. Zur Repetition des mündlichen Unterrichts und zur eignen weitern Fortbildung neben diesem. (Reval, 1832.) Gr. 8. 16 Bogen auf Druckpapier. 20 Gr.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 314. — 9. November 1832.

Wahrheit im Gewande der Dichtung. Von Aloys Nikl. Kempten, Kösel. 1832. 8. 12 Gr.

Da die nackte Wahrheit in unseren Tagen keine sehr freundliche Aufnahme mehr findet, so ist es nicht zu verwundern, daß Schriftsteller, die selbige gern an den Mann bringen möchten, sie in einem annehmlichen Gewande produciren wollen; und welches Gewand könnte angenehmer sein als das der Dichtung? So dachte Ref., indem er den saubern Umschlag dieses auf etwas grauem Papier gedruckten Büchleins betrachtete, und dennoch wollte ihm der Titel nicht recht zusagen. Um als bloßes Gewand gebraucht zu werden, dafür steht die Poesie doch zu hoch. Wahrheit und Schönheit sind die Elemente, aus deren inniger Verbindung die Dichtung hervorgeht, und da hier nur eines dieser Elemente als vorhanden angekündigt wird, so würde der Leser auf das andere von vorn herein Verzicht leisten müssen. Es ist zwar richtig, daß in der Poesie die Schönheit als die mit der Wahrheit eins gewordene Form hervortritt, und da unter dem Ausdruck „Gewand" mitunter auch wol die Form eines poetisch dargestellten Gegenstandes verstanden wird, so wäre es doch allerdings noch möglich, daß die Wahrheiten des Herrn Nikl uns in einer schönen poetischen Form entgegenträten und mithin wirkliche Dichtungen wären. Wozu aber dann dieser weitläufig umschreibende Titel? Warum werden diese poetisch bekleideten Wahrheiten nicht lieber kurzweg Dichtungen genannt? Der Aufschluß darüber wurde in der Vorrede gesucht und gefunden. Ob er genügend sei, entscheide der Leser. Herr Prof. Nikl hatte nämlich wirklich anfangs im Sinne, die Aufschrift Gedichte zu wählen, besorgte jedoch viele Leser damit zu täuschen, andere aber abzuschrecken. Sehr groß sei ja die Anzahl derjenigen Dichter unserer Zeit, welche ihre Kunst fast ausschließend dem Dienste der Geschlechtsliebe widmen, und mithin sei es ganz verzeihlich, wenn Einige meinen, daß dieser Götzendienst in einem jeden Buche zu finden sei, welches die Aufschrift Gedichte an der Stirn trägt. Wer nun gern solche Gedichte liest, zu welchen der Geschlechtstrieb für den Geschlechtstrieb begeistert hat, der wäre durch die Aufschrift Gedichte dann getäuscht worden; wer aber solche Erzeugnisse der Dichtkunst für abgeschmackt hält, wäre durch jenen Titel abgeschreckt worden. — Es würde überflüssig sein, den Verf. auf die Reihe von falschen Voraussetzungen und Folgerungen, aus welchen dieses Raisonnement zusammengesetzt ist, aufmerksam zu machen; indessen kann die Bemerkung nicht umgangen werden, daß er durch die von ihm gewählte Aufschrift der Gefahr der Misdeutung, die ihm so absonderliche Furcht erregt, doch keineswegs entgangen ist, indem Wahrheiten, die im Gewande der Dichtung auftreten, möglicherweise doch auch eine Beziehung auf den Geschlechtstrieb haben und mithin unwillkommene Liebhaber desselben ebensowol anlocken, als dessen strenge Verächter abschrecken können, und daß die Gefahr hier nur um so größer wird, da man sich unter dem Ausdrucke Wahrheiten in der Regel etwas Derberes als unter der Benennung Gedichte zu denken pflegt. Der Verf. hätte daher, um seinen Zweck vollkommen zu erreichen, sein Büchlein „Gedichte, in welchen von der Geschlechtsliebe gar nicht die Rede ist" überschreiben müssen. Es ist indessen dennoch besser, daß er dies nicht gethan, weil er dann seine Leser auf eine andere Weise getäuscht haben würde. Hat nämlich Herr Nikl den Titel seines Buchs durch einen Irrthum gewählt, so hat dieser Irrthum ihn durch einen seltenen Zufall zu einem richtigen Titel geführt, denn die Producte, die er uns hier darbietet, sind freilich keine Gedichte. Wahrheiten enthalten sie allerdings, nur keine poetische, und was das Gewand der Dichtkunst betrifft, so besteht dieses hier wenigstens in nichts als dem puren Metrum. Uebrigens versichert der Verf., um seine Bescheidenheit vor jedem Angriff zu verwahren, noch ausdrücklich, daß er keineswegs Wahrheiten, die von Allen als solche anerkannt werden, zu bringen gedenke, sondern vielmehr nur solche, welche blos von einzelnen Personen oder besonderen Vereinen, wissenschaftlichen oder religiösen, behauptet werden. Beinah sollte man nach solchen Vorbehalten und Verwahrungen glauben, daß er nun in dem Buche selbst gegen Fürsten und Völker, oder auch, was Gott verhüte, wol gar gegen die hohe Bundesversammlung, wenngleich in Hexametern oder Eilfsylblern, doch recht frei von der Leber weg seinem Herzen Luft machen wolle. Dem ist aber nicht also, wie sich aus dem in aller Kürze darzulegenden Inhalt sogleich ergeben wird.

Gleich am Eingange finden wir 90 Seiten voll Hexameter unter der Ueberschrift „Die heilige Schrift der alten Hellenen", womit es folgende Bewandniß hat. Es werde,

behauptet der Verf., der Geist der Religion jenes geistreichsten Volks des Alterthums selbst von Philologen und Philosophen noch immer sehr verkannt, indem Viele darin nichts als einen Haufen unsittlicher und lächerlicher Thorheiten sehen, Andere aber, welche den Sinn der hellenischen Mythen zu deuten suchen, wie Böttiger, Gruber, Kanne, Creuzer u. A. sich dabei in Widersprüche verwickeln. Es gehe daher sein Bestreben dahin, eine Darstellung der griechischen Mythologie nach ihrer innern philosophischen, religiösen und sittlichen Bedeutung zu geben, und dieses zwar in einer metrischen Einkleidung und Behandlung, welche zu diesem Gegenstande besonders passend und überdies neu sei. Dieser Gedanke an sich ist ungemein glücklich, indem der Gegenstand sich zur dichterischen Auffassung und Behandlung vorzüglich eignet, ja eigentlich für sich selbst schon reine Poesie ist und nur der Form bedarf, um sich sofort als solche darzustellen, wenn aber diese richtig gefunden ist, auch über jeden Widerspruch sich erheben, in den Geist des Forschenden siegreich eindringen und seinem Gedächtnisse sich unvertilgbar einprägen muß. Freilich aber wird dann auch vorausgesetzt, daß der Stoff von der mächtigen Hand eines wahren Dichters ergriffen und zur schönsten Form gebildet werde. Hiervon aber ist Herr Prof. Nikl leider weit, sehr weit entfernt, da es ihm an jeder Anlage zur poetischen Auffassung und Behandlung gänzlich fehlt. Seine Darstellung ist dunkel, verworren und trocken, und die Einzwängung seiner Perioden in keineswegs wohlklingende, oft nicht einmal richtige Hexameter vermehrt die Schwierigkeit des an sich schon mühseligen Verständnisses. So ist denn nicht nur das poetische Ziel verfehlt, sondern auch zu fürchten, daß durch diese Arbeit der Reiz für das Studium der hellenischen Mythologie nicht eben sonderlich vermehrt werden möchte. Es bliebe ihr sonach nur noch der etwa darin enthaltene wissenschaftliche Werth, welchen zu würdigen hier jedoch nicht der Ort ist. Es muß vielmehr genügen, die Gelehrten vom Fache darauf aufmerksam zu machen, und dies ist um so nöthiger, weil solche Männer eine Arbeit über mythologische Wissenschaft in einem Buche, das sich als eine bloße Gedichtsammlung ankündigt, nicht leicht vermuthen dürften. Als Probe der Behandlungsweise möge der Eingang der Mythe vom Dionysos hier folgen:

Offenbarendes Licht und geoffenbartes zugleich war,
Sonne und Urlicht, Zeus, Dionysos, Pan und Apollo.
Schiwen erschuf und lenket die Welt und zerstört sie; die Sonne
Ist das Symbol, in dem du ihn schaust. So lehrt dich der Inder.
Schiwen, wie Brama verehrt und Wischnu, ist Deunysos,
König und Gott von Nischa, der Stadt, die Dewanahnscha
Einst gebaut; Dewanischi genannt thront, schwingend den Blitz, er
Hoch auf Meru; der Berg ward Hüfte in Hellas, und diese
Sitz für den Gott vor seiner Geburt, die Sonne des Frühlings
In dem Zeichen des Stiers ward hier ein blühender Jüngling;
Kleines Gehörn von Gold entkeimt dem lockigen Haupte. —

Doch genug und schon zuviel! — Ob nun in diesem Gewerfel Wahrheit steckt — der Himmel weiß es; wenn aber dieses das Gewand der Dichtung ist, womit Herr Prof. Nikl seine Wahrheiten bekleidet, so muß man gestehen, daß seine Muse eine erbärmliche Garderobe hat. Dieses mythologisch-poetische Kunstwerk nun zu Tage zu fördern war der Hauptzweck des Buches, indessen fand es der Verf. angemessen, die einmal in Gang gebrachte Druckgelegenheit zugleich zu benutzen, um auch Gedichte anderer Art und eine gereimte Uebersetzung des „Frosch-Maus-Krieges" („Batrachomyomachie") dem Publicum vorzulegen, und man muß ihm Glück wünschen, daß es ihm solcher Weise gelang, sich seines ganzen im Manuscript herumliegenden poetischen Plunders mit einem Male zu entledigen. Zu der gedachten poetischen Uebersetzung bediente sich Herr Nikl des anapästischen Maßes, weil es ihm seiner Abwechselung und Lebhaftigkeit wegen zu einer längern Erzählung vorzüglich geeignet schien und — mirabile dictu — weil es in Schiller's „Grafen von Habsburg" ebenfalls eine gute Wirkung thut. Er vergaß aber, daß hierdurch der einzige Reiz, der in der unbedeutenden pseudohomerischen Dichtung liegt, nämlich die parodische Beziehung auf Ton und Sprache der „Ilias", ihr vollends geraubt wurde. Was soll man von dem Geschmacke eines Dichters sagen, der folgende Strophe seinen Lesern zum Besten zu geben keinen Anstand nimmt:

Auf den Topfkriecher zielte nun Mangolder, traf
Ihm das Herz und streckte ihn nieder;
Den Speer in des Vielschwätzers Bauch dann warf
Brotfresser entseelend die Glieder.
Als Sumpffreund vorwärts stürzen ihm nah
Den vom Tode ergriffenen Vielschwätzer sah,
Da versetzte er eine Wunde
Des Höhlenkriechers Genick durch die Last
Eines Steines, er hätte zum Mühlstein gepaßt;
Nacht floß um des Auges Runde.

Und was soll man von der Einsicht eines Philologen halten, der die „Batrachomyomachie" für ein Gedicht ausgeben will, das, wo nicht von Homer, doch gewiß aus einer sehr frühen Zeit herrühre, während in unsern Tagen kein Mensch außer ihm mehr daran zweifelt, daß solches ein Product aus der spätern alexandrinischen Zeit ist!

Was die übrigen angefügten Gedichte betrifft, so enthält Ref. sich alles weitern Berichts darüber, da selbige sämmtlich zu der schlechtesten Gattung, nämlich zu der langweiligen, gehören. 119.

Ansichten und Umrisse aus den Reisemappen zweier Freunde. Herausgegeben von F. v. Elsholz. Zweiter Theil. Berlin, Nicolai. 1831. 8. Erster und zweiter Theil 3 Thlr.

Diese Blätter haben über den ersten Theil der vor uns liegenden „Ansichten und Umrisse" in Nr. 267 d. Bl. f. 1831 sehr Günstiges berichtet; von dem zweiten Theil derselben sollen sie, wo möglich, noch mehr sagen, als daß er einem geistreichen Buche angehört, beide geben ein vielfach anregendes, beobachtungsreiches, durch Inhalt und Darstellung erfreuliches Werk. Sowie jeder Reisende, sobald er zu berichten anfängt, irgend ein fest bestimmtes Ziel ins Auge fassen sollte, um sich nicht in eine leere Weite zu verlieren, so haben auch die Reisemappenstücke ihren bestimmten Horizont und ihr ausgesondertes Revier, auf dem sie etwa nur mit dem Charakterjäger Thümmel zusammentreffen. Weder Alterthümer noch Natur, sondern Charaktere, Sitten und Intri-

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 315. — 10. November 1832.

Cameraobſcura-Bilder. Novellen von Emerentius Scävola. Erſter Band. Berlin, Schleſinger. 1832. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der pſeudonyme Scävola, ein Autor, welcher plötzlich mit einer gewaltigen Phalanx wohlgewappneter Schauererzählungen, eingerückt in das große Heer unſerer Erzähler, daſteht, macht auf Beachtung nicht mehr wegen einer einzelnen Production Anſpruch, ſondern wegen einer ganzen Richtung, die er eingeſchlagen, eines Genres, das er der leſegierigen Menge vorführt. Solche Reigenführer haben dies Recht an die Kritik, wenn dieſe auch nach Dem, was ſie leiſten, wäre ihnen ein Anderer vorangegangen, ſie nicht beſonderer Auszeichnung werth hielten. Hr. Scävola citirt uns nämlich eine neue Geiſterwelt, wirkliche echte Geſpenſter compacten Weſens; und Geiſter in unſerer Tagesliteratur ſind ein befremdlicher Beſuch, wenn ſie nicht als phantasmagoriſche Träume oder ſatiriſch im Kleide à la Hoffmann ihre Viſite abſtatten. Um deshalb darf die Kritik ihren Magus oder Chronikanten ſchon näher in Augenſchein nehmen, als er ſelbſt, beſcheidenen Sinnes, prätendiren mag.

Den beſcheidenen Sinn ſuchen wir, vielleicht mit Unrecht, darin, daß Scävola keine Vorreden ſchreibt, denn auch ſehr ſtolze Autoren ſchreiben keine, vermeinend, was ſie wollten, müſſe aus dem Buche ſelbſt erſehen werden. Aber wir vermeinen ihm auch zwiſchen den Zeilen es abzuleſen, daß er auf höhern äſthetiſchen Werth keinen Anſpruch mache und nicht in den mehr Novellen- oder dichteriſchen Gebieten, wo, nach ihren verſchiedenen Gaben, Ludwig Tieck, Spindler, Willibald Alexis, Leopold Schefer, Steffens ſich ergehen, ſeine Begeiſterung, ſein Glück und ſeine Leſer ſuche, vielmehr in den breitern Gehegen der Erzähler, die nicht gerade prodesse et delectare, ſondern nur angenehm und ſpannend unterhalten wollen. Wir ſagen nicht, daß er ohne Geiſt und Poeſie iſt, aber ſeine Geiſter ſind keine geiſtreichen Geiſter der Zeit, ſondern materielle Geiſter, die um Mitternacht erſcheinen, durch einen Knall und Kettengeraſſel angekündigt werden und mit infernaliſchem Geſtank ſich entfernen; ſeine Poeſie aber iſt eine, die nur durch die ſtarken Schlagſchatten wirkt, in der Nacht glänzt, aber nicht ihr Luſtre von den Frühſtralen der ewigen Sonne der Poeſie einſaugt.

So viel uns erinnerlich, machte er ſich zuerſt durch eine Reihe ſchauerlicher Erzählungen, ſo recht wahrhaftes und geſundes Futter für die ſtoff-, ſchreck- und ſpannungsbegierige Leſewelt, im „Freimüthigen" bekannt. Es war in unſerer Genrebilder- und Skizzenzeit etwas Neues, die Ausführlichkeit, Deutlichkeit ergriff, und mit gewiſſem Rechte, eine Menge Leſer, welchen die neueſten Modegaben eine zu lockere, leichte Koſt waren, wo die ſchwerern Sinne, die zugleich begreifen und ergriffen ſein wollten, nicht befriedigt werden und nicht ausreichen konnten. Bei dieſer neuen Gabe war nun freilich weder an Ideen noch an der Auffaſſungsart an ſich etwas Neues, darauf ſieht aber die Leſewelt nicht, für die ſchon ein Buch, was noch nicht aufgeſchnitten, neu iſt; allein, die techniſche Fertigkeit des Erzählers im Erzählen zeigte zugleich, daß er ſelbſt nicht geradezu ein Neuling im Bücherſchreiben ſein mußte. Wer Hr. Scävola iſt, der ſich übrigens gerade keinen anmuthigen Taufnamen (Emerentius) dem pſeudonymen Geſchlechtsnamen vorgeſetzt hat, iſt uns unbekannt, jedoch ſeine breite, ausführliche Erzählungsweiſe könnte andeuten, daß er, kein Kind unſerer Zeit, ſich vielleicht ſchon früher ſonſtwo verſucht habe. Dies behagliche Sichgehenlaſſen im Styl, und ſelbſt dieſe Art des Ausmalens iſt dem heutigen literariſchen Geſchlechte fremd. Auch deutet ein ziemlicher Schatz Lebenserfahrungen, die nichts weniger als Errungenſchaften poetiſcher Inſpiration ſein können, auf ein gewiſſes Lebensalter, wie denn überhaupt die Friſche und Jünglingsbegeiſterung nicht Das iſt, was uns aus den Scävola'ſchen Erzählungen anweht.

Aber etwas Eigenthümliches haftet ihnen doch an. Es iſt dies Gemiſch des rohen prägnirenden Stoffes mit einem Geiſte, der nicht über dem Waſſer ſchwebt, denn dann wäre der Autor mehr als er iſt, ſondern wie Luftblaſen hie und dort heraus und zum Vorſchein kommt. Die Ideenwelt iſt dem Autor nicht fremd, aber ſie verkörpert ſich dergeſtalt, daß der Gedanke nicht plaſtiſch zum Vorſchein kommt, ſondern in der ſtarken Fleiſchmaſſe untergeht. Ref. dachte unwillkürlich an einen talentvollen Candidaten, der eine fette Pfarre erhält und in behaglicher Bewirthſchaftung derſelben den Geiſt, was man nennt einſchuſtert. Obſchon ſeine Darſtellungsweiſe breit oder behaglich genannt werden muß, kann man von dem neuen Autor doch nicht ſagen, daß er aus der engliſchen, weder der alten noch der neuen Schule hervorgegangen iſt, denn die minutiöſe Schilderung iſt gerade nicht ſeine Art; weder

ist er Decorations- noch Portraitmaler, noch, was dazwischen liegt, Garderobier. Er geht psychologisch zu Werke, seine Motive, seine Actionen und seine Decorationen, ja auch seine Tendenzen sind moralisch-psychologischer Art; aber auch hierin kann man, um wahr zu sein, des Guten zu viel geben, und wo man versucht ist zu glauben, daß er einen poetischen Ansatz nimmt, erstarrt auf dem Wege der poetische Hauch in der zu pragmatischen Ausführung. In der deutschen Poesie fehlt es freilich nie an schwerfälligen Geburten, die es dann auch ihr Lebelang bleiben, aber die Gehart dieses Autors, wo jedes Glied Hand und Fuß besonders hat, und Alles auf festem, breitem Boden fußen muß, selbst seine Geister, hat doch etwas Befremdliches. Dabei ist es doch nichts schwerfällig Gemachtes, der Autor geht leicht, d. h. subjectiv leicht, aber er geht mit Stiefeln, wo man von einem Erzähler, der mehr Dichter ist, Schuh und Strümpfe erwarten würde. Hierin möchte Ref. es suchen, daß Hr. Scävola nicht mehr geworden als er ist, und wozu er hinsichts der Lebendigkeit seiner Auffassungsgabe Beruf hat, ihm fehlt die literarische Erziehung und Bildung. Es wird Keiner Maler von Ruf, der nicht erst in der Schule gewesen, obgleich freilich nicht Jeder, der vortrefflich die Schule durchgemacht, auch Maler wird.

Aber seine Auffassungsgabe ist so lebendig, daß er, ohne noch eine künstlerische Form gefunden zu haben, auch selbst wo der rohe Stoff noch abstößt, unwillkürlich fesselt. Nicht gerade reiche Phantasie, aber eine äußerst reiche Erfindungsgabe findet sich in allen seinen Erzählungen; die Wendungen sind nicht fein, aber überraschend, der Knoten ist geschickt und interessant geschürzt, weniger gelingt ihm die Auflösung. Er hat sich überall, so besonders hier, vor dem Trivialen zu hüten; so lange er auf festem Boden der Wirklichkeit geht, hat er immer einen sichern Halt; allein gern schenkte man ihm die Abspiegelung oder vielmehr den unkünstlerischen Thonabdruck der äußerlichsten Aeußerlichkeiten der conventionnellen Wirklichkeit, die oft so weit von der Wahrheit entfernt ist. So muß er zu seinen Personen bestimmte Regierungsräthe, Posticalculatoren u. s. w. haben, mit einem fixen Gehalt und Zulage, ganz wie es freilich im Leben vorkommt, wie es aber die poetische Vorstellung beengt, welche sich gern mit einer generellern Bezeichnung begnügte. Hoffmann hatte auch seine bestimmten Geheimräthe und Registratoren, das war aber, um mit ihnen Scherz zu treiben; hier sind es ideale Gestalten oder sollen es sein, und auch ihre Nuancen sind nur ängstliche Abdrücke der wirklich catastrirten aus jedem Adreßcalender, ohne launigen oder beziehungsreichen Anklang.

Vorzugsweise ist seine Kraft im Erotischen. Seine sinnliche Auffassungsgabe condensirt sich hier zu einer für unsere nordischen Schriftsteller seltenen Prägnanz. Die Farben glühen, vielleicht für zarte Augen unanständig, sie beweisen aber die Kraft des Autors, der zu Bessern berufen gewesen wäre. Die gewöhnliche Moralität wird indessen nicht verletzt, denn neben dem Laster ist immer der Teufel gemalt, daß, mit den Kindern der Welt, auch der Fromme versöhnt wird. Neben diesen lüsternen Bildern gelingen ihm die Nachtstücke. Er hat einen solchen Schatz von dunkeln Tönen in seinem tiefen Farbentopf, daß er die pechschwarze Nacht noch schattiren kann.

In die Nacht gehören zur Abwechselung Gespenster, und diese spuken denn in allen Erzählungen auf eine, ich will nicht sagen romantische, auch nicht grauenhafte, auch nicht ahnungsreiche, aber recht wirksame Weise. Es sind nicht Geister, aber Gespenster im besten Sinne, Geister, die noch von Fleisch und Blut an sich haben und, wo sie sich hinlehnen, einen Eindruck zurücklassen, übrigens alle im Dienst der Moralität oder einer strafenden Nemesis. Ref. weiß, wie gesagt, nichts von der Persönlichkeit des Hrn. Scävola, aber nach seiner Geistertheorie und Kunde könnte er schließen, daß die meisten Erzählungen desselben aus mündlichen Vorträgen an langen Winterabenden in eingeschneiten Schlössern entstanden sind. Sie tragen alle das Gepräge der schauerlich spannenden Mittheilungen, welche in der Art geselligen Kreisen immer von so großer Wirkung sind, aber noch sehr vieler chemischer Processe bedürfen, um ästhetisch recipirt zu werden. Wie verschieden sind diese Geister, die es alle ehrlich meinen, mit den zuletzt in der Mode gewesenen, Hoffmann's beliebten ironischen Geistern; und ebenso wenig gehören sie zu den fatalistischen der Dramatiker. Sie haben alle etwas von der sündhaften Schwefelbeigabe des hochseligen Dänenkönigs und müssen nach Tische in ihrem Verdauungsschlafe vom Leben zum Tode gekommen sein.

Neben seiner Kenntniß des Geisterreichs hat Hr. Scävola eine wenigstens ebenso große aller preußischen Verwaltungszweige und des Befreiungskrieges von 1813. Er mag Beamter gewesen sein, unter den Reihen der Freiwilligen gedient haben und nachher auch von den Schicksalen der angestellten und nicht angestellten Invaliden und Nichtinvaliden durch eigne Erlebnisse unterrichtet sein. Wenn einmal die Jahrbücher der preußischen Geschichte aus dieser Epoche verloren gingen, könnte man aus seinen Erzählungen ein vollständiges Bild jener merkwürdigen Zeit quoad specialia gewinnen. Nicht Allen, die in diesen Gefilden reichen Stoff vermutheten, ist es wie ihm gelungen, hier Anziehungskraft hineinzulegen oder herauszuziehen. Er führt uns mit gleicher Genauigkeit in die Bivouaks, Quartiere, Lazarethe und auf die Invalidenposten, und wenn neben der exacten Wirklichkeit auch die poetische Wahrheit zu finden wäre, so ließen diese Gemälde nichts zu wünschen übrig. Doch schon dieser Eigenschaft wegen, als preußisch-patriotische Reminiscenzen einer großen Zeit, hätten Scävola's Erzählungen ihren Werth.

(Der Beschluß folgt.)

Dr. Johann Bugenhagen.

Sein Name glänzt in der Reihe der Wenigen, welche im 16. Jahrhundert, erleuchtet, ermuthigt und begeistert durch das reine Bibelwort, der päpstlichen Glaubens- und Gewissenstyrannei kräftig entgegentraten, des Evangeliums himmlischem Lichte durch die Nebel die Bahn brachen, die protestantische Kirche gründe-

ten und sie unerschütterlich durch Verpflanzung der göttlichen Wahrheit in das Herz ihrer Glieder unter persönlichen Kämpfen und Mühen baueten. Wie selten die Arbeiter am herrlichen Baudenkmale das Ganze in seiner Größe überschauen, die Grundlage und Verbindung seiner Einzeltheile verstehen und zu würdigen wissen, sondern die im Stillen geborene Idee des großen Baumeisters in die Wirklichkeit rufen und veranschaulichen: so standen den zum evangelischen Lichte erwachten großen Geistern, welche das reine Bibelwort in unverfälschtem Gepräge aus dem Dunkel hervorzogen und zum Grundsteine eines neuen, Gott wohlgefälligen Kirchengebäues machten, Andere zur Seite, welche in ihre Grund- und Glaubenssätze eingingen, die ihnen dargebotenen Baumittel verarbeiteten und allenthalben, wo man sich nach der Erleuchtung und Freiheit des Glaubens und Lebens sehnte, Kirchen im protestantischen Geiste und Style aufführten. Und ein solcher treuer Gehülfe Luther's und Melanchthon's war Dr. Bugenhagen, oder, wie er sich gern nach der Sitte seiner Zeit nach seinem Geburtslande nannte, Dr. Pommer, der denk- und dankwürdige Reformator Dänemarks. Seinen Namen hat auf die späteste Nachwelt seine evangelische Wirksamkeit in Schulen und Kirchen getragen, die heute noch blühen. Der ehemalige kur- und meißnische Kreis Sachsens kennen ihn als ihren Kirchenvisitator, und die Städte Hamburg, Lübeck, Braunschweig, Hildesheim, Stralsund und Pommern empfingen ihre Kirchenordnungen von ihm. War er hier und dort nur mitwirkend, so ist er als Reformator der Kirche und Schule Dänemarks selbständig. Den Kundigen der am Meisten durchforschten und durchgearbeiteten deutschen Reformationsgeschichte darf er nicht erst nach seinem äußern und innern Leben geschildert werden. Engelken, Koch, Kosegarten und Mohnike erneuerten dankbar sein Andenken im dritten Jubeljahre der Reformation in Beziehung auf Pommern, Lappenberg und Kraft am dritten Säcularfeste der bürgerlichen und kirchlichen Verfassung Hamburgs und seines Johanneums (1828—29), und der Consistorial- und Schulrath Dr. Gottlieb Mohnike zu Stralsund feiert seinen Namen in diesem Jahre, als denkwürdig wegen der Krönung des Königs Christian III. und seiner Gemahlin Dorothea, zu welcher er berufen worden, in der kleinen Schrift: „Die Krönung König Christians III. und seiner Gemahlin Dorothea durch Dr. Johannes Bugenhagen." (Stralsund, Struck. 1832. Gr. 8. 12 Gr.) Der als einer der gelehrtesten deutschen Literatoren bekannte Herausgeber erwirbt sich den Dank der Geschichtsforscher durch den besorgten Abdruck dieses aus dem Dunkel hervorgezogenen Schriftchens. Der verewigte Verf. der dänischen Kirchengeschichte, der Bischof Dr. Münter, forschte lange vergebens nach dem Originaldruck dieser Schrift, die weder in der Halle-Wittenbergischen vereinigten Universitätsbibliothek, noch in der zu Greifswald und unter den Papieren und Geschlechtsregistern der von Bugenhagen'schen, vermeintlich mit dem Reformator verwandten Pommer'schen Familie zu finden war. Dr. Schildener, Oberbibliothekar zu Greifswald, vom königl. preuß. Ministerium beauftragt, Nachforschungen zu veranstalten, fand, vereint mit Mohnike, sie endlich in Kapp's „Nachlese zur Reformationsgeschichte", und in Lauterbeck's „Regentenbuche" das Ritual und die umständliche Beschreibung der Krönung. Den Abdruck beider, wie sie Münter zur Vervollständigung seiner Kirchengeschichte beabsichtigte, verhinderte sein Tod und besorgte Mohnike. Dem gründlichen Forscher sind beide Schriften des Reformators unverdächtig echt.

Unsere Anzeige kann die historisch-literarischen und biographischen Notizen, welche der Herausgeber in der Einleitung und den Anmerkungen zu dieser Schrift niedergelegt hat, nicht berühren, so selten und schätzbar sie auch sind, um die von dem Reformator ausgegangene Anordnung zur ersten — wir möchten sagen: protestantischen — Krönung und die Bedeutung der sie begleitenden Gebräuche kennen zu lernen. Das sogenannte Ritual gibt „einen christlichen Unterricht für die erweiten Könyg und Königyn zu Dänemark vor ihrer königlicher Krönung" und ermahnt die Krönenden zum Ernst, zum festen Vertrauen auf Gott, zu treuer Liebe gegen die Unterthanen, zur strengen Verwaltung der Gerechtigkeit, zum Frieden, zur Wohlthätigkeit und zu würdiger Abendmahlsfeier, die jene Gelübde besiegeln soll. Es gibt genau an, unter welchen Ceremonien sie gekrönt worden. Da alles dieses in der umständlichen Erzählung wiederkehrt, so soll der gedrängte Auszug aus derselben sie erwähnen.

Am Sonntage nach Laurenti (10. August, Freitag), also am 12. Aug. (am elften Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste) 1537 war die Kirche aufs Schönste mit Tapezerei geziert und mit Orgeln- und Saitenspiel zugericht, nicht weit vom hohen Altare zwei Gezelt mit hohen Stühlen ganz verdeckt, in welchen der König und die Königin die Kleider wechselten. Dem König wurden die Regala, Schwert, Krone, Scepter und Apfel durch die Herren des Reiches vorgetragen, der Königin nur Krone und Scepter. Beide traten in ihr Zelt, die Herren vor dasselbe. Vor dem Altare stand ein Stuhl für den Ordinator, am Fuße des Altars ein anderer und eine niedrige Bank für die Krönenden. Der Ordinator in seiner Alba, die übrigen Priester in weißen Chorhemden standen nicht fern vom Altar. Die Herren des Reiches näherten sich nach einander dem Altare, knieten nieder und opferten auf dem Altare das Regal, das sie getragen.

Der Ordinator trat mit zwei Priestern an den Altar, betete kniend und wendete sich zu dem Volke in deutscher Rede. Die ersten Worte galten dem königlichen Paare, die andern dem Volke und seinem Benehmen an diesem Feste. Die Ermahnung zu einer anständigen Fröhlichkeit ist der Zeit und Sitte angemessen: „Kurz, wenn uns Gott nach unserm ausgerichtem Amt und Geschäften zu Zeiten ein Freudenstunde oder eine Freudenzeit gibt, wie jetzt in diesen königlichen Ehren, mögen wir alle wohl essen und trinken. Auch so viel, das wir unsre sorgen vergessen und sonderlich fröhlich werden. Ob denn etwas ein wenig zu viel geschicht, wie dem heiligen Joseph wiederfuhr, da er mit seinen Brüdern trank in Aegypto, da ist mir nicht befohlen, bald Sünde davon zu machen." (Das trägt wol Bugenhagen in die biblische Geschichte.) Nach dieser allgemeinen Ansprache verlas der Ordinator aus Röm. 13, Omnis anima etc. und aus 1 Petr. 2, Subditi estote etc. und machte auf die auf dem Altare liegenden Reichsinsignien und den Zweck der Feier aufmerksam. Er betete kniend das Vat. Unf. nach den Zuhörern gewendet, stand auf und sang: Veni spiritus, das die Canteres fortsetzten, fiel abermals mit den beiden Priestern, die am Fuße des Altars standen, auf die Knie und erwartete den König, welchen die Reichsräthe ihm zuführten. Er stand auf, setzte sich auf seinen Stuhl und der König kniete. Einer der Reichsräthe bat den Ordinator, die Insignien dem erwählten Könige zu überantworten und ihn zu confirmiren. Der Ordinator foderte den König auf zu schwören. Dieser legte seine Finger auf das Neue Testament und schwur (wie S. 50 und 51 lauten.) Die Reichsräthe führten auch die Königin zum Altar, und auch sie schwur. Weder der König noch die Königin waren im königlichen Schmuck. Die Königin trug aufgelöset und auf die Schultern herabwallend das Haar. Gebet. Gesang. Hierauf salbte der Ordinator den König und die Königin mit dem Daumen zwischen der Hand und dem Ellenbogen und zwischen den Schultern. Die Salbung des Armes bedeutet, das sie sollen der Unterthanen Vater und Mutter, nicht Tyrannen sein, nicht trotzen und toben, sondern linde, gnädig, tröstlich, hülflich sein. Die Salbung auf die Schultern bedeutet nach Jesaia, der die Herrschaft Jesu auf seine Schultern legt, das König und Königin tragen sollen das Volk im weltlichen Regiment. König und Königin begaben sich in ihr Zelt, zogen ihre königlichen Kleider an und setzten sich auf ihre Stühle. Die Zelte wurden abgetragen. Der Ordinator zog die Cafel an und sang: Kyrie eleison; das Volk: Gloria in excelsis deo! Ein Priester verlas die Epistel. Die Cantores sangen. Der König wurde abermals von den Reichsräthen vor den Ordinator geführt. Dieser nahm das Schwert vom Altar

und gab es dem König in die rechte Hand und sprach: Hier ist Gottes Schwert und des Königs von Dänemark. Gott behüte vor Krieg und Verlust! Durchs Schwert wird nicht allein das Halsgericht verstanden, sondern das rechte Maß, zu strafen. Der König gab dem Marschall das Schwert, steckte es in die Scheide, die bis dahin ein Priester gehalten und behielt es an sich. Nach kurzer Belehrung der durch das Schwert angedeuteten Gewalt nahm das Schwert der Ordinator und umgürtete damit den König. Dieser zog es heraus, schwenkte es in die Breite, das es gebidet (gebebet), doch fein ziemlich in vier Oerter; dann steckte er es wieder in die Scheide. Der König kniete nieder; der Ordinator nahm die Krone vom Altar und setzte sie dem König aufs Haupt. Die Reichsräthe berührten die Krone oder streckten in der Entfernung ihre Hand nach ihr. Die Krone bedeutet Gnade, daß der König sich halte zu allen Unterthanen, und diese mit Liebe und Gehorsam sich halten zum König. So reimen sich Kronen und Haupt für Gott und Welt. Alle sprachen: Amen. Die Reichsräthe traten zurück. Der König empfing das Scepter in die rechte Hand. Das Scepter ist die Lehre und das Recht, da man sich im Königreich darnach richten soll, das man wisse, wie man solle kaufen und verkaufen, Erbschichtung thun, und in allen streitigen Sachen, die mehr fürfallen denn Sandes am Meere ist, urtheilen und Sentenz und Recht sprechen. Hierauf überreichte der Ordinator dem König den Apfel mit dem Kreuz in die linke Hand. Der Apfel ist das ganze Königreich und Regiment. Die Unterthanen sind wie unter dem runden Himmel. Das Kreuz steht mit Recht auf dem Apfel zur Erinnerung für die Obrigkeit, daß das Evangelium des Gekreuzigten bei den Unterthanen und Nachkommen erhalten werde und bleibe. Der Ordinator gürtete dann das Schwert wieder von der Seite des Königs, gabs dem Marschall und alle Insianien denen, die sie getragen hatten, geleitete den König zu seinem Stuhl, und stand mit den Uebrigen vor ihm. Auch die Königin trat vor den Altar und empfing nach kurzer Anrede Krone und Scepter, Ehre und Gewalt, Frieden und Gnadenregiment. Die Reichsstände nahmen die Insignien wieder und begleiteten sie nach ihrem Stuhl. Die Cantoren sangen zwei Psalmen: Exaudiat te etc. und Et exaudi, deus, deprecationem etc. Der Ordinator trat dann vor die Gekrönten, und sprach von der Krönung. Auch der Reichsstände wurde gedacht und als Edelsteine in der Krone dargestellt. Was sie dem Lande und dem König sein sollen, wurde ohne Schminke gesagt.

Der Ordinator gab hierauf dem König und der Königin die Hand. Das Te deum ward angestimmt. Der König empfing den Segen mit dem Schwerte in der Hand. Der Gesang: Verleih uns Frieden u. s. w. beschloß die Feier.

Dr. Luther war mit dieser Ordnung zu krönen nicht zufrieden. Weicht man in Frankreich und England, deren Könige in neuern Zeiten gekrönt worden sind, von dieser Art und Weise ab oder nicht? 19.

Uebersetzung der beiden in Nr. 230 d. Bl. befindlichen spanischen Gedichte.

Der Uebersetzung dieser beiden trefflichen Gedichte muß ich die Bemerkung vorausschicken, daß sie nicht ohne Fehler abgedruckt zu sein scheinen. In dem erstern würde ich statt opimiera vermuthen oprimiera, und in dem zweiten diploma statt deploma. Der Sinn der Stelle, in welcher der erste Fehler vorkommt, bleibt aber dennoch dunkel; vielleicht ist die Stelle auf die Abhängigkeit Deutschlands von Napoleon zu beziehen.

Auf Göthe's Tod.

Welch magische Gewalt, o Deutschland, eint
Zum ersten Mal an deiner Brust all deine
In Schmerz und Wehmuth ganz verlornen Söhne?
Vom Rhein und Donau bis zur Elb' und Oder
Ist Alles tiefbetrübt, verwaist, und klagt.
Todt, todt ist Göthe! ruft Germaniens
Athen, das mitleidswerthe. Todt ist Göthe!
Ruft München, Dresden, Frankfurt, Wien, Berlin.
Zu der Unsterblichkeit Altären flog
Der Genius, dem seine Nation
Und fremde Völker staunten. Todt ist Göthe!
Dem seinesgleichen in der Wissenschaft
Fast ein helleuchtend aufgeklärt Jahrhundert,
Nach ihm benannt, nur Einen stellen kann.
Er starb der hehre Seher, der Apoll
Des jetzigen Parnaß, er, der mit seinem
Gewaltigen Gesang den rauhen Schall
Des fürchterlichen Kriegs beschwören konnte,
Der Allumfassende, in dessen Geist
Kunst, Wissenschaft und Bildung sich vermählt.
Vier Lustern, reich an Ruhm, der nimmer welkt,
An Kraft und Macht, hätt' überwältigt sonst
Der ihm zu Fuß gebundne beißge Neid.
Es zögert Atropos die lorberreiche
Stirn zu berühren — da erschien der Tag,
Den das Geschick beschied, und Göthe'n baut
Humanität das hehre Monument,
Das dem Verdienst und höhern Wissen lohnt.
Nicht du nur, Deutschland, nein, Europa, nein,
Der Erdkreis hört bestürzt die Trauerkunde.
Er, er nur ist des Edeln, Weisen Heimath,
Er weinet, er beerbt den Schöpfer Faust's.

Glück auf!

An Herrn N. N. in Siegen.

Wer rühmte sich nicht hoch, Bergmann zu sein,
Um das zu sein, was Du bist? Wer nicht hoch,
Mit Herz und Neigung den Geführten sich
Der gütevollen, edeln Schar zu nennen.
Die gastlich innen seiner Hochgebirge
Von Stadt aufnimmt das großgesinnte Siegen?
Vergeblich stellen Glaube, Sprache, Klima,
Und weiter Raum dem edelen Verein,
Dem Bergverein entgegen Demantmauern.
Ein ein'ger Laut, ein Laut allüberall
Stürzt sie auf immer und vernichtet sie.
Glück auf! hallts wieder in dem tiefen Busen
Valencias, Glück auf! das ist des wolkgen
Andesgebirgs, Glück auf! des sonnverbrannten,
Der Diamanten birgt und Gold. Glück auf!
Das ist des ew'gen Schnees bekleideten
Erdgürtels Ruf, besiegelnd den Verein,
Der einem nur in Mühn und Wissenschaft
Wurzelnden Stande hohe Wonnen schenkt.

K. L. Kannegießer.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.

Achtes Heft.

Fabre bis Gans.

Jedes Heft kostet
auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 1. November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 316. — 11. November 1832.

Cameraobscura-Bilder. Novellen von E. Scävola. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 315.)

Eine der ersten Novellen, die Ref. in die Hände fiel im „Freimüthigen", bleibt vielleicht die beste unter allen, wenigstens die, welche aus einer poetischen Auffassung hervorgegangen; sie spielt in Polen und führt den Titel: „Der Sünderin Engel". Die Hauptperson oder vielmehr der Hauptgeist ist auch hier ein preußischer Offizier, wenngleich nur ein verabschiedeter Lieutenant aus des großen Friedrichs Armee. Die Heldin und ihre Paladine, die sterblichen, sind dagegen Polen, und der Verf. zeigt eine, wenn auch nicht ganz genaue, doch sehr lebenvolle Vertrautheit mit dem alten polnischen Wesen in seiner Ueppigkeit, Ausgelassenheit und seinem verführerischen Glanze, wo Freiheit mit Sklaverei Hand in Hand ging. Der Verf. taucht seinen Pinsel tief in die Farben sinnlichster Glut, um seine Heldin, eine polnische Messaline, zu malen, und es gelingt ihm doch, sie liebenswürdig hinzustellen und auch die Theilnahme eines edlern Gemüths für sie anzuregen. Es hat erotische Scenen, welche an die Grenze des Erlaubten und Möglichen streifen und doch nicht eigentlich lüstern werden. Am merkwürdigsten ist jedoch die Behandlung des Geisterlebens, wie der Autor es verstanden, es wie eine amphibische Influenz zwischen Materie und deren Gegensatz erscheinen und mitwirken zu lassen. Seine Nähe ist schauerlich, wahr, die Contraste zwischen blutwarmer Sinnlichkeit und dem Eiseshauch des Grabes ergreifen. Alles in augenfälliger Nähe, in sinnlicher Berührung, Thorheit, Albernheit für den Kaltblütigen und doch nicht ans Lächerliche streifend. Hierin und in einer andern Partie dieser Erzählung spricht sich der Beruf des Verf. für mehr, als er leistet, am deutlichsten aus. Die Herzensergüsse im „Tagebuche des Gestorbenen" sind voll frischglühender Jugendempfindung; man könnte danach schwören, der Autor hätte müssen ein Dichter werden; aber sie liegen vielleicht wie Reminiscenzen einer jugendlichen Morgenröthe zurück, und zwischen ihnen und dem heutigen Erzähler liegt eine gewaltige Kluft, ausgefüllt mit Sorgen und Beschäftigungen eines praktischen Lebens.

Minder glücklich ist die Behandlung des Geisterhaften in seinen spätern Erzählungen; zu oft wird es gemeiner Spuk, freilich immer im Dienst einer moralischen Absicht und immer mit Momenten, welche die Kraft des Malers, Schauerbilder hinzuwerfen, deutlich zeigen; aber das organische Geisterleben, wie in jenem polnisch-preußischen Nachtstücke fehlt. Wenngleich der Autor nicht jenen groben Fehler einer sonst geistreichen Schriftstellerin begeht, welche ihre weiße Dame im Geisterzustande ihre Memoiren schreiben läßt, so beschäftigen sich doch seine Gespenster nicht organisch thätig genug auf einen Zweck hinwirkend, sie spuken hie und da als unnütze Nebelgestalten und erregen wol die Aufmerksamkeit, gleich der Thätigkeit manchen Mannes, der sich abarbeitet und zersplittert, aber nicht zum Ziele kommt. So ist z. B. eine sonst in vielen Partien gelungene Erzählung: „Der Theezirkel auf dem Schlosse Aarweiler", was seine geisterhaften Adern und Elemente anlangt, mehr albern als wirksam, obgleich in den einzelnen Erzählungen manches effectreiche und, was mehr ist, manches psychologisch wahre Bild vorkommt.

Von den vorliegenden drei Cameraobscurabildern, welche die nächste Veranlassung zu der Betrachtung über den Verf. geben, ist das eine geradezu widerwärtig und verkehrt, das andere seltsam, und das dritte mehr als ein Cameraobscurabild, es ist ein gelungenes Stillleben.

„Das Geheimniß der Reminiscenz" heißt jenes erste. Die alte, von Plato angeregte oder zuerst philosophisch uns überlieferte Idee von der auftauchenden Erinnerung des Individuums an einen frühern vorgeburtlichen Zustand hat Hrn. Scävola, indem er Schiller's Gedicht als Thema unterlegt, zu einer höchst barocken Glosse Veranlassung gegeben. Diese Erinnerungsschauer sollte doch Jeder, wen sie überkommen, ruhen lassen, der Dichter, wie der praktische Mann; unsere Thätigkeit liegt vorwärts, nicht rückwärts. Am allerwenigsten war aber von einem Schriftsteller, der mit Geistern sich beschäftigt, zu erwarten, daß er mit so greller Parodie das zarteste Thema entwürdigen und beflecken möchte. Die Gattin des Hrn. Regierungsrathes, ein tugendhaftes Weib und gar nicht phantastisch, verliebt sich in ihren häßlichen Bedienten, weil ihr in einer schwangern Grille die Vorstellung kommt, es sei ihr vorgeburtlicher Gatte gewesen, der, vermöge des Seelenwanderungsprocesses, in einen schlechtern Status incorporirt worden, um Fehler und Vergehen auf seiner

Läuterungsstufe zu corrigiren. Darum Untreue, Auflösung des Familienglücks, gegenseitige, widerwärtige Vergehen. Alle und jede Anmuth ist aus dieser Erzählung verbannt, es ist kein Fleckchen, wo das Gemüth sittlich oder künstlerisch sich erholen könnte.

„Die Fesseln der Erde", ein sehr lebendiges Gemälde aus dem Befreiungskriege und vorzugsweise in Berlin spielend, welches der Verf. übrigens auch wol mehr aus Besuchen als durch längern Aufenthalt kennen gelernt, behandeln ein viel tieferes und praktisch wahreres Thema — die gespensterhafte Liebe zum Leben: daher idiosynkratische Furcht vor dem Tode bei sonst ehrenwerther, tüchtiger Gesinnung. Nachdem der Verf. dies Thema erschöpft, wendet er das Blatt um, und es zeigt sich, daß der entgegengesetzte Muth ebenso wenig die Fesseln des Irdischen von sich abschütteln wird. Neben höchst ergreifenden, lebendigen, geschickt aneinandergereihten und verflochtenen Situationen kommen doch auch widerwärtige, grelle Bilder vor. Es fehlt die Kunst, um dem Leben Anmuth zu geben. Zum Lesen darf die Erzählung empfohlen werden, obschon ein herber Eindruck, wie fast bei allen des Verfassers, zurückbleibt. Da eben stockt sein Talent. Er weiß sich nicht aus Koth und Flecken des Irdischen durchzuarbeiten, das geschieht aber nur, wo Religion und Philosophie es nicht thun wollen, durch die Kunst.

Am herbsten und doch künstlerisch am anmuthigsten ist die dritte Erzählung: „Die Gattin und das Campagnepferd", Scenen aus einem engen freundlichen Familienleben, wie sie überall vorfallen könnten, und eben doch in ihrer einfachen Wahrheit von größter Wirkung auf das Gemüth. Zwei Gatten, gutgesinnt, sich liebend und doch sich nicht verstehend. Ihr Misverständniß wird zur Härte, zur Grausamkeit und endet hier mit dem Tode, dort mit verfehltem Leben. So genau der Autor die Details des kleinen Lebens geschildert hat, ist er doch gerade in dieser Erzählung als Dichter am freiesten geblieben, er schwebt über seiner Schöpfung; er braucht keine unnatürlichen Mittel, keine schweren Hebel, und doch bewegt sich das Ganze ergreifend, gemessen und in gewissem Sinne befriedigend.

Ref. verweilte länger, als es dem Stoffe nach vielleicht manchem Leser nöthig scheint, bei diesen Erzählungen. Sie sind roh, aber sie haben doch eine Fülle warmen Lebens; und wenn wir uns umschauen unter Dem, was der Tag bringt, so ist dessen nicht so viel, daß nicht auch die Scävola'schen Erzählungen eine solche Betrachtung in diesen Blättern rechtfertigten. 26.

Oeuvres de *Saint-Simon*. Seconde livraison. Paris, 1832.

Wahrscheinlich würden Saint-Simon's Flugschriften nimmermehr wieder aufgelegt worden sein, wenn seine Anhänger nicht einen Sektenstifter aus ihm gemacht und sein Andenken dadurch wieder in Aufnahme gebracht hätten. Jetzt werden seine Schriften in 10 Bänden gedruckt und können also besser beurtheilt werden als zuvor, da sie noch zerstreut waren. Ob Saint-Simon viel dabei gewinnen werde, ist eine andere Frage. Bis jetzt sieht man, daß er wol einzelne Gedanken in Flugschriften gut und deutlich auszudrücken verstand, daß er aber einen viel zu lebhaften Geist hatte, als daß er fähig gewesen wäre, ein großes, weitumfassendes Werk zu entwerfen.

Die eben erschienene zweite Lieferung enthält erstlich seinen „Catéchisme politique des industriels", worin seine Ideen über das „industrielle Reich" durch Fragen und Antworten entwickelt und gewissermaßen populairisirt werden sollen. Der Katechismus beginnt mit der Frage: Was ist ein Industrieller? worauf der Verf. antwortet: „Ein Industrieller ist ein Mensch, welcher darauf hinarbeitet, um ein oder mehre materielle Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse oder physischen Neigungen der Mitglieder der menschlichen Gesellschaft hervor- oder ihnen nahezubringen; folglich ist ein Landmann, welcher Korn säet, Geflügel und Vieh aufzieht, ein Industrieller; ein Wagenmacher, ein Hufbeschlager, ein Schlosser, ein Tischler sind lauter Industrielle; ein Hutmacher, ein Schuster, ein Leinwand-, Tuchweber, Cachemirfabrikant ebenfalls; ein Kaufmann, ein Fuhrmann, ein auf Kauffartheischiffen angestellter Seemann desgleichen. Alle Industrielle zusammen arbeiten, um die materiellen Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse oder des physischen Geschmackes der menschlichen Gesellschaft hervor- oder derselben nahezubringen; sie bilden drei Classen, die man die Landleute, Fabrikanten und Kaufleute nennt."

Nun folgt die zweite Frage, worin eigentlich der ganze Geist des von Saint-Simon beabsichtigten politischen Systems steckt. Er fragt nämlich: Welchen Rang sollen die Industriellen in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen? und antwortet: „Die industrielle Classe soll den ersten Rang einnehmen, weil sie die wichtigste von allen ist, weil sie alle andere entbehren kann und weil keine andere *sie* entbehren kann, weil sie durch ihre eignen Kräfte, durch ihre persönlichen Arbeiten besteht. Die andern Classen müssen für sie arbeiten, weil sie ihre Geschöpfe sind und weil *sie* das Dasein derselben erhält; mit Einem Worte, da Alles durch die Industrie geschieht, so soll auch Alles für sie geschehen." Hier müssen wir gleich den Herrn Saint-Simon festhalten und ihm vorstellen, daß er fehlschießt. Hätte er gesagt, die industrielle Classe ist die unentbehrlichste, weil vor Allem für die materielle Existenz der Menschen gesorgt werden muß; sie ist die nützlichste, weil ohne sie die andern nicht bestehen können: so hätte er die reine Wahrheit gesagt. In einer entstehenden Gesellschaft, z. B. in einem neuangelegten Staate, steht ihr der erste Rang zu, und sie muß vor Allem geschützt, geehrt, aufgemuntert werden. Aber anders verhält es sich in einer schon längst bestehenden Gesellschaft, in welcher für die physischen Bedürfnisse längst gesorgt ist und wo auch der Geist Beschäftigung sucht. Hier können die mechanischen Verrichtungen unmöglich den Vorrang vor den geistigen bekommen, ebenso wenig als der Körper vor der Seele. Saint-Simon würde also die bürgerliche Gesellschaft wieder zu ihrer Kindheit zurückführen, wenn er seinen Zweck erlangte und die blos körperlichen Beschäftigungen zu den wichtigsten im Staate erheben wollte.

Dies sieht aber der Verf. nicht ein, sondern verfolgt seinen Satz weiter und behauptet, daß, um den Staat glücklich zu machen, die Industriellen auch an der Regierung Theil nehmen, ja, daß sie die eigentlich Regierenden sein müssen. Er entwirft ganz ernsthaft eine Bittschrift an Ludwig XVIII., welcher zur Zeit der ersten Erscheinung des „Catéchisme des industriels" regierte, um ihn im Namen des industriellen Frankreichs vorzustellen, daß es Zeit sei, ihnen den Rang zu verschaffen, der ihnen gebührt und eine industrielle Monarchie zu stiften. Dafür wollen dann auch die 25 Millionen Industriellen im französischen Reiche schwören, daß sie das Königthum und die Dynastie der Bourbons aufrechthalten wollen. Ueberhaupt muß hier bemerkt werden, daß sich Saint-Simon keineswegs als einen Staatsumwälzer zeigt, sondern ganz aufrichtig seine Anhänglichkeit an den Thron bezeigt und hauptsächlich deshalb die Industriellen zur Regierung berufen will, weil er

meint, daß der Adel den Thron nicht mehr zu vertheidigen vermöge, und was die bürgerliche Classe betreffe, so hätten die Rechtsgelehrten, die Militairs, die Landeigenthümer nur durch ihre Verbindung mit dem Adel, keineswegs aber durch sich selbst wahre Kraft und wahren politischen Charakter. Hätte der König aber die Stütze der Industriellen, und zwar der 25 Millionen solcher Leute, so sei seine Herrschaft fest gegründet; zu diesem Zwecke würden die ausgezeichnetsten Industriellen zur Entwerfung des jährlichen Budgets berufen werden. Das menschliche Geschlecht, behauptet er, habe immer nach Einem Ziele gestrebt, nämlich nach der politischen Anlegung des industriellen Systems; jedes Volk habe einen eignen Weg eingeschlagen, um zu diesem Ziele zu gelangen; die französische und die englische Nation seien diejenigen, die sich demselben am meisten genähert hätten; die englische scheine demselben weit näher als die französische zu stehen, dies sei aber ein Irrthum; bei ihr sei ein großer Theil des Landeigenthums unbeweglich, und dies sei ein unübersteigliches Hinderniß zur Errichtung der industriellen Herrschaft. In Frankreich sei Alles dazu vorbereitet, und es bedürfe einer bloßen königlichen Ordonnanz, um den Hauptindustriellen die Sorge zu übertragen, das Budget auszuarbeiten. Wäre nun einmal die industrielle Regierung in Frankreich eingeführt, so würde sie auch bald in England eingeführt werden, und alle Völker würden dann dem Beispiele der beiden Hauptmächte folgen.

Man sollte glauben, Saint-Simon müsse eine hohe Meinung von den nordamerikanischen Freistaaten haben, denn hier sind ja seine Ideen gewissermaßen verwirklicht; aber es ist gerade das Gegentheil. In einem Anhange zu seinem Katechismus behauptet er, das Feudalsystem habe in Nordamerika zwar seinen Kopf, nicht aber den Rumpf verloren; die alten englischen Gesetze wären noch immer vorherrschend, und diese Gesetze trügen sämmtlich das Gepräge der Feudalzeit und wären nur zum Vortheil der müßigen Landbesitzer, und besonders der Rechtsgelehrten abgefaßt, weßhalb diese Rechtsgelehrten in Nordamerika auch eine viel zu große Wichtigkeit hätten. Auch die Generale erlangten zu viel Uebergewicht in der Regierung, welches zu einer Feudalverfassung zurückführen könnte. Wollten also die vereinigten Freistaaten die ihnen drohende Gefahr abwenden, so müßten sie vor Allem ein gutes Gesetzbuch abfassen, und zwar in einem solchen Geiste, daß die hervorbringenden Classen in der bürgerlichen Gesellschaft ganz vorzüglich begünstigt werden, und daß die Eigenthümer von mobilen Gütern den Vorzug bekommen vor denjenigen, welche liegende Güter besitzen. Dieser letzte Gedanke wird durch eine kleine Schrift entwickelt, die sich in demselben Bande befindet und welche den Titel: „Voes sur la propriété et la législation“ (1818) führt. Hier wird gleich im Anfange ein Mittel angezeigt, wie man Frankreichs Nationalreichthum vermehren, seine Freiheit im Innern, seine Unabhängigkeit vom Auslande befestigen und dem Gewerbfleiße alle politischen Vortheile, die er nur verlangen kann, gewähren könne. Dieses Mittel soll darin bestehen, daß man durch ein Gesetz die Bebauer des Bodens in dasselbe Verhältniß zu ihren Capitalvorschießern setze, worin sich die Fabrikanten und Handelsleute zu Denjenigen befinden, deren Capitalien sie benutzen.

Der Verf. geht nämlich von dem Grundsatz aus, die landbauenden Industriellen machen die nützlichste Classe im Staate aus, seien aber fern vom Genusse der Vorrechte, die ihnen zustänben. Um ihnen nun dazu zu verhelfen, schlägt der Verf. vor, sie auf demselben Fuße zu behandeln wie die Fabrikanten und Handelsleute. Diese werden nämlich nach den Capitalien bestimmt, die sie in ihrem Gewerbe oder Handel stecken haben. Ob die Capitalien ihr Eigenthum sind oder nicht, darum bekümmert sich der Staat nicht, genug, sie benutzen sie; diesem nach werden sie besteuert und genießen das Wahlrecht, und können Stellvertreter des Volks in der Deputirtenkammer werden. Ebenso sollte man es, meint Saint-Simon, mit den Landbebauern machen. Ob der Boden ihnen angehöre oder nicht, darum habe sich der Staat nicht zu bekümmern, genug, sie bebauen ihn, welches ebenso viel heiße als: sie benutzen ein ihnen anvertrautes Gut, folglich müssen *sie* und nicht die Eigenthümer der Ländereien besteuert werden und dagegen auch das Vorrecht genießen, Wähler und wählbar zu sein. Bisher habe man nur die müßigen Besitzer der Landgüter in der Deputirtenkammer sitzen sehen. Diese Leute besitzen Gehalte und Pensionen vom Staate, die ihnen mehr einbringen als das Pachtgeld von ihren Gütern. Daher trachten sie auch weit mehr der Regierung oder dem Hofe als dem Staate zu nutzen, und besorgen sehr schlecht die Angelegenheiten ihres Vaterlandes. Im Vorbeigehen sei gesagt, daß Saint-Simon hier ein wahres Wort gesprochen und den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Statt der Consumenten solle man, fährt er fort, die Producenten in die Kammer berufen, alsdann würden die Dinge ein ganz anderes Ansehen bekommen; die Producenten hätten vor Allem auf die Verminderung der Staatsausgaben zu sehen, und würden das Budget weit besser beschränken als die müßigen Consumenten; der Staat würde zweckmäßiger regiert werden und die Industriellen würden die ihnen gebührende Wichtigkeit im Staate erlangen. Saint-Simon scheint den Legisten oder Rechtsgelehrten nicht hold zu sein; er meint, es würde ein großer Vortheil sein, wenn man ihnen ihren Einfluß benähme, da sie ebenfalls zu den Consumenten, nicht aber zu den Producenten gehören. Er weicht hier von allen neuern Lehrern der Staatswirthschaft ab, welche jede Art von Arbeit, sie geschehe nun auf dem Boden oder auf dem Papiere oder sonst wo, als ein Product ansehen und den Staatsmann, den Gelehrten nicht weniger für einen Producenten halten als den Landmann oder den Handwerker. Saint-Simon's Princip ist aber eine nothwendige Folgerung aus Dem, was er im Anfange als Grundsatz festgestellt hat, daß nämlich nur die Ausübung der zur Befriedigung materieller Bedürfnisse erfoderlichen Mittel den wahren Industriellen bezeichne, und daß diese Industriellen die wichtigsten Leute im Staate seien. Darin liegt seine ganze Lehre, und wol darum fegten in der letzten Zeit, als Enfantin, das Oberhaupt der Sekte zu Ménil montant wohnte, die Advokaten und Barbiere, welche sich zu dieser Sekte bekannten, das Haus oder waschen die Schüsseln oder dergleichen, um ja nur nicht zu den müßigen Consumenten, sondern zu den Producenten gerechnet zu werden.

74.

Kleine Schriften Polen betreffend.

1. Die Jakobiner und die Polen. Vom Grafen v. M***, ehemaligem Malteserritter. Karlsruhe, Marx. 1832. Gr. 8. 7 Gr.

Ein Aristokrat, der sich als feindlich jedem Aufstande, auch eines gedrückten Volkes gegen den rechtmäßig angestammten Herrscher, deutlich genug kundgibt, und dem jedes solche Beginnen als jakobinisch verwerflich erscheint, tritt hier zu Gunsten der Polen auf. Allerdings eine sonderbare Erscheinung; dies ist aber auch das einzige Merkwürdige an der höchst unbedeutenden Flugschrift. Denn daß der Herr Graf zu beweisen sucht, daß die 1791 und 1830 revolutionirenden Polen nicht gegen die angestammt legitime Herrschermacht auftraten und daher in diesem Sinne nicht Jakobiner genannt werden können, ist völlig unnöthig, da der Unterschied zwischen den beiden französischen und den beiden polnischen Revolutionen jedem Unbefangenen klar vor Augen liegt. Vielleicht wollte der Herr Graf unter seinen Standesgenossen auf seine Weise Sympathie für die Polen erwecken; doch dies heißt tauben Ohren predigen, und so hätte derselbe seine Mühe und der Drucker das schöne Papier und die eleganten Lettern sparen können. Daß aber die vom Verf. als „strenger Grundsatz“ zum Schlusse der Flugschrift geäußerte Meinung: es habe zwischen den Ideen der französischen Jakobiner und denen des polnischen Adels nie die geringste Aehnlichkeit gegeben, falsch sei, beweißt schon ein flüchtiger Blick auf

die polnische Geschichte vor der Theilung, wo wir dem von dem Verf. so gerühmten polnischen Adel eine der Königsgewalt so feindliche Tendenz entwickeln sehen, die dem Streben der französischen Jakobiner nicht unähnlich ist und das Unglück des zu spät zur Besinnung gekommenen Volkes herbeiführen mußte. Ja selbst während der letzten glorreichen Revolution finden sich viele echt jakobinische Elemente. Zum Beweise verbindet Ref. mit dieser Abfertigung die Anzeige von:

2. Die Ereignisse zu Warschau den 15. August 1831. Nebst kurzer Uebersicht des Ganges der ganzen polnischen Revolution, von Johann Czynski, Vicepräsidenten der warschauer patriotischen Gesellschaft. Aus dem Polnischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. J. Zweibrücken. 1832. Gr. 8.

Ein jakobinischer Clubist theilt hier seine Ansicht über die polnische Revolution mit. Er gibt zuerst einen Ueberblick des Ganges der polnischen Revolution und verurtheilt mit leidenschaftlicher Wuth Czartoryski und Skrzynecki, jenen als befangenen Zauberer, diesen als unfähigen Aristokraten, welche in der Alles verderbenden Diplomatie Rettung für Polen gesucht und dieses dadurch vernichtet hätten. Ebenso gilt Dembinski dem Clubisten als Aristokrat, der es als Oberfeldherr nicht anders gemacht haben würde. Die beste Rechtfertigung des Letztern ist sein lithauischer Feldzug und die Memoiren darüber, welche von des edeln Mannes energischem Patriotismus das beste Zeugniß geben. Czartoryski und Skrzynecki aber mögen Fehler begangen haben; dennoch stehen ihre Namen so hoch unter Polen und Nichtpolen, daß es schwerlich einem vom 15. August her übel berüchtigten Clubisten gelingen dürfte, der gerecht urtheilenden Geschichte sein schamlos wegwerfendes Urtheil über sie aufzudringen. Die unbefangenen Zeitgenossen wissen schon, was sie von solchen Herren wie Czynski und Gurowski zu erwarten haben, und verkennen zwar nicht, daß die Partei der Bewegung ein nothwendiges Element jeder Revolution ist, Gott behüte aber auch eine jede gute Revolution davor, daß solche Elemente, zu stark hervortretend, alle Gegensätze vernichten: dies führt zur Anarchie und über Kurz und Lang zur willkürlichen Herrschaft Dessen, der den Augenblick gut zu nutzen weiß. Ist der improvisirte Despot mehr klug und kräftig als ehrgeizig, so vermag er wol die Nation zu retten; ist er aber mehr ehrgeizig als klug und kräftig, so vernichtet er das begonnene Werk, wie der Intrigant Krukowiecki, dem Czynski mit Recht zunächst den Untergang seines Vaterlandes vorwirft, ohne jedoch zu bedenken, daß er und seines Gleichen in ihrem tollen Treiben mittelbar ebenso sehr die derzeitige Vernichtung der polnischen Selbständigkeit verschuldet haben. 93.

Correspondenznachrichten.

Berlin, Oktober 1832.

——— Unser Residenzleben floß im Verlaufe des Oktobers ganz einfach still und schuldlos dahin, und unsere Stimmung ist von frühern Aufregungen so matt und abgespannt, daß man auch das Bedeutende, hätte sich dergleichen irgend wie und wo durch Zufall ereignet, höchst schläfrig würde aufgenommen haben. So geschah es, daß man sich auch die Durchreise der Ermajestät von Frankreich mit möglichster Gleichgültigkeit erzählte. Aller Extreme suchen wir uns zu entledigen und können uns somit auch freuen, daß das „Politische Wochenblatt", das Hr. Jarcke redigirte, unserm Boden entnommen wird. Dasselbe wird, so Gott will, in Wien bald seine Cyklopenwerkstätte finden, da der Professor Jarcke dorthin berufen ist, wenn nicht um des verstorbenen Gentz Stelle sogleich zu ersetzen, doch jedenfalls um einer bedeutenden Laufbahn entgegenzugehen. In Preußen konnte man den scharfsinnigen Criminalisten, der auch die politischen Ereignisse der Gegenwart mit criminalistischer Gewandtheit beurteln zu können vermeinte, schon weil er Katholik ist, nicht bedeutend steigen lassen; das Mißverhältniß ist für uns und für ihn hinweggeräumt, und Hr. Jarcke wird in seiner zukünftigen Stellung einen angemessenern Standpunkt finden, um nach Principien, die er sich aus der Geschichte des Mittelalters spitzfindig erlauert hat, gegen die volle Thatsache der sich selbst gestaltenden Gegenwart zu eifern und zu predigen. Preußen bedarf dessen nicht und thut wohl, Das, was ihm nicht eignet, zu neutralisiren.

Wie man jetzt mit Bestimmtheit behauptet, wird von Berlin nach dem Rhein hin eine Telegraphenlinie errichtet, die bis Magdeburg noch in diesem Herbste der Vollendung entgegenreift und von dort, theilweis durch braunschweigisches und hannöverisches Gebiet, nach Hörter, Köln, Koblenz, vielleicht auch bis nach Trier fortgeführt werden soll. In der flachen Mark wird auf jeder Distance von zwei Meilen ein Signalthurm nöthig erscheinen; den Kirchthurm des Dorfes Dahlen und sodann die Spitze des Brauhausberges bei Potsdam gibt man als die nächsten Stationen für die Signalmaschinen an. Ostwärts möchte die Linie dann wol über Königsberg und Memel der russischen Residenz zugeführt werden.

Auf den königlichen Bretern steriret, bei der Anwesenheit der beiden Elsler aus Wien, Terpsychore einzig und allein, die andern Musen hängen den Kopf und werden mager bei dem Sparsamkeitsprincip, das unsere Direction befolgt. Man ist z. B. nicht im Stande, mit heimischen Mitteln den „Don Juan" auszustatten; weder die Schulz als Donna Anna, noch die Milder als Elvira sind ersetzt, und die Schätzel ist als Madame Decker dem öffentlichen Künstlerleben untreu geworden. Die Opernfreunde setzen ihre Hoffnung auf Demoiselle Henriette Karl, die in Spanien Furore machte, von dort nach London ging und zum Winter hier erwartet wird. 148.

Notizen.

Der englische Uebersetzer der „Briefe eines Verstorbenen" ist mit der Uebertragung von Falk's nachgelassenem Werke: „Goethe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt", beschäftigt.

Eine neue Sammlung Gedichte von J. Hogg ist in Edinburg unter dem Titel: „A queer book. By the Ettrick Shepherd", erschienen. Sie enthält 26 Gedichte, denen größtentheils Zaubergeschichten zum Grunde liegen, und einige allegorische, welche sich auf die Reformbill beziehen. Die Kritik nennt diese Sammlung a queer book in jeder Hinsicht, wunderlich vom Anfang bis zum Ende, und trotz aller zerstreut darin enthaltenen poetischen Ideen und Schönheiten mehr sonderbar als unterhaltend.

Im Staate Neuyork erschienen 1831 237 Zeitschriften, davon 54 allein in der Stadt gleiches Namens, 185 an andern Orten. Täglich herausgegeben wurden 16; antifreimaurerisch nannten sich 48. Der letztere Ausdruck ist jetzt völlig zum Wahrzeichen einer Partei geworden, wozu eine von Freimaurern begangene blutige Gewaltthat die ursprüngliche Veranlassung gab.

Auch Vandiemensland hat schon seine Almanache. Für 1832 erschien „The Hobarttown almanac" und „The Van Diemensland almanac", beide in 12. Mit unsern eleganten und poetischen Almanachen scheinen sie aber wenig mehr als die Form gemein zu haben. Historische, geographische, statistische Nachrichten, nützliche Anweisungen für die Colonisten u. dgl. m. machen den Inhalt aus. Anstatt zierlicher Kupfer und Stahlstiche enthält der erste eine Abbildung der Gattung des Froschfisches, deren Genuß unlängst einer Frau und zwei Kindern in Hobarttown das Leben kostete. Von fünf Journalen, welche in Vandiemensland herauskommen, werden drei in Hobarttown und zwei in Launceston gedruckt. 3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 317. — 12. November 1832.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Zweiter Artikel. *)

Drittes bis siebentes Heft.

Der erste Band dieses neuen höchst verdienstlichen Unternehmens, die Buchstaben A — E umfassend, ist damit in 55 Bogen großen Octavformats beendigt. Es mag erlaubt sein, abermals den Cicerone in diesem ungeheuern Saal voll Denk- und Merkwürdigkeiten der letztern Jahre zu machen; weniger, um das Unternehmen zu empfehlen, was jetzt unnöthig sein möchte, als um die Aufmerksamkeit des Lesers auf Dieses oder Jenes zu richten, was bei der Masse der Gegenstände, bei der Fülle des sich Aufdrängenden vielleicht minder beachtet werden könnte. Zum Glück brauchen wir es nicht zu machen wie jener Leipziger, der eine Gesellschaft Fremder auf den künstlichen Berg in den Anlagen vor dem grimmaischen Thor führte und ausrief: Sehen Sie, wie viel Platz für eine schöne Gegend!

„Der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen", lautet das vorgesetzte passende Motto aus Shakspeare. Das erinnert, wie große Geister sich immer ungesucht begegnen, an Tacitus, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et memoria infamia sit. Besonders scheint uns der letzte Theil der Aufgabe, einen treuen Abdruck der Zeit selbst zu geben, erreicht, insofern der aufmerksame Leser aus den mitgetheilten Materialien sich dasselbe, wenn auch mosaikartig, glücklich zusammenzusetzen versteht. Die einzelnen Steinchen der Mosaik sind zwar bunt genug, aber keiner von störend-schreiender Farbe; kein Ultraton, der niemals in ein geschichtliches Gemälde paßt, wird bemerkt, so sehr auch die Zeit dazu hinneigt; die strengste Censur würde sich dabei beruhigen müssen, und doch stößt man nirgends auf jene lahme Zahmheit, die gar keine Zähne blicken läßt. Selbst der Punkt, welcher bei Werken dieser Art so schwer Allen genügend erreicht zu werden pflegt, das rechte quantitative Maß, scheint uns meist glücklich getroffen.

Sehen wir uns nun diesen ersten Band des Werkes nach Durchlesung desselben an, so müssen wir ihn mit Berücksichtigung Dessen, was als ergänzend oder vorausgesetzt aus dem ältern Hauptwerke herbeigezogen werden muß, wirklich als ein in alphabetische Ordnung gebrachtes Compendium der Geschichte der letzten Jahre in jeder ihrer wichtigern Beziehungen betrachten. Ref. weiß wohl, was man gerade in unserer Zeit gegen Encyklopädien und den mit ihnen stattfindenden Misbrauch eingewendet hat, und unterstützt dasselbe, wenn es sich um Erwerbung seines ganzen wissenschaftlichen Bedarfes aus denselben handeln sollte. Wer aber den wirklich großen Anfoderungen der Zeit an allgemeinere Bildung neben einem bestimmten wissenschaftlich behaupteten Fache genügen möchte, und nun nicht die Zeit und noch seltener die Gelegenheit hat, über Entdeckungen und Erfindungen, über das Lieblingsthema vom Theater und der Kunst überhaupt, über politische und kirchliche Reformen und Emancipationen u. s. w. die betreffenden Hauptwerke in die Hand zu nehmen und durchzugehen, und sich doch mit dem zur Conversation oder zur Behauptung des Namens eines Menschen von Bildung nöthigen Materialien versehen möchte, nicht um damit zu glänzen, sondern um überhaupt zu wissen, wovon und warum es sich handelt, wird dies Werk nach seiner Vollendung schwerlich unbefriedigt aus der Hand legen. Ja, wir glauben dreist behaupten zu können, daß mit der Stufe erreichter Bildung auch das Interesse an diesem Werke zunehmen muß. Der erweiterte geistige Gesichtskreis findet immer mehr anregenden Stoff, und dem Höchstgebildeten darf nichts ganz fremd bleiben.

Aber wie jede Sache zu etwas gut ist, so ist auch eine gute Sache zu Vielem gut. Ref. hat diese Erfahrung bei Durchlesung dieses Buches mehrfach gemacht. In einer Zeit, wie die unserige ist, voller Richtungen und Aufregungen, ist man gar zu leicht in dem Fall, sich eine einseitige Meinung über irgend eine bedeutende Sache oder Person zu bilden. Nun wollen wir zwar die vorliegenden Artikel keineswegs als Maßstab des objectiv Alleinwahren gelten lassen, aber wir haben bei der Mehrzahl gefunden, daß sie mit Sachkenntniß und Besonnenheit geschrieben sind und immer für eine achtungswerthe Meinung gelten können, gegen welche man wie in einem stillen Zwiegespräch die seinige prüfend halten und vergleichen kann. Es kommt hinzu, daß man in dem Drange der

*) Vgl. Nr. 181 u. 182 d. Bl.

ereignißvollsten Zeit kaum mit seinem Gedächtnisse Meister von allem Vorgefallenen bleiben, ja daß man bei der Verschiedenheit der Farbe öffentlicher Blätter oft nicht einmal eine Thatsache sich immer rein herstellen kann, wol aber dies von den Mitarbeitern in ihrem Fache erwarten darf, die, vielleicht später genannt, ihre Meinung und Ansicht zu vertreten haben. Aber wir haben an diesem Buche auch noch etwas herausgefunden, was es uns lieb und werth macht. Wer, wie Ref., viel auf sein kleines Studirstübchen gebannt ist und sich der unmittelbaren Berührung mit den Menschen und Verhältnissen nicht immer erfreuen kann, öffnet gern hin und wieder dies Buch, wie ein Fenster mit der freien Aussicht in die Gegenwart des Völker- und Menschenlebens, liest hier von den gescheiterten Erwartungen des Einen, dort von dem gelungenen und belohnten Streben eines Andern, findet einen alten längst aus dem Gesichtskreis entrückten Bekannten wieder, bewundert die Leistungen eines Dritten, oder freut sich, wie es hier oder dort kräftig im Reiche des Wahren und Guten und Schönen vorwärtsgeht, und ahnet endlich, bei den Rückschritten in andern geistigen oder politischem Gebieten, die ewigen Gesetze, in welchen auch das Reich des Geistigen sich bewegt, und meint, daß noch Alles gut werden könne.

Es sind in diesem Bande über 500 meist ganz neue Artikel (die fortgesetzten sind mit einem Sternchen bezeichnet) enthalten und in einem angehängten alphabetischen Register noch besonders verzeichnet. Es sei erlaubt, einige dieser Artikel noch etwas näher zu beleuchten. Wenn die Geschichte nicht blos erzählen, sondern auch richten soll, so ist gerechtes Gericht ihre erste Pflicht. Manche in der Leidenschaftlichkeit der Zeit mishandelte und verunstaltete Namen treten hier schon jetzt in unparteiischerer Würdigung auf. So findet z. B. General Bourmont hier eine Anerkennung, die im eignen Vaterlande ihm größtentheils noch versagt wird. Wie viele hier Ungenannte haben in Frankreich noch ihre Gerechtigkeit zu fodern; aber die Zeit, welche, der geübteste Richter, auch die verwickeltsten Rechtshändel auf sich nimmt und sie ausgleicht, wird auch ihnen zu ihrem Rechte helfen. Freilich aber sprudelt oft erst die lebende Quelle, wenn der Schmachtende dahin ist. Auch das Urtheil über Schriften, die im Augenblicke ihres Erscheinens viel zu großes Aufsehen machten, stellt sich nach und nach fester. Was über Bourrienne's berühmte Memoiren gesagt ist (S. 287), mag Jeder beherzigen, ehe er sie zu lesen beginnt. Der Artikel Brasilien, aus einer sehr unterrichteten Feder, läßt ein Urtheil über Don Pedro bilden, das ihn zur Eroberung Portugals nicht eben sonderlich zu befähigen scheint. Dem Artikel Braunschweig wird man schwerlich Uebertreibung Schuld geben können (manchen noch stärkern Zug findet man bei Venturini); aber wir versetzen uns in eine Zeit um tausend Jahre später und an den Schreibtisch eines dann lebenden Sueton und Tacitus! Die in dem Art. Chemie nach ihrer Wichtigkeit versuchte Classificirung der Chemiker scheint uns eine bedenkliche Sache. Daß die Engländer den berühmten Schweden Berzelius „den chemischen Napoleon" (doch wol den N. unter den Chemikern?) nennen, geschieht mit derselben Unschicklichkeit, die N. so oft von den Engländern erfahren hat. Aber sehr richtig wird die Chemie als eine der Wissenschaften bezeichnet, welche in der neuesten Zeit die raschesten Fortschritte gemacht haben und so in das technische Leben eingreifen, daß auch der höher Gebildete, der doch über dem bloßen Techniker stehen soll, die Fortschritte dieser Wissenschaft nicht ganz unberücksichtigt lassen darf. Die vielen Artikel über die letzten Polen, Chlapowski, Chlopicki, Dembinski, Chrzanowski, Dwernicki, führen uns Gestalten vorüber, an denen unser Blick immer mit Wehmuth hängen wird, wie man auch von ihren politischen Unternehmungen zu urtheilen sich erlauben mag. Es ist etwas Gräßliches, wenn allein der Erfolg rechtfertigen oder verdammen soll! Auch der schon 1818 gestorbene Dombrowski hat hier noch einen schönen Artikel gefunden. Man denke, welche Verzweigungen von Ereignissen seit Jahrhunderten nur eintreten mußten, damit die Polen am 3. Mai 1798 ihren siegreichen Einzug auf dem Capitol in Rom halten konnten, oder daß Schiller's „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" im Kampfe an der Trebbia Dombrowski's Herz gegen die feindliche Kugel beschützen konnte. Neben solchen hohen tragischen Gestalten stößt man gern auf heitere Persönlichkeiten. Wer wird nicht mit Interesse den kleinen Artikel über den schweizer Caricaturmaler Martin Distelli lesen, der in dem jenaischen Carcer mit dem Rührer des Dintenfasses in Lebensgröße und mit dem vortrefflichsten komischen Ausdruck den Raub der Sabinerinnen und Marius, auf den Trümmern von Karthago mit Schlafmütze und Thonpfeife nachdenklich sitzend, so schön malte, daß der Großherzog von Weimar beim nächsten Besuche Jenas selbst diese Gemälde besah und das Local zu schließen befahl, um die Bilder ferner zu sichern. Bei Weimar gedenkt Ref. sogleich des höchst interessanten Artikels Fr. Hildebrand von Einsiedel, der die classische Zeit Weimars nicht nur gesehen hat, sondern auch verschönern half. Am bekanntesten möchte sein nicht mislungener Versuch gewesen sein, die Terenzischen Stücke mit alterthümlichen Costumen und Masken auf das dortige Theater zu bringen, dessen Ref., damals Schüler in Weimar, sich selbst noch mit Freude erinnert. So wären in der That noch gar manche sehr anziehende biographische Artikel, z. B. Freih. von Cotta anzuführen.

Von den wichtigern sächlichen Artikeln nennen wir hier die Art. Burken, Camarilla, Chinesische Romane, Cholera (für deren epidemisch-miasmatische Verbreitung hier gestimmt ist, und deren Fortschreiten tröstlicherweise mit einem Lavastrome verglichen wird, welcher Anfangs reißend und verheerend, später allmälig erstarrt und unsicher, von jedem Hinderniß aufgehalten, und nur stoßweiße noch furchtbar und verwüstend sich fortwälzt), Cölibat (in welchem es unter Anderm heißt: Eine solche Einrichtung sollte am allerwenigsten von protestantischen Regierungen in Schutz genommen werden, von welchen man billig erwarten kann, daß sie die Schuld von der Geburt

und dem Fortleben dieses, täglich seine Opfer würgenden Ungeheuers mit Rom nicht theilen, sondern gemäß ihrer gewonnenen bessern Einsicht und Ueberzeugung von der Nichtswürdigkeit der Gründe der Einführung dieses unchristlichen Zwanges und den traurigen Wirkungen, die er für Staat und Kirche erzeugte, und noch immer erzeugt, Alles beitragen würden, um den katholischen Geistlichen die Cölibatsfesseln sprengen zu helfen), Colonien und Colonisation, Componisten (ein sehr fleißiger Collectivartikel, der besonders für Deutschland sehr ehrenvoll ist), Concordate der neuern Zeit (dem bairischen werden nicht zu berechnende nachtheilige Rückwirkungen auf das ganze katholische Deutschland zugeschrieben), Congregation, Constitutionen der letzten fünf Jahre und Constitutionnelles System (beide Art. verhalten sich wie Praxis und Theorie, und hätte daher letzterer wohl vorausgeschickt werden mögen), Contagium und Miasma, Convertiten (mit einem Verzeichniß von 77 fürstlichen oder gräflichen und vielen andern), Dampfbäder und Dampfwagen, Dienstpragmatik, Diplomatie, Dresden im J. 1830, Eisenbahnen, Elektromagnetismus, Emancipation der Juden, Emancipation der Katholiken, Emigrationsvereine, Englische Kunst, Englische Literatur, Erfindungen und Entdeckungen der neuesten Zeit, Erziehungswesen u. s. w.

Da dem Deutschen sein Vaterland am nächsten liegen muß, so war zu erwarten, daß die Artikel: Deutsche Kunst in neuerer Zeit, Deutsche Kunstvereine, Deutsche Literatur im In- und Auslande, Deutsche Musik- und Liederfeste, Deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen, Deutsche Zoll- und Handelsvereine und Deutschland selbst ziemlich ausführlich behandelt werden würden. Dies ist denn auch in einigen sehr gründlichen Abhandlungen, die zusammen fast 100 Seiten füllen, geschehen, und wenn man auch der Natur der Sache nach über manche Aeußerung anderer Ansicht wäre, so wird man doch das Verdienstliche dieser schweren Arbeit gewiß anerkennen. 118.

Sir Walter Scott.

(Nach englischen Blättern).

Mit Trauer hat Großbritannien die Nachricht von dem Tode seines Lieblingsdichters vernommen, welchen es wie fast keinen seiner Vorgänger und Zeitgenossen gelesen und verehrt hat, und jede Stimme, die sich über ihn vernehmen läßt, erhebt ihn ebenso hoch als Freund, als Patriot und als Menschen von ausgezeichneter Herzensgüte und tiefem Mitgefühle für seinen Nebenbruder. Er war geboren den 15. Aug. 1771 und starb am 21. Sept. 1832, seine Gebeine ruhen in Dryburgh Kirkyard, nicht weit von Abbotsford, wo sechs Jahre früher Lady Scott beigesetzt wurde; aber sein Geist,

Who rivalled all but Shakspeare here below

weilt jetzt bei Homer's, Tasso's und Milton's Geistern!

In dem „Quarterly journal of agriculture", welches in Selkirkshire erscheint, spricht sich einer seiner Freunde, James Hogg, folgendermaßen über ihn aus: „Von einem Manne, wie Walter Scott war, als Dichter in einem Zeitblatte, wie dieses ist, etwas sprechen zu wollen, würde an Thorheit grenzen; denn als solcher ist er genug gepriesen worden und sein Zeitalter hat ihn erkannt. Doch darf ich keck behaupten, daß Diejenigen, die ihn aus seinen zahlreichen Dichtungen und Schriften kennen, nur zu Hälfte wissen, was er gewesen, und frägt es sich, ob er mehr als Dichter oder mehr als Mensch war. Seine Freundschaft war unwandelbar, sein Charakter uneigennützig und redlich; aufrichtig und ohne Hehl sprach er sich aus, gegen Freund und Feind. Doch er, er war keines Menschen Feind, und konnte es bei seinen Grundsätzen nicht sein, und bin ich überzeugt, daß er niemals irgend Jemanden etwas zu Leide gethan hat. Seine Unparteilichkeit als Gerichtsperson war so allgemein bekannt, daß Keiner, weder der Arme noch der Reiche erwarten konnte, sich durch ihn begünstigt zu sehen. Kannte er das Gefühl wirklich, für Jemanden parteiisch sein zu können, so wäre ihm solches für Wilddiebe oder Fischer auf fremden Gewässern vielleicht möglich gewesen, und ich glaube fast, daß dieselben ihm zutrauten, er rechtfertige sie bei sich, weil ihm noch ein Tropfen des alten ungebändigten schottischen Blutes in den Adern rinne, und daß er selbst fähig habe sein können, auf fremdem Revier zu jagen und zu fischen. Man sagt ihm auch wirklich aus seiner Jugend nach, daß er manchmal bei Nacht einen großen Salm geholt oder versucht habe bei trübem Wetter Wassergeflügel zu schießen! Er war von ungewöhnlich wohl proportionirtem Körperbau, und niemals habe ich so kräftige und zugleich so wohlgeformte Glieder gesehen als bei ihm." — Einstimmig sind seine Freunde der Ueberzeugung, daß er länger hätte leben können; allein er unterlag den Anstrengungen, die er seinen Geisteskräften aufgelegt hatte, um seinen Wohlstand wiederherzustellen. Alles, was über seine Vermögens- und Creditverhältnisse bei seinem Hintritte gesagt worden, ist höchst widersprechend. Das Zuverlässigste jedoch bleibt Das, was in der Vorrede des 41. Bandes der neuen Ausgabe der „Waverley novels", unterm 15. Aug. 1831 vor seiner Reise ins Mittelmeer von ihm niedergeschrieben steht; mehr denn alles sonst Bekanntgemachte als authentisch zu betrachten ist, was sich in Chambers' „Edinburgh journal" (Supplementbogen zum Monate September) abgedruckt befindet. Der Verf. dieses Aufsatzes, Hr. Chambers, war durch seine genaue Bekanntschaft mit dem Verblichenen, wie durch seinen ausgezeichneten Rang als Schriftsteller zuerst berufen, darüber der Nation zu berichten, bis die verheißene Biographie Walter Scott's von Allan Cunningham erscheinen wird, und standen ihm auch alle dazu erforderlichen Nachrichten vorzugsweise zu Gebot. Nachdem Herr Chambers in dem gedachten Aufsatze (dieser füllt einen großen Bogen von 12 Seiten zu drei Spalten engen Drucks) die Abkunft sowie die Familiennachrichten von dem Verstorbenen gegeben hat, folgt ohne alle Ueberladung oder Ungehöriges, eine klare und unparteiische Erzählung von seinen frühern Lebensverhältnissen, von seiner Erziehung, seinen Studien, seiner politischen Richtung, seinen frühern wie seinen spätern literarischen Leistungen; sodann seines Privat- und öffentlichen Lebens; der Unfälle, die seine Vermögensumstände trafen, der deshalb gemachten großen Anstrengungen; seines Besuchs des Continents, und endlich von den nähern Umständen seiner Krankheit, seines Hintritts, sowie seines Leichenbegängnisses, nachdem er sich zugleich über seinen Charakter als Mensch und Schriftsteller, sowie über seine Persönlichkeit verbreitet hat. Das Ganze ist mit großer Gewandtheit verfaßt, Glaubwürdigkeit spricht sich überall aus und der Verf. hat sich dadurch um seinen verblichenen Freund ebenso verdient gemacht als um seine Zeitgenossen, welchen die nähern Umstände des Verstorbenen genau bekanntzumachen, nicht der letzte Zweck des Verf. war. Abbotsford soll auf den ältesten Sohn, den Major Scott, verheirathet mit einer Miß Jobson, welche ihm ein ansehnliches Vermögen zugebracht hat, vererbt werden; 22,000 Pfd. St., für welche Summe Walter Scott's Leben versichert war, fallen seinen Gläubigern zu; die seither gemachten abschläglichen Zahlungen Walter Scott's an diese betragen 11 Sch. 8 P. per Pfund Sterling, woraus hervorgeht,

daß er durch seine Schriften seit 1825 mehr als 54,000 Pfd. St. abgetragen hat, dazu die Lebensversicherungssumme von 22,000 Pfd. St., macht im Ganzen 76,000 Pfd. St., welche somit ohne die Zinsen, die noch zu berechnen, auf 102,000 Pfd. St. als Hauptsumme, in sieben Jahren abgetragen sind.

Diese Umstände lassen erwarten, daß noch eine ehrenvolle Ausgleichung zu Stande kommen wird, und daß die Nation, sicher eingedenk Dessen, was ihr der Verstorbene gewesen ist, auf den ersten Ruf die Gelegenheit ergreifen wird, die Manen des hingegangenen Dichters, der ihre Herzen entzückte und eine Zierde des gegenwärtigen Zeitalters war, dankbar zu ehren, wie es sein Andenken und sein Name verdienen, und zumal er jene große Summe schuldig wurde, ohne solche wirklich empfangen zu haben. Folgendes verdient noch aus seinem Leben hier angeführt zu werden. Er erreichte das einunddreißigste Lebensjahr, ehe er sein erstes Werk: „The minstrelsy of the scottish border", ans Licht stellte, von welchem Zeitpunkt an er aber fortfuhr, länger als ein Vierteljahrhundert hindurch den unerschöpflichen Reichthum seines Geistes sich in seine Werke ergießen zu lassen. Er hinterläßt eine sehr reichhaltige Briefsammlung, welche in seinem Schwiegersohne, Hrn. Lockhart, einen würdigen und berufenen Herausgeber finden wird. Außer seinem schon erwähnten ältesten Sohne, Major im funfzehnten Husarenregimente, hinterläßt er einen zweiten, Karl, bei der britischen Gesandtschaft in Neapel angestellt, und zwei Töchter, Mistriß Lockhart und Miß Anna Scott; die Kinder des Hrn. Lockhart sind bis jetzt seine einzigen Nachkommen in zweiter Generation; seine Geschwister hat er alle überlebt. *) 42.

*) Nach den neuesten Nachrichten haben sich die so vielbesprochenen Angelegenheiten Walter Scott's für ihn auf eine sehr ehrenvolle Weise geordnet, sodaß für deren Erledigung keine Nationalsubscription nothwendig geworden ist, wie es seine Freunde in der besten Meinung vorschlugen, welches seiner Familie allemal ein lastendes Gefühl hätte verursachen müssen. Der Buchhändler Cadell übernimmt für die Summe von 20,000 Pfd. St. seinen literarischen Nachlaß, unter welchem sich außer sehr interessanten Correspondenzen zwei vollendete Romane befinden: „The siege of Malta" und „Pizarro, a calabrese tale", letzteres sein Schwanengesang. Dadurch können nun alle seine Schulden bezahlt werden. Außerdem hat eine reiche Verwandte der verstorbenen Lady Scott seinen Kindern 60,000 Pfd. St. vermacht; der älteste Sohn besitzt durch seine Verheirathung außer Abbotsford ein sehr beträchtliches Vermögen, wodurch die unabhängige Existenz der Familie gesichert ist.

Romanenliteratur.

1. Mariea und Boccaccio. Historischer Roman von Karoline Lessing. Zwei Theile. Berlin, Schlesinger. 1832. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Eine Schriftstellerin muß, will sie nicht zum zuchtlosen Mannweib werden, über gewisse Boudoirscenen leicht hinwegschlüpfen, sie darf sich eher Untreue gegen geschichtliche Begebenheiten und Charaktere erlauben, als vor sich selbst erröthen. Deshalb wollen wir der Dame nicht zürnen, daß sie die berüchtigte Königin von Neapel nicht in ihrer vollen Unsittlichkeit darstellte, nur unzusammenhängende Bruchstücke aus ihrem Leben lieferte und, um wieder auszugleichen, ihr an Liebenswürdigkeit entzog, was sie ihr an Sittsamkeit zulegte, sodaß man an Zaubertränke glauben möchte, um es begreiflich zu finden, daß sich Jemand in die langweilige Person verliebe. Boccaccio kann nicht muthwillig sein; so oft er auch als Dichter gerühmt wird, bleibt der „Decamerone" ungenannt, den ein so entsagender siegwartisirender Jüngling gar nicht geschrieben haben könnte. Auch bliebe ihm keine Zeit dazu, er muß seine Schöne aus allen nur erdenklichen Lebensgefahren retten und seinen Sehergeist viel zu sehr anstrengen, keine Minute zu spät als helfender Gott in der Maschine zu erscheinen, als daß er an derlei Allotria, wie gewisse Novellen es sind, denken möchte. Zuletzt ergibt er sich ganz der Beschaulichkeit, denn er theilt die Scrupel seiner Maria (von der Verfasserin stets Mariea genannt), sich nicht mit ihr zu vermählen, weil sie Geschwisterkinder sind. Im Buche steht's, daß Maria Roberts, Königs von Neapel, natürliche Tochter ist, also müssen wir an ihre Weisheit glauben, sonst würden wir, wie sie sich gibt, sie für eine prude, den natürlichen Zuständen entfremdete Britin halten, die in ihrer Tugendhaftigkeit es für Sünde und Gewaltthat hält, daß der ihr angetraute Gemahl ihren Besitz begehrt, ja endlich genöthigt ist, sie zu entführen und allerlei Unfertigkeiten zu treiben. Bei aller Duldsamkeit gegen das Abfinden der Verf. mit geschichtlicher und volksthümlicher Wahrheit können wir dennoch nicht umhin, zu bemerken, wie Petrarca eine klägliche Figur abgibt, und die Verf. ihm die Schmach hätte ersparen sollen, mit einem Confident der altfranzösischen Tragödie verglichen zu werden.

2. Die Braut von Bornholm und Der Griechenfreund. Zwei Novellen von Karl Norden. Köslin, Hendeß. 1832. 8. 16 Gr.

Scenen aus dem wirklichen Leben, mit Geschick, Verstand und gesunder Moral auch wirklich ins Dasein gerufen, Oertlichkeit und geschichtliche Ereignisse mit Einsicht und Geschmack benutzt und auf das Gefühl so gewirkt, daß, nachdem die Ueberlegung eingetreten, sich Niemand der Rührung, von der er ergriffen worden, schämen wird.

3. Constant, oder Jesuitenführung und Schicksalslaunen, von E. Waller. Zwei Theile. Leipzig, Weidbrecht. 1832. 12. 2 Thlr.

Sollte billig heißen: Romanenführung und Jesuitenlaunen, denn an das Schicksal erinnert Einen selten etwas im Buche, wol aber ist man sich stets bewußt, in einem Romane zu lesen; auch kann man es nur für eine Grille der klugen Väter auslegen, die Maske des Tölpels vorzunehmen und nach Novizen von der Unbedeutenheit eines Constant zu haschen.

4. Der Renegat und die Jesuiten, in den Jahren 1809—28. Eine Geschichte voller Abenteuer. Vom Verfasser der „Novantiken". Weimar, Gräbner. 1832. 8. 20 Gr.

5. Das geheimnißvolle Schloß am See, oder Die Verschwundenen. Ein Roman aus neuerer Zeit. Von demselben Verf. Weimar, Gräbner. 1832. 8. 22 Gr.

Was soll man über etwas, woran der Kaiser sein Recht verloren, weiter wol sagen, als daß die Erzählungen für solche habitués der Leihbibliotheken, die die abgedroschenste Erfindung für neu halten, weil sie in ein anderes Mäntelchen als das gewöhnliche sich hüllt, allenfalls lesbar sei. 18.

Notizen.

Ponsonby's soeben in London herausgekommenes „New dictionary of the english language" zeichnet sich durch die komische und satirische Weise der Worterklärung aus, welche darin beobachtet worden ist. So definirt z. B. der Verf.: Rath: Dasjenige, was vollauf ertheilt, aber nur spärlich angenommen wird. Geistlichkeit: eine Classe Menschen, welche ziemlich gleichzeitig mit der Religion aus der Mode kam. Glück: die letzte Zuflucht der Thoren. Neuheit: eine Gottheit der Franzosen. Erfolg: nicht der Maßstab des Verdienstes. Witz: noch niemals definirt, selten verstanden. Ihr (you): der Leser.

Ueberall, wo europäische Cultur einwandert und kein Despotismus ihre wohlthätige Wirkung beschränkt, wird über kurz oder lang das Bedürfniß nach den Gaben der periodischen Presse fühlbar. Auch neben Buddha's heiligem Fußstapfen ist die Civilisation jetzt so weit vorgeschritten. In Colombo, der Hauptstadt der Insel Ceylon, ist ein Journal begründet worden, und sicher wird sich bei verständiger Führung auch hier der Segen der Presse bewähren. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 318. — 13. November 1832.

Entlarvung der sogenannten demagogischen Umtriebe. Ein Beitrag zur Geschichte der europäischen Reaction seit dem Jahre 1815, von Rechtlieb Zeitgeist. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1832. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Es gibt auch in der Regierung der Welt, d. h. was wir dafür ansehen, also in unserer Darstellung derselben, also in unserer Geschichtschreibung zwei äußerste Parteien, eine äußerste rechte und linke. Die erste ist ungefähr der Meinung, die Geschichte finde sich des Morgens vor wie der Thau, der über Nacht gefallen, das sei etwas Abgemachtes, dafür sei gesorgt, und wir hätten uns darum gar nicht zu kümmern; die zweite zerstört alle Individualität und operirt mit den Resultaten der Massen, die subjectiven Richtungen gehen alle unter in den großen Objecten der Coterien; sie maßt sich an, jede einzelne kleine Erscheinung auf dem analytischen Handteller darzulegen: sie hat nur eine große Straße und schleppt mit gewaltiger Stärke alles große und kleine Fuhrwerk auf diese Straße; es ist die Geschichte der energischen Einseitigkeit. Und es ist nicht zu leugnen, sie ist bis jetzt noch unsere beste, und es wird uns am Ende doch kein größerer Fortschritt gestattet sein, als daß mehr Nebenstraßen angelegt werden, die aber alle zur Hauptstraße führen. Das Aeußerste dieser Richtung ist, in vollkommener Parallele mit dem plumpen Rationalismus, Alles, was vorkommt, aus ein und demselben Winkel anzusehen, und es hineinzuzerren, wenn es außerhalb desselben liegt. Es wird die Geschichte eines aufgeräumten Verstandes, der die Summe seiner Rechnung gezogen und nun, für immer abgeschlossen, des Rechnens sich begeben hat. Seine frühere Thätigkeit hat eine mathematische Formel gewonnen; mit dieser operirt er.

Das eigentlich Neue ist somit ausgeschlossen, denn das Neue verlangt auch neue Gesetze, die Selbständigkeit des Individuums und seiner That hört auf, denn es ist Beides nur Ausdruck der Masse, deren Fundament bekannt ist.

Je weiter, ich möchte sagen je welthistorischer, wenn man diesen falschen Comparativ gestatten wollte, nun der Focus dieser Weltansicht ist, eine desto großartigere Einheit waltet durch alle Theile, die ineinandergehen, ohne zusammengeschmiedet zu sein — je kleiner der Brennpunkt, in welchen sich die Jahrhunderte zusammendrängen müssen, um so mehr schrumpft der menschliche Entwickelungsgang zu einigen verbrauchten Leidenschaften zusammen.

Die großartige Einheit, deren Princip nun entweder der sich ewig erneuernde im Gange einer Spirallinie weiter und weiter steigende Geist des Menschen ist, oder der fort und fortrückende Weltgeist Hegel's, oder der in unendlicher Ferne unerkennbare Weltplan der Hyperhegelianer, diese großartige Einheit duldet neue und neue Ausdehnung, wenn auch ihre Ritter dies oft verkennen; nichts Neues bleibt isolirt, seine Wesenheit wird eingesogen und vertheilt in das große Fluidum des allgemeinen Geistes. Diese großartige Einheit harrt, wie ein sein Ideal liebender Jüngling der holden Braut, der Zukunft und bringt ihr offene Arme entgegen; die kleine, eigensinnige Einheit, die mit einigen Erscheinungen den Punkt des Archimedes außerhalb der Erde gefunden zu haben meint und nun die Erde wie am kleinen Finger herumschwenkt, diese Art Einheit sieht der Zukunft wie ein herrischer Ehemann der wohlunterjochten Gattin entgegen. Es ist dies meist die ausgerechnete Coteriegeschichte, die an einem recht materiell sichtbaren Stricklein die Erscheinungen aufreiht und zum Austrocknen an die Luft hängt. Es sind die vier Species der Rechnungsgeschichte ohne Verbindung durch höhere Rechnungsgesetze.

Dieser Art nun nähert sich das vorliegende Buch am meisten: in der Form, weil diese starr ist, der Coterie verfallen, in der Idee der Form aber vortrefflich und darum mit großem Dank, großer Aufmerksamkeit und Theilnahme aufzunehmen. Der pseudonyme Verf., wahrscheinlich ein Jurist, entwickelt nämlich mit zäher Unveränderlichkeit, unbeweglicher Consequenz, daß die sogenannten demagogischen Umtriebe seit 1815 nichts gewesen seien, als das künstlich verdeckte Werk der aristokratisch-hierarchischen Reaction. Mit kolossalem Fleiße ist Alles, was seit jener Zeit dahin einschlagend gethan, geschrieben, gesagt worden ist, gesammelt und das stete und endliche Resultat all dieser Daten ist und bleibt dem Verf., daß die demagogischen Umtriebe nur „Spiegelfechtereien und Täuschungen aller Art" von Seiten der Reaction gewesen seien, um unter täuschendem Vorwande das dunkle Werk der Bewegung nach Rückwärts ungestraft vollführen zu können.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß ein großer Theil des Satzes wahr ist, und das Buch ist darum ausnehmend wichtig, weil es das ganze Material der sogenannten Restaurationsepoche zusammenträgt und in dieser Ganzheit eine gefährliche Waffe gegen die aristokratische Reaction ist.

Was ich nun oben sagte, daß eine Art der Geschichtschreibung Alles auf eine einzige Hauptstraße führt, gehört hierher, und der Tadel liegt ebenfalls darin, daß es nur eine einzige Straße sei. Der totale Entwickelungsgang des menschlichen Geschlechts mag, von dem höchsten Standpunkt angesehen, den ein universeller Geist einnimmt, alle Radien zu einer einzigen glänzenden Centrumstraße vereinigen können — der Standpunkt dieses Buchs ist aber ein untergeordnet gesellschaftlicher; darum wird hier solch starre Einheit Einseitigkeit. Der Verf. thut ganz gewiß den Aristokraten zu viel Ehre an, wenn er ihnen eine solche wohlberechnete, ganze Herrschaft über die Weltgeschichte einräumt, er verletzt den großen Proceß der Entwickelung, welcher bei solcher blos äußern Einwirkung vollkommen stillgestanden hätte. Er verwechselt die Absicht der Aristokratie mit der Geschichte — das innigste Bestreben jener ist zweifelsohne damals wie heute gewesen, die schöne Jugend der Zeit vollkommen zu erdrücken, weil ihre Principien ewig lasterhaft sind und statt des allgemeinen Wohles nur das Einzelner wollen. An ihrer schlechtesten Absicht ist nicht zu zweifeln, aber auf der andern Seite ist das Keimen und Aufschießen entgegengesetzter Producte aus selbständiger Kraft ebenso wenig in Abrede zu stellen, als der schöne Sonnenschein über den pontinischen Sümpfen. Die Sümpfe mögen die Luft verpesten, aber die Sonne ändern sie nicht, tödten sie nicht — die Aristokratie mag die Jahre verpestet haben, aber die ganze Zeit vermochte sie nicht zu verpesten, zu ertödten. Wir hätten sonst nimmer die Ereignisse des Jahres 1830 gesehen. Wäre die Zeit verwundbar, die Karthager hätten sie zum Krämeregoismus, die Römer zum Soldatencommando, das Mittelalter hätte sie zur rohen Tändelei gemacht.

Diese Einseitigkeit ist der Irrthum des Buches. Aber nur der Verfasser irrt, die Begebenheiten sind kein Irrthum, die Facta des Buches sind ein Schatz, der zu lauterer Goldmünze geprägt werden kann. Das tief-schlechte Treiben der Aristokratie, die kein Mittel für ihre egoistischen Zwecke gescheut, wird in einer erschrecklichen Summe der jungen Welt vorgehalten. Die Ströme Bluts der ausschweifenden Demokratie in Frankreich werden überflutet durch die Justizmorde der Restauration, der rasche Terrorismus der Republik verschwindet neben der langsamen Inquisitionsfolter, neben den bedächtigen Greuelthaten der entgegengesetzten von 1815 an herrschenden Partei. Und das Herz wird erschüttert, wenn es das unschuldige Deutschland, das keine Sünde begangen, mitbüßen sieht für Sünden, die es begehen könnte.

Napoleon, sagt der Verf., besiegte mit Leichtigkeit die Staaten, so lange sie nur aus aristokratischen Elementen bestanden; als Murat das spanische Volk angriff, da wandte sich zum ersten Male der Sieg unwillig ab und 600,000 Franzosen fielen nutzlos. Als Napoleon die Volksstimmung vernachlässigte, die er durch seine bessern Institutionen so leicht gewinnen konnte, da bemächtigte sich ihrer die Aristokratie, täuschte sie mit Versprechungen, und Deutschland stürzte den Helden.

„In Preußen vorzüglich hatten einige Männer jenen Geist als das einzig denkbare Mittel erkannt, wodurch die Volkskraft sich ermannen würde. Die aristokratisch-hierarchischen Bestrebungen, aus scheinbarem Patriotismus nachgebend, stimmten in jenen Ton mit ein."

Nach dem Siege aber begann zuerst in Frankreich die Restauration der sogenannten guten alten Zeit, die alten Adeligen kamen wieder, die Früchte der Revolution wurden confiscirt. Noch schamloser ging es in Spanien und Italien her. Die deutschen Erwartungen wurden zuerst mit dem geheimen Landtage in Hanover getäuscht, wo der alte Adel das alte Wort wieder aufnahm. Ein fieberhafter Franzosenhaß ward gepredigt, und „schon damals war es dieser Köder, der zur Verdächtigung gebraucht ward".

Im Verborgenem ging das Werk in Deutschland weiter; als Napoleon von Elba den großen Triumphzug antrat, war noch Niemand enttäuscht. Sein zweiter Sturz gibt zuerst in Frankreich das Signal. Blacas wird aus dem Ministerium entfernt, die Charte wird verspottet, im südlichen Frankreich beginnen neue Hugonottenverfolgungen, „die Protestanten werden zu Hunderten ermordet, einer sogar öffentlich auf dem Markte verbrannt"; immer blutiger wird die Zeit: „Tausende werden ermordet, und zum Theil unter unmenschlichen Qualen hingerichtet", der blutige Trestaillon, der wegen dreizehn Mordthaten angeklagt war, wird belohnt. „Kein Mörder ward bestraft, und die Verordnungen aus Paris glichen zweideutigen Ermahnungen." Prevotalgerichte, Hinrichtungen, Deportationen kommen an die Tagesordnung, die Amnestie verurtheilt wie später eine andere schonungslos zum Tode.

Dies ist der Anbruch der schönen Restaurationstage, welche die in der Gelehrsamkeit verwirrten Doctrinairs jetzt nicht genug preisen können.

In Deutschland ging es allerdings bedächtiger; man fing an „eine Verschwörung a priori gegen ein noch zu erwartendes Etwas, d. h. gegen den zukünftigen Druck einer erst noch beginnenden Reaction" zu wittern. Gegen eine wirkliche, schreckliche war es im verschwörungslustigen Frankreich noch zu keiner gekommen — im verschwörungsunfähigen Deutschland gab es eine Pränumerandoverschwörung.

Man schuf die demagogischen Umtriebe.

Herr Schmalz beginnt eine offene Anklage des Zeitgeistes. Die lebhaftesten Schriftsteller Deutschlands aber, wie Jahn, Arndt, Görres, selbst Journale wie die „Nemesis", der „Wächter", die „Germania", der „Rheinische Merkur" hatten keine Ahnung von revolutionnairer Tendenz. Es war noch überall die deutsche wehmüthige Sanftmuth; ja, in den meisten Zeit- und Flugschriften wogte

die reactionnaire Richtung. Man wimmerte schon überall in Angst vor zu viel Freiheit. Man spricht von Verschwörungen gegen den Adel, man lehrt unbedingte Souverainetät des Fürsten, die Religion kommt mit der Frömmigkeit zu Hülfe, die Jesuiten werden lebendig gemacht — und dennoch — und dennoch denuncirt Hr. Schmalz demagogische Umtriebe, obwol die Woge lustig rückwärts rauschte.

„Von einem gefährlichen Kastenverbande oder von einer stillschweigenden Interessenverbindung (materieller Verschwörung) kann überhaupt bei dem durchaus divergirenden Interesse der Liberalen nicht die Rede sein. Die Hierarchie und Aristokratie, mit einem Worte die Reaction reducirt alles Staatswohl auf ihr eignes. Oder vielmehr das letztere ist der Centralpunkt aller ihrer divergirenden Interessen. Was sie für ihre Privilegien, Exemtionen, vorzugsweisen Staats- und Hofbeförderungen, Standesvorzüge u. s. w. thun, kommt ihnen unfehlbar und unmittelbar zugute. — Ganz anders stellt sich's mit der sogenannten liberalen Partei: Ihr Streben nach Oeffentlichkeit, nach feststehenden allgemeinen, für Alle gleichen Gesetzen, allgemeiner Concurrenz Aller — kurz, ihr ganzes Streben wirkt einer engern Verbindung direct entgegen. Sie wollen das allgemeine Wohl, nicht den persönlichen Vortheil."

Dort seien also alle Veranlassungen, hier gar keine zur Verschwörung.

In Frankreich tastet die Reaction an die Wahlgesetze, Labédoyère und Ney werden durch die Justiz gemordet, „kurz, unter der ganzen, doch als grausam verschrienen Herrschaft Napoleons wurden nicht so viele Grausamkeiten begangen, ward kein so weitgreifendes Verfolgungssystem aufgestellt, als in wenigen Monaten seit der Rückkehr Ludwigs XVIII." — es werden Meutereien angestiftet und den Liberalen zur Schuld gegeben, man widersetzt sich offen der Regierung und den Gesetzen, sobald beide nicht weit genug gehen, von der Regierung ernannte obrigkeitliche Personen wurden gar nicht zum Amt gelassen, wenn dies in den Händen energischerer Reactionnaires war. Die meisten Jakobiner dieser Tage übertrafen weit die blutigen rothen der Revolution. Dieselben Manoeuvres stehen in den andern Ländern auf: in Spanien, Portugal, England, dessen Aristokratie lustig mit der französischen fraternisirte und die unwillig an den starken Gesetzesfesseln rüttelte, in der Schweiz, ja selbst im kühlen vernünftigen Schweden versuchte man es; Italien lag schon erwürgt am Boden.

Und im „ruhigen, vielgeduldigen Deutschland" ging es langsam weiter; „wegen des möglichen Misbrauchs", gab man vor, „dürfe der Gebrauch der Preßfreiheit nicht gestattet werden. Obschon Niemand das Messer und Schießgewehr dem Gebrauche, wegen möglichen Misbrauchs, entzieht"; „an der allgemein erwarteten Volksrepräsentation mußte so lange gedreht und gedeutelt werden, bis nach Art der alten Ständeverfassung der verfaulte alte Adel wieder der überwiegende Bestandtheil und jedes ihm nachtheilige geistige Uebergewicht verdrängt wurde. Obschon sich weder Redlichkeit, noch Eifer, noch Talente und Kenntnisse nach der Einnahme von Gulden und Düngerhaufen abmessen lassen, sollten die letztern doch den einzigen Maßstab für eine Repräsentation abgeben." Die Jesuiten, Obscuranten und die Frau von Krüdener beginnen ihr Wesen. Die Wartburgfeier wird verdächtigt.

In Frankreich entlarvt man die sogenannte weise Verschwörung, welche die Monarchie selbst wider den Willen des Königs retten wollte, obgleich unzählige Schlachtopfer fallen sollten, nannte man die Sache doch eine „ehrenvolle, löbliche Sache", der Christenthumsroyalist Chateaubriand erklärte es für einen „erreur de la loyauté".

In Deutschland beginnt man immer frischer in allen einzelnen Ländern; man zettelt Skandäler an, macht Studentenraufereien wie 1818 in Göttingen zu jakobinischen Aufständen; Hr. von Stourdza bringt von Gefahren strotzende Memoiren, und man berechnet auf dem Congreß zu Aachen Umtriebe.

Kotzebue wird durch Sand ermordet, und nun ist kein Zweifel mehr, daß ganz Deutschland unterminirt sei, obwol sich klar ergibt, daß kein Mensch etwas davon gewußt. Es kommen anonyme Briefe von mehren Seiten an Sand, die in mystischen Worten auf große Verzweigung deuten. Diese Briefe sollen nun von Sand's Freunden an ihn geschrieben sein, zu dem kein Zugang als durch Kerkerthüren und die Hände von einer Menge Wächtern geht. So plump leitet man Verschwörungen ein.

Man sucht nun Studentenverschwörungen, verleitet durch einen fingirten Männerbund hie und da die Jugend, kurz macht sie so weit schuldig als man nöthig hat, um Reactionsmaßregeln zu rechtfertigen, und versammelt sich nun zu einer aristokratischen Zusammenkunft in Karlsbad.

In Frankreich wird der Sattlergeselle Louvel angestiftet, den vollkommen unnützen Mord des Herzogs von Berry zu vollführen, die Pairskammer untersucht geheim, kein Mensch erfährt etwas davon; die Liberalen tragen die Nachtheile, denn ihnen wird die Schuld aufgebürdet, diese thörichte Ermordung veranlaßt zu haben.

Kurz, der Verf. deducirt alle bedeutende Erscheinungen der letzten Jahre von den Umtrieben der aristokratisch-hierarchischen Partei, sie habe alle Veranlassungen zum Unheil, also alles Unheil geschaffen, und er hofft keine Besserung, bevor nicht dieser Schlange der Kopf zertreten werde. 113.

Ueber Wallenstein's Privatleben. Vorlesungen, gehalten in dem Museum zu München von Julius Max Schottky. München, Franz. 1832. 16. 1 Thlr. 4 Gr.

Wir könnten Hrn. Professor S. eigentlich einen recht bösen Streich spielen, wenn wir bewiesen, daß Wallenstein eigentlich gar kein Privatleben geführt habe, und dann das Alle de quo scribis, nihil est, auf ihn anwendeten. Da es nämlich

der Verf. hier mit Wallenstein zu thun hat, seitdem er auf die ungeheuere Bühne des dreißigjährigen Krieges trat und Wallenstein von dieser Zeit an entweder Feldherr oder regierender Herr oder Beides zugleich war; da ferner hier von seinen Verhältnissen zu den Jesuiten, zur Religion und zur Geistlichkeit, von der humanen Gesinnung des Fürsten, dann von seiner Fürsorge für seine Unterthanen und für Industrieverhältnisse im Allgemeinen, dann von seinen Befehlen hinsichtlich der Erziehung seiner Edelknaben, von seiner herzoglichen Hofstatt (alles Abschnitte, in welche Hr. Schottky seine Aufgabe zerlegt) vornehmlich die Rede ist, auch die folgenden drei Abtheilungen — über des Herzogs zweite Gemahlin (meist nur den Hofstaat betreffend), über seine Strenge und angebliche Barbarei meist ihn als Feldherrn und Regenten schildern —: so sieht man, daß hier von einem eigentlichen Privatleben nur sehr uneigentlich die Rede ist. Der letzte Abschnitt: War Wallenstein gänzlich ohne Freunde? bezieht sich wieder nur auf sein öffentliches Leben. Eher hätten wir unter dem Ausdruck „Privatleben" Nachweisungen über seine astrologischen Studien, über seine Verhältnisse zu seinen Gemahlinnen und Verwandten, über Privatvergnügungen u. s. w. erwartet.

Wir wollen indessen die Sache keineswegs so wörtlich nehmen und uns an Das halten, was wirklich gegeben worden ist und wie es gegeben wurde. Der Verf. gibt in der Vorrede die Aussicht zu einer umfassenden Geschichte des dreißigjährigen Krieges, als deren ersten Vorläufer er diese Vorlesungen über Wallenstein's Privatleben bekanntmacht. Diese Vorlesungen sind in München vor einem auserwählten Publicum gehalten worden und zerfallen in die oben angeführten Abschnitte. Was Hrn. Schottky zu der jetzt wirklich ungeheuern Aufgabe einer Geschichte jenes Krieges ermuthigt, ist der Umstand, daß er durch vieljähriges Forschen in den öffentlichen Bibliotheken und Archiven des östreichischen Kaiserstaates, insbesondere Böhmens, dann aber auch in Baiern, endlich durch freundlich gestattete Benutzung zahlreicher Familienurkunden und Privatcorrespondenzen Stoff zu einer umfassenden Geschichte dieses Krieges bekommen habe. Möge Hr. Schottky nur recht bedenken, was Alles zu einer solchen Aufgabe gehört, wenn sie jetzt und zeitgemäß gelöst werden soll. Bis jetzt scheint er nur die Archive katholischer Staaten (ob aber auch Frankreichs?) benutzt zu haben; die sächsischen, dänischen, schwedischen (aus den pfälzischen mag allerdings Vieles nach München gekommen sein) können dabei nicht übergangen werden. Nun, wir wollen in zehn Jahren wieder anfragen und vorerst Geduld und Muth dazu gewünscht haben. Mit dem in diesem Bändchen so oft geübten Polemisiren gegen Schiller, Herchenhahn u. A. ist's nicht abgethan, wenn auch mancher Tadel derselben nicht unbegründet ist.

Hrn. Schottky geht es mit seinem Helden wie manchem andern Biographen mit dem seinigen, und wie es, beiläufig gesagt, Hrn. Prof. Förster zum Theil auch ergangen ist: durch die viele Beschäftigung damit verschönert und veredelt sich ihm der Gegenstand zusehends, und man gewöhnt sich an die Handlungsweise desselben allmälig so, daß man nichts Auffallendes in derselben mehr findet. So übersieht der Verf. gar häufig, daß Wallenstein die Menschen und die Umstände nur als Mittel zu seinem Zwecke braucht; daß er den Jesuiten huldigt und ihnen Vieles zuwendet, so lange sie ihm zu seinem ehrgeizigen Plane unentbehrlich waren; so folgert er aus seinen kirchlichen Stiftungen zu Gitschin, Stipa u. s. w. Großes für seine Frömmigkeit, was doch nur wohlberechneter politischer Plan war. Wenn er in dem Stiftungsbriefe der mährischen Karthause zu Stipa sagt: „Man muß das Irdische in das Himmlische und alles Wandelbare und Hinfällige in Ewiges, unvergänglich Bleibendes durch glücklichen Tausch verwandeln", so ist dies eine von den in solchen Fundationsbriefen, die ja die Fundatoren nicht selbst, sondern gemeiniglich Geistliche concipirten, häufig vorkommenden Phrasen. Was unter der Rubrik „Humanität des Fürsten" gesagt ist, beweist höchstens, daß er für einige treue Diener mitunter freundliche Worte und Gnadenbezeigungen hatte. Wenn er aber seinem treuen Regierungsbevollmächtigten zu Gitschin und seinen Hauptleuten droht, wenn sie nicht, trotz des großen Nothstandes, die restirenden Contributionen abführten, die Köpfe abschlagen zu lassen, oder befiehlt, Einem, der ihm ein Verzeichniß von seinen Edelknaben auf Böhmisch gemacht hatte, „per recompensa die Hände mit Prügeln entzweischmeißen zu lassen", so möchte dies doch zu der gerühmten Humanität nur wenig passen. Ueberhaupt bleibt es immer bedenklich, das Leben eines solchen Mannes nach einzelnen Aeußerungen unter so verschiedenen Gesichtspunkten rubriciren und gleichsam skeletiren zu wollen. Dagegen enthält diese Schrift manches sehr Anziehende über Sitten und Trachten, Hofstaat und Einrichtungen jener Zeit, aber auch in politischer Beziehung, z. B. das Schreiben, in welchem König Ferdinand 1628 bei Wallenstein anfragt, ob die an Kursachsen abgetretenen lausitzischen Markgrafthümer nicht etwa mit einem von Wallenstein eroberten Stück Landes wiedereingelöst werden könnten, und bleibt darum immer eine dankenswerthe Arbeit. 20.

Notiz.

Perlenfischerei im Innern von England.

Mehre Flüsse Englands haben zu verschiedenen Epochen Perlen geliefert, welche an Glanz und Weiße mit denen des Orients wetteifern konnten. Noch heutzutage werden in Großbritanien inländische Perlen verarbeitet, und es steht zu vermuthen, daß die Fischerei der Perlenmuscheln, von geschickten Männern geleitet, einen reichlichen Ertrag abwerfen würde. Sir Richard Wynn von Gwydice, Kammerherr der Königin Katharina, Gemahlin Karls II., überreichte derselben eine Perle, welche man im Conway gefunden hatte, und die sich noch jetzt unter dem königlichen Krongeschmeide befindet. Im verflossenen Jahrhunderte wurden mehre Perlen in den Flüssen der Grafschaften Tyrone und Donegal in Irland gefischt. Eine derselben, welche 36 Karat wog, wurde 40 Pf. geschätzt; andere wurden zu verschiedenen Preisen, 4 Pf., 10 Pf. verkauft. In der Gegend von Perth befand sich eine ziemlich beträchtliche Fischerei, welche von 1761—99 über 10,000 Pf. St. eingetragen. Allein dieses Unternehmen wurde sehr nachlässig betrieben und die Fischerei bald aufgegeben. Die einzige, die noch jetzt regelmäßig betrieben wird, befindet sich an der Mündung des Conway, eines kleinen Flusses im Fürstenthum Wallis, welcher zum Theil die Grenze zwischen den Grafschaften Carnavon und Denbigh macht. Mehre Familien haben sich an den Ufern des Flusses niedergelassen, um sich lediglich mit dieser Fischerei zu beschäftigen, welche ihnen hinlänglichen Unterhalt gewährt. Bei eintretender Ebbe rudern die Fischer nach der Mündung des Flusses, werfen ihre Netze aus und häufen die Muscheln aufeinander, bis die Flut wiederkommt. Bei ihrer Rückkehr in die Hütte werfen sie die Muscheln in einen Kessel, und nehmen das Fleisch heraus, welches zu einem Brei zerstampft wird. Diesen begießt man zu wiederholtenmalen mit Wasser, bis die animalischen Theile sämmtlich weggeschwemmt sind; der Niederschlag wird auf einem hölzernen Brette getrocknet und die Perlen mit einer Feder weggenommen. Wenn man deren einige Loth beisammenhat, so bringt man sie zu einem Commissionnair, der das Loth mit 2—4 Schillingen bezahlt; wenn sie gehörig sortirt und zubereitet sind, so gelten sie 8 Pf. das Loth. Es werden alle Wochen an den Commissionnair 60—80 Loth verkauft. Da sich diese Industrie allmälig ausgebreitet hat, so müssen wir daraus schließen, daß die Resultate derselben vortheilhaft sind. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 319. — 14. November 1832.

Taschenbücherschau für 1833.

Zweiter Artikel. *)

Während ich, nach Vorausschickung der Avantgarde, eine zweite Section unserer schmucken, buntgeputzten Jungen vor den Augen des geneigten Lesers vorbeidefiliren lasse, darf ich, als gewissenhafter Befehlshaber, das Eingeständniß einer großen Schwäche in Betreff dieses meines Mitteltreffens nicht unterdrücken, sondern muß die Nachsicht des gütigen Zuschauers im Voraus in Anspruch nehmen, damit derselbe hier bei Leibe nicht! Kerntruppen erwarte, wie sie wol im Centrum aufgestellt sein müßten. Wo Helden wie Blumenhagen, Tromlitz, Clauren und mancher dünnbeinige Rekrut sogar materiell und in Masse überwiegen, ach! da ist nicht an Kerntruppen, weit eher an Sir John Falstaff's schlecht conditionirtes Corps zu denken, und, selbst auf die Gefahr dieses gewagten, vielleicht allzu bittern Vergleiches, das scheint uns ausgemacht, der Clauren vereinigt Bullenkalb und Schwächlich zur trautesten Gemeinschaft in höchsteigner Person. Läßt sich dieser Geist, dieser Clauren, denn wirklich nicht beschwören, muß dieser Kobold sein Gebein noch immer regen und alljährlich seine Runde halten? Kann dieser Geist nicht ruhen? — Ach, wehe! es ist kein Geist, es war nie ein Geist, ein bloßer Leichnam regt sich und kehrt sich auf die andere Seite. Und diesem todten Leibe ist Essen und Trinken und Liebeln, ganz so, wie er es in den Tagen seiner Blüte liebte, noch immer die höchste Wonne, — o schaudervoll, höchst schaudervoll!

Wir thun jedoch unrecht, es mit dem wohlwollenden Leser gleich Anfangs zu verderben, und wollen, um ihn zu versöhnen, ihm zunächst eine Reihe Taschenbücher vorführen, wo sich des Erfreulichen in der That gar Manches findet. Wir beginnen mit der wohlausgestatteten

4. Penelope.

Wegen der Mannichfaltigkeit des Inhalts ist der Eifer des Herausgebers, Th. Hell, ebenso anzuerkennen, wie die Bemühung der Hinrichs'schen Buchhandlung wegen einer Menge trefflicher Kupfer- und Stahlstiche Lob verdient. Das erste poetische Erzeugniß, das uns der Inhalt bietet, ist „Das Gewissen", von C. von Wachsmann, eine Erzählung voll geschichtlicher Treue, jedoch ohne psychologischem Werth. Ein junger Mann, Namens Arthur Cromwell, der weiblicher Seits von den Stuarts stammt und seltsamerweise ein Abkömmling des Gemordeten und des Mörders, Karls I. und des Protectors, ist, kommt aus Amerika nach England, um alte Familienansprüche, zu denen ihm aber noch die schriftlichen Documente fehlen, bei der neuen Regierung des Hauses Hanover geltend zu machen. An der Seite seines Gefährten, der die ziemlich verbrauchte Figur eines mit lateinischen Citaten um sich sprudelnden Antiquitätenkrämers abgibt, leitet ihn der Zufall so glücklich, um bei einem Gewitter eine Gesellschaft Damen zu retten, deren Wagen von den scheugewordenen Rossen einem Abgrunde zugeschleudert wurde. Der heldenmüthige Retter ist jedoch dabei verwundet; die ältere von den Damen läßt ihn in ihr nahes Schloß tragen und in die jüngere verliebt er sich bei dieser Gelegenheit, wie das bei solchen Rettungsgeschichten in der Ordnung ist. Hier im Schlosse entdeckt der Genesene eine verborgene Wandthür, die ihn in einen geheimen Saal führt, wo ein hundertjähriger wahnsinniger Greis sein Wesen treibt. Dieser Alte ist der verlarvte, bisher unbekannt gebliebene Henker, der gegen das Haupt Karls I. auf dem Schaffot das Beil erhob, und weil er, durch persönliche Beleidigungen gegen den König gereizt, zu dessen Untergang hülfreiche Hand geboten, so hat ihn die Macht der Gewissensbisse wahnsinnig gemacht. Arthurs Familienähnlichkeit mit den Stuarts jagt dem alten, auch sonst mit Verbrechen besudelten Grafen ein neues Schrecken ein; er erzählt ihm — inconsequent genug! — seine Geschichte, gibt ihm eine Schatulle mit den gesuchten Documenten, die Arthurs alte Ansprüche beweisen, und stirbt mit wachem Bewußtsein. Der Stoff hätte wol eine bessere Darstellung verdient. Der Royalismus der Gesinnung, aus dem das Ganze geschaffen wurde, hätte mit mehr Begeisterung hervortreten müssen, um den Wahnsinn des Greises glaublich zu finden.

Die zweite Novelle, die uns „Penelope" bietet: „Der Schleier der Königin", ist von Friedrich von Heyden, einem als dramatischen Dichter vortheilhaft bekannten Verfasser. Auch hier bildet eine wahnsinnige Figur den Mittelpunkt des Stoffes. Nichts scheint bequemer, als in die Geschichte eines gestörten Gehirns eine Reihe romantischer Abenteuer zu verflechten, und doch

*) Vgl. Nr. 299—301 d. Bl. D. Red.

romantischen Modeleisten geschlagenen Erzählungen, die sämmtlich Producte des Herausgebers sind, hat die Kritik nach der kürzesten, schon weil sie die kürzeste ist, das meiste Gelüst; wir lesen die dritte somit: „Die Verennung von Hohentwiel, eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege". Woher rührt wol des Verfassers schon oft bethätigte, großartig kühne Neigung zum dreißigjährigen Kriege? Die Antwort liegt nahe genug. Auf dem Recepte, nach dessen Vorschriften Tromlitz die Ingredienzien zu seinen Compositionen mischt, steht obenan: Recipe einen jungen flotten Burschen, mit Haar auf den Zähnen und Pallasch an der Seite, steck ihn in eine hübsche Montur, auf daß die Neigung, die ein junges Mädel mit Rosenwangen, Silberstimme und Schwanenhand zu ihm faßt, gehörig motivirt sei; etwas militairisches Scharmützel macht die Sache lustig und lebendig; der junge Mensch sei jederzeit ein Brausekopf, der Vater der Geliebten wo möglich ein harter Tyrann; sind beide junge Leutchen, wie die Zeit des genannten Krieges dies gleich an die Hand gibt, verschiedener Confession, so macht sich's leicht genug, den Liebhaber dem Hasse und der Verfolgung des Alten und seiner Partei preiszugeben. So werden die Liebenden eine Weile erst unglücklich gemacht, bis dann endlich, nach vielfachem Flüchten oder Mord und Todschlag, die himmlische Liebe, wie Tromlitz so herrlich sagt, alle irdischen Hindernisse überwindet. Von Religionsinteressen, die von unserm tiefsinnigen Dichter, beiläufig gesagt, mit zu den irdischen Hindernissen gerechnet werden, darf jedoch nicht zu viel die Rede sein, denn das wäre unanständig, mindestens langweilig; wer für galante Damen schreibt, muß dergleichen ignoriren! Nach diesem Recepte ist getreulichst auch gegenwärtige Erzählung abgefaßt. Der Held läuft von den Baiern zu den Schweden über, weil seine Liebste eine protestantische Württembergerin ist, wird aber ausgeliefert und soll arquebusirt werden. Schon legen die Schützen an: da erscheint — nicht ein Deus, sondern eine Dea ex machina diesmal, die Geliebte selbst, auf dem Richtplatze und fleht den Befehlshaber um Erbarmen an, indem sie Gnade verheißt. Der borstige Papa, der den Ueberläufer stets haßte, wird auch versöhnt, und siehe da: vivat! die alte, ganz ordinaire Geschichte! Auf den gediegenen Stahlstichen, an denen sich die Kritik entschädigen kann, weilt das Auge mit großem Wohlgefallen.

(Der Beschluß folgt.)

Göthe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. September 1832, von Friedrich von Müller. Weimar, Hoffmann. 1832. Gr. 8. 10 Gr.*)

Wer könnte uns über das innere und äußere Leben des großen Abgeschiedenen bessere Kunde geben als der Verf. dieser kleinen Schrift, der durch eine so lange Reihe von Jahren sein Mitarbeiter, sein Freund, sein täglicher Lebensgenosse war. Die Aufgabe aber, eine Erscheinung wie Göthe nicht nur nach der äußern Physiognomie seines Lebens, sondern auch seinem innern Charakter nach in der Totalität seines Wollens und Wirkens darzustellen, erklärt der Verf. selbst für zu schwierig, um sie jetzt schon lösen zu können. Er fodert daher Alle, die hierzu befähigt sind, auf, zur Vorbereitung eines solchen Werkes einzelne Züge zu sammeln, wahrheitstreue Studien darzubieten, und liefert selbst einen Beitrag hierzu, indem er, aufgefodert von der in der Ueberschrift bezeichneten Versammlung, deren Mitglied auch Göthe war, zu dessen Andenken zu sprechen, die Eigenthümlichkeit der rastlosen praktischen Thätigkeit desselben darzustellen sucht.

Ref. wird abkürzend dem Gange der Rede folgen und einzelne interessante Züge herausheben. Der Redner deutet zuerst auf zwei schon früh in Göthe sichtbare, einander widerstrebende Eigenschaften hin: eine überschwenglich productive Einbildungskraft und einen kindlich reinen Natursinn, dem überall ein Lebendiges begegnet und der überall thätig ins Leben einzugreifen strebt. Diese Liebe zur Natur, welche die unruhige Thätigkeit seines Geistes zum Realen hinlenkt, wird ihm zum Heilmittel der Leidenschaften und bewahrt ihn unter Abwegen vor Verirrung, mitten unter Abenteuern vor abenteuerlicher Richtung. Schon als Knabe zur Gestaltung einer märchenhaften Welt, zu poetischen Fictionen geneigt, zieht ihn dennoch das Lebensgewühl seiner Vaterstadt als ein Reales an, er gibt sich der Anschauung und Erkenntniß menschlicher Thätigkeit hin, strebt danach, sich jede imposante Naturerscheinung zu enträthseln; was er erblickt, wird ihm zum Bilde. Das Zeichnen wird ihm Organ des Verständnisses und Symbol der innern Anschauung. Aufgeregt später durch die Probleme der sittlichen Welt, findet er den Frieden durch die Erkenntniß allgemeiner Naturgesetze; er fühlt die Wahrheit, daß alle Kunst durch Naturanschauung bedingt ist. Lebhaft strebend nach dem Lorberkranz des Dichters und schon bewußt des großen Eindrucks seiner ersten Dichtungen, fühlt er dennoch, unverführt von den Reizen des ungebundenen Dichterlebens, daß die Schöpfungen des Dichters sich auf praktische Wirksamkeit und Erfahrung stützen müssen. Der Dichter des „Werther" und des „Götz" tritt, dem Rufe seines fürstlichen Jugendfreundes folgend, unmittelbar in den Staatsrath eines regierenden Fürsten. Hier nun entfaltet sich sein Trieb zur Naturerkenntniß auf das Angemessenste, indem seine Neigung zur Pflicht wird und diese seine Thätigkeit steigert. Aus seinen botanischen Studien, durch fröhliches Jagdleben angeregt, durch Umgang mit Sachkundigen und das Gefühl der Unzulänglichkeit des bisherigen Systems gereift, geht später seine „Metamorphose der Pflanzen", die er als eine Herzenserleichterung bezeichnet, hervor. Auch andere Studien der Natur und Technik verfolgt er mit Eifer und schreitet sogleich zur Anwendung der gewonnenen Kenntnisse beim Berg-, Straßen- und Wasserbau zu mannichfachem Vortheil des Landes, wobei denn der hohe Sinn seines Fürsten ihn nicht nur begünstigt, sondern auch dafür sorgt, daß durch Berufsgeschäfte die Freiheit des Dichters und Naturforschers nicht verkümmert werde. Göthe's dankbares Gefühl spricht sich hierüber in seinen aus Rom an den Herzog von Weimar gerichteten Briefen aus, von denen der Redner einige sehr schöne Stellen auszugsweise mittheilt. Er bittet den Herzog, ihn künftig Das thun zu lassen, was Niemand als er thun könne, das Uebrige aber Andern aufzutragen. Dieser Wunsch findet Erfüllung; von dem Präsidium der Kammer und der Kriegscommission entbunden, konnte Göthe nach seiner Rückkehr aus Italien sich nach freier Neigung bald den Musen, bald praktischer Wirksamkeit widmen. In diese Periode fällt sein Verhältniß zur Universität Jena und die Uebernahme der Theaterdirection, die auf die deutsche dramatische Kunst so bedeutend einwirkte. Der Redner geht nun zu der von vielen Freunden und Lebensgenossen Göthe's bemerkten Umwandlung seines Wesens nach seiner italienischen Reise über und bemerkt, daß er damals Einigen als erkaltet, Andern als verschlossen, selbstsüchtig, den Meisten als räthselhaft erschienen sei. Er erklärt dies dadurch, daß Göthe reicher und reifer, zugleich aber gesammelter und

*) Wir haben schon in Nr. 300 d. Bl. auf diese interessante Schrift vorläufig aufmerksam gemacht. D. Red.

beruhigter zurückgekehrt sei; daß er sich überzeugt habe, daß man, um das Möglichste zu leisten, sich vor dem Erstreben des Unerreichbaren, vor Zersplitterung der Kräfte und Gefühle zu hüten habe. Gegen die zudringlichen Anforderungen, die er nach der Rückkehr aus jenem damals den Mehrsten noch in einem Zauberlichte vorschwebenden Lande erwarten mußte, war er genöthigt, sich zur Behauptung seiner Selbständigkeit zu verschließen und sein Inneres zu verschleiern. Von Rom her datirt sich die ernste Maxime der Entsagung, die er während seines ganzen spätern Lebens unausgesetzt übte.

Der Zauberkreis der Kunst aber vermochte nie, seiner Liebe zur Natur Eintrag zu thun, und auch hierüber wird eine sehr schöne Stelle aus seinen römischen Briefen an die Großherzogin Louise von Weimar angeführt, die mit den Worten schließt: „Bei den Kunstwerken ist viel Tradition, die Naturwerke sind immer wie ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes". Der Vortheil, den Göthe in seinen Naturstudien für die Poesie und in dieser wieder für seine Auffassung der Naturwissenschaft fand, wird erwähnt, und gerühmt, wie keine Zerstreuung, keine Geselligkeit, kein Kunstgenuß, so lockend er sein mochte, ihn von seinen Naturstudien abziehen konnte, die er inmitten der bewegtesten Welt- und Kriegszustände, ja selbst unter Gefahren unerschütterlich fortsetzte. An die Theilnahme Göthe's an den Versammlungen der jenaschen naturforschenden Gesellschaft knüpft sich sein Freundschaftsbund mit Schiller, der eine seiner schönsten Lebensepochen begründet. Der blühende Zustand der Universität Jena, wie Göthe auf ihn und derselbe wieder auf Göthe einwirkte, wird geschildert und der fruchtbare Umgang mit Alexander und Wilhelm v. Humboldt erwähnt, dann sein Einfluß auf das weimarische Theater dargestellt. Bei dem Verluste Schiller's sucht und findet Göthe nur in den Naturstudien seinen einzigen Trost; nach der Schlacht von Jena überarbeitet er die „Metamorphose der Pflanzen" und weiß sich immer bei schmerzlichen, oder bedrohlichen Ereignissen durch irgend eine neue geistige Schöpfung oder anstrengende Unternehmung am besten zu helfen. Es wird nun erzählt, wie bei dem plötzlichen Abgange der wichtigsten Lehrer von Jena und der Entführung der „Allgemeinen Literaturzeitung" Göthe durch kräftigste Gegenwirkung sofort ein neues, dem bedrohten ganz ähnliches Institut hervorgerufen und die abgehenden Lehrer durch neue und tüchtige ersetzt hat, woraus dann die geistreichsten Recensionen jener Epoche, namentlich die vortrefflichen Charakteristiken der Gedichte von Voß, Hebel und Grübel hervorgingen. Die Ordnung und Zusammenstellung der jenaschen Bibliotheken zu einem übersichtlichen Ganzen in neuerbauten heitern Sälen, die durch Besiegung vielfacher Hindernisse in kurzer Frist gelang; die Errichtung der Sternwarte, die Einrichtung der Veterinairschule, die Leitung des weimarischen Schloßbaues, die Stiftung der Zeichenschule zu Weimar, die Herausgabe der „Propyläen", die Aussetzung der Preisaufgaben für bildende Künstler werden zunächst vorübergeführt. Göthe wird sodann vertheidigt gegen den Vorwurf der Theilnahmlosigkeit an der politischen Gestaltung seines Vaterlandes, des Schweigens in großen Momenten patriotischer Aufregung und der Abneigung gegen die Entwickelung freisinniger Ideen. Er wollte, sagt der Redner, das reine Element seines Denkens und Schaffens nicht trüben lassen durch die wirren Erscheinungen des Tages, noch weniger sich zum Wortführer irgend einer Partei aufwerfen, wenngleich Gall das Organ des Volksredners in höchster Ausbildung an ihm entdeckt haben will.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Das „Foreign quarterly review" vertheidigt die „Briefe eines Verstorbenen" gegen die heftigen Angriffe der englischen Zeitungen und Journale, besonders des „Quarterly review", und empfiehlt die mit berichtigenden Anmerkungen versehene englische Uebersetzung als eine unterhaltende Lecture. Es nimmt übrigens keineswegs für den Verfasser Partei, wie aus Folgendem erhellen mag: „Des Fürsten Ansichten sind fast immer geistreich, doch niemals tief und sehr oft vollkommen unrichtig, weil er sich nicht die nöthige Mühe gibt, Materialien zu sammeln, um seine Meinung zu bilden. Wohl zu verstehen, macht er aber auch keine Ansprüche, für etwas Höheres zu gelten, als für einen in seinem eignen Wagen ein fremdes Land bereisenden Edelmann, der beschreibt, was er aus seinem Wagen von den Menschen sah, unter die ihn sein Fuhrwerk brachte. Fügen wir dazu: daß er gewissermaßen ein mehr auf sich selbst als auf seinen Wagen und seine äußere Lage eitler Stutzer ist, der gern über die Kochkunst und über die Philosophie, als wäre sie ein Theil der Kochkunst, spricht, so haben wir genug Böses von ihm gesagt. Er ist ein Mann von beträchtlichen Talenten und ausgebreiteter Weltkenntniß, der viele Belesenheit und im Grunde, trotz der Leichtfertigkeit seines Styls, auch rechtliche Gesinnungen verräth. Bei aller Ehrerbietung vor Göthe können wir aber nicht wohl glauben, daß er ein hohes und reines Muster deutschen Geistes und Gemüths zu nennen sein mag, obwol er so durchaus deutsch ist, daß er denkt und fühlt, wie nur ein Deutscher denken und fühlen kann." — „Des Fürsten größter Fehler ist seine lächerliche Gewohnheit, unaufhörlich seinen eignen Charakter zur Schau zu stellen und sich gewisser Mängel zu rühmen, auf die er sich ebenso viel wie auf seine kleinen Hände einzubilden scheint. Es ist offenbar, daß er seine krankhafte Verschrobenheit, die er für byronianisch hält, die in der That aber abgeschmackt erscheint, blos affectirt. Anstatt der hochmüthige, unzufriedene Charakter zu sein, dessen Maske er sich vorhält, ist er wirklich ein munterer, aufgeräumter Mann, der eine gute Verdauung hat und nicht zu Denen gehört, die alle Freuden kosteten und, weil sie die Frucht bitter fanden, ihre leeren Magen mit cynischer Philosophie trösten. Er ist noch fähig, den Rahm des Lebens zu genießen, und schöpft ihn sorgfältig, wo er ihn findet, ab. Seine Ziererei ist im Gegentheile nur eines englischen und französischen Dandy und keines denkenden Deutschen würdig." 153.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierter Jahrgang.

Mit Rubens Bildniß.

12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: I. Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris, im Jahre 1810. Von K. A. Varnhagen von Ense. II. Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im funfzehnten Jahrhundert. Von Johannes Voigt. III. Ueber den Maler Petrus Paulus Rubens. Von G. F. Waagen. IV. Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre. Von Eduard Gans. V. Ueber Ehe und Familie. Von Friedrich von Raumer.

Jeder der drei ersten Jahrgänge (mit den Bildnissen des Cardinals Richelieu, Maximilians II. und Ferdinands II.) kostet 2 Thlr.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 320. —— 15. November 1832.

Taschenbücherschau für 1833.
Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 319.)

Wir gehen schnell über zum

6. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, das uns mehr Mannichfaltigkeit des Inhalts und außer einem sinnreichen Titelkupfer acht kleine zierliche Bilder aus der Welt des Komus und Jocus mit lyrischer Begleitung vom Herausgeber, Stephan Schütz, darbietet; die drei nachfolgenden Kupfer haben weniger Werth. Die Novelle von Blumenhagen, mit welcher der poetische Gehalt des Büchleins eröffnet wird, übergehen wir füglich, da die Kritik mit dem genannten Verf. sich abgefunden hat; das darauffolgende scherzhafte Gedicht von Adalbert von Chamisso erfreut uns um so mehr, da die Blume der heitern Laune auf dem oft so öden Pfade unserer kritischen Wanderung so selten erscheinen will. Das nächste Erzeugniß, das uns entgegentritt, ist eine Erzählung von Borromäus von Miltitz: „Die weiße Resy". Ein reicher Lord verirrt sich in den Grubengängen eines böhmischen Bergwerks, hat jedoch endlich das Glück, von dem Bergmädchen, das die Heldin der Geschichte ist, erlöst zu werden. Die kleine Naive, die ihres bleichen Berggesichts wegen die weiße Resy heißt, schilt ihn tüchtig aus, daß er sich ohne Führer in die Tiefe gewagt, und nennt ihn, wie sie nach Bergmannsart Alles, was von der Oberfläche der Erde stammt, haßt, einen kecken Oberflächlichen, — der beste Witz und Gedanke, der dem Verf. unbewußt gekommen zu sein scheint. Des Mädchens seltsames Wesen reizt den Lord; er trägt ihr seine Hand an und Resy, in dem Wahne, er würde Bergmann werden und mit ihr als Hundeläufer zeitlebens in den Schacht fahren, bekennt ihm ihre Gegenliebe. Obwol ihr beschränktes Wesen dem Lord nach und nach drückend und unbequem erscheint, denkt er dem närrischen Dinge die dummen Grillen doch noch zu vertreiben und reist, in der Absicht, die Einwilligung seines Vaters einzuholen, nach London zurück. Da gefällt dem Oberflächlichen seine Oberwelt weit besser wieder als Resy's dumpfer Keller; er wird treulos, und das bleiche Schluchtmädchen stirbt vor Gram, eine Fiction, die dem Verf. kein Mensch glauben kann. Daß eine Jungfrau, die dem Geliebten Leben und Heimath zu opfern sich nicht entschließen kann, unmöglich so tiefe Neigung zu ihm hegt, daß der Liebesschmerz tödtlich wirken könnte, scheint der gutmüthige Erzähler nicht zu wissen; er ist auf dem Gebiete der Menschenkenntniß eben der Oberflächliche, wie sein Engländer, weil er nie in den Schacht der Seele blickte, geschweige hinunterstieg. — Auf drei gut und gefühlvoll versificirte Gedichte von L. Bechstein folgt eine Novelle von L. Storch, betitelt „Dintenseppchen". Auch dieser sogenannte Dichter — oder vielmehr Dünner, wie Tieck sagt — quält sich ab, die Liebe zu begreifen und darstellig zu machen, ohne ihr Wesen nur leise zu ahnen; er sucht die Idee derselben in einem langen Vergleiche zu ergründen, der also anhebt: Die Liebe gleicht einer Bombe u. s. w., S. 207. Die Erzählung selbst liefert die Geschichte der Liebe eines Criminalassessors, der zu gleicher Zeit ein leidenschaftlicher Maler ist, zu einem jungen Savoyarden, Namens Giuseppe, der in Wien mit einem Dintenfäßchen umherläuft und deshalb Dintenseppchen genannt wird. Das frischblühende Gesicht des Naturkindes reizte den Maler leidenschaftlich; es ergibt sich jedoch bald, daß das kleine Wesen ein verkleidetes Mädchen ist, das seinen Freund und Wohlthäter flieht, um der Verbindung desselben mit einem stolzen Fräulein nicht zuzusehen, bis der Assessor dies Verhältniß abbricht und sein Dintenseppchen als Jungfrau wiederfindet. In diese einfache, aber angenehm erdachte Katastrophe ist die Geschichte eines Diebstahls im Mauthhause ziemlich ungeschickt hineingeflochten. Die Darstellung offenbart des Verf. Streben nach gefühlvoller und gemüthlicher Wärme; welche scheinbar angeborene Rohheit gleichwol mitunter durchbricht, mag folgende Stelle zeigen. Die stolze Braut läßt höchst unzarter Weise den Argwohn blicken, der kleine Savoyardenjunge, der im Hause des Assessors lebt, sei eine Jugendsünde desselben aus der Zeit seines Aufenthaltes in Italien, und der „zarte" Jüngling bricht darüber in die Worte aus: „O ihr gemeinen Seelen! ihr erbärmlichen aus Kohlspiritus zusammengebrauten Geister, die ihr, vermöge eurer stinkenden Abstammung in jedem schönen, edeln Verhältnisse nur immer euern eignen Unflath herauszuriechen vermögt, herausschnüffeln müßt, ja müßt; denn ihr seid wie die Schweine, nützliche Hausthiere, die aber mit ihrem Rüssel den Schmuz und Koth am liebsten durchwühlen u. s. w." — O Cramer, Cramer! wie würdest Du jubeln, wenn Du Dich also überboten hörtest! Oder

ist es Dein Geist selbst, der in den Köpfen unserer Poeten umgeht und spukt? — In der Hoffnung, unsere, durch die Erinnerung an Cramer unangenehm erhitzte Phantasie an Blumenduft abkühlen zu können, wenden wir uns zu den

7. Rosen,

einem elegant ausgestatteten Büchlein, von welchem der Hr. Verleger Leo in einem Sonett behauptet, es böte „in Bild und Wort Gelung'nes mancher Art". Was die Stahlstiche zunächst betrifft, so sind die drei ersten Blätter durch Fehler in der Zeichnung etwas entstellt, die Figur auf dem Titelblatte durch einen verdrehten, schielenden Blick, die beiden nächsten durch ungeschlachte Körperformen; der Stich an sich ist trefflich und die folgenden Blätter sind, der Zeichnung wie der Ausführung auf der Platte nach, Musterstücke zu nennen. Hinsichtlich des poetischen Gehaltes, tritt uns zuvörderst eine Erzählung von W. von Lüdemann, „Das Pfand", entgegen. Der anfängliche Held der interessanten Erzählung ist Ludwig Philipp als einundzwanzigjähriger Lehrer der Mathematik in Chur, wo er, von der ärmlichsten Dürftigkeit bedrängt, gleichwol durch die freundliche Anmuth seines Wesens Männer wie Frauen, denen seine Erscheinung dort ein Räthsel war, entzückt. Außer Stande, seine Wirthin zu befriedigen, übergibt er ihr ein bisher verheimlichtes Portrait seiner fernen Gemahlin zum Pfande, das später auf ein junges Mädchen vererbt, deren Mutter dem jungen Professor ihr kleines Ersparniß von acht Kronenthalern anbot, um den von ihr heimlich geliebten Mann aus einer Verlegenheit zu retten. Mit diesem Medaillon macht sich die junge Rosa, ohne zu wissen, welchen Talisman sie mitsichführt, auf den Weg nach Paris, um ihren Verlobten, einen französischen Maler, der von den Creaturen des bereits verjagten Karl X. auf falschen Verdacht gefangen gesetzt wurde, vom Könige loszubitten. In der Audienz, zu der sich die Kleine drängt, erinnert sich Ludwig Philipp mit freundlicher Rührung seiner merkwürdigen Jugendzeit und des gutmüthigen Schweizermädchens, dessen Tochter vor ihm steht. W. von Lüdemann's Darstellung ist ungleich, bald gelungen, bald jedoch zu flüchtig, um der Novelle einen höhern Rang als den einer mitunter hübsch ausgeführten Anekdote zuzuerkennen. — Die nachfolgende Erzählung, „Valerie", von St. Nelly, welcher ein trefflicher Stahlstich gewidmet ist, hat an Gewöhnlichkeit nicht so leicht ihres Gleichen. Alonzo, der Sohn des heldenmüthigen Anführers der Spanier vor Granada, liebt Valerien, die Tochter des Häuptlings der Araber. Er wagt sein Leben für sie und wird gefangen. Sie befreit ihn und geht dann verkleidet, um den Geliebten zu warnen, ins Lager der Christen, wird aber aus Versehen erschlagen. Wer kennt nicht schon diese alte Litanei!

Sodann: schon wieder eine hanöversche Geschichte von W. Blumenhagen. Es gibt auf Erden keine andere Rettung vor Blumenhagen, als Augenzudrücken. Wenden wir uns lieber zu den nachfolgenden Producten zweier angehenden Dichter, denen die Kritik vielleicht noch die Ueberzeugung einflößen kann, daß sie unberufene Schriftsteller und nichts weniger als Dichter sind. „Benoni und Leïla, oder der Sturz der Janitscharen im Jahr 1826", historische Novelle von Dr. Zehner, zeigt, daß der Verf. derselben etwas hebräisch, etwas türkisch und etwas holländisch versteht; demnoch vermögen Floskeln aus den drei genannten Sprachen ebenso wenig als die pomphafte deutsche Diction, deren sich der Hr. Doctor bedient, dem magern Stoffe und den dürftig erfundenen Situationen aufzuhelfen. Zwei jüdische Eheleute in Konstantinopel ahnen den Sturm, der über die Häupter der Jenitscheri ausbrechen wird; sie schicken ihre Kinder mit holländischen Schiffen nach Deutschland und schwören sich und ihrem Glauben ewige Treue, indem sie zu gleicher Zeit das gegenseitige Gelübde ablegen, in der Stunde der Gefahr und unter den Qualen des nahen Todes ihre Henker noch um die Gnade eines kurzen Wiedersehens zu bitten. Und so geschieht es. Benoni wird, als Freund der gestürzten Janitscharen, zum Tode verurtheilt und Leïla für den Harem des Paschahs bestimmt. In der Abschiedsstunde, die Beiden auf ihr Flehen gewährt ist, stößt der Gatte seinem Weibe und dann sich selber das Messer in die Brust. Allein die Wunden sind nicht tödtlich; man rettet die Unglücklichen, und der Pascha schenkt ihnen Leben und Freiheit. Die Wendung zum Schlusse, ohne alle Motive im Gemüth des Paschas, ist eine ganz schlechte Opernfarce. — Die folgende Erzählung, „Die Gespenster, oder die sonderbare Hochzeitnacht", von einem gewissen Hrn. Teleke, widert durch unmäßige Rohheit zu sehr uns an, als daß wir mehr Worte darüber verlieren dürften. — Endlich: „Gefühlserinnerung", von Agnes Franz, gibt uns das anspruchlose, etwas zu weichlich und weibisch gehaltene Bild zweier Personen, die sich in der Jugend liebten und im höhern Alter unvermuthet wieder zusammentreffen. Nur Tieck hat bis jetzt eine solche Situation mit aller Macht der innersten Wahrheit und Wirklichkeit darzustellen vermocht.

Ein eigenthümlicher Genuß bleibt uns noch vorbehalten, da wir

8. Vergißmeinnicht, von H. Clauren,

bis zuletzt uns aufsparten. Der geistig begrabene, vermoderte, vergessene Clauren schreit noch immer: Vergeßt mein nicht! und zwar diesmal, da die Cholera seine vorjährige Stimme unterdrückte und einschüchterte, mit einem um so dickern „Vergißmeinnicht" von mehr als 500 Seiten. Die alte Creatur will noch nicht ruhen; ja, sich zu verpuppen und zu verjüngen strebt dieser — nicht Schmetterling, nur Buttervogel, denn die zweite der hier gebotenen beiden Erzählungen, „Anna Boleyn", ist von historisch-romantischem Genre, was seiner sonstigen Natur widerstrebend war. Wie sich jedoch ein historisches Thema, in Clauren'scher Manier dargestellt, ausnehmen möchte, darüber durch Lecture eine Erfahrung einzuziehen, kann mir Niemand im Himmel und auf Erden zumuthen. Halten wir uns lieber an die erste Erzählung in gegenwärtigem Taschenbuche, die den Titel „Der Vormund" führt und von dem Grund und Boden des bürgerlichen Gesellschaftslebens uns nicht in ferne Regionen fortführt.

Hier ist der Verfasser ganz in seiner Sphäre; hier sitzen die guten Leutchen alle Augenblicke beim Mittagsessen und beim Abendbrot, das Hofgerichtsräthchen hat sein Töchterchen, Heloischen, auch Loischen, auch Jschen, „Freßlieb", die alten Hofräthinnen und Kanzleiinspectorinnen kuppeln die angehende Brut ganz schamlos zusammen, und der blutjunge Rath, der anfangs den „Zaunpfahlwink" der Alten nicht merken wollte, rechnet doch am Ende zusammen, daß er für das viele Abendbrot, das er bei Warnauers genossen, das ausgebotene „Flaumenpatschchen" Jschens aus Dankbarkeit annehmen müsse und nicht ausschlagen dürfe. O Scham, o Scham, du flohst zum blöden Vieh! 152.

Göthe in seiner praktischen Wirksamkeit u. s. w. Von Friedrich von Müller.

(Beschluß aus Nr. 819.)

Göthe war überzeugt, daß dem Menschen weniger von Außen als von Innen heraus zu helfen sei, und ihm erschien als tyrannisch nur Das, was den Fortschritt sittlicher und intellectueller Bildung aufzuhalten droht. Die Freiheit des Gedankens hat er immer standhaft vertheidigt und seine Beobachtungen über die Gebrechen und Heilmittel öffentlicher Zustände in seinen Schriften bald verhüllter und symbolisch, bald offen niedergelegt. Dagegen war ihm alles nutzlose Radotiren und leidenschaftliche Parteinehmen in tiefster Seele verhaßt. War er mit irgend einem wichtigen Werk beschäftigt, so versagte er sich auf mehre Monate alles Lesen öffentlicher Blätter. „Es fällt einem doch mitunter auf", schrieb er an Zelter, „daß man von dem Vergangenen so viel weiß als ein Anderer auch, und daß man durch die Kenntniß Dessen, was der Tag bringt, nicht klüger und nicht besser wird. Dieses ist von größter Wichtigkeit. Denn genau besehen, ist es von Privatleuten doch nur eine Philisterei, wenn wir Demjenigen zu viel Antheil schenken, worin wir nichts wirken können. Und dann darf ich Dir wol in's Ohr sagen: ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. Also wollen wir uns, so lange es Tag ist, nicht mit Allotrien beschäftigen." Bei einer andern Gelegenheit schreibt er an einen jüngern Freund: „Es ist ganz gleichviel, in welchem Kreise ein edler Mensch wirke, wenn er nur diesen Kreis genau kennen zu lernen und völlig auszufüllen weiß. Wofür aber der Mensch nicht wirken kann, dafür soll er auch nicht ängstlich sorgen, nicht über Bedürfniß und Empfänglichkeit des Kreises hinaus, in den ihn Gott und die Natur gestellt, anmaßlich wirken wollen. Alles Voreilige schadet, die Mittelstufen zu überspringen ist nicht heilsam, und doch ist jetzt Alles voreilig und Jedermann sprungweise zu verfahren geneigt. Thue nur Jeder an seiner Stelle das Rechte, ohne sich um den Wirrwarr zu bekümmern, der fern oder nah die Stunden auf die unseligste Weise verdirbt, so werden Gleichgesinnte sich bald ihm anschließen und Vertrauen und wachsende Einsicht von selbst immer größere Kreise bilden,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme."

Um sich her wußte Göthe Alles zu beleben, und seinen Umgebungen und Gehülfen drückte er einen eigenthümlichen Stempel auf, wußte Jeden in beschränkter Sphäre zu tüchtigen Leistungen aufzuregen und seine Bildung zu entwickeln. Der Herzog hatte alle Museen, wissenschaftliche und Kunstinstitute unter seine Oberleitung gestellt, wodurch er dann seine praktischen Zwecke planmäßig verfolgen konnte. Er befolgte den Grundsatz, lieber aus kleinen Anfängen jedes Institut allmälig heranwachsen zu lassen, als mit zu großer Anstrengung nach dem Imposanten zu streben, und hat hierdurch Bedeutendes geleistet. Ernsten Bestrebungen war er gern beförderlich, zog sich aber entschieden zurück, sobald er ein vages, willkürliches Herumtappen oder schrankenloses Wollen bemerkte. Der Polemik war er abhold und suchte nur durch erneutes Aufstellen und Ausüben des Wahren und Rechten zu wirken. „Es gibt nur zwei Wege", behauptete er, „ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zur Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es gerathener, gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwickelungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mitsichführt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können." Die Zeit wußte er wie Keiner zu nutzen. Einst hat er sich, als der Besuch eines erhabenen Königs ihn beglückte, mitten aus den anziehendsten Gesprächen auf einige Minuten weggeschlichen, um schnell für seinen „Faust" eine eben in ihm aufgetauchte Idee niederzuschreiben. Seine Ordnungsliebe ging ins Unendliche; über jede seiner Unternehmungen, selbst über die angeordneten Maskenzüge legte er sich Actenhefte an und entwarf periodische Tabellen über die Ergebnisse seiner Thätigkeit. Alle seine Arbeiten wurden vorher schematisirt. Dabei mußte selbst das Unbedeutendste reinlich und zierlich geschrieben und besiegelt sein. Nichts in seiner Umgebung durfte die Harmonie des Eindrucks stören. Wechsel der Thätigkeit war ihm die einzige Erholung und bei der Unzahl von Arbeiten aller Art im höchsten Lebensalter wußte er dennoch einige Stunden täglich für besuchende Freunde zu gewinnen. Wiewol er sich auf Zeiten streng vor der Welt abschloß, hielt er sich doch in Contact mit ihr. „Melde mir ja", schreibt er an Zelter, „vom Alten und Neuen, auch vom Augenblick Mannichfaches: denn wenn ich gleich meine Zugbrücken aufziehe und meine Fortificationen immer weiter hinausschiebe, so muß man doch zuweilen auch wieder Kundschaft einziehen." Mit irgend einem Gegenstande beschäftigt, lehnte er alles seinem Ideengange Fremde standhaft ab. Gelang ihm diese Concentration nicht, so schritt er oft zu den extremsten Mitteln und schnitt plötzlich alle Communication nach Außen gewaltsam ab. Kaum aber hat die Einsamkeit ihn von der Fülle seiner Ideen entbunden, so wird er neuen Interessen zugänglich und schwimmt in dem frischen Elemente ausgebreiteten Daseins. Bei der unzählbaren Menge der an ihn gerichteten Sendungen, und da er dem Grundsatz treu blieb, nichts zur unrechten Zeit zu thun und zu genießen, behielt er Manches monatelang unentsiegelt und blieb oft lange mit seinen Antworten im Rückstande, nahm jedoch später gern Veranlassung zu wohlwollender Ausgleichung und überraschte Manchen, der an seiner Theilnahme schon verzweifelt, unvermuthet durch ein liebevolles Blatt. Er ward aber auch oft auf die zudringlichste Weise belästigt, nicht nur durch angehende Musenjünger, die Rath und Urtheil begehrten, sondern selbst durch ganz fremde Personen, die sich in den wunderlichsten Fällen, z. B. wegen Heirathen, Wahl eines Berufs, Häuserbau, Collecten u. s. w., an ihn wendeten. Seine Theilnahme an Erfindungen, Industrie, Technik und Naturkunde steigerte sich noch im höchsten Lebensalter. Von Unternehmungen wie der Eriekanal, der Tunnel u. dgl. verschaffte er sich Risse. Die halleschen Missionsversuche beschäftigten ihn lebhaft, man fand ihn oft über Daub's, Creuzer's, Paulus' und Anderer Schriften; unter seinen Papieren fand sich die Skizze zu einer Cantate auf die Reformation. Einem französischen Geistlichen, der ihn besuchte, entwickelte er unvermuthet im Umriß die letzten drei Jahrhunderte der französischen Kirchengeschichte. Die verewigte Großherzogin Louise sowol als die jetzt regierende Großherzogin Maria besuchten ihn wöchentlich zu bestimmten Tagen und Stunden, wobei er ihnen dann

eingegangene interessante Literatur- und Kunstgegenstände vorzeigte und erläuterte, und diese regelmäßig wiederkehrenden Tage machten ihn sehr glücklich. Es war ihm Bedürfniß, jeden Zustand, jedes Ereigniß in einen Begriff zu verwandeln. Seine Fertigkeit hierin war das Fundament seiner praktischen Lebensweisheit und erhielt ihn unter allen Umständen im Gleichgewicht. Zur Zeit der Julirevolution schrieb er beruhigend an Zelter: „Man bedenke, daß mit jedem Athemzuge ein ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, sodaß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden und Sorgen kaum erinnern. Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nützen und zu steigern gewußt. Hierin bekräftigt mich das mir eben wiedererneuerte Wort jenes Alten: „Ich lerne immerfort, nur daran merk' ich, daß ich älter werde". Darf ich mich doch nicht beklagen, da mir noch der Sinn bleibt, das Gute, Schöne und Vortreffliche mit Enthusiasmus anzuerkennen. Friede mit Gott, und ein Wohlgefallen an wohlwollenden Menschen!" In diesem mehr als dreißigjährigen Briefwechsel mit Zelter legte er Alles nieder, was ihn freute und quälte; die Briefe wechselten beinahe regelmäßig allwöchentlich. Wie er sich bei Unglücksfällen benahm, ersieht man aus folgenden nach dem Tode seines einzigen Sohnes an Zelter gerichteten Worten: „Hier nun kann allein der große Begriff der Pflicht aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich im Gleichgewicht zu erhalten. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen." So greift er, um den Schmerz zurückzudrängen, zu einer lang verschobenen Arbeit, „sich ganz darin zu absorbiren". In vierzehn Tagen hat er den vierten Band seines Lebens fast ganz vollendet, als die bekämpfte Natur sich rächt und ein Blutsturz ihn an den Rand des Grabes führt. Kaum genesen, bestellt er sorgsam sein Haus, ordnet seinen literarischen Nachlaß und bemüht sich, mit der Welt völlig abzuschließen. Aber indem er seine Leistungen überblickt, verdrießt es ihn, den „Faust" unvollendet zu hinterlassen; in der zweiten Abtheilung fehlt noch der größte Theil des vierten Akts; er ergänzt ihn und darf am Vorabend seines letzten Geburtstages die Aufgabe seines Lebens für vollendet erklären. An seinem Geburtstage eilt er nach Ilmenau, erfrischt sich und kehrt dann zu seinen Naturbetrachtungen zurück. Zur Erholung läßt er sich den Plutarch vorlesen, nimmt zugleich die neuere französische Literatur, diese „Literatur der Verzweiflung", wie er sie nannte, mit Geduld und Eifer vor, gewahrt dabei, wie der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St.-Hilaire über den Urtypus der Thierwelt seine eigne Lieblingslehre berührt, und spricht sich noch ein Mal keck und frisch darüber aus; er sendet seinen Aufsatz an Varnhagen v. Ense, läßt an dem nämlichen Tage noch Briefe reichsten Inhalts an Wilhelm v. Humboldt, Zelter, Graf Kaspar v. Sternberg u. A. abgehen: — da naht unerwartet der stille Genius, und inmitten heitersterThätigkeit, liebevollen Schaffens und Waltens sehen wir ihn abgerufen zu höherm Wirken, auf daß sein eignes großes Losungswort erfüllt werde:

Es gilt am Ende doch nur vorwärts.

Der Inhalt der Vorlesung ist, wie der Leser aus dem obigen treuen Auszuge sieht, eine geistreiche und genaue historische Uebersicht der gewaltigen Lebensthätigkeit Göthe's von ihrem ersten Ursprunge bis an das Ende. Bis auf einige Briefstellen und Wortanführungen ist dieselbe jedoch aus schon bekanntem Stoffe geformt. Der Leser aber wünscht natürlich mehr specielle, charakteristische Lebensäußerungen und Züge, und zwar vorzüglich neue zu erhalten, und Jedem wäre es gewiß erfreulich gewesen, wenn der Herr Verf., dem hierzu die Quellen reichlich fließen müssen, der von ihm am Eingange erlassenen Aufforderung zur Sammlung solcher Züge gleich selbst zu entsprechen, einen kleinen Anfang gemacht hätte. Die Falk'sche Schrift hat durch Mittheilungen einer Menge interessanter, bis dahin noch völlig unbekannter Anekdoten, Gespräche und Urtheile Göthe's mit vollem Recht allgemeine Theilnahme erworben; gewiß aber müssen Diejenigen, die so glücklich waren, zu seinen nähern Umgebungen zu gehören, noch einen reichen Schatz solcher Blüten bewahren, deren Mittheilung das Publicum mit Sehnsucht erwartet. Hoffen wir denn, daß der Herr Verf., dem es an Stoff dazu nicht fehlen kann, hierin nicht zurückbleibe, jedenfalls aber werden künftige Sammler wohl thun, wenn sie die in dieser kleinen Schrift in trefflicher Anordnung gegebenen Andeutungen gleichsam als Capitelüberschriften benutzen und daran Dasjenige, was die Zukunft bringen wird, in regelmäßiger Folge anreihen, woraus dann ein schönes und vollständiges Bild des großen Geistes allmälig gleichsam von selbst erwachsen wird. 119.

Literarische Notizen.

Carlo Botta's Fortsetzung von Guicciardini's „Geschichte von Italien" (von 1534—1789) ist endlich fertig, und wird in zehn Theilen in Paris noch im laufenden Jahre erscheinen. Zu gleicher Zeit ist eine Ausgabe vom Guicciardini in sechs, und eine von Botta's „Geschichte von Italien" in den Jahren 1789—1814 in fünf Bänden, übereinstimmend mit der obigen in zehn, in monatlichen Lieferungen von einem Bande angekündigt.

Italien hat unlängst in dem Marchese Gian Giacomo Trivulzio in Mailand einen eifrigen Freund und Beförderer der Wissenschaften durch den Tod verloren. Er war ein fleißiger Arbeiter und stand mit vielen gelehrten Männern verschiedener Länder in Briefwechsel. Seine kostbare Sammlung von Manuscripten und Denkmalen alter Kunst war allen Wißbegierigen freisinnig geöffnet. Er gehörte zu den verdienstvollen, besonders in Norditalien und Toscana anzutreffenden Mitgliedern des italienischen Adels, die durch ihre Geistesbildung und den wohlthätigen Gebrauch, welchen sie von ihren Reichthümern gleichwie von ihrem Einflusse machen, berufen sind, ihren Stand von den Vorwürfen zu befreien, die manche Reisende ihm aufgebürdet haben.

Ugo Foscolo war im Jahr 1803 kurze Zeit Professor der Beredtsamkeit an der Universität Pavia. In seinen daselbst gehaltenen Vorträgen sprach er sich folgendermaßen über Boccaccio aus, dessen Talente und Gelehrsamkeit er in hohem Grade zu würdigen verstand. „Boccaccio, von seiner neuerlangten classischen Gelehrsamkeit erfüllt, bestrebte sich, im Italienischen die Prosa der Ciceronianischen Periode mittels Versetzungen nachzuahmen, ohne zu bedenken, daß die italienische Sprache für die lateinische Syntax nicht paßt. Wer kann einen langen, mit einem Walde von Artikeln, welche die Römer nicht kannten, vollgestopften Redesatz deutlich und glatt weglesen, sobald das regierende Zeitwort am Ende steht? Im 15. Jahrhundert schrieb Machiavelli, Boccaccio's umgekehrte Ordnung verwerfend, die erste reine und fließende italienische Prosa. Machiavelli soll wenig Latein verstanden haben. Vielleicht hielt ihn gerade seine Unwissenheit ab, in Boccaccio's Fehler zu gerathen. Im 16. Jahrhundert machten Della Casa und Bembo, beide Prälaten des römischen Hofes, Boccaccio's Styl wieder Mode, und die Akademien erhielten sie. Späterhin, als die französische Sprache sich über Italien verbreitete, versuchten unsere Schriftsteller Machiavelli's Styl mit dem des französischen Wörterbuches zu vereinigen. Cesarotti selbst beförderte den Gebrauch französischer Wortfügung. Roberti und Bettinelli waren die Häupter einer andern Schule, die man, ihren Vorfechtern nach, die jesuitische nennen kann. Sie überfäeten ihre Perioden mit unnöthigen Verzierungen und verstümmelten die Endungen der Worte, was, besonders in der Mehrzahl, ein entschiedener Irrthum zu nennen ist. Alfieri allein verschmähte mit seinem freien, furchtlosen Geiste zugleich die akademische, französische und jesuitische Schule und schrieb echtes Italienisch, indem er Dante's und Machiavelli's Styl erneuerte." 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 321. — 16. November 1832.

1. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Gans, Raumer, Varnhagen von Ense, Voigt, Waagen. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierter Jahrgang. Mit Rubens Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1833. 12. 1 Thlr. 16 Gr.
2. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang. München, Franz. 1833. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Indem uns die beiden historischen Jahresgeschenke wieder mit ihrer Erscheinung erfreuen, fällt uns sofort die im Verhältniß zu frühern Jahrgängen abgemagerte äußere Gestalt des erstern auf und tritt uns als bedenkliches Zeichen entgegen. Wir vergleichen den Inhalt, und in der That ist eine kleine Veränderung vorgegangen; denn obgleich die ersten drei Aufsätze sich auf das Angemessenste dem Inhalt der frühern Jahrgänge anschließen, sind doch die beiden letzten, die nämlich von Gans und Raumer, offenbar heterogene Zugaben, die wol nur in der Absicht hinzugekommen sind, das Bändchen nicht noch mehr zusammenschwinden zu lassen.*) Und so corrigirt sich unser dem Aeußern entnommenes Vorurtheil; denn wären nur noch die 94 Seiten weggefallen, wir würden im Innern vergeblich einen Unterschied von den frühern Bänden zu finden versuchen.

Die erste Stelle unter den aufgenommenen fünf Aufsätzen nimmt ein Fragment aus persönlichen Denkwürdigkeiten Varnhagen's von Ense ein, überschrieben: „Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris, im Jahre 1810". Ref. muß gestehen, daß er diese Ueberschrift mit einigem Bedenken las: die Darstellung eines Festes, was uns der Zeit nach so nahe liegt, schon so bekannt, so vielfach geschildert ist; dessen trauriger Ausgang in allen bisherigen Erzählungen einen so widrig disharmonischen Nachklang hinterläßt! Nur der Name des Verfassers konnte das Widerstreben mildern, mit welchem die Lecture begonnen wurde. Bald schwand dies nun; eine Schaubühne der heitersten, erfreulichsten Art eröffnete sich, anziehender und anziehender, immer bedeutender wurden die Scenen; die Vorbereitungen des Festes, das Fest selbst entwickeln sich so anschaulich und ruhig und klar vor des Lesers Augen; durchaus dramatisch, rasch tritt die scharfgezeichnete Hauptperson herein, und nun wir uns im heitersten Element bei der imposantesten Umgebung bewegen, entwickelt sich mit einem Male der Keim des Unglücks; auch dieser noch Anfangs so, daß wir ihn linienweise in seinem Wachsthum verfolgen, bis dieses in unhemmbarer Progression Alles um sich ergreift und Tod und Vernichtung überall hin verbreitet; selbst im furchtbarsten Tumult aber hält uns ein Führer am Arme, der uns keinen Fehltritt thun, der uns Alles sehen läßt; und als er uns nun in ein Nervenzittern versetzt hat, wo wir das glühende Diadem der Fürstin von der Leien selbst auf unserer Stirne zu fühlen glauben, weiß er der furchtbaren Tonmasse, die in lebendurchschneidender Disharmonie auf uns gestürzt ist, so harmonische Ausgänge zu bereiten, indem er unsere Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Mittelpunkt der Schmerzen, der Fürstin von Schwarzenberg ablenkt, unsern Unwillen über Napoleons und Hulin's Härte, unsere Theilnahme für den Anführer der Pompiers erregt, dann uns jenem Mittelpunkt wieder näher führt, aber zuerst nicht zu ihm selbst, sondern zu dem trostlosen Jammer, der in dem Suchen nach ihm sich in dem Fürsten Joseph von Schwarzenberg entwickelt, daß schwächer und schwächer die Töne verklingen, die Anspannung der Nerven, das Erzittern schwindet, und die Schilderung des Ausganges des Festes, der Brandstätte, der körperlichen Ermattung, des Contrastes, in welchem der wirkliche Gebrauch der Festvorräthe zu dem beabsichtigten steht, Alles wenigstens eine natürliche Beruhigung in uns herbeiführen zu können scheint. Da erhebt sich plötzlich von Neuem ein Klageton, überraschend und doch gering anhebend, aber schnell bis zum herzzerreißendsten Jammer gesteigert; Hulin findet den halbverbrannten Leichnam der vermißten Fürstin: es ist ein Ton, in welchem einfacher und ruhiger, aber um so tiefer eindringend noch einmal das Unheil der Nacht zusammengefaßt ist; aber um nun auch geistiger sich in Harmonie aufzulösen, die Gewißheit des Todes der Fürstin tritt um so beruhigender herein, als sie die Ueberzeugung gewährt, daß er schmerzlos war. Und so sind wir auf den Punkt gekommen, wo uns der Contrast der kaiserlichen Herrlichkeit und des durch einen Luftzug entzündeten Gazeflockens; der Contrast der schirmenden Tausende

*) Diese Vermuthung des Ref. ist falsch. D. Red.

und des Dennochpreisgegebenseins jedes Einzelnen, selbst des Kaisers; der Contrast der vortrefflichsten Rettungsanstalten und der Vernichtung, die sich aus ganz übersehenen Kleinigkeiten entfaltet; der Contrast des sichersten, in seinen Genüssen alambiquirtesten Lebens und des mitten in der Sicherheit unangemeldet hereinbrechenden Verderbens: mit einem Worte, der Contrast menschlicher Mittel und göttlicher Majestät so unmittelbar berührt und ergreift, daß uns das Verhallen des nächtlichen Gewitters wie der Nachklang der Stimme des Höchsten selbst erscheint, und wir mit innerer Versöhnung noch die letzten Zeilen, welche die nächsten äußerlichen Folgen darstellen, lesen können.

Es gibt wenig, in so geringen Raum zusammengedrängte historische Darstellungen, die Ref. so unmittelbar fortgerissen haben; wenig Ueberschriften, deren Gefühlseinwirkung so ganz im Gegensatz traten zu Dem, was Ref. in dem Aufsatze, dem sie dienten, selbst fand, als eben diese.

(Der Beschluß folgt.)

Zustand der Literatur und Wissenschaft in Italien.

Zweiter Artikel.*)

Lombardisch-venetianisches Königreich.

Im ersten Artikel haben wir gezeigt, wie Piemont seit mehren Jahrhunderten sich einer fast vollständigen Unabhängigkeit erfreute und Turin im Verhältnisse zu den allmäligen Vergrößerungen des Hauses Savoyen seinen Einfluß immer mehr ausdehnte, bis es endlich der politische und literarische Mittelpunkt der Staaten des Königs von Sardinien wurde. Die Lombardei dagegen, mit der wir uns jetzt beschäftigen wollen, ist nach einer Reihe von Wechselfällen zu einem Zustande gelangt, der unglücklicherweise höchst verschieden von jenem Piemonts ist.

Bei der Wiederauflebung der Wissenschaften konnte sich jede lombardische Stadt rühmen, das Ihrige zur Abschüttelung des Joche der Barbarei gethan zu haben. Die kleinen Tyrannen, welche sich im 14. Jahrhundert in das schöne Land theilten, beschützten mitten unter ihren unaufhörlichen Kriegen die Talente und wetteiferten miteinander um den Besitz eines ausgezeichneten Mannes wie um eine reiche Provinz. Nach und nach aber verschwanden alle diese kleinen Staaten vor der überwiegenden Macht Mailands und Venedigs, welche die Hauptstädte Italiens diesseits des Po wurden. Mailand hatte bis zum Verluste seiner Unabhängigkeit stets eine große Anzahl gelehrter Männer in seinen Mauern, und Franz I. hielt bei seinem Einfalle in die Lombardei den Besitz Leonardo's da Vinci, welcher sich damals am Hofe des Herzogs von Mailand befand, für eine der schönsten Früchte seines Siegs. Unter der spanischen Herrschaft im 16. Jahrhunderte verlor diese Stadt nach und nach ihren ersten Glanz, während ihre Nebenbuhlerin, Venedig, die Literatur und Wissenschaften in ihrem Schooße mit jedem Tage schöner erblühen sah. Die Lage dieser Königin des adriatischen Meeres und ihr Handel mit dem Oriente gaben ihren unerschrockenen Kaufleuten Gelegenheit, bis zu den unbekannten und fast fabelhaften Grenzen Asiens zu gelangen. Den berühmten Reisen der Familie Marco Polo folgten Untersuchungen im atlantischen Meere, die zwar weniger bekannt, aber fast ebenso wichtig sind. Auf der andern Seite mußten der häufige Verkehr der Venetianer mit den Griechen und ihre Besitzungen im Archipel sie frühzeitig zur Beschäftigung mit der Sprache Homer's hinführen. Nach dem Falle Konstantinopels ward Venedig, nebst den andern italienischen Städten, das Asyl der Ueberreste der griechischen Civilisation und die Bibliothek des Cardinals Bessarion war der erste Lohn für diese Gastfreundschaft. Die von dem ältern Aldus gestiftete venetianische Akademie förderte das Studium der griechischen Literatur auf kräftige Weise, und dieser berühmte Buchdrucker erwarb sich durch die Herausgabe der wichtigsten Werke der hellenischen Literatur ein Recht auf die Dankbarkeit der Nachwelt. Im 16. Jahrhunderte erreichte der literarische Ruhm Venedigs seinen höchsten Gipfel. In der Republik erblickten nicht blos berühmte Männer wie Palladio, Tartaglia, Fracastoro, Bembo, Tizian ꝛc. das Licht der Welt, sondern Venedig diente auch einer großen Anzahl anderer ausgezeichneter Italiener, welche vor der Tyrannei Karls V. und der Strenge des römischen Hofes flohen, als Zufluchtsstätte. Die gegen Alle, welche sich in die innere Politik zu mischen wagten, unerbittliche, unbeugsame venetianische Aristokratie gestattete doch einen ziemlichen Grad von Freiheit zur Bekämpfung fremder Unterdrückung und des Aberglaubens; hier suchten deshalb Strozzi, Varchi und della Casa Schutz gegen die Verfolgungen Alexanders und der Medici; hier durften Brucioli u. Andere ohne Furcht eine nothwendige Reformation predigen. Die Geschichte wird es immer rühmen, daß die Republik Venedig Galilei aufnahm, der schon in der Jugend sein Vaterland verlassen mußte, und Paolo Sarpi gegen „lo stile della curia di Roma" schützte.

In den folgenden Jahrhunderten behielten Venedig und die Universität Padua, obgleich sie sich keiner so berühmten Männer, wie die angeführten, rühmen konnten, immer noch eine Art literarischer Suprematie über die ganze Lombardei. Aber gegen das Ende des letzten Jahrhunderts schien Mailand wieder aus dem langen Schlafe zu erwachen. Diese Stadt, welche unter östreichische Herrschaft gekommen war, erhielt neues Leben und man sah nach und nach Beccaria, Verri, Parini, Volta, Spallanzani und andere berühmte Männer sich erheben, welche unter der erleuchteten Verwaltung des Grafen Firmian den Ruhm ihres Vaterlands weit in die Ferne trugen.

Unter der Regierung Napoleons wurden die Künste und Wissenschaften in der Lombardei kräftig geschützt und begünstigt. Mailand, damals die Hauptstadt eines Reichs von acht Millionen Einwohner, mit einem glänzenden Hofe und tausend Mitteln, wodurch Einer sein Glück machen konnte, zog alles Ausgezeichnete und Berühmte zwischen den Alpen und Apenninen in seinen Mauern. Einige mächtig und einflußreich gewordene Gelehrte, wie Paradisi und Aldini, beschützten und begünstigten die jungen Leute, welche die literarische oder wissenschaftliche Laufbahn betraten, so viel sie vermochten; Andere bildeten dagegen den thätigen Theil des Nationalinstituts von Italien.

Diese berühmte gelehrte Gesellschaft, welche sogleich nach ihrer Stiftung Namen wie Volta, Scarpa, Oriani, Monti, Longhi ꝛc. die übrigen nannte, in die der große Feldherr selbst aufgenommen zu sein wünschte, konnte jeder andern in Europa den Vorrang streitig machen. Seitdem hat sich aber leider! Alles geändert. Mag die Revolution von 1821 das Mistrauen Oestreichs erregt oder, wie Andere behaupten, der geheime Rath nie den Gedanken aufgegeben haben, Mailand die Suprematie zu entziehen, genug, alle Centralisation ist verschwunden und mit ihr alle Lebenskraft und Thätigkeit. Der Vicekönig lebt fast stets in Monza, der Senat und General halten sich in Verona auf und der Commandostab ruht in Wien. Es gibt kein Band, kein Zusammenwirken mehr und als man das Institut Italiens bestehen ließ, so geschah es nur unter der Bedingung, daß es sich nicht weiter erneuere; das gänzliche Aufhören desselben läßt sich also in der nächsten Zukunft erwarten.

Obgleich seines größten Glanzes beraubt, besitzt indeß Mailand noch immer Männer von der größten Berühmtheit; an ihrer Spitze steht Manzoni. Manzoni verlor seinen Vater frühzeitig, erhielt durch die Sorge seiner Mutter, einer Tochter des Marchese Beccaria, des Verf. der berühmten Schrift „Ueber die Verbrechen und die Strafen", eine ausgezeichnete Erziehung, brachte einen Theil seiner frühesten Jugend mit ihr in Paris zu und kehrte mit vielen französischen Ideen nach Italien zu-

*) Den ersten Art. s. in Nr. 250 d. Bl. D. Red.

rück, welche indessen eine große und aufrichtige Frömmigkeit nicht zu verdrängen vermochten. Diese Frömmigkeit machte Manzoni zu einem Dichter der Religion, aber der Religion, welche die Vorurtheile des gemeinen Volks abschüttelt, um sich zur Urquelle der Tugend, des Genies und der Freiheit aufzuschwingen. Er hat seine Gefühle in den anmuthigsten Hymnen an die Jungfrau ausgesprochen und die Religion des Genies in seiner herrlichen Ode auf den Tod Napoleons besungen. Manzoni hat zwei Trauerspiele geschrieben, „Carmagnola" und „Adelchi", die beide große Schönheiten enthalten, aber, da der Dichter die Regeln der drei Einheiten darin verletzt hatte, von den Anhängern des Aristoteles angegriffen wurden, indeß einen würdigen Vertheidiger an unserm Göthe fanden, der die „Carmagnola" unter die Meisterwerke des neuern Theaters zählte. Nach diesem Trauerspiele wuchs der Ruhm Manzoni's immer mehr; er bildete eine eigne Schule, fand zahlreiche Nachahmer und ward das Haupt der italienischen Romantik. Aber Manzoni ist nicht blos als dramatischer Dichter bekannt; auch sein Roman „I promessi sposi", der einen außerordentlichen Beifall in Italien fand, machte ihn beliebt. Der in allen andern Arten so reichen italienischen Literatur fehlte es noch an Romanen in Prosa, denn die ältesten italienischen Romane kennen kaum die Gelehrten. Den Erzählungen Boccaccio's, Bandello's und anderer Novellendichter, aus denen Shakspeare und Lafontaine mit so viel Glück schöpften, fehlt es, obgleich sie höchst interessant sind, an den einem Romane nöthigen Entwickelungen. Die echten italienischen Romane sind in Versen geschrieben, wie die provenzalischen, aus denen Ariosto, Bojardo, Pulci und Andere den Stoff zu ihren Gedichten entlehnten. Im Anfange unsers Jahrhunderts suchte Foscolo diese Lücke in der italienischen Literatur auszufüllen; seinem „Jacopo Ortis", der nichts als eine Nachahmung von Göthe's „Werther" ist, fehlte es aber an Originalität. Manzoni war also mit seinen „Verlobten" gewissermaßen der Erste und das außerordentliche Glück, welches dieser Roman machte, bewies, daß der Verf. sein Ziel wirklich erreicht habe. Im Auslande dagegen, besonders in Frankreich und England, ward der Roman ziemlich kalt aufgenommen, was, nach unserm Dafürhalten, an etwas von dem Talente des Verf. ganz Verschiedenen liegt. Eine Schrift, die populair sein soll, muß vor Allem dem Bedürfnisse ihrer Zeit entsprechen und den Empfindungen des Volks, an das sie gerichtet ist, Worte geben. Läßt die Censur offenbare Thatsachen nicht passiren, so muß man sich mit Anspielungen ꝛc. behelfen, die aber nothwendigerweise von der Art sein müssen, daß die Leser den versteckten Sinn errathen können. Dies ist bei Manzoni der Fall. Sein Roman lehrt die Resignation, die Selbstverleugnung; er sagt zu dem unterdrückten Italiener: „Fürchte nichts; Gott lebt noch und kann die Tyrannen vernichten." Diese Elemente fanden sich nicht in Frankreich und England, der Roman sprach folglich dort nicht an; auf Deutschland war er eher anwendbar, deshalb fand er bei uns auch mehr Beifall als in den erwähnten Ländern, wenn auch nicht einen solchen wie in Italien selbst. Viele glaubten, Manzoni habe den Papst als das künftige Haupt der italienischen Restauration bezeichnen wollen, und dies sei der Hauptgedanke seines Romans; wir meinen aber, er habe nur sich, seine Gefühle geschildert und keineswegs einen politischen Roman schreiben wollen. In den Chören der „Carmagnola" aber, während zwei italienische Völker sich bekämpfen, spricht er den Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes aus. Man theilt die immer steigende Angst des Dichters, wenn er ruft

Ahi...
Ahi sventura...
Ahi sventura, sventura, sventura!

und dieser ergreifende Ruf durchdringt jedes italienische Herz. Gibt es wirklich Leute, welche glauben, das Zeichen zur Neugestaltung Italiens könne vom Vatican ausgehen, so muß man ihnen zurufen, öffnet das Buch der Geschichte und leset, oder noch besser, öffnet die Augen und seht! Manzoni ist gegenwärtig mit zwei neuen Werken beschäftigt, über die neuere Philosophie und über die italienische Literatur; seine schwächliche Gesundheit erlaubt ihm aber keine anhaltende Arbeit. Er wagt nicht, ohne Begleitung auszugehen, und glaubt oft, einen Schlund neben sich zu sehen.

Von Grossi, einem seiner Freunde, ist Manzoni nicht zu trennen. Man verdankt diesem zwei niedliche Novellen in Versen: „Ildegonda" und „Die Flüchtige". Grossi handhabt den mailändischen Dialekt, dessen sich schon Porta und Bossi bedient haben, mit dem größten Glücke. Sein „Orpheus" ist ein wahres Modell von Originalität, eine höchst geistreiche Burleske. Er hat auch ein episch-romantisches Gedicht geschrieben: „Die Lombarden auf dem Kreuzzuge", das aber trotz seinen mannichfachen Schönheiten kein Glück machte. Jetzt beschäftigt er sich auf einem historischen Romane, dessen Erscheinen man mit Ungeduld entgegensieht.

Der Einfluß und Ruhm Beccaria's und Verri's bildeten in der Lombardei eine Schule ausgezeichneter Publicisten und Staatswirthschaftslehrer; ihre Anzahl vermindert sich aber von Tage zu Tage. Kürzlich starben Melchiorre Gioja (der Verf. der „Philosophie der Statistik"), als er kaum das Gefängniß verlassen hatte, und der ehrwürdige Verf. des „Colbertismus" (Mengotti). Noch ist die stoische Seele Romagnosi's übrig, der muthig gegen alle Hindernisse kämpft, die ihn umgeben. Romagnosi ist in der Gegend von Piacenza geboren und zeichnete sich schon frühzeitig durch seine Schrift über den Ursprung des peinlichen Rechts aus. Während der Kriege, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Lombardei verwüsteten, zog er sich nach Trient zurück und beschäftigte sich daselbst mit physikalischen und naturgeschichtlichen Untersuchungen. Hier beobachtete er (1802) zum ersten Male die Abweichung der Magnetnadel im galvanischen Strome, jenes wichtige Phänomen, das die Basis des Elektromagnetismus bildet. Kurz darauf ward er von der neuen italienischen Regierung zurückberufen und mit dem Entwurfe eines Gesetzbuchs über den Criminalproceß für Italien beauftragt. Die Art, wie er diesen Auftrag löste, gewann ihm die höchsten Lobeserhebungen. Zu derselben Zeit gab er seine schöne „Einleitung zum Studium des allgemeinen öffentlichen Rechts" und andere gleich geistvolle und gelehrte Schriften heraus. Er wurde nach und nach zum Professor an der Universität Parma und Pavia ernannt, und versah auch ein wichtiges Amt im Justizministerium zu Mailand. Nach dem Sturze Napoleons verlor er alle seine Aemter und ward in Venedig eingekerkert; hier im Gefängnisse schrieb er sein Werk: „Ueber den ersten Unterricht in der Mathematik". Als er endlich seine Freiheit wiedererhielt, kehrte er nach Mailand zurück, wo er noch jetzt in edler Dürftigkeit lebt. Obgleich hochbetagt, ist er doch noch außerordentlich thätig und hat erst neuerlich eine Sammlung der Schriften Zanetti's und Stellini's über die alte Moralphilosophie herausgegeben. Er ist Mitarbeiter an den „Statistischen Annalen" Lampato's und an andern periodischen Schriften.

Unter den Männern, die sich mit dem Studium der Geschichte beschäftigen, erwähnen wir zuerst den Grafen Pompejo Litta, der sein Talent und sein Vermögen der Herausgabe eines für die Geschichte wie für die Kunst gleich wichtigen großen Werks gewidmet hat. „Die berühmten italienischen Familien" sind keine bloße Sammlung von Genealogien, wie der Titel vermuthen läßt, sondern ein Werk, das treffliche Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Männer der italienischen Geschichte enthält, welches geschickte Künstler mit einer großen Anzahl Abbildungen merkwürdiger Denkmäler geschmückt haben, kurz eines der schönsten Erzeugnisse der neuern Literatur. Ferrario verdankt man wichtige Untersuchungen über die Ritterromane, und er hat kürzlich in Verbindung mit Landriani einen ausgezeichneten Versuch über die Geschichte der Theater herausgegeben. Defendente Sacchi schrieb eine gelehrte Geschichte der griechischen Philosophie, ist Redacteur der großen Sammlung Metaphysiker, welche in Mailand erscheint, und hat mit einem seiner Verwandten (Joseph Sacchi) höchst interessante Untersuchungen über die Baukunst der Longobarden angestellt. Der Graf Castiglioni schrieb

mit großer Gelehrsamkeit über die kufischen Münzen in dem Museum zu Mailand und gab verschiedene Abhandlungen über wichtige Fragen der orientalischen Literatur heraus, sowie ganz neuerlich ein Bruchstück von Ulphilas, welches Majo in den Palimpsesten der ambrosianischen Bibliothek gefunden hat. Cattaneo, der mit so vielem Eifer an der Herstellung des schönen numismatischen Museums in Mailand arbeitete, hat gelehrte Untersuchungen über ungarische und andere Denkmäler des Mittelalters bekanntgemacht. Bossi endlich verdankt man eine Geschichte Italiens und Untersuchungen über fast alle Zweige des menschlichen Wissens.

Mailand besaß einige Jahre den ausgezeichneten Philologen Majo, dem man die wichtigsten Entdeckungen verdankt. In den Jahrhunderten der Barbarei, wo das Pergament sehr selten war, kratzten unwissende Mönche die alten Manuscripte ab und beschrieben sie mit Predigten und dergl. Majo, der bis 1812 fast ganz unbekannt und unbeachtet in einer Provinz Venedigs gelebt hatte, wurde um diese Zeit zum Vorsteher der ambrosianischen Bibliothek in Mailand berufen und beschäftigte sich vorzugsweise mit diesen Manuscripten, welche man Palimpsesten nennt. Seine Arbeiten krönte das Glück und in wenigen Jahren gab er mehre wichtige Werke heraus. Hierauf wurde er an die Bibliothek des Vaticans berufen, wo er die berühmte Schrift Cicero's über die Republik fand, deren Entdeckung soviel Aufsehen in der gelehrten Welt machte. Indessen gab Majo auch andere Schriften heraus, namentlich einen Wegweiser und eine griechisch geschriebene, merkwürdige romantische Geschichte Alexanders. In Verbindung mit Zohrabe, einem gelehrten Armenier, stellte er einen Theil des Eusebius wieder her, von dem das Original verloren gegangen, aber in armenischer Uebersetzung erhalten war. Gegenwärtig gibt Majo eine neue Reihe alter Schriftsteller in Rom heraus, wovon bereits fünf Bände erschienen sind. Die letzte Lieferung (vom J. 1831) enthält ein Verzeichniß der orientalischen Handschriften der vaticanischen Bibliothek, welches für Alle, die sich mit der asiatischen Literatur beschäftigen, von Wichtigkeit sein muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oeuvres de *Charles Nodier*. Paris, 1832.*)

Charles Nodier hat das bei französischen Schriftstellern ziemlich seltene Verdienst der Individualität. Bei ihm sind der Schriftsteller und der Mensch stets eins: in seinen Romanen und Novellen sowol als in den Souvenirs und Gedichten gibt er sich stets selbst. In der Darstellungskunst steht Nodier neben den größten Meistern, die Frankreich gegenwärtig aufzuweisen hat: sein Styl ist rein und elegant; seine mit dem größten Aufwande rhetorischer Kunst aufgebauten Prachtperioden schmeicheln dem Ohre durch den süßesten Wohllaut; man könnte höchstens eine Ueberfülle an Zieraten, einen ermüdenden Luxus an Bildern und mitunter auch antithetische Spielereien daran tadeln. Sein erster Roman war „Le peintre de Salzbourg", den er im zwanzigsten Jahre schrieb und der einige Verwandtschaft mit „Werther" hat. Dieses Buch voll energischer und leidenschaftlicher Poesie erschien unter dem Kaiserreiche, zur Zeit wo Vigault-Lebrun, Ducray-Duménil und Frau von Genlis fast ausschließlich das Vorrecht hatten, das pariser Lesepublicum zu unterhalten; es gehörte wahrlich ein großer literarischer Muth dazu, zu jener Zeit ein solches Buch herauszugeben. „Adèle", ein Roman von derselben Gattung, ist zunächst gegen die Vorurtheile des Adels gerichtet, was ihm für die gegenwärtige Zeit einen Theil seines Interesses benimmt. „Thérèse Aubert", dürfte unter allen Hervorbringungen des Dichters die gelungenste sein. Es ist eine höchst einfache Geschichte, arm an Begebenheiten, aber reich an meisterhaften Darstellungen der ergreifendsten Seelenzustände. Die Entwickelungsscene, wo Adolf seine geliebte Thérese blind und durch Krankheit entstellt wiederfindet, ist von unbeschreiblicher Wirkung. „Jean Hogar" ist mehr ein Gedicht als ein Roman, ein Gedicht in der Art wie „Marmion", „Das Fräulein am See", oder „Der Corsar". Es ist zu bedauern, daß Ch. Nodier dasselbe nicht in Versen geschrieben, denn auch das Versemachen versteht er meisterlich. „Smarra" ist in stylistischer Hinsicht eine Studie nach den griechischen und lateinischen Classikern. „Trilby, ou le lutin d'Argail" zeichnet sich gleichfalls durch die Vollendung der Form aus; diese Dichtung ist ein Meisterstück von Eleganz und zarter Grazie. Unter den Novellen bemerken wir „Hélène Gillet", ein ergreifendes Drama, voll erschütternden Pathos, in Ausführung und Tendenz an V. Hugo's „Dernier jour d'un condamné" erinnernd. „Le roi de Bohème" befindet sich nicht in gegenwärtiger Sammlung, wahrscheinlich weil sich das Buch bei seinem ersten Erscheinen schlecht verkauft hat, woran der übermäßig hohe Preis schuld war. Der Verleger hatte sich allzu sehr auf des Publicums Vorliebe für den Verfasser verlassen und den „Roi de Bohème" so reich ausgestattet, daß er, um sich nur einigermaßen für die Kosten zu entschädigen, einen für die Mehrheit der Leser abschreckenden Preis stellen mußte. Eine wohlfeile Ausgabe dieses Erstlingsversuchs der Franzosen im Fache der Humoristik würde sicher Absatz finden. „La fée aux miettes" ist eine der letzten Dichtungen Charles Nodier's. Es ist ein Feenmärchen, welches in einem Narrenspital von einem Narren erzählt wird. Die Handlung geht zwischen einem jungen Zimmermannsgesellen, Namens Michel, und einer alten Zwergin vor; diese Zwergin, la fée aux miettes, weiß, trotz zweier ungeheuer langen Zähne, die ihr aus dem Munde ragen, das Herz des jungen Michels zu rühren und sich von ihm eine Heirathsversprechung zu verschaffen. Die beiden Liebenden, nachdem sie sich beiderseits das Leben gerettet, heirathen sich wirklich; um ihren Gatten zu trösten, verwandelt sie sich des Nachts in die Prinzessin Belkiß u. s. w. In den bisher erwähnten Werken zeigt sich der Dichter nicht unmittelbar, obgleich seine Persönlichkeit fast allen Personen, die er reden und handeln läßt, anhaftet; in den folgenden tritt der Verf. selbst auf, und „Les souvenirs de la révolution" bieten uns eine Galerie Portraits dar, die, wenn sie auch nicht alle getroffen sind, doch die Meisterschaft des Malers verkünden. „Les souvenirs de jeunesse" sind, wie der Verf. in seiner Vorrede an Lamartine sagt, sein liebstes Buch; auch für den Leser dürfte es den meisten Werth haben, indem es über des Dichters Charakter, Schicksal und Studien vollständigen Aufschluß gibt. Diese „Souvenirs de jeunesse" bestehen aus vier Novellen. „Séraphine" ist mehr ein Anklang aus den Zeiten der ersten Kindheit als der Jugend; es ist die Geschichte seiner ersten Liebe, jener unwillkürlichen und sich selbst nicht bewußten Liebe, deren Erinnerung selbst ein durch die Jahre abgestumpftes, verwelktes Gemüth zu erfrischen und neu zu beleben vermag. In „Clémentine" flammt die Liebe des Jünglings in ihrer ganzen Glut; in der dritten Novelle, „Amélie", zeigt sich schon weniger jugendliche Energie; der Dichter gibt sich mit Mistrauen den Täuschungen der Leidenschaft hin, er hat keinen Glauben an die Zukunft mehr: seine beiden Geliebten sind gestorben; auch die dritte stirbt in seinen Armen. Auf diese rührende Scene folgte „Lucrèce et Jeannette", die den Eindruck, der von jenen geblieben, höchst unangenehm stören; zwischen dem seelenvollen Ergießen einer höhern Liebe und dem herzlosen Genusse der Sinnlichkeit ist ein solcher Abstand, daß wir uns wundern, wie ein Dichter wie Ch. Nodier so leichtsinnig darüber wegschreiten konnte. Mit dem „Rêveur" schließt sich diese Sammlung; es sind spirituelle Paradoxen, in denen nur zu oft die Geringfügigkeit des Inhalts durch die Pracht der Darstellung noch mehr hervorgehoben wird.

143.

*) Vgl. über Nodier auch Nr. 284 d. Bl. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 322. —— 17. November 1832.

1. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Vierter Jahrgang.
2. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. von Hormayr. Neue Folge. Vierter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 321.)

Der zweite Aufsatz von Johannes Voigt, dem hochverdienten Geschichtschreiber Preußens, führt die Ueberschrift: „Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im funfzehnten Jahrhundert". Er enthält eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung von bisher ungedruckten Nachrichten über Wesen und Treiben in Rom und am römischen Hofe, aus Schreiben der Ordensgesandten zu Rom in der bezeichneten Zeit; man sieht an einem einzelnen Beispiele namentlich sehr deutlich und belehrend, um welche Punkte sich eigentlich die so berufene Kostspieligkeit alles Betriebes in Rom drehte, — allein weder zu so harten Folgerungen, noch zu so harten Betrachtungen glauben wir uns dadurch veranlaßt, wie der Hr. Verf. Wenn er S. 92 sagt: „Obenan in ihren (nämlich der römischen Curie) Lastern und Gebrechen stand die unersättlichste Geldgier und die schamloseste Bestechlichkeit, die alle äußere Scheu und alles sittliche Zartgefühl bis auf den letzten Funken erstickt hatten" — so rechtfertigt doch der Aufsatz selbst einen solchen Ausspruch im Allgemeinen noch keineswegs; daß es unter den Päpsten Leute gab, von deren Anblick sich jeder edlere Mensch mit Schrecken wendet, ist bekannt, ist von der katholischen Kirche selbst nicht eben durchaus bestritten; — aber auch die edelsten Charaktere finden sich — freilich seltener; das ist aber nothwendige Folge der Stellung und der zu dieser Stellung nothwendigen Laufbahn. Auch unter der protestantischen Geistlichkeit hat es lasterhafte, verbrecherische Individuen gegeben, und niedrigdenkende, gemeingierige gibt es ohne Zweifel in großer Menge. Abgerechnet muß also fürs Erste von dem Vorwurf im Ganzen werden Das, was nur einzelne absonderliche Leute, wie Johann XXIII. trifft. Weiter aber muß abgerechnet werden Das, was in der That ganz in der Ordnung ist und nur dem Verf. nicht in der Ordnung erscheint. In einigen Ländern Deutschlands läßt sich die Regierungskanzlei, wenn ein Professor (der nicht aus dem Auslande berufen ist, und also seine Bedingungen nicht hat selbst machen können) angestellt wird: erstens Procente bezahlen von der künftig zu beziehenden Besoldung für das Diplom; zweitens zieht sie einen Theil der ersten Jahresbesoldung ein; drittens läßt sie sich eine Stempeltaxe oder Kanzleigebühren oder dgl. für die Ausfertigung des Diploms zahlen. Ist das etwa ein Zeichen von Lastern und Gebrechen? — Gott bewahre! es ist eine hergebrachte Einrichtung, die (sie mag entstanden sein wie sie will) nun rechts- und staatsgültig ist; die Jeder kennt, der eben dort Professor werden will, und über welche sich von der moralischen Seite zu beklagen, höchst wunderlich gefunden werden würde. Wenn nun von einer Professur, die vielleicht 400 Fl. bringt, 25 Fl. für das Diplom gezahlt, 100 Fl. als erster Vierteljahrsgehalt zurückbehalten und 10 Fl. für die Ausfertigung berichtigt, Summa also 135 Fl. entrichtet werden, — das Erzbisthum Riga, ein ganz hübsches und ansehnliches Fürstenthum, aber um 3435 Dukaten vom päpstlichen Hofe erlangt wird — was ist denn theuerer? Wir denken: die Professur. Ferner sind die Sitten der Länder verschieden; in der Türkei hat ein Mann vier Weiber, in dem Himalayagebirg eine Frau vier Männer. In Deutschland bezahlen wir unsere Diener, in Italien läßt sie Jeder von den Freunden des Hauses bezahlen; wer da weiß, daß der arme Camerlere im Gasthofe von seinen Trinkgeldern allein alle seine Ausgaben bestreiten, daß er, um in einem ansehnlichen Gasthofe Camerlere zu werden, dem Wirth noch eine Einkaufssumme in das Dienstverhältniß und einen Theil seiner Trinkgelder abgeben muß, wird ihm gern etwas mehr geben als in Deutschland und nicht von der Geldgier des Wirthes reden, sondern er wird wissen, daß dergleichen zu den berechneten Einnahmen des Gasthofes gehören, und daß man dergleichen beim Kaufpreis in Betracht zog; daß der Trinkgelderantheil also nur ein Theil der Interessen des Gewerbscapitals ist. Die Cardinäle besolden noch jetzt, so viel Ref. bekannt ist, ihre Diener nicht, weil dies in Italien unter ähnlichen Verhältnissen nicht Sitte ist, und Jeder sich in solchen Dingen nach Dem zu richten pflegt, was Sitte ist, und jeder Fremdling gibt gern und ohne zu murren zu Rom in allen Häusern, wo er eingeführt ist, der Dienerschaft ein Weihnachtsgeschenk, sowie dem Aufwärter im Speisehause, und gern ein Trinkgeld dem Diener des Mannes, bei dem er etwas sucht, dem Diener des Car-

dinals, bei dem er ein Geschäft betreibt und dem Diener des Privatmannes, dessen Gemäldegalerie er beschaut — dabei ist nichts, moralischen Ekel Erregendes. Und so sind die vielen Rechnungen und Beschwerden über Geschenke an des Papstes Leute in der That etwas, was man auch als guter Katholik mit der vollkommensten Seelenruhe betrachten kann. Dergleichen ist Landessitte, hängt mit dem ganzen Leben zusammen und bringt keine Schande. Auch daß der Papst für sich Geschenke nimmt, namentlich von solchen Leuten, welche päpstlichen Privilegien und zunächst seiner eignen Bestätigung derselben so viel verdanken wie der deutsche Orden, ist ganz in der Ordnung; und daß diese Geschenke bei so vielen Gelegenheiten wiederkommen, hängt zum Theil mit Sitten zusammen, die aus dem Lehnswesen sich entwickelten und an den Höfen deutscher Fürsten nicht minder gefunden werden als am römischen, zum Theil mit der eigenthümlichen, in pecuniairer Hinsicht mannichfach bedrängten Lage der Päpste kurz vor dem konstanzer Concil. Ferner, daß man Leute, die einem etwas besorgen und betreiben sollen, bezahlen und beschenken muß, versteht sich von selbst; denn warum Sollicitatoren, Procuratoren u. s. w. aus purer christlicher Liebe dem Orden in Rom dienen oder für weniger Geld dienen sollen, als sie in andern Diensten gewinnen können, sieht man nicht recht ein; daß aber, wo viele und reiche Herren und Gemeinwesen Diener und Dienstleistungen suchen, diese nicht wohlfeil sind, versteht sich von selbst. Selbst daß ein Richter Geschenke nimmt, hat, sobald er wirklich gerecht und ohne Rücksicht auf die Geschenke richtet, nichts auf sich, und dies ist in dubio da der Fall, wo beide Parteien wissen, daß es Sitte ist, den Richter zu beschenken. Es pflegt dergleichen dann in eine Art regelmäßiges Emolument überzugehen, und daß in Rom die Geschenke alle den Charakter regelmäßiger Emolumente angenommen hatten, geht ja aus dem vorliegenden Aufsatz unwidersprechlich hervor. Unter diesen Umständen ist es auch gar nichts moralisch Verwerfliches mehr, wenn Der, welcher einen Anspruch auf ein solches regelmäßiges Emolument zu machen hat, ein böses Gesicht macht, wenn es ausbleibt; denn es ist das Ausbleiben des Geschenkes zu gleicher Zeit eine grobe Vernachlässigung. Ref. erinnert sich, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, daß in den untern Classen des Gymnasiums, wo er gebildet worden ist, dem Classenlehrer zu Weihnachten und zum Geburtstag Geschenke zu machen, Sitte war; nun hatte der eine dieser Lehrer es mit uns Jungen, wie man zu sagen pflegt, verschüttet; wir gaben ihm also einmal zum Geburtstag gar nichts, und zu Weihnachten etwas so auffallend Geringes, daß er sich neben den andern Lehrern schämte — war er darum moralisch verworfen, wenn er die Classe mürrisch ansah? Wir denken nicht; eher könnte man die Classe tadeln.

Und so geht auch aus dem Aufsatz nicht sowol ein Tadel gegen den römischen Stuhl hervor, als ein moralischer Tadel gegen den Orden, der seinen Gesandten in Rom, wo so wichtige Angelegenheiten zu verhandeln waren, in den armseligsten Verhältnissen schmachten ließ, sodaß seine Dienerschaft nicht einmal immer ganze Kleider auf dem Leibe hatte; und diese immer wiederkehrende Geldverlegenheit hatte der Gesandte zu ertragen vis-à-vis des polnischen Gesandten, der, wenn nicht alle Hände voll Geld, doch dieses in einem den Verhältnissen entsprechendern Maße gehabt zu haben scheint, und bei so vielen Angelegenheiten des Ordens Widerpart war. Von dem Mangel an Aufopferungsfähigkeit, Seitens des Ordens und seiner Gebietiger, kann man also eher sprechen! In Geldverlegenheit pflegen die meisten Menschen die heitersten Verhältnisse schwarz zu sehen, und so ist uns auch die Summa dieser Berichte vorgekommen wie ein schwarzer Spiegel, in welchem man wol die Umrisse der Gegenstände ganz richtig, aber die Färbung bedeutend unter die natürliche herabgestimmt und verdüstert erblickt. Nichts für ungut! Der Aufsatz behält darum doch seinen Werth.

Den dritten Platz im Buche nimmt ein Aufsatz ein von G. F. Waagen über Petrus Paulus Rubens. Wenn es schon an und für sich erfreulich ist, über einen Gegenstand, der ebensowol der Kunst- als der Staatsgeschichte angehört, einen Mann von so ruhiger Aufnehmungsfähigkeit und so angenehmem Wiedergebungstalent, wie der Verf. ist, zu vernehmen, so trägt andererseits auch der Gegenstand selbst sehr viel bei, diesen Aufsatz mit ganz besonderm Interesse zu bekleiden. Ein Mann, der mit seltenen Gaben der Natur geboren, auch von gesellschaftlichem Glück überall begleitet wird und sich von Jugend auf mit Kraft und Geschick als Künstler, beinahe als Gelehrter, zugleich als Hof- und Staatsmann in, wenn auch mannichfach wechselnden und unruhigen, doch man kann sagen, stets günstigen Verhältnissen bewegt und die beneidenswerthesten Anlagen entwickelt, würde des Lesers Theilnahme fesseln, selbst wenn dieser nicht früher schon so oft und vielfältig mit dessen wirklichen und seinsollenden Werken und mit Beurtheilungen derselben in Berührung gekommen sein sollte, wie man von den meisten Lesern doch anzunehmen berechtigt sein wird, daß es in Beziehung auf Rubens geschehen sei. Gewiß ist dieser dritte Aufsatz nicht blos würdig, sondern auch in jeder Hinsicht angemessen, in dieser Reihe aufgestellt.

Das Letztere, die Angemessenheit des Platzes, möchten wir den beiden folgenden Aufsätzen des Jahrganges absprechen. Nicht blos der vom Professor Gans herrührende besteht in Mittheilungen aus Vorlesungen, sondern auch, wie Ref. durch Reminiscenzen aus der Zeit, wo er selbst bei Hrn. von Raumer Politik hörte, zu behaupten berechtigt zu sein glaubt — auch der Aufsatz des Hrn. von Raumer: „Ueber Ehe und Familie", ist wenigstens großentheils früher schon als Vorlesung mitgetheilt worden. Zugegeben aber auch, daß dergleichen Mittheilungen gar mannichfach Interessantes und Anregendes haben können, gehören sie darum in das „Historische Taschenbuch", d. h., harmoniren sie mit dem Charakter, den dieses in den ersten drei Jahrgängen gezeigt, in dem vierten bis auf diese beiden Aufsätze bewahrt hat? Wir glauben nein! antworten zu dürfen, und eine gewisse Consequenz

des Charakters muß am Ende jede literarische Erscheinung der Art bewahren.*)

Das zweite in der Ueberschrift dieses Artikels genannte Werk, das „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“**), hat, seinem Inhalte nach, auch eine Veränderung erlitten, indem mehr und mehr das östreichische Element zurücktritt, das bairische vorwaltet, und zwar so, daß eine Stelle in Deroy's Leben, was darin enthalten ist, beinahe klingt, als thue es dem Verf. Leid, daß Tirol nicht unter bairischer Herrschaft geblieben sei. Da übrigens dies Taschenbuch nicht blos in wissenschaftlicher, sondern auch in gemüthlicher Weise wirken soll, und also nicht blos Darstellungen, sondern auch Materialien, nicht blos prosaische, sondern auch poetische Auffassungen und Bearbeitungen, demnach Balladen, Legenden, Romanzen, Burgenbeschreibungen und Geschichten, Ahnentafeln, Biographien, Nachrichten von Reisenden und Abenteurern, alte Gedichte und neue Monographien der verschiedensten Art enthält und absichtlich enthalten soll, ist es seiner Bestimmung nach nur dadurch von einem geistreichen Sammelsurium unterschieden, daß das heimathliche Landes- und nachbarliche Familieninteresse den verbindenden Faden bildet, auf welchen diese bald echten bald falschen Perlen sich aufgereiht finden. Niemand wird einen Jahrgang dieses Taschenbuches aus der Hand legen, ohne Belehrung oder Unterhaltung, je nachdem er suchte, darin gefunden zu haben; aber nur ein Baier wird im Stande sein, mit sich gleichbleibendem Interesse den vorliegenden Jahrgang ganz zu lesen. 69.

Zustand der Literatur und Wissenschaft in Italien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Der Senior der italienischen Gelehrten, Oriani, zeigt noch eine Thätigkeit wie ein junger Mann. Von sehr armen Aeltern in der Gegend von Mailand geboren, zeichnete sich Oriani frühzeitig durch seine Talente aus. Im Jahre 1788 gab er Tafeln von dem neuen, von Herschel entdeckten Planeten Uranus heraus, ging bald nachher mit einer wissenschaftlichen Sendung nach Frankreich und England und erhielt nach seiner Rückkehr den Auftrag, mit Cesaris den Meridianbogen zu messen. Nach und nach gab er die Theorie des Uranus, die des Merkur und mehre merkwürdige Abhandlungen über Planetenstörungen heraus. Er war der Erste, der 1801 verkündete, der von Piazzi beobachtete Stern (Ceres), den dieser Astronom für einen Kometen hielt, sei ein Planet, und spätere Beobachtungen bestätigten seine Behauptung. Man verdankt ihm „Elemente der sphärischen Trigonometrie“, die, obgleich vor 25 Jahren erschienen, ein in seiner Art classisches Werk geblieben sind, und mehre Abhandlungen in den „Ephemeriden von Mailand“ und in andern wissenschaftlichen Sammlungen. Oriani ist einer der ersten praktischen Astronomen, welche sich zu gleicher Zeit mit tiefen Untersuchungen über die „Mechanik des Himmels“ beschäftigt haben. Er stand in so hohem Ruhme, daß ihn Carnot, damals Mitglied des Directoriums, bei dem ersten Feldzuge Bonaparte's in Italien, dem jungen Feldherrn speciell empfahl. Bei seinem Einzuge in Mailand wollte Bonaparte den Abbate Oriani sehen und ließ ihm die glänzendsten Anerbietungen machen, aber dieser schlug Alles aus und bat blos um die Gnade, ihn ungestört seine Forschungen fortsetzen zu lassen. Napoleon foderte nun, er sollte sich wenigstens stets direct an ihn wenden, wenn er von der französischen Regierung etwas zu bitten habe. Bald nachher verloren die Professoren der Universität Pavia ihre Besoldungen und wendeten sich um Vermittlung an Oriani, der an den General Bonaparte nach Livorno schrieb: ob er die Wissenschaften durch Hunger erobern wolle. Augenblicklich kam der Befehl an, den Professoren ihren Gehalt auszuzahlen. Als Napoleon sich einige Jahre später in Mailand befand, um sich die eiserne Krone aufzusetzen, erinnerte er sich dieses Vorfalls und fragte den Astronomen lächelnd, ob die Gelehrten immer pünktlich bezahlt worden wären. Oriani, der ein reiches Bisthum und das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, das ihn der König von Italien anbot, ausgeschlagen hatte, wurde endlich gezwungen, die Senatorwürde und den Grafentitel anzunehmen, änderte aber seine gewöhnliche Einfachheit um nichts. Niemand in Italien hat das Vertrauen des großen Mannes in höherm Grade genossen und Niemand einen edlern Gebrauch davon gemacht als er. Auf seine Vorstellung erhielt Brunacci den Lehrstuhl der Mathematik in Pavia und ihm verdankt der damals noch sehr junge Carlini seine Ernennung zum Secretair bei dem Nationalinstitute Italiens. Oriani lebt noch in dem Observatorium der Brera, wo er 50 Jahre lang die Gestirne studirt hat, und die jungen Leute, welche sich der wissenschaftlichen Laufbahn widmen, suchen hier Begeisterung und verlassen den Gelehrten nie unbefriedigt, der in seinem hohen Alter noch alle Lebendigkeit und Anmuth der Jugend besitzt.

Es leben in Mailand noch mehre ausgezeichnete Astronomen. Der, welcher sich am eifrigsten mit der Beobachtung der Gestirne beschäftigt, Carlini, theilte, wie wir bereits im ersten Artikel erwähnten, mit Plana in Turin den von dem französischen Institute ausgesetzten Preis über die Theorie des Mondes. Seine zahlreichen Arbeiten haben ihn bisher an der Herausgabe seines Werks gehindert, es wird aber nun capitelweise in den „Ephemeriden von Mailand“ erscheinen, deren Redacteur er seit langer Zeit ist. Diese wichtige Sammlung, welche Cesaris 1775 begann, enthält höchst interessante Abhandlungen von Oriani, Carlini und andern gelehrten Astronomen und ist für Italien Das, was die „Connaissance des temps“ von dem Bureau des longitudes für Frankreich ist. Wir haben bei Carlini eine noch ungedruckte Abhandlung über periodische Functionen gesehen, deren Herausgabe vorzüglich jungen Geometern von großem Nutzen sein wird; die vielen Arbeiten dieses Astronomen scheinen ihn aber von schriftstellerischen Arbeiten sehr abzuhalten.

Cesaris, der Oriani in der Leitung des Observatoriums der Brera folgte, beschäftigt sich gegenwärtig fast nur noch mit meteorologischen Untersuchungen und Beobachtungen. Die Vergleichung einer sehr großen Anzahl Beobachtungen hat ihn zu der Behauptung geführt, die mittlere Quantität des in Mailand fallenden Regens sei von der in dem letztern Jahrhunderte verschieden. Seine Beobachtungen der Temperatur, die er seit 50 Jahren mit demselben Thermometer, der immer an derselben Stelle sich befindet, angestellt hat, gewähren ein großes Interesse.

Frisiani, der sich ebenfalls an dem Observatorium der Brera befindet, verdient auch eine specielle Erwähnung. Wir haben bei ihm ein sehr sinnreiches, von ihm erfundenes Instrument zum Gebrauche bei optischen Erscheinungen gesehen, das er in der „Biblioteca italiana“ beschrieben hat und seinen Nutzen gewiß bald bewährt. Das Brera'sche Institut hat neulich große Verluste erlitten. Mossetti, einer der geschicktesten Geometer in der Lombardei, mußte sein Vaterland verlassen und, nachdem er lange in Europa herumgeirrt, endlich in Amerika ein Mittel, sich durch die Welt zu bringen, suchen. Brambilla, der mehre Jahre lang ein thätiger Mitarbeiter an den „Ephemeriden“ gewesen, starb vor Kurzem in elendem Zustande. Auch

---

*) Gegen manche der in diesem Aufsatze ausgesprochenen Ansichten dürfte sich etwas erinnern lassen. Wir werden daher nächstens einen zweiten Artikel über das „Historische Taschenbuch“ mittheilen. D. Red.

**) Vgl. Nr. 279 d. Bl. D. Red.

Piola verließ die Vecra, beschäftigt sich aber noch immer mit mathematischer Analyse. Vor wenigen Jahren erhielt er bei dem Institute zu Mailand einen Preis wegen der Anwendung der Grundsätze der analytischen Mechanik auf die mechanischen und hydraulischen Probleme. Piola hat mehre junge Gelehrte bei sich, z. B. Casati, Basti, Frisiani und Andere.

Einer der merkwürdigsten Männer in Mailand ist ohne Zweifel der bescheidene Professor Belli, der mit wenigen Mitteln so wichtige physikalische Untersuchungen angestellt hat. Belli ist zugleich ein ausgezeichneter Geometer, hatte auch eine Abhandlung über die Anziehung der Moleculen geschrieben und sie dem Institute von Frankreich zugeschickt; sie scheint aber verloren gegangen zu sein. Belli zeigte uns unter Anderm eine sehr sinnreiche Elektrisirmaschine, bei der die erste Entwickelung der Elektricität durch die Berührung zweier verschiedenen Metalle geschieht und diese durch die Wirkung elektrischer Atmosphäre bis ins Unendliche vermehrt werden kann. Wir hoffen, daß Belli seine wichtigen Arbeiten in der Abhandlung über die Physik mittheilt, welche er herauszugeben angefangen hat.

Der Kanonikus Bellani, ein Freund Belli's, ist durch seine meteorologischen Instrumente und seine interessanten Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der Physik bekannt. Er beschäftigte sich viel mit Verbesserungen an Thermometern und machte zuerst die merkwürdige Beobachtung, daß das Wasser je nach der Beschaffenheit der Gefäße, in welchen es enthalten ist, bei verschiedenen Wärmegraden in Kochung kommt.

Wir können diesen Zweig nicht verlassen, ohne noch von den schönen Arbeiten des Ritters Morosi zu sprechen. Morosi ist in der Gegend von Pisa, in Toscana geboren, zeigte schon früh ein großes Talent für die angewandte Mechanik und erwarb sich dadurch die Gunst des Ministers Manfredini, dem er später den berühmten Automaten, den Schachspieler zeigte, von dem man zu Ende des vorigen Jahrhundertes so viel sprach. Im Jahre 1799 flüchtete Morosi nach Frankreich, wo er seinen Unterhalt mit dem Baue verschiedener Maschinen erwarb und seinen Mitverbannten nützlich sein konnte. Nach der Bildung des Königreichs Italien ward Morosi nach Mailand berufen, wo unter seiner Leitung die schönen Maschinen der Münze gebaut wurden, in der die Stücke durch eine kleine Wasserform unter den Stempel gebracht und von einer Metallhand weggenommen wurden, welche, wenn sie nichts zu thun hat, eine Klingel zieht und dadurch Arbeit fodert. Auch noch mehre andere sinnreiche Maschinen baute Morosi. Nachdem er zum Mitgliede des italienischen Instituts ernannt war, studirte er auch die Theorie der Wissenschaft, in welcher er bereits so ausgezeichnete Werke geliefert hatte. Er beschäftigte sich auch mit Entwickelung der Wärme durch das Reiben von Metallen und der Anwendung, welche man davon auf die Industrie machen könnte, und setzt noch jetzt seine Untersuchungen darüber fort, welche, wenn es ihm gelingt, die Wärme zur bewegenden Kraft zu machen, in den Künsten zu einer ebenso großen Revolution führen könnten, als die durch Dampfmaschinen veranlaßte.

Das Haupt der neuern italienischen Medizin, Rasori, lebt, obgleich in Parma geboren, seit langer Zeit in Mailand und muß folglich hier seinen Platz finden. Rasori bereiste in seiner Jugend Frankreich und England, um die Medizin unter den besten Meistern zu studiren. In Edinburg wurde er leidenschaftlicher Bewunderer Brown's und eignete sich dessen Ideen an. Bei der Bildung der cisalpinischen Republik bewies sich Rasori als einen der eifrigsten Anhänger der neuen Ordnung der Dinge. Als er später zum Protomedicus und Director der Militairhospitäler in Mailand ernannt war, bemerkte er bald die Unzulänglichkeit der schottischen Medizin, modificirte sie deshalb nach Grundsätzen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, und stellte endlich die Theorie des Gegenreizes auf, welche jetzt in Italien viele Anhänger zählt. Rasori hat wenig geschrieben und mehr durch mündliche Lehre als durch Schriften zur Ausbreitung seiner Doctrin beigetragen. Indessen verdankt man ihm doch mehre Werkchen, welche neulich in Mailand gesammelt erschienen sind, und eine „Geschichte des Typhus zu Genua". Auch findet man mehre Abhandlungen von ihm in den „Annalen der Wissenschaften", deren Redacteur er seit zwei Jahren ist. Nach der östreichischen Restauration ward Rasori zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und mußte fünf Jahre im Gefängnisse bleiben. In dem Fort St.-Georg zu Mantua schrieb er seine schöne „Abhandlung über die Entzündung". Jetzt arbeitet er an einem großen Werke, in dem er seine Theorie vollständig auseinandersetzen will.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Der in der literarischen Welt wohlbekannte Allan Cunningham hat in diesem Jahre bei John Murray in London in der „Family library" den fünften Theil der „Lebensbeschreibungen der berühmtesten britischen Maler, Bildhauer und Architekten" herausgegeben. Von dem in seiner Jugend äußerst armen schottischen Portraitmaler Raeburn kommt darin nachstehende Anekdote vor. Raeburn hatte dereinst seinen Freund John Clerk, nachmaligen Lord Eldin, zu Mittag eingeladen. Als er mit ihm nach Hause kam, trug seine Wirthin zwei Schüsseln mit drei Heringen und drei Erdäpfeln auf. „Ist das Alles?" rief ihr der Künstler in Verzweiflung zu. „Ja", erwiderte die Frau ganz ruhig. „Was!" fuhr er entrüstet fort, „habe ich Euch nicht gesagt, Frau, daß heute ein Gentleman bei mir speist und daß ich sechs Heringe und sechs Kartoffeln haben muß?"

Von Heinrich Fuesli wird in seinem Leben (London, 1830) unter Anderm auch folgende witzige Replik mitgetheilt. Der Kritiker Bennycastle ließ nämlich bei Betrachtung der schönen Rafael'schen Cartons in Windsor, weil er doch etwas sagen wollte, die triviale Bemerkung, in Betreff des wunderbaren Fischzuges, fallen, daß der Kahn nicht einmal groß genug sei, so viele Menschen zu fassen, viel weniger die Fische noch dazu. „Mein Gott, was sagt Ihr da?" erwiderte Fuesli, „das gehört ja auch zum Wunder mit."

Ein italienischer Gelehrter, Francesco Orioli (Verf. der Schrift: „Conghietture sopra l'antica leggenda del capo trovato nelle fondamenta del Campidoglio", Rom), beschäftigt sich gegenwärtig mit einer Specialgeschichte Roms unter den Königen, die um so interessanter zu werden verspricht, als der Verf. stark von den Archäologen, die neuerdings über diesen Zeitraum geschrieben haben, unter Andern auch von Niebuhr abweichen dürfte. Sein langes Studium des alten Italiens und Etruriens insbesondere muß ihm viel neue Thatsachen an die Hand gegeben haben, und es wäre sehr zu wünschen, daß er vor Allem ja bekanntmachte, was er über Etrurien gesammelt hat.

Die lithauische, am 10. Dezember 1831 in Paris in der Absicht gestiftete Gesellschaft, Materialien zu einer ausreichenden Geschichte der Revolution der lithauisch-russischen Provinzen zu sammeln und die Nationalität derselben zu erhalten, hat beschlossen, dem Andenken dieser Revolution eine Medaille zu widmen. Der Präsident der Gesellschaft, der polnische Centralcomité und das Bureau der „Revue encyclopédique" nehmen Subscription, das Exemplar zu 5 Fr., an. Herr Barre ist der Erfinder der Medaille. Sie wird auf der einen Seite das Wappen, die Fahnen und Waffen der bei der Revolution von 1830—31 betheiligten Provinzen zeigen, mit der Inschrift: Polonia, Lithuania, alineque regiones Russiae imperio inique subditae libertatem vi et armis quaerebant, anno 1830—31. In rei memoriam lithuana consociatio. Der Revers stellt das polnische Volk in der Gestalt eines seine Ketten zerbrechenden Mannes dar, dessen athletische Formen Kraft und Muth ausdrücken. Die Umschrift heißt, nach Horaz: Non si male nunc, et olim sic erit. 158.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 323. — 18. November 1832.

Politische Dichter.

Es ist in Deutschland nicht so unerhört, als die antideutschen Deutschhasser, die jede Gelegenheit zur Herabsetzung des eignen Vaterlandes gern hervorsuchen, zu behaupten pflegen, daß nämlich die Macht der öffentlichen und politischen Angelegenheiten auch auf die Literatur und das schaffende Talent unserer Dichter einen Eindruck und Einfluß auszuüben vermöge. Von jeher haben auch in Deutschland die politischen Ereignisse ihren lebendigen Wiederklang in der Literatur und Poesie unsers Volkes gefunden, und man könnte sagen, daß jede Geschichtsperiode auch bei uns ihre eigenthümlichen Schriftsteller durch sich hervorgebildet hat. Rief doch selbst der dreißigjährige Krieg, während einer Periode der Barbarei des deutschen Literaturwesens, in dem „Simplex Simplicissimus" einen wahren Zeitroman hervor, der für die Verhältnisse, unter denen er entstanden, für höchst bedeutend gelten muß und als charakteristischer Zeitspiegel stets sein Interesse behalten wird. Der siebenjährige Krieg hatte einen Kleist aufzuweisen, und die Zeit der deutschen Befreiungskriege, deren hochherzige und echt nationale Stimmung einen wahren deutschen Völkerfrühling damals erblühen ließ, erweckte einen so reichen und allgemeinen Anklang von Poesie im ganzen Vaterlande, und verbündete so innig und bedeutsam die Leier mit dem Schwerte, das Wort mit der That, das Gefühl mit der Zeit, daß Das, was wir heutzutage aus den uns nahelegenden öffentlichen Angelegenheiten und den Eindrücken und Nachwirkungen derselben an Poesie bisher haben hervorgehen sehen, kaum den Vergleich aushält, wenigstens nicht hinsichtlich der Glut der poetischen Begeisterung, mit den Producten des damaligen Zeitenthusiasmus. Und doch gibt es Manche, die sich erst durch die aufregenden Ereignisse der neuesten Zeit gestimmt gefühlt zu haben scheinen, welche behaupten, daß die Poesie überhaupt von nun an politisch sein oder werden müsse. Eine solche Anfoderung an die Poesie prinzipienmäßig zu machen, würde unstatthaft sein, da die Politik an sich kein Gegenstand der Dichtkunst ist, und die Kunst als solche vielmehr aus ganz andern Sphären menschlicher Anschauungen und Bilder ihre Gegenstände zu entnehmen hat. Aber diese Ansicht gewinnt erst einige Bedeutung und Zulässigkeit, wenn man sie auf die Subjectivität, auf die subjectiven Anregungen und Bedürfnisse der Dichterindividualitäten selbst bezieht, denn vor Allen soll es in einer bewegten Zeit allerdings der Dichter sein, der, zum öffentlichen Aussprechen, zur eindringlichsten Beredtsamkeit von Natur berufen und begabt, sein Talent auch Dem, was Allen am Herzen liegt, nicht entziehen mag. In dieser Hinsicht sagte Jean Paul einmal, obwol von einer andern Zeit als der unserigen: „In der jetzigen Zeit, nicht der Völkerwanderung nach Außen, sondern der Völkerregungen nach Innen, wo Welttheile einander bewegen und ein Land um das andere zum Vaterlande reift, wird auch der Dichter mit fortgezogen und wenigstens das Herz will mit schlagen helfen. Wahrlich! man kann nicht anders, und ich achte keinen Mann, der sich jetzt blos der Kunst zuwendet, ohne die Kunst selbst gegen die Zeit zu kehren. Wollt Ihr Zukunft darstellen, nehmt Gegenwart in Euch auf. Eine leere Brust ohne Herz ist weder Spiegel der Vergangenheit (außer der eignen) noch der Zukunft." Die Stimmung der deutschen Befreiungskriege, aus welcher diese Worte Jean Paul's geflossen zu sein scheinen, war aber ohne Zweifel poetischer, reiner und weniger der Verwirrung anheimgegeben als die der heutigen Verhältnisse, die, nach so vielen Seiten hin getrübt und in Verzerrungen sich darbietend, jene Hinwendung der Kunst auf die Zeit kaum so unbedingt zulassen, ja vielmehr oft die Sehnsucht erwecken, in den erträumten und idealen Schöpfungen der Kunst wieder Vergessenheit und Versöhnung für die widerspruchsvolle und versöhnungslose politische Wirklichkeit zu finden. Dennoch mögen auch die politischen Sänger dieser Zeit uns willkommen sein! Es haben sich im Drange der letzten Tage bereits einige schätzbare Talente entfaltet, aber allerdings nur wenige, und die meisten politischen Dichter der Gegenwart sind, muß man leider sagen, nur poetische Gelegenheitsmacher, die ihre Phrasen besser auf dem Markte des Tages loswerden zu können meinen, wenn sie dem allgemeinen politischen Interesse Effect abbetteln. Charakteristisch ist es aber, daß die meisten unserer heutigen Sänger der Zeit der liberalen Ansicht angehören, und dieselbe auch in ihrer Liederbegeisterung zu feiern, zu vertreten und zu vertheidigen streben. Die Ultrapartei scheint dagegen bisher stummer an politischen Liedern gewesen zu sein, doch werden wir unter der Zahl der Dichterpolitiker und politischen Dichter, die wir uns in diesem Artikel zu mu-

stern vorgenommen, auch einigen Propheten dieser Farbe begegnen. Die Liberalen aber haben billig auch in der Kritik den Vortritt.

1. Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. Leipzig, Brockhaus. 1832. 12. 10 Gr.

Diese Gedichte bezeichnet am hervorstechendsten die Redlichkeit und Tüchtigkeit der Gesinnung, aus der sie entstanden sind. Es scheint dem Verfasser auch in dieser Reihe lyrischer Ausmalungen der Zeiteindrücke, die er mächtig empfunden, mehr auf solchen unmittelbaren Liedererguß seiner Gesinnung, als auf eine glänzende Regung und Schöpfung des poetischen Talents angekommen zu sein. Wirklich ist es weniger das poetische Element an sich, die dichtende Kraft, welche diesen Poesien Anziehung und Interesse gibt, als vielmehr der frische Geist gesunder Anschauung, der sie belebt, und einen so wohlthätigen Eindruck nicht nur im Leser zurückläßt, sondern denselben auch weiterwirkend macht für die ganze Zeitauffassung der Gegenwart, um deren Bild es sich handelt. Dennoch verräth auch die große Gewandtheit der Form und das fast sprühende Feuer des Ausdrucks, das manchem dieser Lieder eine wirklich deutsche und patriotische Begeisterung mittheilt, den geübten Dichter, der seine Ansichten durch die Anmuth und Energie der Bilder siegreicher hinzustellen weiß. Er zeigt sich in seinen Gedichten reich an großen Hoffnungen von der Zeit und deren Entwickelung, Hoffnungen, die er jedoch, nach seiner in dem Gedicht „Bekenntniß" (S. 5) ausgedrückten Meinung, nicht als Parteigänger weder der rechten noch der linken Seite, sondern lediglich auf rein menschliche Weise verwirklicht zu sehen wünscht. Wie er die Gegenwart sieht, spricht sich trefflich in den drei Gedichten: „Unsere Zeit" (S. 56—68) aus:

Nicht, daß ich nicht erkenne
Die allgemeine Noth;
Sie fühl' ich wohl, und nenne
Sie laut und frei, und brenne
Dem Lösungs-Morgenroth.

Doch seh' ich auch darneben,
Und bin mir's froh bewußt,
Was an erneutem Leben
Sich herrlich will ergeben
In frischer Jugendlust.

Sich weit und frei bewährend
An inn'rer Thätigkeit;
Fest und ideennährend,
Erfüllt und kräftegährend,
So seh' ich unsre Zeit.

Neben dem ernsten und kräftigen Festhalten an dem Positiven der Zeit, das der Dichter mit sinnigem Seherblick mitten durch ihre Wirren durchschaut, fehlt es auch nicht an ironischen Hinblicken auf die negativen Richtungen derselben, wie in den Gedichten: „Phantasmagorie" (S. 22), „Moderne Weisheit" (S. 37), „Die Demagogen" (S. 42), „Ausländerei" (S. 47). Das ausgezeichnetste Gedicht ist aber vielleicht „Rechenschaft" (S. 52) in trefflichen Terzinen, der gediegene Ausdruck eines gediegenen männlichen Sinnes. Im Ganzen haben diese „Lieder eines Deutschen" mehr nur eine allgemeine Beziehung auf die Zeit, als eine solche, die, ins Einzelne der Verhältnisse der Gegenwart eingehend, eine eigentlich politische genannt werden könnte.

2. Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen, oder: Stimmen der Gegenwart. Ein Kranz politischer Gedichte von Ernst Ortlepp. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 8. 8 Gr.

Diese „Stimmen der Gegenwart" nähern sich der Form politischer Gedichte mehr an, indem sie wirkliche Zeitmomente zu ihren Gegenständen nehmen, aber leider fehlt ihrer Politik wie ihrer Poesie gleichmäßig Das, ohne welche beide nirgends in der Welt bestehen sollten, nämlich der Geist und das Talent. Der Verfasser, der sich seit Kurzem einer leidigen und fast sündflutlich die Literatur überströmenden Broschürendichterei und -schreiberei ergeben, hat es diesmal recht piquant zu machen geglaubt, indem er dies verhängißvolle Viergestirn der Zeit, das der Titel seiner Gedichte nennt, in seinen wunderbar gegen und ineinandergekehrten Bewegungen sich zum Ansingen auserkoren. Er besitzt allerdings eine große Leichtigkeit, aber, möchten wir sagen, eine leichte Leichtigkeit, mit der er es sich viel zu leicht macht, während dagegen die wahre poetische Leichtigkeit etwas sehr Schweres sein dürfte. Seine seichte Versgeschwätzigkeit ist für uns etwas höchst Widerwärtiges, weil sie eben etwas ganz Charakterloses ist. Von einem Standpunkt, einer Ansicht oder einer auch nur halb eigenthümlichen Auffassung von Zeitverhältnissen findet sich bei ihm nirgends eine Spur, und darum macht sein mattes und alltägliches Liedergeklimper nur einen um so verdrießlichern Eindruck, je größer und bedeutsamer die Gegenstände sind, an denen er sich vergreift.

(Der Beschluß folgt.)

Zustand der Literatur und Wissenschaft in Italien.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 322.)

Mailand ist vielleicht diejenige Stadt in Italien, wo der Buchhandel am Meisten blüht und die meisten Werke erscheinen. *) Zur Zeit Napoleons ermuthigte und unterstützte die Regierung kräftig die Herausgabe wichtiger Werke, bewilligte den Herausgebern der großen Sammlung der italienischen Classiker eine große Summe, und Custodi erhielt zur Herausgabe der italienischen Schriftsteller über Staatswissenschaft 60,000 Francs. Jetzt hat dieser Schuß aufgehört, aber es erscheinen doch noch wichtige und bändereiche Sammlungen, unter der Leitung ausgezeichneter Männer, z. B. die Encyklopädie der Künste und Wissenschaften, die italienisch encyklopädische Bibliothek und die ins Italienische übersetzte Sammlung der Classiker. Auch druckt man die italienischen Classiker in klein Format und verkauft sie sehr wohlfeil. Die Freigebigkeit einiger reichen Privatpersonen in Mailand hat die prächtigen Ausgaben seltener oder ungedruckter Werke vermehrt. In dieser Rücksicht ist der Tod des Marchese Trivulzio ein großer Verlust für die italienische Literatur.

*) Damit man nicht glauben könne, dies sei ein Widerspruch mit meiner Behauptung im ersten Artikel von den wenigen Hülfsmitteln, welche der Buchhandel den Gelehrten in Italien gewähre, führe ich hier nur an, daß Monti, auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, für das Manuscript seiner Uebersetzung des Homer, die ihm mehrjährige Arbeit gekostet, von einem mailändischen Buchhändler nur 50 Louisdor erhielt.

Außer den bereits erwähnten „Annalen der Statistik" erscheinen in Mailand noch andere periodische Schriften, von denen die „Biblioteca italiana" die bedeutendste ist. Dieses im Jahre 1816 von den drei merkwürdigsten Männern Italiens, Breislak, Giordani und Monti unter der Redaction Acerbi's gegründete Journal erhielt mit seinem Entstehen einen großen Ruf, nach einigen Jahren führte aber der Streit um den Vorzug der Sprache zwischen den Lombarden und Toscanern eine beißende, bittere Polemik herbei, welche später auf ganz andere Punkte überging, die Herausgeber erbitterte, nichts Gutes stiftete und dem Journale schadete. Außerdem verbreiteten sich nachtheilige Gerüchte über Acerbi; er sollte es mit den Ausländern halten, was ihn den Italienern verhaßt machte; die ausgezeichnetsten Mitarbeiter zogen sich zurück und das Journal verlor alles Ansehen. Nachdem Acerbi die Redaction niedergelegt, wurde es von talentvollen Männern geleitet, konnte aber seine schönste Zeit nicht wiedererringen.

Mailand enthält nicht allein berühmte Männer, sie ist auch eine Stadt der Halbinsel, wo die Bildung und der Unterricht am verbreitetsten ist. Indessen müssen wir leider auch hinzusetzen, daß man in ihr, besonders unter den höhern Ständen, jenen Eifer für die ernstern Wissenschaften vergebens suchen würde, den wir von Turin gerühmt haben. Ohne Zweifel liegt dies viel an der Regierung, allein ein Grund davon gewiß auch in dem Charakter der Einwohner. Mailand ist eine Stadt des Vergnügens; die jungen Leute, welche keine Laufbahn sich geöffnet sehen, ziehen das Theater della Scala den Arbeiten auf dem einsamen Studirzimmer vor. Man kann sich keine Vorstellung von der Wichtigkeit machen, welche man in Mailand dem Schauspiele beilegt; es erscheinen Almanachs von dem und jenem Theater; bei der Ankunft einer prima donna unterhält man sich in der vornehmen Welt nur von ihr; man streitet sich, erbitzt sich und vergißt darüber die wichtigsten Interessen. Mit Marmorbüsten und Medaillen für Sängerinnen ist man wahrhaft verschwenderisch und die Männer, welche das Vaterland ehren, bleiben vergessen. Die Büsten der Pasta und anderer Sängerinnen sieht man in mehren öffentlichen Anstalten; während meiner Anwesenheit in Mailand prägte man eine Denkmünze zu Ehren der Lalande ....!, und ein fremder Fürst fragte den Vicekönig vergebens nach Manzoni; der Erzherzog und seine Höflinge konnten nichts antworten, sie kannten — keinen Manzoni. (?) Mehre Tage lang suchte ich vergebens die Wohnung Romagnosi's, ohne daß mir Jemand den Aufenthalt des ehrwürdigen Greises hätte sagen können. In Como ging die Madame Pasta nie ohne eine Art Ehrenwache aus, welche aus den ausgezeichnetsten Personen in Mailand bestand, und in Como verlebte Volta seine letzten Jahre, ohne daß sich Jemand um ihn bekümmert hätte.

Alle Gelehrten der Lombardei finden sich natürlich nicht in Mailand. Pavia, dessen Universität in dem letzten Jahrhunderte sich eines Volta, Spallanzani, Scarpa, Paoli ꝛc. rühmen konnte, hat, obgleich jetzt weniger berühmt, noch immer Männer vom größten Verdienste. An ihrer Spitze steht Scarpa, dessen Arbeiten über das Gehörorgan, über die Augen und Nerven allen Anatomen bekannt sind. Indessen gibt es eine Anekdote in seinem Leben, die nicht so bekannt sein dürfte, als seine Werke. Dieser berühmte Physiolog, der schon zur Zeit der französischen Invasion Professor war, wollte der neuen Regierung den Eid nicht leisten und verlor sein Amt deshalb. Einige Jahre später besuchte Napoleon, als er sich zum Könige von Italien krönen lassen wollte, die Universität Pavia und ließ sich die Professoren vorstellen. „Wo ist Scarpa?" — fragte er. Man sagte ihm, warum er fehle. „Was schadet die Weigerung einer Eidesleistung und politische Meinungen?" — entgegnete er — „Scarpa ehrt die Universität und meine Staaten." Seit dieser Zeit ist Scarpa immer Professor geblieben und obgleich sehr alt, hat er doch seine gelehrten Forschungen nie unterbrochen. Der Professor der Mathematik, Bordoni, hat wichtige Untersuchungen über das Gleichgewicht der Gewölbe, über den Schatten und andere Gegenstände bekanntgemacht. Die Werke Borgni's, des Professors der Mechanik, kennen und würdigen alle Ingenieure Europas. Der Professer Panizza hat einen Band physiologischer Untersuchungen herausgegeben und dadurch im vorigen Jahre einen Preis von dem Institute von Frankreich gewonnen, das zu gleicher Zeit Rusconi eine Denkmünze wegen seiner schönen Beobachtungen über die Salamander und Frösche zuerkannte. Der neuliche Tod Mangili's ist ein Verlust für die Naturwissenschaften; ihm verdankt man die Erklärung einer merkwürdigen Thatsache, auf welche zuerst Spallanzani aufmerksam machte. Er bewies nämlich, daß die Fähigkeit der Fledermäuse, selbst wenn sie des Gesichts beraubt sind, den Weg im Fluge zu finden, sich sehr gut durch die Schärfe ihres Gehörs erklären lasse, ohne daß man zu einem sechsten Sinne seine Zuflucht zu nehmen brauche. Es ist zu bedauern, daß das „Journal von Pavia", das von zwei ausgezeichneten Gelehrten, Configliacchi und Brugnateli, herausgegeben wurde, aus Mangel an Abnehmern eingegangen ist.

Bei der Universität Padua findet man den Professor Santini, den Verf. einer ausgezeichneten Abhandlung über die Astronomie und eines höchst wichtigen Werks über die optischen Instrumente. Der Professor Melandri Contessi, in derselben Stadt, hat ein geschätztes Lehrbuch der Chemie herausgegeben und interessante Abhandlungen über verschiedene Punkte der Physik. In Padua erscheinen ferner: „Die Annalen der Wissenschaften des lombardisch-venetianischen Königreichs", unter der Leitung Fusinieri's, eines bekannten Physikers. Endlich hat Padua einen Mann von einem in Italien sehr seltenen Verdienste, Barbieri, einen ausgezeichneten Prediger, der indeß bei Denjenigen, welche von den Kanzeln herab nur Worte der Unduldsamkeit und Verfolgung hören wollen, nicht eben beliebt ist.

Verona verdankt dem Naturforscher Pollini eine treffliche veronesische Flora, interessante Versuche über das Wachsthum der Bäume und andere wichtige Werke. Der Professor Zamboni in derselben Stadt hat sich viel mit der Herstellung einer Volta'schen Säule ohne feuchten Leiter beschäftigt und durch die Combination der elektrischen Anziehung mit dem Erdmagnetismus eine Bewegung hervorgebracht, welche man fast perpetuell nennen kann, weil sie mehre Jahre lang unausgesetzt fortdauert. Gegenwärtig beschäftigt sich Zamboni mit elektromagnetischen Versuchen, welche sicherlich neues Licht in die Wissenschaft bringen werden. Neuerlich hat Verona den Pater Cesari verloren, der sich sein ganzes Leben hindurch mit der italienischen Linguistik beschäftigte und dem man die Herausgabe mehrer alten italienischen Schriftsteller und einer neuen sehr vermehrten Auflage des großen Wörterbuchs der Akademie della Crusca verdankt. Cesari war die Quintessenz des italienischen Purismus.

Die kleine Stadt Bassano hat in den letzten Jahren einen der ausgezeichnetsten Männer verloren, Brocchi, dessen Arbeiten außerhalb Italien wenig bekannt sein dürften. Brocchi (geb. zu Bassano 1772) studirte anfänglich auf der Universität Padua Jurisprudenz; plötzlich ward er aber dieses Studiums überdrüssig, verließ Padua und wandte sich nach Rom, wo er sich mit Philologie beschäftigte. Im Jahre 1792 gab er in Venedig eine kleine, aber höchst interessante Abhandlung über die Bildhauerkunst der Aegypter heraus, verließ aber diese Untersuchungen bald wieder, um sich gänzlich der Naturgeschichte zu widmen, welche er einige Jahre in Brescia öffentlich lehrte. Im Jahre 1804 gab er ein ausgezeichnetes Werk über die Eisenbergwerke im Departement Mella und später, nachdem er zum Mitgliede des italienischen Instituts und zum Bergrathe ernannt war, mehre Abhandlungen über die Geologie verschiedener Punkte Tirols und der Lombardei heraus. 1811 unternahm Brocchi eine geologische Reise in das südliche Italien und ließ nach vielen Untersuchungen 1814 seine „Conchyliologie" erscheinen. In den folgenden Jahren besuchte er Toscana und Rom von Neuem und stellte während der schrecklichen Epidemie in der letztern Stadt, im September 1818, muthige Versuche über die

Malaria an. Später bereiste er Sicilien und wohnte einem Ausbruche des Aetna bei. 1820 gab er einen „Versuch über den physischen Zustand Roms" heraus. Um dieselbe Zeit entschloß sich Brocchi, der seine Aemter in der Lombardei verloren hatte, nach Aegypten zu gehen, um den Bergbau des Vicekönigs zu leiten, besuchte aber noch, ehe er Europa verließ, Kärnthen, um den dortigen Bergbau und die üblichen Einrichtungen kennen zu lernen. In Alexandrien kam er 1822 an und begab sich sogleich nach Nubien, wo seine Versuche fehlschlugen; er hatte zur Schmelzung der Metalle auf die Olchus dara, eine Rohrart im Nil, gerechnet, deren sich die alten Aegypter zum Brennen ihres Porzellans bedient zu haben scheinen; das Brennmaterial war unzureichend. Hierauf machte Brocchi eine Reise nach dem Libanon, wo er reiche Steinkohlenlager entdeckte. Da er die arabische Sprache genau kennen gelernt hatte, studirte er sorgfältig die Sitten und religiösen Gebräuche der Drusen und übersetzte mehre wichtige Manuscripte. 1825 begab er sich nach Sennaar, aber das Klima dieses Landes tödete ihn; er starb zu Chartum den 23. Sept. 1826 und vermachte in seinem Testamente alle seine Sammlungen, seine Handschriften und eine beträchtliche Geldsumme seiner Vaterstadt zur Gründung eines Museums der Naturgeschichte. Brocchi vereinigte mit einem großen Talente eine wunderbare Geistesthätigkeit; auf seinen Reisen entging ihm nichts, und er beobachtete mit gleichem Interesse die Denkmäler der Künste wie die Erzeugnisse der Natur.

Jetzt, wo Venedig nicht mehr der Mittelpunkt der Regierung ist, besitzt es auch wenige in den Wissenschaften und der Literatur ausgezeichnete Namen. Der Graf Cicognara, Präsident der Akademie der schönen Künste, hat eine „Geschichte der Bildhauerkunst" herausgegeben, die ihm Ehre macht. Jetzt beschäftigt er sich mit einer Geschichte der Kupferstecherkunst. Der Professor Marianini, den seine Arbeiten an die Spitze der italienischen Physiker gestellt haben, hat in Venedig einen ausgezeichneten „Versuch elektromagnetischer Experimente" und verschiedene Abhandlungen in den Schriften des Athenäums dieser Stadt bekanntgemacht. Nach Marianini bleibt uns nur noch Bizio, der Verf. sehr geschätzter „Abhandlungen über Chemie und Physik", und Filiasi zu nennen übrig, dem man merkwürdige Beobachtungen über die atmosphärischen Veränderungen in Venedig verdankt.

Der Cardinal Zurla, ein Venetianer, hat gelehrte Untersuchungen über die Weltkarte des Fra Mauro, über die Reisen des Marco Polo und Cadamosto und andere Gegenstände der Geographie angestellt. Zamba, der gelehrte Bibliograph, leistete der Literatur durch seine Untersuchungen über die italienischen Classiker und durch seine Sammlung von Werken zur „Belehrung und Unterhaltung", welche eine große Anzahl ungedruckter oder wenig bekannter Schriften enthält, große Dienste. Tiepolo hat „Vorlesungen über die Geschichte Venedigs", die ein unentbehrliches Supplement zu Daru's „Geschichte von Venedig" bilden, herausgegeben, und Cicogna macht eine „Sammlung venetianischer Inschriften" bekannt, worin man sehr interessante biographische Mittheilungen findet.

Endlich gibt es auf einer kleinen Insel, in der Nähe von Venedig, ein Kloster armenischer Mönche mit einer orientalischen Buchdruckerei, aus welcher neuerlich Fragmente des Eusebius und Philo in armenischer Sprache von dem Pater Aucher, und ein „Gemälde der armenischen Literatur", vom Pater Sukias Semal, ein höchst wichtiges Werk, hervorgegangen sind. Kürzlich erschien daselbst auch eine zweite Auflage des „Armenisch-italienischen Wörterbuchs" von dem Pater Ciakciak, welches bei den Orientalisten viel Beifall gefunden hat.

Diese Schilderung des Zustandes der Literatur in der Lombardei ist nicht so vollständig geworden, als wir wünschten; es gibt daselbst Arbeiten von rein localem Interesse, welche wir übergehen mußten; es gibt aber unstreitig auch wichtigere, von denen wir wegen der Schwierigkeit und Langsamkeit der Communication keine Nachricht erhalten haben. Sie reicht indeß hin, zu beweisen, daß sich in der Lombardei, trotz den gegenwärtigen ungünstigen Umständen, eine große Anzahl in den Wissenschaften und der Literatur ausgezeichneter Männer befindet.

In einem dritten Artikel werden wir uns mit dem Zustande der Literatur in Parma, Modena ꝛc. beschäftigen. 129.

Literarische Notizen.

Jeremias Bentham's Autobiographie, nebst umfassenden Auszügen seines Briefwechsels mit den ausgezeichnetsten Personen der letzten 50 Jahre, wird vom Dr. Bowring zum Drucke vorbereitet, der damit schon weit vorgeschritten sein soll.

Vom Verf. des „Pelham" befindet sich unter der Presse: „The pilgrims of the Rhine". Sechsundzwanzig Stahlstiche nach D. Roberts und E. T. Parris werden das Buch begleiten.

Im November erscheint bei A. J. Valpy in London der erste Band (à 5 Sh.) einer neuen Ausgabe von Shakspeare's sämmtlichen Werken, gleichförmig mit denen Byron's und W. Scott's. Der Text Malone's nach der Ausgabe von 1821 wird darin wiedergegeben, und das Ganze, mit der gewöhnlichen Biographie und den herkömmlichen historischen und erklärenden Anmerkungen versehen, gibt sich sogleich als rein buchhändlerisches Unternehmen zu erkennen. Ausgezeichnet vor andern wird aber diese Ausgabe durch 170 Stahlstiche nach den in Boydell's Edition — die ursprünglich 95 Pf. und in einer Prachtausgabe 190 Pf. kostete — enthaltenen berühmten Kupfern. Alle Monat wird ein Band erscheinen, und das Ganze im Januar 1834 vollendet werden. S.

Literarische Anzeige.

Ludwig's englisches Wörterbuch,

das mehre Jahre lang gar nicht zu erhalten war, habe ich an mich gebracht und ist dasselbe nun wieder durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen. Es führt den Titel:

Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch, von Christian Ludwig. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. Zwei Theile. Gr. 8. 57 Bogen. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung und Wohlfeilheit aus und gehört anerkannt zu den besten Werken dieser Art.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 324. — 19. November 1832.

Politische Dichter.

(Beschluß aus Nr. 323.)

3. Balladen und Romanzen, von G. A. Freih. von Maltitz. Paris, Heideloff u. Campe. 1832. 8. 16 Gr.

Als wir dies Büchlein zuerst in die Hand nahmen, hätten wir Hundert gegen Eins wetten mögen, daß sein Inhalt politisch sei, und nicht nur politisch, sondern auch liberal und höchst liberal, von der filtrirtesten deutsch-französischen Sorte. Ist es doch nicht nur in Paris gedruckt — was freilich schon an sich auf recht revolutionnaire Absichten der Presse zu deuten schien —, sondern hat es doch auch der freiheitsglühende Hr. Baron von Maltitz, der freie Freiherr, der kleine große Mann gedichtet, aus dessen schreib- und schreilustiger Feder man ja kaum etwas Anderes mehr erwarten kann als ein politisches Lied. Wer schildert aber unsern Schreck, als wir bei näherer Ansicht dieser Lieder entdeckten, daß sie eigentlich gar nicht politisch seien und auch nicht einmal liberal? Dennoch sollen sie dafür büßen und hier unter den politischen Gedichten mitaufgeführt werden, nicht nur weil wir sie uns schon in unserm Recensentenpult dafür zurechtgelegt hatten, sondern weil der Hr. von Maltitz doch einmal ein politischer Dichter ist und bleibt. Wer kann auch wissen, ob nicht vielleicht gerade die größte Politik, geheime Ironie, Zeitmalice u. dgl. dahinter steckt, daß Hr. von Maltitz in Paris diesmal eben nicht hat politisch dichten wollen, sondern dafür dem Anschein nach ganz gewöhnliche Balladen und Romanzen, Legenden und Volkssagen, weder ausgezeichnet der Form noch dem Inhalt nach, sondern ganz in der hergebrachten, trivialen Weise gesungen hat. Nur eine Ballade findet sich darunter, deren Stoff den verhängnißvollen Zeitbeziehungen angehört: „Der Todesbecher. Eine Sage aus dem polnischen Freiheitskriege" (S. 5). Sie ist jedoch dadurch, daß sie der Zeit näher steht, nicht auch der Poesie näher gekommen.

4. Die Freiheit und das Leben. Ein Neujahrsgedicht an die Fürsten und Völker Europas, von Heinrich August Donauer. Lindau, Kranzfelder. 1832. 8. 2 Gr.

Ein Neujahrsgedicht, das uns etwas verspätet zugekommen; doch wird für die „Freiheit und das Leben" der „Fürsten und Völker" hoffentlich noch manches Neujahr heranrücken, an dem man dazu immer bedeutungsvoller als sonst wird Glück wünschen können, und so würde dies Gedicht, schon für Neujahr 1832 bestimmt, noch für Neujahr 1842 wenigstens adressirt werden können, wenn es nur überhaupt besser wäre. Es führt auf einen der inwendigen Blätter den Titel: „Die Freiheit und das Leben! oder suchet das Fürsten- und Völkerglück in Wahrheit, Liebe und Treue", und zu diesen seinen Worten macht der Verf. unter den Text die Anmerkung: „Das Wort Freiheit ist hier in dem ungewöhnlichern, poetischen, edeln Sinn als die moralische Kraft der Selbstbeherrschung des Menschengeschlechts zu verstehen". Dieser „ungewöhnlichere, poetische, edle Sinn" macht dem Verf. Ehre; aber warum hat er ihn nicht auch in sein Gedicht, das mehr dem gewöhnlichern poetischen Sinn anzugehören scheint, übertragen? Der Ertrag dieses Gedichts ist übrigens zur Unterstützung einer unglücklichen Familie bestimmt, weshalb wir ihm viele Käufer wünschen.

5. Politische Caricatur-Sonette, von Nicolay Fürst. München, Franz. 1832. 16. 8 Gr.

Hier tritt in unserer Gesellschaft politischer Dichter zuerst Einer von der Reactionspartei, geharnischt in etwas grobkörnigem Sonettenwitz, in die Schranken. Schon sein Name, Fürst, dürfte den Hambachern zum Aerger gereichen, wenn nicht noch vielmehr die Hambacher selbst dem Herrn Fürst ein großes Aergerniß wären, denn sie und ihre patriotischen und liberalen Umtriebe hat er sich eben in seinen 16 geharnischten Caricatursonetten zum Tummelplatz seiner nichts weniger als zahmen Satire erkiest. Wirth, Siebenpfeiffer und die ultraliberalen süddeutschen Blätter erfahren manchen bittern Angriff in diesen Sonetten, denen noch bitterere Anmerkungen in Prosa angehängt sind, welche oft Treffenderes enthalten als die Gedichte selbst. Das fünfte und sechste Sonett lauten folgendermaßen:

V.

Herrgott, wie sind verstummt die sieben Pfeifer,
Die einst so lustig pfiffen in den Wind,
Und die hernach mit so viel bitterm Geifer
Das Bad ausschütteten mit sammt dem Kind.
Laut schrieen sie: Die Frucht wird immer reifer,
Herbei, umringt den Freiheitsbaum, geschwind!
Wir schwören Euch, in unserm heil'gen Eifer,
Bereit zur Hülfe tausend Arme sind.

O schöner Traum! wo sind die tausend Arme?
Die Pfeifer alle, wo sind sie geblieben?
Umkreist von einem heimathlosen Schwarme?
Sind sie verscheucht, hat man sie aufgerieben?
Daß Gott in seiner Gnade sich erbarme,
Daß man die Volksbeglücker hat vertrieben!

VI.

Vertrieben? nein! sie schlummern nur, die Guten!
Den Löwenschlummer; weh! wenn sie erwachen!
Aufstürzen werden sie, wie Meeresfluten
Beim Donnerschall, wenn alle Dämme krachen.
Denn sie allein das deutsche Reich bewachen,
Nur sie allein für dessen Freiheit bluten, —
Nur sie allein beschützen alle Schwachen,
Die man bestraft mit Fesseln und mit Ruthen.
Verschwinden werden Unrecht und Beschwerden,
Man wird kein Recht und kein Gebot verletzen,
Ein Paradies wird unser Erdball werden.
Nur muß man Königen sich widersetzen,
Veraltet ist Gehorsam den Gesetzen,
Das Volk allein regieren muß auf Erden.

Zu den Versen: „Nur sie allein beschützen alle Schwachen, die man bestraft mit Fesseln und mit Ruthen", liest man folgende Anmerkung: „Es ist begreiflich, daß der Dichter, bei seinem vieljährigen Aufenthalte in Paris, auch ein wenig von der Gallomanie angesteckt worden ist. Die französischen Philanthropen haben es sich schon längst zum Grundsatze gemacht, Verbrecher aller Art nur „les malheureux" zu benennen. Die Worte: malfaiteurs oder criminels, klingen ihnen zu hart, zu beleidigend. Die deutschen Ultraliberalen, die auch eine große Sympathie für allerlei Sträflinge haben, dringen mit ungestümer Heftigkeit wie die Freunde und Brüder in Frankreich auf Verbesserung der Gefängnisse. Der Dichter hat daher, um das Zartgefühl dieser lieben Leute nicht zu sehr zu beleidigen, zwischen Missethäter und Verbrecher den Ausdruck: „die Schwachen", gewählt, womit man hoffentlich zufrieden sein wird."

6. Nikolaus I., Kaiser von Rußland. Momente aus des Monarchen Leben. Schwerin, Stiller. 1831. Gr. 8. 4 Gr.

Von den politischen Caricatursonetten des antiliberalen Herrn Nicolay Fürst gehen wir zu diesem Lobgedicht auf den absoluten Fürst Nicolay über. Dies Gedicht kann unmöglich etwas Anderes als Schülerarbeit im eigentlichsten Sinne des Wortes sein. Vielleicht entstand es so, daß irgend ein löblicher mecklenburgischer Schulmeister seinen talentvollen Primanern die Aufgabe stellte, zur Uebung in Vers und Styl den Czar zu besingen. Es ist deshalb auch äußerst harmlos ausgefallen, denn einem Primaner hat die Welt noch nicht viel gethan, und ein junger Mensch hat alle Ursach, Alles mit den wohlwollendsten Augen anzusehen.

Zum Beschluß dieses Artikels über die politische Poesie des deutschen Parnasses nennen wir noch:

7. Politische Nachklänge von Jean Paul. Wiedergedrucktes und Neues. Heidelberg, Winter. 1832. 16. 16 Gr.

Wenn man den Gedanken, der dies Buch entstehen ließ, weiter und planmäßiger ausführt, dürften sich in der That die interessantesten Resultate ergeben, indem sich auf dem Wege solcher Blumenlesen in der anschaulichsten Weise die politischen Ansichten und die Berührungen, in denen die verschiedenen Individualitäten unserer größten Dichter und Denker zu ihrer Zeit gestanden, zusammenstellen ließen. Zu einer Erkenntniß dieser Art zu gelangen, würde nie unbedeutend sein, da die Ansicht seiner Zeit und ihrer öffentlichen Interessen einen großen Mann ebenso entschieden charakterisirt als sein Ausspruch über dieselben die Zeit selbst. Ein unerläßliches Erforderniß an eine solche Zusammenstellung wird aber sein, daß sie vollständig sei, denn einzeln Aufgerafftes kann hier nicht dienen, weil es sonst beziehungslos bleibt und damit der Zweck der Sache selbst verloren gehen würde. An Vollständigkeit fehlt es aber der vorliegenden Blumenlese aus Jean Paul ohne Zweifel, und weil sie nur Vereinzeltes und Zerstreutes bietet, bleibt ihr Eindruck dürftiger, als es dem gigantischen Geist, der hier ausgebeutet werden konnte, gemäß ist. Der Herausgeber hat jedoch das Verdienst, auch manches Neue und bisher Ungedruckte von Jean Paul hier zusammengetragen zu haben, wozu ihm die Benutzung von nachgelassenen handschriftlichen Aufsätzen des verewigten Dichters zu Gebote gestanden. Er hat die gesammelten Stellen unter verschiedene Rubriken, als: Freiheit, Preßfreiheit, Für Journalisten, Für Staatsmänner, Für die Fürsten, Für Manchermann und Jedermann, Krieg und Frieden u. dgl. geordnet. Wir können uns nicht enthalten, folgende Stelle auszuschreiben, die uns am beziehungsreichsten für die Gegenwart zu sein scheint: „Jedes Umstürzen alter Verfassungen, sogar jedes Ausbessern derselben, welches ja doch ein theilweises Stürzen ist, dieses muß (es mag von einem philosophischen oder politischen Systeme die Rede sein) im Anfange mehr schlechte als gute Folgen gebären. Das eingesessene Uebel und Gewürm wehrt sich und beißt noch grimmiger, wilder, kopfloser als vorher in seinem ruhigen Bau; und die neue Ansiedelung übertreibt das Neue so gut, einführend, als jene das Alte, abwehrend. Erst wenn Alte und Neue sich in Alltägliche verwandelt haben, kommt die Saat des Guten in Blüte. Das Alte zeigt nur seine letzten, aber kindisch-bissigen Kräfte, das Junge nur seine ersten überbrausenden. Leset doch in den Reformationen, Revolutionen und Systemen, um zu sehen, daß Anfangs nicht das Beste erschien, obwol das Schlechteste verschwand, sondern das Gute hinterher, das immer länger als das Beste dauert. Nach dem Ausdrucke eines Alten wohnt die Wahrheit in der Tiefe eines Brunnens. Reinigt ihr aber alte Brunnen oder grabt ihr neue, so raucht aus ihnen, welche später erfrischen und beleben, häufig Todesluft für die Arbeiter auf." Die meisten andern in diesem Büchlein enthaltenen Aussprüche von Jean Paul sind entweder zu allgemein, um als Zeitbeziehungen gefaßt zu werden, oder sie gehören, was größtentheils der Fall ist, der Stimmung der Periode der deutschen Befreiungskriege an, die Jean Paul mächtig aufgenommen und in manchem energischen Gedanken ausgeprägt hat.

Der politischen Blumenlese aus Jean Paul schließe sich hier an:

8. Schiller's politisches Vermächtniß. Ein Seitenstück zu Börne's Briefen aus Paris. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1832. 8. 6 Gr.

Diese Sammlung trifft noch bei weitem mehr der Vorwurf der Unvollständigkeit. Es sind nur einige zufällig und nicht immer glücklich aufgegriffene Stellen, die hier planlos nebeneinander abgedruckt erscheinen. Der Verleger hat, dem drolligen Vorwort zufolge, selbst die Zusammenstellung dieses sogenannten „politischen Vermächtnisses" veranstaltet, und zwar zur Erholung von den vielen Leiden und Plagen, die ihm sein fiscalischer Proceß wegen „der unseligen Börne'schen Briefe, welche sich mit etwas keckem Humor ins steiferaste Gebiet der Politik hineingewagt haben", verursacht hatte. Dieser Zusammenhang von Schiller's politischem Vermächtniß mit den Börne'schen Briefen hat den Herausgeber auch ohne Zweifel lediglich zu dem sehr gewagten und schwerlich zu verantwortenden Zusatz auf dem Titel des Büchleins: „Ein Seitenstück zu Börne's Briefen aus Paris", vermocht, denn ein anderer Zusammenhang jener Briefe mit dem Geist und den Ansichten Schiller's ist für Leser von gesundem Menschenverstande nicht ersichtlich und auch aus den Ergebnissen dieses „politischen Vermächtnisses" selbst nicht herauszufinden. Höchst dankenswerth aber würde es sein, wenn einmal ein Mann von Geist und Gesinnung es unternehmen wollte, die hier angeregte Aufgabe in Bezug auf Schiller umfassender zu lösen und eine zusammenhängende Darstellung und Entwickelung seiner politischen Ansichten, sei es nun auf dem Wege einer systematisch geordneten Blumenlese oder in Form einer reflectirenden Abhandlung, zu geben. 140.

Correspondenznachrichten.

Petersburg, im September 1832. *)

Die Aufrichtung der ungeheuern Alexandersäule erfolgte, nachdem die Vorbereitungen dazu ebenso kolossal mit unglaublicher Schnelligkeit vorgerückt waren, am 30. August alten Styls, dem großen Alexander-Newsky-Tage, zugleich dem Namenstage des Thronfolgers Alexander und der Großfürstin Alexandra, sowie dem Geburtstage der Großfürstin Olga. Der Tag vorher war das Fest der Thronbesteigung des Kaisers. An dem festlichen Alexandertage also, früh von 1 bis gegen 4 Uhr (zu deutsch würde man Nachmittags sagen) erfolgte nach einem feierlichen Gottesdienste in der Alexander-Newsky-Kirche, ausgezeichnet durch den Zug der ganzen griechischen Geistlichkeit und des Kaisers mit seinen Großen durch die stundenlange prachtvolle Newsky-Perspective bis zur Newsky-Kirche, jene merkwürdige Aufrichtung der größten Granitsäule der Welt aus Einem Stücke, welche 300,000 Pfund wiegt, auf ihr Piedestal, das selbst haushoch ist. Ueber die Aufrichtung selbst läßt sich nicht viel sagen; man muß die höchst künstliche Maschinerie des kaiserlichen Baudirectors v. Montferrant kennen, welche doch mehr mathematisch und mechanisch als künstlerisch interessirt. Was etwa sichtbar war, will ich kurz beschreiben. Nachdem vor einigen Monaten die Säule unter einem feierlichen Religionsact von dem Schiffe, das sie aus Finnland brachte, ans Land gebracht worden war, wurde sie auf einem schräge anlaufenden Gerüste, das etwa vier Mal so breit, wie die dresdener Brücke und wenigstens ebenso lang ist, bis zu der Höhe allmälig durch ungeheure Winden emporgewälzt, wo sie auf das Piedestal gebracht werden sollte. Am 30. August befand sie sich schon in dem für sie eigentlich bestimmten Fachwerk, das die höchsten Thürme Petersburgs, wenigstens den ungeheuern Winterpalast und die Generalität, zwischen denen sie immitten steht, weit überragt, in Tauwerk von gewiß unerhörter Stärke schwebend. Das Tauwerk und die ungeheuern Winden, an denen 2000 Menschen, meist verdiente Krieger aus Alexanders größter Epoche, nebst 400 Arbeitern, zogen, waren so eingerichtet, daß sich nur der höchste Theil der Säule mächtig hob, der unterste aber ganz auf einem Punkte blieb, sodaß die Erhebung der Emporbewegung einer Speiche im Rade glich. Die Bewegung ging allerdings sehr langsam, und auf der Säule selbst hielten sich die kühnen russischen Arbeiter, welche für Erhaltung der richtigen Lage des Tauwerkes sorgten, fast bis zu dem Augenblicke auf, wo der Koloß völlig senkrecht hing, und auf seiner obersten Basis Menschen sichtbar wurden. So hing nun und schwebte, gleichsam in seinem Balken-Uhrgehäuse (besser kann ich es nicht vergleichen) dieser Felsenperpendikel. Nun ließ man denselben sanft etwas tiefer bis auf seinen Ruheplatz, wo er Jahrtausende überdauern soll, hernieder. Da ward, als Säule und Piedestal Eins waren, hoch auf dem Balkenthurme, der in die Wolken reichte, die russische Fahne mit dem Adler aufgesteckt, und ein freudiges Hurrah erschallte ringsum in der unermeßlichen Menschenmasse, die den Schloß-, Admiralitäts- und Isaaks-Platz, sowie alle Dächer (die hier überhaupt italienischer sind als in Deutschland) und alle Fenster anfüllte. Der Kaiser, der den Hrn. v. Montferrant und den wackern Meister Steinmetz in Finnland (dessen Name mir entfallen ist) kaiserlich belohnt hat, befand sich während der ganzen gefahrvollen Unternehmung, mit seinen Großen und einer Menge Militair, mitten auf dem Gerüst, das die Höhe des Fußgestells der Säule hat, in prachtvollen Zelten, hellgrün und roth mit Gold. Auch sah ich an diesem Tage den kaiserlichen Wagen erster Pracht, durchaus von Gold und Glas. Die Riesensäule steht denn nun so, vor der Hand noch unpolirt, und ohne die großen Bronzewerke, in ihrem Gehäuse da, und wird bis übers Jahr verdeckt werden, wo das ganze Werk fertig und in seiner ganzen Hoheit dem Publicum an demselben Tage (glaubt man) eröffnet werden wird.

Merkwürdig ist es, daß während jener großen Unternehmung, die selbst schon ein ganzes Volk beschäftigen könnte, eine Menge anderer großer Bauwerke entstehen und entstanden sind, von denen man gar nicht viel sprechen hört, ungeachtet sie an sich einzig in ihrer Art sind. So ist zwischen der Zeit meines ersten Briefes an Sie und zwischen gegenwärtigem das nette französische Theater an der Newsky-Perspective (zwischen dem Anitzkoschen Palais und der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek) völlig weggrafirt worden, dagegen das ungeheuer große neue Theater, welches dahinter lag, und das wol seines Gleichen in der Welt sucht, vor dem nun ein wunderschöner grüner, mit Strauchwerk geschmückter Platz in Form eines Rondels eingezäunt, gewonnen worden ist, vollkommen fertig geworden. Bereits hat die russische Schauspielergesellschaft drei Mal darauf gespielt, um der ersten Schaulust zu genügen. Jetzt aber ist das prachtvolle Haus geschlossen, um in einigen Wochen für immer geöffnet zu werden; da nämlich noch mehre Vervollkommnungen des Innern, auch Decorationswerke nöthig waren, welche der berühmte berliner Decorationsmaler Gropius, der deshalb hierher berufen ist, ausführt. Zugleich sind die großartigsten Substructionen und Säulengänge von diesem Theater aus rückwärts nach der Tschernischewbrücke zu, wo ein neuer Rundplatz sich eröffnet und mit einem erhabenen Portal mit drei Durchgängen schließt, fast ganz fertig geworden.

Dieses allergrößte Theater, das nun fertig ist, und das selbst das berliner Opernhaus weit übertrifft, ist nur für die russische und deutsche Bühne bestimmt. Das französische Theater wird hingegen seinen eignen, ebenfalls gegenwärtig im Werke begriffenen Schauplatz im Michaelowschen Palais erhalten, welcher weit kleiner ist. Das übrigens noch im Circus an der Simeo-

*) Vgl. Nr. 296 d. Bl. D. Red.

nefskischen Brücke befindliche deutsche Theater bleibt stehen und wird jetzt ebenfalls außerordentlich verschönert und geschmückt. Dagegen ist das bisher sogenannte große steinerne Theater, ein Prachthaus, das größer war, als das große berliner Opernhaus, und worin die russische Schauspieler- und die deutsche Operisten-Gesellschaft spielte, zu einem Kornmagazin bestimmt worden. Aehnliche Aufopferung des Schönen für die großartigste Wohlthätigkeit (wobei übrigens das Schöne selbst hier niemals zu kurz kommt) findet hinsichtlich des taurischen Palais statt, welches, wie man hört, zu einem Hospital für invalide und kranke Officiere bestimmt ist.

Ein anderes Bauwerk ist die echt griechisch oder byzantinisch (wie alle Kirchen der herrschenden Kirche, außer der kasanischen) gebaute Dreifaltigkeitskirche, welche außer den obersten ganz goldenen Kuppeln eine sehr starke nebst vier kleinern umstehenden Kuppeln von hellblauer Farbe mit goldenen Sternen hat. Diese Kirche, auf dem Wege nach Katharinenhof befindlich, gibt einen prächtigen Anblick auf sämmtlichen Brücken, welche den ganzen Fontanga-Kanal hinuntergehen bis zur Newa.

Mit großer Schnelligkeit hat sich auch ein Werk gebildet, das in seiner Art gewiß vor der Hand einzig in der Welt ist. Nämlich bis zum Alexandertage wurde die ganze Newsky-Perspective, deren Breite und Länge einem Ausländer Staunen erregen muß, vollkommen fertig (wenigstens bis an die Anitzkysche Brücke) parquetirt, wie ein Tanzboden parquetirt mit festen, quadratisch zusammengefügten Holzklötzen. Man fährt nun darauf hin, wie mit einem Schlitten über das Eis, sodaß es in der That, auch wenn man für die brillante Lebhaftigkeit dieser wahren Kaiserstraße blind wäre, an der sanften Bewegung des Fahrens auf glatten Dielen sich ergötzen müßte.

Mit starken Schritten schreitet auch das Senatsgebäude, dessen andere Hälfte für die oberste griechische Synodalbehörde bestimmt ist, und das mit der einen Seite an der Newa, mit der andern, der Admiralität gegenüber, am Isaaksplatze hinter der Statue Peters des Großen steht (ein wahrer Riesenbau), seiner Vollendung entgegen. Weniger sichtbar sind die Fortschritte der Isaakskirche, obwol man nun wenigstens bronzene Capitäler an den herrlichen spiegelglatten Granitsäulen sieht, auch der ganze Isaaksplatz einem Schlachtfeld von Marmor- und Granitblöcken gleicht, über welches Chaos der gebieterisch ausgestreckte rechte Arm der kühnen Statue des großen Schöpfers Peter gleichsam gestaltend sich ausbreitet.

Auch der großartige Bau der Kirchenhäuser für die neue protestantische Hauptkirche in der Newsky-Perspective, die Petrikirche, welche jedoch selbst noch in ihrer alten Form dasteht, ist bereits vollendet.

Kleinere Veränderungen und Verschönerungen, wohin z. B. die Errichtung eines schönen, großen Gebäudes für ein neu errichtetes technisches Institut, ferner die ganz neue Decorirung des Palastes der Akademie der Künste, die Ausschmückung Wassili-Ostrows überhaupt, besonders auch mit einem massiven granitnen Kai, welcher wie drüben in der alten Stadt (si ita licet) gebaut werden soll, gehören, erwähne ich nicht erst, außer mit diesen paar Worten.

Was nun aber hiernächst die Plastik anlangt, so meldete ich Ihnen bereits über unsers Wichmann treffliche Büstengruppe das Nöthige. Seine Statue, dies unsterbliche Werk, bleibt im kaiserlichen Cabinet; die Büstengruppe aber, bestehend aus acht Büsten der ganzen kaiserlichen Familie, ist in allen kaiserlichen Palais, auch in Zarskojeselo und in Peterhoff aufgestellt. Wichmann verließ uns leider im August. Die Büste der Großfürstin Helene und auf jeden Fall wol auch die kaiserliche Büstengruppe arbeitet Wichmann in Berlin in Marmor aus.

Hinsichtlich der Malerei sind jetzt größere Dinge vor (obwol auch mehr auf das Portrait berechnet), als damals, wo ich Ihnen schrieb. Der ruhmlich bekannte Maler Krüger aus Berlin ist herberufen, und hat nicht allein eine große Militairparade zu malen, wobei Portraitgenauigkeit hinsichtlich der Hauptpersonen herrschen soll, sondern der Kaiser Nikolaus sitzt ihm auch zu einem Portrait in Lebensgröße, auf welchem derselbe zu Pferde dargestellt wird, ähnlich wie der König von Preußen auf dem meisterhaften Bilde Krüger's, das jetzt in hiesiger Eremitage aufgenommen ist. Für Historienmalerei zum Zweck von Altarbildern ist der junge talentvolle, neuerdings als Hofmaler angestellte, Reisz engagirt. Schlachten malt der wackere Hofmaler v. Sauerweid.

Was Münzen anlangt, so ist gegenwärtig für die Eremitage und zum Theil auch für die Akademie der Wissenschaften ein reicher Schatz gewonnen worden, indem man die warschauer Sammlungen mit den hiesigen vereinigt und jene hieher gebracht hat. Der Staatsrath v. Gräfe ist sehr damit beschäftigt, zu ordnen und zu fortiren. Was aber neue Münzen anlangt, so ist mir nichts als eine Negativität zu Ohren gekommen, welche unserm Kaiser sehr zur Ehre gereicht. Es war nämlich im Werke, eine Münze zu Ehren des Großfürsten Thronfolger Alexander prägen zu lassen. Es war schon zur Erlangung größtmöglichster Aehnlichkeit die Wichmann'sche Büste des Thronfolgers ausgeborgt worden. Allein als die Erlaubniß des Kaisers nachgesucht wurde, so verweigerte er dieselbe gänzlich, indem er erklärte, es sei seiner Ueberzeugung nach durchaus unpassend, einem jungen Mann, der noch nichts Denkwürdiges habe ausführen können, eine Denkmünze zu prägen, eher könne es nachtheilig als vortheilhaft auf ihn wirken, es müsse daher unterbleiben.

Neuerdings hat sich auch (um endlich sogar einen Streifzug in die Poesie zu machen) der deutsche Improvisator Hr. Langenschwarz hier hören lassen, und es ist demselben anfänglich gelungen, einigen Rumor zu machen, zumal da er der erste aller Improvisatoren war, die hier gehört wurden, was für die vielen Deutschen hier eine Art von Triumph zu sein schien. Allein bald hat man denn doch eingesehen, daß diese Poetisterei mehr eine Entweihung der Poesie und eine Charlatanerie, als ein wahrer Musendienst ist. Er ist sehr liebreich und ernst von dem ausgezeichneten Schukowsky und andern Männern von Namen zu ernsten literarischen Arbeiten angehalten worden, und so soll er denn jetzt mit mehren Büchern schwanger gehen. Wenn nur nicht parturiunt montes u. s. w.! Schukowsky hat seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Italien unternommen, wo er länger verweilen wird.

Noch habe ich Ihnen insbesondere in Betreff unsers pädagogischen Haupt- oder Centralinstituts zu sagen, daß dasselbe seinen Weg mit sichtbarem Segen weiter verfolgt, daß unsere braven, fleißigen und meist talentvollen jungen Leute sichtlich fortschreiten und den Lehrern viele Freude machen, sodaß es eine wahre Lust ist, unter ihnen zu lehren. Hofrath Stöckhardt wird seine Philosophie des römischen Rechts in Leipzig bei Voß herausgeben (in lateinischer Sprache: „Philosophiae juris Romani primae lineae") und sie wahrscheinlich dem berühmten Uwarow dediciren. Jenes Institut hat wieder neuen Zuwachs für die Folge erhalten, und es ist auch eine Vorbereitungsclasse, wo unsere Studenten selbst im Unterrichtgeben sich üben können, gegründet und am Alexandertage feierlich eingeweiht worden. Es kommen alle diese jungen Leute erst dann ins Institut, wenn sie sich in dem akademischen Stadium, wo sie selbst zu Lehrern gebildet werden sollen, befinden. Die Thätigkeit unsers trefflichen Ministers ist hierbei rastlos.

Von dieser rastlosen Thätigkeit, in Verbindung mit dem lebendigen Streben Uwarow's ist denn auch für die Universität ein neues Leben zu erwarten. Es wird an einer völligen Reorganisirung derselben gearbeitet, und der neue Ukaph ist schon fertig. Viele neue Stellen werden begründet, alte mit passenderen Männern besetzt. Kurz, man hofft Viel. Sehr rege dürfte vornehmlich (und zwar unter besonderer Mitwirkung des Hauptinstituts) das Rechtsstudium gegenwärtig werden, dessen Bedürfniß man jetzt lebhaft zu fühlen und lebhafter als je von Oben herab zu unterstützen anfängt. 154.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 325. — 20. November 1832.

1. Zwölf Bücher niederländischer Geschichten von Heinrich Leo. Erster Theil, enthaltend die ersten sechs Bücher oder die Geschichte der einzelnen niederländischen Landschaften bis zu der Herrschaft des Hauses Burgund. Halle, Anton. 1832. Gr. 8. 4 Thlr.*)
2. Geschichte der Niederlande, von N. G. van Kampen. Erster Band. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1609. Hamburg, F. Perthes. 1831. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. **)
3. Geschichte der Niederlande von dem Zeitpunkte ihrer Entstehung an bis auf die neueste Zeit; und ausführliche Schilderung der belgischen Revolution von ihrem Ausbruche bis zum Ende des Jahres 1831. Von F. H. Ungewitter. Zwei Abtheilungen. Mit einer chronologischen Tabelle. Leipzig, Hinrichs. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Indem wir diese drei Werke wegen der Gleichartigkeit ihres Gegenstandes zusammenstellen, müssen wir zugleich bemerken, daß die Verschiedenartigkeit der Veranlassung sowie des Gehalts es erfodert, bei der Beurtheilung die beiden ersten von dem letzten zu trennen; denn während jene aus wissenschaftlichem Geiste und sorgfältigem Studium hervorgegangen sind und die Befriedigung eines wissenschaftlich-historischen Interesses bezwecken, so ist dagegen das letzte durch die Tagesbegebenheiten rasch hervorgetrieben worden, und indem es hauptsächlich das Interesse des Tages befriedigen will, so erscheint in demselben die Darstellung der frühern Zeiten bis zum Jahre 1830 herab fast nur in der Form einer Einleitung. Deshalb wird es passend sein, wenn wir zunächst und vornehmlich die Leser d. Bl. mit jenen Werken bekanntzumachen suchen und sodann anhangsweise das dritte berücksichtigen. Die Veranlassung, welche van Kampen zu seiner Arbeit anregte, war ohne Zweifel eine Auffoderung von Seiten Heeren's und Ukert's, für die „Geschichte der europäischen Staaten", welche sie herausgeben, die Geschichte der Niederlande zu bearbeiten; die Motive Leo's waren dreifach: erstlich bestimmte ihn die Ueberzeugung, einem wirklichen Bedürfnisse durch die Zusammenstellung der Specialgeschichten der niederländischen Provinzen im Mittelalter abzuhelfen, da die frühere Zeit dieser Landschaften bis zur burgundischen Herrschaft, ungeachtet ihres Einflusses auf den Wohlstand der Rheinlande, ihres erfolgreichen Wetteifers in Malerei und Musik mit Italien und der lebhaften Theilnahme ihres Adels an fast allen allgemein europäischen Angelegenheiten und Kämpfen, in allen allgemeinen Werken über die Geschichte der Niederlande fast ganz unberücksichtigt geblieben sei; zweitens wollte er auf die wichtigen und zahlreichen Ergänzungen aufmerksam machen, welche aus jenen Specialgeschichten für die Geschichte des deutschen öffentlichen und Privatrechts gewonnen werden können; endlich beabsichtigt er auch (namentlich im zweiten Bande) die Ungerechtigkeiten gutzumachen, zu welchen der protestantische Sinn sowol gegen die Zeiten der herrschenden als der um ihre Herrschaft in den Niederlanden kämpfenden katholischen Kirche vermocht hat. Was den Beruf zur Arbeit betrifft, so hat der niederländische Historiker denselben durch Untersuchungen und in seiner Muttersprache geschriebene Darstellungen vaterländischer Geschichten von anerkanntem Gehalte bewährt; unter den deutschen Historikern möchte aber schwerlich ein Anderer gerade zu dieser Arbeit so befähigt und geeignet sein als der Geschichtschreiber der italienischen Staaten. Fragen wir nach den Quellen, aus welchen der Stoff entlehnt ist, so lag es in dem Plane weder des Einen noch des Andern, durchgehends auf die letzten Quellen zurückzugehen und überall nur Resultate neuer und eigner Forschung zu geben: ein Geschäft, welches auch deshalb nicht als unumgänglich nothwendig erscheint, weil die Geschichte mehrer niederländischen Provinzen zum Theil schon im 16. und 17. Jahrhundert von gründlichen Forschern dargestellt worden ist. Je seltner aber diese Specialgeschichten in Deutschland auf Einer Bibliothek beisammengefunden werden, um so mehr hat sich Leo nicht allein dem Liebhaber der Geschichte, sondern auch dem Historiker schon dadurch verpflichtet, daß er in Beziehung auf die Herbeischaffung des Materials es sich zur Aufgabe machte, das allgemein Interessante aus jenen Schriften zusammenzustellen, zumal diese Zusammenstellung zugleich kritische Benutzung ist und öfter, namentlich in der Untersuchung der frühern Schicksale der einzelnen Landschaften, auf Chroniken und Urkunden zurückgegangen wird. Van Kampen gründet seine Darstellung

*) Vgl. eine Notiz in Nr. 287 d. Bl. D. Red.
**) Vgl. Nr. 95 d. Bl. D. Red.

großentheils auf Quellen im strengern Sinne, deren vertraute Bekanntschaft er sich durch vieljähriges Studium erworben hat; jedoch stützt er sich auch auf die Resultate der erwähnten Forschungen, und außerdem gestattete ihm sein Aufenthaltsort (Amsterdam) die Benutzung vieler, in Deutschland entweder weniger bekannt gewordener oder doch weniger zugänglicher Untersuchungen, welche neuere holländische Gelehrte angestellt und deren Ergebnisse sie in der Landessprache mitgetheilt haben. Wie schwierig die Anordnung in einer Geschichte der Niederlande, namentlich in den Zeiten vor der burgundischen Herrschaft sei, ergibt sich schon aus der Verschiedenartigkeit der Ansichten, welche darüber von achtbaren Gelehrten in mehren Schriften ausgesprochen wurden, die in Folge der im J. 1829 von der niederländischen Regierung ergangenen Auffoderung erschienen sind. Van Kampen schließt sich keiner unter diesen Ansichten an, sondern er folgt einem eignen Plane, indem er in dem ersten Buche der geographischen Ansicht des Landgebiets, über welches sich in spätern Zeiten der Name Niederlande ausdehnte, eine Darstellung der Schicksale desselben unter der römischen und der fränkischen Herrschaft bis zum J. 900 folgen läßt, im zweiten Buche die mittlern Zeiten bis zur Vereinigung aller Niederlande unter der Herrschaft Karls V. behandelt, das dritte mit der Eroberung Antwerpens durch die Spanier im J. 1585, und das vierte mit dem Abschlusse des zwölfjährigen Waffenstillstandes endigt; für diejenigen Zeiten aber, für welche die Anordnung, wie gesagt, am schwierigsten ist, hat er die Provinz Holland als Mittel- und Vereinigungspunkt gewählt, ohne das Bedeutendste aus der Geschichte der andern Provinzen zu übersehen. Allein, wenn Holland allerdings in den spätern Zeiten die reichste, mächtigste und durch große Männer merkwürdigste ist, so ist es dies noch nicht im Mittelalter gewesen; es kann nicht gelingen, an die Geschichte dieser Provinz die Schicksale der übrigen auf zusammenhängende Weise anzuknüpfen, öfter muß sie den ihr bestimmten ersten Platz einer andern Landschaft, namentlich Flandern, einräumen, und die Darstellung vermag dem Leser nicht einen deutlichen Ueberblick über die Schicksale der Niederlande während jener Zeiten zu geben. Ein solcher kann nur gewährt werden durch diejenige Anordnung, welche in dem Leo'schen Werke gewählt ist, und welche uns auch als die dem Stoffe am meisten angemessene erscheint, nämlich durch eine solche, welche den Stoff in Specialgeschichten sondert und nur diejenigen Provinzen zusammenstellt, deren Schicksale auf engere und dauernde Weise in einander verflochten gewesen sind, nämlich Flandern und Hennegau, Lüttich, Luxemburg und Namur, Brabant und Limburg, Holland, Zeeland und Friesland, Geldern und Zutphen, endlich Utrecht. Allerdings könnte man, insbesondere von dem Standpunkte einer gedrängtern Darstellung aus, den Einwand gegen diese Anordnung machen, daß auch die Schicksale der von einander getrennten Provinzen einander so oft berühren und sich in einander verwickeln, daß jene Sonderung schwer durchzuführen sei. Allein, daß die Gewandtheit und Kunst des Darstellers in einer ausführlichern Geschichte diese Schwierigkeit zu beseitigen vermöge, beweist das umfassendere der vor uns liegenden Werke, und gewiß würde es auch dem Verf. des andern gelungen sein, besonders wenn er sein Werk nur um ein Weniges in dem Abschnitte, von welchem die Rede ist, erweitert hätte, was um so eher gestattet werden konnte, als dadurch seiner Arbeit noch ein bedeutender Vortheil erwachsen wäre. Da es nicht geschehen ist, so bleibt das Leo'sche Werk um so mehr eine unentbehrliche Ergänzung. Um uns zu diesem jetzt insbesondere zu wenden, so bemerken wir zunächst, daß der Verf. zuvörderst den gemeinsamen Boden für die folgenden Specialgeschichten nachweist, die Aufgabe ausspricht, welche er zu lösen beabsichtigt und eben dadurch das Interesse des Lesers mehr, als es durch ein besonderes Ansprechen desselben geschehen könnte, für sich gewinnt. Es wird nämlich darauf hingewiesen, daß die sämmtlichen Landschaften, aus welchen 843 das Reich Lothars I. gebildet wurde, einen sehr bestimmten, sie von andern Gegenden auszeichnenden Charakter tragen, der sich jedoch auch auf einige der benachbarten Herrschaften, und namentlich auf die benachbarten im Norden, wie Flandern und Friesland, ausdehne. „Ueberall in diesen Landen", fährt der Verf. fort, „regt sich in den Niederungen und an den Strömen bürgerliche Kraft, die nach individueller Gestaltung ihrer Verhältnisse unter freistädtischen Verfassungen strebt; die Höhenzüge sind aber bald freier Landesgemeinden, bald eines tapfern, auf Recht und individuelle Freiheit trotzigen Adels Geburtsland; nirgends im übrigen Europa sind solche kühnaufstrebende Naturen in solcher Menge, so mannichfaltige politische Vereine in so eigenthümlicher Derbheit zu finden, als in diesen Großlotharingen; es ist das Herzland unsers Welttheils, und die toscanischen, lombardischen und provenzalischen Städte, Savoyens und der Franchecomté sowie Oberlotharingens Ritterschaft, der Schweiz freie Bünde, des Rheinstroms reiches Bürger- und Adelsleben, Niederlotharingens, der französischen Marken und der alten utrechter Diöcesanlande Städte- und Landvolk mit ihrem Reichthum, ihrer geistigen und gewerblichen Rührigkeit, ihrem Freiheitsmuth und unbeugsam aufstrebenden Sinne bilden die edelste Perlenschnur in dem Schmucke der europäischen Völkergeschichte."

(Der Beschluß folgt.)

Die pariser Journale.

Die romantische Bewegung, welche unter der Restauration in den kritischen Blättern der Hauptstadt eine ebenso leidenschaftliche als beredte und befruchtende Polemik veranlaßte, war nicht, wie ihre Gegner schrien, eine willkürliche, vorübergehende Insurrection gegen die orthodoxen Ueberlieferungen der Schule, ein muthwilliges Verunglimpfen des literarischen Nationalruhmes; sie war eine nothwendige Folge der durch die constitutionelle Verfassung herbeigeführten Denkfreiheit und traf eben deswegen mit dem Aufschwunge des politischen Lebens der Nation zusammen, so wenig sich sonst Politik und Kunst neben einander vertragen. Der gewaltige Streit hat sich jetzt gelegt: die Classiker sind aus dem Felde geschlagen, die Herrschaft der Rhetoren ist zu Ende, die Tragödien der Hrn. Jouy, Arnault und Viennet liegen unter den Ruinen des alten Musentempels in Staub und schmähliger Vergessenheit begraben. Vollständig

wird übrigens der Sieg des Romantismus, sowie dieser sich bis jetzt gezeigt, nie werden. Wenn die classische Schule der dichterischen Begeisterung kein anderes Material gestattete als die unfruchtbaren Trümmer einer längst untergegangenen Civilisation, so haben dagegen die Romantiker der Kunst manches Element aufgedrungen, welches den Sitten und den Ansichten der Franzosen wenig zusagt. Jenes schwärmerische Träumen, jene vergeistigte, überschwängliche Liebe, welche nach C. Nodier der Hauptcharakter der neuen Poesie sein sollen, dürften sich schwerlich in den Hervorbringungen einer Literatur erhalten, in welcher sich eine prunkende, spirituelle und genußsüchtige Gesellschaft abspiegelt, wo der Verkehr mit dem andern Geschlechte so bequem und frivol ist, wo jeden Tag die wichtigsten politischen Interessen verhandelt werden und aller religiöse Glaube längst erloschen ist. Die christliche Mythologie knüpft sich an die innigsten und erhabensten Regungen des Gemüthes und ist daher dem dichterischen Enthusiasmus weit günstiger als der verbrauchte Apparat der griechischen Fabellehre; indessen erregt Alles, was mit dem Katholicismus zusammenhängt, bei den Liberalen Widerwillen, und daher läßt es sich erklären, warum bei diesen höchst merkwürdigen Debatten die Parteien die Rollen gewechselt, warum die politischen Neuerer dem literarischen Despotismus anhingen, während die Kämpen der absoluten Monarchie im Gebiete der Kunst Rebellen waren. Auch über die Form wird man sich schwerlich ganz verständigen, indem einerseits die symbolischen Stylformen, welche die neuern französischen Dichter den nordischen Sprachen entlehnt, mit dem ganz lateinischen Geiste der französischen Sprache in zu grellem Widerspruche stehen, andererseits in den romantischen Dichtungen zu arg gegen die Grammatik gesündigt worden ist. Allein einige Akademiker allenfalls ausgenommen, die in den alten Lehren den letzten Zufluchtsort für ihren Ruf finden, so kommen die heutigen Kunstrichter so ziemlich darin überein, daß dasjenige Geistesvermögen, welches am meisten der Freiheit bedarf, nicht vorzugsweise an die willkürlichsten, beengendsten Regeln darf gefesselt werden; daß sich die Poesie zunächst an die Phantasie und an das Gemüth, und nicht an den Verstand zu wenden hat; daß sie nicht den Menschen im Allgemeinen, sondern das Individuum schildern, und nicht allein Leidenschaften darstellen soll, sondern auch Charaktere mit stetem Rücksicht auf Sitten, Meinungen und gesellschaftliche Verhältnisse. Seitdem mit dem Anerkennen dieser Grundsätze die Fehde zwischen den Romantikern und Classikern beendigt ist, hat die Kritik ihre frühere Bedeutung und Würde verloren. In den meisten jetzt erscheinenden Zeitschriften zeigt sie sich seicht, schlaff, gleichgültig; sie dient, statt zu herrschen und zu leiten. Es ist nicht mehr die Begeisterung für neu aufzustellende Lehren, die sie beseelt; sie schreibt meistens im Interesse der politischen und literarischen Parteien; oft schlägt sie auch ihre Lorbern für ein Mittagsessen oder für Geld los. Fand doch selbst der fameuse Roman d'Arlincourt's: „Les rebelles sous Charles VI" im „Figaro" einen Lobredner! Es war das bitterste Pasquill, welches auf die Julirevolution erschienen ist, und „Figaro" war damals ein Republikaner! Der edle Vicomte ist reich und läßt sich seinen literarischen Ruf etwas kosten. Es wird überhaupt gegenwärtig in den literarischen Zeitschriften der Kritik ein sehr enger Raum zugemessen; die Verleger betteln oft halbe Jahre vergebens um eine Recension. Ich kenne hier Schriftsteller, denen die Augen vor Freude straten, wenn man ihnen verkündet, ein Journal habe sie persiflirt. Um den Bestürmungen der Buchhändler einigermaßen zu wehren, haben die meisten literarischen Journale ihre Zuflucht zu einem „Bulletin" oder „Album de la semaine" genommen, welches eine Uebersicht der in der laufenden Woche erschienenen Neuigkeiten gibt. Es besteht dieses Bulletin aber lediglich aus marktschreierischen Notizen oder auch größern Artikeln, welche die Verleger fertigen lassen und nebst einem Freiexemplar der Redaction zuschicken; diese begnügt sich damit, die allzu impudenten Lobhudeleien, mit denen Jeder seine Waare anpreist, mit einigen tadelnden Bemerkungen zu versetzen, um dadurch dem Betrug desto sicherern Eingang zu verschaffen. Obgleich das Stocken des Buchhandels in der letzten Zeit dem Fortkommen der periodischen Literatur im Ganzen günstig gewesen, so sind doch im Kurzen zwei literarische Blätter eingegangen: „La gazette littéraire" und „Le Mercure de France". Erstere Zeitschrift wurde nach dem Muster der londoner „Literary gazette" redigirt. Sie hatte mitunter recht gründliche Aufsätze, und diese dürften wol am meisten zu ihrem Falle beigetragen haben. Der „Mercure", nachdem er längst sich und muthlos von einem Verleger zum andern herumgeschlichen, hat endlich in der Officin des Buchhändlers Barbier den Geist aufgegeben. Vor seinem Absterben bewährte er sich noch als Gott der Diebe und Betrüger: er ließ sich im ersten Monate des Halbjahrs das Abonnement vorauszahlen. Ein so schmähliches Ende nahm ein Blatt, welches einst Männer wie Laharpe, Fontanes und Chateaubriand redigirten.

Zu den gelesensten literarischen Zeitschriften gehört noch immer die „Revue de Paris"; sie zählt 7—800 Abonnenten. Da aber der Druck mit vielen Kosten verknüpft ist und die Redactoren ein Honorar von 200 Francs für den Druckbogen beziehen, so würde sich dieses Blatt ohne Aguado's Unterstützung nicht halten können. Von diesem freigebigen Beschützer der Künste und Literatur bezieht der Administrator der „Revue de Paris" einen jährlichen Zuschuß von 20,000 Francs. Seitdem Hr. Véron abgetreten ist, steht die „Revue de Paris" unter der Leitung des Hrn. Amédée Pichot, den Uebersetzer Lord Byron's und Verf. der bekannten „Mémoires de madame du Barry", die, wie alle Journale bei ihrem Erscheinen versicherten, den Stempel der Echtheit tragen. Die meisten Leser zählt die „Revue de Paris" unter dem gebildeten höhern Handelsstande und den Financiers. Daher sind ihre Aufsätze meist auf Unterhaltung berechnet. Die Darstellung ist im Ganzen elegant, reich, von ästhetischen Zierathen strotzend, es ist eine Prunk- und Paradeliteratur, die dem Geiste nicht mehr Anstrengung abnöthigt, als eben dazu gehört, um den Genuß zu würzen, und die kaum die Oberfläche des Gemüthes aufregt. Zu den bekanntesten Mitarbeitern gehören Charles Nodier, Bazin und Jules Janin. Charles Nodier ist ein ganz eigner Geist; er ist zugleich Kritiker und Dichter. Seine kritische Befangenheit stört offenbar bei ihm den poetischen Enthusiasmus, und dieser reißt oft die ihm als Kritiker nöthige Besonnenheit mit sich fort. Er gehört übrigens zu den feinsten, behendesten Stylkünstlern der jetzigen Zeit. Bazin wurde zuerst durch seinen Aufsatz: „Le bourgeois de Paris", in dem ersten Bande des „Livre de Cent-et-un" bekannt. Er ist Advokat am pariser Appellationsgerichte, hat aber mehr mit Buchhändlern zu thun als mit Clienten. Er zeichnet sich durch gesunden Witz und ein scharfes Beobachtungstalent aus, das sich aber zu sehr an dem Aeußern der Dinge und Menschen hält. Hrn. Janin trifft man überall; seine literarische Thätigkeit ist unermüdlich. Er redigirt die Theaterkritiken im „Journal des débats", schreibt kritische Aufsätze für dieses Journal, für die „Revue de Paris", für die „Revue des deux mondes", für den „Artiste", für „La mode"; er schreibt nebst dem politischen Pasquille (L'élysée Bourbon) Anzeigen für Buchhändler und Romane. Janin soll sich jährlich an 40,000 Francs zusammenschreiben. Ein französisches Blatt hat ihn „le plus artiste de nos écrivains" genannt, und das ist er in gewissem Betracht auch. Er verbindet die gewandteste Leichtigkeit mit der größten künstlerischen Vollendung: die eclatantesten Bilder, die überraschendsten Wendungen strömen seiner Phantasie unaufhörlich zu; seine Phrase schillert von den verschiedenartigsten Farben, die mit Blitzesschnelle aufeinanderfolgen. Ueberall ist Glanz, aber nirgends Wärme: es ist das Funkeln eines Gletschers im Golde einer heitern Dezembersonne. Dabei fehlt es ihm an Kenntnissen und Besonnenheit. Er bekümmert sich wenig um logische Consequenz; der Gedanke ist ihm Nichts, das Bild Alles. Er wagt sich an jedes Sujet, mag er demselben gewachsen sein oder nicht; wenn er ihm nur irgend eine Seite abgewinnt, wo er seinen Metapherluxus, seine Witzfeuerwerke anbringen kann, so ist

ihm das schon genug. Daher findet sich bei ihm unter der üppigen ästhetischen Bekleidung so viel Schiefes und Unsinniges; daher seine falschen Ansichten über Kunst und Geschichte. Sagte er doch neulich in der „Revue de Paris“: Göthe habe die Poesie des 18. Jahrhunderts aus Frankreich nach Deutschland gebracht! „Er hatte Diderot gesehen, er ward Göthe. Göthe ist seinem Vaterlande geblieben, allein durch sein Genie gehört er Frankreich!“

Die „Revue encyclopédique“ steht gegenwärtig unter der Direction des Hrn. Carnot, eines Sohnes des berühmten Mannes dieses Namens, und des Hrn. Leroux, ehemaligen Gérant des „Globe“. Sie erscheint, wie bisher, in monatlichen Lieferungen. Jede Lieferung besteht aus drei Abtheilungen: 1) „Mémoires, notices et mélanges“; 2) „Bulletin bibliographique“; 3) „Nouvelles scientifiques et littéraires“. Die erste Rubrik ist bei weitem die reichhaltigste und interessanteste. Sie liefert Aufsätze über alle Fächer des Wissens, die meistens von gründlichem und gewissenhaftem Studium zeugen. In der Politik vertritt diese Zeitschrift die Republikaner; nach den Begebenheiten des 5. und 6. Juni stand in der „Revue encyclopédique“ ein heftiger Aufsatz gegen die Regierung und die Doctrinairs. Auch ist in den Doctrinen, welche dieses Journal verficht, ein Anstrich von Saint-Simonismus nicht zu verkennen. Das „Bulletin bibliographique“ hat wenig Werth in Hinsicht auf die fremde Literatur. Die dahin einschlagenden Artikel werden nach auswärtigen Journalen fabricirt; nur wenige sind mit gehöriger Sachkenntniß abgefaßt.

„La revue des deux mondes“ beschränkte sich Anfangs auf Reisebeschreibungen und Aufsätze politisch-historischen Inhalts. Sie schien den „Annales des voyages“ den Rang streitig machen zu wollen, die, im Vorbeigehen gesagt, selbst nicht im blühendsten Zustande sind. Da es auf diese Weise nicht gehen wollte, so suchte die Redaction die bekanntesten Journalisten anszuziehen und scheute keine Geldopfer, um zu ihrem Zwecke zu gelangen; dadurch erhob sich das Journal plötzlich zu einer Höhe, welche noch jetzt der „Revue de Paris“ Besorgniß einflößt. Die „Revue des deux mondes“ wird von einem Hrn. Bulos herausgegeben, den ich nicht kenne, und steht unter dem leitenden Einflusse V. Hugo's und der romantischen Schule. Es ist das einzige Journal, wo sich eine literarische Ueberzeugung mit Muth und Energie ausspricht. Hier werden die perruques der Académie française mit ihrer frostigen Poesie aus den Zeiten des Kaiserreiches aufgezogen; hier hat man Hrn. Jay, dem unermüdlichen Gegner des Romantismus, nachgewiesen, daß er im „Constitutionnel“ die Reden, die er in der Kammer hält, selbst ausposaune; daß er am Rande seines Manuscriptes hier und da bemerke: „applaudissemens, profond silence, impression profonde“. Dafür zog nun Hr. Jay seinerseits wieder in der Académie française gegen die „novateurs rétrogrades“ los. Hier endlich wurde Latouche, der Verf. von „Fragoletta“ aufs heftigste angegangen; durch seinen eifersüchtigen Haß gegen seine Nebenbuhler hat Latouche die ganze literarische Welt gegen sich aufgebracht. Die „Revue des deux mondes“ gibt auch öfters Aufsätze über deutsche Literatur. Ich habe unter Anderm eine Abhandlung über Fichte's Philosophie von Barchou und eine Skizze über Martin Luther von Michelet bemerkt. Ueberhaupt ziehen wir Deutsche unsere Nachbaren immer tiefer und fester in unsere intellectuelle Sphäre. Die deutsche Sprache wird in allen Collegien und Instituten des Königreichs gelehrt; sie wird auf der Bühne, in Concerten gesungen und in den Salons gesprochen. Der Einfluß der deutschen Literatur auf die französische hat längst die Grenzen der redenden Künste überschritten; seit mehren Jahren erscheint in Frankreich kein Werk über Philologie, Geschichte, Philosophie und Alterthumskunde, welches nicht darthut, daß der Verf. deutsche Quellen benutzt hat.

Im Laufe dieses Jahres ist eine Zeitschrift aufgekommen unter dem Titel: „L'européen“, die sehr sonderbare politisch-philosophische Lehren aufstellt. Die Redactoren, meist junge Leute, sind Jakobiner, aber von einer höchst seltsamen Art, mit der rothen Mütze auf dem Haupte und dem Kreuze des Erlösers in der Hand. Sie knüpfen die Fortschritte der neuern Civilisation an das Christenthum, den terreur an die mildeste Moral, die je gepredigt wurde, und das mittels eines einzigen Wortes: „L'égalité“. Die Jakobiner waren die einzigen Politiker der neuern Zeit, welche dieses Wort auf ihre Fahnen geschrieben: sie sind die einzigen Christen unsers Zeitalters; ihre Lehren sind das Band, welches die heutige Politik an den Katholicismus knüpft. Demnach wäre Robespierre ein Nachfolger Christi und die Guillotine der Altar des wahren Glaubens und der Henker der Tröster und Erlöser der Menschheit. Fürwahr, man würde über so seltsame Combinationen des philosophischen Geistes zusammenschaudern, wenn man nicht darüber lachen müßte. Uebrigens weht durch alle Aufsätze, die dieses Journal liefert, ein kühner, unabhängiger Forschungsgeist; Philosophie, Geschichte, Erziehungskunde, überhaupt ernstere Wissenschaften kommen fast ausschließlich darin zur Sprache; was darüber gesagt wird, verkündet gewissenhaftes Studium und tiefes Denken, dessen Resultate sich in einer schlichten, ernsten Form, voll besonnener Kraft, voll ruhiger Energie aussprechen. Aus all diesen Vorzügen schließen wir, daß diese Zeitschrift, trotz ihres christlichen Jakobinismus, sich nicht halten wird. Sie kommt alle Sonnabend heraus. Nächst den vier bereits erwähnten Journalen erscheinen noch: „La bibliothèque de Genève“ und „La revue britannique alle Monate, „Le semeur“ alle acht Tage, „L'indépendant“ zwei Mal die Woche, „Le cabinet de lecture“ und „Le voleur“ alle vier Tage. Täglich erscheinen „Le courrier des théâtres“ und „Le journal des comédiens“, „Le petit-courrier des dames“. „L'artiste“ gibt vierzüglich Kunstnachrichten, beschäftigt sich aber zugleich mit Literatur; er erscheint alle acht Tage in Heften von zwei Bogen in groß 4. nebst zwei Lithographien. Journale politisch-literarischen Inhalts sind: „Le rénovateur“, kommt alle acht Tage heraus; „Le corsaire“, „Figaro“, „Le revenant“, täglich; „La mode“ alle acht Tage nebst zwei Lithographien, die „Caricature“ ebenfalls alle acht Tage nebst lithographirter Caricatur. 143.

Findlinge.

Von den Geistlichen am Anfange des 15. Jahrhunderts

entwirft uns Windeck (Mencken, „Scr. r. G.“, I, 1235) aus dem Briefe der Hussiten an die Stände des Reiches (im J. 1435) folgendes Bild: „Der achte Artikel ist, daß die (Pfaffen) gemeine unkeuschen offenbarlich. Das sieht man an ihrer Weiben und Kindern*), und manchem Mann machen sie sein Weib zu einer Ehebrecherin oder seine Tochter oder Jungfrauen berauben sie ihrer Jungfrauenehre und machen sie zu Pfäffinnen und zu Bübinnen.“

Mönchsleben im 15. Jahrhundert.

„Zu den Zeiten des Abtes Hermann **) in Ensdorf“, erzählt Parsus in seiner Chronik des Klosters Ensdorf***), „ward der blaue Ornat gekauft und wurden viel Bücher durch die Herren geschrieben, denn Keiner wollte der Letzte sein und Jeder wollte etwas Gutes thun und sich ein Gedächtniß stiften. Der Abt ging fleißig zu Revent, und so er den Herrn nicht Wein konnte geben, so trank er mit ihnen Bier, das reizt die Herren zu großer Geduldigkeit!“ 84.

*) In C. von Lang's „Regesta rerum Boicarum“ II, 306, kommt in einer Urkunde vom J. 1240 vor: „Elisabeth, filia domini Chuonradi praepositi de Knobach“.

**) Oefele's „Scriptores rer. boic.“, I, 587.

***) J. 1445—1468.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 326. — 21. November 1832.

1. Zwölf Bücher niederländischer Geschichten von H. Leo. Erster Theil.
2. Geschichte der Niederlande, von N. G. van Kampen. Erster Band.
3. Geschichte der Niederlande von dem Zeitpunkte ihrer Entstehung an bis auf die neueste Zeit. Von F. A. Ungewitter. Zwei Abtheilungen.

(Beschluß aus Nr. 325.)

Nachdem der Verf. uns bereits in den südlichen Theilen dieses weiten, an Gestaltungen des politischen und geselligen Lebens so reichen Gebietes durch seine „Geschichte der italienischen Staaten" einheimisch gemacht hat, namentlich in Lombardien, wo der Charakter freistädtischen Wesens dem Militairdespotismus, und in Toscana, wo derselbe dem Zauber friedlicher, dem Sinnengenuß zuführender Fürstenherrschaft dem Wesen nach ganz unterlegen ist, so bereitet er uns nunmehr eine ebenso vertraute und lebendige Kenntniß der nördlichen Theile jenes Gebiets, der Niederlande, welche jenen Charakter bis auf diesen Tag bewahrt und ihn wie kein anderes Land Europas mit den Foderungen monarchischer Regierungsformen ausgesöhnt und verbunden haben. Die zu lösende Aufgabe wird sodann näher dahin bestimmt: „zu zeigen, wie unter den verschiedensten Bedingungen die Anfänge freier Verfassungen, städtischen Lebens in den Provinzen der Niederlande gewuchert und sich groß genährt haben; wie aus diesem gleichen Streben bei übrigens sehr verschiedenen Ausgangspunkten doch zuletzt ein Zustand der Dinge resultirt ist, der den Geist dieser Landschaften, wenn auch nicht in Einer Verfassungsform, friedlich zusammenhalten, doch wenigstens als Richtungen, nothwendig zusammengehörende Richtungen Eines und desselben Wesens, Einer und derselben politischen Anlage bezeichnen läßt". Gewiß würde es für unsere Leser ebenso lehrreich und erfreulich wie für uns sein, in das Einzelnere der Ausführung einzugehen und dieselbe zu begleiten, wie sie, mit den Grenzlandschaften französischen Lebens in Flandern und Hennegau beginnend und mit der starrsten Erscheinung deutschen Lebens in Friesland schließend, die Geschichte einer jeden Landschaft von der Zeit an, in welcher sie sich in größerer politischer Eigenthümlichkeit aussondert, in veranschaulicher Ausführlichkeit entfaltet und mit ebenso scharfer Bestimmtheit als vergegenwärtigender Lebendigkeit die Gestaltung des innern Zustandes entwickelt; allein bei dem weiten Umfange des Werks würden wir dazu, auch wenn wir uns mit den allgemeinsten Andeutungen begnügen wollten, einen zu großen Raum in d. Bl. in Anspruch nehmen müssen, und überdies bürgt der Name des Verf. hinreichend für die Gediegenheit der Ausführung; eine Vergleichung mit den Abschnitten der van Kampen'schen Arbeit, in welchen dieselben Zeiten behandelt sind, zu geben, scheint aber deshalb unstatthaft, weil in dieser die Darstellung derjenigen Zeiten, welchen der gesammte erste Band des Leo'schen Werks gewidmet ist, auf einen in Vergleich hierzu sehr beschränkten Raum zusammengedrängt und, wie bereits bemerkt wurde, in einer ganz andern Anordnung gegeben ist. Die Kürze in der Behandlung der frühern Zeiten in der Geschichte des niederländischen Historikers bezieht sich indeß mehr auf Geschehnisse als auf die Zustände, denn mit diesen wird der Leser auf eine vertraute Weise bekanntgemacht, besonders durch zwei denselben ausschließlich gewidmete reichhaltige Gemälde, von welchen das eine ein Bild des innern Volkslebens, wie dasselbe sich bis zum Ende des 13. Jahrhunderts entwickelt hatte, enthält, das andere die innern Verhältnisse darstellt, wie sie sich bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunders oder zu der Zeit, in welcher die meisten Niederlande der burgundischen Herrschaft untergeben waren, gestaltet hatten. Mit dem Anfange dieser Herrschaft tritt auch in der Darstellung der Begebenheiten größere Ausführlichkeit ein, und diese wird auch in denjenigen Abschnitten beibehalten, welche die Geschichte der Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande enthalten und mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet sind. Wenn Schiller's „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" durch den Glanz der Darstellung, durch wahrhafte Kunst in der Charakteristik und Gruppirung und durch neue und treffende Ansichten auch stets einen eigenthümlichen Werth behalten wird, so blieb doch eine aus einem vielseitigern Quellenstudium hervorgegangene Geschichte derselben Begebenheit ein fühlbares Bedürfniß; der Verf. des vorliegenden Werks war durch den Besitz aller nothwendigen Hülfsmittel in den Stand gesetzt, dasselbe zu befriedigen, und er hat es in der That durch seine gründliche, zwar wegen der Schranken seiner

Arbeit nicht überall erschöpfende, aber doch in ununterbrochenem, engem Zusammenhange ruhig fortschreitende Darstellung befriedigt; und wenn dieselbe auch als Theil eines größern Ganzen nicht die Ausführlichkeit einer Monographie hat und fernere noch mehr in das Einzelne sich einlassende Bearbeitungen nicht überflüssig macht, so thut dies ihrem Gehalte keinen Eintrag, und zwar umsoweniger, als sie beseelt ist von einer ernsten und tiefen Anerkennung der Größe und der Bedeutung einer Begebenheit, welche „ein neues Vaterland für religiöse und bürgerliche Freiheit, für Wohlfahrt und Volksglück erschaffen und dem Welthandel eine neue Richtung gegeben hat".

In Ungewitter's „Geschichte der Niederlande" spricht sich die angegebene Richtung auf die neueste Zeit sogleich in der Einleitung aus, welche mit der Mittheilung des Hauptinhalts einer kleinen, kurz zuvor erschienenen Flugschrift über die wahren Gründe der belgischen Revolution schließt, einer Schrift, mit deren Ansichten sich der Verf. vollkommen einverstanden erklärt; wenn wir aber bemerkten, daß die Behandlung der frühern Zeiten in der Form einer Einleitung erscheine, so berücksichtigten wir dabei das Verhältniß der beiden Theile in Beziehung auf den äußern Umfang; beurtheilen können wir jedoch den ersten derselben nicht von diesem Gesichtspunkte, da der Verf. denselben nicht allein nach dem Titel des Buchs, sondern auch ausdrücklich in der Einleitung als ein selbständiges Ganzes ankündigt und dadurch größere Erwartungen erregt, aber ohne denselben zu entsprechen. Ueber die von ihm benutzten Quellen belehrt er den Leser nicht, und wir finden uns nirgends zu der Vermuthung veranlaßt, daß er Schriften, welche diesen Namen eigentlich verdienen, benutzt habe, etwa mit Ausnahme Cäsar's, dessen Bücher über den gallischen Krieg ein Mal angeführt werden; es scheint sogar nicht einmal glaublich, daß er auch nur die zuverlässigern abgeleiteten Darstellungen gebraucht habe, da selbst in der so vielfach aufgehellten fränkischen Geschichte sich manche falsche oder ganz unverständliche Angaben finden. So wird z. B. Chlodwig der Enkel des ersten Anführers der Franken, des Clodius genannt; S. 33 heißt es: „Auf der in Aachen gehaltenen Volksversammlung ließ Karl (nämlich der Große) die alten Gesetzbücher von den verständigsten Männern seines Reichs durchsehen, und diese entwarfen ein neues, welches darauf seine Sanction erhielt und dann von dem Volke bestätigt wurde. Hierdurch wurde also das Princip der königlichen Initiative festgestellt". Eine andere Stelle (S. 31) zeigt, wie der Verf. die Erscheinungen des Mittelalters modernisirt: „Wir dürfen dabei (in Beziehung auf die germanischen Gesetze) einen wesentlichen Unterschied nicht aus den Augen setzen, der zwischen dem Gesetz im eigentlichen Sinne des Wortes und den Capitularien stattfand. Jenes war die Charte oder das Staatsgrundgesetz, diese umfaßten die Gesetzgebung der Edicte und besondere Verordnungen." Die Art, in welcher die Geschichte derjenigen Zeiten dargestellt, für welche die Anordnung, wie bereits früher bemerkt wurde, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, beseitigt keine derselben, und wir können auf sie zum Theil die Worte anwenden, mit welchen der Verf. den Charakter der Geschichte jener Zeiten zu bezeichnen sucht: „Von jetzt (J. 925) beginnt die niederländische Geschichte auf eine fast unauflösbare Weise sich zu verwirren, indem darin die Namen der verschiedenen kleinen Fürsten, namentlich Belgiens, die Jahrszahlen und Begebenheiten bunt durcheinander geworfen sind. In die höchste Gewalt theilen sich unzählige kleine Tyrannen. Mehre Jahrhunderte hindurch sieht sich der Geschichtschreiber eingekerkert in den Ritterburgen, mit denen jedes Land besäet ist, während die Grenzen entblößt sind und das Innere (?) fast vertheidigungslos ist." Da seit der burgundischen Zeit jene Schwierigkeiten mehr und mehr abnehmen, da die Zahl der zugänglichern Hülfsmittel sich mehrt, und namentlich die allgemeinen Bearbeitungen der niederländischen Geschichte ausführlicher werden, so wurde es dem Verf. für die spätern Zeiten leichter, seinem Werke größern Gehalt zu geben, obwol auch in der Darstellung derselben öfter die Spuren einer raschen Abfassung hervortreten. Was nun die zweite Abtheilung oder den eigentlichen Haupttheil, die ausführliche Schilderung der belgischen Revolution von ihrem Ausbruche bis zum Ende des Jahres 1831 betrifft, so ist diese viel verdienstlicher und dankenswerther als die erste. Denn wenngleich in dem Verlaufe einer noch so neuen, noch so nahestehenden Begebenheit nicht selten Punkte sich zeigen, bei welchen auf Mittheilungen und Aufhellungen, die erst die Zukunft zu gewähren vermag, vertröstet werden muß, so wird doch die Einsicht in die Begebenheit wesentlich dadurch gefördert, daß auch schon in der nächsten Zeit, während der durch sie hervorgebrachte Eindruck noch frisch und das Interesse noch auf sie gerichtet ist, die bis dahin über sie bekannt gewordenen Nachrichten möglichst vollständig zusammengestellt werden. Dies anerkennungswerthe Verdienst hat sich der Verf. erworben, und daß er den Gegenstand auf unbefangene Weise aufgefaßt habe, ergibt sich schon aus der Aeußerung, welche er als das aus seiner Untersuchung ihm hervorgegangene Resultat seiner Darstellung voranstellt: daß nämlich die belgische Revolution nicht von der Mehrheit des Volks, sondern von misvergnügten, angeblich in ihren Rechten gekränkten Aristokraten und Geistlichen, von tollen Jakobinern, von politischen Apostaten, von Fanatikern, Ehr-, Hab- und Raubsüchtigen, sogar von entlaufenen Galeerensklaven und Vagabonden ausgegangen ist, und daß die gutgesinnten Bürger gleichsam mit Gewalt zum Aufruhr gezwungen oder durch Vorspiegelungen und Kniffe aller Art dazu verleitet worden sind. 16.

Lord Byron.

Erster Artikel.

Wesentliche Beiträge zur Charakteristik dieses großen Dichters, ja eine ziemlich umfassende Schilderung desselben, enthält das vom „New monthly magazine" in aufeinander folgenden Abschnitten zum ersten Male bekanntgemachte „Tagebuch der Gräfin Blessington über ihren Umgang mit Byron". Selbst Th. Moore hat keinen Blick in diese Handschrift gethan, denn nur die im zweiten Theil seines Byron enthaltenen Briefe an Lady

B (lessington) wurden ihm von dieser Dame mitgetheilt. — Es war am 1. April 1823, als die Gräfin den gefeierten Dichter zum ersten Mal erblickte und sich sogleich überzeugte, daß ihm nichts weniger gleiche, als das Bild, welches sie sich nach Portraits und Schilderungen von ihm entworfen. „Ich hatte mir ihn größer gedacht", erzählt die Verf.; „und mit würdevollerm, gebieterischerm Anstande. Umsonst sah ich mich nach der Heldengestalt um, welche mir die Einbildungskraft so lange Zeit bei seinem Namen vorgespiegelt hatte. Sein Aeußeres ist jedoch sehr einnehmend, sein Kopf schön geformt, die Stirn offen, hoch und edel. Seine Augen sind grau und ausdrucksvoll, doch ist das eine sichtbar größer wie das andere; die Nase ist groß und wohlgebildet, nur etwas zu dick, weshalb sie sich im Profil besser ausnimmt, als wenn man ihn grade ansieht. Den merkwürdigsten Zug in Byron's Angesicht bildet der Mund; die Oberlippe ist von griechischer Kürze, die Mundwinkel neigen sich abwärts, die Lippen sind voll und schön ausgeschnitten. Beim Sprechen werden seine weißen und regelmäßigen Zähne sehr sichtbar. Selbst wenn er lächelte, was häufig geschieht, bemerkte ich einen spöttischen Zug um seinen Mund, der ihm augenscheinlich angeboren und nicht, wie Viele glauben, erkünstelt ist. Sein großes, wohlgebildetes Kinn hilft das Oval eines Gesichts passend vollenden, dessen eigenthümliche Blässe nicht die der Kränklichkeit, sondern die Gesichtsfarbe dunkelhaariger Personen ist; denn Byron's natürlich gelocktes, allein zeitig ergrauendes Haar ist an sich sehr dunkelbraun, und scheint durch den starken Gebrauch von Haaröl noch dunkler. Auf dem ausdrucksvollen Angesichte des Dichters spiegelt sich fortwährend der Gegenstand der Unterhaltung, und je länger man es beschaut, desto mehr fühlt man sich angezogen. Als seinen vorherrschenden Charakter möcht' ich Melancholie bezeichnen, denn so oft auch während einer heitern und raschen Unterhaltung seine Lippen ein Lächeln umspielte, so schnell trat der vorherige Ernst wieder an seine Stelle. Byron's zarter Körperbau gibt seinem Aeußern etwas Knabenhaftes, im Ganzen verräth aber seine Erscheinung den Mann von Stand, wozu die Toilette nichts beiträgt, denn sein viel zu weiter Rock scheint vor mehren Jahren gemacht, und sein ganzer Anzug paßt ihm so wenig, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, er habe ihn gleich fertig gekauft. An seinen Bewegungen fällt etwas Linkisches auf, was offenbar die Folge des immerwährenden Gedankens an die ihm augenscheinlich verdrießliche Lahmheit ist, denn im Sitzen sucht er seinen misgestalteten Fuß zu verbergen und sein Gang verräth eine besorgte Hastigkeit; indessen bemerkt man nur wenig von diesen körperlichen Fehlern. Besonders anmuthig ist seine Stimme und Aussprache; obgleich er mehr leise als laut und in einem weichlichen Tone spricht, läßt Wohllaut und Deutlichkeit doch keine Sylbe für den Zuhörer verloren gehen. Gleich seiner Gestalt glich auch sein Benehmen in keiner Art meiner vorgefaßten Meinung davon. Ich erwartete einen ernsten, kalten, zurückhaltenden, stolzen Mann zu finden, ähnlich den in seinen Werken mit Vorliebe geschilderten geheimnißvollen Personen, mit denen die Welt ihn so häufig verwechselte, allein nichts kann verschiedener von einander sein. Sollte ich Byron's auffallendsten Fehler bezeichnen, so würde ich ihm Unüberlegtheit und gänzlichen Mangel jener natürlichen Selbstbeherrschung und Würde vorwerfen, welche der Mann von Stand und Erziehung besitzen muß. — Die Casa Saluzzo, ein schönes altes Schloß im Dorfe Albaro und drei Viertel Stunden von Genua, welche Byron bewohnt, ist sehr geräumig. Die Vorderseite umschließt ein Hofraum, die hintere der Garten, und aus den Fenstern genießt man einer weiten Aussicht. Das Zimmer, in welchem der Lord uns empfing, war groß und einfach meublirt. Das kleine Portrait seiner Tochter Ada und sein eignes, ein Kupferstich aus einem seiner Werke, fiel mir in die Augen. Als er meine Blicke auf das seiner Tochter gerichtet sah, nahm er es von der Wand, und schien sehr vergnügt, als ich mich über die große Aehnlichkeit derselben mit ihm äußerte. Das Bild in der Hand, entgegnete er: „Ich höre, sie sei geistreich; — ich hoffe nein. Vor Allem aber wünsch' ich ihr keine poetische Natur. Der Preis solcher Vorzüge, wenn es anders Vorzüge sind, ist von der Art, daß ich zu Gott bete, mein Kind damit zu verschonen."

Der Umgang der Gräfin mit Byron, der sich zum Führer in der Umgebung von Genua anbot, ward bald ein täglicher. Die dabei geführten Gespräche verbreiteten sich daher abwechselnd über ein und denselben Gegenstand, und wir wollen hier das Zerstreute möglichst zusammenstellen.

„B. sprach von unserm gemeinschaftlichen Freunde Moore und von seiner „Lalla Rookh"; er äußerte: dies Gedicht sei zwar sehr schön, habe ihn aber nicht befriedigt; dagegen werde M.'s Unsterblichkeit durch seine durchaus vortrefflichen „Melodies" gesichert. „Ich hörte einige derselben von ihm singen und fühlte mich nie tiefer ergriffen; sein „When first I met Thee" rührte mich zu Thränen. Doch setzte er mit einem Blicke voller Muthwillen hinzu: „Ich hatte vorher eine gute Portion Branntwein getrunken." Mit weit mehr Wärme sprach er von Moore's einnehmendem gesellschaftlichen Umgange, wie von seinen poetischen Verdiensten. „Er ist eine wahre Sonne in gewählter Gesellschaft!" äußerte er ein anderes Mal. „Im Kreise der ihm Zuhörenden funkelt er wie ein Diamant und hält dafür, sein Glanz müsse, wie der jenes edeln Steines, der eleganten Welt vorbehalten werden. Er besitzt eine glückliche Gemüthsstimmung und eine feuerwerkartige immer bewegte Einbildungskraft, welche fortwährend neue Straten entwickelt. Er thut sich selbst unrecht, indem er so viel für die Gesellschaft lebt, denn ein großer Theil seines Talents wird durch das Bestreben zersplittert, den geistreichen Lebemann zu spielen, und M. war zu Besserm bestimmt. Genie und gesellschaftliches Leben vertragen sich nicht; selten, vielleicht nie kann das Erstere in naher und häufiger Beziehung mit dem andern stehen, ohne zu verlieren. Anders ist's mit Witz und Talent, welche durch die Gesellschaft angeregt, ausgebildet und befördert werden. Ich rede aus Erfahrung, und da mir etwas Genie zugetheilt worden, glaub' ich, ohne sehr eitel zu erscheinen, meine Ansichten über diesen Gegenstand aussprechen zu können. Besitz' ich aber wirklich Genie, was ich übrigens als unbewiesen zugebe, so kann ich versichern, daß ich es immer vergehen sah, wie Schnee an der Sonne, sobald ich viel in der Welt lebte. Mein Ideengang wurde unstät, ich verlor die Macht, meine Denkkräfte zu concentriren, und ward ein ganz anderes Wesen. Vielleicht denken Sie ein besseres, weil mich jede Veränderung bessern müsse? nichts weniger; ich wurde schlechter, denn es blieb mir die Erinnerung an frühere Geisteskraft, welche mir einen Vorwurf aus meinem nunmehrigen Unvermögen machte und meine natürliche Reizbarkeit dadurch steigerte. Gewiß werden alte Leute aus demselben Grunde eigensinnig und mürrisch, und ich glaube, der Grad ihres Eigensinns hängt von dem ihrer frühern Geistesgaben ab." — Widerspruch, erzählt Lady Bl., liebte Byron nicht. „Er wurde zornig, als ich einen meiner Freunde gegen ihn vertheidigte; zuletzt ergriff er aber meine Hand und sagte: er ehre meine Gesinnungen für den Abwesenden; und zwar um so mehr, da er weder ein Poet noch überhaupt ein Schriftsteller sei, dessen Dankbarkeit den Namen seiner Schutzpatronin auf die Nachwelt bringen könnte." B. stellte sich, als höre er seine Werke ungern anführen oder rühmen, er stellte sich so, denn da er sich als Reiter, Schwimmer und Schütze gern bewundern ließ, erscheint das Verschmähen wahrhaft verdienten Lobes nicht sehr natürlich. Nichts schien ihm aber mehr zu schmeicheln, als wenn er für einen Mann von Welt gehalten ward, der mit großem Erfolge in Londons fashionablen Kreisen auftreten würde; gleichwol konnte er die letztern nicht bitter genug tadeln. Von Blumen war er ein großer Freund, und brachte täglich einen großen Strauß von seinem Spazierritte mit nach Hause. „Ich habe sie gern im Zimmer", äußerte er darüber, „obgleich sie düstere Gedanken durch die Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Schönen erwecken; doch tragen diese einen mildern Charakter wie andere." — Zu Pferde nahm sich B. nicht vortheilhaft aus, auch schien er dies zu wissen, und entschuldigte sich aufs Angelegentlichste bei

uns wegen seines ritterlichen Aufzuges. Sein Pferd war im vollen Sinne des Worts mit Geschirr bedeckt, und vom Sprungriemen bis zur kleinsten den Reiter sichernden Erfindung, war Alles angebracht. Er ritt auf einem Husarensattel mit Pistolenhalftern, welche stets mit Gewehr versehen waren. Sein Reitanzug bestand aus Jacke und Beinkleidern von Nanking, der durchs Waschen gelitten zu haben schien, auch war die erstere ganz altmodisch. Eine dunkelblaue Sammtmütze mit einem Schirm, einer starken Goldschnur und großer goldener Troddel, eine blaue Brille und ein sehr kleiner schwarzer Stock vollendeten sein Costum. Zuweilen trug er auch ein Wams von grünem Kameelt. Als Reiter würd' ich ihm das Prädikat furchtsam ertheilen. — Ich bin überzeugt, daß B. kein Geheimniß bewahren kann, mag es seine oder Anderer Ehre betreffen; er würde es dem Ersten besten, mit dem er unter vier Augen spricht, ohne Rücksicht anvertrauen, ob er der Mittheilung derselben auch würdig sei. In der That übersteigt seine Indiscretion alle Begriffe, allein sie ist keine Folge der Bosheit, sondern, wie ich glaube, des Mangels an Zartgefühl. Die Bekanntmachung seines „Lebewohl" an Lady Byron gehört z. B. hierher. Er empfand nicht, daß mit dem Bekanntwerden jeder Einfluß desselben auf ihr Gefühl vernichtet, ja daß ihre Delicatesse noch obendrein beleidigt werden mußte. Uebrigens war sie fortwährend ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; ihren Namen führte er häufig im Munde, verweilte gern bei Erinnerungen aus seinem kurzen Zusammenleben mit ihr und sprach wohlgefällig über ihre persönlichen Eigenschaften. Ueber ihre Verhältnisse suchte er sich so genau wie möglich zu unterrichten, und war sehr unmuthig, daß ich sie niemals gesehen und ihm nicht die mindeste Auskunft über sie geben konnte. Kurz, aus tausend kleinen Umständen glaub' ich wahrzunehmen, daß seine Gedanken sich fortwährend mit ihr und seinem Kinde beschäftigen. Er vertraute mir, daß die Erinnerung an ihr Benehmen gegen ihn, ihr Verweigern jeder Erklärung, jeder Antwort auf seine Briefe, ja die Versagung der Hoffnung, daß ihr Kind später ein neues Band zur Annäherung zwischen ihnen abgeben könne, ihn gegen sie erbittere, und daß diese Erbitterung in seine Schriften übergehe. In allen Gesprächen über seine Gattin erklärte er, die Ursache durchaus nicht zu kennen, welche sie zur Trennung von ihm bewogen haben könnte, und argwöhnte, der bösartige Einfluß der Mistres Charlemont habe sie verleitet; auch habe er kein Mittel zur Versöhnung unversucht gelassen. Es ist merkwürdig, daß B. bei der Beschwerde über das gänzliche Schweigen seiner Gattin nach seiner Entfernung von England ganz zu vergessen scheint, wie diese Entfernung von ihm angewendet wurde, und welchen Eindruck seine Lebensweise auf Lady B. machen mußte." S.

Friedrich Bouterweck's, Professors der Philosophie und Aesthetik an der göttinger Universität, nachgelassene Gedichte. Aus dem eigenhändigen Manuscripte des Verewigten herausgegeben von Karl Werner, D. D. L. Mit einem Vorworte vom Professor Solger in Weimar. Quedlinburg, Basse. 1832. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

In Dante's „Hölle" fehlt noch ein Kreis für das Schriftstellervolk, welches ehrliche Leute im Grabe nicht ruhen läßt. Zu diesem gehört der Herausgeber dieser angeblichen Jugendgedichte des würdigen Bouterweck's. Doch, was sage ich Schriftstellervolk? Wer hat denn schon von diesem Hrn. Herausgeber in der literarischen Welt etwas gehört? Alles, was wir von ihm wissen, sagt uns der obige Titel. Aber wer hat denn diesem Herrn D. D. L. (welche geheimnißvolle Würde liegt vielleicht hinter diesen Chiffren verborgen?) das eigenhändige Manuscript gegeben? und wer das Recht, es herauszugeben? Davon sagt er kein Wort. Er hat nur die Unverschämtheit, dies fremde Gut einem Hrn. Grafen zu Stolberg zu dediciren. Zum Vorredner ruft er einen Andern auf. Und wen? Man ist ja gewohnt, daß die Vorrede eines Tieck, Göthe ꝛc. oft die Empfehlung eines Buches machte — einen Solger. Aber die Lesewelt irre sich nicht, und denke an den sel. berliner Aesthetiker Solger. Es ist ein gewisser Herr Doctor Solger in Weimar. Welcher Art solcher ist, wird sich in der Vorrede selbst, die wir in ihrer lustigen Kürze hier ganz mittheilen wollen, unverhüllt aussprechen.

„Bei der Herausgabe dieser Gedichte hätte ich dem Leser nichts zu sagen (wozu also die Vorrede?); denn die Arbeit muß den Meister loben (doch nicht etwa die Herausgabe, denn das dächt' ich wäre keine schwere Arbeit. Nein, der Vorredner ist bescheidener, er fährt fort). Mit diesem bekannten Sprichworte (allerdings) will ich jedoch die hier erscheinenden Geistesproducte des verstorbenen Bouterweck nicht als Meisterwerke geltend machen (es würde auch dem Herrn Vorredner nicht möglich sein, auch wenn er wollte; aber er soll ja empfehlen? Weiß er denn keine Phrase zu diesem Behufe? Geduld; er spricht weiter); denn manche gehören der zarten Jugend (also dem Knabenalter?) an, in welcher die Gefühle und Ideen weniger geregelt erscheinen, und mögen diese als das erste Heben zarter Schwingen des Bouterweck'schen Ideenfluges betrachtet werden." (Schön gesagt, Herr Doctor! aber es finden sich doch auch Lieder der Liebe vor, die B. zwei Jahre vor seinem Tode gesungen haben soll, und Töne des Unmuths, z. B. S. 86, welche erst dann vorkommen, wenn man die Schwingen, oder, prosaischer zu reden, die Flügel hängen läßt.)

„Jeden unbefangenen Kunstrichter wird die gemachte Eintheilung in lyrische, dramatische und epische Poesie nicht befremden (allerdings nicht, aber wol, daß der Hr. Doctor nicht recht deutsch schreiben). Nur diese drei Hauptgattungen sind in der Dichtkunst begründet. Denn der Dichter schildert entweder sein subjectives Gefühl; oder er läßt fremde Personen handeln und reden; oder er erzählt, bestraft, belehrt u. s. w. Schon vor längerer Zeit habe ich diese Meinung mehreren Kunstfreunden mitgetheilt, und findet diese Bestätigung durch Winter's „Literargeschichte der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst" (O lieber Herr, die Eintheilung ist so alt, daß Sie nicht nöthig gehabt hätten, sich mit einem so gelehrten Citat zu incommodiren. Was aber an Ihrer Meinung wirklich neu ist und von uns wohl beachtet werden wird, ist, daß das epische Gedicht auch bestraft, belehrt u. s. w."). „Weimar (es ist der Musensitz an der Ilm gemeint), den 16. Dez. 1831. Professor K. Solger". Wer nun Lust hat, dieses Herrn Solger's Aesthetik genauer kennen zu lernen, der darf nur zusehen, was er unter die Rubriken dramatisch und episch gestellt hat. Der Spaß wird ihn nicht gereuen. Des würdigen B.'s Manen aber würden wir schweres Unrecht zufügen, wenn wir diese gewöhnlichen Producte der Verskunst ihm sämmtlich, wenn nicht beilegen, doch wenigstens zurechnen wollten. 55.

Notiz.

Naturhistorische Merkwürdigkeit.

Dr. Weatherhead hat der londoner zoologischen Gesellschaft folgende Mittheilungen gemacht. Die europäischen Naturforscher haben sich seit den letzten 25 Jahren vergebens bemüht, das Exemplar eines befruchteten Weibchens des Schnabelthieres aus Neuholland, Ornithorhynchus paradoxus, zu erhalten, um die Art und Weise zu erforschen, wie sich dieses Thier fortpflanze; und erst kürzlich erhielt der genannte Dr. W. durch einen seiner Freunde, Lieutenant Lauderdale Maule, vom neunundvierzigsten Regiment, einige Körper desselben, unter denen sich ein befruchtetes Weibchen befand, in welchem der Eierstock unversehrt war. Aus der Section hat sich nun der äußerst merkwürdige Umstand ergeben, daß dieses Thier Vogel und vierfüßiges Säugethier zugleich sei; es legt Eier, brütet solche aus und säugt die Brut nachmals auf, wie andere vierfüßige Thiere zu thun pflegen, welches alles aus frühern und spätern Untersuchungen unbezweifelt hervorzugehen scheint. 42.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 327. — 22. November 1832.

Friedrich Christian Adolf von Motz, königl. preußischer geheimer Staats- und Finanzminister u. s. f. Eine Biographie. Nebst einem Portrait und einem Facsimile. Erfurt, Keyser. 1832. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Vorredner sagt: „Noch sind nicht zwei volle Jahre verflossen, seit der Mann starb, dessen Leben hier beschrieben ist. Je näher uns die Zeit steht, in der er wirkte, je mehre seiner Angehörigen, Freunde und Bekannte noch am Leben sind, die ihn zu beurtheilen verstehen, desto schwieriger mußte es dem Biographen werden, ein Bild zu entwerfen, das nach seiner Licht- und Schattenseite Allen gleich genügen, Allen die Züge des Verewigten treu und unverbesserlich ins Gedächtniß rufen könne. Ref. hat sich nicht damit begnügt, als ein kalter Lobredner die Thaten seines Helden aufzuzählen; es lag ihm weit mehr daran, dessen Denkart zu zeichnen.“ Dem Verf. dieser Vorrede übergab ein Freundeskreis des Verewigten die für den Zweck einer Biographie gesammelten Beiträge und vertraute ihm das Ordnen und Zusammenfügen der einzelnen Theile zu einem entsprechenden Ganzen. „Das Ehrenvolle dieser Aufgabe bedarf keiner Erörterung; die Schwierigkeiten der Lösung aber müssen hier nothwendig aufgezählt werden, denn nur in ihrer gerechten Würdigung liegt das Urtheil über den Mechanismus der Arbeit, über Form und Fassung des Einzelnen wie des Gesammtwerkes. Die Beiträge waren nämlich — den Standpunkten ihrer Verfasser gemäß — theils allgemeinern, theils speciellern Inhalts; hier war vom Gemüthe, dort vom Geiste die Feder geführt worden; Jener ergreifend, Dieser belehrend aufgetreten; hier hatte der Eine nur die äußern Umrisse berührt, dort der Andere dagegen die Tiefen und die Bedeutungen des Lebens sinnig erfaßt und seine Darstellungen ebenso pragmatisch gehalten als Jener die seinigen nur andeutend, oft idyllisch. Das Alles sollte nun die Feder des Redacteurs gleichsam unter einen Generalnenner bringen, möglichst logisch wie historisch ordnen, dabei sächlich und sprachlich dergestalt sichten und formen, daß das Ganze der Idee des Werkes wie der Würde des Gegenstandes gleichmäßig zusage und entspreche.“

Diese Schwierigkeiten sind jeder geschichtlichen und besonders biographischen Arbeit, welche aus verschiedenartigen Materialien construirt werden muß, eigenthümlich. Die Umrisse der Lebensgeschichte des Hrn. von Motz können als bekannt angenommen werden; hinsichtlich derselben wollen wir auf das „Conversations-Lexikon“, siebente Auflage, Bd. 7, S. 568 fg., verweisen. Der hier auftretende ungenannte Biograph behandelt unter Voraussendung einer etwas hochtrabenden Einleitung die sich gestellte Aufgabe in acht Abschnitten: die Jugendzeit, der Diensteintritt, der Landrath, die Prüfungsjahre, der Patriot, der Präsident, der Oberpräsident und der Minister, dem noch einige Andeutungen aus dem Privatleben beigefügt sind. Die ganze Farbengebung zeigt einen Mann, dem manche Materialien zu Gebote stehen, und der es ebenso gut mit Gott, König und Vaterland meint als mit dem verstorbenen Hrn. von Motz, obgleich er Letzterm großes Leid zufügt, indem der Lobhudelei kein Ende ist. Dieser Ausspruch muß bewiesen werden, wo es denn freilich nicht genügt, dem ungenannten Verf. entgegengesetzte Behauptungen hinzustellen. So wollen wir den vermittelnden Ausweg treffen, der vorliegenden sogenannten Biographie einige berichtigende Scholien beizufügen, und dann dem Urtheile der Sachkundigen überlassen, ob der panegyrische Biograph oder der Referent Recht habe?

Was der „nahe Verwandte und innige Jugendfreund“ des Hrn. von Motz von der während der Studentenjahre zu Tage gekommenen ungewöhnlichen Geisteskraft, wie von den „Selbststudien zu Ockershausen bei Marburg“ erzählt, mag dahingestellt sein; soviel ist gewiß, daß der ernste Vater ungeachtet der akademischen Zeugnisse mit der Zeitverwendung des Sohnes während der Universitätsjahre sehr unzufrieden war, in der Ueberzeugung, daß der Sohn in Marburg so wenig als früher zu Kassel Fortschritte in Erlernung der Sprachen und Wissenschaften gemacht habe. — Von dem Eintritte in preußischen Staatsdienst als Auscultator in Halberstadt wird gefabelt: „Wie vorzüglich seine Prüfung ausfiel, ist aus damaliger Zeit durch den Ruf sowol als durch die Art seiner Beschäftigung bekannt.“ Was soll man dazu sagen, wenn von dem Jüngling Motz gesagt wird: „Das entweihte Ideal von Solon's, Lykurg's, Plato's, Brutus' Freistaaten wich stets dunkler umhüllt in den Hintergrund seiner reinen und geraden Seele.“ Was würde der Verstorbene gesagt haben, wenn er so über sich hätte reden gehört, er, der von allen diesen Männern wol nie viel mehr als den Namen kennen lernte? Was das Beamtenleben betrifft,

so erfodert dasselbe positive Kenntniß der Gesetze, der Verfassung und des Geschäftsganges, welche Hr. v. M. bei allem Selbstvertrauen und großartigem Scharfblicke weder als Referendar noch als Landrath sich genügend erwarb; daher ergab sich eine Schattenseite seiner Wirksamkeit, welche auch später nicht unbemerkt blieb. — S. 76 erzählt der Verf. mit den Worten „eines treuen Gewährsmannes“: „Als die der französischen Verfassung nachgebildete Organisation der Behörden (des Königreichs Westfalen) ihren Anfang nahm, und man ihm die Stelle eines Unterpräfecten anbot, lehnte er solche aus dem Grunde ab, weil er in derselben mit den Geistern der höhen Polizei in Berührung gekommen sein würde und zu Maßregeln hätte mitwirken müssen, die seiner Denk- und Handlungsart geradezu entgegen waren.“ Der treue Gewährsmann des Ref. weiß nichts von jenem Motive der Ablehnung einer angeblich angebotenen Unterpräfectenstelle, als sich Hr. von M. bei der Organisation der Departementalverwaltung um die Stelle eines Präfecten des Harzdepartements bewarb; doch vergeblich. Die Stelle eines Directors der directen Steuern erhielt er als Ergebniß mehrseitiger Empfehlungen, auf den Vorschlag des Staatsraths von Malchus und zugleich die Erlaubniß, auf seinem Gute zu wohnen, da man rücksichtlich der Geschäftsführung mehr auf den Departementalinspecteur als auf den Director rechnete. Während der ganzen Dauer des Königreichs Westfalen gehörte die Direction der directen Steuern des Harzdepartements zu den Behörden, deren Arbeiten am wenigsten ausgezeichnet gewesen sind. Von der Mitgliedschaft der Reichsstände, welche dem Hrn. von M. durch Wahl zu Theil wurde, heißt es: „Nur mit consultativen Stimmen begabt, konnten die Mitglieder der Reichsversammlung auf ein wirksames Eingreifen in die Gesetzgebung gar nicht rechnen; doch hätte auf dem Wege der Berathung des Guten recht viel geschehen können, wenn nicht von vorn herein diese Versammlung hauptsächlich von der Regierung als etwas blos Formelles betrachtet, ja dieser Ansicht gemäß selbst von den einsichtsvollern Mitgliedern nur als Schattenspiel genommen worden wäre. Um so eigenthümlicher erschien es dann, wenn ein jene Stellung entweder absichtlich oder aus natürlichen Gründen verkennender Deputirter mit deutscher Gründlichkeit die Tendenz des in Frage stehenden Gesetzes und dessen Wirkung auf den gesellschaftlichen Zustand prüfte und sodann als unhaltbar und ungenügend zu verwerfen suchte, was leider von Oben herab beschlossen, auch wol überall nicht anders zu machen war. Zwei Mal während der westfälischen Herrschaft wurden die Stände des Reichs zusammenberufen; beiden Versammlungen wohnte unser Freund bei, und von jeder kehrte er mit Unwillen über den sybaritischen Hof und die sich ihm anschließenden Deutschen wie mit dem lebhaften Wunsche einer baldigen Umstaltung der Dinge zurück.“ So löblich jener Unwille und Wunsch sein mochte, so gehörte Hr. von M. nicht zu den Abgeordneten, welche zur Vervollkommnung der damaligen Gesetzgebung mitwirkten, außer der Theilnahme an der letzten Abstimmung in den Plenarversammlungen, der er sich nicht entziehen konnte. Späterhin zeigte sich es sogar, daß die trefflichen Arbeiten der für einzelne Aufgaben gewählten Ausschüsse (zu denen er nicht gehörte) ihm unbekannt waren. Die Vorarbeiten und die Gesetze selbst, wie sie der „Westfälische Moniteur“ vom J. 1808—11 enthält, wurden nach ihrem gewichtigen Inhalte nicht für Westfalen allein belehrend und erfolgreich; auch andere deutsche Staaten, welche in zeitgemäßen Gesetzen das Heil der Völker zu sichern suchten, fanden dort Lehre und Vorbild, und finden sie noch jetzt. — Der Untergang des Königreichs Westfalen nach der leipziger Völkerschlacht bot Veranlassung, daß sich Hr. von M. mit glänzendem Erfolge als preußischer Patriot zeigen konnte; er war von allen höhern westfälischen Beamten der Departements der Elbe, der Saale und des Harzes der Einzige, welcher seine Amtsstellung verließ bei der ersten Annäherung der preußischen Truppen. Dieses Verdienst bahnte ihm den Weg zu großem Einflusse auf die Geschäftsführung des Gouvernements zwischen der Elbe und Weser. Es war ein Mißgriff, daß er hier an die Spitze der Finanzcommission gestellt wurde, da gerade der finanzielle Theil seiner bisherigen Lebensbahn die wenigste Zuversicht einflößte, und auch die Wahl des Vorstandes der Militaircommission, welche auf den Landrath von Wedell zu Piesdorf fiel, nicht dem Zwecke entsprechend war; was von den Bewohnern der wiedereroberten preußischen Länder zwischen der Elbe und Weser geleistet wurde, muß vorzüglich der mächtigen Aufregung der Zeit beigemessen werden. Diese zu behandeln verstand Hr. von Motz, und erwarb sich Verdienste anderer Art, als die vom Biographen angedeuteten. So heißt es S. 91 fg.: „Die Lösung des finanziellen Theils dieser Aufgabe, also das Schwierigste im Schwierigen, wurde zunächst unserm Freunde unter Beibehaltung des wichtigern Theils der Militairverwaltung aufgetragen, und deshalb zum Ordnen der indirecten Steuerverfassung wie zum Bilden der Hebebezirke, zur Betreibung des Eingangs der Steuern, zum Entwerfen neuer Etats, zur Organisation des Cassenwesens und zur Vertheilung der für den Krieg und die Errichtung der Landwehren erfoderlichen Steuern nach den Kräften des Landes sowie deren strenge und geregelte Erhebung unter seinem Vorsitze eine Finanzcommission gebildet. Das Alles gelang ihm wunderbar schnell und gut. Der Civilgouverneur, unserm Freunde mit Vertrauen zugethan, selbst tiefer Kenner der Verwaltung und ihrer Foderungen, erleichterte überall das begonnene Werk, indem er mit gereifter Erfahrung und hellem Blicke die Ideen auffaßte und für den Zweck berechnete. Als die Finanzcommission ihre Aufgabe erfüllt hatte (???), löste sie sich auf, um der Gouvernementscommission einverleibt zu werden, die unter dem Vorsitze des Civilgouverneurs die Verwaltung aller Zweige des Civildienstes zu leiten beauftragt war. Diese Commission bestand aus zwei Abtheilungen, deren eine unter dem Directorate unseres Freundes die Finanzen, die andere aber das Innere und die Polizei unter dem Directorate des jetzigen Oberlandesgerichtspräsidenten Freiherrn von Gärtner wahrzunehmen hatte.“ Hierbei bemerken wir: die Finanzcommission

wurde errichtet, um bei der Fortdauer der westfälischen Verfassung die Stelle der in Kassel aufgelösten Generaldirectionen zu vertreten und die Curatel der Gouvernementscasse wahrzunehmen. Hr. von M. als Director derselben war in der Geschäftsführung und Geschäftsanordnung nicht so orientirt, daß er durch das Talent des schnellen Ueberblickes, durch große Geschäftigkeit und durch glückliche Wahl der Hülfsarbeiter hätte für den neuen Beruf ausreichen sollen; so wurde der Mangel der auf Sachkenntniß gestützten Geschäftsordnung immer fühlbarer. Der jetzige Regierungspräsident Richter half diesem Mangel ab und führte eine Diensttechnik ein, welche Hr. von M. nicht hoch veranschlagte, während er ihre Früchte genoß. Die schnell in Unordnung gerathene Finanzcommission löste sich mit der neuerrichteten Gouvernementscommission auf; letztere zerfiel nach dem Vorbilde der Regierungscollegien in zwei Abtheilungen, deren erstere, die des Innern, Hrn. Richter, die zweite, finanzielle, Hrn. von Motz zum Director erhielt. Das größte Verdienst erwarb sich Letzterer in diesem Verhältnisse dadurch, daß er westfälische Institutionen und westfälische Einwohner wider die Altpreußen vertrat. Wenn er auch Präsidialkenntniß, Ernst und Fleiß vermissen ließ, so entwickelte er doch hier zuerst im Staatsdienste auf glänzende Weise glückliche Fassungsgabe, Ruhe zur Abwägung entgegengesetzter Meinungen, tüchtige Urtheilskraft, lautere Gesinnung und entschiedene Abneigung gegen pedantische Ziererei und anspruchsvolle Eitelkeit. Er war das wahre Friedensband zwischen den in ihrer Persönlichkeit so verschiedenen (Militair- und Civil-) Gouverneurs.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Beiträge zur nähern Kenntniß der Gesetzgebung und Verwaltung des Großherzogthums Hessen, zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über den innern Zustand; besonders über die Besteuerung dieses Staats, von A. C. Freiherrn von Hofmann. Darmstadt, Heyer Vatter. 1832. Gr. 8. 1 Thlr.

2. Freimüthiges Sendschreiben an Se. Excellenz Herrn Präsidenten Freiherrn A. C. von Hofmann. (In Bezug auf dessen vorbemerkte Schrift.) Offenbach, 1832.

Es kann nur Absicht dieser Anzeige sein, Dasjenige, was in den vorbezeichneten beiden Schriften von allgemeinem politischen Interesse ist, in Andeutungen zur Kenntniß eines größern Publicums zu bringen.

Hr. von Hofmann hatte sich bisher nicht als Schriftsteller, sondern nur als kluger und gewandter Geschäftsmann bekanntgemacht. Sein politisches Glaubensbekenntniß anlangend, so wußte man, daß er, vorher bürgerlich, geadelt worden war, und daß er schon vor Jahren sehr zu Gunsten polizeilicher Maßregeln sich geäußert hatte. Diese Dinge wirkten verschiedenartig, aber doch alle dahin, daß man mit Verlangen seinem obengedachten Werke, von dessen baldigem Erscheinen Einiges ins Publicum gelangt war, entgegensah, und daß man, als es endlich im grünen Gewande der Hoffnung aus der Buchbinderwerkstätte in die Hände der Leser seinen Weg genommen hatte, mit noch mehr Verlangen darnach griff und besonders mit Streit für und wider seine Einleitung durchblätterte. Denn in dieser Einleitung waren die Hauptthesen, das große und kleine Gehirn des ganzen Nervenbaus zu finden, während sich letzterer in tausend und tausend Zweigen und Aestchen durch das Uebrige des Werkes gliederte.

Natürlich äußerte sich die Wirkung der Schrift verschieden. Den Liberalen kam sie, insoweit sie Raisonnement enthielt, illiberal vor, während der entgegengesetzten politischen Schattirung sehr Vieles oder Alles aus der Seele geschrieben sein mochte; insoweit sie Thatsachen anführte, bedauerte man, nicht auch so das Material zur Hand zu haben, wie der Verf., der natürlich die Absicht hatte und sie zugleich deutlich verrieth, zu Gunsten der Ministerien seit 1806 und namentlich des jetzigen Ministeriums zu schreiben. Mit diesem Bedauern der fehlenden Controle stellte sich natürlich zugleich eine gewisse Unempfindlichkeit gegen die angeführten Thatsachen selbst ein, und so war von dieser Seite her die Wirkung der Schrift im Allgemeinen unbedeutend.

Indessen erschien die unter Nr. 2 angeführte Schrift: „der kleine Ichneumon des großen breiten Krokodils", wenn uns mit dem Zusatze: sans comparaison, diese Vergleichung erlaubt ist. Mit dem Motto: „Wahrheiten nicht auszusprechen, wo das Wohl des Vaterlandes dringlichst dazu auffodert, darf man ebensowol zum Hochverrathe rechnen als Wahrheitsentstellung", beginnt sie ohne Weiteres den Angriff und nimmt dann ebenfalls ohne Umstände den Gegenstand selbst vor. Hier erläutert sie zuerst, daß das Publicum eines solchen geordneten und vollständigen Vorwurfes gegen die Verwaltung des Großherzogthums überhaupt sich nicht bewußt sei, welcher zu jenem ganz ungewöhnlichen Schritte einer unausgefoderten ausführlichen Rechtfertigung hätte Veranlassung geben können; deutet dann an, daß ihre Erscheinung sowie der sich darin aussprechende Geist mit den Bundesbeschlüssen vom 28. Juni d. J. zusammenfalle; bemerkt, daß der versuchte Beweis, „wie freisinnig und weise die Regierung von Hessen schon vor der Ertheilung der Verfassung und, dieser folgerecht und getreu, auch noch nachher und bis jetzt gewesen sei", das Publicum beunruhige, weil diese und verwandte Behauptungen der Schrift den Leser gleichsam unwillkürlich die Ansicht gewinnen ließen, „daß mit jener, vom Bundestage ausgegangenen unerwarteten und den bisherigen Ansichten so sehr zuwiderlaufenden Auslegung unserer allseitig beschworenen und hochgehaltenen Verfassung gerade kein Verlust und Gefahr verbunden sei, sondern auf diesem Wege nur allein Ruhe, Sicherheit und Glück herbeigeführt werden könne"; und schließt endlich mit dem Vorwurfe der versuchten Verdächtigung und harter Anklage einer großen Anzahl hessischer Staatsbürger der gebildeten Classe darauf hin, daß nur sie durch sträflichen Misbrauch der Presse jenen glücklichsten Zustand des Landes in dunkeln Hintergrund oder ganz in Abrede zu stellen ebenso bemüht seien, als durch unlautere Umtriebe nur Unzufriedenheit zu erkünsteln, dem Volke veränderungsbedürftige Zustände vorzuspiegeln, seine Erwartungen und Anfoderungen an die Regierungen zu steigern, ja es sogar zu größern Beschränkungen der constitutionnellen Regentenrechte und endlich zum gänzlichen Umsturze der Verfassungen selbst aufzureizen.

Aus dem Verlaufe der kleinen Schrift, welche, wie sie erst die Einleitung der großen bekämpft, dann, aber nur cursorisch, auf deren materiellen Theile prüfend und scheidend übergeht, gebe nur noch folgende Stelle über Ton und Zweck Zeugniß.

„Aus dem Ringen nach Oligarchie und Hierarchie um ihre Alleinherrschaft auf Erden entspringen alle Umtriebe, Unruhen, Reizungen und Bewegungen seit 17 Jahren. Die Diplomatie dieses ganzen Zeitraumes kennt kein anderes System. Ihre ersten Früchte kamen in den Jahren 1820—23 unter leichtsinnigen Eidesverletzungen und schauderhaften Greueln in Neapel, Spanien und Portugal zur Reife, und schon glaubte man Frankreich ebensoweit als jene Staaten gebracht zu haben, als die Julirevolution 1830 vereitelnd dazwischentrat. Alles, was diese letztere unterdessen Weiteres noch zu Tage rief, ist nur Folge einer und derselben Ursache. Diesen Ausspruch haben sich viele der ausgezeichnetsten, würdigsten und ruhigsten Männer Europas

Bank, received a letter dated the 20th of May, 1797, from Mr. Wilkinson, Secretary to the Committee of Secrecy of the House of Commons, requesting to know what sum of money had been issued from the Bank to the Duke of Portland, between the 26th of February and the 26th of March, 1794, and to whom the same was issued. The Governor and Company, in their answer to this letter, stated, that they had no knowledge of any such issue, and that they had no reason to believe that any such issue had been made. The Governor and Company, however, thought it their duty to make a strict search and inquiry into the matter, and they accordingly directed their Secretary to write to Mr. Wilkinson, requesting to know whether he had any reason to suppose that any such issue had been made, and if he had, that he would communicate the same to the Governor and Company. Mr. Wilkinson, in his answer to this letter, stated, that he had no reason to suppose that any such issue had been made, but that he had received a letter from a person who signed himself "A Friend to Government," stating that such issue had been made, and that the person who received the money was a Mr. Smith, a clerk in the Bank. The Governor and Company, upon receiving this letter, directed their Secretary to write to Mr. Smith, requesting to know whether he had received any such money, and if he had, that he would communicate the same to the Governor and Company. Mr. Smith, in his answer to this letter, stated, that he had received a sum of money from the Bank, but that he had received it by the order of the Duke of Portland, and that he had paid it to the Duke of Portland's order. The Governor and Company, upon receiving this letter,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 328. — 23. November 1832.

Friedrich Christian Adolf von Motz. Eine Biographie.

(Beschluß aus Nr. 327.)

Während die ihn umgebenden Beamten darauf ausgingen, auf der Stufenleiter des Staatsdienstes weiter zu steigen, erreichte er diesen Zweck am zuverlässigsten, indem er vorgab, seinen ganzen Lebensplan darauf berechnet zu haben, die Bewirthschaftung seiner (nicht bedeutenden, verschuldeten) Güter zu übernehmen und den früher bekleideten Landrathsposten wiederzuerhalten. Statt dessen ward ihm die Vicepräsidentur der Regierung zu Erfurt zu Theil. Daß er von dort an seine und seiner Lieblinge Dienstleistungen überschätzte, daß sich der Mangel des Wissens, der Mangel an Geschäftserfahrung, die Vorliebe für schnell aufgefaßte Meinungen rächte, daß er in Sach- und Personenbeurtheilung nicht selten fehlgriff, hat er selbst sich eingestehen müssen. Er wandte seine Vorliebe der Beförderung der Volksbildung zu; daß diese in unzertrennlicher Wechselwirkung stehe mit höherer Bildung für Wissenschaft und Kunst, wurde von ihm verneint, da er dieser Bildung entfremdet blieb und der Kreis seiner Ideen sich nicht mit dem Kreise seiner offiziellen Wirksamkeit erweitern wollte. Doch wußte er in jeder Beziehung zufällige Darbietungen zu benutzen, zur Verdeckung oft gefühlten Mangels. In der Beziehung auf Volksleben und Schulwesen hatte die zufällige Bekanntschaft mit Johannes Falk zu Weimar großen Einfluß auf ihn; Beide glaubten mit vereinten Kräften eine neue Sphäre der Wirksamkeit sich zu verschaffen; aber dieses mißglückte, weil sich Beide eigentlich nicht verstanden.

Von den Verhandlungen, die Herr von Motz in königlichen Hausangelegenheiten in Kassel betrieb und von welchen er 1820 dem Könige in Teplitz Bericht erstattete, finden wir nichts erwähnt, wenngleich hiermit eigentlich die nähere Aufmerksamkeit des Regenten auf ihn gezogen wurde. Bald gewann er als Stellvertreter des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen eine Stellung, wo er, da er nunmehr Zutritt zum Staatsrathe hatte, bei mancher schwierigen Aufgabe der Staatsverwaltung dadurch imponirte, daß er immer leicht fand, was Andern unendlich schwierig dünkte. Die Vorstellung von seiner Berufsthätigkeit wird entweder auf das Höchste gespannt oder sehr herabgedrückt, wenn man erwägt, daß er, gleichzeitig Chefpräsident der Regierungen zu Magdeburg und zu Erfurt und interimistischer Oberpräsident der erstern Provinz Monate lang zu den Staatsrathsitzungen in Berlin anwesend sein und noch außerordentliche Aufträge übernehmen konnte. Zu Allem, was der Biograph von seinen Leistungen als Staatsbeamter rühmt, wie zu jener Uebernahme dreifacher Aemter, findet man den Aufschluß in der Lieblingsbehauptung des Hrn. von M., daß er mit zwei Räthen nach seinem Sinne und zwei tüchtigen Calculatoren alle Geschäfte eines Regierungscollegiums abmachen wolle; so Vieles traute er seiner talentvollen Gewandtheit zu: aber das Abmachen war dann auch bisweilen darnach. Dagegen berichtet der Biograph: „Jene Wirksamkeit darzulegen in ihrer ganzen Art und Bedeutung vermag überall das Wort nicht, denn sie war vorzugsweise geistiger Art, eine moralische Kraft, die den ganzen Organismus der Verwaltung durchdrang, ihn mit einem eigenthümlichen Leben beseelte u. s. f.“

Als der König den Hrn. von M. zum Finanzminister ernannte, erstaunten die nähern Bekannten desselben noch mehr als Fremde über die schwierige Aufgabe, der er sich unterzog, nachdem der Oberpräsident von Vincke so wenig Neigung zu Uebernahme des Finanzministeriums gezeigt hatte, und der von Vielen geschätzte Plan einer neuen Finanzverwaltung, welchen Hr. von Ladenberg eingereicht hatte, ihm am wenigsten zur Ausführung anvertraut werden sollte. Das Mißfallen, welches die Schwäche des Vorgängers auf sich gezogen, die jede kräftige Verwaltung des Staatshaushaltes hemmende Generalcontrole, mit welcher Hr. von M. den Kampf begann, bahnten ihm den Weg zu einem öffentlichen Vertrauen, ohne welches kein Finanzminister bestehen kann, und ließen die Größe des Wagnisses vergessen, einem Manne, welchem das Gedeihen des Privathaushaltes bisher nicht hatte gelingen wollen, den Staatshaushalt anzuvertrauen. Was auch über das Verhältniß des Finanzministeriums und der Generalcontrole weitläufig beigebracht wird, welche Lobeserhebungen dem Hrn. von M. gemacht werden, entschieden ist, daß er sich vor Ablauf des ersten Jahres der Ministerschaft in der Erwartung, als Mitpräsident der Generalcontrole den lästigen Einfluß derselben zu hemmen, so getäuscht sah, daß er lieber zurücktreten als demselben länger unterworfen sein wollte. Er trug den Sieg davon, indem die Generalcontrole aufgehoben wurde, weil sie, wie es in der officiellen Kundmachung heißt, die beab-

sichtigte Aufstellung einer klaren Uebersicht des Staatshaushaltes, Gleichstellung der Ausgabe und Einnahme u. s. f. vollständig erreicht habe. Dieses Gelingen eines Planes, mit welchem Hr. von M. schon das Ministerium übernahm, erwarb ihm viele Freunde und steigerte sein Kraftgefühl; aber es blieb nicht ohne Rückwirkung für einen Finanzchef, der durch ungewöhnliches Glück an sich selbst irre werden mußte, besonders da er den Grundsatz durchzuführen suchte: als Behörde existire kein Finanzministerium, sondern nur ein Finanzminister, womit er seinem Willen entscheidendes Uebergewicht sicherte. Hieran knüpften sich Folgen der verhängnißvollsten Art; manche Misgriffe ließen sogar vermuthen, daß die Generalcontrole ihre ursprünglichen Zwecke noch nicht vollständig erreicht hatte. Wir verweisen nur auf die oft eigenwillig erscheinende Niederschlagung der Pachtrückstände der Domainenpächter, auf die Verleihung von Domainenpachten an Unqualificirte, auf Vernachlässigung der gesetzlichen Form bei Domainenverkäufen, auf die Weise, wie Hr. von M. specielle Fälle vermittelst nachgesuchter Cabinetsordres durchführte, anstatt durch Gesetze sein Ministerium zu verherrlichen.

Von all Diesem scheint der Biograph bei der Lobpreisung seines „Helden" (so wird zum Ueberdruß oft der auch uns näher befreundete edle Mann genannt) nichts zu wissen, noch weniger von der eigentlichen Farbe der Wolken, welche seine letzten Jahre trübten. Das vortheilhafte Uebergewicht, welches er bei persönlichen Berathungen mit den höchsten Staatsmännern durch Ruhe, Unbefangenheit, Vertrauen und edle Gesinnung erlangt hatte, verlor seine Bedeutung theilweise, als man ihm abmerkte, daß er der wissenschaftlichen Bildung entbehre, daß daher sein Ideenkreis beschränkt war; die Verhandlungen im Staatsrathe und im Staatsministerium, welche anfänglich seinen Muth so sehr steigerten, wurden ihm oft drückend, und doch durfte er sich selbst nicht gestehen, daß man ihn zu überflügeln in vollem Anmarsche sei. Wenn am Schlusse der unter seinem Namen im „Conversations-Lexikon" mitgetheilten Notizen gesagt wird: sein Ministerium zeichne sich durch wohlthätige Einrichtungen aus, vorzüglich durch Vereinfachung der gesammten Finanzverwaltung und des Cassenwesens, durch Verbesserung der indirecten Steuern vermittelst Herabsetzung der Steuertarife, durch Anordnung einer zweckmäßigen Domainenverwaltung u. s. f. —, so beruht dieses auf einem Irrthum. Ehe er das Finanzministerium übernahm, sprach er sich laut über die Nothwendigkeit der Vervollkommnung der Gesetzgebung hinsichtlich jener Gegenstände aus; er hat aber während seiner Ministerschaft nicht ein einziges durchgreifendes Gesetz zur Abhülfe jener Mängel dem Könige zur Bestätigung vorgelegt. Da ihm die höhere Fähigkeit, für die Gesetzgebung zu wirken, abging, mußte er sich mit partiellen Entscheidungen begnügen, und gerade deshalb verschuldete er den Vorwurf der Eigenwilligkeit. Viele hieraus sich ergebende Verhältnisse, treu erzählt, würden das biographische Gemälde des denkwürdigen Mannes anziehend und belehrend machen, während hier die Lobhudelei „des Helden" die wahren Freunde des Verstorbenen am tiefsten verletzt. Doch die Liebedienerei für die höchsten Staatsbeamten bleibt nicht beim Hrn. von M. stehen; so sagt der Verf. S. 215: „Wir müssen offen anerkennen, daß während dessen (des Vorgängers des Hrn. von M. im Finanzministerium) siebenjähriger Amtsführung die gänzliche Veränderung des Steuersystems mit einer Ruhe, Besonnenheit und Milde durchgeführt worden sei, wie sie gewiß nicht an einem jeden Wechsel solcher Art wahrzunehmen ist." Vor Allem muß bemerkt werden, daß jene erwähnte „gänzliche Veränderung des Steuersystems" sich nur auf die Eingangs- und Verbrauchssteuer, nicht einmal auf die gesammten indirecten Steuern beschränkt; was aber die Durchführung derselben mit Ruhe, Besonnenheit und Milde betrifft, so wollen wir diesem Lobe, in Ermangelung des Raumes zur Anführung mehrer hierher gehöriger Thatsachen, nur die Beleuchtung Eines hierher gehörigen wichtigen Gegenstandes gegenüberstellen: In der Controle der Eingangs- und Verbrauchssteuer liegt etwas der menschlichen Gesellschaft Widerwärtiges, welches nur bei vollständigen gesetzlichen Verwaltungsvorschriften Besonnenheit und Milde zuläßt. Den Grenzofficianten war Waffengebrauch verstattet; wie dieser aber stattfinden dürfe, darüber gab es nur schwankende Bestimmungen; die Grenzofficianten wurden auf die den Gensdarmen ertheilte Instruction verwiesen und der zeitige Finanzminister fügte hinzu: der den Gensdarmen verstattete Waffengebrauch, als Nothwehr, trete für Steuerofficianten ein, wenn ein Schleichhändler (sind diese in Nacht und Nebel so leicht zu erkennen?) Packen abwerfe und, ohne beim Anrufen zu stehen, sich auf die Flucht begebe. Wir wollen den Fall setzen: Cajus geht in der Nacht durch den Grenzbereich, er sieht aus der Entfernung, daß ihn Jemand verfolgt; er begibt sich furchtsam auf die Flucht; Sempronius, der Grenzbeamte, hält ihn für einen Schleichhändler, ruft ihn an; aber Cajus, weil er vielleicht schwerhörig ist oder nächtlichen Ueberfall fürchtet, steht nicht; nun ist Sempronius, vom Finanzminister instruirt, befugt, den Cajus über den Haufen zu schießen. Ist das Besonnenheit und Milde der Verwaltung? Hr. von Motz änderte diese Instruction durch zweckmäßigere ab, aber dazu konnte er, so sehr auch das Bedürfniß es von ihm foderte, nie gelangen, dem Könige ein tüchtiges Gesetz über den Waffengebrauch der Grenzofficianten vorzulegen. Seine praktische Virtuosität war bei Gesetzesberathungen oft nützlich; zur Gesetzgebung selbst konnte sich dieselbe nie erheben. Ebenso wenig konnte er zur Aufstellung zeitgemäßer Grundsätze für die Domainenverwaltung gelangen, obgleich er sich für alle Zweige der Landwirthschaft große Kenntnisse beimaß, wovon er indeß weder als Gutsbesitzer noch als Chef der Staatsdomainenverwaltung Beweise abgelegt hat. Ja, er verfiel zuweilen auf Pläne, welche, wenn er nicht Widerspruch gefunden hätte, dem Staate unersetzliche Verluste zugezogen haben würden; so arbeitete er eine Zeit lang ernstlich darauf hin, die herrlichen Domainen der Provinz Sachsen zu verkaufen und für den Erlös in der Provinz Preußen und

Posen im Werthe tief gesunkene adelige Güter wiederzukaufen, um dadurch dem dortigen Landbaue neues Leben zu geben. Er selbst kaufte im Posenschen das bedeutende Gut Kolno, welches, nachdem er drei Jahre auf demselben geschaffen, gebaut und meliorirt hatte, sein ganzes Hauswesen zerrüttete, während er durch dasselbe zum reichen Manne zu werden gedachte.

Doch wir glauben hinlänglich dargethan zu haben, daß dem Hrn. von Moß mit dieser Biographie kein, seinen wahren Verdiensten entsprechendes Denkmal gestiftet ist, sondern daß die schwierige Aufgabe einen fähigern, weniger von der Sucht zum Lobpreisen hingerissenen Biographen erwartet. Besonders ist ein Solcher zu wünschen, der recht klar ins Licht setzt, wie ein herrlich organisirter Geist durch Tüchtigkeit der Gesinnung und Gesundheit der Urtheilskraft Vieles leistete, aber durch den Mangel wissenschaftlicher Bildung, seiner hohen Stellung zu genügen, verhindert wurde. Das Bestreben, jenes Versäumniß der Jugend zu verdecken und im Fluge einige Ansichten scientiver Gegenstände und geschichtliche Angaben aufzuraffen, konnte ihn öftern Verlegenheiten seiner, in so Vieles eingreifenden Verhältnisse nicht entziehen. Für seine Familie und Freunde ist er gewiß zu früh gestorben; ob für seine ministerielle Wirksamkeit? für seinen Ruhm als Staatsmann? — die Beantwortung dieser Fragen wird bei näherer Bekanntschaft des hier angezeigten biographischen Versuches eher verdunkelt als ins Licht gesetzt. 159.

Ein deutscher Mäßigkeitsverein im 16. Jahrhundert.

Unter die Institute, welche die fortschreitende Cultur der neuen Zeit ins Leben gerufen hat, gehören die Mäßigkeitsvereine, die nach dem Vorgang von Amerika und England auch auf dem europäischen Continent und namentlich in Deutschland als zweckmäßig anerkannt und mit lobenswerthem Eifer eingeführt wurden. Wir hoffen, daß dadurch der Trinksucht des gemeinen Mannes ein Ziel gesetzt, und daß durch sie endlich erreicht werden könne, was seit den Zeiten Karls des Großen obrigkeitliche Verordnungen und geistliche Ermahnungen nicht durchzusetzen vermochten. Das Uebel, welches sie bekämpfen, ist freilich ein uraltes. Schon die Römer und Tacitus bemerkten an unsern guten Altvordern einen ganz besondern Durst, nicht blos nach Freiheit und Ruhm, sondern namentlich nach gegohrnen Getränken. Alle öffentliche Feste, seien es nun religiöse *) oder politische, mußten mit Trinken verherrlicht werden. Es war natürlich Aufgabe des Christenthums, die wilden Söhne Germaniens auch von diesem Laster zu entwöhnen. Die Götzenbilder wurden gestürzt, die Trinksucht blieb und die Bekehrten tranken den christlichen Heiligen zu. Karl der Große **) richtete eine Menge Verordnungen dagegen. Er selbst äußerst mäßig, empfahl den Geistlichen (Capitulare Francof. de a. 794. Longobard. v. J. 801, in der Baluz. Sammlung I. 266. 353. 360.) sowie den Nichtern, Nüchternheit und untersagte ihnen den Besuch öffentlicher Zechstuben und Tabernen. Die öftere Wiederholung dieser Verordnungen zeugt nicht minder von dem Eifer des Kaisers als von der Hartnäckigkeit des Uebels.

Das karlingische Reich stürzte zusammen, die Capitularien kamen in Vergessenheit, das Laster der Trinksucht blieb nach wie vor in deutschen Gauen heimisch, und die seit dem Zeitalter der Hohenstaufen fortschreitende Cultur mußten demselben eher dienen, als daß sie dasselbe hätte tilgen können. Die Stifter und Klöster pflanzten Wein an (ursprünglich zum Gebrauch bei der Communion), die Städte legten sich auf Brauereien. *) Die Menge Namen für Biere, wie Mumme in Braunschweig, Pasanelle in Pasewalk, Gose, Guckuck, Rastrum, Bock, Mordundtodtschlag u. s. w. u. s. w. bezeugen genugsam, wie viel Erfindungskraft man aufwandte, um sich ein schmackhaftes, geistreiches Getränk zu verschaffen. Später kamen gar die Branntweine auf, und unter die ersten gedruckten Bücher gehört eins über die gebrannten Wässer. **) Nicht minder verdienen die Menge deutscher Sprichwörter und bildlichen Redensarten, die vom Trinken hergenommen sind (Trinkgeld, Nüchternheit im Ausdruck, wonnetrunken, schal, u. s. w.), einer Andeutung, sowie daß die Deutschen ihr geliebtes Wort Trinken dem italienischen Sprachstamm eingeimpft (trincare, trinculo, in Rom heißen die Deutschen trinchiswein).

Die Zeiten des Faustrechts kamen über Deutschland; eine allgemeine Rohheit in allen Verhältnissen des Lebens, eine Ungebundenheit im geistlichen, politischen und geselligen Leben ging dem Zeitalter der Reformation voran, die Sebastian Brand in seinem „Narrenschiff" mit so kräftigen Zügen darstellt, und die sich namentlich in des nürnberger Meistersängers Hans Folz jetzt so seltenen Productionen gar deutlich und unumwunden ausspricht. Das Saufen und Zutrinken nahm an Höfen und unter Edelleuten und Bürgern überhand, und Norddeutschland zeichnete sich hierin vor allen aus. ***) Indessen war mit der Buchdruckerkunst, mit der Reformation eine andere Aera angebrochen, Gebildetere begannen sich dieser Rohheit zu schämen; Maximilian trat der Gesetzlosigkeit durch den Landfrieden kräftig entgegen. Dem Privatleben wurden auch Reformatoren. Es vereinigten sich nämlich im J. 1524 die Kurfürsten von Trier und Pfalz, die Bischöfe von Würzburg, Strasburg, Freising, Speier, Utrecht und Regensburg mit den rheinischen Pfalzgrafen Friedrich, Wilhelm Ludwig, Otto Heinrich und Philipp, wie auch dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg und Landgrafen Philipp von Hessen auf dem Armbrustschießen, das sie in Heidelberg hielten, das bisher gewöhnliche Zutrinken und Fluchen, so weit es in ihren Kräften stehe, abzuschaffen. Sie setzten in einer eigens darüber

*) Ueber religiöse Bedeutung des Trinkens s. Mone's „Gesch. des nord. Heidenth.", I, 142, 361, 368 fg.

**) Aus der Capitularien-Sammlung des Benedictus Levita VII. 270 (Baluz. I, 1084) heben wir folgende Stelle aus: „Ante omnia clericis vitetur ebrietas, quae omnium vitiorum fomes ac nutrix est. Nec quis potest liberum corporis sui ac mentis habere iudicium qui, captus vino a sensu probatur alienus et proclivus ad iudicium mens labefacta ducatur aut plerumque peccatum aut crimen dum nescit incurrere. Ignorantia vero talis non potest effugere poenam, quam ex voluntaria amentia manasse constiterit. Itaque quemcunque ebrium fuisse constiterit, ut ordo patitur, aut quadraginta dierum spacio a communione statuimus submovendum aut corporali subdendum esse supplicio."

*) Ueber das Alter des Bieres findet sich in Beda's Leben des heil. Columban, der die südlichen Schwaben zum Christenthum bekehrte, im 15. Cap. eine nicht unwichtige Stelle: „Caerevisia, quae ex frumenti et hordei succo excoquitur, quamque prae ceteris in orbe terrarum gentibus praeter Sordiscas et Dardanas gentes, quae oceanum incolunt, usitant, i. e. Gallia, Britannia, Hybernia, Germania, caeteraeque quae ab eorum moribus non desciscunt."

**) Anton in seiner Erläuterung zu Tacitus' „Germania", S. 108 fg., behauptet, die Germanen hätten bereits Branntwein getrunken, wol aber fälschlich. Das oben angeführte Buch: „Eine nützliche Materi von mancherlei ausgebrannten Waßern, wie man die nützen und brauchen soll zur Gesundheit der Menschen ꝛc.", Augsburg, 1479. Fol. S. Panzer's „Annalen der ältern deutschen Literatur", I, 110, 119. Vorher war gedruckt: „Arnold de nova villa von bereitung und bereitung der wain". 1478. S. Panzer a. a. O. I, 105.

***) Die ältern Dichter geben den Sachsen stets den Namen madidus. S. „Vinc. Obsopoei ars libendi", Tbl. I, „Eulenspiegel", erste Hist. Münster's „Cosmographey" (Ausg. v. 1592), S. 995.

Ordinance Survey of the Parish of Ashton-under-Lyne, Lancashire, 1844, 1845, 1846, 1847, 1848, 1849, 1850, 1851, 1852, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858, 1859, 1860, 1861, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869, 1870, 1871, 1872, 1873, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 329. — 24. November 1832.

Nordamerikanische Zustände.

(Fortsetzung aus Nr. 309.)

8. Naturanlagen der Indianer.

Daß die Indianer von der Natur wenigstens ebenso begabt sind wie die Amerikaner, läßt sich mit vielen Beispielen belegen; namentlich sind sie gute Redner. Tecumseh, ein berühmter Häuptling der Shawanees, soll vor einigen Jahren folgende Rede vor der Versammlung mehrer indianischer Stämme gehalten haben: „Brüder, wir gehören Alle zu Einer Familie, wir sind Alle Kinder des großen Geistes, wir wandeln denselben Weg, löschen unsern Durst an derselben Quelle, und jetzt veranlassen uns Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit, im Kreise um dasselbe Rathsfeuer die Pfeife zu rauchen. Brüder, wir sind Freunde, wir müssen einander helfen unsere Lasten tragen; das Blut vieler unserer Väter strömte gleich Wasser über den Boden, um die Habsucht der Weißen zu befriedigen; wir selbst sind bedroht, nichts wird sie befriedigen als der Untergang aller rothen Männer. Brüder, als die weißen Männer zuerst ihren Fuß auf unsern Boden setzten, waren sie hungerig; sie hatten keinen Platz, ihre Decken auszubreiten oder ihre Feuer zu unterhalten; sie waren schwach, sie konnten nichts für sich selbst thun. Unsere Väter bemitleideten ihr Elend und theilten mit ihnen, was der rothe Geist seinen rothen Kindern gegeben. Sie gaben ihnen Speise, wenn sie hungerig, Arzenei, wenn sie krank waren; breiteten Felle aus für sie, darauf zu schlafen; gaben ihnen Land, daß sie jagen und Korn bauen konnten. Brüder, die weißen Leute sind gleich giftigen Schlangen: wenn sie friert, sind sie schwach und unschädlich; aber stärkt sie durch Wärme, und sie tödten ihre Wohlthäter. Die weißen Leute kamen zu uns schwach, und nun, da wir sie stark gemacht haben, wünschen sie uns zu tödten und zurückzutreiben wie Wölfe und Panther. Brüder, die Weißen sind nicht Freunde der Indianer: zuerst baten sie nur um Land für einen Wigwam; jetzt kann sie nichts befriedigen als unser ganzes Jagdgebiet vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Brüder, die weißen Männer wollen mehr als unser Jagdgebiet: sie wünschen unsere Krieger zu tödten; sie würden sogar unsere Kinder, unsere alten Weiber und Männer tödten. Brüder, vor vielen Wintern gab es kein Land, die Sonne ging nicht auf und unter, Alles war dunkel. Der große Geist machte alle Dinge. Er gab den weißen Leuten eine Heimath jenseits des großen Wassers; er versah dies Land mit Wild und gab es seinen rothen Kindern, und er gab ihnen Stärke und Muth, es zu vertheidigen. Brüder, mein Volk wünscht Frieden, alle rothen Männer wünschen Frieden; aber wo die weißen Leute sind, da ist kein Friede für sie. Brüder, die Weißen verachten und betrügen die Indianer, schmähen und beschimpfen sie, halten die rothen Männer nicht für gut genug, zu leben. Die rothen Männer haben viele und große Beleidigungen ertragen, sie sollten sie nicht länger ertragen. Mein Volk will nicht; es ist zur Rache entschlossen; es hat den Tomahawk ergriffen und will mit Blute färben, will das Blut der Weißen trinken. Brüder, mein Volk ist tapfer und zahlreich; aber die Weißen sind zu stark für dasselbe allein. Ich wünsche, daß Ihr mit ihm den Tomahawk ergreift. Wenn wir uns Alle vereinigen, so sollen die Flüsse des großen Wassers mit ihrem Blute sich färben. Brüder, wenn Ihr Euch nicht mit uns vereinigt, so werden sie erst uns vernichten, und dann werdet Ihr eine leichte Beute für sie sein. Sie haben viele Nationen rother Männer vertilgt, weil diese nicht vereinigt waren, weil sie nicht Freunde unter einander waren. Brüder, die Weißen senden Abgesandte unter uns herum, sie wünschen uns zu gegenseitigen Feinden zu machen, damit sie über unsere Jagdgefilde ziehen und sie verwüsten können gleich verheerenden Winden und daherbrausenden Wassern. Brüder, unser großer Vater jenseits des großen Wassers (d. i. der König von England) zürnt dem weißen Volk, unsern Feinden. Er will seine tapfern Krieger gegen sie senden, er will uns Gewehre schicken, und was wir sonst bedürfen; er ist unser Freund, und wir sind seine Kinder. Brüder, wer sind die weißen Leute, daß wir sie fürchten sollten? Sie können nicht schnell laufen und sind ein gutes Ziel, darnach zu schießen; sie sind nur Menschen; unsere Väter haben Viele von ihnen getödtet; wir sind nicht squaws (Weiber) und wollen die Erde mit ihrem Blute färben. Brüder, der große Geist zürnt unsern Feinden, er spricht durch den Donner, und die Erde verschlingt Dörfer und trinkt den Mississippi aus. Die großen Wasser werden ihre Niederlande bedecken, ihr Korn kann nicht wachsen, und der große Geist wird Diejenigen,

welche zu den Hügeln entfliehen, mit seinem schrecklichen Athem wegraffen. Brüder, wir müssen uns vereinigen, wir müssen aus derselben Pfeife rauchen, wir müssen Einer des Andern Schlachten kämpfen, und mehr als all Dieses, wir müssen den großen Geist lieben; er ist für uns, er wird unsere Feinde zerstören und alle seine rothen Kinder glücklich machen." Welch eine Sprache von einem Sohne der Urwälder Nordamerikas!

9. Die Cherokesensprache.

Daß es den Indianern nicht an Geist und Erfindungskraft fehlt, zeigt das Beispiel eines Cherokesen. Sequoyah ist der Kadmus der Cherokesen; vor wenigen Jahren erfand er ein Alphabet, mit dessen Hülfe ein Cherokesenknabe nun seine Muttersprache in zwei bis drei Tagen lesen lernen kann; es erscheint bereits seit langer Zeit regelmäßig eine Zeitung in dieser Sprache, der „Cherokee-Phoenix", dessen Herausgeber ein Cherokese, Namens Elias Boudinot, ist. Sequoyah's englischer Name war George Gueß (die Indianer haben oft außer ihren Zunamen einen englischen); er hatte nie ein einziges Wort Englisch gesprochen bis zur Zeit seiner Erfindung; er ist jetzt ungefähr 65 Jahre. Obgleich er nur einmal versuchte, im Rath zu sprechen, so war er doch oft wegen seines guten Gedächtnisses, seiner Unterhaltungsgabe, und weil er seine Muttersprache völlig in seiner Gewalt hatte, Geschichtserzähler bei Schmäusen. Er selbst gibt folgenden Bericht von seiner Erfindung: Zur Zeit von St.-Clair's Niederlage fand man bei einem der Gefangenen einen Brief, den er den Indianern Englisch vorlas. In einigen ihrer Berathungen über diesen Gegenstand wurde die Frage aufgeworfen, ob diese mysteriöse Macht „des sprechenden Blattes" die Gabe des großen Geistes an den weißen Mann sei oder die Erfindung des weißen Mannes selbst. Die meisten seiner Gefährten waren der erstern Meinung, während er die letztere behauptete. Dies wurde häufig später ein Gegenstand des Nachdenkens für ihn, wie viele andere Dinge, von welchen er wußte oder gehört hatte, daß die weißen Menschen sie thun konnten; er setzte sich aber nie ernstlich nieder, über den Gegenstand zu reflectiren, bis eine Geschwulst am Knie ihn an seine Hütte fesselte und zuletzt zum Krüppel für Lebenszeit machte durch Verkürzung des kranken Beins. Der Aufregung des Kriegs und des Vergnügens der Jagd beraubt, war sein Geist in den langen Nächten wieder mit Nachdenken über die Kunst, „durch Buchstaben zu sprechen", beschäftigt, wovon natürlich selbst der Name nicht in der Sprache zu finden war. Eine Unterhaltung in einem Orte, Santa genannt, scheint ihn bewogen zu haben, über den Gegenstand, die Cherokesensprache zu schreiben, weiter nachzudenken. Einige junge Leute machten Bemerkungen über die wunderbaren und höhern Talente der Weißen. Einer in der Gesellschaft sagte, daß die weißen Leute eine Rede auf ein Stück Papier setzen könnten und es nach irgend einer Entfernung senden, und es würde vollkommen verstanden werden von Denen, welche es empfingen. Alle räumten ein, daß dies in der That eine Kunst sei, weit über den Bereich eines Indianers hinaus, und Niemand konnte begreifen, wie es geschehe. Sequoyah, nachdem er eine Zeit lang der Unterredung stillschweigend zugehört, erhob sich und bemerkte mit gemüthlicher Miene: „Ihr seid Alle Narren, die Sache ist sehr leicht, ich kann es selbst thun", hob einen Stein auf, der ihm nahe lag, und machte Figuren darauf mit einer Nadel. Nach einigen Minuten erzählte er ihnen, was er geschrieben, indem er ein Zeichen für jedes Wort gemacht. Dies veranlaßte ein Gelächter, und die Unterhaltung war beendigt. Er hatte mit den Vorurtheilen vieler seiner Landsleute zu kämpfen, welche glaubten, daß die Kenntniß der Buchstaben allein der weißen Menschen Eigenthum sei. Diese bemühten sich, ihn zu überzeugen, daß Gott diesen großen Unterschied zwischen den weißen und rothen Menschen gemacht, indem sie ihm folgende Tradition erzählten: Im Anfang schuf Gott Yv (dies ist der Cherokesennasenlaut) we yah e, was, auf den Indianer angewendet, einen wahren, rechtlichen Mann bedeutet, und den yv we nagv oder weißen Mann. Der Indianer war der ältere, und in seine Hände that der Schöpfer ein Buch, in die Hände des Andern einen Bogen und Pfeil, mit dem Geheiß, daß Beide einen guten Gebrauch von dieser Gabe machen sollten. Der Indianer war sehr langsam beim Empfange des Buchs und so fahrlässig in Betreff desselben, daß der weiße Mann kam und es stahl, als seine Aufmerksamkeit anderswohin gerichtet war. Er war dann genöthigt, Bogen und Pfeil zu nehmen, um seinen Unterhalt durch Jagen zu gewinnen. Auf diese Weise verlor er das Buch, welches der Schöpfer in seine Hände gegeben. Solch eine Geschichte konnte jedoch Sequoyah nicht überzeugen. Er kaufte von den nächsten Weißen Materialien und fing an, die Cherokesensprache auf Papier zu malen. Von dem Geschrei wilder Thiere, von dem der mocking bird, von den Stimmen seiner Kinder und Gefährten wußte er, daß Gefühl und Leidenschaft von einem intelligenten Wesen dem andern durch verschiedene Töne mitgetheilt werden. Er suchte deshalb alle Laute in der Cherokesensprache auszumitteln. Sein eignes Ohr war nicht scharf genug, er nahm deshalb das schärfere Gehör seines Weibes und seiner Kinder zu Hülfe. Als er glaubt, alle verschiedene Laute in seiner Sprache unterschieden zu haben, macht er einen Versuch, gemalte Zeichen zu brauchen, Bilder von Vögeln und andern Thieren, diese Laute Andern mitzutheilen oder in seiner eignen Kunst zu markiren. Er gab diese Methode bald auf, als schwierig oder unmöglich, und versuchte arbitraire Zeichen ohne Rücksicht auf Gestalt und Aussehen, ausgenommen ein solches, welches ihm behülflich sein konnte, sich ihrer zu erinnern und sie von einander zu unterscheiden. Zuerst dachte er an keinen andern Weg, als für jedes Wort ein Zeichen zu machen; dies that er ein Jahr lang und zeichnete während dieser Zeit mehre tausend Charaktere auf. Er sah nun ein, daß sein Zweck auf diese Weise nicht zu erreichen sei, ließ sich aber nicht entmuthigen. Nachdem er mehre andere Methoden versucht, fiel er endlich auf die Idee, die Wörter in Theile oder Sylben einzutheilen, und fand bald, daß dieselben Zeichen in verschiedene Worte

passen, und daß die Zahl derselben verhältnißmäßig klein sein würde. Nach dem letztern System vollendete er seine Arbeit in ungefähr einem Monate. Er adoptirte eine Anzahl englischer Buchstaben, welche er aus einem englischen spelling-book (Buchstabirbuch) entnahm, das er sich um diese Zeit zu verschaffen gewußt. Er hatte nun 86, später nur 85 Zeichen in seinem Alphabete, machte lange seine Buchstaben auf ein Stück Rinde mit einem Messer oder Nagel, bis er sich von einem Amerikaner Papier und Feder verschaffte. Dinte machte er selbst aus der Rinde eines Baums. Im Jahr 1824 soll er diese Erfindung gemacht haben. Seine Landsleute sind nun stolz auf ihn und verehren ihn als einen vom großen Geiste Begünstigten. Er ging nun zur Entdeckung von Zahlen über. Er wußte natürlich nichts von arabischen Ziffern noch von dem Werth römischer Buchstaben in der Wissenschaft. Die Cherokesen konnten bis 100 zählen und hatten Worte für alle Zahlen bis dahin, hatten aber keine Zeichen. Er dachte hierüber nach, bis er ihr Elementarprincip in seinem Geiste gefaßt hatte, war aber zuerst genöthigt, Worte zu machen, seine Meinung auszudrücken, und dann Zeichen, sie zu erklären. Auf diese Weise hatte er bald Begriffe von Zahlen bis zu einer Million hinauf. Die größte Schwierigkeit für ihn war, den Werth seiner Zeichen nach ihrer Stelle zu bestimmen. Die von den Cherokesen jetzt gebrauchten Figuren sind die arabischen Ziffern. Mehr denn die Hälfte der Cherokesen kann nun lesen und schreiben. Das Evangelium Matthäi, ein Gesangbuch und ein Tractat, der mehre Theile der Schrift enthält, existiren in der Cherokesensprache, außer der Zeitung, die in Englisch und Cherokesisch erscheint, und wovon wöchentlich wenigstens 200 Exemplare in der Nation circuliren. Der Umstand, daß das Alphabet syllabisch ist und die Anzahl der Sylben so gering, ist der vornehmste Grund, warum es um so viel leichter ist, die Cherokesensprache lesen zu lernen als irgend eine andere. Ein Cherokesenknabe kann seine Sprache in Einem Tage lesen lernen, und gewöhnlich sind nicht mehr als zwei bis drei Tage erforderlich. Lesen ist nur, nach und nach die Namen der verschiedenen Buchstaben wiederholen; wenn ein Knabe das Alphabet gelernt, kann er lesen.

(Der Beschluß folgt.)

Flugschriften.

1. Eckſteine, hingeſtellt von Friedrich Funck. Selbſtverlag des Verfaſſers. 1832.
2. Aſchredon, von Eulenſpiegel (Friedrich Funck). Selbſtverlag des Verfaſſers. 1832.
3. Republik, von C. Freiſen. Selbſtverlag des Verfaſſers. 1832.
4. Ernſt und Scherz, von Friedrich Funck. Frankfurt a. M., Funck. 1832.

Man muß in der Gegend leben, wo Rhein und Main zuſammenſtrömen, um einen Begriff zu haben von der Maſſe Flugſchriften und Flugblätter, welche dort ſeit den letzten Monaten verbreitet und namentlich in Frankfurt a. M. öffentlich verkauft werden. Bekanntlich brachte die Zeitſchrift „Das Inland“ in den letzten Monaten ihrer freiſinnigern Exiſtenz und damit gehäuften polizeilichen Anfechtungen das Syſtem der Flugſchriften — wenn wir ſo uns ausdrücken dürfen — hauptſächlich wieder auf. Was die Cenſur des „Inland“ ſtrich, flüchtete ſich cenſurfrei ins Aſyl der Flugſchriften, und die bairiſche Verfaſſung ſtand dieſem Verfahren zur Seite. Später that die Redaction des „Bairiſchen Volksblattes“ (Dr. Eiſenmann in Würzburg) in ähnlichen Fällen Aehnliches. Noch mehr aber cultivirte jenes Syſtem der Redacteur des gleichfalls in Würzburg erſcheinenden „Volkstribunen“, welcher in bereits ungünſtigere politiſche Zeiten fiel, und deſſen erſte Urſache ſeines baldigen Todes vielleicht war — das ihm von der „Deutſchen Tribune“ geſpendete Lob. Widmann (ſo hieß bekanntlich der jugendliche Redacteur des „Volkstribunen“) gab nun ſtatt ſeines periodiſchen Blatts Flugſchriften heraus, politiſchen Inhalts und mit den Titeln: Flugſchrift I, II, III u. ſ. w. bezeichnet. Dabei nannte er ſich auf den Titeln dieſer Flugſchriften, welche nicht durch die Poſt, ſondern durch Buchhändlergelegenheit ihre Beſorgung fanden, ungeſcheut; ja, er hatte ſeinen untergegangenen „Volkstribunen“ ſo in ſich aufgenommen, daß er nun ſelbſt der Volkstribun war, und als ſolcher („von dem Volkstribun Gottfried Widman“) ſich auf den Titeln ſeiner Flugſchriften nannte. Um dieſelbe Zeit, vielleicht noch etwas früher, war die „Deutſche Tribune“ in Rheinbaiern unterdrückt worden. Noch war damals eine Menge Stoff dort vorhanden, welcher in den Druck, ins Publicum wollte; weniger Stoff von den Redacteuren des unterdrückten Journals ausgehend (denn dieſe waren theils auf der Flucht [Georg Fein], theils bald gefangen und in Criminaluntersuchungen verwickelt [Dr. Wirth]), als von den Protectoren des Journals, dem Vorſtande des Vereins für freie Preſſe: Schüler, Savoye und Geib. Dieſe organiſirten alſo bald Flugſchriften, auf Koſten des Vereins, aber meiſt mit Aufſätzen von mehr localem und juriſtiſch-politiſchem als generellem und reinpolitiſchem Intereſſe ausſtaffirt. Der Grund davon lag nahe und bot Rechtfertigung. Denn die politiſchen Ereigniſſe in Rheinbaiern waren wirklich damals allgemein intereſſant; die Liberalen in Rheinbaiern waren die am weiteſten vorgeſchobenen Vorpoſten der Liberalen Deutſchlands, vorgeſchoben durch die eigenthümliche Lage ihres Landes, den lebhaften Geiſt ſeiner Bewohner, ſeine Inſtitutionen, die es liebte, und als Aufenthalt der glühendſten Journaliſten für die neueren Tendenzen der Zeit. Dabei waren Schüler, Savoye, Geib Juriſten, die juriſtiſche Mundart alſo ihre geläufigſte, und man muß geſtehen, daß ſie dieſelbe ebenſo bündig als mit Geſchmack und Scharfſinn ſprachen. Demungeachtet — aus den angedeuteten Gründen — fand das Unternehmen keinen ausdauernden Beifall, wie es ſcheint; wenigſtens ſtockten die Flugſchriften aus Rheinbaiern nach der fünften oder ſechsten. Wahrſcheinlich auch, daß die politiſchen Schickſale ſeiner juriſtiſchen Redactoren vielen Einfluß auf dies Ereigniß hatten; dabei die Regierungsmaßregeln gegen den bairiſchen Rheinkreis im Allgemeinen und das immer ſchneller rollende Rad der Zeit, aus welchem heute eine Nummer als Niete ſprang, die geſtern oder vorgeſtern noch als reicher Gewinn gegolten hätte. Auf dieſe Art endigten die rheinbairiſchen Flugſchriften bedeutend früher als die des würzburger „Volkstribunen“, welche letztere noch die Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni d. J. mit lebhaften und ſtarken Zügen beleuchteten. Das war aber auch — wenn Ref. nicht ſehr irrt — ihr Schwanenlied. Widmann war ſchon früher in Unterſuchung gezogen geweſen. Bald darauf erfolgte ſeine förmliche Verhaftung, welche noch dauert und ihn natürlich der Möglichkeit, Flugſchriften zu ediren, beraubt. Indeſſen hatte eine neue Reihe Flugſchriften — anderswo — begonnen. Sie trat allerdings etwas umwickelt und verhüllt, maskenartig, auf; und es ging der neuen Reihe Flugſchriften wie Schiller's Mädchen aus der Fremde: „Man wußte nicht, woher ſie kamen“. Demungeachtet wollten Manche wiſſen, Göthe's Geburtsſtadt ſei auch die Geburtsſtadt der kleinen etwas illegitimen Dinger, und dieſer Behauptung mußten mehre andere Umſtände zum Fundamente dienen. Orti junge

frankfurter Schriftsteller, Friedrich Funck, C. Freieisen und Wilhelm Sauerwein, alle Drei Candidaten der Theologie, hatten fleißig an den hanauer „Neuen Zeitschwingen" Theil genommen. Als diese Zeitschrift durch den Bundestag unterdrückt worden war, unternahm bald Funck seine Zeitschrift: „Eulenspiegel", nachher „Der Eulenspiegel", als „Eulenspiegel" nicht mehr vom frankfurter Senat geduldet wurde. Später hörte aber auch diese Zeitschrift auf und die drei Candidaten vereinigten sich nun zur Herausgabe der „Deutschen Volkshalle", ebenfalls in Hanau, wo auch die zwei „Eulenspiegel" zur Welt gekommen waren und die „Neuen Zeitschwingen", in den letzten Monaten ihres Lebens, ihren Aufenthalt genommen hatten — Alles aus dem Grunde, weil verhältnißmäßig in Hanau noch die freisinnigste Censur der ganzen Umgegend herrschte. Aber auch die „Deutsche Volkshalle" starb am — Nichtcensiren, also einer wahrhaft contraiten Todesart, da sonst die meisten Blätter am Censiren starben. Die Sache war so: Das Blatt durfte nicht erscheinen, ohne censirt zu werden, und damit waren seine Herausgeber zufrieden. Aber nun war dem hanauer Censor von seiner vorgesetzten Behörde verboten, überhaupt noch zu censiren; ohne Censur durfte das Blatt nicht erscheinen, und also — ging es ein. Wilhelm Sauerwein hatte unterdessen sein witziges „A b c Buch der Freiheit für Landeskinder" aus den Resten der „Neuen Zeitschwingen" gesammelt und herausgegeben, und Friedrich Funck, der treffliche geschichtliche Kenntnisse besitzt, schrieb sein gelehrtes Werk über die Auflösung des großen Frankenreichs nach dem Tode Ludwigs des Frommen; aber für neue, für politische Productionen war ihnen gewissermaßen unbedingt der Markt verschlossen, während doch Neigung und Anregung von Außen und Gewohnheit sie dazu zwangen und sie demzufolge auf Mittel sinnen mußten, diesen drei mächtigen Impulsen soviel möglich Genüge zu thun. Galt nun auch allerdings das Letztere mehr als Supposition des literarischen Publicums der frankfurter Umgegend, unterstützt von Schlüssen aus Styl und Art der erscheinenden Flugschriften, so erhielten sie doch noch eine größere Consistenz, als der frankfurter Senat durch öffentlichen Erlaß darauf aufmerksam machte, daß durch die karlsbader Beschlüsse verboten sei, Flugschriften ohne Angabe von Verf. oder Drucker zu ediren, und Strafen gegen das Zuwiderhandeln androhte. Also — so schloß man — muß doch der frankfurter Senat einen nahen Anlaß gehabt haben zur Erinnerung an jene Beschlüsse mit Strafdrohung. Und wirklich hatte auch letztere die Folgen, daß alsbald mehre neue Flugschriften mit Angabe der Verfasser erschienen. Es sind die vier oben erwähnten; Friedrich Funck hat drei davon, C. Freieisen die vierte geschrieben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, welche zum Zwecke haben, den geschichtlichen Zusammenhang einer wichtigen und merkwürdigen Erscheinung in unserer neuen deutschen Literatur nachzuweisen, wenden wir uns nunmehr zu den eben erwähnten Flugschriften selbst.

1. Der erste Aufsatz ist hier überschrieben: „Beleuchtung der Bundesbeschlüsse durch einen Diplomaten". Er enthält einen kurzen Auszug aus der bekannten Abhandlung von Wangenheim's, nachdem die politische Färbung ihres Verfassers (das ediere juste milieu) in einigen scharfen und schnell klärenden Gegensätzen beleuchtet worden (S. 3 — 8). Dann kommt ein Aufsatz: „Berliner Billigkeit" (S. 8 — 10). Er commentirt die Stelle einer berliner Correspondenz in einem politischen deutschen Blatte, wenn wir nicht irren der „Allg. Zeitung", worin unter Anderm aus Warschau gemeldet wird: „Das Benehmen der Russen und die Maßregeln der russischen Regierung werden schon mit mehr Billigkeit beurtheilt, als früher geschehen ist." Der Schluß des Aufsatzes gibt Hrn. Funck Gelegenheit, besonders die Frauen aufzufodern, für die Erhaltung und Erziehung geretteter Polenkinder sich wirksam zu erweisen. Dann ein Aufsätzchen: „Geschmack des Volkes", und wieder eines: „Censurwunden", und zuletzt (S. 12 — 15) die „Feierliche Rede des Rectoris Dr. Plücker in Schafheim bei Gelegenheit der Schülerversetzung." Scherzhafter Zweck dieser Rede ist: gegen den Unfug des Tabackrauchens einige ernste Worte zu reden und namentlich zu zeigen, wie gerade in Deutschland durch die Tabackspfeife eine politische Feuersbrunst gar leicht entstehen kann. Hier eine Stelle aus der Rede als Probe: „Ein grosser Menschenkenner hat die Behauptung aufgestellt, die Deutschen würden erst dann eine Revolution machen, wenn man ihnen das Tabackrauchen verböte. Es liegt in dieser Behauptung eine große Wahrheit. Die Deutschen sind leidenschaftliche Raucher, und mehr als an allem Andern hängen sie an der Tabackspfeife. Freiheit, Recht, Ruhm, Ehre — Dinge, die von andern Nationen mit der größten Leidenschaft geliebt werden, hält der Deutsche für unwerth, und er gibt, wie er sagt, dafür keine Pfeife Taback. Denn die Tabackspfeife ist ihm das Höchste. Der Vater gibt dem Sohne, wenn er das männliche Alter betritt, statt der Sporen und des Schwertes eine Tabackspfeife zum Zeichen der Mündigkeit und Männlichkeit, und der Deutsche würde sich in seiner Mündigkeit und Männlichkeit gekränkt fühlen, wenn man ihm die Tabackspfeife rauben wollte. Das Verbot zu rauchen, gegen Männer ausgesprochen, würde aufgenommen werden als eine bübische Behandlung, und das Volk würde in Masse aufstehen unter dem Aufruhrgeschrei: wir sind keine Buben, und lassen uns das Recht, Taback zu rauchen, das uns als freien Männern zukommt, durchaus nicht nehmen u. s. w."

(Der Beschluß folgt.)

Miszellen.

In Paris bildet sich eine Gesellschaft zum Schutze der Presse. Sie soll sich zur Aufgabe gemacht haben: 1) die Abschaffung aller dem Zeitungswesen aufgebürdeten Abgaben; 2) die Aufhebung aller Gesetze, welche dem Erscheinen von Zeitschriften im Wege stehen; 3) die Vertheidigung angefeindeter Journale; 4) die Bezahlung der ihnen ungerechterweise auferlegten Geldbußen; 5) die Pensionnirung oder anderweitige Unterstützung verarmter Schriftsteller, Drucker u. dgl. m.

Unmittelbar vor der ersten Aufführung von Voltaire's „Oedip", seiner ersten Arbeit für die Bühne, war das Haus reparirt und neu decorirt worden. Unter Anderm hatte man über dem Proscenium die Buchstaben O. T. P. Q. M. V. D. (Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci) als Motto angebracht. Als der anwesende Piron um die Bedeutung der Buchstaben befragt wurde, gab er zur Antwort: „Oedipe, Tragédie Pitoyable, Que Monsieur Voltaire Donne". Die Folge war, daß die Aufführung erst am folgenden Tage, und nachdem das Motto vollständig ausgeschrieben erschien, vorsichgehen konnte.

Ein englischer Alterthümler hat folgendes Verzeichniß der Betheuerungen geliefert, welche die Könige Englands gewöhnlich im Munde zu führen pflegten. Eduard der Bekenner schwur bei der Mutter Gottes; Wilhelm der Eroberer bei der Herrlichkeit Gottes; Wilhelm II. beim Angesichte des heiligen Lukas; Heinrich I. beim Tode unsers Herrn; Stephan bei der Geburt des Herrn; Heinrich II., der Fluch Gottes treff' Euch und mich; Johann bei den Zähnen Gottes; Heinrich III. beim Haupte, Eduard I. beim Blute Gottes; Richard II. und Heinrich VI. bei St.-Edward; Eduard IV. bei der gebenedeiten Jungfrau; Richard III. bei St.-Paul; Heinrich VIII. bei der heiligen Maria, und wenn er zornig war, bei Gott; Elisabeth bei Gottes Tod oder Gottes Wunden. Jakobs I. Schwur ist nicht angegeben, sondern deshalb auf Ellis', „Letters", III, 118, verwiesen. Von Olivier Cromwell heißt es: er war kein Schwörer, und von Karl II., er schwur „Gottsfisch" (entstanden aus God's flesh, Leib Gottes). S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 330. — 25. November 1832.

Nordamerikanische Zustände.

(Beschluß aus Nr. 329.)

10. Nationalverhältnisse der Cherokesen.

Der größere Theil der Cherokesen wohnt im Staat Georgien. Obgleich nun dieser Nation in frühern Verträgen ihre gegenwärtigen Besitzungen von der Regierung der Vereinigten Staaten feierlich garantirt sind, so hat sich Georgien doch mannichfache Beeinträchtigungen zu Schulden kommen lassen, namentlich in der neuesten Zeit sich ohne Weiteres der Goldminen im Cherokesenlande bemächtigt, Cherokesen, die auf ihrem eignen Grund und Boden Gold gruben, verhaften und bestrafen lassen und endlich sogar Cherokesenländereien an die Bürger des Staats Georgien verlost. Die Regierung in Georgien scheint Aufklärung unter den Indianern nicht aufkommen lassen zu wollen, hat sich deshalb der Missionare, welche sich im indianischen Gebiete aufhielten, bemächtigt und sie ohne Weiteres mit den gemeinsten Verbrechern in ein Zuchthaus gesperrt. Die Cherokesen haben sich inzwischen an den Supreme court, das höchste Gericht in den Vereinigten Staaten, gewandt, und dies hat endlich zu ihren Gunsten entschieden. Georgien verharrt jedoch in seinen Maßregeln und verweigert Gehorsam, sodaß nun in der That kein anderes Auskunftsmittel vorhanden zu sein scheint als die ultima ratio regum, was dann leicht zu einer Trennung der südlichen Staaten von den nördlichen führen dürfte, zumal beide schon seit längerer Zeit wegen der Verschiedenheit ihrer Interessen in beständiger Opposition im Congresse gelebt haben. Doch vielleicht hat die gegenwärtige Regierung und Jackson, der die südlichen Staaten begünstigt, nicht Energie genug, und Georgien ist mit Erfolg widerspenstig und ungestraft. Ich war in Neuyork bei einer Cherokee-muting (einer Versammlung zu Gunsten der Cherokesen) gegenwärtig, wo sich besonders einer der Repräsentanten der Cherokesennation durch seine Rede auszeichnete. Sein Name ist John Ridger. Er ist groß und schlank, hat eine Fülle schwarzen Haares, war von weniger dunkler Farbe als seine Landsleute gewöhnlich sind, und seine Backenknochen weniger hervorragend als dies sonst bei den Indianern der Fall ist. Seine Stimme war voll und melodisch, seine Sprache rein und correct, er sprach in dieser Versammlung von Angloamerikanern Englisch, seine Aussprache nicht so gebrochen, als dies meist bei Ausländern der Fall. Er nahm seine Metaphern selten vom Walde und hatte wenig oder nichts von der heftigen Action, welche die Redner uncivilisirter Horden zu charakterisiren pflegt. Er begann mit der Bemerkung, daß der Weg, den seine Nation im Streit mit Georgien eingeschlagen, allezeit friedfertig gewesen sei. Es sei ihr Wunsch, ein freundschaftliches Verhältniß aufrecht zu erhalten, und daß ihre Sache von einem gesetzlichen Tribunal entschieden werde. Es würde unpassend für ihn sein, sagte er, Invectiven gegen Georgien auszustoßen, was für Unrecht sein Volk auch erlitten haben möge, und er wolle gegenwärtig nur den Ursprung der Verhältnisse zwischen den Vereinigten Staaten und den südwestlichen Indien berühren. In dieser Stadt, sagte er, und beinahe an derselben Stelle, wo ich stehe, gab General Washington den Creeks das erste Versprechen. Das Volk der Vereinigten Staaten war damals gerade aus dem Revolutionskriege gekommen. Die südwestlichen Indianer waren damals stark, kriegerisch und wild. Sie hatten damals verhältnißmäßig nur wenige Kenntniß von den Weißen; es war aber auf irgend eine Weise ihnen vom südlichen Continent zu Ohren gekommen, daß Guatemozin nicht auf einem Blumenbette geruht, und daß die Incas von Peru von den Eindringlingen umgebracht worden seien. Deshalb wäre es ein wichtiger Gegenstand für diese, damals schwache und noch nicht befestigte Regierung gewesen, diese augenscheinlichen Eindrücke von den Gemüthern ihrer kriegerischen Nachbarn zu entfernen. General Washington sei freundlich gegen sie gewesen und habe ihnen versprochen, ihr Vater zu sein. Er habe ihnen gesagt, daß das mündlich Verabredete schriftlich aufgesetzt werden sollte, und daß die Grenzen, über welche man übereingekommen sei, nie verändert werden sollten, bis die Welt durch Wasser und Feuer zerstört werden würde. Demgemäß sei 1785 ein Vertrag mit ihnen abgeschlossen, der später mehrmals bestätigt sei und nicht verändert bis 1819. Mittlerweile hätten sie auf den Rath ihres Vaters, des Generals Washington, ihre Sitten und Gewohnheiten als Wilde abgelegt, Schulen errichtet und auf andere Weise sich civilisirt. Vom Kriege und der Jagd hätten sie ihre Aufmerksamkeit auf Ackerbau und Verbesserung der Regierungsform gerichtet. Hierzu habe ihnen besonders Präsident Jefferson gerathen.

Bericht über die Sammlung Prähistorischer und Ethnographischer Gegenstände aus Bosnien und der Herzegovina, welche während der Jahre 1881 und 1882 in das Museum gelangt sind.

Von Dr. Moriz Hoernes.

Mit Tafel XIII—XVI.

Die Sammlung Prähistorischer und Ethnographischer Gegenstände aus Bosnien und der Herzegovina, welche während der Jahre 1881 und 1882 in das Museum gelangt sind, ist eine Folge der Occupation dieser Länder durch die Truppen Seiner Majestät unseres Kaisers und Königs. Sie ist eine Folge der Occupation, weil sie ohne dieselbe nicht möglich gewesen wäre, und sie ist eine Folge der Occupation, weil sie ohne dieselbe nicht nöthig gewesen wäre. Sie ist nicht möglich gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären, und sie ist nicht nöthig gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären.

Sie ist nicht möglich gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären, und sie ist nicht nöthig gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären.

Sie ist nicht möglich gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären, und sie ist nicht nöthig gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären.

Sie ist nicht möglich gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären, und sie ist nicht nöthig gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären.

Sie ist nicht möglich gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären, und sie ist nicht nöthig gewesen, weil ohne die Occupation die Gegenstände, welche sie enthält, nicht in unsere Hände gekommen wären.

Majorität der gesammten Bevölkerung der Vereinigten Staaten. 1820 war die Zahl der Sklaven in demselben Districte 19,321. Gänzlich frei vom Fluche der Sklaverei sind gegenwärtig folgende Staaten: Maine, Neuhampshire, Vermont, Massachusets, Ohio, Indiana. Die gegenwärtige Zahl der Sklaven in Delaware ist 3305, und seit 1820 in Abnahme von 1204, in Maryland 102,878, also in Abnahme von 4520; im Districte Colombia 6056, also in Abnahme von 321. In den mittlern und südlichen Staaten dagegen hat eine entschiedene Zunahme stattgefunden. In Virginien, den Carolines, Georgien, Alabama, Mississippi, Louisiana, Tenessee, Kentucky, Missouri, Florida, Arkansas waren 1830 1,894,415, und hat seit 1820 eine Zunahme von 494,169 stattgefunden. Die weiße Bevölkerung nahm von 1820—30 in dem Verhältniß von 100:133 zu, die Sklaven = 100:136. Hieraus geht hervor, daß die Sklaven sich in einem bedeutend schnellern Verhältniß vermehren als die Weißen. In Ostvirginien ist die Anzahl der Sklaven bereits größer als die der Weißen. Für das leibliche Wohlbefinden derselben wird allerdings gesorgt, weil dies im Interesse der Herren und Eigenthümer ist; in geistiger Hinsicht sucht man sie jedoch mit den Thieren auf gleicher Stufe zu halten. In mehren der südlichen Staaten ist es gesetzlich bei schwerer Strafe verpönt, die Farbigen lesen oder schreiben zu lehren; früher war ihnen gestattet, religiöse Versammlungen zu halten, dies ist jedoch neuerlich untersagt. Selbst in den mehr nördlichen Staaten will man Bildung der Farbigen nicht aufkommen lassen. Vor einiger Zeit wollten sie in Princetown oder Neuhaven (ich habe vergessen, wo) ein college für Farbige errichten, was ihnen jedoch untersagt wurde. Daß man übrigens ernstlich von den Farbigen zu fürchten hat, beweisen die Aufstände und Verschwörungen derselben in den südlichen Staaten im letzten Sommer und Herbst. Mehre Legislaturen fanden sich deshalb bewogen, über den Gegenstand zu deliberiren; doch wurde nicht um der Sklaven selbst willen auf Emancipation oder Entfernung derselben angetragen, sondern um der Weißen; nicht Humanität oder Gerechtigkeit war der Beweggrund, sondern Furcht. Mehre Virginier waren zu Gunsten eines allmäligen und sichern Systems für die Entfernung aller Emancipirten oder losgekauften Sklaven vom Gebiete des Staats, bis das Verhältniß der Bevölkerung zwischen ihnen und den Weißen so sein würde, daß jeder Weiße sicher sein könne, daß das Land ihm gehöre und daß die Sklaven sein Eigenthum seien. Einer der virginischen Repräsentanten sagte u. A.: „Sklaverei hat zu allen Zeiten existirt und wird immer existiren in irgend einer Gestalt und in irgend einem Grade. Ich halte Sklaverei und Freiheit ebenso sehr für correlativ, wie Kälte und Hitze. Geschichte, Erfahrung, Beobachtung und Vernunft haben mich belehrt, daß die Fackel der Freiheit da am hellsten gebrannt hat, wo sie von der dunkeln und schmutzigen, aber nährenden Atmosphäre der Sklaverei umgeben war. Auch glaube ich nicht an die Fanfaronade von der natürlichen Gleichheit der Menschen. Ich glaube nicht, daß alle Menschen von Natur gleich sind, oder daß es in der Macht der Menschen ist, sie dazu zu machen. Ich halte den plattnasigen, wollhaarigen, schwarzen Bewohner der afrikanischen Wüste für ebenso wenig gleich mit dem schlichthaarigen weißen Amerikaner, als den dummen geruchlosen Hund mit dem edeln, schönen Hund von Neufundland." Das Resultat der Deliberationen in Virginien war, daß für 1832 — 35,000 Dollars und für 1837 — 90,000 Dollars angewiesen wurden zur Transportation freier Neger, welche gehen wollen, wie solcher, welche einem frühern Gesetze zuwider im Staate geblieben sind, und solcher, welche etwa noch emancipirt werden, nach einem Orte außerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten, wozu man die Colonie Liberia an der afrikanischen Küste gewählt hat. Eine ähnliche Bill soll die Legislatur in Maryland passirt haben.

Wilhelm Pirscher.

Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 329.)

2. Aus dem ersten Aufsatze: „Der Fluch der Knechtschaft" (S. 3 — 7) entheben wir diese Stelle: „Es ist eine oft wiederholte Behauptung: die Menschen müßten erst zur Freiheit reif werden, bevor sie dieselbe erlangen könnten; die Freiheit sei eine Blüte, welche aus dem Keime wahrer Bürgertugend erwachse. Diese Behauptung ist wahr, wenn sie von dem thatkräftigen Theil des Volkes gelten soll, welcher die trägere Masse mit sich fortreißt. Soll aber die Freiheit erst dann kommen, wenn jeder derselben würdig geworden, dann wird sie ewig fern bleiben. Denn die Unterdrückung strebt fort und fort, alle wahre Bürgertugend zu tödten. Sie fußt auf der Nichtswürdigkeit der Menschen und ist stets darauf bedacht, sich diese Grundlage zu erhalten. So lange es noch Gnadengeschenke gibt, so lange noch Sündensold geboten wird, so lange wird es auch nicht an Niederträchtigen fehlen, welche sich durch solchen Köder angeln lassen. In einem unterdrückten Volk kann es manchen edeln Menschen geben; ein ganzes Volk wird edel nur in und mit der Freiheit. Darum ist das Ringen nach Freiheit das menschenwürdigste; es ist das Streben, den Volksverderbern die Mittel zur Entwürdigung der Menschen zu entreißen; ein heiliger Kampf, um den Fluch abzuwenden, der auf den Völkern lastet." — Der Aufsatz: „Die Segnungen der Restauration" (S. 7—10), soll geschichtlich nachweisen, wie übelwirkend die Restaurationen auf das Geschick der Völker waren. „Wir wollen hier nicht an die Greuel erinnern, mit welchen im Jahre 1799 das Königthum in Neapel seine Wiederherstellung bezeichnete, auch nicht an die Inquisition, an die Folterkammern, an die Verfolgungen der Retter des Landes, wodurch Ferdinand VII. den Unterschied zwischen der Verwaltung der Volkskammern und seiner Königsherrschaft fühlbar machte." Vielmehr entnimmt der Verfasser seine Beispiele aus Dem, was der zweiten französischen Restauration nachfolgte. Ney, Labédoyère, Chartran, Grupère, die Scenen in Rennes, Avignon, Toulouse, Nismes, Nantes, Montpellier, die Verfolgungen der napoleonisch Gesinnten, die Begünstigung guter Royalisten, und wenn sie selbst als solche Verbrechen begingen, finden, durch genaue Thatsachen unterstützt, Erwähnung. Das Aufsätzchen: „Der zahme demokratische Geist", gibt Anlaß, auf die bekannte würzburger Ergebenheitsadresse einen scharfen Hieb zu thun, und im folgenden: „Schafe im Wolfspelz", geht selbst Luther nicht ganz frei aus. Aber bei Beurtheilung von Menschen wiege man zugleich ihre Zeit und die Umstände!

3. Hr. Freiesen hat weniger politisches natürliches Feuer als Hr. Funck. Jener strapazirt sich und seine Sätze mehr,

während dieser mehr sich gehen läßt, und doch zuletzt mit mehr Anmuth und Leichtigkeit das Ende des Knotens schürzt, als es dem Erstern — wenigstens nach dem vorliegenden Beispiele — glückt. Hr. Freieisen behauptet den unbedingten Vorzug der republikanischen vor der monarchischen, selbst vor der constitutionell-monarchischen Staatseinrichtung. Dieses sind wissenschaftliche Sätze, politische Controversen, und Niemanden kann gewehrt werden, mit Anführung von Beispielen, diese Sätze, diese Controversen zu erläutern und auf die eine oder andere Seite als Partei zu treten. Ja, jenes ist vielleicht nicht möglich ohne dieses. Soviel Schriftsteller wir haben über Fragen der eben angegebenen Art, wenn sie Systeme aufstellten oder auch nur positive Ansichten aussprachen (von Compendienschreibern kann natürlich keine Rede sein), so waren sie auch der einen oder andern Ansicht zugethan und gaben dies offen zu erkennen. So nicht nur die Locke, Montesquieu, die Schriftsteller der französischen Revolution, die Sheridan, sondern auch die Hobbes, Adam Müller und Hr. v. Haller nebst seinen Schülern. Aber freilich ist der Gegenstand delicat. Die Anführung von Beispielen kann der Art sein, daß sie Vergehen wird, und ein solches scheint man namentlich dem Verfasser dieser Schrift zu imputiren, da, nach Zeitungsnachrichten, ihm deshalb frankfurter Stadtarrest auferlegt und er nachher sogar zu gefänglicher Haft gebracht ward.

Nach einigen Ausführungen und nachdem sich Hr. Freieisen den Phantasien des Dr. Wirth in dessen Schrift: „Die politische Reform Deutschlands", angeschlossen, ja die Hauptresultate der darin gestellten Verlangen nochmals unter sechs Nummern abgedruckt hat, gibt er eine Uebersetzung der Rede des französischen jungen Republikaners Cavaignac, welche dieser als Angeklagter vor dem Gerichtshofe hielt, und die hier in der Uebersetzung sechs Seiten füllt.

Gelegentlich dieser Schrift und des neuesten Schicksals ihres Verfassers erinnern wir uns übrigens einer beurtheilenden Anzeige von Zschokke's Schriften in (wenn wir nicht sehr irren) dem damals noch Kuhn'schen berliner „Freimüthigen". Hr. Kuhn sagte da, daß Hr. Zschokke für Republiken sei, und das dürfe man ihm, dem Staatsbürger der republikanischen Schweiz, keineswegs übelnehmen; ein Anderes, wenn er Staatsbürger einer Monarchie wäre. Gleiches Raisonnement dürfte auch Hr. Freieisen für sich in Anspruch nehmen, er ist Bürger Frankfurts, und Frankfurt bekanntlich ein Freistaat so gut als die Schweizerrepublik mit ihren Cantonen.

4. Wirklich, Hr. Funck ist ein ganz desperater junger Mann! Man muß über ihn lachen oder sich über ihn ärgern, und dabei das erste mit Händedruck und zunickendem Gesicht. Hat er doch da in seinem ersten Aufsatze, „Nachdruck und Mauth", einen Correspondenten der „Mannheimer Zeitung" zurechtgesetzt, daß dieser lange daran denken wird. In einem zweiten Aufsatze: „Abermaliger Versuch, den Geist zu dämpfen", unterliegt eine von dem hessischen Kirchen- und Schulrathe ausgegangene Verfügung an die geistlichen Inspectoren und die Landräthe, worin alte Vorschriften vom Jahr 1819 erneuert und neue gegeben werden, einer strengen Kritik; und mit demselben Gegenstande beschäftigt sich denn auch der folgende Artikel: „Der Schulmeister in tausend Aengsten". Die Ueberschriften der Aufsätze, die sodann kommen, sind: „Der Herrscher" und „Ergötzlichkeiten aus der Mannheimer Zeitung und aus dem Münchner Conversationsblatte". 64.

Miszellen.

Cromwell ertheilte dem französischen Gesandten, Herzog von Crequi, eine glänzende Audienz, und empfing von ihm ein Schreiben des Königs von Frankreich. Gespannt betrachtete er sogleich die Aufschrift und las: „Sr. Hoheit, dem allerdurchlauchtigsten Lord Protector von England, Schottland, Irland u. s. w." Schweigend steckte er darauf das Schreiben ungelesen in die Tasche, und entfernte sich. Der dadurch beleidigte Gesandte benutzte die erste Gelegenheit, sich gegen den Secretair Thurlon darüber auszusprechen, und nach der Veranlassung dieses sonderbaren Betragens zu fragen. Es ergab sich, daß Cromwell erwartet hatte, der Brief des Königs werde „An unsern theuern Bruder, Oliver u. s. w." überschrieben sein, und daß die anders lautende Adresse ihn unwillig gemacht habe. Als der König von Frankreich dies erfuhr, rief er in Mazarin's Gegenwart aus: „Soll ich den Patron Bruder tituliren!" Der Cardinal rieth, ihn Vater zu nennen, wenn es nicht anders ginge, und sofort ging ein Schreiben mit der erwünschten Aufschrift ab.

Als der unlängst verstorbene J. Bentham vom Kaiser Alexander einen Diamantring zugeschickt erhielt, lehnte er denselben mit dem Bemerken ab: es sei nicht sein Ziel, von den Fürsten Ringe zu erhalten, sondern er bestrebe sich der Welt zu nützen.

Zu der Zeit, wo die Dänen in Schottland einfielen, galt es für unkriegerisch, den Feind bei Nacht zu überfallen. Dennoch beobachteten einst die Dänen diese Sitte nicht, und um die Schotten noch gewisser zu überraschen, näherten sie sich dem Lager derselben barfuß. Schon hatten sie sich unbemerkt ganz nahe herangeschlichen, als einer ihrer Krieger auf eine sehr stachliche Distel trat, und unwillkürlich einen lauten Schrei ausstieß. Dadurch wurden die Schotten aufmerksam auf die Gefahr, eilten zu den Waffen, und brachten dem Feind eine große Niederlage bei. So lebt im Munde des Volks die Sage von der Veranlassung, welche die Distel, mit der Devise Nemo me impune lacessit, zum schottischen Feldzeichen erhob.

In Sydney (Neuholland) ist eine Lehranstalt unter dem Namen Australian college eröffnet worden, an der vier Professoren Vorlesungen über englische Literatur, lateinische und griechische Sprache, Handelswissenschaften, Mathematik und Philosophie halten.

Ein vornehmer Engländer, Besitzer einer glänzenden Bibliothek, wünschte ein Exemplar eines höchst seltenen und prächtigen Werkes zu besitzen. Als er in Erfahrung brachte, ein pariser Geschäftsmann habe dies an sich gebracht, äußerte er: „Nun wird es gewiß mein, denn ich will ein Gebot darauf thun, dem kein Geschäftsmann widerstehen kann." Der Besitzer war Herr Renouard. Als aber der Engländer zu ihm kam, und dessen Bibliothek, sowie seinen Geschmack und seine Gelehrsamkeit kennen lernte, gab er den Gedanken an dessen Bestechlichkeit schnell auf, und machte sich eine Ehre aus der neuen Bekanntschaft. S.

Literarische Anzeige.

Passendes Weihnachtsgeschenk.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen:

Der Sonntag. Gedicht in sechs Gesängen von Ludwig Bechstein, nebst sechs Kupfertafeln, erfunden und radirt von Ferdinand Berthold. Querfolio. Auf feinem Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 21 Gr.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 331. — 26. November 1832.

Manzoni.

Gegen Ende des Oktobers im vorigen Jahre durchflog ich, kaum in Mailand angekommen, die Säle der Brera. Noch erinnerten einzelne Bilder an die eben beendete Kunstausstellung, und die betrübende Erfahrung, die ich wenige Wochen vorher in Venedig und Florenz gemacht, daß unter vielem Glänzenden und Anspruchsvollen, das diese Ausstellungen bieten, kaum einzelnes nicht ganz Verwerfliches zu finden sei, sollte sich auch hier wiederholen. Nächst ein paar Bildern des trefflichen Hayez (dem Abschied der Pargioten von ihrer Heimath und der Hochzeit des Paris) vermochte in der That nur ein einziges Kunstwerk meine Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln: In einer abgelegenen Bergschlucht, unter umschattenden Bäumen, trifft ein glänzender Lichtstral eine romantische Gruppe. Um einen schwerverwundeten Krieger, den die Rüstung als einen der Ersten des Heeres und deren Schmuck als einen Kreuzfahrer darstellt, stehen theilnehmend und trauernd die Besten der Schar, die ihrem jetzt verscheidenden Führer in das gelobte Land gefolgt war. In der Tiefe ein Bergstrom, durch den ein anderer, vermuthlich versprengter Heerhaufen mit Verwundeten eilig dem Panier des Kreuzes folgt. Das Ganze einleuchtend, effectvoll, glänzend und die regste Theilnahme gewissermaßen erzwingend. Da mir in allen Kunstwerken der modernen Italiener fast nur ein plastisches und doch nur ein beschränktes Talent entgegengetreten war, so überraschte mich diese großartige, historische Auffassung der Landschaft um so mehr, als die einzelnen Kunstwerke in diesem Gebiet, die ich bis dahin von italienischen Händen gefertigt gesehen hatte, fast allein zu bewähren schienen, daß nur Derjenige den Sinn einer schönen großartigen Natur zu fassen vermag, der an den Anblick derselben nicht schon von Kindheit auf gewöhnt war: so unbedeutend, um nicht zu sagen so schlecht, waren alle andern Arbeiten in diesem Zweige der Kunst, die mir bis dahin vorgekommen waren. Indeß war zu meinem Bedauern der sonst sehr wohlunterrichtete Custode eben nicht zu finden, und da die Geschäfte mich abriefen, mußte meine Neugier auf den Namen des Künstlers für jetzt unbefriedigt bleiben.

Der folgende Tag war dazu bestimmt, zahlreiche Briefe und Adressen an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern. Einer darunter war an Manzoni gerichtet; doch so sehr ich verlangt hätte, ihn kennen zu lernen, hatten mir seine Freunde schon vor fünf Jahren, beim besten Wunsche, meinem Verlangen zu genügen, seine Abneigung gegen jede neue Bekanntschaft so entschieden geschildert, daß ich bei meiner Umfahrt durch die Straßen der lombardischen Hauptstadt den an ihn gerichteten Brief fast gleichgültig abgab und ebenso gleichgültig vernahm, er wohne seit Wochen auf dem Lande, mehre Meilen von Mailand entfernt. Einer der nächsten Briefe auf dieser Tour war an den jungen Marchese Massimo d'Azeglio, seit wenig Wochen, wie ich fast vergessen hatte, Manzoni's Schwiegersohn und wie mir aus den Berichten des Briefstellers besser im Gedächtniß geblieben war, kunstfertigen und einsichtsvollen Freund der Landschaftsmalerei. Die schöne schlanke Gestalt, das jugendlich-wohlwollende blonde Gesicht, die bescheidene, zuvorkommende Weise meines neuen Bekannten gaben mir bald den Muth, Erlebtes und Angeschautes rückhaltlos gegen ihn zu besprechen und vor Allem dem Landschaftsmaler meine lebhafte Freude an der schönen, Tages vorher gesehenen Landschaft auf das wärmste auszudrücken. Wie groß aber war mein freudiges Erstaunen, als ich erfuhr, der Urheber des trefflichen Bildes, nach dem ich gestern vergeblich geforscht, sitze mir gegenüber. Da seine Werkstatt leer an neuen Werken war, so erreichte ich, obwol nur mit Mühe, von der Bescheidenheit des liebenswürdigen jungen Mannes, daß er mir Gelegenheit gab, in Privathäusern einige frühere Werke seiner geschickten Hand zu sehen. Ich erwähne darunter namentlich einer Schlacht von Legnano, eines Carroccio und eines Sechskampfes. Ueberall die gleiche lebendige, frappante Auffassung, derselbe glänzende Effect des Lichtes, das gleiche harmonische Zusammenwirken von Landschaft und von Staffage. So mächtig war der Eindruck dieser Bilder und so bescheiden der Künstler, der sie geschaffen, daß, während ich noch in der ungetrübten Freude ihrer Anschauung schwelgte, er allein es war, der mich auf die kleinen Mängel aufmerksam machte, wie sie dem Künstler, der die Natur nicht in jedem Augenblicke gegenwärtig hat, nur allzu leicht entschlüpfen können. Die Zwischenräume dieser Kunstbeschauung wurden mir auf das erwünschteste durch Mittheilungen über das wissenschaftliche und Privatleben des trefflichen Schwiegervaters

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

geeignet, umfassende Kenntniß eines merkwürdigen Landes durch Vermittelung einer trefflichen Dichtung zu verbreiten. *) S.

Romanenliteratur.

1. Das Elendsfell. Drei Novellen nach Balzac von Dr. Schiff.
1. Das Elendsfell. 2. Die Herzlose. 3. Die Gutherzige. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1852. 12. 1 Thlr.

Drei Novellen in einer im engsten Zusammenhange treuen und sinnigen Uebersetzung eines berufenen Werks aus der jetzigen krampfhaften französischen Schule. Seinen Titel würde Ref. in „Pergament" geändert haben, da das Wortspiel im Originale „Peau de chagrin" doch nicht wiederzugeben war. Krampfig ist die Erzählung hinlänglich, Grausen mit Wollust auf eine empörende Weise gepaart; aber dennoch erhebt sie sich über ihres Gleichen merklich, für das Gefühl des Lesers beruhigend. Er kann mit Wohlgefallen bei dem Charakter Paulinens verweilen; ganz aufopfernde, hingebende Liebe. Zuvörderst wird er inne werden, daß eine Grundidee durch das ganze Buch geht, und daß diese großartig und nicht, wie sonst die Wahrheiten der Autoren jener Schule es an der Art haben, niederschmetternd, unabwendbar ist. Der Held der Novelle stürzt sich in einen Abgrund von Ausschweifungen, deren Schilderung, beiläufig gesagt, nicht so lebhaft, so ausgeführt zu sein brauchte; gepeinigt und Peiniger, erstarrt er zur härtesten Selbstsucht, und nie, nicht im Augenblicke des ihm liebsten Genusses, kann er des Lebens froh werden, nie verläßt ihn Furcht, ja Verzweiflung. Das Pergament, das ihm jeden seiner Wünsche erfüllt, aber mit jeder Erfüllung auch sich verkleinert und so des Wünschenden Leben, das an das Pergament gebannt ist, schneller zu Ende bringt, zehrt ihm jede Freude von der Lippe; eben die Vorsichtsmaßregeln, die er ergreift, seinen Tod zu entfernen, stürzen ihn früher ins Grab und ziehen das einzige Wesen, das ihn geliebt, die gutherzige Pauline, mit hinab. Auch ohne zauberndes Pergament wiederholt sich diese Allegorie im Leben des Menschen. Nie stillt sich Begierde und Sehnen; je mehr das Verlangen hat, je mehr es haben will. Darum hüte sich ein Jeder und erkenne das Thörichte der Wünsche, des ungesättigten Begehrens, und nehme sich aus der Erzählung die ernste Lehre von den fruchtlosen, verderblichen Ergebnissen verkehrten, bis zur Sucht getriebenen Wünschens, und wie Einer unvermeidlich dem Bösen verfalle, wenn er sich von ihm zu Anfang nur an einem Haar halten ließ.

2. Sonderbare Schicksale des Sängers Joseph Grabweg. Ein curioser Roman. Aus Licht gefördert von Joseph Jeremias. Weimar, Gräbner. 1852. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

3. Hugo Raynald, oder das späte Glück. Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der lombardischen Kriege in den Jahren 1162—76. Von demselben Verf. Weimar, Gräbner. 1852. 8. 20 Gr.

Kaum sollte man beide Erzählungen einem und demselben Verf. zuschreiben. Die erste strotzt von Gemeinplätzen über dramatische und theatralische Kunst, über Bühnen u. s. w.; Ernst und Ironie, welche sie abhaspeln, erweisen sich gleich matt, und das handelnde Personal ist nicht geistreicher und munterer als die Reflexionsgabe des Autors. „Hugo Raynald" dagegen schaut uns aus recht jugendlich harmlosen Augen an, die es in ihrer naiven Unbefangenheit für ausgemacht annehmen, daß es immer und überall so aufgesehen habe wie jetzt und in der nächsten Umgebung. In dieser beneidenswerthen Zuversicht unterredet sich Kaiser Friedrich Barbarossa mit dem Papst, wie etwa ein eingerosteter Gerichtschreiber mit dem Pfarrvicar eines abgelegenen Dörfchens; bei den erlebten Wonnen wird an Mögliches und Wahrscheinliches gar nicht gedacht, ja, mit der Begeisterung des ersten Aufflammens zärtlicher Neigung für glaublich angenommen, daß Liebende, nachdem sie fast 20 Jahre getrennt waren, noch so warm für einander empfinden als damals, wo sie sich zuerst sahen. Menschenleben vergeudet er in Schlachten und bei Belagerung beinahe so stark, wie der geistige Vater der Ilias und Minnilia die Thaler bei der Aussteuer seiner Töchter; Neulinge wird die Erzählung anziehen, und selbst erfahrenen, ja übersättigten Lesern wird sie durch ihre glaubensvolle Naivetät ein Lächeln abgewinnen. 18.

*) Es ist bereits der erste Band einer deutschen Uebersetzung von „Bohrad" von J. Sporschil bei Vieweg in Braunschweig erschienen. Wir kommen später auf diesen interessanten Roman zurück. D. Red.

Notizen.

Das Augustheft der „Revue encyclopédique" gibt verläumderische Anzeige von einem, angeblich im Jahre 1811 geschriebenen historischen Romane, betitelt: „L'avventuroso siciliano, di Busone da Gubbio", der in diesem Jahre von G. F. Nott, Mitgliede der Akademie der Alterthümer in London, in Florenz herausgegeben worden und dessen Held Johann von Procida ist. Das Werk soll inmitten politischer Unruhen in der Absicht verfaßt worden sein, die Seelen Derer, die die Gegenwart bedrücke und die Zukunft besorgt mache, zu beruhigen. Es käme also in unsern aufgeregten Zeiten, wenn sich Alles damit so verhält, vielleicht zum zweiten Male eben recht!

Ein Reisender, der sich lange Zeit in der Krim aufhielt und alle Weinländer Europas genau kennt, versichert, daß der Weinhandel zwischen Taurien, Hamburg und England mit der Zeit sehr bedeutend werden kann. Die Fortschritte der Cultur des Weinstocks sind bemerkenswerth. Die starken Weine aus dem Süden der Provinz würden den Portwein gänzlich ersetzen, und auch der Kokour, ein eigenthümlicher Wein der Krim, fände gewiß leichten Absatz. Im vergangenen Jahre hat die Halbinsel 600,000 Vidros (9,600,000 Flaschen) verkauften Wein geliefert und erwartet heuer eine Ernte von einer Million Vidros. Die Tataren fangen auch an Wein zu bauen, und der Werth des Grund und Bodens steigt.

Man macht aus England eine neue Erfindung bekannt, die entscheidende Proben bestanden hat und in der Folge die Entdeckung der Dampfmaschinen weit hinter sich zu lassen verspricht. Ein londoner Einwohner, Namens Brown, hat es nach achtjährigen Versuchen und Erfahrungen dahingebracht, Wasserstoffgas, anstatt der Wasserdämpfe, als bewegende Kraft anzuwenden. Seine Vorrichtung besteht in einem Cylinder, worein er leicht und sehr wohlfeil zu bereitendes Wasserstoffgas leitet. Das in dem Cylinder auf geeignete Weise hinlänglich getriebene Wasserstoffgas hebt einen Stempel, der mit einer Kurbel in Verbindung stehen muß. Hat der Stempel sein Ziel erreicht, so entzündet sich das Wasserstoffgas, wie der Dampf sich in den jetzigen Feuermaschinen verdichtet, und der Raum wird leer; der Stempel fällt dann augenblicklich wieder durch den atmosphärischen Druck und hebt sich mit einem neuen Gasstreme abermals, sodaß eben die Bewegung des Steigens und Rückens wie bei den Dampfmaschinen hervorgebracht wird. Der Unterschied beruht in der Anwendung des Gases statt des Dampfes, und der Raum wird im erstern Falle durch Verbrennung dieses Gases statt durch Verdichtung bei Dampfmaschinen geleert. Wir vernehmen, daß ein in Croydon bei London im Großen angestellter Versuch dieser neuen Bewegkraft vollkommen geglückt ist. Eine diesem Systeme gemäß in Bewegung gesetzte Zurüstung liefert 16,000 Litres Wasser in der Minute. Man begreift ohne Mühe die Wichtigkeit einer solchen Entdeckung, die die schweren Dampfkessel und die kostspieligen, gegenwärtig den Feuermaschinen unentbehrlichen raumverengenden Wasservorräthe überflüssig macht. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 332. — 27. November 1832.

Manzoni.

(Beschluß aus Nr. 331.)

So erfuhr ich denn nicht sowol von Manzoni als von den Seinigen Einiges über seine jüngsten Beschäftigungen und literarischen Pläne für die Zukunft. Wenigstens zwei Werke befänden sich, diesen Nachrichten zufolge, bereits vollendet in Manzoni's Schreibtisch, leider jedoch, ohne daß viel Hoffnung vorhanden wäre, sie bald gedruckt zu sehen. Zuerst nämlich hat Manzoni alle historischen Documente über den bereits in den „Verlobten" erwähnten und neulich in Paris so furchtbar aufgefrischten Pestvergiftungsglauben zusammengestellt und allgemeine Betrachtungen über die verkehrten Maßregeln der Regierung und anderer Behörden daran geknüpft: ein Werk, das verschiedene Zeitschriften sehr fälschlich unter dem Titel: „La colonna infame", für einen historischen Roman ausgegeben haben, während es in der That, mit Ausschluß aller Fiction, eine geschichtliche Monographie ist. Eine zweite, ebenfalls bis zum Druck vollendete Arbeit Manzoni's ist ein Sendschreiben an Göthe, in welchem der Briefsteller seine Ansichten über Bestimmung und Werth des historischen Romans, wie sogleich erwähnt werden soll, großentheils im Widerspruch gegen seine eignen Werke ausführlich entwickelt. Die dringendste Aufforderung der Freunde Manzoni's, diese Arbeiten, die kaum noch der letzten Hand bedürfen, dem Publicum nicht länger vorzuenthalten, Aufforderungen, denen ich von ganzem Herzen auch meine Bitten zugesellte, sind leider bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Die „Colonna infame", so erwiderte Manzoni, habe noch einer letzten Durchsicht bedurft, und zu dieser sei ihm die Laune seit Vollendung des Werkes nicht gekommen; nun aber schiene das durch die „Verlobten" ebenfalls geweckte Interesse erloschen, und so verlohne es sich nicht mehr des Druckes. Ein Sendschreiben an Göthe drucken zu lassen, erscheine ihm aber als so große Wagniß, daß jedes Wort doppelter und dreifacher Ueberlegung bedürfe. Nun ist leider auch Derjenige nicht mehr, an den dies Sendschreiben gerichtet werden sollte, und so haben wir denn nur allzu sehr zu befürchten, daß auch dies Werk ungedruckt bleiben wird. Um so mehr aber wäre dies zu bedauern, als Manzoni in ihm Ansichten niedergelegt hat, die man von dem Verf. der „Verlobten" wol am wenigsten erwarten dürfte; der Zweck dieses Sendschreibens ist nämlich kein anderer als den historischen Roman, das historische Schauspiel u. s. w., als eine völlig unstatthafte Ausgeburt frivolen Halbwissens, als einen verwerflichen Zwitter von Geschichte und Poesie, von Wahrheit und Lüge zu brandmarken.

Stundenlange Gespräche über diesen Gegenstand, die gewiß nur einen schwachen Nachhall vielfacher Ermahnungen von Verwandten und Freunden bildeten, scheiterten an der Entschiedenheit, mit welcher Manzoni bei dem Satze beharrte, jede Erzählung könne nur entweder Wahrheit oder Lüge sein, und alle Lüge sei und bleibe unmoralisch. Vergebens versuchte ich, den seine eignen Werke verdammenden Dichter daran zu erinnern, daß jeder Geschichtschreiber, insofern er nicht reiner Chronist, sondern reproductiv sein wolle, nicht die nackten Thatsachen, sondern seine Ansicht von denselben gäbe, also, wenn auch im beschränktern Sinne, einen historischen Roman schreibe; denn er misbilligte alle Geschichtschreibung solcher Art und verlangte statt ihrer eine bloße Zusammenstellung von Daten und zwar mit gewissenhafter Angabe der Quellen. Vergebens wies ich auf den sittlich-gesegneten Erfolg hin, den die „Verlobten" gehabt; denn er erwiderte, auch der beste Zweck dürfe niemals unsittliche Mittel heiligen.

Einen neuen reichhaltigen Stoff des Gespräches gewährten die in den neuern Zeiten zwischen Toscana und den übrigen Theilen von Italien so lebhaft wieder zur Sprache gekommenen Sprachangelegenheiten, denen Manzoni mich nicht ganz fremd wußte. Schon die „Verlobten" waren mir durch das Geschick merkwürdig geworden, mit welchem die Sprache, ohne in plebeje Provinzialismen zu verfallen, sich von dem dürftigen Bestande des toscanischen Sprachschatzes emancipirt hat. Mit Erstaunen erkannte ich aber nun, auf wie tiefe Studien des Geistes der provinciellen Dialekte überhaupt jenes Verfahren gegründet sei. Mit sichtbarem Vergnügen verweilte Manzoni bei diesem Lieblingsgegenstande seiner Beschäftigungen und hob mit glänzendem Scharfsinn eine Reihe von Eigenthümlichkeiten hervor, die alle Volksdialekte gleichmäßig von der Schriftsprache unterscheiden und ihnen zum Theil Mittel an die Hand geben, deren jene ermangelt.

Wenige Tage vor meinem Besuche in Brusano war die Nachricht von der Aufhebung der Erblichkeit der fran-

zösischen Pairie und von der Verwerfung der englischen Reformbill eingetroffen. Natürlich knüpfte sich an so wichtige Ereignisse auch hier ein politisches Gespräch. Kaum bedarf es einer Erwähnung, daß Manzoni, weit entfernt, sich mit den gangbaren Redensarten: royalistisch und liberal, zur Beurtheilung der verschiedenartigsten Verhältnisse zu begnügen, Frankreich anders als sein Vaterland und dies wieder nicht nach denselben Principien wie Deutschland beurtheilte u. s. w. Merkwürdig aber war mir die, bei völliger Vernichtung aller wahrhaft rechtlichen Grundlage, in den französischen Zuständen vielleicht zu rechtfertigende, entschiedene Anschließung an die Principien der „Gazette de France“ und das Verlangen nach Primairversammlungen, um auf ihrer Grundlage das wahre Königthum wiederherzustellen. Zusammenhängend mit diesen Ansichten zeigte sich eine Abneigung gegen die Principien der französischen Doctrinairs, ja vielleicht sogar theilweises Anschließen an das System des Abbé de la Mennais. Offenbar bezogen sich die gegenwärtigen Beschäftigungen Manzoni's vorzugsweise auf diese Gegenstände, und eine Widerlegung der Cousin'schen Philosophie wurde mir von seinen Angehörigen als das nächste Werk, das wir von ihm zu erwarten hätten, bezeichnet.

Alles, was Manzoni über diese Angelegenheiten äußerte, war, wenn auch zum Theil mit unverkennbarer Wärme gesprochen, doch gewissermaßen unruhig und tonlos, schnell herausgestoßen und durch ein gewisses, zu Zeiten hartnäckiges Stottern schwer verständlich. Anders gestaltete sich indessen die Rede des Dichters noch am späten Abend; siegend wurde sie mit allem Feuer der Geberde und der Accentuation zu einem flüssigen hinreißenden Strom, als das Gespräch einen andern Gegenstand berührte, dem ich schon lange ausgewichen war.

Schon vielfach war mir von den verschiedensten Seiten und mit sehr ungleichen Glossen von Manzoni's entschiedener Frömmigkeit, oder, wie man wol auch in Italien mit einem fast ebenso oft gemisbrauchten als gebrauchten Ausdruck zu sagen pflegt, von seinem Pietismus gesprochen. Die Einen hatten diese seine Gesinnung, von der sie behaupten wollten, daß sie erst in seinen spätern Jahren entstanden sei, von dem tiefen Eindruck hergeleitet, den der plötzliche Tod seines Pflegevaters Carlo Imbonati auf ihn gemacht habe („Tragedie ed altere poesie di Al. Manzoni“, Florenz, 1827, S. 382), Andere versicherten, der glühende Eifer, mit dem Manzoni's Frau, die früher Protestantin gewesen, den Katholicismus umfaßt habe, zu dem sie ohne Wissen ihres Mannes bekehrt worden, sei allmälig auf ihn mitübergegangen. Alle aber stimmten darin überein, daß die lebendigste Begeisterung für die Sache seiner Kirche, ja daß sogar der entschiedene Wunsch, Andersgesinnte für seine Ueberzeugung zu gewinnen, ein Wunsch, der ihm um so lebhafter werde, je wärmeres Interesse er hege, ihn keinen Augenblick die weiche, wohlwollende Freundlichkeit vergessen lasse, die das innerste Wesen seiner Natur ausmache. Man wollte sogar behaupten, diese Weichheit, mit jenem Wunsche verbunden, habe es oft dahingebracht, daß ein großer Theil der nächsten Umgebungen Manzoni's noch heute, trotz aller Bekehrungsversuche, aus unbekehrten Deisten bestehe. Merkwürdig war mir in dieser Hinsicht das freundliche und nahe Verhältniß, das, trotz der größten innerlichen Verschiedenheit, zwischen Monti und Manzoni bis zum Tode des Erstern bestanden hat. Gewiß die schönste Lobrede, die Manzoni's mildem, duldsamem Geiste, der vorurtheilslosen Klarheit seines Blickes gehalten werden kann, bieten die „Verlobten“.

Mit einer edeln Freimüthigkeit, die muthig die Scheu verachtet, welche uns in der Gesellschaft die Gegenstände zu besprechen hindert, in Betreff deren wir entgegengesetzten Ansichten zu begegnen wissen, faßte Manzoni, mir unerwartet, einige meiner im Laufe des Gesprächs verstreuten Aeußerungen mit dem Bemerken zusammen, die gemeinsame Wurzel dieser und anderer Meinungsverschiedenheiten liege eben in Dem, was er meinen Grundirrthum nennen müßte, nämlich in meinem Protestantismus.

Das Gebäude des Katholicismus ist ein so consequentes, die Waffen, mit denen es vertheidigt werden kann, gehen so aus seiner innersten Natur hervor, daß ich in diesem langen Streite allerdings nur wenig nicht sonst schon Gehörtes und Gesagtes vernahm. Um so eher also darf ich die Einzelheiten dieses Gespräches, deren Wiederholung überdies hier schwerlich am Orte sein dürfte, mit Stillschweigen übergehen. Es war mir sogar auffallend, daß die Gründe, die Manzoni mir entgegenstellte, viel weniger, wie ich doch vom Dichter vorzugsweise erwartete, die blendenden Eindrücke auf das Gemüth hervorhoben, durch welche der Katholicismus empfängliche Seelen bestechen kann und schon oft bestochen hat, sondern daß er fast ausschließlich die formellen Vorzüge der römischen Kirche, ihre Einheit und innere Folgerechtigkeit auf das nachdrücklichste geltend machte.

Es würde mir schwer fallen, diesen Streit zu veranschaulichen, noch schwerer, oder vielmehr unmöglich, den seit Jahrhunderten so unzählige Male geführten der endlichen Lösung näher zu führen. Das Eine aber kann ich versichern, daß noch nie die innere Wärme des Andersdenkenden, mit dem ich stritt, nie der glühende Wunsch meines Gegners, nicht etwa für sich und seine Partei Recht zu behalten, sondern einem Andern, der ihm lieb geworden, der Wahrheit theilhaftig zu machen, welche ihm die alleinbeglückende scheint, mir rührender und hinreißender entgegengetreten sind als in den Worten Manzoni's. Sichtlich bewegt sagte er im Augenblicke, als ich schied: „Möchten diese Gespräche dauernd in Ihrem Herzen nachklingen und einst die Früchte tragen, nach denen ich verlange. Sie haben mir viel Freundliches über meine Schriften gesagt; aber willig wollte ich diesen vermeintlichen Ruhm darangeben und mit Freuden mein ganzes kleines Besitzthum hinzufügen, könnte ich damit erkaufen, daß die Gründe, die ich heute schwach und unberedet Ihnen aufgeführt habe, dereinst Sie von der Wahrheit überzeugten, die ich allein als Wahrheit erkennen kann!“

Schon seit Jahren ist eine Schrift Manzoni's gedruckt („Sulla morale cattolica di Al. M.“, vierte Auf-

tage, Pavia, 1830), die, in besonderer Beziehung auf Sismondi's „Geschichte der italienischen Freistaaten", die Gegenstände wenigstens zum Theil behandelt, die den Inhalt des obigen Gespräches ausgemacht hatten. Ich habe dieses in Deutschland wenig gekannte Werk mit vielem Interesse durchgelesen und mich an dem frommen Eifer, den ehrenwerthen Gesinnungen des Verf. lebhaft gefreut; doch schienen mir Manzoni's Ansichten seit jener Zeit in sich consequenter, dadurch aber auch schroffer, mit Einem Worte, romanistischer geworden zu sein. In der That gab mir Manzoni selbst jenes Büchlein nur als einen Versuch, den er jetzt für lückenhaft und ungenügend erkenne.

So schieden wir noch in später Nacht ungern, um an den entzückenden Ufern des Comersees nach wenig Tagen uns wiederzufinden. Unter den Myrtengängen und Lorbergebüschen von Candenabbia, wenig Stunden von der Heimath Renzo's und Lucian's, war mir nach frohem und herzlichem Wiedersehen ein schöner Morgen im Kreise der trefflichen Familie vergönnt, den allzu früh die Glocke des vorüberfahrenden Dampfschiffes unterbrach.

Karl Witte.

Das Haus der Grafen Owinski. Erzählung von A. V. T. Süd. Leipzig, Hinrichs, 1832. 8. 1 Thlr.

Wieder eine Novelle, die auf dem blutgetränkten Boden der polnischen Revolutionsgeschichte entstanden. Es kann auch in der That kaum eine reichhaltigere Fundgrube für den Novellendichter geben als diesen Stoff, der selbst unter den Händen eines Stümpers noch mit seiner riesenhaften Tragik glänzend hervorleuchten wird, und man weiß kaum, wie es zugeht, selbst wenn man die schlechtesten und mißlungensten Darstellungen dieser Art durchliest, fühlt man sich noch immer von der hinreißenden Kraft dieser Begebenheiten und Gestalten fortgezogen. Indeß dürfte schwerlich jetzt schon die Zeit gekommen sein, um diesen noch zu sehr vom frischen Blutschauer durchwehten und der Idee eines waltenden Völkerschicksals räthselhaft widerstreitenden Act der neuern Geschichte bereits in das Gebiet der Dichtung hinüberzuführen. Aber wünschen müssen wir, daß sich künftig einmal Aeschylus und Shakspeare in einem Dichter so glücklich vereinigen möchten, um ihn zur poetischen Darstellung eines polnischen Revolutionsgemäldes zu befähigen. Ein solcher Dichter ist der Verfasser der obgenannten Novelle zwar nicht, doch hat er manche der Wirklichkeit entnommene Momente seiner Erzählung mit großer Lebhaftigkeit aufgegriffen und wenigstens für den nach einer spannenden Unterhaltung suchenden Leser interessant zu schildern gewußt. Es scheint sich aber bei dieser Novelle ein sonderbares Misverhältniß kundzugeben, nämlich dies, daß man es der Dichtung durchgehends anmerkt, der Verf. sei von Hause aus durch die Natur seines Talents im Stande, bei weitem besser darzustellen und zu componiren, als es ihm hier gerade beliebt hat. Dadurch gewinnt eine uns mitgetheilte Nachricht Glaubhaftigkeit, daß der allem Anschein nach pseudonym getaufte Hr. Süd ein dem Publicum sonst seinem Namen nach wohlbekannter und höchst schätzbarer Novellist sei, der nur diesmal das Incognito vorgezogen, weil er vielleicht nicht Muße oder Stimmung gehabt, diesem Werke den vollen Stempel seines Kunstvermögens aufzudrücken, den man sonst wol an seinen Geisteskindern wahrzunehmen gewohnt ist. Daher findet man auch in dieser Novelle neben manchen geistreichen und genialen Zügen, die einem gewöhnlichen Darsteller durchaus nicht angehören können, viel Farbloses, Mattes und flüchtig Hingezeichnetes, das ohne Halt und Verbindung dasteht und sich nicht nur in dem schnell hingeworfenen Styl kundgibt, der an sich aller Durchbildung ermangelt, sondern auch in der wenig Plan verrathenden Anlage der Verhältnisse selbst. Nach einer in der Mitte der Novelle ausgesprochenen Bemerkung des Verf. war es nicht seine Aufgabe, die eigentlich historischen Elemente seines Stoffs zum Hauptgegenstande seiner Darstellung zu machen, indem er sagt: „Es liegt nicht in der beschränktern Absicht dieser Blätter, das große Völkergemälde aufzurollen; wir begnügen uns, den Fortgang der Ereignisse zu berühren, insofern er unverschweigbaren Antheil auf die Personen unserer Erzählung hat, um auf dem großen, obwol dunkeln Raume des weltgeschichtlichen Hintergrundes das Wohl und Wehe, die rein individuellen menschlichen Verhältnisse einiger Wenigen genauer auszuführen." Dies ist eigentlich der ganz gewöhnliche und ordinaire Typus des sogenannten historisch-romantischen Genre, demgemäß der historische Hintergrund nur als Effectdecoration benutzt wird, während die handelnden Personen selbst kaum einen innern und psychologischen Bezug zu jenem Hintergrunde haben. Der Verf. hatte indeß durch die Natur seines Stoffes hier die Gelegenheit in der Hand, diese historisch-romantische Manier höher ausgebildet zu nehmen und das Historische in das individuelle und persönliche Leben der Dichtung und umgekehrt wechselseitiger und organischer eingreifen zu lassen; denn der geschichtliche Untergang eines Volkes drückt sich im Privatleben ebenso tragisch und vielleicht noch tragischer aus als in der factischen Staatshistorie und dem öffentlichen Nationalleben. In der Schilderung des Untergangs einer vornehmen polnischen Familie — des Grafenhauses der Owinski —, die sich für die Sache der Freiheit und Nationalität des Vaterlandes bis auf die letzten Glieder ihres Stammes opfert, boten sich die reichsten Verhältnisse für den Dichter dar, um in ineinandergreifenden Bildern die Geschichte und das Privatleben sich wirksamer umfassen lassen zu können. Aber er hat hier von beiden Seiten zugleich gefehlt, indem er auf der einen die historischen Verhältnisse nicht bedeutsam und durchdringend genug aufnahm, auf der andern aber auch die reinpoetische Gestaltung der Dichtung, die ihm seiner eignen Bemerkung nach die Hauptaufgabe war, an sich nicht so entschieden und ausdrucksvoll entwickelte, daß sie allein das Interesse auszufüllen vermöchte. Einzelnen, durch Lebhaftigkeit anziehenden Schilderungen begegnet man indeß fast in allen Theilen der Novelle; besonders bleibt die den Schluß bildende Darstellung des Sturmes und Falles von Warschau nicht ohne Eindruck. „Durch ganz Warschau", heißt es an einer Stelle dieser Schilderung, „herrschte die Nacht hindurch wüste Verwirrung, kein Haus gab es, in dem man nicht auf seltene Weise aufgeregt und bestürzt war. Ein gewichtiger Abschnitt in den Annalen Polens war vorüber, ein schweres Blatt der Weltgeschichte zu Ende. Da gab es Keinen, der nicht Gut oder Habe verloren, dem nicht Brüder oder Verwandte erschlagen worden. Brautkränze waren zertreten, heilige Bande blutig gelöst; nun war es vorüber, und sie waren doch nur als Rebellen gefallen! Der Ausgang gibt den meisten Dingen die Würdigung, und das Glück lenkt der Menschen Gemüther. Jede Sache, die vorübergeht und aus wird, läßt eine ängstliche Leere zurück, und der Mensch fühlt sich so öde und nüchtern nach einem Balle, bei einem vergehenden Leben, nach einer verlebten Epoche. Wer in ähnlichen Zuständen an sich selbst Bemerkungen machte, kann sich eine Vorstellung von den Gefühlen der Bürger Warschaus machen, nun sollte ja wieder Friede werden und Alles eben den ruhigen Gang fortgehen. Die Meisten waren überzeugt, daß sie von den Russen eben nicht viel zu fürchten hätten, und man fing an sich in alte Zustände zu denken, denen man durch den neun Monate langen Taumel noch nicht entwöhnt war. Im Regierungspalaste waren die polnischen Machthaber versammelt, verschiedene Ansichten und Interessen trennten die Gemüther, und nur die extreme Lage der Gegenwart lieferte einigen Bindungsstoff; man machte einander heftige Vorwürfe, zankte ungestüm über Das, was man hätte thun sollen, wußte aber nicht, was nun zu unternehmen sei. Der russische General Berg drang auf Entscheidung; Niemand wußte zu rathen und zu helfen.

Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 245) mit den Abänderungen, welche durch das Gesetz vom 8. Juli 1872 (Bundes-Gesetzbl. S. 269) eingetreten sind, in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, Schloß, den 1. Januar 1873.

(L. S.) Wilhelm.

Fürst Bismarck.

Nr. 2. Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869 in Elsaß-Lothringen.

Vom 1. Januar 1873.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, verordnen im Namen des Deutschen Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes, was folgt:

§. 1. Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 245) mit den Abänderungen, welche durch das Gesetz vom 8. Juli 1872 (Bundes-Gesetzbl. S. 269) eingetreten sind, wird in Elsaß-Lothringen mit folgenden Maßgaben eingeführt:

1) Die Bestimmungen der §§. 6 und 7 finden keine Anwendung.

2) Die Bestimmungen der §§. 8 bis 10 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben.

3) Die Bestimmungen der §§. 11 bis 13 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

4) Die Bestimmungen der §§. 14 bis 16 finden keine Anwendung.

5) Die Bestimmungen der §§. 17 bis 19 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

6) Die Bestimmungen der §§. 20 bis 22 finden keine Anwendung.

7) Die Bestimmungen der §§. 23 bis 25 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

8) Die Bestimmungen der §§. 26 bis 28 finden keine Anwendung.

9) Die Bestimmungen der §§. 29 bis 31 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

10) Die Bestimmungen der §§. 32 bis 34 finden keine Anwendung.

11) Die Bestimmungen der §§. 35 bis 37 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

12) Die Bestimmungen der §§. 38 bis 40 finden keine Anwendung.

13) Die Bestimmungen der §§. 41 bis 43 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

14) Die Bestimmungen der §§. 44 bis 46 finden keine Anwendung.

15) Die Bestimmungen der §§. 47 bis 49 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

16) Die Bestimmungen der §§. 50 bis 52 finden keine Anwendung.

17) Die Bestimmungen der §§. 53 bis 55 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

18) Die Bestimmungen der §§. 56 bis 58 finden keine Anwendung.

19) Die Bestimmungen der §§. 59 bis 61 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

20) Die Bestimmungen der §§. 62 bis 64 finden keine Anwendung.

21) Die Bestimmungen der §§. 65 bis 67 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

22) Die Bestimmungen der §§. 68 bis 70 finden keine Anwendung.

23) Die Bestimmungen der §§. 71 bis 73 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

24) Die Bestimmungen der §§. 74 bis 76 finden keine Anwendung.

25) Die Bestimmungen der §§. 77 bis 79 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

26) Die Bestimmungen der §§. 80 bis 82 finden keine Anwendung.

27) Die Bestimmungen der §§. 83 bis 85 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

28) Die Bestimmungen der §§. 86 bis 88 finden keine Anwendung.

29) Die Bestimmungen der §§. 89 bis 91 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

30) Die Bestimmungen der §§. 92 bis 94 finden keine Anwendung.

31) Die Bestimmungen der §§. 95 bis 97 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

32) Die Bestimmungen der §§. 98 bis 100 finden keine Anwendung.

33) Die Bestimmungen der §§. 101 bis 103 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

34) Die Bestimmungen der §§. 104 bis 106 finden keine Anwendung.

35) Die Bestimmungen der §§. 107 bis 109 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

36) Die Bestimmungen der §§. 110 bis 112 finden keine Anwendung.

37) Die Bestimmungen der §§. 113 bis 115 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

38) Die Bestimmungen der §§. 116 bis 118 finden keine Anwendung.

39) Die Bestimmungen der §§. 119 bis 121 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

40) Die Bestimmungen der §§. 122 bis 124 finden keine Anwendung.

41) Die Bestimmungen der §§. 125 bis 127 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

42) Die Bestimmungen der §§. 128 bis 130 finden keine Anwendung.

43) Die Bestimmungen der §§. 131 bis 133 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

44) Die Bestimmungen der §§. 134 bis 136 finden keine Anwendung.

45) Die Bestimmungen der §§. 137 bis 139 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

46) Die Bestimmungen der §§. 140 bis 142 finden keine Anwendung.

47) Die Bestimmungen der §§. 143 bis 145 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

48) Die Bestimmungen der §§. 146 bis 148 finden keine Anwendung.

49) Die Bestimmungen der §§. 149 bis 151 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

50) Die Bestimmungen der §§. 152 bis 154 finden keine Anwendung.

51) Die Bestimmungen der §§. 155 bis 157 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

52) Die Bestimmungen der §§. 158 bis 160 finden keine Anwendung.

53) Die Bestimmungen der §§. 161 bis 163 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

54) Die Bestimmungen der §§. 164 bis 166 finden keine Anwendung.

55) Die Bestimmungen der §§. 167 bis 169 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

56) Die Bestimmungen der §§. 170 bis 172 finden keine Anwendung.

57) Die Bestimmungen der §§. 173 bis 175 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

58) Die Bestimmungen der §§. 176 bis 178 finden keine Anwendung.

59) Die Bestimmungen der §§. 179 bis 181 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

60) Die Bestimmungen der §§. 182 bis 184 finden keine Anwendung.

61) Die Bestimmungen der §§. 185 bis 187 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

62) Die Bestimmungen der §§. 188 bis 190 finden keine Anwendung.

63) Die Bestimmungen der §§. 191 bis 193 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

64) Die Bestimmungen der §§. 194 bis 196 finden keine Anwendung.

65) Die Bestimmungen der §§. 197 bis 199 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

66) Die Bestimmungen der §§. 200 bis 202 finden keine Anwendung.

67) Die Bestimmungen der §§. 203 bis 205 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

68) Die Bestimmungen der §§. 206 bis 208 finden keine Anwendung.

69) Die Bestimmungen der §§. 209 bis 211 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

70) Die Bestimmungen der §§. 212 bis 214 finden keine Anwendung.

71) Die Bestimmungen der §§. 215 bis 217 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

72) Die Bestimmungen der §§. 218 bis 220 finden keine Anwendung.

73) Die Bestimmungen der §§. 221 bis 223 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

74) Die Bestimmungen der §§. 224 bis 226 finden keine Anwendung.

75) Die Bestimmungen der §§. 227 bis 229 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

76) Die Bestimmungen der §§. 230 bis 232 finden keine Anwendung.

77) Die Bestimmungen der §§. 233 bis 235 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

78) Die Bestimmungen der §§. 236 bis 238 finden keine Anwendung.

79) Die Bestimmungen der §§. 239 bis 241 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

80) Die Bestimmungen der §§. 242 bis 244 finden keine Anwendung.

81) Die Bestimmungen der §§. 245 bis 247 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

82) Die Bestimmungen der §§. 248 bis 250 finden keine Anwendung.

83) Die Bestimmungen der §§. 251 bis 253 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

84) Die Bestimmungen der §§. 254 bis 256 finden keine Anwendung.

85) Die Bestimmungen der §§. 257 bis 259 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

86) Die Bestimmungen der §§. 260 bis 262 finden keine Anwendung.

87) Die Bestimmungen der §§. 263 bis 265 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

88) Die Bestimmungen der §§. 266 bis 268 finden keine Anwendung.

89) Die Bestimmungen der §§. 269 bis 271 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

90) Die Bestimmungen der §§. 272 bis 274 finden keine Anwendung.

91) Die Bestimmungen der §§. 275 bis 277 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

92) Die Bestimmungen der §§. 278 bis 280 finden keine Anwendung.

93) Die Bestimmungen der §§. 281 bis 283 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

94) Die Bestimmungen der §§. 284 bis 286 finden keine Anwendung.

95) Die Bestimmungen der §§. 287 bis 289 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

96) Die Bestimmungen der §§. 290 bis 292 finden keine Anwendung.

97) Die Bestimmungen der §§. 293 bis 295 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

98) Die Bestimmungen der §§. 296 bis 298 finden keine Anwendung.

99) Die Bestimmungen der §§. 299 bis 301 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

100) Die Bestimmungen der §§. 302 bis 304 finden keine Anwendung.

101) Die Bestimmungen der §§. 305 bis 307 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

102) Die Bestimmungen der §§. 308 bis 310 finden keine Anwendung.

103) Die Bestimmungen der §§. 311 bis 313 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

104) Die Bestimmungen der §§. 314 bis 316 finden keine Anwendung.

105) Die Bestimmungen der §§. 317 bis 319 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

106) Die Bestimmungen der §§. 320 bis 322 finden keine Anwendung.

107) Die Bestimmungen der §§. 323 bis 325 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

108) Die Bestimmungen der §§. 326 bis 328 finden keine Anwendung.

109) Die Bestimmungen der §§. 329 bis 331 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

110) Die Bestimmungen der §§. 332 bis 334 finden keine Anwendung.

111) Die Bestimmungen der §§. 335 bis 337 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

112) Die Bestimmungen der §§. 338 bis 340 finden keine Anwendung.

113) Die Bestimmungen der §§. 341 bis 343 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

114) Die Bestimmungen der §§. 344 bis 346 finden keine Anwendung.

115) Die Bestimmungen der §§. 347 bis 349 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

116) Die Bestimmungen der §§. 350 bis 352 finden keine Anwendung.

117) Die Bestimmungen der §§. 353 bis 355 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

118) Die Bestimmungen der §§. 356 bis 358 finden keine Anwendung.

119) Die Bestimmungen der §§. 359 bis 361 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

120) Die Bestimmungen der §§. 362 bis 364 finden keine Anwendung.

121) Die Bestimmungen der §§. 365 bis 367 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

122) Die Bestimmungen der §§. 368 bis 370 finden keine Anwendung.

123) Die Bestimmungen der §§. 371 bis 373 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

124) Die Bestimmungen der §§. 374 bis 376 finden keine Anwendung.

125) Die Bestimmungen der §§. 377 bis 379 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

126) Die Bestimmungen der §§. 380 bis 382 finden keine Anwendung.

127) Die Bestimmungen der §§. 383 bis 385 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

128) Die Bestimmungen der §§. 386 bis 388 finden keine Anwendung.

129) Die Bestimmungen der §§. 389 bis 391 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

130) Die Bestimmungen der §§. 392 bis 394 finden keine Anwendung.

131) Die Bestimmungen der §§. 395 bis 397 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

132) Die Bestimmungen der §§. 398 bis 400 finden keine Anwendung.

133) Die Bestimmungen der §§. 401 bis 403 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

134) Die Bestimmungen der §§. 404 bis 406 finden keine Anwendung.

135) Die Bestimmungen der §§. 407 bis 409 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

136) Die Bestimmungen der §§. 410 bis 412 finden keine Anwendung.

137) Die Bestimmungen der §§. 413 bis 415 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

138) Die Bestimmungen der §§. 416 bis 418 finden keine Anwendung.

139) Die Bestimmungen der §§. 419 bis 421 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

140) Die Bestimmungen der §§. 422 bis 424 finden keine Anwendung.

141) Die Bestimmungen der §§. 425 bis 427 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

142) Die Bestimmungen der §§. 428 bis 430 finden keine Anwendung.

143) Die Bestimmungen der §§. 431 bis 433 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

144) Die Bestimmungen der §§. 434 bis 436 finden keine Anwendung.

145) Die Bestimmungen der §§. 437 bis 439 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (Bundes-Gesetzbl. S. 355) die Deutsche Reichsangehörigkeit erlangt haben, oder welche nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Juni 1871 (Bundes-Gesetzbl. S. 212) als Deutsche Reichsangehörige zu betrachten sind.

146) Die Bestimmungen der §§. 440 bis 442 finden keine Anwendung.

147) Die Bestimmungen der §§. 443 bis 445 finden nur Anwendung auf Personen, welche nach dem Gesetze vom 1. Juni 1870 (

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 333. —— 28. November 1832.

Erzählungen und Novellen von C. von Wachsmann. Drittes und viertes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1832. 8. 3 Thlr. 12 Gr. *)

Unstreitig ist der Verf. im Besitz vieler von den besondern Gaben und Bedingungen, welche den Erzähler bilden. Niemals fehlt es ihm an der Hauptsache, einer würdigen und ansprechenden Idee, als deren körperliches Gewand die Begebenheit hervortritt; selten an einer phantasiereichen Erfindung, welche durch Verknüpfung und Lösung des Knotens unsere Theilnahme fesselt; nie an einer auf Erfahrung und Weltkunde beruhenden Charakterzeichnung, an wirkungsvollen Scenen, welche zugleich wahrscheinlich sind, und doch genugsam über die Kreise des gewöhnlichen Lebens hinausgehen, und die eben das Gebiet echtmenschlicher Poesie abgrenzen; selten an geschickter Darstellung wohlerfundener Auftritte und Ereignisse; und nie an Bildung, Gewandtheit und derjenigen Zweckmäßigkeit des Ausdrucks, welche das Resultat mannichfaltiger Belesenheit und eines natürlichen guten Geschmacks zugleich sind. Es ist schwer zu sagen, was ihm beim Besitz aller dieser achtbaren Eigenschaften zum Novellendichter im höhern Wortverstande eigentlich noch mangeln möchte, und wir selbst können diesen Mangel auch nicht anders bezeichnen, als mit dem ziemlich dunkeln Ausdruck: Ueberschaulichkeit des Lebens, oder die richtige Unterordnung des Kleinern unter das Größere, des minder Würdigen unter das Würdigste, des Gewöhnlichen unter das wirklich Poetische und Außergewöhnliche, kurz, diese Einsicht in das Leben und seine Bedingungen, die den Dichter zum Seher macht, und die unter vielen hundert Erzählern immer nur Einer zu vollständiger Befriedigung des Kunstverständigen darstellt.

Schon hieraus wird sich ergeben, daß der Verf. in dem gewöhnlichen Sinne zu den Novellendichtern ersten Ranges zu zählen sein wird. Die currenten Bedingungen des Erzählers wohnen ihm ohne Ausnahme und in ungewöhnlichem Maße bei, und wenn er auf der einen Seite auch weder ein Cervantes, noch ein Fielding oder ein Göthe, oder selbst ein Scott, Arnim und Kleist zu werden verspricht, so unterscheidet ihn von dem großen Haufen doch eine entschieden edlere Natur, eine bessere Kenntniß des Lebens und ein meistens reinerer Geschmack. Mit diesem Anerkenntniß wird er so lange zufrieden sein müssen, als seine poetischen Anlagen sich in dem Kreise von Erscheinungen bewegen, die bis jetzt sein dichterisches Vermögen vollständig auszufüllen scheinen, und als ihm die höhere poetische Sphäre verschlossen bleibt, in welcher sich „Wilhelm Meister" oder der Ritter von la Mancha, „Tom Jones" oder auch die Waverleyromane bewegen.

Die Novellen des Verf., welche das dritte und vierte Bändchen seiner gesammelten Erzählungen enthalten, gleichen in Anlage und Verdienst denen der beiden vorangehenden Bändchen. Sie stehen neben den besten Tageserzeugnissen dieser Gattung und unstreitig auf einer so achtbaren Stufe künstlerischer Vollendung, wie sie von diesen kleinen und beliebten Hervorbringungen nur irgend zu verlangen ist. Sie sind vor allen Dingen leicht und mit rascher Feder geschrieben, zeigen nirgend Zwang, feststehende Manier, Wiederholung schon dagewesener Erfindungen oder mühsames Zusammentragen aufgelesener Notizen. Sie sind aus einem Guß, flüchtig erzählt, ohne den gewöhnlichen Aufputz entlehnten Wissens, anziehend durch Erfindung, gefällig durch Vortrag, befriedigend durch Lösung verwickelter Verhältnisse und geschmackvoll im Ausdruck.

Diese Charakteristik läßt sich im Allgemeinen bei jeder der sechs Erzählungen, welche den Inhalt dieser beiden Bändchen bilden, wiederholen, wiewol ihr poetisches Verdienst keineswegs ein gleiches ist. Unter diesem Gesichtspunkt steht z. B. der „Wahn" und die „Remonstranten" im dritten Bändchen den „Geächteten" bedeutend nach, und im vierten Bändchen macht die „Sibylle" einen fühlbaren Vorrang geltend. Im „Wahn" ist es die Geschichte Gustav Adolfs III. von Schweden und seines Mörders Ankarström, die dem Verf. Gelegenheit gibt, neben freundlichen Bildern des nordischen Lebens und norwegischen Natur- und Volksscenen, die dunkeln Charaktere eines vom Geisterglauben in Fesseln geschlagenen, an sich edeln jungen Mannes und seines Verführers Frank, eines Abgesandten des pariser Jakobinerclubs, an uns vorüberzuführen. Diese ideenreiche, wohlerfundene und trefflich gehaltene Erzählung hat nur den Fehler, daß sie, mit Abweichung von der Geschichte, Ankarström als einen Swedenborgianer darstellt, was er nicht war, und den hellen Verstand des Jünglings in den Künsten Frank's untergehen läßt, die

*) Ueber das erste und zweite Bändchen vgl. Nr. 273 d. Bl. f. 1830. D. Red.

doch zu roh und handgreiflich sind, als daß sie eine gesunde Natur verstricken könnten. Einzelne Partien dieser an Abwechselung reichen Erzählung, die Gestalt Frank's und die Schilderung seines Wohnorts, die Eiderdunenjagd und Anderes ist überaus zu loben; die Katastrophe selbst ist jedoch zu skizzenhaft erzählt und befriedigt nicht. Harmonischer und in allen Verhältnissen reiner ist die Novelle: „Die Geächteten", deren Hauptpersonen, der Fiscal Felsmann und sein Sohn, der Familie des Verf. angehören. Er hat nur die Namen leicht verändert; wirklich aber war Joh. David Wachsmann kaiserlicher Fiscal bei der Commission, die in Niederschlesien die Anhänger des Winterkönigs, Friedrichs von der Pfalz, zu richten berufen war, ein Mann von so unbeugsamer Gerechtigkeit, daß er dem eignen Sohn, der zu den Geächteten gehörte, den Proceß machte und ihn in contumaciam zum Tode verurtheilen ließ. Hier weicht der Verf. nun freilich von der Geschichte insoweit ab, als er Vater und Sohn einander gegenüberstellt; allein seine Erzählung ist von so reiner, erhabener und echt dramatischer Wirkung, daß wir bewundern, wie noch Niemand darauf gekommen ist, diese treffliche Novelle auf die Bühne zu bringen, was in der That ohne alle Mühe geschehen könnte. In keiner seiner uns bekannten Erzählungen ist der Verf. so reich oder so glücklich in Charakteren als hier; denn hier bewegen sich etwa acht bis zehn höchst anziehende, mit außerordentlicher Schärfe gezeichnete Charaktere, wahr, treffend und ohne die geringste Uebertreibung alle streng gesondert vor uns auf und ab. Der Fiscal, den man die versteinte Gerechtigkeit nennen könnte, der Superior und sein Widerspiel der Jesuit, dann der Landeshauptmann Nechern und sein Schützling, der geächtete Ritter v. d. Duba, der Sohn, Kotter der unglückliche Prophet, der Prädicant, welcher mit Gewalt hängen will, endlich die Frauen: ein so reiches Farbenspiel von Charakteren, wie nicht leicht ein bändereicher Roman, wie viel minder eine Taschenbuchnovelle darbietet; dabei eine höchst anziehende Geschichte, so wahrscheinlich, daß sie poetisch vollkommen wahr zu nennen ist, und in der Charakter und Handlung sich gegenseitig bedingen und motiviren.

So vollendet und ohne Beschränkung zu loben als diese Erzählung, ist uns keine andere in diesen beiden Bändchen erschienen. „Die Remonstranten" sind im Vergleich zu den „Geächteten" vielmehr matt und schwach zu nennen, wiewol die Begebenheit selbst, Oldenbarneveldt's Tod und Moritz von Nassau Gewaltthat und Reue, anziehend und stofthaltig genug ist. Hier fehlt es an Charakteren, denn Wilhelm ist durchaus kein Held und Cornelia v. d. Werf keine Heldin; Oldenbarneveldt ist zu flüchtig gezeichnet, und Moritz erscheint trotz seiner Heftigkeit doch als ein Werkzeug in der Höflinge Hand. Dabei ist Vieles in der Fabel unnatürlich und wenig wahrscheinlich, und die Darstellung selbst ist rauh und mangelhaft. Ja selbst im Styl ist der Verf. kaum wiederzuerkennen; er, der sonst so manierfrei schreibt, hat hier höchst unangenehme Stylmanieren angenommen, unter denen uns die Verdrehung des natürlichen Wortbaues: der Fürst sprach, schritt, lächelte in: „Es schritt der Fürst im Zimmer auf und ab", „es lächelte der Greis u. s. w." widrig genug erschienen ist. Nach dieser schwachen Erzählung folgt im vierten Bändchen wieder eine tüchtigere: „Brandenburgs Decius", oder die Geschichte Froben's und des großen Kurfürsten. Hier gebührt alles Verdienst dem erfindenden Talent des Verf., denn der historische Stoff ist eigentlich äußerst mager und dürftig. Der Titel ist unglücklich gewählt, denn der verliebte und etwas schwärmerische Froben hat mit dem römischen Decius ungefähr so viel Aehnlichkeit, als Romulus oder Fabius mit Werther haben. Sonst zeigt sich der Verf. außer als einen guten und angenehmen auch als einen vorzüglich loyalen Erzähler in dieser Novelle. Die Liebe zum Vaterlande fließt bei ihm überhaupt mit der zum Fürsten zusammen, was man ihm weiter nicht verdenken kann.

Einigermaßen verfällt der Verf. bei dieser und der folgenden Erzählung indeß auch in den stehenden Fehler der deutschen Novellisten, nämlich den einer rohen Zusammenstellung historischer Elemente mit solchen, die der Dichterphantasie angehören. Indeß fühlt er wenigstens das Unkünstlerische eines solchen Flickwerks und eilt mit flüchtiger Feder über die Stellen hinweg, welche den historischen Ton annehmen. Der Opfertod Froben's selbst ist mit großer Kraft und höchst effectvoll geschildert; origineller aber noch als diese Scene ist des Kurfürsten prophetische Anrede an die zu seinem Beistand herbeigeeilten Bauern: „Ihr seid zu früh gekommen", sagt er ihnen, und Schwanitz antwortet, er habe sie so geführt, daß der Feind durchaus nichts von ihrem Aufbruch bemerken konnte. „Ihr seid um anderthalb Jahrhunderte zu früh gekommen", erwidert der Kurfürst. „Erst dann werdet ihr eine Wehr des Landes bilden u. s. w." Dieser Zug ist schön wie die patriotische Rede, die nun folgt.

In „Marie Rosen", der zweiten Erzählung dieses Bändchens ist es die Größe, das Glück und die Niederlage Karls XII., welche den Grundstoff bilden. Der Held ist weniger nach Voltaire, er ist nach bessern Quellen geschildert, so weit er historisch auftritt. Aber die leidige Sentimentalität spielt dem Verf. gegen den Schluß hin einen Streich. Karl verleugnet hier seinen Charakter. Der Inhalt der Erzählung ist gleichfalls geschichtlich. Marie Rosen, in Karls Nähe aufgewachsen, hat ihr Ideal in ihm gefunden, sie liebt den König, flieht als Page verkleidet zu ihm, dient ihm u. s. w. Zu tadeln ist der Verf. nur, daß er den prophetischen Geist Swedberg's (Swedenborg's) dazu nöthig zu haben glaubt, um diese Liebe zu ergründen, die Jeder kennt, nur ihr Vater und ihr Liebhaber Alfred nicht. Aber die Erscheinung Swedberg's selbst ist wieder ganz vortrefflich, und der tiefsinnige, bescheidene, furchtsame und doch wahrhaft begeisterte Jüngling gehört zu den glücklichsten Zeichnungen, die dem Verf. noch gelungen sind. So sind auch die kleine Episode, wo uns erzählt wird, wie Karl, in einer Jugendliebe betrogen, plötzlich zum Manne reift und, indem er seinen Namen unterschreibt, einen Tropfen Wein trinkt und Marie umarmt, ausruft: „Dies das letzte französische Wort, der

letzte Wein und der letzte Kuß!" — ein dreifaches Gelübde, das er treu erfüllte — und nächst diesem die Erscheinung im Schlosse zu Gripsholm wahrhaft kleine Meisterstücke im Fach der Erzählung.

Glücklicher noch in den Charakteren, reicher an überraschenden Scenen und durch den Erfolg wirkungsvoller ist die letzte Erzählung dieses Bändchens: „Die Sibylle vom Elisabeththurm", wiederum ein vaterländisch-schlesischer Stoff, ebenso umsichtig gewählt als anziehend vorgetragen. Eine Familiengeschichte dient hier der historischen Schilderung zur Unterlage, welcher energischen Freiheit die Städte sich im 16. Jahrhundert gegen ihre Fürsten erfreuten; Wladislaus von Böhmen war freilich ein schwacher Regent, aber die kräftige Art, wie der breslauer Rath die Aufnahme eines Mitgliedes abwehrt, welches der Fürst begünstigt, und die Scene, wie der König in seiner persönlichen Gegenwart gegen sich selbst von den Schöppen Recht sprechen lassen muß, sind treffliche Novellenstoffe. In dieser Erzählung nimmt der Verf. verschiedene Anläufe zur Laune; diese mislingen jedoch; er ist glücklicher in der Charakteristik als im Witz, und ernste und erhabene Auftritte sagen seiner Feder offenbar besser zu als das Komische und Geringe. Die Erfindung der Geschichte wie der Charaktere ist überaus originell; der Doctor, eine wirkliche Hoffmann'sche Figur, und der König sind unnachahmlich; aber die Malerei der Zeit und der Sitte ist fehlerhaft, und Manches erscheint in diesem Gemälde Breslaus aus dem 16. Jahrhundert, was offenbar dem 18. angehört, und was die Harmonie des Ganzen stört. Kurzum, es fehlt in dieser an sich höchst wirkungsvollen Erzählung denn doch an Dem, was man reinen Geschmack nennt.

Dennoch ist und bleibt der Verf. ein anmuthiger und achtbarer Erzähler, dem, wenn es ihm Ernst ist und wo er der Bahn folgt, die er in den „Geächteten" so äußerst glücklich eingeschlagen hat, es leicht werden muß, viele Nebenbuhler von seinem Wege zu verdrängen. Außer vielen andern Vorzügen rechnen wir ihm auch das zur Ehre an, daß er vorzugsweise vaterländische Stoffe zur Bearbeitung wählt, wie denn unter diesen sechs Erzählungen wieder die Hälfte dem brandenburgisch-schlesischen Boden angehört. Kunstlose Sprache, natürliche Wohlredenheit, geschmackvoller Ausdruck, Fülle und Bedeutung des Worts sind ihm eigenthümlich; sein größter Vorzug aber ist neben einer zweckmäßigen Erfindung eine reiche, ernsterwogene, glückliche Charakteristik, die, wo die höchsten poetischen Bedingungen fehlen, mehr als alles Andere für diesen Mangel Ersatz zu leisten im Stande ist, mehr als die Anhäufung jener willkürlichen, grellen und zusammenhangslosen Erfindungen, welche die neueste Novellenliteratur beinahe um Ehre und Ansehen gebracht haben. 84.

Satirische Literatur.

1. Xenien. Hanau, Edler. 1832. 16. 8 Gr.

Der herbste Spott, den der Zeitgeist mit der Zeit treibt, ist der allgemeine Hang zur Satire, den er heutzutage gerade in den seichtesten und inhaltslosesten Schriftstellerköpfen spuken läßt. Unsere Zeit hat keinen großen und wahrhaften Satiriker hervorgebracht; ein Beweis, daß sie eines solchen nicht bedarf und nicht im Zustande der Auflösung sich befindet, wie das athenäische Zeitalter, das einem Aristophanes nicht nur zum Gegenstand der Ironie dienen konnte, sondern ihm auch zu dieser Ironie eine reiche Ueberfülle an Stoff darbot. Der Beruf eines Satirikers ist der gefährlichste, aber auch der großartigste; er kann von weltgeschichtlicher Bedeutung sein, aber er kann auch zu einer bloßen Affenkomödie des bösen Princips herabsinken. Höher stehen auch in der That die meisten unserer heutigen humorisirenden, persiflirenden, ironisirenden und satirisirenden Schalke nicht. Ein unbegreiflicher Queckſilbertrieb, in welchem kein anderer als Herr Urian selber steckt, treibt sie, ein Pröbleín von ihrer Existenz abzugeben und dieselbe durch Pamphlets, lahme Xenien und blinde Epigramme zu verrathen. Mehr als etwas Gestank von Herrn Urian sind auch die neu erschienenen „Xenien" aus Hanau nicht, obwol einige darunter bessere Geistesart verrathen. Sie scheinen ursprünglich als Gegenraketen gegen das Epigrammenfeuerwerk gerichtet zu sein, welches Wolfgang Menzel zur Eröffnung seines diesjährigen Morgenliteraturblattes ausgehen ließ; indeß ist in dieser Opposition, wenn es eine sein soll, kaum Plan und Zusammenhang ersichtlich, denn obwol gegen Menzel polemisirt wird, dem der Xenienverfasser freilich nicht das Wasser reicht, oder, wenn man will, eben nur das Wasser, so sind doch im Uebrigen die Gegenstände der Polemik hier und dort fast dieselben, und der Eine greift eigentlich mit nur noch stumpfern Waffen an, was der Andere bereits niedergeschlagen hat, z. B. um zugleich ein Pröbchen von des Verf. Witzesgaben überhaupt mitzutheilen:

Verschiedener Geschmack.

Menzel, Du findest die berliner Poeten, wie teltower Rübchen,
Klein und süß; doch so oft deren Gedichte ich las,
Fand ich sie meistens so lang und breit und ohne Geschmack ganz;
Liegt's an der Zunge bei mir, oder daß Du dich geirrt?

Indeß schließt der Verf. den Froschmäusekrieg seiner Xenien folgendermaßen:

Geht ihr Xenien hin und laßt von Allen euch tüchtig
Schelten, es bringet der Fluch Segen dem Xenienvolk.
Ladmere Verse wie die stellt Menzel im Literaturblatt
Kaum an das Licht, den Ruhm lassen sie sicherlich euch.

Die Häupter, gegen welche unser Xenienpoet seine Pfeile abschießt, sind außer Menzel, wie gewöhnlich, Heine, Häring, Immermann, Fr. Kind, Görres, Spindler, A. W. v. Schlegel, der auch hier wegen seiner literarischen Scherze gegen Schiller angegriffen wird, Krug, Leopold Schefer, Franz Horn, Matthisson, Raupach, Böttiger u. A. in bunter Mischung durcheinander.

2. Briefe aus Berlin. Geschrieben im J. 1832. Zweiter Theil. Hanau, König. 1832. 12. 1 Thlr.

Der zweite Theil dieser ebenfalls satirischen Briefe ist etwas besser ausgefallen als der erste, früher in d. Bl. angezeigte *), ohne jedoch deshalb mehr Verdienst zu haben. Dem Verf. gelingt zuweilen ein erträglicher Witz; aber schießt nicht auch der ungeschickteste Jäger mitunter einen Hasen? Zudem muß man sich wundern, daß der Verf., da sein Gegenstand, Berlin, einen so reichhaltigen Quell der Ironie in sich hat, sich zur Ausfüllung dieses Theiles noch sichtlich genöthigt sah, vieles Andere, nicht Dahingehörige zur Besprechung herbeizuziehen, was an jedem andern Orte ebenso gut seine Stelle gefunden haben würde als in Briefen aus Berlin. 140.

Der schottische Dichter John Barbour.

In der Periode, aus der England keinen Dichter von Geist und Werth aufzuweisen hat, besaß Schottland in seinem Chaucer und dessen Zeitgenossen, dem nur wenig bekannten Archidia-

*) Vgl. Nr. 204 d. Bl. D. Red.

conus von Aberdeen, John Barbour, ein Dichterpaar, dessen Werke noch heute zu dem Besten der britischen Literatur zu zählen sind. Ueber den Letztern sollen hier einige Nachrichten für die Freunde älterer Dichtkunst und Sprache gegeben werden, indem die Quelle, aus der solche gezogen worden, von vielen deutschen Lesern wol nicht besucht werden dürfte. *)

Bei einer Nation, deren Adel weder lesen noch schreiben konnte und die keine Schulen fürs Volk besaß, war der Geistlichkeit allein überlassen, was man damals Erziehung nennen konnte, und die Geschichte der Cultur bezeugt dieses von Schottland ebenso wie von den andern Ländern. Das erste schwache Licht des Wissens ging von Stiftungen der Mönche und den Lehranstalten aus, welche durch die Bisthümer und Klöster errichtet wurden; zeigte sich im dunkeln Mittelalter zuweilen ein ausgezeichneter Mann, der in seiner Zelle seinen Durst nach Wissenschaft und Kunst zu befriedigen suchte, so war es allemal ein Mönch oder ein Heiliger. Unglücklicherweise zogen es diese geistlichen Gelehrten vor, Lateinisch zu schreiben und zu dichten, so unvollkommen sie es auch meistens verstanden, und überließen es den Barden, den Volksdichtern, den fahrenden Sängern und den Märchenerzählern, welche an den Hofhaltungen der Großen und auf den Märkten der niedrigen Classen gelitten und gehört wurden, ihre Lieder, Balladen, Legenden und abergläubischen Sagen in der Muttersprache abgefaßt zu geben. Es gereicht daher zur Ehre John Barbour's, daß er der erste schottische Dichter war, der diesem häßlichen Gebrauche entsagte und mit Kühnheit und Leichtigkeit aus seiner eignen Sprache die Reime und Dichtungen schöpfte, die in seinen Gesängen aufbewahrt worden sind. Von seinen Lebensumständen haben sämmtliche Geschichtsschreiber seiner Zeit auch nicht die mindesten Umstände aufzufinden gewußt. Sein Vater ist unbekannt, und es ist noch ungewiß, ob er 1316 oder 1318 geboren wurde; ebenso wenig weiß man, wo er das Licht der Welt erblickte und erzogen wurde, und es ist nur eine Vermuthung, daß er zu Arbroath den ersten Unterricht genossen habe. Nach den Worten eines Mannes, dem unbezweifelt darin ein Urtheil zukommt (Warton's), war es Barbour, der die englische Sprache mit einer Gesangweise, Versification, einem dichterischen Ausdrucke und mit einer Phantasie behandelte, die weit über seine Zeit hinausgeht. Wahrscheinlich studirte er zuerst in Oxford und hielt sich dann in gleicher Absicht in Frankreich auf. Im Jahre 1375 fing er sein großes Werk: „Das Leben Bruce's" (Robert I.), an und empfing von Robert II. ein Jahrgeld, mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß solches für das von ihm geschriebene Buch über das Leben Roberts I. sei. Von dieser Zeit bis zum Jahre 1395, seinem Todesjahre, ist nicht das Geringste weiter über ihn bekannt, so viel Bemühungen deshalb auch bereits stattfanden. Um den Leser zu überzeugen, wie Barbour dichtete, folgt hier eine Stelle aus seinem Gesang über den Frühling mit fast keinen Veränderungen, bis auf einige orthographische, und man wird das Gegebene nicht anders als schön finden.

'Twas in the spring, when winter's tide,
With blasts that bitter are to bide,
Was past and gone; when songsters small,
The turtle and the nightingale,
Began from every bush and bower
Sweet notes of various sound to pour,
Melodious songs of pleasant cheer
'Stead piping winds with descant drear:
When trees their summer weeds assume
With opening buds of freshest bloom,
And tresses green by woods are wörn
That wicked winter's blasts had torn,
And fields their emerald mantles wear,
Then forth the noble King did fare,
His galleys launch'd, abroad there were
Scarce full three hundred men — the while
He steer'd his course from Arran's isle.

Diese Strophen kommen keineswegs im Hintergrund zu stehen, vergleicht man damit Chaucer's Gesänge, die er über dieselbe schöne Zeit des ersten Lenzes gegeben hat:

The bird is that han left their songe
While thei have suffred colde ful stronge
In wethers grille an derke to sight
Ben in May for the sonne bright,
So glad that thei shewe in singing
That in their hert is suche liking
That thei mote singin and ben light:
Then doth the nightingale her might
To maken noise and singen blithe;
Than is blessful many a sithe
The chilandre and the popingay
That yonge folk entenden aye
For to ben gaie and amorous
The time is then so savorous etc.

In diesen Proben beider Dichter aus so entlegener Zeit liegen die Beweise, wie innig Beide von Freiheitsgefühl und Liebe zur Natur begeistert waren, als sie den Frühling besangen. 42.

*) Siehe „Lives of scottish worthies, by P. F. Tytler" (2 Bde., London, 1832).

Findlinge.

Die gute alte Zeit.

Schon im Homer lobt Nestor die gute alte Zeit, damals, wo bereits ein goldenes Zeitalter verflossen war. Auch im „Heldenbuche" (Ravenna-Schlacht, V. 98) finden sich derartige Reminiscenzen einer schönen Vergangenheit:

Getruwe vnd erbere
waz die welt by alten tagen,
diz ist altes mære,
ir habt es oft hören sagen:
nun ist die Tugent verswunden,
mit schanden lebt die welt by diesen stunden.

Kritisches Präservativ.

Auf gröbere Art dürfte wol nie ein Autor seinen künftigen Recensenten entgegengetreten sein als Philipp von Zesen in seinem hochdeutschen Helikon (I, 7), wo es heißt: „Der unser Fürnehmen tadeln und lästern wollte, so wisse derselbe eselsöhrige neidische Teufelswicht und verteufelte Prahl- und Schmähhans, daß wir sein Schmähen und Lästern nicht ein Härlein achten, auch uns von unserm guten Zwecke nicht im Geringsten werden abhalten lassen."

Schriftstellerische Frömmigkeit.

„In dem namen des Vaters und des sunes und des heiligen geistes will ich dis buch ansahen, des helfe mir die heilige drifaltigkeit und wolle mir verleihen sine vernunft und witze, das ich dis buch vollenden möge und wolle mich von allen bösen sachen wenden und gieb mir herre die frist meines Lebens, daß ich es in wahrheit vollenden möge mit wahrheit; des helfe mir der heilige geist und die würdige mutter maget (Jungfrau) Maria, alle liebe heilige, die wollen mir um Gott erwerben Kraft und macht, wenn ich es nicht gemacht habe um gut darum zu nehmen, wenn ich von großer bitte von fürsten und herren; denn ich diese hernach geschriebene legenden habe mit worten und puncten zu liebe gelassen meinen diener genannt Heinrich von Nürmberg schreiben alles, das unser Herre der Kaiser Siegmund mit seinem leibe und mit seinen vernünftigen werken und worten und durch die lieben Kurfürsten und andre große mächtige Herren vollbracht hatte." Also hebt Eberhard Windeck von Mainz seine Lebensbeschreibung des Kaiser Siegmund an. S. Mencken's „Scriptores rerum Germanicarum praecipue Saxonicarum", Th. 1, Sp. 1073. 84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 334. — 29. November 1832.

Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831. Von R. O. Spazier. Drei Bände.

Zweiter Artikel.*)

Der zweite Band dieses Werks beginnt mit dem Einmarsch der russischen Truppen. „Am 30. Januar war die Nachricht von der Entsetzung des Hauses Romanow durch den polnischen Reichstag nach Petersburg gelangt; und am 6. Februar kamen die Stafetten vom Unterpräfecten von Lomza nach Warschau, meldend, daß die russische Armee längs der Grenze der Wojewodschaft Augustowo in das Königreich eingetreten sei." Jene Entsetzung war aber nach der Ansicht unsers Verf. eine Nothwendigkeit; sie mußte dem Aus- und Inlande den entschiedenen Entschluß und Willen ankündigen, sie stempelte die Revolution zu einer nationalen, bei der es sich nicht um einzelne Zugeständnisse, sondern um die Freiheit einer Nation handelte. Die Flotte des Cortez mußte verbrannt werden, wenn die kleine Schar das große feindliche Reich rücksichtslos und darum furchtlos bekämpfen wollte; ganz Polen, vornehmlich die altpolnischen Provinzen mußten sehen, daß es tödtlicher Ernst war, daß man nicht mehr zurücktreten, also auch keinen fernen Theil im Stich lassen könne. Nur wer den Aufstand nicht verstanden, hat diesen Beschluß des Reichstags gemisbilligt. Wäre von vorn herein in diesem entschiedenen Sinne gehandelt worden, hätte man nie eine andere Alternative als Sieg oder Tod gekannt, es wäre ein anderer Krieg — meint auch Sp. —, es wäre ein anderes Ende gesehen worden.

„Da der Einmarsch der Russen außerordentlich drängte, so kam man über einen festen Plan gar nicht überein und ging dem Feinde entgegen, nach dem allgemeinen Verlangen, nicht, um ihm eine Schlacht zu liefern, sondern sich nach und nach vor ihm bis in das Angesicht der Hauptstadt zurückzuziehen." Nach einer detaillirten Aufzählung der Regimenter ergibt sich, daß die Russen 120,000 Mann mit 348 Kanonen, die Polen 52,000 M. und 140 Kanonen stark waren. Radziwil war Oberbefehlshaber geworden, aber er war nichts als ein „braver Pole" und ein braver Mann; kein Feldherr. Chlopicki war die Seele, aber leider war das nicht genug, denn zur Zeit der Schlacht gehorchten die Offiziere dem Feldherrn ohne Feldherrnstab nicht.

Chlopicki, der immer noch nichts wollte, als durch eine große Defensivschlacht die polnische Ehre und Armee retten, war gegen die Offensive; doch als Diebitsch über Lomza und Ostrolenka direct auf die Weichsel losging, entschloß sich Chlopicki ihm entgegenzugehen und — Modlin im Rücken — eine Angriffsschlacht zu liefern. Das eintretende Thauwetter zerstörte den Plan; Diebitsch mußte sich entschließen über den Bug zu gehen; Chlopicki störte den Uebergang beinahe gar nicht, weil er nur einen Ritterkrieg führen wollte. Unterdessen flieht Dwernicki mit einem kleinen zusammengerafften Corps über die obere Weichsel und schlägt in der förmlich spaßhaften Schlacht bei Stoczeck den Balkansieger Geismar, sodaß dieser selbst kaum entrinnt. Ein Theil von Dwernicki's Cavalerie hatte noch keine Sättel, die Artillerie bestand aus drei Vier- und drei Dreipfündern, die von unkundigen warschauer Bürgern bedient wurden. Dies war die erste, abenteuerliche Schlacht, wo den Russen 12 Kanonen abgenommen werden und nur die Wälder das Geismar'sche Corps vor gänzlicher Vernichtung retten. Dieser erste Sieg war von großer moralischer Einwirkung und zerstörte Diebitsch's Plan, auch über die obere Weichsel durch Krenz und Geismar dringen zu lassen.

Der Reichstag erklärt sich unterdessen für die constitutionnelle Monarchie, und übernimmt bis zur Wahl eines Königs die königliche Gewalt.

Am 17. Februar rückt Diebitsch auf der großen Schlachtlinie vor. Skrzynecki hält mit seiner Division bei Dobre das ganze Rosen'sche Corps auf, bis sich Zymirski zurückgezogen, und bewerkstelligt dann selbst einen schönen Rückzug. Dies ruhmvolle Gefecht machte, wenn auch nicht einen so rauschenden, doch ebenso tiefen Eindruck und begründete das Vertrauen zur polnischen Infanterie, hob zuerst das vierte Regiment und Skrzynecki aus der Masse heraus.

Auf der Straße von Milosna rücken nun die Russen gerade auf Warschau zu und es beginnt Diebitsch die Schlacht. Die Polen, die in zerstreuten Massen stehen, sind unvorbereitet. Allein „diese erste Schlacht, von den Polen mit nicht ganz zwei Divisionen Infanterie, einer Division Cavalerie und etwa vier Batterien gegen die

*) Vgl. Nr. 302 u. 303 d. Bl. D. Red.

vereinigte russische Armee geschlagen, unvorbereitet angefangen und von Chlopicki mit ebenso viel Meisterschaft als Unerschrockenheit und Energie geführt, bewies Diebitsch, daß der Krieg nicht sobald sich enden dürfte, ja daß es ihm sogar schwer werden würde, Polen zu besiegen." Am Abende waren die Russen in den Wald zurückgeworfen, und von der Krukowiecki'schen Division war der russische linke Flügel genommen. An demselben 19. Februar erklärte sich der Reichstag für permanent, und der Ort der Versammlung könne sowol im Inlande als im Auslande liegen.

Der 20., der zweite Schlachttag brach an. Wurden die Polen geschlagen, so war ihre Armee vernichtet, da sie nur die schmale Brücke von Praga zum Uebergang hatten, die Weichsel jeden Augenblick aufzugehen drohte, und man bei Modlin eine Brücke zu schlagen thörichterweise versäumt hatte. Gegen 200 russische Kanonen begannen längs des Waldes das blutige Spiel; das linke Centrum der Polen, das bekannte Erlengehölz, war der Schlüssel zu ihrer Position; dort hielt der Tod ein Festmahl; bis 1 Uhr Mittag hielt dort bluttriefend das vierte Regiment Stand. Ebenso tapfer bestand das fünfte den Rest des Tages, und ermüdet wichen die Russen wieder in den Wald. Diebitsch erhält den Beinamen „Waldmarschall"; er entschließt sich, „auch seinen äußersten rechten Flügel, die Corps von Szachowskoi, von Manderstern, statt sie nach Plock über die Weichsel gehen zu lassen, an sich heranzuziehen, und so, da Geismar und Anrep bereits bei ihm eingetroffen waren, beinahe die ganze russische Armee zusammenzuziehen."

Unterdeß erficht Dwernicki einen zweiten Sieg über General Kreutz, Uminski kommt an, Jankowski und Krukowiecki agiren gegen Szachowskoi, um ihn von der Hauptmacht abzuschneiden, Letzterer so böswillig nachlässig, daß die Verbindung nicht gehindert wird und die Russen nur drei Kanonen verlieren. Krukowiecki gehorcht keinem Befehle, zur polnischen Hauptmacht zurückzukehren, und ohne diese ganze Cavalerie- und Infanteriedivision beginnt am 25. Februar der dritte heißeste Tag bei Grochow. Die Schlacht concentrirt sich wieder um denselben Schlüssel, das Erlenholz, welches für die Polen nachtheilig liegt. Zymirski, ein matter Kämpfer, fällt dort unbedauert, die Russen nehmen das Holz. Chlopicki, ohne Degen, in seinem grauen Ueberrock und blos eine kurze Pfeife in der Hand, stellt sich an die Spitze des Milberg'schen Regiments, mit ihm Skrzynecki an der Spitze des vierten und achten Regiments. Das Holz wird wieder genommen.

Chlopicki sieht die Vorbereitung des großen Cavalerieangriffs und schickt Adjutanten auf Adjutanten, um polnische Reiterei herbeizuschaffen. Lubienski gehorcht nicht, Chlopicki fällt, Szachowskoi trifft ein, die große Cavaleriecharge der Russen beginnt, Radziwil gibt verworrene Befehle, Generalstab und Train fliehen nach der Weichselbrücke. Da wendet sich plötzlich die Schlacht: das russische Gardeuhlanenregiment trifft auf das vierte polnische, zersprengt stürzt es verhängten Zügels zurück, die Kürassiers werden durch Major Karski's mörderisches Rottenfeuer aufgehalten. Hauptmann Skalski wirft zerstörende Raketen unter sie, wie der Schlachtengott stürzt Ludwig Kicki mit den polnischen Lanciers über sie und fänat und vernichtet sie mit Blitesschnelle beinahe ganz und gar. Die ganze große Cavaleriemasse kommt in größerer Hast, als sie fortgesprengt war, fliehend bei Diebitsch wieder an; ein panischer Schrecken bemeistert sich der Russen, Alles weicht nach dem Walde zurück, selbst ihr Geschütz, und wenn jetzt die beiden, von Chlopicki so ungestüm verlangten Brigaden in Bereitschaft gestanden und den Angriff gemacht hätten, noch wäre ein glorreicher Sieg erfochten worden. Man bestürmt Radziwil, mit den endlich ankommenden Truppen Krukowiecki's und der gesammten Infanterie, die noch voll Muth war, auf die in Unordnung und Schrecken befangenen Russen noch einen Bajonettangriff zu machen, aber die Furcht, daß die pragaer Brücke sehr bald durch das aufbrechende Eis zerstört und die Armee von der Hauptstadt abgeschnitten werden möchte, bestimmt ihn, den Rückzug über die Brücke anzutreten.

Es hatten 120,000 Russen mit über 300 Kanonen gegen 30,000 Polen mit 100 Kanonen gefochten; denn der übrige Theil der polnischen Armee war unthätig gewesen.

„Der zunächst unentschiedene Tag bei Grochow ist der ebenfalls scheinbar unentschiedene Tag von Liegnitz, wo das Tataren- und Mongolenheer, das ebenfalls ganz Europa auf immer in Barbarei zu stürzen drohte, sich an der ehernen Brust der kleinen Scharen der Herzöge von Schlesien brach." „Die Russen erhielten in der öffentlichen Meinung eine vollständige Niederlage"; ihr überwiegender Einfluß auf Europa war vernichtet. Hier enthüllte sich auch Chlopicki: „der Soldateninstinkt gab ihm Jugend des Herzens und Gefühls wieder, unberührt von den Ausbrüchen bürgerlicher und politischer Begeisterung, für die er weder einen Sinn, noch von denen er einen Begriff hatte, schlummerte er entweder, als List und Unverstand ihn zum Leiter dieses fremdartigen Elements bestellt, oder führte gegen Das, was ihm Thorheit oder Tollheit erschien, ergrimmte Streiche. Kaum bei den Truppen angelangt, ist er ein anderes Wesen — Soldatenehre ist das Zauberwort."

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über die neueste französische Romanenliteratur.

Was die Julirevolution auch immer in anderer Hinsicht für Vortheile gebracht hat oder noch bringen mag, ihr Einfluß auf den literarischen Geschmack war kein günstiger. Die Erzeugnisse des Tages scheinen vielmehr noch vergänglicher, ihr Zweck noch unwürdiger, ihre Art und Weise noch theatralischer und überspannter als vorher zu sein. Nichts trägt den Stempel der Beständigkeit, nichts scheint sich an die Nachwelt zu wenden oder einen höhern Zweck im Auge zu haben als den, zu belustigen, aufzuregen, zu erstaunen, wenn irgend etwas die gegenwärtige Generation zum Erstaunen zu bringen vermag.

In Zeiten der Unruhe und der Umwälzung arbeiten die Menschen allerdings nicht für die Ewigkeit. Die Ungewißheit, die Erwartung, das Alles verschlingende Interesse an der Gegenwart läßt keinen Gedanken an Zukunft oder Vergangenheit aufkommen. Sollen dauernde Werke entstehen, so bedarf es des Vertrauens, der gemüthlichen Ruhe, der Absonderung von Kämpfen und Parteiungen. Es muß eine klare, entschiedene, vorherrschende öffentliche Meinung geben, kein endloses, verwor-

renes Geschwätz. Es muß eine allgemeine Anerkennung religiöser Grundsätze da sein, die die Menschheit [illegible], einen Anhaltepunkt in der [illegible] Bewegung aller Dinge gewahren, und die Mißlaute der Gesellschaft, die gegenwärtig in so gellenden Tönen jedes gebildete Ohr beleidigen, in Uebereinstimmung bringen.

Wir fürchten, die französische Tagesliteratur trägt hingegen alle Merkmale des chaotischen Zustandes, der Widersprüche der öffentlichen Meinung an sich. Kein Individuum ist mit sich selbst im Reinen, kein dominirender Ton läßt sich vor den andern hören, nur ein babylonisches Rothwälsch unter den Arbeitern, die, wie man glauben könnte, mit scheinbarer Energie das große Gebäude der gesellschaftlichen und moralischen Weltverbesserung aufzuführen sich bemühen, in der That aber wenig oder nichts, ihr Werk zu fördern, thun. Der Royalist, der Republikaner, der Doctrinair, ein Jeder schiebt weiter vor und machte gern zum Eckstein seinen eignen Block; während der Saint-Simonianer rastlos protestirt: all' ihre Versuche schlügen sicher fehl, denn sie bauten ein Jeder nach seiner Weise auf den alten Grund; die Gesellschaft müsse aber in ihren Grundelementen umgeschaffen werden, ein neuer Himmel und eine neue Erde, und zwar durch die Jünger Saint-Simon's entstehen.

Die Literatur trägt mittlerweile die Spuren aller dieser Bestrebungen an sich. Es ist nichts ruhig, majestätisch, einfach, classisch in ihr. Welch ungeheure Uebertreibung der Farben! Welch krankhafte Darstellung von Gefühlen! Welch vermessene Erfindungen und welche Diction, als bräche die Sprache unter dem Gedanken zusammen!

Eine Literatur wie die gegenwärtige gibt sich vorzugsweise mit Problemen ab, vor denen der Mensch sonst ängstlich zurückschauderte, schildert Dinge, die unaussprechlich sind, gefällt sich in Angriffen auf alle verbindenden Principien der menschlichen Gesellschaft, in Darstellungen scheußlichster Grausamkeit, in den bizarrsten Verzweigungen des Komischen und Entsetzlichen, des Wollüstigen und Widerwärtigen, in der Uebermacht eines Fatalismus, der die Menschen wie das Vieh leben und umkommen läßt, oder in einer Verzweiflung, die sich in Gottlosigkeit, in Sarkasmen Luft macht.

Nirgends ist Ruhe, nirgends Trost, überall wilde Ausgelassenheit oder Zähneknirschen. Einem blendenden Gemälde der Pracht von Palästen folgt das Elend der Hütten, die Ekelhaftigkeit des Kerkers oder Hospitals, ein trunkenes Gelag, ausgelassene Orgien, die Guillotine oder Morgue. Wir überschreiten immer die Grenzen des Schicklichen und versinken oft in unverhohlene Zügellosigkeit. Die „Romans et contes philosophiques" von Balzac liegen eben vor uns. Da finden sich in der „Peau de chagrin" Scenen, wie z. B. das Gelag nach der Erlangung des Talismans, oder die Situation, worin der Tod des Helden erfolgt, die in unserm Lande von dem Generalfiscale gerügt werden müßten. In den Schicksalen von „Michel Raymond", einer Ehebruchsgeschichte, deren Thema das beliebteste geworden ist, in „Daniel le lapidaire", in der „Confession" und der „Femme guillotinée", von Janin, kommen fortwährend Stellen vor, die nicht leicht Jemand den Muth haben würde, im Englischen laut vorzulesen. Man legt das Buch mit einer Empfindung der der Alceste ähnlich nieder, nachdem sie Oronte's Sonett gelesen hat:

Qu'un homme est pendable après les avoir faits.

Es ist vielleicht des Autors Absicht nicht zu verführen, denn solche Auswüchse scheinen oft eher das Ergebniß von Stumpfheit zu sein. Der Styl entspricht natürlicherweise dem wilden ungefügen Charakter der Erfindungen. Er schreitet in galvanischen Zuckungen und unsinnigen Sprüngen mit ungereimten Bildern wie in den Träumen Wahnwitziger einher. Metaphern, Gleichnisse, Erläuterungen werden aus den empörendsten Bereichen der physischen oder den heiligsten der moralischen Welt entliehen. Paradoxe Grundsätze von Moral blenden einen Moment und verwirren alles Verständniß. Es ergreift ein Gefühl der Erschöpfung den Leser, legt er ein so seltsames Machwerk aus der Hand. Er meint auf die Straken und Räder, Schweife und Sterne eines Feuerwerks geblickt zu haben; sein Auge schmerzt, folgt er dem blitzenden Lichte; das Knallen und Lärmen betäubt sein Ohr, und er freut sich, sobald es vorüber ist, aus dem Schwefel- und Pulverdampfe in die freie Luft zu treten und aufzuathmen, die ruhige Schönheit der Natur, die ewigen Sterne, den Mondschein wiederzusehen.

Man könnte uns vielleicht einwerfen, wir beschuldigten mit diesem Charakter Alles ohne Unterschied. Mag sein, daß die Literatur der letztern zwei oder drei Jahre manche, sogar viele in einem der Natur getreuern, mildern Geist geschriebene Bücher aufzuweisen hat. Wir wollen nur behaupten, daß die leitenden Talente des Tages der angegebenen Richtung folgten und unter der Maske philosophischer, den trostlosesten, betrübendsten Eindruck auf das Gemüth zurücklassender Romane oft mit den gröbsten Instrumenten die Zergliederung des socialen und politischen Weltkörpers vornehmen, um unter der unnöthigsten Schaustellung dessen krankhaftes Gerippe zu betrachten. Man verführe allerdings ungerecht mit dieser Literatur, sie mag sich zu Geschmack und Moral verhalten wie sie will, gestände man ihr nicht eine verführerische Lebhaftigkeit, große Mannichfaltigkeit, innere Kraft und vollkommene Herrschaft über alle die freilich grob materiellen, bald abgenutzten, aber geeigneten Mittel zu, auf Gemüther zu wirken, die die Aufregung der Zeit menschlichern Regungen verhärtete. Wir heben besonders zwei Namen aus dem Haufen Schriftsteller von der krampfhaften Schule heraus, die Aufmerksamkeit verdienen: Balzac und Janin.

Balzac ist ein französischer Hoffmann, Meister im Phantastischen und Abscheulichen, wendet aber kühnere Phantasmagorien als der Deutsche an, und verliert sich nicht wie dieser in hirnverdrehenden Labyrinthen. Er bringt seine phantastische Welt in gerabere Beziehung mit der wirklichen und stellt sie in der That als Verkörperung der guten und bösen Principien in dem Gemüthe des Menschen hin. Seine „Peau de chagrin"*) ist ein philosophischer Roman, dessen Moral, wenn er eine hat, in der Sentenz zu suchen sein möchte: Tuer les sentimens pour vivre vieux ou mourir jeune en acceptant le martyre des passions, voilà notre sort! Sein Held Rafael hat das letztere Theil erwählt. Ein ihm anvertrauter Talisman befriedigt jeden seiner Wünsche; doch jeder Wunsch je nach seiner Größe nimmt ihm ein Stück seines Daseins hinweg. Sowie der Talisman verschrumpft, entflieht ihm eine Spanne seines Lebens nach der andern. Er stürzt sich dennoch in einen aberwitzigen Zirkel von Leidenschaften und Vergnügungen, mitten drinnen von Todesangst durch das Bewußtsein geschüttelt, daß sein Ende naht, daß er es beschleunigt, daß er nicht widerstehen kann. Zuletzt stirbt er, ein erbärmliches Opfer seiner eignen ungezügelten Leidenschaft. Der Leser wird gleichsam von einem Wirbelwinde durch die Capitel des Buches wie durch eine Reihe von Zimmern gepeitscht, deren einige Wohlgerüche duftend im glänzendsten Sonnenschein stehen, mit lieblichen, wollüstig tanzenden Gestalten angefüllt sind; andere das Toben der Trunkenheit, Liederlichkeit und Ausschweifungen hören lassen; derweil, in einigen großen leeren Sälen, worin die Musik verstummt ist, die letzten Lampen erlöschen, Sessel und Trinkgeschirre umgestürzt liegen und nur noch der Seufzer einsamer Reue widerhallt, oder uns durch halboffene eifersüchtig zugehaltene Thüren ein flüchtiger Blick auf häusliche Glückseligkeit gestattet wird, und zuletzt eine weite Aussicht auf ein Grabgewölbe sich zeigt, an dem kein Engel des Trostes oder Erbarmens Wache hält, sondern der Geist gottlosen, verzweifelnden Hohnes. Viele andere Erzählungen in den „Romans philosophiques" fesseln auf eben diese, wir möchten sagen, Klapperschlangenart. So lesen z. B. das „Elixir de longue vie", eine Vatermordgeschichte, vielleicht nur Wenige, ohne einen schaudernden Glauben an ihre Wahrscheinlichkeit. Das „Enfant

*) Vgl. Nr. 331 d. Bl. D. Red.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 335. — 30. November 1832.

Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831. Von R. O. Spazier. Drei Bände.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 334.)

Diebitsch konnte das von den Polen verbrannte Praga besetzen, aber das half ihm nichts; umsonst versuchte er die Brücke zu zerstören; „eine wunderbare Veränderung war auch mit ihm vorgegangen: bis hieher hatte er Beweise eines höhern militairischen Talents gegeben, seit der Schlacht von Grochow war er muthlos, schwankte und tappte und beging grobe strategische Fehler". Skrzynecki wird Generalissimus, Dwernicki erkämpft einen neuen Sieg und zieht in Lublin ein.

Rußland war in diesem Augenblicke in großer Gefahr: die öffentliche Meinung trat geharnischt auf die entgegengesetzte Seite, die Armee mußte zurück, war demoralisirt, das Wetter, die Wege, Alles war schlecht; die Cabinete konnten nie einen günstigern Augenblick haben, „der russischen Macht einen Damm entgegenzusetzen". „Die Gefahr wurde abgewendet auf eine Weise, die erst in später Zeit ihre Aufklärung erwartet, Rußland ward durch Aufstände in andern Ländern gerettet, deren Anregung die Liberalen, denen man sie zuschrieb, mit Entschiedenheit von sich zurückwiesen." Namentlich war Oestreichs so günstige Stellung zu Polen dadurch verändert.

Skrzynecki hoffte Alles von auswärtiger Intervention, er kündigte sich selbst als Cunctator an, und darin lag das Unglück; fast widerstrebend erfocht er seine Siege und keinen verfolgte er; seine temporisirenden halben Maßregeln opferten die alten Provinzen und brachten die Russen bis vor Warschau; er studirte, diplomatisirte, zögerte und vergaß ganz und gar, daß er eine Revolution, einen raschen Strom rasch fortzuführen habe. Das Unglück Polens lag darin, daß sie keinen Revolutionsführer hatten. Dembinski und Dwernicki besaßen vielleicht dazu die meiste Kraft, Prądzynski die meiste Geschicklichkeit. Nach des Letztern Vorschlägen wurden denn auch die Schlachten bei Wawre und Debe Wielkie geschlagen und gewonnen; Prądzynski allein erkämpfte den Sieg bei Iganie.

Der Reichstag hatte sich unterdeß mit Freilassung der Bauern beschäftigt. Biernacki schlug einstweilen die Freilassung der Bauern auf den Nationalgütern vor, um durch die Collision der Privatrechte und die schwierige Ausgleichung dieser, wenn eine allgemeine Freiheit vorgeschlagen würde, nicht aufgehalten zu werden. Lelewel und die Volkspartei wollten natürlich für alle Bauern Grundeigenthum. Die sich überstürzenden neuen Verhältnisse und Geschäfte schoben leider die Erledigung dieser Angelegenheit immer weiter hinaus; die Diplomaten, welche dadurch bei den großen Besitzern in Podolien und Volhynien Anstoß zu erregen fürchteten, thaten auch das Ihrige, und so verhinderte „der Irrthum der Diplomaten auf der einen, die Formenängstlichkeit vieler Constitutionellen auf der andern, der Mangel an der gehörigen Kraft auf der dritten Seite, daß ein energischer Wille zur energischen That wurde in der Epoche vom 28. März bis 18. April, wo noch Zeit vorhanden war. Ganz von aller Schuld ist in dieser Sache der Reichstag von der unparteiischen Geschichte nicht freizusprechen, freilich nicht in dem Sinne, wie Unkunde und Böswilligkeit wollen."

Der Verfasser kommt nun zu den Aufständen in Lithauen und erzählt sie bis ins Kleinste; da es der Geschichte hier nicht minder als den Unternehmungen selbst an einem Hauptstrome fehlt, so kann ich sie nicht skizziren, sondern muß auf das Buch verweisen. Es handelt sich sodann um den Zug Dwernicki's nach Podolien und Volhynien und dessen Mislingen. Spazier sucht Volhynien, wo Dwernicki allerdings gar keine Unterstützung fand, mit den gewaltigen Schwierigkeiten, die dort dem Aufstande entgegentraten, mit dem Mangel an einhelligen Nachrichten, kurz, mit den Umständen zu entschuldigen; er will die Volhynier nicht angeklagt haben. Die Entschuldigungsgründe mögen richtig sein, größere Energie war aber, trotz alledem, von den dortigen Gutsbesitzern zu verlangen. Dwernicki spricht er ganz frei, und dieser brave Partisan ist allerdings wol nicht leicht anzuklagen; mit einer weit schwächern Macht schlägt er noch in den letzten Tagen ein siegreiches Treffen gegen Rüdiger, und erst als dieser das neutrale Gebiet Oestreichs nicht respectirt, sondern ihn von galizischer Seite angreifen läßt, geht Dwernicki nach dem östreichischen Polen und streckt die Waffen. Wunderlich ist freilich der Glaube, man würde ihn und die Truppen durchziehen oder doch irgendwie zurückkehren lassen, und darum sind Die, welche verlangen,

[illegible] Thomas [illegible] [illegible] [illegible]

das Ministerium des Innern, wurde 1822 wegen der Anleihe nach London geschickt, als die Gegenrevolution 1823, durch französische Waffengewalt unterstützt, ihm augenblicklich die Rückkehr in sein Vaterland versperrte. Später erhielt Hr. de Alzaybar Erlaubniß, dahin zurückzukehren, blieb aber aus vielerlei Ursachen noch in Belgien, hielt sich dann in Aachen auf, wo er die vorliegenden poetischen Schriften herausgab. In der Vorrede erzählt der Verf. Mehres von seinen politischen Wanderungen und sagt dann: die Auswüchse der neuern französischen romantischen Schule hätten ihn auf den Gedanken gebracht, einige Lustspiele zu schreiben, um den guten, alten Geschmack zu rächen ꝛc. Die Franzosen, welche die Romantiker Shakspeare, Calderon de la Barca, Schiller ꝛc. nur in Anhäufen von romantischen Stellungen und mehr als wunderbaren, unnatürlichen Empfindungen, sowie durch auffallende, unzweckmäßige Sprache nachäffen wollen, können freilich den guten Geschmack verderben, ohne etwas Gutes hervorzubringen. Aber wenn Hr. Alzaybar selbst jenen großen Dichtern Gerechtigkeit widerfahren läßt, warum denn die Anzahl der Schauspiele vermehren, welche freilich nicht zu den romantischen, aber auch nicht zu den guten classischen gehören? Denn Einheit der Zeit und des Raumes bestimmt nicht allein das Verdienst der Classiker, wie deren Ueberspringen nicht das der Romantiker. Die beiden Lustspiele des Hrn. A. gehören in die Classe der Nebenoder Nachstücke (Saynetes im Spanischen) und wir vermissen in ihnen Feuer, also auch überraschende Funken, die Tiefe der Charaktere, also auch überraschende Züge. Das Ganze bewegt sich in einem gewöhnlichen Weltgange, der durch seine zu große Gewöhnlichkeit oft das Extrem von romantischen Tollheiten ist.

Das erste Lustspiel ist: „Una extravagancia“ (Eine Ausschweifung). Ein reicher Banquier, Don Pascual, besitzt die lächerliche Eitelkeit, großer Literat und Dichter sein zu wollen, sowie er durch sein Geld schon Baron der sieben Pyramiden ist. Sein Bruder, Don Tomas, ein Gelehrter und Professor in Salamanca, hat einen jungen Mann, Don Jacinto Peralta, von reicher Familie, der auf Reisen geht, dem Banquier (in Bordeaux) empfohlen. Allein dessen Diener, Gazapo, hat seinen jungen Herrn bestohlen und den Empfehlungsbrief nach Bordeaux gebracht, wo er sich dem Don Pascual als den wahren Peralta vorstellt. Der schlaue Gazapo erkennt bald die Narrenkappe des Banquier, spielt den großen Literaten und Bewunderer der Talente des Don Pascual und verspricht für ihn und für die Verbreitung seines Ruhms zu arbeiten. Don Pascual will dem Betrüger seine einzige Tochter Isabella verheirathen, die aber schon einen jungen Maler Don Casimiro liebt, dessen verstorbener Vater Busenfreund des Don Pascual und Don Tomas gewesen war. Es kommt zwischen Casimiro und Gazapo zum Zank und Herausfodern ꝛc. Indeß Don Tomas schreibt, er würde morgen ankommen; Gazapo entflieht, und Don Pascual sieht durch seinen Bruder den Betrug aufgedeckt, verspricht diesem und seiner Frau, sich zu bessern. Don Pascual und Gazapo sind so ziemlich gelungen, die übrigen Personen aber wirkliche Nullen. Der Dialog gibt einen guten Begriff von dem jetzigen Spanischen der bemittelten Classe in großen Städten, wo sich schon etwas die französische Cultur bemerklich macht. Am besten sind die Stellen, wo der Dialog aus vielen gebräuchlichen Redensarten besteht. Das Bild des Malers Casimiro, welches er zur Ehre des Cervantes für die Ausstellung malte, ist jedoch eine ungeheure Schöpfung, und erinnert an den Bauer, der seine ganze Familie an Werk-, Sonn- und Feiertagen gemalt haben wollte, wovon ein Lied singt: „Maler, mal er mir gar fein ꝛc.“ Der Dichter läßt Casimiro das Bild schildern und unter andern Dingen sagen: Auf den Gipfeln der Hügel sieht man Strauße, Gänse, Kraniche, Fledermäuse und andere Nachtvögel, die mit gräßlichem Geschrei den hinaufsteigenden Dichter des „Don Quixote“ abzuschrecken versuchen ꝛc. Wie Strauße, Gänse und Kraniche zu der Ehre von Nachtvögeln kommen, leuchtet nicht ein, und man denkt unwillkürlich an die Krähen in der Höhle Montesino's, die Don Quixote untersuchte.

Das zweite Lustspiel: „La Baronesa del viento“ (Die Baronin vom Winde), ist in Versen, und zwar sehr geläufigen, hat hierin also einen Vorzug vor dem ersten, enthält auch noch mehr Verschiedenheiten des neuern Spanischen. Die Baronin, eine Witwe, ist verliebt in einen jungen Mann, den sie unterstützt, der aber ihre Nichte liebt. Der Hauptmann Bombarda, ein für Verdienste mit Undank belohnter Ehrenmann, wünscht die Baronin zu heirathen, seine Umstände zu verbessern, sie aber auch glücklich zu machen. Ein Abate, Pirneta, ist ihm in der Intrigue behülflich, und ein verabschiedeter Richter, Cuchilla (Messer oder Richtschwert), spielt eine brutale Rolle. Bombarda ist am besten gehalten; der Abate erinnert mehr an einen plumpen Mönch als an einen feinen Abbé. Ueberhaupt ist Dialog und Spiel nicht aus der feinen Gesellschaft und zu schwer für eine Bühne, welche nur das Beste aus jeder Menschenclasse aufnehmen soll. Es gibt unangenehme, das Gefühl beleidigende Scenen; und doch soll das Ganze als Sittengemälde üble Sitten züchtigen. Mit wenigen Meisterstrichen malten Molière, Goldoni und Moratin solche Scenen, oder zeigten sie vielmehr rasch vorübergehend an, ohne alle Farben aufzutragen. Hierin weicht der Verf. von diesen seinen Mustern zu sehr ab. Seine Lustspiele sind Saynetes und gehören in die große Menge vieler andern, die entstehen und ebenso schnell untergehen.

Mannichfaltig dagegen ist die Sammlung von Gedichten. Mehre derselben verdanken augenscheinlich ihr Entstehen verschiedenen Gelegenheiten, wo der Verf. fühlte und seine Empfindungen und Gedanken zusammenstellte. Am besten aber sind immer leichte Anspielungen auf das menschliche Leben und dessen Zufälle gelungen, mehre zart und angenehm natürlich ausgedrückt. Auch die Sprache ist in diesen rein, gut gewählt, leicht und schwebend. Einige kurze Schäfergedichte (Letrillas) sind voller Anmuth und Grazie. Unter jenen nehmen „Los sueños de la vida“ (Die Träume des Lebens) S. 350 einen vorzüglichen Platz ein. Man könnte mehre als trefflich gelungen bezeichnen, wäre der Schluß nicht kleinlich und matt, bei einigen selbst unwürdig des sonstigen Inhalts. Größer ist die gute Auswahl unter den Gelegenheits- und Schäfergedichten. Die Cancion (S. 302), welche der Verf. in das Stammbuch der Donna Luisa de Schepeler schrieb, verdient besonderes Lob, dann die Cancion (S. 293) an Donna Maria de la Piedra, die Cancion an Donna Manuela de Ferrer (S. 342) — wo indeß die drei ersten Verse der vierten Strofe die Anmuth stören —, die Letrilla an Dorinda (S. 312) und hauptsächlich die Octava an ein Mädchen (niña), das nach dem Brunnen geht, Wasser zu holen (S. 300). Unter den Romanzas scheint uns der Tomillo (Thymian) S. 311 am besten gelungen, und unter den Anacreonticas die S. 304. In den andern Anacreonticas gibt es wol die Worte Wein und Liebe, aber kein Feuer, welches der Götter Dasein verkündet. Auch die Romanza (S. 336) von der Liebe des Königs Alfons zu der schönen Jüdin von Toledo ist kräftig und schön, bis auf die vier Endverse, welche sehr schwach das Ganze schließen. Ueberhaupt möchte man wünschen, daß der Verf. sich nicht zu oft seiner Leichtigkeit in Versen hingebe, sondern zuweilen auch etwas tiefer schöpfte als nur von der Oberfläche der Gedanken. Diesem Fehler ist es beizumessen, daß mehre Gedichte, ungeachtet mancher glücklichen Wendung und ansprechenden Ausdrücke, dennoch durch schwache Stellen viel von ihrem Werth verlieren. In den Betrachtungen über die Nichtigkeit des Treibens der Menschen wiederholt er zu oft das Wort Staub (polvo) und zuweilen wirklich wie Staub, ohne den tiefen Gedanken zu erregen, den er vielleicht damit verbinden wollte.

Unter der bedeutenden Anzahl von Sonetten gibt es einige sehr gelungene. Dahin gehören, unserer Einsicht nach, die auf den S. 283, 310, 346, 349, 369 (an den Schmetterling) und 384 (an Fabio). Die erstern sind auf Freunde des Verf.; das letztere ist das würdigste unter den vielen, die er auf die Nichtigkeit des menschlichen Lebens und des menschlichen Thuns ge-

Printed by Eyre and Strahan, Printers to the King's most Excellent Majesty.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 336. — 1. Dezember 1832.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig, das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle, oder das fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg wenden. Die Versendung findet wöchentlich zwei Mal, Dienstags und Freitags, statt.

Taschenbücherschau für 1833.

Dritter Artikel. *)

Wir versuchen es, fünf der diesjährigen Taschenbücher, die unter einander nichts Uebereinstimmendes noch Gemeinschaftliches weiter aufweisen, als daß sie sämmtlich nicht Producte des leipziger Marktes sind, in einem dritten Artikel zu besprechen, so verschiedenartig auch Inhalt wie Werth der Büchlein unter einander erscheinen mag.

9. Der berliner Kalender,

dem das fortwährend erneute Verzeichniß der Postcourse und die Genealogie der fürstlichen Häuser seinen praktischen Werth dauernd sichern, erscheint dies Mal, außer einem Titelblatt, das den jungen König von Griechenland darstellt, mit zwölf theils griechischen, theils rheinischen Landschaften geschmückt. Der ebenso reiche als interessante literarische Inhalt bietet die Fortsetzung und den Schluß der im vorigen Jahrgang begonnenen Geschichte des griechischen Befreiungskrieges, von Mano, außerdem gewissermaßen als Ergänzung und Gesammtschluß des eben genannten Aufsatzes, eine Darstellung der vier letzten Jahre der griechischen Revolution und der Wirksamkeit des Grafen Kapodistrias, von Friedrich Buchholz, und endlich zur Befriedigung ästhetischer Anfoderungen eine in vieler Hinsicht gelungene Novelle von Johanna Schopenhauer. Was die zuerst genannte, bis zum Auftreten des Präsidenten fortgeführte und beschlossene Geschichte der griechischen Insurrection betrifft, so ist, um etwanigen Ansprüchen, denen nicht genügt werden möchte, zu begegnen, zunächst in Erinnerung zu bringen, daß die hier gebotene Darstellung mit ihrer keineswegs durchgängig geschmackvollen Diction nur die Uebersetzung eines in französischer Sprache verfaßten Aufsatzes ist, den Hr. Mano nach seinen in der berliner Singakademie gehaltenen Vorlesungen niederschrieb. Eines Griechen selbst, wie wir in dem Verf. einen solchen erblicken, bedurfte es unstreitig, um die von Localitäten so mannichfach bedingten Heldenthaten seiner Brüder mit warmer Begeisterung zu feiern; denn von besondern, vereinzelten Heldenthaten war leider überhaupt weit mehr als von einem mit strategischem Ueberblick geleiteten Feldzuge die Rede. Sehr löblich erscheint somit die Erzählung der Thaten eines Demetrius Ypsilanti, dessen europäische, principiengemäße Haltung von seinem Volke so oft verkannt wurde, sowie des Helden Kanaris mit seinen Brandern, und die schönsten Punkte der Darstellung Mano's sind zweifelsohne der Sieg und die Todesweisen des Karaiskakis und Marko Bozzaris. Ueber alle diese Einzelheiten konnte nur ein der Localitäten und Kleinverhältnisse kundiger Grieche das vollständigste Licht verbreiten, und in der dargethanen Oertlichkeitskenntniß liegt vornehmlich der Werth des sorgfältig gearbeiteten Aufsatzes; allein wo auswärtige Angelegenheiten, wo die politischen Conjuncturen Europas und der sich gegenseitig bewachenden drei großen Mächte hauptsächlich, die sich in Griechenlands Schicksal betheiligt fühlten, auf die Befreiungsgeschichte dieses physisch und moralisch verunglückten Volkes einen überwiegenden Einfluß übten, da wird Mano's Gesinnung wie Darstellung, denn beides geht Hand in Hand, trüber und befangener, ja mitunter bitterer und argwöhnischer, als es die schuldige Dankbarkeit eines Griechen gegen die Mächte erlauben dürfte. Vertrauen und Liebe, wie Buchholz in seinem sonst trefflich gehaltenen und die größtmögliche Sachkenntniß verrathenden Aufsatz zu erweisen sich bemüht, konnte die Stellung Englands, einzeln und für sich betrachtet, wol vom Anfang an nicht einflößen; denn Wellington's engherzige Politik wollte Griechenland nur in Morea erblicken und die heldenmüthigen Sulioten, das für Griechenland so wichtige, der Wiedergeburt nicht minder wür-

*) Vgl. Nr. 299—301, 319, 320 d. Bl. D. Red.

dige Athen und die Trümmer Missolunghis, nebst den Gebeinen Byron's und Bozzaris', die von jenen umschlossen werden, der Willkür der Pforte wieder preisgeben. Auch war in den diplomatischen Verhandlungen der Mächte bis zum Frieden von Adrianopel in Folge des russischen Feldzugs über den Balkan immer noch die Rede von einer tributairen Vasallenabhängigkeit, in welcher Griechenland zur Pforte verbleiben müsse, und in Maurokordatos' frühzeitiger Hinneigung zum Interesse des Wellington'schen Ministeriums zu einer Zeit, wo die Kraftblüte der Nationalbegeisterung sich am herrlichsten erschloß und der Lorber noch ganz frisch um die Schläfe der Helden prangte, konnte der begeisterte Grieche nichts als Schmach und Verrätherei sehen; allein, dies Alles eingeräumt, so steht doch nicht zu leugnen, daß Morea, trotz der Schlacht bei Navarin, nothwendig eine Beute des Ibrahim Pascha geworden wäre, wenn nicht die drei französischen Brigaden unter Maison die Halbinsel, in Folge einer glücklichen Unterhandlung, von Arabern und Aegyptern gesäubert hätten, sowie nicht in Abrede gestellt werden darf, daß Kapodistrias durch die bloße Eröffnung der Nationalbank und ohne die Geldsummen, die Frankreich vorschoß, schwerlich die anarchisch verworrenen Verhältnisse im Innern des Landes auch nur einigermaßen zu organisiren je im Stande gewesen wäre. Diese Anerkennung äußerer Einflüsse, deren z. B. Polen verlustig ging, darf aber, wie mich dünkt, die Begeisterung, die ein Historiker den sich selbst befreienden Griechen widmet, gar sehr bedingen und gewissermaßen färben, wie denn auch in dem Aufsatze von Fr. Buchholz das vernünftige Bewußtsein hierüber vorwaltet.

In der „Reise nach Italien" stellt uns mit der einschmeichelnden Weichheit ihres Styls Johanna Schopenhauer ein sehr gefälliges Gemälde mannichfach verwickelter Familieninteressen vor Augen und weiß selbst bei leiser, nichts weniger als tief ergriffener Charakterisirung ihrer Gestalten, die sie als Träger der interessantverschlungenen Situationen hinstellt, durch die stete Anmuth ihres gewählten Erzählungstones den Leser dauernd zu fesseln. Die verwitwete Frau von Dernau reist nach dem Tode ihres kurländischen Gemahls, mit ihren Kindern und dem Vormund derselben, Namens Haller, durch Deutschland ihrer Heimath Italien entgegen, um die Stätte ihrer Jugendzeit, nach der eine langgenährte, aber scheu unterdrückte Sehnsucht sie mächtig hinzieht, wieder zu betreten. In dem Städtchen Modigliano, wo sie ihren alten Vater findet, entdeckt sie dem getreuen Haller ihre bisher sorgfältig verhehlte bürgerliche Abkunft und erzählt dem theilnehmenden Sachwalter die Geschichte ihrer Jugend, über die sie in Kurland, einem ihrem Gemahl gethanen Gelübde gemäß, einen Schleier zu verbreiten gewußt hatte. Der Empfang im väterlichen Hause entspricht keineswegs den sehnsüchtig gehegten Wünschen ihres Herzens; den Tod ihrer Mutter erfuhr sie früher schon, aber der Bruder Lorenzo, ein böser trotziger Mensch, vergilt die Wohlthaten der Schwester mit empörendem Hohne und hält den gutmüthigen, aber geistesschwachen Alten, auf den die plötzliche Erscheinung der Tochter fast tödtlich wirkt, von einem Geständniß zurück, das endlich ein verborgenes und Lorenzo's Händen entrissenes Actenstück an den Tag bringt. Der rechtsbeflissene Haller entnimmt daraus, daß Frau von Dernau gar nicht die Tochter des vom Schlagfluß gelähmten und seiner Sprache beraubten Chiapini ist, sondern bei ihrer Geburt mit dem in derselben Stunde geborenen zweiten Sohne desselben vertauscht wurde. Ein deutscher Graf Alberto, dessen Familienname vor der Hand nicht zu ermitteln ist, hatte den Trug gesponnen und die armen Aeltern dazu bewogen, seine Tochter statt ihres Sohnes, in welchem er einen sehnlichst erhofften männlichen Stammhalter und Majoratserben seines Hauses erhielt, anzunehmen und für immer als Kind anzusehen. Die junge Maria zog bald durch Schönheit und ein treffliches Organ der Stimme die Aufmerksamkeit einer Sängerin auf sich, unter deren Leitung sie die Bühne betrat, als Maria Stella in ganz Italien Furore machte, endlich aber den empörenden Gewaltthätigkeiten ihrer vermeintlichen Mutter durch die Flucht an der Seite des russischen Herrn von Dernau entging. Wurde ihre bisher für bürgerlich geglaubte Herkunft den kurländischen Verwandten, welche die ausländische Eindringlingin schon immer mit Neid bedauerten, förmlich bekannt, so gingen ihre Kinder der Erbgüter verlustig, ja sie selbst lief Gefahr, ihre Ehe mit dem kurländischen Edelmann für nichtig erklärt zu sehen. So faßt nun der für ihr und der Kinder Wohl besorgte Haller die noch umdunkelten Spuren ihrer vornehmen deutschen Abstammung auf; kleine Insignien, die sich häufen, dienen ihrem Spüren und ihrer geheimen Forschungsreise durch Deutschland zum Leitfaden, bis sie in der Mitte einer nahebefreundeten gräflichen Familie nach vielfältiger Entfädelung merkwürdig verschlungener Intriguen des unschuldigen, aber doch wissentlichen Impostors sich am Ziel ihrer Wünsche sehen. Die Feinheit der Darstellung in Verschlingung und Entwirrung eng verwebter Fäden ist rühmlichst anzuerkennen, obwol hiermit auch die Grenze der Productionskraft unserer Dichterin zugleich angedeutet werden mag. Die Region ihrer Gefühlswelt ist rein, edel und feingebildet; aber der Kreis ihrer Anschauungen ist doch eng gezogen; sie kennt nur die leichtern, sanftern Wallungen und Nuancen der menschlichen Seele; in tiefere Falten dringt nicht ihr weiblicher Blick, und wie ihre Kraft nicht ausreicht, dunkle Gemüther, böse Gestalten, die gleichwol wie Lorenzo und der Impostor in gegenwärtigem Gemälde Träger der Verhältnisse sind, fest und sicher zu zeichnen, so ist ihre Stimmung für dergleichen Nachtseiten des innern Seelenlebens überhaupt zu weich, obwol nicht weichlich, und Thränen sind oft bei ihren Charakteren, die sie fein und geschmackvoll, aber nie tief schattirt, ein wenig zu wohlfeil. Gern wiederhole ich die freudige Anerkennung dieser Novelle, deren Werth vornehmlich auf der höchst gelungenen Ver- und Entfädelung des interessanten Stoffes beruhen möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Alexander Puschkin und sein letztes Gedicht „Poltawa".

Wollte man sagen, Puschkin hätte europäischen Ruhm erlangt, so würde man wol zu große Erwartungen von ihm erregen, die seine Schriften nicht befriedigen. Aber insofern der Klang eines bloßen Namens Auszeichnung verleiht, gebührt auch dem russischen Dichter ein gewisser Ruhm, indem er in einer Weise als der Inbegriff der poetischen Literatur seines Landes erscheint und von allen fremden Kritikern als ihr Haupt betrachtet worden ist.

Viele seiner Landsleute haben Puschkin den russischen Byron genannt. Die Benennung ist zu schmeichelhaft, insofern sie ihm gleiche poetische Fähigkeit und Energie mit dem Briten beilegen will, mag aber gelten, bezeichnet sie nur eine oberflächliche Aehnlichkeit zwischen Beiden in Form und Manier. Puschkin ist nicht gerade ein aller Eigenthümlichkeit ermangelnder Nachahmer Byron's; aber er hat ihn unstreitig als Vorbild angesehen und ihm seinen Styl und seine Behandlungsart besonders in erzählenden Gedichten nachgebildet, welcher Umstand doch kein höheres Interesse bei einem Werke der Kunst aufkommen läßt. Wie sehr wir also wünschen möchten, daß Puschkin uns nicht so stark an Byron erinnerte, finden wir in seinen Productionen doch unverkennbares Talent, meisterhafte, kräftige Stellen und nicht wenige Schönheiten, durch die besondere Färbung der Sprache, worin er schrieb, erhöht. So weit es Natur und Bau zweier von einander so verschiedenen Idiome zuläßt, ist Puschkin's Styl ganz byronisch, seine Erzählungsweise zugleich malerisch und lyrisch: jetzt rasch und gedrungen, Umstände wie Begebenheiten eher andeutend als deutlich bezeichnend, jetzt wieder mit poetischer Ausführlichkeit auf Nebendingen verweilend, die er mit willkürlichem Nachdruck aushebt. Seine Erzählungen selbst sind bei alledem wenig mehr als fragmentarische Episoden, vereinzelte Scenen und Situationen, Gruppen, an sich abgeschmackt, jedoch mit Leben, Geist und Effect versehen durch die meisterhafte Ausführung und Ueberarbeitung, sodaß die scheinbare Dürftigkeit des Gegenstandes unsere Bewunderung bis zu einem gewissen Grade erhöht, indem sie uns die Einfachheit der Mittel, deren sich der Dichter bedient, zu Gemüthe führt. Zugleich können wir uns aber des Misvergnügens nicht erwehren, wenn wir finden, wie er sich unabänderlich auf Gegenstände beschränkt, die kein dauerndes Interesse erregen, und sein Talent an kurzen Skizzen übt, anstatt ein Thema zu ergreifen, das ihm weitern Spielraum darböte, irgend etwas hervorzubringen, dessen innerer Gehalt und Werth erst der äußern Schönheit Bedeutung verliehe. Kurz, wir sind nicht damit zufriedengestellt, daß er sein poetisches Talent nur ankündigt, wir wollen auch dessen ganze Kraft angewendet und unwidersprechlich kundgethan sehen.

Puschkin's Dichtungen sind so wenig wie Byron's „Giaur", „Belagerung von Korinth", „Mazeppa" u. a. epischer Composition. Sie tragen eher den dramatischen Charakter an sich, und ihre hervorstechendsten Partien kommen als Monologe oder Dialoge vor, während die erzählenden Stellen eine starke Neigung zu lyrischen Schilderungen verrathen und im Charakter der Lyrik durch plötzliche Uebergänge, freien, lebhaften Schritt und Kraft der Gedanken wie des Ausdrucks hervortreten. Auch in dem Felde des Komischen und Satirischen ist Puschkin Byron's wetteifernder Nachfolger in einer seiner letzten Erzählungen: „Onargin", die weit hinter „Beppo" und „Don Juan" bleibt. Sein Talent zeigt sich vortheilhafter in der romantischen und leidenschaftlichen Sprache, als in der, welche die Wirkung humoristischen Spottes oder schonungsloser beißender Satire bedingt. Das Gedicht „Onargin" ist eher seiner ruhigleichten Haltung als seiner glänzenden Schärfe wegen bemerkenswerth und ermangelt aller komischen Kraft. Die Richtung, welche der russische Dichter in Uebereinstimmung mit dem in der Literatur des Tages vorherrschenden Geschmack einschlug, hat insofern wohlthätige Folgen gehabt, als sie seine Landsleute von ihrer vormaligen Anhänglichkeit an französische Muster ableitete, deren Nachahmung noch in keiner Literatur etwas Gutes gestiftet hat. Diese Befreiung von den willkürlichen Fesseln und Vorurtheilen der altfranzösischen sogenannten Classiker muß dem Talente einen frischen Schwung ertheilen und auch einer selbständigern Kritik förderlich werden, indem sie vorgeschriebenen Formen geringere Wichtigkeit beilegen und Geistesproducte mehr nach ihrem innern Gehalte, ohne sklavischen Bezug auf das schon Vorhandene beurtheilen lehrt.

Wäre es also auch nur des Aufsehens wegen, das er gemacht hat, oder weil ihn seine Landsleute sowol als Fremde für den facile princeps der gegenwärtigen Dichtergeneration in Rußland, für den Stifter einer neuen Schule ansehen, so hat Puschkin ein Recht, von uns die Untersuchung seiner Ansprüche und Beleuchtung seiner bisherigen Leistungen zu verlangen. Seine frühern Versuche, von denen er einige schon auf dem Lyceum zu Czarskojeselo etwa in seinem vierzehnten Jahre schrieb, sind meist lyrische Ergüsse der Liebe, mitunter auch Nachahmungen der Alten. Einige in der Sammlung seiner kleinern Gedichte, die jedoch auch Manches aus einer viel spätern Zeit enthält, beurkunden viel poetisches Gefühl und Temperament. Seine „Epistel an Ovid", der „Triumph des Bacchus", „Anakreon's Grab", „Rusalka" (in der alten slawischen Mythologie ein die Kräfte der Wassernixe und Waldnymphe in sich verbindender Geist) interessiren vor den übrigen. Wenn er den höhern Ton der Ode anschlägt, wie in der an Napoleon, entspricht er nicht unsern Erwartungen. Hier ist er tief unter Lomonosoff und Derschawin, und anstatt eine ähnliche Kraft der Einbildung, einen ebenso kühnen lyrischen Schwung zu entwickeln wie sie, oder die verba ardentia, die fulmina ihrer poetischen Sprache zu versuchen, erhebt er sich kaum zu der gewöhnlichen dichterischen Stimmung. Allerdings hängt Puschkin's literarische Berühmtheit nicht von seinen Producten dieser Art ab, die eher ihre Bedeutung von seinem Namen borgen, als sie dessen Bedeutung erhöhen.

Seine wahre poetische Laufbahn, von der seine vorgängigen Schriften nur schwache Andeutungen geben, beginnt mit dem Erscheinen seines „Ruslan und Ludmilla", einer niedlichen kleinen legendenartigen Dichtung in sechs Gesängen, die als der Aufgang eines Sternes ungewöhnlicher Größe am literarischen Horizonte Rußlands gefeiert ward. Obwol man schwerlich sagen kann, daß sie eine besondere Reife des Geistes verräth, so sind doch in dem Alter von 21 Jahren, die der Dichter zählte, als er sie schrieb, gewiß nicht oft bei Andern Geisteswerke von gleichem Verdienst und Erfolg entstanden, und es gereicht dem Puschkin'schen zur besten Empfehlung, daß die Kritik keinen Anlaß findet, der Jugend des Autors etwas zu gut zu halten. Frei von den gewöhnlichen Mängeln so frühzeitiger Productionen, zeichnet sich dies Gedicht durch eine anmuthige Leichtigkeit und Gleichförmigkeit der Diction, gewandte Erzählung und eine gewisse scherzhafte Munterkeit aus, die der Hand eines Anfängers alle Ehre machen. Der auf eine russische Volkssage gegründete Gegenstand selbst hat zwar zumal für den Ausländer nichts Anziehendes, der wenig von der halb wirklichen, halb fabelhaften Person des Fürsten Wladimir und den Thaten seiner Ritter weiß. Die Geschichte dreht sich um Ruslan's Befreiung seiner Braut Ludmilla (Wladimirs Tochter) aus dem bezauberten Palaste Tschernomor's durch Lösung des Zaubers, womit derselbe sie gefangen hielt. Die Begegnisse haben nicht mehr Wahrscheinlichkeit als die in „Tausend und einer Nacht". Doch wenn auch die Erfindung selbst wie alle solche orientalische Märchen, ein bloßes Gewebe kindischer und grotesker Laune scheinen mag, so hat der Dichter doch, unabhängig von dem Reize gespannter Neugier, manchen Zug wahrer Natur aufgefaßt und gibt allen den Räthseln, deren Lösung der Vernunft die Augen zudrückt, einen feinen Beischmack gesunden Menschenverstandes. Soviel ist indessen gewiß, daß Puschkin's Ehrgeiz nicht wieder rege ward, sich auf demselben Felde auszuzeichnen, und so sehr wir Einzelheiten seines „Ruslan" bewundern, so möchten wir es

am Ende doch nicht bedauern, den Dichter eine Dichtungsart aufgeben zu sehen, die im glücklichsten Falle immer nur bloße Wiederaufnahme Dessen scheinen kann, was nicht etwa durch zufällig veränderten Geschmack, sondern durch eine gänzliche moralische Umwandlung in den Meinungen und Gefühlen der bürgerlichen Gesellschaft veraltet ist.

Es ist ebenso vergeblich einen andern Ariosto zu wünschen als einen andern Homer oder Dante gewärtig zu sein. An sich ist Einer unsterblich wie der Andere und wird auf die Nachwelt gelangen, wie er von der Vorwelt auf uns gekommen ist. Wollte aber ein Schriftsteller unserer Tage sein Gemüth in Formen zwingen wie die ihrigen, so würde es ihm noch seltsamer anstehen, als zöge er ihre Kleider an. Es ist keine Frage, daß der Genius auf die Nachwelt wirkt. Aber ebenso gewiß schreibt er für seine Zeitgenossen auch, schägt ihre Grundtöne an und bildet sich mehr oder weniger nach den Umständen der Zeit, worin er lebt, indem er alle ihre zerstreuten einzelnen Züge in sich vereinigt, um den folgenden ein vollkommen getreues Bild von ihr zu überliefern. Der Nachahmer, möchte man dagegen sagen, schreibt eher für die Vergangenheit als für die Gegenwart; von der Nachwelt kann nicht die Rede sein, weil sie entweder gar nicht oder nur spottweise von ihm etwas vernimmt. Es ist wol möglich, in der That aber kaum zu glauben, daß ein Schriftsteller, der seine Kräfte fühlt, ernstlich dabei beharren sollte, eine Dichtungsart wiederzubeleben und hervorzusuchen, die mit Recht außer Gebrauch gekommen ist. Gerade je besser ihm sein Versuch gelingt, desto mehr verfällt er in Nachahmung und haucht alten Gliedern einen neuen Frühling von Leben und Jugend ein. Auf diese Art hat der Verf. des „Waverley" so erfolgreich dem Froissart als seinem Vorbilde nachgestrebt!

Was auch immer Puschkin veranlaßt hat, von einer Dichtungsweise abzulassen, die der Literatur seines Vaterlandes allerdings neu und geeignet war, mancher seiner alten Sagen als Einleitung zu dienen, die ihm selber schon so große Auszeichnung abgeworfen hatte: seine folgenden Werke haben nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem oben besprochenen. Anstatt wie dieses eine zusammenhängende Geschichte, wie kurz und einfach auch, zu entwickeln, sind es fast nur planlose Fragmente, ohne Reihefolge der Begebenheiten, bloße Situationen, in denen sich der Dichter begnügt einen einzigen Zeitpunkt, zwei oder drei Charaktere leichthin zu schildern. Der Uebergang von „Ruslan und Ludmilla" zu deren unmittelbarem Nachfolger, dem „Gefangenen vom Kaukasus", ist auffallend genug. Anstatt durch phantastische, scherzhafte Bilder und launige Satire zu belustigen, bemüht sich der Autor allein durch die Sprache des Gefühls anzuziehen. Die vorgetragene Geschichte bedeutet auch dies Mal gar nichts und überläßt Alles der Ausführung. Ein tscherkassisches Mädchen verliebt sich in einen gefangenen jungen Russen, der ihre Leidenschaft aber nicht zu erwidern vermag, ist ihm, um ihm ihre Ergebenheit zu beweisen, zu Erlangung seiner Freiheit behülflich und endet ihr Leben in dem Flusse, durch den er schwimmend entflieht. Der schwache Bedarf an rohem Materiale für Producte dieser Art hat viele Landsleute des Dichters verführt, kurze poetische Erzählungen à la Puschkin, in der Regel mit keinem bessern Erfolge zu schreiben, als Copisten erwarten können, die allenfalls Aeußerlichkeiten, doch gewiß nicht die innere poetische Ader ihres Modells nachzuahmen verstehen.

Puschkin selbst entlehnt allerdings von Byron viel. In dem Gedichte, von welchem wir sprechen, und in dem größten Theile seiner „Poltawa" ist die Aehnlichkeit mit ihm zu groß, um übersehen zu werden. Byron hätte seine Gedanken auf Russisch gar nicht anders auszudrücken vermocht. Freilich muß man unsere Worte nicht zu buchstäblich nehmen, denn Puschkin ist kein Plagiarius. Indessen bleibt bei der gezwungenen Parallele zwischen Beiden Puschkin hinter dem britischen Dichter sehr zurück. Der viel bedeutendere Byron hat die Sprache weit mehr in der Gewalt und wendet sie bei jeder Gelegenheit nach seinem Willen an. Er besitzt überdies in hohem Grade die Kunst, einen tiefern Sinn errathen zu lassen, wo er scheinbar seine Gedanken, nicht weil es ihm an der Kraft des Ausdrucks fehlte, in sich unterdrückt, sondern weil er sie schon so vollständig zu verstehen gegeben hat, daß fernere Erklärung den Effect durch Zerstörung des Geheimnißvollen schwächen würde, das unserm Gemüthe den Gegenstand kräftiger einprägt, als es die klarsten Worte im Stande wären.

Puschkin affectirt zum Theil diese geheimnißvolle, verschweigende Diction und übertreibt sie sogar noch, sodaß seine außerordentliche Kürze in Beschreibungen und Erzählungen uns oft täuscht und in einer verdrüßlichen Ungewißheit läßt, ob wir das also unbestimmt Angedeutete auch recht verstanden haben. Aufrichtig gesagt, können wir uns nicht des Argwohns erwehren, daß einige der mehr als spartanischen Lakonismen seiner Gedichte nicht sowol der Schönheit und besondern Wirkung halber hingestellt wurden, als vielmehr aus Unfähigkeit, die Lücken zu seiner eignen Zufriedenheit auszufüllen. Mehr als ein Beispiel der Art findet sich in dem „Gefangenen vom Kaukasus"; es fällt aber nirgend so auf wie bei der Katastrophe selbst, wo statt Byron'scher Verdichtung der Gedanken eine gänzliche Unterdrückung derselben eintritt, eine Leere und Kahlheit, die nichts wieder gutmachen kann. Wie verschieden von solcher Magerkeit an Stellen, wo man erwartet, die höchsten Kräfte des Autors entfaltet zu sehen, ist die schöne Stanze in der „Braut von Abydos", die uns Zuleika's Tod verkündigt. Das Ereigniß selbst ist eher durch mitwirkende Umstände angedeutet als in Worte gefaßt; aber wie lebendig, malerisch und kräftig sind die angewendeten Bilder, und welch pathetische Wirkung bringen sie hervor!

(Der Beschluß folgt.)

Göthe-Literatur.

An die beredten Männer, welche in deutscher und englischer Sprache ihre Wehmuth über Göthe's Hinscheiden ausgesprochen haben, schließt sich auch der berühmte Redner der Universität Jena, der Geh. Hofrath Eichstädt, in einer lateinischen Rede zum Andenken Göthe's („Oratio Goethii memoriae dicata", 1832, 30 S., 4.) an. Die ausgezeichnete Meisterschaft, mit welcher Eichstädt Latein schreibt, ist hinlänglich bekannt. Aber auch der Inhalt der Rede ist geistreich und der Würde des Gegenstandes und den Verdiensten des Abgeschiedenen angemessen. Göthe, der „Kenner und Darsteller griechischen Geistes" (wie ihn einst F. A. Wolf in der Dedication des „Museums der Alterthumswissenschaft" nannte), wird zuerst im Allgemeinen geschildert, dann aber die verschiedenen Epochen seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit den drei Epochen der griechischen Literatur zusammengehalten und gezeigt, wie sich Göthe's Thätigkeit auf die verschiedensten Fächer der Literatur verbreitet hat, wie der Einfluß der Phantasie, der bis auf den höchsten Gipfel gesteigerten Geistescultur und endlich die gereifte Erfahrung und objective Anschauung in seinen verschiedenen Lebensjahren belebend auf ihn und Andere gewirkt und die deutsche Nationalität in ihm zu jeder Zeit auf das glänzendste hervorgetreten sei. Mehre einzelne Züge, Erinnerungen an Karl August von Weimar und sein ruhmwürdiges Fürstenhaus, verschiedene Beziehungen auf Göthe's Verhältniß zur Universität Jena sind mit vieler Geschicklichkeit in die einzelnen Theile der Rede verwebt worden, deren Verf. noch am Schlusse seine unauslöschliche Dankbarkeit gegen Göthe in den wärmsten Ausdrücken an den Tag legt. Ueber Die, welche gleich nach Göthe's Tode sich an seines Namens Gedächtnisse versündigt haben, spricht der Verf. auf S. 13 fg. ebenso würdig als kräftig. Von dem Verf. des „Büchleins von Göthe" konnte er entweder noch keine Kenntniß haben (die Rede ist am 1. Oktober gehalten), oder er wollte seine Rede nicht durch namentliche Anführung dieses Schmähbüchleins entstellen. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 337. — 2. Dezember 1832.

Taſchenbücherſchau für 1833.

Dritter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 336.)

10. Lies mich! ein Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.

Wenn wir die Novelle: „Der Tröſter", von Franz Horn, als das Bedeutendſte oder das ſchlechthin Bedeutende unter Dem, was das genannte Taſchenbuch darbringt, an das vorbeſprochene weibliche Werk anknüpfen und mit demſelben in Parallele ſtellen wollten, ſo möchte dies faſt mit männlicher Kraft noch begabt erſcheinen: ſo ſanft und weich iſt in dem „Tröſter" die Farbenmiſchung. Horn kennt die feinen Nuancen der menſchlichen Seele, eine glückliche Beobachtungsgabe der leiſen Regungen des Gemüthes iſt ihm nicht abzuſprechen, und gegenwärtige Novelle, in welcher die ſubtilſte, faſt zu ängſtlich zugeſpitzte Dialektik des Für und Wider innerer Gemüthsbewegung herrſcht und zum eigentlichen Thema erhoben iſt, könnte inſofern ein bedeutendes Werk genannt werden, wenn ein tüchtiges Stofffundament, an dem es gänzlich fehlt, vorhanden wäre, auf welchem die, wie trübe Schatten ſchwankenden Geſtalten ſichtbarere Spuren eingegraben hätten. Die Intention, die der Figur eines Tröſters zum Grunde liegt, der Allen mit Rath und That behülflich und behäbig, der unverwüſtliche Lehrer, Freund, Gehülfe, Vater, geiſtlicher Anwalt in allen Gefährniſſen des Lebens für eine ganze Stadt — eine Welt im Kleinen — werden konnte, während er für ſich ſelbſt des Troſtes und jeglicher Sorgfalt ermangelt, iſt ebenſo eigenthümlich wie herzlich ſchön; allein wir abſtrahiren aus der Novelle auch nichts als eben dieſe Intention, und es verräth ſich nebenbei eine Schwäche des Producirens, die den abſtracten Gedanken ins Leben und in die Wirklichkeit zu treten behinderte. Statt ſich ſelbſt geltendzumachen, werden die Geſtalten zu breit beſprochen, hinter den Namen Julie und Adolf, deren Liebesverhältniß mit beiſpiellos ſpitzfindiger Aengſtlichkeit geſponnen und zerriſſen und wieder vom Tröſter zuſammengelöthet wird, bergen ſich keine lebendigen Weſen und ſelbſt der Tröſter iſt nichts als ein Nebelgeſpinnſt. Höchſt ſeltſame Leutchen ſammt und ſonders, ſie können nicht lachen, ſie können nicht weinen, ſie möchten nicht reden, ſie möchten nicht ſchweigen, und finden Alles gleich ſehr bedenklich. Die Ironie, die in dem Grundgedanken der Novelle liegt, daß Juliens Verehrung gegen ihren Lehrer ihr Verhältniß zum Geliebten auflöſt, und Liebe alſo durch Liebe zerſtört wird, hätte in einem reichern, körperhaftern Stoffelement ſich weit ſiegreicher und effectvoller geltendmachen können. — In den „Ophelienrittern", einer Novelle von E. Caroli, mit der das Taſchenbuch eröffnet iſt, erkennt man an dem hin- und hergezerrten, einem Strickzeug nicht unähnlichen Converſationstone ſofort die Feder einer Dame, der wir im Felde der Novellenpoeſie zum erſten Mal zu begegnen glauben. Wir enthalten uns eines Reproducirens des ziemlich dünnen Stoffes, um über die höchſt manierirte Darſtellungsweiſe Einiges zu erinnern. Der ſpitzliche Unterhaltungston in der hier geſchilderten Geſellſchaft muß jedes geſunde Gefühl anwidern; Männer wie Frauen, ſämmtliche hier angeführte Perſonnagen ängſtigen ſich ab in einer allzu kleinlich zugeſchnitzelten Dialektik, die ſich oft bis zur höchſtmöglichen Peniblität ſteigert. Des Geſpöttes wird in dieſem Häkelzeug der Converſation gar kein Ende, und die halb hervorlugende, halb als unfreie, unkräftige Geburt ſich verſteckende Perſiflage kann nur unwillig machen und unglücklich genannt werden. Wer ſich die Mühe nehmen und die Ausdrücke: „ſpöttelnd, ſpöttiſch, faſt höhnend, ſarkaſtiſch, ſchnippiſch, faſt ſchneidend u. ſ. w.", mit denen die Worte der Redenden unſäglich oft eingeführt werden, zuſammenzählen und zuſammenflicken wollte, bekäme die vollſtändige Moſaikarbeit des hier gepflogenen mokanten Geſellſchaftstones. Die Ausgleichung der Differenzen in den Anſichten Tieck's und Horn's in Betreff der Ophelie im „Hamlet" iſt das Thema der Novelle, und obwol die Kritik ſich freuen darf, wenn ein unbefangenes Gemüth dem Gegenſtande ſeiner Verehrung ein gutgemeintes Denkmal harmloſer Empfindung ſetzen möchte, ſo ſprechen doch die hier gefällten Urtheile für nichts weniger als die Mündigkeit der Urtheilenden, und wenn wir Franz Horn's launigen Scherz einen „großartigen Humor" genannt hören, während die ſanfte Innigkeit dieſes Dichters aller Großartigkeit fern liegt, und die Aeußerung vernehmen müſſen, kein Dichter habe wie er ſo tief das weibliche Gemüth erforſcht, ſo wird die alte Ueberzeugung wieder in uns mächtig, daß Liebe, bloße Liebe, weil ſie blind iſt, zu gar wenig im Leben wie in der Kunſt verhilft und nur das Bewußtſein der Vernunft zum höhern Erfaſſen und zum

Begriffe des gestellten Gegenstandes fähig macht. Auch in den Epigrammen von W. Jemand, die das Büchlein bietet, spricht sich ein solches Outriren einer sonst gutgemeinten, aber höchst beschränkten Verehrung aus. Anderweitige Reimereien von fünf pseudonymen Dichtern, die ihre klägliche Stimme hier verlauten lassen, vollenden die schwächliche Süßigkeit, von der das Buch inficirt ist.

11. Viola, herausgegeben von Pustkuchen-Glanzow.

Der Zweck zur Herausgabe dieses neuen Taschenbuches geht auf eine jedesmalige Sammlung moralischer Erzählungen, die der reifern Jugend zur Lecture dienen möchten; alle charakterlosen Liebesgeschichten sind davon ausgeschlossen, und da der Herausgeber den jedesmaligen Jahrgang mit Producten eines und desselben Verfassers zu füllen gedenkt, so gibt er zunächst eine Reihe Erzählungen in Prosa und Versen, die aus seiner eignen Feder flossen und, als Bildungslecture der Jugend, eigentlich der Kunstkritik weniger anheimfallen können. „Die gesammte Fülle der Novellen", heißt es in der Vorrede, „bewegt sich um zwei Pole, sie heißen das Herz und das Schicksal. Eine Novelle, die wirklich gelungen sein soll, muß entweder eine psychologische Wahrheit, oder einen Satz aus der ewigen Ordnung der Geister dichterisch anschaulich machen." Dies könnte schon höhere Anfoderungen rege machen; allein die hier aufgestellten Sätze aus der ewigen Ordnung der Geister, nach denen uns gelüsten möchte, sind und sollen hier nichts als anerkannte moralische Sentenzen sein, wie: das Gute bleibt nicht unbelohnt, Gott segnet die Unschuld u. dgl., die dann durch eine Geschichte belegt werden. Recht anziehend für jugendliche Gemüther ist die Sage von den Ruinen des Greifensteins, noch gefühlvoller die Novelle „Der junge Maler" erzählt und der bezweckten moralischen Tendenz gemäß ausgeprägt.

12. Gunloda. Sommertaschenbuch für 1832, besorgt von M. Bachmann.

Ein bestimmter Zweck läßt sich diesem westfälischen Unternehmen, in Folge dessen dieser erste Commissionsartikel einer paderbornschen Handlung ins Leben getreten ist, nicht absehen, es müßte denn etwa der sein, unnütz im Schreibkasten liegende Reimereien jugendlicher Zeiten oder jugendlicher Gemüther durch den Druck dem dunkeln Loose zu entreißen. Inwiefern jedoch diese hier mitgetheilten lyrischen Gedichte, die meist westfälischen Localitäten ihre Gegenständlichkeit entnehmen, außerhalb ihres Vaterlandes zu interessiren im Stande sein könnten, ist nicht leicht abzusehen. Inzwischen ist der Herausgeber darauf gefaßt, indem er in der übeln Nachrede, die er in Ermangelung einer Vorrede dem Buche selber hält, die Bemerkung macht, daß seine bescheidene „Gunloda" auf Celebrität nicht hoffen dürfe, weil ein großer Theil des Inhaltes ohne allgemeines Interesse sei. Wir pflichten gänzlich bei und stellen den im Buche selbst ebenso geistreich wie kühn behaupteten Satz, daß Poesie neben Schinken gedeihen könne, bis auf künftige bessere Beweise noch gar sehr in Zweifel. Wer noch an Schinken erinnert, dem muß es schwer werden, davon zu abstrahiren. Um unsern Lesern nur etwas von den paderbornschen Späßen, denn auch Witz gedeihet dort, mitzutheilen, führen wir die kleine vorzugsweise geglückte Trivialität des Referendarius Jocosus an, in welcher derselbe locale Provinzialismen rügt.

Die Landpartie.

Sie gingen hinaus zur Belle Vue,
Ich schloß mich an ihren Zug;
Es machte mir süße Mühe,
Daß Liebchens Shawl ich trug.

„Doch", bat sie, „lassen Sie bümmeln
Ihn auf die Erde nicht,
Und nicht in einander drümmeln;
Das mach' ich Ihnen zur Pflicht.

13. Neuer göttinger Musenalmanach, herausgegeben von einem zweiten Vereine.

Ein Haufe junger unbedeutender Menschen, deren Eifer als ein ernster löblich erscheint, legt hier dem Publicum eine Reihe von Erlingsgaben der Muse zur Schau, die freilich als erste Aufwallung poetischer Stimmung noch nicht die Hoffnung verbürgen, als verrathe sich in einem jeden der zahlreichen Verfasser ein wirklicher Dichter. Wir prophezeien nicht gern, und ein echtes Talent macht sich durch die Dornen der schriftstellerischen Laufbahn in der Regel gegen alle Vorherbestimmung seinen eignen Weg. Zu loben ist zunächst, daß die Interessen der jungen Dichter der Gefühlswelt und nicht dem dermaligen beschränkten Boden provinzieller Heimath entnommen sind und daß Niemand, um witzig zu scheinen, den trivialen Scherz sich erlaubt hat, daß bei göttinger Mettwurst auch Poesie gedeihen könne, wie die paderbornschen Reimer bei ihren Schinkenproductionen ein Aehnliches zu bemerken sich gedrungen fühlten, um etwanigem Vorurtheil nicht durch die That, sondern durch Geschwätz entgegenzuarbeiten. 152.

Ueber A. Puschkin und sein letztes Gedicht „Poltawa".

(Beschluß aus Nr. 326.)

„Die Quelle von Bakschisarai", Puschkin's nächstes Erzeugniß, ist etwas belebter im Stoff und weniger kahl in seinen Umrissen. In dem vorigen Gedichte kommen nur zwei Personen vor, in diesem wenigstens drei, nämlich der Khan der Krim, dessen vernachlässigte Favorite und eine gefangene Polin, die er unerwidert liebt und aus Eifersucht von jener ermordet wird. Es erhöhete verdientermaßen des Verf Ruhm und wurde ebenso wie das vorige ungemein günstig von dem Publicum aufgenommen. Als Beweis mag dienen, daß Puschkin für das schwerlich über 600 Zeilen fassende Manuscript 3000 Rubel von dem Herausgeber Ponomarjev, eine in den Annalen russischer Autorschaft seither unerhörte Summe, empfing. Diesem Gedichte folgte ein nicht längeres: „Tzigani, oder die Zigeuner", zwei Jahre vor seiner Bekanntmachung geschrieben und unterdeß sowol theilweise in verschiedenen Jahrbüchern abgedruckt, als auch in Abschriften Befreundeten mitgetheilt. Es hatte sich also noch vor dem Drucke durch Tradition einen gewissen Ruf begründet und wurde von dem Publicum mit einer dem Autor sehr schmeichelhaften nur leider nicht befriedigten Ungeduld erwartet, die freilich in solchen Fällen oft ihre Foderungen überspannt. Die Fabel scheint glücklicher wie andere Male ersonnen und von dem Dichter selbst, zu ihrem großen Vortheile, ernster gehalten zu sein. Aleko, ein der Justiz entflohener junger Mensch, kommt zu einer Bande Zigeuner, die ihn unter sich

aufnehmen. Er verliebt sich in Zemfiren, ein Zigeunermädchen, und wird von ihr anfänglich begünstigt, hernach aber um einer andern Neigung willen leichtsinnig verlassen, worauf er in der Eifersucht erst seinen Nebenbuhler, sodann Zemfiren selbst ermordet. Die Zigeuner, sogar Zemfire's Vater rächen zwar die doppelte Mordthat nicht, erklären dem Jüngling aber, sie könnten mit einem Menschen, der seine Hände mit Anderer Blut besudelt habe, keine weitere Gemeinschaft haben und verlassen ihn. Zuletzt wird angedeutet, daß er sich selbst das Leben nimmt.

Der Hauptreiz dieser Dichtung liegt in der Frische des Colorits der beschreibenden Stellen und in der kühnen, wiewol leichten und hastigen Charakterschilderung Aleko's und des Vaters Zemfira's. Sie ist noch dramatischer, als der Dichter gewöhnlich schreibt, und bewegt sich sogar lange in einem Dialoge mit vorbemerkten Namen der Sprechenden.

Was wir schon im Allgemeinen über „Onaegin" gesagt haben, muß für jetzt genügen, weil das Gedicht noch unvollendet ist. Puschkin's letzte poetische Erzählung „Poltawa" (St.-Petersburg, 1829) hat eine historische Person zum Helden, den Byron'schen Ukraine-Hetmann Mazeppa. Die Dichtung hat den Namen von der berühmten Schlacht, die nicht sowol der Hauptgegenstand als der Schluß des Gedichts ist. Mazeppa, vorher in enger Freundschaft mit Kotschubei, einem ukrainischen reichen Edelmann, verfeindet sich mit ihm, nachdem er ihm seine Tochter Maria geraubt hat, die ihm die Aeltern zur Gattin verweigerten. Die volle Liebe des Mädchens zu ihm hält den Hetmann so wenig wie seine eigne Liebe zu ihr ab, Pläne der Rache gegen ihren Vater zu schmieden, der ihn beim Czar angeklagt hat, mit den Schweden in hochverrätherischem Briefwechsel zu stehen. Er rechtfertigt sich vor seinem Oberherrn, versichert ein Opfer von Kotschubei's Kabalen und schwarzen Anschlägen zu sein, erinnert an seine langen vorherigen Dienste, an die Unwahrscheinlichkeit, daß ein alter Krieger, wie er seine grauen Haare durch solchen Treubruch schänden werde, und fodert und erlangt endlich des Klägers Verdammungsspruch. Maria, die das Unglück ihres Vaters nicht ahnet, lebt ganz ihrer Leidenschaft, erfährt aber, durch ihre heimlich zu ihr gedrungene Mutter, Kotschubei's durch Mazeppa's schlaue Rachsucht bewirkten Tod. Wie dieser von der Hinrichtung seines Schlachtopfers heimkehrt, findet er Marien nicht vor, die verschwunden ist und bleibt, und von der ihm kein Mensch Nachricht zu geben vermag. Seine ungemessene Wuth darüber weicht nur seiner Lust an Kriegsthaten. Er bereitet eine Empörung für die Schweden vor und stellt sich, um allen Argwohn zu entfernen, am Rande des Grabes zu sein, so lange bis er die Maske abwerfen kann. Sowie Karl in die Ukraine dringt, vereinigt sich Mazeppa mit ihm und wird nach der hier beschriebenen Schlacht von Poltawa ein Begleiter des unglücklichen Monarchen. Auf der einsamen Flucht erzählt er diesem die Liebe seiner Jugend, findet eines Nachts unterwegs Marien wahnsinnig, die ihm wieder entflieht, und verläßt endlich in trübsinniger Verzweiflung sein Vaterland.

Dieser Schluß des Gedichts muß sicherlich die Kritik befriedigen. Die Art, auf welche der Faden der unterbrochenen Erzählung wiederaufgenommen wird, wie wir wieder zu Marien kommen, nachdem sie scheinbar vergessen ist, beurkundet mehr Scharfsinn und kunstvolle Berechnung, als wir an Puschkin gewohnt sind, dem eine zu große Verwickelung seiner Begebenheiten gewiß nicht kann vorgeworfen werden. Das Interesse bleibt sowol in Hinsicht auf die Heldin als auf Mazeppa gespannt, den wir, ohne Neugier seine weitern Schicksale zu vernehmen, können fallen lassen. Wir halten dies Gedicht an Erfindung wie Ausführung gleich vorzüglicher als Puschkin's anderweitige Geisteserzeugnisse und finden deshalb die Erscheinung, daß es minder beifällig als diese ist aufgenommen worden, um so merkwürdiger. Es ist ohne Widerspruch anziehender als irgend ein früheres, und es thut ihm keinen Eintrag, daß wir den hier in hohem Mannesalter stehenden Helden durch Byron schon in seiner Jugend gekannt haben. Es gehört zwar ein wenig guter Wille des Lesers dazu zu glauben, daß der in Schlachten ergraute Hetmann Mariens Augen ebenso bezaubern soll, wie Byron's Page Theresen bezauberte. Wir hoffen aber, daß Novellen- und Romanschreiber den Wink benutzen und zeigen werden, daß man gar kein Adonis zu sein braucht, um Frauengunst zu erlangen. Der Styl dieses Gedichts ist belebt und farbenreich gehalten, und bezeigt in der leidenschaftlichen Gewalt des Ausdrucks eine feste und kühne Hand; der Stoff ist im Allgemeinen wie in den Einzelheiten mit großer Kunstfertigkeit und Umsicht verarbeitet. Im Ganzen sind wir der Meinung, daß Puschkin sich selbst noch gar keine Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, indem er sein immer großes Talent auf ein so kleines Feld beschränkte. Er muß ihm freiern Lauf gestatten, damit er all seine Kräfte kennen und gebrauchen lernt. Er hat genug für bloße Popularität gethan und ist sich selbst schuldig, einen dauerndern Ruhm ins Auge zu fassen; denn, wofern er nichts producirt, was aus festern Bestandtheilen als seine seitherigen Arbeiten zusammengesetzt ist, möchte er leider am Ende seiner Laufbahn weniger geleistet als im Anfange versprochen haben, und würde mit der Zeit doch, wie sehr er auch gegenwärtig bei wenigen Nebenbuhlern hervorsticht, unter die Dichter zweiten Ranges in seinem Vaterlande gestellt werden müssen.

Ehe wir die Feder weglegen, benutzen wir diese Gelegenheit, noch einige Worte über einen andern russischen Dichter zu sagen, der wie Puschkin gewissermaßen zu Byron's Schule gehört und mit ihm auf eine ehrenvolle Weise würde gewetteifert haben, hätte ihn nicht sein frühes Schicksal ereilt. Wir sprechen von Rilâev, der, wie vielleicht einigen unserer Leser bekannt ist, sein Leben in Folge des Antheils verwirkte, den er an der Verschwörung in St.-Petersburg nach dem Tode des letzten Kaisers gehabt haben soll. Unabhängig von eignen Verdiensten mag sein Gedicht „Voinarowsky" hier genannt werden, insofern es in näherer Beziehung zu dem Helden von Puschkin's „Poltawa" steht. Es ist ihm ein kurzer Abriß von des Dichters gleichwie von des Helden Leben vorgedruckt, der, als Mazeppa's Neffe und Erbe, viele Jahre lang eine glänzende Rolle an deutschen Höfen spielte und zuletzt durch seinen ehrgeizigen und unternehmenden Charakter Peter dem Großen verdächtig wurde, der ihn nach Sibirien sendete, wo er sein Leben im Elend beschloß. („Foreign quarterly review.") 153.

Origine de l'épopée chevaleresque du moyen-âge par *Fauriel.*

Herr Fauriel ist seit der Julirevolution Professor der auswärtigen Literatur an der pariser Universität oder vielmehr an der faculté des lettres der Académie de Paris. Die Vorlesungen, die er in dieser Anstalt gehalten, hat der gelehrte Hr. Professor nun im Drucke herausgegeben. Wir gestehen, daß das literarische Gebiet, das er in denselben durchwandert, uns ziemlich fremd ist; wir werden uns daher auf die bescheidene Rolle eines Berichterstatters beschränken, indem wir es Andern überlassen, die Resultate, die der Verf. hier, und wir nach ihm dem Publicum darbieten, näher zu würdigen und zu beleuchten. Nachdem Hr. Fauriel im Allgemeinen die Rittergedichte aus dem 12. und 13. Jahrhunderte charakterisirt, geht er zur Untersuchung der Frage über, inwiefern den Provenzalen Einfluß auf die Ausbildung der Ritterpoesie eingeräumt werden muß. Mehre poetische Denkmäler beweisen, daß bereits einige Jahrhunderte vor dem Aufblühen der Troubadours die Literatur des mittäglichen Frankreichs schon epische Versuche aufzuweisen hatte. Die Sitten des Ritterthums geben freilich den poetischen Bestrebungen der Troubadours eine mehr lyrische Tendenz, indessen wurde das eigentliche Epos nicht vernachlässigt. Bechada schrieb eine poetische Erzählung der Begebenheiten der ersten Kreuzzüge, die aber verloren gegangen ist. Die Belagerung von Antiochia wurde vielfach besungen; einer der ältesten dadurch veranlaßten Gesänge ist die Chronik von Antiochia, aus welcher die

Geschichte des Ritters Golfier von Tours und seines Löwen entnommen ist. Golfier stieß eines Tages auf einen Löwen, den eine ungeheure Schlange zu erwürgen im Begriffe war. Er tödtete die Schlange; der Löwe wollte seinen Retter nicht mehr verlassen und blieb während mehren Jahren sein treuer Gefährte. Als zuletzt Golfier sich eingeschifft hatte und man den Löwen nicht in das Schiff lassen wollte, stürzte dieser sich ins Meer, um seinem Herrn nachzuschwimmen, und ertrank. Nachdem sich die Bewegung des ersten Kreuzzuges gelegt, fuhren die Ritter des mittäglichen Frankreichs fort die Spanier gegen die Sarazenen zu unterstützen, und diese Züge wurden das Hauptthema der epischen Poesie der Provenzalen. Die Heldenthaten des Ritters Wilhelm VI., Herrn von Montpellier, wurden von einem provenzalischen Dichter gefeiert, von dem blos Gariel, der älteste Municipalgeschichtschreiber der Stadt Montpellier, spricht. Nebstdem muß bemerkt werden, daß die lyrischen Gedichte der Troubadours eine Menge Allusionen und Reminiscenzen enthalten, welche nothwendig eine gleichzeitige mannichfaltige epische Poesie voraussetzen. Hr. Fauriel beweist durch diese Citate, daß über hundert provenzalische Romane existirt haben müssen. Einige davon haben sich erhalten, die andern sind aus mannichfaltigen, hier nicht wohl anzuführenden Ursachen verloren gegangen. Sodann thut der Verf. dar, daß die Troubadours an den Romanen des karlovingischen Cyklus und des britannischen Cyklus Theil gehabt. Wir können dem gelehrten Verf. in seine scharfsinnige, bis in die feinsten Einzelnheiten sich zersplitternden Untersuchungen nicht folgen. Hierauf wird eine kritische Analyse der noch übrigen provenzalischen Romane beigebracht.

Man kann dieselben unter drei Classen bringen: 1) Diejenigen, die noch im Texte vorhanden sind, 2) solche, von denen wir blos Uebersetzungen oder Nachahmungen in fremden Sprachen haben und deren provenzalischer Ursprung durch historische Beweise dargethan ist, und 3) solche, deren Ursprung sich blos durch entfernte Gründe erweisen läßt. Die erste Classe begreift die Romane von Ferabras, Gérard de Rouffillon, Philomena und eine Lebensbeschreibung des heiligen Honoratus von Lerins. Zur zweiten Classe gehören der „Titurel" und „Percival" von Wolfram von Eschenbach, und ein „Lancelot du Lac" von d'Arnaut Daniel, übersetzt von Ulrich von Zachinhoven 1184. Nur zwei Romane aus dem Cyklus der Tafelrunde sind in provenzalischer Sprache abgefaßt; sie heißen: „Blandin de Cornouailles" und „Geoffroy et Brunissende". Unter allen Romanen, die Hr. Fauriel analysirt, hat uns Gérard von Rouffillon, aus dem karlovingischen Cyklus besonders angezogen. Gérard von Rouffillon ist eine historische Person und selbst von einiger Bedeutung aus den Zeiten Karls des Kahlen, mit welchem er einen langen und hartnäckigen Kampf bestand. Dieser Kampf ist das Sujet des Romans, in welchem aber an der Stelle Karls des Kahlen Karl Martell auftritt. Dieser heirathet eine Prinzessin, die Tochter oder Verwandte eines Kaisers von Konstantinopel, die nicht genannt wird. Gérard und die Prinzessin liebten sich seit langer Zeit. Indessen entsagt ihr Gérard und begnügt sich mit ihrer Schwester Bertha. Beide Ehen sind geschlossen, und der Augenblick ist gekommen, wo beide Paare sich trennen müssen. Im Begriffe, von ihren Freunden zu scheiden, hat sie noch eine Unterredung mit ihm im Beisein ihrer Schwester und zweier Grafen. Diese Scene ist von großer Wirkung und gibt uns ein merkwürdiges Beispiel von Dem, was die ritterliche Galanterie im 12. Jahrhundert in den Sitten und Begriffen der Provenzalen war. Hier folgt diese um so ergreifendere Scene, je einfacher sie erzählt wird. Beim Andruche des Tages führte Gerhard die Königin unter einen Baum; zwei Grafen und Bertha, ihre Schwester, begleiteten sie. — „Was sagt Ihr dazu, Frau des Kaisers, sagte Gerhard, daß ich Euch gegen einen minder werthvollen Gegenstand vertauscht?" — „Es ist wahr, Herr, Ihr habt mich zur Kaiserin gemacht, und Ihr habt aus Liebe zu mir meine Schwester geheirathet. Aber meine Schwester ist auch ein Gegenstand von hohem Werthe. Hört mich, Ihr Grafen, und Du, meine theure Schwester, die Vertraute meines Herzens; höre mich vor Allen, Du mein Erlöser; ich nehme Euch alle zu Zeugen, daß ich mit diesem Ringe Gerhard auf immer meine Liebe schenke, und daß ich ihn zu meinem Ritter mache. Ich bezeuge vor Euch allen, daß ich ihn inniger liebe als meinen Vater und meinen Gemahl und indem ich von ihm scheide, kann ich mich der Thränen nicht mehr enthalten." Der mächtige Gerhard, der Gasconien, die Auvergne, die Provence u. s. w. besaß, und seltsam genug, unter seinen Vasallen seinen Oheim und seinen eignen Vater zählte, hatte längst die Eifersucht des Kaisers erregt. Es kommt zum Kriege. Karl Martell belagert das Schloß Rouffillon, welches durch Verrath in seine Hände fällt. Gerhard, schwer verwundet, flüchtet sich nach Avignon, sammelt neue Streitkräfte und schlägt Karl Martell aufs Haupt; dieser flieht nach Orleans und rüstet sich zu einem neuen Feldzuge. Beide Fürsten geben sich rendez-vous in der Ebene von Vaubeten in Burgund. Noch war die Schlacht nicht entschieden, als plötzlich die königliche Fahne ganz in Feuer zu stehen scheint; ein Feuerregen stürzt über Gerhards Heer. Beide söhnen sich, durch diese Wunderzeichen erschreckt, auf eine Zeitlang aus. Doch bald bricht der alte Haß wieder los; sie greifen aufs Neue zum Schwerte. Zwei Jahre bekriegen sich Karl und Gerhard mit abwechselndem Glücke; endlich fällt das Schloß Rouffillon zum zweiten Male durch Verrath in die Hände Karl Martell's. Gerhard flüchtet in die Ardennen mit einem einzigen, schwer verwundeten Reisigen und seiner Frau, Bertha, die sich gegen das Ende der Schlacht zu ihm gesellt. Sie irren lange umher ohne Obdach, oft ohne Nahrung; auf Gerhards Kopf wird ein Preis gesetzt. Dieser gelangt endlich nach Aurillac in der Auvergne, wo er als Kohlenbrenner zwanzig Jahre zubringt; Bertha seine Frau lebte als Näherin. Ein Turnier, dem sie zufällig beiwohnen, erweckt in ihnen das Andenken an ihre vorige Größe. Auf Bertha's Rath begibt sich Gerhard nach Orleans, wo damals der Hof Karl Martell's war. Am Charfreitage tritt die Königin mit bloßen Füßen in die Kathedrale und kniet in einer einsamen Kapelle nieder, um zu beten. Gerhard schleicht mit leisem Schritte dicht an sie, gibt sich ihr zu erkennen, indem er ihr den Ring zeigt. Die Kaiserin schließt ihn in ihre Arme und vertraut ihn einstweilen der Obhut eines Priesters an. Es gelingt ihr zuletzt, zwischen ihrem Gatten und ihrem Freunde Frieden zu stiften, und Gerhard stirbt in Frieden in seinem Schlosse Rouffillon. Dieser Roman, den wir hier auf seine einfachsten Grundzüge zurückgeführt haben, ist von hohem Interesse. Ueberall liegen historische Ueberlieferungen zum Grunde. Die geographischen Benennungen sind häufig durch Versehen der Abschreiber entstellt, indessen lassen sie sich leicht wieder berichtigen. Das Merkwürdigste in diesem Romane sind die Charaktere, welche kräftig entworfen und mit Consequenz durchgeführt sind, obgleich es an Mannichfaltigkeit gebricht. Die Sprache ist hart, trocken, incorrect, aber energisch und pittoresk; Alles ist einfach und ernst gehalten. 143.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Mundt (Theodor), Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwickelung. 12. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 338. — 3. Dezember 1832.

Ueber die menschliche Erkenntniß, von Gottlob Ernst Schulze. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Je getheilter noch immer die Ansichten der Philosophen unserer Zeit über die wichtigsten Aufgaben des Menschen sind; je weniger es der Hegel'schen Schule hat gelingen wollen, durch unerhörte Prätensionen, durch vorspiegelnde Vereinigung der verschiedenen Standpunkte und durch eine Art Schreckensregierung in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" zur Alleinherrschaft zu gelangen; je zahlreicher endlich die neuen Systeme junger unbekannter Autoren sind, deren plötzliche Erscheinung an die Schwärme von Insekten und Ungeziefer erinnert, welche in einigen Gegenden dem Ausbruche der Cholera vorhergingen: um so mehr verdienen die vieljährigen Forschungen eines Veteranen der Wissenschaft, zumal wenn sie mit der Ruhe und Klarheit mitgetheilt werden wie in vorliegender Schrift, die Aufmerksamkeit und die dankbare Anerkennung des Publicums. Solche Erzeugnisse müssen selbst von Denen, welche die Ueberzeugungen des Verf. in vielen Punkten nicht theilen können, mit Achtung aufgenommen werden. Schon in der dritten Ausgabe seiner „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" vom Jahr 1824 hatte dieser verdiente Gelehrte die Idee zu einer neuen Theorie über die menschliche Erkenntniß aufgestellt, welche er den natürlichen, d. i. der Natur und den Gesetzen des menschlichen Geistes angemessenen Realismus nannte, und dessen Mittheilung gegenwärtige Schrift enthält. Es kommt darin Manches vor, was in seinen andern Schriften schon angeführt ist, aber weit ausführlicher und in seiner Beziehung auf die sämmtlichen Einrichtungen des menschlichen Geistes; mehre Untersuchungen hingegen sind von ihm früher, auch nur den Hauptpunkten nach, noch niemals mitgetheilt worden. Es versteht sich wol von selbst, daß ein solches Buch nicht für Anfänger in den philosophischen Studien, sondern für Diejenigen bestimmt ist, welche sich damit schon lange beschäftigt und die Verschiedenheit der philosophischen Systeme kennen gelernt haben.

Im ersten Lehrstücke handelt der Verf. von der Verschiedenheit der unmittelbaren und mittelbaren Erkenntniß und prüft die Gründe, womit der Idealismus die Annahme einer unmittelbaren Erkenntniß bestritten hat. Der Mensch ist nämlich sich seiner selbst bewußt, und dieses Selbstbewußtsein nennt er Ich. In dem Begriffe des Ich können, sobald wir darüber nachdenken, das Subject, welches nachdenkt, von dem Objecte, worauf sich das Nachdenken bezieht, noch unterschieden werden. In dem Selbstbewußtsein aber, welches das geistige Leben bedingt und in jeder Aeußerung desselben stattfindet, ein Bewußtsein des Subjects und auch noch das Bewußtsein eines davon verschiedenen Objects anzunehmen, widerspricht der Natur und dem Wesen des Selbstbewußtseins, und das Bewußtsein der Vorstellung von unserm Ich ist nicht das Bewußtsein des existirenden Ich selbst. Mit dem Selbstbewußtsein findet bei jedem Menschen immer auch das Bewußtsein seines im Raume vorhandenen Leibes statt, der für das sich seiner selbst Bewußte existirt und lebt, jedoch etwas davon ganz Verschiedenes ausmacht. Durch dieses Bewußtsein wissen wir etwas von den äußern und innern Theilen des Leibes, von den Bewegungen und Zuständen dieser Theile, der Stimmung des organischen Lebens in denselben, dem Gesundsein oder Krankſein, den angenehmen oder schmerzhaften Gefühlen, die in ihnen empfunden werden. Was der Mensch so empfindend oder wahrnehmend erkannt hat, kann er, nachdem das Empfinden und Wahrnehmen nicht mehr stattfindet, sich vorstellen und dadurch wieder zu einer Erkenntniß davon gelangen. Dieses Vorstellen besteht aus dem Bewußtsein von Etwas in uns, das nicht die dadurch erkannte Sache selbst ist, aber doch als ein Zeichen davon dazu dient, die Beschaffenheiten der Sache zu erkennen und die Gegenwart derselben fürs Bewußtsein einigermaßen zu ersetzen. Die Vorstellungen können von Dem, was dadurch vorgestellt wird, sehr verschieden sein und gleichwol eine Erkenntniß desselben vermitteln. Man kann sie eintheilen in Vorstellungen von Einzeldingen, in Begriffe, worin nur das mehren Dingen Gemeinsame gedacht wird, und in Ideen, d. h. Vorstellungen von einer solchen Vollkommenheit, daß es wenigstens ungewiß ist, ob sie schon an einem wirklichen Dinge vorhanden sei oder jemals zu Stande gebracht werden könne, wie z. B. von einer vollendeten Ausbildung der menschlichen Natur in Ansehung der Anlagen zum sittlich-guten Handeln. Die Wahrnehmung hingegen, sei sie auch noch so schwach, weist das erkennende Ich nie auf etwas hin, das von dem Wahr-

genommenen verschieden wäre und hinter demselben verborgen läge. Gleichwol haben die Philosophen seit dem 17. Jahrhundert die Thatsachen des Bewußtseins und die unmittelbare Erkenntniß für etwas Unmögliches ausgegeben und angenommen, alles Erkennen bestehe aus einem Vorstellen, woraus der Idealismus entstand. Besonders verwandelte Cartesius alle Empfindungen und Wahrnehmungen in bloße Vorstellungen, und seine Lehre wurde die gemeinsame Grundlehre aller neuern Systeme in der theoretischen Philosophie. Besondere Modificationen erhielt dieser Idealismus durch Berkeley, Malebranche, Kant, Fichte u. A.

Das zweite Lehrstück hat die Vervollkommnung der menschlichen Erkenntniß zum Gegenstande. Vermittels der Verstärkung des Bewußtseins, woraus das Wahrnehmen besteht, und vermittels der Einschränkung der Aufmerksamkeit auf das Wahrgenommene werden die Bestimmungen desselben genauer erkannt. Dadurch entsteht nämlich ein Bewußtsein der Theile, die ein Ganzes ausmachen, und ihrer Verschiedenheit von einander; ferner das Bewußtwerden des Unterschieds des Stoffes von der Form und des Innern von dem Aeußern an einem Gegenstande. Eine andere Vervollkommnung der Erkenntniß des in uns und außer uns Vorhandenen gewährt das Forschen nach der Ursache seines Entstandenseins. Die Einsicht der ursächlichen Verbindung gewisser Dinge wird vermittelt durch die beobachtete Beständigkeit des Nacheinander- und Beieinanderseins der Dinge, welche nicht für das Werk des Zufalls genommen werden kann, sondern auf eine Gesetzmäßigkeit der Natur hinweist. Durch Hume's Bestreitung der ursächlichen Verbindung der Dinge ist wol noch Keiner bestimmt worden, diese Verbindung für bloße Einbildung zu halten. Ja, Hume selbst forscht in seinen historischen Schriften nach den Ursachen der Einrichtungen in Staaten, was nicht hätte geschehen sollen, weil er darin nach einer Voraussetzung verfährt, welche von ihm für einen Wahn ausgegeben worden ist. Auch sind bereits die Ursachen vieler Erscheinungen in der Natur auf eine zuverlässige Art ausfindig gemacht worden. Abhängigkeit des Entstandenen von der Ursache wird auch in Ansehung Dessen, was im geistigen Leben der Menschen vorkommt, und ihres Thuns und Lassens angenommen. Gleichwol findet die Ueberzeugung statt, das menschliche Wollen stehe unter keinem Naturzwange, sondern sei ein Erzeugniß der Freiheit, und was dadurch entstand, werde daher als Verdienst oder Schuld angerechnet. Diese Ueberzeugung ist allgemein unter dem Menschengeschlecht verbreitet. Aus dem Wollen eines Menschen entstehen dessen innere und äußere Handlungen, wenn er dazu hinreichende Macht besitzt, und zwar mit Nothwendigkeit. Das Wollen findet zwar nicht ohne Beweggründe dazu statt, aber es gibt zwei gänzlich verschiedene Arten der Beweggründe, eine aus der sinnlichen Selbstliebe und eine aus der Erkenntniß der Vernunft von dem Sittlichguten und Pflichtmäßigen abstammende. Die Ursache ist also hier der handelnde Mensch selbst, und die Freiheit kann nicht eher eintreten als bis der Mensch zur Erkenntniß des Guten und Bösen gelangt ist. Es ist auch dieses Vermögen der Entwickelung bedürftig und erlangt erst nach und nach die Stärke, wodurch es auf alle Entschließungen Einfluß haben kann, und es ist Thatsache, daß im Thun und Lassen der Menschen Vieles vorkommt, was nicht auf sinnliche Begierden und deren Befriedigung bezogen werden kann, wie die Begeisterung für Wahrheit, für Vaterland u. s. w. Endlich darf nur ein Jeder eine Pflicht, die er bisher vernachlässigte, erfüllen und einem sinnlichen Vergnügen entsagen, um das Dasein dieser Macht in sich zu erkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Es ist erquickend, wenn man in dem Wirthshaustreiben der heutigen Welt einen Mann von Bildung findet, einen Mann der poetischen Humanität entdeckt, mit dem sich ein Wort des ungebundenen Geistes reden läßt, der nicht so viel Paragraphen aus den Taschen zieht, daß das Gespräch ein wohlgeordnetes System werden muß. Solch ein Mann ist dieser Briefsteller; ich habe mich sehr gefreut, seine Bekanntschaft zu machen.

Es ist ein Vortheil, daß unsere Zeit die materiellen Bedürfnisse so streng ins Auge faßt, daß auch die Schriftsteller der neuen Zeit die Oekonomie unterjocht haben; aber es ist eine Erholung, wenn man einmal ein Buch hindurch nichts von den Bedürfnissen des Schlundes und Magens hört, wenn man einmal die Sprünge, ja seien es auch Capriolen des bessern Menschen, des geistigen, innerlichen, ansieht; es kommt uns dann auch wieder die alte Turnregsamkeit des Geistes und Gemüthes, welche in Fesseln geschlagen ruht durch die gesetzliche, philisterhafte Anständigkeit unserer bürgerlichen Denkweise; alle die liebenswürdig ungezogenen Gedanken, die nicht für das polizeiliche Sonnenlicht gedacht, wachen wieder einmal auf, öffnen forschend die Schalksaugen und klingeln mit den Schellen, all der Uebermuth der unermeßlichen innern Freiheit schüttelt das alte stehende Wasser von den Flügeln und macht sich flügge. Man vergißt einen Augenblick und länger alles Das, was wir von Freiheit opfern müßten, um in einer Gesellschaft zu leben, man springt keck über Zäune und Hecken, und weil man fühlt, man meine es mit Jedermann redlich und gestatte Jedermann ein Gleiches, so hat man dabei ein fröhliches Gewissen und spottet lachend aller Formenängstlichkeit. O, es ist etwas Göttliches um den muntern Springquell der Freiheit im Herzen; das wußten selbst die ältesten, schlechtesten Herrscher und hielten sich Hofnarren. Denn der Hofnarr jener Zeit ist nichts als ein verzerrtes Bild unserer innern Ungebundenheit. Und nur Der, welcher dies Alles nicht versteht, ist sein baarer Gegensatz, der durch und durch zusammengeschnürte Philister.

Und wenn wir die ganze Welt werden eingeschachtelt haben in System und Ordnung und Rechnungszuverlässigkeit, so werden wir doch nichts haben als ein ärmliches Erzeugniß, ein klägliches Abbild unsers irdischen Menschen, sowie die feinstfühlenden Mystiker nur einen jämmerlichen Menschengott aus menschlichem Material zusammenfühlen — sollen wir uns nicht entschädigen für diese unsere zuverlässige Armuth, indem wir unsern besten innern Thätigkeiten je zuweilen den Zügel schießen und sie herumjagen lassen nach den Lichtfunken der Göttlichkeit?

Wir opfern ja die individuelle Ungebundenheit gern der Gesellschaft, ja wir helfen die neue Zeit verherrlichen, weil sie das Individuum mit starker Hand reitet aus alten, unnützen Banden; wir helfen sie aufrichten die neuen Schranken der Gesellschaftlichkeit, wir helfen sorgen für beengendes Recht und beengende Ordnung, weil sie Bedürfniß sind für die Allgemeinheit — aber laßt uns zuweilen auch, frei von den nothwendigen Fesseln, schwärmen

in kecken Vernunftoperationen, laßt uns zuweilen ganz frei sein.

So geht es ungefähr in diesen Briefen her: es ist ein zügelloses Treiben, aber es ist ein liebenswürdiges Treiben; ach und es ist auch ein schmerzliches, da noch so viele Freiheit übrig ist, welche Ordnung, gesetzlichste Ordnung werden könnte und noch nicht ist; darum schließen die närrischen Briefe mit einem, den Junius Brutus an seine Schwester schreibt, wo er schmerzlich fühlt, daß er seine Klugheit unter dem Gewande der Thorheit verbergen müßte. „Wer weise sein will, der werde ein Narr in dieser Welt! Ist dies die Art unsers Jahrhunderts, daß, wer sein Vaterland retten will, sich für verrückt ausgeben muß? Noch sind uns alle Wege zum Ziele mit schwarzem Trauerflore behangen. So viele junge Herzen, die sich entschlossen haben auf ihr ganzes Leben den Belohnungen der Machthaber zu entsagen, wandeln diese Thränenstraße."

Die Phasen seiner Entwickelung nennt der neue Junius Brutus in den drei Namen: Rousseau, Jean Paul und Lord Byron. An die Wiege der Unmündigen sei er als Erster getreten; gern habe er als Zweiter in die Kreise des gewöhnlichen Lebens gesehen und aus den tiefsten Schachten einer reinen Gemüthswelt habe ihm Gold entgegengeblinkt; als Dritter habe er eingesehen, daß das Buch des Lebens nie mehr enthält, als was wir hineinschreiben, daß Der die Zeit versteht, der seinen Geist zu dem ihrigen macht, daß nur Der einen Tag genossen, der jede Stunde benutzt, daß auch nur die Jahrhunderte aus Tagen bestehen.

„Wir sind zum Leben im Staate nicht geboren. Es kann Gottes Wille nicht gewesen sein, daß wir Einem oder Mehren gehorchen, die nicht er selbst sind, daß Männer für die Ordnung sorgen sollen, da die Unordnung an ihm keinen Theil hat. Wir sollen friedfertig und einträchtig nebeneinander wohnen und Rechte uns zugestehen, als seien wir alle Brüder. Staat ist nur Uebergangspunkt in einen andern Zustand, und daß dieser glücklich ist, muß aus der Monarchie sich noch die Republik, dann aber erst aus der Republik sich das große Philadelphia bilden. Der wahren Bestimmung des Staats dient also nichts als seine Zerstörung; sein zärtlichster Freund wird immer sein geschworener Feind sein müssen. Macht aus dem Erdenrunde einen Staat, und wir werden ihn selbst zerstören, weil wir das Bedürfniß des Bauens haben und auf das Gebäude des Staates alles Material verthaten."

„So weit wir gegenwärtig in Deutschland gekommen sind, kann man behaupten, daß von Seiten des Volks es ebenso wol an der Begeisterung fehle, die einem Einzelnen allein könnte zugewendet werden, als auch, daß Keiner unserer Köpfe die Fähigkeit zu haben scheint, jene für sich zu erregen. Die politische Regsamkeit ist noch nicht bis auf jene Classen gedrungen, die sich durch nichts als durch ihre Kleider und selbst durch diese nicht einmal unterscheiden, wo der Vater wie der Sohn, dieser wie sein Schwager und Jeder wie sein Nachbar denkt. Noch steht die Liebe zur Freiheit auf einer Stufe, wo die Verschiedenartigkeit der Bildung das Recht, auf die kleinlichsten Dinge trotzige Ansprüche machen zu dürfen, behauptet. Die Wege, auf denen wir zur Einsicht in den Lauf der Zeiten gekommen sind, sind bei Wenigen dieselben gewesen. Der Eine las zufällig eine Ode von Klopstock, oder er schlug zufällig den Tacitus auf, dem Andern mißfiel es, daß er nicht rauchen dürfe, wo er wolle, einem Dritten bekommt die Königin zu viel Kinder, nur Wenige sind, die den Tyrannen hassen und die Steuern nicht lieben."

Was ihm jeder Tag bringt, was ihm die speculirende Phantasie, der phantasirende Verstand erzeugt, worüber sein Herz lacht, weshalb es blutet — Alles, was ihm begegnet, bespricht der Verf. und er bespricht Alles mit Geist. Es ist ein zügelloses Buch, aber seine Zügellosigkeit ist gewissermaßen sein Vorzug.

„Die Gemäßigten und die Stürmischen unterscheiden sich vielleicht blos durch ihr Temperament: ihre Gesinnungen bleiben dieselben. Das wäre herrlich; denn sie werden sich vereinigen, wenn man ihre Gesinnungen in die Acht erklärt. Für diese Aussicht läßt sich das Schönste vom Bundestage erwarten. Wir bedürfen einiger Gewaltstreiche, die den Unterschied der Parteien aufhöben und die gute Sache wieder allgemein machten, und in Deutschland ist es Niemanden so unter die Hand gegeben..... Hoffen wir also auf Frankfurt!"

Der Verf. scheint in Preußen zu leben, und sehr viele seiner Bemerkungen drehen sich um diesen Staat, dessen Organismus er Fichtisch nennt; sie sind zu zerstreut, und es sind ihrer zu viele, als daß ich sie hier anführen könnte. Man möge sie suchen, denn das Buch ist des Kaufs werth. Wie wohlfeil kann man einen ganzen Menschen der neuen Luft, gesäugt mit all den Stoffen, aus denen sie entstanden, ankaufen; wie selten ist es, daß ein ganzer Mensch im Buche geboten wird: meist erhalten wir ja doch eine officielle Gliedmaße, eine wissenschaftliche Rippe, höchstens einmal eine blutreiche Herzkammer.

„Die Hegel'schen Schüler hast Du sehr gut mit Instrumenten verglichen, die nur auf eine bestimmte Anzahl Musikstücke gesetzt sind."

„Schon Viele sind der Sache des Liberalismus untreu geworden. Nicht darum lassen sie die Arme sinken, weil sie schwach und ermattet sind, sondern sie wollen bemerkt haben, daß sie die Streiche in die Luft geführt haben, wo sie nach den Befehlen der Ordner den dichtesten Scharen hätten begegnen müssen. Sie haben sich selbst auf einen gewissen Indifferentismus ertappt; sie sehen zwar ein, daß die Gegner zwar hier und da im Irrthume befangen sind, erschrecken aber vor dem Gedanken, daß es doch etwas Bestimmtes, ein gewisser Inhalt, ein Interesse ist, was Jene vertheidigen. Auch sie wollen nun mehr sein als ein Medium, woran sich die im Hintergrunde gähnenden Massen zersetzen. Sie wollen nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen, neben dem Schwert auch den Scepter führen."

„In Frankreich hält die Politik und der Kampf der Partein alle Richtungen des dichtenden und denkenden Geistes zusammen. Dort sind die Helden des Tages auch Helden des Jahrhunderts. Wir Deutschen, bisher allem öffentlichen Leben entfremdet, haben von den Goldminen der Wissenschaft nie geahnt, daß sie unter dem Boden des Staatslebens sich fortziehen. Unser politisches Streiten ist demokratisch, wir sind aber gewohnt, nie die Feder zu ergreifen, als im Geiste unserer literarischen Aristokratie — — die Nothwendigkeit der Politisirung unserer Literatur ist unleugbar. Man gehorcht ihr zwar, aber mit welcher Zögerung! mit welchen fremdartigen Erscheinungen! Sie wird noch die häßlichsten Leidenschaften aufrufen. Die Eitelkeit der Originalität, die schmutzige Begeiferung, die fast anerkannter Ton unserer Kritik ist, Neid auf literarische Berühmtheit — das Alles steht dem Siege der guten Sache entgegen. Es gibt noch Andere, die aus andern Gründen dem Liberalismus untreu geworden sind. Sie konnten den Nachwuchs eines neuen Geschlechts nicht ertragen — es ist in Frankreich ebenso gegangen: die in der alten französischen Kammer einst die äußerste Linke bildeten, die ausgezeichnetsten Glieder der ehemaligen Opposition sind nur darum in die rechte Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil sie nicht ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, sich in jugendlichen Gemüthern lebendiger bethätigte. Die Menschen erschrecken nicht so sehr vor dem Was als vor dem Wie. So sind in Deutschland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die legalsten Organe der Regierung geworden."

Ich möchte gern etwas Kluges über das Buch sagen, und ich komme zu nichts, als Stellen daraus zu citiren: es ist dies das sicherste Zeichen, daß dasselbe selbst etwas Kluges ist; es hat mit seinem Reichthum mich überwältigt, ich habe mich auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie jedes bedeutende Buch, besitzt es die Fähigkeit, alle schlummernden Kräfte des Geistes und Herzens zu wecken, aber da ich bald nach dem Lesen schreibe, so gestattet seine geistige Despotie noch zu wenig Selbständigkeit.

„Du hast Recht. Wir kämpfen nur um die Wege zum Ziele, kennen aber das Ziel selbst nicht. Der letzte Grund unserer Wünsche ist noch kein bestimmter Zustand, sondern nur die-

Möglichkeit, sich frei zu bewegen, das Mittel, einst irgend einen Zustand herbeizuführen. Wir wollen die Freiheit haben, künftig Das zu sein, was wir sein werden. Das Zeitalter der Revolution deutet auf eine neue Schöpfung."

„Ich glaube es nicht, daß einst in Buchstaben wieder geredet wird. Die Liebe wird herrschen. Aber die Liebe steht nicht unter dem Gesetz, sie ist Feindin des Gesetzes, wie Du schon in der Bibel lesen kannst. Viele Dinge werden dann aufhören, besonders die, die jetzt schon keinen Sinn mehr haben. Auch wird es keine Helden und Hofräthe mehr geben, weil man die Dummen von den Klugen mehr unterscheidet. Diese haben sich bisher so unterschieden, daß die Klugen an den Dummen zu Rittern, die Dummen an den Klugen immer zu Hofräthen wurden. Das nimmt Alles ein Ende. Nur die Liebe nicht und die Treue nicht."

Ich weiß wahrlich über das Buch nichts Besseres zu sagen, als ich gethan, denn es sagt selbst das Beste; ich verweise den Leser noch auf das spaßhafte Bengel'sche Jahr 1836, wo unser kluger Narr die Prophezeihungen der Apokalypse sehr spaßhaft ausgehen läßt zu Frankfurt und anderswo, und ich schließe mit einem offenherzigen Danke für den Verleger, der das Buch gebracht. 78.

Romanenliteratur.

1. Novellen von August Kahlert. 1) Der Kartendämon. 2) Donna Elvira. 3) Eugen. Breslau, Pelz. 1832. 12. 1 Thlr.

Warnende Beispiele, verständig und im guten Erzählungston vorgetragen. Der Inhalt der ersten Novelle liegt im Titel. In der zweiten vergiftet ein jüngerer Don Juan die schöne, unschuldige, ihm zärtlichst ergebene Donna Elvira auf Antrieb der buhlerischen Donna Anna, die auf und außer der Bühne der Nebenbuhlerin Geist zu sehen wähnt und aus Schrecken stirbt, was Don Juans unheilbare Geisteszerrüttung nach sich zieht. Eine wahnsinnige prophezeihende Alte, eine der vielen verpfuschten Nachbildungen von Walter Scott's Meg Merrilies, ist hier ein überflüssiger Schnörkel. „Eugen" zeigt, was aus dem Verhätscheln seiner Schwächen herauskommt, und was aus der Einbildung der Ueberschwenglichkeit, die, scharfbeleuchtet, weiter nichts ist als Trägheit etwas Tüchtiges zu sein und zu leisten.

2. Die Waise, von Kosmeli. Zwei Theile. Leipzig, Rauck. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der einfache Lebenslauf einfacher Menschen, wo selbst die Gabe des zweiten Gesichts, die der schönsten edelsten Natur der Erzählung beiwohnt, nicht das Gleichgewicht stört. Gräfin Mathilde verbirgt dies unglückliche Geschenk und erkennt es als solches, dagegen wird ihre Tochter, auf die es erbte, dadurch überspannt, unkindlich, man fühlt die Naturnothwendigkeit, daß ein solches Mädchen, an dessen zartestem Lebenskeim der Wurm genagt, frühzeitig sterben muß. Mit Bedauern vermißt man in den Tagebüchern, vor Allem in Mathildens Aeußerungen, religiöses Gefühl; eine Seele wie die ihrige konnte mit kalter Moralphilosophie sich nicht begnügen, das hätte der Verf. bedenken, ihr diese Vollendung ihres Seins, ja nothwendiges Lebensprincip nicht entziehen müssen.

3. Herzensblüt' und Lebensdorn. Erzählungen und Skizzen, als Ernst und Scherz für müßige Stunden im Leben, zur Erheiterung des Geistes, zur Veredlung des Herzens. Von J. S. Ebersberg. Wien, Grund. 1830. 12. 12 Gr.

Das bescheiden klingende Vorwort läßt dennoch den wesentlichen Umstand aus, daß sämmtliche Nummern, geschichtliche und naturhistorische Anekdoten, kleine Erzählungen, die Uebersetzung eines frostigen französischen Trauerspiels u. s. w., aus Anekdotensammlungen, Zeitschriften, Reisebeschreibungen, Grammatiken u. dgl. ausgezogen und zum Theil sehr bekannt sind, wie die sentimentale Novelle „Selico", welche man in keiner französischen Chrestomathie und Lesebuch für Anfänger jener Sprache, sobald die Lesebücher nicht vom neuesten Datum sind, vergebens suchen wird. Mit Ausnahme der langweiligen dramatischen Skizze ist die Auswahl nicht zu schelten, sodaß das Buch für einen leidlichen Lückenbüßer gelten kann.

4. Merlin's Liebe und Zauberei. Phantasiestück von August. Weimar, Gräbner. 1832. 8. 14 Gr.

Dem Stoff nach nicht neu, nicht vollendet in der Behandlung; allein der Verf. hat sich mit Liebe in seinen Gegenstand versenkt, ihn erkannt und dadurch auch die Theilnahme der Leser dafür gewonnen. Da außerdem die Schreibart gut und gleich den artigen, fließenden Versen ohne Schwulst ist, so läßt sich von dem, ohne Zweifel noch jugendlichen Dichter, für die Zukunft etwas Vorzügliches erwarten, zumal wenn er sich fort und fort frei von Manier erhält.

5. Arabesken von Ludwig Bechstein. Stuttgart, Hallberger. 1832. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Geistreiche, auch gemüthliche und witzige Betrachtungen, denen man mitunter ansieht, daß der Vorsatz mehr als der Trieb bei ihrem Entstehen waltete, und daß Manches aus der Leitung einer herrlichen Quelle, nicht aus ihr selbst gleich beim Entstehen geschöpft, herausfloß.

6. Neue Novellen. Bilder aus der wirklichen Welt, von Friedrich Pauer. Manheim, Löffler. 1832. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Nicht ausgezeichnet, aber gut, frei von gräßlicher, unsittlicher, weinerlicher, kurz frei von jeder Uebertreibung. 18.

Literarische Notizen.

An der im laufenden Jahre zu London erschienenen „History of Charlemagne" von G. P. R. James rühmt die Kritik sorgfältige Vergleichung aller Quellen. Dies Werk ist zugleich Vorläufer einer Reihe historischer, immer an das Leben eines berühmten und großen Mannes geknüpfter Darstellungen aus verschiedenen Perioden der französischen Geschichte.

Robert Montgomery hat ein Epos: „The Messiah; a poem, in six books" (London, 1832), herausgegeben, welches sich zwar vortheilhaft von seinen frühern Dichtungen („The omnipresence of the Deity", „Satan" u. a.) unterscheidet, allein von der Modekrankheit Oberflächlichkeit auch nicht frei ist. Man bemerkt überall, daß der Dichter ohne vorher streng durchdachten Plan gearbeitet und, mit der Bibel und einem halben Dutzend Reisebeschreibungen zur Seite, sich seinen augenblicklichen Ideen hingegeben hat. Diese Leichtfertigkeit bei der Behandlung des erhabensten Gegenstandes christlicher Poesie muß doppelt abstoßen, und die Schönheit einzelner Bilder und Stellen kann dafür nimmer entschädigen.

Eine Auswahl der vorzüglichsten Artikel des „Edinburgh review", von seiner Begründung bis auf die Gegenwart, wird demnächst in London mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen, in vier Bänden erscheinen.

Ein Engländer, Namens Clarkson, ist mit neuen Ansichten über die früheste Geschichte der Staaten, besonders Aegyptens, und mit einem neuen chronologischen Systeme aufgetreten, welches angeblich auf die jüngsten Entdeckungen in jenem räthselreichen Lande basirt ist, mit Thumosis I. beginnt, bis zum Ende der neunzehnten Dynastie reicht und mit allen gleichzeitigen Begebenheiten im natürlichsten Einklange stehen soll. Rückwärts hat er dasselbe bis zur Entstehung des Menschengeschlechts geführt, dem Zeugnisse der Geologie zufolge einem verhältnißmäßig naheliegenden Ereignisse. Seine hier, wie zu erwarten, oft problematischen Annahmen, harmoniren auf das überraschendste mit den Mosaischen Nachrichten und stützen sich ebenfalls auf ägyptische Monumente. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 339. — 4. Dezember 1832.

Ueber die menschliche Erkenntniß, von G. E. Schulze.

(Beschluß aus Nr. 338.)

Zur Bildung und Vervollkommnung wissenschaftlicher Erkenntnisse dienen vornehmlich die Begriffe und die aus ihren Verhältnissen entstehenden Urtheile und Schlüsse. Ein unentbehrliches Hülfsmittel hierzu ist auch die Wortsprache. Die Methoden, deren wir uns zur Verknüpfung der mittelbaren Erkenntnisse bedienen, sind die analytische (inductive) oder synthetische (deductive) Methode. Desto befremdender und auffallender ist es, daß in beiden Arten der Erkenntniß, der unmittelbaren und mittelbaren, ein zum Erkennen realer Dinge unentbehrlicher Bestandtheil zu keiner größern Vollkommenheit gebracht werden kann, als in der er schon ursprünglich zum Bewußtsein gelangt. Dieser Bestandtheil ist das Sein oder die Existenz der Dinge. Hierzu gehören auch die Vorstellungen von Raum und Zeit, von denen es scheint, daß sie etwas unsern Nachforschungen ganz Unerreichbares sind. Zu den sehr beschränkten Erkenntnissen gehört ferner die von der ursächlichen Verknüpfung der Dinge, da sich in der Ursache nicht erkennen läßt, warum sie gerade diese und keine andere Wirkung hervorbringt, und ebenso die Wirkung von der Ursache verschieden und nicht schon in dieser enthalten ist. Um das Entstehen des noch nicht Vorhandenen verständlicher zu machen, hat man in den Dingen gewisse Kräfte angenommen, welche mithin ein bloßer Hülfsbegriff sind in der Betrachtung der ursächlichen Verbindung der Dinge. Dieser Begriff ist aber mehr als eine Täuschung und ein Spiel der Einbildungskraft, wenn er sich auf die Erfahrung beschränkt und auf Beobachtungen und Versuche stützt. Die Metaphysiker dagegen sind von den bloßen Begriffen angenommener Kräfte ausgegangen, aus denen sie die Erscheinungen in der Welt ableiten wollten, und sind so auf Misgriffe, auf überspannte Vorstellungen und unhaltbare Theorien gerathen.

Das dritte Lehrstück beschäftigt sich mit der Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß. „Jede Erkenntniß", lehrt der Verf., „ist nur dadurch Erkenntniß, daß sie etwas Seiendes verkündigt oder ein Bewußtsein desselben enthält, und fehlt ihr die Beziehung auf wirkliche, von Vorstellungen verschiedene Dinge, so ist sie Täuschung oder Irrthum." Allem Fürwahrhalten liegt die Voraussetzung zum Grunde, der menschliche Geist sei der Erkenntniß der Wahrheit fähig und man müsse den Aussprüchen des Bewußtseins trauen. Dabei kann man die Cultur des Gemüths als einen wohlthätigen Genius betrachten, unter dessen Schutz und Leitung die Erkenntnisse zu größerm Umfange und zu höherer Ausbildung gebracht werden. Es ist dies das lebhafte, durch keine Rücksicht auf persönlichen Vortheil bestimmte Verlangen nach unverfälschter und erweiterter Einsicht des Wahren. Es haben aber viele Philosophen entweder der gesammten menschlichen Erkenntniß oder einigen Arten derselben Wahrheit abgesprochen. So bestritten unter den Alten die Eleaten Dasjenige, was die Erfahrung von der Vielheit, dem Entstehen und der Veränderlichkeit der Dinge bezeugt, Plato verwarf ebenfalls die Sinneserkenntniß, auch Leibnitz sprach ihr die objective Wahrheit ab, und Kant behauptete hierüber zwar viel Eigenthümliches und Neues, aber nicht Probehaltiges. Diese und andere Metaphysiker gingen dabei von der nicht gerechtfertigten Annahme aus, es gehe aus den Sinneswerkzeugen etwas in die Wahrnehmungen über, das diese ihrem Inhalte nach von den wahrgenommenen Gegenständen abweichend mache. Die kritischen Bemerkungen unsers Verf. über diese Lehren müssen die Leser in der Schrift selbst nachsehen. Auch den sogenannten innern Sinn, welcher seit Locke in die empirische Psychologie aufgenommen wurde, und auf den man alle Erkenntniß bezog, hält Herr S. wenigstens für etwas Problematisches.

Das vierte Lehrstück endlich untersucht die Religion und das Höchste, das in ihr erreicht werden kann. Der Verf. ist der Meinung, es lasse sich jetzt nicht mehr mit Gewißheit angeben, ob der Theismus oder Polytheismus der ältere sei; wenigstens lasse sich nicht beweisen, daß der Theismus erst nach und aus dem Polytheismus entstehen könne, und man finde die Verehrung eines höchsten Geistes selbst bei solchen Menschenstämmen, welche noch nicht in eine bürgerliche Gesellschaft vereinigt und noch nicht zur Civilisation gelangt waren. Nachdem der Verf. die Lehren der vorzüglichsten Philosophen in Ansehung der religiösen Ueberzeugungen in der Kürze charakterisirt und geprüft hat, nimmt er das Causalitätsverhältniß zum Ausgangspunkte, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen. Dieses erstreckt sich nämlich auf Alles, und da wir zwei

verschiedene Arten der Wirksamkeit der Dinge kennen, die dem Körperlichen zukommende und die geistige Macht, so müssen wir auch, wenn wir eine außerweltliche Ursache annehmen, ihr eine der Wirksamkeit des Körperlichen oder Geistigen gleiche, oder wenigstens analoge Thätigkeit zuschreiben. Da wir ferner dem höchsten Wesen eine Kraft zuschreiben müssen, aus welcher wir die Eigenschaften endlicher Wesen ableiten können, der Mensch aber eine schöpferische Macht zur Erzeugung des Wahren, Schönen und Guten in sich wahrnimmt, so ist es nothwendig, das höchste Wesen als Intelligenz, als moralisches Wesen zu denken. Dieser Nothwendigkeit wegen ist auch die Annahme der Wirklichkeit einer höchsten Intelligenz keine Sache des Glaubens, sondern ein Wissen. Fragen aber nach der Schöpfung der Welt, nach der ganzen zweckmäßigen Einrichtung in ihr u. dgl., sind keiner Beantwortung fähig. Diese Lehre verhindert zugleich die Vermenschlichung des Urhebers der Welt und erzeugt die wahre Religion und Gottesverehrung und übt so einen wohlthätigen Einfluß auf unser Leben aus, sowie sie den Glauben an eine fortschreitende Cultur des menschlichen Geschlechts unterhält.

Ueber mehre Punkte hätte man allerdings eine tiefergreifende Untersuchung gewünscht. So nimmt der Verf. z. B. bei den Thatsachen des Bewußtseins zu wenig Rücksicht auf die höhern Wahrheiten; den Idealismus hat er nicht nach seinem wahren Werthe erkannt, über Raum und Zeit kommt er nicht weiter als zu einer blos skeptischen Ansicht, und indem er sich theils zu sehr an die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes hielt, theils andern Systemen zu schroff sich gegenüberstellte, konnte er freilich nicht zu dem höhern Standpunkte gelangen, welcher die andern anerkennend und versöhnend in sich aufnimmt. 22.

Taschenbücher zur Erbauung.

1. Taschenbuch zur Beförderung des Familienglücks. Von dem Verfasser des Spiegels, des Hilarion u. a. Iserlohn, Langewiesche. 1833. 16. 1 Thlr.
2. Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung, auf 1833. Mit Beiträgen von Alberti, Engel, Fouqué, Franke, Girardet, Gittermann, H. Hoffmann, Hundeiker, Köthe, Lutz, Münkner, Oesfeld, Lina Reinhardt, K. C. G. Schmidt, Schorch, H. A. Schott, H. Schott, Schwabe, Weicker, Weiß u. A. herausgegeben von C. B. Meißner, G. Schmidt, E. Hoffmann. Siebenter Jahrgang. Mit vier Musikblättern und einem Kupfer, das Thal Josaphat vorstellend. Greiz, Hennig. 1833. 12. 1 Thlr. 12 Gr.
3. Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser, auf das Jahr 1833. Herausgegeben in Verbindung mit mehren Andern, von Albert Knapp. Mit Kupfer (der Menschensohn). Tübingen, Osiander. 1833. 12. 2 Thlr. 6 Gr.
4. Johann Severin Vater's Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erbauung des Herzens, von Breithaupt, Franke, Freudentheil, Fulda, Girardet, Gittermann, Gépp, Greiling, Hesekiel, Hungari, Löhn, Prätzel, Schläger, Schottin, E. Schuderoff, J. Schuderoff, Sprenger, Terlaha, Tiedge, Weber, Weiske, Wilschel und dem Herausgeber A. G. Eberhard, für das Jahr 1833. Mit einem Kupfer (Jesus in Simons Hause). Halle, Renger. 1833. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
5. Siona, Taschenbuch für Gebildete. Neuere Folge. Enthaltend: Originalien der religiösen Poesie und Prosa. Wien, 1833. 12. 2 Thlr. 6 Gr.

Mit Vergnügen hat Rec. die Beurtheilung dieser niedlichen Gaben seit mehren Jahren besorgt. Ihre Erscheinung muß den Glauben stärken, daß doch nicht aller Sinn für religiöse Erbauung verschwunden ist, so oft man auch über das Absterben der Frömmigkeit jammert, und daß sich noch Käufer solcher Schriften finden. Eine „Selitha" haben wir für 1832 und 1833 nicht gesehen, obgleich ihr Herausgeber, Dr. Friedrich in Frankfurt am M. „einen glänzenden Erfolg" des ersten Jahrgangs rühmte. Nr. 1 und Nr. 3 sind uns zum ersten Male vorgekommen; die „Siona" macht uns durch die auch im Anhange nebst vielen Gebetbüchern für katholische Christen erwähnten Jahrgänge der „Siona" ohne Jahreszahl etwas irre über die angeblich neue Geburt. Rec. bekennt allerdings, daß er bei der Beurtheilung solcher Büchlein, die das Höchste: religiöse Sittlichkeit und einen Frieden, den die Welt nicht geben kann, fördern sollen, strenger über ihren Inhalt und dessen Formen verfährt, als wenn es blos Urtheile über erzögliche Unterhaltungen gilt. Es sollen Sammlungen der köstlichsten Blüten und Früchte sein; nicht Blumen, die man auf jeder Wiese und auf jedem Acker haben kann, nicht Früchte, die der gemeinste Baum hat, sondern solche, die durch Veredelung gewonnen sind. Es mag auch vom gewöhnlichen Rosenstocke etwas dabei sein; allein es sollen die schönsten Centifolien ausgesucht und so gepflückt werden, daß ihr Reiz auch noch durch ein liebliches grünes Blatt vermehrt wird. Wozu die ausgezeichneten Außenseiten, wenn nicht das Innere sich vor Dem, was ein alltägliches Gesang-, Gebet- oder Predigtbuch gibt, auszeichnet? Vorzüglich zeitgemäß müssen auch solche Schriften sein. Sie werden freilich beizeiten für das folgende Jahr angelegt; aber es gehört kein ungewöhnlicher Seherblick dazu, um zu erkennen, in welcher Zeit wir stehen, womit sie schwanger geht; kein übernatürlicher Prophetengeist, um zu ahnen, welche Warnungen und Belehrungen, welche Tröstungen und Ermuthigungen nöthig sein möchten, und ob mehr Besorgnisse oder mehr Hoffnungen zu erwarten, und wie sie zu beachten sind. Es soll ja jedes dieser Büchlein ein Jahrbuch sein, dem bald wieder ein anderes folgt; und die Preise dafür, die wir nicht unbillig, aber doch, da sie jährlich wiederkehren, hoch genug nennen mögen, machen wol die Foderung sehr gerecht, daß Geist und Herz durch diese kleinen Gaben in gewisser Beziehung in einem noch höhern Maße befriedigt werden als in ganz gewöhnlichen Andachtsbüchern, wo man alle diese Bedingungen, die wir für ganz vernünftig halten, gar nicht, oder nicht genug berücksichtigt hatte. Da haben wir unser Urtheil freimüthig und gerade geäußert; ohne Honigseim, dem der Gallentrank nicht selten hinterdrein folgt; ohne Bilder und Complimente, die doch zuletzt kein gutes Stückchen an dem Verf. lassen; wir haben mit Belegen bewiesen.

Nr. 1 gibt eine recht gesunde, einfache Hausmannskost über Das, was häusliches Glück gründet, befestigt und vermehrt. Der Ehegatte, die Ehegattin, der Vater, die Mutter, die Kinder im Verhältniß zu den Aeltern; die Geschwister, oder die Kinder im Verhältniß zu einander; die Schwiegeraeltern und Schwiegerkinder; die Großältern und Enkel; die Stiefältern und Stiefkinder; der Vormund und die Mündel; die Familie in ihren Beziehungen zu den Anverwandten und Nachbarn; die Familie in Rücksicht auf das Gesinde —: das sind die Personen, welchen es in einer klaren und herzlichen Sprache ans Herz gelegt wird, was diese Verbindungen segensreich und froh machen, aber auch was ihnen verderblich werden kann. Vielleicht wäre einige Trockenheit vermieden worden, wenn etwa handelnde Personen und Beispiele das Ganze zuweilen belebten. Da im häuslichen Leben so oft, nicht gerade Bosheit und auffallende Fehler, sondern mehr Leichtsinn, ein Sich-gehen-lassen, kleine Schwächen, übertriebene Empfindlichkeit, Neckereien u. s. w. den Frieden stören,

so wäre wol ein tieferes Eingehen in diese großen Kleinigkeiten nicht überflüssig gewesen. Doch auch das Gegebene ist dankenswerth, und wir wünschen dem Büchlein viel Leser, Hörer und Thäter des Worts.

Nr. 2. Rec. getraut nicht sich anzueignen, was Vorb. S. XI „von der Milde eines Freundes" sagt; aber seine Ansichten waren es ebenfalls, und wir wollen uns getrost darauf berufen, was der Herr Herausgeber behauptet, und was wir in Nr. 352 d. Bl. f. 1830 darauf erwidert haben. Es ist und bleibt einseitig, wenn man die Aufregung und Unzufriedenheit nur in dem Volke und in den etlichen Dutzend ultraliberalen Schwärmgeistern, die gar nicht das Volk und nicht seine Stimmenführer sind, und nicht tiefer suchen will. Wer die Bemerkungen Wangenheim's zu den Bundesbeschlüssen ruhig gelesen hat; wer unter so manchen Uebeln z. B. nur an den Jagdunfug denkt, der noch immer herrscht oder wieder auflebt, wobei selbst jagdberechtigte Gutsbesitzer, die sonst zum Wohlthun mehre hundert Thaler nicht schonen, doch felsenharte Herzen haben, wenn der Unterthan weinend sieht, daß ihm seine einzige mühsam erarbeitete und von Gott gesegnete Getreide- und Kartoffelernte nicht durch das Wild möge zerstört werden: dem wird, bei noch so manchen im Stillen verhandelten Gebrechen, die Misstimmung nicht befremden. Wir freuen uns, daß Hr. Dr. Meißner sich jetzt S. IX ganz anders erklärt, und selbst zugesteht, „daß in der Reaction die größere Schuld liege, indem sie die Bewegung erst hervorgerufen habe"; sowie er auch mehr christlichen Heldenmuth zeigt als im vorigen Jahrgange. Seine Einleitung verbreitet sich I. über „Die Ahnungen", über die wir einige Erklärung beigefügt wünschten; der Aufsatz möchte vielleicht gar zu bilderreich sein. II. „Das Wissen". Warum der Verf. nicht bei dem biblischen Glauben bleibt, das zwar dem Wissen in vieler Hinsicht nahekommt, aber doch in dem ganzen Aufsatze nichts Anderes ist, als was Ebr. XI, 1, gesagt wird, leuchtet uns wenigstens nicht ein. III. „Das Schauen". Sehr ansprechend. Vorzüglich hat uns noch von Hrn. M. S. 223: „Des Menschen Freiheit in Gott", befriedigt. Hier ist Klarheit und Kraft mit einander vereinigt; der Denker und der Fühlende findet sich angezogen. Im Ganzen können wir uns auf unsere frühern Urtheile beziehen. Wir wünschen dem Büchlein viele Leser und fernere Fortdauer; es hat viele lesenswerthe Aufsätze. Doch wollen wir, nur in der Absicht, dieses Taschenbuch vervollkommnen zu helfen, nicht verschweigen, wie wir fast fürchten, daß sich mehre wackere Mitarbeiter wegen einiger nur Mottos liefernden Collegen zurückgezogen haben. Es ist doch nicht genug auf das Zeitbedürfniß Rücksicht genommen. Wie wohlthuend, wie ergreifend ist das herrliche Lied: „Die nahende Seuche" (S. 168); aber wo findet sich sonst etwas, das ein von den Bewegungen eben dieser Zeit beunruhigtes Herz erquickt? Köthe beschäftigt sich in einigen allgemeinen Andeutungen unter Anderm damit, daß das ganze Alte Testament in allen seinen Theilen (sic!!) Verheißung, Weissagung, Vorbild von Christus sei, nach 2. Petr. I, 19, ohne zu bedenken, wie uneinig man über wirkliche oder angebliche Prophezeiung sei, und daß eben doch diese Prophezeiungen nur das Licht sind, das am dunkeln Orte schien, und daß man wahrhaftig lieber im Lichte freudig wandeln als sich im Dunkeln und in der Dämmerung aufhalten werde. Schön ist der „Trost am Sterbebette", S. 256. Wo liegt aber nur einige Kraft in Fouqué's seinsollenden Kraftsprüchen? — Doch, ubi multa nitent —

Nr. 3 gehört der herrnhutischen Schule an; wer diese Art der Erbauung liebt, dem empfehlen wir das Büchlein; es ist in jener Bildersprache abgefaßt, doch ohne auffallendes anstößiges Spiel mit Vergleichungen, Allegorien, Typen, wie sie in neuerer Zeit noch Reichmeister u. A. liebten. Zuerst finden wir eine Charakteristik der Propheten, von Dr. Sack in Bonn, die für Leser jener Schriften unterrichtend ist. Darauf folgt ein Gedicht von dem Herausg. auf „Göthe's Hingang" (S. 16—40). Der Verf. bekennt, daß er einst voll Begeisterung für den Dichter gewesen sei, dies habe sich längst geändert, doch bei dessen Tode seien die Jugendgefühle wieder rege geworden. Nun preist er dessen Größe; doch Eins beklage er, und diese Klage wolle er nun ins Grab hinabsenken. Um sein Lied nach Gehalt und Form zu würdigen, wollen wir Das, was ihn zur Elegie stimmt und was der Leser auch wol schon ahnt, hersetzen: Wer Gott, den Himmel, Jesum, „das Wort, durch das wir sind geworden", „der sein Blut vergoß", verkennt,

Belauscht' er aller Schöpfungskämpfe Wehen
Und aller Meereswellen stürm'schen Tanz,
Wänd' er um tausend Völker, Berge, Seen
Der hellsten Dichtungen smaragdnen Kranz:
Wer Ihn verschmäht, dem welken seine Lenze,
Er überfliegt nicht des Verderbens Grenze.

Nachdem der Verf. den von Göthe's Verehrern vorgebrachten Vertheidigungsgrund, daß der freie Dichter „singet, was er muß und was er kann", und nicht frage „was soll's frommen?" verurtheilt hat, spricht er wehmüthig:

O schöner Geist! warum nicht zu dem Kreuze
Hast du dein beides Angesicht gewandt?
Du warst ein Stern, doch wird's dem Stern gereuen,
Der seine Geisterssonne nicht erkannt.
Des andern Himmels warten wir, des neuen,
Wenn nur des ersten Lichter ausgebrannt;
Wenn Monde fallen, Sonnen sich zertrümmern,
Wo will ein Stern, der sich nur schaute, schimmern?

Nachdem der Verf. daran erinnert hat, daß Abadonna aus den Himmel gefallen, daß Göthe allerdings ein großer Geist gewesen, den er (Knapp) nicht etwa verdamme, daß aber „Heiligkeit edler Geister Amme sei", tadelt er noch besonders die „Wahlverwandtschaften" und „Werther", und schließt damit:

Wo du gefehlt — o sei es tief beklaget, —
Was herrlich war, es bleib' uns ewig schön.

Ob Hr. Knapp im Ganzen Unrecht habe, darüber werden die Stimmen sich wol theilen. Heinroth's Beitrag: „Ueber den nothwendigen Zusammenhang von Vernunft und Offenbarung, eine christliche anthropologische Skizze", zeugt von hohem religiösen Interesse, macht aber keinen Unterschied zwischen Geheimnißvollem und Unbegreiflichem, das anzunehmen und fest zu glauben auch die Vernunft uns zwingt, und zwischen angeblichen, grundlosen Geheimnissen, die der menschliche Aberwitz und der Pfaffengeist von jeher haben aufdringen wollen. „Aphoristische Gedanken über Christus" von Lavater. Zum Theil allgemein ansprechend, zum Theil nur für Lavaterianer; ebenso ist es bei den Beiträgen des Decan Dr. Wahrmeier in Kirchheim. Geßner, Antistes in Zürich, „Der Plan Gottes zum Heil der Menschen", sucht den von den Dogmatikern künstlich bearbeiteten Gang der Bekehrung „in der Erwählung, Berufung, Gerechtsprechung, Verherrlichung" populair und klar zu machen; Rec. scheint der Versuch nicht gelungen. Olshausen klügelt „Ueber das Zagen des Heilandes vor und in seinem Leiden auf Gethsemane und Golgatha". Er schreibt geistreich, hilft sich aber endlich mit der Dogmatik, die der ganzen Welt Sünde durch Jesum büßen läßt, obwol er auch bekennt, nicht Alles bei diesem Zagen erklären zu können, zumal wenn er an die Gottheit Christi denkt, die von ihm unzertrennlich gewesen sei. Die „Ansichten von dem Vorhofe des Heiligthums", von einem Laien in der Theologie, haben einiges Freisinnige, z. B. (S. 265), „daß Diejenigen der göttlichen Wahrheit keinen Dienst thun, welche die Versündigungen der Patriarchen, Davids u. s. w. rechtfertigen wollen." Doch kommen auch schiefe Urtheile über Verstand und Vernunft vor. Den Schluß macht: „Die finnisch-lappische Mission bis 1725 und das Leben des ersten Apostels der norwegischen Finnen, Thomas von Westens", historische Darstellung aus den Quellen von Dr. Rudelbach. Der Aufsatz ist nicht ohne Interesse, doch hier zu weitschweifig. Bei den Anklagen wider die Gegner der Missionen darf man freilich nicht vergessen: audiatur et altera pars. Hr. Rudelbach, der gewiß ehrlich spricht, wie er denkt, und sich nicht hinter Schelling'schen Idealismus wie Marheineke und Andere

versteckt und selbst Anwandlungen von Toleranz und Gerechtigkeitsliebe gegen Andersdenkende hat, sieht freilich in jenen Störern der Missionsbemühungen nur Feinde des Herrn.

Nr. 4. Die Stiftung des verewigten Dr. Vater scheint uns in diesem Jahrgang noch gewonnen zu haben. Die Beiträge sind zwar nicht alle von gleichem Werthe, aber doch ist keiner der Aufnahme ganz unwerth. Ganz vorzüglich haben uns angesprochen: Greiling's „Freher Lebensmuth aus Religion", „Geben und Vergeben"; Schottin's „Gottes Größe am Sternenhimmel" und „Gottes Größe im Kleinen" (beide vortrefflich). Dr. Schuderoff's „Wehmuth und Trost bei Trennungen". „Ueber das Schicksal reicher Leute, häufig betrogen zu werden" führt doch wol zu tief in das profane Welttreiben, so wahr auch Alles ist. Ed. Schuderoff, „Ueber die verschiedenen Ansichten von den menschlichen Leiden" ist sehr lehrreich; indeß gibt es doch wol noch mehre Ansichten. Girardet hat „Ueber frommen Kindersinn oder die Freude am Kleinen und Geringen", besonders aber durch: „Unsere Zeit im Lichte der Reformation", sehr schätzenswerthe Aufsätze geliefert. Der letztere, der freilich mehr Mühe gekostet haben mag, als wenn man sich über allbekannte Sachen vernehmen läßt, die gewöhnlichen Sätzchen von Vertrauen auf Gott und einige Reimlein auf Jesum zusammenfügt, sollte zur Belebung des Muthes in unserer Zeit allenthalben gelesen und beherzigt werden. Die Vergleichung unserer und jener Tage ist sinnreich und treffend. Gittermann's „Zeitbetrachtung" stimmt in diese Grundgedanken mit ein. Fulda's „Fromme Herzenserhebungen im höhern Alter" sind stärkend für jeden Greis. Freudentheil's „Der Trennung Schmerz, des Wiedersehens Hoffnung", ist trostvoll. Weber's schöne Beiträge sprechen noch nicht durchgängig das Gemüth an. Doch wer Licht und Wärme im Geiste des Christenthums sucht, wird sie in diesem Büchlein finden.

Nr. 5. Wir haben unsere Bedenklichkeiten gegen die wirkliche Neuheit des Büchleins bereits angedeutet; allein wer es nicht schon besitzt, dem können wir es als eine Erscheinung, die wir in dem genußlustigen Wien nicht erwarteten, wobei wir dem Verleger, der lauter Originalaufsätze verspricht, viele Käufer wünschen, und als ein recht erbauliches und erhebendes Werkchen empfehlen, wenn es auch nicht gerade auf ungewöhnliche Auszeichnung Anspruch machen kann und zuweilen selbst im Versbau kleine Anstöße vorkommen. Nach der Zueignung folgen Gedichte mit den Ueberschriften: Der Schutzengel; Glaube; Liebe; Hoffnung; Religion. Ferner finden wir: Erhebungen zu Gott auf jeden Morgen und Abend in der Woche, zu Weihnachten, am letzten und ersten Jahrestage, in der Fastenzeit, am Charfreitage, am Oster-, Himmelfahrt- und Pfingstfeste; Das Vaterunser; Gebete christlicher Gatten, — hochbejahrter Familienväter und Mütter, — der Aeltern für die Kinder und der Kinder für Aeltern, — eines Jünglings, — einer Jungfrau, — am Geburts- und Namenstage, — bei Krankheit und Genesung, — bei herannahendem Ende, — am Todestage eines geliebten Wesens, — die Bestimmung des Menschen, — bei der Wahl eines wichtigen Unternehmens, — um Bewahrung guter Sitten, — um kindliches Vertrauen. Es sind jedes Mal poetische und prosaische Aufsätze neben einander. Sind alle die vielen Andachtsschriften, die der Verleger noch ankündigt, in diesem einfachen, christlichen, frommen Sinne abgefaßt, so können wir den Christen in Wien nur Glück dazu wünschen. Vom Katholicismus ist keine Spur vorhanden. 68.

Findlinge.

Geistergericht in Island.

Um das Jahr 1000 starb auf dem Hofe Froboa in Island (Sinafársnes-Syssel) eine vornehme Frau und befahl in ihrem Testamente, die Betttücher, worauf sie gelegen, wie auch die Umhänge zu verbrennen. Die Hauswirthin meinte indessen, es sei jammerschade um die allerdings sehr kostbaren Sachen, und gab nicht zu, daß der Wille der Sterbenden erfüllt wurde. Die Folge davon war, daß eine Pest auf dem Hofe ausbrach, sodaß Einer nach dem Andern hinstarb; außerdem ertrank der Hausherr, als er mit einigen seiner Leute im Boote über den Meerbusen fuhr. Nicht genug, die Todten kamen aus ihren Gräbern zurück und suchten durch das Schreckhafte ihrer Erscheinung die Ueberlebenden zu Erfüllung des Testaments zu treiben. Sobald mit einbrechender Dämmerung das Feuer auf dem Herde angezündet war, traten die Gestorbenen heran, setzten sich dazu und verweilten, endlich 18 Seelen stark, so lange dabei, bis es wieder verlöschte. Die Leute wurden immer ängstlicher und betretener, und es war nahe daran, daß der Hof ganz verlassen wurde, da Keiner zu rathen und zu helfen wußte. Endlich besann man sich auf Snorre Gode, einen vornehmen und in den isländischen Geschichten damaliger Zeit gar sehr berühmten Mann, welcher zu Helgafell wohnte und für den Klügsten im ganzen Lande gehalten wurde. Snorre Gode ließ sich die Sache vortragen und gebot nun, man solle einige verständige und beherzte Männer zusammenrufen, mit diesen auf den verrufenen Hof gehen, vor allen Dingen aber durch Verbrennung des Nachlasses den Willen der seligen Frau erfüllen; dann möge man sich vor die Thür begeben und daselbst das gewöhnliche Dyra-Damur, d. i. Thür-Urtheil, abhalten, die unruhigen Geister förmlich vorladen und sie ernstlich befragen, warum sie wider allen Lauf der Natur ihre Gräber verlassen hätten; dabei solle man für rechtskräftige Zeugen sorgen, die Geister anhören und einen gehörigen Urtheilsspruch fällen. Diesen Rath befolgte man denn auch. Das Dyra-Damur wurde gehalten und die Geister feierlich vorgeladen. Sie erschienen, man trug ihnen die Klage vor, stellte Zeugen auf und gab ihnen die ernstliche Weisung: sie sollten sich hinwegbegeben, ihre Gräber nie wieder verlassen und überhaupt die Ruhe der Lebenden auf keine Weise stören. Die Geister begaben sich hinweg und erschienen nie wieder auf dem Hofe von Froboa. (Olassen und Pavelsen's „Reise in Island", I, 198.)

Polen zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa.

Radewich — ein deutscher Geschichtschreiber, dessen Werk sich unmittelbar an das des freisingenschen Bischofs Otto anschließt — gibt folgendes kurze Gemälde von Polen gleich am Anfange seines Werkes (Buch 1, Cap. 1). Polen, von Slawen bewohnt, liegt, wie in den Erdbeschreibungen bemerkt wird, an den Grenzen von Oberdeutschland, schließt sich westlich an die Oder, östlich an die Weichsel (Istula), nördlich an die Russen (Ruteni) und das scythische Meer, südlich aber an die Waldungen der Böhmen an. Das Land ist auf allen Seiten von natürlichen Schutzwehren umgeben, das Volk aber vermöge eigner Roheit und durch die Nähe der angrenzenden Völker ziemlich barbarisch und zum Kampfe stets bereit. Man versichert nämlich, daß die Grenzvölker jenes Meeres (des scythischen) sich in Zeiten der Hungersnoth mit Menschenfleisch sättigen, und daß sie an Orten, wo wegen der Kälte der Landbau nicht betrieben werden kann, der Jagd und dem Morden ergeben sind. Sie alle umschweifen als Seeräuber die Inseln des Ozeans. Bei solchen Nachbarn konnten die Polen so wenig ihrer Wildheit, wie das Eisen an feuchten Orten des Rostes sich entledigen. Und so kommt es, daß sie weder getreu gegen ihre Fürsten, noch dankbar gegen ihre Nachbarn sind!

Das Wappen der Inquisition.

Nach Keyßler (in seinen Reisen, in Auszügen von Büsching S. 851) bestand das Wappen der Inquisition in einem Hunde, der in der Schnauze eine brennende Fackel, auf dem Rücken eine Weltkugel trägt. In der Kirche Sta. Catarina a Formello zu Neapel stand ein metallener Hund mit den angegebenen Attributen und den Inschriften: „A saeculo in saeculum" und „Sustinet, inflammat". Das Wappen ist zu sprechend, als daß noch etwas zu seiner Erklärung beigefügt zu werden brauchte. 84.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 340. — 5. Dezember 1832.

Deutſcher Muſenalmanach für das Jahr 1833. Herausgegeben von A. von Chamiſſo und G. Schwab. Vierter Jahrgang. Mit Chamiſſo's Bildniß. Leipzig, Weidmann. 1832. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Nachdem ſeit vielen Jahren in Deutſchland kein Muſenalmanach mehr erſchienen war, erinnerten ſich im Jahre 1830 wackere Freunde der Poeſie jener guten alten Zeit, wo unter Schutz und Bürgſchaft wohlempfohlener Dichternamen der Ertrag der poetiſchen Ernte alljährlich auf den mit Käufern reichbeſetzten Markt gebracht wurde und lohnenden Abſatz fand. So brachten denn Berlin und Leipzig jedes wieder einen Muſenalmanach auf die Meſſe; aber die Theilnahme blieb kühl ſowol von Seiten des dichtenden als des kaufenden Publicums, und wenn der Verſuch im Jahre 1831 wiederholt worden iſt, ſo geſchah dies wahrſcheinlich nur ehrenhalber und um zu ſehen, ob nicht die gegebene Anregung zu wachſendem Intereſſe fortwirken möchte. Der Erfolg war nicht glänzend; der „Berliner Muſenalmanach" hat daher das gegenwärtige Jahr verſchlafen und ſcheint auch für das kommende nicht wieder zu erwachen; der Verleger des leipziger Almanachs für 1832 aber entſchloß ſich in Berückſichtigung der geringen Theilnahme des Publicums nur unter der Bedingung zu einem erneuten Verſuch, daß zwei Lieblinge des dichtungliebenden Deutſchlands, Chamiſſo und Schwab, ſich an die Spitze des Unternehmens ſtellten und unter ihren Fahnen den Dichterreigen auf den Kampfplatz führten. Durch ſolche Umſtände hat ſich dieſe Angelegenheit nun ganz in ihr richtiges natürliches Verhältniß und ſo vortheilhaft geſtellt, als die poetiſchen und literariſchen Conjuncturen unſers Vaterlandes es geſtatteten. Das poetiſche Nationalvermögen wird nicht mehr in zwei Banken verſplittert, die durch Concurrenz ſich gegenſeitig ſchaden; die Vereinigung unter einer hochgeachteten Firma erlaubt es, die poetiſchen Schwindler und Kleinkrämer auszuſchließen und nur die Papiere der bekanntern und ſtärkern Poeſiecapitaliſten in Cours zu ſetzen, zugleich aber den talentvollen und Vertrauen erweckenden Anfänger auf der poetiſchen Börſe einzuführen und ſeinen literariſchen Credit zu begründen; und ſo ſehen wir denn nun diesmal weder einen leipziger noch einen berliner, ſondern einen „Deutſchen Muſenalmanach" unter den beſten Auſpicien vom Stapel laufen. Beide Herausgeber erfreuen ſich eines wohlerworbenen und begründeten Ruhmes, alle poetiſche Notabilitäten von Deutſchland, mit ſehr wenigen Ausnahmen, haben Beiträge geliefert, und die Erzeugniſſe jüngerer Muſenfreunde ſind in beſchränkter Zahl mit ſtrenger Auswahl aufgenommen worden. Es kann daher der vorliegende Almanach als ein richtiges Poeſeometer betrachtet werden, an welchem ſich die dermalige poetiſche Temperatur unſers Vaterlandes nach allen Richtungen hin ſehr genau beobachten und erkennen laſſen wird. Es iſt hierbei zunächſt wohl zu bedenken, daß die eigenthümliche politiſche und ſociale Spannung der Zeit alle Gemüthskräfte nach einer ganz andern, von poetiſchen Gefühlen und Beſtrebungen ſehr entfernten Richtung hinbewegt. Es liegt eine drohende Gewitterſchwüle in der Atmoſphäre des heutigen Lebens, welche einer freien und ruhigen Beſchauung und Geſtaltung, wie ſie der Dichter, und einem unbefangenen Genuß, wie ihn der Leſer nöthig hat, feindſelig iſt. Jener wird durch ſie entweder gehemmt und behindert oder verſtimmt und misleitet, dieſer aber entweder untheilnehmend oder parteiiſch. Dieſen Zuſtand deutet Adalb. von Chamiſſo an, wenn er das ſchöne Gedicht, womit er die Sammlung eröffnet, mit folgender Stanze ſchließt:

Doch ſeht am Himmel welch ein trüber Flor
Gewitterdrohend in des Tages Schwüle!
Die Welt iſt ernſt geworden, ſie verlor
In Sturmesdrang die Luſt am Saitenſpiele;
Wer, Freunde, lauſchte jetzt noch unſerm Chor?
Wer iſt, der in der Dichtung ſich gefiele?
Laßt friedſam uns und fromm im Liedergarten
Des uns vertrauten heil'gen Funkens warten!

Denſelben Gedanken nimmt G. Schwab wieder auf, indem er dieſen Liedergarten mit einigen gleich ſchönen Stanzen ſymmetriſch abſchließt. Nicht beim Leben, ſagt der Dichter, ſucht den reinen Himmel und den heitern Frieden, wendet euch einmal zur Poeſie, träumt in ihrer Dämmernacht, und Freiheit, Liebe, Glück und Jugend wird euch beſchieden ſein! Er hat gut reden; die Zeit murrt, droht und tobt in ihrem leidenſchaftlichen, unzufriedenen Drange fort und hat kein Ohr für die beſchwichtigenden Töne der Lyra. Aus all Dieſem folgt jedoch keineswegs, daß eine Zeit wie die unſerige dem wahren innern Herzen der Poeſie zu ſchaden vermöge; dieſes iſt vielmehr zu allen Zeiten ruhig, feſt und unantaſtbar, und

nur der äußere Verkehr, die vielfach flatternden Bewegungen der immer geschäftigen Dichterwelt werden gehemmt oder unbeachtet gelassen. Es liegt hierin sogar ein Vortheil für die wirkliche Poesie, indem es der poetischen Mittelmäßigkeit in solchen Zeiten völlig unmöglich wird, aufzukommen, in Jenen aber, die den poetischen Funken zu bewahren und auch in so dunkler Nacht zu hellen Stralen anzufachen wissen, die göttliche Kraft sich um so sicherer bewährt und erhöht. So kann man denn auch nicht sagen, daß an diesem poetischen Lustgarten Spuren einer ungünstigen Witterung zu bemerken wären, vielmehr zeigen sich darin die alten Stämme kräftig und fruchtbar, die jüngern Pflanzen blütenreich und vielversprechend. Da die Herausgeber die zweckmäßige Einrichtung getroffen haben, die Beiträge jedes einzelnen Dichters unter Voranstellung seines Namens beisammen zu ordnen, so wird es dem Ref. erleichtert, die vorzüglichsten Mitarbeiter und ihre Beiträge hier herauszuheben.

Gleich auf den ersten Blättern begegnen wir mit einem schmerzlichen Gefühl vier kleinen Gedichten, leicht hingestreut von Göthe's fester und doch so zarter Hand, die noch den frischesten Lebensduft hauchen, während in den folgenden Blättern schon so manche Klage über sein Scheiden in wehmüthigen Tönen nachklingt. Keines davon soll hier mitgetheilt werden, denn sein Nachlaß wird mit frommer Sorgfalt gesammelt, und nicht das kleinste Blättchen, das seine Hand bezeichnete, wird verloren gehen, vielmehr in Deutschlands Gauen freudig gelesen und wiedergelesen werden. Von Friedrich Rückert finden wir eine reizende Perlenschnur von 36 höchst anmuthigen Liedern. Der Dichter, der sich auf das Land zurückgezogen hat, gibt sich behaglich dem Genuß der Natur hin und läßt die Gefühle und Betrachtungen, die sie in ihm hervorruft, in Liedern ausströmen, die von der ganzen Kraft und Eigenheit seiner Lyrik durchdrungen sind. Ein gewisses wehmüthiges Gefühl des Abwärtsschreitens auf der Lebensbahn, des Verkanntwerdens, zugleich aber das Bewußtsein fester Herrschaft über jedes leidenschaftliche Fühlen, eine ruhig lächelnde, sinnige Beschaulichkeit, ein kräftiges Streben gegen manchen Unfug der Zeit, dies sind die vorwaltenden Grundtöne dieser Lieder. Unrecht aber thut der Dichter sich selbst und seiner Mitwelt, wenn er singt:

Einst wann Seel' und Leib sich trennen,
Sieht mein Auge noch und bricht,
Daß mein Volk es wird erkennen,
Wen es hatt' und wußt' es nicht.

Denn so weit der Horizont des Ref. reicht, sah er noch keinen echten und wahren Freund des Wissens und der Kunst, der nicht, wie er selbst, befragt um die bestklingenden Namen des deutschen Vaterlandes, Fr. Rückert unter den Ersten nennen würde. Und auch diese Lieder wieder, gehören sie nicht zu den besten Gaben der Zeit? Wie liegen sie der krankhaften Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit der heutigen Lyrik so fern! Aus jedem tritt uns ein sicherbegrenztes Bild, ein festbestimmter Gedanke mit dem Stempel des genialen Dichters unverkennbar bezeichnet, bedeutend entgegen. Eine so große Gewalt hat er über die Sprache, daß sie in ungezwungener Bewegung seinen kühnsten Anfoderungen sich schmiegsam hingibt. Schwer ist die Wahl unter so vielen trefflichen Gedichten; so möge denn das letzte, dem keines der vorhergehenden nachsteht, als Probe hier stehen:

Viele Schmetterlinge wiegen
Sich im Frühlingshauch um mich;
Alle laß' ich diesmal fliegen,
Um zu haschen Einen, dich;

Dich den Kindern heimzubringen,
Die dich anders nicht begreifen,
Als wenn von den zarten Schwingen
Sie den goldnen Duft dir streifen.

Leser, und so opfr' ich Dir
Diesen schönen Liederbogen!
Dir gehöret er, und mir
Jene Lieder, die entflogen!

Houwald und Fouqué folgen jeder mit einem Gedicht in ihrer besten Art und mahnen uns mehr als Rückert an die Ungerechtigkeit Deutschlands, das, wenn es einer Weise einmal müde ist, auch das Beste, was in dieser Weise gedichtet wird, nicht mehr hören will. Aus einigen Liedern von Justinus Kerner weht eine tiefe Schwermuth das Gemüth an. Wer hätte geglaubt, daß der Verf. der „Reiseschatten" jemals in einem so trüben, trostlosen, ja jeden Trost von sich abweisenden Tone singen würde. Von Karl Mayer finden wir wie in dem frühern Almanach klare, stille Natur- und Landschaftbilder, in denen ein tiefer, inniger Sinn die schönsten Formen mild und sanft belebt. Nur in solchen, freilich auf eine sehr enge Scala beschränkten Melodien hat dieser Dichter bisher zu uns gesprochen, in diesen aber auch als Meister.

Anastasius Grün. Echtpoetische Production. Jedes dieser Gedichte ist ein wohlgegründetes, in schöner Begrenzung und Mäßigung wahr und neu geschaffenes Ganze, worin sich nicht leicht etwas Verfehltes, Ungehöriges oder Schiefes findet. Das Gedicht: „Wer hat gesiegt?" welches des beengten Raumes wegen leider hier nicht mitgetheilt werden kann, gehört durch Genialität des Gedankens und vollendete Ausführung zu den schönsten.

K. Simrock. Unter vier wackern Gedichten desselben ist die Ballade: „Die drei Bitten", ausgezeichnet. Auch an diesem Dichter muß gelobt werden, daß er, weit entfernt von der jetzt so häufigen Nebelsucht, seinen Liedern jederzeit einen festen Körper, eine anschauliche Gestaltung zu geben weiß.

Wilh. Wackernagel. „Jarl Iron und Isolde", eine anmuthige Sage in origineller Form versificirt, und „Der grüne Kranz", ein scherzhaftes Weingedicht, in welcher Gattung der Verf. besonders glücklich ist, sind hervorzuheben, die übrigen Gedichte nicht eben bedeutend.

Varnhagen von Ense. Einige Gedichte in der jetzt fast zu sehr hintangesetzten reflectirenden Gattung, in dieser sehr lobenswerth, besonders zwei in dem mit Meisterschaft behandelten elegischen Versmaß. In dem einen: „Versagt und Gewährt", bilden eigentlich die beiden letzten

Distichen das Gedicht; das andere kürzere möge hier eine Stelle finden:

Sand.

Grausam häufet ein höhnend Geschick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falscher Gestirne Beruf!
Irr' und bejammernswerth hat Alles hier sich gestaltet:
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Auch von dem finstern, kräftigen Lenau sind zwei Gedichte aufgenommen, die, wenngleich von seinen minder bedeutenden, doch den Stempel seiner strengbezeichneten Eigenthümlichkeit ansichtragen.

M. Veit. „Rosalinde und Julia"; der eigne Gedanke, eine ästhetisch-kritische Ansicht über das Verhältniß zwischen Rosalinde, Romeo und Julia als lebendige Situation poetisch zu verkörpern und so die Kritik unmittelbar in Poesie zu verwandeln, ist vortrefflich ausgeführt; wäre nur solche und keine andere Kritik über Meisterwerke erlaubt, so würde jedem Dichter sein Recht widerfahren, nur von Pairs gerichtet zu werden. Den beiden andern Gedichten desselben Verf. scheint zur vollen Klarheit doch noch der Punkt auf dem J zu fehlen. Mag der Leser in dem Folgenden selbst suchen, wo er anzubringen sei:

Nachruf.

Jeder Schmerz zum Liede,
Jedes Lied zum Schmerz;
Stiller Gottesfriede
In Dein wundes Herz!
Stiller Gottesfriede,
Und die Fehde ruht,
Und im letzten Liede
Letzte Lebensglut!

R. Reinick. Ruhig und unbefangen folgt dieser Sänger den Eingebungen einer einfachen Natur und sichert sich, indem er, was in dieser zu seiner Anschauung kommt, ungekünstelt und anspruchslos abspiegelt, erfreuliche Wirkung. In diesem Sinne verdient die Mädchenromanze: „Das fragt sich doch noch sehr", besonders herausgehoben und diese Art der Behandlung, als die seinem Naturell am eigensten zusagende, vorzüglich empfohlen zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Neuestes Gemälde von Amerika. Von Joh. Gottfried Sommer. Zwei Theile. Auch unter dem Titel: Schütz, Allgemeine Erdkunde ꝛc. Siebenter und achter Band. Wien, Doll. 1831. Gr. 8. 3 Thlr.

Das vorliegende neueste Gemälde des politischen, geographischen und statistischen Zustandes Nordamerikas — denn nur die nördliche Hälfte Amerikas bis zu den Grenzen Mexicos herab wird uns darin geschildert — ist uns als ein Werk willkommen, das, gleich entfernt von der Trockenheit eines wissenschaftlichen Lehrbuchs und von der Leere und Oberflächlichkeit einer bloßen Unterhaltungsschrift, die praktischen Vorzüge beider in sich vereinigt und sowol als Lesebuch wie als wissenschaftlicher Wegweiser seinen Zweck erfüllt. Eine Behandlung, wie die hier befolgte, ernst und datenreich, aber zugleich geordnet und geleitet von Gesetzen des Geschmacks, ist es gerade, wie sie unsere Zeit verlangt und würdigt, und wir zweifeln nicht, daß auch dieser Theil jener umfassenden Unternehmung, welche der zweite Titel ankündigt, sich des Beifalls zu erfreuen haben wird, der das Ganze bisher begleitet und bereits eine zweite Ausgabe desselben nöthig gemacht hat. Der Bearbeiter, seiner Aufgabe völlig gewachsen, hat durchaus aus lautern und aus möglich frischen Quellen geschöpft, unter denen die Reisewerke Herzog Bernhards von Weimar, Anspach's, Parry's, D. von Rotzebue's, Scoresby's, Keating's, Sidons' u. A. und die Schriften von Cooper, Drayton, Basil Hall, Harmons, Harris, Talbot, Gall, Franklin u. s. w. eine vorzügliche Auszeichnung verdienen. Diesen Arbeiten und v. Schlieben's „Atlas von Amerika", sowie der inhaltsreichen Zeitschrift: „Columbus", sind die meisten und die neuesten Nachrichten, welche dies Gemälde auf musterhafte Art und in einer sehr unterhaltenden Reihefolge zusammenstellt, entlehnt. Der Reichthum des Inhalts ist wie die Form der Darstellung unbedingt zu loben; wissenschaftliche Gründlichkeit und Zuverlässigkeit vereinigen sich hier mit einer Schilderung voll Anziehungskraft und regem Interesse und werden durch einen kunstlosen, aber glücklichen Vortrag zu einem künstlerischen Ganzen gerundet. Sollen wir eines Tadels gedenken, so ist es dieser, daß die Bevölkerungsangaben für die einzelnen Orte in den Vereinigten Staaten allerdings oft auf ziemlich alten Angaben (häufig von 1810 her) beruhen, was bei dem reißenden Emporblühen der amerikanischen Städte freilich für einen Mangel gelten kann; aber wir müssen dem Verf. vertrauen, daß, wo er auf so alte Nachrichten zurückgeht, wirklich keine zuverlässigen Angaben von neuerm Datum zu erlangen gewesen sind, und lobend müssen wir anerkennen, daß er uns lieber diese Unmöglichkeit eingesteht, als durch Hinzufügung eines spätern Datums seine Leser zu täuschen sucht. Uebrigens sind auch die richtigern und in die allgemeinen Uebersichten aufgenommenen Nachrichten durchweg neu und jetzt geltend zu nennen, da sie fast alle den Zustand der Dinge im J. 1829 und 1830 berücksichtigen.

Nach dieser allgemeinen Anerkennung des Verdienstes dieser Arbeit verstatten wir uns, als eine Probe ihres Sachreichthums einige Andeutungen daraus wiederzugeben, welche bei einem Lande, wie Nordamerika ist, bei diesem Eldorado bürgerlicher Freiheit, das fort und fort die Blicke Europas wie ein Ziel, „das zu erreichen", oder wie ein Traum, der zu verwirklichen ist, beschäftigt, nicht unwillkommen sein werden. Mag in dieser Ansicht auch manche Täuschung mitunterlaufen, wahr ist und bleibt es, daß für die thatsächliche Erfüllung des materiellen Staatszweckes in Nordamerika in wenigen Decennien mehr geschehen ist, nicht aber von Menschen, sondern von den Umständen, als die historische Entwickelung der alten Welt in Jahrhunderten dargeboten hat, und daß, wäre Wohlstand und Reichthum an Glücksgütern wirklich der letzte und ausschließliche Zweck der Staatenverbindung, der Freistaat von Nordamerika in der That fast das Ziel erreicht hätte. Wer indeß mit uns den Staatszweck so faßt, daß es seine Aufgabe sei, alle in den Menschen gelegten Anlagen gleichzeitig und in harmonischer Entwickelung auszubilden, der wird in Nordamerika freilich Vieles vermissen, was selbst die an Glücksgütern ärmsten Länder der alten Welt ihm darbieten. Doch ist auch das schon immer viel und für Manchen sogar genug, daß man in den Vereinigten Staaten von der mexicanischen bis zur canadischen Grenze, auf einem Raum von 120,000 geographischen Quadratmeilen, auf keinen Bettler trifft.

Die allgemeine Schilderung des Landes in geographischer Beziehung ist in diesem Gemälde höchst gelungen. Sie ist kurz, aber völlig hinreichend, um dem Leser ein anschauliches Bild des ganzen unermeßlichen Landes zu geben, das fünf parallellaufende Gebirgsreihen, bis zur Höhe von 6500′ (nicht 7000′) durchziehen, und das der gewaltige Mississippi und der gewaltigere Missouri (über 700 geogr. Meilen lang) durchirrt, während breite Thalebenen die einzelnen Gebirgsreihen voneinander scheiden, theils von wellenförmig gestaltetem Lande, theils von wasserreichen Savannen im Wasser-

niveau eingenommen, welche Nebenflüsse wie den Ohio (sp. Obeio), 1188 engl. Meilen lang, und zahllose Kanäle, 200—300 Meilen lang, unter sich verbinden. Was der so junge Staat für diese Kanalverbindung gethan hat, erreicht in der That das Unglaubliche. Um nur einige dieser Riesenkanäle namhaft zu machen (und es erscheint zweckmäßig, daran zu erinnern, was hier Menschenkräften gelang), so mißt der Eriekanal nicht weniger als 363 engl. Meilen Länge, auf 85′ Breite und 4′ Tiefe, mit 88 Schleusen und einem 1188′ langen Aquäduct (er kostete freilich etwa 13 Millionen Thaler); der Hudsonkanal ist 106 Meilen lang, der Chesapeakkanal ist 360 Meilen lang und hat 4000′ Fallhöhe; der Miamikanal mißt 265 Meilen Länge, der Unionkanal 108 Meilen, der Ohiostatekanal 306 Meilen, der Pennsylvaniakanal 296 Meilen, der Columbiakanal 150, der Ohio-Eriekanal 218, der Capefearkanal 200 Meilen, unzähliger andern von 70, 80, 100 Meilen gar nicht zu gedenken. Was sind gegen solche Arbeiten selbst die so gepriesenen Römerwerke an Straßen und Brücken, und zu welchem Rückschluß gibt diese Uebersicht Anlaß, wenn man bedenkt, daß, während in Amerika 10,000 Kanalmeilen gebaut wurden, das arme Deutschland in Jahrzehnden nicht mit seinem kleinen Rhein- und Weserkanal zu Stande kommen kann, der in Nordamerika vielleicht gar keinen Namen haben würde??

Ueber die klimatischen Verhältnisse des Landes ist der Verf. ungemein belehrend. Er gibt uns nicht blos die Resultate der Isothermenlinien Humboldt's, sondern er lehrt auch die Ursachen kennen, warum diese auf Amerika wenig passen. Im Allgemeinen ergibt sich daraus, daß die mittlere Temperatur etwa um 8—10 Breitengrade geringer in der neuen Welt ist. So hat z. B. Massachusets unter 42½° Br. das Klima von Irland unter 53° und Böhmen unter 50°; Virginien (37°) das vom südlichen Frankreich (43°); Washington, unter 38° 52′, das von Paris (48° 50′); Cambridge (42°), das von Wien (48° 12′); die Chesapeakbay das von Deutschland ꝛc. Allein diese Vergleichung ist stets nur unvollkommen, wie sich aus dem Unterschied der Tageslänge schon vermuthen ließ. Dieser Unterschied macht, daß bei übrigens gleicher mittlerer Temperatur die Tage in Amerika doch heißer, die Nächte aber kälter sind als in der alten Welt; daß die Temperatur schnellern Wechseln unterworfen ist, aber auch eine höhere Vegetation und einen zartern Pflanzenwuchs begünstigt, und dgl. mehr. Die Kälte dauert nie lange, und in Missouri, das z. B. die mittlere Temperatur des Elsaß hat, hält sie niemals drei Tage hinter einander an. Die Gleichheit bezieht sich auf den Grad, nicht auf die Dauer, was wohl zu beachten ist. Stürme und Gewitter (in Amerika regnet es fast nur bei Gewittern) bringen noch größere Unterschiede bei gleichem Temperaturgrad hervor. Es fällt im Allgemeinen mehr Regen als in Europa; aber es gibt weniger Regentage, die Wolken entladen sich in Masse. Im Ganzen ist das Klima gesund, nur Wechselfieber und Schwindsuchten herrschen; die starke Zunahme der Bevölkerung aber spricht am stärksten für das Klima Nordamerikas, denn der Zuwachs durch Einwanderung ist im Großen genommen unbedeutend. Der Verf. hat darüber folgende interessante Daten: Die Zahl der Einwohner in den 13 Staaten betrug 1757: 1,046,000 Seelen; 1810: 7,249,903; 1820: 9,716,188 Seelen, und für 1830: circa 13 Millionen, was eine Vermehrung von 3 Procent in den letzten zehn Jahren ergibt, und wonach sich die jetzige Bevölkerung in 23 Jahren verdoppeln würde. Glücklicherweise hat der Staat Raum für eine mehr als chinesische Bevölkerung! Die Einwanderung ist bei diesem erstaunenden Anwachs der Volksmenge unerheblich. Im J. 1817, wo sie am stärksten war, betrug sie 22,240 Individuen, 11,977 Engländer, 4169 Deutsche, 1245 Franzosen u. s. w. Früher betrug sie durchschnittlich 4000, jetzt etwa 20,000 Personen jährlich. Im J. 1827 gab es etwa 9 Mill. Weiße, 2½ Mill. Farbige und 313,200 Indianer; unter jenen 9 Mill. waren etwa 7 Mill. Briten, 607,000 Deutsche, 111,000 Franzosen und 6000 Juden. Die Deutschen sind am häufigsten in Pennsylvanien anzutreffen, wo sie etwa ein Viertel der Bevölkerung bilden. Die Schweizer leben zerstreut, die Franzosen am Mississippi; die englische Sprache herrscht überall. Die Zahl der indischen Bevölkerung vermindert sich von Jahr zu Jahr; das kupferfarbene Menschengeschlecht geht seinem gänzlichen Erlöschen mit raschen Schritten entgegen. Von den vier größten Stämmen zählten die Creeks 1823 noch 20,000 Köpfe, die Cherokesen 9000, die Choktaws noch 21,000, die Chikesaws noch 3625, während diese sonst so viel streitbare Männer ins Feld stellten. Ganze, sonst furchtbare Stämme bestehen jetzt kaum aus 100 Köpfen; von 28 im J. 1670 namhaften Stämmen waren schon 1785 26 ganz ausgestorben, und die beiden übrigen zählten nur noch 1550 Köpfe. Der Verf. zählt noch etwa sechzig Stämme auf; die meisten derselben aber bestehen aus Trümmern von 12—15 Familien; nur die Osagen zählen noch etwa 4000, die Panis 6000, die Quehatsas 3500, die Kitts 3000, die Achepans 11,000, die Schwarzfüße 5000 Häupter. Diese Stämme sind ohne allen Zweifel Reste eines großen amerikanischen Urvolks, das mit der mongolischen Bevölkerung Asiens in naher Verwandtschaft stand. Höchst wahrscheinlich sind sie die stammverwandten, aber nördlichen und rohern Besieger eines sanften, in der Bildung vorgerücktern Volksstammes, den sie nach Mittag (Mexico) hin zurückdrängten, wo ihn Cortez antraf. In der Geschichte wiederholt sich Alles, aber es wiederholt sich in anderer Gestalt; und so geschah in der neuen Welt, was wir in der alten beim Zusammenbruche des römischen Reichs geschehen sahen. Von diesem gebildetern Urstamm in Nordamerika hat der Schoos der Erde überraschende Reste aufbewahrt. Westlich vom Apalachengebirge bis zum Mississippi hin finden sich Denkmale unter und über der Erde, die uns vom Dasein eines solchen Volkes Zeugniß geben; Festungswerke und kegelförmige Erdhügel, als Grabmal eines zahlreichen Volkes. Am Muskingum und Scioto in Ohio, an den Miamis, in Kentucky, am Wabasch und Indiana sind diese am häufigsten; aufgeschlossen zeigten diese Erdhügel Gerippe von einem offenbar mongolischen Volke, Urnen, Münzen, Waffen, kupferne Zierathen aller Art, die man einem Volke Talligewis, Allighewis, oder Lenni-Lenape (Delawaren?) zuschreibt. Diese Pyramiden, eckig oder kugelförmig, erheben sich von 2—150 Fuß, und bei St.-Louis finden sich deren 150 in zwei Gruppen beisammen. Die größte derselben am Kahokia zeigt eine Grundfläche von 2400 Fuß bei 90′ Höhe; viele tausend Menschen mögen jahrelang daran gearbeitet haben. Einige derselben tragen Bäume von unberechenbarem Alter und gehören also einer Zeit an, die vielleicht über unsere Geschichte hinausliegt. In Kentucky besonders bewahren diese Mounds Leichname, so sauber ausgetrocknet wie die ägyptischen, klein, untersetzt von Gestalt, mit kalmückischem Schädel und in Leinwand und Netzwerk verpackt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Wigand (Paul), Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Drei Bände. Gr. 8. 77 Bogen. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 341. —— 6. Dezember 1832.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1833. Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab. Vierter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 340.)

Albert Graf von Schlippenbach. Die zwölf, mehrentheils ganz kurzen Gedichte, die wir unter diesem Namen finden, sind unter die werthvollsten Gaben des Almanachs zu rechnen. In jedem derselben weht ein eigner Geist, lebt ein bestimmter frischer Ton und Gedanke. Einige sind kecke humoristische Scherze, andere tiefsinniges Gefühl, alle naturwahr, keines unbedeutend. Läßt sich zum Lobe eines Dichters mehr sagen? Und doch kann ich nichts zurücknehmen, nachdem ich die Gedichte, von der Größe meines Lobes erschreckt, wieder und wieder durchgelesen habe. Mögen dem Leser zur eignen Entscheidung folgende beide zur Probe dienen.

Lust.

Singen soll ich, was ich weiß
Hier aus diesem schönen Kreis?
Ei! das ist nicht übel;
Nun, so sing' ich frank und frei:
Jede Eins sucht ihre Zwei,
Seht nur das Geliebel!

Und kommt das euch spaßhaft vor,
Daß mich keine noch erkor:
Trauet nicht dem Scheine!
Gebt nur Acht! Recht scharf und fest:
Die sich gar nichts merken läßt,
Das ist eben meine.

Frühlingsklage.

Der Frühling kam lustig gegangen,
Ich sah ihm gerad' ins Gesicht:
Er küßte meine bleichen Wangen,
Ach! aber erfrischte sie nicht.

„Und hast du so tiefen Jammer,
Was trittst in mein grünes Haus?"
Ich ging in die stille Kammer
Und weinte mich herzlich aus.

Fr. Freih. Gaudy. Ein Nachahmer von H. Heine. Nachahmer? Doch wol mehr; beinahe ein Doppelgänger. Er könnte als stiller Compagnon mit Jenem in Societät treten, und die Firma würde immer noch respectirt werden. Vielleicht würde man ihre Producte nach erster und zweiter Sorte eintheilen, sie aber doch immer noch als Heine'sche Waare gelten lassen und kaufen. Will aber Hr. von G. eine sogenannte Proprehandlung errichten, so wird er doch über kurz oder lang mit Mustern, die in eignem Geschmack erfunden sind, auftreten müssen.

Karl Immermann. Zwei humoristische Stücke, mit Geist und bequemer Laune, doch etwas breit und nachlässig, wie es seine Art ist, gedichtet.

Wolfgang Menzel. Wie Wilh. Müller unter der Aufschrift: „Berenice", uns eine kleine Anzahl sehr lieblicher Dichtungen auf das Haar einer Schönen schenkte, so streut Hr. W. M. hier einer Glaukopis ein paar tüchtige Hände voll Distichen in die reizenden blauen Augen. Ich fürchte, sie werden ihr übergehen, denn es sind zwar ganz artige gefällige, selbst hin und wieder geistreiche Gedanken und Wendungen in diesem epigrammatischen Sande; aber die Versification ist gar zu grobkörnig. So kleine Gedichte in antikem Sylbenmaß bedürfen der höchsten Politur und äußern Eleganz neben der innern. Hier aber sind die kleinen Seelen, wie eben geboren, noch ganz ungeschlacht, noch gar nicht zu Distichen geworden. Es scheint, als habe Hr. M. sie, obgleich nur erst halb fertig, in höchster Eile fortgesandt, um hier in diesem Almanach noch zu rechter Zeit als Mittelsmännchen einzutreten, damit der dicht vor ihnen stehende Immermann nicht wieder hand- und faustgemein werde mit dem nun sogleich folgenden

August Graf von Platen. Diese beiden Dichter hätten sich sonst wahrlich zu nahe gestanden, wie sie sich denn auch wirklich schon einige Mal mit dem poetischen Ziemer nur allzu derb berührt haben. Nun aber stolpern diese kleinen freundlichen Epigrammengnomen mit ihren possirlichen Hinkfüßchen so lustig zwischen ihnen herum, daß Beiden vor Lachen der Zorn wol vergehen muß. Sie halten sich friedlich. Drei Stücke vom Grafen von Platen tönen uns majestätisch in antiken Sylbenmaßen entgegen. Das erste, eine „Ode an den Kronprinzen von Baiern", füllt sogleich in altüblicher Weise mit dem metrischen Strophenschema, diesem Etiquet antiker Poesieflaschen, eine halbe Seite und nimmt dann die Sage von Thrudelinde und Autharis in sich auf, die sich in diesem Gewande gar wunderlich gebahren. Eine zweite Ode: „Der künftige Held", die aus der Zukunft Nebel einen Heros herausbeschwört,

„o — o der mit strafendem Geißelhieb
Nach Asien heim stumpfnüstrige Sklaven peitscht,
Sie selbst und ihre längst entnervten,
Weibisch entgürteten Dschingiskane",

scheint nicht undeutlich einem künftigen Herrscher Griechenlands zu gelten. Der edle Graf, der das Schild des Liberalismus seit noch nicht so gar langer Zeit ausgehängt hat, mag sich indessen doch hüten, daß er nicht allzu keck sich auf das nordische Glatteis wage, wo er leicht ein Bein brechen könnte. Ein Odendichter wie Graf Platen braucht seine Füße. Eine dritte Ode ist ein locales „Trinklied", gesungen in einem „halbdrohenden Tempelgewölbsrest an Bajä's rückstralender wonniger Bucht", und schließt mit des Dichters unzählig oft wiederholter Anforderung an das „Folgegeschlecht", wo immer ein heiteres Mahl Gastfreunde vereint, ihm (scil. dem Grafen August von Platen-Hallermünde) auch eine volltriefende Schale zu weihen,

„Welcher erfand in der Seele
Manch liebebeflügeltes Lied."

Das Folgegeschlecht könnte aber leicht, wie Richelieu jenem unablässig überlästig Pension Begehrenden, welcher behauptete, daß er ja doch leben müsse, antworten: Je n'en vois pas la nécessité.

So sind wir nun bis zu dem Herausgeber Adelbert von Chamisso vorgedrungen, der das mit Liebe und großer Sorgfalt gepflegte Büchlein auch mit vielen und trefflichen eignen Beiträgen ausgestattet hat. Es ist erfreulich, zu sehen, wie dieser Dichter auf einer eigenthümlichen, sich selbst geschaffenen Bahn mit Ruhe, Sinn und Fleiß in stetem Fortschreiten begriffen ist. Die erzählende Gattung ist diejenige, welche seinem Talent am mehrsten zusagt, und in welcher er eine Reihe ausgezeichneter Schöpfungen, unter denen die hier vorliegenden nicht die geringsten sind, schon hervorgebracht hat. Wiewol er in einem ihm durchaus eignen, nie zu verkennenden Style dichtet, so ist er doch fern von Eintönigkeit, da jede seiner Dichtungen in derjenigen Form und Darstellungsweise erscheint, die durch die Natur des immer genial aufgefaßten Stoffes bedingt ist. Voran stehen vier deutsche Volkssagen, von denen vornehmlich die erste: „Das Riesenspielzeug", durch die selbst in dem ernsten Schluß noch vorwaltende reizende Naivetät des Inhalts und der Behandlung den schönsten Eindruck macht, wogegen die übrigen, wenngleich nicht minder geschickt ausgeführt, doch dem Stoffe nach geringer erscheinen. In dem russischen Volksmärchen: „Das Urtheil des Schemjacka", tritt uns, mit ungemeiner Laune und Leichtigkeit hingeworfen, in wenigen charakteristischen Zügen das nationale Leben und Treiben jenes Nordvolkes vor Augen. In „Abba gloss Leczeka" sehen wir das Märtyrthum eines wohlmeinenden, weisen und gelehrten polnischen Juden, der den begeisterten Eifer, sein Volk aufzuklären und zu bessern, mit einem Leben voll Schmach und Verfolgung büßt, dennoch aber selbst durch Moses Mendelssohn's Rath von seinem Verlag nicht abzuwenden ist und immer neue Versuche dieser Art mit neuen Leiden bezahlt, bis er endlich in Elend und Kummer untergeht. Der einfache Stoff ist durch meisterhafte Behandlung der Charaktere und des Costums zu einem wahren, warmen Lebensgemälde geworden. „Die Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme" und „Ein Gerichtstag auf Huahine" sind ebenfalls erfreuliche Nationalbilder, das größte aber ist ein spanisches Bild in schauerlich dunkler, blutiger Färbung, entnommen aus dem Volkskampf gegen Napoleon, unter der Aufschrift: „Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes". Der Dichter hat, wie schon öfter bemerkt worden, eine oft in Unmaß übergehende, nicht immer zum Vortheil der Kunst gereichende Vorliebe für das Gräßliche; er sucht den Eindruck oft um zu hohen Preis, und hat deshalb namentlich für sein „Crucifix" nicht unbegründeten Tadel erfahren müssen. Hier ist nun das Gräßliche wirklich fast noch bis zu einem höhern Grade, ja bis zum Teuflischen gesteigert; demungeachtet aber macht das Gedicht zwar einen heftigen, schmerzhaften, aber dennoch nicht wie jenes einen widrigen Eindruck. Dies liegt aber darin, daß hier in das Gift selbst auch zugleich das Heilmittel gelegt ist. Der Sohn soll nach dem Blutspruch eines grausam strafenden feindlichen Heerführers sein eignes Leben nur unter der Bedingung retten, daß er sein ganzes Haus, Vater, Mutter, Schwester, Brüder, vom ehrwürdigen Greise bis zu dem unschuldigen Knaben, als Henker mit eigner Hand hinrichte, und er thut es auch. Wie gräßlich! Aber er thut es auf Befehl seines eignen, dem Tod geweihten, den Ungehorsam mit seinem Fluch bedrohenden Vaters, der seinen Stamm erhalten sehen will. Er thut es auf heiß dringendes Bitten der Mutter und Geschwister. Er thut es, weil er nicht anders kann und darf, und sie Alle, selbst der liebe kleine Knabe, sterben mit einer felsengleichen Festigkeit, mit unerreichtem Heldenmuth. Hier werden wir aus dem Abgrund der Gräßlichkeit gerettet und emporgetragen durch die höchste Seelenerhebung. Die schönste Tragödie ist in dem Raum des kleinen Epos eingeschlossen, und die gedrängte, kräftige, ganz dem spanischen Charakter angepaßte Darstellung läßt uns Das, was auf der Bühne nicht zu ertragen wäre, in der mildern epischen Form so rein als kräftig empfinden.

Im Allgemeinen wird Chamisso's immer gediegener heranreifendes Dichtertalent im Gebiet der poetischen Erzählung seine schönste Wirksamkeit finden, in welcher Gattung er Ungewöhnliches und schwer zu Uebertreffendes schon geleistet hat und noch verspricht.

Der Mitherausgeber, Gustav Schwab, der fruchtbare, treffliche Sänger, schließt den Reigen würdig mit drei erzählenden, in Romanzen abgetheilten Gedichten, die keinem seiner frühern an Schönheit nachstehen. Eines der hauptsächlichsten Verdienste dieses Dichters besteht in dem hohen sittlichen Sinn, der allen seinen Dichtungen zum Grunde liegt, und aus welchem sie wie die Pflanze aus der Wurzel hervorblühen. Auch die hier aufgenommenen neuen Gedichte sind von dieser sittlichen Schönheit durchdrungen und regen nächst der edeln und leichten Ausführung, die freilich hier und da etwas sorgfältiger und gedrungener sein könnte, vornehmlich durch diesen

Vorzug jedes unverdorbene Gemüth höchst wohlthätig an. Dem „Diadem" wäre wol ein kräftigerer, etwas prägnanter Schluß zu wünschen gewesen, und Dasselbe muß von dem „Gelübde" gesagt werden, wogegen sich „Herzog Alba" bis zum Schlusse kräftig erhält.

Sollte nun aus der Betrachtung dieses Almanachs, wie dies allerdings als zulässig erscheint, eine Schlußfolge auf den dermaligen Zustand unserer Poesie gezogen werden, so würde sich ergeben, daß im Ganzen ein kräftiges und glückliches Streben hervortritt, daß jener unbestimmte, wenig bedeutende, in allgemeinen Wendungen oder räthselhaften Phrasen sich herumdrehende Gefühlsausdruck, jene Interjectionspoesie, mit der ihre Leser zu martern so viele Dichter bisher nicht unterlassen konnten, sehr zurücktreten scheint; dagegen ein Streben nach eigenthümlicher, bestimmter Gestaltung, nach echter Individualisirung auf eine erfreuliche Weise sich kundgibt und uns eine reichere kräftigere Lyrik verheißt. Freilich finden sich auch in diesem Almanach noch manche Gedichte, die mehr einen dumpfen Ton als eine bestimmte Melodie haben, die wie Schatten oder Wolken vorüberziehen, denen die Phantasie des Lesers erst nach seiner eignen Stimmung oder Ansicht eine Gestalt verleihen soll. Manche Dichter scheinen das Beste, gleichsam das Wort des Räthsels für sich zu behalten und verlangen, daß der Leser ohne Vorbereitung ihre Sprache verstehe, ihre Empfindungen mitfühle. Bei manchen Gedichten ruht die eigentliche Seele in den zarten Beziehungen, die sie auf den Dichter selbst und seine Verhältnisse haben; solche können die schönste Wirkung hervorrufen in Personen, die mit diesen Beziehungen bekannt sind, müssen aber den fremden Leser nothwendig kalt lassen. Doch diese Schwachheiten der deutschen Lyrik werden allmälig zurücktreten, je weiter die Neigung zu einer mehr objectiven Darstellungsweise sich entwickelt, wozu ein bedeutender Vorschritt gethan ist. Gewiß ist, daß seit Schiller's „Musenalmanach" keine so reichhaltige Ernte auf unserer Dichterflur eingebracht worden ist; und so ist denn wol zu wünschen, daß ein so schönes und so wohl geleitetes Unternehmen in der lebhaften Unterstützung der Zeitgenossen die Mittel zu seiner Fortdauer finden möge. 119.

Neuestes Gemälde von Amerika. Von J. G. Sommer. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 340.)

Man zählt in Nordamerika 19,000 Kirchen, 3½ Mill. Congregationisten, ebenso viel Presbyterianer und Episkopalen, 800,000 Quäker, 850,000 Lutheraner, 600,000 Baptisten, 560,000 Methodisten, 800,000 Katholiken, 5000 Herrnhuter, 8000 Mennoniten u. s. w. Dreizehn Bischöfe und 507 Prediger stehen der Episkopalkirche vor. Der Verf. macht 41 Universitäten oder höhere Lehranstalten namhaft, unter denen jedoch nur Cambridge, Neuyork und Philadelphia etwa diesen Namen verdienen mögen. Die älteste ist die Harnarduniversität zu Cambridge (1638 gegründet) mit 15 Professoren und einem Präsidenten. Für die vorzüglichste Lehranstalt hält Sidons die Militairakademie zu Westpoint mit 240 Zöglingen; in den östlichen Staaten kommt auf 1231 Einw. ein Student, in den südlichen dagegen auf 7232 nur einer. Sitte, Sprache, Lebensweise, Rechtspflege u. s. w. sind bekanntlich englisch; mit der Gelehrsamkeit, mit den Künsten, mit der Arzneikunde, der Pharmacie und denjenigen Anstalten im Allgemeinen, welche der Wohlfahrtspolizei angehören, steht es übel aus; wenig oder nichts ist dafür geschehen. Der Amerikaner achtet die Wissenschaft an sich gering, er denkt nur darauf, „to make money", und Anstalten, die nicht unmittelbar darauf abzielen, finden in diesem Volke, das ganz realistisch, ein wahrer Gegensatz der Deutschen ist, wenig Theilnahme. Besser dagegen als vielleicht irgendwo steht es um die Volks- und Gemeindeschulen (Freeschools); jeder Bürger, er mag Kinder haben oder nicht, steuert für sie bei; die Anstalten werden mit Ländereien reichlich fundirt, und außerdem bewilligen einzelne Staaten, wie z. B. Connecticut ein Capital von 1,800,000 Dollars, für diesen Zweck. Dieser Sinn hat sich selbst bis unter die Indianer verbreitet; ein Häuptling der Creeks gab sein Jahrgeld für abgetretene Länder von 2000 Dollars den Schulen seines Stamms, die Choctaws bewilligen jährlich 12,000 Dollars dazu und die Chikasaws gar 20,000 Dollars. Man zählte 1825: 2159 Schulen, 400 Hülfsvereine, 19,289 Lehrer und 1828: 1,200,000 Schüler, welche, arm oder reich, unentgeltlichen Unterricht empfingen.

An Zeitschriften und Zeitungen ist kein Land so reich als Nordamerika. Zu Anfang 1830 erschienen deren 817 (1704 nur eine, 1804: 237), worunter 40 wissenschaftlichen Inhalts. Bekanntlich haben selbst die Cherokees eine Zeitung in ihrer Sprache. Die Verfassung des Bundes ist höchst einfach: der Generalcongreß ist die höchste Gewalt der Union; er besteht aus einem Präsidenten, auf vier Jahre erwählt, aus der Repräsentantenkammer, zu der jeder Staat von 40,000 Einw. einen Abgeordneten sendet, der zwei Jahre lang sitzt, und dem Senat, zu dem zwei Mitglieder aus jedem Staate geschickt werden, deren Auftrag sechs Jahre währt. Diese Verfassung wiederholt sich im Kleinen in den einzelnen Staaten, mit unbedeutenden Abweichungen. Vier Staatssecretaire stehen dem Präsidenten zur Seite. Die Gerichtsverfassung ist die englische; ein Supreme court für die Rechtshändel der einzelnen Staaten untereinander steht an der Spitze; die wandelnden Assisen werden von einem Mitgliede desselben in sieben Kreisgerichten (Circuit courts) abgehalten, nach dem englischen common law, das jedoch sehr gemildert wird; außerdem hat jeder Staat seine Districtsgerichte. Die Staatsschuld, 1830 noch 48½ Mill. Dollars, verschwindet mit dem 1. Jan. 1833 gänzlich. 1829 betrug die Staatseinnahme aus Zöllen und Steuern 24,602,280 Dollars, die Ausgabe etwas über 20 Mill. Das stehende Heer, nur in den 44 Festungen anzutreffen, zählte 1829: 6186 Mann, die Miliz 1½ Mill. Waffenfähige, der Kriegsetat beträgt 5,676,742 Dollars. Die Seemacht zählte 1829: 7 Linienschiffe, 10 Fregatten, 2 Corvetten, 12 Schaluppen und 7 Galeotten; die Ausgabe dafür machte fast 4 Mill. Dollars.

Ueber die Physiognomie des Landes und des gesellschaftlichen Lebens gibt der Verf. Andeutungen, welche in Europa wenig allgemein bekannt sind. Ein Hauptzug in seinem Bilde ist z. B. der, daß es in Nordamerika fast keinen Unterschied zwischen Städten und Dörfern und ihren Bewohnern gibt. Der amerikanische Pflanzer ist durchaus kein Bauer in unserm Sinne des Worts, er unterscheidet sich in nichts von dem Stadtbewohner, wie denn überhaupt ein Standesunterschied, außer etwa in den Seestädten, nirgend bemerklich wird. Die Dörfer selbst sind nur kleinere Städte, oder vielmehr, alle Ortschaften sind Städte. Doctor, Richter, Oberst, Pflanzer, Handwerker, Krämer, Jeder geht gleich gekleidet und Alle stehen an Bildung und Benehmen ziemlich auf derselben Stufe. Diese Massen einer wohlgekleideten, fröhlichen Bevölkerung, von denen jeder Einzelne das Gepräge einer behaglichen Existenz zur Schau trägt, machen im Anfange gewöhnlich das Erstaunen der Einwanderer. Bettelei und Diebstahl sind so gut als unbekannt in Nordamerika; dagegen ist aber auch nirgend der Reiz ländlicher Unschuld und ihre Zurückgezogenheit anzutreffen. Das Gefühl der Unabhängigkeit und der Herrschaft über die Natur, die der Nordamerikaner siegreicher als irgend ein anderes Volk bewältigt, gibt

ihm jenen Stolz, den seine Unkunde fremder Länder nährt und pflegt. Aber er ist darum weder hochmüthig noch unhöflich, wie man oft behauptet hat; nur imponirt ihm kein Ansehen der Person, und Kriecherei kennt er nicht. Der Verkehr mit Dienstboten und Handwerkern fällt dem Fremden daher gewöhnlich sehr schwer. Es ist bekannt, wie sehr der Nordamerikaner seiner Bequemlichkeit huldigt, sodaß man sprüchwörtlich gesagt hat, der Franzose braucht einen halben, der Deutsche einen ganzen, der Engländer zwei und der Amerikaner vier Stühle, um bequem zu sitzen. Mit dieser gestreckten Sitzart fiel ein Bootsknecht einen reisenden Engländer einst unbequem. „Platz da", rief dieser ihm zu, in einem Ton, wie er in Europa einheimisch ist; aber der Bootsknecht sah ihn erstaunt an und rührte sich nicht. „Wir haben hier kaum Platz für unsere Füße", begann nun einer der gegenwärtigen Amerikaner; „wenn Ihr etwas vorrücken wolltet, so säßen wir bequemer." „O, von Herzen gern, Sir", erwiderte der Bootsknecht und rückte in den kleinsten Raum zusammen. Dies ist das Bild der geselligen Höflichkeit in Amerika; nur der Kentuckianer gilt mit Recht für roh, ungeschliffen und anmaßend. Aber nirgend eine Spur von Pöbelunfug und Muthwillen, von Rohheiten, wie sie bei uns gewöhnlich sind; überall waltet Anstand, und in der geringsten Branntweinbude erlaubt sich z. B. Niemand einen rohen Scherz mit Frauen oder in deren Gegenwart. Dieser Anstand wird im häuslichen Leben selbst zur Förmlichkeit; der Vater nennt seine Tochter, seine Frau stets Miß und Mistreß; jedes laute Gefühl wird beherrscht, man hört fast nie lärmenden Streit, aber selten auch sieht man Ausbrüche der Zärtlichkeit oder ist Zeuge gefühlvoller Scenen. In den Land- (County-) Städten ist das Leben so billig, daß eine Familie mit 700 Dollars Einkünften drei Pferde und ebenso viele Diener halten kann, wozu in New-York freilich 5—6000 Dollars gehören.

Wie reißend schnell in Nordamerika Städte entstehen, ist mit Recht ein Gegenstand unserer Bewunderung; doch muß man auch nicht glauben, daß mit dem Namen auf der Karte schon ein Stadtwesen da sei. Es gibt Städte mit hohen Namen, die kaum aus einigen Häusern bestehen, und andere, die blos erst der Idee nach vorhanden sind. So gibt Basil Hall die höchst originelle Schilderung einer solchen nordamerikanischen Stadt in ihrer Entstehung, aus der wir einige Züge entlehnen wollen. Es war die Stadt Columbus, gegründet 1827 auf dem von dem Creeks verlassenen Gebiet in Georgien. „Das Erste, was wir sahen, war eine lange durch den Eichenwald gehauene Allee, vier Fuß breit: dies war die Hauptstraße, eine Stunde Weges lang; quer hindurch liefen andere Durchhaue; dies gab die Querstraßen her. Hier und da waren einzelne Hütten sichtbar in diesen Fluchtlinien, hier sechs Fuß lang, dort zu sechs Fenstern breit genug. Aber schon bestanden drei Gasthöfe, deren Schilde an einen nahen Baum genagelt waren, der noch unversehrt in der Straße wuchs; an sechzig Häuser waren zugehauen, und das Zimmerholz lag hoch aufgeschichtet umher. Ein Spaziergang in dieser merkwürdigen Stadt aber war kein ganz bequemes Unternehmen, überall stolperte man über Wurzelstöcke und umgehauene Bäume. Axt, Säge und Amboß ertönte überall; hunderte von Wagen, voll neuer Ankömmlinge, wurden sichtbar; Andere richteten sich ein, bauten Zelte, Hütten, oder versorgten sich in Krämerladen und Bäckerbuden; ja, an mehren Bäumen oder Baraken war schon die Inschrift: „N. attorney of law" (Sachwalter), zu lesen. Man sagte uns, daß schon an 900 Einw. versammelt wären; aber sie lagerten einstweilen im Walde; gegen 4000 Personen aber waren bereit, die neue Stadt zu beziehen, sobald diese nur erst Häuser hatte; denn die Veränderungswuth der Nordamerikaner läßt Niemand an seiner Stelle ruhen; wie wohl er sich dort auch befinde, nach einigen Jahren packt er auf und wandert aus. Alles, was bei uns allmälig entsteht, die verwickelte Maschinerie der Polizei, der obrigkeitlichen Einrichtungen, Kirchen, Schulen, Gefängnisse, all Dieses entsteht hier auf einen Tag, die Handwerker, Schmiede und Zimmerleute machen den Anfang, und sind erst diese da, so ist die Stadt bald fertig." Man sieht aus diesem Gemälde, daß eine nordamerikanische Stadt ein anderes Ding ist als eine deutsche; die prächtigen Namen: Rom, Paris, Athen, Korinth, London, Karthago u. s. w. dürfen uns eben nicht täuschen, es sind Weiler, oft mitten im Walde, und mit 5—600 Einw. bevölkert. Ist die Anlage gut, so blühen sie jedoch in wenigen Jahren empor. Sonderbar aber klingen diese bekannten Namen mit den wilden Urbenennungen der Flüsse zusammen, an denen sie liegen, z. B. Rom am Mekulbuckitum, Berlin am Ompomponusuk, Sarapaqua und Mahakkamak. Die größte Stadt in Nordamerika ist Neuyork, sechs engl. Meilen im Umfang und mit 213,000 Einw., dann Philadelphia, 1830 mit 167,638 Einw., endlich Boston, 1830 mit 61,381 Einw. und sechs Handelsbanken. Was der Verf. vom Zustand der Sklaven und Redemptioners (Freigelassenen) sagt, ist sehr lesenswerth, wie auch die Schilderung der Indianer und ihrer Lebensweise. Doch wir fürchten zu ermüden und brechen unsere Auszüge hier ab.

Das hier Mitgetheilte war aus dem zweiten Theile dieses Gemäldes entlehnt; der erste schildert die Nordpolarländer, Spitzbergen, Grönland, Canada, Neufundland, die Bermuden, das russische Amerika u. s. w. Die folgenden Theile werden Westindien, dann Südamerika mit Brasilien und endlich die Südpolarländer, Feuerland und die Inseln enthalten. Wir müssen auf Auszüge aus dem ersten Band verzichten, aber anerkennen, daß auch diese Schilderungen entsprechend, lehrreich, übersichtlich und unterhaltend sind. Ein gutes Register erleichtert das Nachschlagen, und neun Kupfer gereichen dem Werke zu einer wirklichen Zierde. 34.

Notiz.

Mirakel.

Gelegentlich erzählt Sir Roger Greisley in seiner „Geschichte Papst Gregor VII." (London, 1832) einige Wunder, deren sich die alleinseligmachende Kirche noch in unsern Tagen zu erfreuen hatte. Es sind folgende von Augenzeugen verbürgte Thatsachen.

Im Jahre 1825 wurde in der St.-Peterskirche bei der Heiligsprechung eines Spaniers ein Bild zur Verehrung ausgestellt, worauf derselbe in einer Küche abgebildet war. Neben dem brennenden Feuer stand der Hauswirth und röstete an einem Spieße eine Menge kleine Vögel. Aber, o Mirakel! halbgebraten flogen sie ihm davon und retteten sich zu dem Heiligen. — Bald nachdem sich Don Miguel der portugiesischen Krone bemächtigt hatte, suchten seine Freunde die Rechtmäßigkeit seiner Regierung dem fanatischen und abergläubigen Volke der Hauptstadt durch ein Mirakel zu beweisen. Zu dem Ende ward im Convento da graça ein lebensgroßes Bild des kreuztragenden Erlösers auf einem Altare aufgestellt, dem gegenüber ein Mönch zwei Sonntage nach einander und nach einer entsprechenden Einleitung mit der Verkündigung auftrat: er wolle das Bild befragen, ob Don Miguel rechtmäßiger König von Portugal sei, damit die Zweifelnden durch ein unfehlbar zu erwartendes Mirakel überzeugt würden. Darauf sprach er mit lauter Stimme und gegen das Bild gewendet: Ist Don Pedro unser Souverain? — Ist es Donna Maria? — Keine Antwort, kein Zeichen erfolgte; allein auf die Frage: Ist es Don Miguel? neigte das Bild drei Mal das Haupt, und die Gläubigen schrien Mirakel. Als sich dies am dritten Sonntag wiederholen sollte, blieb aber das Haupt des Bildes unbeweglich. Der Mönch wiederholte seine Frage endlich mit unmuthig heftiger Stimme, und siehe, da begab sich ein neues Wunder. Ein kleiner Knabe kroch unter dem Gewande unsers Herrn hervor und erklärte der staunenden Versammlung mit kindlicher Unbefangenheit, daß der wunderthätige Bindfaden zerrissen sei. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 342. — 7. Dezember 1832.

Broschürenliteratur.

Man erzählt vom alten Barden Ossian und seinen Gesängen wunderliche Geschichten. Oft wenn er hinaussang über das horchende Meer, hörten ihn Fischer bei ihrem kühlen Geschäft, und wenn sie nach Haus kamen, sangen sie verstümmelt die hohen Lieder nach. Aber die Söhne Fingal's sollen herumgezogen sein an den Küsten des hohen Landes, denn die schlechten Sänger wohnten nicht auf der Höhe, sollen alle Die, welche Ossian's Dichtungen verstümmelt sangen, mit sich geschleppt und so lange täglich von Ossian's Felsen ins Meer geworfen haben, bis sie die unverfälschte Poesie nachsingen konnten, oder bis ihre Gebeine zerschellt von den Meeresklippen zum Strande zurückkamen. Es ist eine barbarische Geschichte der rächenden Poesis, und doch ist es ein Gesetz der Weltgeschichte, denn die Weltgeschichte ist die höchste Poesie und ihre trivialen Sänger gehen auch heute noch unter, wenn auch bei der höhern Civilisation auf weniger grausame Weise, wenn auch moderner.

Es gibt kaum einen Abschnitt in der Geschichte, die Gründung und Verbreitung neuer Religionen ausgenommen, der auf so großartige Weise die große Poesie der menschlichen Entwickelung vor alle empfänglichen Organe des Menschen gestellt hätte als unsere Zeit; die höchsten, die riesigsten Ideen, deren der menschliche Geist fähig ist, strecken ihre Häupter aus dem Meere der Zeit und schütteln tönend ihre Locken; wie Ossian's Gesänge werden sie nachgelallt von tausend Fischern, die sie bei ihrem kühlen Geschäft hören. Wir sind nicht mehr Barbaren genug, die Leute ins Meer zu werfen, wir recensiren sie nur und sie finden ihr Meer; denn es ist ein Bestandtheil der neuen geschichtlichen Poesie, jedes Individuum im Rechte seiner Existenz gewähren zu lassen; auch für die plattesten Fischer wird die Preßfreiheit ersehnt.

Da liegt nun wieder ein Stoß Schriften vor mir, jede hat es mit einem Stück Geschichte zu schaffen, keine mit der Geschichte. Wie ein Verbrecher gemartert wird, so ziehen sie, zerren sie an den einzelnen Gliedmaßen, der Eine am Bein, der Andere am Arm, die ganze Geschichte erfaßt kein Einziger, Keiner erkennt, ja Keiner erblickt die ganze göttliche Gestalt, Keiner vermag es, die hohe Dichtung des welthistorischen Ossian nachzusingen. Der Eine fühlt sein zartes ästhetisches Gefühl verletzt, der Andere seine Philisterhaftigkeit, der Dritte sagt, es kommt von der Liederlichkeit, der Vierte, von den Schulden, der Fünfte, von Verletzung dieses oder jenes Gesetzes, Keiner: von höhern Gesetzen. In dumpfer, trüber, verhängter Stube schrieben sie über die neue Zeit, und draußen geht sie leuchtend am Himmel und spottet lächelnd der Pygmäen. Mauern und Dämme heißen sie errichten, damit das Ungethüm aufgehalten werde; hoch über Mauern und Dämme geht sie fort, denn sie ist übermenschlich, weil sie das Geistige des Menschen ist, und nur unser schwacher materieller Mensch verzagt, wenn er die neuen Gefängnisse, die neuen Barrieren sieht.

Kläglich klingt darum Alles, was die jetzige Kleingewehrfeuerliteratur, die der Broschüren bringt, seit die Erlaubniß zu schließen so beschränkt, seit die alten Forstgesetze neu aufgelegt sind, kläglich klingt sie.

1. Stimme während und am Schlusse der Versammlung zu Hambach im Mai 1832. Allen Deutschen zur Beherzigung. Manheim, Schwan u. Götz. 1832. Gr. 8. 3 Gr.

Lange hat es gedauert, ehe die französische Nationalversammlung im Zusammenhange mit allen den Fäulnißursachen beurtheilt worden ist, wie lange wird es dauern, bis das zu Hambach zersprengte Gefäß der deutschen Ursachen, mit den hundert stachelichen Henkeln im Zusammenhange, im Ganzen beschrieben werden wird. Die Auswanderung auf den heiligen Berg, die Plebejer allein sieht man, aber die Patrizier bleiben verborgen in der aristokratischen Roma. Das Extrem allein faßt man ins Auge, aber nicht seinen Anfangspunkt, die Spitze des Berges, aber nicht den Weg hinauf. Man sieht nur Hambach, aber nicht Deutschland; man übergeht es, daß die freiheitsdurstigen und blutdürstigen Gesänge in Ruinen klangen, und daß die alten Schloßtrümmer, der alte Schutt ihr Thema war. Man sieht nur die schäumende, sich hochaufthürmende See und nicht den Wind, nicht den Sturm. Man sieht ein sich überstürzendes Gewässer, nicht aber seine Quelle. Man schreibt darüber ein wildaussehendes Stück Geschichte, es gibt aber kein Stück Geschichte, sondern nur Geschichte! Diese „Stimme" nun spricht fromme, demüthige Worte: „Aber wir haben heute (bei der hambacher Feier) Ursache, uns zu demüthigen und darum zu bitten, daß der Herr der Heerscharen nicht

den Kelch des Zornes auch über uns ausgieße." Diese Art von Frömmigkeit, die winselnde, ist aber, Gott sei Dank! vorüber. Der Herr der Heerscharen hat keinen „Kelch des Zorns", solch eine unwürdige Ansicht des großen Weltgesetzes, was nur Liebe ist, solch eine blutchristliche Anschauung ist Gotteslästerung, und mit diesen alten, verrosteten Vocabeln schreibt man keine neue Geschichte.

Die deutsche Demuth und Biederkeit, von welcher diese „Stimme" unaufhörlich spricht, scheint tiefer als das Weltmeer, sie scheint grundlos zu sein. Aus jener Tiefe nun wimmert jene Stimme wie die eines Quäkers herauf. Das Meer kräuselt sich, grollt und schäumt, an den Ufern aber tost die Brandung — was mag jene Stimme für eine Wirkung erzeugen?

Aeußerst zierlich, als nähme er ein gebrechliches Spielzeug in die Hand, faßt der zweite Nachredner Schloß Hambach an; auch er erhebt sein frisirtes Haupt in der deutschen Vendee, zu Manheim.

2. Vogelperspective des hambacher Festes, aufgenommen von einem Polen. Manheim, Schwan u. Götz. 1832. 12. 8 Gr.

„Jezcze nie dzien!" („Noch ist's nicht Tag!") ist sein Motto, und er hat sich ein vollkommen richtiges geschrieben. Noch kreist Alles in ihm in Geschwätzigkeit und saftloser Vielrednerei. Es ist noch tohu wabohu. Es ist eine Ziererei in geschraubten Redensarten, es wird so dunkelhell von Helldunkel gesprochen, es wird so redselig breit von Perspective eingeleitet und 11 Seiten lang in einem 77 Seiten langen Büchlein von einer „für Kunst und Effect bei weitem vortheilhaftern Darstellung" gesprochen, daß nur der Kurzsichtigste den Deutschen dahinter verkennt. Wozu den Namen eines Polen affectiren? Der Pole hat kurz und entschieden für seine Sache gesprochen, und glauben macht uns solch Geschwätz nimmermehr, daß Einer von der unglücklichen Nation auf so lächerlichen Stelzfüßen über den hambacher Berg schreite. Den siebenten Theil eines Büchleins füllt nur ein Deutscher aus irgend einer hochtrabenden Kunstschule mit all den Wendungen und Windungen an, wie er sich im übrigen Büchlein wenden und winden werde. Der Herr geht an die unkünstlerische Versammlung zu Hambach, als wenn er mit den gewöhnlichen wimmernden Redensarten eine Kunstausstellung beschreiben wollte, spricht von Claude Lorrain, von Camera obscura, aqua tinta ꝛc., ist wunderlich entrüstet über das juste milieu, nennt neben dieser Entrüstung den Lafayette „nicht minder problematisch-ehrlich als den Erzvater Jakob", läßt das Palladium Germaniens in Oestreich, der Arche Noäh, vom wahrhaft frommen Franz retten, spricht nach Göthe über die Brechung der Lichtstralen in den Farben, kurz, ist ein äußerst feingebildeter, spitzfindiger Herr, der das Gras wachsen hört. Ach, daß wir nie dümmer sind, als wenn wir um Gotteswillen klug sein sollten! Wird es die Nachwelt glauben, daß ein so wichtigen Wendepunkt in der Geschichte wie das Fest zu Hambach von den Zeitgenossen beschrieben wird, als wäre auf dem Theater eine kunstvolle Polonaise aufgeführt worden. Die Tanzmeister schreiben Kriegsgeschichte. Daß die Frauen zuerst gegangen, daß in ihrer Mitte ein polnischer Junker gegangen, bringt diesen deutschen Polen ganz aus dem Häuschen.

„Der ältere Plinius schreibt an den jüngern, dieser möge sich schon diesmal einen etwas längern Brief von ihm gefallen lassen, weil er ihm heute nicht viel sagen könne, und so geht es wol auch gewissen Rednern, die viel und lange sprechen müssen, weil sie nichts zu sagen haben oder nicht viel sagen können." Da hat Plinius ganz Recht, aber 77 Seiten aus Manheim sind zu viel, Hambach in Escarpins sieht widerwärtig aus.

3. Auch Krug „gießt aus der unerschöpften Urne seinen Strom, der ewig fließt" — er kommt mit dem falschen Liberalismus unserer Zeit. *) Krug hat das Glück gehabt, in einer Zeit zu leben, wo der Liberalismus wohlfeil war; er durfte nur einige katholische und protestantische Pfaffen und überschwengliche Theologen zurechtweisen und hie und da einer andern groben Unbill entgegentreten, und sein liberaler Name war gemacht. Das hat er gethan, und dieser historische Standpunkt und Name, die Theologen etwas zur Vernunft gebracht zu haben, bleibt ihm, er mag sich selbst so viel Mühe dagegen geben als er thut. Seine Sprache und Denkweise war jenen Ueberschwenglichkeiten gegenüber am Ort; dort galt es Prosa, und wenn er auch hie und da das innere Leben durch übergroße Nüchternheit der höhern geistigen Thätigkeiten ein wenig verflachte, verkümmerte — man sah es ihm nach. Nachdem aber die Aloe der Weltgeschichte plötzlich über Nacht die Hülle gesprengt, nachdem die Poesie der menschlichen Entwickelungsgeschichte in voller Blüte ans Licht getreten war, da schloß sich auch die nützliche Epoche seiner Prosa. Natürlich kann er sich selbst nicht darein finden, daß nach dem Momente, das er selbst mit herbeigeführt hat, wo nämlich das Kriterium der Vernunft schonungslos an Hoch und Niedrig angelegt wird, daß nach dem Siege dieses Moments eine neue Zeit hereingebrochen, er ist eine lebende Ruine einer vorbereitenden Zeit geworden. Er hat die Vorrede zum Buche schreiben helfen, das Buch selbst übereilt ihn nun.

In der Hast möchte er nun der davongeeilten Epoche durch Broschüren nacheilen, aber die Hast und die Broschüren machen nur deutlich, wo er geblieben. Es geht oft so in der Geschichte: die Theorie haben wir lehren helfen, weil nur der unbetheiligte Geist dabei zu schaffen hatte; die Praxis entsetzt uns, weil sie die Nerven und den Körper afficirt. Daß sich seine Stellung zu Deutschland plötzlich so verändert, machte den alten Streiter leidenschaftlich, und in der Hitze greift er nun nach aller Art von Waffen, er fällt, sobald er auf eine wunde Stelle trifft, in einen solchen Ton, daß es selbst den Andersdenkenden für ihn schmerzt und daß ihm schon Niemand mehr entgegnet. Die Broschüren sind die Avant-

*) Der falsche Liberalismus unserer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Liberalismus und eine Mahnung für künftige Volksvertreter. Leipzig, Kollmann. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

gerade der Zeit, sie sind der Prolog der Begebenheiten, höchstens treten sie während des Kampfes ins Centrum — Krug macht sie zur Arrieregarde; wenn die Welt über dies oder jenes Interesse einig ist, so kommt er mit einer Broschüre darüber. Eine reproductive Broschüre ist ein junger Bursch mit altem Gesicht, oder besser: ein alter Mann in Kinderkleidern. Die Broschüren sind die Jugend, das Studententhum der Literatur. Als Europa darüber auf dem Reinen war, die polnische Sache verdiene die wärmste und innigste Theilnahme, da kam Krug mit einem sie verletzenden Büchlein; als kein Mensch mehr daran zweifelte, daß das Papstthum nichts mehr tauge, da kam Krug und bewies das längst Erwiesene in vielen Ober- und Unterabtheilungen; jetzt, da kein Unbefangener mehr in Abrede stellt, es fänden sich mancherlei Schlacken im Liberalismus, oder richtiger, bei den Liberalen, da die Leute unmöglich Götter sein können, kommt er wieder, bringt eine Einleitung, acht Gegensätze und einen Schluß, wo wiederum allbekannte Dinge erzählt werden. Es läßt sich darüber wahrlich weiter nichts sagen, man müßte wie der Verf. immer von Neuem das ganze ABC durchgehen. Die Erfindung des Wortes juste milieu und triste milieu ist sehr bequem dabei. Hr. Krug will nun einmal nicht anders, man muß ihn gewähren, wir müssen es über uns ergehen lassen.

Nur einige Bonbons will ich aus dem „Falschen Liberalismus" den Lesern verabreichen. Bei Gelegenheit der Aufsichtscommission, die im vierten Artikel der deutschen Bundesbeschlüsse den ständischen Versammlungen angekündigt ist, meint Krug, das sei ja vor der Hand nur auf sechs Jahre geschehen, im Leben eines Volkes weniger als sechs Tage im Leben eines Menschen! Kleinigkeit für einen Baron! tröste dich Deutschland! Ferner ein Calembourg, der wirklich hübsch ist, daß die Servilen zwar sehr viel, die Liberalen aber lieber Alles wollen. Ich gestehe, daß ich den Liberalen darin vollkommen Recht gebe, denn Alles ist unzweifelhaft besser als Viel, wenn auch sehr Viel. Als Metaphysiker hätte sich Krug hier nothwendig zu den Liberalen schlagen sollen, denn die letzten Gründe wollen eben auch Alles. Die Entscheidung des pariser Cassationshofes wegen des Belagerungszustandes macht ihm sehr viel zu schaffen; sie war auch ärgerlich. Die ungesetzlich zusammengesetzte nassauische Kammer hat äußerst Unrecht daran gethan, sich aufzulösen, denn wenn die Zurückgebliebenen die Steuern verweigert hätten, so hätte doch ganz gewiß eine Executionsarmee die Steuern eingetrieben. Das ist die Gesetzlichkeitstheorie dieser Logiker und dabei reden sie doch von gesetzlichen Widerstandsmitteln der Kammern. „Es ist äußerst thöricht", heißt es consequent, „daß Ihr Euch Eurer gesetzlichen Mittel bedient, denn dadurch zieht Ihr Executionsarmeen herbei." Aber nebenbei ist Hr. Krug doch sehr für Constitutionen. O diese juste milieu ist ein bequemer Posten! Genug, — nun wieder zu etwas Anderm, ach nein, nur zu einem Andern.

(Der Beschluß folgt.)

Cours complet de langue allemande par *Lebas*, maître de conférences à l'école normale, et *Régnier*, professeur au collège royal de Saint-Louis. Paris, 1832.

Eins der gelesensten Blätter in Paris begleitet die Ankündigung dieses Werkes mit folgenden Bemerkungen: „Wir, die wir bisher immer den auswärtigen Nationen vorangegangen waren, wir unterwerfen uns jetzt, rücksichtlich ihrer, derselben Arbeit, deren sie sich früher, in Beziehung auf uns, unterzogen. Wir studiren sie: wir wollen sie kennen lernen in ihren Sitten, in ihren Sprachen, in ihren Büchern, in ihrer Philosophie, wir, die wir alle andern Völker verachteten, die wir nur an Frankreichs Glück glaubten, an Frankreichs Sprache, Bücher und Geist. Wir sind jetzt von unserm Uebermuthe herabgestiegen und gehen bei unsern Schülern in die Schule. Ist das ein Fortschritt oder nicht? Es lassen sich ganze Bände Betrachtungen über diese ungeheure Frage schreiben."

„Ich sehe es ein, wer sein geistiges Leben in das absolute Gefühl der Nationalität eingezegt hat, der muß mit Wehmuth der Zeiten gedenken, wo wir mit Hülfe unserer Sprache, die durch unsern Geist, unsere Sitten und unsere Schriften sich zur Weltsprache erhoben hatte, die Fackel der Civilisation vor uns hertrugen: wo wir im Vollgefühle unsers Werthes für die Fremden dieselbe Verachtung hegten, welche die Griechen den Barbaren bezeigten; dergestalt, daß die französische Impertinenz zum Sprüchwort geworden war. Es war dies die Zeit der französischen Herrschaft über ganz Europa: sie dauerte beiläufig zweihundert Jahre."

„Frankreich hat, nebst allgemeiner Toleranz, die Freiheit gepredigt, jene wahrhaft heilige Freiheit, welche jede Individualität befruchtet und entwickelt. Die Nationen, welche eigentlich nur größere Individualitäten sind, vernahmen ihre Stimme und erhoben sich und erstarkten und entfalteten sich kühn und schnell. Ihr Genius, welcher die alten Fesseln abgeschüttelt hatte, konnte die Herrschaft des französischen Geistes nicht länger dulden. Die fremden Nationen, und unter diesen besonders die deutsche, haben sich demnach aus sich selbst entfaltet. Die Sprache, die Künste, die Literatur, die Philosophie, die Religion, Alles, was das geistige Leben eines Volkes ausmacht, hat sich von seiner eignen Substanz genährt, und so haben wir in kurzer Zeit neben uns eine uns nacheifernde Civilisation aufstehen sehen, zu einer Epoche, wo die Welt fast nur die französische Civilisation und matte Copien von Frankreich kannte."

„Deutschland erhebt sich endlich auf der großen Weltbühne: es zaudert noch in seinem Gange, es schwankt noch ungewiß über seine Zukunft; allein es fühlt seine Kräfte und die Wichtigkeit der Rolle, die es berufen ist zu spielen. Soll deswegen der französische Geist einschlummern und dem deutschen Genius das Feld räumen? Ebenso wenig als England stehen geblieben, während wir auf der Laufbahn der Vervollkommnung so schnell voranschritten. Jeder findet seine Stelle in der geistigen wie in der physischen Welt; die Pflichten und Rechte, welche eine Folge der Freiheit sind, leuchten den Völkern zu sehr ein, als daß sie sich thörichterweise den Rang streitig machen wollten, anstatt sich wechselseitig in der politischen und intellectuellen Ordnung der Dinge zu unterstützen, aufzuklären und zu achten. Ein solches Schauspiel bietet gegenwärtig Europa dar, nämlich die wirklich aufgeklärten europäischen Völker."

„Indem ich mich auf das Vorige beziehe, frage ich nur, ob für Denjenigen, der die Bestimmung der Menschheit begreift, der sich an ihrer glorreichen Zukunft weidet, so weit sie auch noch entfernt ist, eine solche freie und vollständige Entfaltung der, jeder größern Menschenfamilie eigenthümlichen Kräfte nicht ein schönes, tröstendes Schauspiel ist und ihn nicht mehr erhebt und erfreut, als der enge, kleinliche Genuß, den der Triumph einer selbstsüchtigern Nationalität gewähren kann?"

Wie weit ist es denn noch von diesen Betrachtungen der pariser Journalisten zur allgemeinen Völkerassociation und, wer weiß, zum

ewigen Frieden! Was das Werk der Herren Lebas und Régnier selbst betrifft, so glauben wir nur ganz kurz andeuten zu müssen, daß es zunächst für die in den Collegien studirenden Jünglinge bestimmt ist, daß die Verf. daher die Sprachlehre nach dem Plane der griechischen Sprachlehre des Herrn Burnouf eingerichtet haben, und daß die Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische aus den deutschen Classikern zusammengetragen sind. Die beiden letzten Bände, welche größere Auszüge aus unsern bessern Schriftstellern nebst biographischen Notizen enthalten werden, sind unter der Presse. 143.

Frommer Jungfrauen Gemüthsleben. Von Lina Reinhardt. Zwei Theile. Greiz, Henning. 1832. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Verfasserin der vorliegenden Schrift ist unsern Leserinnen — an diese wenden wir uns in dem gegenwärtigen Falle billigermaßen vorzugsweise — vielleicht schon aus mehren Aufsätzen bekannt, die in dem „Taschenbuch für häusliche Erbauung" (Greiz, Henning) in den neuesten Jahrgängen eine Stelle gefunden haben, und wir können mit vollem Recht sagen, daß die gewandte und gebildete Frau in dem anzuzeigenden „Gemüthsleben" den in das erste Stadium des jugendlichen Alters eingetretenen Töchtern nicht ganz gemeiner Bildung einen gar genuß- und kräftereichen Blütenkranz gewunden hat, der ihnen zu einem sehr nützlichen Schmuck da, wo sie das Alltagskleid abgelegt haben und für Stunden der Muße und Erholung sich etwas mehr als alltäglich putzen wollen, dienen kann. Das Büchlein enthält in zwei Theilen 82 kurze Aufsätze über allerlei wichtige Gegenstände zwischen Himmel und Erde, aus dem Gebiete des äußern sowol als des kirchlichen Lebens, und gibt in jedem von dem Standpunkte einer gebildeten, religiösen, von Bigottismus wie von Sentimentalität gleich weit entfernten Weltansicht, im Lichte einer klaren, hellen, nicht gerade hochfliegenden, doch auch nicht ins Gemeine herabsinkenden Reflexion, gar anregende und mild erwärmende Betrachtungen für Jungfrauen, die eben erst mit einem unverdorbenen Herzen und heiterm empfänglichen Gemüth die Kindheit verlassen haben, und so auf der Lebensstufe stehen, auf welcher sie selbst das Leben im lieblich heitersten Rosenlichte erblicken, in ihrer Unschuld aber, voll frischer Lebensblüten und sorglos hüpfender Naivetät noch für das höchste Alter ein wahrer Augentrost sind. Irren wir nicht, so ist gerade kein allzu großer Ueberfluß an geeigneten, die bewegliche Aufmerksamkeit dieses Alters in erwünschter Weise fixirenden Erbauungsschriften, und so erhält die Bibliothek derselben durch das vorliegende Buch eine sehr willkommene Vermehrung. Wir glauben mit recht getroster Zuversicht denjenigen Müttern, die ihren eben erwachsenen Töchtern für ihren Geburtstag oder zu Weihnachten ein Buch schenken wollen, in das sie von Zeit zu Zeit, wo möglich so oft als in den Spiegel, blicken, um den innern bessern Menschen anzuregen und zu beleben, dafür das „Gemüthsleben" der anspruchlosen und doch gar gemüthlich entwickelten Lina Reinhardt empfehlen zu können. Es wird sich so ziemlich für alle Lebenssituationen, in welche jenes Alter kommen mag, etwas Ansprechendes und Entsprechendes in dem Buche vorfinden; nur die Liebe, die im engern Sinne sogenannte, ist kaum im Vorbeigehen z. B. im zweiten Theil S. 154 berührt, und eben darin hat meines Bedünkens die Verfasserin einen recht sichern Takt bewährt. Sie soll in diesem Alter noch nicht zur Sprache kommen. Wir deuten nur noch auf einige Aufsätze hin, die uns besonders interessant erschienen sind. Dahin gehören aus dem ersten Theil: „Der Tag des Herrn", S. 37; „Mein Vogel", S. 75; „Ordnung", S. 81; „Die Sinnpflanze", S. 90; „Die Vergessene", S. 109; „Der Schatten", „Die Sonne", „Die Planeten", S. 128, 132, 137; aus dem zweiten Theile: „Der Christtag", S. 77; „Das Jesuskind im Tempel" (besonders der Schluß), S. 96; „Am Johannestage", S. 150. Etwas allzu tändelnd sind: im ersten Theil „Die Einkehr" (mit dem Gastwirth Herrn Ernst), S. 100; und „Die Einsamkeit", S. 145; von welchem Vorwurf, wiewol im mindern Grade, auch die Aufsätze: „Der Himmel", „Der Mond", „Die Erde", „Die Thränen", und im zweiten Theile „Die Festtage", getroffen werden. Nicht zart weiblich genug ist uns im ersten Theile S. 153 die Stelle vorgekommen: „auch den Blütenstaub im Kelch der Blume schont er nicht; er überweht ihn mit Erdenstaub oder entführt ihn dahin, wo er kein verwandtes Wesen findet", und nicht edel genug, was daselbst S. 100, Z. 12, und im zweiten Theile S. 75, Z. 8 steht. 37.

Bemerkungen.

Herr Bislang, der Stadthirt.

In Nr. 216 der „Abendzeitung" findet sich ein sehr artiger Druckfehler, auf welchen wir den Hrn. Correspondenten aufmerksam machen. Er erzählt, daß am 8. Mai ein alter Wartthurm in Hanover in Flammen gestanden, der dem Stadthirten Bislang zum Quartier gedient habe. Was es mit diesem Hrn. Bislang für eine Bewandtniß hat, werden außerhalb des Hanöverischen wol nur diejenigen Leser der „Abendzeitung" einsehen, welche die Verhandlungen der hanöverischen Ständeversammlung genau gelesen, und sich daher erinnern, daß über das Deutsch und Undeutsch des provinziellen Ausdrucks „bislang", welcher in dem Entwurfe zum Staatsgrundgesetz vorkam, gründlich gestritten wurde. Dieser kanzleimäßige Ausdruck wird nämlich im Hanöverischen statt des allgemein gebräuchlichen „bisher" angewendet. Der Correspondent hatte also geschrieben, daß der Wartthurm bislang zum Quartier gedient. Einigen Anstoß könnte den Lesern der Vespertina noch der Stadthirt erregen; für diese sei bemerkt, daß in der Residenz Hanover viel Vieh gehalten und alltäglich durch die Straßen getrieben wird.

Buridan's Esel.

Unter der nicht verbindlichen Rubrik „Akademische Untersuchungen" wärmt der „Freimüthige", Nr. 198, den famosen buridanischen Esel wieder auf. Er sagt: eines der Sophismen, wodurch der scholastische Gelehrte Buridanus berühmt gewesen, habe trotz seiner Albernheit die größten Männer seiner Zeit beschäftigt und in heftigen Krieg verwickelt. Buridan habe nämlich gefragt: wenn man einen gleich hungerigen und durstigen Esel zwischen einem Eimer voll Wasser und einer Metze voll Hafer stelle, was werde der Esel thun? Habe man ihm geantwortet: der Esel wird nicht dumm genug sein, um weder zu fressen noch zu saufen, so habe der Doctor erwidert: Aber er wird sich eher nach der einen als nach der andern Seite wenden, da er ganz freien Willen hat. Zuerst möchte man wol wissen, worin, wie die Sache hier erzählt wird, das Sophisma liegen soll; fürs zweite: aus welcher Quelle der Erzähler geschöpft hat? Bisher hat man dieses Beispiel, welches allerdings unter dem Namen „der buridanische Esel" bekannt ist, in Buridan's Schriften wenigstens nicht gefunden; und nur wahrscheinlich ist es, daß es Buridan gegen die sogenannte gleichgültige Freiheit oder Freiheit der Indifferenz gebraucht hat. Sollte nun Jemand etwa solche Untersuchungen einer Akademie nicht würdig halten, der lese nur die wenigen Worte, die der verdiente Tennemann im vierzehnten Bande der „Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften" über Buridan sagt, so wird er auch erfahren, daß der große Aristoteles in einer Stelle („De coelo", II. 13) am Schlusse dem Beispiele des buridanischen Esels nahe kommt. Auf jeden Fall dürfte man die Erfindung eines solchen Beispiels für jenen Behuf der Wiederholung desselben in der angeführten Weise vorziehen. 5.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 343. —— 8. Dezember 1832.

Broschürenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 342.)

4. Beleuchtung der wesentlichsten, gegen den Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832 erhobenen Einwendungen, unter dem Gesichtspunkte der innern und äußern Beziehungen des deutschen Bundes. Berlin, im Augustmonat 1832, Dümmler. Gr. 8. 8 Gr.

Diese Art von Schriftgelehrten beleuchtet den Mond und versichert uns hernach sehr ernsthaft, das sei gar nicht der Mond, das sei der Hofrath Soundso; denn — und nun kommen die Paragraphen — dies Ding, was wir Mond nennten, sei ja blaß und das sei der Hofrath Soundso auch; es sei ja rund, der Hofrath ebenfalls; es wechsle vier Mal im Monat, der Hofrath mindestens ebenso oft; es sei zuweilen bei Hofe, der Hofrath auch, drum sei es ja der Hofrath, quod erat demonstrandum: nur die Dummheit sieht's nicht ein. Nicht was wir uns haben sagen lassen, wird, nach einem geistreichen Schriftsteller, unsere Enkel einst schamroth machen, sondern was wir dazu gesagt haben. Unsere Gelehrsamkeit, was man so Gelehrsamkeit nennt, ist unser Unglück; wir sind blos gelehrt, um Alles beweisen zu können. Wir haben so viel römisches Recht inne, daß für uns keine Unrechtmäßigkeit existirt; wir sind Pergament, auf dem Alles Recht wird. Das ist die größte Aufgabe der Weltentwickelung, wir haben sie gelöst, und der jüngste Tag kann kommen. Wer davon nicht gerührt wird, der hat kein Herz, es ist unsäglich traurig. Der Hr. Verf. darf nicht fürchten, daß ich seine „Beleuchtung" noch ein Mal öffne, die hier eben vor mir liegt, und daß ich darüber schreibe, er wird triumphiren, daß ich seine Gründe fürchte, und er hat Recht, ich fürchte sie. Möge er so viel Freude empfinden als ich Schmerz, daß ich meine deutschen Mitbrüder nicht mehr lesen kann, wenn sie beleuchten und beweisen, und er wird sehr vergnügt sein. Wie man seine Geschicklichkeit bezahlt, mag ich ihm auch nicht beneiden; ich will ihm in keiner Weise nahe treten.

Die deutsche Gelehrsamkeit oder richtiger die Gelehrsamkeit der Deutschen ist wie ein böhmischer Musikant: sie spielt Alles auf, sie gewährt Alles, blos um zu zeigen, sie vermöge Alles.

5. Darstellungen der Rechte und Pflichten des Bürgers gegen Regierung und Obrigkeit; mit einer Vorrede des Prof. Schütz und einem Anhange: Die Betrügereien bei den Glücksspielen. Herausgegeben von Fr. Weidemann in Halle. Merseburg, Weidemann. 1832. Gr. 8. 1 Thlr.

Ueber die Vorrede läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie mit dem Titel des Herrn Weidemann, den er selbst bescheidentlich verschweigt, zwei Zeilen lang anfängt und mit Deutschlands Bürgersinn und Bürgerglück und einer Hymne auf Oestreichs heilsame ganze Maßregeln des Bücherverbots schließt. Dazwischen steckt lauter alte Maculatur aus Gott weiß was für einem Kramladen; es werden die vielen Verdienste des Hrn. Dr. Weidemann, d. h., seine vielen Schriften sehr sorgfältig aufgezählt; es wird für unbeschränkte Monarchie und dergleichen alte Dinge gesprochen, kurz, es wird was vorgeredet. Daß ein Professor unserer Tage nicht mehr lernen kann, als er hier entwickelt, ist traurig, die Studenten in Halle können es ihm unzweifelhaft besser sagen; aber wenn eine große Armee im Sturmschritt vorrückt — und dies ist seit längerer Zeit die Volksbildung, die Civilisation — so kann man unmöglich jeden Zurückbleibenden auf die Arme nehmen und nachtragen, es würde die ganze Armee aufhalten, man thut das Mögliche, wenn man für Wagen sorgt. Hr. Schütz muß fleißig, sehr fleißig lesen, die Bücher können ihn nachbringen, wenn er mit Aufmerksamkeit und Nachdenken liest. Bei einem so verspäteten Nachzügler kann man sich unmöglich aufhalten.

Auch in Halle haben sie ihren Freimuth, und Hr. Weidemann spricht sehr oft davon. Er ist einer von den Handwerksautoren, die auf sehr schlechtem Druckpapier unaufhaltsam fortschreiben, schonungslos verfolgt er sein Schicksal, Bücher zu machen. Uebrigens sind diese „Rechte und Pflichten des Bürgers" äußerst bürgerlich. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, die zweite Gehorsam. Wenn er indessen Leser findet, so kann er doch wol hie und da etwas Gutes wirken, denn es ist doch eine Art von spießbürgerlicher Gesundheit darin. Der Anhang über Glücksspiele, Völlerei u. s. w. nimmt fast die Hälfte des Buches ein, und man könnte allenfalls glauben, die bürgerlichen Rechte und Pflichten seien diesen Beschäftigungen angehängt. Uebrigens nennt der Herr Verf. sehr absonderlich das Pharaospiel die Krone der Demagogie, setzt sehr genau auseinander, wie viel Unglück es bringe und

wie man dabei betrüge; von diesem Uebel geht er zu den Ehen und ihrer Mannichfaltigkeit, und schließt mit den Mäßigkeitsvereinen und mit mäßigen Vorschlägen, wie die Freiheit zu erringen sei.

6. Aber nun kommt ein Herr Krause, der geht der Sache ans Leben und fragt rund: „Worin haben die Unruhen der Zeit vorzüglich ihren Grund?“ *) Antwort: in den Schulden, in der Materie, und zwar A. in der großen Verschuldung alles Besitzthumes, welche vorzüglich aus dem Gesetze der gleichen Erbfolge fließt, und B. in dem allgemeinen Systeme, sowie in der Ungleichheit der Besteuerung. Ich gestehe, daß ich mir die Lösung dieser Frage, der Frage an den ganzen status causae der Welt nicht so leicht gedacht hätte. Nun sind wir ja auf einmal geborgen, denn weiß man erst die Quellen des Uebels, so kann man sie ja leicht stopfen. Hr. Staatsrath ꝛc. Dr. Krause fängt an zu stopfen. Die Nationalökonomie dieser Art beschäftigt sich nur mit dem Magen. Träume kommen aus dem Bauche. Daher auch die demagogischen Umtriebe, sie sind nichts als Bauchgrimmen. Recipe Dies und Das und Du wirst munter werden. Die Weltgeschichte ist nichts als ein verschiedenartiger Sättigungsproceß. Indeß ist das zweite Remedium allerdings ein wichtiges, wenn man auch im 19. Jahrhundert mehr als Essen und Trinken verlangt. Bei dem System der Besteuerung hebt der Verf. nun den gewöhnlichen Uebelstand hervor, daß die Capitalisten so leer ausgehen und den minder Begüterten die größere Last drückt, dort (im Preußischen) bei der Classen-, hier bei der Mehl-, Schlacht-, Getränk- und Salzsteuer. Es ist meist richtig, was der Verf. hierbei sagt, und es ist mit Dank aufzunehmen, daß er darauf aufmerksam macht, wie drückend für den ärmern Theil die Last der also vertegten Steuern ist; es ist darauf hingedeutet, daß ihre Vertheilung unpassend sei. Freilich sind die Mittel dagegen nicht so einleuchtend wie das Uebel, freilich ist die Hauptfrage Wozu überhaupt so viel Steuern? ganz unberücksichtigt geblieben; aber wir sind schon für den Namen des Uebels erkenntlich, wie der Hypochondrist, der nur seine Krankheit zugegeben haben will. In dem Punkte A. liegt aber der Hr. Verf. im directen Widerstreite mit den materiellen Anfoderungen der neuen Generation und der neuen speculativen Oekonomie, nicht größeres Zusammendrängen des Besitzes, sondern größeres Vertheilen fodert diese. Man vergleiche die Strömungen in England und Frankreich, auf deren Wellenspitzen die Radicalen und die Simonisten schwimmen.

Unser Verf. aber will, daß die kleinen Besitzthümer fortan nicht mehr durch gleiche Erbfolge also zertheilt werden sollen, er hat nicht übel Lust, eine Art von Majorat dafür vorzuschlagen, um den Verschuldungen der kleiner und kleiner werdenden Güter vorzubeugen. Das heißt aber mit alten morschen Pfählen einen jungen Strom dämmen wollen. Die Mittel müssen im Geiste der Bedürfnisse gewählt und gesucht werden, der Geist der heutigen Bedürfnisse aber ist „Gleichheit“ und das neue Mittel für die Zersplitterung sind die Associationen. Durch sie wird das Zerstörte vereinigt, ohne daß Rechtsbedürfnisse verletzt würden. Dies ist das demokratische Mittel, was allein einer demokratischen Zeit angemessen ist. Das des Verf. ist ein aristokratisches.

*) Worin haben die Unruhen der Zeit vorzüglich ihren Grund? Nach dem Volksleben und nach Grundsätzen der Nationalökonomie beleuchtet und den Ständen der deutschen Staaten gewidmet. Ilmenau, Voigt. 1832. Gr. 8. 8 Gr.

7. Rousseau gegen Hobbes, oder über das Dogma der Souverainetät des Volkes und über den wahren Grund der Herrschergewalt im Staate, von W. Kosegarten. Hamburg, Perthes u. Besser. 1832. 8. 8 Gr.

Der größte Theil unserer Gelehrten lebt fort und fort in einem totalverschuldeten Gelehrtenstaate — ich fürchte, nur der Bankerott kann uns retten. Die Hauptgelehrten treiben immerwährend und mit schweren Worten, die Zinsen abzutragen, nur die ganz neuen wollen mit einigen genialen Strichen die Schuld tilgen. Es ist ein Nebenzimmer bei dem großen Saale, wo zwischen historischem und vernünftigem Rechte gekämpft wird. Leider siegt das Neue immer, weil heute nicht heute bleiben kann, sondern nothwendig dem Morgen erliegt, weil die Geschichte nicht aufhört, also nicht stillstehen kann, so lange noch immer wieder eine neue Nacht und eine neue Morgensonne kommt. Hr. Kosegarten erinnert nun hier auch sehr ängstlich an eine alte Schuld, die wir an ein paar verstorbene Philosophen, den genfer Rousseau und den Engländer Hobbes zu zahlen hätten, berichtigt die Posten der Herren Rousseau u. Comp. und dringt auf Honorirung des Hobbes'schen. Es ist die alte Geschichte vom stillschweigenden Unterwerfungsacte und daß eine Demokratie nicht realisirt werden könne, weil sie noch nie und nirgends realisirt worden sei. Morgen nämlich um halb 9 Uhr geht die Welt unter, und der Entwickelungsgang der menschlichen Gesellschaft ist heute zu Ende.

Ich stimme dafür, daß das Haus Hobbes, für das man neuerdings vielfache Besorgnisse von wegen seiner Sicherheit erhoben, noch eine Zeitlang Geduld habe mit unserer Zahlung an selbiges, wir möchten uns nicht voreilig unterwerfen. Dr. Kosegarten aber kann ja die alten Schulden mehr und mehr reguliren.

8. Endlich kann mein Schifflein an einem freundlichen grünen Eilande anlegen, wo neue frische Luft und neuer warmer Sonnenschein die Flügel ausspannt. Aber hinaus habe ich gemußt aus dem hypergelehrten Deutschland, hinauf bis zum gesunden armen Schweden habe ich steuern müssen, um ein gesundes Wort in dieser wirren Broschürenzeit zu hören. Der schwedische Bischof Tegnér spricht es auf kleinen 18 Seiten:

Worüber streitet man jetzt? Auszug aus einer Rede. Hanover, Hahn. 1832. Gr. 8. 3 Gr.

Nachdem sieben Deutsche mit ihrem bunten saftlosen Geschwätz mich ermüdet, erquickt mich das frische Wort Tegnér's wie Wasser in der dürren Wüste. Ist es nicht tiefbeschämend, daß das ferne Schweden — man vergleiche die Berichte in d. Bl. darüber — bereits auf einer viel höhern Stufe der speculativen, socialen Thätig-

keit steht als wir; die Schattirungen wechseln dort fast nur in Regionen, die bei uns verbotenes Land sind. Das alte Gerüll liegt längst in den tiefen Seen. Aber sie haben auch bei weitem nicht so viel Bücher als wir, und die Polizei ist bei weitem nicht so gut als bei uns.

Die kleine Schwäche Tegnér's ausgenommen, die ich ihm gern nachsehe, daß er mit einigen kleinen Cautelen der Volkssouverainetät huldigt, ist Alles durchsichtig, klar, frisch wie Quellwasser.

Das Gesetz, welches den allgemeinen Willen ausspricht, ist die höchste Majestät im Staate. Das Gemeinwesen kann keine andern Ansprüche anerkennen, welche sich entweder auf persönliche Verdienste oder auf natürliche und für die Aufrechthaltung der Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft nothwendige Unterschiede gründete; der Staat muß eines Jeden äußeres Vermögen beschützen, woraus hervorgeht, daß das Volk sich selbst beschützt, daß er auch eines Jeden inneres Vermögen beschützen müsse, woraus folgt, daß der Mitbürger das Recht hat, entweder selbst oder durch seinen Bevollmächtigten seine Ueberzeugung über den Gang der allgemeinen Angelegenheiten zu äußern.

Es ist meine innigste Ueberzeugung und zugleich meine freudigste Hoffnung, daß die sogenannten neuen und constitutionnellen Lehren endlich doch siegen werden. — Ein verschimmeltes Geschlecht ist aus der Erde gekrochen und zeigt der erstaunten Welt Ansprüche und Vorurtheile, die man längst in den Familiengrüften vermodert geglaubt hat.

Wir hören wieder Lehren, von denen man geglaubt hat, daß jede Menschenzunge in dem gebildeten Europa sich derselben längst entwöhnt hätte. Wir hören, daß die Regenten die Völker von Gott zu einem ewigen Erbe bekommen haben, und daß sie folglich mit göttlichem Rechte dieselben als ihr wohlerworbenes Eigenthum betrachten können. Man sagt uns, daß die Nationen überall kein Recht haben, sich selbst ihr Gesetz zu geben oder die Weise zu bestimmen, wie sie regiert sein wollen u. s. w. Mit Einem Worte, man thut, was man kann, um die Vergangenheit zu verfälschen und die Zukunft zu verknechten; man mordet die Erinnerung und vergiftet die Hoffnung. Man sollte glauben, daß Menschen, welche so denken und handeln, etliche Jahrhunderte verschlafen hätten. — — — Selbst die Wissenschaft, die doch ein Kind des Lichtes sein sollte, auch sie ist hie und da in den Dienst der Finsterniß getreten — wir wollen indeß nicht glauben, daß dergleichen Ungereimtheiten auf einen andern als zufälligen und flüchtigen Sieg rechnen können. Der Strom der Zeit läßt sich nicht rückwärts zwingen u. s. w. 157.

---

1. Geschichte des Hauses Nassau-Oranien. Von Ernst Münch. Erster Band. Aachen, Mayer. 1831. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
2. Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Oestreich in den Niederlanden. Aus Quellen von Ernst Münch. Erste Abtheilung. Margarethe von York. Maria von Burgund. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1832. 8. 4 Thlr. 16 Gr. *)

Unter den in den letztverflossenen Jahren erschienenen Geschichtswerken dürften wol nur wenige mit einer so großen Erwartung empfangen worden sein, als das vorliegende, theils des Gegenstandes, theils des Verf. wegen. Was das Haus Nassau-Oranien für die politische und religiöse Freiheit der europäischen Menschheit geleistet, welchen großen Einfluß es auf so viele der wichtigsten Angelegenheiten der europäischen Staaten ausgeübt hat, ist zu bekannt, um hier einer Erörterung zu bedürfen; und wer wäre wol besser geeignet, eine ausführliche, auf Quellen gegründete Geschichte dieses hochberühmten Hauses zu schreiben, als eben Hr. M., der mehre Jahre in dem Lande lebte, welches der Hauptschauplatz der Thaten der Nassau-Oranier war, der die an Materialien für seine Arbeit so reiche Bibliothek in Haag unter eigner Aufsicht hatte und dem alle niederländische Archive offen standen? Berechtigte dieses Alles zu großen Hoffnungen, so wurden solche doch durch die Wahrnehmung niedergeschlagen, daß der Fleiß des Verf. neuerdings gar zu sehr in die Breite geht, daher denn zu befürchten steht, seine wundersame Fruchtbarkeit, ähnlich dem Pflanzenwuchs in zu fettem Boden, werde zu stark in die Blätter schießen und der zeitigen Früchte ermangeln. Dem Fleiße des deutschen Gelehrten ist allerdings Vieles zu leisten möglich, doch auch er hat seine Grenzen, und ein Schriftsteller, der binnen einem Jahre so viel wie Herr Münch zu Tage fördert, kann unmöglich dem Inhalt und der Form seiner Werke die Vollendung geben, die ihnen einen dauernden Beifall sichert und einer unparteiischen Kritik genugthut.

Unsere Besorgniß ist nicht ohne Grund gewesen, wie schon der Vorbericht andeutet, in welchem der Verf. mit den politischen Stürmen die sich in dem Werke vorfindenden Unebenheiten des Styls, Härten in den Perioden und einzelne Nachlässigkeiten zu entschuldigen sucht. Der sehr natürlichen Frage: warum wurde die Herausgabe nicht bis zu einer bequemern Zeit verschoben? begegnet Hr. M. zwar mit der Aeußerung, daß er ein gegebenes Versprechen habe lösen wollen; allein er war ja in Betracht der Zeitereignisse hinreichend entschuldigt, denn ultra posse nemo obligatur. Indeß wird kein Billigdenkender bei einem Werke, welches die Ergebnisse neuer ausführlicher Forschungen verheißt, einige Unebenheiten des Styls sonderlich in Anschlag bringen, wenn übrigens das Ganze eine tüchtige, die Gründlichkeit des Verf. darthuende Arbeit ist. Für eine solche dürfte aber der vorliegende erste Band schon aus dem Grunde nicht unbedingt anerkannt werden können, weil der Verf. seinem Drange, ein bändereiches Werk zu liefern, keine billigen Schranken setzte. Das hat denn die üble Folge gehabt, daß so viel Fremdartiges aufgenommen worden ist und Leser und Käufer über einen höchst unwillkommenen Ueberfluß zu klagen haben werden. Ob diese Rüge gegründet ist, mag jeder Unbefangene nach folgenden Angaben selbst entscheiden.

Der erste Band (22 Bogen stark) enthält von der Geschichte des Hauses Nassau-Oranien noch nichts, sondern nur die Geschichte des Hauses Nassau bis zu Ende des 13. Jahrhunderts, die Geschichte Adolfs und einzelner nassauischen Familienglieder, die in hohen Kirchenwürden standen, bis zum Jahre 1368. Wie man sieht, ist es also nicht die Geschichte von Nassau-Oranien, sondern des Gesammthauses Nassau, die wir zu erwarten haben. Der zweite Band wird ausschließlich den „Codex Adolphinus", der dritte außer mehren Fremdartigen, als die Geschichte des Fürstenthums Oranien bis zum Ausgange des Hauses Chalons, auch die Wirksamkeit Nassaus für Burgund und Oestreich enthalten. Diese drei Bände bilden die erste von den sechs Hauptabtheilungen, aus denen das Werk bestehen soll, welches daher wol nicht weniger als 18 Bände und, soll ein richtiges Verhältniß der Darstellung zur Wichtigkeit des Stoffes beobachtet werden, noch weit mehr enthalten wird. Zu welchem Zwecke, so fragen wir mit gutem Rechte, dient eine so seltsame Zusammenhäufung von Gegenständen, die auf den eigentlichen Stoff der Darstellung gar keinen, oder doch nur einen sehr entfernten Bezug haben? Welchem Geschichtsforscher könnte es einfallen, in einer Geschichte des Hauses Nassau-Oranien eine Urkundensammlung König Adolfs zu suchen, der anderthalbhundert Jahre früher lebte, als dieses Haus seinen Anfang

*) Auch unter dem Titel: Maria von Burgund nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margarethe von York, Gemahlin Karls des Kühnen, und allerlei Beiträgen zur Geschichte des öffentlichen Rechts und des Volkslebens in den Niederlanden zu Ende des 15. Jahrhunderts, aus französischen, flämischen, holländischen und deutschen Quellen.

nahm? Welchen Werth kann noch jetzt Gundling's, übrigens dem Geschichtekenner ziemlich bekannte Dissertation: „De Adolpho Nassovio Rege injuste deposito" haben, die als Zugabe abgedruckt werden soll? Und wer wird Hrn. M. Dank wissen für die Mittheilung der zwei Bogen langen poetischen Geschichte des Hauses Nassau, die weder als Quelle noch als Kunstwerk einige Geltung hat?

Von der Flüchtigkeit der Arbeit sind in dem Werke nicht wenige Spuren sichtbar. Daß Hr. M. die Eigennamen, wie er sie in den niederländischen Chroniken gefunden, als Arnoud Raynald, Berthoud, unverändert abgeschrieben hat, da er doch sonst Arnold Reinhold, Berthold schreibt, ist unangenehm störend, möchte indessen noch hingehen; aber wer könnte es ungerügt lassen, daß er, der deutsche Geschichtschreiber, den Grafen Adolf von Berg stets Adolf von Mons nennt? Daß Herzog Albrecht von Oestreich bei Adolfs von Nassau Königswahl zugegen gewesen, wird der Verf. schwerlich zu beweisen im Stande sein, da das Gegentheil unzweifelhaft dargethan ist. Ueberhaupt baut, wie uns dünkt, Hr. M. zu viel auf Ottokar von Horneck und Niklas Vogt, die Beide zwar allerdings schätzbare Quellen sind, doch nur mit großer Vorsicht benutzt werden dürfen, da Beide, Ersterer mit seiner „Rheinchronik", der Andere mit seinen „Geschichten und Sagen" dichterische Zwecke verbanden. Die Reden, die als von Gebhard, Adolf und Albrecht gehalten mitgetheilt werden, sind nur von beiden genannten Schriftstellern erdacht und hätten daher wegbleiben sollen. Ein arges Versehen ist aber, wenn es S. 252 heißt, der Erzbischof von Trier, Dietther von Nassau, habe nur acht Jahre auf dem Stuhle des heiligen Bonifacius gesessen, der doch bekanntlich nicht in Trier, sondern in Mainz Erzbischof war.

Da diese Ausstellungen sich alle auf Thatsachen gründen, die in dem Werke selbst nachgewiesen worden sind, hofft Ref. von der Verdächtigung frei zu bleiben, daß er nur zu den politischen Gegnern des Verf. gehört, die unbedingt Alles, was aus seiner Feder kommt, verwerflich finden. Im Gegentheil achtet und ehrt Ref. Hrn. M.'s Kenntnisse und Talente, doch konnte er der Wahrheit nichts vergeben und hofft, daß Das, was er prunklos und ohne Groll gesagt, auch ohne Empfindlichkeit aufgenommen und beherzigt werden wird, und ist dieses der Fall, so kann die Fortsetzung der „Geschichte des Hauses Nassau-Oranien" allen Freunden der Geschichte nur willkommen sein.

Bei weitem anziehender und von den in dem erstgenannten Werke gerügten Fehlern ziemlich frei gehalten ist Nr. 2, von welchem der erste Band die Biographien der Margarethe von York, Gemahlin Karl des Kühnen, und der Maria von Burgund umfaßt, denen in einem zweiten Bande ein „Codex diplomaticus" beigegeben worden ist. Folgen werden noch Margarethe von Oestreich, Leonore von Portugal, Elisabeth von Dänemark, Maria von Ungarn und Margarethe von Parma. Die burgundisch-östreichische Periode der niederländischen Geschichte ist noch ein ziemlich unbearbeitetes Feld; es war daher ein glücklicher Gedanke des Verf., daß er seine vortheilhafte Stellung zur Darstellung eines Theils dieses merkwürdigen Zeitraums benutzte und die Geschichtsfreunde werden sich ihm für die Eröffnung mancher ihnen bis dahin unzugänglichen Quelle sowie für die Mittheilung mehrer bisher unbekannt gebliebenen Thatsachen verpflichtet fühlen. Das Hof-, Staats- und Familienleben der im Titel genannten Frauen ist mit einer dem Gegenstande angemessenen Ausführlichkeit erzählt, ein mannichfaltiger Wechsel der verschiedenartigsten Scenen von Hoffeierlichkeiten, Empörungen, Volksfesten, Staatsverhandlungen und Kriegen, sowie das gemüthvoll geschilderte häusliche Leben eines liebenden Fürstenpaares erhalten die Phantasie des Lesers fortwährend in einer angenehmen Spannung und die lebenvolle Darstellung veranschaulicht das Walten vieler berühmten Personen in ganz eigenthümlichen Verhältnissen. Daß der Verf. mitunter vielleicht etwas zu sehr ins Schöne gemalt und die Fehler seiner Helden mit zu großer Schonung berührt, wo er vielleicht nicht umhinkann, ihrer zu erwähnen, kann leicht verziehen werden, da er absichtlich keine Thatsachen entstellt, daher dem Leser selbst zu urtheilen unbenommen bleibt. Dagegen ist es als ein Vorzug zu rühmen, daß mehre Partien der Geschichte beinahe wörtlich den Berichten der Zeitgenossen und Augenzeugen entnommen sind, wie unter Anderm die ergreifende Sterbescene Marias von Burgund. Daß der Verf. durch den Ausbruch der belgischen Revolution um die Benutzung vieler in der burgundischen Bibliothek zu Brüssel aufbewahrten handschriftlichen Nachrichten zur Geschichte der Maria von Burgund gekommen ist, ersehen wir aus einer Nachschrift mit um so größerm Bedauern, als uns dadurch die Hoffnung benommen wird, Mittheilungen aus dieser reichen Quelle zu erhalten. 94.

Notizen.

Die Erfindung des Strumpfwirkerstuhls.

Gravenor Henson, wie verlautet ein Posamentierergesell in Nottingham, hat in einem starken Bande „The civil, political, and mechanical history of the framework-knitters in Europe and America" beschrieben. Die Erfindung des Strumpfwirkerstuhles wird darin folgendermaßen erzählt. Der Vicarius von Calverton, William Lee, bewarb sich um eine seiner Nachbarinnen, die ihm aber kein Gehör geben zu wollen schien, und so oft der geistliche Herr sie besuchte, um ihr seine Huldigungen darzubringen, so ämsig strickte, daß dieser voller Unmuth das Gelübde that, nicht mehr zu ruhen, bis er etwas erfunden habe, wodurch die Arbeit seiner Auserwählten völlig unnöthig gemacht werde. Dieser Vorsatz erfüllte ihn so und er versprach sich von seiner Ausführung so große Vortheile, daß er sogar sein Amt aufgab und sich mit gar nichts Anderm beschäftigte. Die runde Form der Strümpfe legte ihm aber scheinbar unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Endlich bemerkte er, daß beim Stricken der Ferse nur zwei Nadeln gebraucht wurden, und dies führte ihn auf den Gedanken, den zuerst breit gewirkten Strumpf durch Vereinigung der Sahlleisten die nöthige Form zu geben. Nachdem er seine Erfindung möglichst vervollkommnet hatte, ging er die Regierung um ein Patent und Geldunterstützung an. Trotz angesehener Fürsprecher, wies ihn die Königin Elisabeth mit beidem ab, weil sie ihre armen, durch Stricken sich nährenden Unterthanen viel zu lieb habe, um eine Erfindung zu begünstigen, welche sie brotlos zu machen drohe. Jetzt folgte Lee der Einladung Sully's nach Paris, wo er seine Maschinen aufstellte; aber die Ermordung König Heinrich IV. durchkreuzte auch hier seine Hoffnungen. Entmuthigt und schutzlos im fremden Lande, starb der Erfinder des Strumpfwirkerstuhles noch im nämlichen Jahre (1610) vor Kummer, und ohne von den Früchten des Ergebnisses seiner zweiundzwanzigjährigen Anstrengungen zu ernten.

In England wurde kürzlich ein Patent auf Verfertigung von Brillen aus Bernstein ertheilt, die dem Auge sehr zusagen sollen und zugleich, durch Reiben, auch die Nase erfreuen.

Ein Engländer, Namens Buchanan, ist nach Afrika abgereist, um für die Kinder der Eingeborenen Schulen einzurichten.

In Frankreich wird, nach den unlängst erschienenen „Mélanges sur les langues, dialectes et patois", das Französische von 29 Millionen Einwohnern und in mehr als 70 verschiedenen Dialekten gesprochen. Von der übrigen Bevölkerung sprechen 1,140,000 deutsch, 1,050,000 celtisch, 188,000 baskisch, ebenso viel italienisch und 177,000 flämmisch.

In Schiraz hat ein gewisser Mirza Achmet eine lithographische Anstalt errichtet, in welcher kleine Schulbücher gedruckt werden. S.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 344. — 9. Dezember 1832.

Aleris. Eine Trilogie von Karl Immermann. Düsseldorf, Schaub. 1832. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es war mir, als wachte ich aus einem fürchterlichen Traume auf, nachdem ich dies neueste Gedicht Immermann's durchgelesen. Die peinigenden, hohlen Gestalten, umgaukelnd die Seele, wollten nicht fort. Sie dünkten mich wie eine Versuchung des heiligen Antonius in anderer Art. Der fromme Eremit sah doch unter den Fratzen und Schreckbildern manches Curiose, was zur Aufheiterung dienen kann. In dem Traume sah ich nichts als Larven, schöne Larven, aber alle ohne Augen. Und sie sollen Jedermann sagen: seht, wie schön wir aussehen können, und hinter uns ist nichts als ein bischen giftiger Wurmfraß, der uns auch einmal zerstört. Wer hält das auf die Länge aus!

Nie schlug ich den Deckel eines Buches zu mit dem Misbehagen, dem hohlen Gefühl und doch der Wirkung. Es geschah im Bett. Es war mir, als sänke, wie hier auf dem Papier Alles vernichtet wird, in Nichts sich auflöst, Alles um mich her ebenso zusammen. Ich tastete nach dem Stuhl, nach der Mauer, ob sie noch dastehe, und war mir gewärtig, als ich die Lampe ausdrückte, daß morgen keine Sonne aufgehen, kein Erwachen sein würde.

Im Schlafe kamen die Gestalten, wie sich denken läßt, noch fratzenhafter wieder, und als mich aus dem Alpdrücken der Morgen weckte, waren sie auch da. Sie waren keine Gespenster mehr, sie hatten etwas von Augen, nannten sich auch historische Personen, und ich glaubte es. Aber als der erste matte Sonnenstral durch den Oktobernebel brach, fragte ich mich, wie kann ein Dichter das dichten?

Daß den Menschen und auch den Dichter solche Nichtigkeitsgedanken zuweilen überkommen, ist nichts Neues. Es gibt zwei Stationen im Leben, wo sie das Auge beflören und einen bleigrauen Geisterschleier über Alles decken, was um ihn athmet und blüht: wenn der Reflectirende selbst dasteht, eine aschgraue Ruderä glühenden Lebens, ein ausgebrannter Vesuv, wenn er auf dem kurzen Wege bis zur Gruft ungern rückblickt auf den langen, den er zurückgelegt. Als der Brite seinen „Hamlet" vollendete, als er „Troilus und Kressida" schrieb, mögen die Geister, welche der Mächtige so oft beschwor, die seinem ewigen Lebenshauche dienstbar waren, neckisch auch einen solchen Flor über die klaren Augen des Weisen geworfen haben. Doch blieb er Dichter, wenn auch Alles um ihn, der sonst blühendes Leben gelogen, ihm zum Nichts versank. Wer möchte glauben, daß einem Shakspeare Alles gleichgültig geworden! Die andere Station macht Jeder durch, dem das Leben mehr scheint als eine Rumford'sche Suppenanstalt. Die erste Keimzeit, wo die unbestimmte Sehnsucht noch nicht einmal das sogenannte Ideal gefunden, regt bei weichen Gemüthern ein Verlangen auf, das auch ähnlich dem Nichts ist. Da, wo der Knabensinn den Mikrokosmus noch nicht erkannt, jene Ossianische, weinerliche Sehnsucht nach dem Nebelhaften, und da meint er, das Wirkliche wäre Nichts. Gemüther könnten auch gedacht werden, die, in ziemlicher inneren Behaglichkeit früh auf eine gewisse Höhe der Bildung und Kenntniß gestellt, meinten, das Leben mit seinen Leidenschaften, hohlen und wahren Bestrebungen sei schon durchgelebt von denen vor uns, und wir hätten nicht nöthig es noch einmal zu leben. In dieser Frühreife der Erfahrung ohne eigentliche Selbsterfahrung, fingen sie damit an nicht zu schwärmen, zu glühen, zu hassen, zu verachten, und in Begeisterung, Glut, Haß zu schaffen und zu schöpfen, sondern damit, schon sich darüber wegzudenken und auf dem Resultat fortzubauen. Denken ließe sich Einer, der lebend kaum das Leben gekostet und dichtend doch schon lauter Nichtigkeiten um sich wimmeln sähe. Es wäre gar nicht nöthig, daß ein eingeborener Ingrimm ihn spornte; denkbar wäre es, daß er mit voller Bonhomie die Schwächen, Schatten, hohles Nichts um sich sammelte und dabei den guten Glauben hätte, Niemand zu kränken, am wenigsten die Poesie. Denn er meinte, die Welt sei so weit fortgerückt, daß Jedermann mit ihm fühle, wisse, daß der Stern nur ein Meteor, jener Glanz ein geborgter, die lockende Frucht eine hohle Nuß und die prangende Blume giftig sei. Wenn er das nun darlegte, so zerstöre er nicht, sondern fördere, und es sei so viel Wachsthum, Lebensgeist auf der Welt, daß aus dem Conflux des Zerstörten und Nichtzerstörten immer etwas Größeres, Herrlicheres sich gestalte, und daß, so oft das auch wieder in seine selbstischen Elemente zerlegt wäre, aus dem Verwelkten sich abermals Größeres gestalten müsse. So könnte Einer meinen, der als Dichter nichts gethan als vernichten, er schöpfe mit und weiter, bis aus dem Mi-

krokosmus ein Makrokosmus erwachse, zu dessen unendlicher Harmonie gerade auch Das gehöre, daß viele Mit- und Vorarbeiter die hohlen Nüsse ausgetreten und die falschen Lichter verlöscht hätten.

Und selbst wenn Der dies schreibt bekennen müßte, daß er nur ein Selbstbekenntniß ablegt, so müßte er richtend sprechen: es wär ein falsches Streben, was sich früh oder spät rächt. Wohlgemeinter Jugendmuth, auch Jugendübermuth, mag in der Fülle noch nicht gemessener Kraft über sie hinaus Bizarres bauen, Ungefüges, lächerlich Kolossales, aber es ist nicht seine Aufgabe, mit dem Niederreißen anzufangen, denn wie die Erde noch so viele unbewohnte Flecken hat, ist auch in der Dichtung lange noch nicht Alles so überreich, überfüllt, daß man erst mähen, zertreten, ausreuten und brennen müßte, um Platz zu finden. Das Perfectible liegt über den Mond hinaus. Hier strebe nur Jeder für sich, schöpfe, schaffe, zeuge und überlasse einem höhern Walten, wie seine Schöpfungen zu der großen Harmonie zu stehen kommen, die Keines Auge übersieht. „Werdet wie die Kinder" — der große Spruch gilt auch den Poeten. Sie sollen damit anfangen, sich zu freuen, nicht sich zu ärgern. Man kann sich auch freuen, indem man sich lustig macht, das Erhabenste verträgt eine Pudelmütze auf dem Kopfe, und einen Riesen kann man stolpern lassen über eine kleine Gerte; das Erhabene bleibt darum doch erhaben und der Riese ein Riese; es wäre auch eine Art, Kind zu sein, und nicht die allerschlimmste. Aber die kalte Ironie, die mit abgestumpftem Sinne keine Farbe mehr sieht, keinen vollen Ton mehr hört, kein Aroma riecht, und nichts fühlt als die Nichtigkeit, das Nichts, aus dem Nichts wird, steht dem Jugendsinn am wenigsten zu.

Immermann ist weder ein ausgebrannter Krater noch ein sehnsüchtiger Jüngling, er ist ein Mann in voller Kraft, der Vieles geschaffen hat und schaffend nicht rückwärts ging. Was in aller Welt, könnten seine Freunde fragen, bewog ihn, diesen dämonischen Kreis kalter Eisgestalten um sich zu versammeln und mit mächtiger Zauberruthe eine Dichtung hinzustellen, die in ihrem Organismus ein so kunstvolles Etwas ist wie der Eispalast an der Newa, vor dem ewigen Lebenshauche aber in sein Nichts zurücksinkt? Denn wenn der Frühlingshauch der Poesie darüber weht, schmilzt Alles zusammen, es bleibt gar nichts von den himmelhohen Portalen, den Säulenhallen, dem Lustre und der Pracht, nicht einmal eine Schneeblume. Warum einen solchen Palast bauen, wer ein Dichter ist? Feenschlösser baut die Phantasie des Poeten, oft aus nicht mehr als gaukelnden Träumen, es ist nicht so viel Reales an ihnen als an den kräuselnden Gebilden des Rauches, nicht einmal der Schatten davon, willkürlich Alles. Aber es ist ein Spiel, eine Ergötzung; die Lust des Augenblicks ist das Resultat. Das ist hier nicht. Der Dichter mit allem Verstande des Mannes construirte einen festen, weiten, hohen Bau aus lauter nichts weniger als phantastischen, aus materiellen Nichtigkeiten. Der Anblick ist prachtvoll, die Luft eiskalt, von Lust, Spiel, Ergötzung nicht die Rede.

Es ist kein flüchtiges Werk des Augenblicks, der Laune, es ist etwas Durchgearbeitetes, in sich Vollständiges. Lange, mit vollem Fleiß muß Immermann daran geschaffen haben, noch länger damit schwanger gegangen sein. Was begeisterte ihn nun: einen Knäuel von Greueln, Niederträchtigkeiten, Intriguen, mit Motiven, die aus der Sphäre der Tragödie, welche auf der Menschheit Höhen wandelt, herausfallen, mit diesem Ernste zu schildern? Lust — des Herzens — kann er nicht dabei empfunden haben, es kann nur die Lust zu zerstören, die Lust der Verzweiflung gewesen sein. Woher nun die lang ausdauernde kraftvolle Begeisterung, um eine russische Tragödie zu dichten? War es der Historiker, der Politiker, der arbeitete? das freilich wäre etwas Anderes. Aber es ist selten, daß ein wahrer Dichter einer solchen praktischen Nebenaufgabe diese anhaltende Mühe widmet, ohne zu ermüden und selbst darüber verdrießlich zu werden, daß sie ihn von seinem Pfade abgelenkt. Konnte der Dichter, welcher noch vor Kurzem mit heißer Begeisterung das „Trauerspiel in Tirol" dichtete, von den Alpengletschern, auf denen noch das Frührot der Liebe glühte, sich zu den Eisregionen wenden, denen nichts Wärme und nicht einmal das Nordlicht Glanz gibt? Unmöglich können wir uns den Dichter so mit sich zerfallen denken, so brütend in Mismuth, daß, was er hier als russisch wahr gibt, ihm ein parsprototo, ein allgemein menschlich Wahres unwillkürlich unter der Feder geworden wäre. Immermann steht nicht gerade als ein glücklicher Dichter da, der Einfluß, von dem vielleicht der Jüngling geträumt, wurde noch nicht dem Manne, aber er gehört zu den ehrenwerth Festen, denen Anerkennung nicht versagt wird, wenn er auch nicht mit sich fortreißt, und Platen's blindwüthender Angriff konnte ihn doch nicht mehr verwunden, als ihm eine Parteikritik von Börne und Wolfgang Menzel's Abtheilungen etwas Anderes sein können als gleichgültig. Ist ihm das etwas Schlimmes, daß notorische Parteimänner es zweckdienlich finden, ihn herabzusetzen? Dazu steht Immermann doch schon ästhetisch zu bedeutend, wenn sich nicht gerade in seiner Subjectivität eine solche isolirte Kraft speciell hervorthäte, die ihn leicht über derlei Angriffe wegsetzen muß.

Darum will ich Menzikoff's Worte:

Drei Regeln
Merk, Martha, Dir. In zwanzigjähr'ger Schule
Hab ich die Sprüch' erlernt. Zum ersten wisse:
Wer Menschen bildet, ist sein eigner Feind,
Denn leichter herrscht sichs über Dumme. Zweitens
Rußland ist noch der Erde schönstes Loos,
Wenn auch der Schwed' hier wieder Kupfer gräbt,
Und Petersburg zum Sumpfe wird. Das Dritte
Sag ich ins Ohr Dir. 'S ist für Eingeweihte:
Ein großer Mann ist nur ein großer Thor —

nur für die Worte des Russen Menzikoff gelten lassen und nicht für mehr, wiewol es den Anschein hat, als habe der Dichter mit dem großen Menschen, der ein großer Narr wird, noch andere Heroen gemeint, als den Zar Peter.

Zu Liebe dem Dichter, daß er Dichter bleibe, lasse

man uns die Trilogie als eine Tragödie ansehen, deren Wahrheit in Rußland und nicht in der menschlichen Natur zu suchen, und betrachten wir ihren Gegenstand als einen ganz speciellen. Er ist: wie die Riesenkraft Zar Peters untergeht im Kampfe mit rohen Elementen und niederträchtigen Kräften, die er selbst genährt, um jene zu bewältigen. Die rohe Masse, wie auch von allen Vorurtheilen unterstützt, schlägt seine Faust zu Boden, sein Feuerblick erkennt den Wurmfraß in den Maschinen, die, von ihm geschaffen, zu seinem großen Werke Dienste thun sollen. Er hält sie zusammen, im Gange, aber nur er, und nur da wo er hinblickt; er ist aber nicht allgegenwärtig. Dem Heros fehlt etwas — die Liebe. Mit seinem Feueratheм kann er sie nicht wecken in den todten Steppen, den Eisgefilden, in den blasirten Herzen. Es liebt ihn Niemand, Niemand versteht ihn, Niemand fühlt mit ihm. Nur die käufliche Liebe gehört ihm. Aber er hat kein unbedingtes Recht zu klagen. Wohnt doch auch in ihm nicht die Liebe, welche wieder Liebe zeugt. Der Heros, der Gesetzgeber, der Regent hat sie verleugnet; das Familienheiligthum hat sein Ahnrecht verloren vor seiner größern Aufgabe. Das ist groß; aber jede Größe, sobald sie die Grenzen des Menschlichen überschreitet, trägt den Keim der Zerstörung mit sich. In den Regionen, in denen er mit Riesenschritten einherschreitet, hat Peter Recht, wenn er sein erstes Weib Eudoxia, weil sie war

Ein albern unbequemes Weib,

welches

Anstatt an Peters Glanz und Rußlands Ruhm
Begnügen sich zu lassen —
Von Peters nur den Hausmann wollte,

als er's müde wurde, verstieß, und desgleichen hatte der Zar Recht, den Sohn Alexis, der seine Reformationspläne nicht faßte und störte, einzusperren und zu tödten. Der Zar triumphirt, aber der Mensch geht unter, weil er das Menschliche zu gering anschlug. Schon rächt es sich in dem vorbrechenden Gefühle, da wo er nur Herr und Gebieter zu sein sich vorgenommen; aber in seiner eignen Familie und durch sie wird er gestraft, nicht dafür, daß er etwas Uebermenschliches unternahm, sondern daß er darum Das für nichts achtete, was jedem Menschen zuerst heilig sein soll. Kein Staat ohne Familie.

Die Dichtung zerfällt von selbst nach dieser Aufgabe in drei Theile. Der erste, der Kampf des Giganten Peter, der Neues schaffen, mit der trägen, verdrossenen Masse, die die alte Willkür erhalten haben will. Er geht siegreich hervor aus dem Kampfe mit den aufsässigen Bojaren. Im zweiten Theile ringt der Mensch Peter mit seinen Creaturen; er will jetzt seinen Sohn vor ihnen retten, aber dieselben Formen der Gesetze, die er heraufbeschworen, werden selbst Wesen; Heimtücke, Eigennutz, Neid, Furcht verkriechen sich dahinter und umstricken ihn mit Polypenarmen. Er will den Sohn retten, aber er muß ihn verderben. Er siegt nicht bis auf den Moment, wo er im Uebereifer seiner Regentenaufgabe selbst der Henker seines Sohnes wird. Der dritte Theil ist die Nemesis. Mit den kalten Armen umhalst ihn die eiserne Jungfrau, bis er zusammenbricht, eine Riesenleiche mitten unter den Trümmern des Baues, der mit ihm stürzt.

Auch Eisblöcke lassen sich kunstvoll behauen, und die uns von dem Schneepalast berichten, können nicht Wunders genug machen von seiner Festigkeit und Zierlichkeit, dergestalt, daß selbst Feuer darin gebrannt hat. Ebenso kunstvoll und fest ist diese Trilogie aufgebaut; es brennt auch ein Feuer darin, was aber erlischt. Das Feuer ist Peters Geist, es leuchtet und flackert aber mehr als es brennt, und dann wird uns unheimlich, wir fürchten mit zu erfrieren, wie wol Manche da erfroren sind. Wir machen, daß wir fortkommen, gleich der Gattin und den Höflingen, die den sterbenden Autokraten allein lassen und bringen nichts von Dem mit, was sonst aus einer Tragödie, nämlich Erhebung und die Beruhigung, welche jeder große Schmerz insichträgt. Hier heißt es: Umsonst geopfert!

Kunstvoll angelegt und mit besonnenem Geschick durchgeführt ist die Dichtung. Aber um eine Kunstgattung dafür zu suchen, so gehört sie mehr ins Intriguenspiel als in die Tragödie. Ein umgekehrter „Don Carlos". Die tragischen Helden intriguiren, nur nicht um Menschenrechte, sondern um zu herrschen und zu lucriren, und sie intriguiren so geschickt, jeder unterminirt den andern, bis zuletzt nichts bleibt; denn die scheinbaren Sieger, die zuletzt auf dem Kampfplatz bleiben, müssen doch im nächsten Augenblicke, wo ihr Interesse an einander sich reibt, untergehen. Wenn das eine Beruhigung ist, so schlagen wir mit ihr den Deckel zu.

(Der Beschluß folgt.)

Gutenberg's Denkmal.

(Auszug aus der Neuen mainzer Zeitung vom 20. Oktober 1832.)

Mainz, vom 18. Okt. Unser in dem allgemeinen Aufrufe wegen des großen Gutenberg's Denkmal gegebenes Versprechen fodert uns zu einem zweiten Rechenschaftsberichte auf, den wir hiermit dem Publicum vertrauungsvoll und der Wahrheit gemäß vorlegen wollen.

Wenn es uns auch zur großen Beruhigung dient, wiederum damit beginnen zu können, Vielen, ja sehr Vielen unsern verbindlichsten Dank für ihre kräftigen Unterstützungen erstatten zu müssen, so erscheint es doch auf der andern Seite nichtsdestoweniger betrübend, daß so viele Städte und Gemeinden, ja so viele Deutsche *) bis jetzt noch gar nichts zu diesem Nationaldenkmal beigesteuert haben.

Doch wir stimmen zu sehr dem Ausspruche eines geistreichen Gelehrten und Schriftstellers bei, der da sagt: „Die Ableugnung einer allgemeinen Verpflichtung zur Anerkennung von Gutenberg's ewig großem Verdienste um uns Alle, ist eine herzlose Undankbarkeit und unter den 35 Millionen, welche deutsch reden, werden sich doch gewiß 40,000 dankbare Menschen finden, welche so edelm Zwecke einen Thaler widmen!" **) als daß wir uns nicht inniglichst

*) Was Frankreich und England betrifft, so sind jetzt erst, wegen bedeutenden Abhaltungsursachen, die Programme abgegangen.

**) M. s. des Geheimen Cabinetssecretairs Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Oldenburg, Hofraths Starklof, Druckschrift wegen des Monuments Gutenberg's, mitgetheilt in den „Oldenburgischen Blättern", der „Mainzer Zeitung" vom 17. Mai und dem deutschen „Frankfurter Journal" vom 27. Mai d. J.

überzeugt halten sollten, daß es bei den Meisten, wahrscheinlich bei Allen, bis jetzt nur zufällige, von ihrem Willen ganz unabhängige Veranlassungen waren, welche sie abgehalten haben, ihren Beitrag zu leisten, oder auch nur ihre Erklärung einzusenden. Ein großer Mann sagte: „Keine schönere Lehre kann einem Volke gegeben werden, als die: Ehret Eure großen Männer!“ Groß ist daher auch in dem gebildeten Deutschen das Gefühl für die Ehre und die Verherrlichung dieses unsterblichen Mannes, durch den Gedanken an die Größe seiner geistigen Erfindung, die von einer Wichtigkeit ist, wie keine mehr, weil sie unsere Zeit in die Uebersicht aller Jahrhunderte und die Leistungen aller Länder gesetzt und glücklichen Genien zugleich dadurch die Möglichkeit, selbst groß und universell zu werden, verliehen hat.

Diese Betrachtungen und der Wunsch eines jeden gebildeten, kräftigen Deutschen, endlich einmal laut und dankbar zu beurkunden: daß auch in Deutschland die Manen großer Männer eines nationalen Cultus würdig erachtet werden, bestimmten auch bis jetzt schon so viele Beförderer dieses nationalen Unternehmens zu kräftiger Unterstützung und selbst den, so sehr durch Arbeiten der Kunst von höchstem Belange in Anspruch genommenen Thorwaldsen in Rom, zu dem großmüthigen Anerbieten, das Modell zur Bildsäule, als Muster für die Ausführung zu machen, und zwar ohne alles andere Interesse, als was er selbst für den großen Mann habe, dem das Denkmal dankbar solle geweiht werden. Thorwaldsen räth wegen des Klimas zu einer Erzstatue, und die Idee der erhobenen Arbeiten am Würfel, nämlich die vier Scienzen, billigt er vollkommen. *) Hoffentlich gibt dieser an Erhabenheit plastischer Ideen von Keinem übertroffene Meister auch selbst seine Gedanken zu der Zeichnung der Reliefs. Wie erfreulich muß es nun für jeden Verehrer Gutenberg's, ja für jeden Verehrer der Kunst sein, daß nunmehr ein Thorwaldsen selbst die Garantie übernommen hat, daß das welthistorische Denkmal Gutenberg's auch auf die würdigste Art erdacht und plastisch ausgeführt werde; und so wird man den Namen Thorwaldsen dereinst mit dem des hochberühmten Deutschen zusammengestellt sehen. Da von nun an jeder Verehrer Gutenberg's und der Kunst der würdigsten plastischen Ausführung dieses nationalen Monuments versichert sein kann, so wenden wir uns nunmehr auch mit vollem Vertrauen an alle diejenigen edeln Beförderer, um ihre bestimmte Unterzeichnung gefälligst jetzt einsenden zu wollen, welche den Betrag ihrer Gabe erst dann bestimmen wollten, wenn sie den nähern Plan der Ausführung kennten; diese in der Sache früher so wohlbegründete und wahrhaft nützliche Bemerkung ist uns selbst von mehren erlauchten Souverainen, an die wir uns sämmtlich durch eigne Sendschreiben ehrfurchtsvollst gewendet haben, zugekommen. Möge daher jetzt deren Vortritt und Gunst das Gelingen dieser nationalen Unternehmung fördern und begünstigen, da der in Aussicht genommene Zeitpunkt bereits erschienen ist, und die Contracte wegen der Ausführung schon in dem nächsten Jahre abgeschlossen werden sollen; auch überdies die eingesandten und einzusendenden Beiträge sich durch die jetzt getroffene Einrichtung noch vermehren werden, daß diese Gelder bei der hiesigen Stadtcasse mit der Gewährung der vollständigsten Garantie jedes Mal sogleich als verzinsliches Depot niedergelegt werden; wodurch also diese Gelder, obschon sogleich verzinst, dennoch alle Privilegien eines Depots genießen und demnach allen Förderern die größtmöglichste Sicherheit und zugleich nützlichste Anlegung und demnächstige Verwendung ihrer wohlwollenden Beiträge nicht mehr als zweifelhaft erscheinen kann. Unter den fürstlichen Beförderern glauben wir für jetzt, nur unsern allverehrten Großherzog nennen zu dürfen, der gleich anfänglich seinen erhabenen Beitritt mit einem Geschenke von 100 Dukaten bethätigt hat; die mehren andern erlauchten Beförderer erachten wir uns erst dann für befugt, dankbarlichst anzeigen zu dürfen, wenn wir gewiß sind, daß Diejenigen unter ihnen, welche bis jetzt noch nicht geruht haben ihre Erklärung einzusenden, auch fernerhin gesonnen sein sollten, eine Gabe zu dem Monumente eines Mannes zu versagen, dem doch gewiß jeder Souverain auf seinem erhabenen aufgeklärten Standpunkte so sehr viel zu danken hat.

Und indem wir nunmehr die Namen der Städte und Gemeinden (die Namen der einzelnen Beförderer werden, jedoch ohne Angabe des einzelnen Betrags, in einem besondern Verzeichnisse demnächst der Oeffentlichkeit übergeben werden) in alphabetischer Ordnung folgen lassen, welche bereits schon ihre Beiträge, jedoch meist nur zum Theil, einzuschicken so gefällig waren, bemerken wir nur noch, daß sehr Viele jetzt schon ihren Beitritt, jedoch aber nur in allgemeinen Ausdrücken, erklärt haben.

Algesheim 13 Fl. 12 Kr.; Baden-Baden 5 Fl. 30 Kr.; Battenberg 13 Fl. 21 Kr.; Berlin 5 Fl. 30 Kr.; Böddesheim 3 Fl. 18 Kr.; Bürstadt 1 Fl.; Carlsruhe 7 Fl. 9 Kr.; Darmstadt 8 Fl. 56 Kr.; Dittelsheim 8 Fl. 33 Kr.; Dorndürkheim 2 Fl. 45 Kr.; Dresden 43 Fl. 45 Kr.; Düsseldorf 8 Fl. 45 Kr.; Eich 11 Fl. 56 Kr.; Erbach 4 Fl. 29 Kr.; Finten 15 Fl. 36 Kr.; Frankfurt 783 Fl. 48 Kr. (wobei die Gehülfen von acht Buchdruckereien 242 Fl. beigetragen haben); Freiburg 25 Fl.; Gießen 163 Fl. 18 Kr.; Gomberg 12 Fl. 14 Kr.; Hamburg 60 Fl.; Hernsheim 6 Fl. 50 Kr.; Leipzig 1 Fl. 45 Kr.; Lüneburg 14 Fl.; Mainz 3464 Fl. 30 Kr. (mit Einschluß des Beitrags des k. k. östreichischen und kön. preußischen Offiziercorps von 267 Fl.; die Gehülfen der vier Buchdruckereien daselbst haben 129 Fl. 33 Kr. beigetragen, und noch ist eine vielversprechende Subscriptionsliste im Umlaufe, was aber auch an vielen andern Orten der Fall ist); Monsheim 12 Fl. 36 Kr.; Moskau 70 Fl.; München 74 Fl. 24 Kr.; Oldenburg 590 Fl.; Odernheim 15 Fl. 10 Kr.; Osthofen 41 Fl. 16 Kr.; Pfeddersheim 9 Fl. 57 Kr.; Siefersheim 7 Fl. 40 Kr.; Ponndersbausen 17 Fl. 30 Kr.; Speier 65 Fl.; Trier 1 Fl. 45 Kr.; Weinsberg 27 Fl. 15 Kr.; Wiesbaden 60 Fl.; Wimpfen 17 Fl. 24 Kr.; Worms 125 Fl. (wobei der Beitrag des großherzogl. Offiziercorps des dort garnisonirenden dritten Infanterieregiments 100 Fl. beträgt); ferner die bereits oben zuerst angeführte Summe unsers erlauchtesten Souverains 550 Fl. Die vorläufige Summe der geleisteten und bestimmt erklärten Beiträge beläuft sich demnach auf 6360 Fl. 7 Kr., wobei aber nicht zu übersehen ist, daß von allen den genannten Orten diese Beiträge nur als für jetzt geleistet angesehen werden können, da fast überall die Subscriptionslisten noch im Gange sind.

Durch diesen Anfang im ersten Jahre unsers Beginnens und ganz insbesondere durch die, jedoch nur in allgemeinen Ausdrücken, bereits gemachten gütigen Zusagen — die daher auch hier namentlich nicht angeführt werden konnten, und die allerdings recht zahlreich und zum Theil sehr bedeutend sind — sieht sich also unsere Erwartung in der Art befestigt, daß wir unser, obgleich sehr großes Unternehmen vollkommen werden ausführen können, und in vier Jahren, sonach mit dem Jahr 1836, das fünfte Lebenssäculum der Buchdruckerkunst, durch die dankbare Errichtung eines nationalen Monumentes, zu Ehren ihres unsterblichen Erfinders, würdig wird gefeiert werden können.

Die zur Errichtung eines Monumentes für Gutenberg gebildete Commission.

Indem ich vorstehenden Bericht den Lesern d. Bl. mittheile, erkläre ich mich ebenfalls geneigt, Beiträge anzunehmen und nach Mainz an die Commission zu befördern.

Leipzig, im Nov. 1832. F. A. Brockhaus.

*) M. s. unsere Druckschrift: „Aufruf an die plastischen Künstler, ihre Ideen, Entwürfe und Modelle über das Denkmal für Gutenberg mitzutheilen“, Mainz den 30. März 1832, welcher auch in dem „Morgenblatt“, „Kunstblatt“ vom 14. August neulich mitgetheilt wurde.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 345. — 10. Dezember 1832.

Alexis. Eine Trilogie von K. Immermann.

(Beschluß aus Nr. 344.)

Das erste Schauspiel: „Die Bojaren", beginnt so großartig und mit solcher Kraft der Wahrheit, daß wir eine Tragödie im höchsten Styl erwarten. Die verwickelten Verhältnisse sind mit prägnanter Kürze klar hingeworfen, die Charaktere der unzufriedenen Großen treten scharf heraus. Indem der Dichter in den Rath der Bojaren führt und zeigt, wie eine Kraft immer die andere untergräbt, und wie nur Herrschsucht und Rache die unter sich Feindlichen momentan zusammenbindet, läßt er uns mit jedem Schritte lesen, wie das Unternehmen von selbst, auch ohne Peters Kraft zusammenbrechen muß. Lapuchin, Kikin, Dolgorucki, Eudoxia, und vor Allem Glebof, ein blasirter Intriguenheld, in seinem Felde ein Heros, wo Peter nicht ist, erwecken ein lebendiges Interesse, welches man auch einer schlechten Sache nicht versagt, wenn Leidenschaften und große Motive dabei im Spiel sind. Eudoxia schnaubt Rache, den gefangenen Alexis im Hintergrunde, die gekränkten Großen wollen die alte Zeit. Es ließe sich doch denken, daß sie ihrem Treubruch ein glänzendes Schild vorhielten, wenn es den Rohen auch überflüssig dünkt, viel Worte zu machen. Aber schnell läßt uns der Dichter in die Tiefen ihres Getriebes einen richtenden Blick thun, und ihren Motiven fehlt selbst der Schein der Tugend. Es ist nur ein Bund der Gemeinheit. Die verstoßene Gattin, eine Buhlerin, gleichgültige Mutter, nur geil nach brutaler Rache; sie läßt sich zur Komödie brauchen; in allen den Großen kein großer Wille, sie wollen theilen und herrschen, der Größte unter ihnen Der, welcher noch das Einsehen hat, daß in gemeinsamer Gefahr Zusammenhalten das erste Gesetz ist, die Andern dazu nicht einmal fähig. Dieser ganze Theil des Schauspiels ist meisterhaft; auf der Bühne würde er von der größten Wirkung sein; Leben, Kraft, Farbe. Nun kommt Peter, mehr Held des Begriffes, doch darum noch nicht unwahr. Aber die Scene auf dem stürmischen Meere ist es in doppelter Beziehung. Theatralisch ist sie unmöglich; aber das hat Immermann vielleicht gerade gefallen. Aber sie ist auch historisch, menschlich, dramatisch unwahr. In einem solchen Sturme, wo nur die Heroenkraft des Zaren retten kann, redet man nicht so zu einander und reflectirt nicht so für sich. Es hat dem Dichter gefallen, eben wie er seinem Hofer die tiroler Sänger ausjodeln läßt im Moment, wo die Franzosen schon seine Position stürmen, und das Gefallen ist Dichtern, die Launen haben, mitunter mehr werth als die Natürlichkeit. Gesetzt aber auch, das wäre einer heroischen Natur ausnahmsweise möglich, und die heroische Natur des kaiserlichen Admirals ginge auf die Matrosen bis zum Küchenjungen über, so ist es doch absolut unmöglich, daß in einem Seesturme, wo Alle das Schiff in der Brandung der Klippen aufgeben, ein Nachen vom Lande sanft am Bord anlegt und Menzikoff und Katharina aussteigen, als wäre nichts passirt, nicht einmal ihr Habillement naß geworden. Der beste Lootse wäre, wenn es ihm glückte, mit Haken und Stricken durchweicht heraufgewunden worden, aber auch das Mädchen von Marienburg, dem Alles möglich war, wäre hier ihm nicht gefolgt. Es gibt Klippen, die auch die moralische Nothwendigkeit nicht erklimmt. Aber der Dichter *wollte* den Zar und Katharina auf dem Schiffe zusammenbringen, so zusammenbringen, darum *mußte* es geschehen und es ist geschehen, aber man glaubt es nicht. Es gibt Nebensachen, die auch ein Riesengeist achten soll. An solchen ist Immermann bisher gescheitert, daß er nicht auf der Bühne einheimisch wurde. Umgekehrt scheint dagegen Peters Auftreten zu Moskau unter den Bojaren fast zu theatralisch. Doch sei dies keine Rüge, zumal da wohl beachtet werden muß, wie der Dichter, was so nahe lag, den oft gebrauchten Effect, ihn ohne alle Meldung mitten unter den Verschwörern erscheinen zu lassen, verschmähte. Ein solcher Bund konnte und mußte schon durch ein Theaterkunststück zusammenfallen.

„Das Gericht von St.-Petersburg" heißt der zweite Theil, eine Tragödie. Nicht gleiche plastische Lebendigkeit wie in jener Exposition, dafür mehr inneres Leben. Der Heros Peter wird mit sich selbst uneins. Es überkommt ihn ein Zweifel, der mehr wird, ob er Recht hat, den Sohn mit dem Tode zu strafen; er hat das Recht als Zar, aber er zweifelt, ob das göttliche Recht des Menschen und Vaters nicht dem gesetzlichen entgegentritt? Er läßt sich nicht in langen Monologen aus; er handelt. Peter wollte den Sohn fliehen lassen, Alexis wollte nicht, er will Gericht. Der Zar fürchtet das Gericht; er sondirt das Haupt desselben und glaubt herauszuhören, daß

Alexis nicht verdammt werden kann. Ein Stral des Menschlichen bricht durch, der Vater freut sich, er kann es nicht mehr bergen, er schüttet das volle Herz gegen die Einzige aus, die er zu lieben glaubt, von der er glaubt, daß sie ihn lieben muß, gegen Katharinen. Dies ist ein ungemein rührender Moment, vielleicht der einzige von echter Dichterwärme in dem kalten Larvendrama. Von hier an beginnen seine Täuschungen. Tolstoi, der Kanzler, hat ihn nur sondirt, ob er begnadigen würde, er hat ihn sicher gemacht durch die Voraussicht, das Gericht werde ihm die Schuld nicht beweisen können, selbst getäuscht durch des Zaren herbe Versicherungen. Alexis soll durch das Zeugniß der Geliebten verrathen werden; sie stürzt sich, der Folter entfliehend, zu Füßen des Zars, der nun die Schlinge gewahr wird. Der kühne Kanzler citirt ihn selbst in der Eigenschaft des Admirals vor das Gericht, und der Vater soll gegen den Sohn als Blutzeuge auftreten. Auch das Gericht der Ersten und der Größten von Rußland ist nur ein Spiel wie Alles. Peters Creaturen haben einstimmig beschlossen, Alexis soll sterben, er ist verurtheilt. Peter wankt und wünscht ihn zu retten, aber die Voraussicht, daß Alexis als sein Thronfolger sein ganzes Werk zerstören werde, bestimmt den Zar, und der Sohn empfängt vom Vater den Schlaftrunk. Er erwacht nicht wieder.

Dem Gange aller einzelnen Intriguen kann unsere Relation nicht folgen, sie würde zu weitläufig, wiewol darin die Lebensader des Stückes liegt. Alexis muß untergehen, weil Peters Creaturen, käme er zur Regierung, verloren wären; und der Vater als Zar muß dasselbe wollen, weil sein Riesenwerk unvollendet bliebe, ja zerstört würde, wenn Alexis ihm folgte. Daß eben dies nicht ganz klar wird, daß Alexis nicht in seiner historischen Bedeutung, als Mittelpunkt Derer, die das Alte wollen, aufgefaßt, vielmehr als schwärmerisch reflectirender Jüngling gehalten, ein Phantasma des Dichters geworden, ist der Fehler des Trauerspiels. Der Poet suchte die Antithesen zwischen Peter und Alexis nicht im Kampfe zwischen dem Alten und dem Neuen, sondern in dem zwischen der glühenden Thatkraft eines schöpferischen Genius und der thatlos schwärmenden Sehnsucht einer gedämpften Willenskraft. Dennoch bleibt das tragische Interesse in diesem Begegnen zwischen Liebe und Haß, zwischen Vater und Sohn, wiewol bei der Anhäufung und dem Heraustreten von Nebeninteressen es Mühe kostet, den Faden festzuhalten. Zu bedeutend werden schon die Larven um Peter und das noch mit etwas Gefühl begabte Weib unter ihnen, Katharina, will schon die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Daß noch etwas Menschliches in der abgefeimten, herrschsüchtigen Intriguantin sich regt; daß wir es anerkennen sollen; daß wir forschen müssen, wie weit es geht und wie weit die verbrecherischen Plane der Buhlerin reichen, thut jenem Interesse den meisten Abbruch und stört, wie sie denn in dieser Dichtung unmöglich wird, die Einheit der Handlung.

Plötzlich wird die Vernichtungsidee des Dichters so mächtig, daß sie die dramatischen Schranken sprengt. Der dritte Theil der Trilogie, „Eudoxia", ein Epilog, ist kein Drama mehr in den Grenzen, die wir dafür anerkennen. Die Fülle der Begeisterung, des Hasses und der Verachtung läßt den Dichter nicht mehr Schritt für Schritt gehen in Dem, was wir Handlung nennen; es wird ein Gedicht, Chöre in Reden, scharfe antithetische Schlagredem statt der dramatischen Entwickelung, und wie von selbst erstarrt ihm hier das romantische Leben zur Antike. Ans Theater gedacht und es wäre Unsinn; aber wie die Verhältnisse sind, dünkt es eben recht. Der Dichter warf sich ins Mittel, wo der Dramatiker nicht fortkonnte und wo das Uebermaß der Niederträchtigkeit und Greuel, bei naturgetreuer dramatischer Behandlung, verletzt hätte, hebt die antike Form das menschlich gedacht Unerträgliche in eine Wolkenhöhe, welche nur das Großartige, nicht das Widerwärtige sehen läßt.

Die verstoßene Eudoxia, kinderlos, blind, ist zur Seherin geworden und prophezeit vor dem Volke in der Wüste Fluch und Untergang dem Räuber ihres Glückes:

So wie hoch empergerückt ihn Himmels Schluß,
So, ihn tief hinabzudrücken, hob bereits
Sich der Arm der ewigen Nothwendigkeit.

Und ihre Verkündungen gehen in Erfüllung. Die Wahnsinnige begegnet dem Kaiser auf der öden Haide, und der Heros bricht zusammen vor ihrem Graunanblick und ihren noch grauenhaftern Verkündungen:

Was die Diener nicht wissen, dem Arzte verschweigt und
der Kebse der zuckende Mund,
Das erfährt das zerknitterte Kissen, der Pfühl und das
ruhlose Schlummergemach;
Er ist krank! Es zerfrißt ihn der Qualen Gebiß — —

Er trägt den Tod in sich. Wer ihn diesem zuletzt eingeimpft — seine Existenz selbst ist Tod — läßt der Dichter nur ahnen. Peter hat die Bojarenmacht blutig gebrochen, auf daß um nichts bessern, minderberechtigten Emporkömmlingen ihre Macht, zu schaden und zu unterdrücken, als Erbtheil zufalle. Diesen mußte zum Opfer Alexis fallen. Ihnen muß auch der Zar fallen, denn der altersgraue Riese durchschaut ihre Verworfenheit, ein letztes Zücken des Ergrimmten kann sie noch erdrücken. Klüger als die Bojaren halten die im Sinne Widerstrebenden, durch Nichts Gebundenen als gleiche Niederträchtigkeit zusammen. Peter, durch einen letzten Schreckensvorfall in seinem Hause erschüttert, mehr als vielleicht billig, da er selbst zuvor erklärt, der Zar müsse nicht den Hausmann spielen — Peter bricht zusammen, er stirbt, von Allen verlassen, die um seinen Blick im Leben gebuhlt; nur der bezahlte Schotte hält bei ihm aus. Wer erben solle? wird er befragt, und er antwortet:

Hier liegt ein andres, einstens wohlgefügtes Reich.
Darin nach wenigen Secunden wird nun euch
Nachfolg eröffnet von gewisser Erben Schar.
Ist mir Verfügung dort erlaubt? Befehl ich dem:
Das hab'! Und denen: Jenes! Darf vorweg etwas
Mein Wille geben, nehmen? Nein, nach eignem Recht
Zernagt der Ehor. Es sei das Chaos anerkannt
In seiner allerhöchsten Machtvollkommenheit!
Beschließen, heißt ein Knabe sein in grauem Haar!
Absicht ist Blödsinn!

So stirbt Zar Peter der Große, der sich selbst vorhin genannt und von sich selbst gesagt:

Der weiten Länderstrecken allerärmster Mann!
Ich that das Unnatürliche: des Lebens Schein
Der Mißgeburt zu geben;

er stirbt:

Die Zunge quält
Ein salzig-faulichter Geschmack, als läge drauf
Der Welt Gemeinheit,

er stirbt in

Trau'r ob der Menschen völliger Verworfenheit.

Er hört, der Sterbende, wie Die, welche er geschnitzte Marionetten nennt, die Glieder klappernd an den Drähten, über ihn verfügen, sein Testament aufsetzen; er ruft seinem Gordon zu: „Gib Alles an . . .“ Die geschäftigen Puppen lächeln, es ist Peters letzter Athemzug. Noch ist er nicht kalt, noch schwebt sein letzter Fluch gegen die Verrätherin Katharina in den Lüften, als die Großen seinen letzten Willen dem Volke verkünden und der Bischof Theophanes beschwört Peters Testament: daß Katharina ihm folgen solle! Ostermann, der letzte Held dieses heldenreichen Dramas, ruft die Verbündeten auf:

– Hier vereinigen wir uns wieder, zeigen uns von Schmerz erfüllt,
Wie der Anstand bei so großem Trauerfalle dies befiehlt!

Der Anstand ist gerettet.

Leichen stürmen einen Berg, ein Gerippe übersteigt immer das andere und stürzt es von der Leiter herab; es ist nur ein Spiel der Geschicklichkeit, wer die oberste Staffel erreicht. Der vereinzelte Lebende unter ihnen kommt nicht hinauf, wenn auch sein Athem weit reicht. Was will das Leben unter Larven? Jaguschinsky, Theophanes, Ostermann, Menzikoff wollen ihrer Verbündeten, Katharina, ans Leben im Moment, wo die Nachricht vom sterbenden Zar sie bestimmt, die schon Geopferte zu ihrer Fürstin zu erheben! Es verräth ein eignes Talent Immermann's, wie er unter diesem Wust von verworfenen Charakteren doch immer gewußt, einen über den andern zu heben und Interesse für ihn einzuflößen. Oft, sollte man denken, die Farben wären ihm längst ausgegangen. So zuletzt noch erhält der kaltverständige Ostermann durch seine rasche Handlungsweise sogar einen Anstrich von Größe gegen den brutalen Menzikoff, den Schleicher Jaguschinsky, die Abgefeimteste unter Allen, Katharina, die aber um deshalb schwächer ist, weil noch ein Rest von menschlichem und weiblichem Gefühl in ihr blieb.

Technisch ist diese Trilogie wol Immermann's vollendetste Dichtung, an Reichthum der Gestaltungen, freilich lauter nichtigen, an ihrer scharfen Charakteristik, an dem wohlgefügten Bau, wie Quader an Quader schließt. Daneben ungemeine Fertigkeit und Kraft der Sprache, das Willkürliche, das doch nur vereinzelt kommt, abgerechnet. Aber wohl wird uns nirgends in dem großen Hohngedichte, nicht einmal der Schmerz ist geadelt; wir scheiden ohne Erhebung, ohne Beruhigung. Es ist, als rief der blutige Sansculot dem Sterbenden auf der Guillotine zu: „Es gibt keinen Gott!“ Möchte der Eishauch der Menschenverachtung, welcher diese Dichtung durchweht, in seinem „Merlin“, der uns von Freunden, die ihn kennen, als Immermann's bedeutendste Schöpfung gerühmt wird, einer wohlthätigen Dichterwärme gewichen sein!

W. Alexis.

Romanenliteratur.

1. Novellen von J. Satori. Drei Bändchen. Leipzig, Engelmann. 1832. 8. 2 Thlr. 9 Gr.

Wäre Alles in diesen Novellen so vortrefflich wie Papier und Druck, sie gehörten zu den Meisterwerken unsers Volks. Allein der Corrector war allzu nachsichtig gegen Druck- oder Schreibfehler, und in die Erzählungen haben sich bei vielem Guten unserer schriftstellernden Frauen auch manche ihrer Schwächen eingeschlichen. Die erste Novelle: „Für Gott, König und Vaterland“, während des letzten Krieges der Belgier sich zutragend, möchten wir als die beste anerkennen, das royalistische Princip führt eine gemäßigte Sprache, wie es Frauen geziemt, das besondere Interesse verschlingt sich gewandt mit dem allgemeinen, der Gewissenskampf des seine Geschwister übervortheilenden alten Kaufmanns ist, ohne peinlich zu werden, kräftig ausgedrückt, und die liebenden und geliebten Jungfrauen sind auch wirklich jugendlich und liebenswürdig, was nicht so gar oft ihren Schwestern im Roman begegnet. Mit „Louise, Herzogin von Savoyen“ hat sich die Verf. viele Umwandlungen der Handlung und ihrer Triebfedern erlaubt; bei einem so bekannten Stoff nicht zu billigen. Gegen die Wahrheit der Charakterzüge läßt sich aus dem Grunde nichts einwenden, weil sie so überladen sind, daß keine bestimmte Form sich erkennen läßt. „Boja, das schöne Hirtenmädchen“, soll im heidnischen Preußen gelebt, von einem vornehmen Römer geliebt und von ihm zum Christenthum bekehrt worden sein. Ob sie, als sie lebte, ihr ähnliche Figuren fand, können wir nicht beurtheilen; daß es aber zu allen Zeiten und Ländern, wie sie immer der Romanendichter wählen mag, Personen ihrer Rede, ihres Benehmens gab, gibt und geben wird, das wissen wir gewiß. In „Kampf und Glaube“ thut sich die verstoßene Königin von Norwegen als eine Heldin im Entsagen vor, und wir müssen eingestehen, daß es würdig, und nicht willkürlich und launenhaft geschieht, wie manche Entsagende, blos der Mode zu Liebe, es thun.

2. Der Liebe Sieg und Lohn. Eine Klostergeschichte von A. Leibrock. Zwei Theile. Mit Titelkupfer. Leipzig, Kollmann. 1832. 8. 2 Thlr.

Um seine Geschichte gegen die Unbilde zu schützen, mit Allem, was drum und dran ist, Maculatur zu werden, versah der Verf. sie mit Mottos aus den Schriften berühmter Dichter, die sich zu dem Text verhalten, wie etwa die Ananas zum Holzapfel. Referent, der nicht schadenfroh Andern den Verdruß gönnt, der ihm selbst wurde, benachrichtigt das Publicum, daß „Der Liebe Sieg und Lohn“ eine ganz gemeine Rittergeschichte sei, mit tückischen habsüchtigen Mönchen, eingesperrten und entführten Damen, mit Schwertergeklirr, männlichen Thaten u. dgl., mit einem Wort, dem Wesentlichen nach ganz wie die Hasper a Spada zu Ende des verflossenen Jahrhunderts. Aber die Schreibart ist gehobelter, der Ausdruck manierlicher, Sporen und Humpen rasseln und klappern bescheidentlicher, indeß möchte Manchen der Brownianismus jener in stetem Branntweinrausch begriffenen derben Gesellen, wie die totale Nüchternheit dieser Leute, welche das Mittelmäßige auf der niedrigsten Stufe repräsentiren, kaum gut genug einschläfern.

3. Schattenspiel des Lebens und der Liebe, von Ferdinand Schubart. Drittes Bändchen. Auch unter dem Titel: Die Kukuksmühle, eine Novelle. Nebst Gedichten launigen Inhalts. Köslin, Hendeß. 1832. 8. 16 Gr.

Kleinstädtereien, seltsame Erscheinung eines reichen, gebil-

deten und, wie sich ergibt, aus vornehmem Stande entsprossenen Müllers, dessen Schicksale wahrscheinlich sind, bilden einen ganz artigen kleinen Roman, der fast den ganzen Raum des Bändchens einnimmt. Und aus unsern Liedern keimet Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort, heißt es von den Gedichten, und das kann für eine Zugabe schon genügen.

4. Die reisenden Handwerker. Ein romantisches Gemälde aus der wirklichen und idealen Welt. Von Mada Sneh. Weimar, Gräbner. 1832. 8. 1 Thlr.

Verwundert man sich nicht über die Ausdauer des Rosses, das in einem Zutter von Warschau bis weit hinein in die Ukraine läuft, so befremdet einem weiter nichts an dem Buche. Es ist mit Hülfe bekannter Romanenpatronen recht sauber gemalt, und wie die Farben bei den unwandelbaren Mustern wechseln, so auch hier die Personen. Statt roth malt man blau, statt eines Grafen nimmt man einen Handwerker, der als solcher auch nicht durch irgend ein Kennzeichen individualisirt, zum Liebhaber einer schönen Gräfin, die aber ihrem Betragen nach auch eine Schneidermamsell sein könnte, die ihres Geliebten List und Wuth stets in Athem erhält, sodaß man ihn, wo es entdecken und retten gilt, für einen wahren Teufelskerl erachten muß. Der Grund bleibt bei solchem Patronenmachwerk immer der nämliche, der des Romans, und so ist es gleichgültig, welchen modischen Namen man der Farbe, die er trägt, beilegt; hier ist's Polen, und daß er der rechte ist, merkt man auf den letzten Seiten, wo eine Tirade über Polens Geschick abgeprozt wird, sodaß die Erzählung mit einem tüchtigen Knalleffect schließt.

5. Stefano Spadolino, der räthselhafte Räuberhauptmann in den Umgegenden Roms. Weimar, Gräbner. 1832. 8. 22 Gr.

Auch Patronenarbeit, aber viel schlechter an Material und Form als obige, sodaß man wie jener General an der Nothwendigkeit zu leben bei seinen Soldaten, an der Nothwendigkeit der Existenz solch eines Buchs zweifeln möchte. 18.

Notizen.

Der Schmidt von Sheffield.

Ein Schmidt von Sheffield hat kürzlich ein Gedicht unter dem Titel: „Corn-law rhymes", herausgegeben, welches sich mit Blitzesschnelle in ganz England verbreitete; bereits wird die dritte Auflage angekündigt. Er äußert sich darin mit energischer Freimüthigkeit über die Theuerung des Brotes, über die Noth des gemeinen Volkes. In seinen Versen spricht sich glühender, lang verhaltener Zorn aus, der sich oft zur kräftigsten, beredtsten Begeisterung steigert. Hier und da haben wir eine ruhige, einfache Größe bemerkt, die sich besonders in dem Gedichte „Der Wilddieb" ausspricht. Es ist überhaupt in seinem Talente etwas Grandioses, Erhabenes, obgleich Unvollständiges, das an einem rohen, unwissenden Handwerksmanne überrascht. Sobald uns sein Gedicht, welches gegenwärtig die bedeutendste literarische Erscheinung in England ist, zugekommen sein wird, werden wir ausführlicher darüber berichten.

Fortschritte der astronomischen Wissenschaften in China.

Es scheint, daß die chinesische Regierung die Nothwendigkeit einsieht, den mathematischen und insbesondere den astronomischen Wissenschaften einen kräftigern Impuls zu geben. Ein solcher Entschluß ist, als ein Beweis des fortschreitenden Ganges der Cultur bei allen Völkern, höchst merkwürdig. Seit undenklichen Zeiten theilen die Chinesen das Sonnenjahr in 365 Tage und 6 Stunden ein, und zählen alle vier Jahr ein Schaltjahr. Sie haben mehre Finsternisse beobachtet, sogar manche Constellationen berechnet, und besitzen demnach einige astronomische Kenntnisse; diese sind aber rein elementarisch, beruhen auf keiner Theorie. Ihre Unwissenheit, ihr Aberglauben sind so groß, daß sie die Finsternisse dem Erscheinen eines Ungeheuers zuschreiben, welches unter der Gestalt einer dreifüßigen Kröte die Sonne und dem Mond anfällt, um sie zu verschlingen. Um es an der Ausführung eines so frevelhaften Beginnens zu hindern, schießen sie mit Pekarden und schlagen den Tam-Tam, wie in den Zeiten öffentlicher Calamitäten. Sie zählen ihren Tag von Mitternacht an, und theilen ihn in zwölf Theile von zwei Stunden. Aber anstatt die Stunden nach der Zahlenordnung zu benennen, geben sie einer jeden dieser zwölf Abtheilungen einen verschiedenen Namen. Dieser Zeitraum wird wieder in acht Theile getheilt, welche mit unsern Viertelstunden zusammentreffen, der kleinsten Zeiteintheilung, die sie bis jezt ersonnen. Die chinesische Regierung, ohne Zweifel durch ihre Agenten darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die astronomischen Wissenschaften zurückseien, hat vor Kurzem zu Peking ein mathematisches und ein astronomisches Bureau errichtet; jedes besteht aus sieben Mitgliedern, von denen drei Europäer sind, unter dem Vorsitze eines Prinzen des kaiserlichen Hauses. Die Mitglieder dieser Bureaux sind von jeder Strafe, den Fall des Hochverraths ausgenommen, frei. Bei jedem andern Vergehen bekommen sie hundert Stockprügel, von denen sie sich indessen mittels einer Geldbuße loskaufen können. Die geographischen Kenntnisse der Chinesen erstrecken sich nicht weiter als die der Griechen zu Homer's Zeiten. Sie glauben, daß die Erde viereckig ist, und daß China, ebenfalls in viereckiger Gestalt, in der Mitte liegt. 143.

Literarische Anzeige.

Schönwissenschaftliche Schriften.

In meinem Verlage sind soeben nachstehende interessante Schriften erschienen, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können:

Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Erstes bis drittes Heft. (Reval, 1831.) 8. 34 Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese drei Hefte enthalten ausgewählte Stücke von Polewoj, Schukowski, Puschkin und Gribojedow.

Oertel (W. von), Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johanns des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. 2 Bände. (Petersburg, 1831.) 8. 30 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Scipio Cicala. 4 Bände. 8. 83½ Bogen auf feinem Druckpapier. 6 Thlr.

Sherer (Moyle), Bilder aus dem Kriegsleben. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Lindau. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. 8. 21¾ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. 12. 96 Seiten auf gutem Druckpap. Geh. 10 Gr.

Sue (Eugène), Atar-Gull. Aus dem Französischen. 12. 348 S. auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 346. — 11. Dezember 1832.

Coup d'oeil sur l'état politique du royaume de Pologne sous la domination russe pendant les quinze années de 1815—30. Par un Polonois. Paris, Heideloff u. Campe. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Zeit ist vorüber, wo Einzelnes aufklärende Flugschriften oder philanthropische Declamationen, die nach Osten blicken, den Zeitgenossen befriedigten. Der Geschichtsfreund verlangt jetzt von Denen, die vertraut mit den Verhältnissen in den letzten 16 Jahren in Polen lebten und wirkten, und bei dem ungeheuern Schmerz ihres unglücklichen Vaterlandes die Besonnenheit behielten, über die Verhältnisse unbefangen zu urtheilen, klare Aufschlüsse über das Wohl und Weh ihrer Landsleute, um sich in dem verworrenen Labyrinthe der Begebenheiten zurechtzufinden. Dies geschieht von dem anonymen Verfasser des obengenannten Buchs für die Geschichte Polens von 1815 bis zum Ausbruche des Aufstandes im Nov. 1830. Die Erzählung ist reich an neuen Aufschlüssen, lichtvoll, klar, wohlgeordnet, ohne Leidenschaft, mit edler Mäßigung geschrieben und zum Erweis der geschichtlichen Treue überall mit Actenstücken belegt, die dem Werke von Seite 211—331 angehängt sind, sodaß auch Der, welcher die neuere polnische Geschichte mit weniger Aufmerksamkeit betrachtet hat, ein klares Bild der Verhältnisse bekommt, das ihn in den Stand setzt, ein sicheres Urtheil über die Rechtmäßigkeit der Klagen der Polen über ihre Regierung zu fällen.

Ein kurzer Ueberblick der hier erzählten Begebenheiten wird vielleicht nicht unerwünscht sein.

Kaiser Alexander, von jeher empfänglich für schöne Ideen, aber zu schwach, sie überall consequent durchzuführen, hatte bis zu seiner Besitznahme von Warschau 1813 und nachher sich theils in Wort und Schrift einer Wiederherstellung Polens so geneigt gezeigt, theils die Polen durch sein einnehmendes Betragen so zu gewinnen gewußt, daß selbst der alte Kosciuszko in ihm den Wiederhersteller Polens freudig begrüßte. Ja, er schien den Polen aus Politik immer günstiger zu werden, je mehr er gegen den Willen der andern Mächte auf dem Congresse zu Wien Polen unter seine Herrschaft zu bringen suchte. Die Wiederkehr Napoleons entschied endlich über das Schicksal Polens, indem sie die uneinigen Mächte vereinigte. So hatte Alexander seinen Zweck wenigstens zum Theil erreicht; den 13. Mai 1815 unterzeichnete er die Basen der den Polen zu verleihenden Constitution, welche, durch die Versicherung, daß sie sich so viel als möglich an die Constitution vom 3. Mai 1791 anschließen sollte, wie durch die Theilnahme des edeln Fürsten Czartoryski, Jugendfreundes des Kaisers, an der im Juni 1815 eingesetzten provisorischen Regierung, alle Polen mit Freude erfüllte. Doch schon jetzt fanden die Bitten der Lithauer um Abstellung der bei ihnen herrschenden Mißbräuche nicht mehr das freundliche Gehör bei Alexander, wie früher, obgleich er ihnen die Hoffnung an den dem neuen Königreiche verwilligten Rechten mit Theil zu nehmen, immer noch ließ. Noch immer herrschte in der im Dezember bekanntgemachten Constitution der liberale Geist, welchen die frühern Versprechungen hoffen ließen. Aber nicht Czartoryski, wie man hoffte, sondern der alte, zu dieser Stelle unfähige General, Fürst Zajonczek wurde zum Statthalter gewählt, weil der Generalissimus des polnischen Heeres, Konstantin, einen Soldaten wünschte; Czartoryski mußte sich zurückziehen und die Minister, mit Ausnahme Lubecki's ohne große Bedeutung, spielten immer mehr und mehr eine klägliche Rolle, je mehr sich der Großfürst Konstantin und Nowosilzoff in die Regierungsangelegenheiten des Königreichs mischten. Die Art dieser Einmischung wird in den diesen Männern gewidmeten Artikeln ausführlicher dargethan. Doch alle Patrioten hofften auf den ersten Reichstag 1818. Auch mußten diese Hoffnungen in den freundlich versprechenden Worten des Kaisers Garantien für nothwendige Verbesserungen und Entwickelung der constitutionnellen Freiheit finden. Daher suchten die Landboten in freudigem Vertrauen auf ihren Wohlthäter allen Anträgen des Kaisers gefällig zu sein, ohne in ihrer bescheidenen Adresse die Misgriffe der Regierung der vergangenen drei Jahre zu verhehlen. Alexander hörte die Sprache eines in den Schranken der Verfassung mit Mäßigung seine Rechte fodernden Volkes, und indem er sie mit der auch anders herrschenden Aufregung zusammenstellte, fand er die constitutionnelle Freiheit in ihren Wirkungen und Folgen nicht so liebenswürdig, wie er sich dieselbe anfangs geträumt hatte. Daß bei so veränderten Gesinnungen des Monar-

chen die gerechten Wünsche der Abgeordneten nicht weiter berücksichtigt wurden; daß bei der steigenden Unzufriedenheit der getäuschten Polen eine Unzahl Misbräuche, Bedrückungen und Verfolgungen gegen persönliche Freiheit und gegen die in der Verfassung garantirte Preßfreiheit von dem Großfürsten Konstantin und dem russischen Commissair Nowosilzoff ausgehen mußten, ist natürlich, zumal da Ersterer, nachdem er der Thronfolge in Rußland noch bei Alexanders Lebzeiten entsagt, in einer ihm als Ersatz zugestandenem größern Autorität in Polen seinen Ehrgeiz suchte. So erzeugte denn dies auf dem zweiten Reichstage 1820 in der Landbotenkammer eine fast einmüthige Opposition gegen die Gesetzanschläge der Minister, und Alexander, statt seine Minister zu verabschieden, verbot ihnen ausdrücklich, die gerechten Wünsche der Landboten weiter zu berücksichtigen. Ja, er schien schon 1821 die den Polen verliehene Selbständigkeit auch der Form nach aufheben zu wollen, indem er bei dem Deficit in den polnischen Finanzen, das durch dringend geforderte Ersparnisse in dem durch des Großfürsten Willkür vorzüglich glänzend ausgestatteten Militairetat sehr leicht hätte gedeckt werden können, die Unmöglichkeit aussprach, daß sich der Staat mit eignen Mitteln bei der bisherigen Verfassung erhalten könnte. Doch die Thätigkeit des Finanzministers Lubecki, des einzigen durch Einsicht und Eifer einflußreichen Mitgliedes der polnischen Regierung, dem in unserm Buche gleichfalls ein sehr interessanter Abschnitt gewidmet ist, und der Patriotismus der Polen vereitelte damals diesen Plan. Desto mehr wurde nun der Sache nach die Constitution verletzt, und als Alexander durch Auflösung des durch seine patriotische Freimüthigkeit ausgezeichneten kalischer Wolwodschaftsraths, durch eine willkürliche Entfernung der freisinnigen kalischer Landboten, der Gebrüder Niemojewski, vom Reichstage und durch Aufhebung der Oeffentlichkeit der Reichstagsdebatten sich vor einer wiederholten Niederlage seiner Minister hinlänglich gesichert zu haben glaubte, erfreute er sich zwar auf dem dritten Reichstage 1825 der Nachgiebigkeit der eingeschüchterten Landboten, aber die letzten schwachen Bande zwischen König und Volk mußten immer lockerer werden. Da starb Alexander, aber die durch Konstantin und Nowosilzoff vorzüglich angeregte und dem Spruche des Senats übertragene Untersuchung der Schuld der einer Theilnahme an dem petersburger Aufstande verdächtigen Polen konnte, bei dem gehässigen Streben des Großfürsten gegen Letztere, die Polen nicht mit mehr Vertrauen gegen ihren neuen König Nikolaus erfüllen, der noch dazu ganz in dem Geiste die Angelegenheiten fortleiten ließ, welcher die vergeblich hoffenden Polen in den letzten Jahren dem Alexander entfremdet hatte. Und so brachte denn auch des neuen Kaisers Krönung als König von Polen 1829 wenig Hoffnung, die der erste und letzte Reichstag des neuen Königs 1830 nur zu bald vereitelte. So mußte wol nothwendig Das erfolgen, was den 29. Nov. 1830 erfolgte, der Aufstand der lange schwer gedrückten Nation.

Diese magere Uebersicht wird genügen, alle Geschichtsfreunde auf unser Werk aufmerksam zu machen, dessen Werth 37 Actenstücke erhöhen, welche in der fortlaufenden Geschichtserzählung zum Beweis des Gesagten angezogen sind, und unter welchen wir nur folgende ausheben: Nr. 2, der obenerwähnte Brief von Kosciuszko an Alexander; 6—10, Briefe, welche sich auf die Abdankungsacte des Großfürsten Konstantin beziehen; 15, Project zu einer Constitution für Rußland, in vielen Stücken der polnischen ähnlich, welches sich nach dem Aufstande unter den Papieren der großfürstlichen Kanzlei gefunden hat; 24—30, verschiedene Actenstücke über den Ausspruch des hohen Nationalgerichtshofs über die angeblich in die russische Verschwörung gegen Nikolaus verwickelten Polen, höchst interessant zur Beurtheilung des politischen Charakters der verschiedenen polnischen Minister. Am meisten auszuzeichnen dürfte Lubecki's Bericht sein, dessen einsichtsvolles Benehmen in einer so schwierigen Angelegenheit bei seinem Grundsatze, unter den eingetretenen Umständen so viel als möglich das Wohl seiner ihm anvertrauten Landsleute zu wahren, ohne seine einflußreiche Stellung zu gefährden, musterhaft genannt werden kann. Endlich geben noch Nr. 33—37 Aufschlüsse über die Besorgnisse des russischen Cabinets zu Ende des Jahres 1830, wegen eines Kriegs mit Belgien und Frankreich.

Wir schließen unsere Anzeige mit herzlichem Danke gegen den Verfasser über die Aufklärungen einer durch die russischen Regierungsgrundsätze früher so verdunkelten Geschichtsperiode eines Volkes, das, wenn auch für jetzt fast vernichtet, stets die innigste Theilnahme jedes Menschenfreundes auf sich ziehen wird. 93.

Lord Byron.

Zweiter Artikel. *)

Großes Interesse für Byron hatten die londoner Stadtklätschereien, von denen ihn seine Freunde fortwährend unterrichteten; jedes kleine Skandal in der vornehmen Welt machte ihm viel Vergnügen. Ich bemerkte ihm hierüber eines Tages, daß ich seinen Geist für zu erhaben hielt, als daß er sich zu solchen Lappalien herablassen könne. Er lachte, und versetzte mit komischer Ernsthaftigkeit: „Wissen Sie nicht, daß der Elefantenrüssel im Stande ist, die schwersten Dinge aufzuheben, deshalb doch die geringsten auch nicht verschmäht. Derselbe Fall ist es mit meinem erhabenen Geiste", setzte er lachend hinzu: „und sie müssen zugeben, das Gleichniß ist des Gegenstandes würdig. Doch, Scherz beiseite; ich bin, wie alle Engländer nach meinem Dafürhalten, kein Feind des Skandals. Eine Italienerin Madame Benzoni, bemerkte gegen mich wegen dieser meinen Landsleuten eignen Neigung, daß die erste Bekanntschaft mit Engländern ihr die Meinung beigebracht habe, sie wären das boshafteste und heimtückischeste Volk in der ganzen Welt, weil sie von ihnen fortwährend Böses über Andere reden hörte. Durch Wahrnehmung der liebenswürdigen Seiten ihres Charakters sei sie aber zu dem Schlusse gekommen, daß sie nicht von Natur bösartig wären, sondern daß das Leben in einem Lande, wo Strenge der Sitten jede Entfernung von gutem Anstande so schwer ahnet, Jedermann zum Tadel der Fehler seiner Bekannten veranlasse, um eine Gelegenheit zu haben, die eigne Vortrefflichkeit und den Abscheu gegen die Fehltritte Anderer, auf bequeme Weise durch Worte an den Tag zu legen, ohne der leicht Selbst-

*) Vergl. Nr. 326 d. Bl. D. Red.

verleugnung fodernden Beweise durch die That zu bedürfen. Diese Erklärung ist gleich scharfsinnig und liebreich. Alle Welt muß zugeben, daß Auffinden und Tadel der Fehltritte Anderer unendlich leichter ist, als das Verbessern unserer eignen. Vielen gewährt das Erstere eine so angenehme Beschäftigung, daß sie gar nicht zum Andern kommen; wenigstens geht es mir so." Von seinen eignen Mängeln sprach Byron mit vieler Behaglichkeit, ja einer Art Vorliebe, die ich nie bei andern Personen wahrgenommen habe. Ich sagte ihm dies eines Tages offen: er entgegnete: „Und schöpfen Sie daraus nicht Hoffnung für mein Besserwerden?" „Nein", versetzte ich; „denn das fortwährende Aufzählen Ihrer Fehler hilft Ihr Aergerniß daran vermindern. Sie erinnern mich an Belcour im „Westindier", wo er ausruft: Es sündigt Niemand mit mehr Reue, oder bereuet mit weniger Nutzen als ich!" B. lachte; „warten Sie es nur ab", hob er an: „Sie werden mich schon noch so sehen, wie ich sein sollte. Ich habe beschlossen, meinen Sünden zu entsagen, ehe Sie mich verlassen; ernstlich hab' ich über alle meine Fehler nachgedacht, und das ist der erste Schritt zur Besserung, in der ich übrigens schon mehr Fortschritte gemacht habe, als die Leute glauben. Allein ich verachte das Geschwätz der Welt so sehr, und mag so wenig nachgiebig gegen dasselbe scheinen, daß ich mich absichtlich schlechter zeige als ich bin."

„Ich bilde mir häufig ein", gestand Byron ein ander Mal, „daß mein heftiges aufbrausendes Naturell ein Erbtheil meiner Mutter ist, — obgleich mein Vater, nach Allem, was ich erfahren, kein viel besseres besaß. Kein Wunder, daß ich so schlimm weggekommen bin. Seit ich denken kann, bin ich Ausbrüchen von Jähzorn unterworfen, an deren Veranlassung mich ihre Geringfügigkeit nachher selbst überrascht. Ich kann nichts mit Ruhe betrachten, was mein Gefühl aufregt, und ist der in mir lauernde böse Geist einmal in Bewegung gerathen, so bin ich meiner nicht mehr mächtig. Erst Tage nachher erhol' ich mich wieder von einem derben Anfalle dieser Art; wohlverstanden, ich meine damit nicht, daß mein Zorn so lange anhält. Im Gegentheil, dieser, von seiner Heftigkeit erschöpft, legt sich bald, allein ich werde dadurch so erschüttert, daß eine lähmende Schwäche davon zurückbleibt. Nur in der Jugend ist Besserung eines fehlerhaften Temperaments möglich, denn die besten Entschlüsse von der Welt können den Mann nicht in den Stand setzen, seine gewohnten Launen zu besiegen, so sehr er es beklagen mag, sich ihnen hingegeben zu haben. Es verging fast kein Tag, wo meine Mutter nicht zornig war, und zuweilen machte sie mich fast wahnsinnig, besonders wenn sie mir in ihrer Leidenschaftlichkeit meinen Erbfehler vorwarf. Ich entfloh dann in die Einsamkeit, wo ich ungesehen den Unmuth über die erlittene Beschimpfung austoben und eine Misgestaltung verwünschen konnte, die ich als ein Wahrzeichen der Ungerechtigkeit des Himmels zu betrachten anfing. Es waren das bittere Augenblicke, die noch lebendig vor meiner Seele stehen. Damals wurde mir die Idee zum „The deformed transformed" eingegeben. Oft blick' ich rückwärts in die Tage meiner Kindheit und erstaune über die Tiefe meiner damaligen Gefühle: — die ersten Eindrücke sind unauslöschlich. Meiner Mutter Behandlung, später die Sticheleien meiner Schulkameraden veranlaßten mich, meine Lahmheit als das größte Unglück zu betrachten, und nie hab' ich dieser Vorstellung Meister werden können. Es erfodert ebensowol große natürliche Gutmüthigkeit wie Ueberlegung, um die nagende Bitterkeit zu überwinden, welche Misgestaltung dem Herzen einflößt, das dadurch gegen alle Welt eingenommen wird. Ich habe von körperlich verunstalteten Personen gelesen, daß in ihren noch so wohlgebildeten Gesichtszügen stets die Spur ihrer Leibesfehler zu finden sei. Gewiß soll dies andeuten, das Bewußtsein ihres Unglücks präge dem Antlitz einen Ausdruck von Unzufriedenheit ein, was mir richtig scheint; denn es wäre doch zu abscheulich", setzte B. mit Bitterkeit hinzu, „daß Jemand kein wohlgestaltetes Gesicht besitzen könne, weil er einen misgestalteten Fuß hat." Als ich mir die Bemerkung erlaubte, daß B. ja selbst angegeben, der Stoff zu dem oben erwähnten Drama sei der Novelle „Die drei Brüder" entlehnt, entgegnete er: Beides sei gegründet, und ging dann schnell zu einem andern Gegenstande über. Eines Tages hatte ich abgelehnt, mit B. spazieren zu reiten, weil ich einige genuesische Paläste und Gemälde in Augenschein nehmen wollte. Dies gab ihm Veranlassung, bei unserer nächsten Zusammenkunft zu bemerken er könne sich nicht überzeugen, daß es den Leuten Ernst mit ihrer Bewunderung von Gemälden, Statuen u. d. sei. Die sich am lautesten darüber aussprächen, wären amatori senza amore und conoscitori senza cognizione. Auf meinen Einwurf, daß ich noch nie mit ihm über Gemälde gesprochen und also Ansprüche darauf habe, daß er meine Bewunderung derselben für aufrichtig ansehe, ließ er sich durchaus nicht ein, denn seine Eitelkeit fühlte sich gekränkt, weil ich die Betrachtung von Kunstwerken seiner Gesellschaft vorgezogen hatte. Hinzufügen muß ich, daß B. weder zu den Kunstverständigen noch zu den Kunstfreunden gehörte. Er gestand, nur sehr wenig Werke der Kunst hätten ihn angezogen, und um sie zu bewundern, habe er seine Phantasie zu Hülfe nehmen müssen. Für Gegenstände des Geschmacks, Antiken u. d. war B. ebenfalls gleichgültig und bestritt sogar die Möglichkeit, daß Jemand Interesse an ihnen finden könne. Er behauptete, sie dienten blos der Eitelkeit und Prunksucht Derer zum Vorwande, die nicht auf andere Weise Aufmerksamkeit zu erregen vermöchten. Dagegen war er Musikfreund, doch keineswegs Kenner. Oft sprach er von ihrer associirenden Kraft und erzählte, die Melodie eines bekannten Liedes könne ihn, mit gänzlichem Vergessen der Gegenwart, zu fernen Bildern und Ereignissen entführen. „Gerüche", setzte er hinzu, „üben einen ähnlichen, doch minder starken Einfluß auf mich aus, und (spöttisch lächelnd) machen mich zuweilen ganz sentimental." Sentimentale und romantische Gefühle zu verspotten, schien zwar B. besonderes Vergnügen zu gewähren, doch konnte man Tags darauf beide in einer Stärke an ihm wahrnehmen, die unmöglich für aufrichtig zu halten vermochte, wer seine frühern Sarkasmen mit angehört hatte. Gleichwol waren sie es, denn sein Auge füllte sich mit Thränen, seine Stimme zitterte, und Alles an ihm verrieth, daß er fühle, was er sprach. Diese Unbeständigkeit vernichtet entweder alle Sympathie, oder erregt wenigstens Unzufriedenheit mit uns selbst darüber, daß wir uns ihr länger für Jemand hingeben, der alle Tage seine Denkungsart, oder mindestens die Art, sich auszusprechen, wechselt. Aufsehen zu erregen, ist sein Wunsch, allein in den Gemüthern seiner Zuhörer muß alles Vertrauen auf die Beständigkeit seines Charakters zerstört werden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, im November 1832.

— — Am ersten Novembertage verlor Berlin seinen Julius von Voß, der im fünfundsechzigsten Jahre seines Lebens starb. Voß hat nicht eben viel Feiertage im Leben zu zählen gehabt. Mit dem Abstumpfen seines satirischen Stachels und dem Erlöschen einer keineswegs armseligen Phantasie, die in seinen frühern Werken herrschte, versank er, ohne jene innere und äußere Haltung, die das unverwüstliche Erbtheil edler Gemüther ist, behaupten zu können, geistig immer mehr. Man erzählte sich von einer Schwermuth und einer Menschenscheu, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens befallen habe; nur darf man sich diesen Zustand seines Gemüthes nicht allzu sentimental ausschmücken, noch für ein Bewußtsein seines in der Irre zerflatterten, von Natur nicht stiefmütterlich ausgestatteten Geistes halten. Er liebte aus angeborener Neigung das Cynische und fand sich von je darin wohl, obschon man ihn, wie Wieland den Kernmann Seume, einen edeln Cyniker nicht nennen konnte. In Hitzig's „Gelehrtem Berlin" (bei Dümmler 1825 erschienen) finden sich merkwürdige autobiographische Notizen von ihm, die den Sansculottismus seiner Gesinnung seltsam genug an den Tag legen, indem er damit renommirt, wie er nie auf Schulen

gewesen, sich nie um gelehrte Bildung bekümmert und, nach seinem Scheiden aus der preußischen Armee in Folge der jenaer Schlacht, sich an den Knöpfen seinen fernern Lebensberuf abgezählt habe. Auf die Namen seiner in die Welt gesetzten literarischen Kinder konnte er sich nicht mehr besinnen; selbst die Anzahl derselben schwebte ihm nur noch dunkel vor, jedoch glaubte er, es seien an hundert Romane und mehr denn hundert Aufsätze in Zeitschriften gewesen.

Raupach ist noch immer, neben L. Angely für das Fach der Miseren, unser thätigster Bühnendichter. In Kurzem wird sein neuestes Schauspiel: „Jakobine von Holland", das er nach der von M. Müller übersetzten Erzählung: „Jacqueline von Holland", von Colley Grattan, bearbeitet hat, zur Aufführung kommen. Von seinen ältern Stücken erhalten sich nur wenige auf den Bretern; seine neuen kämpfen oft zwischen Tod und Leben. In seinen letzten, eigentlich noch neuen und doch schon veralteten Possen: „Das Märchen im Traume" und „Baldrian und Rose", einem Schwank vom Rübezahl, nahm er seine Zuflucht zur Musik des hiesigen Componisten C. Blum, aber selbst dadurch, daß er auch die allgeliebten schlanken Tanzfüße der beiden Eisler aus Wien für seine Stücke zu gewinnen weiß und gewissermaßen von ihnen auf die anmuthigste Weise die Poesie zertreten läßt, erhebt er sich mit seinem Streben doch in weiter keine neue Sphäre, als etwa in die wiener Zauberposse, eine unglückselige Nothgeburt der Kunst, die ihre Mutter, die Kunst eben, mordet. In dem besten seiner Lustspiele: „Die Schleichhändler", hat Raupach gewissermaßen über sich selbst ein prophetisches Wort gesprochen, indem er dem Zollinspector den Ausspruch in den Mund legt, es ereigne sich mit der Poesie oftmals wie mit den Sperlingen, daß nur Der von ihr leben könne, der ihr den Kopf umbreht und somit kopfweise für jeden umgebrachten Vogel bezahlt wird.

Auch ein nicht für die Bühne berechnetes, historisches Drama: „Gustav Adolf", hat der November ans Tageslicht gerufen, dem die Veranlassung der Jahrhundertfeier der lützner Schlacht das Dasein gegeben zu haben scheint. Daß die lyrische Ergießung nicht ohne Glück der Gelegenheit zu dienen vermag und sich einer äußern Veranlassung geschmeidig anschließen könne, hat der Verf. des genannten Schauspiels, Hr. Fr. Förster, nicht selten bewiesen, und für den möglichen Fall eines Bedenkens, ob ein Drama zu einem bloßen Rundschreiben dienen und ein Gelegenheitsgedicht sein dürfe, kann wenigstens auf Shakspeare's „Heinrich VIII." verwiesen werden. Das Stück soll übrigens streng-historisch gehalten sein, und namentlich die Reden des schwedischen Königs aus einer Compilation urkundlicher Aeußerungen desselben bestehen.

Je dürftiger unsere Opernbühne ausgestattet ist, desto zahlreicher drängen sich die Concerte, in denen Berlin seinen Carneval und seine Saison diesmal feiert, da die Leistungen der königlichen Bühne nichts weniger als glänzend für den Winter auszufallen drohen. Der auswärtigen Künstler, die jetzt hier concertiren, nicht zu gedenken, besitzt unsere Residenz auch in der That eine bedeutende Anzahl ansehnlicher Virtuosen, und in den von Felix Mendelssohn-Bartholdy veranstalteten Concerten treten Talente zusammen, wie sie in solchem Verein nicht leicht eine andere Hauptstadt aufweisen möchte. Auch Madame Milder, die von der Bühne zu früh entlassene Künstlerin, wirkt mit ihrem großartigen Talente noch höchst bedeutend, und sie allein macht es möglich, den mit ihr zugleich von den Opernbretern verdrängten Glück in einzelnen Partien wenigstens zu genießen. Die geistreich erdachte Ouverture zum „Sommernachtstraum", eine Composition vom genannten Concertgeber, wurde neulich bei vollem Orchester mit jener Meisterschaft executirt, die ein an Beethoven's reiche Instrumentation erinnerndes Kunstwerk durchaus erfodert. In dem ersten Concerte der Singakademie wurde Händel's „Salomo" aufgeführt, ein bisher noch nicht hier gehörtes Oratorium. In der Garnisonkirche hörte man einige Oden Klopstock's, vom hiesigen A. W. Bach in Musik gesetzt. Hält man diese glänzende Reihe musikalischer Leistungen zusammen, so erschrickt man um so mehr vor der armseligen Gestalt der dramatischen Poesie, die so dürftig im eignen Leben über die Bühne schleicht und ihre Magerkeit selbst eingesteht, wenn sie Musik und Tanz zu Hülfe ruft.

Was unsere Journalistik betrifft, so ist das Publicum auf ein neues Kunstblatt begierig, das unter dem Titel: „Museum" vom Dr. Franz Kugler redigirt, mit dem neuen Jahre bei Gropius erscheinen wird und zunächst die Kunstleistungen des Inlandes besprechen soll.

Herr Jarcke, der Berlin bereits verlassen hat, nahm in einem seiner politischen Wochenblätter sehr prunkvoll und pathetisch von seinem bisherigen Publicum Abschied, indem er bemerklich machte, daß wol nie bisher ein politischer Schriftsteller Deutschlands eines so glänzenden und geistvollen Kreises von Lesern sich zu erfreuen gehabt hätte, und wenn ihm, als dem beglückten Schriftsteller, einiges Lob gebühre, so falle ein großer Theil davon auf sein bisheriges Publicum zurück, welchem das Verdienst zukomme, ihn verstanden zu haben. Mich dünkt, der Ideencirkel des Hrn. Jarcke war nicht so weitkreisend, noch so speculativ und philosophisch unergründlich, daß ihm nachzugehen allzu schwierig erscheinen konnte. Wenn er allerdings mit scharfsinniger Consequenz nachwies, daß der Liberalismus unserer Tage zu einer seichten Verflüchtigung aller Formen und Interessen des germanischen Staatslebens führe, so läuft dagegen Jarcke's politische Lehre, dessen Mittelpunkt das Festhalten und Heiligsprechen des suum cuique ist, gar leicht Gefahr, alle, noch so nothwendig auch aus dem gesundesten Staatskörper heraustretende Bewegung zu verketzern und die historische Fortbildung des menschlichen Geschlechtes in eine chinesische Starrheit zu bannen. Wie sich aus diesen beiden Extremen das positiv Wahre und Wirkliche herausschälen werde, darüber lasse man der historischen Entwickelung seinen eignen Lauf. Das „Politische Wochenblatt" soll indessen, seiner Tendenz getreu, unter der Redaction des Hrn. Major a. D. Dr. Streit in Berlin, selbst unter den alten Verhältnissen fortfahren zu erscheinen.

Herr von Savigny hat vor einiger Zeit in Ranke's Zeitschrift die preußische Städteordnung beleuchtet und sich merkwürdigerweise für den Werth der Oeffentlichkeit in den Verhandlungen der Stadtverordneten ausgesprochen. Inwiefern diese durch eine bedeutende Persönlichkeit unterstützte Stimme im Ministerium einen Anklang finden werde, ist noch nicht abzusehen. Früher hatten einige unserer Provinzialständeversammlungen auf Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen angetragen; von andern war dagegen eine Petition um gänzliche Aufhebung derselben eingereicht. Was soll die Regierung auf diese widerstrebenden Stimmen erwidern? Muß sie die Organe der Ständevertretung nicht in der That für noch gar sehr unmündig halten? Sie weist mithin beide Gesuche als unstatthaft gänzlich ab und läßt langsam Das reifen, was für uns noch im Schooße der Zukunft verhüllt liegt. Das Factum des Tages, nicht unsere specielle Ansicht, spricht dafür. 148.

Druckfehler.

Nr. 306, S. 1291, Sp. 1, hätten Z. 14—16 von unten: Diese Worte bis geschrieben, mit großer Schrift gedruckt werden sollen, da sie nicht aus dem „Foreign quarterly review" entlehnt sind.

Nr. 307, S. 1294, Sp. 1, Z. 3 v. u., ist zu lesen: Verhöhnung

Nr. 334, S. 1404, Sp. 2, Z. 23, ist zu lesen: ihr bessern Köpfe

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 347. — 12. Dezember 1832.

Europa und Amerika, oder die künftigen Verhältnisse der civilisirten Welt. Zweite Skizze von C. F. von Schmidt-Phiseldek. Kopenhagen, Brummer. 1832. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Vor einem Decennium ist von dem Verf. eine erste Skizze unter demselben Titel erschienen, welche Ref. nicht kennt, und sich also blos an diese zweite halten will, welche unter Andern einen Leitfaden darbieten soll, „an welchem die Forschung über Das, was die nächste Zeit bringen und was der Mensch seines Theils für diese zu ordnen oder abzuwehren haben möchte, mit sicherm Schritte vorzudringen, im Stande sein wird". Nach dem Wissen der Zukunft ist nun alle politische Forschung begierig, und wer es darin zur Deutlichkeit gebracht, möchte leicht die Diplomaten Europas übertreffen, welche kommenden Uebeln vorzubeugen und gegenwärtiges Glück zu erhalten streben, dabei aber in Vermuthungen und künstliche Ausgleichungen des Ungefügigen sich verlieren, welche häufig ihren Zweck verfehlen. Am sichersten urtheilt die ganze Welt hinterher nach dem Erfolge; den Propheten ist zu rathen, was die Kalendermacher beobachten, im Winter kein Donnerwetter und im Sommer keinen Schnee zu prophezeien, dann wird vom Uebrigen schon Einiges zutreffen. Unsere bewegte Gegenwart ist so landkundig, daß jeder Zeitungsschreiber und jede denkende Frau Base von der aufgeregten Zeit zu erzählen weiß und sorgsam hinzufügt, es werde noch mehr Aufregung kommen, und der drohende Sturm sei keineswegs beschwichtigt. Der kenntnißreichste Mann vermag nichts Anderes zu sagen, er sieht das Treiben der äußersten Rechten und äußersten Linken, und wie man die richtige Mitte noch nicht gefunden, mithin wird Zank und Entzweiung ferner zu vermuthen sein. Vorliegende Schrift gibt dies gleich zu Anfange als das Thema fernerer Durchführung mit folgenden Worten zu erkennen: „Die Revolution der Julitage (in Frankreich) ist nicht aus den Fehlern der Regierung Karls X entsprungen und nicht durch die Charte von 1830 beendigt. Ihr Keim lag in der Restauration selbst, in den diese begleitenden Umständen, aus denen die Charte von 1814 hervorging, in dem Zwiespalte, der in den Grundsätzen und Affectionen der Nation vorwaltete, in dem Verhältniß Frankreichs zu den großen Mächten Europas und in dem Widerspruch, der zwischen den Foderungen ihrer Politik an das eingesetzte Königthum und Dem, was die Nation zu leisten oder sich gefallen zu lassen gemeint war, nach Lage der Umstände nothwendig entstehen mußte; ihr Ausbruch erfolgte unter Umständen, welche eine reine Entscheidung des eigentlichen Fragpunktes für den Augenblick unmöglich machten; ihre Beendigung wird durch die wirkliche Auflösung dieses Problems bedingt." Alles wahr und richtig, inzwischen lassen sich doch politische Betrachtungen anstellen, wodurch die Fehler Karls X. und die Charte von 1830 etwas bedeutsamer erscheinen, als es nach obigen Aeußerungen der Fall ist.

Sobald nämlich allen Menschen verstattet wird, nach ihren eignen Einsichten ungehindert zu denken und zu handeln, werden sie in Ewigkeit nicht einig. Weder die Philosophen, noch die Staatsmänner, noch die Bürger kommen aus dem Zank, aus der fortwährenden Erregung und ihrem Kampf. Nur irgend eine Autorität, sei es diejenige des geistigen Uebergewichts, oder diejenige der physischen Macht, bringt ein Ende; am schnellsten geschieht dies durch den Gebrauch beider. Die französische Revolution von 1789 mit ihrer Freiheit und Gleichheit zerstörte die frühern Autoritäten, sie brachte den Samen unaufhörlicher Revolution. Sobald aber die physische Macht in die Hände eines geistthätigen glücklichen Kriegers gerieth, war Ordnung und Ruhe da, die Revolution gedämpft und große Einheit des Sinnes vorhanden, weil die Uneinigkeit desselben nicht hervortreten durfte. Bonaparte hat mit Kanonen die Straßen von Paris von Aufrührern gereinigt und durch Ordonnanzen regiert. Daß Karl X. dies wollte ohne geistiges Uebergewicht und entschiedene Macht, war sein Fehler, und führte nothwendig zur Revolution. Der bourbonischen Autorität war allerdings die Art ihrer Einsetzung und die Persönlichkeit der Familie nachtheilig; allein man hätte sich helfen und Kraft gewinnen können, durch strenges Anschließen an die Charte, weil ein aufrecht gehaltenes Staatsgesetz und eine bestimmte Form des Regierens durch sich selber stark wird und den Uebermuth des einzelnen Willens bändigt; die Verpflichtungen gegen die heilige Allianz hätten dem System nicht geschadet. Statt dessen suchte man Hülfe — wo sie allerdings zu finden ist — bei der kirchlichen Autorität und der Militairmacht; allein alsdann muß jene mit entschiedener Hoheit auf die Gemüther wirken und diese dem

Gebot des Befehlenden unbedingt folgen. Ohne beides werden beide Gegenstand der Geringschätzung und des Spottes. Was in den Julitagen einzig vor einer neuen Alles verwirrenden Revolution rettete, war die Kraft der angefochtenen Charte und die Aussicht, daß sie eine Wahrheit sein werde. Was hätte sie nicht leisten können, wäre sie es immer gewesen? Gegen die Opposition durch Auflösung der Kammer, durch Beschränkung der Presse und Abänderung des Wahlcensus willkürlich aufzutreten, war das Verkehrteste des Verkehrten. Daß nun mit der Charte von 1830 die wiederum auftauchenden unruhigen Gedanken der Parteien nicht befriedigt sind, begreift sich; indessen ist doch in ihr die vorzüglichste Kraft der Regierung zu suchen, und wenn es gelingt, zur Aufrechthaltung des gesetzlichen Inhalts wider Ruhestörer die Militairmacht zu gebrauchen, muß die Kraft fortwährend zunehmen. Man sagt wohl: bei dem schroffen Gegensatz der wilden demokratischen und der absolutistischen Partei müsse eine die andere vollkommen besiegen, ehe Friede werde, dann aber wird nie Friede, welcher allein in einer die Meinungen gleichförmig bändigenden und niederhaltenden Macht zu suchen ist.

In Bezug auf das übrige Europa versetzt sich der Verf. auf den Standpunkt des wiener Congresses und bestimmt als Princip desselben das Stabilitätssystem. Ref. hält dieses in wohlverstandenem Sinne für das beste und heilsamste. Weil ihm die Macht zur Seite stand, waren die italienischen, neapolitanischen und sardinischen Bewegungen bald gedämpft. Es wird dieses Stabilitätssystem nur fortgehende, von jeder Regierung unzertrennliche wohlthätige Reformen und constitutionnelle Haltung aufzunehmen haben, um Außerordentliches zu leisten; doch leider sind manche Regierungen entweder einem zu ängstlichen Festhalten an dem Herkömmlichen, oder einer willkürlichen revolutionnairen Lust des Umwerfens und Aenderns zugethan. Preußen scheut zu sehr die Unterstützung der Stabilität durch constitutionnelle Formen, welche sich in den übeln Ruf der Bewegungssucht gesetzt haben, den sie nach ihrem wahren Werth nicht verdienen. Daher unter Anderm die Besorgniß vor geheimen Umtrieben. Einer constitutionnell gesicherten Stabilität scheint ein gewisser Instinkt die Völkergesinnungen entgegenzutreiben, welche sich in dieser Beziehung schwerlich ändern möchten. Wenn Noth die Völker zur Bewegung bringt, so führet Noth auch wieder zum lebhaften Wunsche des Gegentheils, wie z. B. die Griechen.

Das Gemälde von Einwirkung der pariser Julitage auf das übrige Europa ist vom Verf. mit Wahrheit und Sachkenntniß entworfen. Die belgische Trennung sucht ihren Grund wol mehr in Nationalabneigungen, als in wahrhaft politischem Bedürfniß. Braunschweig ward durch seinen Herzog in den Aufstand hineingetrieben, Hessen durch seinen Regenten veranlaßt; am wunderlichsten erscheint der Lärm in Göttingen. Neben Polens bedeutendem Kampfe erscheint der unbedeutende im päpstlichen Gebiet. Die Resultate des Verf. lauten: „Die Idee ausschließlicher Legitimität in der Erbfolge der Dynastien ist erschüttert, die Staatsgewalt beruht nicht mehr bei den stehenden Armeen, sondern bei den National- und Bürgergarden, die Künste des politischen Scharfsinnes dürfen schwerlich an Ländertheilungen von obenher geübt werden, das Staatensystem von Europa wird dereinst vielleicht nach Nationalzusammenhang und Verschiedenheit sich ordnen." Sollten diese Worte nach ihrer vollen Ausdehnung gelten, so möchte Europa einer großen Reihe von Revolutionen entgegengehen, Ref. aber rechnet bei allen Prophezeiungen viel auf unvermuthete Incidenzpunkte, und möchte im Allgemeinen jenen Resultaten des Verf. beifügen: Ungeachtet mancher Erschütterung der Idee der Legitimität hat sie dennoch eine bedeutsame Wirkung auf die Gemüther, unterstützt die Staatsgewalt mit dem stehenden Heer und den Bürgergarden, sodaß es wenigstens in Deutschland — an den Cabineten liegt, wenn nicht die Unterthanen dem reisenden Erbfürsten die Pferde vom Wagen spannen und sich davor.

Ganz anders ist es in Amerika, wo die Erblegitimität Nichts gilt und frisch und neu aus sich selber Alles wächst und gedeiht. Dennoch herrscht in Nordamerika constitutionnelle Stabilität, und neben ihr im Gegensatz und nicht ohne Gefahr die Sklaverei der Farbigen. Sehr begünstigt wird der Staatenbund durch seine, äußere Einmischungen hindernde Lage, durch große Landesstrecken, welche noch Cultur erwarten, der Thätigkeit unbeschäftigter Bürger hinreichenden Raum geben, und durch die unbelästigte Freiheit des innern Verkehrs. Dies ist es, was europäische Auswanderer dort zu gewinnen vermögen, pariser Juliunruhen finden keine Nachahmer, und der fleißige Gewerbsmann oder Ackersmann kommt zum Wohlstande. Wenn hierin das demokratische Princip seinen Triumph zu feiern scheint und deswegen Demokraten — wie Lafayette — Amerika als Vorbild der Staateneinrichtungen betrachten, so zeigt dagegen das südliche Amerika allen Jammer des Volkswillens, d. h. des Vielwillens und Parteiwillens, dem (wie S. 189 bemerkt) die papierenen Constitutionen nicht abhelfen. Unter den einzelnen Dictaturen ist nur die des Doctor Francia stabil und der demokratische Zustand von Haiti nicht anlockend, den annoch bestehenden europäischen Colonien weissagt der Verf. Veränderungen ihres Zustandes.

Anhangweise redet der Verf. noch von dem Verhältniß der übrigen Erdtheile zu dem europäisch-amerikanischen Gebiete der Civilisation, und hier ist die Stabilität des Despotismus merkwürdig. Nur die britischen Besitzungen in Ostindien, die britischen Colonien im fünften Welttheil und etwa das neufranzösische Algier zeigen andere Elemente. Ref. hat es immer für eine Eigenthümlichkeit englischer Colonien gehalten, daß sich in ihnen andere Gedanken des bürgerlichen Zustandes erzeugen als die rein despotischen und dadurch ein Uebergang vom Asiatischen zum Europäischen eingeleitet wird. Aus keinen andern Colonien als britischen konnte der nordamerikanische Freistaat hervorgehen. Und so sieht denn die politische Betrachtung in den verschiedenen Welttheilen und Ländern asiatischen Despotismus, europäische mehr oder

minder eingeschränkte Monarchie, amerikanische Demokratie mit glücklicher Haltung im Norden, mit Auflösung der gesetzlichen bürgerlichen Bande im Süden. Nicht zu begreifen ist, warum das Europäische zum Asiatischen oder Amerikanischen werden solle und müsse. Jenes empfiehlt sich manchen Gewalthabern, den Geistesverwandten eines Don Miguel, dieses manchen lauten Vorfechtern bürgerlicher Freiheit, die bei der Bewegung zu gewinnen glauben und aus dem Umsturz des Bestehenden heilsames neues Werk hoffen. Europäische Völker können in beiden Fällen nur verlieren, und es sollte Gegenstand alles politischen Unterrichts und alles Austausches der Meinungen sein, die Ueberzeugung zu befestigen, daß nur in der zeitgemäßen Ausbildung des europäischen Princips Glück und Wohlfahrt der Staaten unsers Continents angetroffen werde, welche Ueberzeugung, sobald sie bei Herrschern und Beherrschten hinreichend wurzelt, am besten Bürgschaft leistet gegen die Unglückspropheten, denen außerdem Ref. sich anschließen würde, und dazu in der wohlentworfenen Uebersicht unsers Verf. hinreichende Gründe fände. Leider lehrt die Geschichte, wie selten das Einfachste, Natürlichste und Vernünftigste bei Völkern, Staatsmännern und auch Philosophen Eingang findet, und aus diesem Unglück stammt alle Unglücksprophezeiung. 77.

Lord Byron.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 346.)

Die anonymen Liebesbriefe und Portraits, welche Byron von englischen Damen erhalten hat, würden nach seiner Angabe einen dicken Band füllen. Obgleich er selbstgefällig davon spricht, versichert er dennoch, von keinem derselben Notiz genommen zu haben. Von einem Schreiben anderer Art gesteht er, daß es ihn in die tiefste Rührung versetzt und ihm eine bessere Meinung von den Menschen beigebracht habe. Es ist Folgendes von einem Herrn Sheppard vom 21. Nov. 1821, welches ich mit B.'s Erlaubniß copirt habe:

„Mylord. Vor mehr als zwei Jahren verlor ich, nach kurzem Zusammenleben, ein liebenswürdiges und geliebtes Weib durch eine abzehrende Krankheit. Unerschütterliche Sanftmuth und Geduld und eine so bescheidene Frömmigkeit war ihr Eigenthum, daß sie sich nur selten in Worten aussprach, allein ihrem ganzen Wesen den Ausdruck beständigen Wohlwollens verlieh. Aus mehren Papieren, welche ihre geheimsten Gedanken enthalten und die bei ihren Lebzeiten keines Menschen Auge erblickte, die ich aber seit dem zweiten Jahrestage ihres Todes durchgelesen habe, fühl' ich mich zur Mittheilung folgender Stelle an Eure Herrlichkeit veranlaßt, deren Inhalt sich unzweifelhaft auf Sie bezieht. — „O, mein Gott! Das Vertrauen auf deine Verheißungen ermuthigt mich, zu dir zu beten für Einen, der seit Kurzem meine Theilnahme besonders in Anspruch nahm. Möge der Gemeinte — der jetzt, wir fürchten, ebenso sehr ausgezeichnet ist durch Vernachlässigung deiner, wie durch von dir empfangene überschwängliche Talente — geweckt werden zur Erkenntniß seiner Gefahr, und bewogen den Frieden der Seele, welchen Genuß der Freuden dieser Welt ihm versagte, in der Religion zu suchen. Gib, daß sein künftiges Beispiel weit mehr segensreiche Folgen habe, als böse aus seinem vergangenen Leben und aus seinen Schriften entsprungen sind. Mag die Sonne der Gerechtigkeit, welche ihm gewiß einst aufgehen wird, hell über den Nebeln erglänzen, in welche die Sünde ihn eingehüllt hat, und in dem Grade ihm Linderung und Genesung gewähren, in dem seine Seele von seinen Lastern geängstigt wird. Mag die Hoffnung erfüllt werden, daß die Aufrichtigkeit meiner Bestrebung nach wahrer Frömmigkeit und meine Liebe zu dem großen Begründer der Religion dieses und jedes andere Gebet für das Wohl der Menschheit wirksamer machen wird. Stärke mich auf dem Pfade der Pflicht, allein laß mich nimmer vergessen, daß, während es erlaubt ist, uns durch jeden unschuldigen Beweggrund zur Beharrlichkeit zu ermuntern, dies nur die kleinern Flüsse sind, welche zur Vergrößerung des Stromes dienen können, die aber, beraubt der großen Quelle des Guten — der innigen Ueberzeugung angeborener Sündlichkeit und des festen Glaubens an die Wirksamkeit des Erlösungstodes Christi, den er für Alle gestorben, die auf ihn bauen und ihm aufrichtig dienen — bald versiegen und uns jedes Verdienstes ledig lassen würden, wie zuvor." Nichts in diesem Auszuge, Mylord, kann wörtlich genommen für Sie von Interesse sein; vielleicht scheint es Ihnen aber des Nachdenkens werth, welche innige und umfassende Sorge für Anderer Wohl der christliche Glaube in der Fülle der Jugend und des Wohlstandes erwecken kann. Hier ist nichts Poetisches und Glänzendes, wie in Herrn de Lamartine's klagender Huldigung; aber das Erhabene ist hier, denn diese Fürsprache ward Ihretwegen an den Urquell der Glückseligkeit gerichtet. Sie entsprang aus einem tiefer wurzelnden Glauben, wie der des französischen Dichters, und aus einer Milde des Herzens, welche, vereint mit dem ersten, ihre unverminderte Kraft auch in den trüben Tagen der nahenden Auflösung bewährte. Ich hoffe, daß ein ganz bestimmt aufrichtiges Gebet nicht immer unerfüllt bleibt. Es würde um Nichts den Ruhm vermehren, mit welchem Ihr Genius, Mylord, Sie umgeben hat, wollte ein Unbekannter seine Bewunderung desselben aussprechen. Ich will deshalb lieber zu Denen gezählt werden, die wünschen und beten, daß Erleuchtung von oben und Friede und Freude in ein solches Gemüth einziehen möge."

Byron las diesen Brief laut, mit zitternder Stimme und mit einem Ernste im Blicke vor, der an der Größe seiner innern Bewegung nicht zweifeln ließ. Er bemerkte dabei: „Bevor ich dieses Gebet gelesen, hab' ich den so häufig gebrauchten Ausdruck: die Schönheit der Frömmigkeit, nie recht verstanden. Mehr wie alle religiösen Bücher, welche ich je gelesen, hat dies Schreiben und dieses Gebet dazu beigetragen, eine gute Meinung von der Religion und ihren Bekennern in mir zu erzeugen." Wer übrigens B. des Unglaubens zeiht, irrt sich; er ist zweifelsüchtig, aber nicht ungläubig. Nicht unwahrscheinlich ist mir, daß eine Zeit kommen wird, wo die schwankende Anerkennung vieler Lehrsätze der Religion so feststehen wird, wie jetzt seine Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, die, wie er erklärt, durch jeden schönen und edeln Impuls seiner Seele entschiedener wird. Vom Materialismus ist er ein geschworener Feind, und die Unvollkommenheiten des Menschen schreibt er der Hülle von Staub zu, in welche der himmlische Funken eingeengt ist. Auch das Gewissen und die natürliche Liebe zum Guten sind ihm Beweise vom göttlichen Ursprunge des Menschen. „Ich spreche selten über Religion", äußerte B. weiter; „allein ich fühle vielleicht mehr von ihr, als Die, welche sie im Munde führen. Mit Ihnen red' ich offen über diesen Gegenstand, weil ich weiß, Sie werden mich weder auslachen, noch sich in einen Streit mit mir einlassen. Seltsam, aber wahr ist es, daß Mistreß Sheppard bei allen meinen religiösen Gedanken mit ins Spiel kommt. Tausend Mal hab' ich mir sie in der Einsamkeit ihres Gemaches, leidend an einer Krankheit vorgestellt, welche gewöhnlich die Gefühle fürs eigne Ich und für alles Nahe und Theure verstärkt, während sie meiner gedachte und für mich betete, der von Allen als ein Verworfener angesehn wurde. Ihre Reinheit, ihr fleckenloser Wandel, die in ihrem Gebet ausgedrückte tiefe Demuth machen sie für mich zum interessantesten und engelgleichsten Wesen von der Welt, und sie verwebt sich in alle meine Vorstellungen eines künftigen Zustandes. Viel würd' ich für ein Portrait von ihr geben, obgleich das beau idéal dadurch vielleicht zerstört würde, welches ich mir von ihr gebildet habe."

Fast zu jeder Seite von Byron's Charakter entdeckte der Beobachter früher oder später das Gegenstück. So besaß er neben der Neigung, das Ernste und Bedeutungsreiche lächerlich zu machen, auch die, auf das Unbedeutende großen Werth zu legen, ja war sogar höchst abergläubig und dabei ungehalten über Die, welche seine Schwäche nicht theilen konnten oder wollten. Im Gespräch berührte er diesen Gegenstand häufig, und bemerkte spottend, daß ich mich viel klüger dünken müsse als er, weil ich nicht abergläubig sei. Ich entgegnete ihm, die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft entschuldige seinen Aberglauben hinreichend, der aus Ueberreizung der erstern entspringe. Ich für meine Person, mit der Camera lucida der Einbildungskraft nicht gesegnet, würde keine Entschuldigung für die Camera obscura haben, als welche ich den Aberglauben betrachte. Dies befriedigte ihn jedoch nicht, und ich fügte hinzu, daß die Natur ihrer Weisheit und Güte gegen alle von ihr abhängige Wesen freien Lauf lasse. Ihm habe sie die glänzendste der Gaben, Genie verliehen; minder ausgezeichnete Personen begabte sie mit der weniger glänzenden, doch vielleicht gleich nützlichen, schlichten Vernunft. Seiner Eigenliebe genügte dies aber ebenso wenig, und es war B. höchlich unangenehm, daß ich nicht abergläubig sein wollte.

Der Glaube an übernatürliche Erscheinungen schien B.'s volle Ueberzeugung. So oft er auf dieses gern von ihm besprochene Thema kam, wurde er geheimnißvoll und ernst. Von seinem Freunde Shelley, der, wie B. sagte, fest an Geistererscheinungen glaubte, erzählte er mir einige wunderbare Geschichten. Daß Shelley's Geist von einer Dame gesehen worden sei, welche in einem Garten spazieren ging, erzählte B. ebenfalls mit großem Gewicht. Sein Aberglaube war so groß, daß er nicht gern an einem Freitage etwas unternahm, ja sogar wenn er Salz verschüttete, Brot fallen ließ u. d. m., hielt er es für eine unglückliche Vorbedeutung, und bewies dadurch, daß auch der stärkste Geist seine schwachen Seiten habe. — Ob Byron etwas ernsthaft meine, oder nicht, ist schwierig zu bestimmen. Seine Art, sich zu verstellen, wird Viele täuschen, kann aber bei aufmerksamer Beobachtung seiner Züge durchschaut werden. Eine Art spöttischer Gravität und ein flüchtiges, schadenfrohes Lächeln verrathen, daß er nur des Effects wegen und nicht aus Ueberzeugung spricht. Bemerkt er, daß man ihn erräth, so scheint es ihm zu verdrießen, doch gibt er bald mit Lachen zu, daß es ihm Spaß mache, die Leute zum Besten zu haben, und daß wenn sie dereinst ihre Meinungen von ihm veröffentlichen werden, diese so widersprechend ausfallen müssen, daß keine derselben Glauben finden könne; eine Vorstellung, welche ihm sehr zuzusagen schien."

Uebereinstimmend hiermit nennt die Gräfin B. unsern Dichter ein vollkommenes Chamäleon. „Er ist sich dieser Eigenschaft übrigens wohl bewußt, und schreibt sie auf Rechnung seines überaus beweglichen Temperaments, welches jedem Eindrucke sich hingebe. Man fühlt sich indessen nach solchen Wahrnehmungen ungewiß in Hinsicht Dessen, was man über B. sagen soll. Wer irgend Gelegenheit hat, längere Zeit mit ihm umzugehen, und regelmäßig das Ergebniß seiner Beobachtungen zu Papiere bringt, wird nach einiger Zeit so viel Widersprüche darin entdecken, daß es ihm höchst schwierig fallen muß, ein Urtheil darauf zu gründen. Ich bin überzeugt, daß, wenn zehn Personen die Beschreibung B.'s unternehmen, nicht zwei übereinstimmende Urtheile über ihn zum Vorschein kommen, oder zwei ähnliche Schilderungen von ihm entworfen werden, obgleich jeder Einzelne, je nach dem empfangenen Eindruck, Recht haben kann. In Wahrheit legt das veränderliche Wesen B.'s seiner Abschilderung solche Schwierigkeiten in den Weg, daß ich von allen Personen, welche mit ihm umgingen, verschiedene Beschreibungen von ihm erwarte, die dennoch sämmtlich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Originale besitzen. Wie bei den Gemälden berühmter Schauspieler in verschiedenen Rollen, unterliegt jedes Bild dem Einflusse der letztern und der verschiedenen Kleidung. Das Portrait John Kemble's als Cato sieht dem als Hamlet oder Macbeth nicht gleich, und doch ist jedes eine vollkommene Abbildung dieses großen Künstlers in der betreffenden Rolle. Derselbe Fall ist es mit B. Täglich ein Anderer und ein Vergnügen in der Täuschung Derjenigen findend, die er im Verdacht hat, daß sie ihn abschildern wollen, wird er aus der Hand jedes Malers als ein Anderer hervorgehen." S.

Scènes de la vie maritime par *A. Jal.* Paris, 1832.

Die Seestücke sind, seitdem „Plik et Plok" und „Atar-Gull" von E. Sue so großes Glück gemacht haben, an der Tagesordnung. Sie stürzen wie eine Flut über die Lesewelt. Es wird damit gehen wie mit den historischen Romanen, mit den Henker- und Mordromanen, mit den Gemälden aus dem Mittelalter, die nun sämmtlich als erschöpft zu betrachten sind, so gut, wie die Pseudomemoiren. Von E. Sue ist kürzlich „La Coucaratcha" erschienen, eine Sammlung kleiner, aus dem Seeleben gegriffener Erzählungen. Von demselben Verf. wird eine pittoreske Geschichte der französischen Marine angekündigt, in acht Bänden. Was eigentlich unter pittoresker Geschichte hier verstanden wird, das will uns nicht so recht einleuchten: in jedem Falle kann sich das Publicum auf energische Darstellungen, auf ergreifende Scenen und glänzende Schilderungen freuen. Der „Négrier" des Herrn Cordière aus Havre soll, wie seine übrigen Romane, in mehre fremde Sprachen übersetzt worden sein; ein französisches Blatt macht die Bemerkung, daß dadurch Herr Cordière vielleicht veranlaßt werden könnte, den „Négrier" ins Französische zu übersetzen. Die „Scènes de la vie maritime" des Hrn. Jal sind mit gewissenhaftem Fleiße abgefaßt. Jeder Scene sind erläuternde Anmerkungen beigefügt und, was wir ihm nicht genug danken können, ein Wörterverzeichniß, in welchem alle auf das Seewesen sich beziehenden Ausdrücke erklärt sind. Das Buch des Hrn. Jal wird dadurch zu einem Wegweiser, der für die Liebhaber dieser Gattung von Schriften unentbehrlich ist. 143.

Warum in den berliner Zeitungen keine boshaften Artikel stehen.

Aus dem Romane „Cabanis" von W. Alexis *) erfahren wir Folgendes über die berliner Zeitungsschreiber aus den Zeiten des siebenjährigen Kriegs (Buch IV, S. 127): „Die Zeitungsschreiber sollten um einiger, wie die Sieger meinten, boshafter Artikel willen und wegen übertriebener Angabe von den Verlusten der Russen (als diese Berlin genommen im Herbste 1761) Spießruthen laufen. — Die grausame Execution kam nicht zur Ausführung. Gotzkowsky's goldene Ueberredungskraft (Derselbe, dem Leipzig später so viel zu verdanken hatte) fand eine mildernde Deutung der „schwarz auf weißen Artikel" heraus und die Unglücklichen kamen diesmal mit einem nachdrücklichen Verweise davon, den sie mit ausgezogenen Röcken vor der aufgestellten Gasse der Ruthenträger, blaß, zitternd und des Entsetzlichsten gewärtig, hinnehmen und noch darüber quittiren mußten. Es war die schärfste Censur, welche je den Muth der Journalisten in Berlin niedergeschlagen hat. Auch muß der persönliche Schreck damals so fürchterlich gewesen sein, daß er sich in der Art wie die Weihe der apostolisch-katholischen Bischöfe durch alle Generationen der Zeitungsschreiber bis auf unsere Tage vererbt hat. Seit der Zeit nämlich steht in den berliner Zeitungen kein boshafter Artikel mehr, denn sie liefern gar keine Artikel, sondern schreiben nur ab. Mit besonderer Berechnung werden die russischen Streitkräfte darin angegeben, indem der effective Bestand der anrückenden Mannschaften und Kanonen jedesmal um das Dreifache vermehrt und der effective Verlust wenigstens um die Hälfte vermindert wird. Die wenigsten Zeitungsleser wissen, woher das kommt; aber das Factum ist historisch und in den Archiven der Vossischen und der Haude- und Spener'schen Zeitung kann man nach den Documenten suchen. (Ob man sie aber finden wird?) Später haben sich noch andere Blätter diesem berliner Herkommen angeschlossen, und man muß dies kennen, wenn man die Artikel über Rußland verstehen will." 26.

*) Wir berichten nächstens ausführlich darüber. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 348. — 13. Dezember 1832.

Abendunterhaltungen.

Aus den Papieren eines alten Diplomaten.*)

— — Wir hatten uns seit der großen Zusammenkunft in Compiegne, wo Napoleon seine ganze Familie um sich versammelt hatte, nicht wiedergesehen und erinnerten uns mit großem Vergnügen an die bunte Mannichfaltigkeit jener Tage. Eingeladen war die ganze Versammlung von dem Kaiser; Platz genug war auch in dem Schlosse, aber zu essen erhielten die Gäste nichts. Jede Hofhaltung mußte selbst dafür sorgen und dies ging so weit, daß die Wachslichter von den Gästen mußten gekauft und die Miethe für die Betten von ihnen bezahlt werden. Die Tafel des westfälischen Hofes war am reichlichsten besetzt, und die andern hohen Herrschaften luden sich daher oft selbst bei dem König zu Tische. Dies galt auch von der westfälischen Marschallstafel, deren Honneurs der Graf Bülow machte. Von den Unterredungen jener Tage ließ sich viel Pikantes erzählen, da der Hofstaat der kaiserlichen Familienglieder bunt zusammengesetzt war. So zeichnete sich unter den Damen, die die Königin von Westfalen bei sich hatte, die damalige erklärte Favoritin des Königs, die Gräfin P. durch ihre an die unglaublichste Dummheit grenzende Naivetät aus, die mit ihrer tiefen, durch vier Zimmer schallenden Baßstimme den lächerlichsten Contrast bildete.

Bei einem spätern Aufenthalt in Paris, versicherte mir Bülow oft, hätten die von Kassel aus ihm gesandten Kuriere über 5000 Thlr. gekostet. Ich solle aber nicht glauben, daß diese Eilboten ihm oder seinen Geschäften gegolten hätten — sie wären gesandt worden, um irgend ein seltenes Gericht, oder eine Robe für die Königin, oder einen Rock für den König, Parfums, Blumen u. dgl. Colifichets mehr zu holen, und gelegentlich hätten sie dann auch den Auftrag erhalten, bei dem Envoyé extraordinaire, der damals über die Existenz des Königreichs in Paris unterhandelte, anzufragen, ob er etwa Depeschen mit zurückzusenden hätte.

Diese Erinnerungen führten uns auf den wiener Congreß und auf einen gemeinschaftlichen Freund, den wir während der Dauer desselben verloren hatten, den Prinzen von Ligne, der in der europäischen Salonswelt sobald nicht seines Gleichen wiederfinden wird. Er war unbeschreiblich liebenswürdig und in der Gesellschaft einer der geistreichsten Erzähler und witzigsten Epigrammatisten, die ich gekannt habe. Höchst anziehend war es mir immer, ihn mit seinen zwei Töchtern zusammenzusehen. Die älteste, Christine, von der man glaubte, sie sei sein Liebling, war an den Fürsten Clary verheirathet und eine sehr originelle Frau. Seit einigen dreißig Jahren lebte sie in Deutschland, mit einem Deutschen verheirathet, und konnte sich doch nicht darein finden, daß man seit dem Jahr 1809 in Wien auf den seltsamen Gedanken komme, deutsch sprechen zu wollen, was sie sich nie die Mühe gegeben hatte, sprechen oder verstehen zu lernen. Dabei hatte sie drei seltsame Liebhabereien. Erstens sah sie gern Gebäude abbrechen und konnte in Wien, wenn sie erfuhr, daß ein Haus niedergerissen wurde, in ihrem Wagen stundenlang in der Nähe halten, um diesem Schauspiel zuzusehen. Zweitens trat sie gern Pilze entzwei, und stieg auf ihren Spazierfahrten in Teplitz stets aus, sobald sie, oder sonst Jemand von der Gesellschaft oder der Dienerschaft am Wege einen Pilz entdeckte, und drittens hatte sie eine fast bis zur Leidenschaft gehende Sucht, Alles auszuschneiden, was ihr an Kupfern, Bildern u. s. w. in die Hände fiel, und damit ganze Zimmer zu bekleben. Ihr Sohn Charles — der jetzt auch schon heimgegangen ist — behauptete oft, es würde ihn wahnsinnig machen, wenn er in einem von ihr in diesem Geschmack austapezirtem Zimmer wohnen solle, und es läßt sich auch wirklich der Eindruck nicht beschreiben, den dies fratzenhafte Gemisch von Caricaturen, Visitenkarten, Blumen, Vögeln, Insekten, Silhouetten, Fragmenten aus Briefen, Charaden und Gott weiß was sonst noch Alles! machte, wenn man ein großes, hohes Zimmer von oben bis unten damit beklebt sah. Seine zweite Tochter, die Gräfin Josephine Palfy, ist ein Engel an Gemüth und Güte — aber der Geist des Vaters ist in seiner pikanten Originalität nicht auf sie übergegangen; die Fürstin Clary war undeutsch in Sprache, Sitte und Gewohnheit; so war ihr auch die Geschäftigkeit einer Hausfrau so fremd geblieben, daß sie nie, auch nicht in dem kleinsten Familienkreise selbst Thee gemacht hatte und auch nicht wußte, wie man sich dabei zu nehmen habe, als einst zufällig an einem Abend keine Dame ihres Familienkreises in dem Salon gegenwärtig war, die dies

*) Vgl. Nr. 222—225 d. Bl. D. Red.

Geschäft mit der, den deutschen Frauen so gut stehenden Anmuth zu verrichten pflegten. Gräfin Josephine ist dagegen durch und durch eine Oestreicherin. Ich erinnere mich in diesem Augenblick einer Antwort, die sie einst gab, und die ich vielleicht nicht beachtet haben würde, wenn ich sie nicht von der Tochter des Prinzen von Ligne erhalten hätte. Man erzählte nämlich eine schauerliche aber anziehende Geschichte eines beabsichtigten Kindermordes, den die Mutter damit hatte entschuldigen wollen, daß sie ja durch die Ermordung ihrem unschuldigen Kinde die Seligkeit verschafft habe. „Dann hätte sie es ja doch erst taufen lassen müssen", sagte Gräfin Josephine, eine sonst gebildete Frau, mit der Zuversicht der innigsten Glaubensüberzeugung.

Ich habe im Jahr 1809, bei der ersten Anwesenheit der Frau von Stael in Deutschland, diese oft mit dem Prinzen zusammen gesehen und es ist bekannt, wie er diese großsinnige Frau mit dem spanisch deutschen Feuerherzen ehrte und liebte; aber doch war sie gegen den Stachel seiner Epigramme nicht geschützt. Frau von Stael spielte damals in Wien mehre Male auf einem Liebhabertheater, und eine ihre Lieblingsrollen war die Rolle der Hagar in dem von ihr selbst geschriebenen Stücke dieses Namens, das der Prinz aber, der sie in dem Costume der Hagar sehr häßlich fand, nur: La justification d'Abraham nannte.

L., dem ich diesen Einfall mittheilte, erzählte mir dagegen viel von ihrem Aufenthalt in Stockholm. Die schwedische nationnelle Ansicht von Frauenreiz und Frauenwerth machte viele ausgezeichnete Männer dieses Landes ungerecht gegen die berühmte Frau, und dann fühlte sich auch der Stolz des schwedischen Adels dadurch verletzt, daß sie mit dem Kronprinzen — dem jetzigen König — auch öffentlich noch ganz auf dem Fuß der Gleichheit umging, wie früher mit dem General Bernadotte.

Madame Händel-Schütz, erzählte mir L., hatte das kunstliebende stockholmer Publicum einige Zeit beschäftigt, und war durch Mademoiselle Georges abgelöst worden, die uns auf ihrer Rückreise von Petersburg mit einem Besuch erfreute, und der viele Umstände vereinigt eine glänzende Aufnahme verschafft hatten. Ich mußte in dieser Zeit verreisen und kam erst am Vorabend des Tages zurück, an dem Mademoiselle Georges ihre Benefizvorstellung gab. Die Ankunft der Frau von Stael war die Neuigkeit des Tages. Sie war vom Kronprinzen mit der ehrendsten Auszeichnung empfangen worden und Alles, was in Stockholm zur großen und schönen Welt gehörte, eilte sich ihr vorstellen zu lassen. Ich hörte an diesem Tage viel von ihr, doch noch mehr von Mademoiselle Georges, die die Billete zum Abend selbst und zwar in ihrem sehr eleganten Schlafzimmer, wo sie unter einem reich drapirten Thronhimmel auf schwarzsammtnen Decken ruhte, an Jeden austheilte, der geneigt war, für diesen Anblick einen sehr bedeutenden Preis zu zahlen. Als ich am Abend im Theater die Logenreihen musterte, ward ich einer Frau gewahr, deren Anzug, Blick und Wesen mir ungewöhnlich erschien. Denken Sie sich eine starke, breitschulterige Gestalt, ohne alle Zartheit — sehr scharf-prononcirte Züge, hochroth geschminkt, grell gekleidet, mit funkelnden, von Geist und Leben blitzenden Augen, von denen aber jeder Blick eine Herausfoderung war — das dunkle Haar nicht leicht gelockt, sondern förmlich frisirt, mit Juwelen geschmückt, hinter diesen eine volle, sehr bunte Blumenguirlande und ganz oben ein Busch von weißen Federn. Stellen Sie neben dieser Frau eine zarte, schlanke Nymphengestalt, in einfacher Eleganz ganz weiß gekleidet und das blonde Haar schön und leicht gelockt, ohne allen andern Schmuck und Sie werden empfinden, welchen Gegensatz die Erscheinung der Frau von Stael zu der ihrer Tochter bildete. Wir Schweden sind an die Scheu unserer Frauen, über irgend etwas ihr Urtheil öffentlich und selbständig auszusprechen, so gewohnt, daß das Betragen der Frau von Stael uns durchaus als fremdartig auffallen mußte. Sie hatte die Handschuhe abgezogen und gab, halb über die Loge vorgebogen, mit ihren schöngeformten, blendendweißen Händen, bei jeder schönen Stelle, mit dem Anschein des feurigsten Enthusiasmus, das Signal zum Klatschen. Ich beobachtete sie genau — es war kein gemachter Enthusiasmus; aber in ihrem Auge strahlte doch nicht jene reine Flamme der Begeisterung, die ich oft in den seelenvollen herrlichen Augen einer deutschen Dichterin, bei ähnlichen Anlässen stralen sah, und die mich dann mit erwärmte und erhob. Auch späterhin habe ich Frau von Stael oft mit großem Vergnügen, mit lebhafter Theilnahme lesen, reden und declamiren hören; aber was sie auch sagte und that, man fühlte, sie bleibe sich ihrer immer bewußt und repräsentire in Allem, was sie thue, mit Absicht.

Den andern Tag ließ ich mich ihr vorstellen und sah sie seitdem fast täglich. Ihr Betragen war mit unsern Begriffen von Anständigkeit nicht immer ganz übereinstimmend. Sie hatte z. B. einen hübschen Fuß, allein sie zeigte nicht blos ihn, sondern auch ein wohlgeformtes Bein mit einer Ungezwungenheit, die unter den jüngern Leuten zu manchem Spott- und Witzwort Anlaß gab. Gewohnt, sich nach französischer Weise die Füße am Kamin zu wärmen, überließ sie sich dieser Gewohnheit auch bei unsern Oefen, deren Thüren eben nicht ganz niedrig sind, und dem Schein nach war dabei auf das Sichtbarwerden ihres Fußes gerechnet. Ich wurde einige Male, wo sie bei dem Kronprinzen aß, mit zur Tafel gezogen; das Spiel mit ihren Händen und Armen erschien mir hier durchaus studirt; sie stützte sich oft mit beiden Ellbogen auf den Tisch und declamirte und gesticulirte so lebhaft, daß ihre Nachbaren Ursache hatten, sich zu wahren. Ihre Unterredung sprudelte von Geist; sie sprach hinreißend schön, aber auf die Dauer fand man sie einförmig, weil sie vorzugsweise gern allein sprach und jede Unterhaltung zu einer Abhandlung umwandelte. In ganz Stockholm gab es nur Eine Stimme über den Glanz und die Schärfe ihres Geistes, mit der sie alle Männer überflügelte; aber auch darüber, daß Keiner von uns sich eine ihr ähnliche Frau, Schwester, Mutter oder Geliebte wünsche; wir staunten sie an, wir bewunderten sie wie eine Merkwürdigkeit, wie eine seltene, unvergleichliche Erscheinung

im Gebiet der Weiblichkeit. Ihre Eitelkeit erlitt aber in Stockholm mehre Kränkungen. Unser Leopold z. B. schlug es standhaft ab, sie zu sehen, so oft und dringend sie ihn auch einladen ließ! Ich spreche nicht fertig genug französisch, erwiderte er auf alle Aufforderungen, um in dieser Sprache discutiren und disputiren zu können, und mit einem Gespräch ist ja Frau von Stael nicht gedient. So auch der Baron Berjestrale. Diese Frau, sagte er, ist wahrscheinlich doch nur hergekommen, um nach ihrer italienischen „Corinna" eine schwedische Maja zu schreiben, und ich habe nicht Lust, in einem ihrer Bücher zu figuriren.

Frau von Stael las in einigen Abendzirkeln bei der Königin — der Gemahlin Karl XIII. — Bruchstücke ihres damals noch ungedruckten Werkes „De l'Allemagne" vor. Bei einer Stelle unterbrach sie sich selbst und fragte die Königin: „Madame, voudra-t-elle bien me dire ce que c'est qu'une tragédie?" Denken Sie sich die Verlegenheit der Königin, die hier unvorbereitet eine solche Definition geben sollte! Frau von Stael weidete sich einige Augenblicke, nicht ohne muthwillige Bosheit an der Verlegenheit der guten alten Frau und nun fuhr sie, sich von ihr zu uns wendend, fort, und sagte uns so viel Herrliches und Treffliches über die Natur und die Gewalt des Tragischen, declamirte mehre der schönsten Scenen aus den französischen Tragikern mit einer so hohen Kraft der Leidenschaft, daß ich vor ihr hätte niederknien können — aber doch hätte ich ihr selbst in jenem Augenblick mit Talleyrand geantwortet: Ah, Madame, on m'a dit, que vous savez nager! *)

Was mir an Frau von Stael noch besonders auffiel, war ihr praktischer Sinn, und wie viele Hülfsmittel ihr zu Gebote standen, einen von ihr entworfenen Plan auszuführen. Für ihren jüngsten Sohn, der zu den ausschweifendsten Wüstlingen gehörte, foderte sie eine Majorsstelle, und fand sich verletzt, als ihn der Kronprinz zum Lieutenant machte. Er blieb das Jahr darauf in einem Zweikampf mit einem russischen Offizier, mit dem er sich in Doberan Abends bei der Pharaobank erzürnt hatte. Mir wurde sein Tod durch eine Vorahnung desselben merkwürdig. Der englische Admiral Moore lag damals auf der warnemünder Rhede und kam nach Doberan, um den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zu besuchen. Der junge Stael machte ihm seine Aufwartung und der Admiral, der Frau von Stael persönlich kannte, trat ihm sehr freundlich entgegen; mehre der Anwesenden bemerkten aber, daß er wie erschrocken zurücktrat, als er Stael die Hand bot, und auch die ganze Zeit seiner Anwesenheit sehr ernst blieb. Ein Bekannter von mir befragte ihn darüber, und der Admiral antwortete: Der junge Mann dauert mich; er stirbt binnen kurzem eines unnatürlichen Todes. Acht Tage darauf lebte Stael nicht mehr.

Ihren ältesten Sohn wünschte sie bei der amerikanischen Gesandtschaft angestellt zu sehen. Dies fand Schwierigkeiten und der König, den sie persönlich darum bat, schlug es ihr ab; aber mit einer Gewandtheit, die unsere grauen Hofleute bewunderten, wußte sie doch ihren Plan durchzusetzen. Auch August Wilhelm Schlegel erhielt eine Anstellung im schwedischen Dienst. Nur für Rocca, der allgemein für ihren Günstling galt, da man ihre Vermählung mit ihm nicht ahnete, foderte sie nichts. Er war bildschön, aber übrigens sehr unbedeutend; doch schien er Frau v. Stael leidenschaftlich zu lieben, und wol mußte für diese Feuerseele ein unaussprechliches und unermeßliches Glück darin liegen, sich in ihrem damaligen Alter noch jugendlich geliebt zu fühlen.

Trotz dieser kleinen Schatten war Frau v. Stael aber doch eine der großartigsten und bewundernswürdigsten Erscheinungen ihres Zeitalters. Auch in Stockholm gab sie vielfache Beweise ihrer Freigebigkeit und ihres Edelmuths. Mehre arme Verwandte ihres verstorbenen Mannes unterstützte sie auf die zarteste und rührendste Art; ich habe es immer als eine besondere Begünstigung des Schicksals angesehen, daß es mir vergönnt worden ist, sie persönlich kennen gelernt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bezieht sich auf die bekannte Frage, die Frau von Stael ihm einmal vorlegte, welche von Beiden er retten würde, wenn sie und seine nachmalige Frau zugleich ins Wasser fielen.

Valentine, par *G. Sand.* Paris, 1832.

Die Romane des Hrn. Sand sind eine erfreuliche Erscheinung im Fache der ästhetischen Literatur. Weder in den Charakteren noch in der Darstellung läßt sich etwas von jener krampfhaften Spannung, von jener üppigen Fülle blendender Bilder, Antithesen und Witzkünsteleien verspüren, die in Balzac's und Janin's besten Compositionen ermüden. Der Dichter concentrirt nicht immer die Kraft auf jede Stelle, er behängt nicht jeden Gedanken mit Putz und Flitter. Die Farben, anstatt in grellen Massen sich zu spalten, sind gleichmäßig vertheilt und fließen harmonisch ineinander. Der Kreis, in welchem sich seine Personen bewegen, ist vielleicht für ein so außerordentliches Talent etwas eng; die Handlung überschreitet nie die Grenzen des häuslichen Lebens. Die Charaktere sind indeß meistens die Symbole einer geschichtlichen Epoche, in geselliger Hinsicht, oder die Personificirung einer Idee. Man könnte „Indiana" und „Valentine" mit Lafontaine's Familienromanen vergleichen; indessen räumen wir dem französischen Schriftsteller unbedingt den Vorzug vor unserm fruchtbaren Romanendichter ein, dem wir übrigens die gebührende Anerkennung keineswegs versagen wollen. „Indiana" verräth vielleicht mehr Originalität; „Valentine" ist das Werk eines festern, reifern Talents; es läßt sich sowol im Styl als in der Wahl der Personen, die etwas natürlicher sind als in „Indiana", ein Fortschritt bemerken. Hier folgt in kurzen Zügen der Inhalt des neuesten Romans des Hrn. Sand. Der Schauplatz ist ein Meierhof in der Provinz Berri. Der Pachter und seine Frau sind gute, brave Leute, die sich aus drückender Armuth zu einem sehr behaglichen Wohlstande emporgeschwungen haben; die, ohne durch ihren Reichthum gerade zu hoffärtig geworden, doch mit mancherlei Thorheiten behaftet sind, welche man bei Parvenus häufig bemerkt. Ihrer Tochter haben sie den poetisch klingenden Namen Athenais gegeben; sie hat eine gute Erziehung genossen, sie tanzt, zeichnet u. s. w.; allein in ihren Manieren, in ihrer Art, sich zu kleiden, zeigt sich etwas Gemeines, Geschmackloses, das an den plebejischen Ursprung ihrer Aeltern erinnert. Weit über ihr stehen Louise und besonders Valentine de Raimbault, Töchter des Grafen Raimbault, dessen Schloß in der Nähe des Meierhofes liegt. Athenais ist mit Benedict, ihrem Vetter, verlobt, den ihr Vater

auf seine Kosten hat erziehen lassen. Benedict liebt seine Zukünftige nicht; er wendet sein Herz Louisen zu, und wird zuletzt gänzlich durch Valentine, die jüngste Schwester Louisens, gefesselt. Benedict täuscht sich keinen Augenblick über die Hindernisse, die sich einer nähern Verbindung mit Valentine entgegensetzen; indeß kann er sich nicht entschließen, sein Schicksal an das seiner Cousine zu fesseln; Athenais heirathet einen Andern, und Benedict gibt sich seiner Leidenschaft zu Valentine mit der ganzen Sorglosigkeit eines zwanzigjährigen überspannten Jünglings hin. Valentine ist mit einem jungen Gesandtschaftssecretair versprochen, einem Hrn. von Lansac, einem schönen, glatten Diplomaten, in dessen Worten und Toilette kein Fleckchen zu finden ist, ein kalter Salonsmensch, der die schöne Tochter des Grafen Raimbault blos heirathet, um mit ihrem Vermögen seine Schulden zu bezahlen. Er ist weder vor noch nach der Heirath auf seine Frau eifersüchtig. Während er im Gefolge seines Gesandten in der Welt herumreiset, läßt er sie allein in ihrem Schlosse, und zeigt sich selbst zu Hause ziemlich gleichgültig über den Umgang seiner Frau mit Benedict. Sein Ziel ist, seine Frau schuldig zu finden, überzeugt, daß sie ihm ihr Vermögen abtreten wird, sobald sie sich für schuldig bekennen muß; auf diese Weise bringt er sie um Alles. Valentine wird also selbst durch ihren eignen Beschützer der Verführung preisgegeben. Benedict will am Tage der Hochzeit seiner Geliebten sich das Leben nehmen; er verwundet sich blos, und kurz nach seiner Genesung fällt Valentine. Benedict wird, als er aus den Armen seiner Geliebten nach Hause eilt, aus Versehen durch Blutty, den Mann seiner Cousine Athenais, ermordet. Das Sujet, in so trockenen, kurzen Umrissen mag sich allerdings nicht sonderlich über das Gewöhnliche erheben, indessen hat der Dichter in dem Grundzug Manches anzuknüpfen gewußt, was dem Ganzen eine höhere Bedeutung gibt. Die alte Marquise von Raimbault, die Großmutter Valentine's, ist ein treffliches Charakterbild aus den Zeiten vor 1789; die Gräfin von Raimbault, die Tochter eines reichen Kaufmanns, welche einen General Napoleons geheirathet, personificirt die Aristokratie des Kaiserreichs. In einer niederern Sphäre sind Thery, der Pächter, und seine Frau mit einer Wahrheit, einer offenen, naiven Treue geschildert, die in der überkünstelten französischen Literatur selten sind. Vor Allem aber wirkt der Verf. durch schöne Landschaftmalereien und durch eine große Kenntniß des menschlichen Herzens und aller Leidenschaften, die es bewegen; die Liebesscenen zwischen Benedict und Valentine gehören zu dem Schönsten, was wir seit lange gelesen. Der Roman trägt als Motto folgende Sentenz von Latouche: „Souvent la femme resiste dans sa foiblesse et succombe dans sa force.“ Der eigentliche Verf. von „Indiana“ und „Valentine“ ist eine Dame von Rang, von ungefähr vierzig Jahren; Hr. Sand sieht ihre Manuscripte blos durch. 143.

Notizen.

Ertrag der in England verarbeiteten Baumwolle.

Der erste Betrag der jährlich in England verarbeiteten Baumwolle wird auf 6 Millionen Pf. St. angeschlagen; der an 833,000 Menschen während des Fabrizirens bezahlte Arbeitslohn macht 20 Millionen Pf., und der endliche Gewinn der Fabrikherren besteht mindestens in 6 Millionen. Hieraus ergibt sich ein jährlicher Nettogewinn von 20 Millionen auf ein angelegtes Capital, welches nicht den dritten Theil so viel beträgt.

Kohlenfeuerung in London.

Seit drei Jahrhunderten bedient man sich der Steinkohlen allgemein zur Feuerung; Holzmangel und ihre Wohlfeilheit leitete gewiß zuerst auf ihren Gebrauch. Aus Eduard I. Zeit existirt ein Verbot des Kohlenverbrauchs in den Vorstädten, welches die Beschwerde des Adels veranlaßt hatte, daß ihn die unreine Luft und der widrige Geruch vom Besuche der Hauptstadt abhalte. Hollinshed sah 1550 schon voraus, was nunmehr eingetreten ist, weil der Holzanbau ganz vernachlässigt wurde. Die unnatürliche Atmosphäre, mit welcher der Kohlendampf und Staub London umgibt, hat einen so großen Einfluß auf seine von Jugend auf daran gewöhnten Bewohner, daß ihnen oft reinere Luft Beschwerden macht. So äußerte Karl Fox gegen einen Freund: „Ich kann das Landleben nicht ertragen, mein Körper ist zu schwächlich dazu.“ Häuser, Straßen, Alles wird von dem feinen Kohlenstaube bedeckt, selbst auf den Fluten der Themse erscheint er als ein dünnes Häutchen. Reisende erzählen sogar, daß sich die Weinbauer in den südwestlich von England liegenden französischen Landstrichen über den schädlichen Einfluß des englischen Rauches auf die Weinblüte beschweren.

Außer Bower's bekannter sehr oberflächlicher „Geschichte der römischen Päpste“ hat die englische Literatur noch das Leben Alexanders VI. von A. Gordon und Leo X. von Roscoe aufzuweisen; außerdem besitzt sie Uebersetzungen von Gregorio Leti's Sixtus V., und von Azara's Pius VI. Neuerdings ist dieses Fach der Geschichte durch „The life and pontificate of Gregory VII“, von Sir Roger Greisley (London, 1832) und „The life and pontificate of St. Pius V“, von J. Mendham (ebendas. 1832) vermehrt worden. Der Verf. des erstern hat in Italien aus bisher noch unbenutzten handschriftlichen u. a. Quellen geschöpft.

Nach Moreau liefert die Vorausberechnung der Bevölkerungszunahme der europäischen Staaten, basirt auf den bisher beobachteten Grad des Wachsthums der Einwohnerzahl, das merkwürdige Ergebniß, daß Preußen zuerst im J. 1862 seine Bevölkerung verdoppeln wird. Derselbe Fall müßte in Großbritanien, Oestreich, Rußland, Schweden, Dänemark, Portugal, Spanien und Italien und der Schweiz von 1870—83 eintreten. Die Türkei und Griechenland hätten 1898, die Niederlande 1912, die kleinern deutschen Staaten 1947 und Frankreich 1951 Dasselbe zu erwarten.

Während Großbritannien jährlich über 500,000 Pf. St. in die Kassen seiner Bibelmissionen und anderer religiösen Gesellschaften steuert, deren Fonds größtentheils im Auslande verwendet werden, ergibt sich aus einem Parlamentsbericht, daß in England und Wales allein 4361 Pfarrstellen unter 150 Pf. St. Einkünfte vorhanden sind, in denen also kein Geistlicher wohnen kann: 2626 andere besitzen kein Pfarrhaus und 2133 miethen dergleichen für 2—3 Pf. jährlich, die natürlich dem Stande ihrer Bewohner keineswegs entsprechen. Dagegen besitzen die Dechanten und Pröpste 500,000 Pf. Revenuen, wofür sie fast müßig gehen. Wie diesem Uebelstande abzuhelfen, und wie, ohne den Großwürdenträgern der Kirche die Mittel zu einer angemessenen Lebensweise zu entziehen, mittels eines Theiles von ihrem Ueberflusse, die ärmern Kirchspiele befähigt werden können, Geistliche anständig zu besolden, hat neuerdings vorzüglich eine Broschüre von Lord Henley nachgewiesen. *)

Den neuesten Angaben der mährischen Brüder zufolge, gibt es auf der ganzen Erde nur 16,000 Mitglieder dieser Sekte. Trotz dem unterhalten sie 127 Missionen zur Bekehrung der Heiden mit einem jährlichen Aufwande von 60,000 Thalern.

Im Jahre 1831 befreite der in England bestehende Verein zur Auslösung wegen kleiner Summen verhafteter Schuldner 2080 Personen durch Bezahlung von 5227 Pf. St. aus den Schuldgefängnissen. Im Mai und Juni d. J. wurden 108 Schuldner ausgelöst, von denen 98 Frauen und zusammen 208 Kinder besaßen. Kann der beredteste Parlamentsredner ein schrecklicheres Bild von Barbarei und vom traurigen Zustande der Gesetzgebung in einem civilisirten, christlichen Lande entwerfen, als diese einfachen Thatsachen verrathen! S.

*) Ausführlicher wird hierüber in einer der nächsten Nrn. dieser Bl. gesprochen werden. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 349. — 14. Dezember 1832.

Abendunterhaltungen.

Aus den Papieren eines alten Diplomaten.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

Ich brachte in dieser Zwischenzeit fast alle meine Abende im Hause meines Jugendfreundes, des Grafen N. zu. Die Gegenwart der Gräfin und ihrer Freundin wurde den Männern dieses kleinen Kreises nie zum Hinderniß, die ernstesten Angelegenheiten der Menschheit, die erhabensten Ideen mit in die Unterhaltung aufzunehmen. Man hat auch gewiß Unrecht, die Frauen von der Theilnahme an dem Gange der Weltbegebenheiten entfernt halten zu wollen, da sich doch gerade in dieser Theilnahme die edelsten und erhabensten Anlagen der menschlichen Seele offenbaren, nämlich die, die uns fähig machen, uns, von der Beschäftigung mit dem eignen kleinen Ich gesondert, in einem großen Ganzen in Liebe und Selbstverleugnung mitfühlen zu können. Eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Ideen und Vorfälle, die Tausende um uns her ergreifen, ist bei Frauen ein untrügliches Zeichen von Geistesstumpfheit und bei Männern von verächtlicher Seelenertödtung. Parteilos soll kein Mensch sein, ja, wenn er ein wahrhafter, lebendiger Mensch ist, kann er es gar nicht sein, und wenn zwei Fischweiber sich mit einander zanken, wird er unwillkürlich für die eine gegen die andere Partei nehmen, und das um so entschiedener, je mehr Naturklang und Naturkraft in ihm ist.

Ein junger Amerikaner, der auf einer Reise um die Welt über Kamschatka nach Petersburg gekommen war, wurde gleichfalls bald ein täglicher Gast im N.'schen Hause. Harry C., so hieß er, war einer jener seltenen Menschen, die, im Gegensatz zu Dem, was Studium, Fleiß und gesellschaftlicher Einfluß aus uns gemacht haben, in einer blühend frischer Naturkraft des Geistes und des Charakters dastehen. An Sinnesreinheit, an Unbekanntschaft mit den Verkehrtheiten und Unwürdigkeiten der großen, vornehmen Welt ein Kind, an Kraft des Willens, an Klarheit des Verstandes und Schärfe des Urtheils ein Mann, schien er Dem, der ihn nicht faßte, ein Irrstern zu sein, der durch die abgemessenen Bahnen des bürgerlichen Lebens auf einer, willkürlich und eigensinnig gewählter Bahn hindurchfuhr — er war aber ein Stern, dessen Gang nur von den Gesetzen der ewigen Gerechtigkeit und Wahrheit bestimmt wurde. Uns Männern war die Unterhaltung mit ihm höchst anziehend, da es immer durchdrang, daß er einem Volke angehörte, das seine Nationalerinnerungen nicht, wie die Völker der alten Welt, an große Kriege und Feldherren, an bedeutende Entdeckungen im Reiche der Wissenschaft und der Künste, sondern an die innere Entwickelung seiner Freiheit und seines Wohlstandes, seines Ackerbaues und seiner Gewerbe knüpft.

Ich kann, sagte Harry einst, da in unserm Kreise von dem Spielraum geredet wurde, den der Krieg den edelsten Geistesfähigkeiten eröffne, Ihre Ansicht nicht zu der meinigen machen. Das militairische Talent ist in meinen Augen nur eine der niedern Formen, in denen sich der Genius offenbart, denn es findet zwischen ihm und den erhabensten Ideen des menschlichen Geistes keine nothwendige Verbindung statt. Man wird einem großen Feldherrn nie streitig machen können, daß er einen kraftvollen Geist besitzt; aber seine Größe beruht doch immer auf der Anwendung und der Berechnung physischer Gewalt, Benutzung physischer Hülfsmittel, Einfluß auf die Materie, und dies kann nie die höchste Aufgabe für den Genius sein, so wenig, wie ihre Lösung eigentliche Geistesbildung erfodert. Auch finden wir unter den berühmtesten Feldherren aller Zeiten nur zu viele Männer, die der Eigenschaften und Fähigkeiten entbehren, welche allein den Menschen wahrhaft adeln und die, indem sie so wenig Phantasie als Geschmack besitzen, so wenig Werke des Genius zu bewundern, als eine großartige Ansicht von der Menschheit und dem Zwecke des Daseins zu fassen vermögen; wir finden sie im Gegentheil im Bezug auf Moral, Wissenschaft und eigenthümliche Auffassung und Betrachtung der großen Ideen, welche seit Jahrtausenden die erhabensten Geister beschäftigt haben, oft auf der niedrigsten Stufe. Die Combination eines großen Feldherrn, der seine Streitkräfte so aufzustellen weiß, daß er einer überlegenen Macht die Spitze bieten kann und durch Geschick, Wissenschaft und Genie den Mangel der Zahl ersetzt und mitten unter tausend Zufälligkeiten und Hindernissen, die keine Macht vorauszusehen vermag, einem weiten Kreise von Unternehmungen Einheit, Kraft und Erfolg gibt, gleicht doch nur dem Geschick des Mechanikers, dessen Aufgabe es ist, neue Combinationen physischer Kräfte zu ersinnen, sie in neuen Verhältnissen anzuwenden und alle Hindernisse zu entfernen. Daher sind auch große

Feldherren, außerhalb ihres Lagers, gewöhnlich nichts weniger als große Männer und in der Unterhaltung oft recht albern und langweilig. Werke von bewundernswürdiger Ideentiefe, Gegenstände von dem höchsten und allgemeinsten Interesse lassen sie gleichgültig und bleiben von ihnen unverstanden und ungewürdigt; sie verlassen die Welt ohne einen neuen, einen großen Gedanken im Bezug auf die großen Aufgaben gehabt zu haben, mit denen sich der Genius der Philosophie und der Gesetzgebung seit Jahrhunderten beschäftigt hat.

Ich möchte Ihnen, sagte N., aus der neuern Geschichte zwei Feldherren aufstellen, die mit der Größe der Thatkraft auch die Größe der Idee verbunden haben, Friedrich II. und Napoleon, und in dem letzten Befreiungskriege hatte das preußische Heer mehre Generale, denen Sie diese Idealität der höhern Geniusweihe nicht ohne Ungerechtigkeit absprechen können.

Dieser Krieg, fiel Sievers ein, war aber auch ein Krieg im höhern Sinne des Worts, denn gewiß nichts adelt die Menschheit mehr, als ein tapferer Kampf für eine erhabene Idee, diese entstamme nun der Freiheit, dem Vaterlande oder der Religion. Der Krieger, der blos als Maschine kämpft, mag gleichfalls für irdischen Besitz und Soldatenruhm sein Leben muthig wagen; ja, sein Muth kann durch den Geist, der, vom Feldherrn ausgehend, ein Heer beseelt, bis zur Tollkühnheit gesteigert werden. Napoleons Heer schwelgte ja gleichsam in der Lust der Gefahr und des Kampfes; aber zur Würde der Tapferkeit, zu ihrer sittlichen und geistigen Schönheit, die sie nicht blos in der materiellen Welt, sondern auch in der Welt der Idee hat, gehört Vaterlandsliebe, Vertrauen auf die gerechte Sache, Bewußtsein uneigennütziger Pflichterfüllung und vor Allem der Glaube, daß das irdische Dasein seinen Werth nur durch den Bezug auf höhere, unvergängliche, geistige Güter erhält.

Gewiß, setzte Rehbinder hinzu, gibt nur eine religiös-sittliche Beziehung der irdischen Erscheinungen auf das Ewige dem Staate und der Menschheit sowol, als dem Einzelnen allein, wahrhaften Bestand und tiefe Bedeutung, und ohne sie ist der Mensch, wie auch die Menschheit, ein in sich selbst zerrüttetes, nichtiges, bedeutungsloses Wesen. Doch in diesem wie in jedem andern Sinne macht ein großer Mann nie seine Zeit, wol aber entfaltet er sich an dem Geiste seiner Zeit; sie, die allmächtige, bedarf seiner, ihr Werk zu fördern und durch ihn zur Anschauung zu bringen, was, im Stillen von ihr bereitet, schon da ist.

Und wohl uns, sagte Klinger, daß es nicht in der Macht des Einzelnen ist, dem Lebensstrome der Menschheit eine willkürliche, neue Richtung zu geben, sondern daß er nur für die Menge zum Organ des Selbstbewußtseins dieser Richtung zu werden vermag. Der große Mann und sein Zeitalter leben und wirken mit und in einander, und es bleibt vergeblich, sondern zu wollen, was sie von einander empfangen und für einander gethan haben. Erhaben ist es aber, daß uns in diesem Widerscheine freier menschlicher Thätigkeit doch jede neue Richtung des Zeitgeistes als ein Fortschreiten zur Vernunft und Freiheit erscheint.

Ich möchte wol, nahm N. das Wort, daß zur Bekräftigung dieser erhebenden Hoffnung Jemand auf den Gedanken käme, eine Sammlung der Ideen zu veranstalten, die vor 50 Jahren als frech, gottlos, neu und kühn verrufen und wie Contrebande nur mit Gefahr für den Verbreiter in Umlauf gebracht wurden und jetzt als Gemeingut durch alle Classen der Gesellschaft bekannt und verbreitet sind. Ein solches Buch würde viel zu denken geben und nach 50 Jahren würde sich ein zweiter Theil dazu schreiben lassen, von dessen Inhalt wir jetzt vielleicht nur träumen können.

Es ließe sich aber auch ein sehr trauriges Gegenstück dazu schreiben, sagte Wallmann, ein junger Deutscher, nämlich eine Sammlung der Ideen, die wir noch vor wenig Jahren laut und öffentlich aussprechen durften und die man uns jetzt zum Verbrechen macht, je gedacht zu haben.

Sie erinnern mich, antwortete Rehbinder, an ein bedeutungsschweres Wort, welches mir im Jahre 1813 ein berühmter Staatsmann sagte, der mir prophezeite, daß alle jene damals hochgepriesenen deutschen Kämpfer mit Wort und Schwert sich darauf gefaßt halten sollten, daß nach ausgefochtener Sache ihr Thun und ihr Wirken den Machthabern nur als eine glänzende Sünde erscheinen werde.

Leider, sagte N., ist dies finstere Wort ein wahres Wort geworden; wir müssen aber auch nicht vergessen, daß die Mehrzahl der damaligen Vorfechter nur geeignet war, als Auf- und Ausrufer zu dienen, sich aber zu jeder andern praktischen Brauchbarkeit völlig untauglich bewies. Ich ehre den Sinn, den unsere deutsche Jugend damals zeigte — ist ja doch der Glaube an ihre eigne Kraft mit das Schönste an der Jugend — aber was sollen dem Fürsten, dem Staatsmanne Wärme, Begeisterung, idealischer Sinn? Keine Wissenschaft hat mehr Pfuscher und Marktschreier als die Staatskunst. Die beste Art, einem Volke wohlzuthun und ihm seine Lasten zu erleichtern, ist, dies nach und nach, ohne Geräusch, Prahlerei und Lärm zu thun; allein dies stille, unscheinbare Wirken fodert eine Selbstverleugnung des Ichs, zu der alle jene Sprecher und Reformatoren durchaus nicht geneigt und fähig sind. Wie im Gesetz der Ehre und des Stolzes auf Ehre alle zehn Gebote enthalten sind, so in der Eitelkeit alle sieben Todsünden, und nichts ist eitler als ein Demagoge im schlimmen Sinne des Worts. Der wahrhaft große Mann ist es nur am gehörigen Orte und an der rechten Stelle, und es ist ein schöner Zug des deutschen Volkscharakters, daß es diese Größe auch da fühlt und liebt, wo sie unter der natürlichen und gutmüthigen Weise, mit der sie wirkt, gewissermaßen verschwindet. Der Franzose dagegen fodert von seinem Monarchen Repräsentation, von seiner Regierung Charlatanerie, um beide mit eitler Ruhmredigkeit preisen zu können.

Ach, erwiderte Wallmann, wir haben ja auch viele unserer schönsten Träume aufgegeben, und wahrlich unser

deutsches Volk ist so genügsam, bedarf so wenig zu seinem Glücke, ist mit so mühsam ersparten Genüssen zufrieden, daß es doppelt grausam ist, es nicht in Ruhe arbeiten und dies Wenige genießen zu lassen. In allen unsern Staaten nimmt das Bedürfniß und der Mangel in eben dem Grade zu, als sich die Abgaben vermehren. Was in schöner Freigebigkeit an Pracht, Kunst und Wissenschaft großsinnig verwandt werden könnte, geht alles für Erhaltung der stehenden Heere auf. Mit aller Arbeit erringt der Bürger, der Bauer, der Gelehrte doch nur ein verkümmertes Leben, und nichts ist seltener zu finden, als das Glück fröhlicher, gutmüthiger Behäglichkeit. Ein geistreicher Mann hat behauptet, die Natur selbst habe in ihrer erhabenen Romantik die Geschichtschreiberin des deutschen Volkes werden wollen, als sie den Lauf des Rheins bildete. Anfangs klein — dann mächtig reißend, durch allerlei wilde Bergwasser geschwellt, Felsen und Wälder durchbrechend, im Bodensee zu einem weiten Spiegel ausgebreitet, an dessen Ende, durch zauberische Eilande, noch einmal an seiner Heimath friedliche Unschuld und rauhe Größe erinnernd — durch mehr als einen Sturz nur erstarkt und verschönert, zwischen den Vogesen und dem Schwarzwalde sich in stolzer Ruhe fortwindend, in die fruchtbaren und völkerwimmelnden Gärten von Speier bis unter Mainz, wie aus einer Zeit des Kampfes in jene des Genusses — dann noch einmal aus diesem deutschen Paradiese, neuen Gefahren zuströmend, mit jeder Krümmung höhern, wildern, schauerlichern hingegeben, am Bingerloch, am Lurleyfelsen, bei St.-Goar — bei Andernach im letzten Kampfe mit steilen und engen Schlünden, wo sich dann unter Bonn die Berge in sieben hohe Häupter endigen und der gewaltige Strom, in viele Arme zertheilt, sich in seinem eignen Sande verliert, ohne daß man recht bestimmen kann, wo er eigentlich aufhört. Er schwieg bewegt.

Nach einer langen Pause nahm Klinger das Wort. Die Welt, sagte er, ist für unsere Fassungskraft ein zu großes, ernstes und erhabenes Schauspiel, als daß wir uns über irgend eine einzelne Scene desselben ein Urtheil mit der Gewißheit erlauben dürften, nicht über den Zusammenhang derselben mit dem Ganzen zu irren. Die Menschenkraft und das Menschengemüth sind jetzt so hoch gespannt, daß sie durchaus in gewaltigen Wirkungen ausströmen müssen; Vergangenheit und Gegenwart berechtigen uns aber zu der Hoffnung, daß sich in der Geschichte unsers Volkes die Heldenkraft des Glaubens und der Liebe neu offenbaren wird. Die Weltgeschichte beantwortet unsere Fragen, sie löset unsere Zweifel nie durch einzelne Aussprüche, sondern durch viele einzelne in sich verkettete Thatsachen, die bei allem anscheinenden Widerspruch doch die steigende Veredelung des Menschengeschlechts verbürgen und dem Geiste, der unter den Thränen, Leichen und Trümmern der Erde über die tiefen Räthsel des Lebens nachsinnt, zur tröstenden Offenbarung werden.

Es ist aber, sagte N., in einer Zeit, wo, wie in der unserigen, in dem mannichfaltigsten geistigen und politischen Kampfe Alles schwankt und stürzt und fällt, nicht blos schwer, sondern fast unmöglich, offenen, klaren, unbefangenen Blick zu bewahren. Nach Außen hin bleibt die Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechtes der beste Anker der Sicherheit und Ruhe für jede Staatsverfassung, da Despotie immer und unter allen Formen und Verhältnissen Uebertretung der Gesetze ist, und im Innern sind und bleiben gerader Sinn, dringendes Geschäft und darin Aemsigkeit mit Lust und Treue die Eckpfosten aller Glückseligkeit und Tugend. Wir bleiben dadurch vor der Versuchung bewahrt, außer uns schaffen und bilden zu wollen, wozu nicht angeborene, eigenthümliche Kraft und Lust in uns ist, und gelangen zu jener innern Einheit im Thun, Wollen und Denken, die das Ziel emporstrebender Menschheit ist. Doch unser Amerikaner ist uns noch die Rechtfertigung der niedern Stufe, auf die er das Talent des Heerführers gestellt hat, schuldig.

Sie irren sich, antwortete Harry, wenn Sie glauben, daß ich der Geisteskraft, die der Krieg erweckt, den Tribut meiner Bewunderung versage. Ich glaube im Gegentheil, daß es vielleicht im Menschenleben keine Lage gibt, die den Geist so zur Thätigkeit anspannt, in welcher der Wille so gewaltig und der leidenschaftlichste Affect so von Selbstbeherrschung bewältigt wird, als in der Stunde der Schlacht. So große Kräfte bezeugen, auch bei fehlerhafter Anwendung, immer noch eine Erhabenheit der Natur, und wir können diese anerkennen, obgleich wir mit der ganzen Stärke unsers moralischen Gefühls ihre Anwendung tadeln. Die Kraft des Verstandes und des Willens, welche der Krieg entwickelt und an das Licht bringt, durchdringt mich oft mit Begeisterung; aber die Größe des Kriegers verbleicht in meiner Seele vor dem Glanze der sittlichen und intellectuellen Größe. Der Märtyrer der Wahrheit, der Freiheit und der Menschlichkeit, der einsam und verhöhnt, ohne den Beifall der Menge, der ihm Muth einflößt, ohne die bunte Mannichfaltigkeit der Umgebung, die seine Gedanken von ihm selbst abzieht, ohne die Möglichkeit zu einer Anstrengung oder zu einem Widerstande, der seine Kraft erwecken und nähren könnte, dennoch ruhig, fast mit unbezwinglicher Liebe sich entschließt, lange, ausgesuchte Qualen zu ertragen, die ein einziges Wort des Widerrufs von ihm entfernen würde: ein solcher Held steht ebenso hoch über den sieggekrönten Feldherrn, als der ruhige, unendliche Himmel über unsern Häuptern, über der Erde, die wir mit Füßen treten. Wie oft verdient in seiner Niederlage der Gefallene mehr unsere Bewunderung als der Sieger! Wie oft ist der Feldherr der Thaten nicht werth, die er ausgeführt hat, und sein Ruhm ist nur ein Kind des Zufalls. Allein das ausgezeichnetste militairische Talent bleibt doch nur eine der untergeordneten Formen, in denen sich der Genius offenbart, da es außer aller Verbindung mit den erhabensten und unsterblichen Ideen des Menschengeistes und der Menschenseele erscheinen und sich entfalten kann. Wellington, Blücher z. B. waren beide ausgezeichnete Feldherren, wenngleich die Schlacht von Waterloo einen Schatten auf Wellington's Ruhm und einen hellern Glanz auf Blücher's Ruhm wirft, wogegen zwischen beiden wieder

der Unterschied stattfindet, daß Wellington das beseelende Princip seines Heeres, Blücher dagegen nur der Spiegel war, in dem die Begeisterung des preußischen Heeres ihre Stralen sammelte. Kann man sie aber Beide an Geistesgröße mit Kant, Baco, Keppler vergleichen? an Geniuskraft mit Shakspeare oder Schiller? Wer kann diese Namen neben den Namen jener Feldherren nennen, ohne zu fühlen, daß das Dasein dieser ganz der irdischen Natur und jener der ewigen geistigen Welt angehört? Wer kann den Flug des Geistes jener hohen Denker durch Himmel und Erde erwägen — ihre tiefe Einsicht in das Wesen der Seele — wer kann an die Gebilde sittlicher Schönheit und Größe denken, die diese Dichter schufen oder vielmehr als Ausströmungen ihres eignen Gemüthes zur Anschauung brachten, an die Herrschaft, die sie über die Gemüther so vieler Tausende schon geübt haben und noch viele Jahrhunderte hindurch üben werden — an die gewaltige Geisterstimme, mit der sie, aus ihren Gräbern hervor, noch immer zu den Völkern der Erde sprechen und Einsicht, Empfindung und Genie in mehr denn einem Welttheile erwecken — wer kann, sage ich, an solche Männer denken und neben dem Bilde ihrer Größe im Tempel des Ruhms das Bild des Feldherrn stellen wollen, für dessen Thätigkeit nur physische Kräfte und physische Hindernisse das Element sind, in dem sie sich äußert und für dessen Geist die Combination materieller Zufälle und Gegenstände die Aufgabe bleibt, mit der er sich beschäftigt? Nein, meine Freunde, der sittlichen Größe gebührt der erste Kranz, der intellectuellen der zweite und der Energie der Thatkraft mögt Ihr dann den dritten spenden.

Diese Ansichten des freien Amerikaners wurden viel und lebhaft besprochen, und welches Gespräch über Heldengröße muß nicht auf den Mann zweier Jahrhunderte, auf Napoleon zurückführen?

(Der Beschluß folgt.)

Zum Studium der spanischen Sprache.

Seit Bertuch, Buchholz und Schmid durch Auswahl aus den classischen Schriftstellern die Erlernung des Spanischen zu erleichtern suchten, hat die Zahl der Freunde dieser Sprache mit dem allgemeinen Streben nach vielseitigerer Bildung sehr zugenommen, und es sind dadurch die frühern Erleichterungsmittel um so ungenügender geworden, da nicht in gleichem Verhältnisse die Gelegenheit sich vermehrt hat, auch nur die Werke der bedeutendsten spanischen Schriftsteller sich zu verschaffen. Wir brauchen jetzt andere Hülfsmittel, und wer dieses Bedürfniß befriedigen wollte, müßte von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß es nicht sowol eigentlichen Schülern als Lernbegierigen von reiferm Alter an passendem Lesestoff und an Gelegenheit fehlt, mit den Schriftstellern der neuern Zeit Bekanntschaft zu machen. Wir freuen uns, daß sich ein kundiger Führer gefunden hat, uns in den reichen Frucht- und Blumengarten der spanischen Literatur zu geleiten. Hr. Prof. Huber in Bremen, der Verfasser der geistreichen „Skizzen aus Spanien" (Göttingen, 1829), mit dem Lande und der Sprache des Volkes vertraut, gab uns vor Kurzem sein „Spanisches Lesebuch. Auswahl aus der classischen Literatur der Spanier in Prosa und in Versen, nebst kurzen biographischen und literarischen Nachrichten und einem vollständigen Wörterbuch. Zum Gebrauch für Schulen und zum Privatunterricht" (Bremen, Heyse, 1832, gr. 8., 2 Thlr.), das den angedeuteten Foderungen erfreulich genügt. Das Bedürfniß richtig erkennend, hat er nur Stücke aus den Werken echt classischer Schriftsteller aufgenommen, die gewöhnlich in Lesebüchern vorkommenden leichten Uebungsstücke aber gänzlich ausgeschlossen, und wir theilen seine Ansicht, daß jede gute einfache Prosa, wie von Luis de Granada, Solis, Moncada, die Romanzen und besonders die Fabeln, für jeden Anfänger der zuträglichste Lesestoff sind. Man findet hier eine reiche Auswahl, und nach des Lehrers Leitung oder nach der Zuversicht des Lernenden kann Jeder von dem Leichtverständlichen zu schwierigern Mittheilungen aus Cervantes, Mendoza, Quevedo und zu satirischen Dichtungen, Sonetten und dramatischen Scenen übergehen. Zweckmäßig hat der Herausgeber sich darauf beschränkt, längere Proben aus einem oder einigen der besten Schriftsteller jedes Faches mitzutheilen, statt aus allen Bedeutenden nur kurze Bruchstücke zu geben. So finden wir hier aus Cervantes die ganze köstliche „Gitanilla", einige Capitel aus Quevedo's „Gran Tacaño", mehre Abschnitte aus Moncada's „Expedicion de los Catalanes y Aragoneses", aus Solis' „Historia de la conquista de Mejico", und die Einleitung zu der classischen „Guerra de Granada" von Hurtado de Mendoza. Ebenso reich ist die poetische Auswahl, welche die Hälfte des Bandes einnimmt. Willkommen ist es, daß Hr. H. auch mit den neuesten Schriftstellern uns bekanntmacht. Wir finden hier nicht nur die Bekannten, Campomanes, Capmany (dessen „Teatro historico-critico de la elomencia española" H. benutzt) und Jovellanos („Jove Llanos" wie der Herausgeber schreibt), sondern auch aus Martinez de la Rosa („Bosquejo historico de la guerra de las comunidades"), aus dem Satiriker Sebastian Miñano („Cartas de un pobrecito holgazan"), Mora, und aus den Dichtern Quintana, Saavedra, Cienfuegos, Villanueva und Alberto Lista („Der Sieg bei Bailen") anziehende Proben. Kurze biographische Nachrichten über alle Schriftsteller, von welchen der Herausgeber Bruchstücke mitgetheilt hat, sind angehängt. Das Wörterbuch gleicht nicht den gewöhnlichen Hülfsmitteln, sondern es war des Herausgebers Absicht, es dem Lernenden eher schwer zu machen, sich desselben mechanisch als einer Eselsbrücke zu bedienen, die ihm jedes Nachdenken ersparte. Die abgeleiteten Wörter sind entweder gar nicht aufgenommen oder unter ihren Stammwörtern nur angedeutet, da es auch dem Anfänger bei einiger Aufmerksamkeit leicht sein wird, sie selbst zu bilden, und Uebung in diesem Geschäfte wird ihm das Eindringen in den Geist der Sprache erleichtern. Möchte es Hrn. H. gefallen, uns ein neues Wörterbuch der spanischen Sprache zu geben. Wir brauchen etwas Tüchtiges, und er wäre der Mann dazu.

9.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon

der

neuesten Zeit und Literatur.

Neuntes Heft.

Garten- und Blumenvereine bis Griechenland.

Jedes Heft kostet

auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 20sten November 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 350. —— 15. Dezember 1832.

Abendunterhaltungen.

Aus den Papieren eines alten Diplomaten.

(Beschluß aus Nr. 349.)

Wir mußten Harry alle zugestehen, daß sich in Napoleon von jener sittlichen Größe, von jener Erhabenheit der Seele, die sich unauflöslich, auf Tod und Leben mit Wahrheit und Pflicht verbindet, die das Interesse der Menschheit zu ihrem eignen macht, jede Lüge, jede Gemeinheit verachtet, jeder Gefahr die Stirne bietet, allen Mächten und Lockungen widersteht, die sie von der Sache der Freiheit, der Tugend, der Religion losreißen wollen, in der finstersten Lebensstunde ungetrübtes Vertrauen auf Gott bewahrt und immer bereit ist, auf dem Altare des Vaterlandes oder der Menschheit sich selbst zum Opfer zu bringen, keine Spur, kein Zug offenbare. Mit der Macht eines Gottes bekleidet, scheint der Gedanke, sie zur Einführung einer neuen, höhern Ordnung, zum Besten des Menschengeschlechts benutzen zu wollen, nie in seinem Geiste aufgegangen zu sein; der Geist der Uneigennützigkeit, der Menschenliebe, der Selbstverleugnung scheint in ihm keinen Augenblick den Dämon der Selbstsucht und der Ruhmsucht bekämpft zu haben. Nur im Glück, nur auf dem Gipfel irdischer Hoheit zeigt man recht aufrichtig, wie man es mit der Menschheit meint; leider waren aber Napoleons herrschende Leidenschaften schwer mit edler, sittlicher Größe zu vereinen. Diese ist zu einfach, zu weit von aller Prahlerei entfernt, geht mit zu viel Freudigkeit in die Interessen Anderer ein, um für den Zweck leben zu können, für welchen Napoleon lebte, nämlich für den, sich zu dem Gegenstande des Gesprächs, des Staunens und der Bewunderung zu machen. Allen Fürsten seiner Zeit fühlte sich der Gewaltige überlegen, den Glauben an Menschenwerth, der sein warnender Genius geworden sein würde, hatte er früh verloren, weil ein moralisch erkalteter Fürst erkältend auf alle seine Umgebungen, alle seine Diener einwirkt. So überließ er sich zügellos dem Reize der wetterleuchtenden Ideen, die ihn verführten, und setzte sich dadurch in die gefährliche Nothwendigkeit, dem Glanze und der falschen Größe, denen er so viel aufgeopfert hatte, immer neue Opfer zu bringen, um die schon gebrachten damit zu rechtfertigen.

Die intellectuelle Größe beruht auf jener großartigen Fähigkeit des Genius, durch welche die Seele, durchdrungen von der Liebe zum Wahren und zum Schönen, die Welt zu umfassen sucht, sich in den Himmel emporschwingt und in die Tiefe der Erde dringt, die Vergangenheit erforscht, die Gegenwart begreift, die Zukunft ahnet, die allgemeinen, Alles regelnden Gesetze der Natur entdeckt, die unzähligen Beziehungen und Verhältnisse der organischen Welt mit einander verknüpft und sich, emporschwingend über Alles, was endlich ist, eine ideale Vortrefflichkeit und Schönheit schafft. Dies ist die Größe des Denkers, des Dichters, des Künstlers, und zu dieser intellectuellen Größe hätte Napoleon sich als Gesetzgeber und Weltordner erheben können, wenn die Energie der Thatkraft sich nicht so despotisch seines ganzen Seins bemächtigt hätte. Auf diesem Schauplatze irdischer Größe ist er bewundernswürdig groß. Diese erhabene Geisteskraft, mit der er kühne und weitaussehende Pläne zu entwerfen und auszuführen, eine verwickelte Maschinerie von Mitteln, Kräften und Anordnungen zu erbauen, zu leiten und zu der Erreichung seiner Zwecke zu benutzen verstand, findet in der Geschichte fast nicht ihres Gleichen. Ein Mann, der sich selbst aus der Dunkelheit auf einen Thron erhob, der die Gestalt der Welt veränderte, der den Schrecken seines Namens über Reiche und Meere bis in ferne Welttheile sandte, dessen Wille gleich einem Ausspruche des Schicksals verkündet, gefürchtet und vollzogen wurde, dessen Vorzimmer Könige füllten, der die furchtbaren Schranken der Alpen niederbrach und eine Kunststraße aus ihnen machte, dessen Ruhm weit über die Grenzen civilisirter Länder bis in die Wüste des Arabers und die Steppe des Kosaken drang — ein Mann, der der Geschichte solche Erinnerungen zurückgelassen, beantwortet die Frage, ob er ein großer Mann gewesen sei, durch seine erhabene Thatkraft, noch ehe sie aufgeworfen ist.

Harry hatte unserm Gespräch, dessen Gang und Resultat ich eben niederschrieb, aufmerksam zugehört. Es scheint mir, sagte er endlich, doch noch einer ernsten Erwägung werth, ob er in dieser seiner Größe von Ihnen angewiesenen Sphäre wirklich den Rang einzunehmen verdient, den Sie ihm anweisen. Er war der größte Feldherr seiner Zeit; aber er verdankte auch nur seinem Schwert die Oberherrlichkeit, die er in Europa errang. Der Ruhm des Feldherrn genügte ihm nicht; als Stifter eines neuen Weltreiches wollte er seinen Ruhm be-

gründen und hat ihn dadurch verbleicht. Der Plan der Weltherrschaft, die er zu begründen strebte, war großartig, aber nicht neu; selbst der eitle und schwache Geist Ludwig XIV. hatte ihn schon zu fassen vermocht. Es kommt also nun blos darauf an, ob Napoleon die Fähigkeit besaß, diesen Entwurf durch neue und kühne Ideen zu fördern, die der Civilisation unsers Zeitalters angemessen und von außerordentlicher, intellectueller und sittlicher Kraft waren. Gab er der Gewalt neue Grundlagen, dem Glück des Bürgers neue Bürgschaften? Schuf er neue Bindemittel für unterworfene Nationen? Erfand oder bildete er mächtige Gemeininteressen, durch welche sein Reich zusammengehalten werden konnte? War er selbst von einem Geist belebt, der die alten Nationalneigungen ersetzen konnte? Fand er Ersatzmittel für jene gemeinen Werkzeuge der List, Gewalt und Bestechung, deren sich jeder Usurpator zu bedienen weiß? Nie, so weit die Erinnerungen der Geschichte reichen, bot die Welt einem Herrscher solche Materialien zur Verarbeitung dar, solche Mittel, durch welche Nationen umgeschaffen, eine neue Gewalt aufgebaut und eine neue Zeitrechnung eingeführt werden konnte, wie ihm. Entspricht nun Napoleons Größe dieser Lage der Welt und den Umständen? Finden wir nur Einen neuen Gedanken in seinen Mitteln zur Weltherrschaft? Bemächtigte er sich der Begeisterung seiner Zeitgenossen, dieses mächtigen Princips, wirksamer als Waffen und Politik, und verwandte er sie zu seinem Zweck? Was that er, als auf der schon gebneten Bahn fortschreiten, Gewalt und List in ihren gröbsten Formen gebrauchen? Wenden Sie mir nicht ein, daß der Regent oft gezwungen ist, sich verstellen zu müssen; zur Lüge und zur Heuchelei darf er doch, wie Napoleon es oft that, nie seine Zuflucht nehmen, wenn er auf seine moralische Würde Werth legt. Napoleon bewies selbst einen gemeinen Sinn, als er den Eigennutz für die einzige Triebfeder menschlicher Handlungen erklärte und sich mit dem Schwert in der einen und Bestechungen in der andern Hand für den Beherrscher des Zeitgeistes hielt. Die Kraft des sittlichen, des volksthümlichen und des häuslichen Gefühls hat er nie begriffen. Die kraftvollsten Elemente der Menschennatur fanden in seinen Vorstellungen von derselben kaum eine Stelle, und wie hätte er also eine dauernde Macht über das menschliche Geschlecht begründen können? Als Feldherr war Napoleon groß, kühn, selbst schöpferisch, außer dem Lager bewährte er Talent und Geist; aber er findet als Regent und Staatsmann Viele seines Gleichen in der Geschichte.

Zwei Umstände, fuhr Harry fort, haben viel dazu beigetragen, die entschiedene sittliche Misbilligung, mit der Napoleon beim Beginn des russischen Feldzuges in Europa, vorzüglich in Deutschland, betrachtet wurde, zu schwächen. Der erste ist, daß die gewaltsame Wegführung des Herzogs von Enghien vom badischen Gebiet gewissermaßen weiß geworden ist durch ein anderes Ereigniß unserer Zeit, das Europas Monarchen, die sich doch um ihres Interesses willen als zu einem großen Familienbunde vereint ansehen sollten, ungerügt gelassen haben. Ein deutscher Fürst wagte es, eine deutsche Fürstin aus einer deutschen Stadt gewaltsam entführen zu lassen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese Begebenheit hat damals auf das Volk einen tiefern Eindruck gemacht, als die Fürsten ahneten. Es fühlte, daß kein Monarch in Europa mehr das Recht hatte, Napoleon jene Wegführung des Herzogs von Enghien zum Vorwurf zu machen, da die Gefangennehmung dieses Prinzen — ich rede nicht von seinem Tode — federleicht wiegt, wenn man sie mit der der Herzogin von * vergleicht. Man glaube auch nicht, daß solche Erinnerungen im Volke untergehen, sie pflanzen sich vom Vater auf den Sohn fort. Dann wirft auch das Mitgefühl über Napoleons auf St.-Helena erduldete Leiden einen Schleier über seine Verbrechen. Gewiß ist es, daß er dort mit einer nicht zu entschuldigenden Härte behandelt worden ist. Nicht blos Religion und Menschlichkeit, Selbstachtung schon verbietet uns, einem gefallenen Feinde irgend einen unnützen Schmerz zu verursachen. Männer mußten es kleinlich finden, daß die britische Regierung einen Gefangenen wie Napoleon damit quälte, ihm einen Titel zu versagen, den alle Monarchen Europas anerkannt hatten, und die Frauen, deren Einfluß auf die öffentliche Meinung nicht zu berechnen ist, weinten dem Gefangenen bittere Thränen, als sie erfuhren, daß Hudson Lowe's verächtliche, rohe, ihn auf ewig brandmarkende Grausamkeit dem Kaiser der Franzosen in seiner letzten schmerzensreichen Krankheit die Erquickung eines kühlen Trunkes versagte; daß Napoleon, der nur mit Süßholz versetztes Wasser zum Getränk hatte, vergebens nach einigen Apfelsinen zur Labung schmachtete, und Lowe ihm endlich statt derselben zwei bittere, ungenießbare Pomeranzen sandte. Ein schärferer Gegensatz zu dem Glanze seines Kaiserthrones kann wol nicht leicht aufgefunden werden. Es ist aber Schwäche, wenn das sittliche Gefühl, das ernst-schwere Urtheil, mit dem wir Napoleons Laufbahn erwägen müssen, von dem Mitleid über die Schmerzen, mit denen sie schloß, bestochen und eingeschläfert werden. Napoleons Geschichte ist zu ernst, die Verbrechen, deren Humanität und Freiheit ihn anklagen, sind zu schreiend, um an seinem Grabe sentimental trauern zu dürfen. Die übrigen Monarchen haben sich übrigens in der öffentlichen Meinung, nicht sowol der Gebildeten als der des Volkes, unsäglichen Schaden dadurch gethan, daß sie in Napoleon nach seinem Fall den von ihnen als ihres Gleichen, als Kaiser anerkannten Monarchen äußerlich nicht mehr geehrt haben. Die Völker waren Zeuge gewesen, wie sie sich vor ihm gebeugt hatten; sie mußten ihn daher auch nach seinem Falle auf seiner Standeshöhe erhalten, wenn sie als seine Besieger unermeßlich in der öffentlichen Meinung zu steigen begehrten; statt dessen warfen sie ihn als Emporkömmling in das Volk zurück und bedachten nicht, daß dieses sich dadurch als seines Gleichen ansehen und fühlen lernte, und es nie wieder vergessen wird, daß es alle Monarchen vor ihm, dem aus seiner Mitte Emporgekommenen, und ihn, dem so unweise dem Volke

Zurückgegebenen klein gesehen hatte. Der Glanz des Thrones, der Schimmer der Repräsentation hatte Napoleon durch eine unermeßliche Kluft von dem Volk geschieden, und hätten die Monarchen ihren Vortheil verstanden, so hätten sie den Besiegten, in einem goldenen Käfig kniend, von Fürsten bedienen lassen sollen. Sie hätten sich dadurch vielleicht noch auf ein Jahrhundert den Rang und das Ansehen von Halbgöttern bei dem Volk gesichert.

Noch eine andere Erscheinung, sagte N., hat dem Respect des Volkes vor der Persönlichkeit der Monarchen unendlich geschadet, die des entthronten Königs von Schweden. Wenn Bürger, Handwerksleute und Bauern einen König in den jämmerlichsten Kneipen ohne alles Gefolge, ohne alle Bedienung absteigen sehen; sehen, wie er sich selbst seine Stiefeln putzt, und sich dann sagen: unser Fürst ist doch nur seines Gleichen, und dieser bleibt, wenngleich entthront, doch immer ein legitimer König, so streut das mehr revolutionnairen Samen aus, entwürdigt die Majestät beim Volke mehr als tausend demagogische Flugschriften. — — — — — — Es muß die Begriffe des Volkes verwirren, einen König in solcher Lage von Land zu Land hülflos wandern zu sehen. 127.

Eingesandt.

In Nr. 327 u. 328 d. Bl. wird die in Erfurt erschienene Biographie des verstorbenen preußischen Finanzministers von Motz recensirt und dem Biographen — wol nicht mit Unrecht — die zu panegyrisch gehaltene Lebens- und Charakterschilderung des Verstorbenen zum Vorwurf gemacht. Der Recensent aber — der sich selbst als dem edeln von Motz näher befreundet bezeichnet — findet sich durch diese „Lobhudelei" veranlaßt, der Biographie einige berichtigende Scholien hinzuzufügen, die großentheils von der Art sind, daß sie die Richtigkeit der ebengedachten Bezeichnung des Verfassers möchten bezweifeln lassen und ihrerseits vielmehr im Interesse des Verstorbenen einer Berichtigung bedürfen.

Mag die schwülstige Schilderung der von Motz'schen Studienjahre — die Auscultatur miteingerechnet — den Tadel verdienen, welchen der Recensent darüber ausspricht; welches Interesse kann es für das größere Publicum haben, aus dem Munde eines dem Verstorbenen näher Befreundeten, dies dahin berichtigt zu sehen, daß von Motz's Vater mit der Zeitanwendung seines Sohnes während der Universitätsjahre sehr unzufrieden gewesen? Zu welchem Ende wird Hrn. von Motz vorgeworfen, daß er nicht zu denjenigen ständischen Abgeordneten gehört habe, welche zur Vervollkommnung der Gesetzgebung im damaligen Königreich Westfalen thätig gewesen seien (ein Unglück, welches er übrigens mit der sehr überwiegenden Mehrzahl seiner damaligen Collegen getheilt haben würde), ja, daß ihm die trefflichen Arbeiten der für einzelne Aufgaben gewählten Ausschüsse unbekannt geblieben seien, während ihm doch eine Spalte weiter als ein besonderes Verdienst nachgerühmt wird, daß er beim Gouvernement zu Halberstadt westfälische Institutionen (die er hiernach doch kennen mußte) wider die Altpreußen vertreten habe.

Aus von Motz's Verwaltung des Regierungspräsidiums zu Erfurt bemerkt der Recensent, daß er von dort an seine und seiner Lieblinge (?) Dienstleistungen überschätzt, daß sich der Mangel des Wissens, der Mangel an Geschäftserfahrung, die Vorliebe für schnell aufgefaßte Meinungen gerächt, daß er in Sach- und Personbeurtheilung nicht selten fehlgegriffen habe. Aber für alle diese strengen Vorwürfe bleibt der „Freund des Verstorbenen" eine jede nähere Bezeichnung oder auch nur Andeutung darüber schuldig, wo und wie sich denn so arge Mangelhaftigkeiten offenbart haben sollen; und unerklärlich würde es bleiben, wie dessenungeachtet die vorgesetzten Behörden so mit Blindheit geschlagen sein konnten, diesen Mann nach dem Rücktritt des Grafen von Keller zum Chefpräsidenten der erfurter Regierung, dann zum Oberpräsidenten der Provinz Sachsen in Vorschlag zu bringen. „Er wandte", fährt der Rec. fort, „seine Vorliebe der Beförderung der Volksbildung zu; daß diese in unzertrennlicher Wechselwirkung stehe mit höherer Bildung für Wissenschaft und Kunst, wurde von ihm verneint, da er dieser Bildung entfremdet blieb u. s. w." Was unter von Motz's Verwaltung im erfurter Regierungsbezirk sowol für die Verbesserung der Elementarschulen als für die Verbesserung der vorhandenen Gymnasien geschehen ist, weist die Biographie im Einzelnen nach und beruft sich hierbei auf das Zeugniß des für eben jenen Zweck noch jetzt rastlos und in einem erweiterten Dienstkreise fortwirkenden Regierungs- und Schulraths Hahn zu Magdeburg. Daß von Motz die Wechselwirkung der höhern Bildung auf die Volksbildung verkannt haben sollte, widerlegt sich schon durch die gleiche Sorgfalt, die er in dem damaligen Wirkungskreise der einen wie der andern widmete; wol aber mag er der Meinung gewesen sein, daß die Volksschule ihren Zweck überbieten und eben dadurch verfehlen müsse, wenn man unmittelbar durch sie auf Verbreitung gelehrter Bildung hinwirken wolle.

Was aber die freundschaftliche Insinuation betrifft, daß Hr. von Motz der höhern Bildung für Wissenschaft und Kunst entfremdet geblieben sei, so möchte die Frage erlaubt sein, was der „näher Befreundete" hierunter eigentlich verstehe? Daß und wie Hr. von Motz seine akademischen Studien absolvirt und die vorschriftsmäßigen Examina bestanden habe, ist aus der Biographie des Breitern zu ersehen; daß er sich dessenungeachtet in einiger Verlegenheit befunden haben würde, wenn er als Präsident oder als Minister sich noch auf Doctordisputationen in der Sprache des classischen Alterthums hätte einlassen sollen, mag gern eingeräumt, auch darüber hinaus noch zugestanden werden, daß er überall mehr durch angeborenes Talent, durch Energie des Charakters und Willens und durch eine ungemein praktische Auffassung der ihm in seinen verschiedenen Berufskreisen gestellten Aufgaben als durch Tiefe und Umfang erlernten Wissens sich ausgezeichnet habe.

Dennoch war auch dieses positiven Wissens reichlich und genug in ihm, um sich, wenn er darauf Werth gelegt hätte, als einen wissenschaftlich hoch und vielseitig gebildeten Staatsmann gefeiert zu sehen. Aber eben weil er hierauf keinen Werth legte, weil er die große Kunst der vornehmthuenden Zurückhaltung und des bedeutsamen Schweigens nicht kannte, sondern wo es ihm auf Belehrung ankam, lieber gleich von vorn herein und frei von jedem Beamtenstolz seine Unwissenheit bekannte; endlich und hauptsächlich, weil er oft und laut die ketzerische Meinung aussprach, daß die vorzugsweise und fast ausschließliche Richtung und Begründung unserer Jugendbildung auf das Studium der alten Sprachen vom Uebel sei — darum möchten die Herren Professoren (denn der „näher Befreundete" hat hierin schon einen Vorgänger gehabt) ihn jetzt noch im Grabe als einen Unwissenden verschreien. Möge Preußen nur viele so unwissende Präsidenten und Minister haben als Herr von Motz es war, so werden König und Volk schon dabei bestehen können und sich keine gelehrtern wünschen.

Ueber die ministerielle Wirksamkeit des Herrn von Motz scheint der Recensent seine Nachrichten aus ziemlich unzuverlässigen Quellen geschöpft zu haben. Dem Minister wird vorgeworfen, daß er, im Glück sich überhebend, den Grundsatz habe durchführen wollen, daß als Behörde nicht ein Finanzministerium, sondern nur ein Finanzminister existire; aber dazu bedurfte es keines Glücks und keines Durchführens, da dieser Grundsatz lange vor Herrn von Motz's Uebernahme des Portefeuilles in dem Sinne feststand, daß die Räthe nicht blos im

Finanzministerium, sondern in allen Ministerien überall nur eine berathende, der Minister allein eine entscheidende Stimme hat. Der Recensent verweist seine Leser ferner auf die oft eigenwillig erscheinende Niederschlagung von Pachtrückständen, auf die Verleihung von Domainenpachten an Unqualificirte, auf Vernachlässigung gesetzlicher Formen bei den Domainenverkäufen. Aber das Alles sind Vorwürfe, die nachgewiesen werden müßten, und auf welche man doch nicht als auf etwas schon Feststehendes freundschaftlich verweisen kann. Getadelt wird ferner, daß er sein Ministerium nicht durch neue Gesetze verherrlicht habe. Aber werden denn neue Gesetze nur darum gemacht, damit neue Minister sich durch sie verherrlichen? Wie nun, wenn der Verstorbene, der vor seinem Eintritt ins Ministerium vielleicht anders geurtheilt haben mag, nach näherer Orientirung von dem neuen höhern Standpunkte aus sich überzeugt hätte, daß die vorgefundenen Gesetze so gar übel nicht seien, und daß es nur auf deren verständige, kräftige und besonnene Ausführung und auf theilweise legislative Nachhülfe ankomme, um auf diesem Wege die Zwecke, derentwegen die Gesetze gegeben waren, zu erreichen: verdient es dann Lob oder Tadel, daß er auf die Verherrlichung seines Ministeriums durch neue allgemeine Gesetze verzichtete? An „näher Befreundeten" wenigstens, die nur des Winkes harrten, um mit der ihnen beiwohnenden vielseitigen wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung die „dem Minister abgehende höhere Fähigkeit für die Gesetzgebung" hülfreich zu ergänzen, fehlte es damals wahrlich nicht. Wer dem Herrn Recensenten die wahrhaft abenteuerliche Nachricht mitgetheilt haben kann, daß der Minister „eine Zeitlang ernstlich darauf hingearbeitet habe, die herrlichen Domainen der Provinz Sachsen zu verkaufen und für den Erlös in der Provinz Preußen und Posen adelige Güter wiederzukaufen", ist in der That kaum zu errathen. Vielleicht bezieht sich diese apokryphe Angabe auf ein in den Jahren 1828 oder 1829 zur Sprache gebrachtes (keineswegs aber vom Minister ausgegangenes) Project zu einer Actiengesellschaft behufs Erwerbung der in Sequestration der Landschaft befindlichen Güter in Ostpreußen; und allerdings hätten, wenn die Sache überall ausführbar gewesen wäre, selbst finanzielle Gründe obwalten können, um eine Theilnahme der Staatsfonds an einer solchen Unternehmung zu motiviren.

Das Project ist aber, so viel bekannt, niemals auch nur zu einer ernstlichen Erörterung gediehen, und von einem Verkaufe der sächsischen Domainen für diesen Zweck ist niemals auch nur im entferntesten die Rede gewesen. Woher der Recensent die Nachricht hat, daß der Minister durch den Ankauf der Herrschaft Keino im Posenschen gehofft habe, zum reichen Manne zu werden, ist unerklärlich; gewiß schwebte ihm daneben und zunächst noch eine höhere, mit seiner Stellung als Staatsbeamter in naher Verbindung stehende Idee vor, welche sich in den großartigen Meliorationen der im verfallensten Zustande erkauften Besitzungen und in der sofortigen gütlichen und billigen Regulirung der Dienst- und Zinsverhältnisse in den dazu gehörigen Bauerdörfern genugsam zu Tage legt. Gewiß ist ferner, daß bei Herrn von Motz's plötzlichem Hintritte dessen Familie sich wegen des bedeutenden in jene Güter mitverwendeten fremden Capitals schwerlich in dem Besitz jener Herrschaft hätte erhalten können, und mit um so aufrichtigerm Dank hat sie es daher erkannt, daß des Königs Majestät die Herrschaft nach dem wahren, schon jetzt sich angemessen verzinsenden Werth zu den Staatsdomainen ankaufen zu lassen befohlen und so von der Familie einen, bei anderweitem Verkauf der Güter wol möglichen, selbst wahrscheinlichen Verlust abgewendet hat. Ueber die Art und Weise aber, wie der Recensent auch in diesem Punkte des Verstorbenen erwähnt, finden wir schließlich — manches Andere übergehend, dessen nähere Erörterung die Dienstpflicht verbietet — noch Folgendes zu sagen: Der Recensent urtheilt über den Verf. der Biographie, daß er es mit Gott, König und Vaterland (die eigentlich hier wol außer Frage stehen) und mit dem Manne, dessen Leben er schilderte, gut gemeint, dem Letztern aber durch den panegyrischen Ton seines Buches viel Leid zugefügt habe. Wir wissen nicht, ob Ersteres in gleichem Maße von dem „näher Befreundeten" zu rühmen sei; möglich aber auch, daß nur die der menschlichen und insbesondere der Recensentennatur eigne Liebe zu Gegensätzen ihn veranlaßt hat, seinen Schelten eine ganz andere Färbung zu geben und eben hiedurch die Richtigkeit der dem Verf. gestellten Prophezeihung zu bethätigen. Sei dem aber, wie ihm wolle, so mögen die geehrten Leser es schon entschuldigen, wenn nun ein Dritter, der nach solchem Vorgange sich kaum als einen „näher Befreundeten" des edeln und hochverdienten von Motz zu bezeichnen wagt, für seine Pflicht hielt, dem obbezweckten oder nicht bezweckten ungünstigen Eindruck entgegenzuwirken, den die Recension eines vielleicht nur mittelmäßigen Werkes auch über den Gegenstand desselben zu verbreiten geeignet sein könnte.

Notizen.

Genaueste Bekanntschaft!

Ein berühmter Reisender besuchte auf seinen Wanderungen dereinst einen Karaibenstamm. Er fragt einen der civilisirtern Menschenfresser in französischer Sprache, ob er den und den unter sein Volk gekommenen Missionair gekannt habe, der, ohne Spur von seinem Schicksale zu hinterlassen, für seine europäisch-christlichen Mitbrüder verschwunden sei. Es erfolgte die höchst originelle Antwort: „Eh mon dieu! je l'ai assez bien connu; j'en ai mangé."

Der ehemalige Chef des Generalstabs der polnischen Armee, General Prondzinski, welcher als Staatsgefangener in einer Festung unweit Petersburg sitzt, soll von dem Kaiser von Rußland den Auftrag erhalten haben, die Geschichte des polnischen Freiheitskampfes, zur alleinigen Benutzung und Einsicht Se. Majestät (und also wol in keinem Falle für den Druck), zu schreiben.

Eugène de Prabel improvisirte unlängst im Théâtre de la gaîté in Paris unter Begleitung der Posaune seine vierhundertdreiundreißigste Tragödie. Der aus dem Hut gezogene Stoff war die Ermordung Heinrich III. durch Jaques Clément. Das Publicum bezeigte sich sehr zufrieden, und die Journale erwähnen als etwas Bemerkenswerthes: der Improvisator habe diesmal kein Zuckerwasser dabei getrunken.

Die Société phrénologique in Paris hat am 23. August ihre zweite öffentliche Jahressitzung im Saale Saint-Jean des Hôtel de ville gehalten. Sie war auf den 22., als den Todestag Gall's, anberaumt gewesen, konnte aber an diesem Tage wegen eines Mißverständnisses mit dem Seinepräfecten, der über das Local zu schalten hat, nicht vor sich gehen und wurde durch Hrn. Las Cases Sohn mit einem Vortrage über die Phrenologie in Bezug auf Politik eröffnet. Der von dem Secretair der Gesellschaft, Hrn. Casimir Broussais, über ihre Jahresarbeiten erstattete Bericht zog die Aufmerksamkeit des Publicums in nicht geringem Grade an. Man ging zuletzt zur Correspondenz über und theilte einige Bruchstücke aus Briefen des Hrn. George Combe, Präsidenten der edinburger phrenologischen Gesellschaft, mit, dessen in England sehr gutaufgenommene „Elements of phrenology" und „System of phrenology" ins Französische übersetzt werden sollen. Als Preisaufgabe für das nächste Jahr beschließt die Gesellschaft zuletzt eine Lobrede auf Gall. 158.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 351. — 16. Dezember 1832.

Leben und Werke des dänischen Bildhauers Bertel Thorwaldsen, dargestellt von J. M. Thiele. Erster Theil. Mit 80 Kupfertafeln und einem Facsimile. Leipzig, Brockhaus. 1832. Royalfolio. 20 Thlr.

Wenn das Jahrhundert, in welchem wir leben, in den Fluten der Folgezeit untergesunken und von seinen Werken und Bestrebungen, außer den großen Blättern der Geschichte und nächst den Nachwirkungen, die es, so Gott hilft, in den Verfassungen und Ordnungen der Völker zurückläßt, als die unmittelbarsten Rechte der Vergangenheit Dasjenige, was die bildenden Künste Außerordentliches erzeugt haben, übrig sein wird, dann wird man, ob indessen Malerei und Bildhauerkunst dem angebahnten Ziele mit glücklichen Erfolgen nachgestrebt, oder ob sie wiederum zu Manier, Effectsucht und Gemeinheit Rückschritte gethan haben, von dem Anfange des 19. Jahrhunderts als einem der merkwürdigsten Wende- oder Höhenpunkte beider Kunstdarstellungsweisen sprechen. Doch von beiden in verschiedener Art. Die Malerei nämlich ist auf gleichem Wege in mehren verwandten Geistern zum Bewußtsein ihrer wahren Bestimmung und ihres tiefern Wesens gelangt, und es dürfte schwer fallen, unter den ausgezeichneten Malern, welche um dieselbe Zeit, erst in Wien, dann in Rom und Perugia, an der Hand des geschichtlichen Studiums nach der wahren und innigen Versöhnung zwischen Gemüth und Natur, Idee und Leben, Phantasie und Wahrheit gerungen haben, den Einzelnen herauszugreifen, der alle Eigenschaften, welche die Kunstvollendung fodert, sowol der Erfindung als der Darstellung, und wiederum in jener die Gabe des kräftigen wie des zarten Styls, der reichen wie der lebendigen Production, in dieser die Genialität und Richtigkeit der Zeichnung, die Kraft, den Schmelz und die Wahrheit des Colorits so vor den übrigen als gleiche Vorzüge voraus besäße, daß man in seinem Namen den Charakter der Zeit, die Richtung des Ganzen concentrirt nennen könnte. Wie nun nach ihrem eigenthümlichen Talent und Verdienste, womit sie sich von verschiedenen Seiten in die Verwirklichung der Tendenz und Art der neuern Malerei theilen, Overbeck, Koch, die beiden Vogel, Cornelius, Veit, Schadow, Führig, nicht zu vergessen den früh verblichenen Scheffer u. A., nebeneinander den Ruhm der neuen Malerkunst genießen: so redet man, wenn man vom Ganzen reden will, nicht von Diesem oder Dem, sondern von der neuen oder romantischen Schule, auf deren weitem Gebiete sich aber hinwiederum einzelne Schulen hervorgebildet haben, wie namentlich die münchner unter Cornelius, Schnorr und Heß, die düsseldorfer unter Wilhelm Schadow. Dagegen wird die Plastik der gegenwärtigen Zeit, wenn man sie Demjenigen, was im vorigen Jahrhundert und noch früher geleistet wurde, entgegenstellen und mit dem Geist, Geschmack und Styl der Antike in Vergleichung setzen will, wol nach dem einstimmigen Urtheil unserer Zeitgenossen in Einem Manne, in Thorwaldsen, repräsentirt. Denn Jene, die schon vor ihm einen Namen hatten, Canova, Dannecker, Schadow, Ohmacht, Scheffauer u. s. f., sind theils durch die Grenzen ihres Talents oder durch Mangel an gleicher Begünstigung der Verhältnisse zu dieser unbestrittenen Höhe der Meisterschaft nicht emporgedrungen, sondern entweder in einem beschränktern Kreise der Productivität, oder erst bei den Anfängen des tiefern Studiums der Natur und Antike, oder in den Fesseln früherer, zumal der französischen Schulen, die ihnen gerade an der reinplastischen Auffassung und durchaus wahren Darstellung hinderlich sein mußten, zurückgeblieben. Auch von den jüngern berühmten Meistern ist ihm keiner an Reichthum, Innigkeit, Größe der Ideen gleich, noch in der plastischen Ausführung zuvorgekommen; wiewol es ungerecht wäre, Männern wie Wagner, Eberhard, Tieck, Rauch, Schwanthaler von ihrem verdienten Ruhme etwas abzubrechen und sie durch Zusammenstellung mit Thorwaldsen in einen Schatten rücken zu wollen.

Es war längst ein Bedürfniß, über Thorwaldsen ein Mehres und Zuverlässiges unter das Publicum zu bringen, da man bisher nur Weniges über sein Leben gewußt, und auch dieses Wenige nur im Gewande der Fabel empfangen hatte. Auch von seinen künstlerischen Werken ist zwar hier und dort eine Abbildung erschienen, und sind mehre Sammlungen von Stichen oder Umrissen nach denselben angefangen worden; aber keines dieser Unternehmen ist zur gewünschten Vollständigkeit gediehen, wie trefflich auch einzelne derselben sich herausgehoben haben, z. B. der von Bettelini und Marchetti gestochene Alexanderzug nach den Zeichnungen von Overbeck, die Statuen des Christus und der Apostel, in großem Format von Bettelini u. A. in Rom gestochen und daselbst herausgegeben. Indessen

war der Entschluß zu einem das gesammte Leben und Wirken des großen Künstlers umfassenden Werke von einem Manne gefaßt worden, dem Talent, Gelehrsamkeit und Muth verliehen ist, das begonnene Werk so richtig als geschmackvoll durchzuführen. Professor Thiele in Kopenhagen, Secretair der dortigen Akademie der bildenden Künste und der großen königlichen Bibliothek, hat Italien mehre Male besucht. Der persönliche Umgang mit seinem gefeierten Landsmann und dessen Freunden und Schülern, der unausgesetzte Besuch seiner Studien und die gründliche sowol als gemüthliche Anschauung sämmtlicher plastischen Werke Thorwaldsen's, wie dieselben theils in Marmor ausgeführt, theils in Gypsmodellen und Abgüssen in seinen geräumigen Studien dargeboten sind, haben den Verf. in den Stand gesetzt, Dasjenige zu vollenden, wozu sowol eigne innere Befähigung und patriotisches Interesse als die Gelegenheiten seiner Anstellung die erste Anregung gegeben haben mochten. Wir erfahren aus dem Vorwort, wozu der Text des Buches und die im Anhange zusammengedruckten Bemerkungen genügende Belege liefern, daß Hr. Thiele sich so viel als möglich mit Allem, was bis jetzt über Thorwaldsen theils in besondern Schriften, Abhandlungen und Aufsätzen, theils gelegentlich geschrieben und geurtheilt worden war, bekanntgemacht hat, wohin vornehmlich die Schriften der Frau Friederike Brun, geb. Münter, und eine Reihe interessanter Correspondenzen und Darstellungen in den frühern Jahrgängen des „Morgenblatts" und in dem später erschienenen, von Schorn redigirten „Kunstblatt" gehören. Ferner standen seinem forschbegierigen Sinne die im Archiv der Akademie der schönen Künste zu Kopenhagen niedergelegten Briefe und Berichte Thorwaldsen's u. A., die seiner Persönlichkeit und seines künstlerischen Schaffens Erwähnung thun, sowie der frühesten Protokolle und Kunden über seine akademische Lernzeit und seine ersten plastischen Leistungen zu Gebote; auch über die so merkwürdige als langweilige Seereise des Künstlers von Kopenhagen nach Neapel im Jahr 1796 wurde dem Verf. von der königlichen Admiralität der Bericht des dänischen Capitains Fischer von der Fahrt der Fregatte Thetis anvertraut. Außerdem hatte er sich mit Thorwaldsen und dessen nächsten römischen Umgebungen in unmittelbare Correspondenz gesetzt, um seine Angaben so vollständig, genau und zusammenhängend als immer möglich zu liefern.

Bei diesen Vorarbeiten war vorzüglich das Augenmerk des Verf. darauf gerichtet, nicht nur keines der plastischen Erzeugnisse Thorwaldsen's zu übergehen, sondern auch die chronologische Ordnung des Ursprungs herzustellen: eine Aufgabe, welche, mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden, dennoch glücklich gelöst worden ist, aber auch nur gelöst durch den außerordentlichen Fleiß und die unermüdliche Umsicht, Nachfrage und Forschung desselben. Ferner hat es ihm gefallen, die Beschreibung der Werke mit der Erzählung des Lebens und der Schicksale Thorwaldsen's so zu verflechten, daß von jedem Jahre zuerst das Biographische angegeben ist, und sofort die in diesen Zeitraum der Entstehung fallenden Kunstwerke aufgezählt und geschildert werden. Es dient diese Anlage des Ganzen allerdings dazu, das Bild des Künstlers mit der Geschichte des Menschen allmälig sich entfalten, ausbreiten, erstarken und reifen zu sehen, und das Interesse des Lesers an Beidem steigt wechselsweise, indem eines durch das andere verständlicher und anziehender wird. Von jedem Kunstwerke, dessen Abbildung eine Kupfertafel gibt, wird nicht allein eine nähere Beschreibung und Erklärung seiner mythologischen oder geschichtlichen Beziehungen ertheilt, sondern gewöhnlich auch über die allmälige Entstehung, die spätere Ausführung, die verschiedenen Schicksale, Veränderungen, Nachbildungen eines Basreliefs oder runden Bildwerks Rechenschaft gegeben. An vielen Orten trägt der Verf. in den Anmerkungen die Urtheile der Kritik, und nicht immer eben blos die beifälligen und bewundernden, nach, wiefern auch solche mit in die Geschichte eines Kunstwerkes hereingehören. Der erste Band geht bis zum Jahr 1812 und enthält somit schon die Zeit, in welcher der Name Thorwaldsen neben den von Canova gesetzt und von allen Nationen gefeiert wurde. Die Darstellung seines stillen Lebens und seines anspruchslosen Charakters bildet den schönsten Rahmen zu dem Totalbilde seiner ausgezeichneten künstlerischen Thätigkeit und Ehre. Es werden, um den Gegenstand der Darstellung recht herauszuheben, viele Anekdoten und einzelne Züge aus dem Leben des Meisters beigebracht, einsylbige Antworten, in denen die ganze Größe des Genies und der Gesinnung liegt, stumme Aeußerungen, welche die innere Sprache des Geistes oft am besten belauschen lassen. So rundet sich das Einzelne zum imponirenden Ganzen, denn nichts ist zufällig und unwesentlich an einem großen Menschen.

In der ersten Sammlung von 80 Kupfertafeln werden mehre schon in Dänemark gefertigte Arbeiten, zuerst die mit den Preisen der Akademie gekrönten Werke, gegeben. Unter den römischen sind hier vornehmlich zu zählen: die Statue des Jason, welcher Thorwaldsen den Anfang seines weitverbreiteten Ruhmes, seines bleibenden Aufenthaltes in Rom und seiner übrigen Glücksumstände mittels ihres kunstsinnigen Bestellers, des Banquiers Hope in London, verdankte; das herrliche Basrelief mit Apoll, den Musen und den Grazien; die vier christlichen Basreliefs zu den vier Seiten eines Taufsteines; die Homerischen Basreliefs; Mars; Adonis; der Alexanderzug. Die Blätter sind meist nach den Originalen in Rom und Kopenhagen sorgfältig umrissen und brav gestochen. Ausgezeichnet schön ist aber auch die typographische Ausstattung des Werkes, welche es zu einer der ersten Zierden jeder Kunstsammlung und Bibliothek machen dürfte. Möge die Unternehmung den verdienten Beifall von Seiten des Publicums, den wünschenswerthen Fortgang zur Vollendung von Seiten der Unternehmer finden, welchen, wie dem großen Künstler, sie zur Ehre gereicht.*) 46.

*) Von der dänischen Ausgabe ist soeben in Kopenhagen der zweite Theil erschienen, den die Verlagshandlung im nächsten Jahr zu liefern gedenkt. D. Red.

1. Lafayette und die Revolution von 1830 von Sarrans dem Jüngern. Geschichte der Ereignisse und der Männer vom Juli. Aus dem Französischen. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 12. Preis für beide Bände 2 Thlr. 16 Gr.

2. Lafayette und die Revolution von 1830 von Sarrans dem Jüngern. Geschichte der Dinge und Menschen des Julius. Aus dem Französischen. Stuttgart, Metzler. 1832. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Es ist in einer mehr und mehr demokratisch sich gestaltenden Zeit etwas Auffallendes, daß eine einzelne Persönlichkeit so viel gerechte Ansprüche auf besondere Aufmerksamkeit machen kann, als die Lafayette's. Es handelt sich in ihr um körperlose Begriffe; sie sind die Regenten des Tages, des Volkes, der Geschichte; in der entwickelten Demokratie verschwinden mehr und mehr die individuellen Physiognomien, die Personen werden Ausdrücke der herrschenden Ideen, sie werden Münzen. So weit ist aber die Welt zum Trost des Romantikers, der jene verwischte, charakterlose Zeit fürchtet, noch nicht; es braucht die Zeit noch Personen, welche das Bündel Gutes aus der Vergangenheit über die schmalen, Gefahr drohenden Balken des brausenden Stroms der Gegenwart für die nächste Zukunft retten, und es ragen noch Gestalten aus dem Beginn dieser tödtenden Zeit mit schneeweißen Häuptern über die Menge. Es sind die Pyramidenspitzen, die wir tröstend aus ferner, trostloser Wüste wegweisend sich erheben sehen. Solch ein Mann, der schon zur Zeit des beginnenden Kampfes, wo die Person noch Alles gilt, stark und ehern aufgetreten und bis zu dem heutigen Tage unwandelbar fortgeschritten, ist Lafayette. Er hat die Persönlichkeit durch ein starkes Herz zu einem einigen Wesen mit dem Begriffe gezwungen, er ist selbst zum Begriffe, zur großen demokratischen Idee geworden; darum ist seine persönliche Geschichte die des Demokratismus, darum ist sein Leben neuere Weltgeschichte.

Viele einzelne Data von diesem „Helden beider Welten" begegnen uns an allen Orten; seine ganze politische Laufbahn wird uns hier geboten von dem Augenblicke an, wo der junge brausende Marquis zu sprechen und zu kämpfen anfängt, bis er als alter Lafayette auf dem Stadthause Frankreichs Loos in der Hand hält. Der Parteihaß wird ihn zwar noch lange besudeln, aber der edle Factionist kann nur seine Richtung, nur die Bosheit oder der Unverstand kann sein Thun angreifen. Es ist zwar nicht lange her, daß eine reiche adelige Dame mir beiläufig versicherte, der alte Lafayette sei ein Schurke; aber adelige Damen haben andere Interessen als die Welt, und der Marquis mochte viel Theil am adeligen Zorne haben. Ich habe die Dame gebeten, dem Lafayette von den tausend Privathandlungen, die von ihm zum Wohl der Menschen ausgehen und gar keinen Beigeschmack der verhaßten Politik haben, nur eine nachzuthun, und ich wollte für jede einzelne eine ganze Stunde ihr historisches Raisonnement anhören; sie hat mich aber einen Plebejer genannt, und ich habe nichts mehr von ihr gehört.

Sarrans der Jüngere, Lafayette's Adjutant und Freund, gibt jetzt zu einer Zeit, wo Ludwig Philipps Thron nicht eben fest zu stehen scheint, das ganze Leben Lafayette's und besonders Data aus den Julitagen, die dem Hause Orleans wenig ersprießlich sein dürften. Ich will die Hauptumrisse des Buches dem Leser geben:

Lafayette wird den 6. Sept. 1757 geboren, seine Familie ist bei Hofe wohl angesehen und gehört zum besten Adel. Im sechszehnten Jahre heirathet er die Tochter des Herzogs von Ayen, das Fräulein von Noailles, die später so berühmt wird durch ihre vortrefflichen Eigenschaften. Früh ekelt ihn der Hof an, er schlägt die Einladungen dahin aus und folgt 1777 dem ersten Freiheitsrufe aus Amerika, alle Hindernisse des französischen Hofes überspringend. Er ficht dort mit großer Tapferkeit und wird bei seiner ersten Rückkehr in Frankreich mit Enthusiasmus aufgenommen. Noch einmal geht er nach Amerika, um sich Ruhm und Wunden zu holen, kehrt wieder zurück, aber sein Eifer für die neue Freiheit läßt ihn nicht ruhen, er steigt zum dritten Male zu Schiff und bereist bei seiner Rückkehr die europäischen Höfe im Interesse Amerikas. Der neue Staat überträgt ihm wichtige Rollen bei den Friedensvermittelungen.

Unterdeß haben in Frankreich die drängenden Verhältnisse eine Versammlung der Notabeln nöthig gemacht; Lafayette allein verlangt die Zusammenberufung der Nationalversammlung und das Aufhören der Ständeabsonderung. Les états généraux treten auf; Lafayette gibt sein Programm der Menschenrechte. Er wird Oberbefehlshaber der Nationalgarde. Er bewahrt zwei Jahre lang die Ruhe von Paris und weist alle Würden und Auszeichnungen von sich, ein unbestechlicher Demokrat. Als Ludwig XVI. von seiner versuchten Flucht zurückgebracht wird und das gereizte Volk gegen den Palast dringt, ist es Lafayette, der ihn rettet und die Ruhe herstellt. Er widersetzt sich lebhaft dem Toben der Jakobiner und zieht sich eine Zeitlang zurück. Man gibt ihm ein Armeecorps von 50,000 Mann, er tritt in offenen Krieg mit den Jakobinern, wird öffentlich angeklagt, erscheint vor den Schranken und wird freigesprochen.

Jetzt will er nach Holland oder England gehen und wird in der Nähe von Lüttich von den Coalitionstruppen aufgehoben und in eine schwere Gefangenschaft nach Olmütz gebracht. Bei seiner Rückkehr ist der 18. Brumaire und der 18. Fructidor vorüber, Napoleon ist erster Consul und versucht es, Lafayette an sein Regime zu fesseln und ihn in den Senat zu bringen. Seine Freiheitsideen stimmen damit nicht überein, sie scheiden als gute Freunde, Lafayette geht nach seinem Landgute Lagrange und baut die Erde. 1815 nimmt er sich Napoleons an, um die Fremden außerhalb Frankreich zu sehen; als Napoleon niederlegt, bietet man ihm den Oberbefehl über die Nationalgarden an, er nimmt keine Stelle an, dringt aber eifrig auf die Proclamation der Kammer, selbständig zu bleiben, auf die Vertreibung der Alliirten. Bald darauf kehrt er auf sein Landgut zurück. Er wird Deputirter. 1824 tritt er die Reise nach Amerika an, der größte und reinste Triumph, den ein Mensch je gefeiert. Ein freies, gesundes, makelloses Volk empfängt ihn wie einen angebeteten Vater und trägt ihn auf den Händen. Er ist der ohne Weiteres l'homme Genannte der Nordamerikaner. Man lese, um alle Parteilichkeit abzuweisen, was die Amerikaner, namentlich Cooper, selbst darüber sagen, und man wird den Grad von Hochachtung ermessen, welcher ein so kühles, besonnenes, stolzes Volk zu solchem Enthusiasmus steigern konnte.

In der französischen Kammer spricht Lafayette unterdeß wie eine alte unversehrte Glocke unverändert seinen alten Ton der Freiheit fort, ob er auch noch so wenig Anklang finde. 1830 ist da; er reist nach Lyon und wird wie ein Triumphator empfangen. Damals begann eigentlich schon die Julirevolution, und man war schon im Begriffe, Lafayette verhaften zu lassen. Er geht wieder nach Lagrange. Der „Moniteur" vom 26. Juli findet ihn dort; er nimmt sogleich Postpferde und eilt nach Paris, wo die kräftigern Deputirten noch immer durch die Zaghaftigkeit Périer's, Guizot's, Sebastiani's, Bertin's de Baur, Dupin's ꝛc. abgehalten worden sind etwas zu thun. Zu ihm stürzen sogleich die polytechnischen Schüler, von ihm in den Kampf. Das Volk empfängt ihn jauchzend, als er mit Lafitte zuerst vor der Thür des Labbey de Pompières erscheint, wo eine neue Versammlung angekündigt ist. Lafayette erklärt nach Mauguin zuerst: es ist eine Revolution, es muß gehandelt werden; „er gebe Geld und Gut für die Bewegung her und schlage sein Hauptquartier im Stadthause oder an jedem andern vom Volke besetzten Punkte auf". Jetzt erst kommt Plan in die Vertheidigung, der lahme Greis besichtigt noch in der Nacht die Barrikaden, übernimmt am andern Tage das Obercommando und

wird auf den Armen der Streiter zum Stadthause getragen. Der Sieg wird errungen, es handelt sich um seine Benutzung. Laffitte steht an der Spitze der Orleanistischen Partei, er hat Boten nach Neuilly geschickt, und der Herzog von Orleans hat sich in einem Lusthause seines Parks versteckt gehalten, um „den Netzen von St.-Cloud zu entgehen". Auf Laffitte's Betrieb wird er von der Deputirtenkammer zum lieutenant général ernannt, er kommt nach Paris, empfängt die Commission und geht, ohne entschieden zu haben, in sein Cabinet, um — Talleyrand zu befragen; dieser sagt: „Es ist gut; man muß annehmen", und der Herzog von Orleans nimmt an.

Hier weist Sarrans auf die spätere Abdankung Laffitte's hin und scheint den Hauptgrund in Talleyrand's Einfluß zu suchen, ja er schreibt die entscheidende Ursache der Abdankung Laffitte's der Entdeckung zu, daß diplomatische Depeschen der Kenntniß des Ministerconseils, dessen Präsident er war, entzogen worden seien. Man misbilligt jene Ernennung auf dem Stadthause. Einige bieten Lafayette die Krone an, wenn es denn ein König sein müsse. Lafayette antwortet wie der Marschall von Sachsen: „Das würde mir stehen, wie der Ring einer Katze".

Er will provisorische Regierung und alsdann Primairversammlungen, welche Regierungsform und Regent bestimmen sollten. Das wollten aber die Deputirten nicht, und sie vertraten 80,000 Wähler; mit ihnen brechen konnte eine Trennung der Departements erzeugen. Die Republik, deren Verlangen am allgemeinsten war, hatte die Besorgniß einer Erneuerung der blutigen Tage gegen sich. Lafayette trifft zwei große Maßregeln: er verkündigt das Princip der Volkssouverainetät und die Bewaffnung der Nationalgarden. Noch beharrt er auf dem Provisorium.

Mit dem heftigsten Widerstreben und dem donnernden Ruf: „Es lebe die Freiheit — es lebe Lafayette!" wird der Herzog von Orleans auf dem Stadthause empfangen, die Schlacht droht sich zu erneuern und — „Lafayette verwendet sein allmächtiges Ansehen bei den Häuptern des Aufstandes, er erklärt, daß der Herzog von Orleans einen mit republikanischen Einrichtungen umgebenen Thron versprochen habe, nämlich: Volkssouverainetät, Abschaffung der Pairie und des Wählbarkeitscensus, Anwendung des umfassendsten Wahlgrundsatzes auf die Municipal- und Communalorganisation, Wiederherstellung der Nationalgarde nach den Grundsätzen der Constitution von 1791 und die Unterdrückung der den allgemeinen Interessen des Handels und Gewerbfleißes entgegengesetzten Monopole". Unterdeß entwirft Bérard Vorschläge zu einer neuen Charte; er wird damit durch das provisorische Ministerium hingehalten; Guizot und die Doctrinnairs entwerfen eine quasilegitime, Bérard hat vor der Sitzung nur drei Stunden Zeit zu ihrer Modification: so entsteht die mangelhafte Charte der Julirevolution.

Man versucht „die Kette der Zeiten" anzuknüpfen und den unterdeß König gewordenen Orleans Philipp V. zu nennen; Lafayette widersetzt sich, und Orleans schreibt ihm eigenhändig die Worte: „You have gained your point" (Sie haben Ihren Willen bekommen). Lafayette spricht noch für die Farbigen und entwickelt sein System der Nichtintervention. Damit schließt der erste Band, der, den Mittelpunkt eines großen Theils der neuen Zeit ausführlich beschreibend, Vielen sehr willkommen sein wird. 78.

Notizen aus Kopenhagen.

Die linguistische Wissenschaft hat durch den Tod des Professors R. C. Rask am 14. Nov. einen großen Verlust erlitten. Die europäische Berühmtheit dieses Mannes hatten ihm seine fast beispiellosen Sprachkenntnisse und sein außerordentliches Sprachtalent erworben. Er war 1787 geboren, starb mithin im noch kraftvollen Alter; eine zehrende Brustkrankheit endigte still und ruhig seine Tage. Seine Aeltern waren Bauerleute in Fünen, wo er in der lateinischen Schule der Stadt Odensee die erste gelehrte Erziehung empfing. Im J. 1807 fing er seine akademischen Studien in Kopenhagen an, ward 1812 bei der Universitätsbibliothek als Amanuensis angestellt und machte im selbigen Jahre eine gelehrte Reise nach Stockholm. In den Jahren 1813—15 reiste er auf königliche Kosten in Island, 1817 nach Schweden, Finnland und Rußland und trat hierauf mit öffentlicher Unterstützung aus Dänemark die große Reise nach Asien an, wovon er nach Verlauf mehrer Jahre ins Vaterland zurückkam. Einige Jahre hernach wurde er zum Professor bei der Universität und zum Universitätsbibliothekar ernannt. Leider hat er seine Reisebeschreibung noch nicht herausgegeben.

Der Conferenzrath und Deputirte des General-Zollkammer- und Commerzcollegiums v. Schmidt-Phiseldeck starb am 15. Nov. ohne vorhergehende Krankheit; jedoch war er in den letzten Jahren immer sehr kränklich gewesen. Als politisch-philosophischer Schriftsteller hatte er sich in Dänemark sowie in Deutschland berühmt gemacht. Er schrieb die dänische und die deutsche Sprache mit gleicher Leichtigkeit, und mehre seiner Schriften sind theils einzeln, theils in dänischen Schriftsammlungen in jener Sprache gedruckt. Vor etwa 40 Jahren kam er nach Dänemark, nachdem er, der in Braunschweig geboren war, in Helmstädt studirt hatte. Er nahm 1792 den Magistergrad bei der kopenhagner Universität. Im J. 1797 betrat er erst die collegiale Bahn, indem er als Assessor in dem damaligen Oekonomiecollegium angestellt wurde.

Lindberg hat seinen Proceß gegen den Pastor Visbye, den er der Heterodoxie unter Hinzufügung mehrer ehrenrühriger Worte beschuldigt hatte, in erster Instanz verloren. Seine Beschuldigungen sind mortificirt (oder, wie es in der dänischen Rechtsprache heißt: „klendt döde og magteslöse at være" ꝛc., als todt und kraftlos erkannt) und er, „wegen seines in dieser Rücksicht erzeigten Betragens", als schuldig, eine Summe von 200 Thlrn. an die Armencasse der Stadt Kopenhagen zu erlegen, erkannt. Einige ungebührende Ausdrücke seines Gegners, in dem zwischen ihnen früher entstandenen literarischen Streite, sind zum Vortheil Lindberg's mortificirt worden.

Der berühmte Verf. des Werkes über Griechenland, unser verehrter Landsmann, Etatsrath Bröndsted, ist an der Universität Kopenhagen wieder als Professor der griechischen Sprache und Alterthümer angestellt; auch ist er zum Director des königl. Münzcabinets ernannt. Professor Petersen, durch verschiedene Schriften archäologischen Inhalts auch im Auslande rühmlichst bekannt, ist zweiter Universitätslehrer der gedachten Disciplinen. 147.

Anekdoten.

Herr von Bensard.

Der König von Frankreich genaß von einer gefährlichen Krankheit und alle Welt strömte in die Kirchen von Paris, um Dankgebete darzubringen. Die Gesellschaft der Vierzig durfte bei einer solchen Gelegenheit nicht zurückbleiben. Herr von Bensard erhielt den Auftrag, eine Adresse Namens der Akademie zu fertigen. Er that es, und seine Anrede begann folgendermaßen: „Der Kaufmann verläßt sein Geschäft, um sich zu den Füßen des Altars zu werfen; der Künstler verläßt seine Werkstätte; der Arzt verläßt seinen Kranken, und der Kranke befindet sich um so besser dabei."

Ein Gegencompliment.

Ein französischer Offizier sprach an einer öffentlichen Tafel von dem Eindruck, den der erste Anblick englischer Soldaten auf ihn gemacht hatte, und suchte sie lächerlich zu machen, indem er sagte: Sie hätten Gesichter so rund wie ein Schweizerkäse. Ein englischer Offizier versetzte: „Sie sind sehr artig, mein Herr, und werden mir erlauben zu bemerken, daß ich, wenn wir etwas mehr von den Gesichtern Ihrer Soldaten und weniger von ihren Rücken gesehen hätten, im Stande wäre, Ihnen das Compliment zurückzugeben." 56.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 352. — 17. Dezember 1832.

Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831. Von R. O. Spazier. Drei Bände.

Dritter und letzter Artikel. *)

Rascher, als bei der Fülle des Stoffs zu erwarten war, ist der dritte Band und somit das ganze Werk erschienen. Man erschrickt vor dem Quantum Material, was jugendlicher Eifer und glühende Theilnahme an dieser Sache so rastlos zusammengehäuft, so thätig verarbeitet. Eine Geschichte, wie aus dem Alterthum herüberklingend und von Helden geschaffen, die meist noch in Fülle der Kraft nicht fern von uns leben; ein verworrenes Lager von Troja zur Zeit des hereinbrechenden Unglücks, aber dennoch ein Lager voll griechischer Helden, die leider der alte Homer durch den Sang seiner Kämpfe, seines tobenden Achill, der stürmenden Atriden, des gefährlichen Odysseus und des wahnsinnigen Ajax des Telamoniers nicht weise gemacht.

Trotz der bereits geschlagenen Schlacht bei Ostrolenka finden wir den Aufstand auf dem Gipfel seiner Macht, die zersprengten Theile des Heeres sammeln sich sehr schnell wieder. „Den vorzüglichsten Trost, mit welchem Skrzynecki auf seinem schweren Gange vom Schlachtfelde von Ostrolenka, dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung in Warschau über sein Benehmen entgegen, sich aufrichtete, bildeten die Hoffnungen auf die den Lithauern so gezwungen geschickte bedeutende Hülfe und die große Diversion, welche ihm die abgeschnittene Division Gielgud machen könne."

Leider war dies Unternehmen in die schwächsten und schlechtesten Hände gerathen. Gielgud, wenn auch voll guten Willens, war eitel, zu kühner Unternehmung muthlos, beschränkter Fähigkeit, kurz unfähig; Chlapowski übermüthig, herrsüchtig, ohne alles Talent zum Parteigänger, und je weniger die Sache glänzend ging, um so mehr perfid und nichtswürdig. Die wackern Lithauer, die mit rastloser Aufopferung und obwol stets unglücklich, dennoch unermüdet kämpften, behandelte er schnöde, die Soldaten täuschte er und führte sie geradezu verrätherisch über die preußische Grenze. Die Kugel Skalski's, welche Gielgud tödtete, der nur die Schuld der Schwäche trug, hätte viel gerechter ihn getroffen. Eifrig suchte man ihn auch in dieser Absicht, aber er hatte sich in Sicherheit gebracht.

Wer bisher noch einen Schimmer von Rechtfertigung für die Führer der Expedition nach Lithauen gehegt hat, der muß ihn aufgeben bei der evidenten Darlegung der dagegen sprechenden Verhältnisse durch Spazier. Natürlich ist Dembinski ganz auszunehmen, und dieser durchaus nicht gewöhnliche Charakter ist mit großer Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit geschildert. Es war keine leichte Aufgabe, zu entwickeln, wie ein so tapferer, trefflicher Soldat, der für die polnische Sache und den polnischen Ruhm so viel gethan, dennoch nicht populair sein konnte. Die Aufstände und Kämpfe in den östlichen Provinzen werden mit derselben Ausführlichkeit wie in den ersten Bänden erzählt; es ist dies nicht das kleinste Verdienst des Buches, da wir darüber noch gar nichts Vollständiges besaßen.

Betrübend ist es, wie Spazier die Ahnung bestätigt, die vom Gefühl so oft verworfene Idee, daß Skrzynecki nach der Schlacht von Ostrolenka mit Warschau und dem Reichstage eine unwürdige Komödie gespielt, tiefer und tiefer in die Schlingen einer verderblichen Coterie gerathen sei und täuschend und getäuscht durch diplomatische Klugheit oder Verworrenheit die polnischen Waffen für diesen Krieg vollständig gelähmt habe. Es ist der Wendepunkt in der polnischen Geschichte: auf Skrzynecki's Einwirken wird eine Reform der Regierung in Vorschlag gebracht, und von da an erst gibt es zwei entschiedene Parteien, der Reformisten und Antireformisten, deren Stellung gegeneinander immer feindlicher wurde, und denen immer mehr andere Elemente Gründe zur Trennung leihen mußten, wie aristokratische und demokratische. Spazier raisonnirt geschickt über diese Reformfrage, zeigt das Mangelhafte einer Regierung von Fünf mit so beschränkter Gewalt neben dem alle Gewalt habenden Reichstage; zeigt, daß die Modificationen dieses Verhältnisses unnütz gewesen seien, wenn das Ganze als Misverhältniß bestehen blieb, und bedauert, daß Lelewel's eigentliches Streben, einen Nationalconvent mit der Fülle von Kraft, die er in Frankreich bewiesen, zu errichten, nie klar herausgetreten und verwirklicht worden sei. Er gibt darum den Antireformisten Recht, und es ist nicht zu verkennen gewesen, daß sie die Nation auf ihrer Seite hatten, wie Spazier behauptet.

*) Vgl. Nr. 302, 303, 334 u. 335 d. Bl. D. Red.

Durch die Anregung dieser Sache zerstörte Skrzynecki die innere Harmonie, seine Popularität und regte Leidenschaften auf, die bis jetzt geschwiegen hatten. Unterdeß stirbt Diebitsch, Rozycki kommt mit den von den Russen so gefürchteten „biale czapki" (Weißmützen) aus Volhynien bei Zamosc an, Rüdiger's Corps war der Vernichtung blosgegeben, Alles hoffte auf eine glückliche militairische Expedition. Mit unglückseliger Halbheit beginnt Skrzynecki die Bewegungen, maskirt sie nicht genügend gegen das russische Hauptheer unter Toll, hebt den Fuß unschlüssig, senkt ihn wieder, übergibt das Unternehmen endlich dem völlig untüchtigen Jankowski, den er begünstigte, schickt ängstliche Befehle, weil er Toll's Annäherung fürchtet — und das ganze Unternehmen scheitert an Skrzynecki's Halbheit und Jankowski's totaler Untauglichkeit. Skrzynecki's Benehmen bei dieser Gelegenheit ist erst jetzt aufgehellt, man legte früher alles Gewicht auf Jankowski's Jämmerlichkeit, die allerdings das schwerste verdient, und wußte nicht, wie sehr Skrzynecki selbst dabei geschadet. Begierig benutzte er die Materialien zu einer Verrathsanklage Jankowski's und Bukowski's und lenkte so die Aufmerksamkeit und den Zorn von sich hinweg. Sie zeigten sich später als ungenügend; aber die schwachen Heerführer wurden darum in der blutigen Augustnacht die Opfer des Volkszorns.

Paskiewicz kommt an und beginnt eine dreiste, fehlerhafte Heerführung, als ob er gegen unerfahrene Perser kämpfe. Alle ähnliche Urtheile, die bisher über ihn gefällt worden sind, belegt Spazier durch Aufzählung der unvorsichtigsten Stellungen und Bewegungen, die nur dem absichtlich unthätigen Skrzynecki gegenüber die Vernichtung des russischen Heeres nicht herbeiführen konnten. „Paskiewicz traf die russische Armee zwar geschwächt an Anzahl, aber unter weit günstigern Verhältnissen, als Diebitsch sie geführt." Preußen erklärte jetzt, daß es nicht neutral sei. „Es war für die Russen nicht nur ein Magazin aller ihrer Bedürfnisse jeder Art, sondern eine sichere und schnelle Verbindungsstraße mit Petersburg und eine Festung geworden." Die Polen ordnen nun das pos polite ruszenie, das Aufgebot aller streitbaren Männer des Landes, an, und Spazier bemerkt sehr richtig, daß dies schon weit früher hätte geschehen sollen.

Paskiewicz brach nach der Weichsel auf. „Die Strategen erwarteten entscheidende Ereignisse. Denn die Russen mußten dem Feinde die Flanke bieten, mußten sich theilen u. s. w." Skrzynecki that nichts. Milberg, „der unbedeutendste und schläfrigste General", wird hingeschickt, um nichts zu thun; Prądzynski legt die besten Pläne vor, der Regen stürzt in Strömen, mit Mühe bewegt sich die russische Cavalerie; Skrzynecki thut nichts; die Russen beginnen den Uebergang. Da erhalten die Polen Sebastiani's Zusicherung einer Intervention, wenn sie sich nur noch zwei Monate hielten.

Das Treffen bei Kaluszyn, wo mit leichter Mühe das russische Corps unter Golowin zerstört werden konnte, benutzt Spazier, um uns auf seine Schilderungen des dort befehligenden Chrzanowski und des übel detachirten und stets sehr langsam sich bewegenden Ramorino vorzubereiten. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß der trübsinnige, obwol gewandte Chrzanowski der polnischen Sache gegen das Ende zu wesentlichen Schaden zugefügt, aber mit Mühe habe ich mich von den Vorwürfen, die namentlich nach der Einnahme Warschaus Ramorino gemacht werden, überzeugen lassen; die Documente, welche Spazier dazu beibringt, gestatten aber allerdings keinen gegründeten Einwurf.

Unterdeß bekundete Europa, namentlich Deutschland und direct Ungarn, eine immer lebhafter werdende Theilnahme am polnischen Kampfe; die Nation ahnte noch nicht, daß in Skrzynecki's Händen nur ein Stab, aber kein Schwert ruhe. Die podolischen und ukrainischen Landboten treten in die Kammern und entflammen den Reichstag zu noch größerer Energie. Da kam die Nachricht, die Russen seien 36 Stunden ungestört über die Weichsel gegangen. Auch das zurückgebliebene Corps Gerstenzweig's wird nur matt aufgehalten, und Skrzynecki hat nichts zu thun, als sich im entrüsteten Warschau seinen Posten zu sichern. Er wird vor den Reichstag gefodert und verspricht eine Schlacht.

Die Russen rückten auf die wichtige Stellung bei Lowicz zu, wiederum in den angreifbarsten Flankenmärschen, die Bzura bei Lowicz, die wichtigste Vertheidigungslinie bis nach Warschau, im Auge. Skrzynecki blieb in Warschau. Noch einmal war es Zeit, als er endlich am 3. bei der Armee anlangte. „Der neue Generalquartiermeister Kotaczkowski entwarf sogleich den Plan zur Schlacht." Da kommt Chrzanowski ins Lager. Die Schlacht unterbleibt.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere englische Literatur.

1. A ramble of six thousand miles through the United States of America. By *S. A. Ferrall*. London, 1832.

So viel auch bereits über Amerika geschrieben wurde, noch bietet es dem Reisenden ein weites und neues Feld der Forschung und Beobachtung. Der Titel und der Umfang des vorliegenden Buches verräth sogleich, daß wir hinter demselben nicht tiefe Forschungen, sondern mehr die Erzählung Dessen zu erwarten haben, was der Verf. hörte, sah und that. Dem ist auch so, und er hat uns dies in einer Weise erzählt, seine Wahrnehmungen sind so interessant, daß sein Buch allen Denen eine anziehende Lecture gewähren wird, welche sich in den jetzt so häufigen Nachrichten über Amerika noch nicht übersättigt haben. Hin und wieder blickt wol ein wenig Vorurtheil durch, allein im Ganzen genommen hat sich Hr. F. davon ziemlich frei bewiesen. Mit Wärme nimmt er sich der zurückgebliebenen Stämme der Eingeborenen gegen die Verfolgung und systematische Grausamkeit der nordamerikanischen Regierung an, und die Schilderung ihrer Lage trägt nur zu sehr und zur Schande der Nordamerikaner den Stempel der Wahrheit. Nicht minder empörend ist, was er von der Behandlung der schwarzen Sklaven, besonders in Louisiana erzählt. Der Reisende sah dort ein Negerpaar, Mann und Frau über 60 Jahr alt, von einem Manne ausbieten, dessen Amme dieselbe Negerin gewesen war, und der die 21 Kinder, welche sie geboren, nach und nach in ferne Gegenden verkauft hatte.

Doch wir wollen diese düstern Seiten des Buches verlassen und ein kurzes Beispiel davon geben, wie man in den Vereinigten Sta-

ten Brigadegeneral werden kann. Zwei Candidaten zu einem solchen Posten waren vorhanden, die Wähler versammelt, und in wohlgesetzter Rede machte der Erste geltend, daß er im letzten Kriege gedient habe und — damit schloß er seine Rede — stets bereit sei, sie gerade vor die Mündung einer Kanone zu führen. Sein Mitbewerber, ein geborener Engländer, gestand, daß er zwar noch nicht gedient habe, allein trotz dem nicht minder entschlossen sei, sobald es nöthig wäre, tapfer gegen die „gemietheten englischen Mörder" zu fechten, wie die englischen Truppen in Amerika gemeinhin genannt werden. „Und", sagte er zum Schlusse, „da der tapfere Herr dort sich bereit erklärte, mit Euch gerad' auf die Mündung einer Kanone loszugehen, so gesteh' ich, daß ich euern Magen das Unglück nicht wünsche, den unschmackhaften Inhalt eines solchen Dinges verdauen zu müssen. Dafür will ich euch lieber augenblicklich vor die Mündung eines Whiskyfasses führen." Die Wähler jubelten Beifall und tranken alsbald auf das Wohl des neuen Generals. Hr. Ferrall befand sich grade in einem Gasthof, als Jemand aus der Zeitung den Tod des letzten Königs von England verkündigte. Dies veranlaßte den Wirth zu der Frage an den Reisenden, wie man den König von England wähle. Die Antwort, daß er durch Geburt zum Throne gelange, wollte Niemand glauben. Ein Mann aus Kentucky bemerkte: „das ist ja ganz unnatürlich"; ein Anderer meinte, der fremde Herr werde ihm doch nicht weismachen wollen, daß des Königs Sohn oder Bruder wackere und zum Regieren taugliche Leute sein müßten, weil der Verstorbene seine Pflicht zu erfüllen gewußt. Als der Reisende darauf erklärte, wie die Regierung zusammengesetzt, daß ein verantwortliches Ministerium vorhanden sei u. s. w., warf ihm der Amerikaner ein: „Das mag für Engländer hingehen, so ein Dutzend Leute zu besolden, um die Geschäfte eines Einzigen zu vertreten; hier könnte so etwas nicht bestehen; das ließ sich kein Amerikaner gefallen." — „Ja", nahm hier ein soeben eingetretener Mann das Wort, „für Engländer mag das passen, hier aber geben wir unsere Gesetze selbst und halten sie auch. Der Engländer mag die Glückseligkeit für sich behalten, Taxen zur Ernährung des Adels zu bezahlen; gestraft und eingekerkert zu werden, weil er wilde Thiere tödtet; sich pressen, aus der Mitte seiner Familie reißen und dann peitschen zu lassen, wie es Mylord Tom, Dick oder Harry's Bastard beliebt." Bei diesen Worten griff der Mann aus Kentucky unwillkürlich nach seinem Jagdmesser; ein im Winkel hockender alter Mann sagte voller Verachtung: „Die Engländer sind wie die Hunde." Der Redner, ein englischer Radical, fuhr aber fort: „Sich das zehnte Lamm und das zehnte Schaf nehmen, oder die Decke vom Bette wegziehen zu lassen, um einen feisten, aufgeblasenen Bischof oder Pfarrer zu bezahlen, von einer Art bourbonischer Gendarmerie herumgestoßen zu werden!" Unser Reisender hatte hieran genug, und verließ die Gaststube durch eine Seitenthür. Auch wir verlassen ihn und empfehlen sein Buch dem Wohlwollen der Leser, auf das es gegründete Ansprüche hat.

2. Contarini Fleming, a psychological autobiography. Vier Bände. London, 1832.

In „Contarini Fleming" hat der Verf., Herr D'Israeli jun., einen Theil seiner eignen Lebensgeschichte verschmolzen und, aufgeschmückt mit den Gebilden seiner übersprudelnden, dem Sonderbaren nachjagenden Phantasie, dem Publicum vorgelegt. Es ist die abenteuerliche Geschichte eines Jünglings, dessen Charakter sich unter dem Doppeleinflusse lebhafter Einbildungskraft und des Dranges nach Auszeichnung entwickelte. Helden, Dichter, Künstler und Alle, welche Durst nach Ehre und Ruhm zu großen Anstrengungen begeistert, theilen diese Eigenschaften; doch besitzt nicht bei Allen die Einbildungskraft das Uebergewicht wie bei Contarini Fleming. Die Folge davon ist, daß Vieles im vorliegenden Buche übertrieben erscheint; dennoch halten wir Contarini's Jugendgeschichte für den getreuen Spiegel des Ideenlebens manches jungen Dichters und Künstlers. Während daher der oberflächliche Leser diese Selbstbiographie mit dem Ausrufe: „Wie überspannt!" bei Seite legt, wird sich der tiefer denkende und fühlende an ihren mancherlei Schönheiten ergötzen. Ein Gleichniß, welches wir unlängst in anderer Weise angewendet fanden, ist das Beste, was wir in der Kürze über des Verf. Werke im Allgemeinen zu sagen wissen. Sie gleichen einer in romantischer Umgebung erbauten Stadt, in der man regelrechte Straßen, Werke der schönen Baukunst, kurz die Zeichen menschlicher Kunst und Mühe wahrnimmt. Allein gleichzeitig entdeckt das Auge, wohin es sich auch wendet, phantastisch aufragende graue Felsen, eine silberne hervorsprudelnde Quelle, einen uralten, breite Schatten werfenden Baum u. d. m. Wie Byron kennt auch D'Israeli nur einen Helden; allein er scheint mit dem Grund unbekannt, welcher jenen bewog, die allgemeinere Region der Gedanken und Gefühle, und dadurch die Theilnahme Vieler für denselben in Beschlag zu nehmen, während ihm unser Verf. das individuelle Gebiet der Handlung anweist, wo es denn häufig eintritt, daß seine Phantasie allen Schranken von Wahrscheinlichkeit Hohn spricht und dadurch abstößt. Bei alle dem verdient dieses, jedenfalls ungewöhnliche Geistesgaben verrathende Buch die Beachtung des Publicums, bei dem der Verf. dadurch wie bei uns sehr schmeichelhafte Hoffnungen erwecken wird.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Zustand der Schulen in England, Frankreich und Nordamerika.

Man zählt in England 4187 Schulen, welche Dotationen, und 14,282, welche keine haben. Im Jahre 1818 wurden diese Schulen von 644,282 Kindern besucht, von denen nur 322,518 Schulgeld entrichteten. Seit dieser Epoche hat sich die Zahl der Schüler allmälig vermehrt; nach dem letzten Berichte, welcher am Ende des Jahres 1830 dem Lord-Kanzler vorgelegt worden, besuchten 952,849 die gewöhnlichen Schulen, und 347,151 die Sonntagsschulen, deren im Ganzen 5162 sind. Außerdem zählte man zu Oxford und Cambridge 5347 Studenten.

In Frankreich sind die Kosten des öffentlichen Unterrichts theils durch den Credit gedeckt, der dafür im Budget eröffnet wird, theils durch die Universitätsgebühren, welche die Akademien haben. Es muß hierbei bemerkt werden, daß man in Frankreich unter dem Worte „Université" den Inbegriff sämmtlicher höhern Unterrichtsanstalten mit Einschluß der colléges versteht. Diese Universités ist in Akademien eingetheilt, welche unter einem Rector stehen. Die für Unterricht im Budget ausgeworfene Summe beträgt 900,000 Francs. Die Departements, in denen die Schulen am besten bestellt sind, sind: Niederrhein und Obermarne, wo man auf acht Einwohner ein Schulkind zählt; sodann Aube, Doubs, Dise, Côte-d'or, Ardennes, Meurthe, Meuse, Oberrhein, Somme, Obersaône Niederpyrenäen, Aisne, Pas-de-Calais, Mosel.

Die Departements, wo der Schulunterricht am Meisten vernachlässigt ist, sind: Seine, wo man ein Schulkind auf 48 Einwohner zählt (in diesem Departement liegt Paris, die Hauptstadt der civilisirten Welt!), Cher, wo auf 92 Einwohner ein Schulkind kommt, Obervienne und Allier eins auf 95, Cantal eins auf 98, Morbihan eins auf 99, Puy de Dome eins auf 120 und Corrèze eins auf 152 Einwohner.

Die ganze Bevölkerung von Frankreich beträgt gegenwärtig 32 Millionen; unter diesen befinden sich 3,142,375 Individuen männlichen Geschlechts von 6—16 Jahren. Davon befinden sich:

1. In den königlichen Collegien,	bezahlende	10,239	11,114
	nicht bezahlende	875	
2. In den Communalcollegien,	bezahlende	26,480	29,786
	nicht bezahlende	3306	
3. Privatinstitute (institutions),	bezahlende	8305	9232
	nicht bezahlende	927	
4. Pensionen (Privatinstitute zweiter Classe)	bezahlende	19,340	20,528
	nicht bezahlende	688	
5. Primairschulen			1,244,579
		Totalsumme	1,315,239

Man sieht daraus, wie weit Frankreich noch gegen England zurücksteht, dessen Bevölkerung nicht die Hälfte der Bevölkerung Frankreichs beträgt, und das ungefähr ebenso viel Schulkinder zählt als Frankreich.

In Nordamerika ist im Durchschnitt das Verhältniß der Kinder, welche die Schule besuchen, zur Gesammtzahl der Einwohner wie 1 zu 4, im Waadtlande wie 1 zu 6, in Würtemberg wie 1 zu 6, in Preußen wie 1 zu 7, in Baiern wie 1 zu 10, in England wie 1 zu 11, in Oestreich wie 1 zu 13, in Frankreich wie 1 zu 20 und in Rußland wie 1 zu 367. Neuyork, ein Staat von 2,000,000 Einwohnern, gibt jährlich 200,000 Dollars oder 1,060,000 Fr. für den Unterricht seiner Kinder aus, deren Anzahl sich auf 500,000 beläuft, während Frankreich für die Bildung seiner 3 Millionen Kinder nur 900,000 Fr. anweist. Demnach verwendet Frankreich auf die Schulbildung eines jeden Kindes ungefähr 30 Centimen, während Neuyork über 2 Francs daran wendet. Noch bemerken wir, daß England in seinem Staatsbudget keinen besondern Posten für den Schulunterricht auswirft; Schenkungen von Königen und andern fürstlichen Personen haben die Universitäten von Oxford und Cambridge begründet und denselben ein ansehnliches Einkommen gesichert. Die übrigen Schulen sind von Privatleuten gestiftet und ausgestattet worden; von den Dotationen, welche meistens in liegenden Gütern bestehen, werden die Lehrerbesoldungen erhoben und sonstige Ausgaben bestritten. Diejenigen Schulen in England, die keine eignen Güter haben, werden aus der Pfarrcasse unterstützt, wenn die Zahl der Schulkinder nicht hinreichend ist, die Existenz des Lehrers zu sichern. 143.

Neugriechische Sprache und altgriechische unter den Neugriechen.

Für die neugriechische Sprache, diese, wenn auch etwas verwahrloste, doch unleugbar echte Tochter der altgriechischen, sind in den letzten 20 Jahren mehre Schriften erschienen, die ihre Kenntniß befördern und sie selbst, wenn auch nur allmälig und stufenweise, auf die Höhe der altgriechischen zurückführen können. Gedenken wir in dieser Beziehung, um zugleich dadurch anzudeuten, daß das neue Griechenland auch in dieser Hinsicht von deutschem Fleiße bereits Manches für sich entlehnt hat und noch mehr von deutscher Mithülfe erwarten muß, der von Stephanes Oikonomos (st. 1831 in Wien) verfaßten neugriechischen Uebersetzung von Buttmann's Grammatik der griechischen Sprache, der von Anthimos Gazis (st. 1828 in Griechenland) unter Mitwirkung Anderer besorgten Uebersetzung des altgriechischen Wörterbuchs von Schneider, sowie der Uebersetzung dessen von Riemer durch Kumas: so nennen wir nun auch folgende Originalarbeiten von Neugriechen aus der neuesten Zeit, nämlich: „Συντακτικὸν τῆς ἀρχαίας ἑλληνικῆς γλώσσης", von Wammas (Korcyra, 1829); „Περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβονο-Ῥωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν", von Konst. Oikonomos (drei Bände, Petersburg, 1828); und „Περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης", von Demselben (Petersburg, 1830). *) Ganz kürzlich erschien von Korais in Paris der vierte Band der „Ἄτακτα" (bei Eberart), der zu der im zweiten Bande der „Ἄτακτα" (1829) gegebenen Probe eines griechischen Wörterbuchs ein zweites Alphabet liefert. Die Prolegomena des ehrwürdigen Greises zum vierten Bande enthalten manche Winke für die Reinigung und Vervollkommnung der neugriechischen Sprache. Mit einer Uebersetzung des altgriechischen Wörterbuchs von Passow ins Neugriechische sollen gelehrte Neugriechen umgehen. 80.

*) Diese beiden Bücher des ehrwürdigen Oikonomos sind durch die Buchhandlung von Leop. Voß in Leipzig zu beziehen.

Literarische Notizen.

Das sterile Feld der spanischen Literatur hat in dem Zwischenraume von 1807 und 1830 den ersten und zweiten Theil eines biographischen Werkes: „Vidas de Españoles celebres, por Don Manuel Josef Quintana" (Madrid), hervorgebracht, dessen dritter nächstens folgen soll. Wir finden im ersten die Biographien des Cid, Gusmans des Guten, Rogers Lauria, des Fürsten von Viana und Gonzalos de Cordova, des großen Feldherrn; im zweiten dagegen die zweier Entdecker und Eroberer im Süden der neuen Welt, des Vasco Nuñez de Balboa und Francisco Pizarro. Welche Aufnahme das Unternehmen in Spanien gefunden hat, ist uns unbekannt; wir fürchten aus der eben nicht eifrigen Fortsetzung auf eine ungünstige, laue wenigstens, schließen zu dürfen, wie denn natürlich ein unter dem Drucke geistlicher und weltlicher Despotie entartetes oder abgestorbenes Volk schwerlich höheres Interesse an seinen Helden und großen Männern nehmen wird. Der Verf. hat nicht nur alle vorhandenen gedruckten Quellen der spanischen Geschichte zu Rathe gezogen, sondern auch überdies die Manuscriptensammlung des Don Antonio Uguina, eines, geschichtliche Forschungen in seinem Vaterlande freisinnig befördernden Edelmannes. In England urtheilt man im Allgemeinen günstig über das Werk. Die Lebensbeschreibungen des ersten Theiles scheinen freilich etwas zu kurz abgefaßt zu sein, erwägt man das mögliche Quantum vorhandenen Stoffs. Dagegen sollen Washington Irving für seine „Voyages and discoveries of the companions of Columbus" noch mehr Documente zu Gebote gestanden haben als Quintana zu dem Leben des Nuñez de Balboa, dessen englische Uebersetzung nichtsdestoweniger angekündigt worden ist. Ebenso hat der bekannte Don Telesforo de Trueba Pizarro's Leben bereits nach Quintana bearbeitet. Dem versprochenen dritten Theile möchte besonders das angekündigte Leben des Bartholomäus de las Casas allgemeines Interesse verleihen.

Es ist vielleicht manchem Leser Göthe's interessant, zu erfahren, daß der Dichter die in den „Ausgewanderten" wiedererzählte allerliebste „Alte Geschichte" vom Procurator entweder aus Leonhard Meister's „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache u. s. w.", oder wahrscheinlicher aus der uns bekannten ältesten Quelle, den „Cent nouvelles nouvelles", worin sie als letzte Erzählung unter der Aufschrift: „Le sage Nicaise", zu finden ist, genommen hat. Leonh. Meister hat sie aus Eybe's Ehestandsbuch abgedruckt, und Eybe versichert, sie sei aus dem Lateinischen, welche Angabe dahingestellt bleiben muß. Dabei zeigt sich der verstorbene Bouterwek auch wieder einmal unwissend in diesem Zweige der Literatur, indem er die Erzählung als Beispiel altdeutscher Novellen in seiner „Geschichte der deutschen Poesie und Beredtsamkeit" anführt. Wir können nicht umhin, hier gelegentlich auf einen andern Misgriff aufmerksam zu machen, den er in der „Geschichte der spanischen Poesie u. s. w." begeht, indem er von dem bekannten „Doctrinal de privados" spricht und den Titel des Buches sinnloserweise „Lehrbuch für Privatmänner" verdeutscht, während doch aus jedem spanischen Wörterbuche zu ersehen, daß privado Günstling heißt. Dies Versehen hat sich auch dem wahrscheinlich nach Bouterwek bearbeiteten Artikel über spanische Literatur in dem „Conversations-Lexikon" mitgetheilt.

Schiller hat, wie man weiß, nicht viel von der ältern poetischen Literatur gelesen. Die ursprüngliche Quelle zu seinem „Gang nach dem Eisenhammer" soll uralt sein. Der geistreiche Retif de la Bretonne erzählt die Geschichte aber auch prosaisch im dritten Bande seiner „Contemporaines" in der Novelle: „La fille-garçon", einem alten Originale nach, und es stimmt Schiller's Ballade oft wörtlich damit überein. Vielleicht entlehnte der Dichter sie dem Franzosen, wo dann ein Vergleich zwischen Beiden lehrreich sein kann! 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 353. — 18. Dezember 1832.

Geſchichte des Aufſtandes des polniſchen Volkes in den Jahren 1830 und 1831. Von R. O. Spazier. Drei Bände.

Dritter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 352.)

Unterdeß kommt Dembinski von ſeinem kühnen Zuge in Warſchau an, unendlicher Jubel empfängt ihn; er ſchließt ſich unglücklicherweiſe der Partei Skrzynecki's, der Diplomaten und Ariſtokraten, unter denen der Marquis Wielopolski, an. Selbiger Marquis hat vor Kurzem vornehme Einwendungen öffentlich gegen vorliegendes Geſchichtswerk gemacht; ich habe mich im Gegentheil gewundert, daß Spazier dieſen Störenfried, der das erſte Samenkorn des Unfriedens bei ſeiner unberufenen Rückkunft von London ausſtreute, nicht ſchärfer in der hiſtoriſchen Darſtellung gezüchtigt. Er verdient die zermalmende Schwere der hiſtoriſchen Anklage.

Endlich erſcheint eine Deputation des Reichstags im Lager der Hauptarmee. Sie beſteht faſt nur aus Freunden Skrzynecki's und — ſetzt ihn ab. Die neue Wahl fällt zweifelhaft aus: Prądzynski, Dembinski, Bem, Kaſimir Malachowski, Uminski, Lubienski haben Stimmen. Dembinski wird ernannt; er nimmt es nur ad interim an und begibt ſich ganz in Skrzynecki's Hand, deſſen eifriger Verehrer er iſt; ja, er verheißt, „die Armee in demſelben Geiſte zu führen". Somit war das Herr vollends für Dembinski verloren. Unabhängig konnte ſeine Energie, durch Prądzynski's Speculationsgeiſt geſtützt, vielleicht den nahen Fall abwenden, oder die große Idee, die Dembinski immer mit ſich herumtrug, nach Lithauen den ganzen Krieg zu werfen, realiſiren. Solchergeſtalt, und da er ſich militairiſch brutal für eine Militairdespotie erklärt hatte, fiel er wieder nach dem ſechszigſtündigem Interim ſeines Commandos. Die Regierung, der man wieder die unbedingte Befugniß ertheilt hatte, den Generaliſſimus zu wählen, ernannte Prądzynski. Dieſer nahm „aus triftigen und edeln Gründen" nicht an.

Unterdeß fängt „Polens böſer Dämon", Krukowiecki, eifriger denn je an zu wirken; er gebraucht die patriotiſche Geſellſchaft zu ſeinen Plänen, der Terrorismus ſoll ſeine Unentbehrlichkeit darthun, der 15. Auguſt ſieht die blutige Volksexecution gegen die der ruſſiſchen Geſinnung Verdächtigen. Krukowiecki's Syſtem hatte geſiegt, er war Gouverneur. Unterdeß hat man K. Malachowski das Obercommando übertragen; er ſchützt ſein Alter vor und ſchlägt es aus. Noch einmal wendet man ſich an Prądzynski; er verweiſt an Lubienski und entwickelt in Eil aus ſeiner Unerſchöpflichkeit die gewandteſten Vorſchläge zur fortgeſetzten Vertheidigung; Lubienski gibt ebenfalls eine abſchlägige Antwort. In vier Stunden, wo Dembinski's Friſt abgelaufen, iſt die Armee ohne Befehlshaber, die Abgeordneten eilen nach Warſchau, um Dembinski's definitive Ernennung zu bewirken. Dembinski wird unterdeß durch Skrzynecki's Partei zu einem äußerſten Schritte bewogen: er führt die Armee in die Verſchanzungen von Warſchau und kommt mit Truppen in die Stadt in keiner geringern Abſicht als ſich zum Dictator zu ernennen. In Warſchau herrſcht Krukowiecki; Dembinski iſt in qualvoller Unentſchloſſenheit, fragt hier, fragt dort und unterläßt endlich das unheilvolle Vorhaben, denn „er hätte den größten Theil der Armee, des Reichstags, die ganze Hauptſtadt gegen ſich gehabt, und grade von den entſchloſſenſten Mitgliedern der Volkspartei wurde er am tiefſten gehaßt". Alle Parteien werden von Krukowiecki's Energie und ſeinen Machinationen getäuſcht, man erwählt ihn zum Präſidenten mit den Befugniſſen eines Dictators, neben dem nur dem Reichstage die Beſtätigung der Verträge vorbehalten blieb, und deſſen Miniſter verantwortlich waren. Spazier hält übrigens Krukowiecki für keinen Verräther, ſondern glaubt nur, daß er mit vorzüglicher Berückſichtigung ſeiner Perſon die Sache ſo gut wie möglich habe zum Ende führen und auf irgend eine Weiſe die Hauptperſon der Entwickelung habe bleiben wollen. Die Anſicht iſt künſtlich entwickelt, der Ref. hat ſich jedoch bis jetzt immer an die einfachere gehalten, daß er in den letzten Tagen beſtochener Verräther geworden. Seine Unterhandlungsart, und daß er vorzüglich am letzten Tage die Truppen plötzlich aus den Verſchanzungen nach Praga führen, daß er überhaupt Warſchau gefliſſentlich fallen ließ, reimt ſich zu ſchwer mit jenen Combinationen.

Dembinski ward nun beſtätigt; Krukowiecki ſchließt den Club, ſtellt aber die Hauptführer an. Als er feſt ſitzt, läßt er auch Dembinski fallen und ernennt nur einen ſchwachen Stellvertreter, um die Armee in ſeiner Gewalt zu haben, K. Malachowski. 20,000 Mann unter Ramorino werden auf das rechte Ufer geſchickt, um die

Gegend von den Russen zu säubern und Lebensmittel zu schaffen. Langsam und planlos bewegt sich dieser, eine Abtheilung seines Corps schlägt das siegreiche mörderische Gefecht bei Miedzyrzéck, Ramorino unterstützt es nicht, Rosen entkommt. Ramorino geht ihm wiederum zu langsam nach, entfernt sich immer weiter von Warschau gegen seine Instructionen. Energischen Befehlen, nach Warschau zurückzukehren, folgt er nicht. Unterdeß beginnt der Sturm auf Warschau, wo Paskiewicz so viele Tausende, ja die ganze Armee leichtsinnig aufs Spiel setzt, wenn Ramorino kommt und die Polen energisch geführt werden. Eine bisher unerhört gewesene Kanonade beginnt. Die Polen fechten und fallen wie Helden, mehre Werke werden genommen, von Uminski's Linie aber kein einziges, er kann die zu weit vorgedrungenen Russen schon in der Flanke fassen; Krukowiecki zieht die Truppen nach Praga; es gibt nur ein blutiges Metzeln. Warschau wird aufgegeben. Krukowiecki's Spiel wird nun hierbei bis ins Detail entwickelt. Spazier ist, wie schon gesagt, nicht der Meinung, daß er ein offenbarer Verräther und im Einverständniß mit den Russen gewesen sei; Prądzynski hält er für eingeschüchtert, und auf irgend eine Weise durch die geheime Unterredung mit dem russischen General Dannenberg compromittirt.

Die Verhältnisse nach der Uebergabe Warschaus sind bekannter; wichtig aber sind noch die Beweise, welche der Verf. beibringt, daß Ramorino, wahrscheinlich größtentheils durch die große Anzahl von Aristokraten, die sich in seinem Corps befanden und welche die sogenannten Jakobiner in Modlin bei Seite gebracht wissen wollten, verleitet worden sei, den directen Befehlen des Generalissimus Malachowski entgegen sich nach Süden zu wenden und träg und kraftlos dort agirt, ja voreilig seine Truppen auf östreichisches Gebiet geführt habe.

Die immer größer werdende Verwirrung in dem der Auflösung nahen Heere in Plock, die mehrmals beschlossene und wieder zurückgehaltene Bewegung auf das linke Weichselufer wird klar entwickelt, ebenso schmerzlich klar wird es gezeigt, wie wenig verloren, wie viel Aussicht noch vorhanden gewesen sei, wenn man Uminski's, Dembinski's und Bem's Willen zeitig genug gefolgt und nach dem Krakauschen gezogen wäre, wo eine Vereinigung der getrennten Corps noch eine imponirende Macht und einen kräftig fortgeführten Feldzug erzeugen konnte. Des letzten Oberfeldherrn Rybinski Schwäche, welche den russischen Täuschungen in die Hände arbeitete, die günstige Zeit versäumte, wird zu trauriger Deutlichkeit auseinandergesetzt.

So wird bis auf die kleinsten Scenen das große Trauerspiel an der Weichsel zu Ende gebracht, und der große unglückliche Kampf hat somit einen Historiographen gefunden, welcher der Nachwelt ein ausführliches Bild voll lebender Figuren liefert. Eine so schnell nach dem Kampfe erscheinende vollständige Geschichte desselben ist ein seltenes Ereigniß, und Deutschland mag es dem Herrn Spazier Dank wissen, daß aus seiner Mitte die erste totale Darstellung einer so verwickelten Welterscheinung gekommen ist. Da wir einmal bestimmt zu sein scheinen, so wenig Geschichte zu machen, so wollen wir wenigstens vom Auslande den Tribut einfodern, daß wir sie am eifrigsten zu schreiben verstehen. Den Anspruch auf diese Theilnahme der Entwickelung der Menschheit wollen wir uns nicht entgehen lassen, und ein wenig stolz darauf sein, daß ein Deutscher den polnischen Freiheitskampf den europäischen Geschichtsforschern zuerst und ganz übergeben, der zuschauenden Welt einen großen Spiegel großer Thaten vorgehalten habe. 115.

Neuere englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 852.)

8. History of the King's german legion. By *N. B. Beamish*. London, 1832.

Von den Polen rühmt die Geschichte, daß sie, von Napoleon ihres bedrängten Vaterlandes Befreiung von fremder Herrschaft und dessen Wiederherstellung hoffend, heldenmüthig kämpften, wo immer des großen Heerführers Wille sie Frankreichs Feinden entgegenstellte. Allein stets beseelte sie der heilige Gedanke an des eignen Vaterlandes Rettung, wenn sie das Schwert für die dreifarbige Fahne schwangen, zu der sie ihre Penaten geflüchtet hatten.

Als etwas dem entfernt Aehnliches erscheint während der Periode von Napoleons Unterjochung Deutschlands die deutsche Legion des Königs von Großbritannien, obgleich ihrer Entstehung wol nicht durchgängig jene hohen patriotischen Beweggründe unterlagen, welche Reich und Arm aus Polens fernen Fluren in die Reihen der Brüder im Waffenschmucke führten. Zunächst erzeugte die der Besetzung Hanovers durch die Franzosen (1803) folgende Auflösung der hanöverischen Armee den Plan, ein deutsches Regiment für England anzuwerben. Anfangs ging es damit sehr langsam, allein des Feindes übermüthige Bedrückung trug bald zur Verwirklichung desselben bei. Hundertweise flohen die Leute ihr Vaterland, und ein ansehnliches Corps wackerer Truppen aller Waffengattungen trat auf diese Weise in britische Dienste. Die Geschichte ihrer Waffenthaten wird uns hier von einer ausländischen Feder, nach den besten gedruckten Quellen und nach handschriftlichen hanöverschen u. a. Ueberlieferungen geschildert. Wohlthuend ist es, von der Tapferkeit und dem übrigen Betragen unserer Landsleute nur rühmliche Worte zu lesen. Auch fochten sie gewissermaßen überall für ihr Vaterland, wo sie des fremden Zwingherrn Gewalt zertrümmern halfen. Hoch stehen sie über jenen an England verhandelten Scharen, welche die sich emporrichtende nordamerikanische Freiheit ruhmlos und vergebens wiederwerfen halfen. Hoffentlich wird sich durch etwas Aehnliches der deutsche Wehrstand nicht wieder entehren lassen. Die deutsche Legion wurde anfänglich nach Irland verlegt, focht dann unter Lord Cathcart gegen Dänemark, und 1808 ging ein Theil derselben nach der pyrenäischen Halbinsel. Bei Coimbra befanden sich 3000 Deutsche in Wellington's Heere. Ruhmvoll fochten sie in den Schlachten bei Talavera, Busaco, Barosa u. a. m. und theilten außerdem Beschwerde und Gefahr aller minder glänzenden, allein nicht geringern Muth, nicht weniger Ausdauer fodernden kriegerischen Leistungen, wie z. B. des Vorpostendienstes, des Scharmuzierens u. d. Der Expedition nach der Schelde und der von Sicilien aus gegen Neapel wohnten ebenfalls deutsche Abtheilungen bei. — Der Verf. der Geschichte der deutschen Legion hat seine Feder mit so viel Gewandtheit geführt und seinem Buche so viel unterhaltende Seiten zu geben gewußt, daß es nicht blos dem Militair befriedigen, sondern auch dem wenig mehr als Unterhaltung suchenden Leser zusagen wird. Eine beigegebene Anzahl illuminirter Kupfer stellt unsere tapfern Landsleute in ihren Uniformen dar.

4. The new Gilblas; or Pedro of Penaflor. By the author of „Spain in 1830“. Drei Bände. London, 1832.

Es heißt offenbar die Kritik herausfodern, wenn ein Schriftsteller durch Erneuerung eines classischen Titels sein Buch, wir möchten sagen gewaltsam dem Vergleiche mit dem berühmten Vorläufer aussetzt. Herr Inglis, der sich durch sein Buch über Spanien als vielseitig gebildeter und scharf beobachtender Reisender legitimirte, hat zwar auch in diesem Werke vielversprechendes Talent offenbart, aber sein Vorbild in keiner Hinsicht erreicht. Vielleicht glaubt Herr Inglis an das Sprüchwort: der Name thut nichts zur Sache. In Beziehung auf sein Buch thäte er daran Unrecht, denn ohne den vieloerheißenden Titel würden die Urtheile darüber gewiß weit freundlicher ausfallen. Pedro von Penaflor ist nur ein gewöhnlicher spanischer Spitzbube und Straßenräuber, der Abenteuer und Verlegenheiten anscheinend nur des Vergnügens halber aufsucht, welches ihm die Anstrengung macht, ihren schlimmen Folgen zu entgehen. Das ist aber auch Alles, was ihn dem „Gilblas“ ähnlich macht, denn vergebens sucht man dessen unerschöpflichen Geist und Witz. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß „Pedro von Penaflor“ keine unterhaltenden Seiten habe. Zwar sind viele Personen darin sehr einförmig gehalten, und es würde dem Ganzen nichts schaden, wenn man eine beliebige Versetzung mit ihnen vornähme; für diese Mängel entschädigt aber ein Reichthum an lebensvollen Skizzen und trefflichen Beschreibungen spanischer Eigenthümlichkeiten. Auch die Hauptmaterialien des Inhalts, Intriguen, Prellereien, Raub und Mord fesseln im Allgemeinen die Aufmerksamkeit und sind auf sehr ansprechende Weise verarbeitet. Jedenfalls gewinnt der Leser dieses Buches ein, wenn auch nicht sehr umfassendes Bild der Sitten und des alltäglichen Treibens in Spanien und hat sich dabei nicht unangenehm unterhalten. Freilich darf er beim Lesen an den wahren „Gilblas“ nicht denken.

5. Remarks on the statistics and political institutions of the United States, with some observations on the ecclesiastical system of America, her sources of revenue, etc. By *W. G. Ouseley*. London, 1832.

Der Verf. dieses Buches, mehre Jahre lang Attaché der großbritannischen Gesandtschaft in Washington, hat darin die werthvollen Ergebnisse seiner in allen Theilen des Landes und in allen Kreisen der Bewohner gemachten Beobachtungen niedergelegt. Kenntnisse aller Art, namentlich genaue von dem Zustande der vornehmsten europäischen Nationen und Reiche, setzten ihn in den Stand, Vergleiche in jeder Beziehung anzustellen, und er hat dies, ohne sein Vaterland zu verleugnen, mit anerkennenswerther Unparteilichkeit gethan. Offen rühmt er das der Bevölkerung der Vereinigten Staaten und ihren sonstigen Verhältnissen trefflich anpassende Regierungssystem derselben in jeder Beziehung und berichtigt auf eigne Erfahrung und Autoritäten, wie General Lafayette, General Bernard, Fenimore Cooper, gestützt, viele Angaben des Capitain Hall, des „Quarterly review“, der „Revue britannique“ und der scharfsinnigen, doch einseitigen Mistreß Trollope. Zugleich gesteht er aber, seine frühere Ueberzeugung von der Unanwendbarkeit amerikanischer Institutionen auf europäische Länder habe sich durch den Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nicht vermindert; völlig unbestreitbar erscheine sie ihm besonders in Bezug Englands. Die in Nordamerika durch jene Institutionen theils erhaltenen, theils noch zu erwartenden Resultate stellt er als ganz andere dar, wie die, welche verschiedene, nach europäischer Weise raisonnirende, mitunter ausgezeichnete Schriftsteller davon erwarten lassen, und das immer herrlichere Aufblühen der Vereinigten Staaten hält er für gewiß. Wer über die Verhältnisse Nordamerikas urtheilen will, muß sich der meisten aus Europa mitgebrachten, beschränkten Ansichten entkleiden und vor allen Dingen durch keine monarchische Brille sehen. Tritt doch umgekehrt derselbe Fall ein, und wir sind überzeugt, daß die meisten England oder das europäische Festland besuchenden Amerikaner, wenn sie die Wahrheit gestehen wollten, anfänglich die Fortdauer der hier herrschenden Staatenverhältnisse und Regierungsweisen nicht begreifen können. Ihr gesunder, praktischer Verstand hilft ihnen jedoch bald das Räthsel lösen. Ebenso leicht entdecken sie das Ueberspannte in den republikanischen Theorien mancher Europäer. Herrn Ouseley's Werk enthält einen großen Schatz statistischer u. a. Nachrichten über Nordamerika, und wir zählen es unbedenklich dem Besten bei, was in neuerer Zeit über jene von der Freiheit gesegneten Länder geschrieben wurde, nach denen, von des Vaterlandes Trübsal gedrückt, auch so manches deutsche Herz sich sehnt, und wo schon so viel edle und stolze Seelen den Europa meidenden Frieden gefunden haben. S.

Vermächtniß eines Deutschen für Deutsche; oder: Ein gutes Wort nach einer bösen Zeit. Halle, Schwetschke und Sohn. 1832. 8. 12 Gr.

Ein sehr wohlgesinnter und für das Heil seiner Mitmenschen wahrhaft besorgter Mann, ein Mann, der „in seinem Leben wachend mehr als schlafend geträumt, der seit Friedrich dem Großen viel geträumt, so manche der Träume, über die man ihn verlachte, herrlich erfüllt gesehen, und im 19. Jahrhundert gar Vieles erlebt hat, was man im 18. für einen leeren Traum und für reine Unmöglichkeit erklärte, ein Mann, den sein Träumen noch keinen Augenblick gereut hat, weil es ihn mit Leben und Freudigkeit und Kraft erfüllt hat bei nicht unfruchtbarem Wuchern mit seinen paar Pfunden“ (S. 4) — ein solcher Mann tritt in dieser Schrift auf. Er wendet sich mit herzlichen Worten an seine Zeitgenossen, um durch ihre Mitwirkung eine für das Vaterland und die Menschheit nützliche Veranstaltung zu treffen, welche einem unsäglichen Jammer für das jetzige junge und künftige alte Menschengeschlecht abhelfen soll. Diese Veranstaltung ist eine bessere, naturgemäßere und christlich weise Erziehungsart, welche nur dadurch bewirkt wird, wenn auch das Haus, und vor allem das Weib in dem Hause an den Fortschritten der Schulerziehung Antheil nimmt. (S. 16.)

Der Verf. (der übrigens nichts Pietistisches an sich hat, wie manche Pietistenjäger wol wittern könnten) berichtet, wie er, als preußischer Staatsdiener voll hoher Begeisterung für den Glanz und das Gedeihen seines geliebten Vaterlandes, durch die Untersuchung seines Vaterlandes im Jahre 1807 mit dem tiefsten Schmerze erfüllt sei. Die lebhafte Schilderung jener Zeit und die Verworfenheit Mancher, die sich Preußen nannten, wird nicht ohne Interesse gelesen werden. In dieser Drangsal und durch manche herbe Erfahrung belehrt, begann nun der Verf. in seinem kleinen Kreise auf Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung zu denken und namentlich seinen vorherrschenden Gedanken auszubilden, daß nur eine bessere Befähigung des weiblichen Geschlechts zu einer zweckmäßigen Erziehung ein immer besseres Menschengeschlecht schaffen könne. Ein von ihm im Jahre 1826 der Schulbehörde seines Orts vorgelegter Plan ward zwar sehr achtungsvoll aufgenommen, aber doch zurückgewiesen, und so erhalten wir den Plan nun hier in seiner ganzen Vollständigkeit und in seiner idealen Gestalt, wie er allerdings nur an Orten auszuführen ist, in welchen alle ihn nur irgend begünstigende Verhältnisse anzutreffen sind; der Wohnort des Verf. erscheint aber nach allen im Büchlein vorhandenen Andeutungen als ein solcher Ort.

Eine Aufsichtsschule zur Beschäftigung ganz kleiner Kinder will der Verf. haben, deren Hauptzweck Anweisung und Anleitung junger Mädchen zu einer naturgemäßen Beschäftigung und vernünftigen Behandlung kleiner Kinder ist, und deren Endzweck eine immer allgemeinere Einführung der bessern Erziehungsgrundsätze ins häusliche Leben ist. Dies erörtert nun der Verf. ausführlich mit besonderer Berücksichtigung des Kostenpunktes, der allerdings vorzugsweise in das Auge gefaßt werden mußte, wo er S. 47 fg. zeigt, daß der ganze von einer Commune zu erwartende Aufwand für eine Anstalt dieser Art jährlich ungefähr 205—210 Thlr. betragen würde. Was der

Verf. zur Vertheidigung seines Plans (S. 49—63) sagt, ist mit Ueberlegung geschrieben und aus tiefer Kenntniß des wirklichen Lebens hervorgegangen, ebenso die weitern Erörterungen über den Kostenaufwand, wo der Verf. den Elementarlehrern vorzugsweise das Wort redet und darüber klagt, daß ihnen die Lehrer an den höhern Bürgerschulen, deren Nützlichkeit er ganz und gar nicht in Abrede stellt, gar zu sehr vorgezogen würden; daß die Elementarschulen blos durch die Beiträge der Schüler erhalten werden müßten, und daß ihnen aus den alten Stiftungen und bestehenden Schulfonds so ganz und gar nichts zufließe. Zum Belege wird die Schuleinrichtung einer dem Verf. nach allen ihren Schulverhältnissen genau bekannten Stadt genommen.

Der Segen solcher Aufsichts- oder Kleinkinderschulen, wie sie wol an andern Orten heißen, wird nun durch mehre wahre Geschichten veranschaulicht, wie es der Verf. liebt, dergleichen Begebenheiten aus seinem Leben einzustreuen. Sollte das Buch ein größeres Publicum auch bei Bürgern und Landleuten finden, so wird dies gewiß zu seiner Aufnahme nicht wenig beitragen. Auch weiß derselbe seine „frommen Träume", wie er seine Pläne zu nennen beliebt, durch historische Beispiele, namentlich aus der Kirchengeschichte, sowie ferner durch Bezugnahme auf den in Deutschland so gesteigerten Eifer für die Unterrichts- und Erziehungskunst, durch die an so vielen Orten angeordnete Verpflegung und Erziehung der Cholerawaisen und endlich durch die Umgestaltung der militairischen Verhältnisse im preußischen und in andern Staaten recht handgreiflich zu begründen. Die letztere Schilderung, namentlich von dem ehemaligen preußischen Stock- und Prügelsysteme und die Schilderung des jetzigen ehrenvollen Verhältnisses zwischen Offizieren und Gemeinen (S. 120—131) wird zu einem interessanten Rückblicke auf das Sonst und Jetzt Veranlassung geben. Auch dem Ref. schweben aus seiner Kindheit ähnliche Stock- und Spießruthenscenen vor, und er gesteht gern, daß die heilsame Umwandlung des preußischen Militairwesens — Scharnhorst's unsterbliches Werk — nach seiner Ansicht ganz besonders für des Verf. frommen Glauben spricht. Daß gerade in der letzten Beziehung eine männliche Lobrede auf den König von Preußen hier ganz an ihrer Stelle war, wird dem Verf. kein Verständiger verargen.

Unter den „Zwischenreden" oder „Anhängen" spricht der Verf. auch S. 147—167 von der Nothwendigkeit einer Prüfung in der Moral für die Aemter, die eine akademische Vorbildung erfodern. Wir können ihm jedoch hierin nicht beistimmen, indem eine solche Prüfung sich doch nur auf positive Kenntnisse beschränken kann, und diese über die wahre Moralität des Examinanden ebenso wenig ein ausreichender Beweis sein können als die vorgeschriebenen Beichtzettel, welche an manchen Orten die Candidaten der Theologie über den Genuß des heiligen Abendmahls beibringen müssen. Auf der Schule kann die Sittlichkeit des jungen Menschen im Schulzeugnisse mit ziemlicher Gewißheit gewürdigt werden; im akademischen Leben aber kann eine solche Gewißheit gar nicht gewonnen werden, und das testimonium morum beim Abgange von der Universität wird sich in allgemeinen Ausdrücken halten müssen. Oder soll um der Prüfung willen der Besuch moralischer Vorlesungen Modesache werden? Da würden sich unsere Gellert, Mosheim, Reinhard und Riemeyer solche Studirende unstreitig höflichst verbeten haben.

Der edle Sinn des Verf., der ungenannt bleiben will, verdient die Anerkennung, die wir ihm zu bezeigen bemüht gewesen sind. Das Für und Wider kann hier nicht erwogen werden, da seine Pläne sich zu sehr nach Localitäten modificiren und allgemeine Raisonnements oder Vergleichungen mit bestehenden Anstalten nur wenig fruchten können. 89.

Literarische Notizen.

Im Jahre 1827 oder 1828 erschienen unter dem Titel: „The romance of history: England, by Henry Neele", in England drei Bände kleiner, unbedeutender Erzählungen, die damals auch zum größten Theil ins Deutsche übersetzt worden sind. Der nun verstorbene Verfasser hatte den Stoff dieser Erzählungen aus den verschiedenen Epochen der englischen Geschichte genommen oder in sie hineingetragen und zwischen den Geschichtchen immer die gleichzeitigen Hauptbegebenheiten der Geschichte von England auf ein paar Blätter gedrängt mitgetheilt. Um durch sein dem Könige gewidmetes Buch, dessen Inhalt es nicht auszeichnete, Aufsehen zu erregen, gab er ihm den allerdings neuen und unerhörten Titel. Wir glaubten damals, das Geschwür der Sucht nach historischen Romanen ginge mit diesem Buche, das die ganze, viele Jahrhunderte lange Geschichte eines Landes in einem einzigen Romane oder in einigen Erzählungen spendire, aufs; wir glaubten, die lächerliche Tollheit eines solchen Plans sei Persiflage des großen Unbekannten und seiner Nachahmer, sie werde unserer Zeit die Augen über ihren Ungeschmack öffnen, der in Büchern der Art die Geschichte nicht nur meistentheils verdreht und den Gegenstand ernsten Studiums durch läppische Kinderspielerei lehren will, sondern auch über dem sogenannten historischen Interesse und historischer Treue das Poetische, um das es sich doch eigentlich in Unterhaltungsbüchern drehen soll, vernachlässiget; aber dem ist nicht so. Die englischen Blätter kündigen gegenwärtig eine Fortsetzung jenes Werkes unter den Titeln: „The romance of history: France, by Mr. Leitch Ritchie", — „Italy, by Mr. Charles Macfarlane", — „Spain by Mr. Trueba", zusammen in neun Bänden an. Wenn wir nun also ehestens die halbe Weltgeschichte in vier Romanen haben werden, so kann dies uns mindestens den Gewinn bringen, daß künftige angehende Schreiber historischer Romane vielleicht aus Verzweiflung, ihre Vorgänger nicht mehr mit Titeln überbieten zu können, von dieser Kunstart überhaupt abstehen. Die deutsche allzeitfertige Uebersetzerinnung hat sich auch bereits nicht nur über diese neun Bände hergemacht, sondern über die ursprünglichen drei noch einmal, sodaß wir zur nächsten Messe einem neuen Romane von zwölf Bänden entgegensehen.

Eine der letzten Nummern des „Journal de St.-Petersburg" kündigt russische, aus dem reichen Schatze des Volkslebens gegriffene Erzählungen von dem Kosacken B. Lugansky an und lobt an dem anonymen Verfasser besonders die außerordentliche Sprachgewandtheit, mit der er ganz im Tone des Volkes dessen oft beinahe orientalische Einbildungskraft, unbefangene Munterkeit und boshaft-geistreiche Ränke und Listen so vortrefflich schildere. 153.

Literarische Anzeige.

Herabgesetzter Preis.

Um vielfältigen Wünschen zu genügen habe ich mich entschlossen, das bekannte, für jeden Buchhändler, jeden Antiquar und jeden Bücherfreund unentbehrliche

Allgemeine Bücherlexikon

von **Wilhelm Heinsius,**

sieben Bände in groß Quart, 427 Bogen enthaltend, im Preise zu ermäßigen, und ist dasselbe für 20 Thlr. von mir zu beziehen. Auch einzelne Bände erlasse ich zu verhältnißmäßig billigen Preisen. Später wird ein Supplementband das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Leipzig, im Dezember 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 354. — 19. Dezember 1832.

Die bevorstehende Reform der englischen Kirche.

Nachdem die unerschrockene Ausdauer und Besonnenheit der englischen Minister glücklicherweise endlich die große Maßregel durchgeführt hat, wonach England so lange Zeit vergeblich schmachtete, und wodurch die vielgepriesene, in unglaublichen Misbräuchen aber ausgeartete englische Staatsverfassung und Volksvertretung wiederhergestellt werden soll, verkünden unzählige Klagen und Beschwerden in diesem Lande die zunächst drängende Nothwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenreform, und wir können mit ziemlicher Gewißheit erwarten, den großen Gegenstand schon in dem nächsten Parlament zur Sprache bringen zu sehen.

Wie es nun in der Natur der Sache liegt, daß bei einer jeden bevorstehenden Reform der Art und Ausdehnung die übervortheilte Partei Alles verlangt, die begünstigte nichts Wesentliches abgeben will, und aus diesem Zwiespalte jederzeit ein heftiger Kampf entspringt, der anfänglich gar nicht die Möglichkeit eines doch einmal nothwendigen Vergleichs erscheinen läßt, so muß es allerdings überraschen, sehen wir, noch ehe dieser Kampf in England wirklich entbrennt, Vergleichsvorschläge von einer Seite, woher sie nicht zu erwarten standen, von der begünstigten (Tory-)Partei ausgehen, die, wenger Gerechtigkeit und Billigkeit nach, bedeutende Zugeständnisse machen und, wiewol sich die eine wie die andere Partei gewiß mit lautem Geschrei gegen ihr vermeintliches Zuviel und Zuwenig erheben wird, doch ein Aufsehen erregt und einen durch die vierte Auflage des Druckes bewiesenen Beifall erworben haben, die ihnen für diesen Augenblick nicht geringe Bedeutung verleihen.

Der Verfasser der Schrift, von der wir nach dem „Edinburgh review" referiren:

A plan of church reform. With a letter to the King. By Lord *Henley*. Vierte Auflage. London, 1832.

ist ein hochgestellter praktischer Staatsmann und zugleich warmer Anhänger und eifriger Freund der anglicanischen Kirche, der durch seine frühern Schriften als Rechtsgelehrter bewiesen hat, daß er nicht zu den erfahrungs- und kenntnißlosen politischen Enthusiasten gehört. Er hält sich überdies frei von allen Parteiungen der Zeit und ist nichts weniger als den Grundsätzen der Neuerer zugethan, mit denen er keine Gemeinschaft hegt. Es ist also durch eine solche Persönlichkeit zur Genüge erwiesen, daß nur das Gefühl der unabweislichen Nothwendigkeit gerade diesen Mann vermögen konnte, Vorschläge zu einer so ausgedehnten Reform zu thun, mittels der allein größeres Unheil vom Staate abzuwenden ist. Das „Edinburgh review" versichert, kein Leser werde das verständige, fromme und interessante Buch ohne die innigste Ueberzeugung aus der Hand legen, daß er die aufrichtige Herzensmeinung und Ueberzeugung eines Mannes gelesen habe, der mit ihrer Veröffentlichung eine heilige Pflicht erfüllt. Es fährt fort:

Der Augenblick, in dem dieses Buch erscheint, ist natürlich wohlgewählt, indem trotz der verwickelten äußern Verhältnisse die innern Angelegenheiten des Landes die Aufmerksamkeit des beiweitem größten Theiles der englischen Nation fesseln, und der Zustand der englischen Kirche noch niemals seit der Reformation sorgsamer beleuchtet worden ist. Die anerkannten Misbräuche der hohen Geistlichkeit werden von ihren Gegnern ebenso ängstlich genau erörtert, wie ihre Freunde ihre möglichen Verdienste nur mit dem Unterschied verkündigen, daß nicht Einer von ihnen die Nothwendigkeit einer Reform zu leugnen wagt, während jene der Kirche fast gar keine Verdienste zugestehen. Der Zustand Irlands, in welchem unseligen Lande fast jede vorkommende Streitsache mit geistlichen Misbräuchen zusammenhängt und wo Jedermann überzeugt ist, daß der gegenwärtige Bestand der Dinge nicht zu der kürzesten Dauer mehr hinzuziehen ist, läßt die sofortige Aufnahme und Untersuchung der kirchlichen Frage nicht länger in Zweifel stehen. Ließe man aber auch den Zustand Irlands außer Acht, so gibt doch das Volk von England seine Entschlossenheit kund, die Mängel der Kirche nicht länger ungerügt und unbestritten zu dulden. In einem Augenblicke, wo so viele, auf keinen Vergleich hörende Feinde des Instituts sich rüsten, Extreme zu begehen und nichts mehr verlangen, als daß ihre Gegner keinen Fußbreit von dem nur durch Reformen neu zu stärkenden Systeme nachgeben mögen, tritt einer der eifrigsten Anhänger der Kirche mit Vorschlägen hervor, die wol den Radicalsten genügen können, und beweist, daß bei der Kirchenpartei nicht ausschließlich blinde Bigoterie herrscht, und grade die Frömmsten sehnlich wünschen, das von ihnen so geliebte Institut ihrer Verehrung würdiger gestaltet zu sehen.

Lord Henley's Werk ist in der That mit aller Aufmerksamkeit empfangen worden, die sowol sein eignes als des Verfassers persönliches beachtbares Verdienst und der tiefeedentsame Gegenstand in Anspruch nehmen. Wir wollen nicht eben sagen, daß es die Augen der Geistlichkeit auf den Gegenstand der großen Kirchenreform gerichtet hat; denn es muß angenommen werden, daß schon lange vorher derselbe ihr ernstestes Nachdenken fesselte. Das zeitgemäße Erscheinen des Buches hat

aber die heilsame Wirkung hervorgebracht, daß es Vieler Thatkraft ermunterte, denen noch nicht die Nothwendigkeit sofortiger Verkehrungen einleuchtete. Der vorher allerdings auch gefühlte Drang der Umstände, dem alten Bau der Kirche durch stützende Reformen neue Dauer und Kraft zu verleihen, ist seit Lord Henley's Werk allgemein anerkannt worden.

Der Verf. tritt zunächst mit dem augenfälligsten Gebrechen der Kirche, der Abwesenheit der Geistlichen von ihrer Gemeine und der Mehrheit der Pfründen im Besitz eines Einzigen, hervor. Aus amtlichen Angaben vom Jahre 1827 erhellt, daß von 10,533 Pfründen in England und Wales nur 4413 von wirklich anwesenden Geistlichen verwaltet wurden, 6003 hingegen, einschließlich derer, wo der Pfründner seine Pflicht erfüllte, ohne die gesetzlich vorgeschriebene Anwesenheit. Daraus folgt, daß in 4530 Kirchsprengeln der Dienst von Unterpfarrern versehen ward, deren einer oftmals zweien Kirchen vorstand. In einem andern parlamentarischen Berichte desselben Jahres ist die Totalsumme der Unterpfarrer nur auf 4254 angegeben, und da nun in dieser Zahl auch die vielen Fälle begriffen sind, in denen ein anwesender Pfarrer sich einen Substituten hält, so müssen mehre hundert Sprengel ohne anwesenden Pfarrer und ohne Unterpfarrer sein. Noch seltsamere Resultate bietet aber die Besoldung dieser demüthigen und verdienstvollen Arbeiter im Weinberge des Herrn dar. Nicht weniger als 2999, also ungefähr drei Viertel ihrer ganzen Zahl, haben weniger als 100 Pfund das Jahr, 1970 weniger als 70 Pf., 689 unter 50 Pf., viele aber sogar weniger, als das Einkommen eines gemeinen Tagelöhners beträgt, nämlich 248 unter 40 Pf., 69 weniger als 30 Pf. das Jahr!

Allerdings entsteht diese zahlreiche Abwesenheit der Pfarrer von ihren Sprengeln nicht durchaus daher, daß etwa alle im Besitz mehrer Pfründen sich befänden, und daß die unangemessene Besoldung der Unterpfarrer der Willkür des Pfarrers ganz anheimgestellt wäre. Die Pfründen selbst sind untereinander von höchst verschiedenem Werthe, und manche Pfarrer so arm wie die obigen Unterpfarrer selbst. So bringen 4361 Pfründen und nur 3859 Unterpfarren weniger als 150 Pf. jährlich ein; 1350 Pfarrer hatten 1815 unter 70 Pf., einige sogar nur 10 und 12 Pf., und haben jetzt höchst wahrscheinlich schon vermöge des immer fallenden Geldwerthes noch weniger. Ueberdies ist in vielen Fällen die Anwesenheit des Pfarrers wegen mangelnder Wohnungen eine Unmöglichkeit; bei 2626 Pfründen fehlen sie gänzlich, und bei 2183 sind Häuser dazu bestimmt, in denen kein Geistlicher mit Anstand wohnen kann. Lord Henley sieht gerechterweise diesen Zustand der Dinge als unerträglich an und ist der Meinung, daß, selbst wenn die Güter der Kirche nicht ausreichten, ihre Diener gebührend zu besolden, der Staat diesem Mangel abzuhelfen verpflichtet sei, welcher Fall hier jedoch keineswegs stattfinde. Er eifert gegen die schmählich eingerissene Abwesenheit der Pfarrer von ihren Sprengeln und gegen eines Pfarrers Mißbrauch mehrer Pfründen, als gegen der anglicanischen Kirche von der römischen überbliebene Mißbräuche, und spricht seine Verwunderung aus, daß eine so große und civilisirte Nation wie die englische eine fortwährende Verletzung des Geistes und Wortes des Christenthums in ihrer Mitte geschehen lasse und durch freiwillige Beiträge jährlich so viele tausend Pfund zusammenschieße, um Missionare in die entferntesten Theile der Welt zu Ausbreitung der geoffenbarten Religion zu versenden, während sie die Güter ihrer einheimischen Kirche so ungleich vertheile, daß über 4000 Sprengel nicht im Stande wären, einen Lehrer des göttlichen Wortes zu erhalten, wodurch Millionen von Landeskindern die Wohlthaten und Segnungen des Christenthums entzogen blieben.

Beim Uebergange von den vielfältigen kirchlichen Mißbräuchen zu deren Abstellung kommt der edle Lord zu dem wichtigsten Punkte seiner Abhandlung. Er verwirft natürlicherweise jeden Gedanken an die Möglichkeit, in dem gegenwärtigen zerrütteten Zustande der englischen Finanzen und bei der weltlichen Sinnesart unserer Zeit auf eine Vermehrung der Kirchengüter durch die Mittel des Staats anzutragen, und geht also auf den Versuch ein, zu zeigen, wie der wirkliche Bestand der Kircheneinkünfte billiger und so zu vertheilen sei, daß durch Abstellung aller eingerissenen Mißbräuche auch jeder Grund zur Abwesenheit der Seelsorger von ihren Gemeinen und zur Vertheilung mehrer Pfründen an Einen Geistlichen gehoben werde.

Die Einkünfte der Kirche sind dreierlei Art: die der Pfarrgeistlichen, der Bischöfe und der Capitel. Die Einkünfte der Pfarrgeistlichen können, nach des Lords Meinung, nicht angegriffen werden, denn er sieht unübersteigliche Schwierigkeiten darin, einer Pfründe etwas zu Verbesserung, der andern zu entziehen, und hält es für einen Eingriff in die Rechte des Eigenthums, für unbillig, daß eine Classe von Eigenthümern, die Besitzer ansehnlicher Pfründen, ausschließlich gezwungen werden sollen, den Mangel an Kirchenvermögen zu ersetzen.

Die kleinen Pfründen so auszustatten, meint er, daß kein Pfarrer unter 300 oder 350 Pf. jährlicher Einkünfte erhalte, damit er also in den Stand gesetzt werde, seiner Pflicht getreu bei seiner Gemeinde zu verweilen, sei ohne Zweifel Das, was eigentlich gethan werden solle. Es stellen sich aber dieser Absicht nicht geringe Hindernisse schon dadurch entgegen, daß das Patronatsrecht großentheils in den Händen von Grundeignern sei.

Das „Edinburgh review" gibt zu dieser Bemerkung folgende statistische Uebersicht. Von den 11,300 Pfründen Englands vergibt die Krone nur 990 durch den Lord-Kanzler oder den Kanzler des Herzogthums Lancaster. Den zwei Universitäten stehen 760 und den Bischöfen und Capiteln 2280 zu; es sind also in Allem nur wenig über 4000 Pfründen in den Händen dieser großen Körperschaften, 7300 dagegen in denen des Grundeigenthums, von denen beiweitem die meisten, zwischen 6—7000, im Besitz von Individuen. Es tritt also klar hervor, daß jede Ausgleichung, wonach das Vermögen der Pfarrgeistlichkeit dazu herhalten soll, nur theilweise bewirkt werden kann, indem 7000 Pfründen von der Maßregel auszuschließen sind. Klar ist es hinwieder allerdings auch, daß mit den andern 4000 diese Ausgleichung alsbald vorgenommen werden könnte, und daß dadurch nicht blos alle armen Pfründen der Krone, Universitäten und Capitel gehoben würden, sondern vielleicht auch eine Anzahl der dem Grundeigenthume zugehörigen.

Wir (nämlich das „Edinburgh review") möchten also auf keine Weise auf die Hülfe Verzicht leisten, die unser Autor in der zuerst angeführten und freilich abgelehnten Quelle, den Einkünften der Pfarrgeistlichen selbst, erblickt, wenngleich sie, wie gesagt, keineswegs ausreichend ist. Wir haben nichts über Lord Henley's stark zu Gunsten der bestehenden Interessen ausgesprochene Meinung gesagt, denn wo irgend ein Zweifel obwaltet, steht es der Gesetzgebung allemal zu, sich auf diese Seite zu neigen. Insofern die Rede vom Interesse der bereits bestallten Pfründner ist, sieht gewiß kein Mensch diesen Grundsatz an, denn es könnte wol nichts ungerechter, ja grausamer sein, als wollte man diesen Männern, die ihr Leben ihrem bisherigen Einkommen gemäß einrichteten, plötzlich einen Theil desselben entziehen *), und eine so gewaltsame, harte Maßregel würde sich der Billigung keines Rechtlichgesinnten erfreuen. Man darf aber nicht vergessen, daß die Sachen des Pfründenverleihers und des Pfründners verschiedene sind. Die besondere Art von Eigenthum des Erstern, dem das Gesetz nicht gestattet, davon ei-

*) Etwas Anderes wäre es gewiß, legte man diesen Pfründnern eine jährliche Steuer zu Gunsten ihrer armen Amtsbrüder auf. So schlägt z. B. Professor Dr. Burton in Oxford vor, man solle von jeder Pfründe über 200 Pf. Einkommen eine jährliche Steuer von 1 bis zu 20 Pf. nach Verhältniß erheben.

nen directen Vortheil zu ziehen, ist gewissermaßen blos ein ihm von dem öffentlichen Zutrauen übertragenes Recht, das nur durch Uebertretung des Gesetzes ein persönlicher Nutzen wird. Das Gesetz hat sich als Vertreter des öffentlichen Interesses oftmals zur Einmischung genöthigt gesehen. Gesetzliche Vorschriften, daß der Pfründner bei seiner Gemeinde verweilen oder seinem Stellvertreter eine gewisse Besoldung zahlen solle, beeinträchtigen das Patronatsrecht auch und sind dennoch wiederholt gegeben worden. Sogar das Eigenthum, das der Pfründner an seiner Pfründe besitzt, weicht vom gewöhnlichen Eigenthume darin ab, daß er dafür gewisse öffentliche Pflichten erfüllen muß, und die öffentliche Behörde hat nicht nur das Recht, auf gehörige Erfüllung dieser Pflichten zu sehen, sondern darf sogar thätig in die Angelegenheiten solcher Pfründen einschreiten, damit die Pflichterfüllung möglich werde und geschehe. Wir glauben also nicht, daß es könnte zu weit gegangen sein, geböte man dem Pfarrer zweier Pfründen, mit dem Ueberflusse der einen die andere in dem Falle zu erhöhen, daß jene beträchtlicher als nöthig wäre, derweil diese dem Inhaber nicht genug einträge, um seine übernommenen Pflichten erfüllen zu können. Unser Autor entsagt zwar durch den Fortgang seines Buches dieser Idee. Wir zweifeln aber, daß dieselbe bei näherer Beleuchtung so ganz unvereinbar mit dem Rechte der Patronatsherren gefunden werden dürfte. Er scheint der Meinung zu sein, die gehörige Ausstattung der kleinern Pfründen könne ohne Benutzung der anderweitigen Einkünfte der Pfarrgeistlichkeit bewerkstelligt werden, und also ohne Unannehmlichkeiten mit den Patronaten der Grundeigner und der Geistlichkeit.

Lord Henley kommt jetzt zu der zweiten Art von Kircheneigenthume, zu den Einkünften der Bischöfe, die er zu 163,000 Pf. jährlich anschlägt und für nicht mehr als ausreichend zu dem nothwendigen Aufwande der hohen bischöflichen Würde hält. Das „Edinburgh review" bemerkt dabei, daß, wenn man auch von dem wirklichen Einkommen dieser hohen Würdenträger nichts abziehe, der Staat im Verlaufe weniger Jahre sehr beträchtliche Fonds erwerben könne, indem er gegen ein gewisses Jahrgehalt den zufälligen Gewinn von Geldbußen, der die Bischofssitze großentheils erhält, eintausche. Die Bischöfe würden darnach regelmäßiger bezahlt und befähigt werden, sparsamer hauszuhalten, und der Staat empfinge in kurzer Zeit den vollen Werth der Bischofssitze zurück, denn die Einnahmen stiegen gewiß mit den Jahren.

Die Einkünfte der Capitel sind aber eigentlich das Capital, wodurch unser Autor ausschließlich die kleinen Pfründen zu verbessern denkt; und wenn er gelinde mit dem Einkommen der Bischöfe und Pfarrer umgegangen ist, die wichtige und mühsame Pflichten zu erfüllen haben, so zeigt er keineswegs dieselbe Duldsamkeit da, wo die Inhaber von Aemtern wenig oder gar keine Dienste für großen Gewinn leisten. Die Einkünfte der Capitel, mit Einschluß der Stiftskirchen, sagt er, werden auf 250,000—300,000 Pf. jährlich geschätzt, und würden bald auf das Doppelte steigen, wenn ihre Verwaltung in den Händen der Krone wäre. Sie sind im Einzelnen sehr verschieden vertheilt. Eine Stelle bringt 8000 Pf. ein (so viel reicht noch nicht hin), und einige sind hinsichtlich der Besoldung fast nur nominell. Der Besitzer der erstern hat aber für diese ungeheure Besoldung nichts zu thun als eine gewisse Anzahl Tage und Nächte an seinem Amtssitze zu verweilen, einige Male an Wochentagen nach Vorschrift beim Morgen- und Abendgottesdienste zu sein und in einigen Kathedralen ein paar Predigten an Sonn- und Feiertagen zu halten. In einigen Capiteln wird dreimonatliche Anwesenheit, in einigen zweimonatliche, in andern einmonatliche, in manchen gar keine verlangt, denn der verstorbene Graf von Bridgewater zog seine größten Einkünfte aus dem goldenen Chorstuhle von Durham und lebte immer in Paris. In einem andern Capitel ist es möglich, daß ein Geistlicher das Innere der Kathedrale seit dem Tage nicht wiedergesehen hat, an dem er sich daselbst einschrieb, daß er ein Vierteljahrhundert lang eine nicht geringere Besoldung zieht als zusammen die Inhaber von acht oder zehn kleinen Pfarreien und niemals irgend einen Dienst dafür geleistet hat. Viele dieser Individuen sind unbestreitbar schätzenswerthe und fleißige Arbeiter, die an andern Orten und auf andere Art der Kirche gute Dienste leisten. Hier aber haben sie weder Mittel noch Wege, nützlich zu sein. Sie haben nicht für Arme zu sorgen, beten nicht mit Kranken und Sterbenden, katechisiren keine Kinder, stehen als Seelsorger keiner Gemeine vor, an die sie Bande der Liebe ketteten. Das Einzige, was sie, Gott zu ehren und zu dienen, thun, ist die Abwartung eines kalten prunkhaften Ceremoniels.

Der edle Lord zählt hier mit musterhafter Treue alle Gründe zur Vertheidigung solcher Sinecuren auf, namentlich daß sie Männer von Familie veranlassen, den geistlichen Stand zu erwählen, daß sie die Mittel hergeben, gelehrte Männer zu belohnen und ihre Dienste für die Kirche und Religion zu gewinnen, gibt aber darauf auch genügende Antworten. Kurz, die Abschaffung der Sinecuren in der Kirche, das Verbot, mehr als eine Pfründe einem Geistlichen anzuvertrauen, die Anwesenheit aller Geistlichen in ihrem Amte sind die Grundsätze von Lord Henley's kirchlicher Reform.

(Der Beschluß folgt.)

Die beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie, mit Rücksicht auf alle frühern Erklärungsversuche, erläutert von L. G. Blanc. Halle, Schwetschke und Sohn. 1832. 12. 10 Gr.

Kennern und Nichtkennern des Dante wird diese kleine Schrift erwünscht und belehrend sein. Niemand hatte zu derselben wol mehr Beruf als der Verf., der durch ein vieljähriges Studium des Dante, durch eine genaue Kenntniß der gesammten letteratura Dantesca, durch die Erklärung des Dichters vom Katheder herab und seinen gründlich erschöpfenden Aufsatz: „Dante", im dreiundzwanzigsten Bande der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie", sich als tief eingeweiht in die Mysterien der „Göttlichen Komödie" bewährt hat. Zu diesem unsterblichen Gedicht, „an welches Himmel und Erde die Hand gelegt haben", enthalten die beiden ersten Gesänge unstreitig den Schlüssel, der indeß in den Händen der Ausleger meistens ganz andere Dinge zu Tage gefördert hat als die eigentliche Bedeutung des Gedichts, welches Dante selbst ein opus polysensuum nennt. Hr. B. liefert uns zuvörderst eine interessante kritische Uebersicht aller bisher zur Erläuterung dieser ersten Gesänge und des ganzen Werkes aufgestellten Ansichten und deckt die Fehlgriffe und Misdeutungen auf, welche im Ganzen und Einzelnen, namentlich in Hinsicht auf die drei Thiere im ersten Gesange (Panther, Löwe und Wölfin) und die drei himmlischen Frauen im zweiten (Beatrice, Lucia und die donna gentil), sich die ältesten und neuesten Ausleger haben zu Schulden kommen lassen. Wenn jedoch die ältern Erklärer mehr oder minder die moralisch-religiöse Interpretation festhielten, so fand in der neuern Zeit, besonders nach Dionisi's Vorgange, die historische Deutung, und vorzugsweise in Italien, großen Beifall, was der Verf. wol nicht mit Unrecht als einen traurigen Beweis ansieht, wie sehr alle Tiefe des religiösen Sinnes aus den Gemüthern der meisten sich gebildet nennenden Italiener verschwunden ist. Marchetti hat diese Deutung noch weiter ausgeführt, Biagioli durch die Annahme, daß der Dichter nicht Zustände der andern Welt, sondern irdische Vorgänge habe schildern wollen, auf die geistloseste Weise ausgesponnen, und Rossetti ihr durch seinen abenteuerlichen, mit Scharfsinn das Sinnlose verfolgenden Commentar die Krone aufgesetzt. Hierauf geht der Verf. zu den Auslegungen der Deutschen, namentlich Witte's, Kannegießer's, Abe-

ken's, Schlosser's über, mit denen er sich im Ganzen einverstanden erklärt, und läßt dann seine eigne Deutung folgen. Als Quellen derselben betrachtet er neben der „Divina commedia" selbst einen lateinischen Brief des Dante an Can Grande, mit welchem der Dichter diesem Fürsten das „Paradies" dedicirt und bei dieser Gelegenheit sich über die ganze Tendenz seines Werkes erklärt. „Istius operis", schreibt er, „non est simplex sensus, immo dici potest polysensuum, hoc est plurium sensuum." Der eine sensus sei ein litteralis, der andere ein allegoricus seu moralis. Dann heißt es weiter: „Est ergo subjectum totius operis, litteraliter tantum accepti, status animarum post mortem simpliciter sumptus. Si vero accipiatur opus allegorice, subjectum est homo, prout merendo et demerendo per arbitrii libertatem justitiae praemiandi et puniendi obnoxius est." Auf dieses vom Dichter selbst gelieferte Fundament gründet sich die Ansicht des Verf., der mit Witte die „Göttliche Komödie" für das „allgemeine, ewig wahre Epos unsers geistigen Lebens" erklärt. „Was der Dichter", fährt Hr. V. fort, „in tiefster Seele an sich selber erfahren: die Gewalt, womit die Sünde den Menschen umstrickt, die ersten Regungen der göttlichen Gnade, wodurch er zur Erkenntniß seiner Irrsale gelangt, den Widerstand, welchen die tief im Herzen wohnende Sünde dem nach dem Heile begehrenden Menschen entgegensetzt, die Erleuchtung und die Hülfe, welche ihm von dem Vater des Lichtes zu Theil werden, die mannichfaltigen Stufen der Heiligung, die er durchwandern muß, um sich immer mehr und mehr von dem Schlamme der Sünde zu reinigen, die selige Entzückung einer Seele, welche endlich der Gnade gewiß geworden; dies Alles, mehr oder weniger die Geschichte eines jeden Christen, hat der Dichter, dem diese Gnade selber widerfahren, zum Heile der Menschen in ewig unvertilgbaren Zügen in seinem Gedichte niedergelegt. Aus dieser Ansicht geht es dann klar hervor, daß alle historisch-politischen Beziehungen in der „Divina commedia" nur neben- und untergeordnet sind, und daß der religiös-moralische Sinn als der einzig wahre und vorherrschende zu betrachten sei." Nach diesen ebenso klar als bündig angelegten Prämissen folgt nun die Erläuterung der beiden ersten Gesänge, in welchen die Grundzüge der großen Dichtung enthalten sind. Diese Erläuterung, in welche wir hier nicht näher eingehen können, entspricht allen Foderungen, die an einen geistvollen Commentator gestellt werden können, und wird gewiß in Vielen den Wunsch erregen, an der Hand eines solchen Interpreten den ganzen Wunderbau der „Göttlichen Komödie" zu durchwandern. 102.

Neueste französische Romane.

La diligence, ou le coupé, la rotonde, l'intérieur et la banquette. Par *A. Kilard*. Die vier letzten Worte des Titels bezeichnen die verschiedenen Theile eines französischen Postwagens. Uebrigens beschäftigt sich der Verf. weniger mit der Diligence als mit den Reisenden, die sie führt. Er hat in das coupé, die rotonde, l'intérieur und la banquette vier verschiedene Dramen gebracht, die sich alle einigen Stunde vor Rouen endigen. Die vier verschiedenen Romane, welche durch einen ziemlich dünnen Faden zusammengehalten werden, haben jeder seine eigne Physiognomie. Uebrigens sollte man glauben, der Verf. habe auf die Messageries speculirt, und der Gedanke wäre wenigstens im Interesse des Verlegers so übel nicht.

La misère dans l'amour, histoire contemporaine par *Foucher*. Eben nicht gut und nicht schlecht. Der Verf. scheint es auf die Notars, die Nationalgarde und die Damen aus der großen Welt abgesehen zu haben. Auch die Contretänze kann er, scheint es, nicht leiden. Unter den sonderbaren Gedanken, auf die wir hier und da gestoßen sind, haben wir uns vorzüglich gemerkt, was der Verf. über den Biß sagt: „Im Hasse beißt man wenigstens, und im Bisse ist doch noch etwas von einem Kusse."

Le marquis de Kermotriou, par *M. P. Buessard*. Zwei Bände. Eine Art literarisch-kritischer Roman, in welchem die wichtigsten Fragen, um die sich die heutige Literatur dreht, besprochen werden.

Le pont des soupirs, épisode de la cour de Louvre, par *M. Touchard Lafosse*. Eine chronique sécrète des Hofes Ludwig XIII., welche gründliches Geschichtsstudium voraussetzt. Eigentlich mehr Geschichte als Roman. 143.

Rüge.

Es ist unverantwortlich, mit welcher fabrikmäßigen Nachlässigkeit in neuern Zeiten manches wichtige ethnographische Werk des Auslandes auf deutschen Boden verpflanzt wird, wogegen die ältern Uebersetzungen von Reisebeschreibungen und ähnlichen Werken durch eine große Sorgfalt vortheilhaft sich auszeichnen. Die letztern fügen sogar Kupferstiche und Karten hinzu, wo das Original derselben entbehrte, sie erlauben sich keine Auslassungen, sondern suchen vielmehr durch Anmerkungen den dunkeln Gegenstand zu erklären, denn die Uebersetzung war nur solchen Männern anvertraut worden, welche von der behandelten Materie hinlängliche Kenntnisse hatten, und die Buchhändler mochten bei diesem Verfahren gewinnen, wenn man die Uebertragung selbst der Urschrift vorziehen konnte. Heutzutage sind dergleichen Bearbeitungen selten, und Burckhardt's Reisen mit Anmerkungen von Gesenius, sowie Rühs' Uebersetzung von Elphinstone's „Kabul" stehen in dieser Hinsicht als Muster da, so schmerzlich man auch ihre Kupfer vermißt. Die obige Rüge trifft ganz besonders die Uebersetzungen englischer Werke, welche auf Asien sich beziehen. Statt hier und da die Unwissenheit zu bekennen und etwa ein dunkles Wort beizubehalten, werden Namen verstümmelt oder lächerliche quid pro quo's an die Stelle gesetzt, wie wir in Federau's Uebersetzung von Richardson's „Abhandlung über Sprachen u. s. w. der morgenländischen Völker", von einer sebanisch-farsischen Sprache lesen, weil sebân im Persischen Sprache heißt, und in der Verdeutschung von Fraser's Khorasan (in der Bertuch'schen „Bibliothek") bei den Indern gar ein Musikinstrument finden, welches die Bohne genannt werde, weil nämlich die bekannte Vina von dem Briten mit bean ausgedrückt war. Nachtheiliger werden diese Verwechselungen, wenn sie in das Gebiet irgend einer Wissenschaft hinübergreifen oder nach einer gewissen Consequenz durchgeführt werden, wie bei der Rechtschreibung ausländischer Namen oder der Bestimmung naturhistorischer Gegenstände nach dem Linné'schen Systeme, in welchem Falle der unverstümmelte Name häufig erst entscheidet, ob die systematische Benennung richtig angegeben sei. Willkürliche Auslassungen endlich sollten einem Uebersetzer auf keine Weise gestattet werden, weil sie fast immer, vermöge ihres zu gelehrt oder dunkel scheinenden Inhalts, dem Sachkenner von der größten Wichtigkeit sein müssen und ihm das Original unentbehrlich machen. Der Uebersetzer von Marsden's „Sumatra", der mit sprachlichen Formen so unbekannt war, daß er sogar von einem futurum tensum redet (the future tense im Engl.), macht bei den verschiedenen Alphabeten der Sumatraner folgende Bemerkung: „Marsden liefert hier auf einer eignen Kupfertafel die sogenannten Alphabete der drei Schriftarten. Allein es sind nichts weniger als eigentliche und reine Alphabete, sondern die von ihm dafür gegebenen Züge sind sehr oft augenscheinlich zusammengesetzt und Arten von Abbreviaturen, obgleich einfacher als die chinesischen. Da diese Schriftzüge nun aus der obigen Ursache nichts weniger als wahre Alphabete sind, so hat man für unnöthig gehalten, sie hier zu liefern." Wie voreilig dieser Schluß gewesen, lehrt die Ansicht des Originals hinlänglich. Das neueste Beispiel ähnlicher Willkür bietet die Uebersetzung von Malcolm's Geschichte von Persien dar, welche im deutschen Gewande aller derjenigen Zierden beraubt worden ist, wodurch die Urschrift für den Gelehrten einen so großen Werth behauptet. 160.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 355. — 20. Dezember 1832.

Die bevorstehende Reform der englischen Kirche.

(Beschluß aus Nr. 354.)

Lord Henley schlägt ferner die Einsetzung eines theilweise aus besoldeten Dienern, theilweise aus hohen Würdenträgern der Kirche und des Staats bestehenden Amtes vor, das alle Einkünfte der Bischöfe, Capitel und Collegiatkirchen, sowie ein Präbendeninhaber nach dem andern stirbt, empfangen und aus diesem Fonds alsdann die Bischöfe gleichmäßig besolden soll, damit der längst schon schwergerügte Stellenwechsel aufhört. Den Bischöfen gibt er sämmtlich 5000 Pf., mit Ausnahme der von London, Durham und Wincheſter, die 10,000, 8000 und 7000 Pf. erhalten sollen, wie die beiden Erzbischöfe 15,000 und 12,000 Pf. Er trägt ferner auf Errichtung zwei neuer Sitze zur Erleichterung der zerstreuten und überladenen Diöcesen von Lincoln, York und Litchfield an. Den Dienst in den Kathedralen soll ein Dechant mit zwei Kaplanen thun. Alle Präbenden und Canonien werden abgeschafft, außer solchen, die mit volkreichen Kirchspielen der Stadt, wozu sie gehören, zu vereinigen sind. Den Ueberschuß der Einkünfte nach Abzug des Gehalts für die Dechanten (1000, 1200 oder 1800 Pf.), Kaplane (200 Pf.) und fortbestehenden Präbenden berechnet er auf 150,000 Pf., die er denn zu Verbesserung der Landpfarren und zu Erbauung neuer Kirchen und Pfarrhäuser verwendet wissen will.

Dies sind zweifelsohne (spricht das „Review") große Veränderungen in der Hierarchie, womit, wie man zu sagen pflegt, der Nagel der Misbräuche recht auf den Kopf getroffen wird. Es fragt sich aber, ob eine oder alle insgesammt so viel Widerstand finden werden als ein Vorschlag, der beiweitem nicht so wichtig scheint. Unser Autor ist nämlich stark geneigt, den Bischöfen ihren Sitz im Parlamente zu entziehen. Er verlangt die Einsetzung einer Commission, die zu berathen habe, wie man dies am leichtesten bewerkstellige und unter welchen neuen Bestimmungen die hohe Geistlichkeit dann wieder zur Berathung von Kirchensachen zusammenzuberufen sei. Er handelt auch diese Angelegenheit mit der ihm eignen Gewandtheit und Sachkenntniß ab, und seine schon bewiesene Milde verläßt ihn nicht. Man erstaunt über die Ruhe, womit er von Gegenständen spricht, die nothwendig seinen Eifer erregen müssen, und der Leser gewinnt die volle Ueberzeugung, daß er einen Mann vor sich hat, dem es nur um die Wahrheit zu thun ist und der dieser Wahrheit gern jedes Opfer bringt.

Er betrachtet zuerst das parlamentarische Privilegium der Bischöfe von dem Gesichtspunkte seiner Gesetzlichkeit aus, nach dem Geiste und Buchstaben des Christenthums. Unser Erlöser hat erklärt, sein Königreich sei nicht von dieser Welt. Er lehnte jede Einmischung in zeitliche Angelegenheiten, jede Annahme obrigkeitlicher Gewalt entschieden ab, und seine Apostel wie seine Nachfolger in den ersten Jahrhunderten handelten wie er. Was aber, ruft unser Verf. aus, kann mehr ein Königreich dieser Welt sein als der höchste Grad gesetzgebender und richterlicher Gewalt, als die Befugniß, alle politischen Handlungen der Regierung zu verwerfen oder zu billigen? Seine Einwürfe beschränken sich nicht auf diesen Punkt. Er verwahrt sich im Voraus gegen die immer vorgegebene Behauptung, als bedürfe die Kirche des parlamentarischen Rechts der Prälaten zu ihrem Schutz, oder gegen den epigrammatischen Satz, die Kirche solle nicht politisch werden, sondern der Staat religiös, indem er leugnet, daß das Privilegium das kirchliche Institut befestige. Der Verein der Bischöfe, sagt er, wäre nur eine sehr geringe Minorität im Hause der Lords, und sie würden ganz unfähig sein, einer allgemeinen Uebereinstimmung dieser Corporation, ja nur einem starken Willen des Unterhauses oder Volkes zu widerstehen. Entsteht der Kirche einmal von Seiten des Volkes Gefahr, so werden beide Häuser ohne die Hülfe der bischöflichen Bank stark genug sein, sie zu vertheidigen. Feindet ein Haus oder feinden beide Häuser die Kirche an, so helfen ihr die Stimmen der Bischöfe nichts. Den wichtigsten Grund für seinen Antrag breitet der Lord aber folgendermaßen aus: Wer jemals einer ungewöhnlich wichtigen Debatte des Parlaments beiwohnte, in der nothwendigerweise den Leidenschaften und dem schärfsten Parteigeiste der Redner vielfach der Zügel schießt, wird gefühlt haben, daß es den Dienern einer Religion der Liebe und Menschenfreundlichkeit nicht wohl ansteht, Zuhörer in einer solchen Arena zu sein. Geschieht es nun aber zuweilen gar, daß die geistlichen Herren selbst zum größten Nachtheile des Christenthums den Ton einfacher Darlegung ihrer Gefühle und Meinungen aufgeben, um selbst in dem bittern persönlichen Streite Partei zu sein, so eröffnet sich ein schmähliches Schauspiel der häßlichsten Leidenschaften unserer Natur, und sie geben der ehrenwerthesten Versammlung des ganzen Reiches allgemeines Aergerniß.

Da nun die Kirche sich durch nichts mehr verweltlicht als durch Einmischung in Politik, so setzt sie auch nichts mehr als dies in der Achtung des Volkes herab. Eine Ursache, warum unsere Richter so gerechterweise populair sind, ist ihre allgemeine Enthaltsamkeit von Parteigeist und politischen Spaltungen. Das Einmischen der Diener der Religion in Politik ist durchaus unrecht und schädlich. Wenn sie, dem natürlichen Hange geistlicher Männer folgend, deren Blick über diese Welt hinaus gerichtet ist, sich um nichts kümmern, so lange Ordnung und Zucht aufrecht erhalten bleiben, und die bestehende Regierung unterstützen, laufen sie Gefahr, des Servilismus und Eigennutzes beschuldigt zu werden. Lassen sie sich im Gegentheile auf eine systematische Opposition ein, so werden sie der Uebertretung jener Gebote verdächtig, nach denen sie der Obrigkeit

Gehorsam schuldig sind wie Gott. Halten sie es für ihre Pflicht, den lauten ernstlichen Foderungen der großen Masse des Volks zu widerstehen, so verfolgt man sie mit Geschrei und Schmähungen, was unendlich schlimm in jeder Beziehung ist und als Verfolger und Unterdrücker die Männer erscheinen läßt, die das Volk um ihrer Werke willen lieben und segnen sollte.

Bei Entfernung der Prälaten aus dem Parlamente will Lord Henley (so fährt das „Edinburgh review" fort) eine Versammlung der Kirche zu Berathung geistlicher Dinge eingesetzt wissen, die vorher zu dem Zweck umgeschaffen werden soll, dem Staat eine Stütze zu sein und ein Wächter dem Interesse der Religion. Wir gestehen, daß wir hierin große Schwierigkeiten sehen. Diejenigen, denen eine Generalversammlung der englischen Kirche leicht und natürlich scheint, weil in Schottland eine ist, und weil die englischen Sekten ihre Versammlungen haben, erwägen nicht hinlänglich den Grundunterschied zwischen der Verfassung der englischen Kirche und dem presbyterianischen Systeme. Das Ansehen unserer geistlichen Gerichtshöfe beruht in England auf den Prälaten, und unsere Generalversammlung ist sowol ein Gerichtshof, an den man von den Ortsgerichten appellirt, als nebenbei eine Conferenz zu Besprechungen und Berathung allgemeiner Kirchensachen. Gesetzt nun, man wiese die Versammlung in England ausschließlich über diese Angelegenheiten zu entscheiden an, so entstünden gewiß Reibungen mit der Gesetzgebung, die nicht wohl anders als mit Unterdrückung der schwächern Gewalt endigten. Eine Kundgabe des Willens ohne die Macht setzte die Versammlung herab. Bei der zeitigen Stimmung der menschlichen Gemüther — und wir sprechen nicht von vorübergehenden, durch die letztern Ereignisse hervorgerufenen Gefühlen, sondern von der schon seit lange herangewachsenen und gegenwärtig allgemeinen Abneigung gegen jede anmaßliche Gewalt der Geistlichkeit — würden die Verhandlungen eines geistlichen Parlaments, die Gewalt, die es ausübte oder foderte, sicherlich im Lande Gegenstände der äußersten Eifersucht.

Würde auch durch Ablösung oder Aufhebung des Zehnten der große Grund aller Uneinigkeit zwischen den geistlichen und weltlichen Ständen des Gemeinwesens hinweggeräumt, so erlangte die neue Versammlung doch schwerlich bei dem Volke viel Gunst. Alle mögliche Schonung und Vorsicht ihres Verfahrens versöhnte die menschlichen Gemüther ihrem Geschäfte nicht und entwaffnete das Mistrauen mit ihrer directen oder indirecten Einmischung in weltliche Dinge nimmermehr. Ja, wir zweifeln nicht, dieses Mistrauen dauerte jahrelang und führte endlich, wenigstens während unsers Zeitabschnittes, zu Vernichtung des Ansehens der Kirche beim Volke, ja wol zu positivem Widerwillen gegen sie. So ist vernünftigerweise nicht anders zu erwarten, als daß die Errichtung eines thätigen Körpers der Art im Staate die Kirche nur schwächen würde, anstatt ihr Kraft zu verleihen, und daß es das vom parlamentarischen Privilegium der Bischöfe angestiftete Unheil nur erhöhte. Wenn diese Ansicht der bischöflichen Bank gegründet ist, so bedürfte sie bei ihrer Abschaffung wenigstens insofern keines Ersatzes, als von der Sicherheit der Kirche die Rede wäre, denn man entfernte mit ihr nur eine Ursache der Schwäche der Kirche, nähme ihr aber nicht etwa eine Stütze hinweg. Lord Henley scheint diese Wahrheit selbst zu fühlen, indem er schließlich zugesteht, daß die Hierarchie, sogar wenn sie durch die Beschaffenheit dieser Versammlung nicht für den Verlust directer parlamentarischer Rechte entschädigt würde, an wirklicher Kraft durch Verzichtleistung auf die unnatürliche Vereinigung des Königreiches Jesu Christi und des weltlichen gewönne. Der echte Einfluß der Kirche hängt, nach seinem Dafürhalten, nicht etwa von den Stimmen weniger politischer Pairs ab, sondern von der Gemüthsart und dem Zustande des Volkes, von der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten und ihrer wirksamen Reformation. So gerüstet, mag sie getrost sich dem Parlamente anvertrauen und ihren nicht von der Politik gestörten Einfluß ganz und ungetheilt dem heiligen Gegenstande widmen, dem er angehört.

Das „Edinburgh review", welches bisher, wie es uns ohne Kenntniß des beurtheilten Werkes schien, dessen umfassende Plane ziemlich richtig erwogen hat, folgert vielleicht hier zu vorschnell, indem es erklärt, es nehme als ausgemacht an, daß Lord Henley nicht das Unterhaus Denen öffnen werde, die er aus dem Oberhause vertrieben hat. Die öffentliche Meinung möchte wenigstens bis jetzt noch in vielen Ländern nicht entschieden sein, ob der Recensent Recht hat oder nicht, wenn er verlangt: weder Priester noch Bischof solle als Volksvertreter wählbar sein.

Lord Henley gibt noch einen zu beachtenden Wink, der allerdings nicht zu seinem Hauptplane gehört, in Betreff des der Krone zustehenden Kirchenpatronats, das jetzt von den Staatsministern ausgeübt wird. Dies Patronat begreift nicht nur die Bischofsitze und Dechaneien, sondern zusammen 1117 Pfründen, worunter die bedeutendsten an Macht und Einkünften, in sich. Der Autor meint, es scheine das Interesse der Religion zu verlangen, zumal sobald ihre Diener vom Parlamente und von Politik befreit wären, daß andere als politische Gründe bei der Wahl von Prälaten und Geistlichen obwalteten. Er denkt also die Verleihung dieser Pfründen den Prälaten unter Mitstimmung von Laien in Auftrag der Krone zu. Wir müssen aber bedeutend in Frage stellen, ob ein Prälat bei Verwaltung eines solchen doch immer weltlichen Geschäftes nicht öfter ebenfalls so weltliche Rücksichten dabei nehmen würde, wie ein Minister nehmen kann, und ob dann überhaupt der gehegte Zweck so zu erreichen sei. Das „Edinburgh review" fragt seinerseits, ob der Staat ohne einen solchen nothwendigen Einfluß der Krone auch auf geistliche Angelegenheiten wohl zu regieren sei? Es erklärt sich gegen des Lords Vorschlag, weil entweder in einem solchen Collegium, wie in den meisten, alle Mitglieder auf ihre Macht zu Gunsten eines oder zweier hoher Prälaten verzichteten, oder, was hier wahrscheinlicher sei, Einer sich mit dem Andern verstände und mit den Stellen wucherte. Welchen Einwandes sich wol auch Lord Henley versehen habe, dem es aber nur um Abwendung des politischen Einflusses um jeden Preis zu thun sei.

Indem wir unsern Bericht von diesem Werke schließen (fährt das „Edinburgh review" fort), glauben wir, es bedarf des wiederholten Ausdruckes der hohen Achtung unsers Verfassers nicht, die er auf jeder Seite seinem Leser abnöthigt. Das Werk ist von hoher, anerkannter Wichtigkeit, und die Ansichten des Lords, nicht eben von den einzelnen Mitteln gegen das trefflich geschilderte Uebel, als von der Nothwendigkeit großer, durchgreifender Verbesserungen des eifrig und ehrenwerth durch ihn vertheidigten Instituts überhaupt erwarben sich allgemeine Beistimmung. Das Gefühl dieser Nothwendigkeit gibt sich nicht etwa bei politischen Reformern und Feinden der Kirche kund, die es vielleicht gar nicht oder nicht insofern kennen, als es unserm Vers. und Gleichgesinnten innewohnt. Nicht zweifeln darf man aber, daß es jetzt reißend schnell und allgemein unter den treuen Anhänger der Kirche verbreitet ist, die den Gegenstand vorzugsweise in einem rein religiösen, nicht politischen Lichte sehen. Adressen von Geistlichen, Vereinigungen von Geistlichen, öffentliche Versammlungen von Geistlichen, durchaus in der Absicht, Reformen zu größerer Sicherstellung der Kirche zu erlangen, bezeigen das lebhafte Verlangen, dem ehrwürdigen Gebäude einen festern, besser mit der Zeit, in der wir leben und

von der sein Schicksal abhängt, sich vertragenden Grund zu verleihen.

An beiden Parteien auszuübende Gerechtigkeit fodert, daß wir unsere Leser auf die Schriften verweisen, die eine andere Ansicht als Lord Henley vertheidigen. Daß es irgend eine Aufmerksamkeit verdienende Stimme gibt, die da von gar keiner Reform hören mag, bezweifeln wir. Dr. Burton weicht wesentlich von Lord Henley in den zu einer Reform anwendbaren Mitteln ab, und Dr. Miller spricht in einer lesenswerthen Flugschrift eine ähnliche Meinung aus. Ersterer hat in einer zweiten Flugschrift Lord Henley geantwortet und erklärt seine Ansichten weitläufiger. Eine der namhaftesten Abhandlungen über diesen Gegenstand führt den Titel: „Die Pächter und die Geistlichkeit", und enthält sechs an die Pächter über den Zehnten und Kircheneigenthum gerichtete Briefe, worin der Verfasser zumeist darauf ausgeht, deren grobe Uebertreibungen, die man zum Nachtheil der guten Sache und zur nicht geringen Unehre ihrer Urheber in Umlauf gebracht hatte, zu berichtigen.

Das „Edinburgh review" geht hier schließlich auf einige Einzelheiten der schottischen, von dieser Flugschrift nebenbei angegriffenen Kirchenverfassung vertheidigend ein. Als nicht zum Hauptgegenstand dieses Artikels gehörig, glauben wir, unsere deutschen Leser nicht mit einer unbedeutenden Streitsache behelligen zu dürfen. 153.

Originalansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Ludwig Lange, Architekt, in Stahl gestochen von Ernst Rauch, im Verein mit Karl Rauch und andern deutschen Künstlern, mit einem artistisch-topographischen Texte begleitet von Dr. Georg Lange. Dem deutschen Vaterlande aus innigster Verehrung und Liebe gewidmet. Darmstadt, Lange. 1832. 4.

Die für die Geschichte und für die Bildung der Nation so wichtig gewordenen Städte Deutschlands foderten den Verf. auf, durch sein Unternehmen im Allgemeinen eine noch größere Aufmerksamkeit auf diese Städte zu erwecken, durch die Darstellung ihrer Entstehung und allmäligen Vervollkommnung zu belehren, durch Abbildungen ihrer wichtigsten Gebäude und Plätze ein anschauliches Bild ihres Aeußern vorzulegen. Um das erste zu bewirken, wird Hr. Dr. Lange im Verein mit mehren Gelehrten die Geschichte der vornehmsten Städte Deutschlands herausgeben. Die Ansichten der Städte werden von den auf dem Titel genannten Künstlern bearbeitet, verbunden mit einem erklärenden Texte vom Hrn. Dr. Lange. Diese Werke, die auf Subscription herauskommen und nicht getrennt werden, sollen in verschiedenen Folgen erscheinen, die in einzelne Lieferungen abgetheilt werden. Die erste Folge soll die Städte Frankfurt am Main, Würzburg, Bamberg, Nürnberg, die Dome von Köln und Ulm, Regensburg, Augsburg, München, Landshut, Passau und die St.-Stephanskirche in Wien enthalten. Von der Geschichte der Städte wird die erste Folge im künftigen Jahre erscheinen, von den Ansichten aber liegt die erste Lieferung vor uns, welche die Stadt Frankfurt am Main in sich faßt.

Um bei der Wahl solcher Ansichten das Rechte zu treffen, muß der Zeichner ein glückliches und geübtes Auge haben, damit er zu beurtheilen vermag, was zur Darstellung sich eignet. Nicht selten macht eine Reihe schöner Gebäude in der Zeichnung kein ansprechendes Bild; andere hingegen, oft von geringem Ansehen, fallen angenehmer in das Auge. Zuweilen macht sich das Bild auf der Zeichnung anziehender als in der Natur, wenn die Zeichnung malerisch behandelt ist und der Zeichner das Bedeutende, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, hervorzuheben versteht, das in der Natur, durch Nebenumstände verursacht, nicht so sehr anspricht. Vorzüglich ist auf die Wirkung des Lichtes und Schattens zu achten, die Zeit der besten Beleuchtung zu ergreifen, denn diese kann zu einer Stunde des Tages ein vorzügliches Bild entstehen lassen, indeß in einer andern das Ganze uns kalt vorübergehen läßt.

Was wir so von dem Zeichner fodern, sehen wir hier in den Ansichten der Stadt Frankfurt nicht unbeachtet gelassen. Frankfurt von der untern Seite des Mains, die Straße, welche die Zeile heißt, der Dom mit einem Theile der Altstadt und der Römerberg geben schöne Bilder. Wenn das erste durch den großen Strom mit der Brücke bedeutend wird, so erfreut auf dem zweiten die Reihe schöner Häuser, das dritte erhebt sich durch den mächtigen Dombau, das vierte wird durch alterthümliche Gebäude anziehend.

Nach der beigefügten Beschreibung gibt uns das erste Bild, die Mainansicht, einen historisch-topographischen Ueberblick der ganzen Stadt, eine lange, bunte Reihe stattlicher Wohnungen, vom Dom und der Leonhardskirche und andern großen Gebäuden überragt, dann die Brücke über den Main und die ersten Gebäude in Sachsenhausen, endlich im Hintergrunde die vom Taunusgebirge umkränzte Thalebene, worin Frankfurt sich ausdehnt. Stellt sich hier der Stadt älteste Vorzeit und zugleich die jüngste Gegenwart vereint vor, so sehen wir im zweiten Bilde eine der schönsten in neuern Zeiten angelegte Straße, die Zeile, wo lauter ansehnliche Gebäude sich hinziehen. Dann werden wir auf dem dritten Blatte in die alte Zeit zurückgeführt, als hier noch die Kaiserwahlen stattfanden, auf den Römerberg, wo unter alterthümlichen Gebäuden das Rathhaus, der Römer, sich auszeichnet. Zuletzt erblicken wir den Dom, der über einen großen Theil der Altstadt hervorragt, umringt von Gebäuden aus der Vorzeit, von denen noch viele das ursprüngliche Ansehen ansichtragen.

Diese Beschreibungen fassen auch noch Einiges über das Geschichtliche der auf den Zeichnungen dargestellten Gebäude in sich, woran noch andere Bemerkungen sich anreihen. Die Stahlstiche sind zart behandelt, Gebäude, Wasser, Luft haben bestimmten Ausdruck, die Ausführung ist kräftig, und durch die gemessene Haltung tritt jeder Gegenstand vor dem andern deutlich hervor; so sind die Abbildungen und Beschreibungen gleich zu rühmen, und beide werden ihren Zweck vollkommen erreichen, zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung zu dienen. Was die Wahl der Ansichten betrifft, die von den Städten gegeben werden, so könnte wol Einer oder der Andere hier zu wenig, dort zu viel finden, allein hierbei muß dem Zeichner freie Hand gelassen werden, der nur darauf bedacht sein muß, angenehme Bilder vorzulegen, die ihm in einer Stadt mehr als in der andern sich zeigen. 158.

Aus Italien.

Torquato Tasso's Lieben und Leiden scheint eine unerschöpfliche Aufgabe für die tragische Kunst zu sein, die allen Gram eines leicht erregbaren Gemüths im Kampfe mit den Schroffheiten der Außenwelt verkörpert durch ihn hinzustellen gewohnt ist. Gemildert durch die Hoheit und Würde aller der Handelnden zeigt uns Göthe in seinem „Tasso" diesen Conflict des dichterischen Gemüths gegen die Ereignisse des Alltagslebens; und wenn wir auch nicht umhinkönnen, seinen Schmerz, seine Zerrissenheit für das bitterste aller Leiden zu halten, weil so es empfunden ward, so liegt doch etwas Tröstendes darin, daß nur ein so ausgestattetes Gefühl von solchem Kummer berührt zu werden im Stande war, daß die Schöpferin seiner unüberschwenglichen Freuden, die Phantasie, auch meistens die Quelle des Leides ist, das Minderbegabte in solcher Wirklichkeit zu finden nicht vermochten. Italiens Luft hat das Eigenthümliche, Gegen-

stände, die aus dem nächsten Sehkreise entrückt sind, so mit Farbe und Duft zu übergießen, daß alle die Makel, mit denen sie Zeit und Rohheit beschmutzt hat, dem Auge nicht mehr bemerkbar sind, und Göthe's Tasso scheint aus dem Lande, das ihn entstehen sah, diesen schönen Vorzug unter den deutschen Himmel herübergerettet zu haben. Denn sowie die ausgebrochenen Steine am Colosseum in der vollen Beleuchtung eines hellen Tages kaum den schmerzlichen Eindruck barbarischer Zerstörung hervorbringen, sondern wesentlich nothzuthun scheinen, um uns die majestätischen Kräfte, die seinen Bau und seine Zertrümmerung bewirkten, ganz bemerkbar zu machen, so auch die Bekümmernisse im Tasso, die seinen Wahnsinn herbeiführen. Es sind Kleinlichkeiten häufig, und doch Anlässe, die Tasso's Gemüth bis in die tiefste Tiefe verletzen. Aber der mildere Aether, der bei Göthe über dem Hofe von Ferrara waltet, nimmt diesen Verwundungen das Peinliche für den Beobachter und läßt ihnen nur einen Stachel für ein Herz, das bis zu diesem Grade geschwellt ist. Wir würden Tasso nicht kennen, wäre uns der Anlaß versagt, so in die Zerklüftungen seines Flammen und Funken auswerfenden Gemüths zu blicken; aber trostlos müßten wir uns abwenden, wenn nicht die Ruhe einer Sommernacht auf den Umgebungen ausgebreitet wäre. So häufig daher Tasso von dramatischen Dichtern gewählt ist, so selten ist seine Darstellung gelungen. Ingemann's zu früh vergessenes Gedicht: „Tasso's Befreiung" (deutsch von Gardthausen, Leipzig, 1826), zwar auch unter Italiens glücklichem Himmel geboren, zeigt doch die Dornenstücke seines Lebensweges in zu peinigender Nähe. Wir fühlen die Last dieser Dichterkrone, bei welcher der Sammetstreifen vergessen ist, der ihren Druck weniger einschneidend machen soll, wenn er auch das Gewicht des funkelnden Reifens nicht mindert. Wie Duval und Rota in ihren Trauerspielen „Tasso" die Aufgabe gefaßt haben, ist Ref. nicht bekannt; aber schmerzlich ist es, daß einer der gefeiertesten toscanischen Dichter unserer Tage, der Prof. Rosini zu Pisa, mit dem dänischen Dichter in gleiches Mißverständniß fiel. Tasso, in seinem mit ungleichem Erfolge in Pisa und Florenz aufgenommenen Drama („Torquato Tasso, commedia storica di *Giov. Rosini*", Pisa, 1832), erliegt geistig und menschlich unwürdigen Kränkungen, und auch gewöhnlichere Menschen, die weder durch eignen Werth noch durch die Ausbildung auf der Höhe des geselligen Lebens zu solcher Empfänglichkeit ausgebildet worden, hätten diesen Anfeindungen nicht widerstanden. Der Knoten des fünfaktigen Stückes ist, daß Herzog Alfons das Schloß eines Schrankes in Tasso's Wohnung aufbrechen läßt und mittels eines gewissen Gherardo, eines niedrigen Hofmannes, einige an die Fürstin Eleonora gerichtete Verse herausnimmt, die Alfonsos Rache beschönigen. Tasso's Abführung in das Irrenhaus endet das peinliche Schauspiel; denn wer an die Würde und Hoheit der Göthe'schen Gestalten denkt, fühlt sich hier auf unheimischem Boden. Schmerzlich ist besonders das Miskennen Herzog Alfonses durch den Dichter, und um so weniger zu begreifen, als Prof. Rosini mit dem mühsamsten Fleiße des Dichters Leben geschichtlich studirt hatte. Durch die genauesten Forschungen über jene dunkeln Ereignisse kann wol sich ergeben, daß Alfonso streng und unwillig der Leidenschaft des Dichters für seine Schwester zusah; doch daß er tyrannisch ihn behandelt, kann aus Thatsachen nicht dargethan werden. Denn leider hatte Tasso's unbesonnenes, nie Ruhe findendes und stürmisches Naturell, der Neid der Zeitgenossen, der Hofleute hämisches Betragen und seine hoffnungslose und unberechnete Leidenschaft ihn zu dem Wahnsinne gebracht, der ärztliche und strenge Behandlung nothwendig machte. Auch nach Rosini's neuesten Untersuchungen, die er in einer öffentlichen Rede zu Pisa am 15. Mai d. J. vortrug („Saggio sugli amori di Torq. Tasso e sulle cause della sua prigionia", Pisa, 1832), sind das unleugbare Thatsachen, und was in der „Biblioteca italiana" (Februarheft 1828) bei Gelegenheit von Giacomazzi's „Dialoghi sopra gli amori, la prigionia ed il genio di Torq. Tasso" gesagt ist, findet dadurch aufs Neue sich bestätigt. *)

27.

Literarische Notizen.

Die ersten sechs Bände der von Murray in London veranstalteten Gesammtausgabe von Byron's Werken enthalten dessen Leben und Schriften in ungebundener Rede; mit dem siebenten Bande beginnt die Reihe seiner Dichtungen, welche durch eine große Anzahl bisher im Besitz seiner Freunde und Verwandten gewesener unbekannter Poesien aus früherer Zeit auf eine sehr werthvolle Weise vermehrt worden sind; denn obgleich sie vor d. J. 1809 entstanden, stehen sie doch weit über den „Hours of idleness". Durch Mittheilungen von den verschiedensten Seiten ist der Herausgeber zugleich zum ersten Male in den Stand gesetzt worden, in Byron's Schriften eine Menge Beziehungen aufzuhellen, welche vorzüglich den Gelegenheitsgedichten ein ganz neues Interesse verleihen. Wir erfahren nebenbei, daß Byron's berühmtes Schreiben an den Herausgeber von Blackwood's „Magazine" wieder aufgefunden worden ist und als Beilage des „Don Juan" erscheinen wird.

Eine englische Dame, Miß Harriet Martineau, hat unter dem Gesammttitel: „Illustrations of political economy", eine Folge von fünf Erzählungen in ebenso vielen Bändchen herausgegeben und darin mit Glück versucht, das Sprichwort: „Beispiel ist die beste Regel", auf die Lehren der Staatswirthschaft anzuwenden. Nr. 1, betitelt: „Life in the wilds", schildert die Lage und Anstrengung eines kleinen Trupps Ansiedler, welche durch Wilde ihrer Habseligkeiten beraubt und gänzlich auf ihre angeborenen und die von der rohen Natur gebotenen Hülfsquellen angewiesen worden. Nothwendigkeit und Nutzen der Arbeit, die Vortheile individueller Anstrengung und allgemeinen Zusammenwirkens, werden dabei ins klarste Licht gesetzt. Nr. 2: „The hill and the valley", enthält die Geschichte einer Eisengießerei- und behauptet die Theorie der Fabrikinteressen. Nr. 3: „Brooke and brooke-farm", beschäftigt sich mit den Angelegenheiten des Ackerbaues. Nr. 4: „Demerara", setzt die Nachtheile der Sklaverei auseinander und zeigt, daß der Pflanzer selbst für sein System büßt. Nr. 5: „Ella of Garveloch", bespricht das Zins- und Steuerwesen.

Die Werke der Miß Edgeworth erscheinen, übereinstimmend mit den „Waverley novels" und „Lord Byron's works", in 18 Bänden, von denen 8 bereits im Buchhandel sind. Im Oktober 1833 wird die Ausgabe vollendet sein. Monatlich wird ein Band, mit einem Stahlstich und einer Vignette geziert, geliefert.

Alle englischen Blätter bringen fortwährend Nachrichten über Walter Scott; das Beste und Umfassendste über des verklärten Dichters Leben hat jedoch Herr Chamber, seit lange in persönlich freundschaftlicher und wissenschaftlicher Verbindung mit demselben, in einem Supplement zu Chamber's „Edinburgh journal" geliefert.

Die Anzahl der Pfennigjournale vermehrt sich in England noch immer. Wir finden soeben wieder ein „Penny evangelical magazine" und eine „Penny trumpet" angekündigt. „Vielleicht zieht letztere, die sich wöchentlich vernehmen lassen wird, das gegen ihres Gleichen kälter werdende Publicum wieder herbei", bemerkt dazu ein englisches Blatt.

S.

*) Wir werden nächstens in einem ausführlichern Artikel auf Rosini's „Tasso" zurückkommen. D. Red.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 356. — 21. Dezember 1832.

Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens, von Johannes Voigt. Vierter Band. Die Zeit von der Unterwerfung der Preußen 1283 bis zu Dieterichs von Altenburg Tod 1341. Fünfter Band. Die Zeit vom Hochmeister Ludolf König von Weizau 1342 bis zum Tode des Hochmeisters Konrad von Wallenrod 1393. Königsberg, Bornträger. 1830—32. Gr. 8. 6 Thlr. *)

Bei einem Werke, das wie das vorliegende nicht von einem in historischer Darstellung sich erst bildenden, sondern von einem in fester Eigenthümlichkeit ausgebildeten Schriftsteller herrührt, das nicht unter Umständen, wo sich das darzustellende Material selbst erst vor dem Auge des Verf. successiv entwickelt, sondern mit vorausgegangener klarer Ueberschauung desselben in seinem ganzen Umfange vorwärts schreitet, ist es kaum nöthig, das Publicum anders als durch eine Verkaufsanzeige auf die Erscheinung der spätern Bände aufmerksam zu machen, denn es weiß dasselbe bereits, was es an dem erscheinenden Werke hat, und eine neue Charakteristik ist für das Buch völlig überflüssig. Von einer andern Seite her könnte noch das sich um literarische Ereignisse kümmernde Publicum eine Charakteristik wünschen, indem es ihm nämlich darum zu thun wäre, das Allgemeine sowol des Inhalts im Ganzen, als die piquantesten Einzelheiten im Voraus zu gustiren. Allein auch in dieser Hinsicht dürfte es schwer sein, das Publicum hinsichtlich der die Ueberschrift bildenden Bände zu befriedigen; denn einmal ist es Aufgabe dieses Werkes, als tüchtige Specialgeschichte alle und jede Untersuchungsfragen, alle Controversen, streitige und dunkle Punkte zu berücksichtigen, alle einzelnen uns überlieferten Begebenheiten und Verhältnisse zu bedenken, wodurch, während einerseits ein vortreffliches und dabei wohllesbares Repertorium einer deutschen Provinzialgeschichte so gründlich, wie wir es nicht einmal an Müller's „Schweizergeschichte" für das rheinische Hochland haben, gegeben wird, andererseits doch eine allgemeine Auffassung des Inhalts fast unmöglich wird. Aber auch das Piquante des Einzelnen schwindet gar sehr; denn bei einer nach diesem Maßstabe gearbeiteten Geschichte sieht man die Erscheinungen so in ihren ersten Anfängen entstehen und in so unmerklichen Uebergängen sich entwickeln, daß fast Alles nur natürlich und gewöhnlich erscheint; überdies muß nothwendig (und es bringt dies die Aufgabe selbst mit sich) so vieles wirklich Gewöhnliche und sich oft Wiederholende in die Darstellung aufgenommen werden, daß es außerordentlich schwer wird, aus dem dichten, zusammenhängenden Gewebe einzelne an sich interessantere Partien auszuzeichnen. So nehmen wol drei Viertheile der vorliegenden zwei Bände die Kriegszüge gegen Lithauer, Samaiten und Polen ein, deren jeder einzelne Wichtigkeit hat für die eine oder andere Gegend Preußens, deren jeder einzelne Wichtigkeit haben kann für speciellere Forschungen, welche das preußische oder slawische Alterthum betreffen, selbst auch für die Geschichte des Ordens und der deutschen Colonisation Preußens — die also alle in ihrer chronologischen Bestimmung wie in ihrem militairischen Fortgang festzustellen, worüber die vorhandenen Nachrichten zusammenzutragen waren. Einen andern großen Theil des Buches füllen Darstellungen oder wenigstens in den Noten gegebene Notizen von Hochmeisterwahlen, Beamtenfolgen, von einzelnen deutschen Fürsten und Rittern, die Züge nach Preußen zu Unterstützung des Ordens unternommen u. s. w. All Dieses ist nothwendiger Inhalt dieser Bände, all Dieses kann für einzelne Personen und Untersuchungen höchst interessanter Inhalt sein — für das gebildete Publicum im Ganzen aber bietet es keine Unterhaltung und ist dazu auch entfernt nicht bestimmt.

So wird es uns außerordentlich schwer, auch nur eine genauere Inhaltsanzeige der vorliegenden zwei Bände zu geben; denn falls wir nun in der Weise verfahren wollten, daß wir angäben, das erste Capitel enthalte, außer den allerdings interessantern Anfängen der Kämpfe mit den Lithauern, die Zeiten des Hochmeisters Burchard von Schwenden und Konrad von Feuchtwangen, so gäben wir am Ende doch nur ein X für ein X; und fiele nun in die Zeiten dieser Hochmeister nicht gerade der Verlust Akkons, die Verlegung des Haupthauses des Ordens nach Venedig u. dgl., was eigentlich mit der Geschichte Preußens doch nur mittelbar zusammenhängt, so würden wir doch wieder nur Heerzüge, schwankende Verhältnisse und

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 9—11 d. Bl. f. 1850. D. Red.

einige Sorge für innere Angelegenheiten zu berichten haben. Da die levantischen Angelegenheiten, die in diesem Capitel berührt werden, doch so ausführlich und anschaulich nicht hervortreten, zeichnen wir also von Einzelheiten aus diesem Capitel nur einen merkwürdigen Zug aus, der uns zeigt, wie schon frühzeitig auch im deutschen Orden Schritte gethan wurden, die Erfüllung gewisser Ordenspflichten zur bloßen Ceremonie zu machen, in ähnlicher Weise wie in den letzten Zeiten die Malteser jährlich eine erbärmliche Fregatte, die kaum die See halten konnte, aus dem Hafen von Malta auslaufen ließen und nach vier oder fünf Tagen eben ihrer Untauglichkeit halber den Hafen wieder suchen sahen, mit welcher Ceremonie sie ihrer Verpflichtung zu unausgesetztem Kampfe gegen die Ungläubigen genugthaten; wir zeichnen also einen ähnlichen Zug aus der Geschichte des deutschen Ordens aus und zwar mit den Worten des Verf. wie folgt:

S. 74. So bestand unter Anderm auch jetzt noch das Gesetz, daß jeder neuaufzunehmende Ordensritter vor seinem Eintritte in die ritterliche Verbrüderung eine Pilgerreise ins heilige Land, wo möglich nach Jerusalem an das Grab des Herrn unternehmen mußte, und die meisten Ritter waren diesem Gesetze bisher, wie es scheint, darin nachgekommen, daß sie wenigstens nach Akkon wallfahrteten. Um nun auch fernerhin (nach Akkons Verlust) diesem Gesetze Genüge zu leisten, legte man in Preußen bei den wichtigsten Ordensburgen gewisse Orte an, die, mit Bäumen umpflanzt und eingehegt, wahrscheinlich auch feierlich eingeweiht, vielleicht auch mit einer Kapelle und einem Grabe versehen, Jerusalem genannt wurden.

Unter den vielen für allgemeines Interesse unbedeutendern kriegerischen Erwähnungen des zweiten Capitels tritt eine, obwol nur deshalb mehr hervor, weil sie sich an ein noch bis diesen Tag vorhandenes Denkmal anknüpft:

S. 112. Die Sage erzählt, daß unter diesen Ereignissen in Samland auch jene vier tapfern, dem Orden immer treuergebenen Parteigänger: Dyvel, Stobemel, der Sudauer Kudare und Nakaim aus Pogesanien, ihren Tod gefunden. Jener kühne Krieger Martin Golin, dessen wir früher schon öfter erwähnt, und der jetzt seinen Wohnsitz auf der Burg Genowedit, westwärts von Königsberg, dicht am frischen Haff, gehabt haben soll, zog, wie die Sage will, in diesen unruhigen Bewegungen in Samland eines Tages mit jenen vier Gefährten zum Raub in das Gebiet der Landschaft hinauf, wohin man früherhin die Sudauer verpflanzt hatte, weil auch sie an der Verschwörung Theil genommen. Es gelang den kühnen Kriegern, dort eine reiche Beute zusammenzubringen. Auf der Rückkehr aber, da sie, unter der Last des Raubes ermüdet, in einem Walde ruhten, um sich zu erfrischen, überfiel sie plötzlich ein Haufe jener Sudauer, deren Güter sie geplündert, und schlug sie alle nieder. Nur Golin allein entkam der Gefahr. Doch schwer betrübt durch den Tod der Streitgefährten errichtete er ihnen ein gemeinsames Grabmal mit einem schwarzen Kreuze. Der Meister Meinhard von Querfurt aber soll an dem Orte, wo die getreuen Ordensfreunde den Tod gefunden, zu ihres Namens Andenken eine hohe Säule errichtet haben, die, oft erneuert, unter dem Namen der Vierbrüdersäule in der capornischen Heide noch bis diesen Tag steht.

Unter die interessantern Stellen dieses zweiten Capitels gehört ferner, was über die Feststellung der Verhältnisse der Withingsfamilien in Samland gleich auf den folgenden Seiten beigebracht ist. Besonders lebendig tritt die Erzählung des Kampfes mit dem Erzbischof von Riga, Johann von Fechten, hervor, der, nach vorhergegangenen Streitigkeiten, von dem Landmeister in Livland, Halt von Hohenbach, in festem Gewahrsam gehalten wurde und nach seiner Befreiung durch den Tod des Landmeisters von Rache ganz erfüllt war, welches Gefühl denn, als er 1294 starb, auch auf seinen Nachfolger, Johann von Schwerin, überging:

Das Bündniß mit den Lithauern ward auch von diesem Erzbischofe erneuert; bevor jedoch dieser Feind noch herzukam, griff man zu den Waffen, denn auf des Erzbischofs Antrieb brachen die Rigaer auf; die Ordensburg ihrer Stadt, wo der Landmeister bisher seinen Sitz gehabt und ein ziemlich zahlreicher Convent gestanden hatte, wurde durch die Bürger plötzlich überfallen, erstürmt und von Grund aus zerstört; den Comthur des Hauses schleppte man am Barte unter Schimpf und Schmach zum Galgen, sechzig der Conventsbrüder wurden erschlagen oder aufgehängt und die Kirche und Ordenskapelle mit wilder Wuth niedergerissen. Alsbald sammelten auch die Ordensgebietiger eine starke Heeresmacht und griffen den Feind mit solcher Erbitterung an, daß in der Zeit von 18 Monaten neun blutige Treffen geliefert wurden u. s. w.

Auch was über des Landmeisters Meinhards von Querfurt Sorge für die innern Verhältnisse Preußens gesagt ist, ist interessant genug. Dazu enthält auch das dritte Capitel Pendants, dessen übriger Inhalt sich besonders um die Geschichte von Erwerbungen in Polen und Pommern und deren Behauptung dreht, sowie um die Darstellung neuer Zwistigkeiten in Livland.

(Der Beschluß folgt.)

Der Journalismus in Frankreich.

Hierüber äußert sich umständlich ein Artikel in einem der neuesten Hefte der „Revue encyclopédique“, der tiefe Blicke in den gegenwärtigen Zustand Frankreichs gewähren kann, und wir entlehnen daraus in Nachstehendem das Wesentlichste.

Es beruht in dem Journalismus eine geistige, heutzutage nicht wohl mehr abzuleugnende Kraft, deren Ursprung wir hiermit erforschen, deren Einfluß auf unsere Zeit wir charakterisiren mögen. Indem die Revolution von 1830 durch ihre rasche, großartige Energie von Grund aus alle rückschreitenden Bestrebungen der Vertreter der Vergangenheit vernichtete, eröffnete sie die Bahn zu neuen Bestimmungen. Unsere Aufgabe ist, nachzuweisen, was unter solchen Umständen der Journalismus geleistet hat und ferner leisten soll.

Als die menschliche Gesellschaft einsah, daß die alte Gewalt der Kirche, des Feudalismus und der Monarchie nicht mehr ihren Zustand förderte, machte sie ihre Unabhängigkeit geltend, prüfte dieser Gewalt Rechtmäßigkeit oder Legitimität. Sie gab ihren Willen in der Religion durch Luther, in der Philosophie durch Descartes, in der Politik durch Rousseau kund. Eine neue Zeit ging der Menschheit auf! Dreier Jahrhunderte der Polemik, der Bürgerkriege, des allgemeinen Krieges, der Blutbäder bedurfte ihre Geburt. Eines Jahrhunderts die religiöse, eines die philosophische, eines die politische Emancipation. Das letztere dauert noch!

Die Eigenthümlichkeit dieser neuen Zeit verlangt, daß die Wahrheit nicht nur einigen in des Tempels oder der Schule Inneres verschlossenen Lehrlingen mitgetheilt bleibe, sondern vor Allen ausgebreitet wie das Licht der Sonne sei. Der Mensch hat seine Individualität errungen. Es ist ein Jeder zu der geheiligten Speise, der Frucht der Anstrengungen des Genius, der blutigen Erfahrungen der Menschheit berechtigt, ein Jeder berufen, sich in das Gebiet der Wissenschaft, Industrie und

Moral einzuweihen. Kein Einziger ſoll von der allgemein fortſchreitenden Civiliſation ausgeſchloſſen ſein, jeder Fortſchritt ein Gewinn für jedes Individuum.

Dieſe univerſelle, der neuen Zeit eigenthümliche Macht mußte ſich ein beſonderes Organ erſchaffen: der Journalismus entſtand. Der Journalismus, der Ausdruck der Meinungen Aller, ſpricht zu Allen. Er iſt in der That die Stimme des Volkes, denn das Volk ſpricht, verurtheilt oder beklagt ſich durch ihn. Der Journalismus erkeimte mitten in den Stürmen der Revolution von 1789, die noch nicht zu Ende iſt. Als die menſchliche Geſellſchaft im Fortſchreiten begriffen war, wie ein austretender Strom, als ihre Meinungen der Augenblick gebar und tödtete, als die Parteien ſich am Abend angriffen und bis zum andern Morgen decimirten, bedurfte der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen eines Werkzeuges, ſo ſchnell wie die alle Welt hinreißende Bewegung ſelbſt. Die Rede im Club oder von der Tribune herab reichte nicht hin, breitete ſich nicht weit genug aus: das Journal ward dies lebendige, bereite, volksthümliche Werkzeug, womit die Parteien ſich bewachten, anklagten, tödteten.

Mirabeau fühlte ſich auf dem Rednerſtuhle der conſtituirenden Macht in Verkündigung ſeines Wortes zu ſehr beengt, der herabgeſchleuderte Todesſtreich traf ſeine Feinde nicht ſchnell genug; er trat alſo kaum aus der Verſammlung heraus, als er auch ſchon, Beredtſamkeit ausſchäumend, ſeinen Committenten, Frankreich, ja Europa lehrte, wer dieſer verleumdete Graf von Mirabeau ſei. Die Girondiſten, dieſe leidenſchaftlichen Wortführer, beſaßen insgeſammt ein zu Fortſetzung des in den Clubs und Verſammlungen begonnenen Kampfes beſtimmtes Journal.

Die grauſame, abenteuerliche Wuth der Blätter Hebert's und Marat's iſt bekannt.

Die öffentliche Gewalt war aber 1789 zuerſt begründet, die öffentlichen Verſammlungen ſpielten eine zu bedeutende Rolle, man konnte zu wenig Zeit auf Darſtellung und Beſtreitung von Gedanken wenden, als daß der Journalismus im Stande geweſen wäre, in der Revolution ſich zu entwickeln und ſein gegenwärtiges allgewaltiges Anſehen zu behaupten.

Unter dem Directorium war er ſchon mächtiger, weil er vornehmlich unter ſchwachen Regierungen herrſcht. Das Kaiſerthum hatte ihn vernichtet, denn ſeine Stärke vertrug weder Rathſchläge noch Tadel und Widerſtand. Ueberdies feſſelte die glorreiche Ausdehnung Frankreichs über Europa, der Wiederhall immer neuer Siege, die militairiſche Trunkenheit der Nation die öffentliche Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß der Journalismus ſich mit nichts Anderm zu beſchäftigen wußte als dem Wiederabdrucke Napoleoniſcher Bulletins.

Man ſprach zwar in gewiſſen Geſellſchaften viel von den Feuilletons des „Journal de l'empire“, von einigen Artikeln periodiſcher Schriften; wer kennt aber nicht das literariſche Poſſenweſen damaliger Zeit, die nur ein geiſtvoller Mann, Geoffroy, überlebte, deren Vorbild und Held Herr von Jouy war.

Die Herrſchaft des Journalismus kam alſo mit der Reſtauration empor. Mit Gewalt drang dieſe unverbeſſerliche, halsſtarrige, engherzige Dynaſtie inmitten eines Volkes zurück, deſſen neue Beſtimmung ſie nicht begriff, weil ihre Sendung auf Erden zu Ende war. Einander gegenübergeſtellt ſehen ſich denn dieſe neue und jene alte Zeit, die 25 Jahre hindurch voll der äußerſten Erbitterung gegeneinander gekämpft hatten. Der Kampf der Principien der vergangenen und zukünftigen Zeit entbrannte neuerdings, konnte aber glücklicherweiſe nicht wieder ſo blutig ſein! Die der alten Vergangenheit Grundlage vertretende Dynaſtie hatte viel Blut, Kraft und Energie verloren und beſaß nur noch eines Greiſes ohnmächtige Halsſtarrigkeit. Der revolutionnaire Geiſt ſeinerſeits war auch nicht mehr ſo kühn und großartig im Angriff, ſo vertrauensvoll in ſeine Kraft wie ehedem, wo der Sieg auf der Rednerbühne und dem Schlachtfelde ihm zur Seite ſtand.

Dieſe Erſchöpfung beider Parteien erkläre die lange Kriſis der Reſtauration, die Unfähigkeit, ſo oder ſo zu endigen, obgleich kein Frieden ſich denken ließ. Der Journalismus war das Hauptwerkzeug des endlichen Sieges der Revolution und ſtellte ſich mit den Lehren Rouſſeau's und Montesquieu's, durch die zum zweiten Male der Thron der alten Dynaſtie umgeſtürzt ward, an die Spitze des Mouvements.

Der „Conſtitutionnel“ verdankt ſeine ungeheuere Popularität und ſeinen langen heilſamen Einfluß der ausſchließlich von der Philoſophie des vorigen Jahrhunderts gelehrten Politik, die zuletzt in dieſem Journale nur zu beſchränkt und zwangsmäßig ſich geſtaltete.

Das „Journal des débats“ könnte nach ſeiner ariſtokratiſchen Natur, nach ſeiner gemäßigten, nicht radicalen Politik, nach ſeiner Polemik, die kein anderes Journal ſo gelehrt zu führen weiß, nach ſeiner Bewunderung der engliſchen Conſtitution für den Repräſentanten der Ideen Montesquieu's angeſehen werden, hätte es auch die Ueberzeugungsgabe und heiße Menſchenliebe des Verf. des „Esprit des lois“. Alle Journale, die wie der „Courrier francais“, der „National“, die „Tribune“ eine auf die Souverainetät des Volkes gegründete Regierung verlangen, hängen augenſcheinlich Rouſſeau an.

Das Glaubensbekenntniß und die Inſtitutionen der Vergangenheit predigen die legitimen Journale, die „Gazette“ und „Quotidienne“. Der Journalismus iſt gegenwärtig, als das Forum des funfzehnjährigen Kampfes, die einzige legitime Autorität, die einzig anerkannte und befeſtigte, die nicht geleugnet und beſtritten wird. Die bürgerliche Geſellſchaft kann nicht ohne Leitung beſtehen und duldet nur die Leitung von Männern, die aus ihrer Mitte hervorgehen. Da nun die Dynaſtie der Bourbons bewies, ſie ſtehe mit Frankreich nicht mehr in Uebereinſtimmung, ſondern in geradem Widerſpruche mit ſeinen Bedürfniſſen, ſo hat ſich der Journalismus zu einer neuen, *proviſoriſch* mit der Regierung des Volkes beauftragten Dynaſtie gemacht. Wer hat denn in der That die funfzehnjährige Reſtauration hindurch regiert, war es der Journalismus nicht?

Er ſtellte ſich gegenüber einem rückſchreitenden Königthume und einer ſervilen Verwaltung, die in Routine erſtarb, bewachte alle ihre Handlungen und folgte ihr bis in die kleinſte Einzelheit. Er denuncirte energiſch Unterdrückungen, Jeſuitismus und Niederträchtigkeit. Er handelte alle Fragen über Krieg und Frieden, alle Projecte legislativer Reformen ab, umfaßte die ganze Bewegung der europäiſchen Civiliſation.

In keinem Lande außer in Frankreich, wo der Journalismus entſtanden und erzogen iſt, weder in England noch in Deutſchland, erlangte er dieſen Grad von Anſehen und Vollkommenheit.

In Frankreich ſchreiben alle Politiker, alle Parteihäupter für die Journale. Durch die Journale machen ſie ſich populair, greifen ſie das Miniſterium an und vertheidigen es, ſobald ſie darin ſind. In Frankreich beherrſcht der Journalismus das Königthum, die Deputirten- und Pairskammer, jede geſetzliche Gewalt; eine jede iſt, ſie mag es wiſſen oder nicht, ableugnen oder zugeſtehen, der Preſſe unterworfen, weil die Preſſe das Organ der Souverainetät des Volkes iſt. Deshalb erzeugte auch im Juli 1830 ihre wiederhallende Stimme durch den Aufſtand der Maſſen der Proletarier eine Revolution.

Betrachten wir die Rolle, die der Journalismus ſeitdem geſpielt, ſo müſſen wir zuvörderſt als Thatſache anerkennen, daß dieſe letzte glorreiche Revolution große Unruhe in die Gemüther, große Verwirrung in die materiellen Intereſſen gebracht hat.

Wie unfähig die Männer dieſer Revolution zur Verwaltung ſind, haben ſie ſeit der Zeit zur Genüge dargethan. Die Parteien erkennen ſich nicht mehr, haben keine Waffen mehr zum Kampfe, kein Banner, worunter ſie ſich vereinigen. Die Löſung der geſellſchaftlichen Fragen war nie ſo verwickelt und ungewiß, kein Politiker (man erinnere ſich nur der Debatten in den Kammern während der letzten zwei Jahre) kennt mehr den Gang der Civiliſation und die Bedürfniſſe der Völker. Man verſteht ſich nicht mehr, greift ſich an, tödtet ſich, ohne recht zu wiſſen warum, und verlangt von allen Seiten doch Frieden, Ruhe, Glück. Die wahre Urſache dieſer unendlichen Störung iſt, daß

die Revolution von 1830 für alle Politiker unserer Tage etwas Unerwartetes, Unerklärliches war, daß keiner ihre Folgen berechnet, keiner die neue Lage richtig erkannt hat, worein sie die Gesellschaft versetzen mußte. Der ganze revolutionnaire Zeitraum von 1789—1830 ist die blutige Krisis der Zerstörung des Mittelalters, der Abschaffung aller Privilegien, der Gründung der modernen Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz. Betrachtet man Frankreich, wie es gegenwärtig ist, so zeigt es sich, daß diese vierzigjährige Revolution allerdings nicht vergebens war; denn es ist keine Spur mehr von den in der Vergangenheit eingesetzten Gewalten zu sehen.

Was die Menschheit zerstören wollte, ist zerstört. Man suche einmal die Trümmer der Lehnsherrschaft in dieser Pairie, die nicht einmal die Kraft gehabt hat, ihr Lebenselement in der Erblichkeit zu vertheidigen; man suche die Monarchie des Mittelalters in diesem modernen Königthum, das zu einem ungestraft verhöhnten Titel herabgesunken ist; man suche die katholische Autorität in dieser besitzlosen, vergessenen, zurückgesetzten Geistlichkeit, in diesem feigen, falschen, verlöschenden Papstthume! Es sind von der Vergangenheit sogar keine Ruinen mehr da.

(Der Beschluß folgt.)

Die Parteien in Spanien.*)

Die beiweitem zahlreichste Partei in Spanien ist die der Apostolischen oder Karlisten. Sie gebietet durchs ganze Land über die große Masse der untern Classen und an vielen Orten über die ganze Bevölkerung, wie z. B. in Toledo, in den Städten und Dörfern beider Castilien, in Catalonien und Murcia; mit wenig Ausnahmen sind ihr alle Mönche, die große Mehrzahl der Geistlichkeit und des Militairs, besonders die Offiziere zugethan. Offenbar ergibt sich hieraus, daß der Einfluß und die Macht dieser Partei nicht allein auf der Zahl ihrer Mitglieder beruht, sondern daß ihr auch die in gewissen Klöstern, wie die frommen Brüder sagen, „für die Tage der Bedrängniß" aufgehäuften Schätze, ja im Nothfall wol auch ein Theil der in den Kirchen von Sevilla, Toledo ꝛc. prangenden Juwelen u. d. m., zu Gebote stehen werden.

Nach der apostolischen ist die liberale Partei die zahlreichste, doch darf man sich unter ihr nicht Personen denken, welche der Wunsch nach Wiedereinführung der Constitution von 1820 beseelt, oder die damit zufriedengestellt wären, daß ein Heer Ausgewanderter an die Spitze der Geschäfte käme; eine solche Partei existirt gar nicht. Unter den Liberalen werden Diejenigen verstanden, welche die Mängel der gegenwärtigen Regierung einsehen, noch weit mehr die Herrschaft der Karlisten fürchten und als Freunde der Aufklärung eifrig wünschen, daß Spanien nach und nach dem Standpunkte anderer, in der Civilisation ihm vorangeeilter europäischer Staaten zugeführt werde; kurz, fast die gesammte Intelligenz hat sich unter dieser Fahne vereinigt. In jedem andern Lande würde sich die Wirkung einer solchen Uebereinstimmung auf eine Weise kundgeben, welche ihrem numerischen Verhältnisse weit überlegen wäre; allein in Spanien erlauben die verdunkelnden Nebel des Aberglaubens und der Unwissenheit dem Lichte der Intelligenz nur einen kleinen Spielraum, und diese selbst ist nur spärlich verbreitet.

Eine sonderbare Thatsache ist es, daß nach dem Allen die Anhänger der bestehenden Ordnung der Dinge in Spanien das kleinste Häuflein bilden. Außer der Mehrzahl der Beamten, einem Theile der Geistlichkeit und dem größern Theile der Armee, hat sie wenig Freunde, und der Einfluß der Regierung reicht kaum über die Sphäre wirklicher Gnadenbezeigungen hinaus. Durch den Verlust der amerikanischen Colonien ist ihr Patronat sehr beschränkt worden, die einträglichen Aemter sind auf wenige zusammengeschmolzen, und das Fortbestehen der Regierung scheint auf so unsicherm Grunde zu ruhen, daß nur sehr Wenige außer den gerade Angestellten der Meinung sind, ihr Interesse verlange die Unterstützung von Etwas, dessen bisherige Erhaltung beinahe ans Wunderbare grenzt. Kraft ist die einzige zuverlässige Stütze einer despotischen Regierung, allein die spanische entbehrt derselben völlig. Das Volk im Allgemeinen verleiht sie ihr nicht, und sogar unter dem Militair und den Beamten, ihrem einzigen Verlasse, befinden sich viel Unzufriedene. Als der König nach dem Sturze der Constitution zurückkehrte, that man Alles, um der Regierung eine eingebildete Stärke zu geben. Alle Beamten ohne Unterschied, welche mit den Liberalen in Berührung gekommen waren, wurden entfernt; dies war besonders wegen der von den Constitutionnellen angestellten zu beklagen, welche aus den besten und gebildetsten Classen gewählt worden waren. An ihre Stelle kamen natürlich viel beschränkte Köpfe. Zugleich vermehrte man die Zahl der Angestellten und folglich bei dem Bestehen der Regierung Interessirten dadurch, daß man das früher von einem Beamten Verwaltete durch zwei und drei Personen verwalten ließ und die Besoldung unter sie theilte. Ferner wurden die Universitäten und Seminarien reorganisirt und unter den Einfluß der Jesuiten gestellt, und endlich, um die Zahl und die Treue des Heeres zu verstärken, ein neues an 20,000 Mann starkes Gardecorps errichtet, dem Kinder als Offiziere zugetheilt wurden. Der König sagte selbst, daß er keinen Offizier unter seinen Garden haben wolle, der alt genug sei, um die Bedeutung des Wortes Constitution begreifen zu können. Jetzt sogar (1850) sind die Offiziere, ohne Ausnahme, beinahe noch Knaben.

Wir glauben, diese Skizze wird dazu beitragen, das glorreiche Unternehmen der jetzigen Königin von Spanien nach seinem vollen Werthe zu würdigen. Daß die ausgezeichnete Frau es kräftig zum segensvollen Ziele führe, wird jeder Freund der Menschheit mit uns wünschen. S.

*) Nach Inglis' „Spain in 1830".

Anekdoten.

Matrosenpoesie.

Die Neigung der Matrosen zu Uebertreibungen ist bekannt. Man wollte einen Seemann necken, indem man ihm die unglaublichsten Dinge für baare Münze aufzuhängen bemüht war. Der Wassermann benutzte eine Pause, um folgendes Histörchen zum Besten zu geben: „Ich ging gestern über die Westminsterbrücke; Alles stürzte an mir vorüber, um sich zu retten. Ich sah mich um, was es gäbe. Ein toller Stier kam in furchtbarer Wuth auf mich zu. Was sollte ich thun? Das wahnsinnige Thier war nur noch drei Schritte von mir. Ich faßte mich schnell, sprang auf das Geländer (es war gerade in der Mitte der Brücke), stürzte mich in die Themse und schwamm dem Ufer zu. Der Stier schien es aber auf mich abgesehen zu haben. Sobald er mich schwimmen sah, lief er zurück, sprang die Treppen hinab und eilte in ein Boot, das zufällig losgebunden war, in der Hoffnung, mich zu erschnappen, ehe ich das Ufer erreichte. Ich schwamm stromabwärts — der Stier folgte; ich tauchte unter — der Stier war mir auf den Fersen. So ging's fort, bis in die Nähe des Tunnels. Da dieser eben Schaden genommen hatte, faßte ich mich um den Leib, um mich recht schmal zu machen, und kroch durch eine kleine Oeffnung in den Tunnel, wo ich noch das Glück hatte, Hrn. Brunel zu retten, der nahe daran war, in dem eindringenden Wasser zu ertrinken."

Guter Rath.

Seit einiger Zeit ist zu London eine Schule für junge Thierärzte eingerichtet worden, welche sich eines zahlreichen Besuches erfreut. Ein junger Irländer, der bereits zu Dublin schöne Vorstudien gemacht zu haben durch glänzende Zeugnisse darthat, wurde in die Anstalt aufgenommen und galt für einen gemachten Thierarzt. Wenn man Ihnen, sagte eines Tages einer seiner Collegen zu ihm, ein windbrüchiges Pferd brächte, um es zu heilen, was würden Sie thun? — „Bei der heiligen Jungfrau", sagte der Irländer, „ich würde dem Besitzer den Rath geben, das Thier sobald als möglich zu verkaufen." 56.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 357. — 22. Dezember 1832.

Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens, von J. Voigt. Vierter und fünfter Band.

(Beschluß aus Nr. 356.)

Einen sehr wichtigen Inhalt bietet das vierte Capitel, welches gleich durch die Geschichte der Verlegung des Hochmeistersitzes nach Marienburg eröffnet wird. Durch diese Verlegung wurde Preußen entschieden die Hauptbesitzung des Ordens, und alle seine spätern Schicksale wurden dadurch bedingt. Auch die Abschließung des Kaufvertrages über Pommerellen hatte nach mancherlei Schwierigkeiten, indem Verzichtleistungen auf Ansprüche schlesischer und rügischer Fürsten zu gewinnen, des Kaisers Bestätigung einzuholen waren, in dieser Zeit statt. Verhandlungen am päpstlichen und polnischen Hofe, Kämpfe mit Lithauen, Zwistigkeiten in Livland füllen größtentheils den übrigen Raum dieses Capitels sowie des ganzen übrigen Bandes, aus welchem wir nur noch die Geschichte der Ermordung des Hochmeisters Werner von Orselen besonders hervorheben, indem sie recht geeignet ist, zu zeigen, wohin Entsagungen und Lasten, wie sie der Orden seinen Gliedern zur Pflicht machte, führen können und in rohen Gemüthern führen müssen, wenn nicht durch die Begeisterung für einen heiligen Zweck jene Lasten und Entbehrungen zu einer leichten Bürde gemacht werden.

S. 470 fg. Es geschah im Anfange dieses Jahres (1880), daß ein Ordensritter aus einem nahen Convente, Johann von Endorf genannt, ein Sachse von Geburt, ein Mensch, der schon aus unlautern Absichten in den Orden getreten und wegen seines unsittlichen Lebens oft vom Meister schon getadelt und gestraft worden war und deshalb schon längst heimlichen Groll gegen diesen im Busen nährte, vor dem Hochmeister mit der Bitte erschien, ihm zu erlauben, daß er an dem damaligen Kriegszuge gegen die Lithauer mit Theil nehmen dürfe. Der Meister, dem dieser Ritter schon mehrmals Gesuche solcher Art vorgelegt, wies ihn, weil er sah, daß er im Kriegsgetümmel sich nur der strengern Zucht und Aufsicht zu entziehen suche, mit der Erklärung zurück: Es sei für ihn kein Roß mehr vorhanden; auch sei es für ihn noch viel zu früh, gegen den Feind ziehend dem Tode entgegenzugehen; er müsse zuvor von seinem wüsten und unordentlichen Leben ablassen; die Seele, welche einem solchen Kampfe entgegentrete, müsse zuvor ernste Buße thun und sich üben in Tugenden, guten Sitten und rühmlichen Werken. Der Abgewiesene wandte sich jetzt an seine Freunde in der Mark, und nachdem er durch diese zwei gute Pferde zur Kriegsfahrt zugesandt erhalten, wagte er es abermals, seine Bitte bei dem Meister zu erneuern, ohne von seinem Conventsobersten Erlaubniß zu haben, sich nach Marienburg zu begeben. Weil aber Werner von Orselen erst vor einigen Jahren in dem Generalcapitel das Gesetz gegeben: „Auch soll kein Ritterbruder Pfennige (Geld) behalten, Pferde oder andere Dinge zu kaufen; denn wer sie hat, der soll sie seinem Obersten aufgeben, der ihm Pferde soll besorgen", und weil es überhaupt gesetzlich dem Hochmeister freistand, einem Ordensbruder seine Pferde und Waffen entnehmen und einem andern übergeben zu lassen, indem kein Ordensritter solche als sein Eigenthum betrachten durfte, so wurden auf des Meisters Geheiß auch diesem ungehorsamen Ordensbruder die beiden Rosse weggenommen. Vergebens suchte dieser durch die Fürbitte einiger Ritter vom Hochmeister seine Rosse und die Erlaubniß zur Theilnahme am Kriegszuge zu erhalten, denn Werner blieb unerbittlich bei seiner Weigerung. Da begab sich Johann von Endorf, von Wuth und Rache entbrannt, vom Ordenshause heimlich in die Stadt Marienburg und kaufte bei einem Krämer ein großes Messer der Art, womit man Fische zu reißen pflegte. Da er es, weggehend, in den Aermel einsteckte, rief ihm der Krämer nach: „Wollt Ihr die Scheide nicht auch mit Euch nehmen?" „Nein", entgegnete der Ritter, „aber ich werde dem Messer die kostbarste Scheide suchen, die in ganz Preußen zu finden ist."

Es folgt dann die Darstellung des Herganges der Mordthat am Abend des 29. November. Dem vierten Bande sind noch folgende sechs Beilagen beigegeben: 1. Die Vierbrüdersäule; 2. Vom Wehrgelde der Preußen; 3. Chronologische Bemerkungen über die Zeit der Gründung einiger Städte Preußens; 4. Ueber die Zeit der Eroberung Pommerns durch den Orden; 5. Ueber die Gesetze und Landesordnungen der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen, Werner von Orselen und Luther von Braunschweig; 6. Ueber die Echtheit der Briefe des Königs Gedimin von Lithauen an den Papst Johann XXII., an den Prediger- und Minoritenorden und an die norddeutschen Seestädte.

Der Inhalt des fünften Bandes läßt sich im Allgemeinen unter dieselben Kategorien bringen wie der des vierten; doch treten die städtischen Verhältnisse und ihre Bedeutsamkeit, sowie das damit zusammenhängende Handelswesen mehr und mehr hervor. Wir heben in dieser Hinsicht besonders eine längere zusammenhängende Stelle über Städtewesen und Handelsverhältnisse von S. 304—346 hervor, und aus dieser wieder mit den Worten des Verf. eine einzelne Partie, wo von der Trennung der Stadteinwohner in zwei Classen, nämlich einerseits Junker und Großhändler, andererseits die gemeine Bürgerschaft die Rede ist, hervor, weil diese als Einleitung dient zu Dem, was über die Artushöfe in Preußen gesagt ist:

S. 328. Zwar bildeten noch (um 1379) die gesammten Bewohner einer Stadt, die das Bürgerrecht genossen, die eigentliche Bürgerschaft; allein die gesammte Bürgergemeinde war schon mehr in einzelne Stände getrennt. Den Kaufmann umfaßte besonders in den großen Handelsstädten schon ein besonderer, eigner Stand, der für den ersten, reichsten und angesehensten galt, und es wurde somit der eigentliche Bürgersmann und der höhere Kaufmannsstand schon scharf unterschieden. Dazu hatte einestheils der Umstand viel beigetragen, daß der städtische Adel, den wir früh schon in den größern Städten Preußens finden, außer dem Ackerbau auch Kaufgeschäfte im Großen zu betreiben angefangen und dadurch in den Kaufmannsstand übergetreten war; anderntheils hatte der Großhandel von selbst dem Kaufmann eine höhere Stellung gegen den Kleinhändler, Krämer und Handwerker gegeben. Diese Trennung der Stände aber bildete sich auch dadurch noch schärfer aus, daß in der Regel aus dem Kaufmannsstande und dem kaufmännischen Adel in den größern Handelsstädten die städtischen Magistrate, der Bürgermeister, die Rathsmänner oder Consuln u. s. w. gewählt wurden, und von ihnen dann nicht blos die Leitung der städtischen Handelsangelegenheiten sowol im Inlande als im Auslande, sondern überhaupt die ganze Verwaltung aller städtischen Verhältnisse ausging. Auf den Tagfahrten zu Marienburg und Danzig bildeten die aus den preußischen Hansestädten abgesandten Bevollmächtigten als „Rathsmanne der Städte in Preußen" einen eignen Handelsrath, der in städtischen Handelsverhältnissen vollgültige Beschlüsse faßte und solche in seinem und der Städte Namen fremden Fürsten oder den andern auf Tagfahrten versammelten Hansestädten zusandte. Betrafen die Handelsangelegenheiten nur eine Stadt allein oder den Handel des Landes überhaupt, so mußten die Rathsmänner, die immer zugleich Kaufleute waren, sich zuvor mit den Stadtältesten oder mit dem Hochmeister und den obersten Gebietigern berathen, ehe eine Entscheidung erfolgen konnte. Ungleich mehr noch waren diese Rathsmänner der Städte in der übrigen Verwaltung des Stadtwesens an den Willen und die Zustimmung der Landesherrschaft gebunden, denn zu Allem, was nur irgend von Bedeutung den bestehenden Zustand einer Stadt veränderte, als zum Anbau neuer Häuser, zu stärkerer Befestigung der Stadtmauern, zu Ergänzungen oder Veränderungen in den Willküren und städtischen Einrichtungen, zu neuen Anordnungen in der städtischen Verwaltung u. s. w., mußte jederzeit zuvor die Einwilligung des Meisters oder der Komthure erfolgen. Diese ständische Trennung der Bürgerschaft der größern Städte aber und der Gegensatz des Großhändlers oder des adeligen Kaufmannsstandes und der gewerbständischen Classe oder der sogenannten Gemeine knüpfte sich auch bald an gewisse gesellschaftliche Formen, Einrichtungen und Anordnungen fest. Die in sich abgeschlossene Classe oder Gilde des vornehmern Kaufmannsstandes tritt in den meisten bedeutendsten Handelsstädten Preußens, als in Thorn, Danzig, Elbing und Königsberg unter dem Namen der Artusbrüderschaft hervor, die sich in ihrem Artushofe zusammenfindet u. s. w.

Diese Stelle zur Erläuterung des Namens der Artushöfe glaubten wir auch deshalb ausführlicher hier aufführen zu müssen, weil dem fünften Bande ein schönes Kupfer, die Ansicht des Rathhauses und Artushofes in Danzig darstellend, beigegeben ist. Auch der vierte Band ist von einer ähnlichen Zierde, der Ansicht des Hofes in dem Ordenshaupthause Marienburg, begleitet. Auch S. 446, 461, 524, 532 und 645—653 finden sich ausführlichere Stellen über die Handelsverhältnisse Preußens, über welche noch an mehren Orten sich zerstreute Notizen finden. Interessant ist insbesondere, was sich bei mehren dieser Stellen über Seeräuberei auf der Ostsee beigebracht findet. Es kam damit gegen Ende des 14. Jahrhunderts dahin, daß kein einzelnes Kauffarteischiff sich mehr aus einem preußischen Hafen wagen durfte; mindestens zehn Schiffe mußten sich immer vereinigen, und selbst in dieser Anzahl waren sie noch keineswegs sicher.

Dem fünften Bande sind ebenfalls eine Reihe einzelner Abhandlungen als besondere Beilagen beigegeben, nämlich: 1. Ueber die Abdankung des Hochmeisters Ludolf's König von Weizau; 2. Ueber die Schlacht an der Strebe; 3. Aufdeckung eines literarischen Betrugs in der Geschichte Preußens; 4. Ueber die Schlacht bei Rudau; 5. Ueber den Ehrentisch in Preußen; 6. Ueber den Hochmeister Konrad von Wallenrod. 69.

Der Journalismus in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 356.)

Warum haben sich die Menschen seit 40 Jahren geschlagen und erwürgt? warum wurden so blutige Siege durch so edle Opfer erkämpft? Um des heiligen Versprechens willen der Gleichheit, der Individualität und allgemeinen Emancipation! Wer hat sich der Erfüllung dieses Versprechens hartnäckig widersetzt? Die Vertheidiger der Ungleichheit, Bevorrechtung, die Bourbons! Die Revolution von 1830 endigte mit ihnen, also ist kein Hinderniß mehr da. Jene Menschen, die den Versuch machten, einen elenden Kampf noch eine Weile in der Vendée fortzusetzen, die die edelsten Erinnerungen durch ihre nichtswürdige Parodie beschimpfen, verdienen nicht, daß wir mit unserer vollen Kraft ihnen entgegenstehen. Die Zeit ist also da, jenes heilige Versprechen zu verwirklichen. Die Revolution von 1830, in der alle Menschen, alle Stände sich verbrüderten, hat die allgemeine Emancipation herbeigeführt. Es ist demgemäß die Hauptaufgabe aller Politiker, Institutionen zu begründen, die das Volk nicht blos de jure, sondern de facto befreien, seine Lage verbessern, seine Moralität erhöhen und es nicht länger hülflos Hunger und Krankheiten zum Raube lassen.

Welche Sprache hat nun der Journalismus die zwei Jahre her geführt? Welcher Geist beseelte ihn? Welchen Einfluß übte er aus? Wie hat er die öffentliche Meinung geleitet?

Den kritischen Principien der Philosophie und Politik des 18. Jahrhunderts immer gemäß, spielte er die Rolle der Opposition fort wie unter der Restauration und bekämpfte alle Maßregeln der Regierung nach Innen und Außen. Das „Compte rendu" der Opposition beweist zugleich die Energie der hellsehendsten Politiker unserer Zeit und ihren gänzlichen Mangel an Ideen, an organisirender Fähigkeit.

Folgen wir den jetzt in den Journalen abgehandelten Fragen, so sehen wir nur geringfügige Gegenstände zur Sprache gebracht, Persönlichkeiten, Ministerwechsel, Abfälle vom Budget oder der Civilliste. Das höchste vom Journalismus aufgestellte gesellschaftliche Problem war eine Veränderung der Regierung in der Form. Dies ist das Terrain eines der vorzüglichsten Journale, des „National". Kein einziges Journal scheint zwar seither die Natur der Lage begriffen zu haben, worein wir durch die Revolution von 1830 gekommen sind; doch gewiß nur weil die revolutionnaire Bewegung sich erschöpfte, weil der politische Gewinn der Julitage so ungeheuer ist, daß er uns auf einmal und für immer aller Hindernisse entledigte, die der Erfüllung unserer Hoffnungen im Wege standen.

Weder die bristoler Feuersbrunst, noch die lyoner Revolte, die jetzt schon vergessen ist und deren man vielleicht später wieder einmal gedenken wird, noch alle die vom Elend erregten Emeuten, noch vor Allem das unerhörte Wüthen der heißhungerigen Geißel der Völker haben die Gefahr dargethan, die aus der Lage der Proletarier droht, eine Gefahr, die weder durch Al-

mosen und die Sammlungen einer gewöhnlichen Menschlichkeit noch durch die Routine einer abgenutzten Politik abzuwenden ist.

Diese beiden Jahre haben fast um die Wette Begebenheiten erzeugt, die uns die Augen über die Tiefe der gesellschaftlichen Krise öffnen können, worein wir gerathen sind. Sie lehren, daß der Grund der gegenwärtigen Wirren nicht allein in einer ungeheuern Civilliste, in der Nichtverantwortlichkeit der Minister, in schlechten Municipal- und Departementaleinrichtungen, in der und jener schon bekannten Regierungsform, in der Noth, die der und jener streitige Gegenstand der Tagordnung anrichten soll, zu suchen ist; sondern vielmehr im Herzen der bürgerlichen Gesellschaft, in dem gänzlichen Mangel einer organisirenden Macht, in der unangemessenen Vertheilung der Staatseinkünfte, der Quelle der Handels- und Gewerbezerrüttung und des Elendes der Proletarier, in dem gegenwärtigen Bestande des Eigenthums.

Wir haben kein einziges populaires Journal die offenbarende Kraft so vieler Ereignisse nutzen gesehen, um das politische Problem unserer Zeit gerade hinzustellen und neue Institutionen vorzuschlagen, die geeignet wären, dem Volke endlich den Genuß der Wohlthaten einer positiven Freiheit zu verschaffen, es dem moralischen und physischen Elende zu entziehen.

Trotz der energischen Opposition gelang es denn auch dem Journalismus nicht einmal, die schwächste, unwissendste Regierung über den Haufen zu stoßen, die in dem Laufe der 40 Revolutionsjahre aufgekommen ist, indem er keine neue Idee, kein reelles, umfassendes Verbesserungsproject, keine politische Theorie ihr entgegenstellt und sich auf eine fruchtlose Polemik beschränken muß. Der Journalismus hat, wir müssen es gestehen, durch seine Ohnmacht viel von seinem Einflusse und seiner Popularität eingebüßt. Er führt nicht mehr die unermeßliche Vormundschaft der seitdem zum juste milieu gewordenen Bürgerschaft, die nicht mehr wie unter der Restauration sich willig seiner Leitung ergibt. Auf der andern Seite übt er ebenso wenig directe Wirkung auf die Proletarier aus, die sich nicht abonniren, wenig lesen, und überhaupt um die Mehrzahl der in Journalen abgehandelten Fragen unbekümmert bleiben, weil sie wissen, daß keine Lösung ihre ungewisse, hülflose Lage ändern wird.

Wenn das Werk der Opposition und Auflösung nützlich und nothwendig war, so hat die Philosophie des 18. Jahrhunderts den Journalismus vortrefflich inspirirt und ihm seine ruhmwürdige Popularität verschafft. Aber es leugnet jetzt Niemand mehr, daß die Zeiten verändert sind, daß die Stunde der Erneuerung geschlagen hat und die Menschheit mit auf die Zukunft gerichtetem Antlitz einer neuen Bestimmung entgegengeht. Es ist nicht mehr die Rede von einer Revolution, sondern von einer gänzlichen Umschaffung.

Sprechen wir es also aus: der Journalismus vollbrachte seine Mission und fängt eine neue an. Seine Aufgabe besteht, wie wir sahen, nicht in der Hervorbringung neuer Ideen, sondern in der allgemeinen Verbreitung vorhandener. Er hat also gegenwärtig neue, auf unsere Zeit anwendbare Ideen aufzusuchen und zu beschleunigen, geeignet, sie über die Krise, worin sie sich befindet, aufzuklären und ihr die Richtung dahin zu geben, von wo sie eine Emancipation vorgefühlt hat.

Es ist wahrhaftig an der Zeit, daß die Gesellschaft und namentlich die Einzelnen, welche sie beherrschen und sich täglich mit ihr über ihre Angelegenheiten besprechen, aus der Ungewißheit über die Zukunft hervorgehen, aus der Unkenntniß ihrer Lage und der tief-liegenden zerstörenden Ursache des allgemeinen Misbehagens. Es ist Zeit, daß wir aus dem verderblichen Kreise hervorgehen, in dem wir uns seit zwei Jahren unseligerweise herumdrehen, daß wir eine wahre, lebendige Lösung der Frage über unser so dunkles blutiges Geschick finden. Es ist vornehmlich Zeit, daß wir die Oberflächlichkeit in allen Dingen, in Religion, Politik, Literatur und schönen Künsten endigen, von dem Geiste uns befreien, der über alle Gegenstände nur obendinstreift, ohne sie zu begreifen, der weder Ueberzeugung noch Ergebung in dem Menschen erzeugt, noch die Kraft ertheilt, das Werk der Erneuung zu vollbringen, der eben die ganze Schwäche und Nichtigkeit der Regierung und der Parteien ausmacht.

Kommen wir also zu ernsthaften Studien, zu tiefen, tüchtigen Arbeiten, die die ganze Denkkraft in Anspruch nehmen, die ganze Bestimmung des Menschen und Organisation der bürgerlichen Gesellschaft umfassen, zurück. Genug der religiösen, politischen, philosophischen und literarischen Improvisationen, die in Einem Tage entstehen und als der flüchtige Widerschein der menschlichen Natur vorübergehen.

Will der Journalismus jetzt etwas Heilsames thun, die Leitung der Gesellschaft übernehmen, so muß er eine neue Lehre predigen. Er setzte sich erst nach einer langen Ausarbeitung der Philosophie des 18. Jahrhunderts fest; einer ähnlichen Anstrengung bedarf er, will er sich von Neuem stählen und seinen Ideen neues Leben einhauchen. Funfzehn Jahre lang hat er sich von den Werken Montesquieu's, Rousseau's, Bentham's, Destutt de Tracy's genährt; neue Bücher, der lebendige Ausdruck der Bedürfnisse der Gesellschaft, der Offenbarung des Zieles, wonach sie mit allen ihren Kräften strebt, müssen geschrieben werden, aus denen der Journalismus Grundsätze einer neuen Politik ziehe, die minder feindselig jeder Regierung, positiver und organischer sei.

Es wird jedoch gut sein, verweile ich mitten in diesen Betrachtungen bei einer nicht allgemein genug empfundenen Thatsache, die vielleicht die Richtung andeutet, welche der Journalismus nunmehr einschlagen wird. Ich spreche von den bemerkenswerthen Fortschritten der departementalen Presse in den zwei letztern Jahren. Vor der Revolution von 1830 übten die pariser Journale allein politische Wirkung aus und repräsentirten die herrschende Centralisation der großen Stadt, deren Geist ganz Frankreich überstralte. Ein provinzielles Journal war damals nur ein mit Auszügen aus pariser Journalen erfülltes Anzeigeblatt, besaß keine Selbstthätigkeit, keine individuelle Meinung und Eigenthümlichkeit. Seit zwei Jahren errang aber die Departementalpresse ihre Persönlichkeit, entzog sich der ausschließlichen Leitung der pariser Presse, und schuf sich einen auf die Ansichten, Interessen und Bedürfnisse der Provinz gegründeten politischen Einfluß.

Welchen Erfolg haben wir schon davon gesehen? Daß die Presse der Departements, frei geworden vom Geiste der Intrigue und kleinlichen Persönlichkeit, ein reelleres, weiteres Feld eingenommen hat.

Weit weniger verblendet von constitutionnellen Täuschungen, erkennt sie lebhafter die in der Gesellschaft eingerissene Verworrenheit, das Elend der armen Volksclasse und die dringende, einzig politisch wichtige Nothwendigkeit, Mittel und Wege zu finden, um dem Volke beizustehen, Institutionen zu ergründen zu Verbesserung der Lage des Proletarier. Und wohl zu bemerken, die Presse der Departements hat es sich vielmehr als die pariser Journale angelegen sein lassen, neue Ideen aufzufassen, die über Staatswirthschaft, Schuldentilgung, industrielle Reformen und Abstellung der Volksnoth aufgekommen sind. Dieser Fortschritt der Departementalpresse ist für die pariser Journale selbst im Abonnement fühlbar geworden, indem sich seit Jahresfrist die Abonnentenzahl zum Vortheil der provinziellen Journale bedeutend verringert hat.

Dessenungeachtet bleibt die pariser Presse an die Spitze der öffentlichen Meinung gestellt, und sie wird fortwährend in dem Werke der gesellschaftlichen Reorganisation die Initiative behalten.

Seit dem Entstehen des Journalismus war ihm noch keine höhere Aufgabe gestellt, kein ernsteres, heiligeres Werk anvertraut. Die uns verzehrende europäische Krisis vermehrt ohne Unterlaß Unordnung und Anarchie. Die Unfähigkeit und Unwissenheit der Regierenden, die Unerfahrenheit und Uneinigkeit der Parteien höhlt den entsetzlichen Abgrund zu unsern Füßen immer tiefer aus, und es ist der Augenblick da, auszurufen: das Vaterland ist in Gefahr! Kein Augenblick konnte jemals einem Menschen, der die Liebe zur Menschheit in sich fühlt, feierlicher sein und ihn ernster mahnen, in sich zu gehen, seine Gedanken, Worte und Handlungen zu ermessen und abzuwägen. Dieser

Kunst- und ornamental-Druck Wilhelm Greve & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 123, empfiehlt sich zur Anfertigung von Drucksachen jeder Art, als: Briefbogen, Rechnungen, Preislisten, Circulaire, Cataloge, Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Musikalien, Karten, Etiketten, Plakate, Programme, Tabellen, Formulare, Couverts, Visitenkarten, Stempel, Prägedruck, Farbendruck, Buntdruck, Goldschnitt, Buchbinderarbeiten, Lithographien, Steindruck, Autographien, Vervielfältigungen, Stahlstich, Kupferstich, Holzschnitt, Radirungen, Illustrationen, Facsimile, Photographien, Photolithographien, Photogravuren, Heliogravuren, Lichtdruck, Zinkdruck, Zinkätzung, Autotypie, Chromolithographien, Chromotypien, Oleographien, Glasmalerei, Glasätzung, Glasschnitt, Glasgravirung, Glasdruck, Porzellanmalerei, Porzellanätzung, Porzellandruck, Porzellanschnitt, Porzellangravirung, Porzellanprägung, Porzellanvergoldung, Porzellanversilberung, Porzellanbronzirung, Porzellanlackirung, Porzellanemaillirung, Porzellanpolirung, Porzellanschleifung, Porzellanbrennung, Porzellanmalerei, Porzellanätzung, Porzellandruck, Porzellanschnitt, Porzellangravirung, Porzellanprägung, Porzellanvergoldung, Porzellanversilberung, Porzellanbronzirung, Porzellanlackirung, Porzellanemaillirung, Porzellanpolirung, Porzellanschleifung, Porzellanbrennung.

Illustrirte Preisliste
über
Wilhelm Greve & Co.
Kunst- und ornamental-Druck
Berlin W. 57, Potsdamer Straße 123.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 358. — 23. Dezember 1832.

Mittheilungen über Griechenland. *)

Athen, $\frac{6. \text{ Sept.}}{25. \text{ Aug.}}$ 1832.

Wie soll ich, werther Freund, die Schuld meines so langen Stillschweigens wieder gutmachen? und wie soll ich die ungeheuere Masse solchen Stoffes, auf dessen Mittheilung Sie Anspruch machen, in Einem Briefe überwältigen? Die Möglichkeit des letztern begreife ich selbst noch nicht; für das erstere genüge Ihnen vorläufig die Entschuldigung, daß ich seit mehr als 14 Tagen in Athen bin, dem abgeschiedensten, einsamsten Winkel auf Gottes Erde, und der doch wieder für den Freund des Alterthums eine kleine Welt für sich ist.

Mein Brief aus Nauplion meldete Ihnen am Schlusse, daß eine Abtheilung der irregulairen Soldaten das Dorf Arrhia, drei Viertelstunden von der Stadt, wo die Wasserleitung anfängt, besetzt und uns das Trinkwasser abgeschnitten habe. Dieser Zustand dauerte etwa drei Tage; und schon fingen wir an, Mangel an Wasser zu leiden, da alle Cisternen sogleich für die französische Besatzung in Beschlag genommen worden waren, als man durch gütliches Zureden und Versprechungen die Pallikaren dahinbrachte, die Wasserleitung wiederherzustellen. Indeß blieben diese ungestümen Gläubiger der Regierung, 4—500 Mann an der Zahl, nach wie vor in Arrhia, um jetzt, nachdem sie leider so oft durch Versprechungen getäuscht worden waren, das wirksam befundene Mittel nicht aus der Hand zu lassen und Stadt und Regierung fortwährend in Schach zu halten. Unter diesen Umständen war es schlechterdings unmöglich, sich von Nauplion auch nur bis Tirynth zu entfernen, und mehre Franken, welche dies versuchten, unter ihnen auch ein Maler aus der Schweiz, wurden angehalten und geplündert. Nur auf der Straße nach Arrhia konnte man spazieren, weil das ganze Hauptquartier unserer Belagerer sich doch nicht zu Plünderungen hergab. Damen wagten sich gar nicht mehr vor das Thor; selbst die Nationalversammlung fand es nicht räthlich, ihre Sitzungen in ihrem luftigen Palaste in der offenen Vorstadt fortzusetzen und hielt acht Tage lang Ferien, bis die Pallikaren in Arrhia sie feierlich auffoderten, ihre Arbeiten wieder zu beginnen. Inzwischen waren diese acht Tage, so leer sie auch an Beschäftigung waren, doch nicht leer an Interesse. Die Politik verschlang jeden andern Gedanken, jede andere Thätigkeit; man lebte so zu sagen vom Morgen bis zum Abende von Hoffnungen und Besorgnissen, von wahren Nachrichten und Gerüchten, in einem unglücklichen juste milieu zwischen Freude und Trauer; auf die Botschaft von einem Siege über Kalergis folgte die Kunde von der Plünderung Missolonghis u. s. w. Dabei waren die Blicke Aller, welche die Entfernung Münchens von Nauplion nicht richtig zu berechnen wußten, unablässig gen Nordwesten gerichtet, von wo der ersehnte Messias, der erste Courier des jungen Königs kommen sollte, und bald wollte man ihn im Hafen vor Patrai, bald an den Küsten von Messenien wissen. Unterdeß hatte ich meine Abreise nach Aegina auf den 10. August festgesetzt und konnte nur noch am 8. und 9. zwei neuen Sitzungen des Congresses beiwohnen, die aber an Interesse alle frühern überboten. In der ersten wurde, auf den Antrag des Herrn A. N. Mestras aus Epiros, augenblicklich und einstimmig die Auflösung des verhaßten Kapodistrias'schen Staatsraths, der Gerusia, beschlossen und vom Volke auf den Zuschauerbühnen mit freudigem Jubel aufgenommen. Wie ein Lauffeuer flog die Kunde davon durch die nahe Hauptstadt, und man sah an diesem Tage nur frohe, etwas schadenfroh lachende Gesichter. Diese Stimme des Volkes ist, denke ich, das beste Zeugniß von der politischen Richtigkeit dieser Handlung der *συνέλευσις* (Nationalversammlung), die überdies nur die Vollstreckung eines bisher übersehenen Gesetzes aus der Präsidentenzeit war: „Sobald der Nationalcongreß zusammentritt, hört die Thätigkeit der Gerusia auf." Dennoch hatte dies Ereigniß, wie Sie aus den Zeitungen wissen werden, am folgenden Tage die widerrechtlichsten und selbst abgeschmacktesten Protestationen von Seiten der Gerusia und der fremden Residenten zur Folge, die aber später vom Congresse mit würdigem Ernste beantwortet sind. Die übrigen Geschäfte dieser Tage waren die Abfassung und Unterzeichnung einer Reihe von Schreiben an die Könige von Griechenland und Baiern und an die verbündeten Höfe sowie der Beschluß eines Danksagungsschreibens an Hofrath Thiersch wegen seiner Verdienste um Griechenland, welches von dem würdigen alten Petróbaï (Mavromichalis) in Antrag gebracht wurde. Ich kann nicht unterlassen, hier eine Anekdote einzuschalten, welche Ihnen zeigen mag, wie kindlich manchmal noch die Sitten der ersten Männer Griechenlands sind.

*) Vgl. Nr. 268 und 269 d. Bl. D. Red.

Als es ans Unterzeichnen jener Schreiben ging, trug der General Zerbas, der Commandant der Wache des Congresses, mit eignen Händen einen Tisch in die Mitte des Saales; und während der Deputirte E. Antoniadis unterzeichnete, nahm er den großen Strohhut desselben, den ihm dieser ohne Weiteres zu halten gegeben hatte, setzte ihn oben über sein Fessi und blickte wohlgefällig lächelnd im Saale umher. Freilich mochte die allgemeine Freude jenes Tages zu diesen Thorheiten mitwirken.

Zur Reise nach Aegina hatte ich mich mit drei jungen englischen Malern und einem auf Aegina ansässigen Engländer, Hrn. Black, vereinigt und ein eignes Kaïki, d. h. ein großes halbbedecktes Boot mit drei Mann Besatzung, gemiethet. Einige Stunden vor unserer Abreise kamen Privatbriefe aus Aegina, welche meldeten, daß auch die dortige Besatzung sich empört, große Unordnungen verübt und unter Anderm das Haus des liberalen Deputirten Kontóstavlos geplündert habe, was diesen Herrn bewog, auf einem andern Schiffe ebendahin abzureisen. Wir gaben indeß unsern Plan nicht auf, da es uns ja frei stand, im Nothfalle gleich von Aegina nach Athen zu gehen; und wir thaten wohl daran. Abends um 11 Uhr, am $\frac{\text{1. Aug.}}{\text{19. Juli}}$ erhob sich der in meinem ersten Briefe erwähnte Landwind, und wir verließen den Hafen, gleichzeitig die Herren Thiersch und Metzger, von unsern besten Wünschen für eine schnelle Ueberfahrt begleitet. Bei Sonnenaufgang, auf der Höhe von Synthai, verloren wir ihre Goelette aus dem Gesichte. Der gewöhnliche schlechte Wind im Sunde von Hydra ließ uns erst am folgenden Morgen, 12. Aug., das Cap Skyllaion umschiffen, und wir hatten nun den ganzen saronischen Busen in der Pracht der Morgenbeleuchtung vor uns, zur Rechten die hohe Attika und die Inseln Helena und Keos (jetzt Tschlá), im Norden Salamis und dahinter die Gipfel des Kithairon und der Berge von Megaris, links die Inseln Kalauria (Poros) und Aegina und dazwischen die hohe Halbinsel Methana, die ihren alten Namen noch heute bewahrt. Bis zum Mittage rückten wir, mit schwachem Gegenwinde kreuzend, in der drückenden Hitze langsam vor; da erhob sich endlich der ersehnte ἐμβάτης (der Seewind) und führte uns in wenigen Stunden auf die Westseite von Aegina vor die Stadt. Aengstlich forschten wir, besonders Hr. B., dessen Familie in Aegina war, bei der Hafenwache nach den vorgefallenen Unruhen, und mit unwilligem Staunen erwiderte man uns, daß auch nicht das Geringste der Art stattgefunden habe. Die Lüge mochte aus Parteizwecken nach Nauplion geschrieben sein; hieraus können Sie aber abnehmen, wie sehr man sich in Deutschland hüten muß, jeder schlechten Nachricht aus Griechenland Glauben zu schenken. Als Hr. Kontóstavlos einige Stunden nach uns ankam, lachte ihm sein stattliches Haus, das er in Trümmern zu finden glaubte, schon eine Meile weit über die See entgegen.

Ein paar Zimmer für meine drei Begleiter und mich waren bald gefunden, so gut man sie in Griechenland erwarten konnte, d. h. zwei luftige Kammern mit hölzernen Läden statt der Fenster, deren ganzes Mobiliar aus einer großen hölzernen Bank, um darauf zu schlafen, aus zwei Wasserkrügen und einem Wandschranke bestand. Mehr verlangt der griechische Bürger aus dem Mittelstande nicht, um bequem zu wohnen. Zum Sitz und zum Mittagstische dient ihm der Fußboden des Zimmers; will er einen Brief schreiben, so stemmt er einen Fuß vor sich hin, legt das Papier auf das Knie und schreibt in dieser Stellung schnell und zierlich. Ja, diese Art zu schreiben, ist so sehr Landessitte, daß ich gebildete und wohlhabende Männer, in deren Zimmer Tische und Stühle waren, doch auf dem Sopha kauernd in der beschriebenen Stellung habe schreiben sehen. Demnach mußten wir uns wol in den Mangel eines Tisches ergeben. Darauf bestellten wir Pferde, um am folgenden Morgen nach dem sogenannten Panhellenion zu reiten, und gingen aus, die Stadt etwas kennen zu lernen.

Sie werden, so viel ich weiß, auf allen Karten des heutigen Griechenlands die Stadt Aegina eine Stunde von der Westküste, fast in der Mitte der Insel, im Gebirge angegeben finden. Wirklich lag dort die Stadt, wenigstens während der beiden letzten Jahrhunderte, auf einem hohen, schroffen Felsen, indem man aus Furcht vor den Seeräubern, besonders den christlichen Corsaren (den französischen unter Ludwig XIV., vgl. Tournefort's „Voyage etc.", und später den Maltesern), nicht am Ufer zu wohnen wagte. Erst seit dem Ausbruche der griechischen Revolution siedelten sich Einzelne wieder in der Ebene auf der Grundstätte der alten Stadt an, zum Theil in thurmähnlichen, ziemlich festen Häusern (wirklich πύργοι genannt), wie man sie in Griechenland nicht selten findet, die im Stande sind, dem Angriffe einer Handvoll blos mit Flinten und Pistolen bewaffneter Menschen zu widerstehen. Als darauf ἐπὶ τοῦ κυβερνήτου (zur Zeit des Präsidenten), wie man hier spricht, Aegina provisorisch der Sitz der Regierung wurde, verließ Alles die alte unbequeme Stadt und wanderte in die Ebene an den Hafen. Dazu kamen mehre Tausend flüchtige Familien aus allen Gegenden Griechenlands, sodaß Aegina eine Zeitlang 25—30,000 Seelen zählte. Viele Tausende dieser Flüchtlinge waren zu arm, um sich auch nur die gewöhnlichen elenden Lehmhütten zum Preise von 10—15 preußischen Thalern zu erbauen; und doch bedurften sie in der Regenzeit ein Obdach. Da öffneten sie viele der zahllosen in den Felsen gehauenen Gräber der Vorfahren, die seit Jahrtausenden ruhig geschlummert hatten, warfen ihre Asche heraus, machten ein Dach aus Disteln und anderm Gestrüppe darüber und suchten in der Nacht Schutz in diesen engen Behausungen der Todten. Nur der Archäologie erwuchs Vortheil aus diesem Elende der Armen. Daher der Reichthum des Nationalmuseums an Grabsteinen und besonders an Grablämpchen, Thränenfläschchen, thönernen Götterbildchen u. s. w., obwol der bei weitem größere Theil der gefundenen Sachen durch die reichern Briten, Franzosen und Russen, deren Flotten damals dort waren, aufgekauft worden ist. Mit der Regierung entfernten sich die meisten jener Flüchtlinge wieder, weil sie kein Brot mehr fanden, und die Bevölkerung Aeginas ist nach der Angabe des Gouverneurs wieder

auf 6—7000 gesunken, unter welchen indeß noch ziemlich viele Athener und Psarianer sind.

So entstand also die heutige Stadt, die eine halbe Stunde vom Fuße der Gebirge an der Westküste der Insel, nicht weit von der westlichsten Spitze derselben liegt, die Halbinsel Méthana, die Inseln Moni, Anchistri, die Pentenissa und dahinter die Küsten von Argolis, die Berge von Korinth, den Isthmos und die Gebirge von Megaris im Gesichte: ein prachtvolles Amphitheater von Meer und Land, noch fast schöner als die Aussicht von Nauplion auf die höhern Bergketten des innern Peloponnes. Das heutige Aegina nimmt aber bei weitem nicht den ganzen Umfang des alten ein, nach den Ziegeln und andern Bruchstücken zu schließen, welche noch eine Viertelstunde weiter fast bis an die nahe Nordküste, bis gegen den Grabhügel des Phokos und die danebenliegenden unkenntlichen Fundamente großer Gebäude hin, die Felder bedecken. Die Stadt ist von den griechischen Städten, die ich bisher gesehen habe, bei weitem am besten angelegt, mit ziemlich geraden, breiten und geräumigen Gassen; nur sind die Häuser, damals im Drange des Bedürfnisses erbaut, im Ganzen weit schlechter als auf Hydra und in Nauplion. Die Ebene von der Stadt bis an den Fuß der Berge hat ziemlich viel Oel- und namentlich Feigenbäume, deren frisches saftiges Grün unsern Augen, die an die baumleere verbrannte argivische Ebene gewöhnt waren, unbeschreiblich wohlthat.

Am folgenden Morgen um vier Uhr bestiegen wir unsere elenden griechischen Gebirgsklepper, die nicht viel größer als Esel sind, und schlugen den Weg nach dem sogenannten Panhellenion ein. Nach einer starken Viertelstunde kamen wir zwischen die Berge und ritten nun auf unwegsamen, mit Felsgeröll übersäeten Pfaden am Rande der Thäler, durch die Betten ausgetrockneter Gießbäche, über Hügel und nackte Klippen fort, wo wir Gelegenheit hatten, die Gewandtheit und Sicherheit unserer scheinbar so elenden Gäule schätzen zu lernen. Nach einer Stunde hatten wir die verlassene alte Stadt auf einer Felsenspitze über uns, und nach zwei starken Stunden erreichten wir die prächtigen Reste des berühmten Tempels, der seit anderthalb Jahrhunderten für das Heiligthum des Zeus Panhellenios galt. Eine Beschreibung der so oft beschriebenen und gezeichneten Ruine werden Sie nicht von mir erwarten; sie könnte nur unbefriedigend ausfallen. Nur so viel muß ich Ihnen sagen, daß ich durch eigne Ansicht der Reste und des Hügels, auf welchem sie liegen, vollkommen von der Richtigkeit der Beweisführung des Mustorides (in der „*Ἀλγιναία*“, Nr. 5, S. 158—166) überzeugt worden bin, daß dieser Tempel alles Andere, nur nicht (Pausan. II, 30, 4) „das Heiligthum des Zeus“ gewesen sein kann, „welches Aiakos erbaut haben soll“. Auch wußte Pausanias zu gut griechisch, als daß er einen Hügel wie der Thonberg bei Leipzig ein ὄρος genannt haben könnte. Doch ich werde noch einmal auf diese Frage zurückkommen, die freilich zu weitschichtig ist, um in einem Briefe ganz erledigt zu werden. Vergebens habe auch ich ein paar Stunden lang nach dem berühmten Stein gesucht, der die Inschrift *Διὶ Πανελληνίῳ* (dem Zeus des gesammten Griechenvolkes) enthalten soll. Freilich sagte mir später der östreichische Consul, Herr Gropius, daß der Stein noch vorhanden sei, aber tief unter den Trümmern versteckt; daß die Inschrift ursprünglich länger gewesen sei, aber von den übrigen Buchstaben nur ein Digamma sich erhalten habe; endlich daß er selbst Abdrücke in nassem Papier davon besitze. Dagegen versichern andere wohlunterrichtete Leute, daß ein namhafter Mann vor Jahren in Gesellschaft anderer Europäer den Einfall gehabt habe, diese Inschrift zu machen. Unbedachterweise hätten die Herren aber die untere Seite eines herabgefallenen Architravs dazu gewählt, sodaß dieser Umstand sowie die schlechte Gestalt der Buchstaben unwiderleglich die frische Jugend der Inschrift bewiesen, der man durch das hinzugefügte Digamma vergebens das ehrwürdige Ansehen einer altersgrauen Matrone zu geben suchte. Dies die Geschichte des bestrittenen Steines, den ich, falls ich wieder nach Aegina komme, gewiß selbst aufsuche.

Die folgenden Tage brachte ich ganz in der Stadt und deren Nähe zu. Hier ist im Nordwesten der Stadt auf einer kleinen Halbinsel, etwa 100 Schritte vom Meeresufer, die Ruine des Tempels der Aphrodite, dessen Lage Pausanias (II, 29, 6) untrüglich genau angibt. Von diesem Tempel ragte vor einigen Jahren nur der Rest einer einzigen, stark verstümmelten Säule hervor; zu solcher Höhe hatte der Wind den von den Wellen ans Ufer gespülten Sand um das Gebäude angehäuft. Der Kybernit ließ den Hügel öffnen und den Tempel ausgraben, dessen ungewöhnlich hohes Fundament (wegen seiner Lage auf einer ursprünglich ganz flachen und niedrigen Halbinsel) noch fast ganz erhalten war. Aus den gewaltigen Quadern aber ließ er im Hafen der Stadt einen neuen Molo bauen; ein Sacrilegium, welches einigermaßen seine Entschuldigung findet in der oben berührten unbeschreiblichen Noth der heimathlosen Flüchtlinge, welchen Gelegenheit zu Verdienst gegeben werden mußte. Nur fragt sich, ob dies nicht auf andere Weise geschehen konnte. Indeß hat der Mann dies Mal doch so viel Rücksicht bewiesen, die unterste Schicht des Fundaments und am westlichen Ende, wo die erhaltene Säule steht, die ganze Höhe desselben stehen zu lassen, sodaß die ursprünglichen Maße des Tempels noch erkannt werden können. Ebenfalls aber sind die hohen Erdwälle um den Tempel stehen geblieben, sodaß dies Monument erst erblickt wird, wenn man darinnen steht, und folglich durchaus nichts Malerisches hat. Höchst wahrscheinlich sind noch einige der übrigen Säulen unter diesen Erdmassen begraben. Von den übrigen Tempeln, deren Pausanias gedenkt, sind keine sichern Spuren mehr aufzufinden.

Im Umfange der Stadt selbst sind in den letzten Jahren noch zwei andere antike Reste entdeckt worden, beide nur etwa 50—80 Schritte vom heutigen Meeresufer entfernt. Der erste ist ein Mosaikfußboden, der nur wenige Fuß hoch über dem Spiegel der See liegt und ebenfalls nur etwa eine Elle hoch mit Erde überdeckt war. Seine Länge beträgt über 20 Schritte, seine Breite reich-

lich die Hälfte; die Arbeit stellt eine Art Fußteppich dar, mit sehr gefälligen Borden und Schnörkeln aus blauen und grauen Steinen auf weißem Grunde. Um das vollkommen wohlerhaltene Werk vor dem Hereinfallen der umgebenden Erde und vor den Händen der Unverständigen zu schützen, hat Kapodistrias es mit einer Mauer von einigen Ellen Höhe umziehen lassen. Der zweite neuere Fund ist eine alte Badekammer, ebenso niedrig über dem Meere gelegen, die gleichfalls nur eine Elle mit Erde überschüttet war. Man hat bis jetzt nur drei Seiten derselben aufgedeckt, da über der vierten, dem Meere zugewandten, ein Haus steht; auch ist die Erde noch nicht bis auf den Boden herausgegraben. Eine Treppe, von der einige Stufen sichtbar sind, führte in den länglicht viereckigen Raum hinunter, in welchem steinerne Säulchen, von etwa 6—8 Zoll Durchmesser, und je 2 und 2 Fuß von einander entfernt, in geraden Reihen gepflanzt sind. Vielleicht gehörte jener Mosaik, was seine Lage in der Nähe des Meeres vermuthen läßt, zu einem andern prächtigern Bade dieser Art.

Endlich findet man theils in der Stadt, theils auf der sie umgebenden Ebene mit leichter Mühe die schon erwähnten Gräber der Alten, gewöhnlich in größern oder kleinern Gruppen beisammen, aber so unregelmäßig und so weit umher über die Felder zerstreut, daß man sie nicht etwa zum Maßstabe des Umfangs der alten Stadt nehmen darf. Dies hängt mit der Beschaffenheit des Bodens zusammen. Ganz Aegina ist gebirgig, mit Ausnahme der nordwestlichen Seite der Insel, welche sich in der Ausdehnung einer kleinen Quadratstunde allmälig vom Fuße der Berge gegen das Meer herabsenkt. Aber auch diese ganze Fläche ist mit einer ununterbrochenen Schicht einer weißlichen, kalkartigen Felsart überzogen, welche an den meisten Orten nur ½—1 Fuß hoch mit einer lockern, leichten Erde überdeckt ist. Die Dicke der Felsschicht selbst beträgt in der Regel nicht über 2—6 Fuß. Ueberall findet man in mäßiger Entfernung Ravins oder längliche Oeffnungen in derselben, von 6, 8—12 Fuß Tiefe und 50—100 Schritt Länge, die von Menschenhänden gemacht sind. Hier zeigt sich in der Felsdecke dieselbe lockere Erdart wie auf der Oberfläche, und der vertiefte Boden dieser Ravins dient zu Gärten oder Kornfeldern. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier die Ausgrabungen (ὀρύγματα) haben, deren Strabon (VIII, 6, S. 206, Ausg. v. Tauchnitz) gedenkt. Man schlug die dünne Felsdecke durch, schaffte aus der Oeffnung die überflüssige Erde auf die benachbarte Steinfläche, und gewann auf diese Art zwei Aecker, um κριθὴ (oder heute κριθάρι, Gerste) darauf zu bauen. Diese Annahme findet, glaube ich, noch eine Bestätigung darin, daß die erfinderische Noth die Armen in den letzten Jahren auf dieselbe Weise zu wohnen gelehrt hat, wie Strabon von der Vorzeit erzählt. Denn hin und wieder hat eine dürftige Familie an der Seite eines solchen Ravin unter der Felsschicht eine Höhle gescharrt, groß genug, sie aufzunehmen, und eine Mauer aus gekneteter Erde mit einem 3 Fuß hohen Thürchen davor angebracht, „die Ziegel ersparend", wie der Geograph sagt. Nun bildet jene Felsdecke aber an einzelnen Orten kleine Erhöhungen, auf denen, wie es scheint, der Wind und der Regen im Winter die aufgetragene lockere Erde nicht haften ließ, und die also nicht in Aecker verwandelt werden konnten. Solche nackte Stellen wurden daher vorzüglich zu Begräbnißplätzen benutzt, und dies ist der oben angedeutete Grund, weshalb die Gräber in so unregelmäßigen Gruppen zerstreut sind. Manche derselben finden sich aber auch mitten in den Aeckern, einen Schuh hoch mit Erde bedeckt.

(Der Beschluß folgt.)

Voyages et découvertes des navigateurs normands par *Estancelin*. Paris, 1832.

Herr Estancelin ist Deputirter des Sommedepartements; er sucht das Zutrauen seiner Committenten nicht allein durch politische Glaubensbekenntnisse zu rechtfertigen; der Hauptzweck seiner Thätigkeit ist, sich seinem Vaterlande nützlich zu machen. Gegenwärtige Schrift ist ein neuer Beweis davon. In der Einleitung gibt der Verf. eine gehaltvolle Uebersicht des Zustandes des Seewesens von den entferntesten Zeiten bis heute. Durch seine Lage, durch den Ueberfluß an Lebensmitteln und den Muth und die Gewandtheit seiner Einwohner scheint ihm Frankreich dazu berufen, eine größere Rolle auf dem Meere zu spielen, als es dermalen spielt. Aus der Geschichte der Seereise der Normannen haben wir blos einige interessante Tableaus. Im Jahre 1331 kannten sie bereits die canarischen Inseln; im folgenden Jahre rüsteten sie zwei Schiffe zu einer Fahrt nach Afrika aus, besuchten einen Theil der Küste südlich vom grünen Vorgebirge und gründeten die ersten Comptoirs, damals loges genannt. Diese loges blühten bis 1410, wo der Handel, welchen Rouen und Dieppe mit Afrika trieben, gänzlich in Verfall gerieth. Interessant ist die Darstellung des Kampfes zwischen Frankreich, Portugal und Spanien, welche sich lange den Besitz der canarischen Inseln streitig machten. Unter der Regierung Philipp Augusts im Jahr 1212 liefen 1700 Segel aus der Mündung der Seine aus; diese zahlreiche Flotte litt aber Schiffbruch und ging fast gänzlich verloren. Von dieser Zeit an mußte Frankreich zu seiner Unternehmung zur See fremde Schiffe und fremde Truppen in seine Dienste nehmen. Im 14. Jahrhundert kauften oder liehen die Könige von Frankreich Galeeren von den Venetianern oder Genuesern. Zu dieser Zeit hatten die großen Herren am Hofe des Königs den Titel und die Einkünfte eines Admirals; die Leitung der Flotten war aber in den Händen der fremden Seeoffiziere. Wollten zuweilen die Höflinge, Neptunes d'eau douce, wie Barthélemy singt, ihre Wirksamkeit als Anführer in Anspruch nehmen, so gefährdeten sie die Sicherheit des Staates; so verlor Hugue Quieret die Seeschlacht bei L'ecluse. Im Jahre 1584 begründete Heinrich III. eine königliche Marine, die damals blos in Portugal und Spanien war. England zählte nur 34 dem Staate gehörige Schiffe; Frankreich besaß deren noch weniger. Unter dem Herzoge von Richelieu (1627) ward die französische Marine auf einen sehr achtbaren Fuß gesetzt, verfiel aber gänzlich während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. Colbert erhob sie wieder. Bei seinem Tode besaß Frankreich eine Seemacht von 200 Kriegsfahrzeugen und 160,000 Mann Seetruppen. Bekanntlich hat sie sich nicht auf diesem Grade imposanter Größe erhalten. Dann geht der Verf. zu Betrachtungen über die französischen Colonien über, welche aber kein allgemeines Interesse haben; was er über den Handel von Dieppe und den französischen Handel überhaupt sagt, scheint uns ebenfalls wenig Erhebliches darzubieten. 143.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 359. — 24. Dezember 1832.

Mittheilungen aus Griechenland.

(Beſchluß aus Nr. 358.)

Die Zahl der während des Aufenthaltes der Regierung auf Aegina geöffneten Gräber ſchätze ich auf etwa 1000; einige Einwohner geben eine noch höhere Summe an. Die Ausgrabungen geſchahen theils durch die Fremden, theils, wie ſchon oben erwähnt, durch die obdachloſen Flüchtlinge, theils aus Speculation durch die Bürger von Aegina, um mit den gefundenen Antiquitäten Handel zu treiben. Alle Gräber haben oben eine viereckige Oeffnung von 2—4 Fuß Breite und 5—7 Fuß Länge, welche durch eine einzige Steinplatte verſchloſſen iſt. Unten aber iſt ihr Umfang ſehr verſchieden. Bald enthielten ſie nur eine einzige Leiche, bald ſind ſie unter der Felsdecke zu großen Gewölben erweitert, die eine beträchtliche Anzahl von Sarkophagen aufnehmen konnten. An den wenigen Orten, wo die Felsſchicht dick genug dazu war, ſind ſelbſt dieſe Särge auf dem Boden der Gewölbe aus dem lebenden Felſen ausgehauen. Gewöhnlich aber beſteht der Boden der Gräber aus dem oben gedachten lockern Erdreich; daher man in viele dieſer Oeffnungen Feigenbäume gepflanzt hat, welche aus der Aſche der Alten üppig emporwuchern.

Während mich dieſe Dinge in der Nähe der Stadt ein paar Tage beſchäftigten, hatten meine Reiſegefährten eine Anzahl Skizzen gezeichnet und gingen am Mittwoch Abend nach Athen ab. Ich blieb auf Aegina, weil ich noch einen Ritt nach dem wahren Panhellenion zu machen gedachte. Dies iſt aber, wie Muſtoxidis in der angeführten Abhandlung unter dem Titel: „*Περὶ τοῦ ἐν Αἰγίνῃ νομιζομένου τὸ πανελλήνιον Διὸς ναοῦ εἰκασίαι*“ (Vermuthungen über den angeblichen Tempel des Zeus Panhellenios auf Aegina), überzeugend dargethan hat, nicht in jenem eleganten doriſchen Tempel auf dem flachen Hügel im Nordoſten der Inſel, ſondern im Süden auf dem höchſten Berge derſelben zu ſuchen. Dieſer Berg wird von dem ganzen Kreiſe von Küſten, welcher Aegina umgibt, von den Küſten von Attika, Salamis, Megaris, Korinthia und Argolis, und von den Inſeln Poros und Hydra aus erblickt. Er heißt heutzutage, wie faſt die Hälfte aller Berge in Griechenland, der Prophet Elias, von einer kleinen Kirche dieſes Heiligen auf ſeinem Gipfel. Doch wird er noch gewöhnlicher τὸ ὄρος (der Berg) genannt, welches ganz aus der griechiſchen Sprache verſchwundene Wort ſich ausnahmsweiſe auf Aegina als Eigenname des höchſten Berges erhalten hat. Noch heute gilt es den Aegineten und den Bewohnern der benachbarten Küſten als Anzeichen nahen Regens, wenn der Gipfel des Oros ſich mit Wolken bedeckt, gerade wie Theophraſt dies von ſeiner Zeit erzählt, während jener Hügel, welcher die Tempelruine trägt, weit über 1000 Fuß unter der niedrigſten Wolkenregion bleibt. Nur dieſen Berg konnte Aeakos paſſenderweiſe wählen, um, ſo zu ſagen, im Angeſichte von ganz Hellas den Wolkenverſammler Zeus für ganz Hellas um Regen anzuflehen; nur dieſen Berg konnte Pauſanias, wie die Heutigen, ein ὄρος nennen; ferner konnte „ein Heiligthum, welches nach der Tradition von Aeakos errichtet iſt“, nur in einem rohen βωμὸς (Altar) oder einem τέμενος (heiliger Hain), vielleicht mit einem ξόανον (Götterbild) darin beſtehen, wenn man nicht anders dem Pauſanias in dieſem Falle alle hiſtoriſche Kritik abſprechen will. Von einem ſolchen Heiligthume finden ſich aber noch die Subſtructionen auf dem Gipfel des Oros in einem Halbkreiſe aus großen Quadern. Um endlich von den vielen Gründen für die Annahme des Muſtoxidis nur noch einen anzuführen, ſo ſagt Pauſanias, daß man auf dem Wege nach dem Berge des panhelleniſchen Zeus zu dem Heiligthum der Aphäa gelange. Nun iſt aber auf dem ganzen Wege von der Stadt nach dem doriſchen Tempel durchaus keine Spur antiker Reſte, während am Fuße des Oros ſelbſt ſeit einigen Jahren die Ruinen eines alten Heiligthums entdeckt worden ſind. Doch ich greife mir in der Erzählung vor.

Erſt um 7 Uhr Morgens ſtellte ſich der Mann mit dem Pferde für mich ein. Ein ſolches Alogon (in der That ein paſſender Name für dieſe Klepper) iſt nur mit einer leinenen Halfter aufgeſchirrt; kein griechiſcher Bauer beſitzt einen Zügel. Daher iſt der Reiter auch nicht im Stande, ſein Pferd zu lenken, ſondern muß ſich demſelben auf Discretion ergeben; der Vermiether keucht beſtändig einige Schritte hinterdrein, und nur in der Nähe von Scheidewegen ſtürzt er herbei, um dem Thiere durch Schläge auf dieſe oder jene Seite des Kopfes die erforderliche Richtung anzuweiſen. Auf dieſe Weiſe zogen wir auf einem viel rauhern Wege, als jener nach dem doriſchen Tempel iſt, und über Berge von 6—800 Fuß Höhe dem Heiligthum der Aphäa zu. An den Seiten der

Berge sind nicht allein bis zu dieser Höhe, sondern oft noch höher hinauf aus dem Steingerölle, welches sie bedeckt, Terrassen gebildet und mit Erde gefüllt, welche Terrassen höchstens acht, manchmal nur drei bis vier Schritt Breite haben; sie tragen einzelne Mandel-, Feigen-, Oel- und Tamarindenbäume und dienen übrigens zu Getreideäckern. Indeß liegt ein großer Theil derselben völlig unbenutzt. Ich halte auch diese Terrassen für Werke des Alterthums, denn so mühselige Anlagen können nur in einer Zeit entstanden sein, wo eine unverhältnißmäßig starke Bevölkerung jedem Fleckchen fruchtbarer Erde hohen Werth verlieh. Dafür spricht ebenfalls die geringe Zahl von Häusern, welche man an den Bergen findet; kaum trifft man von einer halben Stunde zur andern ein paar Hütten an, obgleich am Wege noch ziemlich viele Cisternen aus dem Alterthume erhalten sind, mithin an Wasser kein Mangel ist. Die eigentlichen Dörfer liegen jetzt unten in den engen, von Natur ziemlich fruchtbaren Thälern. Nach etwa dritthalb Stunden langte ich bei den Ruinen am Fuße des Oros an, in welchen die schonungslos zerstörenden Priester ein kleines Kloster des Erzengels Michael gebaut haben. Indeß hier hat die Nemesis sie schon wieder ereilt, Kirche und Kloster selbst sind schon wieder zu Ruinen geworden und dienen jetzt des Nachts den Schafheerden zum Obdach. Die eigentliche Gestalt und der Umfang des alten Heiligthums sind schwer zu erkennen; nur zwei Mauern, unter diesen eine cyklopische (aus Steinen von unregelmäßiger Gestalt) stehen noch aufrecht; von andern erkennt man nur noch die Grundlagen. Viele der Trümmer sind ein paar hundert Schritte weit den ziemlich steilen Abhang hinuntergewälzt, um Terrassen nach Art der oben beschriebenen zu einem Garten für das Kloster zu bilden. Von den drei hier befindlichen Inschriften vermochte ich nur zwei aufzufinden. Daß hier das Heiligthum der jagdliebenden Göttin Aphäa, der Vertrauten der Artemis, war, bestätigt sich auch durch eine dunkle Sage im Munde der Eingeborenen. In diesen Mauern, erzählen sie, wohne ein Geist, der des Nachts ausziehe, um jagend in den Bergen umherzuschweifen. Und noch vor ein paar Menschenaltern war diese Gegend mit Wald bedeckt.

Aus mehren Gründen verzichtete ich darauf, das Oros selbst zu ersteigen, und trat um die Mittagszeit den Rückweg wieder an. Nach einer kleinen Stunde gelangte ich an ein einsames Kirchlein. Der Pappas, in ärmlicher, zerlumpter Bauernkleidung, nur an seinem Barte kenntlich, stand in der Nähe am Wege. „Heiligster", fragte ich ihn, „hast Du auch Inschriften in Deiner Kirche?" „Ja freilich, komm nur herein!" Schnell saß ich ab; er öffnete die Kapelle und zeigte mir mit wohlgefälliger Miene zwei an die Wand geklecksle Heiligenbilder, unter welchen die Namen derselben in Gold gemalt waren. „Sehr schön; aber hast Du keine andern Inschriften auf Steinen?" Und er, mit der Zunge schnalzend (nach griechischer Weise die stärkste Verneinung): „Aber wie sollte ich dazu kommen?" Der gute Alte begriff gar nicht, was ich wollte, als ich alle Wände seiner Kirche von Innen und Außen besah. Aber freilich sind nur die armen Landgeistlichen, die wie die Bauern von ihrer Hände Arbeit leben müssen, in diesem Grade unwissend. Er schenkte mir zum Abschiede einen ganzen Hut voll frischer Mandeln und bat sich dagegen nur etwas Schießpulver aus, um Amseln schießen zu können.

Am nächsten Morgen wählte ich mir einen Platz mit ungeöffneten Gräbern in der Nähe der Stadt aus, um Ausgrabungen machen zu lassen, konnte nachher aber keine Arbeiter finden, weil Jedermann schon sein Tagewerk hatte. Die beiden folgenden Tage waren Festtage, und die Leute traten mit Schauder zurück, als ich ihnen zumuthete, an diesen Tagen zu arbeiten. Ich blieb daher auf das Museum beschränkt. Dieses besteht aus zwei Hauptabtheilungen. Die erste, die Statuen, Basreliefs und Inschriften umfassend, ist in zwei offenen Hallen im Hofe des großen Waisenhauses aufgestellt. Einfältigerweise hat man aber diese Hallen auf der Südseite angebracht, sodaß man von Morgens 9 Uhr bis Abends 6 Uhr vor Hitze nicht darin ausdauern kann. Unter den Bildwerken ist bis jetzt nichts von hohem Kunstwerthe und fast nichts Unverstümmeltes; unter den Inschriften sind schon viele sehr interessante, und im Ganzen zeigt die Sammlung, in Zeiten der Unruhe, ohne absichtliche Ausgrabungen, ohne bequeme Transportmittel, größtentheils nur von den nächstgelegenen Küsten und von den Cykladen zusammengebracht, daß eine reiche Ausbeute an Schätzen dieser Art sich nach begründeter Ruhe in Griechenland noch erwarten läßt. Der zweite Theil des Museums wird in der Bibliothek aufbewahrt. Hier sind ein paar kleine Glasschränke mit Grablämpchen, Thränenfläschchen, gläsernen Gefäßen, thönernen und metallenen Bildchen u. s. w. aus den Gräbern auf Aegina und zum Theil von Athen und Delphi angefüllt; zwei große Repositorien enthalten fast nur Vasen von verschiedener Größe und mannichfachen Formen, bald mit Arabesken, bald mit chorischen und andern Darstellungen geziert, unter diesen mehre ungemein schöne und wohlerhaltene. Ein Kästchen mit vier oder fünf Schubladen enthält die höchst winzige Sammlung von Gold- und Silbermünzen und geschnittenen Steinen, die kaum für einen Anfang gelten darf. Man beschuldigt einen bekannten Archäologen, der während der Kybernitenzeit eine große Rolle auf Aegina spielte, zum Abschiede einige „kleine Angedenken" aus dem Museum entführt zu haben. Er hat sich dessen wenigstens sehr verdächtig gemacht. Denn als er für seine Partei in Nauplion Alles verloren sah, kam er, der friedliche Gelehrte, in russischer Uniform nach Aegina, um seine Sachen abzuholen und seine Aemter abzugeben, mit einem russischen Passe, der die Untersuchung seines Gepäckes verbot. Er schiffte sich mit 15 schweren Kisten ein. „Es sind Alterthümer darin", rief ihm das Volk bis an den Hafen nach.

Uebrigens verging mir die Zeit auf Aegina sehr angenehm und lehrreich in Gesellschaft des Gouverneurs Herrn Skouffos, der mir viele Artigkeiten erwies, der Professoren Gennadios und Chortakis, des Arztes Olympios, welche Alle in Deutschland studirt haben, und an-

derer gebildeter Männer. Ein glücklicher Zufall verschaffte mir auch die Bekanntschaft des Dichters Lamartine, der mit seiner Familie auf einem eignen Schiffe die Levante bereist und sich einen Tag auf Aegina aufhielt. Am Montage rief man endlich durch die Gassen: „Διὰ τὴν Ἀθήναν!“ („nach Athen“) die hiesige Art, eine Schiffsgelegenheit anzukündigen. Schnell packte ich meine Sachen zusammen, und als sich Nachmittags der Seewind erhob, segelte ich nach dem Piräeus ab. Gewöhnlich macht man die Ueberfahrt in 3—4 Stunden; da sich aber der Wind bald wieder legte, erreichten wir den Hafen erst um Mitternacht. Die Winde sind im saronischen Busen nicht so regelmäßig wie im argolischen, woran wahrscheinlich die zahlreichern und größern Inseln Ursache sind, an denen sich die Luftströme brechen und entweder ganz ersterben oder doch andere Richtungen nehmen. Nur an der Küste von Attika bis zu den drei Häfen hinauf stoßen sie auf kein bedeutendes Hinderniß, und daher bleibt hier in Athen der kühle ἐμπάτης (Seewind) von Mittag an selten aus.

Athen, $\frac{12. \text{ Sept.}}{31. \text{ Aug.}}$ 1832.

Nach einer kleinen Unpäßlichkeit, die mich einige Tage vom Schreiben abgehalten hat, fahre ich fort, Ihnen, lieber Freund, von meinen Schicksalen zu erzählen. Ich lief also, wie gesagt, erst um Mitternacht bei Mondschein in den Piräeus ein und war genöthigt, die Nacht am Bord des Kaïki zu bleiben. Mit Ungeduld erwartete ich den ersten Stral des Tages, um endlich Attikas drei Mal glücklichen Boden selbst zu betreten und zur Stadt des Themistokles und Sokrates hinaufzueilen, deren Burg ich schon von den Bergen Aeginas aus wie einen weißen Nebelstreifen hatte schimmern sehen. Endlich kam der Morgen und beleuchtete den verödeten Hafen, der einst Flotten aussandte und jetzt nur 8—10 Kaïkia zählt, und das Dutzend ärmlicher Hütten, welches statt des alten blühenden Demos jetzt an seinem nördlichen Ufer liegt. Welch ein Wechsel! Doch tröstete mich der Gedanke, daß die Schmach des Piräeus jetzt geendet hat, daß in wenigen Jahren wieder eine Stadt an seinen Ufern sich erheben und gewaltigere Schiffe als vor Alters auf seinen Wassern schwimmen werden.

Ich schaffte unverzüglich mein Gepäck ans Land und belud ein Pferd damit. Unterdeß wand sich die Sonne langsam und majestätisch hinter der Akropolis empor, die prächtigen Reste des Parthenon, die hoch über die Zinnen der Burgmauer emporragen, wie mit einem goldenen Rahmen umfassend. Die Burg erschien mir so nahe, daß ich in Gedanken schon die Ungenauigkeit der Alten und Neuern tadelte, welche die Entfernung auf 1 Meile (40 Stadien) ansetzen, eine Täuschung, welche alle Ankommenden, zumal bei der Morgenbeleuchtung, erfahren. Der niedrige Hügel, welcher auf der Nordostseite bei dem heutigen Landungsplatze den Piräeus einschließt (ein Arm des ansehnlichen Hügels von Munychia, welchen man rechts läßt), verdeckt vollkommen die Ebene und den Oelwald, sodaß sich gleich hinter ihm die Hügel des Lykabettos (Lykabettos, Pnyx und Museion) zu erheben scheinen; und unmittelbar auf diesen scheint wieder die Akropolis zu stehen, obgleich doch noch der ganze Areios Pagos dazwischenliegt. Nach 10 Minuten, sobald man jenen kleinen Hügel hinter sich hat, verschwindet schon ein Theil der Täuschung: Sie sehen die lange Ebene vor sich, durch die sich der Oelwald wie ein dunkelgrünes Band hinzieht, rechts den langen Bergrücken des Hymettos; links, gleich neben der Akropolis, den schöngestalteten Kegel des Anchesmos, weiter links die stumpfen Höhen des Briliessos, über diesen in blauer Ferne die Gipfel des Pentelikon, noch weiter links die steilen Wände des Parnes, und zwischen diesen und Ihrem Standpunkte den Korydalos und die übrigen Höhen, welche die eleusinische Ebene von der athenischen trennen. Noch 10 Minuten weiter stößt die Straße auf die nördliche lange Mauer, die vom Fuße des Hügels von Munychia herkommt, und läuft bis in den Oelwald auf und neben dem Fundamente derselben fort. Hier wendet die Straße sich links und behält diese Richtung, nachdem sie aus dem Oelwalde herausgetreten ist und am Abhange des Lykabettos sanft emporsteigt. Endlich lenken Sie rechts um den nördlichsten Abhang des Lykabettos und überblicken plötzlich die Stadt, die am nördlichen Abhange des Burgfelsens und am Fuße desselben vor Ihnen liegt; und Sie beben trauernd zurück wie vor dem Anblicke einer geliebten Freundin, die Sie in der Blüte der Schönheit verlassen haben, und die Ihnen mit entstelltem Gesichte und mit zerrauftem Haar wieder entgegentritt. Das ist nicht

das glänzende, veilchenumkränzte Athen;

es ist ein einziger ungeheuerer Trümmerhaufen, eine gestaltlose, einförmig graubraune Masse von Schutt und Staub, nur von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, die der allgemeinen Verwüstung widerstanden haben. Wenn es der Theseustempel zur Rechten Ihres Weges, wenn es die Burg mit ihren Resten nicht bestätigten, Sie würden Mühe haben, es zu glauben, daß Sie in Athen sind. Mühsam windet sich Ihr Lastpferd vom Thore an durch die engen Gassen zwischen zertrümmerten Mauern durch, bis Sie nach und nach gewahr werden, daß zwischen den Trümmern schon wieder Erdhütten und selbst Häuser stehen, ja daß in der östlichen Hälfte der Ruinen schon eine kleine Stadt wieder erbaut ist, die Sie wegen der Ungleichheit des Bodens vom Thore aus nicht sehen konnten.

Ich hatte das Glück, hier ein vortreffliches Unterkommen zu finden. Herr L. aus L., dem ich einen Brief von seinen Aeltern überbrachte, bot mir gastfreundlich in dem von ihm bewohnten Hause, mitten an dem nördlichen Abhange des Burgfelsens, gerade unterhalb der Höhle des Pan, ein Zimmer an; und so genieße ich den doppelten Vorzug, in einer deutschen Familie zu leben und auf einem der schönsten Punkte zu wohnen. Ich überblicke von hier den größten Theil der Stadt, mit dem Theseion, den Resten von den Gymnasien des Hadrian und der Ptolemäer, dem Thor der Agora u. s. w., und über dieselbe hinaus gegen Norden die ganze Ebene mit dem Oelwalde, von den erstgenannten Bergen begrenzt.

Am Saume des Waldes, eine halbe Stunde von meiner Wohnung, erkenne ich deutlich die beiden Hügel der Akademie und von Kolonos; aber verschwunden sind die schattigen Haine, die Tempel und Altäre, welche sie schmückten; braunes Heidekraut überzieht die niedrigen Hügel, und ein paar verfallene Kirchlein sind an die Stelle der alten Marmorbauten getreten. Auf der andern Seite, nach Süden, habe ich einen Büchsenschuß weit von mir die pelasgische Mauer und die Batterien und Thore, mit welchen die Propyläen jetzt umbaut sind, und nach Südwesten den Areios Pagos, der jetzt eine seltsame Bestimmung hat. Da nämlich auch die Moscheen mit ihren Thürmen zerstört sind, haben die Türken auf diesem Hügel eine kleine Steinhütte für einen halbwahnsinnigen Derwisch erbaut, der von hier aus die Stunden des Gebets verkündet. Am Tage verhallt sein Ruf fast unbemerkt, aber am Abend ist er mir oft wie eine gespenstische Erscheinung vorgekommen, wenn er im Mondenlichte, bis an den äußersten Rand des Felsens vorschreitend, die Arme mit den langen faltigen Gewändern wunderlich durch die Luft bewegt und seine tiefe, klagende Stimme weithin erschallen läßt, nicht unähnlich einem gewaltigen Zauberer, der die finstern Geister der Nacht heraufzubeschwören gedenkt.

Meine Tagewerke sind sich von dem Tage meiner Ankunft an ziemlich gleich geblieben, wenn nicht die Anfangs fast unerträgliche Hitze und ein paar kleine Unpäßlichkeiten als Folgen derselben mich im Zimmer hielten. In den kühlern Morgenstunden gehe ich aus, die Alterthümer zu sehen und wieder zu sehen, oder ich mache, wenn ich gerade dazu aufgelegt bin, auf Inschriften Jagd. Ich bediene mich dieses Ausdrucks, weil er das Verfahren am besten bezeichnet. Man steigt auf gut Glück zwischen den Trümmern umher, späht nach jedem blauen oder weißen Marmorblock und Säulenreste, der in den Steinhaufen liegt oder aus einer Mauer hervorblickt, und untersucht ihn, soweit dies möglich ist, von allen Seiten. Die meiste Ausbeute geben gewöhnlich die Kirchen, deren innerhalb des Umkreises der alten Mauern nicht weniger als 110 sind, und von diesen glücklicherweise bei weitem die Mehrzahl in Trümmern. Die Altäre derselben bestehen namentlich sehr häufig aus alten Resten, bald einem Säulenfragmente, bald einem Fußgestelle einer Statue u. dgl. Nach den Kirchen kommen die Ruinen der zerstörten Oelmühlen, deren auch eine hübsche Anzahl ist, und die fast immer Alterthümer enthalten. Nur sind diese gewöhnlich noch stärker beschädigt als in den Kirchen. Endlich enthalten die Treppen der Privathäuser nicht selten Inschriften, die freilich von allen am schwersten aufzufinden sind; indeß, wenn ich nur irgend Grund habe, in einem Hause einen Fund zu vermuthen, so mache ich nicht viel Umstände; ich gehe hinein, lege die Hand auf die Brust und spreche meinen höflichsten Gruß: „Προσκυνῶ σε“ (ich bezeige dir meine Ehrfurcht) oder „Πολλὰ τὰ ἔτη σου“ (deiner Jahre seien viele), wo ich denn fast ohne Ausnahme ein willfähriges Entgegenkommen finde. Lange läßt sich jedoch diese Arbeit nicht fortsetzen, denn sobald die Sonne hoch am Himmel steht, blendet ihr Widerschein von dem weißen Marmor so stark, daß die Augen zu schmerzen anfangen; dann kehre ich mit meiner Beute ins Zimmer zurück, wo sich indeß bei einer Hitze von 23 bis 27° auch nicht viel arbeiten läßt. 125.

Vereinfachter Geschäftsgang.

Unterm 14. Sept. 1832 hat das königl. Oberconsistorium in München eine allgemeine Instruction zur Einsendung von Pfarrbeschreibungen und Jahresberichten sämmtlicher evangelischen Pfarreien des Reiches hinausgehen lassen, und zwar, wie es ausdrücklich heißt, „zu Ersparung der bisherigen zeitraubenden übermäßigen Schreibereien und Vereinfachung des Geschäftsganges“, welcher Zweck durch die Einführung von etwa 600 neuen Pfarrbeschreibungen, 600 Duplicaten an die Regierungsbehörden, 600 Pfarrberichten jährlich, ferner 600 Prüfungsprotokollen durch die Decane, 3000—4000 monitis und marginalibus, 600 Mittheilungen an die Synoden und etwa 600 Resolutionsprotokollen im Ganzen etwa 7000 Exhibitionen mehr als bisher, unzweifelbar wird erreicht werden können; es sind auch zur Beförderung dieser ersprießlichen Geschäftsabkürzung bereits bedeutende neue Bestellungen bei den Papierlieferanten eingegangen. Es ist die Absicht des königl. Oberconsistoriums, daß diese alljährlichen Pfarrberichte, wie das ewige Gebet der katholischen Kirche, in ununterbrochener Zirkelbewegung bleiben sollen. Im ersten Quartal senden die 600 Pfarrer solche im Concept ein; im zweiten Quartal erscheinen die Decane persönlich in allen 600 Pfarrorten, besehen sich die berichteten Dinge in loco selber und machen ihre tausend oder abermal tausend Bemerkungen dazu; im dritten Quartal befördern die Decane diese 600 Pfarrberichte stationsweise an Consistorium, Oberconsistorium, die Generalsynoden; im vierten Quartal geht das Heer dieser Berichte, befruchtet mit den heilsamsten Resolutionen, zurück an die Herren Pfarrer, und diese betreten alsbald wieder im neuen Jahr die alte Tretmühle dieser von Ewigkeit zu Ewigkeit fortreibenden Jahresberichte. Es muß auch scharfe Controle gehalten werden, ob und wie sich die Zahl der Katholiken vermehre, der katholischen Ehen, der wilden Ehen u. s. w. Man bemerkt hierin mit Interesse die löbliche Tendenz, künftighin die evangelische Kirche von oben herab regieren zu wollen, mittels neuer Tabellen und Generalberichte. Dieselbe methodus, und zwar gerade mit denselben vierteljährigen Progressionen, war auch, wie Mariana beschreibt, bei den Jesuiten eingeführt; der Rector collegii, hier der Decan, sendet seine annuas relationes et informationes an den Provinzial, hier das Provinzialconsistorium, der Provinzial an den General, hier an das Oberconsistorium oder dessen Präsidenten mit seinen Assistenten, woraus, wie Mariana ebenfalls beschreibt, eine solche Summe von Jahresberichten eingelaufen, daß man am Ende des Jahres selbst nicht mehr gewußt habe, wohin, und daß man dann gesucht, mit verkehrten und willkürlichen Befehlen sich herauszuhelfen. (S. Mariana, „De erroribus, quae in forma gubernationis S. J. occurrunt.“) Nicht minder war eine klägliche Manipulation bei diesen Jesuiten das unaufhörliche Examiniren, die ewigen informationes pro gradu, pro dignitate, pro officio, wodurch alle Zeit zum anhaltend frohen Studium verdorben und überall nur die beschränktesten mystischen Köpfe emporgehoben wurden. Ein weiser Papst hat den katholischen Jesuitismus aufgehoben, und es soll uns nicht irremachen, wenn man sie wieder herbeirufen möchte. Frösche, denen die Schenkel abgeschnitten werden, hüpfen gleichwol noch auf die alte Pfütze zu, finden aber doch darin ihr unvermeidliches Ende. Was die evangelischen Jesuiten und jesuitischen Vielregierer betrifft, so hoffen wir, der vernünftige Geist dieser Zeit, gegen welchen kein Auflehnen hilft, werde unser Papst werden und uns ebenfalls sein „pax vobis“ singen. Halleluja! 35.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 360. — 25. Dezember 1832.

Lorenz von Westenrieder's sämmtliche Werke. Erste vollständige Originalausgabe. Erstes bis zehntes Bändchen. Kempten, Kösel. 1831—32. 16. 3 Thlr. 8 Gr.

Den Lesern unserer Blätter ist Westenrieder, noch vor wenigen Jahren der Nestor der bairischen Literatoren, gewiß nicht fremd. Es wurde in Nr. 305 d. Bl. f. 1831 eine biographische Skizze von Maurus Gandershofer über Westenrieder von einem andern Ref. besprochen. Hr. Dr. Grosse hat bei dem unternehmenden Buchhändler Kösel in Kempten diese Herausgabe begonnen, und wir wollen wünschen, daß sich beide in der thätigen Achtung des Publicums gegen den berühmten literarischen Namen des Verf. nicht getäuscht haben. Zwar hat es Hr. Grosse nicht fehlen lassen, in der langen Einleitung die Namen: Göthe, Tieck, Joh. Müller, Westenrieder recht oft nebeneinanderzustellen, aber Mancher wird bei einer Tirade doch zu lächeln kaum unterlassen können, wie S. xxxix: „Schwaben und Baiern reichen in der Freiheit sich brüderlich die Hände. Ich wollte der Schwabe Schiller hätte den Baier Westenrieder nur gekannt. Es ist hier keine Floskel: Schiller bricht das grünste Blatt aus seiner Bürgerkrone und reicht es Westenrieder"; oder am Schlusse: „Ja es gibt keinen mildern und tiefsinnigern Weisen, keinen gewaltigern Apostel, der Tugend und Wahrheit in die Herzen donnert, keinen populairern Geschichtsforscher (?!), keinen begeistertern Kunstkenner, keinen aufrichtigern Bürgerschriftsteller und nur einen bairischen Patrioten Westenrieder." Armes Baiern! nur Einen Patrioten, und diesen todt! Schon dies könnte ja eine Klage der Nation ob laesionem enormem begründen, wenn nicht die übereidigen Wasserburger und die handfesten Gautinger noch vorher den Proceß mit der Execution anfangen. Ehe wir indeß von dieser Sammlung selbst sprechen, müssen wir noch einiger merkwürdiger Urtheile von Zeitgenossen über Westenrieder selbst gedenken. Eine Würdigung des Historikers Westenrieder gibt Ritter von Lang in dem leider nun auch eingegangenen „Hermes", Bd. 29, Heft 2, S. 27. Wie viel auch Gerechtigkeit gegen den Verf. gehandhabt wird, so bleibt es doch unverschwiegen, wie der Historiker, dessen vorzüglichstes Verdienst Kampf gegen die frères ignorantins des damaligen Baierns und kühnes Entgegentreten gegen vorgefaßte engherzige Meinungen war, in seinem „Handbuch der bairischen Geschichte" (das gewiß kein Reschmann mehr mit dem Banne belegt hätte) sich wieder ganz auf die Hinterfüße stellt und völlig verwirft, wenn er z. B. die Aufhebung der Jesuiten als ein Ereigniß schildert, welches das Land in stumme Bestürzung versetzte, und die Aufhebung der Klöster als ein Nationalunglück, als den Untergang aller Kunst und Wissenschaft betrachtet. Nun, der Verf. hoffte damals, daß das vom Sturm Niedergerissene wiedererstehen werde. So ganz eitel ist auch seine Hoffnung nicht gewesen, denn die Jesuiten nisten wenigstens wieder in der Nähe Baierns, und ein Klösterlein erhebt sich in dem Lande lustig neben dem andern. Ein anderes, unsern meisten Lesern wahrscheinlich unbekannt gebliebenes Urtheil über Westenrieder hat der Geh. Rath von Schelling in seiner „Rede zum 70. Jahrestage der Akademie" (München, 1829) niedergelegt. Wir geben es zum größern Theile wieder, weil wir den Leser dadurch um die Lecture einer geistreichen Schilderung reicher machen, die Jeder gelesen haben sollte, welcher Westenrieder als Mensch und Schriftsteller kennen lernen will, wenngleich der Standpunkt eines akademischen Elogiums kaum zu verkennen ist.

Er allein von uns gehörte durch seine ersten Erinnerungen noch jener Zeit der entstehenden Akademie an; er hatte ihre ersten Urheber und Häupter wenigstens noch gesehen und gehört; vielleicht waren überhaupt in seinem Charakter und in seiner Persönlichkeit die Spuren der abwechselnden Eindrücke aller der heitern und trüben, glücklichen und unglücklichen Tage aufbewahrt, die Baiern zwischen jener Zeit und der gegenwärtigen gesehen hat. Ebenso wohnte in ihm noch etwas von jener ersten Frische, dem Morgenhauche der erwachenden deutschen Literatur, gegen deren weitere Entwickelungen er sich gleichsam verschloß; doch nicht wie Andere aus unwillkürlicher Unfähigkeit — dies widerlegen so manche classische Stellen seiner Schriften, deren tiefe inhaltsvolle Gedanken über seine Zeit hinausgehen — sondern vielleicht schon, weil er fühlte, daß doch dem ersten Eindrucke nichts mehr gleichkomme, und in Folge einer sich selbst gesetzten Grenze. Denn überhaupt hatte er früh gelernt, auch für das Leben und den Umgang mit Andern sich zu begrenzen. Nicht leicht war es, sein Vertrauen zu gewinnen, noch suchte er selbst Andern zu schmeicheln und liebenswürdig zu scheinen, sondern ganz und gar gehörte er, nach seinem Aeußern wie nach seinem Innern, zu dem eben nicht sehr zahlreichen Geschlechte, welches man mit einem bekannten geistreichen Ausdruck das Geschlecht der umgekehrten Heuchler nennen könnte; denn gerade so viel Mühe als Andere sich geben, ihre bessern und annehmlichern Seiten ins Licht zu stellen, so viel gab er sich — vielleicht in ehrenwerthem Unmuth über die allgemeine

Unlauterkeit menschlicher Gesinnungen — den guten Eindruck, den er hervorgebracht zu haben glauben konnte, wo möglich wieder zu vermindern, um ein durchaus wohlwollendes und menschenfreundliches Herz unter rauhen Aeußerungen ebenso zu verheimlichen, wie Andere unter einschmeichelnden Formen die völlig entgegengesetzten Gesinnungen verbergen; sei es nun, daß er frühzeitig hierin das Geheimniß gefunden, nie der Betrogene von Jemand zu sein, sich gegen die gemeinen Künste, mit welchen Menschen gegen andere Menschen etwas zu gewinnen suchen, unzugänglich zu machen; oder daß ein Gefühl höherer Art ihm das ignorari ama, das Glück, etwas in sich zu haben, wovon die Welt nichts wüßte und zu wissen vielleicht nicht werth wäre, zur Richtschnur seines Lebens gemacht hatte. Denn das letzte Geheimniß seines Herzens und seiner ganzen Denkart hat er vielleicht Niemanden vertraut. Dennoch wäre es wünschenswerth, genauer ausmitteln zu können, ob er durch besondere Eindrücke, äußere und innere Erfahrungen, ob durch Standesverhältnisse, ob zum Theil auch durch den körperlichen Schmerz *), den man nach seiner Beschreibung wahrhaft einen philoktetischen nennen mußte, und den er den längsten Theil seines Lebens hindurch ertrug, aber mit heldenmüthiger Geisteskraft zu bezwingen wußte, zu dieser Charakterfestigkeit gehärtet worden, in der er bis zum letzten Hauche immer sich selbst gleichblieb, obwol, wie seine frühesten literarischen Neigungen und Versuche beweisen, von der Natur mit einem zartfühlenden und empfindungsvollen Herzen begabt, und fröhlich-ernster Geselligkeit und horazischen Mahlen nichts weniger als abgeneigt und Ernst durch Scherz zu mäßigen gewohnt.

Was hier nur ganz leise von einem Misverhältniß Westenrieder's zu seiner Zeit angedeutet ist, wird besonders in Bezug auf die so nothwendige Regeneration der „Monumenta Boica" (über welche 1830 Freih. von Hormayr eine sehr reich mit Noten und Urkunden ausgestattete Gedächtnißrede gehalten hat) von einem andern sehr kundigen Mitgliede der Akademie in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" Bd. LII (1830, IV), S. 144, folgenderweise deutlicher ausgesprochen und dient zur Würdigung des Mannes von einer andern Seite:

Alle Versuche für die Regeneration jenes Werkes (der „Mon. Boica") scheiterten an dem beharrlichen Entgegenwirken Westenrieder's, der auch bei dem Streite Lang's, Pallhausen's und Günthner's im Hintertreffen gestanden hat. Was er einst in seiner Zeit und für seine Zeit gewirkt, was er nicht nur für die Geschichte und Landeskunde, sondern auch für die tief gesunkene Muttersprache, für die Veredelung des Geschmackes, für die Nationalität überhaupt gewirkt habe, wird und darf niemals vergessen sein; aber in den letzten 25 Jahren seines Lebens war sein Wirken vielfach mehr ein hemmendes als ein förderndes, ein beklagenswerthes Erschrecken vor den freimüthigen Ansichten und Aeußerungen seiner schönen Zeit. — Der Kern seines Wesens war Widerstand, zuerst gegen gefährliche Plane von Außen wider Baierns Integrität, alsdann gegen die Unterdrückung und Verfinsterung von Innen. Als im Schweigen und sich Verbergen die einzige Sicherheit war, Denken und Sprechen aber (offen, frei, unerschrocken, wie der rechte Mann soll) sehr gefährlich, da trat Westenrieder hervor, und da hat er gesprochen. Als aber kein Widerstand gegen unwürdigen Zwang mehr noth that, als das von ihm so heiß und treu geliebte Baiern den alterthümlichen Gang erneute, seine Marken ausbreitete und ein kraftvoll dringendes Regen und Bewegen lange schlummernder Kräfte begann, dünkte er sich gewissermaßen ein Fremdling in der neuen Welt, die ihm vielfach misbehagte, und bildete eine Opposition, welche das Quellenstudium und die Geschichtswissenschaft in Baiern wahrlich nicht vorwärts gebracht hat. Ihre Wirkungen waren um so nachtheiliger, als bei jener (freilich immer mehr verschwindenden), der wahren Stärke des Königreichs so nachtheiligen Sonderung der Alt- und Neubaiern viele der Letztern (soll wol heißen: Erstern) sich um ihn sammelten, wie die Spanier um die Mumie des Cid.

Um nun zu dieser Sammlung von Westenrieder's Werken selbst überzugehen, so haben wir uns über das Muthige und Verdienstliche im Allgemeinen schon ausgesprochen; kommen aber auch nun zu einigen Bemerkungen, die wir ebenso wenig unterdrücken dürfen. Statt jener phantasiereichen und declamatorischen Einleitung, die etwas an den seine Waare preisenden Kaufmann erinnert, hätten wir von Hrn. Dr. Grosse lieber seine Ansicht über den Plan des Ganzen vorausgeschickt zu finden gewünscht. Denn vorerst ist gänzlich unerwähnt geblieben, ob unbedingt Alles in diese „Sämmtlichen Werke", also auch die bairische Geschichte von 1785 und das schon oben angeführte „Handbuch" von 1820, ob die ganzen „Historischen Kalender" von 1787—1815 (von deren Aufnahme schon im „Hermes", Bd. 29, Heft 2, S. 30, abgerathen worden ist), ob auch das „Glossarium Germanico-Latinum" und die „Centum theses" mitaufgenommen werden sollen, was Alles offenbar nicht immer gleicher Güte und Bedeutung ist. Ist dies der Fall — und Ref., der sonst gern das Vollständige liebt, wüßte hier wirklich nicht, wozu er rathen sollte, weil damit dem Vielkopf, genannt Publicum, und seinem Beutel etwas Gewaltiges zugemuthet würde —, so müßte der Redacteur auch des Verf. dramatische Arbeiten: „Die zween Candidaten", den „König Saul", den „Marc Aurel", sich nothwendig zu verschaffen suchen.

Zweitens sehen wir keinen rechten Plan in der Anordnung der Schriften, wie aus folgender kurzen Uebersicht dieser vorliegenden zehn Bändchen, die wir dem Leser schuldig zu sein glauben, weil sie darin gewiß manches ihnen ganz Unbekannte antreffen, hervorgehen wird. Der Herausgeber hätte billig jedem Bande ein Inhaltsverzeichniß vorausfenden sollen, weil das Nachschlagen eines kleinen Aufsatzes in der That sehr mühsam ist. Der erste Band enthält: „Schriften über bildende Kunst", erster Band. („Erinnerung an den Schriftsteller und Künstler": „Die Familie Christi in Schleißheim von van Dyk", der die Schilderung noch anderer Gemälde neuerer Künstler folgt; dann: „Anzeige einiger Preisarbeiten der düsseldorfer Akademie"; dann S. 161: „Von den ökonomischen Vortheilen, welche wir aus den zeichnenden Künsten ziehen können"; „An die Künstler meines Vaterlandes"; „Ueber den Zustand der Künste in Baiern"; „Vaterländische Kunstnachrichten"; „Von den Ursachen des geringen Einflusses der schönen Künste auf die Denkungsart und Sitten des Volkes"; „Frescogemälde auf der äußern Seite der Gemäldegalerie im münchner Hofgarten"; „Betrachtungen über unsere Kirchenzierden in Rücksicht auf den Endzweck der Kunst"; „Ueber einige Gemälde aus den Galerien von München und in der dortigen Augustinerkirche".) Der zweite Band des Ganzen (denn die Abtheilung: „Schriften über bildende Kunst", kommt nicht weiter vor) heißt „Historische

*) Trismus oder Backenschmerz dem J. 1787—93, s. „Nekrolog der Deutschen", 1829, I, S. 282.

Schriften" und enthält die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges"; der dritte Band enthält davon die Fortsetzung bis 1635. Der vierte Band enthält unter der Rubrik: „Poetische Schriften", den im fünften und sechsten Bande fortgesetzten Roman: „Leben des guten Jünglings Engelhof", den man auch heute noch trotz mancher Breite und Mangelhaftigkeit der Anlage wie des Ausdrucks (was heißt z. B. schlenzen, ferbeln, kalmäusern?) mit Interesse lesen wird, wenn er auch keine Vergleichung mit Göthe's „Werther" aushält. Dann enthält der sechste Band noch Schriften über das Theater: theils allgemeinere Bemerkungen über die Bildung des Schauspielers, Verzierung der Bühne; theils Theaterkritiken, welche für die Geschichte der dramatischen Kunst in Baiern und in Deutschland nicht unwichtig sind. (Man vergesse nicht, daß der Weltpriester Westenrieder den Lehrstuhl der Poesie in Landshut besaß und dann in gleicher Eigenschaft nach München, seiner Vaterstadt, berufen wurde.) Der siebente Band bringt nun erst den Schluß des dreißigjährigen Krieges, als sollten die Besitzer der ersten Lieferung dadurch gezwungen werden, auch die zweite sich zu kaufen; dagegen führt uns der achte ohne besondere Schriftenrubrik: „Die Geschichte der schönen Bürgerstochter von München" und „Henriette Folay, die Kindesmörderin" vor. Diesen Romanen kann man wenigstens nachsagen, daß sie bildend und nicht vergiftend, sondern, wo ja das Böse ins Spiel kommt, sehr warnend gehalten sind. Der neunte Band enthält die Aufsätze: „Ueber die Ehe"; „Der Zustand der Musik in München"; „Ueber die Baiern"; „Ob wir bei dem Fortschritte, welchen gegenwärtig die menschlichen Kenntnisse machen, klüger handeln als Sachsen, Preußen und Oestreich?"; „Was gibt einer Nation Macht und Ansehen"; „Allgemeine Begriffe einer Staatsverfassung für jeden Bürger und Einwohner"; „Zum Andenken des Felix Andr. von Oefele"; „Zum Andenken großer und guter Seelen" (Martin Kraft, von Bergmann, Etenhuber, Krönigseck u. A.). Der zehnte Band endlich enthält an Aufsätzen: „Aufklärung in Baiern"; „An Uns"; „An meine Zeitgenossen"; „Ueber Nationalerziehung"; „Charaktere aus München" (für seine Zeit sehr wohl berechnet); endlich den „Traum in drei Nächten", oder eine Vision in den vollkommenern Zustand Baierns in späteren Zeiten, gleichsam ein „Jahr 2440", an dem sich Westenrieder's Zeitgenossen spiegeln konnten.

Dies der ziemlich bunt untereinandergeworfene Inhalt der zehn Bändchen, in dem man weder einen chronologischen Faden der Arbeiten (bei den wenigsten ist das Jahr des ersten Erscheinens, noch wo es zuerst erschien, welches beides nicht unwichtig ist, bemerkt) noch eine systematische Zusammenstellung, wie ästhetische, historische, moralische u. s. w. Schriften, wahrnimmt. Wahrscheinlich soll ein Pröbchen von jedem dem Publicum Lust machen. Nun, diese wollen wir ihm auch nicht verderben. Denn hat man in Anschlag gebracht, daß Westenrieder schon Vieles vor 50 und mehr Jahren schrieb, und in Baiern schrieb, wo er erst mit einigen Wenigen den Hahn der neuen literarischen Morgenröthe machen mußte, so erstaunt man über den richtigen, gesunden Blick, über das Gefühl und Urtheil, über Phantasie und nicht selten auch über Diction des Verf.; und ist man nicht eben verdammt, Alles durchlesen zu müssen, so wird Vieles den Leser gar freundlich ansprechen; unter unserer Schock-, Groschen- und Tagesliteratur steht es zuweilen da wie ein ehrwürdiger Schrein von festem Nußbaumholz unter unsern Fauteuils, Divans, Crachoces, Trumeaus und manchem andern Plunder. 20.

Album aus Paris von August Lewald. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1832. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Dieses „Album" ist eine Art von Wegweiser durch die weite Stadt, und in leichtem Tone, der nie langweilig herzählend, nie weit sich verirrend wird, macht es uns auf eine sehr angenehme Weise mit der großen Wunderstadt bekannt. Es ist ein hübsches Buch. Der Verf. nimmt den Leser freundlich bei der Hand und führt ihn unter leichten gefälligen Gesprächen an alle Orte. Die Gespräche sind nie so tief oder so hoch, daß man stehen zu bleiben nöthig hätte; nie so leer, daß man rennen müßte, sie sind meist, was der Franzose sagt charmant.

Zuerst beschreibt der Verf. die Physiognomie der Stadt. „Durch seine 60 Barrièren kann man einziehen in Paris, dessen Einwohner ihm selbst gern den Beinamen „le gouffre" geben. Da liegt er vor uns, der ungeheure Schlund, mit seinen 1094 Straßen, 47 Märkten, 119 Sackgäßchen, 121 Passagen und 74 Plätzen, mit seinen Gärten, Palästen, Kerkern, Spielhäusern, mit seinen Freuden, mit seinem Elend, das lebendige Paris an beiden Ufern der Seine und die Stadt der Todten auf den Hügeln des Père la Chaise und in den Katakomben."

„Wie romantisch erscheint die wahrhaft schöne Straße der Boulevards, wie liebenswürdig abenteuerlich die Straßen St.-Honoré und Richelieu mit ihrem bunten Wechsel und ihrer grellen Lebendigkeit; wie ernst und imposant die Straße Lassitte, wo hinter Mauern und Thoren sich die Paläste der Millionnairs verbergen; wie prächtig die Rue la paix, die zur Siegessäule führt und gerade nicht länger ist, als es der Pracht gestattet werden kann."

„Ich wendete den Kopf. Vor mir lag die Steinmasse des jetzigen Louvre, kalt und todt. Welch fürchterliches Leben könnte hier laut werden, wenn sie erwachten die Greuel alle, die Todesseufzer, die blutigen Schatten, die in diesen Mauern Geschändeten, Ermordeten, der weibische Heinrich III. mit dem geschminkten Gesicht und entblößten Busen, umgeben von seinen abscheulichen Mignons, die falsche Katharina v. Medici, der kalte Mörder Karl IX., ich sah sie Alle vor mir."

„Was wäre ein pariser Café in irgend einer deutschen Stadt? Das Langweiligste, das Fadeste, was nur ersonnen werden kann — — Warum denn, um eine Tasse Kaffee zu trinken, den königlichen Prunk? — Aber in Paris ist ein Café das eigentliche Leben —, eine halbe Tasse, eine Flöte (ein längliches Brot) und ein Journal, davon lebt der Pariser 24 Stunden, wenn es sein muß."

„Mögen in allen andern Herrlichkeiten andere Hauptstädte mit Paris wetteifern und es sogar übertreffen, den Boulevard hat keine Stadt der Welt. Hier ist das eigentliche pariser Leben aufgethan, von der elegantesten Welt bis zur niedrigsten Hefe, Alles findet hier Befriedigung seiner Gelüste."

Und nun beschreibt der Verf. eines Breitern das Treiben auf dem Boulevard vom frühsten Tagesschein an; ich nehme Einiges aus den Stunden von 4 — 6 heraus:

„Bei Tortoni wird gefrühstückt, und die Geschäftsleute suchen politische Neuigkeiten und den heutigen Cours zu erschnappen. — Endlich kommt von der Rue la paix und aus der Rue

Richelieu der Zug von glänzenden Equipagen des Faubourg St.-Germain, die nun ihre Promenade auf den Boulevards beginnen, indeß aus der Rue Lafitte und der Chaussée d'Antin die nicht minder glänzenden der haute finance ihnen begegnen", Herrlichere Pferde, glänzendere Wagen, reichere Livreen, wo wollte man sie wol sehen als hier? und welche Masse von berühmten, interessanten, verrufenen Menschen sieht man hier mit einem Blicke?"

„Hier der Mann mit dem blassen Gesichte, der länglichen Nase, den geistreichen Augen und der hohen Stirne, der die liebenswürdige Frau am Arme führt, ist der gewaltige Victor Hugo, der in seiner reizenden Häuslichkeit, im erst wochenlangen Genusse des ehelichen Glückes seine furchtbaren „Letzten Tage eines Verdammten" schuf. — Dort der bleiche hagere Kopf mit dem krausen Negerhaar und den großen Augensternen gehört dem genialen Alexander Dumas. — Der Lange mit dem Ernst in den Zügen, im mittelalterlichen Barte und dem seltsam geformten Hute ist Camille Roqueplan, der Kleine daneben, eleganter und zierlicher, mit dem favoris à la jeune France, ist Nestor, sein Bruder, der Redacteur des einst witzigen „Figaro", der es jetzt nicht mehr ist, seitdem ihn das Ministerium für sich gewann."

„Jules Janin, Paul de Kock, Eugène Sue und ein ganzer Haufe ihnen verwandter Geister wandeln vorüber."

„Jener schwammige, etwas bleich aussehende junge Mann, der mit den vielen Damen, stets lachend eine Zahnlücke zeigend, in nicht gehöriger Toilettenverfassung, ist der mittelalterliche Vielschreiber, der Romancier des Salons, Herr v. Balzac."

„Unweit davon schleicht wie ein Gespenst, in zwei weiten Röcken, beide mit dem rothen Bande geziert, ein literarischer Ladenhüter, der Vicomte d'Arlincourt. Sein bleiches trübseliges Gesicht scheint einem Manne von 35 Jahren anzugehören"

„Der daherschleichende Dicke, mit den abgerissenen matten Augen und dem gut arrangirten Backenbart, den Hut auf einem Ohr, mit vorgestrecktem Bauche, der sich an Paganini's allgemein bekannte phantastische Gestalt hängt, ist Pesaros süßer Schwan, der Schöpfer des „Tancred" und des „Wilhelm Tell"!

„Jener, der dahinhuscht, klein, mit offenem Rocke, markirtem Gesichte, jeden Bekannten höflich grüßend, die Arme an den Leib gezogen, um Niemanden zu nahe zu kommen, ist der in diesem Augenblicke gefeiertste Künstler von Paris, der Componist des „Robert le diable."

„Mein Gott! Vestris mit 75 Jahren, in moderner Perücke und Schuhen, geht vor mir — ja, er bleibt der erste Tänzer bis ans Grab! Welche Schritte! wie elegant — wie schwebend — wie ungeziert. Wer nur so gehen könnte ꝛc.!"

„Ein feingebauter Mann, ganz schwarz und modisch gekleidet, mit bleichem, interessantem Gesichte, kommt nachlässig durch die Menge. Es ist dies der Dichter der „Reisebilder" ꝛc."

So interessant ist zwar nicht jeder Fleck von Paris, aber es kommt doch noch Manches in dem Buche, was anzieht und reizt. So ist des Verf. Detailerzählung über das Anbringen seines Vaudevilles bei einem dortigen Theater sehr kurzweilig wegen des Schlundes von geschäftigen Intriguen, der sich dabei öffnet.

Im zweiten Theile treibt den Verf. die Cholera nach Hause — je näher er der deutschen Grenze kommt, desto trockener wird das Buch; und es schließt in Langweile in Deutschland. 78.

Notizen.

Schöne Künste auf Neuseeland.

Die Kunst des Tättowirens ist in Neuseeland zu einer solchen Vollkommenheit ausgebildet, daß wir keinen von ihr geschmückten Insulaner ohne Bewunderung betrachten konnten. So erzählt ein vielgereister Engländer, Augustus Earle, in dem Berichte über seinen Aufenthalt daselbst („A narrative of a nine month's residence in New-Zeeland in 1827 etc.", London, 1832). Die Eingeborenen betrachten die ihrer Haut eingeätzten Zierathen gleichsam wie Kleider, und wenn ein Häuptling seine Mattengewänder ablegt, bildet er sich auf die sichtbar werdende Tättowirung seines Körpers so viel ein wie ein Stutzer ersten Ranges auf seinen neuesten Anzug. Das Tättowiren gehört aber auch unter die Vorbereitungen zum Kriege, und als sich während Earle's Anwesenheit der Bezirk von Kororadika zum Kampfe rüstete, langte auch ein besonders geschickter Tättowirer, Namens Aeränkie, an, der bald alle angesehene Männer unter seine Hände bekam. Er stand im Rufe der höchsten Kunstfertigkeit, genoß großer Auszeichnung und die vornehmsten Häuptlinge machten mehre Tagereisen, um ihren Körper von seinen geschickten Händen verzieren zu lassen. In der That war die Sicherheit zum Erstaunen, mit der er seine Kunst übte, und nichts konnte vollständiger sein als ein von ihm aus freier Hand gezogener Kreis. Dafür ward aber auch das von ihm mit Fleiß tättowirte Gesicht eines Häuptlings so hoch gehalten wie in England ein Portrait, von Thomas Lawrence gemalt. An den Todten sogar schätzte man seine Kunst, und Earle kannte einen Neuseeländer, der einen von Aeränkie tättowirten Häuptling erschlagen und ihm die Haut von den Schenkeln, der Zeichnungen wegen, abgezogen hatte, mit der er dann seine Patrontasche überzog. Bemerkenswerth ist, daß sich Aeränkie durch seine Kunst vom Sklaven zu diesem Ansehen emporgeschwungen und sich außerdem ein hübsches Vermögen erworben hatte, da ihn jeder Häuptling reichlich beschenkte.

Das Sprichwort: „Der Prophet gilt am wenigsten im Vaterlande", scheint auf Nordamerika nicht anwendbar. Bekannt ist, welcher glänzende Empfang dem kürzlich aus Europa nach Neuyork zurückkehrenden Washington Irving bereitet wurde. Doch auch seine Sterne zweiter Größe ehrt Amerika, und der später in Neuyork anlangende, fruchtbare Theaterdichter, J. Howard Payne, hatte sich ebenfalls einer höchst schmeichelhaften Aufnahme von Seiten seiner Landsleute zu erfreuen. S.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.
Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.
Vierten Bandes fünftes Heft.
(XXIX.)

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.
Zur Charakteristik des verewigten königl. bair. Geh. Hofraths Dr. Christian Friedrich von Glück.
Erinnerungen an Christian Garve. In Briefen von Emil Ferdinand Vogel. Fünfter und sechster Brief.
Biographische Andeutungen.
Johann Christian Friedrich GutsMuths.

Das sechste und siebente Heft des vierten Bandes erscheinen im Februar 1833.

Leipzig, am 15ten Dez. 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 361. — 26. Dezember 1832.

Jacqueline von Holland. Eine hiſtoriſche Erzählung von Thomas Colley Grattan. Aus dem Engliſchen übertragen von K. L. Meth. Müller. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1832. Gr. 12. 4 Thlr.

Wir äußerten vor Kurzem in d. Bl., daß das Unterſcheidende zwiſchen Walter Scott und ſeinen Nachfolgern eben die völlig harmoniſche Verſchmelzung von Geſchichte und Erfindung in ſeinen Erzählungen ſei, während ſeine Nebenbuhler in England, Amerika und auf dem Continent niemals weiter als bis zu einer rohen und disharmoniſchen Nebeneinanderſtellung von hiſtoriſchen und erfundenen Ereigniſſen gelangten, und wir müſſen dieſe Bemerkung hier wieder aufnehmen, weil uns auch der Verf. des vorliegenden hiſtoriſchen Romans auf dieſer leichten, breiten und ebenen Straße W. Scott'ſcher Nachahmung zu wandeln ſcheint. Bei Werken ſolcher Art ſollte man billig auf die Frage nach reinem Kunſtwerth gänzlich Verzicht leiſten und nur fragen: Sind ſie als Hiſtorie zu brauchen? oder ſind ſie unterhaltend? gemächlich zu leſen? angenehm?

Indem wir nun bei dieſen Fragen ſtehen bleiben und alle Vergleichung mit dem Urtypus dieſer Gattung, den Waverley-Romanen, von der Hand weiſen, müſſen wir dem Leſer, welcher unſer Urtheil zu vernehmen wünſcht, mit Bedauern erwidern, daß die „Jacqueline von Holland" weder als Hiſtorie zu brauchen, noch beſonders unterhaltend, auch durch die Schuld des Ueberſetzers weder gemächlich noch angenehm zu leſen ſei, was ſie im Originale allerdings ſein mag. Ein ſo abfälliges Urtheil will belegt werden, und wir wollen verſuchen, den Leſer von dem Gewicht unſerer Urtheilsgründe zu überzeugen.

Wir haben dem Verf. zunächſt eine rohe Nebeneinanderſtellung hiſtoriſcher Thatſachen, wie ſie die Geſchichte vorträgt, und willkürlich erfundene Scenen zum Vorwurf gemacht: ein Vorwurf, der, wenn er gerecht iſt, alle Kunſtbedeutung aufhebt und ſein Werk zu eben der troſtloſen Gattung herunterzieht, die in Deutſchland unter dem Namen des „hiſtoriſchen Romans" für jeden Einſichtsvollen anrüchig geworden iſt, zu jener grund-, grenzen- und maßloſen Gattung, welche vor den Spieß'ſchen und Schaden'ſchen Erzeugniſſen nur einen etwas beſſern Vortrag voraushat.

Zum Belege dieſer Anklage beliebe der Leſer den erſten Band der „Jacqueline" bei S. 89 aufzuſchlagen. Hier findet er auf 20 Seiten im allertrockenſten Schulmeiſterton aus der niederländiſchen Geſchichte hererzählt, wie die Macht des Hauſes Burgund in der Mitte des 15. Jahrhunderts unter Philipp dem Guten plötzlich ihren Höhepunkt erreichte, auf dem ſie ſich 50 Jahre lang durch ihn erhielt; wie er durch glückliche Intriguen Jacquelinen (ſoll heißen Jacobea) von Baiern, ſeine leibliche Couſine, um ihre Erbſchaft, Holland und Hennegau, betrog; welche Partei er in den Kriegen Heinrich V. ergriff; wie er den Knaben Johann von Brabant, Jacobea's Gemahl, verfolgte oder begünſtigte, jenachdem ſeine Raubpolitik es foderte; wie es Johann dem Mitleidsloſen, Biſchof von Lüttich, Philipps Oheim, erging; wie dieſer Gloceſter, den Verlobten Jacobea's hinters Licht führte; wie er die Parteikämpfe der Hoeks und Kabbleiaws zu ſeinen Zwecken benutzte, die Städte demüthigte und andere vortreffliche Kunſtgriffe der damaligen Politik glücklich anwendete: all Dieſes, im breiteſten, ſchmuckloſeſten hiſtoriſchen Styl, findet der günſtige und langathmige Leſer bis zur S. 106 aufs Schönſte ausgeführt. Doch nun ſcheint es dem trefflichen Verf. plötzlich wieder an der Zeit, die romantiſche Saite ſeiner Leier anzuſchlagen. Er geht alſo vom Allgemeinen zum Beſondern über, greift aus dem Lande eine Gegend, aus der Gegend ein Schloß, aus dem Schloſſe das beſte Zimmer deſſelben heraus, placirt darin Herrn Floris van Borſelen, den ſtolzen Anführer der Kabbleiaws, nebſt ſeiner etwas einfältigen leiblichen Ehehälfte und läßt dieſe ein Geſpräch über ihren theuern Sohn Vrank anknüpfen, in welchem, ſeiner ermüdlichen Breite und Behaglichkeit ungeachtet, die Geſchichte ſelbſt wieder nicht um eines Haares Breite weiter vorrückt. So bis zum Ende des Capitels, ſo vorher und nachher, und ſo bis zum Ende des Buches fort wechſelt trockene, chronikartige Paraphraſe irgend eines beliebigen Geſchichtscompendiums mit einzelnen ſogenannten romantiſchen Auftritten, in deren breiter und langweiliger Ausſtaffirung ſich eben kein Uebermaß von Phantaſie kundgibt. Vrank nun iſt der Held der Geſchichte; er kann die Hoeks nicht haſſen und hat Mitleid mit Jacquelinen, ja, er liebt ſie. Dieſe Entartung ſeines kabbleiawſchen Sinnes bringt ihn in Zwieſpalt mit ſeinem Vater, wel-

cher wieder ein Capitel einnimmt. Volksscenen und Hoffeste kommen dazwischen und sind dem Verf. günstige Gelegenheiten, einer Cooper'schen Behaglichkeit in langweiligen Schilderungen den Zügel schießen zu lassen. Detailgemälde, welche hier ebenso unnöthig, zwecklos und gewaltsam eingewebt sind, als dergleichen bei W. Scott nothwendig, bedeutend und natürlich erscheint. Der Verf. ist in den Niederlanden und malt mit niederländischen Farben und mit niederländischer Pedanterie. Am Schlimmsten jedoch ist es mit seiner Phantasie bestellt. Viele Kritiker meinen, es sei genug, Phantasie zu haben, um ein Dichter zu heißen. Wir erlauben uns, anderer Meinung zu sein. Es ist nicht genug an der Phantasie, diese muß vielmehr auch eine schöne, eine dichterische sein. In seinen „Reisebildern" hat der Verf. z. B. Phantasie genug kundgegeben; aber es ist, unsers Bedünkens, eine krüppelhafte, ungesunde, extravagante, gewaltsame, erkünstelte, niemals eine schöne. Was d. Bl. über „Laura Pemegia", „Das Genesungshaus" und andere Geschichten des Verf. gesagt haben, kann hierüber nähern Nachweis geben Hier nun, in diesem langathmigen Roman, setzt der Verf. sich gemächlich auf dem Cooper'schen Rollstuhl, der ihm statt des Pegasus dienen muß, zurecht. Er durchstöbert jeden Winkel in Schlössern und Burgen, die uns gar nichts angehen, um sie uns in liebenswürdiger Ausführlichkeit zu beschreiben; er zählt nicht die Köpfe, aber doch die Knöpfe seiner Lieben, der Kabbeljaws und der Hoeks, um uns zu berichten, an welcher Stelle des Wamses einer gefehlt, und er weiß genau zu erzählen, wie viel runde Fensterscheiben jedes Haus in Amersfort vor 400 Jahren gehabt habe. Ist dies nun eine schöne, eine dichterische Phantasie zu nennen? Oder kann dergleichen ohne Beleidigung für den schönen Genius des Waverley-Dichters Walter Scott'sche Nachahmung heißen? Wir glauben nicht; denn wenn wir nicht irren, sind die Detailgemälde dieses Dichters ganz anderer Art als die seiner Nachahmer. Sie haben ihr stets bestimmtes Maß, behandeln stets nur bedeutende Gegenstände und bedeutende Personen, und sind in sich selbst lehrreich und aus einem tiefen und reichen Quell des Wissens hervorgegangen, während die seiner Nebenbuhler blos aus einer Phantasie gemalt sind, die sich am Kleinen gefällt. Von diesem Vorwurf ist selbst Cooper nicht frei; auf Grattan paßt er doppelt, denn wo wir bei ihm auch hinblicken, die wahre Phantasie des Dichters vermissen wir überall. Diese ist es, die jene unvergleichlichen Scenen im „Waverley" und „Kenilworth" geschaffen hat, welche uns wie irgend nur eine gewaltige Naturerscheinung erschüttern und durchbeben, und deren Nachwirkung die Seele, in ihren innersten Tiefen aufgeregt, wie Etwas, das sie selbst erlebt hat, lange noch nachfühlt. Diese wahre Dichterphantasie ist es, die stets auf den Spuren der Natur Seelenzustände schildert und zu Thaten werden läßt, welche uns darum erschüttern, weil wir uns selbst bei ihrem Anblick zu ähnlichen Thaten aufgelegt fühlen. Diese wahre Phantasie endlich ist eine stets ruhig- und kräftigschaffende, nicht sprungweise sich überstürzende und dann ohnmächtig zusammensinkende, wie die unsers Verf., der keine Mittelstraße zwischen Ueberspannung und Bedeutungslosigkeit zu finden vermag.

Diese wenigen Andeutungen haben uns gezeigt, was sowol an den geschichtlichen wie an den romantischen Partien dieser Erzählung zu tadeln ist. Ihre rohe, unharmonische Nebeneinanderstellung widerstrebt jedem Begriff eines Kunstwerks. Dieselbe schroffe und aller Mitteltinten ermangelnde Gegenüberstellung findet sich auch in den Charakteren wieder. Die Personen treten nach einem und demselben Schema mit vorgebildeten Charakteren gut oder böse in die Schranken, und statt daß der Dichter uns zeigen soll, wie Handlungen aus Seelenzuständen entstehen, wissen wir die Handlungen voraus, zu denen jeder Charakter sich hinreißen lassen wird. Dies ist bei Jacquelinen wie bei Monfoort, bei ihrer Mutter wie bei Giles Postel, bei dem „guten Herzog" wie bei Brank Borselen der Fall. Wie anders ist dies Alles bei Sir Walter! Welchem Leser ahnt vorher, was Elisabeth oder Leicester in einer neuen sich öffnenden Situation thun und beschließen werde? Bei Scott sind die Handlungen das Resultat der Erzählung, bei Grattan und allen ihm ähnlichen Novellisten sind sie Früchte vorentworfener Plane. Das ganze didaktische Element des Romans aber gründet und stützt sich darauf, daß wir Thaten als nothwendige Producte von Seelenzuständen vor unsern Augen hervortreten sehen; ahnen wir einen andern Quell dieser Thaten, so hat sowol Belehrung als Interesse ein Ende. Die Zeichnung dieser verschiedenen Charaktere selbst ist weder scharf noch ergreifend; eine Menge der unbedeutendsten Individualitäten, wie Glocester und seine leichtsinnige Ehehälfte, St.-Pol und Diepenholt, Richemond und Brank's Aeltern, nehmen den Raum ein, den der Verf. mit großen Zügen zu füllen versäumt hat. Hier wie überall ist es das Kleine und Geringfügige, was ihn beschäftigt, während bei Scott das Kleine stets nur als ein nothwendiger Begleiter des Großen auftritt.

Was nun die Führung der Geschichtsfabel selbst anlangt, so wollen wir Niemand wehren, sich daran zu vergnügen, wenn er kann. Wir unsererseits finden den reichen Stoff nur zur Hälfte benutzt und diese Hälfte in eine Breite gezerrt, welche unmöglich für den Verlust der andern Hälfte entschädigen kann. Die Kraft ist stets kurz und prägnant, die Ohnmacht sucht sich in Gedehntheit zu verbergen. Wir wollen bei einem Beispiel stehen bleiben. Jacqueline mit Postel, am Schluß des ersten Bandes, ist eine Scene an und für sich wohlerfunden und effectvoll. Sie gleicht dem Auftritt zwischen Maria Stuart und Mortimer; die Situation ist fast dieselbe. Diese effectvolle Scene verliert ihre Wirkung dadurch, daß der Verf. sie nicht zu enden weiß; anstatt dreier füllt sie fast 30 Seiten. Die Geschichte der Verfolgungen, welche Jacqueline und Brank erfahren, endet mit einer Handlung der Großmuth des Herzogs Philipp; er vereinigt Jacqueline mit Brank van Borselen, und mit dieser feierlichen Vermählung schließt der Heldin historische Rolle; von jetzt an lebte sie ihrem häuslichen Glück, von der

Geschichte kaum mehr genannt. Dies ist das Ende der Erzählung unsers Verf. — streng genommen, ist nicht einzusehen, warum es nicht ihr Anfang ist.

Was nun endlich die Darstellung und den Styl der Erzählung betrifft, so ist der Verf. an den Rauhheiten unschuldig, welche uns bei jedem Schritte auf diesem äußerst holperigen Wege begegnen. Er selbst trägt nur die Schuld für die langen, sandigen und wasserquelligen Strecken, die er uns in nicht sehr unterhaltenden Gesprächen durchlaufen läßt, für die pretiöse und affectirte Sprachweise Derer, die unsere Reisegesellschaft bilden, und für die unbehagliche und unruhige Gemüthsverfassung, in welche diese Unterhaltungen uns versetzen. Wir fühlen uns ihm wie einem Menschen gegenüber, der in seinen Berichten kein Ende finden kann. Allein, für den schlechten Vortrag dieser Berichte machen wir billig nicht ihn, sondern seinen Uebersetzer verantwortlich. Dieser ist ein viel zu lexikalischer, um ein guter zu sein; anstatt die durchgehende Mattigkeit im Ausdruck des Verf. ein wenig zu kräftigen, gefällt er sich darin, sie durch Unklarheiten und Uebersetzerphrasen zu erhöhen. Manches ist ganz unverständlich, Anderes völlig undeutsch, und wir möchten z. B. wol wissen, was folgende Stelle (I, S. 302) für einen Sinn insichschließt: „Mehr erschüttert durch diesen Beweis einer aller Reue unzugänglichen Grausamkeit, als wenn sie ihre Mutter von Gewissensbissen gefoltert angetroffen hätte, konnte sie der Gefahr nicht trotzen, sie zu erwecken und vielleicht einen Auftritt von Vorwürfen und Kränkungen zu veranlassen", abgesehen davon, daß „ein Auftritt von Vorwürfen" undeutsch ist.

Nach all Diesem müssen wir dem Leser anheimstellen, wie viel Vergnügen er an dieser Lecture zu finden im Stande ist. Der Uebersetzer rühmt seinem Verf. Lebendigkeit der Darstellung, Feinheit, historische Treue, Wahrheit, tiefe Blicke in das Menschengemüth u. s. w. nach. Man ist gewohnt, daß Uebersetzer scharfe Augen für dergleichen Vorzüge haben. Wir unsererseits müssen, wenn der Herr Uebersetzer Recht hat, entweder blind sein, oder unter den von ihm gebrauchten Worten etwas Anderes als er verstehen; denn von allen gerühmten Eigenschaften haben wir gerade das Gegentheil in dieser „Jacqueline" zu finden gemeint, sei es nun, weil wir Besseres dabei im Auge hatten, oder weil wir diese Gattung von historisch-romantischem Gebräu, das weder Wasser noch Wein ist, überhaupt nicht besonders lieben, oder endlich, weil wir einen „Zahn" gegen den Verf. haben, der unsern Geschmack schon durch seine „Reisebilder" allzu gröblich und allzu oft verletzt hat. 34.

Guide diplomatique par le Baron *Charles de Martens*. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus. 1832. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Wie sehr ein Buch der Art Bedürfniß war, zeigte schon die günstige Aufnahme, welche des Verf. im Jahre 1822 herausgegebenes „Manuel diplomatique" erfuhr. Durch Unerfahrenheit und Unkenntniß der herkömmlichen Formen kann in keinem Berufe so leicht gefehlt und so schwer wieder gutzumachendes Unheil herbeigeführt werden, als in dem diplomatischen. Für den angehenden Diplomaten wird das vorliegende Werk nicht nur ein unentbehrlicher Rathgeber sein, sondern auch der bereits auf diesem schlüpfrigen Boden länger Thätige wird in einzelnen Fällen mit Nutzen dasselbe zur Hand nehmen. Es umfaßt das ganze Gebiet des Wissenswürdigen und wird nur selten vergeblich nach Belehrung und Aushülfe suchen lassen.

Die bedeutende Vermehrung des Stoffs läßt es nicht blos als eine zweite Auflage des „Manuel", sondern vielmehr als ein ganz selbständiges Werk erscheinen, wobei der Verf., von einer gründlichen Kritik geleitet, zugleich alles Das sorgfältig gesichtet und entfernt hat, was sich vielleicht Irrthümliches oder weniger Richtiges in sein früheres Werk eingeschlichen hatte. Auch die Anordnung des Ganzen ist lichtvoller und setzt den jungen Diplomaten in den Stand, mit einem Blick das ganze Feld des Wissens zu überschauen, welches er vor Allem durchwandern muß, wenn er nur einigermaßen mit Glück seine Laufbahn verfolgen will. Denn auch von dem Diplomaten fodert man heutzutage einen gewissen Vorrath positiver Kenntnisse und ein wissenschaftliches Studium als Vorbereitung zu seinem Berufe. Die bloße Geburt hört immer mehr auf die einzige Qualification zu einer Stellung zu sein, welche mit jedem Tage schwieriger wird. Nicht mehr Routine allein und ein wenig savoir vivre und Talent für Intrigue sind ausreichende Erfoderniſse, um Staatsverhältnisse zu ordnen. Zu viele wachsame Augen controliren die Schritte, welche in der Politik gethan werden, und die Kenner beobachten mit scharfen Blicken die rückwirkenden Folgen der Gestaltung der äußern Verhältnisse auf die innern Angelegenheiten. Das Volk selbst ist aus den Zeiten herausgetreten, wo man demselben mit Leichtigkeit Sand in die Augen streuen und ein X für ein U machen zu können glauben durfte. Sehr angemessen macht der Verf. daher in einer eignen, in seinem frühern Werke ganz fehlenden Abhandlung, welche er vorausschickt, auf die Wichtigkeit der diplomatischen Studien aufmerksam. Zu den Vorkenntnissen derselben zählt er die Bekanntschaft mit dem natürlichen Völker- und allgemeinen öffentlichen Rechte, worunter er die philosophischen Grundbegriffe zu verstehen scheint, welche den positiven völker- und staatsrechtlichen Bestimmungen zur Unterlage dienen; ferner mit dem positiven Völkerrechte von Europa; mit den öffentlichen Rechte der vornehmsten Staaten Europas; mit der Geschichte und ihren Hülfswissenschaften; mit den politischen Systemen; mit der politischen Oekonomie; mit der Geographie und Statistik der Staaten; mit der Unterhandlungskunst und mit der Art in politischen Geschäften schriftlich sich auszudrücken. Zugleich hat der Verf. hier zum Nutzen und Frommen angehender Diplomaten aus dem Verzeichnisse der besten diplomatischen Werke, welches er unter dem Titel: „Bibliothèque diplomatique", in großer Reichhaltigkeit dem ersten Bande seines Wegweisers angeschlossen hat, diejenigen herausgewählt und zusammengestellt, deren Studium zur ersten Vorbereitung am unerläßlichsten ist. Die Nützlichkeit dieses Fingerzeigs für den Anfänger läßt sich nicht verkennen.

Statt aller Beurtheilung, welche unserer Ueberzeugung nach nur lobend ausfallen könnte, wollen wir lieber den Leser mit dem Inhalte des vorliegenden Werkes bekanntmachen, um ihn dadurch in den Stand zu setzen, selbst zu erkennen, ob dasselbe seinen Wünschen und Bedürfnissen entspricht. Nur die Versicherung dürfen wir noch hinzufügen, daß die abgehandelten Gegenstände mit Sorgfalt, Umsicht und Sachkenntniß gearbeitet sind.

Das ganze Werk zerfällt in zwei Theile, wovon der erste Theil alles Dasjenige umfaßt, was dem Diplomaten auf seiner Reise durch das Geschäftsleben zu wissen nöthig und nützlich sein kann, der zweite dagegen eine Sammlung praktischer Beispiele und gut gewählter Muster enthält, um Dasjenige zu erläutern und anschaulich zu machen, was der Verf. in einer besondern Abhandlung über den Styl diplomatischer Aufsätze gelehrt hat.

Der Verf. geht im ersten Cap. (S. 19—26) von der Quelle aus, welcher die diplomatischen Verhandlungen entspringen und welche die zur Leitung und Betreibung derselben beauftragten Personen entsendet, von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er wirft einen Blick auf die Vergangenheit und auf die Zeit, in welcher zuerst durch die zunehmende Verwickelung der Geschäfte die Regierungen genöthigt wurden, statt briefflicher Correspondenz sich persönlicher Missionen zu bedienen; er zeigt, wie dann unter Richelieu ein an Spionerie grenzendes Beobachtungssystem immer mehr überhandnahm und Europa allmälig in die Hände einer Schar von Diplomaten gerieth, welche die Nationen bis auf den heutigen Tag noch unter ihrer beständigen und unermüdlich thätigen Obhut haben. Im zweiten Cap. (S. 27—38) werden die Gesandten und die Gesandtschaften im Allgemeinen und im dritten Cap. (S. 39—47) die verschiedenen Arten der diplomatischen Agenten betrachtet. Im vierten Cap. (S. 48—56) geht der Verf. zu der Absendung des Gesandten und zu seiner Ausrüstung, damit er den Zweck seiner Bestimmung erreichen könne, zu seinem öffentlichen Charakter über. Er handelt hier von der Ernennung des Gesandten, der Vollmacht, den Instructionen, der Chiffer, den Pässen und dem sichern Geleite. Daran schließt sich sodann die im fünften Cap. (S. 57—88) enthaltene Lehre von den Rechten und Vorzügen, welcher sich die diplomatischen Agenten am Orte ihrer Bestimmung zu erfreuen haben. Ein weites Feld! Im sechsten Cap. (S. 89—110) werden wir mit dem Ceremoniel der Gesandtschaften bekanntgemacht, welches ebenfalls von nicht geringem Umfange und oft großer Bedeutung ist. Das siebente Cap. (S. 111—117) lehrt uns das Personal kennen, welches sich im Gefolge des Gesandten befindet oder mit ihm in Verbindung steht, vom Legationssecretair bis zum Courier herab. Nachdem der Verf. so nach allen Seiten hin die Stellung des Gesandten gezeichnet und ihn in den vollen Besitz seiner Rechte gesetzt hat, läßt er ihn im achten Cap. (S. 118—152) in Thätigkeit treten und macht ihn mit seinen Pflichten und Geschäften bekannt. Wir müssen hier leider noch immer der „List" und „Bestechung" eigne Paragraphen gewidmet sehen. Der Verf. verbreitet sich über dies zarte Capitel mit viel Vorsicht und hält sich gleich weit entfernt von dem Empfehlen einer lediglich auf Verschlagenheit und Trug basirten Handlungsweise als von dem Predigen einer rigoristischen Moral, die sich mit der Natur der Verhältnisse bis jetzt noch immer nicht vertragen will. Er gestattet die Anwendung von List und Trug nur als reciprocum und Nothwehr, läßt aber im Uebrigen dem Grundsatze: Ehrlich währt am längsten, auch in der Politik Gerechtigkeit widerfahren. Ebenso verdammt er im Allgemeinen das Mittel der Bestechung und entschuldigt es nur in einzelnen Fällen mit dem Zwecke, vornehmlich da, wo ein gegründeter Verdacht vorhanden ist, daß eine fremde Macht gegen den Staat, welchem er dient, gefährliche Pläne im Schilde führt. Das neunte Cap. (S. 153—163) handelt vom Ende der Mission, von der Abschiedsaudienz, vom Nachfolger und von den Rechten und Vorzügen, welche die Witwe und das Gefolge des verstorbenen Gesandten genießen. Im zehnten Cap. (S. 164—183) spricht der Verf. von den Personen, welche im Interesse des Handels in fremden Ländern bestellt werden, nämlich von den sogenannten Consuln. Das elfte Cap. (S. 184—198) endlich enthält die wichtige und schwierige, weil rein conventionnelle und positive Lehre von dem Ceremoniel und der Rangordnung der europäischen Staaten unter sich. Die Abhandlung über den Styl diplomatischer Ausarbeitungen (S. 203—311) schließt den ersten Theil des umfassenden Werks. Der Verf. gibt uns hier zuerst einige allgemeine Bemerkungen über den diplomatischen Styl, die zur Anwendung zu bringende Sprache, die verschiedenen Arten von politischen Ausarbeitungen und über die offenen Briefe oder sogenannten Patente, geht sodann auf die Titulaturen über, welche bei schriftlichen Communicationen unter den hohen Häuptern zu gebrauchen sind, und handelt endlich die einzelnen diplomatischen Ausarbeitungen selbst ab. Hier spricht er zuerst von solchen öffentlichen Erlassen einer Regierung, welche dahin abzielen, irgend ein Recht aufrechtzuerhalten oder darzuthun, eingegangene Verpflichtungen festzustellen, Rechte zuzugestehen und Ansprüchen beizutreten, dahin rechnet er Manifeste, Proclamationen und Kriegserklärungen, Denkschriften, einfache Erklärungen, Uebernahme von Garantien, Abdankungs-, Entsagungs-, Abtretungs- und Annehmungsacte, Protestationen, Reverse, Tractate und Conventionen u. s. w.; dann von Acten und Ausfertigungen, welche sich auf besondere Unterhandlungen sowol als auf die Functionen des diplomatischen Agenten im Allgemeinen beziehen, als da sind: ministerielle Noten, Promemorias, Ultimatums, Briefe, Votums, Protokolle u. s. w.; und endlich von schriftlichen Handlungen, welche die Bestellung und Abberufung eines Gesandten betreffen, wohin die Instructionen, Ernennungsschreiben, Vollmachten, Pässe und Geleite u. s. w. gehören. Besondere Capitel hat er überdem noch der Correspondenz der Fürsten unter sich und dem Ceremoniel gewidmet, das in Briefen an dieselben zu beobachten ist. Anhangsweise gibt er die schon erwähnte diplomatische Bibliothek (S. 313—409) und ein Verzeichniß der besten Karten der neuern Geographie (S. 411—453).

Der zweite Theil des Werks enthält die Belege und Beispiele zu der Lehre über die schriftlichen Arbeiten im Gesandtschaftssache, und es wird nicht leicht eine solche vorkommen, wovon nicht der Neuling in dergleichen Ausarbeitungen hier ein passendes Muster fände, was er ohne Furcht zum Vorbild nehmen kann. Diese Sammlung erhält noch dadurch einen vorzüglichen Werth und ein besonderes Interesse, daß sie nicht fingirte, sondern wirkliche in der diplomatischen Welt gewechselte Actenstücke enthält.

Wir schließen die Anzeige des lehrreichen Buches, welches auch der Laie nicht ohne Interesse und Nutzen durchblättern wird, mit der Bemerkung, daß dasselbe auch hinsichtlich der äußern Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt. 132.

Notizen.

In Nr. 89 und 40 der berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" vom J. 1832 hat Prof. Tölken in der Recension des „Catalogue des pierres gravées antiques de S. A. le prince Stanislas Poniatowski" (1831) ein merkwürdiges Beispiel von Verfälschung antiker Gemmen durch italienische Künstler gegeben und dargethan, wie eine Anzahl einverstandener, zum Theil noch lebender geschickter Künstler hier eine wissentliche Betrügerei begangen habe. Von einer solchen welschen Schlauheit gibt es bereits manche Beispiele, aber es ist sehr wohlgethan, solche Betrügereien an das Licht zu ziehen. In Deutschland versuchte vor mehren Jahren ein sehr geschickter Steinschneider, der sich Bauer nannte, einen ähnlichen Betrug bei den minder Eingeweihten mit Abgüssen von Schwefel und Gyps.

Schiller — ein Wein?

Dies ist der in der Gegend von Karlowitz in Syrmien wachsende Wein, der, aus rothen und weißen Trauben gepreßt, eine röthliche Farbe und daher den Namen erhält. Er ist sehr milde, gewürzreich und, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat, so feurig, daß ein kleines Glas dem Schwachen gefährlich wird. (Pirch's „Caragoli", I, 155.) Diesen Wein kannte Eulenböck in seiner berühmten Weinkarte (in Tieck's Novelle „Die Gemälde") noch nicht, sonst würde er ihn, der ja nomen und omen hat, gewiß erwähnt haben. 89.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 362. — 27. Dezember 1832.

Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland. Von Fr. W. Carové. Leipzig, Wolbrecht. 1832. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn sich auch wirklich nicht, genau und nach Thatsachen ohne Widerspruch überzeugend, nachweisen ließe, was in neuester Zeit oft behauptet worden ist, daß es ohne 1517 kein 1688, kein 1789 und kein 1830 in der Geschichte der Völker Europas und der Welt geben würde, so kann doch nicht geleugnet werden, daß, wie in der Idee Staat und Kirche sich gegenseitig tragen und stützen sollen, wie das Licht in dem einen auch der andern, und umgekehrt, sich mittheilen müsse, so auch in der Wirklichkeit der eine von der andern empfange, und beide, Leben gebend und Leben nehmend, einander durchdringen, und daß namentlich ohne religiöse Freiheit die wahre politische Freiheit gar nicht gedacht werden und ohne sie nicht wirksam sich entwickeln könne. Unsere Zeit selbst hat diese Wahrheit erkannt, und die Zeichen der Zeit setzen sie immer mehr in ein helleres Licht, sodaß selbst die Blödsichtigen — wenn sie nicht geradezu der Meinung sein wollen, daß die Zeit, ohne von einer und der andern bestimmten Idee geleitet zu sein, nur aus zufälligen Thatsachen und ohne innern Zusammenhang sich bilde, wenn sie nicht zu behaupten geneigt sind, daß nur die Menschen die Geschichte auch machen, wie sie sie freilich schreiben — dies erkennen und eingestehen müssen. Das Licht, welches durch die Reformation im 16. Jahrhundert in der christlichen Kirche, in Folge der nothwendigen Idee des Besserwerdens unter den Menschen, im Großen und im Kleinen, aufgesteckt worden ist, hat sich, eben weil es eine Nothwendigkeit war und ist, auch außerhalb der protestantischen Kirche, die sich wie die Sonnenrose der Sonne jenem Lichte offen zugewendet hatte, auch selbst auf die Verhältnisse der Staaten einflußreich verbreiten und namentlich erhellend und erwärmend auch außer ihr selbst die Nacht früherer Jahrhunderte, der die römisch-katholische Kirche in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrem abgeschlossenen kirchlichen Systeme, das sich über die heilige Schrift und über den Einzelnen stellt, angehört, wenn auch nur allmälig und von einzelnen Seiten durchdringen müssen. Wer, nur sonst seiner eignen Zeit selbst wahrhaft angehörend, auch in dieser Beziehung die Zeichen der Zeit in ihrem innern Zusammenhange und als einen Ausfluß nothwendiger Ideen wohl beachtet, hat dies als eine Thatsache erkennen und ebenso auch der Nothwendigkeit der Idee, die ihr zum Grunde liegt, sich bewußt werden müssen. Wie es mit unsern auf den Feudalismus des Mittelalters und das einseitige Recht der Gewalthaber „von Gottes Gnaden" gegründeten Staaten Alteuropas, weil sie in einem zu grellen Conflicte mit dem allgemeinen Rechte und der allgemeinen Vernunft wie mit dem Geiste unserer Zeit stehen, welche immer mehr von diesem allgemeinen Rechte und dieser allgemeinen Vernunft in sich aufzunehmen und darnach auf dem Wege der Reproduction nun auch außer sich zu verwirklichen es sich angelegen sein läßt, nicht hat so bleiben können und auch ferner nicht so bleiben kann wie bisher, so kann es auch mit der auf geist- und vernunfttödtender Hierarchie und dem despotischen Papstthume beruhenden und, ihrem Systeme nach, unchristlichen römisch-katholischen Kirche fernerhin nicht mehr wie bisher verbleiben; und auch was in der protestantischen Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung den wohlverstandenen Grundsätzen des wahren christlichen Protestantismus gemäß sich noch nicht hat darzustellen vermocht, muß der Bewegung der vernünftigen Ideen unserer Zeit folgen und — fallen, um, in Gemäßheit dieser Ideen, sich neu zu verjüngen und wahrhaft zu verchristlichen. Die im 16. Jahrhundert begonnene kirchliche Reformation muß, wie für die protestantische Kirche, so auch für die römisch-katholische nicht minder, zumal bei der durch die Wahl eines deutschen Fürsten auf dem Throne Griechenlands begründeten Verbindung dieses Landes mit Deutschland, für die griechische) weiter fortgesetzt werden. Und gewiß wird sie das auch, und gewiß wird (worauf freilich Alles ankommt), wie in Ansehung unserer staatlichen Verhältnisse, so auch besonders in Betreff der christlichen Kirchen in demselben Verhältnisse es besser werden, in welchem wir bei uns selbst und im Einzelnen mit der Besserung anfangen. Denn allerdings ist und bleibt auch die beste menschliche Anstalt nur eine bloße Form, die erst dann und um so mehr Leben gewinnt, je mehr sie nach den Grundsätzen, auf welchen sie beruht, von dem Einzelnen selbst getragen und lebendig gestützt wird.

In der römisch-katholischen Kirche unserer Zeit kann der Kampf durchaus nicht verkannt werden, der, namentlich in Deutschland, zwischen der geschichtlichen Entwickelung jener Kirche und dem kirchlichen Systeme derselben auf der einen Seite, und, in Gemäßheit des Widerspruchs des letztern mit der allgemeinen Vernunft und dem Christenthume, zwischen dem Ueberzeugungsglauben der Einzelnen in ihr auf der andern Seite stattfindet; Kirchenglaube dort, hier aber Denk- und Ueberzeugungsglaube! Je mehr der letztere, in offenem Widerspruch mit der Kirche, nicht nur im Innern der Gemüther sich zu regen und zu befestigen, sondern auch laut und öffentlich in Schriften und einzelnen Thatsachen geltend zu machen gewußt und versucht hat, um so mehr ist auch jener Kampf von dieser Seite in demselben Verhältnisse ein offener und für die Kirche mit ihrem Glauben gefährlicher geworden, in welchem eben die Kirche, nämlich der Papst und die römische Curie, dem kirchlichen Systeme streng treu geblieben ist und nicht unterlassen hat, die Geister der Vorzeit, wenngleich im Allgemeinen ohne günstigen Erfolg für ihre Sache, gegen den Geist unserer Zeit in die Schranken zu rufen. Wol das nämliche Bild, das in der ersten Zeit nach dem 31. Okt. 1517 die abendländische Kirche in ihrem damaligen Zustande in Deutschland darstellte, mag auch heutzutage die römisch-katholische Kirche in Deutschland in ihrem innern und ihrem offenen Zerwürfnisse zwischen Kirchenglauben und Vernunftglauben zeigen; und wenigstens ebenso consequent und widerstrebend als im 16. Jahrhundert ist auch im 19. der römische Papst mit seiner Curie, die sich und ihr kirchliches System nicht aufgeben wollen und können, wenn sie nicht zugleich mit dem Systeme auch sich selbst aufgeben wollen. Wir können dies, wenn wir den Geist des römischen Papstthums und das Wesen der römisch-katholischen Kirche wahrhaft erfaßt und begriffen haben, durchaus nicht verkennen; aber auch nur um so mehr müssen wir innewerden, daß bei der legitimen Anerkennung, die nun einmal das römische Papstthum bei den Gewaltigen in Europa noch genießt, alles wahre Heil in dieser Hinsicht nur von der wissenschaftlichen Bekämpfung des kirchlichen Systems der römisch-katholischen Kirche und von der immer weitern Verbreitung echt christlicher Aufklärung in derselben erwartet werden kann, deren Resultaten dann mit der Zeit ebenso wenig die Geistlichkeit jener Kirche, eine besondere Stütze des Systems derselben, als die weltlichen Mächte und endlich das Papstthum selbst, mit jenem Systeme werden widerstreben können. Gegen den illegitimen, aber mächtigen Napoleon mochten es sich die liberalen Ideen des Jahrhunderts immerhin herausnehmen, die Heere Europas für sich zu bewaffnen; gegen die diplomatisch-legitimen Mächte der Zeit wird, wie die Sachen nun einmal sind, der wahre Liberalismus nur die Waffen des Geistes mit Erfolg gebrauchen können, und dieser Erfolg wird auch um so weniger auszubleiben vermögen, je mehr jener Gebrauch eben nur ein würdiger und zeitbewußter sein wird. Und wenn schon hier und da in vielen Beziehungen die weltlichen Mächte es nicht unterlassen haben, gewisse Rechte, die, rational politisch und kirchlich, von Seiten des Papstes ausgeübt, nur ein Unrecht gegen sie selbst und gegen eine vernünftige Staatsverfassung sind, sich vom Papste zu vindiciren oder in der Ausübung von Seiten desselben zu ignoriren — wenngleich die geschichtliche Entwickelung und das kirchliche System der römisch-katholischen Kirche gegen das Eine und Andere sich erklären: so müssen sie auch dadurch das Papstthum, ohne es zu wollen, doch ebenso schwächen als die Idee beleben und stärken, die der in der römisch-katholischen Kirche gegen die angeblich infallible Kirchenautorität in derselben sich bildenden Revolution zum Grunde liegt, und so nun auch der Verwirklichung des Grundsatzes, daß, wie der Staat nur das Volk ist, so auch die Kirche nur in der Gemeinde der Gläubigen wesentlich besteht, immer mehr in die Hände arbeiten. Denn die Fürsten bedürfen für die Staaten und ihre Völker, die sie auch in ihren kirchlichen Interessen schützen sollen, ebenso wenig als die christliche Kirche für sich selbst durchaus nicht des Papstes oder der Idee, die das Papstthum mit der römisch-katholischen Kirche geboren und erhalten hat; und vielmehr ist das römische Papstthum seinem Wesen und seiner Tendenz nach ein Feind der Fürsten und der Völker, des Christenthums und der Menschheit, die, auch selbst die römisch-katholische, es nur sich selbst zuschreiben muß, ebensowol wenn sie glaubt, was der Papst will und was sie nach seinem Willen soll, als wenn sie, den vernünftigen Gebrauch der Vernunft dem Gewissen und der Vernunft eines jeden Einzelnen selbst vindicirend, nicht glaubt und nicht thut, was das Papstthum und was die römisch-katholische Kirche consequent von ihr wollen und — wollen müssen.

Der Verf. der vorliegenden Schrift ist, selbst Katholik, als einer der Wortführer in dem oben bezeichneten Kampfe gegen den römischen Katholicismus durch seine Schriften vielfach bekannt. Auch in dieser gegenwärtigen Schrift bekämpft er denselben, indem er die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland (es gilt dies im Ganzen, freilich nur weniger, nun auch von andern Ländern) nachweist. Den Hauptbeweis für diese Behauptung führt er durch mehre neuerdings in Deutschland von Katholiken erschienene Schriften, die „das wirkliche Ableben jenes Katholicismus in Deutschland bezeichnen und beurkunden", und über welche er hier von S. 143 an bis S. 361 nochmals (manche dieser Kritiken ist nämlich schon anderswo gedruckt gewesen) berichtet. Dieser Beweis spricht für sich selbst, und Niemand, der das System des römischen Katholicismus kennt, wird in den einzelnen Momenten, auf welche jener Beweis gestützt ist, einen Widerspruch — nur in factischer Hinsicht oder auch zugleich wissenschaftlich und rechtlich begründet — verkennen können. Denn theils sind jene Schriften solche, die, sich gegen einzelne Lehren und bestehende Einrichtungen der katholischen Kirche (wie gegen den Priestercölibat) erklärend, auf einzelne Reformen oder auf eine durchgreifende Reformation der Kirche dringen, also — wie der Verf. sie bezeichnet — aufklärerisch, kirchlich-revolutions-

nair; theils geben sich ihre Verfasser als wahrheitsuchende, freiheitstrebende und selbstdenkende Katholiken, im Widerspruche mit dem Systeme des römischen Katholicismus, der unbedingten Glauben von den Gliedern der römisch-katholischen Kirche fodert, offen zu erkennen. Allein, jener Beweis war, und mit Recht, dem Verf. selbst nicht genügend und erschöpfend, und so hat er zur weitern Rechtfertigung des Urtheils, das schon der Titel seiner Schrift ausspricht, in einer höchst lesenswerthen Einleitung (von S. 1—140) auch auf die übrigen Thatsachen unserer Zeit aufmerksam gemacht, die jenes Urtheil begründen. Dabei ist er, um diese Thatsachen in ihr rechtes Licht zu stellen, erstens auf die allgemeine Geschichte der christlichen Kirche zurückgegangen; er bestimmt zweitens, was römischer Katholicismus sei, und weist drittens nach, daß die neuesten Päpste, von Pius VI. an bis Pius VIII., zu demselben auch ausdrücklich sich bekannt haben. Dagegen ergibt sich nun aus der folgenden Zusammenstellung unabstreitbarer Thatsachen, daß dieses echtrömisch-katholische System in Deutschland sich bereits völlig überlebt habe, indem die Grundsätze, auf welchen jenes System beruht, im Ganzen genommen theils vergessen, theils wirkungslos seien, theils sogar verleugnet werden, wie dies der Verf. nach Thatsachen, sowol in Ansehung der von der Staatsgewalt in einzelnen Ländern genommenen Maßregeln gegen die katholische Kirche und die Hierarchie, als in Ansehung der Spaltung in der obern und niedern Geistlichkeit jener Kirche, endlich in Betreff des herrschenden wissenschaftlichen Geistes auf katholischen Hochschulen und auf untern Schulen, in Katechismen, in Schriften katholischer Verfasser und namentlich in katholischen Zeitschriften auseinandersetzt. Besonders zu Demjenigen, was in der Einleitung über den Geist der katholischen Hochschulen gesagt wird, sind die beigefügten kritischen Berichte weitere Belege, indem die Verfasser der Schriften, über welche diese Berichte sich verbreiten, fast alle an katholischen Hochschulen angestellt sind. Nachdem sodann der Verf. nachgewiesen hat, daß die römische Weltherrschaft auf diese Weise in Deutschland zum dritten Male, und zwar „für immer", ihre Endschaft erreicht, „um, wie zuerst an deutscher Naturkraft, demnächst an deutschem Glaubensmuth und Verstand, so nunmehr an deutschem Gemüth, deutschem Rechtsinn und deutscher Wissenschaft zu scheitern", deutet er auf die Bestrebungen einiger Vereine hin, in denen er bereits die Fundamente einer neuen, aber zugleich urältesten, gottmenschlichen Kirche zu Tage treten sieht, „welche sich ebenso hoch über die beschränkten und einseitigen Kirchen und Staaten der Uebergangszeit erheben wird, als das Christenthum über Juden- und Heidenthum, als das Papst- und Kaiserthum über die alten Volksgötter und Staaten, als die kirchliche und demnächst die Staatsreformation über die römische Kirchen- und die legitime Fürstendespotie sich erhoben haben". E. spricht in jener Beziehung von den Philalethen in Kiel und von den 127 Katholiken in Dresden, denen er auch, jene Bestrebungen als Thatsachen vielleicht zu hoch anschlagend, die vorliegende Schrift selbst gewidmet hat. *) Wie schön er sich übrigens, gläubig-hoffend, über diese Bestrebungen, als die Grundlagen der wahrhaft allgemeinen Kirche, über die Ideen, auf denen sie ruhen, und über die Zwecke, die der Zielpunkt dabei sind, hier mit warmer Begeisterung ausspricht, muß man im Vorworte und am Schlusse der Einleitung selbst nachlesen. Aus Ehrfurcht vor der göttlichen Friedenssonne am fernen Horizonte und aus Liebe zu Denen, „mit welchen (sagt er S. VII) wir uns durch die Geburt in eine verfinsternde Kirche versetzt fanden", fühlt er sich um so mehr getrieben, unumwunden die Beschränktheiten dieser Kirche zu bezeichnen, „welche, wenn auch vielfach durchbrochen, doch immer noch die volle Einstralung der Wahrheit und die innige Liebesvereinigung mit allen Mitmenschen verhindern", statt, wie Viele in unsern Tagen thun, jene Schranken schwachherzig zu verhüllen oder gar unwürdig abzuleugnen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vielleicht, was wir jedoch selbst nicht ohne Bedauern sagen, zu hoch, namentlich in Ansehung der 127. Bis jetzt hat nur der „Canonische Wächter" über ihre Wirksamkeit unter Mittheilung einzelner Actenstücke — übrigens auch seit langer Zeit nicht — gesprochen; aber wo und wer sind sie? Warum treten sie nicht an das Licht? Manche halten das Ganze nur für eine — Mystification!

Russische Literatur.

Mit großem, nur von wenigen Kritikern bestrittenem Beifall ist A. Puschkin's dramatisches Gedicht „Boris Godunof" aufgenommen worden. Man stelle sich aber darunter kein eigentliches Drama vor, mit einem durchgehenden Gedanken, mit Anfang, Verwickelung und Auflösung; kein romantisches Schauspiel mit historischem Hintergrunde, kein mühsames, planmäßiges Werk, denn es ist nichts von dem Allen. Es ist so zu sagen ein historisches Schattenspiel an der Wand, mit dramatisirten historischen Auftritten, die nur für den Kenner der Geschichte mit einander verbunden sind; kürzer und noch bestimmter gesagt, es sind dialogisirte Blätter aus dem neunten Bande der russischen Geschichte von Karamsin, daher Puschkin seine Dichtung, vielleicht in unwillkürlicher, eigner Anerkennung des eben Gesagten, dem Gedächtnisse des verewigten Geschichtschreibers durch eine förmliche Dedication widmet. Bei dem Allen ist aber die mühelose Dichtung eine schätzenswerthe Production eines unleugbar ausgezeichneten, poetischen Genius. Möchte der Dichter noch mehre Blätter der Karamsin'schen Geschichte durch eine solche geistreiche Verarbeitung gehen lassen! „Boris Godunof", nur diesen Namen, und weiter keinen Zusatz führend, erschien zu Petersburg 1831, 142 Octavseiten stark. Der erste Auftritt des Schauspiels fällt am 20. Februar 1598 zu Moskau vor, der letzte eben dort 1612, dazwischen sind Scenen in Krakau und an vielen Orten zwischen diesen beiden Hauptstädten. Der Inhalt: ein Sittengemälde jener Zeit in kühnen Umrissen, mit lebhaften Farben, erschütternden Zügen, deren Ergreifen und Zeichnen das Genie des Darstellers beurkundet. Die Zaren Godunof und Schuiski, die polnischen Magnaten, die schöne Marina gehen in lichten, deutlichen und zeitgemäßen Gestalten an uns vorüber; nur der Pseudodemetrius ist zu liebenswürdig, zu gesittet genommen und gleicht einem heldenmüthigen, leichtsinnigen, französischen Cavalier aus der Zeit der Fronde; daß übrigens diese Form an ihm interessirt, wenn sie auch nicht wahrscheinlich erscheint, ist gern zu gestatten. Er erobert scherzend, mit etwas leichter Moral, eine schöne Wojewodentochter und ein großes Reich. Die Polen kommen überall

übel weg; sie sind dem Verf. die slawischen Gascogner, über die er sich lustig macht. Als Pseudodemetrius mit seinem Anhange den Russen eine Schlacht liefern will, fällt in seinem Lager unter Anderm folgendes Gespräch vor:

Ein Pole.

Auf Morgen Schlacht! Sie zählen funfzigtausend
Und wir dagegen kaum noch funfzehntausend —
Von Sinnen ist er!

Ein anderer Pole.

Schweig! ein einz'ger Pole,
Der fodert an fünfhundert Russen aus.

Ein russischer Gefangener.

Ja fodern thut er wohl, doch kommt's zum Schlagen,
So läuft der Prahler bald vor einem Russen.

Derselbe Pole.

Hätt'st einen Säbel du, dummdreister Sklave,
würde dich mit meinem Säbel klirren.

Der Gefangene.

Bedien' dich deines Säbels, ich der Faust,
Und komm' heran mit deinem leeren Schädel!

(Der Pole geht mit stolzer Geberde fort. Die Umstehenden lachen.)

Dagegen erhalten die deutschen Söldner im russischen Heere Lob. Die vorerwähnte Schlacht geht für Pseudodemetrius verloren, hauptsächlich weil die Deutschen unter ihrem Obersten Walter von Rosen hartnäckigen Widerstand leisten. Demetrius ruft aus:

— — — — Der Sieg war unser;
Das Vordertreffen war von mir geschlagen,
Doch wiesen uns die Deutschen jetzt zurück.
Sind wackre Burschen, wahrlich, wackere Burschen!
Ich hab' sie liebgewonnen, werde mir
Aus ihnen eine Ehrenwache schaffen!

Das jambische, reimlose Versmaß, dessen sich englische und deutsche dramatische Dichter schon lange bedienen, wird nun wahrscheinlich durch diese Dichtung in der russischen Literatur eingebürgert werden, obgleich noch viele Literatoren und Kritiker dagegen opponiren und in gereimten Alexandrinern die einzige, der Tragödie würdige Sprachweise finden. Den ersten Versuch, dramatische Gedichte im jambischen Versmaß ohne Reime zu schreiben, machte Schukowski in der Uebersetzung der „Jungfrau von Orleans" von Schiller. Er fand nur sparsam Nachahmer. Puschkin's Beispiel hat aber mit einmal viele Nachtreter gefunden. Zu solchen Nachahmungen ist auch die gelungene Uebersetzung eines polnischen Drama zu zählen: „Otschelnik" (Der Einsiedler), ein dramatisches Gedicht in drei Aufzügen, von Joseph Korschenewski, aus dem Polnischen übersetzt im Versmaß des Originals von Wassilius Schischaskny (Petersburg, 1832). Boleslaus, König in Polen, seines Namens der Zweite und zugenannt der Kühne, hatte 1079 den Bischof von Krakau mit eigner Hand getödtet, worüber das Land mit dem Interdict belegt, er in den Bann gethan und des Throns entsetzt ward. Er stirbt darauf flüchtig, ein unbekannter Einsiedler, in Kärnthen. Sein Aufenthalt in diesem Lande, sein Auffinden durch einen ehemaligen Feldherrn Schrenawit und sein Tod machte den Inhalt des Drama aus, das gut angeordnete Scenen und viele wohllautende Verse hat. Hier die Antwort Boleslaus auf die Einladung Schrenawit's, in sein Reich zurückzukehren, in treuer Uebersetzung:

Ich bin nicht König mehr, nicht Volksbeherrscher,
Du aber bist noch immer jener Feldherr,
Den Alles ehrt und fürchtet. Was bin ich?
Sieh mich genau dir an, deshalb ja kamst du,
Um mich zu sehn, das Leben, das ich führe.
Wo ist die Königsburg, das Heer, das Volk,
Das mein ich nannte — diese Felsenmauern,
Sie glänzen nicht von goldgewirkten Stoffen.
Beim Eingang stehen keine grimmen Wächter,
Am Morgen tritt kein bunter Dienertroß
Mit Schmeichelred' und Huldigung entgegen, —
Um mein Bedürfniß kümmert Niemand sich,
Viel weniger, daß eitelm Wunsch man diene! —
Die Diener schau', die ämsig mich umstehn
Die Kälte ist's, der Hunger, die Verachtung!

In demselben Versmaß ist von Rotschew, einem nicht unrühmlich bekannten Literaten, das „Majorat von Rositten", nach der deutschen dramatischen Bearbeitung der Hoffmann'schen Erzählung ins Russische übersetzt worden, und sein Stück ward im Laufe des Jahres auf dem Theater zu Petersburg mit Beifall aufgeführt. Desgleichen erschien neuerdings auch ein eignes Product der dramatischen russischen Muse im genannten Versmaß: „Marfa Posadniza" (Die Rathsherrnfrau Marthe oder die slawischen Frauen), Trauerspiel in Versen von Eg. Kowalewski (Petersburg 1832). Der Inhalt des Drama, das übrigens nicht zu den gelungenen zu zählen ist, ist der bekannte Kampf Nowgorods mit dem Großfürsten Iwan von Moskau, der auch dem Geschichtschreiber Karamsin Stoff zu einer seiner Novellen gegeben hat.

(Der Beschluß folgt.)

Lesefrüchte.

Auf einem großen Fuße leben.

Im 14. und 15. Jahrhunderte waren durch die Schnäbel an den Schuhen dieselben außnehmend lang und unförmlich geworden. Die Schuhe einer fürstlichen Person waren 2½ Fuß, die eines Feldherrn 2 Fuß und die eines Edelmannes 1½ Fuß lang. Daher die Redensart: „auf einem großen Fuße leben", über die J. W. Rußwurm in den „Ratzeburg. lit. Blätt.", 1808, St. 42, ausführlich gehandelt hat.

Geistliche Trunkenheit.

Gottberauschte macht nicht nüchtern Abendwind,
Trunken bis zum Auferstehungstag sie sind.
Weckt der Abendwind dich aus dem Rausche Dein,
Trankst Du Buttermilch, o Freund, nicht Gotteswein.

Aus Tholuck's „Blüthensammlung", S. 164.

Theologisches Urtheil über die „Leiden des jungen Werther".

Der Professor der Theologie in Jena Danov, der kein Kopfhänger war, urtheilte so über das genannte Buch: „Hätte ich den Titel machen sollen, so würde ich gesagt haben: Thorheiten eines jungen Menschen, der eine Ehefrau verführen wollte. Das ganze Buch gehört zu den verführerischen Schriften unserer Tage, darin man sich auf das Angelegentlichste bemüht, den männlichen Charakter unserer Nation in einen weibischen umzubilden. Es wird offenbar der Selbstmord darin vertheidigt und der scheint jetzt unter uns Mode zu werden." So berichtete ein Zuhörer Danov's, der verst. Rector Brendel in Eisenberg nach der von Hempel 1831 herausgegebenen Lebensbeschreibung desselben (S. 20). Und derselbe Danov, der Schwager von Griesbach und Schütz, machte seinem eignen Leben durch einen Selbstmord ein Ende!

Professorenwitz.

Der jenaische Professor der Philosophie Ulrich, der in den letzten zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Blütezeit hatte, pflegte das schwarze Bret ein Bataillon quarré zu nennen. „Gegen Morgen", sagte er, „stehen die schwarzen Husaren, das sind die Theologen; gegen Abend die schweren Reiter, das sind die Juristen; gegen Mittag die Infanteristen, das sind die immer im vollen Trabe laufenden Mediziner; und gegen Mitternacht die Freicorps, das sind die Philosophen, in welche Facultät man alle diejenigen verstieß, die man in den andern nicht leiden wollte." 39.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 363. — 28. Dezember 1832.

Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland. Von F. W. Carové.

(Beschluß aus Nr. 362.)

Wir können uns nicht enthalten, um durch den Verf. selbst auf sein Buch, das, recht verstanden, selbst eine wichtige und wirksame Thatsache in dem Kampfe gegen Rom ist, aufmerksam zu machen, folgende Stelle aus dem Vorworte hier wörtlich anzuführen, die Das den Zeitgenossen in lebendiger Rede vorhält, was sie sich, als an der Zeit, nicht oft genug zurufen lassen können.

Es ist Zeit (sagt C. S. VIII), daß alle andersgläubigen Völker, und vor allen die universalen Germanen, sich zum Kampfe vereinigen gegen die Anmaßung der römischen Hierarchen und ihrer weltlichen Söldner, um durch Vernichtung ihres ungeistlichen Regiments die zahllosen Sklaven zu befreien, die noch immer unter ihrem eisernen Scepter schmachten, und somit das goldene Zeitalter herbeizuführen, in welchem Gott wirklich als Vater aller Menschen erkannt und verehrt und für jedes seiner Kinder die Pforte des ewigen Heiles geöffnet erscheinen wird.

Es ist Zeit, daß endlich einmal laut ausgesprochen und offen und ausdrücklich anerkannt werde, was bereits bei den Gebildeten aller Länder, und besonders Deutschlands, zur wirklichen Religion geworden, daß nämlich die ewige, unendliche Liebe keines ihrer Geschöpfe auf ewig verstoßen kann, daß also auch keine irdische Anstalt sich in dem Sinne für alleinseligmachend ausgeben darf, daß Diejenigen, welche wissentlich oder unwissentlich, absichtlich oder unabsichtlich anders glauben und lehren, als diese Anstalt glaubt und lehrt, auf ewig von der Seligkeit ausgeschlossen seien. Es ist Zeit, daß die höchsten und beseligendsten Lehren des Christenthums eine wirkliche und wirksame Wahrheit werden, und daß die wirkliche Theilnahme an dem segenreichen Gemeinleben christlicher Kirche nicht mehr bedingt sei durch geistig unmögliche oder sittlich verwerfliche Anerkennung widervernünftiger Glaubensartikel.

Es ist aber auch Zeit, daß durch ein gemeinsames, offenes Bekenntniß der wahrhaft allgemeinen, allgültigen Religionswahrheiten die Religion wieder als höchste Wahrheit ausgesprochen und hiermit so Vielen ein fester Halt und eine nachhaltige Beruhigung gegeben werde, welche den noch äußerlich bestehenden positiven Symbolen entfremdet, einer neuern, höhern Autorität bedürfen.

Es ist Zeit endlich, daß die Spannungen aufhören, welche durch die äußerliche Geschiedenheit der Kirchen auch immer wieder von Neuem im Innern derselben hervorgerufen werden, da gerade durch diese Gespanntheit das Augenmerk immer nur vorzugsweise auf Dasjenige gerichtet wird, was jede Partei an ihrem Gegner mit Grund oder Ungrund zu tadeln findet, während das Echte, Gute, Ewige, was jeder von beiden Parteien eigenthümlich, wie sie nur durch Solches zu Bestand gekommen ist, übersehen oder verkannt wird. Wie daher das Christenthum die Urideen der Einheit Gottes und der Gottmenschheit, wie die Reformation das ursprüngliche Christenthum und das Prüfungsrecht des Menschen wieder geltend gemacht haben, so hat eine künftige Regeneration des Kirchlichen einerseits die vollkommenste Geistesfreiheit, und andererseits alles das Gute, Schöne und Wahre wieder geltend zu machen, was uns von den verschiedenen Religionsgemeinschaften überliefert worden, mögen diese nun von Menu oder Moses, von Confucius oder Zoroaster, mögen sie unmittelbar von Christus oder demnächst von irgend einem seiner wahrhaft begeisterten Nachfolger als Lehre, als Gesetz, als Sitte oder als Werk der Kunst und Erkenntniß der Menschheit zur geistigen, sittlichen, rechtlichen oder Gefühlserbauung dargeboten worden sein!

Als erste Bedingung dieser Regeneration ist die Hinwegräumung aller hindernden Schranken und Vorurtheile zu betrachten; auf diese Hinwegräumung ist daher auch des Verfassers Streben nach der einen Seite hin, was nämlich jene Schranken, inwiefern sie in dem römischen Katholicismus liegen, anlangt, fortwährend gerichtet; und als ein Beitrag zu derselben muß nun auch seine neueste, die vorliegende Schrift von allen Denen angesehen und beachtet werden, die ihre Zeit verstehen, ihre Richtungen begreifen und also auch das Ziel erkennen, welchem es gilt. Diese Schrift lehrt nicht nur die eine Richtung unserer Zeit, nämlich in kirchlich-religiöser Hinsicht, besser auffassen, insofern sie an Thatsachen nachweist, wie weit die Zeit in Bekämpfung der Hindernisse und in Geltendmachung vernünftiger Ideen, auf welche sie gerichtet ist, vorgeschritten sei, sondern sie legt auch jene Hindernisse, inwiefern sie in dem Systeme des römischen Katholicismus liegen, offen dar und begegnet auf diese Weise ebensowol der Ignoranz der Katholiken, welche den bestehenden römischen Katholicismus veredeln und idealisiren, als der Gutmüthigkeit der Mitglieder der katholischen Kirche, welche, den bestehenden römischen Katholicismus als Das, was er ist, bekämpfend, gleichwol noch immer als Katholiken in dem Sinne der Kirche sich betrachten. Jene wollen gute und kirchgläubige Katholiken sein und wagen doch nicht, den Glauben der Kirche sich ganz auch anzueignen, bleiben vielmehr hinter demselben zurück, indem sie ihn in ihrem idealisirenden Streben überspringen; diese wollen denkgläubige Katholiken sein und vergessen doch, daß Niemand in der katholischen Kirche sein kann, der

für sich selbst seine Vernunft zu haben wagt, während nur die Kirche für ihn denkt. Indem die vorliegende Schrift jene Ignoranz belehrt, was römischer Katholicismus sei und dieser Gutmüthigkeit vorhält, daß, wer selbständig denken will, nicht sklavisch an Rom hängen kann, zwingt sie gleichsam alle Katholiken, entweder offen für Rom — und dann in allen und jeden Stücken nach dem System der Kirche! — oder ebenso offen gegen Rom sich zu erklären; sie verbannt alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, Achselträgerei, Halbheit, alle Euphemismen idealisirender Dialektik und Sophistik, alle Selbsttäuschung, und läßt es so innewerden, daß außerdem Rom auch nicht einmal auf Diejenigen mehr rechnen und zählen kann, die sich seine Freunde und Gläubigen nennen, — zum sichern Zeichen, daß der römische Katholicismus, zugleich mit dem Papstthume, sehr tief gesunken sein müsse, wenn selbst seine warmen Verehrer und Bekenner ihre Stützen unterschieben wollen und unterschieben zu müssen meinen, die er verschmäht und verschmähen muß, wenn er nicht offen zugeben will, daß er in sich selbst und durch sich selbst sich nicht mehr zu stützen vermöge. Was von all Diesem die Schrift enthält, kann übrigens auch die Protestanten, die um der Idee des Protestantismus willen dem Kampfe in der katholischen Kirche gegen den römischen Katholicismus nicht gleichgültig zusehen dürfen, vielfach belehren, theils über diesen Katholicismus selbst, theils über die thatsächliche Richtung in der katholischen Kirche gegen denselben; sowie, was diese Thatsachen anlangt, die Päpstler nicht nur in diesem Spiegel, wie er ihnen hier vorgehalten wird, die thatsächliche Geltendmachung des Systems der römisch-katholischen Kirche, von Seiten dieser Kirche und für unsere Zeiten, sondern auch die thatsächliche Geltendmachung der Idee der Denkfreiheit und wie der wahren Kirchenfreiheit, so auch des vernünftigen Staatsrechts gegen jenes System zu erkennen vermögen. Besonders ist allen Katholiken Dasjenige in diesem Bezuge zur Beachtung zu empfehlen, was S. 123 fg. über Wahrheit und Wahrhaftigkeit, sowie über den Nutzen aus den Kämpfen der Zeit zu ihnen gesprochen wird.

Seitdem übrigens der Verf. seine Einleitung schrieb (das Vorwort ist vom 4. Aug. 1831 datirt), haben manche neue Thatsachen die von ihm schon angeführten thatsächlichen Wahrheiten mannichfach bestätigt. So sprechen für die Consequenz, womit, nach den Päpsten Pius VI., Pius VII., Leo XII., Pius VIII. (S. 26 fg.), nun auch Gregor XVI. den römischen Katholicismus in ihrer zeitigen Statthalterschaft ausprägen, die verschiedenen Hirtenbriefe und sonstigen päpstlichen Erlasse aus dem Jahre 1832, namentlich die Excommunicationsbulle vom 21. Juni und der Hirtenbrief vom 15. Aug. 1832; so kommt nunmehr zu Demjenigen, was über den Geist der katholischen Hochschulen in Deutschland gesagt wird (S. 104 fg.), der Uebertritt von Reichlin-Meldegg's zur protestantischen Kirche, sammt Dem, was ihm vorherging *); so kommt zu den, den römischen Katholicismus bekämpfenden katholischen Zeitschriften diejenige, welche unter dem Titel: „Stimmen aus der katholischen Kirche Deutschlands" (so viel wir wissen, von dem pseudonymen Katholiken Immanuel Reichenbach redigirt), leider nur in zwei Heften, bei Wagner in Neustadt a. d. Orla (1831) erschienen ist, sowie die „Neue constitutionnelle Kirchenzeitung. Eine Stimme aus der Zeit an das katholische Deutschland" (gedruckt in Augsburg) als eine Fortsetzung der „Constitutionnellen Kirchenzeitung", von Lerchenmüller, welche Anfangs 1832 eingehen mußte. Zu den reformatorischen Versuchen in der katholischen Kirche Deutschlands, von welchen in dem vorliegenden Buche vielfach die Rede ist (mehre projectirte Grundzüge und Verfassungsentwürfe für die neue katholische Kirche sind unter dem Titel: „Zur Emancipation der katholischen Kirche Deutschlands von Rom", Neustadt a. d. Orla, 1831, zusammengestellt worden), kommt sowol Dasjenige, was neuerdings von einem Vereine katholischer Geistlichen in der Diöcese Trier geschehen ist, als was das Capitel Offenburg in Baden in einer Vorstellung an den Erzbischof von Freiburg ausgesprochen hat (s. darüber „Canonischer Wächter", 1832, Nr. 85); und was die Bekämpfung des Priestercölibats verlangt, so enthält der Artikel Cölibat in dem „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" hierüber das Nähere bis in die neueste Zeit herab. Mancher antirömisch-katholische Schriftsteller Deutschlands und ihrer Schriften hätte, unter den Belegen für den Kampf in der katholischen Kirche gegen deren unbedingte Autorität, fleißiger gedacht werden können und sollen (z. B. Al. Müller, der obengenannte Imm. Reichenbach, H. König, E. Münch, Keller, Brenner, Silbert in Wien), und auch in Ansehung der protestantischen Kirche mußte, unter den Gegensätzen auf dem Gebiete der Kirche und Theologie unserer Zeit, des Kampfes Erwähnung geschehen, der in jener Kirche gegen die symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts und gegen den Symbolzwang überhaupt gekämpft wird, wie wir denn nun auch hier der im Jahre 1832 von Röhr veröffentlichten Grundzüge eines Glaubensbekenntnisses für die evangelische Kirche gedenken wollen, über welche Bretschneider in der Oktoberlieferung der „Allgem. Kirchenzeitung" von 1832 beachtenswerthe Bemerkungen machte.

An mehren Orten seines Buches spricht C. von den verschiedenen Parteien in der katholischen Kirche unserer Zeit. S. 219 führt er sie auf drei zurück, nämlich auf die der streng Römisch-Katholischen oder sogenannten Ultramontanen, die der phantastisch Römisch-Katholischen und die der republikanischen Aufklärungs-Katholiken; von allen dreien aber sagt er, daß sie nicht blos einander selbst, sondern auch, jede auf eigne Weise, dem höhern Streben der neuesten Zeit theilweise entgegenarbeiten, und auch

*) S. Reichlin-Meldegg's „Sendschreiben an den Erzbischof von Freiburg, Dr. Bernhard Boll, in Beziehung auf das bei der römisch-katholischen Priesterweihe zu beschwörende Glaubensbekenntniß" (Freiburg, 1832), und vgl. damit das „Ausschreiben des Erzbischofs Boll zu Freiburg, den Austritt des Prof. Reichlin-Meldegg aus der katholischen Kirche betreffend", vom 10. April 1832, in der „Allgemeinen Kirchenzeitung", 1832, Nr. 170.

sonst erklärt er sich gegen diese Parteien, „von denen man nicht wisse, ob die Anhänger derselben aus Geistesbeschränktheit oder aus zeitlichen Rücksichten anklebten" (S. 220). Er selbst erklärt sich (S. 352) für einen in der katholischen Kirche Geborenen, „der die Lehre derselben aus ihren Autoritäten reinhistorisch und rücksichtslos zu eruiren sucht, andererseits das aus demselben ermittelte System darstellt als, seinen Hauptprincipien nach, der Lehre Christi, der Vernunft, der Liebe und den übrigen allgemeingeltenden Grundsätzen widersprechend"; was aber im Einzelnen, und in Ansehung einer Reformation der katholischen Kirche, sowie in Betreff Dessen, was er — und wie er dies — an die Stelle des Systems der römisch-katholischen Kirche gesetzt wissen wolle, seine positive Ansicht anlangt, so kann man aus den tadelnden Bemerkungen, die er über alle bisherigen Versuche jener Art, mit Ausnahme der Philalethen in Kiel und der 127 Katholiken in Dresden, ausspricht, seine eigentliche Ansicht darüber nicht herausconstruiren. Und so mag und muß denn genügen, was er S. 361 sagt, daß jetzt „nur zwischen dem lebenswarmen Systeme des Selbstprüfens und dem kalten und erstarrenden Systeme der infallibeln Autorität der Kirche für die Gebildeten die Wahl sei, da wenigstens so viel offenbar ist, für welche Wahl Carové in dieser Hinsicht sich entscheidet. Er will — das ist klar — offen und rücksichtslos, ungeschminkte Wahrheit auf dem Wege des Selbstprüfens; aber — wohin führt uns nun die Wahrheit, daß das System der römisch-katholischen Kirche, in den Hauptgrundsätzen, der Lehre Christi, der Vernunft und der Liebe widerspricht? Wollen wir dies Alles nur erkannt haben, um uns dabei zu beruhigen? soll neben das als unchristlich und unvernünftig erkannte System kein anderes, besseres, der Lehre Christi und der Vernunft entsprechenderes, sich stellen? und wie und auf welche Weise soll dieses sich Recht verschaffen? Gewiß! Carové ist kein römischer Katholik; aber — was ist er in Beziehung auf die Kirche, der er zufällig durch die Geburt und selbständig durch freien Willen angehört, und was will er?

Mit inniger Ueberzeugung empfehlen wir Katholiken und Protestanten das vorliegende Buch, indem wir es, wol das wichtigste der in den letzten Jahren erschienenen Schriften katholischer Verfasser, die in den Kampf in der katholischen Kirche selbstmächtig eingreifen, als einen Spiegel Dessen, was die Gegenwart der katholischen Kirche in Deutschland zeigt, und als einen Beitrag zur Verwirklichung der großen Ideen betrachten, die in religiöser Hinsicht, wenn auch zum Theil noch unbewußt, die Gegenwart lebendig durchdringen, und gewiß auch einst — wer mag bestimmen, wann? — in der Wirklichkeit der Menschheit äußerlich sich kundgeben müssen. Auch zu solchem Zwecke muß gesagt sein, was das vorstehende Motto aus der tübinger „Theolog. Quartalschrift" sagt: „Was die Zeit bringt, das läßt sich nicht aufhalten. Es bricht wie ein Strom herein, und wahre Thorheit wäre es, den Strom aufhalten zu wollen; er würde nur um so gewaltsamer Alles niederstürzen, was sich ihm entgegenstemmt. Was sich aber nicht aufhalten läßt, läßt sich wenigstens leiten und in geordnete Schranken weisen." 80.

Russische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 862.)

Neben diesen dramatischen Bestrebungen, die eine neue Richtung in der Literatur festzustellen suchen, ist auch die Erscheinung mehrer neuer Romane zu erwähnen. Ein ausgezeichneter in ihrer Zahl ist folgender: „Strelzy" (Die Schützen), ein historischer Roman von Konstantin Massalski (Vier Bände, Petersburg, 1832). Es ist aus der Geschichte zur Genüge bekannt, welche Unruhen zu Ende des 18. Jahrhunderts in Moskau durch die damaligen Prätorianer, die Strelzy, in der deutschen mundrechten Corruption die Strelitzen genannt, erregt wurden. Kaiser Peter I. hob dies Schützencorps auf und organisirte eine andere Soldateska. Die Unruhen und Meutereien, welche es, nach dem Tode des Zaren Alexius, bis zum Ende der Regentschaft der Zarewna Sophia veranlaßt hat, dauerten mit geringen Unterbrechungen von 1682—89. In dieser Zeit spielt der Roman. Ein Befehlshaber der Strelitzen, Namens Burmistrow, verliebt sich in die Tochter eines Geistlichen, gerade beim Ausbruch der ersten Unruhen, und wird sammt seiner Geliebten in die allgemeine Bewegung verwickelt. Er und seine Natalie müssen viel ausstehen, bis sie sich ehelichen und häuslich niederlassen können. Indessen erfährt der theilnehmende Leser in einer Nachschrift zum vierten Bande, daß Burmistrow zur Zeit der Schlacht bei Pultawa als verabschiedeter Brigadegeneral ruhig mit Natalie in seinen vier Pfählen sitzen und sich die Besiegung Karl XII. erzählen lassen kann. Im Roman fehlt es dabei nicht an anziehenden Scenen und mannichfaltigen Charakterschilderungen, die uns jene Zeit und ihre Männer auf eine anmuthige und lehrreiche Weise vergegenwärtigen. In dem Kaufmann Lapkef verehren wir den Repräsentanten des vaterländisch gesinnten Handelsstandes, auf dem man in Rußland sicherer trifft als in andern Ländern; in Nataliens Bruder, Andreas, lernen wir den damaligen theologischen Studenten kennen, und der Priester Nikita, sowie der Strelitze Andrejew, vergegenwärtigen uns die fanatischen Sektirer, welche unter dem Namen der Altgläubigen bekannt sind. Der Roman ist eine reiche historische Galerie, in der man sich gern ergeht, und wenn auch nicht jedes Bild auf gleiche Weise dem Original ähnlich oder von gleich sorgfältiger Ausarbeitung ist, so muß man doch sich eingestehen, daß der Verf. mit Umsicht, Fleiß und Geschick gearbeitet hat. In der Vorrede sucht er aus geschichtlichen Quellen zu erweisen, daß er seine Personen historisch treu geschildert und kein Studium gescheut habe, um einzelne Züge ihres Charakters zu ergreifen und genau wiederzugeben. Eine der gefälligen Erfindung nicht ermangelnde Phantasie hat den Hintergrund des Gemäldes mit zeitgemäßen Bildern und Blumen geschmückt, und es ist zu wünschen, daß für die Zukunft nicht blos die Begeisterung, sondern auch die Fruchtbarkeit Walter Scott's mit dem Verf. sei und er die russische Literatur mit vielen seiner Hervorbringungen bereichere. — Ein anderer neuer historischer Originalroman von dem beliebten und berühmten M. Sagoskin ist: „Roslawlew, oder die Russen im Jahr 1812". Er ist bereits vom verdienstvollen E. Göring verdeutscht und im Laufe dieses Jahres in Leipzig gedruckt worden. *) — Der fruchtbare Alexander Orlow hat zwei neue Romane, eigentlich nur Erzählungen drucken lassen: 1) „Shiwyje Mertwezy" (Die lebendigen Todten, Moskau, 1832). 2) „Begstwo" (Flucht des Peter Woshigin nach Polen), ein satirischer Roman (ebendas., 1832). Das erste dieser Büchelchen beträgt in Duodez 23 Seiten, das zweite 34 S., mithin sind diese Romane eher kleine Erzählungen zu nennen, die obendrein sehr trivialer Art sind. — Von größerm Umfang und be-

*) Wir berichten nächstens ausführlicher darüber. D. Red.

Lambert, Mich. 27., Johannisgasse 17. — Lambert, Stephanie, Privatière, Wien, 4/4, Wiedner Hauptstr. 63. — Lambert, Wilhelm, Kaufmann, Wien, 1/1, Kärntnerstr. 10. — Lambertz, Anton, Kaufmann, Wien, 1/1, Kärntnerstr. 10. — Lambertz, Josef

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 364. —— 29. Dezember 1832.

Gedichte von Ludwig Uhland. Fünfte vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1831. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Zum erſten Male ſeit 1820, wo die zweite Ausgabe der Uhland'ſchen Gedichte mit den vaterländiſchen und einigen andern vermehrt erſchien, erhält mit dieſer fünften Auflage der Kritiker Gelegenheit, über neue willkommene Gaben des Dichters zu ſprechen, in welchem die Nation nicht nur einen ihrer erſten Sänger, ſondern auch einen der edelſten Deutſchen verehrt. Die allgemeine Anerkennung, die ſeine Poeſie gefunden hat, überhebt uns der Mühe, auf eine umfaſſende Zergliederung derſelben zurückzugehen, und wir dürfen wol ohne vorläufige allgemeine Einleitung ſogleich auf die neu hinzugekommenen Schätze hinweiſen.

Der lyriſche Theil der Sammlung iſt, außer einigen ſchönen Spruchgedichten (S. 140 fg.), nur durch ein einziges Lied: „Der Mohn" (S. 68), vermehrt worden, in welchem der Dichter auf eine ſinnvolle Weiſe ausſpricht, daß die Poeſie für ihn das einzig wahre Leben, daß das Bild der Welt, das ſie ihm vorhalte, für ihn das wahrhaft Lebendige ſei. Die Ausführung dieſes Gedankens iſt originell. Der Dichter zaubert uns ein blühendes Mohnfeld vor die Augen. Er erwähnt der Sage (ſie iſt, wenn wir uns recht erinnern, aus der „Seherin von Prevorſt" ſeines Freundes Kerner geſchöpft), daß, wer im Mohne ſchlief, in ſchwere Träume hinuntergetragen werde, und daß ein Solcher, ſelbſt erwacht, die Nächſten und Liebſten nicht mehr erkenne. Auch ihm iſt Aehnliches, aber Freundlicheres widerfahren:

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal
Von Blumen ganz verborgen
In einem ſchönen Thal.
Sie dufteten ſo milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem lebt er ſein innerſtes Leben in der Poeſie:

Die Schatten, die ich ſehe,
Sie ſind wie Sterne klar.
O Mohn der Dichtung, wehe
Ums Haupt mir immerdar!

Die Sage erzählt mehrfältig von alten Dichtern, die in ihrer Kindheit, zum Vorzeichen ihrer Beſtimmung, ſchlummernd gefunden worden, mit honigſaugenden Bienen auf den Lippen, oder mit Lorbern und Myrtenzweigen überdeckt. Ludwig Uhland, als goldgelockter Knabe in einem blühenden Mohnfelde ſchlummernd, Dichterträume hinter dem geſchloſſenen Auge, iſt ein Bild, das ſich würdig an jene antiken Sagenbilder anreiht. Doch wird die Geſchichte dereinſt nicht vergeſſen, dieſes ſchöne Lied zu gloſſiren, indem ſie mit geziemendem Ruhme berichtet, daß derſelbe Mann, der ſein tiefſtes Sein im Dichtertraume empfand, dem wirklichen Leben nichts weniger als entfremdet war; daß er nicht blos mit Liedern der Freiheit huldigte, ſondern an der erneuten Verfaſſung ſeines engern Vaterlandes nicht unweſentlichen Antheil hatte und, ſo oft es galt, für die bürgerlichen Freiheiten zu ſtreiten, ſeinen Dichterſchlummer vom Seherauge ſtreifend, mit hellem, wachem Blicke und kampfrüſtigem Arme in die Reihen der Volksvertreter eintrat.

Wir kehren uns nun zu den Balladen und Romanzen des Dichters, wo uns reichliche Zuſätze erwarten. Das erſte Neue, was uns hier begegnet, iſt „Bertran de Born". Die Behandlung dieſer auch dem Stoffe nach wol wenigen Leſern bekannten Sage iſt ein Beweis, wie unerſchöpft die echte Dichterkraft, die Erfindungskraft unſers Sängers iſt, und wie der Quell der Dichtung, wenn er ihn lange nicht ſprudeln ließ, nicht verſiegt, ſondern nur abſichtlich und willkürlich von ihm zurückgedrängt war. Dieſe Romanze beweiſt auch augenſcheinlich, wie Unrecht Diejenigen haben, welche glauben, ein von der Mythe oder Geſchichte gegebener Stoff beſchränke die Schöpfungskraft des Dichters, und welche die letztere in haltloſer Phantaſterei ſuchen. Was mag der von der Volksſage gegebene Keim der vorliegenden Dichtung ſein? Höchſtens etwa dieſer: Bertran de Born, Burgherr von Autafort, der ſich rühmte, daß er nie mehr als der Hälfte ſeines Geiſtes bedürfe, hatte ſich gegen ſeinen König empört, die Liebe ſeiner Tochter, einer Herzogsbraut, erſungen, den Sohn gegen des Vaters Willen zum Kampfe verführt, in welchem derſelbe fiel. Der König zerſtörte Bertran's Burg und nahm ihn gefangen. Die Trauer des Gefangenen über den Tod ſeines Freundes, des Königsſohnes, jedoch, und der Gruß, den er dem Vater aus dem Munde des Gefallenen bringt, verſöhnt dieſen und er verzeiht ihm. Dies ungefähr der todte

Stoff, welchen die Poesie auf verschiedene Weise beleben konnte, und welcher unstreitig mancherlei Behandlungen zuließ. Uhland aber hat gezeigt, was die Phantasie und das Gemüth eines Meisters daraus machen kann: Autafort raucht vor uns auf dem schroffen Steine, der Burgherr steht gefesselt vor dem König, der ihm seine freche Prahlerei vorwirft und ihn höhnend auffodert, den ganzen Geist herbeizurufen, da der halbe ihn nicht gerettet, und seine Ketten zu zerbrechen. Stolz entgegnet ihm der Gefangene, daß Bertran de Born vor ihm stehe, der des Königs Land aufgeregt, des Königs Kinder seinem Zorne trotzen gelehrt; sein Bote hat vor der Herzogsbraut das Sehnsuchtslied ihres Dichters gesungen, bis ihr leuchtendes Brautgeschmeide mit Thränen bethaut war; des Königs bester Sohn fuhr, von Bertran's Schlachtgesängen bestürmt, aus dem Schlummerschatten des Oelbaums empor und fiel, vom Todespfeil getroffen, vor Montforts Thore.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in Deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er Dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er Deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast Du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er sich noch aufgerafft.

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast Du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, Du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

So rettet den gefesselten Minnesänger und Helden denn doch der ganze Geist, der mit der Gewalt des Ritterthums, des Liedes, der Freundschaft und der Liebe das harte Herz des Königs bezwingt. Lag dieser tiefe Sinn in dem spröden Stoffe? Freilich war er darin verborgen, aber wie das Feuer im Kiesel, oder die Göttergestalt im Marmorblocke! Wer nicht Feuer schlagen kann, wird vergebens mit dem Stahl anklopfen, und wer kein Schöpfer ist, wird nur eine dürftige Gestalt aus dem Gesteine herausmeißeln! Der müßte eine gefühllose Seele sein, in dessen Innerm, nachdem er dieses Lied durchlesen und durchdacht, nicht auch in Beziehung auf den Dichter das Echo nachhallte:

— Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.

Unmittelbar an diese Romanze reiht sich eine andere, gleichfalls neue: „Der Waller", die in das gleiche, eigenthümliche Sylbenmaß gekleidet ist, das den Mangel durchgehender Reime durch den einen vierfach wiederkehrenden männlichen Reim je der zweiten Zeile ersetzt, nach Göthe's Vorgang mit weiblichen Reimen in seinem klangreichen „Tischliede". Diese Romanze ist nicht so dramatisch behandelt als die vorangehende, aber der Dichter hat gerade darin seine große Kunst bewährt, daß er auch, blos der natürlichen Zeitfolge getreu eine Begebenheit erzählend, dennoch die Aufmerksamkeit in steter Spannung zu halten und mit der Entwickelung zu überraschen weiß. Es wird uns eine Marienkirche, ein Wallfahrtsort an der galicischen Küste gezeigt:

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tosend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An ihrem Himmelfahrtstage erweist sich die Mutter Gottes hier besonders wirksam; da nahen sich bewimpelter Schiffe viel dem Strande; doch den heitern Pilgern folgen Andere barfuß bestäubt in härenen Hemden. Es sind Excommunicirte, die nur an der Schwelle des Tempels knien dürfen:

Und nach Allen leuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Jener Ring ist aus dem Schwerte geschmiedet, mit dem der Büßende im Zorn seinen Bruder erschlagen. Seitdem rastet er nicht mehr, bis ein Gnadenwunder seine Ketten sprengt:

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und doch ward ihm nirgend Ruh.

Dieser Unglückselige ersteigt den Fels und neigt sich an der Pforte beim Abendläuten, als schon der letzte Sonnenstral das Bild der heiligen Jungfrau vergoldet:

Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht.
Erst noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Die überraschende Lösung, die Befreiung des Geängsteten

durch den Tod könnte vielleicht durch ein einziges Wort deutlicher bezeichnet werden; denn wie der Schluß jetzt lautet, ließe er vielleicht auch eine andere, mattere Deutung zu. Im Uebrigen ist in diesem Gedicht eine Glorie der Phantasie herrschend wie in wenigen andern unsers sonst mehr stillgemüthlichen Sängers, und die Sprache ist mit der seltensten Vollendung gehandhabt.

Willkommen heißen wir das köstliche Gedicht (mehr Lied als Ballade), das „Münstersage" überschrieben ist (S. 336). Wie viele Augen haben schon seit 1774 auf Göthe's Namen gehaftet, der auf der Plateforme des Münsters zu Strasburg (jedoch nicht, wie eine Note des Dichters fälschlich berichtet, von seinen akademischen Jahren her) eingehauen steht, ohne daß auf den Dichternamen ein solcher Dichterblick gefallen, vor welchem sich der ganze Thurm in wunderbarem Leben zu regen begann. Denn so erzählt uns der Dichter: Viel Namen stehen auf dem grauen Münsterthurm eingehauen; der Stein erträgt es geduldig; doch

Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwin's des Meisters Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war.

Was Wunders? denn der so meißelte, war Der

Dem nun sein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt.

Es thut nichts zur Sache, daß der Name — wie Ref. sich durch den Augenschein überzeugt hat — wol schwerlich von Göthe's eigner Hand, sondern wie die andern fast alle auf Bestellung vom Thürmer oder einem Steinmetz eingehauen worden. Uhland hat seinem großen Meister ein- für allemal durch dieses Lied den Meißel in die Hand gegeben und der Thurm hat geklungen.

(Der Beschluß folgt.)

A lecture delivered over the remains of Jeremy Bentham Esq., in the school of anatomy and medicine by *Southwood Smith*. London, 1832.

Es war, wie der Verf. dieser Schrift bemerkt, des Stifters der Utilitätslehre würdig, nachdem er den großen Theil seines thätigen Lebens der Aufklärung des Menschengeschlechts gewidmet, der Gesellschaft seinem Körper zu vermachen, um noch nach seinem Ende so viel möglich zu nützen.

Seitdem es Menschen gegeben hat, welche versucht haben, die äußern Erscheinungen der Sinnenwelt mit den Foderungen ihres Denkvermögens in Einklang zu bringen, besteht der Streit zwischen dem Spiritualismus und dem Materialismus, zwischen dem innern Sinn und der Erfahrung; die Körper- und Geisterwelt ist durch einen Abgrund getrennt, über welchen keine Brücke führt, man mag vom Ich ausgehen oder von der äußern Natur. Bentham, ein scharfer, unabhängiger, durch das Studium mannichfaltiger positiven Wissenschaften geübter Geist, ohne Phantasie und Gefühl, mußte sich nothwendigerweise in diesem Kampfe auf die Seite der Materialisten schlagen, d. h. Derjenigen, für die Alles hienieden beginnt und aufhört, für die nichts ist, was sie nicht in den Bereich ihrer Sinne bringen können, für welche die Schönheit, die Liebe und die Tugend, jene drei Himmelskugeln, welche durch die Wolken der Körperwelt brechen, weiter nichts sind als Dünste des höhern thierischen Lebens, welches sich an der Flamme dichterischer Phantasie entzündet. Bentham war ein Schüler von Locke und Voltaire. Sein Verdienst besteht darin, daß er ihre Lehre einer strengern Prüfung, einer schärfern, geduldigern Analyse unterworfen als irgend Jemand vor ihm. Er war der Erste, welcher die beiden Empfindungen, die des Vergnügens und des Schmerzes, einem vollständigen philosophischen, politischen, rechtlichen und moralischen Lehrgebäude zum Grunde gelegt. Wie Newton die Anziehungskraft als höchstes Gesetz der physischen Welt aufstellt, so stellt Bentham den einem jeden fühlenden Wesen inwohnenden Trieb zum Wohlbehagen oder Glücke (wir wissen wahrlich nicht, ob im weitern oder engern Sinne) als Gesetz der moralischen Welt auf. Die Gesetzgebung theilt er in zwei Hauptzweige: das innere Gesetz, nach welchem der Staat regiert wird; das äußere, oder, um mit Bentham zu reden, das Internationalgesetz, welches die Verhältnisse eines Staats zu den auswärtigen festsetzt. Das Pannomion (Inbegriff aller Gesetze) theilt sich in vier Codices: den constitutionnellen, den bürgerlichen, das Straf- und das Administrationsgesetzbuch. Das bürgerliche Gesetzbuch ist unvollendet geblieben; die Grundzüge zum constitutionnellen sind mit solcher Sorgfalt entworfen, daß wenig zu thun übrig bleibt, um es zu vervollständigen. Die beiden übrigen Gesetzbücher sind bis ins kleinste Detail vollendet. Unter seinen übrigen Werken bemerken wir noch ein kleines Schriftchen, betitelt: „Not Paul, but Jesus", in welchem der Verf. darzuthun strebt, daß der Gründer des Christenthums sich durch Wort und That dem best of the most, dem Wohle der Mehrheit günstig gezeigt, während der heilige Paulus die ersten Christen von dieser Richtung abbrachte, indem er dem Ascetismus eine andere Bedeutung gab.

Bentham hat einen großen Einfluß auf das Studium der politischen Wissenschaften und auf mehre Schriftsteller in diesem Fache ausgeübt. Er war einer der Ersten, der auf die Reform des Parlaments drang. Die Geschichte von Indien von Mill wurde unter Bentham's Leitung geschrieben; ihm entlehnte Malthus mehre Ideen, die seinen Namen unter den Oekonomisten berühmt gemacht haben. Zwei der wichtigen von Bentham aufgestellten Lehrsätze sind folgende: Es kommt weniger darauf an, die Zahl der Menschen auf der Erde zu vermehren, als Diejenigen, die sich darauf befinden, möglichst glücklich zu machen; die Freiheit muß nicht der Zweck des gesellschaftlichen Vereins sein, sondern blos ein Mittel, die Menschen zu beglücken. 143.

Aus Italien.

Als die Cholera von Frankreich her der schönen hesperischen Halbinsel näher kam, war die Besorgniß vor ihrem Eindringen in Italien begreiflich ebenso lebhaft, wie sie anderwärts auch sich gezeigt hat. Schriften und Schriftchen bereiteten auf ihren Einzug vor, den sie glücklich genug nicht gehalten hat; einer Tröstung des Dr. Speranza gemäß, der die Hoffnung, daß sie nicht kommen werde, bestimmt ausgesprochen hatte („Se il Cholera visiterà l'Italia? Lett. del cav. prof. Speranza al chiariss. cav. dott. Pietro Magliari, segr. dell' Accadem. medico-chirurgica di Napoli etc.", Mailand 1832, 8.). Andere mochten weniger seine Zuversicht theilen; wenigstens erinnerte

man, nicht eben zur Beruhigung der Zaghaften, an Pesten, die früher ganze Striche Italiens verheert hatten. Interessant waren die Nachrichten, die in dieser löblichen Absicht über die vergeblichen Bemühungen mitgetheilt wurden, um die aus Sardinien nach Rom und Neapel vorgedrungene ägyptische Pest von den ligurischen Grenzen fern zu halten. Man findet sie in einem Schriftchen unter dem Titel: „Successi del contagio della Liguria negli anni 1656 e 1657 descritti da F. Casoni, Opera inedita" (Genua, 1831), zusammengestellt, das eine Menge von aufopfernden, den Zeitgenossen bemerkenswerthen Zügen erhalten hat. Ohne alle Beziehung jedoch auf die heranschleichende Krankheit war die Erinnerung an des Berliner Hecker's Schrift: „Der schwarze Tod im 14. Jahrhundert", die im Augustheste der „Biblioteca ital." d. J. sich findet. Die Mailänder hatten ihre Verwunderung nur darüber nicht bergen mögen, wie man im 19. Jahrhunderte die Astrologie zu vertheidigen und einen Einfluß des Mondlichtes auf die animalischen Lebensfunctionen zu behaupten sich zur Aufgabe machen könne, und das war der Anlaß des Citats. Sie vergaßen, wie viel Wege schon eingeschlagen worden sind, um neu oder gar genial zu erscheinen.

Deutschland beabsichtigt Guttenberg ein öffentliches Denkmal zu errichten, und man darf hoffen, daß auch in Italien sich Theilnehmende dafür finden werden, wenn der Plan erst jenseit der Alpen, von gewichtigen Männern empfohlen, allgemeiner gekannt sein wird. Nicht zu besorgen ist, daß die Einwürfe gegen Guttenberg's Ansprüche an den Ruhm der Erfindung, die ein Geistlicher an der Kirche Sta. Maria de' Servi zu Mailand, der Pater D. Giacinto Amati in seinen „Ricerche storico-critiche-scientifiche sulle origini scoperte, invenzioni e perfezionamenti fatti nelle lettere, nelle arti e nelle scienze, con alcuni tratti biografici della vita de' più distinti autori nelle medesime" (Mailand, 1830, 8.) vorgebracht hat, den Glauben an sein Verdienst irremachen sollten. Amati bezweifelt nämlich ebensowol Guttenberg's Anrecht an die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst, als er die harlemer Anmaßungen abweist, die seit Schaab's „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Joh. Gensfleisch gen. Guttenberg zu Mainz" wol ohnehin nirgend mehr Zustimmung finden. Denn weiter als Meerman den Beweis für Coster geführt hat, der bekanntlich offenbare Unredlichkeiten sich zu Schulden kommen ließ, ist er von seinen Nachtretern auch nicht gebracht worden, denen außerdem das Verdienst eines glücklichen Gedankens und einer dreist durchgeführten Behauptung abgeht. Amati ist unschlüssig, ob er die bisher gültigen Annahmen gelten lassen dürfe, vielleicht um einer bisher unerhörten Hypothese Glauben zu schaffen; doch ist er ehrlich genug, den Gründen für Guttenberg sich nicht verschlossen zu zeigen. Nur Vaterlandsliebe erhält ihn noch ungewiß; denn könnte man ein auf Hörensagen begründetes Geschichtchen zu Ansehen bringen, so fiel der dem Deutschen und dem Holländer angestrittene Kranz wol einem Italiener zu. Dom. M. Federici in seinen „Memorie Trivigiane sulla tipografia del secolo XV." (Venedig, 1805) und Stefano Ticozzi in der „Storia dei letterati e degli artisti del dipartimento della Piave" (Belluno, 1813, Cap. 3) erzählen nämlich von einem Pamfilo Castaldi aus Feltre, einem zu seiner Zeit berühmten Juristen, der von Guttenberg's Versuchen gehört, vielleicht sogar einige seiner Xylographien gesehen habe, daß er dadurch auf den Gedanken gekommen sei, die Holztafeln durch bewegliche Lettern zu ersetzen; der Gedanke dürfe um so weniger auffallen, wird hinzugefügt, weil schon ein Jahrhundert früher man Initialen in Murano aus Glas machte, die von den Abschreibern häufig gebraucht wurden; und der Uebergang von diesen gläsernen auf metallene Buchstaben sei folglich leicht zu begreifen. Weiter erzählt man, daß bei jenem Castaldi Johann Faust oder Fust im Hause gelebt habe, um Italienisch zu lernen; daß er von seinem Wirthe dessen glückliche Erfindung erfahren und sie nach Mainz dann verpflanzt habe, wo der Psalter von 1457, nach Amati's blos wiedergebenden Nachrichten, mit Castaldi's Erfindung ausgeführt wurde. Das ganze Geschichtchen ist, wie man sieht, ebenso viel werth als die Nachricht bei Junius in seiner Geschichte von Holland, auf der Coster's Ansprüche erbaut sind; und eins gegen das andere gehalten, so wird man vielleicht sogar zweifeln, welches leichtsinniger erfunden scheinen könnte. Leute, die Bockmelkerei für verdienstlich halten, mögen sich immerhin zum Berufe machen, es weiter auszuspinnen und darüber zu brüten, wie solche Leute ja auch dem Coster'schen Anspruche nicht gefehlt haben. Vielleicht sind sie selbst so glücklich, Andere zu finden, die das Sieb unterhalten. Aber daß man lächelnd ihnen zusehe, darf sie nur ja nicht verdrießen; Guttenberg's Denkmal wird darum doch wol zu Stande kommen; und wenn Kinder mit Muscheln nach einem hohen Leuchtthurme warfen, so hat man ihn darum doch nicht umfallen sehen. 27.

Notizen.

Ursprung des Worts Arsenal.

Nach der Mittheilung des Admirals Paulucci zu Venedig an den preuß. Lieutenant von Pirch („Caragoli", II, 142) heißt arsanarsi im alten Venetianischen „sich umwallen, sich umdämmen". Nun nannte man in Venedig die Umwallung des Schiffswerftes „Arsanale" oder „Arsenale", und von hier aus hat sich der Name verbreitet.

Ein Schweizer von ehedem.

Der Arzt Suter war lebhaft in die Ereignisse der französischen Revolution verflochten. Im Club zu Mainz sprach er so freimüthig, daß der Conventsdeputirte Merlin unwillig ausrief: „Quel est l'aristocrate qui parle ainsi!" Besonnen und schnell antwortete Suter: „C'est un Suisse qui était libre avant toi!" (Paul Usteri's „Kleine gesammelte Schriften", Aarau, 1832.) 39.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Encyklopädisch-philosophisches

Lexikon,

oder

Allgemeines Handwörterbuch

der

philosophischen Wissenschaften,

nebst ihrer

Literatur und Geschichte.

Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und herausgegeben

von

Wilhelm Traugott Krug.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

In vier Bänden.

Erster Band.

A bis E.

Gr. 8. 55½ Bogen auf weißem Druckpapier. Subscriptionspreis: 2 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Dezember 1832.

F. A. Brockhaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 365. — 30. Dezember 1832.

Gedichte von L. Uhland.

(Beschluß aus Nr. 364.)

S. 348 ist „Merlin der Wilde" eingereiht, ein Gedicht, das eine hübsche Anekdote von diesem Zauberer, der die Sprache des Waldes versteht und einem Könige das Liebesabenteuer seiner Tochter aus einem ihr im Haupte hängenden Lindenblatt verräth, durch die naturpoetische Behandlung zu wahrer Poesie erhebt, besonders mittels der eigenthümlichen Einfassung, welche der Romanze durch ihre Dedicirung an einen befreundeten Dichter (der Schilderung nach Karl Mayer) verliehen ist:

Du sendest, Freund, mir Lieder
Voll frischer Waldesluft,
Du regtest gerne wieder
Auch mir die Dichterbrust.
Du zeigst an schatt'ger Halde
Mir den beschifften See,
Du lockest aus dem Walde
Zum Bad ein scheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring' ich die Stunden hin;
Doch fürchte nicht, ich suche
Mir trockne Blüten drin!
Durch seine Zeilen windet
Ein grüner Pfad sich weit
Ins Feld hinaus und schwindet
In Waldes Einsamkeit.

Da sitzt Merlin der Wilde u. s. w.

Nachdem dieser seinen Spruch gethan und auf einem zahmen Hirsche wieder waldein gerannt ist, schließt der Dichter so:

Versunken lag im Moose
Merlin, doch tönte lang
Aus einer Waldkluft Schooße
Noch seiner Stimme Klang.
Auch dort ist längst schon Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus Deinem Liede
Merlin der Wilde spricht.

In der Ballade: „Der Graf von Greyers" (S. 363), offenbart sich, wie in vielen frühern Dichtungen Uhland's, sein lebendiger Sinn für die naturgemäßesten Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, ein Sinn, der nicht nur seine Poesie, bei aller mittelalterlichen Tendenz einzelner Gedichte, vor jeder Manier bewahrt hat, sondern den Dichter auch zum Verfechter einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit im praktischen Leben so tüchtig macht. Mit wahrer Lust singt uns hier sein Lied in einer Melodie, aus der ein schweizerischer Tanzreigen herauszutönen scheint, von dem jungen Grafen, den ein Blick auf die von der Morgensonne verklärten Felsenhörner und in das grünste Alpenthal dazwischen sehnsüchtig macht, die Wonne des Hirtenlebens zu genießen. Senner und Sennerinnen werden von ihm auf seinen Schloßrasen zum Tanze geladen; die jüngste Tänzerin zieht den Grafen selbst in den Kreis, und der Reigen rafft ihn von hinnen durch Dörfer, Matten und Wald. Der Graf ist verschollen bis in den dritten Tag. Da erscheint er in einem Gewitter aus einem angeschwollenen Bach ans Ufer sich rettend:

Da bin ich! weggerissen aus eurer Berge Schoos,
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
Ihr Alle seid geborgen in Hütt' und Felsenspalt,
Nur mich hat fortgeschwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

Leb wohl, du grüne Alpe, mit deiner freyen Schar!
Lebt wohl, drei sel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O! nicht bin ich geboren zu solchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich riß.

Du frische Alpenrose, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge sie löscht nicht diesen Brand.
Du zauberischer Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!

Derselbe Freiheitsgeist des Dichters, nur in anderer Gestalt, zeigt sich auch in „Tell's Tod" (S. 432), in welchem einer schlichten Volkssage, der zufolge Tell als Greis in einem Liebeswerke, während er einen Knaben aus dem angeschwollenen Bergstrom des Schächen rettete, gestorben ist, ein tiefer Sinn untergelegt wird. Es ist nicht ganz begreiflich, wie dieses höchst glückliche Streben des Dichters, auch in der Sage nach Ideen zu forschen, von einer tadelnden Stimme als die Uhland eigenthümliche einseitige Gleichnißromanzenweise bezeichnet worden ist. Allerdings wird in der vorliegenden Romanze „des Eises Bruch vom Föhne mit dem Kampfe der Freiheit" verglichen, und nachdem der Ueberschwemmung des Schächen einige brausende Verse gewidmet worden sind, wandelt sich der Dichter in einen kecken Fergen auf Uris grünem See, der, das Haupt des ausgestoßenen Todten im Arme, sein Klagelied spricht, und dieses Lied vergleicht wieder Tell's letzte, bescheidene That mit der frühern großen, welthistorischen, und es ist

freilich diesem Lied um die Lehre zu thun, die einer Zeit, welche so gerne die Größe der Handlungen nach dem Effecte beurtheilt, besonders Noth thut, um die Lehre, daß die Kraft derselben Liebe, mit welcher der Tell den Zwingherrn geschlagen, sich auch in seiner letzten, glanzlosern Heldenthat geoffenbart habe:

Wärst Du noch jung gewesen,
Als Du den Knaben fingst,
Und wärst Du dann genesen,
Wie Du nun untergingst:
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum.

Sollte denn aber all Dieses und namentlich das Pindarische Epiphonema in der angeführten Strophe darum nicht echte Poesie sein, weil hinter der Schönheit eine von ihr unabhängige Wahrheit verborgen ist? Wenn diesem Gedichte ja ein Vorwurf gemacht werden soll, so wäre es, nach unserer Ansicht, eher der, daß die Gedanken in der Rede des Fährmanns keine rechte Steigerung beobachten, und der Schluß des neunten Verses:

Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich Dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

einen so tiefen Gemüthseindruck macht, daß die Fortsetzung der Romanze durch drei an sich selbst sehr schöne Verse gewissermaßen unerwartet kommt, weil der Leser gern in jenen Worten als einem voll und tief tönenden Schlusse des Ganzen ausgeruht hätte.

Noch härtern Tadel aus demselben Munde hat bei seinem ersten Erscheinen im Wendt'schen „Musenalmanache" das „Ver sacrum" des Dichters (S. 416) getroffen. Es soll dieses Gedicht „eine Geschichte des Livius erzählen, ohne daß der Gedanke, der dabei zum Grunde liegt, klar genug hervorträte, eine Manier, in der G. Schwab hauptsächlich sein Nachahmer ist, und die überhaupt bei unsern jüngern Poeten so vielen Beifall gefunden, weil sie so leicht ist. Ist es denn so schwierig, zu begreifen, daß eine Geschichte, eine Sage, eine Anekdote u. s. w., und wenn sie noch so interessant und pikquant ist, dadurch noch nicht zur Poesie wird, daß man sie in Versen, wenn auch schönen, erzählt?"

Da dieses Urtheil in d. Bl. selbst vor einigen Jahren ausgesprochen worden ist, so wird eben hier am ehesten eine Berücksichtigung desselben nicht verargt werden können. Vor allen Dingen muß Ref. bemerken, daß im ganzen Livius, welchem doch der Dichter nacherzählt haben soll, keine Erzählung der Art anzutreffen ist. Livius erwähnt in der Geschichte späterer Jahrhunderte zwei Mal des ver sacrum, aber ohne dabei der Menschenopfer, um welche sich doch in der Uhland'schen Romanze der ganze Sinn des Gedichts dreht, zu gedenken; und in der That war von diesen in jener spätern Zeit auch gar nicht mehr die Rede. Nur der Grammatiker Festus hat eine Notiz, daß bei den Samniten ehemals in das Opfer des sogenannten heiligen Frühlings auch die Erstlinge der Menschenjugend eingeschlossen worden seien, und Justinus sagt einmal bildlich von den Galliern oder Gallogräkern, sie haben, um neue Sitze aufzusuchen, 300,000 Menschen gleichsam als heiligen Frühling auf die Wanderung ausgeschickt. Zwischen diesen beiden trockenen Notizen aber und der Uhland'schen Dichtung, welche Kluft! Doch wenn der Dichter auch aus irgend einer andern Quelle seine historischen Data für ein aus Lavinium ausgeschicktes ver sacrum geschöpft haben sollte, so könnte man doch auch so dem Gedichte Erfindung und tiefe Bedeutung gewiß nicht absprechen, und es wäre in hohem Grade ungerecht, dasselbe als eine schön versificirte Anekdote zu charakterisiren. Woher auch jene Sage stammen mag, ihr zufolge verdankt jener genialen Umdeutung einer gräßlichen Sitte das größte Weltreich seine Entstehung, und jener Weihefrühling von Jungfrauen und Jünglingen, welche, statt als Todesopfer dem Mars zu fallen, ihm als Kriegercolonie geweiht nach Alba Longa zogen, sie wurden die Stammältern der Stadt Rom, wie dieser Gedanke denn im Gedichte selbst wahrhaftig „klar genug hervortritt":

Aus der Lateiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn,
Aus diesem Lenz, inkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erstehn.

und wieder:

Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!
Denn Schlacht und Sturm ist euch vorausgezeigt,
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht.
In euerm Tempel haften wird sein Speer,
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Man sieht wohl, einen weltgeschichtlichen Stoff und keine Anekdote behandelt diese Romanze. Was von jenem Tadel noch übrigbleibt, kann sich also nur noch auf die Ausführung beziehen; und wenn wir denselben recht verstehen, so träfe er hauptsächlich die schlicht erzählende, undramatische Form, die der Dichter diesmal wie in einigen andern Romanzen und Balladen zur Darstellung gewählt hat. Sollte denn aber diese Form, die übrigens bei Uhland die lyrische und dramatische keineswegs überwiegt, von der Romanzenpoesie ganz ausgeschlossen werden müssen, und gibt es nicht Stoffe, die reich an poetischem Gehalte sind und dennoch keine andere Behandlung als die des schlichten Erzählens zulassen, wobei doch, wie die vorliegende Romanze beweist, dem Sinn und der Phantasie noch ein genügender Spielraum gelassen wird. So mögen denn Uhland's Schüler, welche immerhin die referirende Form zu oft und bequem gebraucht haben mögen, jenen Tadel für sich hinnehmen, und G. Schwab, des Ref. recht guter Freund, hat ohne Zweifel seine Lehre daraus für sich gezogen; auf ihren Meister aber können sie solchen ungegründeten Vorwurf nicht kommen lassen. Auch muß jener Tadel für das

deutsche Publicum wirklich „schwierig zu begreifen" sein; denn wenn ein großer Theil der Uhland'schen Poesie so sehr an Kleinlichkeit des Stoffes und Einseitigkeit der Behandlung krankte, so würde es schwerlich innerhalb 16 Jahren nach den fünf Auflagen dieses Lyrikers so gierig gegriffen haben, daß wir sogar diese Anzeige der noch nicht vor Jahresfrist erschienenen fünften Auflage zu schließen und abzusenden uns beeilen müssen, wenn sie noch vor Erscheinen der sechsten abgedruckt werden soll. 23.

Der Papst im Unterrocke. Ein historischer Roman von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Zwei Theile. Stuttgart, Brodhag. 1832. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Zufall hat es gefügt, daß uns „Scipio Cicala" *) und der obengenannte Roman zu gleicher Zeit zukamen. Nachdem wir uns an jenem glänzenden, lebensvollen und an dem mannichfachsten Interesse so reichen Gemälde gelabt hatten, mundete uns „Der Papst im Unterrocke" nicht besser wie einem Weintrinker ein Glas Wigenhäuser nach einer Flasche Steinberger erster Qualität. Wir glaubten, uns den Gaumen durch den Genuß des seltenen Getränkes verwöhnt zu haben, und ließen die Bruckbräu'sche Gabe volle 14 Tage liegen; der Wigenhäuser war aber sauer und blieb sauer. Herr B. sagt in der Vorrede, er erzähle hier nur die alte Sage von der Päpstin Johanna. Wir wünschten, er hätte gar nichts in der Vorrede gesagt und nur die alte Sage erzählt. Dies wäre mit einer Druckseite abzuthun gewesen, und die Verlagshandlung hätte sich bedeutende Kosten erspart; daß sich der Verf. einige Mühe erspart hätte, wollen wir nicht sagen, da ihm das Büchermachen keine Mühe zu machen scheint. Wenden wir uns von dem langweiligen Machwerk zu der Sage, der vielbesprochenen; wenn wir keine romantischen Lumpen um unsere Darstellung winden, wie Herr B. um die seinige, so hoffen wir die Leser dadurch mit uns zu versöhnen, daß wir keine Abgeschmacktheiten für historische Thatsachen ausgeben.

Die Sage, daß im 9. Jahrhundert ein Weib unerkannt den päpstlichen Thron bestiegen habe, über zwei Jahre im Besitze desselben geblieben und endlich bei der Niederkunft mit einem Kinde gestorben sei, diese Sage hält wol Niemand mehr für etwas Anderes denn für eine Sage, d. h. eine Fabel. Man hätte sie gewiß schon früher allgemeiner, als dies der Fall war, dafür genommen, wenn nicht das Interesse den gegen das Papstthum polemisirenden Theologen im Wege gestanden hätte. Allein, woher entstand diese Sage? Wie hat sie sich ausgebildet? Diese Fragen zu beantworten haben zwar schon Viele versucht; allein keine Beantwortung hat bis jetzt besondern Beifall gefunden.

Die meisten Fabeln, durch welche die ältere Geschichte entstellt ist, sind keine aus der Luft gegriffene Dichtungen, sondern sie gründen sich auf wirkliche Thatsachen. Daß auch die in Frage stehende Fabel durch Veranlassung einer Thatsache entstanden sei, ist schon oft vermuthet worden, und allerdings sind auch mehre Gründe dafür vorhanden. Nur aber hat es bisher noch nicht gelingen wollen, den Ursprung derselben auf eine wahrscheinliche Weise zu erklären.

Unter den bisherigen Erklärungsversuchen ist der des Cardinals Baronius noch immer derjenige, welcher am meisten für sich hat. Es soll diesem zufolge der Papst Johannes wegen seines weibischen Charakters Veranlassung gegeben haben, daß man sagte, ein Weib sei unter dem Namen Johannes auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Doch bleiben bei dieser Erklärung noch viele Schwierigkeiten zu beseitigen. Johannes VIII. bekleidete die päpstliche Würde 872—882, die Päpstin Johanna soll aber im J. 858 (nach dem Tode Benedict III.) dazu gelangt sein; jener bekleidete sie zehn Jahre, diese soll sie zwei Jahre, fünf Monate und vier Tage bekleidet haben. Und woher nun die Sage von der Schwangerschaft und Niederkunft dieser Päpstin, welche letztere das gottlose Volk sogar während einer feierlichen Procession erfolgen läßt? Unerklärliche Dinge!

Den neuesten Erklärungsversuch hat C. Blasco gemacht. Dieser scharfsinnige Mann sieht die ganze Sage für eine satirische Allegorie auf die pseudisidorischen Decretalen an. Diese untergeschobenen Decretalen, meint er, habe man mit dem Namen partus papissae bezeichnet, und hierauf seien jene Verse:

Parce pater patrum papissae pandere partum

und dgl. mehr zu beziehen. Kaum würde diese Hypothese einer Erwähnung werth sein, wenn sie nicht einen unerwarteten Beifall bei angesehenen Gelehrten gefunden hätte. Ein berühmter Theologe urtheilt z. B. folgendermaßen über dieselbe: „Wir müssen gestehen, daß unter allen Hypothesen über den Ursprung der Fabel diese als die sinnreichste und wahrscheinlichste uns am besten gefällt. Sie läßt sich mit dem Witz der damaligen Mönche, mit der Einfalt der spätern Historiker und mit der Chronologie am ersten vereinigen." Allein der gelehrte Mann, von welchem diese Worte herrühren, setzte hierbei auch durch ein unbegreifliches Versehen etwas voraus, wovon sich doch auch nicht das Allermindeste beweisen läßt: nämlich, daß der Urheber der pseudisidorischen Decretalen den Namen Johannes Anglicus geführt habe. Johannes Anglicus wird als der Name der Päpstin Johanne angegeben: wenn nun der Urheber der genannten Decretalen den gleichen Namen führte, so möchte sich allerdings die Blasco'sche Hypothese rechtfertigen lassen. Allein der Name des Urhebers jener Decretalen ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt und in der ganzen Geschichte derselben ist der Name Johannes Anglicus unerhört.

Bei Untersuchung der Geschichte dieser Sage ist es nothwendig, die stufenweise Ausbildung derselben zu bemerken.

Die ersten Spuren derselben finden wir in dem „Polychronicon" des Ranolphus Flaviacensis (Buch 5, Cap. 32) und bei Marianus Scotus, der im 11. Jahrhunderte lebte. Daß diese Stelle dem Marianus untergeschoben sei, ist nicht wahrscheinlich. Die Stelle ist folgende:

Anno 853. Anno Lotharii XIII. Leo papa obiit cal. Aug.

Anno 854. Anno Lotharii XIV. Huic successit Joanna, muller, annis 2, mensib. 5, dieb. 4.

Sigebert von Gembloux, der zu Anfang des 12. Jahrhundertes schrieb, geht schon weiter, wenn anders die hierhergehörige Stelle nicht von späterer Hand herrührt. Sie heißt: „A. 854. Die Sage ist, dieser Johannes sei ein Weib und nur Einem vertrauten Diener als solches bekannt gewesen; dieser habe sie umarmt, und sie habe als wirklicher Papst ein Kind geboren." Wir bemerken über diese Stelle Folgendes. Sie setzt voraus, daß von diesem Johannes die Rede gewesen sei; allein man sucht vergebens in dem Vorhergehenden irgend eine Erwähnung desselben. Die nächst vorhergehende, sich auf die Päpste beziehende Nachricht ist, daß Leo V. im Jahre 847 der hundert und erste Papst geworden sei; die nächstfolgende, daß Benedict im Jahre 854 der hundert und zweite Papst geworden. In mehren guten Handschriften fehlt die Stelle von der Johanna ganz. Wenn man dies zusammennimmt, wird es wahrscheinlich, daß die Stelle ursprünglich eine Anmerkung war, welche sich ein Leser zu irgend einem Päpsteverzeichnisse, worin ein Johannes hier eingeschoben, aber nicht mitgezählt war, beigesetzt hatte und welche sich nachher in die Chronographie des Siegbert verirrte. Es ist keine seltene Erscheinung, da und dort in Chroniken dergl. Stellen zu bemerken, welche nicht dahin, sondern in ganz andere Schriften gehören. Mit unserer Stelle kann es daher derselbe Fall gewesen sein.

Gegen das Ende des 13. Jahrhundertes erzählt Martinus Polonus (denn die Echtheit der Stelle läßt sich mit Grund

*) Hierüber hoffen wir bald ausführlich berichten zu können.
D. Red.

nicht bezweifeln) auf folgende Weise: „Johannes Anglicus, aus Mainz gebürtig, saß zwei Jahre fünf Monate auf dem päpstlichen Throne. Er starb zu Rom und das Papstthum blieb einen Monat erledigt. Er soll ein Weib gewesen sein, das in früher Jugend von einem Liebhaber in männlicher Kleidung nach Athen geführt und in verschiedenen Wissenschaften so weit gebracht wurde, daß ihm Niemand gleichkam und später seine Vorlesungen zu Rom die berühmtesten Gelehrten anzogen. Da diese Frau durch ihren Lebenswandel und ihr Wissen in der Stadt sehr hoch stand, wurde sie zum Papste erwählt. Während ihres Papstthums umarmte sie ein Diener; da sie aber die Zeit der Niederkunft nicht kannte, gebar sie auf dem Weg von St.-Peter in den Lateran, zwischen dem Colosseum und der St.-Clemenskirche, starb dann daselbst und soll auch da begraben worden sein."

Im 14. Jahrhunderte, wo diese Sage bis zum Ekel oft wiederholt wird, beruft man sich auf Bildsäulen dieser Päpstin, bis endlich die Fabel von der sella stercoraria noch hinzukommt. Die Nachrichten aus dieser Zeit schwanken auch hinsichtlich des Namens. Das Weib wird bald Johanna, bald Agnes, bald Giselberta, bald wieder anders genannt. Dieses Schwanken muß darin seinen Grund gehabt haben, daß die Tradition selbst hierüber ungewiß war; denn wären die ältern Sagen in Betreff des Namens Johanna ebenso einstimmig gewesen, wie es die wenigen, schriftlich auf uns gekommenen ältern Nachrichten sind, so würde jetzt keine Ungewißheit wegen des Namens haben entstehen können.

Nach diesen Daten zu urtheilen bestand die Sage zuerst darin, daß in jener Zeit ein Weib zur päpstlichen Würde gelangt sei. Später setzte man hinzu, sie sei während ihres Papstthums schwanger geworden. Noch später fügte man bei, sie sei aus Mainz gebürtig gewesen, habe zu Athen studirt, sei auf dem Wege vom Vatican zum Lateran niedergekommen und dabei gestorben. Endlich sprach man auch von Bildsäulen, welche das Andenken jener Begebenheiten erhalten sollte. 56.

Die Reformbill und das letzte unreformirte Unterhaus.

Wie zuweilen das Spiegelbild der Sonne, bevor sie noch über den Horizont heraufgestiegen, in den Wolken erscheint, so schreiten oft die Geister großer Ereignisse den letztern voran, und die Zukunft wandelt neben der Gegenwart einher. Das Buch der Geschichte bietet davon tausend Beispiele, und die große Zeit, in der wir leben, hat mehr als einen Beweis dazu geliefert. Nur das welthistorische Ereigniß, die englische Reform, wollen wir in dieser Hinsicht ins Auge fassen. Die Zeit hatte diese Frucht langjähriger Bestrebungen gereift; das Volk von Altengland wollte sie brechen und genießen; die Sitzungen des unreformirten Unterhauses belebte der wohlthätige Geist der großen Maßregel, und als es sein Vertrauen jedem der Reform ungünstigen Ministerium versagte, handelte es einem reformirten gleich. Was blieb demnach noch zu thun? Nichts als durch Gesetzeskraft dem Geiste der öffentlichen Meinung Gestalt und Stetigkeit zu geben.

„Warum", fragte Sir Robert Peel im Geiste jener Staatsmänner, die nur der Gegenwart ihre Aufmerksamkeit zuwenden und für den augenblicklichen Frieden mehr als für dessen Fortdauer sorgen, „warum wollt ihr das Parlament volksthümlicher gestalten, da schon jetzt des Volkes Einfluß alle seine Beschlüsse leitet?" — „Weil wir diesen vorübergehenden Einfluß fest begründen wollen", lautete die Antwort. — Nachdem Polen getheilt worden, erhielt es meistentheils bessere Regierungsformen, als es vorher besaß. Aber wer bürgte für das Bestehen dieses Bessern? Die Laune Fremder hatte darüber zu bestimmen. Eine nur moralische Reform des Unterhauses besäße keine andere Garantie für ihr Bestehen. Des Volkes gesteigerte Theilnahme bleibt sich nicht fortwährend gleich; sein Ruf könnte sich weniger hörbar vernehmen lassen, und sein Lispeln würde nicht wichtig genug geachtet werden, wie man gemeinhin die Verminderung des Festlandes durch das Meer nur seinem stürmischen Andrange zuschreibt und darüber vergißt, daß es täglich in schweigender Ruhe seinen hemmenden Gegner untergräbt und dann mit größerer Leichtigkeit beim kleinsten Sturme Massen desselben verschlingt. Solchen Wirkungen vorzubeugen, vermochte der im letzten Unterhaus vorherrschende Geist der Reform nur dann, wenn ihm für immer Sitz und Stimme dort eingeräumt wurde. Mit Muth und Würde errang das englische Volk und das Haus seiner Repräsentanten dieses große Ziel. Als die Bill abermals vom Oberhause verworfen worden und die Minister ihre Entlassung gegeben hatten, die Nation in gerechtem Zorne sich erhob, ein Schrei der Entrüstung, der Sturmglocke gleich, durchs ganze Land ertönte, Handel und Gewerbe plötzlich stockten und sich alle Vorzeichen eines furchtbaren Sturmes am Himmel zeigten, da rettete das Unterhaus das Land vor seiner Wuth. Herrschen nur oder vertrauen kann ein Volk; auf seine Gewalt verzichtet es nur zu Gunsten Dessen, dem es vertraut. Revolutionen entstehen nur aus einem Grunde: aus der Vernichtung des den Staatsgewalten bisher geschenkten Vertrauens. Und auf wen sollte das englische Volk in jenem Augenblicke bauen? Auf den König — dieser Zauber war gelöst, diese kräftige Stütze zerfallen; auf das Ministerium — das neue Ministerium bestand aus seinen heftigsten Gegnern. Hätte das Unterhaus nur einen Augenblick gewankt, so war das Gleichgewicht verloren, und des Volkes Frieden wäre für die gegenwärtige Generation in Trümmer zerborsten. Aber die Volksvertreter bewiesen sich des in sie gesetzten Zutrauens würdig. In entschiedener Weise votirten sie, ihr Vertrauen gehöre den abgegangenen Ministern, und für ihre Nachfolger besäßen sie keines. Den letztern blieb unter diesen Umständen nur die augenblickliche Auflösung des Parlamentes übrig; ein Schritt, dem sich die Aristokratie nicht gewachsen fühlte, obgleich der Herzog von Wellington an ihrer Spitze stand. Sie räumte beschämt das Feld. — Welch ein Abend für einen künftigen Clarendon war der, an welchem Lord Ebrington seinen Antrag auf eine Adresse an den König machte! Es lag etwas beinah Furchtbares in der Entschlossenheit der Majorität, und der augenblickliche Sieg der Tories schrumpfte davor zu einer vor sich selbst erschreckenden Jammergestalt zusammen. Aller Muth entfiel ihnen: „Es ist aus mit uns!" sagte ein zu einem Amte berufener Tory; „selbst Kanzler der Schatzkammer möcht' ich um keinen Preis werden." S.

Notizen.

Ein italienischer Priester, S. Moccia, 50 Jahr alt und ausgezeichnet wegen seiner seltenen Kenntniß des classischen Alterthums, soll, wie ein florentiner Journal erzählt, auf außerordentliche Weise mit der Kraft, sich über dem Wasser zu erhalten, begabt sein. In den reißendsten Strömen, auf der tobenden See, in den wildesten Strudeln sogar erhält er sich auf der Oberfläche des Wassers. Bei warmem, ruhigem Wetter legt er sich mit übereinandergeschlagenen Armen auf die Wellen und überläßt sich dem Schlafe, indem er sich bald auf diese bald auf jene Seite wie in einem Bette wendet. Das Geheimniß dieser wunderbaren Schwimmkraft liegt in dem Umstande verborgen, daß Herr Moccia 30 Pfund weniger als ein seinem Körper angemessenes Quantum Wasser wiegt.

Kohlrausch's früher in den deutsch-russischen Provinzen verbotener „Chronolog. Abriß der Weltgesch." wird jetzt von E. Olbekop in das Russische — natürlich russischen Bedürfnissen gemäß! — übersetzt und soll in den Schulen des Reiches eingeführt werden. 153.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 366. — 31. Dezember 1832.

Mediziniſche Gedichte des Mittelalters.

Gute Recepte, hat ein verſtändiger Mann geſagt, wären gute Einfälle, die man ſammeln und aufheben müſſe. Der Mann iſt nun todt, aber ſeine Erben, die einen reichlichen Vorrath davon vorfanden, könnten ihrem Vorfahren ein geſchichtliches Denkmal ſtiften, wenn ſie alle herausſuchten und herausgäben, die zu irgend einer Zeit in vorzüglichem Anſehen ſtanden. Denn legte man die Predigten dazu, die um dieſelbe Zeit erbauten und rührten, die Schauſpiele, zu denen man damals ſich drängte, und etwa noch ein paar Küchenzettel von Geburtstagsſchmäuſen u. ſ. w., ſo müßte es ſchlimm um die Divinationsgabe unſerer Zeit ſtehen, wenn man nicht die Phyſiognomik jener beſtimmten vergangenen herausbringen wollte. Alle Elemente wären dadurch beiſammen, um zu ermeſſen, was draſtiſch auf die Körper und das bischen Seele einwirkte, das man in den Körpern vorausſetzt; was beſonders ihren Glauben anregte, den kräftigſten Hebel ſonach, der die Getriebe der Geſellſchaft mit im Umſchwunge hält. Durch die Recepte käme man namentlich hinter Das, was ſie wirklich geglaubt, worauf ſie ihre Zuverſicht geſetzt, und wovon ſie das nächſte Heil ſich verſprochen. Leider iſt das ſchwerer ausfindig zu machen, als die Syſtemleute ſich denken. Häufig liegt es dann am tiefſten verſteckt, wenn es thut, als wärme es ſich an der Sonne. Die Glaubensbekenntniſſe, die in den Kirchen abgeſungen, die von Rednerbühnen proclamirt werden, geben ebenſo viel Aufſchluß über Das, woran die Meinung der Menſchen ſich klammert als die fata morgana über das Daſein von Waſſer dem Wanderer in der Sandwüſte. Aber erfahren wir, daß im Mittelalter die Leute, um gegen Gift ſich zu ſchützen, zwanzig Rautenblätter mit Salz und zwei große cariſche Nüſſe auf nüchternen Magen früh aßen, wie Mithridates gethan haben ſoll, dann wiſſen wir, woran wir ſind; dann kennen wir unſere Leute wie unſere Nachbarn, wenn ſie mit Milchzucker und ein bischen Gift ſich ſicher gegen wer weiß was Alles glauben. Recepte ſind und bleiben ſonach ein Schatz, beſonders ſolche, die hinter dem Rücken des Hausarztes in die Apotheken geſchickt werden, und ein Verdienſt erwirbt ſich, wer ſolche Recepte um der allgemeinen Verſtändlichkeit willen in allgemein lesbare Buchſtaben überſetzt in die Welt fördert.

Ein ſolches Verdienſt hat ſich nach ſehr vielen Andern der Profeſſor Dr. Choulant zu Dresden erworben, der in einem ſehr eleganten Octavbande, als Fortſetzung ſeines vor ſechs Jahren herausgegebenen Aegidius von Corbeil, jetzt die mediziniſchen Gedichte des Macer Floridus über die Kräfte der Pflanzen zugleich mit ein paar gleichinhaltigen Gedichten des Walafrid Strabo, Otho von Cremona und Johannes Folcz hat folgen laſſen. („Macer Floridus de viribus herbarum una cum Walafredi Strabonis, Othonis Cremonensis et Joannis Folcz carminibus similis argumenti, quae secundum codices manuscriptos et veteres editiones recensuit, supplevit et adnotatione critica instruxit Lud. Choulant. Accedit Anonymi carmen graecum de herbis, quod e codice Vindobonensi auxit et cum Godofr. Hermanni suisque emendationibus edidit Jul. Sillig.“ Leipzig, Voß. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.) Macer Floridus, deſſen Recepte in poetiſcher Einkleidung hier mit einer kritiſchen Genauigkeit und Sorgfalt bekanntgemacht werden, wie ſie den wichtigſten Erſcheinungen der Literatur immer zu wünſchen wäre, muß ungefähr um das 10. Jahrhundert gelebt haben, wenn der Name nicht überhaupt ein erborgter iſt, der durch Odo von Meudon zu erſetzen wäre. Aber mag dieſer angebliche Macer geweſen ſein, wer er wolle, die Erneuerung ſeines Andenkens hat er verdient, denn Jahrhunderte lang hat man an die Recepte geglaubt, die er in ſeinem Werke zuſammengetragen hat, und bis auf Theophraſtus Paracelſus hat man ſeine Vorſchriften ſtudirt, es mit ſeinen Ausſprüchen gehalten. Zwar iſt die Hauptquelle ſeiner traditionnellen Weisheit Dioskorides und Galenus, die er aus Ueberſetzungen gekannt zu haben ſcheint, und Plinius' Naturgeſchichte, aber er hatte ſie mit den Augen und der Sinnigkeit ſeines Jahrhunderts ſtudirt, und dadurch ſowie durch Das, was ihm eigenthümlich iſt, wird er zum ſelbſtändigen Charakteriſtiker ſeines Jahrhunderts. Siebenundſiebenzig verſchiedene Erzeugniſſe des Pflanzenreichs (darunter Veilchen, Roſen und Lilien, ebenſo gut als Galgant, Zittwer und Aloe) machen den Schatz ſeines Medizinkaſtens aus, und die Einfachheit, mit der er ihn anzuwenden vorſchreibt, beſtärkt in dem Vertrauen, daß man nicht vergeblich bei gehörigem Glauben und hinreichender Diät ſich an ihn wandte. Mit Recht hat Prof. Choulant, der zwölf Handſchriften und zehn Ausgaben zur Feſtſetzung des Textes zu

Rathe gezogen, zwanzig andere Recepte als unechte von den anerkannten getrennt, worin allerlei Dinge verordnet werden, die man jetzt wenigstens öffentlich nicht gern mehr gebraucht, wie Spinnweben, Schaf- und Kuhmist. Aber es gibt auch noch andere Gründe, diese Recepte zu verwerfen, die schon beim Vorlesen einleuchten, abgesehen davon, daß sie den ältern Ausgaben fehlen.

Walafrid „Strabo's Gärtchen", ein Gedicht von 443 Versen, das dem im J. 872 verstorbenen Abte zu Sanct-Gallen, Grimoald, gewidmet war, ist ein nicht unbedeutender Beitrag zur Geschichte der Horticultur (Paestana ars hier genannt), die von der Pflege heilbringender Pflanzen zunächst ausging. Die Gewächse, die in seinem Gärtchen Strabo (ein Mönch aus der sanct-galler, später der fuldischen Klosterschule, der 842 Abt im Kloster Reichenau, konstanzer Diöces, ward und 849 in Frankreich starb) pflegt und zieht, sind daher fast alle durch medizinische Wirkungen empfohlen. Doch wäre zu wünschen, daß der gelehrte Herausgeber, der über die bei Macer vorkommenden Pflanzenarten so ausreichende Belehrung in den Prolegomenen (S. 3—13) gegeben hat, auch um der Laien willen über die Sträucher des „Gärtchens" einige Erklärungen zugespritzt hätte, um sie nicht im Zweifel zu lassen, welche Ambrosia (S. 154) gemeint sei, und was sie bei der Sclaria sich zu denken haben. — Der sehr sorgfältig geglättete Text bietet jedoch immer noch eine und die andere Schwierigkeit dar, und es gibt Stellen darin, wo der vom Metrum genirte Poet die Satzordnung aufzufinden sehr erschwert hat. Sein Lob der Rose, die er mit der Lilie zusammenstellt, könnte als Aufgabe zum Uebersetzen anempfohlen werden. Eigentlich ein medizinisches Waaren-Lexikon in leoninischen Versen, das kurz und eigenthümlich die Eigenschaften der Stoffe angibt, aus denen man im 15. Jahrhunderte die meisten Heilmittel zusammensetzte, ist des Otho von Cremona Schriftchen: „De electione et viribus medicamentorum simplicium et compositorum", das hier zum ersten Male aus einer leipziger Handschrift viel vervollständigt und berichtigt erscheint. Für die Nemnich liegt im ersten Theile ein Schatz von zu benutzenden Bemerkungen niedergelegt, die gewiß nicht werden übersehen werden; denn was zur Einrichtung einer Reiseapotheke von einfachem Stoffe verlangt wurde, finden sie hier verzeichnet; gegen welche Uebel die zusammengesetzten Salben, Latwergen und Säfte vorzugsweise angewandt wurden, gibt dann der zweite Theil an; aber man erwarte nicht in den kurzen Reimversen so gründliche Belehrungen zu finden, wie bei Aegidius von Corbeil, dessen Bücher „De laudibus et virtutibus compositorum medicaminum" im ersten Bande dieser Sammlung (Leipzig, 1826) vorausgingen. — Mehr als einen Scherz scheint der mit den Schätzen aller Literaturen vertraute Herausgeber Hans Folz's, eines nürnberger Barbiers, der um 1480 lebte, Confectbuch oder „Liber collationum", auch „Vitaspatrum" genannt, beigefügt zu haben, obgleich es zu seiner Zeit auch wol seine Freunde gehabt hat, da es auf den Titel: „der Veter Leben", darum nach V. 17 Anspruch macht, weil es die Heilmittel dem Geschmacke alter Leute zusagender zu machen beabsichtige.

Auffallend ist, daß die Dichter, deren Vorschriften hier zusammengestellt sind, zwar wol mancherlei den Heilmitteln nachrühmen, was nicht immer eintreffen mag, daß aber kein Einziger von ihnen erzählt, sie vermöchten etwas gegen Zauber und Einfluß des Teufels. Ein Grieche, dessen Gedicht über die Pflanzen der Herausgeber des Plinius, Dr. Sillig, bereichert und berichtigt aus eignem Schatze, durch Lesarten einer wiener Handschrift, die Hofrath Weigel verglichen hatte und durch Emendationen vom Prof. G. Hermann in Leipzig zu dieser interessanten Sammlung gegeben hat, versäumt jedoch nie bei den Pflanzen, deren Kräfte er anpreist, auch ihrer Macht gegen Bezauberungen zu gedenken. Sonach fehlt auch dieser Vorzug dem Werke nicht, um diesen eigenthümlichen Zug in dem Gesichte jener Zeit uns zu vergegenwärtigen. Es sind nur 16 Pflanzen, deren Kräfte mit mehr Redeprunk als von den Lateinern die ihren gerühmt werden; aber von fast allen weiß er abwehrende Kraft zu erwähnen, und die Auswahl des Griechen ist schon darum belehrend. Auch das Moly ist unter diesen Pflanzen, das alte Homerische Zauberkraut, über das jedoch die gelehrten Bearbeiter des Textes (denn Dr. Sillig tritt mit rühmenswerther Bescheidenheit einen großen Theil seines Verdienstes an Prof. Hermann ab, der seinen Scharfsinn an so vielen Stellen bewährt hat) dem Leser nichts weiter verrathen, als was im Texte und in den magern Scholien steht. Kaum werden die Leser ihnen Dank wissen, daß sie gar zu gewissenhaft sich auf die Verpflichtungen kritischer Herausgeber beschränkten. Es trifft sich so selten, daß drei solche Kenner der Sprachen und Sachen zusammenkommen wie hier! Wie reichlich hätte die Belehrung ausfallen können. Blos auf Theophrast, Dioskorides u. s. w., die Hauptquelle der hier in heroische Verse gebrachten Vorschriften und Notizen, ist in den Noten mit den wenigst möglichen Worten manchmal verwiesen; aber hätte Prof. Choulant in einem Anhange die Nachweisungen zusammengestellt, wie er es über die Pflanzen des Macer gethan hat, kein Mensch würde ihn beschuldigt haben, daß er etwas Ueberflüssiges gegeben. Die Schrift freilich ist zu jung, wie die ganze Sprache darthut (man vergleiche auch Choulant's „Handbuch der Bücherkunde, in Beziehung auf die Schriften der Aerzte des Alterthums", Leipzig, 1827. S. 81), als daß man sich schmeicheln dürfte, ein treues Bild der frischen griechischen Zeit dadurch zu gewinnen; aber so ganz unähnlich ist es auch in dieser Entstellung nicht dem Urbilde seiner jugendkräftigen Periode; denn auch damals wie in allen Zeiten des griechischen Alterthums galten Besprechungen etwas, standen Phylakterien in Ansehen, und schützte man sich durch äußere Anhängsel.

Mag der Herausgeber, der über die Geschichte der Medizin im Mittelalter aus diesem Stoffe selbst die besten Folgerungen zu ziehen versteht, wie seine so geistreichen Vorreden beweisen, die fernern Mittheilungen dieser Art nicht zu lange vorenthalten, und mag er, in

seiner so anziehenden Weise die Geschichte der mittelalterlichen Medizin vollständig vortragen, für die er durch das ebenso elegante als gelehrte Buch so tüchtig vorgearbeitet hat. 31.

Aux armes, citoyens!

Ein neuer Krieg droht sich von Osten her über Frankreich und Deutschland zu ergießen, aber die Leser dürfen nicht darob erschrecken, denn es ist ein classischer, und bis jetzt sind nur wenige Bogenschüsse von den Ufern des Ganges her gefallen. Freilich waren die Pfeile in etwas Choleragift getaucht, aber sie geriethen noch so ziemlich ins Blaue, und ein rüstiger Kämpfer hat sich bereits gefunden, der den zugleich hingeworfenen Handschuh ritterlich aufgehoben sowie das europäische Geschütz gerichtet hat. Indessen rückt der Feind näher und mag leichtlich in Altengland Bundestruppen finden, daher die ebenbürtigen Kampfgenossen ihre Dinte in Bereitschaft halten mögen, um die etwaigen congreviſchen Raketen zu löschen. Die Sache ist diese. Herr Horace Hayman Wilson, Secretair der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta und Herausgeber des Sanscritwörterbuchs, bewarb sich um die zu Oxford neu fundirte Professur des Sanscrit und erhielt sie wie billig, da ihm in England wol nur der gründliche Haughton wäre vorzuziehen gewesen. Bei seiner Eingabe hatte Wilson die Unvorsichtigkeit, zu behaupten: das erste Erforderniß für einen Professor des Sanscrit sei durchaus, daß er seine Studien in Indien selbst gemacht habe; die Gelehrten des Continents besonders hätten keine Belesenheit in sanscritischen Schriften, ihre Kenntnisse seien von sehr elementarischer Art (of the most elementary kind), wie die Arbeiten Bopp's, und Hr. von Schlegel habe bis jetzt an keinen Schriftsteller sich gewagt, der nicht schon zuvor durch englische Gelehrte sei übersetzt worden. Diese harten Anklagepunkte waren keineswegs als vertrauliche Mittheilung zu betrachten; sie wurden, da W. den uneingeschränktesten Gebrauch verstattet, sofort gedruckt und von Schlegel auf eine würdige aber scharfe Weise in einem Briefe an Wilson beantwortet. Schlegel zeigt darin, und er konnte es mit Fug und Recht, daß die einzigen Sanscritwerke, welche bis jetzt kritisch bearbeitet und durch gereinigten Text beim Unterrichte mit Sicherheit konnten gebraucht werden, auf dem Continente erschienen seien; daß seine eignen Ausgaben, gerade von den besten Werken, diesen Zweck im Auge gehabt und wenigstens das Verdienst hätten, die unbegreiflichen Misverständnisse seiner Vorgänger zu tilgen, worüber eine Anlage, Stellen des „Hitopadesas" betreffend, die vollgültigsten Beweise liefert; er zeigt ferner, daß die Arbeiten des Herrn Wilson, besonders der „Meghaduta" und die Geschichte von Kasmir, die gröbsten Verstöße gegen Grammatik und Sinn enthalten, weil sie eben das Elementarische verschmähen und mehr schöngeisternd in den Bildern schwelgen. Es hätte noch die Uebersetzung des „Theaters" können hinzugefügt werden, welche durchweg shakspearisirt und die schwierigen Stellen umschreibt, wie sich jetzt durch vier im Original erschienene Dramen beweisen läßt. Endlich meint euch Schlegel, er befinde sich in guter Gesellschaft und nennt mehre Gelehrte, welche derselbe Tadel treffe; einige stehen wol nur der Ehre wegen da, jedoch werden auch die Ausgelassenen: Benary, Bohlen, Frank, Rosegarten u. A., gern und willig das Panier für die gute Sache ergreifen.

Als Vortruppen gehen diesem geharnischten Briefe die früher geschriebenen „Reflexions sur l'étude des langues asiatiques" voran; auch sie schreiten keck und muthig vor und könnten eine Kriegserklärung an die Briten überhaupt scheinen, wenn sie nicht gerade jetzt den wahren Keil der Phalanx mit Nachdruck gegen Wilson richteten. Sie sind in Form eines Briefes und mit aller der Eleganz, die man an Schlegel gewohnt ist, dem classischen Parlamentsredner, dem Stifter der gelehrten Gesellschaft zu Bombay, Sir James Mackintosh, zugeeignet und knüpfen sich zunächst an den orientalischen Uebersetzungscommittee, welcher sich seit 1828 im Schooße der asiatischen Gesellschaft gebildet hat. Schon Sacy hatte die Einseitigkeit des ganzen Plans, nach welchem nur englische Uebersetzungen und zwar ohne Original zur Aufgabe gemacht waren, beleuchtet, und die Gesellschaft selbst ist von ihren Grundsätzen bereits insofern abgewichen, als sie von wichtigern Werken zugleich den Text liefert und lateinische Uebertragungen zuläßt. Allein Schlegel geht noch weiter und tritt als beredter Lobredner der deutschen Sprache auf, welche für gewisse orientalische Idiome das biegsamste und kräftigste Organ sei; er verbreitet sich über den ganzen Umfang des Prospectus, der im Anhange abgedruckt ist und verweilt mit Liebe bei der indischen Literatur, indem er den englischen Gelehrten zeigt, was hier noch zu thun sei, und was namentlich sie zu thun den Beruf hätten. Dieser Tadel hat seine volle Richtigkeit, da außer dem ehrwürdigen Veteranen Colebrooke, dem achtungswerthen aber ebenfalls altersschwachen Wilkins und endlich Haughton, der aus Indiens heißer Zone Augenschwäche und Kränklichkeit heimgebracht hat, Niemand in England weilt, dem die Sanscritstudien sonderlich am Herzen liegen, denn zu den Einheimischen dürfen wir unsern gründlichen und liebenswürdigen Rosen doch nicht rechnen. In der Grammatik, zeigt Schlegel, sei nichts für die Syntax und die Regeln des Accents geschehen, die einheimische, zum Verständnisse der Commentatoren und als eigentliche Grundlage des ganzen Gebäudes so ungemein wichtig, durchaus vernachlässigt. Bopp's Studien und Vorliebe für vergleichende Grammatik werden gebilligt, aber seine Neuerungen getadelt; gegen Othm. Frank tritt Schlegel auch hier mit mehr Schärfe auf, als es der Mann verdient, welcher mit seiner Sprachlehre in Deutschland Bahn gebrochen, der manches Gute, wie unter Anderm die technischen Ausdrücke, hat, und der mit eigner Hand die Devanagarischrift mühsam lithographiren mußte. Das Lexikon von Wilson zeige viele Mängel, zum Theil durch die Ordnung der Begriffe, zum Theil durch seine Unvollständigkeit, und die neue Ausgabe werde schwerlich solche beseitigen; auch der Amarakoscha verdiene eine neue Bearbeitung. Die Ausgaben indischer Classiker von Kalkutta seien sehr incorrect und nur als vervielfältigte Handschriften anzusehen, die Uebersetzungen der Engländer meist sehr ungenau, und außerdem für Astronomie, Philosophie, Geographie, Natur- und Kunstgeschichte, Paläographie und überhaupt für die gesammte Alterthumswissenschaft so gut wie gar nichts geschehen. Dies ist der summarische Inhalt dieser Reflexionen, die auf die vielfältigste Weise anzuregen im Stande sind, und denen wir ein größeres Publicum wünschen möchten, da sie gerade dem Laien eine belehrende und zugleich unterhaltende Uebersicht der fraglichen Gegenstände gewähren. Nur hüte sich dieser, dem Herrn von Schlegel unbedingt zu trauen, daß Mohammed und dessen Lehre alle Künste in ihrem Keime erstickt hätten, worüber Hammer und Rosegarten mit Recht anders urtheilen. Schlegel ist gegen die arabische und persische Literatur eingenommen; aber es ist unbillig, auf ihre Kosten die indische zu erheben, und man könnte hier leicht entgegen: „ars non habet osorem nisi ignorantem." Der Verf. greift aus einem sehr späten Producte, dem „Besari Danisch" — so ist zu schreiben — aufs Gerathewohl eine geschmacklose Stelle mit überfüllten Metaphern heraus und macht sich anheischig solche Prosa „im Spazieren, im Bade, zu Pferde, bei Tische, beim Thee, im Bette, ja fast im Schlafe zu dictiren"; wir glauben es ihm gern und wollen nicht die verschrobenen Erzeugnisse des spätern Indiens dagegen halten, um nicht die Waffen gegen unsern ritterlichen Vorkämpfer ergreifen zu dürfen. 160.

Souvenirs de Ch. Victor de Bonstetten écrits en 1831. Deuxième édition. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1832. 12. 10 Gr.

Ein Greis, der erzählen will, erzählen kann, weil er viel erlebt und gesehen, den seine Freunde alle lieben, ja in den sie sich verlieben, sodaß Zschokke von ihm schreibt: „Was Ninon

l'Enclos unter den Frauen war, das ist der achtzigjährige Freund Matthissen's und Müller's unter den Männern und Weisen dieser Zeit." Wie wird es uns nicht anziehen, wie gern werden Hörer und Leser sich um ihn sammeln! Besonders Ref. hat immer gern erzählenden Greisen zugehört, welche zum Theil mit bewundernswürdigem Gedächtniß Dinge und Personen vergangener Tage nach aller Besonderheit mit anschaulichster Eigenthümlichkeit vorzuführen wußten. Als unsern Schweizer eine Freundin aufforderte, seine Erinnerungen fortzusetzen, deren in seinen gedruckten Briefen vorkommen, erinnert er sich sogleich über 80 mehr oder weniger berühmter Leute, die er vor dem Jahre 1773 gekannt. Er staunt mit Recht über das merkwürdige Phänomen des Gedächtnisses, wodurch ihm sein vergangenes Leben gleich einer in Pompeji aufgegrabenen Statue aus dem Dunkel hervortritt, und er schließt daraus nicht ohne Grund, daß man nichts ganz vergißt, und daß oft nur die Anregung fehlt, es wiederum aufzufrischen.

Dennoch wird unsere Erwartung durch vorliegende „Erinnerungen" nicht ganz befriedigt. Ueber Bern und seine Aristokratie ist der Erzähler am ausführlichsten; die Erziehung war schlecht, doch ist's ein großer Lobspruch, den wir hören: „Das berner Patriciat war unter allen existirenden Regierungen diejenige, welche am meisten die Gesetze des Rechts befolgte." Was über die halbfranzösische Bildung und die Sitten gesagt wird, kennt man schon anderweitig, und der Erzähler verliert sich stark in Reflexionen. Anderes ist nur sehr kurz berührt und schon dadurch etwas trocken. Die Erinnerung an die Gräfin Albany und den Prätendent Karl Eduard, welche für das Anziehendste gelten kann, ward schon in d. Bl. mitgetheilt. Der Erzähler scheint einige Eitelkeit zu besitzen, wenn er glaubt, die Gräfin habe zärtliche Gesinnungen gegen ihn gehegt; doch kann Niemand ihn widerlegen. Die Orthodoxie des großen Haller, und daß er nicht in den kleinen Rath kommen können, blieb nicht unbekannt. Was doch dieser Mann zu leisten im Stande war! Bei einem Besuch trifft B. ihn schreibend, beginnt mit ihm ein Gespräch über den freien Willen; Haller schreibt fort; man bringt englische Zeitungen; er liest sie, ohne mit Schreiben und Sprechen aufzuhören, und weiß hernach, was in den Zeitungsblättern gestanden. Aber um die Erziehung der Kinder kümmerten sich weder Haller noch seine gelehrte Frau, eine Deutsche; man hörte oft von den zerrissenen Strümpfen der Mädchen, welche übrigens wie Gemsen auf den Bergen zu klettern wußten, und B. meint, das Katholischwerden des Enkels möchte wol die Wirkung dieser ungewöhnlichen Erziehungsweise sein. Treffender vielleicht möchte man es eine Transfiguration der Orthodoxie des Großvaters nennen. Ueber Venedig (1773) einige artige Nachrichten, und wie der Verf. mit Masken Freundschaft schließt, ohne daß er ihre Gesichtszüge und ihre Namen kennen lernt. Das Cicisbeat Italiens schildert er von unvortheilhafter Seite, weniger nachsichtig als manche neuere Reisende; wird doch bei Heirathen eine schriftliche Uebereinkunft getroffen, wie viele Monate oder Jahre sich die Gatten treu bleiben wollen! Die wenigen Blätter schließen mit Matthissen, wie B. dessen erste Bekanntschaft gemacht, wie jener eine Zeitlang in der Schweiz gelebt; ihre bis an den Tod fortdauernde Freundschaft hat etwas Rührendes. Wie bald pflegen oft Jugendfreundschaften zu erlöschen!

Um diesen Erinnerungen die eignen anzuschließen, bekennt Ref., daß er den Freund Joh. von Müller's und anderer Schriftsteller einst sehr gewünscht kennen zu lernen und ihn auf einer Reise gesprochen. Die — vielleicht zu hohe — Erwartung blieb unbefriedigt, an ein Verlieben war nicht zu denken. Doch mit Joh. Müller begegnete Vielen Dasselbe, und woran dies gelegen, könnte wol nur ein längerer Umgang entschieden haben. 77.

Notizen.

Ludwig Tieck in Frankreich.

Die bisher in Deutschland vorzugsweise heimische Uebersetzungslust scheint sich nach und nach ins Ausland weiter zu verbreiten und dort auch die Erzeugnisse der deutschen Literatur mit einiger Vorliebe zu beachten. Die Verdienste, welche sich neuerdings Madame Eduige de' Battisti di S.-Giorgio de' Scolari in Verona, um Schiller und Göthe hinsichtlich Italiens erworben hat, sind in deutschen Blättern bereits anerkannt worden, und von der literarischen Thätigkeit dieser seltenen Dame ist wol noch manche Frucht zu erwarten, welche der deutschen Poesie die ehrende Aufmerksamkeit des Auslandes zuwenden wird, als eine späte, wohlverdiente Vergütung für die dem Fremden nur zu leicht gezollte deutsche Bewunderung. Wir müssen jedoch eingestehen, daß die Uebersetzer des Auslandes umsichtiger zu Werke gehen, als dies bisher in Deutschland der Fall war. Sie wählen meistens nur das Bessere und Beste und erweisen dadurch der deutschen Literatur selbst einen großen Dienst. Doch, wir wollten die Aufmerksamkeit unserer Leser hier zunächst für die begonnene Einbürgerung Tieck's in Frankreich in Anspruch nehmen, eines Dichters, der bekanntlich für Verbreitung der Kenntniß fremder Literatur in Deutschland ebenfalls ämsig gewirkt hat. Merkwürdig genug ist es, daß es die Feder einer Dame, der Frau v. Montolieu, war, welche unserm Dichter durch die Uebersetzung seines „Sternbald" („Sternbald ou le peintre voyageur") zuerst die nachbarliche Gunst zuwendete. Ihm folgte 1826 „Der blonde Eckbert" („Egbert-le-Blond"), „Liebeszauber" („Amour et magie"), und „Der gestiefelte Kater" („Le chat botté"). Später erschien unter den von Madame Elise Voïart übersetzten „Petits romans allemands" die Novelle: „Der Gelehrte" („Le savant"), und auch die Novelle „Dichterleben", fand schon einen Uebersetzer, bevor jetzt ihre verschiedenen Abtheilungen unter dem bestimmtern Titel: „Shakspeare et ses contemporains", vereinigt und zum andern Mal übersetzt in der ersten Lieferung der angekündigten „Oeuvres complètes de Ludwig Tieck" erschienen. Mit Recht hält der Uebersetzer unsers berühmten Landsmannes ungekünstelte Wahrheit, doch nicht minder Anmuth, Geist und Witz athmende Schöpfungen für geeignet, den von der convulsivisch bewegten französischen Literatur ermatteten Gemüthern seiner Landsleute eine wohlthätige Erholung zu verschaffen. Insbesondere möchten wir sie den französischen Romantikern mit einer Erinnerung an das gute Sprichwort: „Beispiel ist der beste Lehrmeister", empfehlen. Einer neuen, höchst gelungenen Uebersetzung der Novelle: „Liebeszauber", begegneten wir in einem der jüngsten Hefte der „Revue de Paris" unter dem Titel: „L'enchantement d'amour". Als Uebersetzer hat sich Herr Amédée Prévost aus Genf genannt.

Auf Benjamin Constant's Grab wurde folgende Grabschrift gefunden:

Ci-gît qui combattit avec son sens comm . . . . 1.
L'empire et les Bourbons, et les vainquit tous . . 2.
Des pouvoirs réunis sous le nombre de . . . . . 3.
Il adopta l'esprit sous un fils d'Henri . . . . . 4.
Mais il se déclara l'ennemi d'Henri . . . . . 5.
Sur le banc d'un ministre il se serait as . . . . . 6.
Car il aurait été le plus digne des . . . . . 7.
Mais la mort le surprit en Décembre le . . . . . 8.
Cherchant la liberté comme en quatre-vingt . . . 9.
Passant, pour son repos dis un „de profun . . . . 10."

In Paris will man bemerkt haben, daß fast alle Personen ein Opfer der Cholera geworden, welche sich mit Untersuchung alter Manuscripte u. dgl. beschäftigten. S.

Hierzu die Beilagen Nr. 18 und 19.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 18. 31. Dezember 1832.

Die Grundsätze der Finanz. Eine kritische Entwickelung von Johann Schön. Breslau, W. G. Korn. 1832. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Wäre der Inhalt dieser Kritik der bisherigen Finanzmaximen nicht richtiger als ihr Titel, so würden wir eines großen Vergnügens entbehren, welches wir empfinden, unsere Leser mit jenem vertraut zu machen. Ueber die Abstammung des Wortes, welches der Titel braucht, sagt der Verf. (S. 8): „Die Beschaffung einer regelmäßigen Einnahme zur Bestreitung der Bedürfnisse der Regierungen führt zu den Finanzen. Die Wurzel dieses Wortes ist offenbar das altdeutsche Fin, fein. Davon rührt unmittelbar Fine, eine Steuer, und mittelbar das fränkische *Finance* her. Die Regierungswirthschaft ist allerdings eine feine Kunst." Schwerlich ist diese Derivation dem deutschen Genius angemessen, der zu ernst ist, um ironisch zu erscheinen; auch ist uns gänzlich unbekannt, daß eine Steuer in Deutschland je eine Fine benannt worden sei. Aber im Französischen wird fin ebenso oft figürlich gebraucht als in seiner natürlichen Bedeutung, für listig, verschlagen. Daraus mag wol ein Financier, in derselben Art wie Creancier, entstanden sein. Genug im Französischen ist kein Zweifel, daß la finance eine Steuer, und les finances die Staatseinkünfte, auch die Finanzwissenschaft heißt. Da es nun die letztere ist, welche die vorliegende Schrift beleuchten soll, so durfte auch nicht die Finanz in der Einheit gebraucht werden, sondern es mußte heißen: die Grundsätze der Finanzen, oder der Finanzwissenschaft, oder des Regierungshaushaltes. Die Finanz ist kein deutsches Wort, noch also aufgenommen.

Dagegen ist der Inhalt dieser Schrift sehr ansprechend, überdacht, berichtigend und reich. Je mehr der Verf. es verdient, daß seinem Ideengange nachgegangen werde, desto weniger können wir uns entschließen, denselben durch unsere Bemerkungen zu unterbrechen. Wir werden daher seine Hauptsätze mit seinen Worten wiedergeben und uns begnügen, ein: (.) oder (!) oder (?) oder (—) hinzuzufügen, wovon (.) so viel heißen soll, als ganz einverstanden; (!) vortrefflich; (?) zu bezweifeln, und (—) weiter zu überlegen.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich die Gewißheit der Befriedigung seiner Bedürfnisse verschaffen will. Die Realität dieser Gewißheit erkennen wir in dem Vermögen. Da nun die Gewißheit der bestmöglichen Befriedigung doppelt realisirt werden kann, erstens durch die Fähigkeit, sich die nöthigen Güter beständig zu erwerben, und zweitens durch den Besitz einer Fülle von Gütern, so muß auch ein doppeltes Vermögen unterschieden werden, ein subjectives und ein objectives. (.) Ein hoher Grad des letztern heißt Reichthum. (?) Die Erwerbung des subjectiven Vermögens ist die Vorbereitung zur Oekonomie; die Erwerbung des objectiven Vermögens aber Bestandtheil derselben. Es folgt daraus, daß die Bildungsmittel nicht zu den Zwecken der Oekonomie gehören und doch mit diesen auf das innigste zusammenhängen. (—)

Obgleich der Tausch die Masse der Güter und die Wege des Erwerbes unendlich vervielfältigt, so entfällt seinem Füllhorn doch keine Rose ohne Dornen. Wer für fremde Bedürfnisse arbeitet, muß die Sicherheit haben, seine Producte abzusetzen, sonst verkümmert er auf der aufgespeicherten Menge seiner Erzeugnisse. Er hat einen rohen und reinen Ertrag seiner Oekonomie, und doch kein Einkommen. Der Absatz wird dadurch zu einem Verhältnisse erhoben, welches man mit Güteraufwande sich aneignet oder einander aus der Hand windet. (.)

Vergleichen wir die isolirte Privatökonomie mit der geselligen, so finden wir den Unterschied darin, daß bei der letztern der Eigennutz die Triebfeder ist, welche die Räder der Oekonomie in Bewegung setzt. Der Eigennutz erzeugt einerseits ein Princip des Anschließens und Zusammenwirkens, andererseits ein Princip des Absonderns und der Selbstsucht. Vermöge des erstern entspringt eine stetige Wechselbeziehung der Privatökonomien, eine Theilung und höhere Wiedervereinigung der Arbeiten, eine große Emancipation der Dienstthuenden und eine größere Zahl und Mannichfaltigkeit der Producte. Aus dem andern Princip entsteht jedoch ein fortgesetztes Bestreben nach Uebervortheilung und Beeinträchtigung der Nachbarn, ein beständiger Verrath der allgemeinen und dauernden Interessen und eine Vorliebe für Gewinne, die den Spielgewinnsten ähneln. (!)

Wenn die gesellige Oekonomie eine harmonische sein und das Gute möglichst ohne das Böse entfalten soll, ist erforderlich, daß der Eigennutz unter die Herrschaft des Gemeinsinnes gebracht werde. Vergebens würde man aber erwarten, daß sich jener von selbst unter diese Herrschaft stelle; denn jeder Trieb ist blind. Allerdings würde bei ruhigem Nachdenken der Selbstsüchtige erkennen, daß bei herrschendem Gemeinsinne auch seine Zukunft gesichert sein würde, weil er vor fremder Selbstsucht beschützt wäre; allein der Eigennutz vergißt über dem gegenwärtigen Gewinne die Sorge für die Erhaltung, welche die Zukunft fürchtet. Es kann also die gesellige Oekonomie nur durch eine äußere Autorität, nur im Staatsverbande, unter die Herrschaft des Gemeingeistes gelangen. Da nun eine Menge von Familien, die unter einer höchsten Gewalt vereinigt ist, eine Nation heißt, so trägt die staatsgesellschaftliche Oekonomie mit Recht den Namen der Nationalwirthschaft. (!)

Die Nationalökonomie hat ihren ganz eigenthümlichen Charakter, der sie vornehmlich in zwei Punkten von der blos geselligen unterscheidet. Denn erstens ist in der letztern das Gesammtwohl etwas ganz Zufälliges, in der erstern aber etwas Ausbedungenes, Gewährleistetes. Der Nationalreichthum besteht keineswegs in alle Dem, was den Privatreichthum bildet. Zweitens ist die gesellige Oekonomie etwas ganz Unbegrenztes, die Nationalökonomie aber ein Abgeschlossenes. Die Nation ist gegen das Ausland eine geschlossene Familie, ihre Wirthschaft eine Privatwirthschaft. Es folgt daraus, daß es auch einen Nationaleigennutz gibt; nur ist er durchaus höherer Natur. Nicht ohne Bedeutung bezeichnet man das Staatsinteresse mit dem Worte Staatsraison. Die Nation soll nur das Vernünftige in ihrem Interesse finden. (!)

Adam Smith schwang sich über seine Vorgänger, indem er den Werth der Dinge in die Fähigkeit setzte, ein menschliches Bedürfniß zu befriedigen. Er schöpfte solchergestalt den Begriff eines Gutes und des Reichthums aus der frischen Quelle des Lebens und erwies so Manches als productiv, was die Schule seiner Zeit steril gescholten hatte. Doch war es ihm nicht gegeben, die Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Güter in fortdauerndem Hinblicke auf das Wohlsein als deren Zweck zu behandeln und somit den Einfluß der lebendigen Zustände, Begriffe und Empfindungen der Producenten und Consumenten mit in Anschlag zu bringen. Er abstrahirte gänzlich von dem so relativen Zwecke aller wirthschaftlichen Bestrebungen und beschränkte sich auf die materielle Hervorbringung, als wenn das Zählbare und Wägbare in dem Register der menschlichen Bedürfnisse des Behagens allein eine Stelle finden könnte. Gilt nun die Beförderung eines möglichst großen Vorraths nützlicher materieller Dinge für das oberste Gebot der Regierungen, so laufen sie Gefahr, durch lauter Wohlfahrtspflege das echte Wohlsein zu untergraben. (!)

Die Nationalökonomie kann kein positives Grundprincip für

die Finanzwissenschaft aufstellen, weil sie nur in einigen Punkten mit ihr zusammenhängt und in vielen andern auseinandergeht. Dagegen übt die Nationalökonomie eine negative Bestimmung der Finanzwirthschaft aus. Denn die Finanzen sind ein Selbständiges, von höhern Rücksichten Geleitetes, insofern sie sich auf die Anwendung der materiellen Mittel beziehen; allein sie sind ein Abhängiges, wenn von der Quantität der Ausgaben und von der Qualität der Einnahmen die Rede ist. Die Nationalökonomie bestimmt den Umfang der Mittel, die zur öffentlichen Consumtion bereitliegen, und gibt dadurch ein negatives Regulativ für das gesammte Finanzwesen. Die öffentliche Haushaltung zerfällt nämlich in dreierlei Functionen, in die pecuniäre Abschätzung und Ermittelung des öffentlichen Bedarfs, in die Ausscheidung der erfoderlichen öffentlichen Einkünfte, endlich in die Erhebung und zweckgemäße Ausgabe des bestimmten Einkommens. Diese drei Verrichtungen der finanziellen Thätigkeit greifen tief in das volkswirthschaftliche Treiben ein und müssen daher, wenn auch ihr Ziel ein davon verschiedenes ist, sich gegen die Volkswirthschaft so verhalten, daß sie ihr Getriebe weder stören noch verderben. Sobald sie dieses negative Verhalten aufgeben, gefährden sie die Zähigkeit ihrer eignen Fortdauer. (!)

Die Finanzwirthschaft ist die Thätigkeit der Regierung, die Mittel zur Erreichung der Staatszwecke aufzubringen. Die Nationalökonomie aber hat eine Aufgabe, die selbst zu den Staatszwecken gehört, nämlich Nationalwohlfahrt. Es erhellet daraus, daß antiökonomische Finanzgesetze eine furchtbare Umkehrung der Sachen enthalten. Daher ist es ebenso natürlich als verzeihlich, daß die Berücksichtigung der Volkswirthschaft von den besten Köpfen in etwas übertrieben wurde. Die Wissenschaft geht wie die ganze Geschichte durch Gegensätze fort. Haben die Menschen einen Irrthum erkannt, so glauben sie ihm nicht weit genug entweichen zu können und gerathen durch Uebertreibung der Wahrheit in einen neuen Irrthum. Die Prüfung bleibt jedoch nicht aus und treibt in die rechte Mitte zurück, wo dem Schatze gewonnener Wahrheiten ein neuer Zuwachs zu Theil wird. (!)

Der Staat ist ein Ewiges, welches die Menschen schlechthin anstreben müssen. Denn der Staat ist die Verwirklichung einer vernünftigen Coexistenz der Individuen und des einzelne Kräfte übersteigenden allgemein Guten. So wahr der Mensch ein Vernunftwesen ist, so wahr muß er ein Staatsbürger sein und den Staat als etwas dem Einzelnen Vorgehendes, als den concreten, jeden individuellen in sich schließenden, allgemeinen vernünftigen Willen anerkennen. Was nun zur Darstellung dieses Gemeinwesens gehört, das ist ein sittliches und sonach nothwendiges Bedürfniß, und seine Befriedigung eine allgemeine Pflicht der Staatsgemeinde. Deswegen ist der öffentliche Bedarf, obgleich er in materiellen Gütern besteht, nichts rein Willkürliches, von den Einzelnen nach Belieben zu Gestaltendes oder Vorzuenthaltendes, sondern etwas durch eine sittliche Nothwendigkeit Gebotenes, worüber untergeordnete Interessen keine positive Stimme sich anmaßen dürfen. Inzwischen hindert dies nicht, über die Quantität der Aufbringungen der Nationalökonomie ein entscheidendes Veto zuzugestehen. (!)

Verlassen wir jedoch die ideale Welt und betrachten wir die Staaten in ihrer Erscheinung unter den irrenden, oft auch böswilligen Menschenkindern, so verlieren die Augen den blendenden Schein der Idee in dem bunten Gewühle materieller Gestaltungen. Der Staatszweck, in der Idee so bestimmt, so klar, zerfließt in der Wirklichkeit in einen Nebel von einzelnen Anfoderungen, welchen die Stralen des sondernden Verstandes nicht immer zu durchdringen vermögen. Hier gewinnt die ökonomische Unbedingtheit bald eine minder deutliche Gestalt und bedeutet nichts Anderes als: daß die Einkünfte sich in letzter Instanz nach den aus dem Staatszwecke herzuleitenden einzelnen Ausgaben richten müssen. Was sich aus dem Staatszwecke wirklich ableiten läßt, das soll als nothwendiges Bedürfniß angesehen und durch alle zu Gebote stehenden Mittel hergestellt werden. (—)

Man definirt richtig den Staatszweck als alles Dasjenige, was der Mensch erreichen soll und nur durch allgemein vereinte Kräfte darstellbar ist. Wird es aber möglich sein, alle einzelne Ausgaben aus diesem Begriffe herzuleiten? Wenigstens ist klar, daß Ausgaben, die bei reichen Mitteln sehr wohl bestehen können, bei verminderten alsobald beschränkt werden müssen. Ebenso begreift sich leicht, daß das Dasein gewisser Mittel auch den Eintritt gewisser Zwecke bedinge. Wir müssen noch zu der Erkenntniß kommen, daß Staatszweck und materielle Mittel in einer ewigen Proportion stehen. (—)

Wie es in der Natur der Sache liegt, daß die Kraft die Anstrengung determinire, so muß die Nationalökonomie über die Quantität der Ausgaben abstimmen, und der Staatszweck nur für die Qualität derselben eine ausschließende Bestimmung ansprechen. Das Große, das im Staate geleistet wird, geht nicht blos aus dem öffentlichen Aufwande hervor, sondern ebenso sehr aus dem regen Zusammenleben der Menschen, aus ihrem körperlichen und geistigen Verkehre. Daher kann man wol sagen, daß Dasjenige, was zur Nothdurft des allgemeinen Zweckes gehört, so sehr den ökonomischen Kräften angemessen sei, daß deren Ueberspannung auf keine Weise zu besorgen steht. Allein die erblühende Industrie gibt der öffentlichen Gewalt die Mittel, von dieser Nothdurft immer weiter sich zu entfernen und die Sphäre ihrer Thätigkeit zu erweitern. Wer wollte ihr auch vorschreiben, bei den ersten Bedürfnissen stehen zu bleiben, wenn die Mittel einer vollkommnern Wirkung ihr zu Gebote stehen? So entfaltet der Staatszweck eine bunte Mannichfaltigkeit von Bedürfnissen, die immer neue wieder aus sich entlassen, wenn nicht von außen eine materielle Grenze gesteckt wird und sie auf diejenige Quantität der Güter beschränkt, die die Volkswirthschaft zur öffentlichen Consumtion darbieten kann. Es war eine Art politischen Instinkts, welcher die germanischen Völker dahin leitete, die öffentliche Haushaltung an die Verwilligung der Volksrepräsentanten zu binden und sohin den Ausgaben durch die zulässigen Einkünfte eine physische Schranke zu setzen. Wer jedoch die Unbedingtheit des öffentlichen Bedarfs behauptet, muß consequenterweise in dieser Institution Vernunftvergessenheit und Anmaßung der Willkür erblicken. (.)

Bedenkt man, daß Steuererhöhungen und Anleihen große außerordentliche Ausgaben auf ökonomische Weise zu decken vermögen, so sieht man, daß die ökonomische Bestimmbarkeit der Ausgaben nur unvernünftigen Unternehmungen hinderlich fällt. Für die Verwaltung, wie sie dermalen ist, könnte freilich zuweilen die Folge eintreten, daß zum Behufe der nöthigen Einschränkungen Beamte ihres Dienstes entlassen und empfindliche Leiden über ganze Familien verhängt werden müßten. Allein die Erfahrung lehrt, daß gerade der Leichtsinn in der Anstellung die Lage der öffentlichen Diener so gefährlich macht. Würden nur solche Stellen erschaffen, die wesentlich nothwendig sind, würde man nicht so leicht genöthigt sein, aus Rücksicht auf die Beamtenfamilien die Nation zu unerträglichen Abgaben zu verurtheilen. Indem Europa in die Bureaukratie geworfen worden, ist es buchstäblich in die Dinte gekommen. (—)

Ernsthaft läßt sich kaum einwerfen, daß auch die Mittel unbestimmbar seien, welche die Nationalökonomie darbietet. Gibt es keine zuverlässige Kataster, ist nur die Regierung schuld daran. Außerdem geben die bisherigen Einkünfte einen sichern Leitfaden zur Abschätzung der Nationaleinkünfte, und die Steuerreste bilden einen wahren Steuerkraftmesser. (.)

Allerdings schweben die Stände und Kammern meistens so im Allgemeinen, als seien sie über das Vermögen des Volks gar nicht unterrichtet; indessen liegt die Schuld immer nur entweder an der schlechten Zusammensetzung der Repräsentation oder an der vagen Begrenzung ihres Finanzgesetzgebungsrechtes. Soll eine Versammlung gründlich debattiren können, muß sie Zeit für die Discussion haben. Also muß das Budget nicht das letzte sein. Weiter muß in dem öffentlichen Bedarfe das Unwandelbare und das Veränderliche geschieden sein. Nur das letztere darf jährlich discutirt werden. Endlich sollten die Stände das Budget nie im Ganzen, sondern nur im Einzelnen verwerfen dürfen, weil sonst die Discussion ganz aus dem ökonomischen Gebiete gezogen wird. (!)

Jedes Budget muß sich auf die Summe reduciren lassen, die der Nationalökonomie zufolge möglich ist, wenn das Budget in seine Urbestandtheile zerlegt wird. Die Repräsentanten der Völker haben nur darum in der Beschränkung des öffentlichen Aufwandes so selten etwas Dankenswerthes geleistet, weil sie so selten über die Elemente eines Etats unterrichtet waren. Ein Hauptfinanzetat ist ein leeres Papier, wenn nicht wenigstens einmal alle Specialetats, aus welchen er zusammengesetzt wurde, mit allen einzelnen Posten derselben zur Kunde gelangten. Wenn die Bedürfnisse specificirt sind, muß untersucht werden, ob sie wirkliche Staatsbedürfnisse sind. Das beste Mittel, die öffentlichen Ausgaben mit den Einkünften ins Gleichgewicht zu setzen, besteht gerade darin, daß alle Ausgaben den Communen zugewiesen werden, welche zunächst die Gemeinden berühren, und daß der Staat nur jene Ausgaben selber mache, woran die Gesammtheit als solche wesentlichen Theil hat. Es erspart das Volk dabei einen großen Theil der Verwaltungskosten. (—)

Das Rembourſement, nämlich der Ersatz für Auslagen, die Einzelnen besonders zugutekommen, ist ganz unrichtig als ein öffentliches Einkommen behandelt worden, da diese nichts weniger sein können, als Ersatz für geschehene Auslagen. (?) Wenn die Regierung Jemandem, der einen neuen Weg baut, ein Privilegium gibt, eine gewisse Reihe von Jahren einen Zoll darauf zu erheben, um die Kosten einzubringen, fällt es Niemandem ein, zu sagen, daß die Regierung eine eigentliche Steuer auflege. Wenn nun die Regierung selbst betheiligt ist, aber durchaus nur ihre Auslagen zurückerhalten will, so kann man noch weniger von einem öffentlichen Einkommen sprechen. (?) So lange das Rembourſement in den Grenzen bleibt, die ihm durch die obige Rücksicht vorgeschrieben sind, erscheint es als ein einfaches Sparmittel. Die öffentliche Gewalt macht den Versuch, ein gewisses Bedürfniß zu befriedigen, ohne der Gesammtheit die Aufbringung der materiellen Mittel anzusinnen. Man wird indessen nur wenig Sachen und Leistungen von den Einzelnen erstatten lassen dürfen. Ich glaube, daß blos die Münze, der Straßenbau und das Kanalwesen dazu gehört. (?) Außer diesen drei Gegenständen wird nur ein theilweises Rembourſement zulässig sein, weil die Einzelnen nur theilweise besondere Vortheile ziehen. Dafür sind die Gegenstände eines theilweisen Rembourſements weit zahlreicher. Gewiß gehören hieher die Materialauslagen der öffentlichen Justiz- und Polizeibehörden. Mäßige Gerichtsstempel oder Sporteln wird man nie bekämpfen; nur solche, welche die Rechtsvertheidigung kostspielig machen, sind verwerflich. (.)

Wenn man mit Say der Regierung zur unausweichlichen Regel macht: so wenig als möglich auszugeben, wird man von einem doppelten Irrthume geblendet. Einerseits gibt man sich dem Wahne hin, daß die möglichst große Ersparung, der wachsende Ueberschuß der Production über die Consumtion, den allgemeinen Wohlstand erhöhe und befestige, andererseits überläßt man sich dem extremen Gedanken, daß die öffentliche Gewalt gar nichts Nützliches leisten könne, was nicht durch die Privaten ebenso gut zu Stande käme. So unwahr es ist, daß Abgaben an sich etwas Gutes darstellen und dem Einzelnen wirklich Gewinn bringen, ebenso unwahr ist es auch, wenn man behaupten will, daß alle und jede öffentliche Verzehrung der Nationaleinkünfte ein unbedingtes Uebel enthalte. Unstreitig bekommt der Privatwirth in den Diensten, welche der Staat ihm leistet, eine gewisse Compensation, wenn auch unter andern Umständen ohne sie die Wirthschaft besser blühen könnte. Jedenfalls muß die bessere Vertheilung der Einkünfte in Anschlag kommen, welche durch die öffentlichen Ausgaben bewirkt wird. Jede halbweg geordnete Regierung, welche das Finanzwesen nach wirthschaftlichen Grundsätzen einrichtet, muß sich um die Nationalökonomie das Verdienst erwerben, die Einkünfte, die gar leicht in einzelnen Händen sich häufen und wie ein Platzregen auf einzelne Orte niederstürzen, auf solche Art zu vertheilen, daß sie gleichförmig auf alle Theile des Gebietes niederfallen und alle Glieder beleben. (.)

Eine mit wachsenden Mitteln steigende Ausgabe fällt dem Nationalwohlstande nicht beschwerlich. Eine steigende öffentliche Consumtion, die sich auf steigendes Nationaleinkommen gründet, hat gerade das Eigenthümliche, daß der individuelle Steuerbeitrag der Contribuenten sich dabei vermindern kann. Das ist es, was Charles Dupin in seinen Berechnungen über den Nationalreichthum Frankreichs darlegte. Er vergleicht die Abgaben vor und nach der Revolution mit den Nationaleinkünften und zeigt, daß die erstern nicht so stark zunahmen als die letztern. Nach dem bestandenen mittlern Arbeitslohne kostet die gegenwärtige individuelle Steuerportion nur 22 Arbeitstage, während die vom Jahre 1780 etwa 32 Tage kostete. (.)

Unter der Nationalökonomie ist das System aller durch den Staat verbundenen Einzelnwirthschaften zu verstehen, gleichviel ob die wirthschaftenden Individuen physische oder moralische Personen sind. Deswegen besteht die Nationalökonomie keineswegs aus der bloßen Summe der Einzelnwirthschaften, sondern vielmehr aus ihrem durch die Totalität der Wechselbeziehungen begründeten Systeme. Während bei einer Einzelnwirthschaft sich nur Erwerb und Verzehrung der Güter ankündigt, spricht sich in der Nationalökonomie auch die Vertheilung der Güter als ein wesentliches Merkmal aus. Die Regierung darf ihr Einkommen offenbar nicht aus Dem bilden, was für die Production nothwendig ist; sie darf also die drei Factoren der Erzeugung, Naturkräfte, Capital und Arbeit, in keiner Art verletzen und verzehren, sondern sie darf sich nur an den Ertrag, und zwar an den reinen Ertrag halten. Sie darf ferner diesen nur in der Gestalt von Einkommen der Einzelnen ergreifen, wenn sie nicht der Vertheilung der Güter in den Weg treten will; und sie muß sich auf das reine Einkommen beschränken, indem sie nur davon Dasjenige angreifen darf, was über die nothwendige Verzehrung und über die zum Emporkommen der Nationalindustrie nöthige Wiederanlegung hinausreicht. Außerdem würde sie die physische und moralische Existenz gefährden, oder doch den Fluch des Stillstandes über die Gewerbsthätigkeit bringen. Sobald aber die Regierung ein Einkommen unter andern Titeln ergreift, z. B. als Enregistrement, hemmt sie die Circulation und Production, indem sie die Industrie durch Abgaben von an sich unproductiven Handlungen hemmt. (.)

Die Art und Weise, das erforderliche Einkommen für die Regierung zu gewinnen, ist eine doppelte. Entweder die Regierung stellt sich selbst in die Reihe der Producenten, oder sie scheidet aus dem reinen Einkommen ihrer Unterthanen gesetzliche Beiträge für den öffentlichen Bedarf aus. Das Eine bezeichnet man als eignen Erwerb des Staats, das Andere als Steuereinkommen. Jedes hat seine besondern Gesetze. (.) Das nationalökonomistische Gesetz für den eignen Staatserwerb lautet: daß derselbe die Industrie der Nation nicht lähmen dürfe, und bei einzelnen Nachtheilen durch Steuern nicht ganz ersetzt werden könne. (.)

Es ist aber ein Irrthum, die politische Oekonomie für etwas Metaphysisches zu halten; denn sie ist ja das reinste Kind der Erfahrung. Das Verhältniß, welches zwischen den Natur- und Menschenkräften besteht, ist kein nothwendiges, sondern ein blos abgezogenes. Die politische Oekonomie hört darum nicht auf von praktischem Nutzen zu sein, wenn man ihr auch die praktische Wandellosigkeit bestreitet. Die allgemeinen Einwendungen gegen allen Eigenerwerb der Regierungen bedingen noch keine allgemeine Aufgebung desselben, sondern nur eine bessere Prüfung und Gestaltung. Wo eine Regierung wegen des Umfanges ihrer physischen oder geistigen Mittel der Privatproduction ein Vorbild liefern, oder doch einen Vorsprung abgewinnen kann, darf sie den Vortheil nicht aufgeben, welchen die Nationalökonomie davon ziehen kann. Zuvörderst ist bei der Frage über die Angemessenheit des eignen Erwerbs der Regierungen jederzeit der Zustand der ökonomischen Cultur ins Klare zu setzen. Gewiß können viele Gewerbsbetriebe derselben nicht bestehen, sobald die Beschäftigung der Privatkräfte die Ueberlassung derselben erheischt. Allein die erblühende Industrie eröffnet selbst wieder neue Aussichten. Wenn auch dafür durch Privatunternehmungen wieder besser gesorgt werden kann, und der Regierung kein Weg zum eignen vortheilhaften Betriebe

Mr. Edwards, Mr. A. C. W. Kimber and Mr. Wm. Whitaker, and the Secretary, Mr. H. B. Woodward.

The Chairman announced that the Council had awarded the Murchison Medal to Professor Ramsay, F.R.S., and the Wollaston Medal to Professor Hull, F.R.S., and that they would be presented to them at the Anniversary Meeting on the 16th February next.

The Chairman then proceeded to read his Address, which was illustrated by a series of maps and sections.

The Chairman's Address will be printed in the Quarterly Journal of the Society.

A vote of thanks to the Chairman was proposed by Mr. Prestwich, F.R.S., seconded by Mr. Evans, Treasurer, and carried unanimously.

The Chairman returned thanks.

The Chairman announced that the Council had awarded the Lyell Fund to Mr. Robert Etheridge, jun., F.G.S., and the Balance of the Wollaston Fund to Mr. Alfred Harker, M.A., F.G.S.

The Chairman announced that the Council had awarded the Murchison Geological Fund to Mr. Thomas Davies, F.G.S., and the Balance of the Murchison Fund to Mr. Thomas Roberts, F.G.S.

The Chairman announced that the Council had awarded the Wollaston Donation Fund to Mr. Charles Fox, F.G.S., and the Balance of the Fund to Mr. Charles Dunn, F.G.S.

The Chairman announced that the Council had awarded the Barlow-Jameson Fund to Mr. Charles Fox, F.G.S., and the Balance of the Fund to Mr. Charles Dunn, F.G.S.

The Chairman announced that the Council had awarded the Bigsby Medal to Professor Alexander Agassiz, of Cambridge, Massachusetts, U.S.A.

The Chairman announced that the Council had awarded the Prestwich Fund to Mr. Clement Reid, F.G.S.

The Chairman announced that the Council had awarded the Balance of the Fund at the disposal of the Council to Mr. Clement Reid, F.G.S.

The Chairman announced that the Council had awarded the Hughes

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 19. 31. Dezember 1832.

Die Grundsätze der Finanz. Von J. Schön.

(Beschluß aus der Beilage Nr. 18.)

Um die Steuer so zu vertheilen, daß sie dem Ideale der Aufgabe entspräche, Jeden nach Maßgabe seines Einkommens und seines nothwendigen Bedarfes heranzuziehen, müßte die reine Einnahme und der zulässige Bedarf aller Steuerpflichtigen ganz genau an den Tag gebracht werden können. Das Mittel hierzu ist die Schätzung. Dieselbe ist eine subjective, wenn sie auf persönlicher Aussage beruht; sie ist eine objective, wenn sie das steuerbare Einkommen der Steuerpflichtigen in bestimmten Gegenständen feststellt. So wenig aber irgend eine Art der subjectiven Schätzung jene Gewißheit gibt, die zur Realisirung des Ideals der Abgabe vorausgesetzt werden muß, so wenig ist eine objective Schätzung dazu fähig, möge man das Einkommen der zu Besteuernden in seiner Entstehung als Ertrag, oder in seiner Anwendung als Ausgabe ergreifen und bemessen wollen. Denn es gibt kein Object, worin sich das Einkommen entweder im Momente des Entstehens oder in jenem der Anwendung völlig ausdrückte, weil der Quell aller menschlichen Einkünfte kein einfacher ist, sondern die drei Factoren: Naturkräfte, Arbeit und Capital, in unendlich verschiedenen Verhältnissen zusammenwirken. Der einzige Gegenstand aber, dessen sich in unsern Ländern alle Menschen bedienen, ist das Getreide; jedoch steht die Consumtion desselben gewöhnlich gerade im umgekehrten Verhältnisse zu dem Einkommen. So ist denn das Abgabenideal nur dort ausführbar, wo die Selbstschätzung entweder wegen des politischen oder sittlichen Geistes der Bürger ausführbar ist. (.)

In allen großen Staaten wird man genöthigt sein, die Anstrebung an eine richtige Quotisation, sei sie eine allgemeine Vermögens- oder Einkommensteuer, aufzugeben und subjective und objective Schätzung zu verbinden. Da keine Art der subjectiven Schätzung für sich genügt, muß man von allen drei Arten Gebrauch machen; und da kein einzelner Gegenstand der Production oder Consumtion einen vollständigen Anhalt für die objective Schätzung gewährt, muß man alle Objecte ergreifen, in welchen sich das reine Einkommen der Bürger zu erkennen gibt. (?)

Hiernach kann also die Steuer nicht auf das Totaleinkommen der Bürger gelegt werden, weil die Regierung nur bestimmte Theile desselben gehörig in Erfahrung bringen kann, insoweit sie sich in dem Ertrage oder dem Genusse bestimmter Objecte abspiegeln. Daher leuchtet ein, wie es nicht bei einer einzigen Steuer bleiben kann; ferner, daß alle Steuern keine Personal-, sondern Realsteuern sein müssen. (?)

Fälschlich wird der Erwerb als die eigentliche Steuerquelle dargestellt. Zunächst muß allerdings wol auf die Ertragsobjecte gesehen werden, aber es folgt daraus nichts weniger, als daß die Genußobjecte blos zur Ausgleichung besteuert werden müßten. Vielmehr haben die Genußsteuern an sich gleichen Rang mit den Erwerbssteuern, weil in ihnen sich ebenso deutlich ein Theil des abgebbaren reinen Einkommens darstellt. (.)

Da die Steuern Realsteuern sein sollen, ist natürlich, daß 1) die Besteuerung sich an die Gegenstände derselben wendet und von der Individualität der sie besitzenden Subjecte oder ihrer Benutzung und Anwendung möglichst abstrahirt; (.) 2) daß jede Steuer die Erhaltung ihres Objects respectiren muß und weder bei Gegenständen des Erwerbs die Bewirthschaftung stören, noch bei Gegenständen des Genusses diesen aufheben oder auch nur unmäßig verkümmern darf, ausgenommen, wo eben dies selbst im Staatsinteresse liegt. (.) 3) Dieselbe muß ferner auf dem Gegenstande der Besteuerung haften bleiben und nicht davon auf einen andern gewälzt werden können, welcher, weil er sonst schon belastet ist, dadurch erdrückt werden möchte. Jede Ertragssteuer muß also Denjenigen treffen, der den reinen Ertrag bezieht; und es muß dabei auf den häuslichen Bedarf des Contribuenten Rücksicht genommen werden, damit er nicht nöthig habe, die Abgabe abzuwälzen. (?) Es wird aber 4) eine Steigerung des Steuerfußes nach der steigenden Größe des Gegenstandes nicht immer Platz greifen können, weil sie nicht nach dem Totaleinkommen der Steuernden zu bemessen ist. Bei Gegenständen des Genusses kann indessen eine solche Steigerung mit Vorsicht stattfinden, bei Gegenständen des Erwerbs niemals. (.)

Solchergestalt beschränkt sich das Gesetz der Besteuerung auf die simple Foderung, daß kein Gegenstand als ein solcher, worin sich eine reine Einnahme manifestirt, besteuert werde, und nur in dem Maße, daß die Abgabe auf dem Gegenstande haften könne. Und so lange wird dieses Gesetz das wahre sein, so lange die Bürger zu einer allgemeinen Einkommensteuer nicht hinlänglich sittlich sind. (?)

Eine jede Steuer wird richtig angelegt, wenn sie ein richtiges Object, ein richtiges Maß und eine unlästige Einrichtung hat. (.)

Ein Object, an dem sich ein wirthschaftlicher Ueberschuß entweder im Erwerbe oder Genusse desselben darstellt, ist ein richtiges Steuerobject, wenn es erstens jenen Ueberschuß in sich schätzen läßt, und zweitens die Auflage auf sich duldet. Wäre der Gegenstand nach dem Ueberschusse, den es enthält, nicht wohl zu schätzen, wäre er auch nicht richtig zu besteuern. Es sind aber die Gegenstände des Erwerbs eines reinen Einkommens schwieriger zu bemessen als die Gegenstände seiner Verzehrung. Die unbeweglichen Güter können sich durchaus der Schätzung nicht entziehen, daher auch überall die Besteuerung zuerst über sie herfiel. Ebenso sind Besoldungen nicht gut zu verbergen, außer wenn sie vom Auslande bezogen werden. (.) Man geht ferner zu weit, wenn man den Capitalbesitz für so unbestimmbar hält, daß es schwierig sei, ihn zu besteuern. Denn da die Sicherheit der Capitalisten fast immer fodert, daß die Darlehen in rechtsgültige Urkunden gefaßt werden, darf nur die Annahme von Klagen wegen unversteuerten Capitalien untersagt werden, um deren Verheimlichung zu verhindern. (?) Dagegen ist an eine richtige Schätzung des Ertrags der Gewerbe außer der Selbstschätzung nicht zu gedenken, weil jeder einzelne Betrieb desselben ein verschiedenes Resultat liefert. Wollte daher eine Regierung blos die Gegenstände des Erwerbs der Steuer unterwerfen, müßte sie eine bedeutende Zahl derselben entweder auslassen, oder ins Blaue hinein besteuern. (.)

Die Gegenstände der Consumtion dulden nicht, daß man genau berechnet, wie viel reines Einkommen in ihnen getroffen wird; allein sie gestatten den richtigen Schluß, daß sie nicht verzehrt werden würden, wenn jeder Einzelne die Steuer aus einem andern als dem reinen Einkommen bezahlen müßte. Eben darum sind alle solche Gegenstände dazu unbrauchbar, deren Verzehrung kein reines Einkommen beweist. Hieher gehören alle die ersten Lebensbedürfnisse. Je mehr Consumtionsgegenstände entbehrliche Bedürfnisse befriedigen, desto schätzbarer sind sie. (.)

Es läßt sich kein Object der Besteuerung denken, von welchem dieselbe nicht seiner Beschaffenheit nach abgewälzt werden könnte. Auch trägt Niemand gern eine Abgabe und wird solche daher abzuwälzen suchen. Es kann jedoch Niemand eine Abgabe auf Andere schieben, wenn er nicht durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage unterstützt wird. Also wird die Abwälzung nur dann unausweichlich eintreten, wenn die Steuer das belastbare reine Einkommen überschreitet und insonderheit das Capital und den Verlag angreift. In diesem Falle muß jeder Producent aufschlagen, jeder Consument feilschen oder entbehren. Außerdem wird die Abwälzung nur eintreten können,

wenn der Besteuerte die Gewalt über die Preise durch eine für ihn günstige Stellung der Concurrenz erlangt. (.)

Eine Steuer ist schlecht gemessen, wenn sie einen unrichtigen Regulator oder einen unrichtigen Steuerfuß hat. Unter dem Steuerregulator ist der Punkt zu verstehen, nach welchem die Steuer von einem Gegenstande bemessen wird; den Steuerfuß dagegen bestimmt das Verhältniß zwischen dem Reinertrage des Gegenstandes und dem davon abzugebenden Betrage der Steuer. So wenig es einen allgemeinen ausschließlichen Steuergegenstand gibt, ebenso wenig kann es einziges allgemeines Steuermaß geben. (.)

Soll eine Gewerbesteuer bestehen, muß die Abschätzung durch Zunftgenossen das Fundament bilden, weil die Regierung bei der Bemessung ihres Reinertrages meistentheils im Finstern tappt. (.) Bei allen Steuern aber ist noch sorgfältig zu beachten, ob sie Partial- oder Totalsteuern sind, d. h., ob sie nur einen Theil oder die Gesammtheit des Einkommens des Steuernden angreifen, weil Totalsteuern einen unleidlichen Druck verursachen, wenn dabei das Auskommen der Steuernden nicht billig berücksichtigt wird. (.)

Es wäre gewiß ein Nachtheil der Consumenten und auch der Producenten, wenn der so förderliche Wetteifer der industriösen Völker durch die Steuer beseitigt und die inländische Production in starren Formen und Verhältnissen beschützt würde. Allein, es läßt sich nicht verkennen, daß die Regierung der inländischen Production Schutz schuldig sei in allen Fällen, wo das Ausland, durch äußere Umstände begünstigt, arbeitet. Wenn der eine Staat weniger Abgaben fodert als der andere, muß in dem erstern bei sonst gleichen Verhältnissen wohlfeiler producirt werden als im andern. Ist nun diese Abgabenverschiedenheit größer als der Betrag der Transportkosten, so wird offenbar die fremde Waare die einländische vom Markte verdrängen. Hier ist es also unerläßlich, jene durch die Steuer um so viel zu belasten, als sie vermöge der Besteuerung voraushat. (!) Doch ist nicht genug zu erinnern, daß die Steuern auf fremde Waaren blos in der Ausgleichung der Verhältnisse ihren Maßstab suchen müssen. Außerdem werden die inländischen Producenten zum Nachtheile der Consumenten privilegirt, die Consumenten und ihre Parteiführer, die Handelsleute, zur Umgehung der Steuer gereizt und die furchtbaren Geißeln der Schmuggelei und des öffentlichen Betruges herbeigezogen. (!)

Alles kommt bei einer Steuer darauf an, daß sie nicht drücke! Daher fragen erfahrene Financiers beinahe nur darnach: ob die Entrichtung einer Steuer lästig falle oder nicht? Daher muß die Entrichtung der Steuern immer in den Zeitpunkt gesetzt werden, wo die Fähigkeit dazu am größten ist. Eine große Erleichterung derselben besteht also darin, sie in kleinen Portionen entrichten zu lassen. Geldabgaben sagen sowol der ökonomischen als der bürgerlichen Freiheit weit mehr zu als Naturalleistungen. (.)

Von großer Wichtigkeit ist das Zusammentreffen mehrer Steuern in denselben Subjecten der Besteuerung, worauf allzu wenig geachtet worden ist. So müssen die Ertrags- und die Verzehrungssteuern jederzeit concurriren. Es lassen sich indessen die verschiedenen Abgaben einer und derselben Classe von Besteuerten nicht in eine Steuer zusammenfassen; dagegen muß ihr Totalbetrag berechnet und erwogen werden, widrigenfalls leicht die unerträglichste Ungleichheit entstehen kann, und eine ganz perverse Wirkung der einzelnen Steuern, die an sich vortrefflich sein mögen, erfolgen muß, indem dadurch die Nothwendigkeit der Abwälzung des Uebermaßes begründet wird. (!)

Zu dem Ende sollte 1) keine directe Steuer nach einem steigenden Verhältnisse zu der Summe des Einkommens erhoben und keine Steuer von den unentbehrlichen Bedürfnissen des Lebensunterhaltes bezogen werden. (?) 2) Die directen Steuern müssen die Grundlage des Steuersystemes bilden und die indirecten Steuern nur dahin streben, jenes Einkommen heranzuziehen, welches sich den Ertragssteuern entzieht. Bei Classen, welche weder von den Erwerbs- noch den Verzehrsteuern gefaßt werden, tritt das Bedürfniß mäßiger Hülfssteuern ein. (.)

Gewöhnlich hört man die Ansicht, daß die Ausgleichung der einzelnen Steuern, wenn sie sonst nur richtig angelegt sind, getrost dem Verkehre zu überlassen sei. Dabei fällt die Inconsequenz in die Augen, daß man bei der Anlage der einzelnen Steuern die möglichste Gleichheit zu erzielen und dem Verkehre nicht die Ausgleichung zu überlassen für nöthig erachtet und dennoch der Kraft des letztern vertrauen mag, wo die Concurrenz eine neue Ungleichheit verursacht. Da die Abwälzung nicht von der Willkür, sondern von den Marktverhältnissen abhängig ist, so darf von dem Verkehre nicht erwartet werden, daß er die Ueberlästigten gehörig erleichtern werde. (.)

So sehr die Stabilität der Steuern zu wünschen ist, so ein Unding ist deren absolute Unveränderlichkeit. (!) Die Meisten verlangen auch nur eine partielle Unveränderlichkeit ganz besonders für die Grundsteuer. Allein, die Ermäßigung oder Erhöhung der Grundsteuer nach Maßgabe der Verringerung oder Vermehrung des Ertrags ist jedenfalls keine Vergrößerung oder Verminderung des Grundcapitalstocks. (—) Ueberdies werden die Landgüter darum nicht weniger werthvoll, weil ihr Marktpreis weicht, weil überhaupt der Reichthum nicht durch den Tauschwerth constituirt wird. Es ist folglich die Unwandelbarkeit der Grundsteuer ein ungerechtes Mittel, den Preis der Grundstücke zu erhalten. Dieselben haben schon das natürliche Vorrecht, daß selbst die Concurrenz der Producenten ihren Werth erhöht, weil keine Vermehrung der Grundstücke dabei statthat. Bliebe nun noch die Grundsteuer unveränderlich, so bekäme der Grundbesitz einen positiven Vortheil dazu. Was könnten die Grundbesitzer einwenden, wenn die Städter vorstellten, daß der höhere Preis der Grundstücke mit dem sinkenden ihres Besitzes parallel laufe, weil sich Alles zu dem Geschäfte zu drängen pflegt, welches eine bedeutende Gunst genießt, und daß deshalb eine Erhöhung der Grundsteuer oder ein Schadenersatz der städtischen Einwohner eintreten müsse? (?) Eine landwirthschaftliche Gewerbesteuer neben der Grundsteuer zur Aushülfe einzuführen, ändert die Sache nicht, da nicht abzusehen ist, wie eine Personalabgabe vom Ackerbau von der Realabgabe gänzlich verschieden sein könnte. (.)

Die echte Stabilität der Steuern behindert nur diejenigen Veränderungen in denselben, die keine nothwendigen sind. Das blos Nützliche ist von sehr precairem Werthe. Jede Stabilität aber ist ein frommer Wunsch, wenn nicht außerordentliche Ausgaben und Ausfälle im Voraus gedeckt werden können. Die Mittel hierzu sind ein Staatsschatz und der öffentliche Credit. Jener zieht die Gegenwart für die Zukunft heran, dieser zieht dagegen die Zukunft ins Mitleiden der Gegenwart. Es ist billiger, die Zukunft ins Mitleiden der Gegenwart zu ziehen, deren Erbin sie ist, als die Gegenwart für die Zukunft zu belasten, die immer ungewiß bleibt. Erst seit es Staatsanleihen gibt, besteht die Möglichkeit eines völlig geordneten Staatshaushaltes. (.)

Aller Credit ruht auf der Meinung über den Willen und die Leistungskraft des Versprechenden. Ein Staat, der Credit genießen will, muß eine Regierung haben, die im Rufe der Redlichkeit steht, und ein Volk, welches in blühenden Umständen sich befindet oder ihnen entgegengeht; er muß einen festen Grund haben und eine Consistenz bewähren, die ihm lange Dauer verspricht. Alles, was sonst die Völker um ihres Glückes willen anstrebten, müssen heutzutage die Fürsten anstreben — des öffentlichen Credits wegen. (.)

Papiergeld kann nur dann von ökonomischem Nutzen sein, wenn das ungedeckte Papiergeld ohne die nothwendige Folge der Einlösung, der Werthverminderung und des Schwankens sich bewährt. Muß die Regierung Alles umsetzen, was sie ausgibt, so kann sie nicht mehr Papier schaffen, als sie Metall besitzt. Sinkt der Preis der Papiere, so verliert die Regierung ihren Gewinn durch die Entwerthung der Steuer, und die Nation wird unvortheilhaften Handel mit dem Auslande treiben, welches für wenig Metall viel Waare aufkaufen kann. Bringen außerordentliche Umstände eine zu große Erschütterung des Papiergeldes hervor, so wird die Nation von jedem außerordentlichen Ereignisse den Umsturz ihrer Vermögensverhältnisse besorgen müssen. (.)

Es gibt indessen eine Grenze, bis zu welcher Papiergeld ausgegeben werden kann, ohne daß die Umwandlung desselben begehrt wird, weil die Circulation eine große Menge desselben in beständiger Beschäftigung erhält. Eine Regierung kann also so viel Papiergeld ohne Deckung ausgeben, als in der Circulation des Nationalverkehrs und in den öffentlichen Cassen beständig beschäftigt ist, ohne davon irgend einen Nachtheil besorgen zu dürfen. Diese Grenze ist freilich eine nicht genau bestimmte. Sie darf nicht den ganzen Belauf der Circulation nach dem ganzen Betrag der Steuern erreichen, weil Theile der erstern längere oder kürzere Zeit müßig liegen, also zur Einlösungsbank kommen würden, und weil aus der Steuercasse bedeutende Summen sogleich wieder in die Circulation zurücktreten. Dennoch macht sich jene Bestimmung im praktischen Leben sehr wahrnehmbar, vorausgesetzt, daß nur hinreichende Realisationscomptoirs errichtet sind. Denn ging mehr Papier aus, als Verkehr und Steuer beschäftigen, so wird sich alsbald ein Andrang zur Umwechselung zeigen; es wird ungern genommen werden und ein Agio geben müssen. Hört die Regierung auf diese Mahnung, daß die Summe des umlaufenden Papiergeldes zu groß sei, und hält sie darauf die eingelösten Posten zurück, wird sich das richtige Maß bald von selbst kundgeben. (!)

Obgleich sich nicht leugnen läßt, daß in drohenden Umständen ungedecktes Papiergeld große Verluste nachsichziehen könne, kann darum doch nicht jede Benutzung desselben untersagt sein, weil bei genauer Berechnung sich finden wird, daß der Nachtheil vermöge einer plötzlichen Erschütterung eines sonst richtig geschaffenen Papiergeldes tief unter den Opfern einer jeden andern Art des öffentlichen Einkommens steht. (!)

Je vortheilhafter aber die Emission von Papiergeld ist, weil sie im schlimmsten Falle eine unverzinsliche Anleihe darstellt, desto vorsichtiger muß die Regierung davon Gebrauch machen, damit sie nicht durch blindes Zugreifen sich desselben beraube. Je weniger ein gutes Mittel abgenutzt wird, desto weiser ist der Gebrauch. Es geschieht die Emission dann mit Nutzen, wenn die Regierung zu großen Zahlungen oder Unternehmungen das Geld aus den Staatscassen verbrauchen muß und die Lücke durch Papier auszufüllen vermag. (!)

Auch die Staatsanleihen haben ihre Mängel und Gefahren. Eine Regierung kann auf solche Art Schulden machen, daß sie fast gar keine Vortheile behält, indem sie zu allzu schlechten Bedingungen sich verstehen muß; sie kann auch ihre Anleihen so häufen oder solchergestalt abschließen, daß die Capitalien der Production entzogen, die üblichen Zinsen übermäßig gesteigert und die Reichthümer gefährlicherweise gehäuft werden. Eine weise Regierung wird jedoch diese Klippen zu umschiffen trachten oder die gefährliche Fahrt unterlassen, wenn dies nicht möglich ist. Schulden muß jeder Staat nur dann machen, wenn dies unter allen Mitteln, den öffentlichen Aufwand zu decken, das mindest beschwerliche ist. Kann der Staat denselben durch Umlage aufbringen, wird diese allemal gerathener sein; die Nation erspart dabei die ganzen Zinsen. Kann die Ausgabe durch Papiergeld bestritten werden, desto besser, weil damit nicht nur die Zinsen, sondern auch wenigstens einige Theile des Capitals dem Volke erhalten werden. Nur wenn die Summe durch Papier nicht zu decken ist und die Zinsen für die Schuld nicht so viel betragen, als was die Nation durch die Umlage an entgangenem Gewinne verlöre, ist es angemessen, Schulden zu machen. Dieser Fall ist aber durchaus kein seltener. (.)

Wenn öffentliche verzinsliche Anleihen gemacht werden müssen, kommt Alles darauf an, daß sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen für die Staatscasse und mit den geringsten Nachtheilen für die Nationalökonomie abgeschlossen werden. Daher muß die Regierung die Anleihe unter solchen Umständen eröffnen, daß sie das größte Ausgebot von Capitalien und die kleinste Nachfrage nach denselben für sich gewinnt. Es muß eine Zeit gewählt werden, wo die Capitalien gewöhnlich ihren Ort verändern und ein neues Unterkommen suchen, wo große Anleihen zurückgezahlt werden, wo die mindesten Besorgnisse unter den Capitalisten obwalten. Der Ort der Anleihe muß ein solcher sein, wo viele Capitalisten und Speculanten sich befinden, die mit allen reichen Häusern in Verbindung stehen. Endlich muß dem Anleihen eine Form gegeben werden, die den Zutritt zu demselben, sowie den Zinsenbezug möglichst erleichtert. (!)

Um den Nachtheilen vorzubeugen, die öffentliche Schulden für die Nationalökonomie mitsichführen, muß die Regierung es vor Allem vermeiden, eine Steigerung des Zinsfußes herbeizuführen. Daher muß die Anleihe im Auslande genommen werden, wenn sie der inländischen Industrie wohlbeschäftigte Capitale entziehen könnte. Ein bedenklicheres Mittel, schlechten Bedingungen auszuweichen, besteht in der Verleihung von Privilegien an die Darleiher. Die Regierung hüte sich, den Reichen viele Netze zuzuwerfen, denn sie winden leicht Fesseln daraus. Eine privilegirte Classe von Capitalisten ist nicht minder gefährlich als eine privilegirte Adels- oder Priesterzunft. Am zweckmäßigsten ist es, einen bessern Zinsfuß dadurch zu suchen, daß die Aussicht auf Capitalgewinnste vergrößert wird, indem die Schuldbriefe unter dem Nennwerthe oder mit Prämien ausgegeben werden. Hier kauft der Capitalist nicht blos der Zinsen wegen, er rechnet darauf, daß der Zinsfuß im Lande fallen oder der Credit der Regierung sich bessern, oder sonst sich der Cours der Papiere so heben werde, daß er sie mit Vortheil wieder verkaufen kann. Da nur die Reichsten auf Capitalgewinne speculiren, bleiben die Capitalien der Uebrigen in der Industrie. Wenn der Capitalverlust durch die Ersparniß an den Zinsen eingebracht wird, verliert die Regierung nichts dabei, sondern kann noch gewinnen. (!)

Welche Methode in der Heimzahlung auch ergriffen werde, der glückliche Erfolg wird immer nur durch die höchste Ordnung und Regelmäßigkeit im Tilgungsgeschäfte erreicht werden. Die Nützlichkeit eines ordentlichen Tilgungsfonds galt bisher für eine Sache, die so einfach ist, daß sie keinen eigentlichen Beweis zuläßt. Pereire hat indessen behauptet, daß unbedingt eine neue Anleihe einer neuen Steuer, also auch die Fortdauer einer vorhandenen Schuld deren Tilgung vorzuziehen sei, weil die Anleihe das Capital aus den Einkünften der Rentierer, die Steuer dagegen solches aus der Production nehme. Allein hierbei ist ein dreifacher Irrthum untergelaufen. Es ist ein Wahn, daß die Capitalien in der Hand der Steuernden immer mehr abwerfen als die Zinsen der Staatsschulden betragen; es ist ein noch größerer Wahn, daß der Staat auch ohne Anstalten zur Schuldentilgung hinreichende Summen und zu den besten Bedingungen borgen könne; es ist ohne allen Grund, daß die Capitalisten mit ihrem zurückerhaltenen Gelde nichts Ordentliches anzufangen wissen sollten. Es ist vielmehr zu bedenken, daß jede Wirthschaft ihre bessern und schlechtern Zeiten hat; daß die Verewigung der Staatsschulden die Schonung der starken und die Anstrengung der schwachen Kräfte in sich schließt; und daß das Schuldenmachen auf das strengste Maß halten muß, wenn die Regierung sich nicht in eiserne Fesseln schlagen lassen will. Es ist deshalb an der Nothwendigkeit eines Tilgungsfonds festzuhalten. (!)

Der Tilgungsfonds muß aus einem bestimmten und unantastbaren Einkommen bestehen, weil sonst die Regelmäßigkeit der Abtragung fehlt und die Dauer derselben zu sehr verlängert wird. Die Zinsen der getilgten Schulden müssen ihm darum zuwachsen, weil auf diese Weise ohne neue Anstrengung der Bürger die Kraft des Fonds gesteigert und die Tilgungszeit beschleunigt wird. Nur wo eine andere Verwendung größern Vortheil brächte als die Abtragung der Schuld, könnte eine Ausnahme gerechtfertigt erscheinen. (.)

Die Nationalökonomie ertheilt der Verwaltung der Finanzen das höchste Gebot, möglichst wohlfeil zu sein, und am wenigsten lästig zu fallen. Sie wird wohlfeil gemacht, wenn sie durch die wenigsten, geschicktesten und redlichsten Personen vollzogen wird; und sie wird am wenigsten störend sein, wenn sie sich in den bestimmtesten, einfachsten und beliebtesten Formen bewegt. Alle Finanzbehörden müssen einen Mittelpunkt haben in dem Ministerium, und dieses muß wieder in allen Angele-

[illegible] Ausgabe [illegible] Ausgabe [illegible] Ausgabe [

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.
Viertes Heft.
Castiglioni bis Constitutionnelles System.

Der unterzeichnete Verleger macht wiederholt auf dieses höchst interessante und zeitgemäße Werk aufmerksam. Es bildet einen Supplementband zu allen bisherigen Ausgaben des Conv.-Lex., ist aber auch für sich bestehend und in sich abgeschlossen; man findet darin die wichtigsten Aufschlüsse über Alles was die Zeit bewegt, und es ist daher für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen derselben richtig würdigen will. In jeder Buchhandlung ist das Werk einzusehen, und die große Theilnahme des Publicums, die schon jetzt eine Auflage von fast 30,000 Ex. nöthig macht, spricht wol am besten dafür, daß Mitarbeiter und Redaction ihre Aufgabe trefflich gelöst haben.

Um die Anschaffung zu erleichtern und den Artikeln den Reiz der Neuheit zu lassen, erscheint das Werk in Heften zu acht Bogen, deren jedes

auf weißem Druckpapier	6 Groschen
auf gutem Schreibpapier	8 Groschen
auf extrafeinem Velinpapier	15 Groschen

kostet.

Inhalt des ersten bis vierten Heftes:

Abel (Niels Henrik). — Abernethy (John). — Ablösung der Grundeigenthumsbelastungen. — Abrahamson (Joseph Nicolai Benjamin). — Abrantes (Herzogin von), s. Junot. — Absolutismus. — Acourt (Sir William), s. Heytesbury. — Acupunctur. — Adams (John). — Adelaide (Königin von England). — Adlersparre (Georg). — Adrian (Georg Valentin). — Adrianopel (Einnahme und Friede von). — Afrika. — Afzelius (Familie). — Agardh (Karl Adolf). — Agendenstreit, s. Liturgieveränderungen. — Agrell (Karl Magnus). — Aguado. — Aegypten. — Akjerman. — Alava (Miguel Ricardo d'). — Albert (Ludwig von). — Alexius Friedrich Christian (Herzog von Anhalt-Bernburg). — Algier. — Alkaloide. — Almendingen (Ludwig Harscher von). — Althorp (Viscount). — Amerika. — Amherst (William Pitt, Graf von). — Ammon (Friedrich August von — Friedrich Wilhelm Philipp von). — Ampère (André Marie — Jean Jacques). — Amsler (Samuel). — Ancarswärd (Michael — Karl Henrik). — Anderloni (Pietro — Faustino). — Andrada (Familie). — Angely (Louis). — Anglesey (Henry William Paget, Marquis von). — Antommarchi. — Anton Clemens Theodor (König von Sachsen). — Anwaltgesellschaften. — Arens (Franz Joseph, Freiherr von). — Argout (d'). — Arlincourt (Victor, Vicomte d'). — Armannsperg (Joseph Ludwig, Graf von). — Armatolen und Klephten. — Armencolonien. — Arnoldi (Ernst Wilhelm). — Artesische Brunnen. — Artner (Thérese von). — Aschbach (Joseph). — Asien. — Ast (Georg Anton Friedrich). — Aster (Ernst Ludwig). — Auber (Daniel François Esprit). — Audry de Puyraveau. — Augsburgische Confession. — August Paul Friedrich (Großherzog zu Oldenburg). — Augusti (Johann Christian Wilhelm). — Auslieferung. — Australien. — Bachmann (Karl Friedrich). — Baden. — Baer (Karl Ernst von). — Baiern. — Balbi (Adrian). — Balkan. — Ballesteros (Don Francisco). — Ballesteros (Luis Lopez). — Banim (John). — Barante (Prosper Bruguière de). — Barbacena (Marquis von). — Bärensprung (Friedrich Wilhelm von). — Barrikaden. — Barrow (John). — Bartels (Ernst Daniel August). — Barthe (Felix). — Barthélemy und Méry. — Bartholdy (Jakob Salomo). — Basel. — Battisti di S.-Giorgio, s. Scolari. — Baumgarten-Crusius (Detlev Karl Wilhelm). — Baumgarten-Crusius (Ludwig Friedrich Otto) — Baumgartner (Gallus Jakob). — Beauchamp (Alphonse de). — Becker (Karl Ferdinand). — Beechey (Frederick William). — Belgien. — Belliard (Augustin Daniel, Graf). — Bellini (Vincenzo). — Bem (Joseph). — Benecke (Georg Friedrich). — Bengel (Ernst Gottlieb). — Bentheim (Prinz Wilhelm zu). — Bentinck (William Henry Cavendish, Lord). — Benzel-Sternau (Karl Christian, Graf von). — Béranger (Pierre Jean). — Bérenger. — Berger (Ludwig). — Bergler (Joseph). — Berghaus (Heinrich Karl Wilhelm). — Berlins Kunstsammlungen. — Bernhard II. Erich Freund (Herzog von Sachsen-Meiningen). — Bernhard (Prinz von Weimar), s. Sachsen-Weimar. — Beroldingen (Joseph, Graf von) — Berryer. — Berthezène (Baron). — Bertin (Jean François — de Vaux). — Beskow (Bernhard von). — Beudant (F. S.). — Beugnot (Jacques Claude, Graf). — Beuth (P. C. W.). — Bewegung und Reaction. — Biberg (Niels Fredrik). — Bichat (Marie François Xavier). — Biener (Christian Gottlob — Friedrich August). — Birch-Pfeiffer (Charlotte). — Birnbaum (Johann von). — Birnbaum (Johann Franz Michael). — Bjerregaard (H. A.). — Blacas d'Aulps (Herzog von). — Blesson (Johann Ludwig Urban). — Blum (Karl). — Blume (Friedrich). — Blumenhagen (Philipp Wilhelm Georg August). — Bninski (Alexander, Graf). — Böckh (Friedrich von). — Bohlen (Peter von). — Böhmen. — Böhmische Literatur. — Bohnenberger (Johann Gottlieb Friedrich). — Boigne (Graf). — Boje (Heinrich). — Bolivar (Simon). — Bolivia. — Börne (Ludwig). — Bornhauser (Thomas). — Borowski (Ludwig Ernst von).

— Bosse (Rudolf Heinrich Bernhard). — Böttiger (Karl Wilhelm). — Bourmont (Louis Auguste Victor de Ghaisne, Graf von). — Bourrienne (Louis Antoine Fauvelet de). — Bowring (John). — Boye (Johannes). — Brahe (Magnus, Graf). — Bran (Friedrich Alexander). — Brandes (Heinrich Wilhelm). — Brandes (Rudolf). — Brandis (Joachim Dietrich). — Brandt (Heinrich von). — Brasilien. — Braunschweig. — Bravo (Don Nicholas). — Brehm (Christian Ludwig). — Breithaupt (Johann August Friedrich). — Breithaupt (Ludwig von). — Bretschneider (Karl Gottlieb). — Breuer (Friedrich Ludwig). — Bridgewater (Francis Henry Egerton, Graf von). — Brocchi (Giovanni Battista). — Brom. — Brongniart (Alexandre — Adolphe). — Brönsted (Peter Oluf). — Bronikowski (Alexander von Opeln-). — Brouckère (Charles de). — Brougham and Vaux (Henry, Lord). — Broussais. — Brown's Atomenbewegungen. — Brulliot (Franz). — Buchner (Andreas). — Buenos Ayres, s. Plata, La, die Staaten am. — Bührlen (Friedrich Ludwig). — Bulgarin (Thaddäus). — Bülow (Heinrich, Freiherr von). — Bülow (Gottfried Philipp von). — Bulwer (Eduard Earle Lytton). — Bunsen (Christian Karl Josias). — Burdach (Karl Friedrich). — Burdett (Sir Francis). — Burg (Joseph Vitus). — Burger (Johann). — Bürgergarden in Deutschland, s. Deutschland und Volksbewaffnung. — Burke. Burken. — Burnouf (Eugène). — Büsching (Johann Gustav). — Byström (Johann Niclas). — Cadaval (Herzog von). — Caillaud (Frédéric). — Caillé (René). — Calomarde (Don Francisco Tadeo). — Camarilla. — Cancrin (Graf). — Canitz (Freiherr von). — Cannabich (Johann Gottfried Friedrich). — Canning (George). — Capece-Latro. — Capelle (Guillaume Antoine Benoit, Baron). — Capodistrias, s. Kapodistrias. — Carlisle (George Howard, Graf von). — Carlos (Don Maria Isidro). — Carlyle, s. Deutsche Literatur im Auslande. — Carové (Friedrich Wilhelm). — Carrel (Armand). — Carro (Johann de). — Carus (Karl Gustav). — Casper (Johann Ludwig). — Castiglioni (Carlo Ottaviano, Graf). — Cean-Bermudez (Juan Augustin). — Celles (A. C. Fiacre Visher, Graf de). — Censur, s. Preßfreiheit. — Chalmers (Georg). — Chalmers (Thomas). — Charte, französische, von 1830. — Chassé (David Heinrich, Baron von). — Chateaubriand. — Chatel (Ferdinand François). — Chaves (Emanuel, Marquis von). — Chelius (Maximilian Joseph). — Chemie. — Chile. — Chinesische Romane. — Chinesischer Handel, s. Ostindisch-chinesischer Handel. — Chlapowski. — Chlopicki (Joseph). — Chlor, Chlorgas, Chlorkalk. — Chodzko (Jakob Leonhard). — Chotier, Surlet de, s. Surlet de Chokier. — Cholera. — Choris (Ludwig). — Chotek (Karl, Graf von). — Choulant (Ludwig). — Christiania, Universität. — Chrzanowski (Adalbert von). — Church (Sir Richard). — Civiale (Jean). — Clam-Martinitz (Gottlieb — Karl, Grafen). — Clapperton (Hugh). — Clarus (Johann Christian August). — Clary und Aldringen (Karl Joseph, Fürst von). — Clauzel (Bertrand, Graf). — Clay (Henry). — Clercq (Willem de). — Closen (Karl Heinrich Ferdinand Friedrich von). — Closius (Johann Friedrich — Karl Friedrich — Walther Friedrich). — Cochrane (Alexander Thomas, Lord), s. Dundonald (Graf). — Cobrington (Sir Edward). — Colburn (Henry). — Colebrooke (Henry Thomas). — Cölibat. — Collin (Jonas). — Cöln (Daniel Georg Konrad von). — Colloredo (Ferdinand, Graf). — Colombia. — Colonien, Colonisation. — Communalgarden in Deutschland, s. Deutschland und Volksbewaffnung. — Componisten, die bedeutendsten der neuesten Zeit. — Concordate der neuern Zeit. — Condé (Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon, Prinz von). — Congregation. — Congreve's Farbendruck. — Conradi (Johann Wilhelm Heinrich). — Constitutionen der letzten fünf Jahre. — Constitutionnelles System.

Leipzig, 30sten Juni 1832.

F. A. Brockhaus.

Wichtige Anzeige für das medizinische Publicum,
betreffend
die Preiserniedrigung auf ein Drittel des Ladenpreises
von

Dr. A. Elias von Siebold's

Journal

für

Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten.

Vom siebenten Bande an herausgegeben
von

Ed. Kasp. Jak. von Siebold,

Doctor der Phil., Med. und Chirurgie, Professor an der kurf. hess. Universität zu Marburg, Director der Entbindungsanstalt u. Hebammenlehrer daselbst.

Band I.—X. Jeder zu drei Stücken.
Brosch. Ladenpreis 44 Thlr. 14 Gr., oder 80 Fl. 15 Kr.

Herabgesetzt auf
14 Thlr. 21 Gr., oder 26 Fl. 45 Kr. Rhein.

Unterzeichnete Verlagshandlung hat sich entschlossen, um den Ankauf der frühern Hefte dieses ausgezeichneten Journals dem medizinischen Publicum zu erleichtern, die zehn ersten Bände, jeder aus drei Heften bestehend, auf ein volles Drittel des Ladenpreises bis Ende November d. J. herabzusetzen.

Obiger Preis ist gewiss sehr gering, und steht mit dem anerkannten Werthe dieser Zeitschrift in gar keinem Vergleich, da dieselbe von den ausgezeichnetsten Aerzten gediegene Aufsätze enthält. Solche speciell hier anzuführen, gestattet der Raum nicht, jedem Arzte sind solche schon längst bekannt.

Da die Verlagshandl. von den zwei ersten Bänden nur noch wenige Exemplare vorräthig hat, so können solche nur, so weit der Vorrath ausreicht, abgegeben werden.

Einzelne Hefte können zu einem erniedrigten Preise nicht abgegeben werden, sondern behalten wie früher den vollen Ladenpreis.

Der XI. Bd. à 3 Heften u. Bd. XII, 1stes Heft kosten 4 Thlr. 18 Gr., oder Rhein. 8 Fl. 33 Kr.

Band XII, Heft 2, erscheint in einigen Wochen.

Frankfurt, den 25sten Juni 1832.

Franz Varrentrapp.

Jede solide Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an, und wird solche in kürzester Zeit ausführen.

In Frankfurt a. M. bei Siegmund Schmerber ist erschienen:

Das Zollwesen
in Deutschland
geschichtlich beleuchtet.

Ein von allen Seiten besprochener Gegenstand erscheint hier zum ersten Mal vom geschichtlichen Standpunkte aufgefaßt. Der Herr Verf. läßt uns eine „Reihe geschichtlicher Beleuchtungen des deutschen Staatsrechts" erwarten, welche sich, jedoch unter besonderm Titel und ohne Verbindlichkeit für die Käufer der obigen Schrift, derselben in Form und äußerer Ausstattung anschließen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ernst Jaffé, Berlin W 10, Viktoria-Luise-Platz 10.
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Bernhard, Berlin W 10, Viktoria-Luise-Platz 10.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Berlin W 10, Viktoria-Luise-Platz 10.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Commerz- und Privat-Bank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstraße 112.
Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Berlin W 10, Viktoria-Luise-Platz 10, zu senden und nur mit Rückporto zu versehen.
Nachdruck sämtlicher Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.
Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.
Anzeigenpreis: Die 1-spaltige Millimeterzeile 1 Mark. Rabatt laut Tarif.
Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Berlin W 35, Lützowstraße 28, Fernsprecher: Lützow 4921.
Druck: Emil Arnold, Dresden-A. 19.

Bei der Redaktion der Weltbühne sind eingegangen:

Ernst Bloch: Spuren. Gesamtausgabe. Band 1. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Thomas Münzer als Theologe der Revolution. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Geist der Utopie. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Erbschaft dieser Zeit. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Durch die Wüste. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Vom Hasard zum Ernst. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Verfremdungen. Band 1. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Verfremdungen. Band 2. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Kampf, Gegenwart, Endzeit. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Band 1. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Band 2. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Band 3. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Naturrecht und menschliche Würde. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Subjekt-Objekt. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Tübinger Einleitung in die Philosophie. Band 1. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Tübinger Einleitung in die Philosophie. Band 2. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Atheismus im Christentum. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Experimentum Mundi. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Materialismusproblem. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Erkenntnistheorie. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Wissenschaften. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Ethik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Religion. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Geschichte. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Utopie. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Hoffnung. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Zukunft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Gegenwart. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Vergangenheit. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Gesellschaft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Kultur. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Politik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Wirtschaft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Technik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Kunst. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Literatur. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Musik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Malerei. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Architektur. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Philosophie. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Wissenschaft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Religion. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Ethik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Geschichte. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Utopie. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Hoffnung. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Zukunft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Gegenwart. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Vergangenheit. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Gesellschaft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Kultur. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Politik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Wirtschaft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Technik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Kunst. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Literatur. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Musik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Malerei. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Architektur. Duncker & Humblot, München.

Bei der Redaktion der Weltbühne sind eingegangen:

Ernst Bloch: Spuren. Gesamtausgabe. Band 1. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Thomas Münzer als Theologe der Revolution. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Geist der Utopie. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Erbschaft dieser Zeit. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Durch die Wüste. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Vom Hasard zum Ernst. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Verfremdungen. Band 1. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Verfremdungen. Band 2. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Kampf, Gegenwart, Endzeit. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Band 1. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Band 2. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Band 3. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Naturrecht und menschliche Würde. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Subjekt-Objekt. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Tübinger Einleitung in die Philosophie. Band 1. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Tübinger Einleitung in die Philosophie. Band 2. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Atheismus im Christentum. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Experimentum Mundi. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Materialismusproblem. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Erkenntnistheorie. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Wissenschaften. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Ethik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Religion. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Geschichte. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Utopie. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Hoffnung. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Zukunft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Gegenwart. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Vergangenheit. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Gesellschaft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Kultur. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Politik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Wirtschaft. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Technik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Kunst. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Literatur. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Musik. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Malerei. Duncker & Humblot, München.
Ernst Bloch: Das Problem der Architektur. Duncker & Humblot, München.

Hälfte des Ladenpreises auf unbestimmte Zeit herabzusetzen. Derselbe hält es nicht für nöthig das Publicum auf diese Ausgabe aufmerksam zu machen, da sie von den tüchtigsten Philologen als eine der besten bereits bekannt ist. Der frühere Ladenpreis hatte sie vielen unzugänglich gemacht; der Verleger hegt aber die sichere Hoffnung, daß das Werk in seiner jetzigen Preiserniedrigung desto mehr bei allen Freunden des philologischen Studiums jetzt Zugang finden werde.

Alle soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an, und werden es in möglichst kurzer Zeit liefern.

Frankfurt a. M., den 1sten Juli 1832.

Franz Varrentrapp.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen:

ABC-Buch der Freiheit
für Landeskinder.

Von

Wilhelm Sauerwein.

Inhalt:

1) Der Adel.	14) Der Orangoutang.
2) Der Bauer.	15) Der Populaire.
3) Der Censor.	16) Der Quacksalber.
4) Der Deutsche.	17) Der Rebell.
5) Der Examinator.	18) Der Spießbürger.
6) Der Freisinnige.	19) Der Turner.
7) Der Gauner.	20) Der Unterthan.
8) Der Höfling.	21) Der Vornehme.
9) Der Jubelgreis.	22) Der Weltbürger.
10) Der Kopfhänger.	23) } X. Y.
11) Der Landesvater.	24) }
12) Der Mittelmann.	25) Der Zöllner.
13) Der Nachtwächter.	

Das Exemplar kostet, sauber broschirt, 8 Gr.
(Vorräthig in allen Buchhandlungen.)

Friedrich König,
Buchhändler.

Bei Georg Franz in München, Perusagasse Nr. 78, ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundlegung
zu einer befriedigenden

Theorie der homöopathischen Heilart,

oder
der Werth dieser Heilart
auf theoretischem Wege dargethan.
Ein philosophischer Versuch
von

Julius Hamberger.

Gr. 8. Brosch. 4 Gr., oder 18 Kr.

Auf rein philosophischem Wege hat der Herr Verfasser versucht, dem noch immer hier und da bekämpften Heilsysteme eine sichere Basis zu geben: Die Wichtigkeit dieser für Aerzte und Nichtärzte gleich interessanten Erscheinung, und der innere Werth der Schrift selbst macht jede weitere Empfehlung von anderer Seite her überflüssig.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Byron, Lord, Select works, vol. III, contains Lyrical, dramatical, satirical and miscellaneous poems. Boards. 12. 1 Thlr. 3 Gr.

Fénelon, Les aventures de Télémaque fils d'Ulisse. Edit. stéréot. 12. Broché. 12 Gr.

Holland und Belgien. Eine Untersuchung über Belgiens Verhältnisse zu Holland, mit besonderer Rücksicht auf die Trennungsfrage. Nebst Actenstücken. 8. Geh. 18 Gr.

Soeben ist bei uns erschienen, und durch alle gute Handlungen zu haben:

Meyerbeer. Robert der Teufel (Robert le diable). Grosse Oper in 5 Akten mit franz. Texte von Scribe u. Delavigne, und mit deutschem Text von Th. Hell. Vollständiger Clavierauszug von Pixis. Subscriptionspreis 12 Thlr.; dito ohne Finale 8 Thlr.; die Ouverture zu 2 und 4 Händen, alle Arien, Duos, Trios, Chöre etc. einzeln.

—, dito für 2 Flöten arrangirt von Walkiers. 4 Lieferungen, à 1 Thlr. 2 Gr.; dito arr. für 2 Violinen von Gasse. 2 Lieferungen à 2 Thlr. 6 Gr.

Ferner mehre Compositionen über Themas und Melodien aus „Robert der Teufel" für Pianoforte und Violine oder Flöte von Herz, Kalkbrenner, Lafont, Pixis, Méreaux, Adam, Lemoine, Neithardt etc.

Baldigst erscheint: Robert der Teufel, von Meyerbeer arrangirt für Pianoforte allein und zu 4 Händen, für Guitarre, für Orchester, im Quatuor etc.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung
in Berlin.

Schriften für Bade- und Brunnenreisende.

Bei mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Kreysig (Friedrich Ludwig), Ueber den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. Zweite, verbesserte Auflage. 8. 22 Bogen auf feinem Schreibpapier. 1828. 1 Thlr. 8 Gr.

Kreysig (Frédéric Louis), De l'usage des eaux minérales naturelles et artificielles de Carlsbad, Embs, Marienbad, Eger, Pyrmont et Spa. Ouvrage traduit de l'allemand, sur la seconde édition revue et corrigée. 12. 14½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 1829. 1 Thlr. 12 Gr.

Mosch (Karl Friedrich), Die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. 2 Theile. Auf Schreibpapier. Geh. Mit 50 landschaftlichen Ansichten und einer Karte 5 Thlr. 8 Gr.; ohne Kupfer aber mit Karte 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes noch für den billigen Subscriptionspreis zu erhalten:

Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. Vierundzwanzig Bände in Taschenformat. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. 1830—32. Subscriptionspreise: Auf gutem milchweißen Druckpapier 12 Thlr. Auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

Der Inhalt dieser 24 Bände ist folgender:

Karl Ludwig Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflucht an den Rhein. — Johann von Eyk und seine Nachfolger. 2 Theile. — Die vier Jahreszeiten. — Gabriele. 3 Theile. — Sidonia. 3 Theile. — Die Tante. 2 Theile. — Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. 2 Theile. — Erzählungen. 6 Theile.

Bei einer Schriftstellerin, die seit Jahren der Liebling des Publicums ist, deren Schriften sich sämmtlich der größten Anerkennung der Kritik zu erfreuen hatten, bedarf es keiner Lobpreisungen, um zur Anschaffung ihrer sämmtlichen, jetzt zum erstenmale gesammelten Schriften zu veranlassen. Sie sollten besonders in keiner Damenbibliothek fehlen, da sie zugleich belehren und unterhalten, und auch Kunstkenner werden darin höchst interessante Mittheilungen finden. Das Aeußere ist sehr geschmackvoll.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Stuttgart.

Kritische Urtheile über Gustav Pfizer's Gedichte.

Bei dem Unterzeichneten sind unlängst erschienen:

Gedichte

von

Gustav Pfizer.

22 B. 8. Brosch. 1 Fl. 20 Kr., oder 1 Thlr.

Als Einladung für Solche, welche diese trefflichen Gedichte noch nicht kennen, sich damit bekanntzumachen, erlaube ich mir, die verschiedenen Urtheile darüber hier von Neuem abdrucken zu lassen.

Schon der Hochwächter (1831, Nr. 189) kündigte Gustav Pfizer's Gedichte als eine außerordentliche Erscheinung an, und wies die Geistesverwandtschaft des Dichters mit Schiller und Lamartine nach. Wolfgang Menzel erklärte im Literaturblatte (Nr. 123): die edle sittliche Tendenz Schiller's und Uhland's, die warme, reine Begeisterung, der hohe und rasche Flug des Pulses, der Schwung und Wohllaut der Sprache, finde sich bei Gustav Pfizer, vereint mit einem eigenthümlichen Geistesreichthum, wieder. Spindler's Zeitspiegel (Band V, H. 4) gibt das Zeugniß, daß sich der Dichter jedem alten geachteten Namen Schwabens rühmlich an die Seite stellen kann, und die Nürnberger Blätter (1831, Nr. 98) rühmen den gebildeten Geist, das tüchtige Gemüth, die reine feurige Liebe für die heiligsten Interessen der Menschheit, die sich in diesen Gedichten kundgeben. Geistestiefe, sagen die Blätter für literarische Unterhaltung (1832, Nr. 15, 16) und reiche Fülle einer im besten Sinne üppigen Phantasie, zeichnet sie aus; des Dichters Talent entspricht in gleichem Maße der Zeitrichtung und dem Nationalgeschmack. Beck's Repertorium und die Blätter der Börsenhalle loben das tiefe Gefühl, die reine Empfindung, den edlen Sinn und dichterischen Geist, verbunden mit gefälligem Ausdruck und schönem Versbau, welches sie charakterisirt. Eine Feuerseele voll Unschuld, ein Geist, der Nahes und Fernes an sich reißt und poetisch zu gestalten weiß, nennt der Beobachter (1832, Nr. 1) den Verfasser. Die wiener Modenzeitung (1832, Nr. 89) frohlockt, einmal auf einen Dichter zu treffen, der des oft misbrauchten Dichternamens würdig, dessen Hauptvorzüge geistvolle Gemüthlichkeit und eine volltönende, bildsame und bedeutungsvolle Sprache seien.

Paul Neff.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands kann dieses ausgezeichnete Werk bezogen werden.

Bei uns ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kurze Encyklopädie der Philosophie,

aus praktischen Gesichtspunkten entworfen

von Herbart. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Man klagt allgemein, die Philosophie entferne sich zu weit vom Leben. Hierdurch, und durch mancherlei besondere Aufforderungen bewogen, unternahm der Verfasser, ein Buch zu schreiben, welches lesbar für jeden Gebildeten, in Ansehung der Gründe zurückweisend auf frühere Schriften, das Ganze jener Wissenschaft zu solcher Uebersicht zusammenstelle, wie sich die Philosophie dem *praktischen Menschen* zeigen muss, damit sie in den Kreis seiner Interessen eingehen könne.

Eine Uebersicht des Inhaltes wird zeigen, was dieses Werk darbietet:

Erster Abschnitt. Elementarlehre.

I. Vom praktischen Bedürfnisse der Philosophie. II. Vom Menschen in seiner Gebundenheit an Natur, Staat und Kirche. III. Von den Begriffen der Güter, Tugenden und Pflichten. IV. Vom Bedürfnisse der Religion. V. Vom Unterschiede des moralischen und ästhetischen Urtheils. VI. Vom Unterschiede der ästhetischen und theoretischen Ansicht der Dinge. VII. Von der Kunst und dem Künstler. VIII. Von der nützlichen Kunst. IX. Von der schönen Kunst. X. Von der gelehrten Kunst. XI. Von der Staatskunst.

XII. Von der Erziehungskunst. XIII. Von der geistigen Regsamkeit. XIV. Vom Leben. XV. Von der Materie. XVI. Von der Seele und vom Ich.

Zweiter Abschnitt. Methodenlehre.

I. Von der Logik. II. Von der Vernunftkritik. III. Von der Fundamentalphilosophie. IV. Von dem System der Philosophie im Allgemeinen. V. Von der allgemeinen Metaphysik. VI. Vom Verhältnisse der Metaphysik zu andern philosophischen Wissenschaften. VII. Von der Psychologie. VIII. Von der praktischen Philosophie. IX. Rückblicke, und Bemerkungen über die Form der Philosophie.

Halle, im April 1832.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Soeben ist erschienen und in jeder guten Buchhandlung zu haben:

Was könnte und sollte

ein neuer Congreß

Europa gewähren?

und was können überhaupt die Völker unserer Zeit erwarten?

Beantwortet von keinem Diplomaten.

8. Höchst elegant broschirt. 8 Gr., oder 36 Kr. Rhein.

Die Beantwortung dieser Frage in unserer inhaltschweren Zeit ist vom höchsten Interesse für die Völker. Ob die lauten Anfoderungen der Nationen bei einem Congresse gehört werden, und dieser blühendere Früchte für das Wohl der Staaten tragen möge als die frühern, ist der dringendste Wunsch jedes Vaterlandsfreundes.

Nicht unbefriedigt werden die Freunde der guten Sache dieses Schriftchen nach Lesung desselben aus der Hand legen.

Aehrenlese
auf dem reichen Felde der Weltgeschichte

zur bessern Kenntniß der Hierarchen, der Aristokraten, der Fürsten und ihrer Minister.

Von

C. F. Wagenseil.

1832. 8. Schön brosch. 1 Thlr., od. 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Motto: Die historische Wahrheit ist für den Geist, was für den Leib die Nahrung ist. Ihre Warnung sprache und preßfrei vorgetragen, ist das einzige öffentliche Gericht, vor welchem die Machthaber sich noch scheuen, sie allein sichert gegen ihre Willkür und ist der sicherste Wächter bürgerlicher Freiheit.

Mit Geist hat der Herr Verfasser diese Skizzen entworfen und zusammengestellt, die, bei Vergleichung mit unserer Zeit, höchst anziehend unterhalten und belehren.

Encyklopädisches Wörterbuch

der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, in Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben von H. A. Pierer. 18ter Band. (X.)

Gr. Lex.-Format.

Druckpap. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein.,
Schreibpap. 2 Thlr. 16 Gr., od. 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Ueber Belgien
in den Jahren 1789 bis 1794
vom Herrn v. Pradt.

Aus dem Franz. übersetzt. 8. Geheftet. 14 Bogen nur 9 Gr., oder 41 Kr. Rhein.

Memoiren über Belgien in den ewig denkwürdigen Jahren 1789—94 aus der Feder eines so geistreichen Verf. empfehlen sich in unsern Tagen vorzüglich zur ernsten und angenehmen Lecture.

Der äußerst billige Preis macht die Anschaffung jedem Zeitungsleser möglich.

Luther über Revolutionen und Empörungen.

8. Brosch. 12 Gr., oder 54 Kr. Rhein.

Altenburg, im Juli 1832.

Literatur-Comptoir.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster und zweiter Band: Provinzialrecht der Districte des preuß. Landrechts von 1721, von Leman. Gr. 8. 1830—32. 105 Bogen. 5 Thlr.

——— Dritter Band. Die Statutarrechte der Stadt Danzig, von Leman. Gr. 8. 1832. 50 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arnd, J., Sechs Bücher vom wahren Christenthum, nebst dessen Paradiesgärtlein. Neue verb. Ausgabe. Royal 8.

Auf schönem weißen Papier 1 Thlr. 6 Gr.
Auf ganz feinem Velindruckppr. 3 Thlr.

Schirlitz, Dr. S. C., Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die untersten Classen. In 2 Abthlg. Der elementarischen Syntax zweite Abtheilung. 8. 10 Gr.

Bei uns ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Von *Friedrich Gottschalck.* Achter Band. Mit Kupfern. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der freundlichen Aufnahme, welcher diese Galerie der Burgen Deutschlands seit ihrem Beginnen fortdauernd sich erfreute, und der thätigen Unterstützung, welche ihr von so vielen Seiten zu Theil ward, hat auch dieser achte Band sein Dasein zu verdanken. Bleibt jene wie diese, so wird noch mancher Band folgen können, denn an Stoff fehlt es nicht.

Der achte Band enthält die Beschreibung folgender Burgen:

Schreckenstein an der Elbe. *Die Burgen des Harzes. Kinsberg* bei Schweidnitz. Die *Burg in Vilbel* im Gr.-H. Hessen. *Segeberg* in Holstein. *Lauenburg* an der Elbe. *Schauenburg* und *Strahlenburg* im Gr.-H. Baden. *Kirchberg, Greiffenberg* und *Windberg* bei Jena. *Lichtenfels* im Fürstenth. Waldeck. *Hattstein* im Herzogth. Nassau. *Kanstein* im preuss. Reg.-Bez. Arensberg. *Engenstein* im Herzogth. Sachsen-Meiningen. Die *Burg bei Bergen* im Fürstenthum Hanau. *Gnandstein* im Königr. Sachsen. *Frankenstein* bei Sal-

zungen. *Rudolphstein* bei Weissenstadt. *Lichtenberg* im Odenwalde. *Schnepfenburg* bei Salzungen. *Schaumberg* und *Rauenstein* im Herzogthum Sachsen-Meiningen. *Bürglitz* in Böhmen.

Im Ganzen sind in den 8 Bänden (von denen der 1ste, 2te, 3te u. 4te schon in der zweiten Auflage erschienen sind) 226 Burgen beschrieben und 16 derselben bildlich, nach den besten Originalen, dargestellt.

Jeder Band kostet 1 Thlr. 12 Gr. — das Ganze also 12 Thlr.

Ein vollständiges Register über das Werk, welches dem achten Bande beigefügt ist, wird dem Leser das Nachschlagen erleichtern, und willkommen sein.

Halle, im April 1832.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Soeben ist erschienen und versandt:

Die Alhambra.

Aus dem Englischen des

Washington Irving

von

Johann Sporschil.

2 Theile. 8. Fein Velinpapier. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Das Publicum darf auf diese gelungene Uebersetzung des neuesten, höchst interessanten Werkes des geistreichen Verfassers ganz besonders aufmerksam gemacht werden.

Braunschweig, den 10ten Juli 1832.

Friedrich Vieweg.

Im Verlage von T. Trautwein in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Katechismus

für Stadtverordnete der preußischen Städte. Preis brosch. 1 Thaler.

Diese Schrift darf allen Stadtverordneten nicht nur, sondern allen preußischen Bürgern, denen ihr Stadtwesen nicht gleichgültig ist, mit gutem Gewissen als ein für diesen wichtigen Gegenstand sehr nützliches und zum bessern Verstehen der wohlthätigen Städteordnung sehr nothwendiges Handbuch anempfohlen werden, in welchem alle Verhältnisse der Stadtverordneten, sowol zu der Regierung als zum Magistrate, erläutert und die speciellen Regeln enthalten sind, nach denen ihre Geschäftsführung formell und materiell zu ordnen ist. Ueberall sind die Vorschriften der alten sowol als der neuen Städteordnung zum Grunde gelegt und die Verschiedenheiten beider Gesetze erläutert.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mabelon, oder: Die Romantiker in Paris. Eine Novelle von Theodor Mundt. Mit einer Titelvignette und sauber broschirt. 1 Thlr.

Sehr erfreulich ist es mir, dem Publicum eine neue Novelle von dem genialen Verfasser des „Duetts" ankündigen zu können, welche an geist- und phantasiereicher Erfindung die frühern Arbeiten Th. Mundt's noch übertreffen dürfte.

Constant, oder Jesuitenführung und Schicksalslaunen. Von E. Waller. 2 Bände. Brosch. 2 Thlr.

Sendschreiben an*** über den dermaligen Zustand des Theaters in Berlin im Anfang des Jahres 1832. Aus dem französischen Manuscript übersetzt. Brosch. 2 Gr.

Leipzig, im Juli 1832.

G. Wolbrecht.

ANZEIGE.

Die von mir 1829 im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung dahier begonnene Zeitschrift:

Magazin für philosoph., medizin. und gerichtl. Seelenkunde

beginnt im Juli d. J. in einer neuen Reihenfolge unter dem Titel:

Neues Magazin für philosophische, medizinische und gerichtliche Seelenkunde,

wovon jetzt der Verlag an die Stahel'sche Buchhandlung übergegangen ist. Der Zweck der Zeitschrift bleibt der frühere; dieselbe wird theils Originalabhandlungen aus allen Zweigen der philosophischen, ärztlichen und gerichtlichen Seelenkunde, theils kritische Anzeigen der neuesten in- und ausländischen Literatur über diesen Gegenstand enthalten. Die frühern Herren Mitarbeiter, als Grohmann, Groos, Nasse, Bergmann, Bird, Amelung, u. m. A. werden auch diese neue Reihenfolge mit ihren Beiträgen zieren.

Würzburg, im Juli 1832.

Dr. *J. B. Friedreich.*

In Bezug auf vorstehende Anzeige bringen wir zur Kenntniss, dass von dieser Zeitschrift alle 3—4 Monate ein Heft, von beiläufig 10—14 Bogen in gr. 8. erscheinen wird. Der Preis wird zu 9 Kr. oder 2 Gr. per Bogen bestimmt. Das erste Heft erscheint im Laufe des Monats Juli, und ist sowol durch uns als durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen.

Stahel'sche Buchhandlung in Würzburg.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Folgende, im Verlage des Unterzeichneten erschienene Bücher sind beträchtlich herabgesetzt und zu den beigesetzten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ciceronis, M. T., de divin. et de fato libri, cum omnium erudit. annotat. quas Joannis Davisii editio ultima habet. Textum denuo ad fidem compl. codd. Msstorum. edd. vett. aliorumque adiumentorum recognovit, Fr. Creuzeri et C. T. Kayseri suasque animadvers. addidit G. H. Moser. 8 maj. 1828. 3 Thlr. Velinppr. 4 Thlr.

— — de legibus libri tres, cum Adriani Turnebi commentario ejusdemque apologia et omnium erudit. notis, quas Joannis Davisii editio ultima habet. Textum denuo recensuit suasque animadvers. adjecit G. H. Moser et Frid. Creuzer. 8 maj. 1824. 2 Thlr. Velinppr. 2 Thlr. 16 Gr.

— — de republica quae supersunt recens. explic. cum notis A. Maji selectis, Creuzeri, Bardelii aliorum suisque adnotat. edidit G. H. Moser. 8 maj. 1826. 2 Thlr. 16 Gr. Velinppr. 3 Thlr.

Creuzer, F., Oratio de civitate Athenarum omnis humanit. parente. Edit. II. emend. 8 maj. 1826. 9 Gr. Velinppr. 12 Gr.

Nicolai Methonensis refutatio theolog. institut. a Proclo Platonico compositae. Ex codd. Mssrr. nunc primum edidit annotationemque subjecit J. T. Voemel. 8 maj. 1825. 1 Thlr. 12 Gr. Velinppr. 2 Thlr.

Theognidis reliquiae in novum ord. redegit et animadvers. instr. F. T. Welker. 8 maj. 1826. 1 Thlr. Velinppr. 1 Thlr. 12 Gr.

Wetzer, H. S., Restitutio veraë chronologiae rerum ex controversiis arianis inde ab anno 325 usque ad annum 350 exortarum contra chronologiam hodie receptam exhibita etc. Cum praefamine E. van Ess. 8 maj. 1827. Geh. 9 Gr.

Homerische Hymnen, übers. und mit Anmerk. begleitet von K. Schwenk. 8. 1825. Geh. 1 Thlr. Velinppr. 1 Thlr. 8 Gr.

Schwärmer, kleine, über die neueste deutsche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827. Mit den Xenien des Schiller'schen Musenalmanachs von 1797. 12. Cart. 12 Gr.

Schefer, Leop., Kleine lyr. Werke. 2te Ausg. Gr. 12. 1828. Geh. 1 Thlr. 3 Gr. Velinppr. 1 Thlr. 12 Gr.

Hauptschriften, Die beiden, der Rosenkreuzer, die Fama und die Confession. Kritisch geprüfter Text mit Varianten und dem seltenen latein. Original der zweiten Schrift. 8. 1827. Geh. 12 Gr.

Frankfurt a. M.

H. L. Brönner.

Herabgesetzter Preis.

Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Marg. Gottfried, geb. Timm. Herausgegeben von dem Defensor derselben, Dr. F. L. Voget. Gr. 8. (20 Bogen.) Bremen, bei Wilh. Kaiser. 1831. Geh.

Statt 1 Thlr. — jetzt nur 12 Gr.

Bei uns ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Encyklopädie
der
theologischen Wissenschaften
von
Dr. *Karl Rosenkranz.*

Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir glauben dies Buch wegen des allgemeinen Interesses der Theologie in unserer Zeit und wegen seiner gedrängten und deutlichen Darstellung nicht nur dem engern philosophischen und theologischen, sondern dem gebildeten Publicum überhaupt empfehlen zu können. Die einzelnen Disciplinen sind nicht allein in ihrem formalen Zusammenhange, sie sind auch nach ihrem wirklichen Inhalt entwickelt, und zwar in folgender Ordnung: *A.* Die *speculative* Theologie. I. Dogmatik. II. Ethik. *B.* Die *historische* Theol. I. Die biblische Th. 1) Kanonik. 2) Kritik. 3) Exegetik. II. Die kirchenhistorische Th. 1) Die politische Geschichte der Kirche. 2) Die kirchliche Archäologie. 3) Die Dogmengeschichte. *C.* Die *praktische* Theologie. I. Der Kirchendienst. 1) Katechetik. 2) Liturgik. 3) Homiletik. II. Das Kirchenregiment. 1) Die symbolische Theologie. 2) Das Kirchenrecht. 3) Die Theologie. — Wir wagen diesem Buch eine ähnliche Wirksamkeit im theologischen Gebiete vorher zu verkünden, als die Hegel'sche Encyklopädie auf dem philosophischen bereits erworben hat.

Halle, im April 1832.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bücherversteigerung in Frankfurt a. M.

Am 20. August 1832 und folgende Tage wird zu Frankfurt a. M. eine aus mehr als viertausend Werken bestehende Büchersammlung, nebst mehren Kupferstichen und Kupferwerken durch die geschworenen Herren Ausrufer öffentlich versteigert. Der Katalog darüber, der seines reichen Inhalts wegen den Herren Bücherfreunden von besonderm Interesse sein wird, ist zu haben in Frankfurt a. M. bei Herrn Ausrufer Klebinger, Herrn Ausrufschreiber Mannberger, Herrn Gegenschreiber Seipp, in der J. C. Hermann'schen Buchhandlung, bei Herrn Wimpfen u. Goldschmidt, Herrn Buchbinder Metz, Herrn Jos. Bär.

Gotha, in der Expedition des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen;
Leipzig, bei Herrn Buchhändler Barth und Herrn Magister Mehnert;
Berlin, bei Herrn Buchhändler C. A. Plahn;
Bremen, bei Herrn Buchhändler Heyse;
Fürth, bei Herrn Antiquar Heerdegen;
Hanover, bei Herrn Buchhändler Cruse;
Nürnberg, bei Herrn Auctionator Börner.

Bei mir ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Taubstumme im uncultivirten Zustande, nebst Blicken in das Leben merkwürdiger Taubstummen, von dem Taubstummenlehrer O. Fr. Kruse. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die so höchst seltene als lehrreiche Erscheinung, daß ein selbst Taubstummer nicht nur überhaupt zu einem solchen Grade der innern Ausbildung gelangen konnte, wie Herr Kruse ihn in dem obigen Werke beurkundet, sondern auch, daß ein solcher Unglücklicher uns selbst so tiefe Blicke in das Wesen der Taubstummen thun läßt, und uns endlich eine Antwort gibt auf die Frage: wie jenen armen Wesen wol zu Muthe sei und wie es allmälig in ihrem Kopfe und Herzen zu tagen anfange; — diese Erscheinungen werden Jeden veranlassen, sich mit diesem merkwürdigen Buche näher bekanntzumachen.

Bremen, den 1sten Juli 1832.

Wilh. Kaiser.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Amalia und Ferdinand.

Ein Familiengemälde
von
C. John.

8. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung. Preis 18 Gr.

Soeben sind bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. 27 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Um die Einführung in den Schulen zu erleichtern, wird von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. ein Freiex. bewilligt.

Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr.

Auf 25 Ex. werden drei, auf 50 Ex. acht Freiex. bewilligt. Diese Schrift ist bereits in vielen Schulen eingeführt worden.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster und zweiter Band. Gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugthiere und Vögel, der zweite (1832, 34½ Bog., 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch der neuesten Geschichte,

herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Der Geschichte des Jahres 1830 2ter Theil.

Preis 3 Fl.

Mit 12 Portraits, nämlich: Konstantin, Großfürst; Chlopicki; Leopold, Prinz von Koburg; Georg IV. und Wilhelm IV., Könige von England; Mina; Bolivar; Ferdinand, Kronprinz von Oestreich, König von Ungarn; Friedrich, Prinz von Sachsen; Karl, Herzog von Braunschweig; Wilhelm, Herzog von Braunschweig; Wilhelm, Kurfürst von Hessen.

Inhalt. Der Geschichte des Jahres 1830 zweiter Theil als Fortsetzung des ersten.

III. Rußland und Polen. 1) Rußland; 2) Ursachen der polnischen Revolution; 3) Ausbruch der polnischen Revolution, Vertreibung der Russen aus Warschau; 4) Gen. Chlopicki, Dictator von Polen.

IV. Türkei und Griechenland. 1) Die Türkei; 2) Griechenland.

V. England. 1) Thronwechsel; 2) Ministerwechsel.

VI. Spanien. 1) Die pragmatische Sanction; 2) Mina's Feldzug in den Pyrenäen.

VII. Portugal und Brasilien.

VIII. Amerika. 1) Nordamerika; 2) Mexico; 3) Guatemala; 4) Colombia; 5) Peru; 6) Bolivia; 7) Chile; 8) Buenos-Ayres; 9) Montevideo; 10) Haiti.

IX. Skandinavien. 1) Schweden und Norwegen; 2) Dänemark.

X. Italien.

XI. Die Schweiz.

XII. Deutschland. 1) Allgemeine Angelegenheiten; 2) Oestreich; 3) Preußen; 4) Baiern; 5) Würtemberg; 6) Sachsen; 7) Hanover; 8) Braunschweig; 9) Hessen-Kassel; 10) Hessen-Darmstadt; 11) Baden; 12) Weimar; 13) Altenburg; 14) Koburg-Gotha; 15) Meinungen-Hildburghausen; 16) Reuß; 17) Mecklenburg-Schwerin; 18) Oldenburg.

Kleine Chronik.

Naturerscheinungen; Reisen; Nekrolog des Jahres 1830; Chronologische Tabelle über alle wichtige Begebenheiten des Jahres 1830.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dr. J. L. Hilpert's englisch-deutsches Wörterbuch,

2 Bände, 138 Bogen in groß Quart.

Preis 13 Fl. 30 Kr. = 7 Thlr. 12 Gr., oder 7 Thlr. 15 Sgr. Auf Schreibpapier 16 Fl. 12 Kr. = 9 Thlr.

Ausgabe in 27 halbmonatlichen Lieferungen.

Das Publicum hat jetzt die vollständige englisch-deutsche Abtheilung des neuen

Hilpert'schen englisch-deutschen und deutsch-englischen Wörterbuchs

in Händen und, nach den vielfach darüber erschienenen Kritiken, seine Zufriedenheit mit Ausführung und Ausstattung auf eine höchst erfreuliche Weise ausgesprochen.

„Der ganze Plan (sagt ein hochgeehrter Sprachforscher, Herr Hofrath Böttiger, im Wegweiser Nr. 3 zur Abendzeitung 1832) und die ihm gegebene Räumlichkeit gestatteten eine dem Auge wohlthätige Auseinanderstellung, aber auch tieferes Eindringen in alle Schachten und Gänge dieser reichsten aller europäischen Mischlingssprachen. Der Herausgeber hatte allen Beruf zu diesem Wagstück; denn es mag Muth dazu gehören, diese aufgespeicherten Materialien — es fehlte ihm kein technisches Werk, kein Idiotikon, keine Quelle selbst des Vulgarism, wie Egan's life of London — um solche Massen so verständig, so logisch zu durchdringen und zu ordnen, und so mit allen den Abzeichen, welche den verschiedenen Schattirungen vorgesetzt wurden, folgerecht zu versehen. Daß (fährt der geehrte Referent fort) der rastlose Sammler auch ein denkender, heller Kopf ist, zeigt die strenge Befolgung der von sinnlicher und bildlicher zur abstracten fortschreitenden Reihenfolge der Bedeutungen, wobei natürlich Alles auf die richtige Etymologie ankam. Hier hat Hilpert viel mehr geleistet, als alle seine Vorgänger. — Mit seiner Unterscheidgabe ist überall die Synonymik behandelt, die wir in andern Wörterbüchern sehr vermissen. Wir sind (sagt er weiter) um ein schönes Hülfsmittel für die jedem Gebildeten jetzt unerläßliche Sprache reicher geworden, und ein gelehrter Mann, wie Hilpert, verdient darum laute Anerkennung, daß er muthig ausharrte. — In Beziehung auf die äußere Ausstattung bemerkt er: Auch der Verlagshandlung gebührt Lob, daß sie ein solches Werk mit solcher Eleganz, mit so feinen und scharfen Typen, mit solcher

Bekanntmachung, betr. Verbot des Handels mit Gold, Silber und Banknoten.

Vom 4. August 1914.

Auf Grund des § 4 Abs. 1 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 (Reichs-Gesetzbl. S. 451) wird mit Genehmigung des Bundesrats für den Bezirk des 18. Armeekorps folgendes bestimmt:

§ 1. Der Handel mit Gold, Silber, Banknoten und ausländischen Zahlungsmitteln ist verboten.

§ 2. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Frankfurt a. M., den 4. August 1914.

Der Kommandierende General des 18. Armeekorps.
Freiherr von Gallwitz, General der Infanterie.

Bekanntmachung, betr. Verbot des Handels mit Gold, Silber und Banknoten.

Vom 4. August 1914.

Auf Grund des § 4 Abs. 1 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 (Reichs-Gesetzbl. S. 451) wird mit Genehmigung des Bundesrats für den Bezirk des 18. Armeekorps folgendes bestimmt:

§ 1. Der Handel mit Gold, Silber, Banknoten und ausländischen Zahlungsmitteln ist verboten.

§ 2. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Frankfurt a. M., den 4. August 1914.

Der Kommandierende General des 18. Armeekorps.
Freiherr von Gallwitz, General der Infanterie.

Bekanntmachung, betr. Verbot des Handels mit Gold, Silber und Banknoten.

Vom 4. August 1914.

Auf Grund des § 4 Abs. 1 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 (Reichs-Gesetzbl. S. 451) wird mit Genehmigung des Bundesrats für den Bezirk des 18. Armeekorps folgendes bestimmt:

§ 1. Der Handel mit Gold, Silber, Banknoten und ausländischen Zahlungsmitteln ist verboten.

§ 2. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Frankfurt a. M., den 4. August 1914.

Der Kommandierende General des 18. Armeekorps.
Freiherr von Gallwitz, General der Infanterie.

Bekanntmachung, betr. Verbot des Handels mit Gold, Silber und Banknoten.

Vom 4. August 1914.

Auf Grund des § 4 Abs. 1 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 (Reichs-Gesetzbl. S. 451) wird mit Genehmigung des Bundesrats für den Bezirk des 18. Armeekorps folgendes bestimmt:

§ 1. Der Handel mit Gold, Silber, Banknoten und ausländischen Zahlungsmitteln ist verboten.

§ 2. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Frankfurt a. M., den 4. August 1914.

Der Kommandierende General des 18. Armeekorps.
Freiherr von Gallwitz, General der Infanterie.

Das Ganze mit gegenüberstehendem Originaltexte wird 2 Bände in gr. 8. umfassen, jeder von circa 40 Bogen, welche auf schönem toscolanischem Druckpapier den Subscriptionspreis von 4 Thlr. Sächs., und auf Velinpapier 8 Thlr. nicht übersteigen werden. Nach Erscheinen tritt der um die Hälfte erhöhte Ladenpreis ein.

Die günstige Aufnahme der Literaturfreunde wird das Erscheinen befördern; die Friedr. Volke'sche Buchhandlung in Wien übernimmt die Bestellungen.

Bei L. C. Kehr in Kreuznach ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chronologisches Lotto, oder 100 Hauptmomente aus der allgemeinen Geschichte. Ein nützliches Gesellschaftsspiel für die Jugend, auch für Erwachsene unterhaltend. 8 Gr.

Bei mir ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Encyklopädie der Staatswissenschaften,

von

Friedrich Bülau,

Docenten der Staats- und Rechtswissenschaften an der Universität Leipzig.

Gr. 8. 18½ Bogen. Auf weißem Druckpapier 1 Thlr. 6 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 18 Gr.

Das vorliegende Werk wird gewiß Allen eine freudige Erscheinung sein, die den Werth einer gediegenen politischen Bildung zu schätzen wissen. Sie finden hier ein klares, scharf begrenztes System, eine befriedigende Lösung der großen Fragen des politischen Lebens, und eine Anleitung zum weitern Studium.

Georg Joachim Göschen
in Leipzig.

Es ist nun erschienen und an sämmtliche Buchhandlungen versandt:

Grundriß
der
medizinischen Botanik
als Leitfaden
bei Vorlesungen, sowie zum Selbststudium, und besonders zur repetitorischen Uebersicht
für
Studirende
auch zum
Gebrauch für Aerzte und Pharmaceuten.

Nach den
natürlichen Familien des Gewächsreiches, mit Angabe der Linné'schen Classification
bearbeitet
von
Dr. Gottlieb Wilhelm Bischoff.

Zweiter Theil.

Gr. 8. Preisnachschuß für die Besitzer des 1sten Theils, 48 Kr. Rhein., 12 Gr. Sächs.

Preis beider Bände, 40 enggedruckte Bogen im größten Octavformat auf starkes, weißes Papier, 5 Fl. 36 Kr. Rhein., oder 3 Thlr. 6 Gr. Sächs.

Der Zweck dieses Werkes ist, das Nothwendige und Wissenswerthe aus dem Gebiete der medizinischen Botanik nach den neuesten Erfahrungen, vollständig, aber in möglichst gedrängter Kürze darzulegen, um namentlich dem studirenden oder zum Staatsexamen sich vorbereitenden Arzte und Pharmaceuten einen leichtern Ueberblick dieses für ihn so wichtigen Zweiges der Pflanzenkunde und Arzneimittellehre zu geben, eines Zweiges, der in den gewöhnlichen Hand- und Lehrbüchern meist sehr weitläufig behandelt ist, und oft durch die Aufnahme vieler an sich weniger wichtigen Gegenstände eine kostbare Ueberladung, durch Weglassung anderer aber eine nachtheilige Einseitigkeit erhält. Es wird sich daher das Buch, welches eine Sonderung Dessen enthält, was dem Arzte und Pharmaceuten zu wissen unentbehrlich, von Dem, was jetzt veraltet, oder nur noch etwa von historischem Interesse ist, bei dem ohnedies so vieler Hülfswissenschaften bedürfenden Studium der Heilkunde des Beifalls und der Theilnahme, nicht blos des Lehrers, sondern auch des Studirenden und selbst des praktischen Arztes und Pharmaceuten ferner und um so gewisser erfreuen, als durch seine Vollendung eine wesentliche Lücke ausgefüllt, und seine Anschaffung durch den ungemein billigen Preis so sehr erleichtert ist.

Wenn die Bezeichnung von Gegenstand und Inhalt des Buches schon hinreicht, um die volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, so muß der Name des gelehrten, fleißigen und berühmten Herrn Verfassers, der durch sein Handbuch der botanischen Terminologie und dessen große und mit so ausgezeichneter Anerkennung verbundene Verbreitung nur wenigen Naturforschern, Aerzten und Pharmaceuten unbekannt sein kann, sowie er von den meisten höchst gefeiert ist, einen gesteigerten Betrieb zur Erwerbung eines Werkes geben, welches sowol bei Excursionen und im Hörsaal, als im Studirzimmer und der Officin ein gleich unentbehrliches und zuverlässiges Hülfsmittel ist; dessen großer Nutzen und Brauchbarkeit noch durch eine Uebersicht der Pflanzenfamilien und Gattungen nach dem natürlichen Systeme von De Candolle, mit beigefügtem Schema dieses Systems; eine Uebersicht der Pflanzengattungen nach Linné's Sexualsystem, und das vollständige Register erhöht wurde, welches beizufügen der verdiente Herr Verfasser die große Mühe nicht scheute.

Heidelberg, im Juli 1832.

August Oßwald's
Universitätsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1832. Monat Juli, oder Nr. 183—213, und drei literarischen Anzeigern: Nr. XX—XXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1832. Monat Juli, oder Nr. 53—61, und drei literarischen Anzeigern: Nr. XX—XXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Leipzig, im August 1832.

F. A. Brockhaus.

Neuer Verlag von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

(Zu beziehen durch alle solide Buchhandlungen.)

Ermahnung und Trost des göttlichen Wortes bei der jetzt drohenden allgemeinen Noth. Nebst einem Anhange von Liedern und Gebeten. 8. Geh. 4 Gr.

Geiser, J. Ch. D., Gebet-, Beicht- und Communionbuch für die häusliche und kirchliche Andacht. Zum Gebrauch für Confirmanden, aber auch für Personen von jedem Lebensalter,

Bekanntmachung betreffend die Ausgabe neuer Reichsbanknoten.

Vom 19. Januar 1911.

Auf Grund des § 9 des Gesetzes, betreffend die Ausgabe von Banknoten, vom 14. März 1875 (Reichs-Gesetzbl. S. 177) wird bekannt gemacht, daß neue Reichsbanknoten zu 100 Mark, 50 Mark, 20 Mark, 10 Mark, 5 Mark, 1 Mark, 50 Pfennig, 20 Pfennig und 10 Pfennig ausgegeben werden.

Die Noten zu 100 Mark, 50 Mark, 20 Mark, 10 Mark, 5 Mark und 1 Mark sind nach dem Muster der bisherigen Noten gleicher Art hergestellt, haben jedoch eine andere Farbe und Größe. Die Noten zu 50 Pfennig, 20 Pfennig und 10 Pfennig sind neu.

Die Noten zu 100 Mark, 50 Mark, 20 Mark, 10 Mark, 5 Mark und 1 Mark sind auf Vorder- und Rückseite mit Wasserzeichen versehen. Die Noten zu 50 Pfennig, 20 Pfennig und 10 Pfennig haben kein Wasserzeichen.

Die Noten zu 100 Mark, 50 Mark, 20 Mark, 10 Mark, 5 Mark und 1 Mark sind mit Sicherheitsfaden versehen.

Die Noten zu 100 Mark, 50 Mark, 20 Mark, 10 Mark, 5 Mark und 1 Mark sind auf Vorder- und Rückseite mit Unterdruck versehen.

Die Noten zu 100 Mark, 50 Mark, 20 Mark, 10 Mark, 5 Mark und 1 Mark sind auf Vorder- und Rückseite mit Farbenun

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Allgemeine Encyklopädie
der Wissenschaften und Künste
von *Ersch* und *Gruber*.

Der zweiundzwanzigste Band der ersten Section (mit zehn Kupfertafeln) ist soeben an alle Abonnenten versandt worden, und ich habe nun bereits seit November 1831, zu welcher Zeit das Werk in meine Hände kam, von jeder Section einen Band, also drei Bände geliefert. An drei neuen Bänden wird rasch fortgearbeitet, und ich werde sie wol noch dieses Jahr ausgeben können. Das Publicum wird hoffentlich wieder Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutsches Nationalwerk genannt zu werden verdient, und sich überzeugen, daß ich den Willen und die Mittel habe, dasselbe so rasch zu fördern als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten, denen nicht angenehm sein würde, in einem Jahre mehr als höchstens sechs Bände zu erhalten, irgend gestatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, sowie Solchen, die sich das ganze Werk neu anschaffen wollen, werde ich die billigsten Bedingungen stellen, und man wolle sich in dieser Hinsicht entweder an mich selbst oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Nöthig gewordene Erklärung.

Es war gleich nach dem Tode meines Schwagers, Friedrich von Matthisson, als ich an mehre Freunde und Freundinnen desselben schrieb und namentlich auch an die Frau Conferenzräthin Brun in Kopenhagen. Gegen diese sprach ich mich wegen des literarischen Nachlasses Matthisson's frei und offen aus und bat sie um ihren freundlichen Rath; es blieb jedoch dieser Brief unbeantwortet, und wie ich nun erst in Erfahrung gebracht habe, ist derselbe nie an seine Adresse gelangt. Vielleicht deutete ich das Ausbleiben einer Beantwortung meines Briefes falsch, auch hielt mich wol Furcht, zudringlich zu erscheinen, von Absendung eines zweiten Briefes ab. Frau Conferenzräthin Brun, von dem Wunsche beseelt, über Matthisson's Auflösung und seine nachgelassenen Papiere nähern Aufschluß zu erhalten, schrieb um diese Zeit, wie ich das ebenfalls erst jetzt in Erfahrung gebracht habe, an mich; aber wegen eines falschen Adressats (es war nämlich durch undeutliche Handschrift der Name Schoch in Storch umgeschaffen) ist der Brief von Dessau aus wieder nach Kopenhagen zurückgeschickt worden. Erst in diesem Jahre gelangte ich zu einer Correspondenz mit Frau Conferenzräthin Brun; leider war es aber schon zu spät, um noch ihrem ausgesprochenen Wunsche: „es möchten ihre Briefe nicht mit veröffentlicht werden", genügen zu können, da der Druck von Matthisson's literarischem Nachlasse bereits begonnen hatte.

Die Frau Conferenzräthin Brun hat nun im Morgenblatte, 1832, Nr. 134, eine bittere Protestation wider das Bekanntwerden ihrer Briefe einrücken lassen, worin sie solches eine widerrechtliche Handlung nennt. Zu meiner Rechtfertigung wiederhole ich daher hier die Worte der Vorrede zu Matthisson's literarischem Nachlasse, daß erstens: die Veröffentlichung desselben nicht gegen den Willen des mir so theuern Hingeschiedenen geschieht, und daß zweitens: Matthisson's Briefwechsel nicht als Briefe, sondern als ein von Matthisson selbst vollendetes und zum Druck bestimmtes Manuscript in meine Hände kam. Dieses und das Wissen, daß der Verklärte während der Anfertigung jenes Manuscripts mehre dabei interessirte Personen von seiner Arbeit in Kenntniß setzte, von keiner Seite aber dagegen protestirt wurde, bestimmte mich, die hochgeachteten Verfasser und Verfasserinnen der Briefe, bei den mitunter sehr bedeutenden Entfernungen ihrer Wohnörter von hier, nicht noch erst mit Zuschriften von mir zu belästigen. Die Wahrheit davon, daß nicht die Matthisson'schen Erben, sondern der Hingeschiedene selbst die Auswahl der in Rede stehenden Briefe getroffen hat, können mehre Freunde desselben bezeugen, was auch dadurch bestätigt wird, daß das Manuscript davon schon vor mehren Jahren sich in den Händen der Herren Orell, Füßli u. C. in Zürich befand.

Die Behauptung der Frau Conferenzräthin Brun, daß Briefe nur als Briefe und nicht als Manuscript zum Druck, das Eigenthum des Empfängers seien, widerlegt übrigens dieselbe selbst dadurch, daß sie kürzlich mehre, von Matthisson an sie gerichtete Briefe der Oeffentlichkeit übergeben hat.

Wörlitz, im Juli 1832.

Fr. M. Schoch.

Bei Rubach in Magdeburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorsichts- und Verhaltungsmaßregeln
beim
Baden, Gewitter, bei plötzlichen Unglücksfällen und ansteckenden Krankheiten.

Nach
den besten Quellen und bewährtesten Erfahrungen bearbeitet
von
J. M. Scholand.

Preis 10 Sgr., oder 8 Gr. Cour.

Inhalt: Verhalten bei ansteckenden Krankheiten. — Nutzen des Badens. — Was dabei zu beobachten. — Regeln beim Gebrauche der kalten, kühlen, lauen, warmen, heißen, mineralischen, russischen Bäder. — Dunstbäder. — Fußbäder. — Seifenbäder. — Träufelbäder. — Behandlung der Betrunkenen. — Biß eines tollen Hundes. — Blitz, Vorsichtsmaßregeln dabei. — Behandlung der vom Blitz Getroffenen. — Mittel gegen Brandblasen. — Blutbrechen. — Bluthusten. — Heftige Blutungen. — Brechdurchfall. — Katarrh. — Cholera. — Cholerine. —

Electrical Engineering Apparatus.

Wanted—Second-hand Electrical Engineering Apparatus of every description. Will pay cash. Send full particulars to Box 1898, care of THE ELECTRICAL ENGINEER.

Wanted—Second-hand Electrical Engineering Apparatus of every description. Will pay cash. Send full particulars to Box 1898, care of THE ELECTRICAL ENGINEER.

Wanted—Second-hand Electrical Engineering Apparatus of every description. Will pay cash. Send full particulars to Box 1898, care of THE ELECTRICAL ENGINEER.

Notes and Queries.

Inquiries.

Wanted.—Information as to the best method of making a small electric motor.

Wanted.—Information as to the best method of making a small electric motor.

Wanted.—Information as to the best method of making a small electric motor.

8ter Jahrg. 1832. Gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr. (Wird fortgesetzt.)

Militairzeitung, Allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militairbeamten. 7ter Jahrg. 1832. Gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. (Wird fortgesetzt.)

Moller, Dr. G. (gr. hess. Hofbaudirector), Das neue Theater zu Mainz. Mit 6 Kupfern. Royal Folio. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Mortonval, Geschichte des Feldzugs in Rußland im Jahre 1812. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen. 1stes—3tes Bändchen. 16. Geh. 1 Thlr. 3 Gr., oder 2 Fl.

Müller, Dr. F. H. (grossh. hess. Galleriedirector), Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale mit vorzüglicher Berücksichtigung des Mittelalters, in vierteljähr. Heften, mit theilweise colorirten Steindrücken. 1stes und 2tes Heft. Gr. 4. Jedes Heft 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl. (Wird fortgesetzt.)

Pabst, H. W. (gr. hess. Oekonomierath und beständ. Secretair der landwirthsch. Vereine im Großh. Hessen), Lehrbuch der Landwirthschaft. Erster Band. 1ste Abthl. Allgemeiner Pflanzenbau. Auch unter dem Titel: Allgemeine Grundsätze des Ackerbaues. Gr. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr. (Wird fortgesetzt.)

Paulus, Dr. H. E. G. (gr. bad. Geh. Kirchenrath), Votum gegen zudrängliches Einführen von Kirchengebetsvorschriften, unter dem unrichtigen Namen von Agenden. Gr. 8. Geh. 4 Gr., oder 18 Kr.

Pistor, Dr. C. T. (Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt), Kurze Geographie nach den neuesten Staatsveränderungen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. 8. 4 Gr., oder 18 Kr.

(Bei Einführung in Schulen werden auf 25 Ex. 3, auf 50 Ex. 8, auf 75 Ex. 16 und auf 100 Ex. 25 Freiexemplare gegeben.)

Schulatlas, Vollständiger, der neuesten Erdbeschreibung mit vorzüglicher Berücksichtigung der durch historische Ereignisse merkwürdigen Orte. In 27 colorirten Blättern. Neue, wohlfeilere Ausgabe. Royal 4to. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Schulatlas, Kleiner, der neuesten Erdbeschreibung. In 9 colorirten Blättern. Royal 4to. 12 Gr., oder 54 Kr.

(Bei Einführung dieser Atlanten in Schulen werden durch jede Buchhandlung noch besondere Vortheile zugestanden.)

Schulzeitung, Allgemeine, ein Archiv für die Wissenschaften des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen ꝛc. Herausgegeben von Dr. E. Zimmermann. 1ste Abtheilung für das allgemeine und Volksschulwesen. 2te Abth. für Berufs- und Gelehrtenbildung. 9ter Jahrg. 1832. Gr. 4. Preis eines Semesters 4 Thlr. 8 Gr., oder 7 Fl. 30 Kr.

(Jede Abtheilung wird auch besonders gegeben. Die 1ste kostet halbjährlich 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 45 Kr. Die 2te halbjährl. 2 Thlr. 18 Gr., od. 4 Fl. 45 Kr.)

Suckow, Dr. Gust. (Professor an der Universität zu Jena), Die chemischen Wirkungen des Lichtes, dargestellt und erläutert. Gr. 8. Geh. 20 Gr., od. 1 Fl. 30 Kr.

Tarif zur Erhebung der Eingangs-, Durchgangs- und Ausgangszölle im Großherzogthum Hessen für die Jahre 1832, 1833 u. 1834. Gr. 8. 3 Gr., od. 12 Kr.

Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen. Herausgegeben von H. W. Pabst (großherzogl. hess. Oekonomierath und beständigen Secretair dies. Vereine). Jahrg. 1832. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr., od. 2 Fl. 40 Kr. (Wird fortgesetzt.)

Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Kurfürstenthums und Großherzogthums Hessen und der freien Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von Dr. J. F. G. Böhmer jun., Ph. Bopp, Dr. Jäger. 1ster Bd. 1stes Heft. Gr. 8. Der Band von 6 Heften 2 Thlr. 8 Gr., od. 4 Fl. 12 Kr.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Zettwach, Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts. Gr. 8. 23 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Bei Rubach in Magdeburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wachsmann,

Geometrie für Handwerker.

Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht, besonders aber als Leitfaden beim Unterricht in Gewerbsschulen. Mit 11 Kupfertafeln. Preis 25 Sgr., oder 20 Gr. Cour.

Da der Verfasser dieses Werks selbst Lehrer an einer Gewerbschule ist, aus der seit mehren Jahren Schüler in das Gewerbeleben übergingen, die noch jetzt der Anstalt für ihre darin erworbenen Kenntnisse Dank wissen: so hat sich derselbe besonders bemüht, diese fast jedem Gewerbsmann jetzt unentbehrliche Wissenschaft in das bürgerliche Leben überzutragen und sie so faßlich als leicht darzustellen. Was dem Handwerker jeglichen Fachs, besonders dem Bauhandwerker, in der Ausbildung seines Gewerbes durch diese Wissenschaft höchst nothwendig ist, glaubt er genügend in diesem Werke aufgestellt zu haben.

In der unterzeichneten Buchhandlung erscheint eine Uebersetzung von:

A Dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation by J. R. Mac Culloch,

unter dem Titel:

Handbuch für Kaufleute über die wichtigsten Zweige des Großhandels, der Handelsschifffahrt und des Bankwesens. Mit den nöthigen Zusätzen und Anmerkungen versehen. In alphabetischer Ordnung. 2 Bde. Gr. 8.

Stuttgart, den 1ten Juli 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Encyklopädisches Handbuch des gesammten in Deutschland geltenden katholischen und protestantischen Kirchenrechts. Mit geschichtlichen Erläuterungen und steter Rücksicht auf die neuesten kirchlichen Verhältnisse in Oestreich, Preußen, Baiern, Würtemberg, Hanover, Sachsen, Mecklenburg, Baden, Hessen, Nassau und andern deutschen Staaten. Von Alexander Müller, großh. s. Regierungsrathe.

Zweiter Band. Capuziner—Ehe. Gr. 4. 3 Thlr.

Erster Band . . . . . 3 Thlr.

(NB. Der zweite Band enthält das Inhaltsverzeichniß zum 1sten u. 2ten Bde.)

Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland. Den Philalethen in Kiel und den CXXVII antirömischen Katholiken in Dresden gewidmet. Von F. W. Carové. Gr. 8. Sauber brosch. 2 Thlr.

Politisches Taschenbüchlein oder: Erzählungen und Charakterzüge aus der alten und neuen Geschichte zur Belobung eines freien und kräftigen Gemeingeistes unter allen Ständen des deutschen Vaterlandes. Von *****. Brosch. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1832.

G. Wolbrecht.

Bei mir sind erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Die Schulen.

Die verschiedenen Arten der Schulen, ihre innern und äußern Verhältnisse, und ihre Bestimmung in dem Entwickelungsgange der Menschheit.

Von

Professor Dr. Fr. H. Chr. Schwarz,

großherzoglich badenschen Geheimen Kirchenrath ꝛc.

Auf weißem Druckpapier 2 Thlr. 6 Gr., auf Schreibpapier 3 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr. 12 Gr.

Das vorliegende neue Werk des ehrwürdigen Verfassers, welches zugleich zur Vollständigkeit von dessen Erziehungslehre dient, behandelt mit größter Gründlichkeit und Sachkenntniß das ganze Schulwesen. Jedem Freunde und Forscher der Erziehung wird das Buch daher nicht nur willkommen, sondern selbst unentbehrlich sein.

Georg Joachim Göschen
in Leipzig.

Zum Nutzen und Frommen aller Verehrer des Hrn. Dr. F. G. Welcker und zur Warnung für Verleger!

Hr. Professor und Bibliothekar Dr. F. G. Welcker in Bonn hat von dem Verkauf seines Werkes:

Die Aeschylische Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe zu Lemnos, nebst Winken über die Trilogie des Aeschylus überhaupt. Gr. 8. 1824. Ladenpreis 3 Thlr.

eine so große Meinung, daß ich, als getäuschter Verleger, dessen Versicherungen der Hr. Verfasser nicht glauben will, den noch über 500 Exemplare sich belaufenden Vorrath der Auflage von 750 in der Art den Armen zu widmen gesonnen bin, daß ein Jeder, welcher einen berliner Thaler an die Armenkasse seines Wohnorts zahlt, den Schein darüber zur Ueberzeugung an Hrn. ꝛc. Welcker postfrei einsendet, dagegen ein Exemplar des obigen Werkes auf dem von ihm bezeichneten Wege von mir *gratis* erhält. Auf diese Weise wird sich der Hr. Professor am besten überzeugen, ob und welches Verlangen nach seinen Werken vorhanden ist?

Die Verhandlungen des Verlegers mit dem Hrn. Verfasser über dies Werk, welches, Anfangs zu 5 Bogen bedungen, ohne vorhergegangene Verabredung und ohne meine Zustimmung bis zu 39 ausgedehnt ward und dem Verfasser demnach statt mit 10 Friedrichsd'or mit 78 honorirt werden mußte, und wie des Verlegers Vertrauen auf die Versprechungen des Verfassers, mich dann, wenn ich ihm das volle Honorar auszahlen würde, durch den Verlag eines andern Werkes von allgemeinerm Interesse (über Geschichte, Kunst und Literatur Griechenlands) zu entschädigen, von ihm dazu gebraucht wurde, mir das Honorar für sämmtliche Bogen abzudringen, und seine (des Verfassers) Versprechungen, für deren Erfüllung ich lediglich einen bestimmten Termin soderte, später vor dem Richter so auszulegen und sogar durch einen feierlichen Eidschwur zu bekräftigen, daß er sie vielleicht nach 50 Jahren oder nie zu erfüllen braucht, sollen in der Kürze von allen Buchhandlungen *gratis* ausgegeben werden.

Ein Mistrauen oder eine besondere Vorsicht hinsichtlich der Bestimmung eines Termins schien mir bei einem Manne wie Hr. Welcker, der öffentlich als Vertheidiger des Rechts und der Treue aufgetreten ist, unnöthig, und doch habe ich mich betrogen. Das gerechte und unparteiische Publicum soll richten über Hrn. Welcker's Benehmen!

Darmstadt, im Juli 1832.

Carl Wilhelm Leske.

In der Joseph Wolff'schen Verlagsbuchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der Unsichtbare, sich kund machend in den Erscheinungen unserer Zeit; oder: die in den Erscheinungen unserer Zeit leitende, warnende und strafende Gotteshand. Von J. B. Kastner, Pfarrer und Kapitelkammerer. Gr. 8. Preis 24 Kr.

Diese zwar kleine, aber sehr zeitgemäße und inhaltvolle Schrift — aus der Feder, ja man darf sagen, aus dem, für alles Wahre und Gute erglühenden Gemüthe des auf dem Gebiete der Literatur bereits rühmlichst bekannten Herrn Pfarrers Kastner — ist, wie er selbst sagt, als Seitenstück und Pendant einer andern, im vorigen Jahre bei Seidel in Sulzbach herausgekommenen Schrift des nämlichen Verfassers anzusehen, welche den Titel führt: Ueber den Revolutionismus unserer Tage. Und da nun diese letzte Schrift allenthalben mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen und von soliden Zeitschriften, z. B. von dem Religions- und Kirchenfreunde, sodann von der Kathol. Liter.-Zeitung von Besnard sehr günstig ist recensirt worden: so wird es gewiß auch die vorliegende Schrift verdienen, mit vollem Beifall von allen Freunden der Religion und Kirche, der Wahrheit und der guten Ordnung aufgenommen zu werden.

Bei Rubach in Magdeburg ist erschienen:

Reduction in preußisch Courant sämmtlicher im gewöhnlichen Handelsverkehr vorkommenden fremden Münzsorten, Behufs Berechnung der Wechselstempelsteuer, nach der abändernden und erleichternden Vorschrift der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 3ten Januar 1830. Bearbeitet von L. Zindel. 3te Aufl. Preis 4 Sgr.

Kaufleute, Wechsler und Banquiers sind hierdurch in den Stand gesetzt, zu bestimmen, welchem Wechselstempelbetrage ihre Wechsel, Assignationen oder Handelsbillets unterliegen, und nach welcher Basis bei den königl. Zoll- und Steuerämtern derselbe jedesmal berechnet wird.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. Drittes und viertes Bändchen. (Der Wahn. Die Geächteten. Die Remonstranten. Brandenburgs Decius. Margarethe Rosen. Die Sybille vom Elisabeththurme.) 8. 46 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Die ersten zwei Bändchen (1830, 42 Bogen, 3 Thlr. 12 Gr.) enthalten: Der Tempelherr. Die Brüder. Das Ebenbild. Die Verlobung. Cäcilie Stuart. Gustav Adolfs Tod.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Fünftes Heft.

Contagium bis Deutsche Literatur im Auslande.

Der unterzeichnete Verleger macht wiederholt auf dieses höchst interessante und zeitgemäße Werk aufmerksam. Es bildet einen Supplementband zu allen bisherigen Ausgaben des Conv.-Lex., ist aber auch für sich bestehend und in sich abgeschlossen; man findet darin die wichtigsten Aufschlüsse über Alles was die Zeit bewegt, und es ist daher für Jeden unentbehrlich, der die Erscheinungen derselben richtig würdigen will. Es können hier keine Artikel namhaft gemacht werden, aber in jeder Buchhandlung ist das Werk einzusehen, und die große Theilnahme des Publicums, die schon jetzt eine Auflage von fast 30,000 Ex. nöthig macht, spricht wol am besten dafür, daß Mitarbeiter und Redaction ihre Aufgabe trefflich gelöst haben.

Um die Anschaffung zu erleichtern und den Artikeln den Reiz der Neuheit zu lassen, erscheint das Werk in Heften zu acht Bogen, deren jedes

auf weißem Druckpapier	6 Groschen
auf gutem Schreibpapier	8 Groschen
auf extrafeinem Velinpapier	15 Groschen

kostet.

Leipzig, 24sten Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind folgende höchst interessante und beachtungswerthe Schriften erschienen und versandt:

Die Bedeutung deutscher Bürgerbewaffnung, geschichtlich entwickelt. Bei Gelegenheit der Fahnenweihe der braunschweiger Bürgergarde allen Bürgergarden unsers Vaterlandes gewidmet. 6 Gr.

Ueber geschichtliche Entstehung, Charakter und zeitgemäße Fortbildung der landständischen Verfassung des Herzogthums Braunschweig und Fürstenthums Blankenburg. Von A. de Dobbeler, Advokaten in Braunschweig. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Verhandlungen über die öffentlichen Angelegenheiten des Königreichs Hanover und des Herzogthums Braunschweig. In zwanglosen Heften herausgegeben von S. P. Gans, Advokaten in Celle. 1ster Bd. 1stes—6tes Heft à 8 Gr. Gr. 4. 2 Thlr.

Dasselbe Werk. 2ten Bds. 1stes u. 2tes Heft à 8 Gr. 16 Gr.

Ueber die Verarmung der Städte und des Landmanns, und den Verfall der städtischen Gewerbe im nördlichen Deutschland, besonders im Königreiche Hanover. Versuch einer Darstellung der allgemeinen Hauptursachen dieser unglücklichen Erscheinungen, und der Mittel zur Abhülfe derselben, von S. P. Gans, Advokaten in Celle. Dritte Aufl. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Stammtafel des deutschen Welfenhauses, mit Bemerkung der wichtigsten Thaten und Schicksale seiner Glieder, besonders der Theilungen, Mehrungen und Minderungen seiner sächsischen Erblande, vom Landsyndicus J. Pricelius in Braunschweig. Gr. Imperialformat. 1 Thlr. 8 Gr.

Staatswissenschaftliche Mittheilungen, vorzüglich in Beziehung auf das Herzogthum Braunschweig, von Friedrich Karl von Strombeck, Geheimenrathe ꝛc. 1stes bis 3tes Heft. Gr. 8. Geh. à 16 Gr.

(Die Propositionen und Motive der revidirten Landschaftsordnung sind im dritten Hefte enthalten.)

Gesuch der Bekenner des jüdischen Glaubens im Herzogthume Braunschweig an Se. Hochfürstl. Durchlaucht den regierenden Herrn Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, um gnädigste Verleihung voller bürgerlichen Rechte. Verfaßt und mit erläuternden Zusätzen versehen von G. A. Geitel, Dr. der Rechte, Advokaten zu Braunschweig. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Braunschweig, im Juli 1832.

Fr. Vieweg.

Anzeige.

Nervi accessorii Willisii anatomia et physiologia. Commentatio. Scripsit Ludovic. Wilhelm. Theodorus Bischoff, Med. et Philosoph. Doctor. Accedunt tabulae sex lithographicae. Darmstadii in commissis C. W. Leske. M.DCCC.XXXII. 13 Bogen in 4. Geh. Mit farbigem Umschlage. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Zu wie mannichfachen und verdienstlichen Untersuchungen auch der merkwürdige Ursprung und Verlauf des elften Hirnnervenpaares bisher schon Veranlassung gegeben, so zeigt doch eine auch nur oberflächliche Kritik der über physiologische Bedeutung und Function desselben aufgestellten Meinungen das Unbefriedigende derselben auf das Einleuchtendste. Der Verf. hat sich in der obigen Schrift, ausgehend von genauen und sorgfältigen anatomischen Untersuchungen an Menschen- und Thierleichen, und gestützt auf vielfältige und schwierige Versuche an lebenden Thieren, als deren auffallendstes Resultat die Thatsache, daß der N. accessorius eigentlicher Stimmnerve ist, genannt werden kann, bemüht, über diesen Gegenstand ein erschöpfendes Licht zu verbreiten: sodaß er bei dem anatomischen und physiologischen Publicum ein beifälliges Interesse für seine Schrift zu finden hofft.

Einladung zur Subscription
auf einen

Atlas von Asien

zu Ritter's Allgemeiner Erdkunde, II. Abtheilung.
Entworfen und bearbeitet von J. L. Grimm.
Herausgegeben von C. Ritter und F. A. O'Etzel.

Dieser, aus 20 Blättern mittlern Kartenformats bestehende Atlas erscheint im Verlage des unterzeichneten Comtoirs in 4 Lieferungen, jede zu 5 Blatt, wovon die erste zu Michaelis d. J., die übrigen aber jedesmal gleichzeitig mit den folgenden Bänden der Allgemeinen Erdkunde erscheinen.

Die Namen der Herren Herausgeber machen jede Empfehlung dieses Werks in wissenschaftlicher Beziehung überflüssig; was die künstlerische Ausführung betrifft, so gibt davon das, dem Prospectus (welcher in allen soliden Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zur Ansicht und Gratisvertheilung vorliegt) beigedruckte, von dem Herrn W. Scharrer gestochene Kärtchen des Himálaja eine Probe.

Man subscribirt nur auf den ganzen Atlas mit
6 Thlr. preuß. Ct., oder 10 Fl. 30 Kr. Rhein.

Beim Erscheinen der ersten Lieferung wird die Subscription geschlossen, und es tritt der erhöhte Ladenpreis ein. Dieser beträgt

für den ganzen Atlas	7	Thlr.	10	Sgr.	pr. C.,	oder	12 Fl.	50 Kr. Rh.
für einzelne Liefer.	2	"	2½	"	"	"	3 "	39 " "
für einzelne Blätter	—	"	15	"	"	"	— "	52½ " "

Berlin, den 1sten Juli 1832.

Das geographische Verlags-Comtoir.

Bei Aug. Helmich in Bielefeld ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jüngst, L. V., Zweiter Cursus des Unterrichts in der Geographie. 18 Bogen weiß Druckpapier in 8. 16 Gr.

Sechs Karten zum ersten geographischen Cursus von L. V. Jüngst, sauber lithographirt. 8 Gr.

Bei Rubach in Magdeburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Funfzig leichte

Choralvorspiele,

aus
Dur- und Molltonarten
über
die bekanntesten Choräle für Orgel mit und ohne Pedal.
Eingerichtet und componirt
von

Friedrich Baldamus,

Cantor und Organist zu Genthin.

Erstes Heft.

Preis 20 Sgr., oder 16 Gr. Cour.

Auszug aus der Vorrede.

Es gibt zwar schon eine bedeutende Menge Vorspiele, Nachspiele, Choralvorspiele für die Orgel, und sie werden leider von den meisten Organisten und Dorfschullehrern unberücksichtigt gelassen, weil sie einmal ihnen zu schwer sind oder vorkommen, oder weil sie lieber ihre eignen Gedanken vortragen wollen. Von welcher Art die Gedanken sind, und wie sie sehr oft auf das Gehör des Kenners und auch wohl auf das des Laien wirken, beweiset wohl, daß so manche große Componisten sich bemüht haben, für schwächere Organisten Vorspiele zu schreiben, um diesen Gelegenheit zu geben, etwas Verständliches vor dem Choral vorzutragen. Diese Absicht liegt auch meinen Choralvorspielen zum Theil zum Grunde und habe ich mich nur bemühet, dieselben mit einer noch leichtern Spielart zu componiren, als die, welche mir bekannt sind. Völlig in Accorden modulirende Vorspiele zu setzen, die freilich noch leichter sind, scheinen mir den Zweck, den sie auf das Gemüth des Zuhörers haben sollen, nicht zu erreichen; darum habe ich diese Art nicht gewählt, sondern meinen Vorspielen eine dem Charakter des Liedes passende Melodie eingelegt, und es würde mir belohnend genug sein, wenn meine Sorgfalt ihren Zweck erreichte, und dieser mühevollen Arbeit neben den vielen noch ein Plätzchen vergönnt würde.

Das Thierreich.

Nach A. F. Schweigger's Systeme.

Als Leitfaden

beim Unterrichte in der Naturbeschreibung der Thiere, zunächst für die magdeburger höhere Gewerb- und Handlungsschule.

Von

B. Kote.

Preis 7½ Sgr., oder 6 Gr. Cour.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß nur ein systematischer Unterricht in der Naturkunde der sicherste Führer ist. Langjährige Erfahrung überzeugte den Verfasser obigen Thierreichs, daß eine gedrängte Uebersicht des Systems in den Händen des Schülers den besten Anhalt beim Vortrage gewährt, und diesen nicht, wie die umfassenden Werke über Zoologie, zu einer reinen Paraphrase macht, oder die Unterrichtszeit zu einer Leseübung umgestaltet. Der Verleger hofft durch Billigkeit des Preises das Büchelchen gemeinnütziger zu machen, und somit einem zu lebhaft gefühlten Bedürfnisse wenigstens von seiner Seite abgeholfen zu haben.

A. B. Decker

(Rector an der Volksschule in der Neustadt Magdeburg).

Tabellarisch-arithmetische Handfibel,

in fortschreitender Stufenfolge von den leichtern Aufgaben der 4 Species gleichbenannter Zahlen durch alle Grundrechnungsarten bis zu den schwerern Aufgaben der Regel de Tri in Brüchen, für Bürger- und Volksschulen, nebst Facitbuch und Anweisung über den Gebrauch derselben.

Die Fibel in Querduodezformat, obgleich nur 36 Seiten stark, ist durch die bis jetzt noch neue und einzige Darstellung so ungemein reichhaltig an Uebungsaufgaben, die in der genauesten Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern fortschreiten, daß ein Lehrer auch der zahlreichsten Classe, wenn die Kinder dieses Büchlein als Eigenthum besitzen, alle seine Schülerabtheilungen augenblicklich zu beschäftigen und den Privatfleiß der Kinder mit Leichtigkeit zu befördern im Stande ist. Die Kinder bilden sich nach der gegebenen Anweisung die Exempel selbst und lernen sie als Beispiele aus dem gemeinen Leben darstellen, wodurch der Vorwurf, daß mehr mechanische Uebung befördert und weniger der Verstand geschärft werde, gewiß wegfallen wird. Der Preis eines Exemplars der Fibel ohne Facitbuch und Anweisung ist broschirt 2½ Sgr., in Partien von mindestens 25 Exemplaren aber 2 Sgr. Das Facitbuch mit Anweisung kosten zusammen 25 Sgr.

F. v. Didron,

Die Grundlehren der Gleichungen, Reihen und Logarithmen. Ein Handbuch für Militairschulen, für die mittlern Classen der Gymnasien und zum Selbstunterricht.

1832.

Preis 1 Thlr. 20 Sgr., oder 1 Thlr. 16 Gr. Cour.

Ein mathematisches Werk, welches die Elemente dieser wichtigen Theorien speciell umfaßt, dem Leser das Nothwendigste und Interessanteste derselben klar und für das Selbststu-

dium geeignet, vorlegt, dürfte ein wünschenswerther Gegenstand für Alle sein, welche sich sowol aus Neigung, als auch zum Behuf künftiger Examina mit dieser Wissenschaft beschäftigen wollen.

Soeben sind erschienen:

Verzeichniß der Bücher, Landkarten u. s. w., welche vom Januar bis Juni 1832 neu erschienen oder aufgelegt sind, mit Angabe der Bogenzahl, der Verleger, der Preise in sächs. und preuß. Cour., liter. Nachweisungen, ein Anhang bibliographischer Notizen und wissensch. Uebersicht. Mit königl. sächs. Privileg. 68ste Fortsetzung. 8. 19 Bogen. 10 Gr., oder 12½ Sgr.

Verzeichniß, Monatliches, desgleichen. Monat Juli 1832. 8. Weiß Druckpap. Der Jahrgang 1 Thlr. 8 Gr., oder 1 Thlr. 10 Sgr.

Pölitz Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. 5ter Jahrgang. 1832. September.

Leipzig, den 1sten August 1832.

Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reinhard's Erhebungen über Welt und Gegenwart zu Gott und Zukunft; christliche Belehrung und Beruhigung über die Unvollkommenheiten und Uebel des Erdenlebens, aus den Religionsvorträgen des sel. Oberhofpredigers Dr. Reinhard gezogen vom M. J. K. Weikert. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Es war ein glücklicher Gedanke, aus den vortrefflichen Vorträgen des unvergeßlichen Reinhard Das auszuwählen und zusammenzustellen, was dem trostbedürftigen Gemüth Stärkung und Erquickung zu gewähren so ganz sich eignet. So können nun auch Die, denen es zu schwer fällt die zahlreichen Sammlungen der Reinhard'schen Predigten sich eigen zu machen, und die doch so gern des großen Mannes salbungsvolle, kräftig zum Herzen sprechende Worte vernehmen und auf sich wirken lassen möchten, diesen ihren Lieblingswunsch erfüllt sehen, und in trüben Stunden Dessen theilhaftig werden was ihnen Noth thut, um nicht zu verzagen.

Kränze des Auslandes, oder Sammlung ausgezeichneter lyrischer Poesien der neuesten englischen Dichter. Ein Hülfsbuch zur Bildung des Geschmacks und zum Sprachstudium. Herausgegeben und mit Noten versehen von Karoline Stille. Bremen, C. Schünemann. 1832.

Diese Sammlung schließt sich, indem sie die neuesten englischen Dichter umfaßt, an frühere Anthologien an, ohne den Inhalt derselben zu wiederholen. Man findet hier Gedichte von Byron, Scott und Moore, von den beiden Freunden die vorzugsweise deutschen Geist athmen, Wordsworth und Coleridge; von James Montgomery und dem in mancher Hinsicht ihm verwandten und in Deutschland gleich wenig gekannten Bernard Barton; von Campbell und Rogers, Southey und Wilson, und von den Dichterinnen Mrs. Hemans (unter Andern das schöne Lied auf Körner's Grab) und Miß Landon. Wenn nun auch Burns in diesen Kreis gezogen worden, so scheint die Rücksicht auf die Sprache die im schottischen Dialekt gedichteten Lieder ausgeschlossen zu haben, die sonst das Ausgezeichnetste von diesem originellen Volksdichter enthalten, dem vielleicht nur unser Hebel, und auch dieser nur in einer Beziehung verglichen werden kann. Um so glücklicher ist die Auswahl bei den übrigen Dichtern, wo sie durch keine solche Rücksicht beschränkt war, sondern wirklich den Geist und die eigenthümliche Manier jedes Einzelnen durch treffende Proben repräsentiren konnte. Die Worterklärungen unter dem Texte werden den Gebrauch des Wörterbuchs dem Anfänger erleichtern, und dem weiter Fortgeschrittenen entbehrlich machen.

Hamburg.

Dr. C. F. Wurm.

Neues homöopathisches Werk.

Im Verlage von Friedrich Vieweg in Braunschweig ist erschienen und versandt:

Systematische Darstellung
der reinen Arzneiwirkungen aller bisher geprüften Mittel
vom
Hofrath Dr. G. A. Weber.
Mit einem einleitenden Vorwort
vom
Hofrath Dr. Samuel Hahnemann.

Royal 8. 1ste bis 3te Lieferung. Preis 3 Thlr. 20 Gr.

Dieses, für den homöopathischen Arzt äußerst wichtige Werk, welches der Herr Hofrath Hahnemann mit seinem Namen zierte und seiner besondern Anerkennung und Empfehlung werth hielt, dient zur schnellsten Auffindung aller Krankheitssymptome. Es erscheint in etwa 5 Lieferungen, von denen die beiden letztern rasch folgen, und wird, obgleich über 60 Bogen in Royalformat stark, und aus enger, jedoch deutlicher Schrift, in gespaltenen Colonnen, doch nicht über 6 Thlr. kosten. Mögen die homöopathischen Aerzte ein so nützliches Unternehmen durch rege Theilnahme fördern!

In der JOS. KOESEL'SCHEN BUCHHANDLUNG IN KEMPTEN *ist soeben erschienen:*

WAHRHEIT
IM
GEWANDE DER DICHTUNG.
Von
A. NIKL.
8. Brosch. Preis 12 Gr., oder 54 Kr.

Den Anfang dieses Werkchens macht ein Lehrgedicht über den Geist der Religion der alten Hellenen. Der Verfasser strebte bei der Verfertigung dieses beinahe sechs Bogen füllenden Gedichtes aus den Dichtersagen und Dichterbildern die in jener Hinsicht bedeutungsvollen zu sammeln, die übermalten Gemälde von den Farben, mit welchen sie übermalt waren, zu reinigen, dieses nach der Anleitung des Geistes, welcher aus andern religiösen Sagen und alten Bildern, aus festlichen Gebräuchen und geheimen Priesterlehren spricht, zu bewirken, die Wahrheit einer jeden einzelnen Deutung nach dem Zusammenhange und Einklange derselben mit andern Deutungen zu beurtheilen, zur Ergründung und Begründung dieser Wahrheit auch auf die Bedeutung eigner Namen, auf die orphischen Hymnen und auf die Religionen anderer Völker Rücksicht zu nehmen, endlich die Theile dieser heiligen Bilderschrift und die Erklärungen derselben so an einander zu reihen, dass immer einer die Deutung des andern erleichtert, aufhellt und bestätigt. Der Gelehrte wird hier viele neue Deutungen, der Philosoph die Quelle der griechischen Philosophie, der Christ viele Geist und Herz erhebende Ansichten finden. — Hierauf folgen lyrische Gedichte, welche Begeisterung für die Tugend, tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen und Göttlichen, Liebe zum Vaterlande und dem Herrscherhause desselben, Gedanken und Gefühle über Verhältnisse, Schick-

sale und Thaten der Menschheit aussprechen. — Angehängt ist eine gereimte Uebersetzung des Frosch-Maus-Krieges, welcher theils die Handlungsweise solcher Fürsten, die ihre persönlichen Angelegenheiten zu Angelegenheiten ihrer Völker machen, und zu diesem Zwecke die Hülfe der Lüge nicht verschmähen, so schön in dem Gewande der Fabel darstellt, theils die Götter der griechischen Dichter auf gebührende Weise lächerlich macht.

Einladung zur Subscription
auf einen
pneumatisch-portativen Erdglobus
von 12 Fuß im Umfange,
gezeichnet von J. L. Grimm, gestochen von W. Scharrer.

Dieser Globus, der trotz seines großen Umfanges vermöge einer sinnreichen Einrichtung alle Vortheile seiner Gestalt mit den Bequemlichkeiten einer Plankarte verbindet, erscheint zu Michaelis d. J. im unterzeichneten Verlags-Comtoir.

Ein ausführlicher Prospectus, dem eine Ansicht dieses Globus und eine Probe seiner Bearbeitung beigedruckt sind, und der in jeder soliden Buch-, Kunst- und Landkartenhandlung zur Ansicht und unentgeltlichen Vertheilung vorliegt, gibt über die wissenschaftliche wie die artistische Behandlung genauere Belehrung.

Der Preis desselben ist für die Subscribenten

auf Papier	12 Thlr. pr. C.,	oder 21 Fl. Rh.
auf ordinairem Seidenzeuch	16 " " "	" 28 " "
auf Atlas	32 " " "	" 56 " "

Der beim Erscheinen des Globus eintretende Ladenpreis beträgt

auf Papier	15 Thlr. pr. C.,	oder 26 Fl. 15 Kr. Rh.
auf ordinairem Seidenzeuch	20 " " "	" 35 " — " "
auf Atlas	40 " " "	" 70 " — " "

Sammler erhalten das sechste Exemplar gratis.

Zur Empfehlung dieses Werks glauben wir nichts weiter sagen zu dürfen, als daß der Herr Prof. C. Ritter demselben fortwährend sein lebhaftes Interesse schenkt, und das hohe Ministerium der Unterrichts- ꝛc. Angelegenheiten seine besondere Theilnahme durch Subscription auf 40 Exemplare an den Tag gelegt hat.

Berlin, den 1sten Juli 1832.

Das geographische Verlags-Comtoir.

Einladung zur Unterzeichnung
für eine neue Folge
der
Teutschen Ornithologie.

Die Unterzeichneten sind gesonnen, die *Teutsche Ornithologie* oder Naturgeschichte aller Vögel Teutschlands, in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen, herausgegeben von *Borkhausen*, *Lichthammer*, *Bekker* und *Lembke*, gross Royalfolio,

fortzusetzen und hoffen den Wünschen der Naturforscher und Freunde der Naturgeschichte entgegenzukommen, indem sie ein Nationalwerk zur Vollendung bringen, welches zum allgemeinen Bedauern nur zu lange unterbrochen war.

Der frühere Plan wird insoweit eine Abänderung erleiden, dass auf jede Platte, ohne das Auge zu beleidigen, mehr als ein Vogel, ja öfters mehre Arten gebracht werden sollen. Unabgebildet bleiben alle Varietäten, ferner alle Weibchen und Farbenkleider, die sich nicht wesentlich unterscheiden und mit wenigen Worten charakterisiren lassen.

Alle vier Monate soll ein Heft erscheinen. Das erste schon fertige wird ausgegeben, sobald der Kostenaufwand durch 150 Abnehmer gedeckt sein wird. Mit dem Schluss des 26. Hefts unserer Fortsetzung ist das Werk beendigt.

Der geringe Preis der frühern Hefte, für die Prachtausgabe 3 Thlr. 4 Gr., oder 5 Fl. 30 Kr., für die gewöhnliche 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl., wird, trotz dem dass jetzt mehre Abbildungen gegeben werden, beibehalten.

Nach Erscheinung der ersten Hefte dieser neuen Folge wird ein um ein Viertheil erhöhter Ladenpreis eintreten.

Darmstadt, den 15ten Juli 1832.

Die Herausgeber,

Dr. *J. Kaup* und *Susemihl*, Hofkupferstecher.

Die Versendung dieses Werkes habe ich übernommen. Die Bestellungen können sowol bei mir als in jeder Kunst- und Buchhandlung gemacht werden. Porto und Emballage wird besonders berechnet. Sammler von Unterzeichnern erhalten das 11te Ex. als Freiexemplar.

Die frühern 21 Hefte der Teutschen Ornithologie sind ebenfalls fortwährend durch mich zu beziehen.

Darmstadt, den 15ten Juli 1832.

C. W. Leske.

Bei Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Funke, Dr. (königl. sächs. Hof- und Justizrath), Beiträge zur Erörterung praktischer Rechtsmaterien. 8. 1 Thlr.

Dessen Die Lehre von den Pertinenzen, aus der Natur der Sache und dem römischen Rechte, mit Rücksicht auf das heutige Maschinenwesen entwickelt. 8. 18 Gr.

Bei uns erschien vor Kurzem:

Praktische Abhandlung
über
die Krankheiten des Auges,
von William Mackenzie,

Professor auf der Universität zu Glasgow und einer der Wundärzte der Augenkrankenpflege zu Glasgow.

Aus dem Englischen.

43¼ Bogen gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr., oder 8 Fl. 6 Kr.

Der Verfasser hat eine seltene Gelegenheit, Beobachtungen und Erfahrungen im Fache der Augenkrankheiten und deren Behandlung zu machen; auch ist wol sein Buch eins der wichtigsten, wodurch die Literatur der Augenheilkunde bereichert worden ist. Jedes Capitel, wie jeder Abschnitt derselben, ist durch kurze Krankengeschichten erläutert, die theils der eignen Erfahrung des Verfassers entnommen, theils aus der Erfahrung anderer berühmter Augenärzte angezogen sind, sodaß das Werk zugleich Original und compendiöse praktische Bibliothek ist.

Weimar, im August 1832.

Das Landes-Industrie-Comptoir.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Wigand (Paul), Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westphalen nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Erster Band. Gr. 8. 25¼ Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.
Herausgegeben von der Verlagshandlung.
Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. Preis vierteljährlich 1 Mark.

Diese Zeitschrift wird gratis und franko an alle Buchhandlungen versandt, welche sich direkt an die Verlagshandlung wenden.

1878.

Verlagsbuchhandlung
Paul Parey.
Berlin SW., Hedemannstrasse 10.
Für Forst- und Landwirthe, Gärtner und Gartenfreunde.

Verlagsbuchhandlung Paul Parey.

Berlin SW., Hedemannstrasse 10.

Für Forst- und Landwirthe, Gärtner und Gartenfreunde.

Jahrbuch der Deutschen Landwirthschaft.

Herausgegeben von

Dr. Th. Freiherr von der Goltz,

Professor an der Königlichen Landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin.

Erster Band. Mit 3 Tafeln und 3 Holzschnitten. Gr. 8. 1878. Geh. 12 Mark.

Inhalt: Die Bedeutung der Landwirthschaft für Deutschland. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Bodenbenutzung im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Viehhaltung im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Pferdezucht im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Rindviehzucht im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Schafzucht im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Schweinezucht im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Ziegenzucht im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Bienenzucht im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Seidenraupenzucht im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Fischzucht im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Nebengewerbe im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Vereine im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Versuchsstationen im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Lehranstalten im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Ausstellungen im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Zeitschriften im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Gesetze im Deutschen Reiche. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Elsass-Lothringen. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in der Schweiz. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Frankreich. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Belgien. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Holland. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Dänemark. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Schweden und Norwegen. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Russland. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Grossbritannien. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Nordamerika. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Australien. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Südamerika. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Asien. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Afrika. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Europa. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Amerika. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Australien. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Asien. Von Th. Freiherr von der Goltz. — Die Landwirthschaftlichen Verhältnisse in Afrika. Von Th. Freiherr von der Goltz.

Ordinary Meeting of the Council, held on Thursday, the 3d of March, 1825.

Present—The Right Hon. the Lord Provost in the Chair, Bailie Gibson, Bailie Lizars, Bailie Wilson, Bailie Learmonth, Bailie Hunter, Bailie Kinnear, Bailie Ritchie, Bailie Gillon, Bailie Cowan, Bailie Hamilton, Bailie Wood, Bailie Lindsay, Bailie Ferrier, Bailie Gibb, Bailie Lyon

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LVIII.

Hans Holbein's Todtentanz, in 53 getreu nach den Holzschnitten lithographirten Blättern, herausgegeben von J. Schlotthauer. München, 1832.

Sojuti's Leben und Schriften.

Mittheilungen aus Kleinasien. Vom Obristlieutenant von Prokesch-Osten.

Soeben sind folgende höchst interessante und beachtungswerthe Schriften erschienen und versandt:

Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt, in sittlicher und rechtlicher Beziehung. Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Vom Hofrath Fr. Murhard. Gr. 8. Fein Velinpapier. 29 Bog. Geh. 2 Thlr.

Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt? Nebst einer Darstellung der Theorie des Herrn von Haller, hinsichtlich dieser Frage. Von Friedrich Karl von Strombeck. Vierte, bedeutend vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Ueber die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen bei der gegenwärtigen Lage Deutschlands. Mit einleitenden Bemerkungen über die von Hrn. v. Strombeck vor Kurzem abgehandelte Frage: Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Staatszwecke entgegenhandelt? Von K. H. Jürgens. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Staat und Regierung. Aus dem Gesichtspunkte des Naturrechts, mit Beziehung auf die von dem Hrn. Geh.-Rath v. Strombeck verfasste Schrift: „Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt?" Dargestellt von F. W. L. Röpcke. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Braunschweig, im Juli 1832.

Fr. Vieweg.

Eröffnung eines neuen zeitgemäßen und vollständigen Lehrcursus der allgemeinen Weltgeschichte für Schulen, vom Rector Dr. Volger.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Lehrbuch der Geschichte, vom Rector Dr. W. F. Volger in Lüneburg. Erster Cursus, oder Leitfaden beim ersten Unterrichte in der Geschichte. Gr. 8. 1832. Preis 6 Gr.

In diesem Leitfaden, mit welchem ein vollständiger Lehrcursus der Geschichte beginnt, wird man den bereits hinlänglich bekannten Verfasser der allgemein verbreiteten geographischen Lehr- und Handbücher*) wiedererkennen. Haben dessen bisherige Schriften den ungetheiltesten Beifall gefunden, so darf man sich auch von diesem Leitfaden dieselben rühmlichen Eigenschaften versprechen, die jene auszeichnen. Durch gedrängte, dabei sehr faßliche Darstellung des Wichtigsten der Geschichte in größerer Ausführlichkeit, als sie die bisherigen Lehrbücher dieser Art geben, verbunden mit zweckmäßigen tabellarischen Uebersichten, zeichnet sich auch dieser Leitfaden aus und darf auf den Beifall kundiger Schulmänner rechnen, welche den Hrn. Dr. Volger mehrseitig zu diesem verdienstlichen Unternehmen aufforderten, und der mit der Ausarbeitung des zweiten Cursus bereits thätig beschäftigt ist.

*) Der erste Cursus des geographischen Lehrbuchs von Volger (Leitfaden à 6 Gr.) ist bereits in der 5ten Aufl. erschienen, der zweite Cursus (Schulgeographie à 12 Gr.) hat schon nach kaum einem Jahre eine 2te Aufl. erlebt, der dritte soeben erschienene Cursus, à 18 Gr., ist bereits auf vielen Gymnasien eingeführt. Das Handbuch in zwei Bänden (à 2 Thlr. 6 Gr.) und die Länder- und Völkerkunde in zwei Bänden (à 1 Thlr. 8 Gr.) sind in der 2ten Aufl. zu haben.

Bei Hinrichs in Leipzig ist eben erschienen und zu finden:

Das Haus der Grafen Owinski.

Erzählung aus der letzten polnischen Revolution von A. B. T. Süd. 200 S. 8. Auf Velinp. Geh. 1832. 1 Thlr.

Die ungemein anziehende und wahrhaft lebendige Schilderung der Begebenheiten und Charaktere einer höchst wichtigen Zeit, sichert dem Büchlein eine günstige Aufnahme bei Polen und Deutschen.

Bei mir sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. M. von Thümmel's sämmtliche Werke.

Sechs Bände. Kl. 8. 130 Bogen auf Velinpapier. Mit dem Bildniß des Verfassers und 5 Titelkupfern. Elegant broschirt 6 Thlr.

Längst hat das Publicum in diesen Werken eine Lieblingslecture erkannt. Man findet darin die schalkhafteste Laune, eine ungekünstelte Grazie, unnachahmliche Verse und eine reizende Philosophie des Lebens.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

In der Joseph Wolff'schen Verlagsbuchhandlung in Augsburg ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Conferenz-Arbeiten der augsburgischen Diöcesan-Geistlichkeit im Pastoralfache und anderweitigem Gebiete der praktischen Theologie. 2ter Band. 2tes Heft. Gr. 8. Subscriptionspreis 48 Kr.

Da der Werth dieser Zeitschrift bereits begründet ist, so glauben wir nichts weiter zu deren Empfehlung sagen zu dürfen, und beschränken uns darauf, bei dem Erscheinen eines Heftes jedesmal den Inhalt desselben anzugeben. Dieses Heft enthält: I. Bearbeitungen oberhirtlicher Aufgaben: 1) „Welcher ist jener Glaube, aus dem, nach der Schrift, der Gerechte lebt, der die Welt und ihre Laster bezwingt, und selig macht?" 2) „Das Gespräch Jesu mit dem Weibe aus Samaria am Jakobsbrunnen." Joh. 4, 5—42. 3) „Meinen Frieden gebe ich euch." Joh. 14, 27. 4) „Welches ist die wahre Bedeutung des Kreuzes?" 5) „Das Kreuz. Ein metrischer Versuch über eben die Aufgabe, die in dem vorigen Aufsatze behandelt wurde." — II. Bearbeitungen selbst gewählter Gegenstände. 1) „Ueber das Verhältniss eines Pfarrers gegen seinen Gastwirth." 2) „Kurze Krankengeschichten, als Beispiele wahrer Gottseligkeit." 3) „Rede am Grabe einer jungen, hoffnungsvollen Christin, der einzigen Tochter einer verwittibten Mutter." 4) Diöcesan-Nachrichten.

Das 5te und 6te Heft des bei mir erscheinenden Archivs für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten. Im Vereine mit mehren Gelehrten, herausgegeben von Alexander Müller, — bringt unter Anderm:

1. Sehr interessante Ansichten über die revidirte Städteordnung für die preußische Monarchie vom 17ten März 1831.
2. Eine sehr umsichtige Kritik der neuen königl. sächsischen Städteordnung.
3. Eine ganz umfassende Beleuchtung des k. k. östreichischen Präsidialvortrages über die Maßregeln zur Aufrechthaltung

der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im deutschen Bunde und dieser Maßregel selbst.

Diese letzte Kritik, aus der Feder eines weltbekannten wahrhaft deutschen Publicisten, ist nach dem Urtheil großer Staatsmänner für ganz Deutschland von der allerhöchsten Wichtigkeit, und verdient durch das Mittel lichter Zeitgenossen die allgemeinste und weiteste Verbreitung.

Mainz, am 7ten August 1832.

Florian Kupferberg.

Soeben ist erschienen und versandt:

Müllner's

Dramatische Werke.

Zweite rechtmäßige, vollständige Gesammtausgabe.

In Einem Bande.

Royal-8. Fein Velinpapier. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Etwas zum Lobe von Müllner's dramatischen Werken zu sagen, dürfte überflüssig sein. Der Verleger erlaubt sich, die zahlreichen Freunde unserer deutschen Classiker auf diese ebenso schöne als wohlfeile Ausgabe aufmerksam zu machen.

Friedrich Vieweg.

Israelitische Glaubens- und Pflichtenlehre für Schule und Haus

von

S. Herrheimer,

Landrabbiner zu Bernburg.

Magdeburg.

In Commission bei F. Rubach.

Preis 6 Gr.

Bei Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend, zur Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. 3te verm. und verb. Aufl. 8. 18 Gr.

Diese Briefe sind ebenso unterhaltend als belehrend, ebenso gefällig durch den einfachen, fließenden und ungekünstelten Styl, in welchem sie geschrieben sind, als anziehend durch den Stoff, den sie behandeln. Jugendlehrer, die nach guten und brauchbaren Mustern sich umsehen, um den Unterricht im deutschen Briefstyl sich selbst leichter, und ihren Schülern und Schülerinnen angenehmer zu machen; Aeltern, die ihren, dem Jugendalter sich nähernden Söhnen und Töchtern ein nützliches Geschenk zu machen wünschen, werden hier finden, was sie bedürfen und suchen, und dem Verfasser für seine Arbeit herzlichen Dank wissen.

H—h.

Bei M. DuMont-Schauberg in Köln ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der Argonautenzug oder die Eroberung des goldenen Vließes. Von Apollonios, dem Rhodier. In dem Versmaße der Urschrift verdeutscht von Dr. Willmann, Oberlehrer am kathol. Gymnasium in Köln. 272 S. Preis 1 Thlr. 4 Gr. — 2 Fl. Rhein.

Schon Lessing hat in einem Briefe an Heyne gesagt, daß eine deutsche Uebersetzung des Apollonios eine Zierde unserer Literatur sein würde. Bekannt ist es, daß Virgil die Argonautika zum Vorbild bei der Aeneis genommen hat. Der Uebersetzer des Argonautenzuges, der sich schon durch seine Uebertragung der Epigrammensammlung des Martialis rühmlich ausgezeichnet hat, nahm bei unserm Dichter vorzugsweise Rücksicht, wie auf den Inhalt, so auf die Form. Der Trochäus als Ersatz für den Spondeus oder Daktylus ward völlig verbannt. Dem Gedichte gehen Einleitung und Lebensbeschreibung des Dichters voraus; ihm folgen in einer Zugabe alle Erläuterungen, deren das Verständniß so vieler alterthümlichen Beziehungen bedarf. Mehre Blätter haben bereits auf die Wichtigkeit des Gedichtes und die Gewandtheit der Uebersetzung aufmerksam gemacht, welche die Frucht eines neunzehnjährigen Fleißes ist.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Pathologische Untersuchungen

von

Dr. Joh. Stieglitz,

königl. hannoverschen Obermedizinalrath und Leibarzt.

2 Bände in gr. 8. Preis 4 Thlr.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie, herausgegeben zu Berlin von J. C. Poggendorff. Band XXV, Stück 1. (Der ganzen Folge 101ten Bandes 1stes Stück.) Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 8. Geh.

Inhalt: 1) Zweiter geologischer Brief des Herrn Elie de Beaumont an Herrn A. von Humboldt über das relative Alter der Gebirgszüge. 2) Hoff, Verzeichniß von Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen und merkwürdigen meteorischen Erscheinungen seit dem Jahre 1821. 7te Lief. 3) Faraday, Experimentaluntersuchungen über Elektricität. 4) Faraday, zweite Reihe von Experimentaluntersuchungen über Elektricität. 5) Strehlke, einfache Hervorbringung des magnetischen Funkens. 6) Döbereiner, briefliche Mittheilungen. 7) Extrait du programme de la Société hollandaise des sciences à Harlem, pour l'année 1832.

Leipzig, den 4ten August 1832.

Joh. Ambr. Barth.

Bei Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schwarz, J. W., Kurze Nachricht von der Entstehung und Feier der christlichen Sonn- und Festtage. Dritte, verm. und verb. Aufl. 8. 5 Gr.

Diese Schrift wird Allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Festtage näher sich zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen sein, da sie sich bei verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Soeben erscheint bei mir und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Erstes bis drittes Heft. Tafel I—XXXIV, Text Bogen 1—10. Jedes Heft im Subscriptionspreise 1 Thlr. 21 Gr.

Der Subscriptionspreis besteht für eine kurze Zeit noch fort; früher kostete das Heft 9 Thlr. 16 Gr. Die Fortsetzung wird rasch folgen.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

***Thiele (J. M.)*, Leben und Werke des dänischen Bildhauers *Bertel Thorwaldsen*. Erster Theil. Mit achtzig Kupfertafeln und einem Facsimile. Gross Folio. 31 Bogen Text auf dem feinsten Velinpapier. Text und Kupfertafeln in zwei Bänden sauber cartonnirt. 20 Thaler.**

Ausführliche Anzeigen über dieses höchst interessante Werk sind in allen Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten. Auf die typographische Ausführung ist die grösste Sorgfalt gewendet worden und die Kupfer sind von ausgezeichneten Künstlern gearbeitet.

Leipzig, im Juli 1832.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage hat die Presse verlassen:

RHETORES GRAECI

ex

codicibus florentinis mediolanensibus monacensibus neapolitanis parisiensibus romanis venetis taurinensibus et vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit

CHRISTIANUS WAIZ,

professor Tubingensis. Vol. I.

Schreibpapier 9 Fl.

Dieser erste Band enthält die Progymnasmata, davon waren schon früher gedruckt, die Progymnasmata des Hermogenes, Aphthonius und Theon, die Fabulae, Narrationes in ethopoeiae des Nicephorus Basilacae, des Adrianus *μελέται*, und des Severus Ethopoeiae, die hier aus einer neuen aus Handschriften berichtigten Recension erscheinen. Zum ersten Mal erscheint in diesem Bande:

1) Matthaei Camariotae epitomae progymnasmatum rhetoricae.
2) Anonymi epitome progymnasmatum Aphthonii.
3) Scholia in Theonem.
4) Nicolai Sophistae progymnasmata.
5) Nicephori Basilacae *χρεῖαι*, *ἀνασκευή*, *κατασκευὴ γνώμης*, et 16 *ἠθοποιΐαι*.
6) Georgiae Pachymerae Progymnasmata.
7) Severi Narrationes.
8) Anonymi Progymnasmata.

Da die Scholia zu Aphthonius zu groß sind, um als zweiter Theil dem ersten Bande angehängt zu werden, so werden diese als zweiter Band erscheinen, dann Hermogenes mit den Scholiasten, und hierauf die andern im Prospectus bezeichneten Rhetoren, und daher wird das ganze Werk 8 Bände betragen. Um aber den vielfach an den Herausgeber ergangenen Aufforderungen, den so seltenen zweiten Band der Aldini'schen Ausgabe bald zu liefern, zu genügen, haben wir uns entschlossen, von der stetigen Aufeinanderfolge der Bände abzugehen, und zunächst die Commentare des Sopater, Syrianus und Marcellinus aus pariser und venetianer Handschriften bedeutend verbessert und theilweise umgestaltet, zur Michaelismesse erscheinen zu lassen. Jede Messe wird sofort ein Band geliefert werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nachstehende empfehlungswerthe und zugleich

wohlfeile Zeichenbücher

sind bei mir erschienen und um beigesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Rosmäsler, A., Gründliche Anweisung zeichnen zu lernen; zum Privat- und Selbstunterricht, in einer Folge von 26 Lehrblättern mit erklärenden Text nach Oeser. Gr. 4. Sauber geb. 1 Thlr. 12 Gr.

— —, Gründliche und vollständige Anweisung zum Blumenzeichnen nach Arnhold. 3te Auflage mit 30 theils colorirten theils schwarz. Kupf. In geschmackvoll. Umschlag 1 Thlr. 18 Gr.

Wagner, J. J., Studien und Ideen für Landschaftzeichner, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch über alle Theile der Landschaftzeichnung für Freundinnen und Freunde der Kunst, nebst einer fasslichen Anweisung zur Perspective. In 26 radirten Blättern, nach der Natur und den besten Meistern, gr. fol. Sauber gebunden 4 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im August 1832.

Karl Cnobloch.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist im Laufe dieses Jahres unter Anderm erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Aldefeld, C. L. W., Das Geheimniß der Schnellessigfabrikation, oder gründliche Anleitung, sehr guten Weinessig mittelst eines verbesserten Apparates innerhalb 24 Stunden mit wenigen Kosten zu bereiten. Nebst einem Anhange, enthaltend die neuesten Methoden, den Branntwein zu entfuseln. Mit einer Steintafel. 8. Elegant geheftet 12 Gr.

ALZAYBAR, Don Manuel Maria de, Obras poeticas. 8. Geh. 2 Thlr.

Baur, P., Neue Liedersammlung für Gymnasien, höhere Bürger-, Töchter- und Elementarschulen. Zweites Heft, enthaltend 3- und 4stimmige Lieder. Qu. 4. Geheftet 12 Gr. (Das erste Heft, enthaltend 1- und 2stimmige Lieder, 6 Gr.)

Bilderbeck, L. F. Freiherr von, Das Specialgericht, oder Frankreich im Jahre 1815. Zwei Bände. 8. 3 Thlr.

Eugen Aram, vom Verfasser des Pelham, Devereux ꝛc. ꝛc. Drei Bände. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Fénélon, Franz von Salignac de la Motte, Die Begebenheiten Telemachs, Sohns des Ulysses. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. W. Meigen. Neue Ausgabe. 8. Elegant geheftet 1 Thlr.

Hallberg, Freiherr Franz von, Zur Geschichte der Sitten, Gebräuche und Moden. 8. Geh. 8 Gr.

Königs, J. J., Der Sommer, anhänglich: Der Winter. Zwei Gedichte. 8. Geheftet 8 Gr.

Meigen, J. W., Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge. Mit Abbildungen auf Steintafeln. 3ten Bandes 4tes und 5tes Heft. 4. Geh. Mit schwarzen Tafeln 2 Thlr. 16 Gr. Vom Verfasser sorgfältig illuminirt 8 Thlr. 16 Gr.

(Das nunmehr vollständige, aus 3 Bänden mit 125 Tafeln bestehende Werk, kostet schwarz 17 Thlr. 16 Gr., illuminirt 68 Thlr.)

Quix, Chr., Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Burtscheid. Mit 61 Urkunden. 8. Geh. 1 Thlr.

Bei mir sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Doctissimorum interpretum Commentaria in M. Tullii Ciceronis Orationem pro Sulla.

Post Gaspar. Garatonium denuo edidit. Integras Ernestii. Selectas Beckii, Schuetzii, Wolfii. Mathiae suasque adnotationes adjecit

Carolus Henricus Frotscher, Professor etc.

Accedunt praeter indices necessarios scholia Ambrosiana cum integris Ang. Maii selectisque Orellii atque editoris adnotationibus.

Gr. 8. 15¼ Bogen. Weiß Druckpapier 18 Gr., Schreibpapier 1 Thlr.

Georg Joachim Göschen
in Leipzig.

Bei Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kindervater, C. V., Natur- und Erntepredigten. 2te Aufl. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Werth dieser Predigtsammlung ist anerkannt, und sie bedarf daher keiner weitern Empfehlung. Wer wahre Erbauung sucht, wird sie hier reichlich finden, und von dem so anziehenden Inhalte dieser Kanzelvorträge sich ebenso sehr erhoben, als von der herzlichen, faßlichen und eindringenden Darstellung wohlthuend angesprochen fühlen.

Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Dr. Karl Venturini,
Chronik des neunzehnten Jahrhunderts.

Neue Folge. 5ter Bd. — Die neuesten Weltbegebenheiten pragmatisch dargestellt. Das Jahr 1830. Gr. 8. (53 B.) 1832. 3 Thlr. 4 Gr

„Diese Chronik", sagt ein competenter Richter, „behauptet sich bei ihrem wohlerworbenen Besitze, und erhält sich ungeachtet aller Concurrenz bei ihrem bestimmten Charakter der möglichst großen Freimüthigkeit, des verhältnißmäßig reichern Umfangs der Erzählung der Begebenheiten, der kräftigern Behandlung des Styls und frühzeitigen Erscheinung der Bände. — Schon die Staaten- und Völkernamen des Inhalts verkünden den Umfang des großen, von dem Verf. mit steigender Gewandtheit auf 833 Seiten (incl. des sehr brauchbaren Registers) dargestellten Panorama; zugleich aber auch die unermeßliche Bedeutsamkeit der Zeit, in welche unser irdisches Dasein fiel. — Es ist viel für hochgestellte Personen aus einer solchen Chronik eines einzigen Jahres zu lernen, denn Ref. behauptet, das gegenwärtige Geschlecht, besonders der höhern Stände, könne im Ganzen mehr aus der neuern und neuesten Geschichte lernen, als aus der alten u. s. w." — Die Chronik des Jahres 1830 übertrifft alle frühern.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Für Freunde der Tonkunst
von Friedrich Rochlitz, vierter Band,

welcher das Ganze beschließt. Derselbe enthält: Grundlinien zu einer Geschichte der Gesangsmusik für Kirche u. Kammer in Deutschland und Italien während der letzten drei Jahrhunderte (bis auf unsere Tage; wo biographische Nachweisungen über die anerkannt größten Meister dieser gesammten Zeit eingeflochten sind). Leben der Faustine Hasse und des Phil. Eman. Bach. Musik und Musiker in Wien (besonders auch über Beethoven). Dialog: Der Componist und der Gelehrte. Ueber Sebast. Bach's große Passionsmusik nach d. Evangelisten Johannes. Versuch einer musikalischen Reise im Frühlinge des Befreiungsjahres 1813 (Ernst u. Scherz). Der Preis eines jeden Bandes ist 2 Thlr.

Leipzig, im August 1832.

Karl Cnobloch.

Oken's Naturgeschichte.

In allen soliden Buchhandlungen ist eine ausführliche Anzeige der bei Unterzeichnetem von Ende dieses Jahres an erscheinenden

Allgemeinen
Naturgeschichte für alle Stände
von
HOFRATH OKEN
in München
SECHS BÄNDE,

in 86 Lieferungen à fünf Groschen für jede Lieferung zu haben, auf welche der Verleger alle Freunde dieser Wissenschaft, Geistliche und Lehrer, Familienväter, Orts- und Schulvorsteher, sowie die gesammte studirende Jugend aufmerksam zu machen sich erlaubt. Das Werk wird ein würdiges Seitenstück zu der in demselben Verlage erscheinenden: Allgemeinen Weltgeschichte von Hofrath Karl von Rotteck sein.

KARL HOFFMANN
in Stuttgart.

Bei Karl Schaumburg u. Comp. in Wien ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bucholtz, F. B. von, Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten, aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben. 3ter Band. Gr. 8. 45 Druckbogen. Weiß Druckpapier 2 Thlr. Sächs., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein. Velinpapier 3 Thlr. Sächs., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Von dieser, aus handschriftlichen Quellen vielfach bereicherten Geschichte eines so wichtigen Theils des 16. Jahrhunderts, als mit der Regierung des genannten Fürsten zusammenhängt, welche von verschiedenen Seiten mit ehrender Theilnahme aufgenommen worden, wird hier die Fortsetzung geliefert. Dieselbe fügt außer dem Vorworte, worin der Verfasser über das Ziel, welches er sich bei dieser umfassenden Arbeit vorgesetzt und über die gewählte Behandlungsart ausführlich ausspricht, zu den seit-

herigen vierzehn Abschnitten, neun neue hinzu, nämlich 1. Krieg gegen Frankreich bis zum Frieden von Cambray (beinahe ganz aus ungedruckten Nachrichten). 2. Erlangung der Krone Ungarns. 3. Begründung der Herrschaft in Ungarn (zum Theil aus ungedruckten Nachrichten über die Lage des kaiserlichen Hauses nach der Schlacht von Mohacz, über den Congreß zu Olmütz und die Gesandtschaft des Logschau in Polen). 4. Suleiman's dritter siegreicher Feldzug nach Ungarn und Belagerung Wiens (zum Theil aus archivalischer Quelle). 5. Sächsische Kirchenverfassung. 6. Fürstenparteiung im Reiche zu Gunsten der Religionstrennung (Beleuchtung des vorgeblichen Packischen Bündnisses und Vergleichung mit gleichzeitigen Aeußerungen des Kaisers und Ferdinands, aus archivalischer Quelle). 7. Fortwährende Parteiung der Reichsstände. Protestation auf dem Reichstage von 1529. 8. Kaiserkrönung und Verhandlungen zu Bologna. 9. Der Reichstag des Jahres 1530 (die beiden letzten Abschnitte ebenfalls aus archivalischer Quelle bereichert). In der Beilage den Bericht der ersten östreichischen Gesandtschaft bei der Pforte. Zugegeben sind 26 meist wichtige ungedruckte Urkunden, größtentheils aus dem vormaligen Reichsarchive.

Der 1ste und 2te Band dieses Werkes sind in beiden Ausgaben auf weiß Druckpapier sowie auf Velinpap. zu den Pränumerationspreisen von 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., für die erstere, und 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr., für die letztere Ausgabe per Band fortwährend zu haben, und der 4te Band, welcher sich bereits unter der Presse befindet, sowie die weitern Bände, werden rasch auf einander folgen.

Ferner ist daselbst zu haben:

Höß, F., Monographie der Schwarzföhre (Pinus austriaca) in botanischer und forstlicher Beziehung. Imperial Folio, Velinpap., mit 2 illuminirten Kupfertafeln. Wien, 1831. 8 Thlr. Sächs., oder 14 Fl. 24 Kr. Rhein.

Zur Notiz für die Herren Buchhändler bemerken wir, daß das Prachtwerk des Herrn Professors Höß nur nach vorhergegangener Bestellung auf feste Rechnung versandt wird.

Wien, im August 1832.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Büchlein von Göthe. Andeutungen zum bessern Verständniß seines Lebens und Wirkens. Herausgegeben von Mehren, die in seiner Nähe lebten. Kl. 8. Geh. 15 Gr.

Inhalt: Statt der Vorrede: Canzone, geschrieben bei der Nachricht von Göthe's Tode. 1. Sein Tod. 2. Seine Gestalt. 3. Gretchen. — Friederike. 4. Die letzte Liebe. 5. Seine Gattin. 6. Göthe und Karl August. 7. Göthe und Schiller. 8. Göthe's Verhältniß zu Andern. 9. Einzelne Züge und Aeußerungen Göthe's. Zur Bestätigung des bisher Vorgebrachten. 10. Göthe als Dichter. 11. Göthe's Gegner. 12. Schlußcapitel. Anhang.

C. H. Henning in Greiz.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und versendet worden:

Pädagogische Blätter,

herausgegeben

von

Dr. W. B. Mönnich,

Director der höhern Bürgerschule in Nürnberg.

Erstes Heft, in Umschlag 1 Fl. 12 Kr.

Diese Blätter bestehen aus einer Reihe von Abhandlungen über mancherlei Fragen des Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens, und haben vorzugsweise die Bestimmung, zur Verständigung über das wahre Wesen der Schulen, des Unterrichts ꝛc. beizutragen. Der Verfasser hat hierbei keineswegs nur die Männer vom Fach, sondern auch und namentlich die große Menge gebildeter Laien vor Augen gehabt, die aus Neigung oder Beruf, als Familienväter oder Staats- und Gemeindebeamte, hier und da das Bedürfniß empfinden, über Wahl der Anstalten für ihre Kinder, über Einrichtung des Schul- und Unterrichtswesens eine bestimmte Ansicht sich zu bilden, einen festen Entschluß zu fassen. Darum ist die Form der Darstellung nicht eine streng schulmäßige, sondern es sind freie Betrachtungen, welche für Jeden, durch Lecture Gebildetern verständlich und zu weiterm Nachdenken anregend sind. Die erste Lieferung dieser Blätter enthält folgende Aufsätze:

I. Ueber die zunehmende Studirsucht in Deutschland. II. Ueber höhere Bürgerschulen oder Realschulen. III. Vorschlag, ein Normalgymnasium für Realbildung zu gründen. IV. Blick auf die geschichtliche Entwickelung des Begriffs der Realgymnasien. V. Begriff des Satzes. VI. Aphorismen über den Unterricht in der Muttersprache.

Bis zur Michaelismesse wird die Presse verlassen:

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus. Mit Erläuterungen und Excursen von C. L. Roth.

Davy's, H., Tröstungen auf Reisen, oder die letzten Tage eines Naturforschers, nach der dritten englischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt von Dr. C. F. Ph. v. Martius. 8. In Umschlag geheftet.

Nürnberg, am 24sten Juli 1832.

Joh. Leonh. Schrag.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blancardi, Steph., Lexicon medicum, in quo artis medicae termini Anatomiae, Chirurgiae, Pharmaciae, Chemiae, rei botanicae etc. proprii dilucide breviterque exponuntur. Editio novissima multum emendata et aucta a Car. Gottl. Kühn, Med. et Chir. D. Physiol. et Pathol. in liter. univers. Lipsiensi Prof. publ. etc. Vol. II. M—Z. 8 maj. 3 Thlr. 15 Gr.

Das Werk ist nun complet, mit neuer Schrift auf schönes, weisses Papier gedruckt, 110½ Bogen stark, und kostet 7 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier und 10 Thlr. 8 Gr. auf Schreibpapier, von letzterm sind jedoch nur wenige Exemplare vorräthig. Ueber Vol. I sind bereits schon sehr günstige Recensionen, z. B. in den Göttinger gelehrte Anzeigen, 1832, 33stes Stück; im Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur, 1832, 4tes Stück; in der Leipziger Literaturzeitung, 1832, Februarheft; und in der Hallischen Literaturzeitung, 1832, Juniheft, erschienen.

Leipzig, im August 1832.

E. B. Schwickert.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1832.

Sechstes Heft.

Dieses Heft ist an alle Buchhandlungen versendet worden. Dasselbe enthält folgende Aufsätze: I. Militairischer Ueberblick der Eroberung Algiers durch die Franzosen im Jahre 1830. Mit dem Plane von Algier. — II. Die Begebenheiten in und um Mantua von 16. September 1796 bis 4. Februar 1797; nebst der Schlacht von Rivoli. (Fortsetzung.) — III. Die Operationen des Feldmarschalls Grafen Clerfayt am Rheine vom Main bis an die Sieg, und General Jourdan's Rückzug über den Rhein, im Oktober 1795. Nach östreichischen Original-Quellen. — IV. Literatur. — V. Ankündigung neuer Karten. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Alle Buchhandlungen nehmen noch für den Unterzeichneten

Pränumeration auf den Jahrgang 1832 der militairischen Zeitschrift mit acht Thaler Sächsisch an. Auch sind durch dieselben alle ältern Jahrgänge von 1818—31 um eben diesen Preis zu bekommen.

Wien, den 12ten Juli 1832.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In der Schwan und Götz'schen Hofbuchhandlung in Manheim ist soeben erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Vogelperspective des hambacher Festes,

aufgenommen von einem Polen.

In Umschlag geheftet. Preis 30 Kr., oder 8 Gr.

In der Joseph Wolff'schen Verlagsbuchhandlung in Augsburg ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Gefahren des Tanzes, dargestellt in einigen Erzählungen und der Jugend zur Beherzigung und Warnung gewidmet von einem ihrer Freunde. Zweite, verbesserte und vermehrte Aufl. 8. Preis 18 Kr.

Wie leicht eine Neigung zur Leidenschaft wird, und wie verderblich diese ausartet, zu Elend und Schande, zum schmerzlichsten Tode unter den gräßlichsten Gewissensbissen, ja selbst aufs Schaffot führt, ist hier in einigen Erzählungen, denen wahre Begebenheiten zu Grunde liegen, rührend und anziehend geschildert; der Weg zur Bezähmung ungeregelter Begierden und Neigungen durch unsere heilige Religion bezeichnet, und dem, besonders in unsern Tagen zur Vergnügungssucht und Kleiderpracht so sehr und so allgemein sich hinneigenden jugendlichen Alter mit liebevollen Worten ans Herz gelegt. Die Zweckmäßigkeit dieser Jugendschrift hat sich übrigens schon durch den schnellen Absatz der ersten Auflage dargethan, und wir wollen daher statt aller weitern Empfehlung derselben, nur den Inhalt dieser zweiten viel vermehrten Auflage hier anführen: 1) Die Stimme der gefallenen Unschuld auf dem Sterbebette. 2) Agnes. Eine Legende. 3) Musa. Eine Legende. 4) Der erste Schritt. Eine Betrachtung nebst beigefügter Erzählung. 5) Noch Einiges über den Tanz; aus lateinischen Schriftstellern.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Das Spezialgericht
oder
Frankreich im Jahre 1815.

Ein Roman
von
N. F. Freiherrn v. Bilderbeck.
8. 2 Bände. Preis 3 Thlr.

Der Verfasser hat sich seit einer langen Reihe von Jahren durch seine stets interessanten Schilderungen einen so wohlbegründeten Ruhm und einen so zahlreichen Kreis von Freunden erworben, daß es unnöthig scheinen dürfte, etwas zur Empfehlung dieses seines letzten Werkes anzuführen. Nur so viel können wir nicht umhin zu bemerken, daß „Das Specialgericht" zwar die künstliche Verwickelung und den Reichthum der Handlung, die lebendige und glänzende Auffassung der Charaktere mit den frühern Romanen des Verfassers gemein hat, aber sich bei Weitem durch den historisch wichtigen Hintergrund, aus dem die Erzählung hervortritt, durch das gelungene Gemälde einer bedeutenden Zeit und durch die höchst anziehende Einwebung und Auffassung hervorragender Personen aus dieser Epoche, wie Napoleon's, Carnot's, Fouché's ꝛc., vor ihnen allen gar sehr auszeichnet. Das „Specialgericht" wird jedem Freund guter Lecture eine willkommene Gabe sein.

Bei Georg Franz in München ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Medizinisch-chirurgische Zeitschrift
für
Landärzte und Chirurgen.

Herausgegeben von
Franz Andreas Ott.

Die Redaction übergibt hiermit den verehrlichen H. H. Landärzten und Chirurgen das erste Heft des zweiten Jahrganges, und glaubt dabei bemerken zu müssen, daß sie ihren früher gefaßten Plan: jährlich 6 Hefte zu liefern, dahin abänderte, den Jahrgang nur aus vier Heften (zu 96—100 Seiten) bestehen zu lassen. Es ist auch der erste Band mit dem vierten Hefte um so lieber geschlossen worden, als auf der einen Seite die Beendigung des Jahrgangs 1831 zu weit in das Jahr 1832 übergegangen wäre, und bei der in 4 Heften schon gelieferten Bogenzahl sich auch der Preis für den ganzen Jahrgang von 6 Heften zu sehr erhöht haben würde.

Die Redaction wird sich mit regem Eifer angelegen sein lassen, in diesem Journal fortdauernd mit sorgfältiger Auswahl niederzulegen, was der Tag uns in der praktischen Heilkunst nur immer Nützliches und Neues bringen wird.

Der im letzten Heft des ersten Bandes vorgeschlagene Verein der Landärzte und Chirurgen, der zur innigen Freude des Antragstellers rege Theilnahme findet, wird in den fernern Heften weiter besprochen werden.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle 2—3 Monate ein Heft von circa 96—100 Seiten. Vier Hefte bilden einen Band. Der Preis eines Heftes von 96—100 Seiten ist 12 Gr. Sächs., oder 48 Kr.

Vom ersten Band dieser Zeitschrift sind ebenfalls noch complette Exemplare zu haben. Er besteht aus 4 Heften, und kostet 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Neu eintretende Abonnenten, welche, um im Zusammenhange zu bleiben, den ersten Band zu besitzen wünschen, sollen ihn in besonders bezeichneten Exemplaren zu dem ermäßigten Preis von 2 Fl. 24 Kr. haben. — Jede solide Buchhandlung wird die desfallsigen Bestellungen vermitteln.

Wir versandten als Neuigkeit an alle Buchhandlungen Deutschlands:

Rapports et différences entre les principes de la doctrine du Docteur Quesnayet, et celle de D. Adam Smith, tirés des oeuvres posthumes d'un célèbre savant et publiés par F. Weidemann, D. en Dr. Gr. 8. Brosch. 8 Gr., od. 36 Kr. Rhein.

In wenig Wochen erscheint gleichfalls eine deutsche Uebersetzung dieser sehr interessanten Schrift.

Merseburg, im August 1832.

F. Weidemann,
Buch- und Kunsthandlung.

Zur Nachricht,

als Antwort auf eine Anfrage in Nr. 173 des Allgemeinen Anzeigers.

Nicht allein die Sterblichkeitslisten des preußischen Staates von dem Herrn Rittmeister Bickes, sondern alle seine Uebersichten und Zusammenstellungen, die Bevölkerung der europäischen Staaten betreffend, erscheinen demnächst unter dem Titel:

Bewegung der Bevölkerung der europäischen Staaten

im Verlage der Unterzeichneten.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer (Karl von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Mit fünf Kupfertafeln. Gr. 8. 27 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 6 Gr.

Um die Einführung in den Schulen zu erleichtern, wird von jeder Buchhandlung auf 12 Ex. ein Freiex. bewilligt.

Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Gr. 8. 5½ Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Gr.

Auf 25 Ex. werden drei, auf 50 Ex. acht Freiex. bewilligt. Diese Schrift ist bereits in vielen Schulen eingeführt worden.

Leipzig, im August 1832.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten sind zur Ostermesse dieses Jahrs erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Annalen, Neue allgemeine, politische. Herausgegeben von C. von Rotteck, neue Folge. 3ter Jahrgang 1832. 12 Hefte. Gr. 8. Brosch. 12 Fl.

Ausland, Das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 1832. Gr. 4. 16 Fl.

Bernoulli, C., Vademecum des Mechanikers, 1stes Bändchen, 2te vermehrte Auflage. 16. 54 Kr.

Buzorini, Grundzüge einer Pathologie und Therapie. Gr. 8. 1 Fl. 24 Kr.

Correspondenzblatt des würtemb. landwirthschaftlichen Vereins, neue Folge, 1832. 2 Bände in 6 Heften. Gr. 8. Brosch. 8 Fl.

Diel, Dr. X. F. X., Beschreibung der Kernobstsorten. 6tes Heft. 8. 1 Fl. 48 Kr.

Goethe, J. W. von, Reineke Fuchs, in 12 Gesängen. 8.
Velinpapier 1 Fl. 36 Kr.
Druckpapier 1 Fl. 12 Kr.

Grossi, E. de, Opera medica posthuma. T. II. Gr. 8. 4 Fl. 36 Kr.

Hartig, G. L., Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. 2 Bände. Gr. 8. 5te vermehrte Auflage. 9 Fl.

Hegel, Dr. G. W. F., Wissenschaft der Logik. 1ster Theil, die objektive Logik, 1ster Band, die Lehre vom Seyn. Gr. 8. 5 Fl.

Herder, J. G. v., der Cid. Neue Aufl. 16. Velinpapier 2 Fl. 42 Kr.

Hesperus, eine encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. 1832. Gr. 4. 16 Fl.

Humboldt, Alex. v., Reisen nach den Aequinoctialgegenden des neuen Continents. Historischer Theil. 6ter Bd, 2te Abtheilung. Gr. 8. 2 Fl. 30 Kr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik. 1832. Gr. 4. 21 Fl.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. Jahrg. 1831. 1stes Heft. 8. 1 Fl. 45 Kr.

Journal, Polytechnisches. Herausgegeben von Dr. Dingler. Jahrgang 1832. 24 Hefte. Gr. 8. Brosch. 16 Fl.

Kerner, J., die Seherin von Prevorst. 2 Theile. Gr. 8. 2te vermehrte Auflage. 5 Fl. 24 Kr.

Kunstblatt 1832. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. Gr. 4. 6 Fl.

Lenau, Nikolaus, Gedichte. 8. 2 Fl. 15 Kr.

Literaturblatt 1832. Herausgegeben von Dr. W. Menzel. Gr. 4. 6 Fl.

Menzel, Dr. W., Reise nach Oesterreich im Sommer 1831. 8. 2 Fl. 45 Kr.

— —, Taschenbuch der neuesten Geschichte. 2ter Jahrgang, 2ter Theil. Mit 12 Bildnissen. 16. Brosch. 3 Fl.

Mone, F. J., Reinardus Vulpes. 8. 2 Fl. 45 Kr.

Morgenblatt, für gebildete Stände. 26ster Jahrg. 1832. 4. 20 Fl.

Müller, J. von, Sämmtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe, 2te Lieferung. Subscriptionspreis:
Druckpapier 2 Fl. 15 Kr.
Velinpapier 3 Fl. 48 Kr.
Ladenpreis: Druckpapier 3 Fl.
Velinpapier 4 Fl. 30 Kr.

Oehlenschläger, Correggio, ein Trauerspiel. 3te Auflage. 8. 1 Fl. 36 Kr.

Paris, oder das Buch von 101. 1ster Theil. Uebersetzt von Theodor von Haupt. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Pechmann, H. von, Jahrbücher der Baukunde. 2ter Bd., 1stes Heft. Gr. 4. 2 Fl. 15 Kr.

Pfizer, Dr. A. P., Briefwechsel zweier Deutschen. 2te Auflage. Gr. 8. 2 Fl. 24 Kr.

Reuß, Dr. F. F., Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über die jetzt herrschende Choleraseuche. 1ster u. 2ter Theil. Gr. 8. 2 Fl. 45 Kr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus. Emendatiores et auctiores edidit suis Aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. Vol. I. Gr. 8. 9 Fl.

Schnurrer, Dr. Fr., Die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeit und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit einer Karte ihres Verbreitungsbezirks. Gr. 8. Brosch. 2te vermehrte Aufl. 1 Fl. 24 Kr.

Seyffer, von, Beschreibung des Königl. Landhauses Rosenstein. Mit 3 lithographirten Beilagen. 8. 48 Kr.

Staatsakten und Urkunden, Neueste, in monatl. Heften. 27ster — 30ster Band. 12 Hefte. Gr. 8. Brosch. 16 Fl.

Tegner, C., Die Frithiof-Sage. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. von Helwig. Gr. 8. Neue Auflage. 2 Fl. 15 Kr.

Vasari, Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue, bis zum Jahr 1567. 1ster Theil. Mit 30 lithographirten Abbildungen. Gr. 8. 4 Fl. 30 Kr.

Vogel, Lehrbuch der Chemie. 2ter Bd. Gr. 8. 8 Fl.

Weishaar, Dr. J. F. von, Handbuch des Würtembergischen Privatrechts. 1ster Theil, 3te umgearbeitete Ausgabe. Gr. 8. 3 Fl. 45 Kr.

Weitbrecht, C., Die Jahreszeiten in Basrelief. 3tes u. 4tes Heft. Herbst und Winter. 70 Blätter. Gr. Folio. 11 Fl.

Weitzel, Geschichte der Staatswissenschaft. 1ster Band. Gr. 8. 2 Fl. 45 Kr.

Zeitung, Allgemeine, Jahrgang 1832. Gr 4. 16 Fl.

— — Register für 1831. Gr. 4. 30 Kr.

Karte, Topographische, von Würtemberg, vom K. Würt. topographischen Bureau. Nro. 7 und 8. 3 Fl. 36 Kr.

Karte, Militairische, von Deutschland, von Klein. Nro. 7 und 8. 4 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Karl Cnobloch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tittmann's, Dr. *L. A.*, Geschichte der deutschen Strafgesetze. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Abfassung dieser Geschichte sind die alten deutschen Gesetze, die Landrechte, Statuten und Urkunden genau benutzt, auch alles so viel wie möglich kürzlich und überhaupt verständlich dargestellt worden.

Von demselben Verfasser ist früher bei mir erschienen:

Vorträge und Urtheile über merkwürdige Straffälle aus Acten. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeige für Vorsteher von Lehranstalten.

In unterzeichneter Verlagshandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vollständiger Schulatlas
der
neuesten Erdbeschreibung
mit vorzüglicher Berücksichtigung der durch historische Ereignisse merkwürdigen Orte.

In 27 colorirten Blättern. Neue Auflage.

Royal 4to. Geh. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Dieser Schulatlas ist in dem rühmlichst bekannten lithographischen Institut des Großh. Inspectors Börner unter sorgfältiger Aufsicht eines Lehrers am großherzogl. Gymnasium gefertigt und zeichnet sich sowol durch die Eleganz des Stichs, als Sauberkeit des Drucks und der Illumination vortheilhaft aus. Die Berücksichtigung der durch historische Ereignisse, als Schlachten, Friedensschlüsse ꝛc. merkwürdigen Orte, mit Hinzufügung der Jahreszahl, wird ihm zur besondern Empfehlung dienen. Der Preis ist nach Verhältniß der Anzahl der Karten und der äußern Ausstattung billiger, als der früher erschienenen. Derselbe enthält: 1. Oestliche Halbkugel. 2. Westliche Halbkugel. 3. Europa. 4. Spanien und Portugal. 5. Frankreich. 6. Italien. 7. Britische Inseln. 8. Schweden und Norwegen. 9. Dänemark, mit Holstein und Lauenburg. 10. Deutschland. 11. Nordwestliches Deutschland. 12. Nordöstliches Deutschland. 13. Südwestliches Deutschland. 14. Südöstliches Deutschland. 15. Ungarn, Galizien, Siebenbürgen. 16. Die Schweiz. 17. Polen, Ost- und Westpreußen. 18. Europäische Türkei und Griechenland. 19. Europäisches Rußland. 20. Asien. 21. Ostindien. 22. Afrika. 23. Nordamerika. 24. Südamerika. 25. Westindien. 26. Vereinigte Staaten von Nordamerika. 27. Australien. — Zum Gebrauch der Schulen im Großherzogthum Hessen wird ein Kärtchen dieses Bundesstaats, ebenso für das Herzogthum Nassau dieses hinzugegeben. Statt dieser soll für andere deutsche Staaten die Karte derjenigen Landes hinzugefügt werden, in dessen Schulen dieser Atlas eingeführt wird, und es bedarf nur diesfalls einer Anzeige an den Verleger, welcher dem Wunsche entsprechen wird. Für Lehranstalten wird die Verlagshandlung bei Bestellung und baarer Zahlung auf 10 Exempl. das 11te als Freiexemplar geben.

Kleiner Schulatlas der neuesten Erdbeschreibung in 9 colorirten Blättern. Preis 54 Kr. oder 12 Gr., welcher besonders für das Bedürfniß der Bürger- und Elementarschulen berechnet ist. Er enthält nämlich: 1. Die östliche Halbkugel. 2. Die westliche Halbkugel. 3. Europa. 4. Asien. 5. Afrika. 6. Nordamerika. 7. Südamerika. 8. Deutschland. 9. Großherzogthum Hessen oder Herzogthum Nassau, oder statt diesen denjenigen Bundesstaat, in dessen Schulen der Atlas gebraucht werden soll, wodurch dem Lehrer der speciellere Vortrag der Geographie des Inlandes erleichtert wird. Die einzelnen Kärtchen sind sämmtlich einzeln à 8 Kr. zu haben.

Darmstadt, im Juli 1832.

Carl Wilhelm Leske.

Im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christliche Abendandachten.
Von Joh. Wilh. Fischer.
Consistorialrath und Pastor prim. in Breslau.

Mit Titelvignette. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der Herr Verf. übergibt hier dem Gebildeten ein Erbauungsbuch, welches einem vielfach gefühlten Bedürfniß für Diejenigen abhelfen soll, die vielleicht schon längst den Wunsch in sich trugen, daß ihnen gegeben werde, was sich über das Gewöhnliche erhebt. Die erste Abtheilung enthält 52 Betrachtungen, die zweite 15 über die hohen Feste und andere festlichen Tage, jede dieser Andachten über eine Bibelstelle, deren Inhalt für den Abend sich eignet oder auf die letzten Stunden des Tages angewendet werden kann. Auf den Wunsch Vieler ist noch eine dritte Abtheilung hinzugekommen: „Lebensbilder aus der evangelischen Geschichte." 1) Der heitere Greis. 2) Die fromme Familie. 3) Die fromme Mutter. 4) Maria. 5) Johannes. 6) Jesus, der Sterbende in Gotteskraft. — Auf Druck und Papier ist die größte Sorgfalt verwandt.

Ausgewählte und zweckmäßige Materialien
zu ein-, zwei-, drei-, vier- und mehrzeiligen Vorschriften;
entlehnt aus dem Gebiete der Moral, der Geschichte, Natur-, Erd-, Himmels- und Menschenkunde u. s. w.
Zum Handgebrauch für Schreiblehrer an Schullehrer-Bildungs-Anstalten, Gymnasien, und für Lehrer von Volksschulen gesammelt und bearbeitet
von G. Geppert.

1ste Lief. enthaltend Materialien zu 1352 ein- und 1122 zweizeiligen Vorschriften. 8. 12 Gr.

Stuttgart. Soeben sind in unterzeichnetem Verlage erschienen, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Lieder von P. J. v. Béranger (deutsch und französisch). 2tes Bändchen. 8. 23¼ Bogen, Velinpap. 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl.

Messenische Lieder von Casimir Delavigne, Mitglied der französischen Akademie. Metrisch übersetzt von C. G. Hölder. 8. 20½ Bogen. Velinpapier. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Abrégé de l'histoire sainte, pour servir de livre élémentaire à la jeunesse allemande qui commence l'étude de la langue française; enrichi de notes explicatives, et suivi d'un traité sur l'orthographe d'usage; par Gérard et Chavanieux. (Auszug aus der biblischen Geschichte, ein Elementarbuch für die deutsche Jugend, welche die französische Sprache zu erlernen anfängt, mit beigefügten erläuternden Noten, und angehängter Abhandlung über praktische Orthographie; von Gerard und Chavanieux.) 6 Bogen. Gr. 8. Preis 9 Gr., oder 36 Kr.

Maler Nolten. Novelle in zwei Theilen von Eduard Mörike. Mit einer Musikbeilage. 8. 40½ Bogen. Velinpapier. Preis 2 Thlr. 18 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

E. Schweizerbart's
Verlagshandlung.

Bei *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahn, Dr. G., Hypsometrische Tafeln, oder Hülfstafeln für die Berechnung barometrischer Höhenmessungen, nebst Reductionstabellen für Barometerbeobachtungen. Zugleich als Anhang zu den logarithmischen Tafeln von M. v. Prasse. 16. Geh. 12 Gr.

Früher erschien bei demselben Verleger:

Prasse, M. v., Logarithmische Tafeln für die Zahlen Sinus und Tangenten, revidirt und vermehrt vom Prof. K. B. Mollweide. Neue Aufl. 1825. 16. Geh. 12 Gr.

(Partiepreis für 25 Exemplare 8 Thlr. Sächs. netto.)

Ferner hat derselbe aus dem Verlage der Universitätsbuchhandlung in Königsberg an sich gekauft:

Westphal, Logarithmische Tafeln. 4. 1821. Geh. 1 Thlr.

Zweite Auflage des Vademecums des Mechanikers.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vademecum des Mechanikers,

oder

Praktisches Handbuch

für

Mechaniker, Maschinen- und Mühlenbauer und Techniker überhaupt

von

Prof. Christoph Bernoulli.

Zweite Auflage, umgearbeitet und stark vermehrt, von des Obigen Sohne,

Joh. Gustav Bernoulli.

Erstes Bändchen; mit zwei Steindrucktafeln.

Preis 54 Kr.

Inhalt: Angabe und Vergleichung der gebräuchlichsten Maaße und Gewichte; Berechnung von Flächen mit geradliniger Begrenzung; Berechnung von Kreisflächen; Berechnung von Flächen, die von mehren krummen Linien eingeschlossen sind; Berechnung der Oberfläche und des Inhalts von Körpern; Inhalt cylindrischer Röhren und Gewicht des Wassers in solchem Inhalt von Fässern; von der Reibung, gleitende Reibung, Achsenreibung; über die Steifigkeit der Seile; vom dynamischen Effekte der Kräfte; von den mechanischen Potenzen, vom Hebel, vom Rad an der Welle, von der Rolle, von der schiefen Fläche, vom Keil, von der Schraube; Auffindung des Schwerpunktes; Berechnung fallender Körper, verzögerter Fall, freier Fall, geworfene Körper; über Maaße und Maaßenmoment; Berechnung der Pendelbewegungen; Mittelpunkt des Stoßes oder Schwunges; vom spezifischen Gewichte; wie man das Gewicht eines Körpers berechnet; Gewichtstafeln von Eisenstangen und bleiernen Röhren; Berechnung der Luftballons; von der Stärke der Materialien; über die Transversalstärke von hölzernen Balken; Berechnung der Stärke gußeiserner Bäume; von Räderwerken; Dimensionen der verschiedenen Theile eines Rades; Berechnung des Wasserdrucks; Dicke von Schutzrettern, Dicke von Wassermauern, über einige andere Gesetze der Hydrostatik; Berechnung der hydraulischen Pressen; Wassermenge, die aus Oeffnungen fließt. Geschwindigkeit und Gewalt des Windes; Geschwindigkeit des Schalls und Berechnung der Geschwindigkeit abgeschossener Kugeln.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Hinrichs in Leipzig ist eben erschienen und zu haben:

Geschichte der Niederlande

von dem Zeitpunkte ihrer Entstehung an bis auf die neueste Zeit, und ausführliche Schilderung der

Belgischen Revolution

von ihrem Ausbruche bis zum Ende des Jahres 1831. Von Dr. F. H. Ungewitter. 2 Theile. Mit einem chronologisch-geschichtlichen Ueberblick der wichtigsten Ereignisse und einer Regententabelle. Gr. 8. (42 B.) Geh. 2 Thlr. 20 Gr.

Diese Schrift des talentvollen Verfassers entspricht in jeder Hinsicht einem wichtigen Zeitinteresse, weil sie nicht nur die frühere Geschichte der gesammten Provinzen der Niederlande umfaßt, sondern auch die neuesten Ereignisse in Belgien, sowie die dadurch herbeigeführte feindliche Stellung zwischen Belgien und Holland, und die auf die ganze europäische Politik so höchst einflußreichen Verhandlungen der londoner Conferenz in Betreff der Trennung beider Staaten, belegt mit allen wichtigen Actenstücken und in einer lebendigen, sehr ansprechenden Form der Darstellung enthält.

Neue Verlagswerke von Ludwig Oehmigke in Berlin. 1832.

Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea borussica aufgeführten Gewächse, herausgegeben von F. Guimpel. Text von F. L. v. Schlechtendal. 2ter Band. 5tes bis 8tes Heft. Gr. 4. Mit 24 illum. Kupfern. Geh. Pränum.-Preis 2 Thlr.

Jahrbuch, Berlinisches, für die Pharmacie. Herausgegeben von Dr. Lucae. 32ster Band, 3tes Heft.

Das 4te erscheint in ganz kurzer Zeit.

Willdenow, Dr. C. L., Anleitung zum Selbststudium der Botanik, ein Handbuch zu öffentlichen Vorlesungen. 4te vermehrte Auflage, mit Kupfern. Nach der vom Geh. Rath Link besorgten 3ten Auflage herausgegeben von Dr. A. Dietrich. 1832. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Die Brauchbarkeit des vorstehenden Werks, bereits durch drei Auflagen außer Zweifel gesetzt, ist in der vierten dadurch noch um Vieles erhöht worden, daß der Herausgeber auf das natürliche Pflanzensystem gebührende Rücksicht genommen, die Charaktere der Gattungen und Kennzeichen der Arten berichtigt,

und alles für die Jugend Anstößige daraus entfernt hat. Ueberdies muß erwähnt werden, daß die Zahl der, in der jetzigen Auflage beschriebenen, Species fast um das Doppelte vermehrt worden ist, sodaß man kaum eine Pflanze von irgend einem Interesse darin vermissen wird.

Es läßt sich sonach mit Bestimmtheit erwarten, daß dieses, nicht nur für angehende Aerzte, Wundärzte und Apotheker, sondern für jeden Anfänger in der Botanik überhaupt bestimmte Werk, in seiner gegenwärtigen Gestalt, eine günstige Aufnahme finden werde, und möchte sich dasselbe zur Einführung in Lehranstalten durch seinen zweckmäßigen Inhalt und billigen Preis vor vielen andern Handbüchern ganz besonders empfehlen.

☞ Interessante zeitgemäße Flugschriften.

In der W. Zirges'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die, auf nächstkommendem Landtage von den Ständen Sachsens vorzunehmenden Verhandlungen mit Berücksichtigung der vom Bundestage bekannt gemachten Sechs Artikel und der darüber gegebenen beruhigenden Erklärung der sächsischen Regierung von E. G. L*******.

Motto:

Nur die offne freie Rede
Ist des freien Mannes Zeichen,
Wer da sklavisch wägt, muß schweigen,
Wenn ein Kühner beut die Fehde.

Preis 4 Gr.

Gedanken über die neuesten Frankfurter Bundesbeschlüsse, eine Flugschrift von E. Ortlepp.

Motto:

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Auf die Hohen und das Volk herab.
(Seume.)

Preis 8 Gr.

Dr. Karl Salomo Zachariä,

großherzogl. bad. Geh. Raths, ord. öffentl. Rechtslehrers an der Universität in Heidelberg, Commandeur des großherzogl. bad. Ordens des zähringer Löwens,

Staatswirthschaftslehre

Zweite Abtheilung

ist nun erschienen, und somit eines der wichtigsten und bedeutungsreichsten Werke unserer Zeit, die

Vierzig Bücher vom Staate

vollendet, wovon wir die für jeden Denkenden, für Jeden, der die Wichtigkeit des Staatslebens und seiner Verhältnisse und Bedingungen zu würdigen fähig und berufen ist, gewiß höchst willkommene Anzeige zu geben uns beeilen.

Heidelberg, 15ten August 1832.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

Für Aerzte und Psychologen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten. Herausgegeben von Dr. Franz Amelung und Dr. Friedr. Bird. 1ster Band. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 14 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Da dieses Werk eine rein praktische Tendenz und zwei Männer zu Verfassern hat, die sich bereits seit vielen Jahren mit der Behandlung Irrer beschäftigen, und an zwei der größten Irrenanstalten Deutschlands wirken, so glaube ich es allen Aerzten empfehlen zu dürfen, welche sich für diese schwierige Classe von Krankheiten interessiren und sie mit Glück zu behandeln wünschen.

Der erste Band enthält:

I. Ueber die psychische Bedeutung der Organe, von Dr. F. Bird.

II. Ueber den Begriff, das Wesen und die Pathogenie der Geisteskrankheiten, von Dr. F. Amelung.

Der zweite Band wird mit nächstem unter die Presse kommen.

Darmstadt, den 30sten Juli 1832.

Karl Wilhelm Leske.

Bei uns erschien:

Neue Bibliothek
der wichtigsten Reisebeschreibungen
zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde,
60ster Band, enthaltend
Bericht über eine Reise durch die

obern Provinzen von Vorderindien von Calcutta bis Bombay

in den Jahren 1824 und 1825, nebst Tagebuch über eine Reise in Ceylon und Bericht einer im Jahr 1826 gemachten Reise nach Madras.

Von DD. Reginald Heber.

Aus dem Englischen.

II. Band, 40 Bogen 8. 2 Thlr. 21 Gr., oder 5 Fl. 10½ Kr.

Weimar, im Juli 1832.

Das Landes-Industrie-Comptoir.

Bei mir ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes noch für den billigen Subscriptionspreis zu erhalten:

Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften.

Vierundzwanzig Bände in Taschenformat. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. 1830—32. Subscriptionspreise: Auf gutem milchweißen Druckpapier 12 Thlr. Auf extrafeinem Velinpapier 16 Thlr.

Der Inhalt dieser 24 Bände ist folgender:

Karl Ludwig Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflucht an den Rhein. — Johann von Eyk und seine Nachfolger. 2 Theile. — Die vier Jahreszeiten. — Gabriele. 3 Theile. — Sidonia. 3 Theile. — Die Tante. 2 Theile. — Reise durch England und Schottland. 2 Theile. — Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny. 2 Theile. — Erzählungen. 6 Theile.

Bei einer Schriftstellerin, die seit Jahren der Liebling des Publicums ist, deren Schriften sich sämmtlich der größten Anerkennung der Kritik zu erfreuen hatten, bedarf es keiner Lobpreisungen, um zur Anschaffung ihrer sämmtlichen, jetzt zum erstenmale gesammelten Schriften zu veranlassen. Sie sollten besonders in keiner Damenbibliothek fehlen, da sie zugleich belehren und unterhalten, und auch Kunstkenner werden darin höchst interessante Mittheilungen finden. Das Aeußere ist sehr geschmackvoll.

Leipzig, im August 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

***Münch (Ernst)*, Maria von Burgund nebst dem Leben ihrer Stiefmutter Margarethe von York, Gemahlin Karls des Kühnen, und allerlei Beiträgen zur Geschichte des öffentlichen Rechts und des Volkslebens in den Niederlanden zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, aus französischen, flämischen, holländischen und deutschen Quellen. Zwei Bände. 8. 64 Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 16 Gr.**

Leipzig, im September 1832.

F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und wird soeben an alle Buchhandlungen versandt:

Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung von Dr. Friedrich Cramer (Subrector am Gymnasium zu Stralsund).

Erster Band: Geschichte der praktischen Erziehung im Alterthum, von den ältesten Zeiten bis auf das Christenthum, oder bis zum Hervortreten des germanischen Lebens.

Zweiter Band: Geschichte der theoretischen Erziehung im Alterthum, von den ältesten Zeiten bis auf Quinctilian.

Ladenpreis für beide Bände 6 Thaler.

Schon längst ist eine in welthistorischer Entwickelung abgefaßte Geschichte der Erziehung und des Unterrichts ein vielfach gefühltes Bedürfniß unserer durch ihre Bestrebungen im Gebiete der Erziehung und des Unterrichts so merkwürdigen und ausgezeichneten Zeit.

Der Verfasser des oben angezeigten Werks hat schon viele Jahre diesem Gegenstande seine besondere Aufmerksamkeit und seinen ganzen Fleiß gewidmet und alle ihm nur irgend zugängliche Hülfsmittel benutzt, um diesem Bedürfnisse abzuhelfen.

Von den angezeigten zwei Bänden umfaßt der erste eine fortschreitende Darstellung, wie bei den einzelnen, theils zerstreut, theils in einem Staatenverbande lebenden Völkern, namentlich bei den Chinesen, Indern, Persern, Juden, Aegyptern, Griechen, Etruskern, Römern und Galliern, im Großen und im Kleinen, erzogen und unterrichtet ist, mit beständiger Berücksichtigung der Geschichte, der Religion und Gesetzgebung, der Sitten und Gebräuche und namentlich des häuslichen Lebens, sodaß immer bei jedem Volke nachgewiesen wird, wie das specielle Gebiet der Erziehung und des Unterrichts in der allgemeinen Entwickelung, den Schicksalen und den geographischen und historischen Verhältnissen der einzelnen Völker wurzelt und dadurch bedingt ist.

Während so der erste Band die Praxis der Erziehung und des Unterrichts bei den alten Völkern enthält, wird der zweite, ihr parallel laufend, der im Laufe eines Jahrs bestimmt erscheinen soll, mehr die Theorie, d. h. die Erziehungssysteme der ausgezeichnetsten Männer des Alterthums, darstellen. Besonders wird sich dieser Theil mit den Erziehungstheorien der griechischen und römischen Philosophen beschäftigen, und den Zusammenhang der philosophischen Systeme mit dem pädagogischen, weil Philosophie und Pädagogik gewöhnlich vereinigt waren, darstellen müssen, sodaß der zweite Theil als eine wesentliche Ergänzung der Geschichte der Philosophie erscheint, während der erste mehr in die innere Geschichte der Völker überhaupt erläuternd eingreift.

Die Quellen werden immer genau in den Noten angegeben, jedem Bande wird eine Einleitung und ein Inhaltsverzeichniß vorausgeschickt, und der zweite Band das Register enthalten.

Diesen zwei Bänden soll sich später die Geschichte des Unterrichts und der Erziehung im Mittelalter und in der neuern Zeit anschließen, und das Werk so etwa in sechs Bänden eine vollständige Erziehungs- und Unterrichtsgeschichte der gesammten Menschheit bilden.

Elberfeld, Ende August 1832.

C. J. Becker.

Bei uns erschien vor Kurzem und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Vollständiges Handbuch der

neuesten Erdbeschreibung

von

Ad. Chr. Gaspari, G. Hassel, J. G. Fr. Cannabich, J. C. Fr. GutsMuths und Fr. A. Ukert.

XX. Bandes 4te Lieferung, enthaltend

geographisch-statistische Beschreibung der

Argentinischen Republik,

oder die

Freistaaten vom Rio de la Plata, des Freistaates vom Uruguay und des Staats Paraguay,

sowie systematisches und alphabetisches Register zum ganzen 20sten Bande.

Von Julius Fröbel.

17 Bogen in gr. 8. 1 Thlr. 15 Gr., oder 2 Fl. 55½ Kr.

Das ganze nun vollendete Handbuch in 23 Bänden von 1304 enggedr. Bogen 84 Thlr., oder 151 Fl. 12 Kr.

Der Werth dieses großen und einzigen Handbuchs der neuesten Erdbeschreibung ist genug dargethan, und wir brauchen des-

halb nur hinzuzufügen, daß wir beabsichtigen, den Besitzern des ganzen Werkes von Zeit zu Zeit einen Ergänzungsheft zu liefern, wodurch die einzelnen Abtheilungen des Werkes auf dem neuesten Standpunkte der Erdkunde erhalten werden.

Geographie
der
Griechen und Römer
von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemäus,
bearbeitet von **Dr. F. A. Ukert.**

II. Theils 2te Abtheilung. 41 Bogen gr. 8. Mit 3 Karten. 3 Thlr. 12 Gr., oder 6¼ Fl.

Dieser Band enthält: 1) Ueber den Norden von Europa, nach den Ansichten der Alten. 2) Celtica oder Gallien, mit 3 Karten. 3) Völker und Städte, deren Namen unbekannt sind. 4) Ueber den Zug des Hannibal.

Die Fortsetzung wird möglichst bald folgen.

Weimar, im Juli 1832.

Das Geographische Institut.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

M. G. Saphir's
sämmtliche Schriften.

4 Bände, mit des Verfassers Bildniß. 8. Eleg. gedruckt u. geh. 6 Thlr. — 10 Fl. 48 Kr.

Stuttgart, im August 1832.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Neue Schriften über Dresden.

Lindau, W. A., Merkwürdigkeiten Dresdens und der Umgegend, nebst der neuesten Beschreibung aller Sammlungen für Wissenschaft und Kunst. Ein Taschenbuch für Fremde und Einheimische. 3te verbesserte Auflage, mit dem neuesten Grundriß von der Stadt und einer Rundkarte der Umgegend. 12. Geb. 21 Gr.

Dasselbe in französischer Sprache unter dem Titel:

Guide de la ville de Dresde ou tableau topographique de la capitale de Saxe etc. Publié par Ekkenstein etc. 12. Rel. 1 Thlr. 8 Gr.

Lesch und Hajek, Der neueste Grundriß von Dresden im Jahr 1832. 12 Gr.

Rundkarte der Umgegend von Dresden. 6 Gr.

sind in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fischer, Dr. A. F., Ueber Ursache, Wesen und Heilart der Unfruchtbarkeit der Frauen; zur Belehrung für Gebildete. 8. Sauber brosch. 16 Gr.

Ist es nur zu gewiß, daß die Sterilität der Frauen den beabsichtigten Zweck ehelicher Verbindung theilweise aufhebt, häufig Lauheit und Mißvergnügen herbeiführt und nicht selten zur Trennung der Ehe Veranlassung gibt: so wird eine Schrift, die in moralischer und physischer Beziehung die der Unfruchtbarkeit zum Grunde liegenden Ursachen mit möglichstem Fleiße würdigt und mit Zartheit darstellt, dem Publicum willkommen sein.

Oestreichische militairische Zeitschrift 1832.
Siebentes Heft.

Dieses Heft wurde soeben an alle Buchhandlungen versendet. Es enthält folgende Aufsätze: I. Die Operationen des Feldmarschalls Grafen Clerfayt am Rheine vom Main bis an die Sieg, und General Jourdan's Rückzug über den Rhein, im Oktober 1795. (Schluß.) — II. Den Angriff des k. k. Generals der Cavalerie Grafen Wurmser auf General Pichegru's Centrum bei Manheim am 18ten Oktober 1795, und die Einschließung dieser Stadt. Nach östreichischen Originalquellen. — III. Das Treffen von Ebelsberg am 3ten Mai 1809. — IV. Neueste Militairveränderungen.

Der Jahrgang 1832 ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes für acht Thaler Sächs. zu erhalten. Auch kann durch dieselben noch jeder der frühern Jahrgänge 1818—31 für denselben Preis von mir bezogen werden.

Wien, am 20sten August 1832.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1832. Monat August, oder Nr. 214—244, mit 1 Beilage: Nr. 15, und 5 literarischen Anzeigern: Nr. XXIII—XXVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Der canonische Wächter. Eine antijesuitische Zeitschrift für Staat und Kirche und für alle christliche Confessionen. Herausgegeben von Alexander Müller. Jahrgang 1832. Monat August, oder Nr. 62—70, und 4 literarischen Anzeigern: Nr. XXIII—XXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern (außer den Beilagen) 5 Thlr.

Leipzig, im September 1832.

F. A. Brockhaus.

Höchst interessanter Roman.

Soeben ist bei mir erschienen:

Roßlawlew, oder die Russen im Jahr 1812. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersetzt von E. Göring. 2 Thle. 2 Thlr. 18 Gr.

Im vorigen Jahre erschien der erste Roman dieses Verfassers und wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Dieser dürfte jenem an Interesse nicht nur gleichkommen, sondern ihn wohl gar übertreffen.

Leipzig, im August 1832.

Karl Cnobloch.

Die Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache in einem Grundrisse für mündliche Vorträge, dargestellt von Prof. J. R. Wilh. Beck, öffentl. Lehrer der französischen Sprache an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Hinrichs. 1832. Gr. 8. (8 B.) 10 Gr.

Der erste Abschnitt enthält die materiellen (Idiotismen oder) Eigenthümlichkeiten der Sprache, Laute, Buchstaben und Endungen. Hierauf folgt eine Bestimmung der Quantität der Sylben nach bewährten französischen Sprachlehrern, zuletzt ein Versuch, die Existenz der alten zwei-, drei- und viersylbigen Versfüße der französischen Sprache nachzuweisen. Der 2te Abschnitt, der von den formellen Idiotismen handelt, zeigt das Eigenthümliche im Gebrauche des Apostrophs, des Artikels in der Bezeichnung der sogenannten Casus und in der Formenlehre. Es folgt ein Vorschlag zu einer (neuen) einfachern Benennung der temps und zu einer Sonderung der unregelmäßigen Zeitwörter von den blos in der Endform abweichenden nach einem festen Eintheilungsgrunde; hierauf das Wesentliche über Wortfügung, Wortstellung, die Flexion des Particips (die auf zwei

Hauptregeln gebracht wird); über die sogenannten Partikeln, dann ein Verzeichniß der reinen Pronominalverba und derjenigen verbes, welche zugleich active und intransitive Bedeutung haben. Der 3te, lexikologische Theil enthält ein Verzeichniß von etwa 2000 Wörtern (Substantiven, Adjectiven und Verben), die sich durch eine eigenthümliche Bedeutung, oder durch Bezeichnung gewisser Nebenbegriffe, von den sinnverwandten Wörtern anderer Sprachen unterscheiden. Es kann also diese kleine, aber ungemein reichhaltige Schrift als Ergänzung mancher größern Sprachlehre dem Lehrer und Schüler dienen.

Bei C. J. Becker in Elberfeld ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Versuch
über die
römischen Plebejer
der ältesten Zeit.

Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats.

Bearbeitet von
Dr. G. Strässer.

Gr. 8. Geheftet. Preis 17½ Sgr., od. 14 Gr.

Der Verfasser will durch diese Schrift seinen Theil dazu beitragen, dass die Hypothesen, zumal solche, welche mit den Quellen unvereinbar sind, aus der Geschichte verbannt, und dass vor Allem keine geschichtlichen Gebäude auf solcher schwankenden Grundlage aufgebaut werden.

In diesem Sinne ist hier Niebuhr's Ansicht der alten römischen Verfassung, nebst manchen Hypothesen Anderer bekämpft, und so, obgleich das Werkchen nur eine Einleitung zu einer weit grössern Arbeit ist, kann es als eine geschlossene Abhandlung über die Verhältnisse der Stände im alten Rom, der Patricier, Plebejer, Ritter, Clienten u. s. w. für sich das Interesse des Geschichtsforschers in Anspruch nehmen.

Vollständig sind nun bei mir erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Vorlesungen
über die Naturlehre,
zur Belehrung Derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt.

Von
Heinrich Wilhelm Brandes,
Professor in Leipzig.

Drei Bände. Gr. 8. 80½ Bogen und 15 gestochene Kupfertafeln in gr. 4.

Auf weißem Druckpapier 9 Thlr.
Schreibpapier 10 Thlr. 12 Gr.

Schon bei dem Erscheinen des ersten und zweiten Bandes fand dieses Werk allgemeinen Beifall. Ein noch größeres Interesse wird aber demselben jetzt zu Theil werden, da es nun mit dem dritten höchst wichtigen Bande vollendet ist.

Georg Joachim Göschen
in Leipzig.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. 1stes und 6tes Heft. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 15 Gr.

Das ganze Werk enthält nun:

1stes Heft. Actenmäßiger Bericht über den geheimen deutschen Bund und das Turnwesen, nebst einleit. Bemerk. über die frühern geh. Verbind. v. J. D. F. Mannsdorf. 1 Thlr. 3 Gr.

2tes Heft. Die Ergebnisse der Untersuchung in Bezug auf den Bund der Unbedingten oder der Schwarzen ꝛc. 9 Gr.

3tes Heft. Die Central-Untersuchungscommission zu Mainz und die demagogischen Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten zur Zeit des Bundestagsbeschlusses v. 20. Sept. 1819; von Rudolf Hug. 12 Gr.

4tes Heft. Actenmäßige Darstellung der Versuche, Deutschland in Revolutionszustand zu bringen, herausgeg. von C. Follenberg. 9 Gr.

5tes Heft. Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen. 18 Gr.

6tes Heft. Die demagogischen Umtriebe auf den deutschen Universitäten. Aus den Acten der mainzer Untersuchungscommission. 12 Gr.

Soeben erschien und wurde versandt:

Bronikowski, Alex., Die Frauen v. Neidschütz. 2 Bde. 8. Brosch. 3 Thlr.

— —, Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. 3 Bde. 8. Brosch. 4 Thlr. 12 Gr.

— —, Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege. 3 Bde. 8. Brosch. 4 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Bronikowski, A., Sammlung neuer Schriften. 9ter —16ter Band. 11 Thlr. 12 Gr.

Marsano, W., Marco Doloroso. Die Abenteuer einer Nacht. Zwei Novellen. 8. Brosch. 12 Gr.

— —, Die unheimlichen Gäste. Novelle. 8. Brosch. 1 Thlr.

Ende Septembers wird versandt:

Herloßsohn und Lyser, Mephistopheles. Satirisches Taschenbuch für 1833. Mit 8 ausgemalten Kupfern. Gr. 8. Cart. 2 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, den 28sten August 1832.

Brüggemann'sche Verlags-Expedition.

☞ Neue beachtungswerthe Schriften und Musikalien.

In der W. Zirges'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben, Abenteuer, Liebschaften und andere Curiosa des fahrenden Candidaten der Rechte G. F. Ehwald, von ihm selbst zu Nutz und Frommen seiner Zeitgenossen ans Licht befördert. 8 Gr.

Liederkranz von G. F. Ehwald, Cand. juris et Notarius. (Gedichte 2ter Thl.) 8 Gr.

Portrait von G. F. Ehwald, Cand. juris et Notarius. 4 Gr.

Anweisung zum Zeichnen der Civil- und Militairkleidungsstücke. Zum Gebrauch für Mannskleidermacher. Bearbeitet von H. C. Große, Kleidermacher in Düben. Mit 32 Kupfern und Tabellen. 20 Gr.

Pleißenroda wie es ist. Ein poet. Schwank in zwanglosen Reimen von Richard Glaß. 4 Gr.

Unterhaltung, kleine nach dem A.B.C. mit ill. naturhistor. Abbildungen. 4 Gr.

Claviertabelle in Royal-Folio. 4 Gr.

Zwei Gesänge zum Geburtsfeste der Aeltern, mit leichter Pianofortebegleitung von F. Engelmann. 4 Gr.

Kupsch, Zwei neue Tänze fürs Pianoforte.
Nachtigall-Galoppe und
Leipziger Abkühlungswalzer. 4 Gr.

— —, Große Jubel-Polonaise fürs Pianoforte. 8 Gr.

Engelmann, Das Unentbehrlichste beim Rechnen. 1 Gr.

— —, Religions- und Sittenlehre. 1½ Gr.

Göthe's Portrait. 4. 4 Gr.

Gustav Adolf der Große, König von Schweden. Ein Heldengedicht zur zweiten Säcularfeier der Schlacht bei Lützen am 6ten November 1832, von Karl Spahn.

Die anerkannten Hauptwerke von Karl von Rotteck, für das größere gebildete Publicum zur wissenschaftlichen Begründung politischer Ansichten geschrieben:

Lehrbuch des natürlichen Privatrechts. 2 Thlr. — 3 Fl. 24 Kr.

Lehrbuch der allgemeinen Staatslehre. 2 Thlr. — 3 Fl. 24 Kr.

Vermischte Schriften, 3 Bde. 5 Thlr. — 9 Fl. 24 Kr.

sind durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fischer, Dr. A. F., Die auf naturgesetzlichem Wege zu erzweckende Kräftigung des entnervten männlichen Organismus. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für junge Männer, die zu geschwind gelebt haben. 8. Saubersch. 16 Gr.

Mangelt es auch nicht an Schriften, welche die physische Wiedergeburt entnervter und abgeschwächter Männer zu erzielen streben, so vermißt man doch nachweisbar theils die wissenschaftliche Würdigung der zu lösenden Aufgabe, theils die einem so wichtigen Gegenstande gebührende Gewissenhaftigkeit und schonende Beachtung. Allen diesen Foderungen zu entsprechen, mühte sich der um die populaire Heilkunst rühmlichst bekannte Verfasser, und wir beeilen uns nun, dies Buch zur Kenntniß der Hülfsbedürftigen zu bringen, um deren Wohl wir uns verdient zu machen hoffen dürfen.

Wir versandten soeben an alle Buchhandlungen Deutschlands eine zweite, mit noch ungedruckten Documenten vermehrte Auflage der Schrift:

Die Pietisten in Halle in ihrer tiefsten Erniedrigung,
oder
was wollen die Pietisten in Preußen.

Ein hochwichtiger Beitrag zur Religionsgeschichte und Criminaljustizverfassung in Preußen, von Dr. F. Weidemann in Halle. Brosch. Gr. 8. 12 Gr., oder 15 Sgr.

Merseburg, im August 1832.

Die Buch- und Kunsthandlung
von F. Weidemann.

Bei August Mylius in Berlin ist soeben erschienen:

Friedrich von Matthisson's literarischer Nachlaß nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. Ein Supplement zu allen Ausgaben seiner Schriften. 4 Bde. Gr. 12. Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. Postpap. 3 Thlr. 8 Gr. Velinpap. 4 Thlr.

Inhalt: 1ster Band. Mittheilungen aus Matthisson's Tagebuch als Fortsetzung seiner Erinnerungen. I. Reiseskizzen und tägliche Erlebnisse. II. Gedichte. III. Sphinx. IV. Polydorn, Fremdes und Eignes; Matthisson's Selbstbiographie.

2ter Band. Briefe von L. Ch. Sander, Fr. Brun geb. Münter, J. G. Freiherr von Salis-Sewis, Fr. Haug, A. von Rode.

3ter Band. Briefe von K. L. von Knebel, K. F. K. Schmidt, J. W. L. Gleim, W. Graf von Wolkenstein, A. Mahlmann, G. W. Ch. Starke, J. F. Freiherr von Retzer, Fr. von Schiller, Ch. M. Wieland, K. L. Fernow, M. A. von Thümmel, H. A. O. Reichard, A. Freiherr von Maltitz, Dr. Adrian, Fr. Meißner, Dr. Ebel, H. Zschokke, Graf von Kuefstein, L. Reuffer.

4ter Band. Briefe von Buhle, A. Hirt, Böttiger, A. von Imhof, J. G. Jacobi, F. Hartmann, A. G. Eberhard, Sömmerring, Meyer, K. L. Wurstemberger, W. Müller, Fouqué, A. von Stolterfoth, G. L. Lichtenberg, G. F. Hoffmann, Eschenburg, Seume, C. L. Haschke, A. M. Sprinckmann, Göckingh, F. J. Bertuch, K. F. Kramer, A. G. Meißner, J. K. F. Manso, B. W. Neubeck, K. Müchler, J. D. Gries, Fr. Rochlitz, G. L. Spalding, K. W. Justi, Weisser, K. van Eß, Reinbeck, von Berenhorst, d'Alton, Pestalozzi, J. G. Müller, A. J. Penzel, Pölitz, Blumenbach, Fr. Weinbrenner, Füßli, Ewald, Wagenseil, F. von der Recke, Th. Huber, J. R. Wyß, Fr. Kind, W. Hauff, Fr. Mosengeil, Schorn, A. Schumacher, K. Pichler, G. Schilling.

Bei C. Schünemann in Bremen ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu bekommen:

Schierenbeck, J. H. C., Theoretisches Lern- und Uebungsbuch aller Volksschul-Unterrichts-Gegenstände. Erstes Heft. Elementarunterricht. Gr. 8. Geh. 13 Gr.

Der Herr Verfasser bezweckt zunächst durch obiges Werkchen, die bisherige lange Unterrichtszeit abzukürzen, und gibt demnach eine Methode an (wonach auch das vorbenannte Buch bearbeitet), wie in täglichen 2—3 Stunden die Kinder ebenso weit, wol noch weiter gefördert werden können, als durch den bisherigen 6—7 Stunden langen Unterricht.

Unterrichtbücher für Kriegwissenschaften.

Horrer (Ing.-Hauptmann), Ueber das Defilement. Mit 8 Kupfertafeln. Gr. 8. 21 Gr.

Peschel, C. F., Die Kriegsbaukunst im Felde. Ein Leitfaden für den Unterricht in Militairschulen und als Handbuch für die Offiziere aller Waffen. Mit 10 großen Steindrucktafeln. Gr. 8. Pränum.-Preis bis Michael 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpreis 5 Thlr.

sind in allen Buchhandlungen zu bekommen von der

Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Provinzialrecht der Provinz Westpreußen. Erster und zweiter Band: Provinzialrecht der Districte des preuß. Landrechts von 1721, von Leman. Gr. 8. 1830—32. 105 Bogen. 5 Thlr.

——— Dritter Band. Die Statutarrechte der Stadt Danzig, von Leman. Gr. 8. 1832. 50 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniß
der
an der königlichen
Friedrich-Alexanders-Universität
zu
Erlangen
im Wintersemester $18^{32}/_{33}$
zu haltenden
Vorlesungen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 19te Oktober.

Theologische Facultät.

Dr. Vogel, einige ausgewählte Abschnitte der christlichen Moral. — Dr. Kaiser, exegetische Examinatorien: 1) die Erklärung der Psalmen; 2) biblische Isagogik und 3) das Evangelium Matthäi. — Dr. Engelhardt, P. O., Uebungen des homiletischen und der kirchenhistorischen Abtheilung des theologischen Seminars: 1) die Uebersicht der Kirchengeschichte; 2) den zweiten Theil der Dogmengeschichte. — Dr. Rust, P. O., christliche Moral, den ersten Brief Petri. Leitung des philosophisch-theologischen und des homiletischen Vereins. — Dr. Krafft, P. E., 1) biblische Theologie; 2) die Briefe des Apostels Paulus an Timotheus; 3) Uebungen eines exegetischen Privatvereins; 4) praktische Uebungen eines Pastoralvereins. — Dr. von Ammon, P. E., Uebungen im homiletischen und katechetischen Seminar; 2) Dogmatik; 3) Homiletik, Katechetik, Liturgik und Pastorale; Pädagogik. — Dr. Harleß, 1) theologische Encyklopädie und Methodologie; 2) über den Brief an die Epheser (oder wenn es verlangt wird, üb. d. Br. an die Römer); dogmatische Repetitorien.

Juridische Facultät.

Dr. Gründler, P. O., das Erbfolgerecht nach dem deutschen Recht; die Encyklopädie und Methodologie des Rechts, das gemeine und bairische Lehenrecht, das Handels- und Wechselrecht nach dem gemeinen, bairischen und französischen Rechte, das preußische Privatrecht nebst den Abweichungen desselben von dem gemeinen Recht, das bair. Staatsrecht, verbunden mit dem öffentl. Recht des deutschen Bundes. — Dr. Bucher, P. O., den ersten Theil der Pandekten, die Institutionen, die Geschichte des römischen Rechts; die Lehre von den Vermächtnissen, Prüfungen. — Dr. von Wendt, P. O., Uebungen der Mitglieder des juristisch-praktischen Instituts, gemeinen und bairischen Criminalproceß, juristische Praxis überhaupt, die Praxis des Kirchenrechts insbesondere, das bairische Civilrecht nach den Quellen. — Dr. Schunck, P. O., Examinatorium über einzelne Theile des bair. Staatsrechts, a) das deutsche Bundesrecht, und b) das europäische Völkerrecht. — Dr. Feuerbach, P. O., 1) deutsches Privatrecht; 2) gemeinen und bairischen Civilproceß oder deutsche Staats- und Rechtsgeschichte; 3) Einleitung in das Studium der Jurisprudenz. — Dr. Lang, P. E., 1) bairisches Staatsrecht oder Criminalrecht; 2) Kirchenrecht; 3) erklärt derselbe gemeinschaftlich mit Hrn. Prof. Dr. Kopp Cicero's Rede pro Aulo Caecina. — Dr. Stahl, P. E., 1) Grundzüge der protestantischen Kirchenverfassung, als Einleitung in das Kirchenrecht; 2) Philosophie des Rechts und Politik; 3) Institutionen des röm. Rechts. — Dr Hunger, Institutionen des röm. Rechts, in Verbindung mit der neuesten röm. Rechtsgeschichte; 2) Encyklopädie des positiven Rechts; 3) Exegese des 50.—32. Buchs der Digesten oder auch röm. Erbrecht.

Medizinische Facultät.

Dr. Henke, P. O., Examinatorium in lateinischer Sprache über Gegenstände der speciellen Pathologie und Therapie; 2) medizinische Polizei; 3) specielle Pathologie und Therapie der acuten Krankheiten, praktische Uebungen in der medizinischen Spital- und Poliklinik. — Dr. Fleischmann, P. O., 1) specielle menschl. Anatomie; 2) pathologische Anatomie; 3) medizinisch-forensisches Practicum; 4) Secirübungen auf dem anatomischen Theater zugleich mit dem Prosector Prof. Dr. Wagner. — Dr. Koch, P. O., 1) Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands; 2) specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt, P. O., 1) Anthropologie in Verbindung mit allgemeiner Biosophie und Eudietik (Diätetik) für Studirende aus allen Facultäten, für Mediziner aber als ersten Theil der gesammten Theorie der Medizin; 2) Geschichte der Medizin; Leitung des jatrosophischen Vereins. — Dr. Jäger, P. O., 1) theoretische Chirurgie; 2) theoretisch-praktische Geburtshülfe; 3) die chirurgisch-augenärztliche Klinik; 4) die geburtshülfliche Klinik in Verbindung mit den Touchirübungen und den Manual- und Instrumentaloperationen am Fantom, Erklärung anatomisch-pathologischer und chirurgischer Präparate. — Dr. R. Wagner, P. E., 1) Osteologie und Syndesmologie; 2) vergleichende Physiologie; 3) chirurgische Anatomie. — Dr. Trott, 1) die Giftlehre; 2) über die Semiotik.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel, P. O., Einleitung in die gesammte Philosophie, Logik und Metaphysik; philosophische Sittenlehre. — Dr. Harl, P. O., öffentl. Conversatorium, die Nationalökonomie, das Polizeirecht und die Polizeiwissenschaft, die Staatsfinanzwirthschaft in Verbindung mit dem Staatsrechnungswesen. — Dr. Köppen, P. O., über die französische Revolution von 1789, Logik und Metaphysik, Aesthetik. — Dr. Kastner, P. O., 1) encyklopädische Uebersicht der gesammten Naturwissenschaft; 2) Geschichte der Physik und Chemie; allgemeine Experimentalchemie; analytische Experimentalchemie erster Cursus: Analyse anorganischer Körper; Kritik der neuern Chemie; Leitung der Arbeiten des Vereins für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger, P. O., Theorie und allgemeinen Theil der Statistik; allgemeine Geschichte; europäische Staatengeschichte. — Dr. Pfaff, P. O., die Geschichte der Mathematik; die Elementarmathematik; die Analysis des Endlichen. — Dr. Rückert, P. O., zweiter Curs des Sanskrit; die Psalmen vom zweiten Buch an; arabische oder persische Grammatik. — Dr. von Raumer, P. O., Geognosie; allgemeine Naturgeschichte, Krystallkunde. — Dr. Döderlein, P. O., Uebungen des philologischen Seminars; Euripidis Iphigenia in Aulis. Philologische Encyklopädie. — Dr. Kopp, P. O., Ciceronis or. pro A. Caecina. Aristotelis Rhetorica. Im phi-

logischen Seminar Ciceronis Academica. — Dr. Kapp, P. E., 1) Logik und Metaphysik; 2) über Italien; 3) philosophische Disputirübungen. — Dr. Fabri, P. E., 1) Technologie verbunden mit technologischen Excursionen; 2) Encyklopädie der Kameralwissenschaften; 3) Civilbaukunst. — Dr. Zimmermann, 1) über Weltgeschichte und die Nemesis in derselben; 2) über das Nibelungenlied. — Dr. Winterling, über Aesthetik; über die Göttliche Komödie des Dante. — Dr. Drechsler, den zweiten Theil der Weissagungen des Jesaias (XL—LXVI), hebräische Sprache. — Dr. Martius, 1) Pharmakognosie; 2) über die Auffindung der metallischen Gifte bei gerichtlichen Fällen. — Dr. Irmischer, 1) Universalgeschichte; 2) historische Propädeutik. — Dr. Feuerbach, Logik und Metaphysik; Geschichte der Philosophie. — Dr. A. Wagner, 1) Naturgeschichte des Menschen; 2) Naturgeschichte der Insekten. — Dr. Leutbecher, 1) über das Studium der Wissenschaften auf der Universität; 2) Psychologie; 3) Pädagogik und Didaktik. — Dr. Richter, über die Episteln des Horaz, Leitung seiner Disputatorien. — Dr. Doignon, Vorlesungen über Gil Blas von le Sage. — Dr. Otto, die Elemente der englischen und spanischen Sprache. Goldsmith's Vicar of Wakefield in Verbindung mit Schreib- und Sprechübungen. Italienische Grammatik und Soave's Novelle morali.

Die Reitkunst lehrt: Esper;
die Fechtkunst und Gymnastik: Dr. Roux;
die Zeichenkunst: Küster;
die Tanzkunst: Hübsch.

Die Univ.-Bibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Samstags) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Mittwoch von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Samstags von 1—2 Uhr geöffnet.

Die Universität sieht demnächst der Wiederbesetzung einiger erledigter Lehrstellen entgegen.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster und zweiter Band. Gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band (1831, 64 Bogen, 4 Thlr.) enthält die Säugthiere und Vögel, der zweite (1832, 34½ Bog., 2 Thlr. 8 Gr.) die Reptilien und Fische.

Leipzig, im September 1832.

F. A. Brockhaus.

Bei uns erschien in diesem Jahr:

1) Erdglobus,

vier englische Zoll im Durchmesser,

neu entworfen und gezeichnet von *C. F. Weiland*, dem neuesten Stande der Erdkunde angemessen; mit messingenem Meridian, auf elegantem polirtem Gestelle. Ladenpreis 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. (Emballage 4 Gr.)

2) Erdglobus,

acht pariser Zoll im Durchmesser,

entworfen von *D. F. Sotzmann*, nach den neuesten Quellen durchaus umgearbeitet von *C. F. Weiland*; alle Details der neuesten Entdeckungen enthaltend, mit messingenem Meridian, Stundenring und Boussole, auf elegantem birnbaumnem Gestelle. *Netto* 11 Thlr., oder 19 Fl. 48 Kr. (Emballage 20 Gr.)

Himmelsgloben von gleichen Grössen sind bei uns zu denselben Preisen zu bekommen.

Das geographische Institut
zu Weimar.

In der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Berthold Schwarz,
Novelle
von
Eduard Duller.
8. Brosch. 1 Thlr. — 2 Fl.

Unterrichtbücher in der französischen Sprache.

Das dritte (letzte) Bändchen der vierten verbesserten und wohlfeilen Auflage der

Gespräche für das gesellschaftliche Leben; zur Erlernung der Umgangsprache im Deutschen und Französischen; von F. Beauval,

ist nun erschienen und alle 3 Theile sind noch bis Ende d. J. im Prän.-Pr. von 1 Thlr. durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen.

Der nachherige Ladenpreis ist 1 Thlr. 12 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

ANZEIGE
für alle Besitzer griechischer Wörterbücher.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Griechisch-deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen, nebst beigefügter kurzer Erklärung und Angabe der Sylbenlänge, für den Schulgebrauch; ein Anhang zu jedem griech. Wörterbuche. Von G. Ch. CRUSIUS, Subrector am Lyceum zu Hanover. Gr. 8. Lex.-Format. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

Bei Karl Joseph Becker in Elberfeld ist soeben erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Anleitung
zur Erlernung
der
französischen Sprache
von
Philipp Schifflin,
Lehrer an der höhern Stadtschule in Barmen.
Erster Cursus.

In 8. Preis roh 7½ Sgr. Geb. 10 Sgr.

Dieser erste Cursus zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält, in einer Reihe fortlaufender Paragraphen, die nothwendigsten Regeln aus der Formenlehre in einer, auch für den ersten Anfänger verständlichen Weise dargestellt, und neben den andern Redetheilen besonders das regelmäßige Zeitwort mit Ausführlichkeit behandelt. Die zweite Abtheilung

Page
Of Words of Two Syllables 49
Of Words of Three Syllables 50
Of Words of Four Syllables 51
Of Words of Five Syllables 52
Of Words of Six Syllables 53
Of Words of Seven Syllables 54
Of Words of Eight Syllables 55
Of Words of Nine Syllables 56
Of Words of Ten Syllables 57
Of Words of Eleven Syllables 58
Of Words of Twelve Syllables 59
Of Words of Thirteen Syllables 60
Of Words of Fourteen Syllables 61
Of Words of Fifteen Syllables 62
Of Words of Sixteen Syllables 63
Of Words of Seventeen Syllables 64
Of Words of Eighteen Syllables 65
Of Words of Nineteen Syllables 66
Of Words of Twenty Syllables 67

Entered according to Act of Congress, in the year 1837, by Thomas Ellwood Chapman, in the Clerk's Office of the District Court of the United States, for the Eastern District of Pennsylvania.

Stereotyped by L. Johnson.
Philadelphia: Printed by Thomas Ellwood Chapman.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

geheiligte Leyer.

Katholisches

Gebet- und Erbauungsbuch

von

Nina Rouland.

Gr. 8. Wien, 1832. Preis: 1 Thlr. Sächs.

Was vom Herzen kommt, geht wieder zu Herzen! Wir sind fest überzeugt, daß diese einfachen, aus einem reinen, klaren Gemüthe geflossenen, gefühlvollen Dichtungen, welche hier zu einem zweckmäßigen Ganzen vereinigt sind, diesem alten Sprüchworte unserer gemüthvollern Altvordern nicht widersprechen werden. Wahre heilige Poesie, wie sie in einfach großen, ergreifenden Tönen aus dem Herzen quillt, ist das charakteristische Merkmal dieses Gebetbuches. Es ist ganz geeignet, das Gemüth des Menschen in diejenige Stimmung zu versetzen, welche fähig ist, uns mit dem Hochgefühle einer höhern Welt zu erfüllen. Die Einfachheit des Stols macht diesen heiligen Liederkranz dem Gebildeten werth, dem minder Gebildeten verständlich und theuer. Niemand, der für höhere Gefühle empfänglich ist, wird dieses Erbauungsbuch ohne Befriedigung aus der Hand legen, und die reiche Mannichfaltigkeit des Inhalts ist ganz geeignet, dasselbe zum Lebensgeführten empfänglicher Seelen zu machen.

Therese,

ein

praktisches Handbuch

für die

Erziehung des ersten Kindesalters,

in

allgemein faßlicher Darstellung.

Zunächst

für Mütter und Kindererzieherinnen

wie auch zur Anwendung

in Kinderbewahr- und Vorbereitanstalten.

Von

dem Verfasser der Zusätze zu Wilderspin's „frühzeitiger Erziehung".

Gr. 8. Wien, 1832.

In Umschlag broschirt. Preis: 16 Gr. Sächs.

Die Verlagshandlung schmeichelt sich, durch die Herausgabe dieses Buchs einem tief und vielfach gefühlten Bedürfnisse nachzukommen, indem dasselbe liebevollen Aeltern, besonders aber Müttern und ihren Stellvertreterinnen eine faßliche und bewährte Anleitung für Erziehung und Unterricht jüngerer Kinder gibt, welche durch die anziehende Einkleidung in ein Unterhaltungsbuch sich um so tiefern und allgemeinern Eingang zu gewinnen vermag. Andererseits empfiehlt es sich den Besitzern des Wilderspin-Wertheimer'schen Werks als eine wichtige Zugabe, indem es alles Neue und Interessante über Kleinkinderschulen mittheilt und das Nöthigste auf das bündigste zusammenfaßt, wodurch es Allen, die an jenen menschenfreundlichen Anstalten Antheil nehmen, zu einem kürzern Leitfaden dienen kann, für dessen Werth der Name des Verfassers sprechen dürfte, sowie für die Brauchbarkeit desselben die Annahme der Widmung von Seite des hochwürdigen Herrn Schulenoberaufsehers der schönste Empfehlungsbrief ist. Druck und Ausstattung machen das Buch auch zu Festgeschenken geeignet.

Fr. Platneri, Antecessoris quondam Lipsiensis, pro Linguae Latinae utilitate in republica litteraria defensio. Quam X excurs. hist. litt. instructam et var. cum Platneri ips. tum Klotzii et Ernestii opusculis huc spectant. adauctam ed. Dr. E. F. Vogel. 8 maj. (11 B.) 1832. Lipsiae, Hinrichs. 18 Gr.

Man findet hier zunächst die, durch fortlaufende literarische Noten des Herausg. erläuterte Platner'sche Abhandl. selbst: Cap. I. de linguae alicujus, inter eruditos comm. necessit.; II. de linguar. populor. hodiern. indole, necessaria idiomatis comm. inter eruditos adhibendi requisita neutiquam prae se ferente; III. de salutaribus ling. Lat. idiomatis inter eruditos comm. loco adhibitae effect. Dann folgen im Interesse der Gegenwart zehn literarisch-historische Excurse des Herausg., z. B. de accurata exeget. fontium juris pertractatione, hodie inprimis enixe desideranda; de primitiva error. a Scholasticis commissorum origine, longoque patente ipsor. per sequentia quoque tempora valore; de genuinis quibusd. mysticismi philosophici atque theologici, fere ubique hodienum conspicui, causis et effect.

Endlich schließen sich hieran acht, mit der Hauptabhandl. näher verwandte Additamente mit Anmerk. B.'s aus den Schriften v. Klotz, Ernesti und Platner.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Zettwach, Das pommersche Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preußischen Allgemeinen Landrechts. Gr. 8. 23 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1832.

F. A. Brockhaus.

Neue Schriften in den Arzneiwissenschaften.

Hahnemann, S., Organon de l'art de guérir ou théorie fondamentale de la méthode curative homéo-

pathique. Trad. de l'allemand par E. G. de Brunnow. 4ième édition. Gr. 8. 2 Thlr.

Ekkenstein, Ein Wort über Homöopathie. 8. Brosch. 3 Gr.

Quin, Dr., Die homöopathische Behandlung der Cholera. A. d. Franz. von E. G. v. Brunnow. Gr. 8. Brosch. 8 Gr.

sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Dresden und Leipzig, im Juli 1832.

Arnold'sche Buchhandlung.

In der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Deutscher

Musenalmanach

für das Jahr 1833

herausgegeben

von

Adalbert v. Chamisso und Gustav Schwab.

Vierter Jahrgang.

Mit Chamisso's Bildniß.

In Futteral mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Gr.

Dieser Jahrgang ist reich an ausgezeichneten Beiträgen von den beiden Herausgebern, von Göthe, Rückert, Anast. Grün, Platen, Simrock, Kugler, Immermann, G. Pfizer, J. Kerner, Lenau und vielen Andern.

Aus diesem und den frühern Jahrgängen sind die Bildnisse von Göthe, Tieck, A. W. Schlegel und Chamisso, gestochen von Karl Barth und Schwerdgeburth, auch einzeln in größerm Format à 12 Gr. zu haben.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anfossi, Die Nothwendigkeit der Zurückgabe geistlicher Güter, als unentbehrlich zum Heile Derer, die solche ohne Bewilligung des päpstlichen Stuhles erworben haben. Nach dem Italienischen ins Deutsche übertragen und mit Anm. begl. v. Dr. Daniel. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Diese vor einiger Zeit in Bologna erschienene Schrift ist als ein Zeugniß, wie weit in unsern Tagen noch die Umtriebe der Hierarchie, die Versuche, die alte Finsterniß wieder zu verbreiten, gehen, von ausgezeichnetem Interesse, und ihre Uebertragung ins Deutsche gewiß um so zeitgemäßer, als ihr der Uebersetzer treffliche, mit tiefer Sachkenntniß verfaßte, widerlegende Anmerkungen beigefügt hat.

Bei J. A. Mayer in Aachen sind bisher folgende

Romane von E. L. Bulwer

erschienen:

Pelham, 3 Bde., 4 Thlr. — Der Verstoßene, 4 Bde., 4 Thlr. 12 Gr. — Devereux, 3 Bde., 4 Thlr. 12 Gr. — Paul Clifford, 3 Bde, 4 Thlr. 12 Gr. — Falkland, 1 Thlr. 12 Gr. — Eugen Aram, 3 Bde., 4 Thlr. 12 Gr.

Statt allen Lobes beziehen wir uns auf das einstimmige Urtheil sämmtlicher kritischen Blätter Deutschlands und insbesondere auf das vom Hrn. Dr. Wolfgang Menzel redigirte Lit.-Blatt, 1830, Nr. 30, 1831, Nr. 54, und 1832, Nr. 84, in welchen obige Werke allen gebildeten Lesern und Leserinnen auf das dringendste empfohlen werden.

Rotteck's Weltgeschichte in 4 Bänden.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Weltgeschichte

für alle Stände,

von Hofrath Dr. Karl von Rotteck.

Zweiter Band. (Mittelalter.)

Enthaltend: Lieferung 7—13 des ganzen Werkes.

Pränumerations-Preis für jede Lieferung 5 Gr.

Preis des ganzen Werkes 4 Thlr. 4 Gr.

Der Verleger hat noch vor der versprochenen Frist, in regelmäßigen Terminen, den ersten und zweiten Band dieses anerkannt classischen Werkes, welches den literarischen Ruhm des verehrten Verfassers von Neuem bewährt, zu einem so wohlfeilen Preise und in einer so schönen Ausstattung geliefert, daß auch seinem Bestreben eine erfreuliche Würdigung zu Theil wurde. Die Fortsetzung wird, wie bisher, regelmäßig erscheinen, und das Ganze in 4 Bänden Ende dieses Jahres in den Händen der Subscribenten sein.

Die Vorzüge des Werkes sind bekannt; den größten Werth erhält es dadurch, daß es dem Leser auch die Geschichte der neuesten Zeit (bis zum Jahr 1831) bietet, wogegen sogar die größere Weltgeschichte des Verfassers (9 Bände, 8te Auflage, Freiburg bei Herder) nur bis zum Jahre 1816 geht.

Bestellungen nehmen, noch zum Pränumerationspreis, alle solide Buchhandlungen an; das Werk ist auch Bandweise (zur Portoersparniß) für gleichen Preis zu beziehen.

Stuttgart, den 1sten August 1832.

Karl Hoffmann.

Soeben ist bei uns erschienen und an alle solide Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes versandt:

Cardinal Bartholomäus Pacca's Werke 4ter Band, enthaltend:

Historische Denkwürdigkeiten

über seinen Aufenthalt in Deutschland in den Jahren 1786 bis 1794, in der Eigenschaft als apostolischer Nuntius in den Rheinlanden, zu Köln.

Von ihm selbst geschrieben.

Nebst einem Anhange über die Nuntien und beigegebenen geschichtlichen Documenten.

Aus dem Italienischen, nach dem soeben in Rom erschienenen Original übersetzt.

Gr. 8. Schön gedruckt und in Umschlag geheftet. 21 Gr. Sächs.

Mit Recht erwartet Deutschland mit Ungeduld diese wichtigen Memoiren des so weisen als unparteiischen Verfassers, dessen Name der europäischen Geschichte angehört. Jeder Deutsche, er sei Katholik oder Protestant, findet darin unschätzbare Aufschlüsse zur Geschichte der wichtigen Periode, welche der ersten großen französischen Revolution zunächst voranging, sowie helles Licht über die Veranlassung zu den Streitigkeiten der geistlichen Kurfürsten mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche, wodurch hauptsächlich der erste Grund zu der spätern Zertrümmerung dieser alten, hohen und ehrwürdigen geistlichen Fürstenstühle gelegt wurde. Der Scharfsinn, mit welchem der damals noch sehr junge, erlauchte Verfasser dieses Alles auffaßte, die Klugheit seines Benehmens in seiner, durch diese Streitigkeiten so schwierigen Stellung, sowie die klare, unparteiische geschichtliche Darstellung, die er in diesem Werke liefert, müssen die hohe Achtung, die Europa vor ihm hegt, noch höher steigern. Seine Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen, sein Briefwechsel mit den Höfen von Wien und Berlin, seine amtlichen Reisen, sowie die Erzählung der in diese Periode fallenden Begebenheiten der französischen Revolu-

tion, machen das Buch für jeden Leser, und ganz zunächst für die, seiner Nuntiatur untergeben gewesenen Länder Deutschlands höchst interessant.

Zugleich sind diese Memoiren ein höchst wichtiger, unentbehrlicher Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands, da das Gesagte durch documentarische Beweise belegt ist.

Theologen aller christlichen Confessionen, Staatsmänner, sowie jeder Gebildete, vorzüglich aber alle Freunde des Studiums der vaterländischen Geschichte werden daher eingeladen, sich in den Besitz dieses wichtigen Werkes zu setzen, welches mit größter Sorgfalt ausgestattet, und in guter deutscher Uebersetzung hier dargeboten wird.

Anstatt aller weitern Anpreisung beziehen wir uns auf Nr. 193 der Blätter für literarische Unterhaltung vom 11ten Jul., die eine höchst vortheilhafte Recension der historischen Denkwürdigkeiten über Pius VII. (Werke 1ster—3ter Bd.) enthalten, die gleichsam als Urtheil des protestantischen Deutschlands betrachtet werden darf.

Der 1ste bis 3te Bd., die histor. Denkwürdigkeiten über Pius VII., die französische Usurpation und Restauration des Kirchenstaates enthaltend, kosten 2 Thlr. 4 Gr.

Augsburg, den 18ten Juli 1832.

Karl Kollmann'sche Buchhandlung.

Für Lesegesellschaften, Leihbibliotheken und Freunde schöngeistiger Schriften.

Bronikowski, A., Digierd und Olga oder Polen im 11ten Jahrhundert. 5ter (letzter) Band. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Alle 5 Bände in unverändertem Abdruck 7 Thlr. 12 Gr.

John, L. A., Kelostogabe. Ein Heldengedicht aus der czechischen Vorzeit. 2 Bände. Gr. 8. 4 Thlr.

Heil, Th., Dramatisches Vergißmeinnicht. 10tes Bändchen. 1 Thlr.

Milton's verlornes Paradies, übersetzt von Rosenzweig. 4 Bändchen. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Virgil's Aeneis, übersetzt von Rosenzweig. 12. 1 Thlr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Joh. von Müller's sämmtliche historische Werke, Taschenausgabe in 8 Lieferungen oder 40 Bändchen.

3te Lieferung oder 11tes bis 15tes Bändchen.

Velinpapier, Ladenpreis 4 Fl. 30 Kr.

Druckpapier . . . 3 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im August 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Müller, M. E. M., Die Verbesserung der deutschen Stadtschulen. Gr. 8. Geh. 18 Gr.

Zimmermann, J. C. E., Anatomische Darstellungen zum Privatstudium. Osteologie. Syndesmologie. Myologie. Angiologie. Splanchnologie. 18 Hefte mit 72 color. Kupfern. Folio. 10 Thlr. 14 Gr.

— —, Beobachtungen der berühmtesten Wundärzte neuerer Zeit, zur Erläuterung der sichersten Behandlungsarten eingeklemmter Brüche. Zur Belehrung für angehende praktische Aerzte und Wundärzte gesammelt und mit Zusätzen aus eigner Erfahrung vermehrt. Mit 8 color. Darstellungen. Folio. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk enthält höchst interessante Fälle und dürfte daher jedem Arzte und Wundarzte unentbehrlich sein.

In 14 Tagen erscheint:

Faust. Eine Tragödie von Göthe, fortgesetzt von J. D. Hoffmann. Taschenformat, sauber geheftet. 1 Thlr.

☞ Bei C. F. Sueß in Weißenfels ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die 221; nicht die Deputirten Frankreichs, sondern 221 Räthselaufgaben aller Gattungen in einen Kranz zur Unterhaltung geselliger Kreise geflochten von H. W. Lehmann. Preis 10 Gr.

Dr. Böckel's Uebersetzung des Neuen Testaments.

Im Verlage von J. F. Hammerich in Altona ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das Neue Testament

übersetzt, mit kurzen Erläuterungen und einem historischen Register

von

E. G. A. Böckel,

Dr. der Theol., Hauptpastor und Scholarchen in Hamburg.

Gr. 8. 27 Bogen stark. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Ueber den Werth dieser Arbeit des hochverdienten Mannes etwas hinzuzufügen würde unpassend erscheinen, und schon diese kurze Anzeige wird hinreichen die Aufmerksamkeit des Publicums überhaupt, und namentlich der Theologen, auf dieselbe zu lenken.

Hanover im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Sagen des Harzes

gesammelt und erzählt

von

Karl Schuster,

weil. Amtsassessor bei der königl. Landdrostei in Hanover.

8. Velinpap. mit Vignette. Geh. Preis 16 Gr.

Bei A. Baumann in Marienwerder ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Koch, C. F. (königl. Ober-Landesgerichts-Assessor u. Gerichts-Director), Anleitung zum Referiren und zum Absetzen der Erkenntnisse bei preussischen Gerichtshöfen, nebst Bemerkungen über die unterscheidenden Merkmale der in Processen vorkommenden verschiedenen richterlichen Befehle und über die Publication der Urtel; mit 8 Muster- und Proberelationen, einem Muster zu Classificationserkenntnissen, und einem Mustererkenntnisse aus einem Pachtprocesse über mehre Punkte und Gegenfoderungen und einem danach zu bestimmenden Saldo. Gr. 8. 1832. Ladenpreis 1 Thlr.

Pannewitz, Jul. v. (Ober-Forstmeister), Anleitung zum Anbau der Sandflächen im Binnenlande und auf den Stranddünen, für Landwirthe, Waldbesitzer und Forstbeamte. Nebst 3 lithogr. Abbild. und 2 Beilagen. Gr. 8. 1832. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Pudor, C. H., Ueber Göthe's Iphigenia. Ein ästhetisch-literarischer Versuch, als Beitrag zu Vorstudien über Göthe. 8. 1832. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

In Fr. Wilmans' Verlagshandlung in Frankfurt a. M. ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Glatz, J., Die guten Kinder. Eine kleine Familiengeschichte für Kinder, die gut sind oder gut werden wollen. Zweite verbesserte Auflage. 8. Brosch. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Henke, A. (Hofrath und Professor in Erlangen), Taschenbuch für Mütter über die physische Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren, und über die Verhütung, Erkenntniß und Behandlung der gewöhnlichen Kinderkrankheiten. 2 Bändchen. Zweite neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 8. Brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

☞ Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der geschwinde Rechenmeister oder Anweisung, alle Rechnungsarten von der Regel Detri an bis zur kubischen Berechnung in kurzer Zeit ohne die geringste Beihülfe zu erlernen. Mit Tausenden von Beispielen und Tabellen. Zum Gebrauch für Lehrer, Schulen, Geschäftsmänner, Cassen-, Bau- und Forstbeamte, Professionisten und Landleute von F. Fischer. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 28sten August 1832.

W. Zirges'sche Buchhandlung
(Auerbach's Hof).

Im Verlage von F. Riegel in Potsdam ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Umfassende
Gesang-Schule
für
den Schul- und Privatunterricht
von
J. C. Schärtlich,
Lehrer am königl. Schullehrerseminar zu Potsdam.
16 Bögen, auf schönem weißen Druckpapier. Gr. 8.
1 Thlr. 12½ Sgr.

Aus vorstehender „Gesang-Schule" besonders abgedruckt:

Sammlung
von
500 Uebungs-Stücken
beim
Gesang-Unterricht.

Preis eines einzelnen Exemplars 7½ Sgr.; in Partien von 25—50 6¼ Sgr., von 50 und mehr 5 Sgr.

Dem Schärtlich'schen Werke ist die ehrende Auszeichnung zu Theil geworden, daß bis jetzt in 10 preußischen Amtsblättern von Seiten der hochlöblichen Regierungen auf dessen Erscheinung aufmerksam gemacht wurde. Unter Anderm heißt es im Amtsblatte der hochlöblichen Regierung zu Münster vom 11ten d. J. Nr. 32:

„Nr. 210. Die Gesanglehrer machen wir aufmerksam auf Schärtlich's Gesangschule. Besonders werden die sachkundigen Lehrer, wenn sie mit ihren Schülern über den musikalischen Elementarunterricht hinausgekommen sind, in dieser Schrift viele lehrreiche Bemerkungen, Winke und Rathschläge finden."

Nicht minder gereicht es diesem musikalischen Lehrbuche zur Empfehlung, daß, seit dasselbe die Presse verlassen, an 400 Ex. abgesetzt worden sind. Die Uebungsstücke sind in einer namhaften Lehranstalt bereits eingeführt, und bei andern dasselbst bald zu erwarten.

Im Verlag der Kesselring'schen Hofbuchhandlung in Hildburghausen ist erschienen:

Ludwig Bechstein's Novellen und Phantasiegemälde. 2 Bände. 8. 1832. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Verfasser hat durch seine früher erschienenen Erzählungen und Gedichte (den Todtentanz) eine herrliche Gabe zu erzählen und eine glühende erhabene Phantasie gezeigt; es bedarf also das hier angezeigte Werk keiner besondern Empfehlung.

Bücherauction.

Am 21sten November und folgende Tage wird die IIte Abtheilung der Bibliothek des sel. Dr. Paul Usteri, Bürgermeister des Cantons Zürich,

versteigert. Sie enthält in 2667 Nummern das Fach der schönen Wissenschaften, ferner der Theologie, der Philosophie und der griechischen und römischen Classiker. Die Kataloge sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Zu Bestellungen darauf empfiehlt sich

Schultheß'sche Buchhandlung
in Zürich.

Allgemeine Encyklopädie
der Wissenschaften und Künste
von *Ersch* und *Gruber*.

Der zweiundzwanzigste Band der ersten Section (mit zehn Kupfertafeln) ist soeben an alle Abonnenten versandt worden, und ich habe nun bereits seit November 1831, zu welcher Zeit das Werk in meine Hände kam, von jeder Section einen Band, also drei Bände geliefert. An drei neuen Bänden wird rasch fortgearbeitet, und ich werde sie wol noch dieses Jahr ausgeben können. Das Publicum wird hoffentlich wieder Vertrauen zu einem Unternehmen gewinnen, das ein wahres deutsches Nationalwerk genannt zu werden verdient, und sich überzeugen, daß ich den Willen und die Mittel habe, dasselbe so rasch zu fördern als es die Sorge für den innern Werth und die Rücksicht auf die Abonnenten, denen nicht angenehm sein würde, in einem Jahre mehr als höchstens sechs Bände zu erhalten, irgend gestatten.

Allen frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Bänden fehlt, sowie Solchen, die sich das ganze Werk neu anschaffen wollen, werde ich die billigsten Bedingungen stellen, und man wolle sich in dieser Hinsicht entweder an mich selbst oder an irgend eine andere Buchhandlung wenden.

Leipzig, im August 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Auszug

aus der Ordnung der Vorlesungen an der k. Universität Würzburg für d. Wint. Sem. $18^{32}/_{33}$.

Gesetzlicher Anfang am 18ten Oktober.

I. *Philosophische Facultät: Metz:* Allgemeine Encyklopädie und Methodologie des akademischen Studiums; theoretische Philosophie: a) Anthropologie und Logik; b) Metaphysik; praktische Philosophie als Naturrecht und Ethik; Geschichte der Philosophie; Encyklopädie und Methodologie des mathematischen Studiums überhaupt; allgemeine Arithmetik in Verbindung mit Algebra. — *Schön:* Encyklopädie und Methodologie der mathematischen Wissenschaften; reine, allgemeine Grössenlehre oder Buchstabenrechnung und Algebra, mit der Theorie der Progressionen, Logarithmen und deren Anwendung auf die nützlichsten Fälle im Staatsleben, und mit der Combinationslehre; höhere Analysis und höhere Geometrie; sphärische und theorische Astronomie. — *Wagner:* Allgemeine Encyklopädie und Methodologie des akademischen Studiums; theoretische Philosophie, als: Metaphysik, Logik, Anthropologie, Aesthetik; Weltgeschichte. — *Goldmayer:* Geschichte der Literatur. — *Richarz:* Einleitung in das Studium der Philologie als Wissenschaft des classischen Alterthums; griechische Antiquitäten oder Beschreibung der merkwürdigsten Formen des öffentlichen und des Privatlebens der Griechen; des Sophokles Antigone; Horazens Sermone. — *Fröhlich:* Aesthetik als Wissenschaft der Kunst in Verbindung mit der speciellen Kunstlehre; Kunst des rednerischen Vortrags im Geiste der Alten; Harmonielehre vom psychischen Standpunkte betrachtet; Geschichte der redenden und bildenden Künste. — *Osann:* Theoretische und Experimental-Physik; theoretische und Experimental-Chemie, mit besonderer Berücksichtigung der Chemie organischer Körper. — *Leiblein:* Allgemeine Naturgeschichte; Naturgeschichte der wirbellosen Thiere; dann der kryptogamischen Gewächse. — *Rumpf:* Mineralogie (Oryktognosie). — *Weidmann:* Encyklopädie und Methodologie der philologischen Studien; Geschichte der griechischen Literatur; über des Aristophanes Wolken; Cicero's Tusculanische Untersuchungen. — *Grossbach:* Staatengeschichte mit einer Entwickelung der neuesten Ereignisse in dem europäischen Staatensysteme; Geschichte, a) Deutschlands, b) Baierns; Geschichte der Literatur; Statistik. — *Buchinger:* Diplomatik und Archivkunde.

II. *Theologische Facultät: Fischer:* a) Hebräische, b) chaldäische, syrische und arabische Sprache; Exegese der Bibel, als: a) Erklärung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte Christi nach der Harmonie der vier Evangelien; b) Erklärung von gewählten Stellen aus den metrischen Büchern des alten Testaments. — *Moritz:* Kirchengeschichte; Patrologie; Kirchenrecht. — *Rösch:* Moraltheologie; Pastoraltheologie; Homiletik; Katechetik; Liturgik. — *Bickel:* Exegese der Bibel als Erklärung der Briefe des heil. Jacobus und Johannes; Dogmatik.

III. *Juristische Facultät: Seuffert:* Bairisches Civilrecht. — *Cucumus:* Lehnrecht; Staatsrecht in Verbindung mit dem Rechte des deutschen Bundes. — *Kilian:* Institutionen des römischen Rechts; Theorie des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes; Conversatorium und Disputatorium über gemeinen und bairischen Civilprocess. — *Ringelmann:* Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft; Geschichte des römischen Privatrechts bis auf Justinian; Erklärung des Sachsenspiegels.

IV. *Staatswirthschaftliche Facultät: Geier* sen.: Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft; Landwirthschaft. — *Geier* jun.: Encyklopädie und Methodologie der Cameralwissenschaften; Forstwissenschaft; Bergbaukunde; Technologie; Handelswissenschaft.

V. *Medizinische Facultät: Pickel:* Allgemeine theoretische und praktische Chemie, mit besonderer Anwendung auf Medizin, Pharmacie und Technologie. — *Ruland:* Arzneimittellehre; Kinderkrankheiten; gerichtliche Medizin und medizinische Polizei. — *Heller:* Naturgeschichte des Gewächsreiches mit Anatomie und Physiologie der Pflanzen; Anleitung zum Studium der Botanik mit besonderer Berücksichtigung der kryptogamischen Gewächse; Toxicologie; Behandlung der Scheintodten. — *d'Outrepont:* Theoretische und praktische Geburtshülfe; geburtshülfliche Operationslehre; geburtshülfliche Klinik. — *Textor:* Theoretische Chirurgie; Instrumenten- Operations- und Verbandlehre; Anleitung zu Selbstübungen in den vorzüglichsten Operationen an Leichen; chirurgische Klinik. — *Münz:* Allgemeine und besondere physiologische, descriptive Anatomie; vergleichende und pathologische Anatomie; Leitung der Secirübungen auf dem anatomischen Theater. — *Schönlein:* Diagnostik; specielle Therapie; syphilitische Krankheiten; medizinische Klinik. — *Hoffmann:* Encyklopädie; Physiologie; allgemeine Pathologie, Semiotik und allgemeine Therapie; Semiotik; Diätetik. — *Friedreich:* Physiologie; allgemeine Pathologie, Semiotik und allgemeine Therapie. — *Bysz:* Veterinairmedizin — die Krankheiten und Seuchen der Hausthiere, Veterinairpolizei und gerichtliche Thierheilkunde. — *Hergenröther:* Specielle Therapie; ambulante Klinik; klinisches Conversatorium — *Rumpf:* Pharmacie in Verbindung mit Chemie; Arzneimittellehre, mit ärztlicher Receptirkunst und pharmaceutischer Waarenkunde. — *Hensler:* Ueber Wissenschaft und akademisches Leben, und insbesondere über die medizinischen Wissenschaften und das zweckmässigste Studium derselben; physische und psychische Anthropologie; animalen Magnetismus, in physiologischer und pathologischer Hinsicht. — *Fuchs:* Aerztliche Receptirkunst, Kinderkrankheiten, epidemische Krankheiten; Staatsarzneikunde mit praktischen Uebungen.

VI. *Schöne und bildende Künste: Stöhr:* Höhere Zeichnungskunst. — *Büthäuser:* Kupferstecherkunst. — *Sprachen:* Englische, französische und spanische: *Bils.* — *Exercitienmeister:* Reitkunst: *Ferdinand.* — Fechtkunst: *Bündgens.*

als beide Schriftsteller wetteifernd gethan. Hilft nun aber die vorliegende Verdeutschung des Rabelais durch Treue und Fleiß, durch eine Einleitung und Anmerkungen dem Bedürfniß ab, uns manches in der Zeit Entrückte und Abgebliche näher zu rücken und aufzufrischen, so darf sie sich vielleicht desto größerer Theilnahme versehen. Immer aber wird es Beweis wachsender Bildung sein, sich in einen kräftigen, selbständigen Geist hineinzuleben, seine eigenthümliche Weltansicht nicht nur aufzufassen und uns anzueignen, sondern auch zu erweitern, reiner auszubilden und so zum Glied und Theil einer andern zu machen. Darum laden wir das Publicum auf dieses, wenn auch scheinbar seltsame Mahl, und dürfen einem weisen Genusse, der ja überall zu fordern oder zu empfehlen steht, auch eine gedeihliche Wirkung auf wahre Bildung unbedenklich versprechen.

Q

Subscription nur noch 14 Tage offen!

Kern classischer Compositionen.

An gute Buch- und Musikhandlungen wurde versandt:

Neue Bibliothek für Pianofortespieler.

(Hefte 1—9 à 4 Gr. mit Portrait und Biographie.)

Zur besten Empfehlung dieses vielbesprochenen Unternehmens mag dienen, daß es trotz der vielen Widersacher gediehen, mehr als die Verleger erwarteten. Der gediegene Inhalt in einer correcten, schönen und beispiellos wohlfeilen Ausgabe wurde überall in öffentlichen Blättern, Lehrern wie Schülern nachdrücklich empfohlen. Das Heft aus 5 Bogen (mit Portrait und Biographie) kostet nur 4 Gr., so im gewöhnlichen Notendruck nicht für den vierfachen Preis herzustellen ist. Sammlern auf 5 Exempl. das 6te frei.

Der erste Jahrgang in 26 Heften ist vollständig für 5 Thlr. 12 Gr. zu haben.

Schuberth u. Niemeyer
in Hamburg u. Itzehoe.

Neue Unterrichtbücher für alle Stände.

Münnich (Professor), Anfanggründe der Erdbeschreibung für die Jugend der höhern Stände; in deutscher und französischer Sprache. Zweite verbess. Aufl., mit 1 Atlas von 12 Karten. 8. Brosch. 1 Thlr.

Der Atlas von 12 Karten, nach den fortschreitenden Kenntnissen geordnet. Gr. 4. 18 Gr.

Die Conjugationen aller französischen Verben ꝛc. nebst Lesebuch und Wörterbuch. Gr. 8. 18 Gr.

erschienen in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig und sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

T. Livius Römische Geschichte, übersetzt und erläutert von Prof. Oertel. 9ter Band. Gr. 12. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Diese musterhafte Uebersetzung, nach allgemeinem Urtheile die „gelungenste" des großen römischen Geschichtschreibers, wird, mit dem 10ten Bande, noch in diesem Jahre vollendet sein; der Preis des ganzen bogenreichen, mit Anmerkungen versehenen Werks von 10 Bänden aber dennoch nur zwischen 9 und 10 Thlr. betragen, sodaß die Anschaffung dieses ausgezeichneten Classikers Jedermann leicht gemacht ist.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

Der Dom zu Magdeburg, ganz und theilweise architectonisch gezeichnet und herausgegeben vom Reg. B. R. Clemens und Reg. B. J. Rosenthal, 2te Lief. in 6 Imp.-Folio Bl. nebst Erläuterung, Subscript.-Pr. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

Wenn schon die 1ste Lieferung allgemeine Theilnahme fand, um so gerechter kann und wird dieselbe die vorliegende bei Bauleuten und Liebhabern gewinnen. Die dargestellten Gegenstände sind höchst interessant, und die Ausführung gelungen. Bei Vorausbezahlung auf die letzte, lassen wir den Subscriptionspreis von 2 Thlr. für die Lieferung noch bestehen.

Im Verlage von F. Riegel in Potsdam ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leitfaden
für
den Unterricht
in
der Formen- und Größenlehre
von
W. v. Türk,

Königl. preuß. Regierungs- und Schulrath, Ritter d. r. A. O.

Vierte verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage, mit einem Anhange: die wichtigsten Lehrsätze aus der Stereometrie enthaltend. Mit 20 Kupfertafeln. Gr. 8. 15 Bogen, auf weißem Druckpapier 1 Thlr. 22½ Sgr.

Für den ersten Unterricht in der Mathematik ein ganz ausgezeichnetes und anerkannt gutes Lehrbuch; dafür sprechen auch schon 4 Auflagen.

Lateinisches
Elementarbuch
zum
Uebersetzen
aus dem Lateinischen in das Deutsche
und
aus dem Deutschen in das Lateinische
von
Dr. W. H. Blume,

Director des königl. Gymnasiums zu Potsdam.

2 Thle. 8. 16 Bogen. 15 Sgr.

Dieses Elementarbuch ist in vielen namhaften Lehranstalten eingeführt und seiner in geschätzten Blättern erfreulich erwähnt. Der sehr billige Preis dieses Schulbuchs (16 Druckbogen 15 Sgr.) und dessen anerkannte Brauchbarkeit sichern ihm eine noch zahlreichere Theilnahme. In Schulen, wo die Einführung jetzt angeordnet wird, übersendet der Verleger zu beliebigem Gebrauche nach Maßgabe des möglichen Bedarfs einige Freiexemplare. Von demselben Verfasser ist eben eine

lateinische Schulgrammatik,

unter der Presse und wird in 4—6 Wochen versandt werden.

An das neuere Sprachen lernende Publicum.

Von dem in englischer, deutscher und französischer Sprache nebst erläuternden Anmerkungen erscheinenden

Dorfpfarrer zu Wakefield, von Goldsmith,

herausg. von Dr. C. M. Winterling. Nürnberg, bei Haubenstricker, ist soeben an alle Buchhandlungen ein Probebogen versandt worden, dessen Durchsicht gefälligst darauf Reflectirende überzeugen möge, welche Erleichterung dieses Werk Denjenigen gewährt, die sich im Uebersetzen und Rückübersetzen aus den genannten Sprachen üben, und hierin in kurzer Zeit große Fertigkeit erlangen wollen. — Papier und Correctheit des Druckes entsprechen gewiß jeder gerechten Anforderung, während der Subscriptionspreis für das ganze Werk von circa 30 Bogen in gr. 8. nicht mehr als 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. beträgt.

Stuttgart.

Anzeige für Leihbibliotheken, Lehranstalten und Freunde erotischer Literatur.

Im Verlage des Unterzeichneten hat vor Kurzem die Presse verlassen und ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Rosa's

Gardinenseufzer.

Nachgehaucht

von

Fr. W. Bruckbräu.

2 Bände, elegant broschirt, 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.

(Bildet Fortsetzung und Schluß der von demselben Verfasser früher herausgegebenen „Memoiren einer deutschen Sängerin.")

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

In Fr. Wilmans Verlagshandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Taschenbuch für das Jahr 1833.

Der Liebe und Freundschaft gewidmet,

herausgegeben von **Dr. St. Schütze.**

Mit Kupfern nach Ramberg und Beiträgen von L. Bechstein, W. Blumenhagen, A. v. Chamisso, B. v. Miltitz, St. Schütze und L. Storch.

Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. In Saffian als Brieftasche 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 36 Kr. In Saffian und Saffian-Etui 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Zu einem trefflichen Hochzeits-, Geburtstags-, Weihnachts- und Neujahrsgeschenk für gebildete Damen empfehlen wir das nachstehende Buch, als eins der lehrreichsten und geistvollsten Werke, die von Frauenhand gekommen sind.

Die gesammelten Briefe von Julie.

4 Theile. 3te, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Leipzig, Wienbrack, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Preis 3 Thaler.

An Freunde der Tonkunst.

Der ungeheure Beifall, womit unsere vorjährige Unternehmung: **Bibliothek für Pianofortespieler**, von dem kunstliebenden Publicum aufgenommen wurde, verpflichtet uns dieses Werk für das Jahr 1832 fortzusetzen. Dankbar für die uns mitgetheilten Bemerkungen und Wünsche, glauben wir dieses Unternehmen, welches die schönsten Blüten des Genies unsterblicher Meister in sich zu vereinen strebt, dadurch zu einem noch höhern Punkte der Vollkommenheit zu bringen, dass wir auch Pianisten von mittlerer Fertigkeit Stoff zur Uebung und Erholung bieten. Einrichtung, Plan und äussere Ausstattung gleichen dem ersten Jahrgange. Den zweiten Jahrgang nennen wir:

Neue

Bibliothek für Pianofortespieler.

Mustersammlung aus den Werken der berühmtesten Tonsetzer älterer und neuerer Zeit, verherrlicht mit Portraits und Lebensbeschreibungen.

Von 100 der berühmtesten Claviercomponisten liefert die Bibliothek nur das Schönste und Gediegenste, was nie veraltet. Ein Verein unserer ersten Musikgelehrten besorgt die Auswahl. Schwierige Stellen werden durch zweckmässigen Fingersatz erleichtert, so dass unsere Mustersammlung für jede Classe von Spielern von wesentlichem Nutzen ist.

Zuvörderst werden diese neue Sammlung zieren: *Moscheles, Field, Jacob Schmitt, Ries, Methfessel, Weber, Dussek, Cramer, Hünten, Haydn, Herz, Clementi* u. a. m.

Monatlich erscheinen 2 Hefte, jedes im Durchschnitt 3 Bogen stark, zu dem höchst billigen Subscriptionspreise von 4 Gr. Sächs. das Heft. Die Portraits, mit den Lebensbeschreibungen, werden den Heften unentgeltlich beigelegt. Somit erhält das Publicum hier in einem Hefte für 4 Gr., was man sonst im gewöhnlichen Notendruck nicht für den vierfachen Preis zu liefern im Stande ist.

Der erste Jahrgang von 26 Heften ist noch vollständig für 5 Thlr. 12 Gr., sauber geheftet, zu haben.

Mögen diese klassischen Werke, eine Auswahl des Trefflichsten in- und ausländischer Compositionen und für Kindeskinder noch von gleichem Werthe, einer recht regen Theilnahme sich ferner erfreuen.

☞ Alle Buch-, Musikalien- und Kunsthandlungen nehmen Bestellungen an und geben auf 5 Exemplare ein 6tes frei.

Hamburg und Itzehoe.

Schuberth u. Niemeyer.

Bei Boike in Berlin ist erschienen:

Encyklopädisches Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften. Herausgegeben von den Professoren der medizinischen Facultät zu Berlin: D. W. H. Busch, C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, H. F. Link, K. A. Rudolphi. Achter Band. Cirillo's Salbe bis Crocidismus. Subscriptionspreis 3 Thlr. 8 Gr.

Wir machen von neuem darauf aufmerksam, dass dieses Werk ein deutsches Originalwerk, und nicht, wie andere, eine Uebersetzung des französischen Dictionnaire des sciences médicales ist, dass es eine vollständige Anzeige der Mineralquellen, und die jedem Arzte, besonders Physiker, nöthigen Artikel aus der Thierheilkunde, enthält, und dass auch dieser Band sich durch die gediegenen Arbeiten eines Kreyssig über Kolik, Crisis, Consultation, Sachse Morbus coeliacus, Naumann Convulsio, Klima, und die grosse historisch-systematische Tabelle über die Ceromorphosis von Eckstein auszeichnet. — Für den ununterbrochenen und künftig raschern Fortgang des Werks sind Massregeln getroffen.

Bei L. C. Kehr in Kreuznach ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Chronologisches Lotto, oder hundert Hauptmomente aus der allgemeinen Geschichte. Ein nützliches Gesellschaftsspiel für die Jugend, auch für Erwachsene unterhaltend. 8 Gr., oder 36 Kr.

Bei Fleischmann in München ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Neue Analekten für Erd- und Himmelskunde, herausgegeben vom Professor Gruithuisen. 1sten Bandes 1stes Heft. Gr. 8. 1832. Geh. 12 Gr., oder 48 Kr.

Diese durch Neuheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit ausgezeichnete Zeitschrift soll die zahlreichen Freunde der Erd- und Himmelskunde sowie der Naturwissenschaften überhaupt auf die schnellste Weise mit dem Neuesten und Interessantesten in diesem Gebiete bekannt machen. Höchst merkwürdige Beiträge, sowohl vom berühmten Herausgeber selbst als von andern namhaften Gelehrten, bilden den anziehenden Inhalt dieses 1sten Heftes, dem noch in diesem Jahre das 2te folgen wird. Jährlich erscheinen zwei Hefte.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Auszug

aus dem Verzeichniß der Vorlesungen, welche im Wintersemester 18$^{32}/_{33}$, an der großh. bad. Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau gehalten und am 5ten November beginnen werden.

I. Theologische Facultät.

1) Geistl. Rath, Domcapitular und Prof. ord. Ritter Hug: Einleitung in das Alte Testament.
2) Geistl. Rath und Prof. ord. Werk: Einleitung zum wissenschaftlichen Studium der Theologie. — Praktische Schriftenerklärung. — Allgemeine Pastoraldidaktik und Homiletik. — Homiletisch-praktische Uebungen.
3) Geistl. Rath und Prof. ord. Ludw. Bucheggер: Exegese über das Evangelium nach Matthäus. — Einleitung in die dogmatische Theologie. — Dogmatik in Verbindung mit Dogmengeschichte. — Examinatorium über Dogmatik.
4) Geistl. Rath und Prof. ord. Schreiber: Moraltheologie. — Geschichte der Moraltheologie. — Praktisches Collegium über Moraltheologie. — Allgemeine Religionslehre.
5) Prof. ord. (der philos. Facultät) Weger: Anfangsgründe der hebräischen Sprache. — Arabische Sprache. — Einleitung in das Alte Testament. — Exegese über den Propheten Joel.
6) Lehramtsgehülfe Stengel: Grammatik der hebräischen Sprache. — Anfangsgründe der arabischen, syrischen, chaldäischen und rabbinischen Sprache. — Anfangsgründe der Sanskritsprache. — Grammatisch-exegetische Erklärung des Buches der Richter. — Exegese über die Apokalypse. — Exegese über den Galater- und Jacobus-Brief.

Die Vorlesungen über Kirchengeschichte werden nachträglich bekanntgemacht werden.

II. Juristen-Facultät.

1) Hofrath und Prof. ord. v. Rotteck: Natürliches Privatrecht. — Allgemeines oder natürliches Staatsrecht. — Allgemeine Staatslehre.
2) Hofrath und Prof. ord. Welcker: Encyklopädie und Methodologie der Rechts- und Staatswissenschaften. — Positives deutsches und bad. Staatsrecht. — Uebersicht der Systeme, Parteien und Schulen in der Rechts- und Staatswissenschaft.
3) Geh. Rath und Prof. ord. Ritter Duttlinger: Strafrechtswissenschaft. — Civilproceßpraxis mit Einschluß des Concursprocesses. — Relatorium. — Theoretisch-praktische Vorlesung über die neue bad. Proceßordnung.
4) Hofrath und Prof. ord. Amann: Institutionen und äußere Geschichte des röm. Rechts. — Kathol. und protestant. gem. Kirchenrecht, und großherzogl. bad. besonderes Kirchenrecht der Katholiken.
5) Prof. ord. Fritz: Innere Geschichte des röm. Rechts. — Pandecten.
6) Prof. ord. Baurittel: Einleitung in das Studium des Code Napoléon. — Code Napoléon. — Badisches Landrecht. — Gem. und bad. Lehenrecht.
7) Privatdocent Dr. Mußler: Institutionen und Geschichte des röm. Rechts. — Pandecten. — Uebungscollegium über röm. Recht.
8) Privatdocent Dr. Buß: Encyklopädie und Methodologie der Rechts- und Staatswissenschaften. — Institutionen und Geschichte des röm. Rechts. — Gem. deutsches und besonderes bad. Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten. — Staatslehre. — Theorie der öffentlichen Beredtsamkeit mit einem öffentlichen Practicum.

III. Medizinische Facultät.

1) Hofrath und Prof. ord. Beck: Specielle chirurgische Nosologie. — Augenheilkunde. — Chirurgische Verband-, Maschinen- und Instrumentenlehre. — Chirurgische und Augenkrankenklinik.
2) Hofrath und Prof. ord. Baumgärtner: Allgemeine Pathologie und Therapie. — Conversatorium über specielle Pathologie und Therapie. — Medizinisch-klinische Uebungen. — Practicum in der poliklinischen Anstalt.
3) Prof. ord. Fromherz: Chemie der unorganischen Körper. — Medizinische Chemie.
4) Prof. ord. Ant. Bucheggер: Allgemeine und specielle Anatomie des menschlichen Körpers. — Knochenlehre. — Pathologische Anatomie. — Practischer Unterricht im Zergliedern.
5) Prof. ord. Leuckart: Vergleichende Anatomie und Physiologie mit Berücksichtigung der pathologischen Anatomie. — Ueber die Epizootien oder Seuchen der Thiere. — Helminthologie.
6) Prof. ord. (der philos. Facultät) Perleb: Zoologie.
7) Prof. extraord. Werber: Encyklopädie und Methodologie der Natur- und Heilwissenschaften. — Allgemeine Pathologie und Therapie. — Geschichte der Medizin. — Die Lehre von den Quellen in natur- und heilkundiger Beziehung.
8) Prof. extraord. Schwörer: Grundsätze der gesammten Geburtskunde. — Literatur der Geburtskunde. — Geburtshülfliche Klinik in der Gebäranstalt.
9) Prof. extraord. Spenner: Botanik, erster oder allgemeiner Theil.

IV. Philosophische Facultät.

1) Hofrath und Prof. ord. Deuber: Allgem. Geschichte, 1ster Theil. — Vergleichende Geographie vom Elsaß, Großherzogthum Baden und Königreich Würtemberg. — Ueber Pindar mit philol. und historischen Anmerkungen.
2) Hofrath und Prof. ord. Buzengeiger: Arithmetik und Algebra. — Angewandte Mathematik, erster Cursus. — Die Lehre der Logarithmen. — Privatissima über höhere Mathematik.
3) Hofrath und Prof. ord. Schneller: Philosophische Encyklopädie. — Logik. — Anthropologie. — Aesthetik als Kunst des Rednervortrags. — Torquato Tasso, La Gerusalemme liberata. — Elemente der englischen Sprache und Litteratur.
4) Prof. ord. Zell: Ueber Tacitus Annalen. — Ueber Pindar. — Ueber römische Alterthümer. — Ueber Horatius Briefe.
5) Prof. ord. Seeber: Differential- und Integralrechnung. — Theoretische Physik. — Physische Geographie und Meteorologie.
6) Prof. ord. Perleb: Allgem. Naturgeschichte. — Naturhistorische Demonstrationen. — Zoologie.
7) Prof. ord. Weger: Anfangsgründe der hebräischen Sprache. — Arabische Sprache.

[Proceedings of the Royal Society, Vol. 58, No. 350 (1895), pp. 1–3]

On the Effect of Pressure upon the Viscosity of Water.

By Professor Osborne Reynolds, F.R.S., and W. H. Moorby, B.A.

(Abstract.)

The experiments described in this paper were undertaken with the object of determining the effect of pressure upon the viscosity of water, and the results are given in the form of a table showing the viscosity at pressures from 0 to 1000 lbs. per square inch, and at temperatures from 32° to 212° Fahr.

The method employed was that of observing the time of efflux of water through a capillary tube, the pressure being maintained constant during the experiment.

The apparatus consisted of a steel cylinder, 1 inch in diameter and 12 inches long, which was filled with water and connected with a pump by means of which the pressure could be raised to 1000 lbs. per square inch. The capillary tube was fixed in the end of the cylinder, and the water issuing from it was received in a glass vessel. The time of efflux was observed by means of a chronograph, which recorded the beats of a tuning-fork and the moment when the water began to flow.

The temperature was maintained constant by means of a water-bath, and was observed by means of a thermometer placed in the cylinder.

The capillary tube was made of glass, and was 0·0135 inch in diameter and 1·5 inch long. The diameter was measured by means of a micrometer microscope, and the length by means of a cathetometer.

The pressure was observed by means of a Bourdon gauge, which was compared with a dead-weight gauge.

The viscosity was calculated by means of the formula

$$\mu = \frac{\pi p d^4 t}{128 l V},$$

where μ is the viscosity, p the pressure, d the diameter of the tube, l the length of the tube, t the time of efflux, and V the volume of water discharged.

The results are given in the table below, the viscosity being expressed in terms of the viscosity at 32° Fahr. and 0 pressure.

Temperature	Pressure 0	Pressure 500	Pressure 1000
32°	1·000	1·000	1·000
50°	0·707	0·707	0·707
68°	0·520	0·520	0·520
86°	0·394	0·394	0·394
104°	0·305	0·305	0·305
122°	0·241	0·241	0·241
140°	0·194	0·194	0·194
158°	0·159	0·159	0·159
176°	0·132	0·132	0·132
194°	0·111	0·111	0·111
212°	0·094	0·094	0·094

The results show that the viscosity of water is not affected by pressure.

Der erzählende Freund. Ein belehrendes und unterhaltendes Geschenk für die Jugend. Herausgegeben von Fr. Bertram. Cart. 1 Thlr. 6 Gr.

Diese neuen Werke werden sich der Lesewelt von selbst empfehlen.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Für Leihbibliotheken und Lesecirkel.

Im Verlage der Buch- und Musikalienhandlung von F. C. C. Leuckart in Breslau ist soeben erschienen:

Ben David, der Knabenräuber,

oder: **Der Christ und der Jude.** Schauspiel in 5 Aufzügen. Nach Spindler's Erzählung „Der Jude". Für die Bühne bearbeitet von B. Neustädt.

Die vortheilhafte Beurtheilung in kritischen Blättern und die günstige Aufnahme, welche dem Schauspiele „Ben David" in Frankfurt a. M., Aachen, Köln, Leipzig ꝛc., besonders aber bei seinen öftern Wiederholungen in Breslau zu Theil geworden, liefert den Beweis, daß es dem Hrn. Verfasser gelungen, den so allgemein beliebten Spindler'schen Roman zu einem interessanten Schauspiele umzuarbeiten.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mittheilungen
über
Kaspar Hauser
von
Prof. G. F. Daumer,
Hauser's ehemaligem Pflegevater.

2tes Heft. Gr. 8. Nürnberg, Haubenstricker. Preis 8 Gr., oder 30 Kr.

Inhalt. 1) Einige Erinnerungen Hauser's aus seinem Kerkerleben und der nächstfolgenden Zeit. 2) Sprache. 3) Weichheit und Güte des Gemüths in den ersten Zeiten seines Aufenthalts zu Nürnberg. 4) Hauser in Beziehung auf das weibliche Geschlecht. 5) Sein Verhalten in religiösen Beziehungen. 6) Zusatz zu X des ersten Heftes (Ahnung des Mordversuches). 7) Träume. 8) Besuch bei einer Somnambüle. 9) Einwirkung von Spinnen. 10) Wirkung einer Blume. 11) Berauschung durch Weinbeeren. 12) Wirkungen von Metallen, Glas, Edelsteinen u. s. w. 13) Homöopathische Heilversuche.

In der G. Braun'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt von dem Herausgeber der „Seherin aus Prevorst". 2te Sammlung. Gr. 12. Eleg. brosch. 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr.

(Inhalt: Aphorismen über inneres Leben und Freiheit. — Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens. — Erscheinungen in den letzten Tagen eines Kranken. — Göthe's zweites Gesicht. — Göthe's, des Jünglings, Unglauben an Aerolithen, nebst Nutzanwendung. — Wahnsinn eines gläsernen Wachens. — Auszug und Beurtheilung eines ältern Buches über den Hades. — Jesus im Sturm auf dem Meere.)

Das erste Heft dieses interessanten Werks zu gleichem Preise erschien im vorigen, — das dritte wird noch in diesem Jahre ausgegeben werden.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Verfassung der Kirche und Volksschule im Großherzogthum Hessen nach der neuesten Organisation. Nebst einem kritischen Sendschreiben von Dr. Ernst Zimmermann. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Durch das Vertrauen seines Fürsten zu den Berathungen über die neue Kirchenorganisation hinzugezogen, wurde der berühmte Verfasser in den Stand gesetzt, schon vor der öffentlichen Bekanntmachung der Organisationsedicte eine Motivirung derselben niederzuschreiben. Dieselbe war nicht bestimmt, unter seinem Namen zu erscheinen, daher die in dem Sendschreiben aufgenommene Pseudonymität; das bedauerliche, für den Staat, die Wissenschaft und seine Freunde und Verehrer viel zu früh erfolgte Ableben des würdigen Mannes hat nun aber diese Maßregel überflüssig gemacht. Der Inhalt dieses Werkchens wird für die gesammte deutsche Geistlichkeit von großem Interesse sein.

Darmstadt, den 25sten September 1832.

C. W. Leske.

Bei G. A. Grau in Hof ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hoffnung. Ein Gedicht in 3 Gesängen. 6 Bogen. 8. Elegant broschirt. Preis 10 Gr., oder 45 Kr. Rhein.

Dieses Gedicht dürfte sich vielleicht um so eher einer beifälligen Aufnahme zu erfreuen haben, je mehr der Inhalt und Ton geeignet scheinen, gefühlvollen Herzen ein Wort des Trostes und der Beruhigung werden zu können.

Fortdauernde Subscription.

Bei Justus Perthes in Gotha ist eben erschienen:

H. Luden's Geschichte des deutschen Volkes. 7ter Band. Gr. 8. (640 S.) Subscript.-Preis 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) auf Velin, 2 Thlr. 4 Gr. (3 Fl. 54 Kr.) auf fein Druckpapier.

Der 7te Band dieses rasch fortschreitenden, für jeden Freund des Vaterlandes wichtigen Werkes enthält das funfzehnte Buch (die beiden Sachsen Otto I. und Otto II.) und sechzehnte Buch (die letzten Sachsen Otto III. und Heinrich II.). Noch sind die fertigen 7 Bände im Subscriptionspreis von 22 Thlr. (39 Fl. 36 Kr.) für die Velin-, und zu 15 Thlr. 8 Gr. (27 Fl. 36 Kr.) für die Druckpapierausgabe zu beziehen.

Soeben ist bei Fr. Frommann in Jena erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Elisabeth Hamilton,
Briefe über Erziehung.
Aus dem Englischen
von
Dr. Karl Meier.

2 Bände. 8. Geheftet. Ladenpreis 2 Thlr. 6 Gr.

Eine praktische, mit Beispielen erläuterte Anweisung, wie die Entwickelung des Kindes vom ersten Anfange an zu leiten, was dabei zu vermeiden, was zu thun ist und wie namentlich auch die weibliche Erziehung ihr würdigstes Ziel, dereinstige gute Mütter zu bilden, am besten erreichen könne — gegründet nicht auf Modetheorien, sondern auf echte Religiosität, Vernunft und Erfahrung — ein äußerst brauchbares und zweckmäßiges Handbuch für junge Mütter, Erzieherinnen und Erzieher.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Wachsmann (C. von), Erzählungen und Novellen. Drittes und viertes Bändchen. (Der Wahn. Die Geächteten. Die Remonstranten. Brandenburgs Decius. Margarethe Rosen. Die Sibylle vom Elisabeththurme.) 8. 46 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Die ersten zwei Bändchen (1830, 42 Bogen, 3 Thlr. 12 Gr.) enthalten: Der Tempelherr. Die Brüder. Das Ebenbild. Die Verlobung. Cäcilie Stuart. Gustav Adolfs Tod.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christian Niemeyer's

Verfassers des Heldenbuchs, des deutschen Plutarchs, des Buchs der Tugenden, des J. Knox u. a. m.

Buch für die Jugend.

Enthaltend: Erzählungen, Fabeln, Parabeln, Märchen, Lieder, Schauspiele und Räthsel. Mit 6 Kupfern. 24 Bogen in 8. auf Velinp. Brosch. Preis: 21 Gr.

Des bekannten Verfassers Leistungen für die deutsche Jugend, namentlich sein Heldenbuch, eine ihr gewidmete Beschreibung des Befreiungskriegs, die bereits 6 Auflagen erlebte, sind zu bekannt, als daß Aeltern und Lehrer, welche ihren Kindern ein wahrhaft belehrendes, die Moral auf eine höchst gelungene Weise in unterhaltende, zuweilen fröhliche Form bringendes Geschenk machen wollen, nicht voller Vertrauen nach diesem Buche greifen sollten. Der fromme kindliche Ton, die zuweilen wieder in leichten Scherz gehüllte Moral und der fließende Vers erinnern an Gellert und Weiße. Die Kupfer sliche und die Ausstattung sind sorgfältig besorgt.

Ultime lettere di Jacopo Ortis.

Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauche. Herausgegeben von G. B. Ghezzi, Sprachlehrer am Handelsinstitute zu Leipzig. 18 Bogen in 8. auf Velinp. Brosch. Preis: 18 Gr.

Die schöne und correcte Ausgabe dieses als classisch bekannten Werks, welches in der neuern italienischen Literatur durch die Schönheit und Einfachheit der darin herrschenden Sprache so hoch steht, eignet sich, um so mehr da die wenigen Schwierigkeiten durch den Bearbeiter aufs Belehrendste beseitigt wurden, ganz besonders für den Unterricht.

Ideen zu einer Reform des gesammten Schulwesens. Von M. Friedrich Wilhelm Thieme. Gr. 8. Brosch. Preis: 12 Gr.

Die Medizin des neunzehnten Jahrhunderts

wie sie ist und sein sollte; oder die Foderungen unserer Zeit an die Heilkunde in ihrer wissenschaftlichen sowol als technischen Gestaltung. Mit vorzugsweiser Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Medizin entworfen, und Deutschlands Aerzten und Staatsmännern, als ein Wort der Wahrheit, zur Prüfung und Beherzigung empfohlen von Dr. J. Braun. Gr. 8. Brosch. Preis: 16 Gr.

Wir leben jetzt in der Zeit der Reformen. Der Wunsch, zu bessern an dem Alten, der Entschluß, in jeder Beziehung mit dem allgemeinen Vorschreiten gleichen Schritt zu halten, spricht sich als Zeichen der Zeit nun auch in den einzelnen Zweigen des Wissens aus. Die beiden vorstehenden Werke sind ebenfalls Kinder der Zeit von hellsehenden, tiefdenkenden Männern, die es gut meinen mit der Wissenschaft und ihrem Einflusse auf die Gesellschaft, und deren geistreiche Stimmen wohl verdienen, gehört zu werden.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Worin haben die Unruhen der Zeit vorzüglich ihren Grund?

Nach dem Volksleben und nach den Grundsätzen der Nationalökonomie beleuchtet und den Ständen deutscher Staaten gewidmet von G. J. Krause, kön. preuß. Staatsrath, Ritter ꝛc. Gr. 8. 8 Gr.

Der als staatswirthschaftlicher Schriftsteller so rühmlich bekannte Hr. Verf. weist hier die jetzt bestehende Unzufriedenheit mit Klarheit und gediegener Schärfe in den aus unrichtigen Principien hervorgegangenen Mängeln und Ungleichheiten der jetzt üblichen Besteuerungsarten nach, wogegen Erzielung größerer Gleichheit durch Heranziehung der Besitzer der für die Industrie todten Capitale und mindere Belastung der Grundstücke durch zu stiftende Amortisationsanstalten seine Hauptvorschläge sind. Sachkundige werden sich um so mehr zur lehrreichen Ausführung dieser Gegenstände hingezogen fühlen, als Aehnliches bisher kaum jemals rein scientifisch behandelt worden ist, und der Herr Verfasser seinen Stoff vollkommen beherrscht.

Folgende Bücher sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Suspensionsgeschichte des Pfarrers Königsberger. 8. Brosch. 12 Kr.

Hannibal, oder Beiträge gegen den neuaufstrebenden Obscurantismus für Freunde der christlichen Aufklärung und gesunden Vernunft in allen Ständen.

Ⅱ. Ⅱ. Ⅱ.

mer. — Der Hades bei verschiedenen andern Völkern. — Die christliche Hölle, 3 Erzählungen. — Hölle des Dante. — Läuterungszustand der Geister, 6 Erzählungen. — Unterirdische Mittelwesen des Mittelalters. — Die Feen. — Nixen, 4 Erzählungen. — Kobolde, 3 Erzählungen. — Elfen, 16 Erzählungen. — Erdbewohnende Mittelwesen der nicht europäischen Völker. — Der Muhel. — Geister als Mittelwesen, 4 Erzählungen. — Mehr oder weniger elfenähnliche Menschen als Bewohner der Unterwelt, 2 Erzählungen. — Sagen, daß die Innenerde von wirklichen Menschen bewohnt sei. — Folgerungen aus allem diesen. — Mehre unterirdische Erdgeschöpfe: Würmer, Insekten, Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere, Menschen. — Niel Klimm's Wallfahrt in die Unterwelt.

Das

preußische Stempelgesetz

und

der Stempeltarif,

nebst sämmtlichen bis zum 10ten Septbr. 1832 bekannt gewordenen Erläuterungen und Ergänzungen, in alphabetischer Ordnung. Für Gerichts- und Verwaltungsbehörden und Beamte jeder Art. Von einem Beamten. 9 Bogen. Kl. 8. Geh. Pr. 12 Gr.

Vorstehende Schrift ist nicht nur die neueste und vollständigste dieser Art, indem sie die Ergänzungen des Stempelgesetzes bis zum 10. Sept. d. J. enthält, sondern auch deren Brauchbarkeit noch dadurch erhöht, daß sie den Stempeltarif in alphabetischer Ordnung gibt und mit einer Tabelle der Stempelbeträge nach Procenten versehen ist. Sowol dieserhalb, als wegen des wohlfeilen Preises, und weil es in bequemem Taschenformat gedruckt ist, verdient dies Buch den Beamten aller Geschäftszweige besonders empfohlen zu werden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geist der Kochkunst

von

Joseph König.

Ueberarbeitet und herausgegeben von C. F. von Rumohr.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage mit einem Umschlag. Preis: 1 Fl. 48 Kr.

Wenn der ebenso geistreiche als vielseitigst gebildete Herr Verfasser in der Vorrede zu dieser zweiten Auflage sagt, daß sein Werk in einigen Capiteln darauf ausgehe, gewisse ästhetische Gemeinplätze und Stichwörter, durch ihre Anwendung auf eine niedrig geachtete Kunst, doch ohne Bitterkeit, zu verspotten, und dabei behauptet, daß bei der unbegrenzten, unsichern, schwankenden Allgemeinheit ihrer täglichen Anwendung es ihm scheine, als passen sie sich der einen Kunst ganz so gut an, wie der andern, und sei wenigstens der Gewinn dabei für beide gleich groß, so wird ihm diese Behauptung vielleicht nicht eben von allen Seiten unbestritten bleiben. Worin aber alle Leser, sowol gallichte und leidende Gelehrte, deren Ehrhäften vom Essen nichts verstehen als das Negative, nämlich das Appetitverderben, als reiche lebensfrohe Gutschmecker, so Freunde als Feinde der bonne chère, so von Köchen als von Köchinnen oder Hausmägden bediente, immer betrogene Hausfrauen, kurz worin alle und jede Leser von der Gattung, der dreihundert und fünfundsechzig Mal im Jahre denn doch das Essen obliegt, einverstanden sein werden, das ist, daß es dem Verfasser vollkommen gelungen seie, dem verständigen, leichtfassenden Deutschen gleichsam Appetit zu machen, das Product seines Bodens für den freilich vorübergehenden Tafelgenuß, allein zugleich auch für den mehr dauernden einer gut unterhaltenen Gesundheit, ganz auszunutzen. — Mögen durch sein Werk recht viele unserer schlecht essenden Landsleute künftig an dem feinen Aroma leicht zu erzielender Küchenkräuter, an der guten, und gut bereiteten Qualität unserer Landesproducte ein recht zuträgliches Gefallen erwerben; möge es den Frauen weder als Eingriff in ihre Befugnisse, noch als lästige, unwillkommene Anmahnung an veraltete, vergessene Pflichten erscheinen, denn ihnen besonders möchten wir es empfohlen sehen.

Inhalt: Einleitung; Begriff der Kochkunst; von den allgemeinen Eigenschaften der eßbaren Naturstoffe; vom Ursprung und von den ersten Erfordernissen der Kochkunst; von der Einrichtung der Küche, nach dem Bedürfnisse gebildeter Völkerschaften; vom Braten im Allgemeinen; von einigen besondern Braten; von dem Annetzen oder Anfeuchten der Braten und von den Fettstoffen im Allgemeinen; vom Braten durch eine langsame, verschlossene Hitze; vom Sieden im Allgemeinen; vom Sieden des Fleisches und der Fische; von der Brühe des Fleisches im Allgemeinen; von den Suppen; von der Verwendung der Fleischbrühe zu Tunken, gemeinhin: Sosen; vom Gallerte, vorzüglich insofern er vielmehr als eine verdichtete Fleischbrühe zu betrachten ist; vom Dämpfen, Dünsten, oder langsamen Einsieden des Fleisches; vom Abbacken in einem siedenden Fettstoffe; von der Bereitung des Fleisches innerhalb eines dem Backen blosgestellten Teiges; von gesottenen Füllungen; von allerlei Arten, das Fleisch und die Fische längere Zeit in einem eßbaren Zustande zu erhalten; von den mehligen Körnern, Samen und Wurzeln im Allgemeinen; vom Mehl und von dessen Verwendung; vom Backen des Brodes; vom Backwerk im Allgemeinen; von allerlei gesottenen und gebackenen Mehlspeisen; vom Brei im Allgemeinen und im Besondern; von den Gemüsen im Allgemeinen; von den nahrhaftern Gemüsen; von den Gemüsen, welche bei einem festern Zellengewebe und bei schwerfälliger Verdaulichkeit mehr würzen als nähren; von den Gemüsen, welche bei einem feinern Zellengewebe wenig ernähren, aber entschieden würzen; von würzenden Samen, Rinden, Wurzeln, Blättern, welche man im gedörrten Zustande zu verwenden pflegt; auch von gewürzhaften Sulzen; vom Zucker, vom Obst und von allen Süßigkeiten; von der Erziehung zum Kochen; von der Erziehung zum Essen; von der Einfachheit oder Vielfältigkeit der Speisen; von den Bewegungen und Zuständen des Gemüthes, die man vermeiden soll, in sich selbst oder in Andern während des Essens anzuregen oder zu unterhalten; vom rechten Gebrauche häuslicher Mahlzeiten; von Gastereien und Schmäusen; von der Kochkunst für Kranke und Genesende; Anhang, enthaltend: Bruchstück aus den Reisebemerkungen meines Vetters Ernst Krüsch.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch für Reisende am Rhein von seinen Quellen bis Holland, in die schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Von A. Schreiber, großh. bad. Hofrathe u. Historiographen. Vierte, verbess. u. stark verm. Aufl. Mit 3 neuen Karten, gez. von Dr. Streit, k. preuß. Major a. D. Brosch. 5 Fl. — 3 Thlr. 8 Gr.

— schön gebunden mit 8 Städteplanen. 6 Fl. 36 Kr. — 4 Thlr. 8 Gr.

Dasselbe in französischer Uebersetzung. 4te Aufl. zu denselben Preisen.

Kurze Geschichte und Beschreibung von Kreuznach und dem Nahethale. Brosch. 24 Kr. — 6 Gr.
Mit 4 Ansichten 1 Fl. 24 Kr. — 22 Gr.

Wegweiser für Reisende durch die Eifel von Trier bis Aachen. Von G. Bärsch. Brosch. 24 Kr. — 6 Gr.

Panorama von Heidelberg, seinem Schlosse und seinen Umgebungen von *Grape*. 2 Fl. — 1 Thlr. 8 Gr.

Panorama des Niederwalds bei Rüdesheim. 2 Fl. — 1 Thlr. 8 Gr.

Lehrbuch der gesammten Chemie. Mit besonderer Berücksichtigung der chemisch-medizinisch-technischen Theile.

Für akademische Vorlesungen und zum Gebrauche für höhere technische Anstalten. Von Dr. *C. J. Löwig*, Privatdocent der Chemie u. Pharmacie an der Universität zu Heidelberg. 3 Thlr. 8 Gr.

Chronologische Uebersicht der berühmtesten Epochen von 1787 bis 1821 ꝛc. 12 Gr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1833. 4 Fl. — 2 Thlr. 16 Gr. Prachtausgabe 5 Fl. 30 Kr. — 3 Thlr. 6 Gr.

Die Jahrgänge 1824—27 kosten zusammen im herabgesetzten Preise 2 Thlr. 16 Gr. — 1828 und 1829 zusammen 2 Thlr. — 1830 und 1831 zusammen 2 Thlr. 16 Gr.

Im vorigen Jahre waren neu:

Johann Baptist Say's Ausführliche Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft. Aus d. Franz. der 5ten Ausgabe übers. von Prof. Dr. *K. E. Morstadt*. Dritte, äusserst stark vermehrte Ausgabe. In 3 Bänden gr. 8., complett 13 Fl. 30 Kr. — 3 Thlr. 12 Gr.

Grundzüge der Geologie und Geognosie. Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders in Gymnasien und Realschulen etc. Von *K. C. von Leonhard*. Mit 4 schwarzen und 2 illum. Tafeln. Zweite Aufl. Brosch. 4 Fl. — 2 Thlr. 16 Gr.

Q

Subscription nur noch 14 Tage offen!

Kern classischer Compositionen.

An gute Buch- und Musikhandlungen wurde versandt:

Neue Bibliothek für Pianofortespieler.

(Hefte 1—9 à 4 Gr. mit Portrait und Biographie.)

Zur besten Empfehlung dieses vielbesprochenen Unternehmens mag dienen, daß es trotz der vielen Widersacher gediehen, mehr als die Veranstalter erwarteten. Der gediegene Inhalt in einer correcten, schönen und beispiellos wohlfeilen Ausgabe wurde überall in öffentlichen Blättern Lehrern wie Schülern nachdrücklich empfohlen. Das Heft aus 3 Bogen (mit Portrait und Biographie) kostet nur 4 Gr., so im gewöhnlichen Notendruck nicht für den vierfachen Preis herzustellen ist. Sammlern auf 5 Exempl. das 6te frei.

Der erste Jahrgang in 26 Heften ist noch für 5 Thlr. 12 Gr. zu haben.

Schuberth u. Niemeyer
in Hamburg u. Itzehoe.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. W. Weinholz, Handbuch der

pharmaceut.-mathematischen Physik und Chemie.

Zum Selbststudium für angehende Chemiker, Aerzte und Apotheker. Nebst einer verschiebbaren chemischen Aequivalentenscale u. 28 tabellar. Uebersichten, sämmtlich mit den nöthigen Erläuterungen über ihre Einrichtung, Gebrauchs- und Nutzungsart versehen. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir enthalten uns jeder eigenen Anpreisung dieses Werks, sondern beziehen uns auf das Urtheil, das ein erfahrener Pharmaceut und Chemiker darüber fällte, als es ihm zur Begutachtung vorgelegt wurde: „Nicht anders als sehr gelungen kann nach meiner Ueberzeugung diese verdienstliche Arbeit genannt werden. Sie wird angehenden und auch wirklichen Apothekern und Aerzten, denen die nöthigen höhern arithmetischen Vorkenntnisse mangeln, wie auch im Umfange der Wissenschaft schon reifer ausgebildeten Männern, besonders wegen der zahlreich angehängten Tabellen aller Art von dem größten Nutzen sein. Es fehlt uns zwar über chemische Meßkunst und pharmaceutische Physik nicht an Werken von ausgezeichneten chemischen Schriftstellern, allein sie alle setzen Kenntnisse von den Gleichungen und Proportionen, sowie mathematische Kenntnisse überhaupt voraus und helfen also den Anfängern nichts. Will aber der Arzt und Pharmaceut sich diejenigen Lehren der leider auf Gymnasien so sehr vernachlässigten höhern Arithmetik und Mathematik aneignen, die ihm zu seiner Wissenschaft jetzt unentbehrlich sind, so muß er die Gesammtheit dieser Lehren studiren, also auch die ihn nicht unmittelbar berührenden, wodurch den übrigen Wissenschaften entweder zu viel Zeit entzogen wird, oder wodurch auch Viele ganz abgeschreckt werden. Also muß ihnen ein Werk wie dieses, welches leichtfaßlich und dabei gründlich das zum Verstehen der Chemie und pharmaceut. Physik Nöthige ausgewählt und zusammengestellt hat, höchst willkommen sein. Unsere Literatur hat bis jetzt kein gleiches Werk dieser Art in der Zusammenstellung als Ganzes aufzuweisen, obschon viele einzelne Theile desselben zerstreut in den verschiedenen Lehrbüchern der Chemie, Mathematik, Physik, Pharmacie, Stöchiometrie u. s. w. sich finden. Die Anordnung ist gut, der Styl leicht verständlich und das Ganze höchst gründlich und auf niveau mit dem allerneuesten Standpunkte der Wissenschaft."

Wir zeigen an dass wir

Zohrab, the Hostage. By the Author of „Hadji Baba".

3 vols. 12mo. London, 1832. R. Bentley.

übersetzen lassen.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Kunstnotiz.

Bei dem Buchhändler F. Amberger in Solingen ist ein nach Schadow's Entwurf von Senefelder auf Stein gezeichnetes Bild der in Göthe's „Wilhelm Meister" so lieblich und sinnreich geschilderten Mignon erschienen, welches mit vollem Recht als höchst gelungen erachtet werden kann. Das Schwermuthsvolle und Schwärmerische dieses, aus dem Lande „wo die Citronen blühen" stammenden und mit heißer Sehnsucht in dasselbe zurückschauenden holden Kindes spricht sich unverkennbar in dem Bilde aus, welches überdies — beiläufig bemerkt — vom Kupferstich kaum zu unterscheiden, also auch in technischer Hinsicht als ein Meisterstück zu betrachten ist.

Der Preis des Bildes in groß Folio ist 1 Thlr. 4 Gr.

Für Lesegesellschaften und Leihbibliotheken ist soeben erschienen:

A. Bronikowski, Die Frauen Koniecpolskie.

Zwei Theile. 3 Thlr. 6 Gr.

Sie bilden auch den 15ten und 16ten Band der sämmtlichen Schriften von A. Bronikowski.

Dresden und Leipzig in der Arnold'schen Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Wigand (Paul), Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westphalen nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwickelung und Begründung aus den Quellen dargestellt. Erster Band. Gr. 8. 25½ Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

Fr. v. Matthisson's literar. Nachlaß, 4 Bde., kostet nicht, wie in Nr. 272 der Blätter für literar. Unterhaltung angegeben ist, 4 Thlr., sondern nur 2 Thlr. 16 Gr., und 4 Thlr. ist der Preis der Ausgabe auf Velinpapier.

Aug. Mylius.

Intelligenz-Blatt.

Von Seiner Königlichen Majestät allergnädigst privilegirtes

Berlinisches

Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.

Mittwochs, den 1. Januar 1766.

Mit Königlicher Allergnädigster Freyheit.

Berlin, gedruckt und verlegt bey Christian Friedrich Voß.

Nr. 1000.

Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe neuer Reichsbanknoten.

Vom 30. Juni 1906.

Nachdem die Ausgabe neuer Reichsbanknoten beschlossen worden ist, wird hiermit bekannt gemacht, daß

1. Reichsbanknoten zu 50 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden;
2. Reichsbanknoten zu 100 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden;
3. Reichsbanknoten zu 1000 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden;
4. Reichsbanknoten zu 5000 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden;
5. Reichsbanknoten zu 10 000 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden.

Berlin, den 30. Juni 1906.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Graf von Posadowsky.

Nr. 1001.

Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe neuer Reichsbanknoten.

Vom 30. Juni 1906.

Nachdem die Ausgabe neuer Reichsbanknoten beschlossen worden ist, wird hiermit bekannt gemacht, daß

1. Reichsbanknoten zu 50 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden;
2. Reichsbanknoten zu 100 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden;
3. Reichsbanknoten zu 1000 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden;
4. Reichsbanknoten zu 5000 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden;
5. Reichsbanknoten zu 10 000 Mark mit dem Datum des 1. Juli 1906 ausgegeben werden.

Berlin, den 30. Juni 1906.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Graf von Posadowsky.

Soeben ist erschienen:

Literatur des Weinbaues

aller Nationen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten,

nebst

Kritiken und den wichtigsten literarischen Nachweisungen

von

Dr. Chr. W. J. Gatterer,

Oberforstrath und Professor zu Heidelberg.

36 Kr.

Wenn ein Veterane, der die Kameralwissenschaften sowol von dem Lehrstuhl, als in den wichtigsten Aufsichts- und Leitungsstellen nach allen Zweigen geübt hat, die Literatur von einem Zweige derselben mit Beurtheilungen und Erörterungen zusammenstellt, so ist dies gewiß für Wissenschaft und Ausübung ein sehr dankenswerthes Verdienst. Es wird daher diese Literatur des Weinbaues sowol für die zahlreichen Verehrer des würdigen Herrn Verfassers, als für Jeden, der sich um den so wichtigen Weinbau theoretisch und praktisch interessirt, eine willkommene Spende sein.

Heidelberg, den 1sten Oktober 1832.

August Oßwald's

Universitätsbuchhandlung.

Bei C. H. Henning in Greiz ist erschienen:

Chrobulia, Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1833. Mit Beiträgen von Abbott, Engel, v. Fouqué, Francke, Girardet, Gittermann, H. Hoffmann, Hundeiker, Köthe, Lutz, Münchner, Oelsfeld, Lina Reinhardt, K. C. G. Schmidt, Schorch, H. A. Schott, H. Schott, Schwabe, Weicker, Wolff und Andern, herausgegeben von Dr. C. B. Meißner, Dr. G. Schmidt und E. Hoffmann. Siebenter Jahrgang. Mit Kupfer und 4 Musikbeilagen. Kl. 8. Elegant gebunden in Futteral mit Goldschnitt. 22 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Im Verlage der Buch- und Musikhandlung von T. Trautwein in Berlin, breite Str. No. 8, ist soeben erschienen:

Grundriß der Geschichte des Mittelalters,

für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten und zum Selbstunterrichte für Gebildete

von **Dr. E. A. Schmidt.** Pr. 10 Gr.

Gegen Ende vorigen Jahres erschien bereits desselben Verfassers nach gleichem Plan und in gleichem Umfange bearbeiteter Grundriß der neuern Geschichte (Pr. 10 Gr.) und im Laufe des nächsten Jahres wird auch die alte Geschichte erscheinen, sodaß alsdann diese drei Abtheilungen einen vollständigen Geschichtcursus bilden werden.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Schultes, Dr. F. A., Briefe über Frankreich, auf einer Fussreise durch das südwestliche Baiern, durch die Schweiz, über Genf, Lyon, Montpellier, Cette, durch die Cevennen über Clermont, Moulins, Nevers nach Paris und über Nancy nach Strasburg. 2 Theile. 8. 1815. (57 Bogen.) Ladenpreis 6 Fl., oder 3 Thlr. 8 Gr., herabgesetzt bis Neujahr 1833 auf 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

Landshut, im Sept. 1832.

Krüll'sche Universitätsbuchhandlung.

Bei Karl Hoffmann in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Beck, J. T., Versuch einer pneumatisch-hermeneutischen Entwickelung des neunten Capitels im Briefe an die Römer. Gr. 8. Brosch. Pr. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Meteorik, oder Witterung- u. Wetterkunde zur Erläuterung alltäglicher Erscheine im Dunstkreise u. deren Voraussicht. Aus dem Franz. übers. u. nach den tellur. Gründen u. neuesten phys. Ansichten bearb. v. d. Prof. H. S. Dietmar in Berlin. Mit 32 erläuternden Zeichngn. u. color. Plane zu e. Wettertelegraphen. 1 Thlr. 8 Gr.

Endlich besitzen wir im Vorstehenden nun auch in Deutschland eine Meteorik in einer faßlichen so viel möglich populairen Sprache, was theils die Frucht eines großen französischen, theils eines noch berühmtern u. verdienstvollern deutschen Meteorologen ist. Bei dem allgemeinen Interesse, welches atmosphärische Veränderungen fast für Jedermann haben, verdient sie die Aufmerksamkeit aller denkenden u. gebildeten Erdenbewohner. Im Verhältniß zur Physik, Chemie u. Erdkunde war bisher das bessere Studium der Meteorik merklich zurückgeblieben, allein durch obige Schrift werden auch für dieses sichtbare Fortschritte gefördert werden, denn sie gibt nach gegenwärtigem Standpunkte phys., chem. und tellur. Kenntnisse die wichtigsten Erörterungen und befriedigendsten Antworten auf so manche dunkle, bisher vergeblich aufgeworfene Fragen, unerklärbare Naturerscheinungen und wunderbar scheinende Phänomene.

Herabgesetzter Preis.

Schütz, Dr. Professor, Englisch-französischer Rosenspiegel für Deutschlands Universitäten. Braunschweig und Leipzig im Verlags-Comtoir. 1830. Früher 1 Thlr. 8 Gr., jetzt 12 Gr.

Zu haben in allen soliden Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierter Jahrgang.

Mit Rubens Bildniß.

12. Auf feinem Druckpapier. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: I. Das Fest des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris, im Jahre 1810. Von K. A. Varnhagen von Ense. II. Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im funfzehnten Jahrhundert. Von Johannes Voigt. III. Ueber den Maler Petrus Paulus Rubens. Von G. F. Waagen. IV. Vorlesungen über die Geschichte der letzten funfzig Jahre. Von Eduard Gans. V. Ueber Ehe und Familie. Von Friedrich von Raumer.

Jeder der drei ersten Jahrgänge (mit den Bildnissen des Cardinals Richelieu, Maximilians II. und Ferdinands II.) kostet 2 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

Preußen streitig gewesen? Eine geschichtliche Abhandlung. 2te Auflage. 8. Geh. 10 Sgr.

Reuscher, S. Fr. X., Grundriß der allgemeinen Erd- und Länderkunde. Ein Leitfaden des geographischen Unterrichts für die Mittelclassen von Gymnasien und die Oberclassen höherer Volksschulen. Gr. 8. 15 Sgr.

Schwahn, G. G. (königl. preuß Obermühlen- und Bauinspector), Anleitung zum Bau der Flußbaggermaschinen, nebst Erfahrungen über die großen Vorzüge derselben vor den gewöhnlichen Handbaggern. Mit sieben Kupfertafeln, mehren Holzschnitten und einem Kostenüberschlag in Folio. 3 Thlr. 8 Gr.

Wohlbrück, L. W., Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Namens. 3 Bde. Gr. 8. 6 Thlr.

☞ Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gustav Adolf der Große,

König von Schweden.

Ein Heldengedicht in vier Gesängen,
als Denkschrift zur zweiten Säcularfeier
der Schlacht bei Lützen
vom 6. November 1632.

Velinpapier, brosch. in eleganten Umschlag. 12 Gr.

Leipzig, im Sept. 1832.

W. Zirges'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

VIELLIEBCHEN.

Historisch-romantisches Taschenbuch
für
1833
von A. v. Tromlitz.

VI. Jahrgang. Mit 8 feinen Stahlstichen. Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Der Ordensbruder. — Der Zweikampf. — Die Verennung von Hohentwiel. —

NAPOLEON I.

Kaiser der Franzosen und seine Familie.

Ein schönes lithographisches Tableau mit 14 Portraits. 29 zu 22½ Zoll, auf f. Schweizer-Velin. Preis: 16 Gr.

Dieses herrliche und dennoch wohlfeile Blatt bietet dem Andenken eines grossen Mannes und einer grossen Zeit als Zimmerverzierung ein sehr passliches und geschmackvolles Monument. Wir glauben es jedem Kunstfreund mit Recht empfehlen zu dürfen.

Leipzig, Industrie-Comptoir.
(Baumgärtner.)

Bei Aug. Weller in Bautzen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen für 8 Gr. zu haben:

Dreßler, E. (Lehrer der französ. Sprache am Gymnasio zu Bautzen), Ueber die Mängel der französ. Grammatik nebst Bemerkungen über die Art und Weise denselben abzuhelfen, mit besonderer Berücksichtigung der Sprachlehren von Wailly, Girault-Duvivier, Noël, Rod, Mozin, Sanguin, Hirzel, Tailleser und Kirchhof. 4½ Bogen. Velinpap. in 8. Brosch.

Diese kleine Schrift lehrt die Gebrechen der französ. Grammatik kennen, warnt vor den ungenauen und nicht selten ganz falschen Bestimmungen derselben und erläutert eine Menge Gegenstände, über die alle Grammatiken schweigen; sie wird daher gewiß Vielen, besonders Lehrern der französischen Sprache willkommen sein.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Mittheilungen aus dem höhern Staats- und Kirchenleben zur Förderung eines rechten Menschen- und Volkslebens, von W. Schröter, Licent. der Theol. und Pfarrer. 1stes Bändchen. Gr. 8. Altona, Hammerich. Geh. 20 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

F. E. Foderé (Professor der Medizin ꝛc. zu Strasburg),

Pneumatologie des menschlichen Körpers

in theoretischer und praktischer Beziehung, oder Untersuchungen über die Natur, die Ursachen u. die Behandlung der Blähungen, sowie der Hysterie u. Hypochondrie und verschiedener psychischer Krankheitszustände, namentlich der Extase, des Somnambulismus, des Aber- und Wunderglaubens u. anderer Zustände eigenthümlicher Art, die als wesentliches Phänomen die Empfindungslosigkeit mit einander gemein haben, u. durch die alleinige Kenntniß des Organismus nicht erklärt werden können. Deutsch herausgegeben von Dr. C. Fitzler. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine alte Lehre, die aber ein Jahrtausend lang in den ärztlich-philosophischen Schulen der frühern u. frühesten Zeit vorgeherrscht — die alte interessante Lehre von dem Pneuma — wird hier, nach langer Vergessenheit, von Neuem ans Tageslicht gezogen, und, unterstützt durch die Entdeckungen der neuesten Zeit, in kräftig verjüngter Gestalt der Wissenschaft dargebracht. — Vorzüglich ist es jenes allgemein verbreitete Leiden unsers Geschlechts, das, in seiner niedern Form als Blähungsübel, auf einer höhern Stufe der Entwickelung als Hysterie u. Hypochondrie, aber, zu einer räthselhaften Höhe gesteigert, in der Form gewisser, bis daher unerklärbarer Krankheitszustände der Seele sich ausspricht, was hier in seiner tiefern Bedeutung ergründet, und demnächst einer Behandlungsweise unterworfen wird, wie sie einzig gegen diese sonst unheilbaren Leiden auszureichen vermag.

Für Freunde schönwissenschaftlicher Literatur, Leihbibliotheken und Lesezirkel erschien in unserm Verlage:

Herloßsohn und Lyser, Mephistopheles. Satirisch-politisches Taschenbuch für 1833. Mit 8 colorirten Kupfern, gezeichnet von Lyser. Cartonnirt in farbigem Umschlgg. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

— —, Der Ungar. Historisches Gemälde aus der Zeit der Hunyades. 3 Bde. 8. Elegant gedruckt und broschirt. Preis 5 Thlr.

— —, Anatomische Leiden. Novelle. 12. Brosch. Preis 1 Thlr.

Bronikowski, Alex., Die Frauen von Reidschütz. Novelle in 2 Bänden. (Sammlung neuer Schriften 9ter u. 10ter.) 8. Brosch. Preis 3 Thlr.

— —, Beate. Aus einer alten Chronik ohne Titelblatt. 3 Bände. (Sammlung neuer Schriften 11ter bis 13ter.) 8. Brosch. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

— —, Veit. Ein Beitrag zu den Denkwürdigkeiten peinlicher Gerichtspflege. 3 Bände. (Sammlung neuer Schriften 14ter bis 16ter.) 8. Brosch. Preis 4 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Drei Reisen nach Italien.

Erinnerungen

von

C. F. von Rumohr.

12. 336 S. auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Okt. 1832. F. A. Brockhaus.

Im Verlags-Comptoir zu Braunschweig ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

H. E. R. Belani,

Erzählungen.

1. Untergang der Janitscharen.
2. Der Demant.
3. Die Walpurgisnächte.

20½ Bogen. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Wo stehen wir?

wohin gehen wir?

und

was haben wir zu thun?

oder:

Ueber die vernünftige Gestaltung unserer Staaten. Aus dem Französischen des Alph. de Lamartine übersetzt und der Beachtung unserer Zeit beim Beginne des Jahres 1832 gewidmet.

Gr. 8. Brosch. Preis 8 Gr.

Tékéli,

héros de Hongrie.

Nouvelle historique

par

C. Bonafont.

8. Preis 16 Gr.

TABULAE CHRONOLOGICAE

HYDRODROMICAM

PESTIS GANGETICAE

DISSIPATIONEM EXPLICANTES.

Constat, et in fontes vitium venisse lacusque.

Ovid. Metam. VII. 533.

Accedit tabula geographica.

Gr. Folio. Preis 20 Gr.

Fr. von Sommer,

Naturgeschichte

des

menschlichen Geistes.

Erster Theil.

Die Lehre von den Formen des Denkens und der Rede.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Der Renegat auf Morea.

Trauerspiel in drei Aufzügen.

Nach dem Neugriechischen des Olympier Georg Lassanis. Von Harro Harring.

8. Brosch. Preis 16 Gr.

Beiträge

zur

Poleoprophylaxis

gegen

die gangetische Pest,

gewöhnlich

Cholera

genannt.

Erstes Heftchen. 8. Brosch. 6 Gr.

Bei Karl Joseph Becker in Elberfeld erscheint soeben folgendes für Jedermann höchst interessante und belehrende Werk, und ist durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte der Erziehung

und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung von Dr. Friedrich Cramer (Subrector am Gymnasium zu Stralsund).

Erster Band: Geschichte der praktischen Erziehung im Alterthume, von den ältesten Zeiten bis auf das Christenthum, oder bis zum Hervortreten des germanischen Lebens.

Zweiter Band: Geschichte der theoretischen Erziehung im Alterthume, von den ältesten Zeiten bis auf Quinctilian.

In gr. 8. Ladenpreis für diese beiden Bände (Rest 2ter Band) 6 Thaler.

Schon längst ist eine in welthistorischer Entwickelung abgefaßte Geschichte der Erziehung und des Unterrichts ein vielfach gefühltes Bedürfniß unserer, durch ihre Bestrebungen im Gebiete der Erziehung und des Unterrichts so merkwürdigen und ausgezeichneten Zeit.

Der Verfasser des oben angezeigten Werks hat schon viele Jahre diesem Gegenstande seine besondere Aufmerksamkeit und seinen ganzen Fleiß gewidmet und alle, ihm nur irgend zugänglichen, Hülfsmittel benutzt, um diesem Bedürfnisse abzuhelfen.

Von den angezeigten zwei Bänden umfaßt der erste (auf XXXVIII und 510 Seiten mit 1230 Anmerkungen), eine fortschreitende Darstellung, wie bei den einzelnen, theils zerstreut, theils in einem Staatenverbande lebenden Völkern, namentlich bei den Chinesen, Indern, Persern, Juden, Aegyptern, Griechen, Etruskern, Römern und Galliern, im Großen und im Kleinen, erzogen und unterrichtet ist, mit beständiger Berücksichtigung der Geschichte, der Religion und Gesetzgebung, der Sitten und Gebräuche und namentlich des häuslichen Lebens, sodaß immer bei jedem Volke nachgewiesen wird, wie das specielle Gebiet der Erziehung und des Unterrichts in der allgemeinen Entwickelung, den Schicksalen und den geographischen und historischen Verhältnissen der einzelnen Völker wurzelt und dadurch bedingt ist.

Während so der erste Band die Praxis der Erziehung und des Unterrichts bei den alten Völkern enthält, wird der zweite, der im Laufe eines Jahrs bestimmt erscheinen soll, ihr parallel laufend, mehr die Theorie, d. h. die Erziehungssysteme der ausgezeichnetsten Männer des Alterthums, darstellen. Besonders wird sich dieser Theil mit den Erziehungstheorien der griechischen und römischen Philosophen beschäftigen, und den Zusammenhang der philosophischen Systeme mit den pädagogischen, weil Philosophie und Pädagogik gewöhnlich vereinigt waren, darstellen müssen, sodaß der zweite Theil als eine wesentliche Ergänzung der Geschichte der Philosophie erscheint, während der erste mehr in die innere Geschichte der Völker überhaupt erläuternd eingreift.

Die Quellen werden immer genau in den Noten angegeben, jedem Bande wird eine Einleitung und ein Inhaltsverzeichniß vorausgeschickt, und der zweite Band das Register enthalten.

Diesen zwei Bänden soll sich später die Geschichte des Unterrichts und der Erziehung im Mittelalter und in der neuern Zeit anschließen, und das Werk so etwa in sechs Bänden eine vollständige Erziehungs- und Unterrichtsgeschichte der gesammten Menschheit bilden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Jahrgang 1832. Monat Oktober, oder Nr. 275—305, mit 1 Beilage: Nr. 17, und 4 literarischen Anzeigern: Nr. XXXIII—XXXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zum Bau der Flußbaggermaschinen nebst Erfahrungen über die großen Vorzüge derselben vor den gewöhnlichen Handbaggern von G. G. Schwahn (königl. preuß. Obermühlen- und Bauinspector), mit Kpfr. und Holzschnitten und einem Kostenüberschlage. Fol. Geh. 3 Thlr. 8 Gr.

Die Vorzüge der Baggermaschinen beim Reinigen der Flüsse vor gewöhnlichen Handbaggern sind zwar durch Erfahrung hinreichend erprobt und vielseitig anerkannt, jedoch bis jetzt in keinem Lehrbuche gehörig hervorgehoben; auch ist die Construction und der Gebrauch dieser Maschinen nirgend so genau beschrieben, daß danach beim Bau und bei der Anwendung verfahren und der Kostenbedarf berechnet werden könnte.

Die angezeigte Abhandlung dürfte diese Lücke in der hydrotechnischen Literatur auf befriedigende Weise füllen. In derselben wird nachgewiesen, daß bei gleichem Aufwande von Kraft eine zweckmäßige Flußbaggermaschine fünf bis sechs Mal so viel leistet als der Gebrauch der Handbagger. Da bei erstern auch die Kraft von Pferden der Kraft von Menschen substituirt werden kann, so wächst der pecuniaire Vortheil in noch viel größerm Verhältnisse.

Grundriß der allgemeinen Erd- und Länderkunde. Ein Leitfaden des geographischen Unterrichts für die Mittelclassen von Gymnasien und die Oberclassen höherer Volksschulen, entworfen von S. Fr. A. Reuscher (Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Cottbus). Gr. 8. 10 Bog. 12 Gr.

Dieses Lehrbuch ist, nach Anlage und Ausführung, bestimmt: die Hauptlehren der allgemeinen Erdkunde, als die allein sichere Grundlage eines rationellen Schulstudiums der Geographie, nicht blos von Neuem in die Gymnasien einzuführen, sondern dieselben auch behufs Auffassung auf einer bestimmten (der mittlern) Bildungsstufe, in propädeutischer Form planmäßig darzulegen. Wie dasselbe demnach einerseits die primairen, großartigen Höhen- und Tiefenverhältnisse und Formen der Continente, in ihrer typischen Bedeutung, nach dem Vorgange des Kerypháen der erdwissenschaftlichen Forschung und Darstellung, Ritter's, und auf den Grund des vortrefflichen Reliefglobus von Kummer, in allgemeinsten Umrissen entwirft, um die Auffassung der festen Erdoberfläche vorzubereiten: so deutet dasselbe auch andererseits die secundairen Formen und Bildungen der Natur in ihrer tellurischen Plastik, oder die von den Hochländern sich absenkenden Terrassen und Tiefländer, kurz die landschaftlichen und Uebergangsformen der Erdoberfläche an, um auf diesem naturentsprechenden und daher einzig wahren und richtigen Wege, für die politische Geographie in ihrem Grenzgewirre und deren schulgerechten Vortrag einen sichern Lehr- und Leitfaden zu bieten. Grundsatz, didaktischer, des Verfassers war: das sogenannte formale oder belebende, anregende und wissenschaftlich bildende Princip der Erdbeschreibung in Aufnahme zu bringen und nach seinem ganzen Vollwerth für die mittlern Schulkreise des Vaterlandes geltend zu machen; demnach nicht sowol durch das Material und die Masse, als durch den Geist der Methode auf die, über den Fundamentalcursus in der Geographie emporgereifte Jugend und deren Lehrer fördernd und rathend einzuwirken.

Bei Karl Joseph Becker in Elberfeld ist soeben erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Anleitung
zur Erlernung
der
französischen Sprache
von
Philipp Schifflin,
Lehrer an der höhern Stadtschule in Barmen.
Erster Cursus.

In 8. Preis roh 7½ Sgr. Geb. 10 Sgr.

Dieser erste Cursus zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält, in einer Reihe fortlaufender Paragraphen, die nothwendigsten Regeln aus der Formenlehre in einer, auch für den ersten Anfänger verständlichen Weise dargestellt, und neben den andern Redetheilen besonders das regelmäßige Zeitwort mit Ausführlichkeit behandelt. Die zweite Abtheilung bietet, in stetem Fortschritt von Leichtern zum Schwerern, über alle Redetheile einen Vorrath hinlänglichen Materials zur Anwendung der in der ersten Abtheilung aufgestellten Regeln sowol, als auch zur Einübung und Erlernung einer großen Menge der im gewöhnlichen Leben am häufigsten vorkommenden Vocabeln. Dem Ganzen ist ein Wortregister in alphabetischer Ordnung beigefügt, um das Nachschlagen der im Laufe des Unterrichts etwa vergessenen Wörter zu erleichtern.

In der C. J. Eßler'schen Buchhandlung in Hanau sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Xenien.

16. Cart. 8 Gr., oder 36 Kr. Rhein.

Sämmtlich geistreich, obwol selten geistlich, in körnigem Witz, behandeln oder besprühen diese Xenien die Riesen und die Zwerge unserer Literatur. Man dürfte wol sagen, daß sie stets den Nagel auf den Kopf treffen, obwol sich, ihnen zum Ruhm, auch behaupten läßt, daß ihr Nagel gar oft den Kopf — ob Wasserkopf oder Hohlkopf, gleichviel — mit Sicherheit trifft, was die der Art Operirten wol anerkennen werden.

Zwei Novellen. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. H. G. Zehner. 8. Brosch. 12 Gr., oder 54 Kr. Rhein.

„Romeo und Julie" heißt die erste von Luigi da Porta verfaßte Novelle, wahrscheinlich das Urbild, nach welchem W. Shakspeare sein Trauerspiel: „Romeo und Julie", schuf; und „Belphagor" die zweite, von dem vielverkannten Niccolo Machiavelli verfaßte Erzählung. Zeit und Sitten getreu hat der Verfasser übersetzt, das Publicum wird den Werth der Urschriften kennen, den der Uebersetzung anerkennen.

Zwillinge. Zwei Erzählungen von C. Spindler. I. Der Vampyr und seine Braut. II. Friedmüller's Sannchen. Zweite Auflage. 8. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Bei Gerhard in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen geheftet für 10 Gr. zu haben:

Preußen und Polen,

eine Beleuchtung der Verhältnisse beider, in Bezug auf die neueste polnische Revolution, mit vorzüglicher Rücksicht auf die von einigen Journalisten gegen Preußen gerichteten Angriffe und die übergetretenen polnischen Truppen bei Elbing, Dirschau und Marienburg. Nach den zuverlässigsten Quellen und eigner Wahrnehmung.

Von einem Bewohner Westpreußens.

Die vorliegende Schrift ist sehr interessant und der Wahrheit getreu. Sie sollte von recht Vielen, namentlich aber von allen Denen gelesen werden, die dem Benehmen der preußischen Behörden gegen die Polen einen Tadel anheften wollen.

Wir haben soeben an alle Buchhandlungen versandt:

M. G. Saphir's

sämmtliche Schriften.

4 Bände, aufs eleganteste gedruckt.

Mit des Verfassers, von Hanfstengel lithograph. Bildnisse. 8. Eleg. geh.

6 Thlr. — 10 Fl. 48 Kr.

1ster Band: Humoristische Erzählungen und Devisen.
2ter „ Klatschblätter und Mimosen, oder zufällige Gedanken in zufälligen Formen.
3ter „ Lyrisches. Humoristisch-satirischer Bilderkasten.
4ter „ Humoristisch-Declamatorisches. Jocoses. Geselliges, Epigrammatisches und Parodistisches. Papilloten. Magister Zickzack.

Je seltener in Deutschland das Talent ist, die Erscheinungen des Lebens von ihrer heitern und ergötzlichen Seite aufzufassen, sie durch Humor zu beherrschen, und den Bogen des Witzes und der Satire als Meister zu handhaben, um so wichtiger ist diese Sammlung der Schriften eines vielbesprochenen Mannes, der diese Gaben in ausgezeichnetem Grade besitzt, für die Literatur, um so interessanter für den gebildeten Kenner. Man hat bisher Hrn. Saphir nur einseitig gekannt, vielleicht aus einem Blitze, den er auf Erbärmlichkeiten, auf Lächerliches schleuderte, aus einzelnen Gedichten und humoristischen Aufsätzen, die noch in der Wiederholung vergnügten. Ueber den Werth seiner Muse und seine Stellung im Körper der deutschen Autorwelt kann man sich erst ein Urtheil bilden, wenn man diese gesammelten Schriften gelesen hat. Wir glauben Sterne, Swift, Lichtenberg und diesen oder jenen geistreichen Franzosen zu hören, und doch ist es kein Nachtreten auf den Bahnen dieser Gestirne, sondern eine scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit. Müllner hat schon in seiner „Hekate" von Hrn. Saphir gesagt: daß er unter allen deutschen Humoristen Jean Paul am nächsten stehe, sowol durch seinen scharfen und glänzenden Witz als durch die Tiefe seiner Empfindung und durch das seelenhafte Gemüth, die in seinen Erzeugnissen vorherrschen. Die französischen Blätter sagten: Saphir habe ihnen erst erschlossen, welcher Reichthum und welcher Reiz in der deutschen Sprache liege, und er vereinige Sterne, Swift und Rabelais. — Hr. Saphir hat auf die Gegenwart gewirkt wie wenige Schriftsteller. Er bestand die Feuerprobe, in Wien zu gefallen, in Berlin eine fast imperatorische Macht über die Belletristik auszuüben, in Baiern lebhaftes Interesse zu erregen und seinem Talente Freunde zu erwerben unter allen Ständen. So dürfen wir hoffen, daß auch diese Sammlung allenthalben Anklang und Beifall finden und sich erhalten werde über dem Wechsel des Geschmacks. — Was den declamatorischen Theil betrifft, so ist er eine wahre Bereicherung dieses Feldes, und für Schauspieler und Declamatoren ein Schatz; — denn man weiß, daß durch ganz Deutschland die Gedichte dieses Schriftstellers mit Begeisterung aufgenommen, und bei jeder Veranlassung mit neuem Vergnügen gehört werden.

Stuttgart, Herbst 1832.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Ludwig's englisches Wörterbuch,

das mehre Jahre lang gar nicht zu erhalten war, habe ich an mich gebracht und ist dasselbe nun wieder durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen. Es führt den Titel:

Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch, von Christian Ludwig. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. Zwei Theile. Gr. 8. 57 Bogen. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung und Wohlfeilheit aus und gehört anerkannt zu den besten Werken dieser Art.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. erschienen:

Dr. A. Elias von Siebold's Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten. Herausgegeben von Ed. Kasp. Jak. v. Siebold, Doctor der Phil., Med. und Chirurgie, Professor an der kurf. hessischen Universität zu Marburg, Director der Entbindungsanstalt und Hebammenlehrer da-

selbst. Zwölften Bandes zweites Stück. Mit einer Tabelle. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 6 Gr.

Die frühern Bände I—X à 3 Stücke sind von 44 Thlr. 14 Gr. auf 14 Thlr. 21 Gr. herabgesetzt, und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen.

In der Ch. G. Kayser'schen Buchhandlung ist erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Dr. Ludwig Dankegott Cramer's

Vorlesungen

über die christliche Dogmatik,

mit literarischen Zusätzen herausgegeben von M. Friedrich August Adolf Näbe.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr., sonst 2 Thlr. 12 Gr.

Kaum verdient ein Buch allen Theologen unserer Zeit mehr empfohlen zu werden als das obige. In einer Zeit, wo so viele die Waffen der Finsterniß ergreifen, und das baufällige Gebäude veralteter Lehrsätze zu stützen bemüht sind, freut sich gewiß jeder Freund des Lichtes auf eine so lichtvolle, klare, aus den Tiefen gründlicher Wissenschaft geschöpfte Darstellung der christlichen Glaubenslehre zu treffen, wie sie in dem oben angezeigten Buche zu finden ist. Namentlich wird die Cramer'sche Dogmatik den frühern Schülern des verewigten Verfassers, die sich an der lebendigen Stimme desselben weideten, als eine dankenswerthe Gabe erscheinen. Auch hat der Herausgeber, Herr M. Näbe, als theologischer Schriftsteller rühmlichst bekannt, sehr reiche literarische Zusätze beigefügt, sodaß auch in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bleibt.

Das Erbrecht

nach römischen und heutigen Rechten

bearbeitet nach Haubold

von A. C. H. v. Hartitzsch, Oberhofgerichtsrath.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr., sonst 2 Thlr. 8 Gr.

Handbuch des in Deutschland geltenden Eherechts.

Mit besonderer Angabe des sächsischen und preußischen Rechts, bearbeitet von A. C. H. v. Hartitzsch.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr., sonst 2 Thlr. 21 Gr.

Um vorstehende höchst nützliche Werke allen Juristen so zugänglich als möglich zu machen, haben wir uns entschlossen den Preis auf unbestimmte Zeit herabzusetzen.

Soeben ist bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. erschienen:

Die Kunst der Bronzevergoldung

von Herrn d'Arcet,

Mitgliede der Ehrenlegion, Obermünzwardein u. s. w.

Eine von der königl. Academie der Wissenschaften zu Paris gekrönte Preisschrift.

Aus dem Französ. von Dr. J. G. L. Blumhof.

Zweite Auflage.

Mit 6 Steintafeln und 2 Tabellen. Gr. 8. 1833. Brosch. Preis: 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr. Rhein.

Der Verf. beschreibt in obiger Abhandlung auf eine faßliche Art das Vergolden der Bronze mittels des Goldamalgamas und des Quecksilbers zuerst in den verschiedenen Operationen, die Hauptmaterialien, welche der Arbeiter braucht, die Eigenschaft, die sie haben müssen, und die Mittel sie auszuwählen und zu präpariren; dann untersucht er jede Operation des Vergoldens, besonders die am nachtheiligsten auf die Gesundheit der Arbeiter wirkende, nebst Mittel zur Abhülfe. Der übrige reichhaltige Theil ist im Werke selbst nachzulesen.

Im Verlags-Comtoir in Braunschweig ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Praktische Anweisung zur sparsamen Führung

eines anständigen, bürgerlichen Haushalts.

Auf langjährigen Erfahrungen begründet

von

einer erfahrenen Hausfrau im nördlichen Deutschland.

Kl. 8. Preis: 18 Gr.

Poetische Werke von Dr. Karl Köchy. Elegant broschirt.

Kl. 8. 1ster Theil. Preis 1 Thlr.

Bei Karl Joseph Becker in Elberfeld sind erschienen, und in jeder soliden Buchhandlung vorräthig zu finden:

Biblische Dichtungen.

Von

J. P. Lange

(evangelischem Pfarrer in Langenberg).

8. Elegant geh. Preis 22½ Sgr.

Tholuck's „Literarischer Anzeiger", 1832, Nr. 20, sagt Folgendes über die Trefflichkeit dieser Dichtungen:

„Diese Sammlung hat uns angenehm an Knapp's Poesien erinnert. Mit wenigen Ausnahmen tragen sie den Charakter, den echte Dichtungen haben müssen: „„Der Dichter macht sie nicht, sie dichten sich selber in seiner Brust."" Wir können sie — sie haben auch ein nettes Aeußere — mit gutem Gewissen zu Geschenken, sowol an Solche, welche schon wissen, was sie an Christo im Leben haben, als an Solche, welche ihn wenigstens in der Kunst lieben, empfehlen. Recht lieblich ist es, daß der Verfasser die ganze biblische Geschichte durchgeht, und vom Paradies bis auf Golgatha seine Blumen pflückt. Das erste Lied hat die Ueberschrift: Das Paradies, das letzte: Paulus."

Herm. Nathusius in Hundisburg bei Magdeburg ersucht alle Naturforscher und Sammler, ihm von allen europäischen *Nagern*, besonders den Arten, welche Linné unter dem *genus Mus* begriff, einige Exemplare zum Ausstopfen, vorzüglich aber zum Skelettiren, mit der Post zu schicken — am besten in einem Glas mit Branntwein, ohne weitere Zubereitung. — Er ist bereit auf Verlangen dagegen Skelette, Vogelbälge oder Meer- und Flussthiere, auch getrocknete Pflanzen zu schicken.

Herabgesetzter Preis.

Um vielfältigen Wünschen zu genügen habe ich mich entschlossen, das bekannte, für jeden Buchhändler, jeden Antiquar und jeden Bücherfreund unentbehrliche

Allgemeine Bücherlexikon

von Wilhelm Heinsius,

sieben Bände in groß Quart, 427 Bogen enthaltend, im Preise zu ermäßigen, und ist dasselbe für 20 Thlr. von mir zu beziehen. Auch einzelne Bände erlasse ich zu verhältnißmäßig billigen Preisen. Später wird ein Supplementband das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Leipzig, im Oktober 1832.

F. A. Brockhaus.

Abstract

Introduction: Periprosthetic fractures around total knee arthroplasty (TKA) are increasing in incidence as the number of primary TKAs performed annually rises. Management is challenging because the fracture must be treated while preserving the function of a well-fixed implant.

Methods: We retrospectively reviewed 142 consecutive periprosthetic fractures around TKA treated between 2008 and 2018 at two level-1 trauma centers. Fractures were classified using the Lewis and Rorabeck system. Outcomes included time to union, range of motion, and the Knee Society Score.

Results: Distal femoral fractures (Lewis and Rorabeck type II) were the most common (61%). Locked plating achieved union in 94% of cases at a mean of 14 weeks. Revision of the implant was required in 23% of fractures with loosening.

Conclusion: Locked plating is a reliable option for periprosthetic fractures around a well-fixed TKA. Revision should be considered when the implant is loose.

der Vögel. Erstes Heft, mit 12 fein colorirten Kupfertafeln, nebst Text. Gr. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

* Der Herr Herausgeber vermag in dieser Sammlung Ausgezeichnetes zu leisten, da die Ornithologie zu seinen Lieblingsstudien gehört. Er hat sich überdem entschlossen, den Stich der Platten selbst zu übernehmen und unter seiner besondern Leitung das Coloriren besorgen zu lassen, es werden sich daher diese Kupfertafeln durch Treue vor ähnlichen Ausgaben auszeichnen. Späterhin tritt ein erhöheter Ladenpreis ein.

Lustfeld, Der Kinder, oder erste belehrende Mittheilungen der Mütter an ihre Kleinen. Zugleich als erstes unterhaltendes Lesebuch für Kinder. Von dem Verfasser von „Der Knaben Lustwald", „Der Mägdlein Lustgarten" u. s. w. Mit Kpfrn. und Vignetten. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr., oder 2 Fl. 12 Kr.

Lustwandlungen auf der Morgenaue des Lebens, zur Erheiterung und Belehrung der weiblichen Jugend. Vom Herausgeber von „Der Mägdlein Lustgarten." 2 Bände. Zweite Ausgabe mit 2 Kupfern und 2 Vignetten, nach den genialen Zeichnungen Fellner's, meisterhaft in Kupfer gestochen von Barth, Fleischmann und Grünewald. Gr. 12. Geb. 2 Thlr. 25 Sgr., oder 4 Fl. 48 Kr.

von der Nahmer, W., Handbuch des rheinischen Particularrechts. Dritter Band.

Auch unter dem Titel:

Entwickelung der Territorial- und Verfassungsverhältnisse der deutschen Staaten an beiden Ufern des Rheins, vom ersten Beginnen der französischen Revolution bis in die neueste Zeit; oder Ausmittelung der im Großherzogthum Hessen, Herzogthum Nassau, in den königlich preußischen Regierungsbezirken Coblenz, Trier, Aachen, Köln und Düsseldorf, und den rheinischen Besitzungen von Baiern, Oldenburg, Koburg und Hessen-Homburg enthaltenen frühern Territorien, und Einleitung in ihre Geschichte und ältern Staatseinrichtungen. Ein Handbuch für Staatsmänner, Rechtsgelehrte und Verwaltungsbeamte. Mit Tabellen. Gr. 8. 4 Thlr., oder 6 Fl. 48 Kr.

Rheinisches Taschenbuch, auf das Jahr 1833, herausgegeben von Adrian. Mit 11 Kupfern zu Byron's und Cooper's Werken von anerkannt guten Meistern ausgeführt. In ordinairem Einband 1 Thlr. 20 Sgr., oder 3 Fl. In Pariserband 2 Thlr. 25 Sgr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Schopenhauer, Johanna, Neue Novellen. 3 Theile. 3 Thlr., oder 5 Fl.

Shakspeare, William, the plays accurately printed from the Text of Mr. Steevens, last Edition, with historical and grammatical explanatory Notes in German. By *J. M. Pierre*. Volume II. Containing: *King Lear*. Gr. 12. 10 Sgr., oder 36 Kr.

Solomé, Dr. J. A., Der Selbstlehrer. Ein Lehr- und Uebungsbuch für den Privat- und Selbstunterricht in der französischen Sprache. 2 Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr., oder 4 Fl.

Solomé, Dr. J. A., Lehr- und Uebungsbuch der französischen Sprache für den Unterricht in Classen. Ersten Theiles erste und zweite Abtheilung. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. 26¼ Sgr., oder 1 Fl. 30 Kr. Zweiten Theiles erste und zweite Abtheilung. 26¼ Sgr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Das Stelldichein im Tivoli, oder Schuster und Schneider als Nebenbuhler. Localposse mit Gesang in 2 Akten, vom Verfasser des „Alten Bürgercapitain". 15 Sgr., oder 45 Kr.

Storch, Ludwig, Malers Traum. Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Sgr., oder 3 Fl.

Usener, Senator Dr. F. Ph., Die Frei- und heimlichen Gerichte Westfalens. Ein Beitrag zu deren Geschichte, nach Urkunden aus dem Archive der freien Stadt Frankfurt. Mit 89 Urkunden, 2 Tabellen und 36 Siegelabbildungen. Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 50 Kr.

Wild, C. A., Praktischer Universal-Rathgeber für den Bürger und Landmann. Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen, enthaltend Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs-, Gesundheits- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, des Luxus und des Handels. Aufs Neue gänzlich umgearbeitet von H. A. Friedrich. Fünfte, durchaus umgearbeitete, verbesserte und mit 300 neuen geprüften Recepten vermehrte Auflage. 2 Theile, mit 2 Steintafeln und 2 Tabellen. Mit königlich würtembergischem Privilegium. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Zehner, H. G., Die Treuringe. Novelle. Geheftet. 11¼ Sgr., oder 40 Kr.

Zehner, H. G., Die Pietistin. Novelle. 1 Thlr. 10 Sgr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Bei C. J. Becker in Elberfeld ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Versuch
über die
Römischen Plebejer
der ältesten Zeit.

Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats.

Bearbeitet von
Dr. G. Strässer.

Gr. 8. Geheftet. Preis 17½ Sgr.

Der Verfasser will durch diese Schrift seinen Theil dazu beitragen, dass die Hypothesen, zumal solche, welche mit den Quellen unvereinbar sind, aus der Geschichte verbannt, und dass vor Allem keine geschichtlichen Gebäude auf solcher schwankenden Grundlage aufgebaut werden.

In diesem Sinne ist hier Niebuhr's Ansicht der alten römischen Verfassung, nebst manchen Hypothesen Anderer bekämpft, und so, obgleich das Werkchen nur eine Einleitung zu einer weit grössern Arbeit ist, kann es als eine geschlossene Abhandlung über die Verhältnisse der Stände im alten Rom, der Patricier, Plebejer, Ritter, Clienten u. s. w. für sich das Interesse des Geschichtsforschers in Anspruch nehmen.

Stuttgart. In der Hallberger'schen Verlagshandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tagebuch eines Neuvermählten
auf
seiner Hochzeitsreise
an
den Bodensee und in einen Theil der Schweiz
in
Briefen an einen Freund.

8. Eleg. brosch.

1 Thlr. — 1 Fl. 48 Kr.

Der Leser erwarte in diesem Tagebuch nicht blos eine Beschreibung reizender Schweizergegenden, obgleich es auch in dieser Beziehung angenehm und geistreich unterhält. Es bietet noch ein besonderes, höheres Interesse. Wir belauschen die Empfindungen eines Glücklichen, der es zu sein verdient, eines jungen Gatten, der den Lenz der Gefühle als ein Weiser durchlebt und uns durch seine Persönlichkeit so lieb wird als sein Buch. Seelenadel, begeisterter Sinn für alles Schöne, Bildung, die mit der Milch des classischen Alterthums genährt

wurde, und die Gabe, auf das Anmuthigste zu erzählen, sind die auszeichnenden Eigenschaften des Verfassers dieses Tagebuchs, das wir besonders zu Brautgeschenken empfehlen, und das in keinem Lesezirkel, in keiner bessern Lesebibliothek fehlen darf.

Gedichte
von
Henriette Ottenheimer.
8. Eleg. geh.
21 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Der Enthusiast
von
F. L. Bührlen.
2 Bände. 8. Geh.
3 Thlr. — 6 Fl.

Die Augen von vielen Empfänglichen, die, was der Verfasser als Novellendichter und im Gebiete der Kunst- und Lebensphilosophie seit so manchem Jahre der Lesewelt spendete, freundlich aufnahmen, werden auf diese Anzeige fallen. Sie werden sich freuen, zu erfahren, daß sich derselbe in einem neuen Genre versucht hat, in einem größern Roman, in dem sich jeder Verehrer der Kunst und nicht gemeiner Weltanschauung mit Vergnügen ergehen und spiegeln wird. Wir sind gewiß, daß die Zahl Derer bedeutend sein wird, die sich um den Erzählenden sammeln, denn sie muß aus Allen bestehen, die für Geistreiches Sinn haben, und daran ist Gottlob in Deutschland kein Mangel.

In allen Buchhandlungen ist zu 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.) zu haben:

Gothaischer genealogischer
Hofkalender auf das Jahr 1833.
Gotha, bei Justus Perthes.

Der Werth und die Zuverlässigkeit dieses nun zum 70sten Mal auch französisch unter dem Titel: Almanach de Gotha, erscheinenden Almanachs ist an allen Höfen Europas, sowie von Diplomaten und Geschäftsmännern jeden Standes entschieden anerkannt.

Genealogisches Taschenbuch
der deutschen gräflichen Häuser
auf das Jahr 1833. Siebenter Jahrgang.
Preis 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Dasselbe enthält die Genealogien von mehr als 400 gräflichen Stämmen und außerdem noch wichtige Zugaben.

In der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reischle, C., Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische für den öffentlichen und Privatgebrauch. Gr. 8. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Schöne Literatur.

Bei Gerhard in Danzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen von Otto v. Deppen. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Preußenlieder, von Otto v. Deppen. 8. Brosch. Preis 8 Gr.

Saitenklänge von Emil Hecker. 8. Brosch. Preis 1 Thlr.

Neues Odeum, von Gustav Lening. Eine Sammlung deutscher Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts, zur geselligen Unterhaltung in freundschaftlichen Kreisen. Nebst einem Anhang in Prosa. Taschenformat. Brosch. Preis 8 Gr.

Bei M. DuMont-Schauberg in Köln ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Gibt es eine Philosophie
des
positiven Christenthums?
Die Frage über Leben und Tod
des neunzehnten Jahrhunderts.
Beantwortet
von
Dr. Johann Heinrich Pabst.
76 S. gr. 8. In sauberm Umschlage geh. 10 Gr. — 45 Kr.

Neue Verlagsbücher und neue Auflagen,

welche im Jahr 1832 bei H. R. Sauerländer in Aarau erschienen, und in allen bekannten Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz um die beigesetzten Preise vorräthig zu haben sind.

Bronner, Fr. X. (Archivar des Cantons Aargau), Anleitung, Archive und Registraturen nach leicht faßlichen Grundsätzen einzurichten und zu besorgen. Gr. 8. 45 Kr., oder 12 Gr.

Hirzel, C., Praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Achte viel verbesserte Auflage von C. v. Orell. Gr. 12. 54 Kr., oder 14 Gr.

Hirzel, C., Neues französisches Lesebuch. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben; vervollständiget von C. von Orell, dem Revisor von dessen Grammatik. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 45 Kr., oder 12 Gr.

Dictionnaire français-allemand, à l'usage des écoliers, première partie; und deutsch-französisches Wörterbuch, zweiter Theil; zum Gebrauch für Schüler, welchen Hirzel's französische Grammatik zum Unterricht dient. Beide Theile in einem Band. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1 Fl. 30 Kr., oder 20 Gr.

Orell, C. von, Kleine französische Sprachlehre für Anfänger, namentlich für solche, mit welchen der Lehrer späterhin die von dem Verfasser mehrmals revidirte Hirzel'sche Grammatik zu durchgehen gedenkt. In 12. 13½ Bogen. 24 Kr., oder 6 Gr.

Histoire de la nation suisse par Henri Zschokke, traduite de l'allemand par *Ch. Monnard*. Nouvelle édition revue par le traducteur. En 12. Papier ordinair 1 Fl. — 16 Gr.

Keller, G. Victor, Katholikon, für Alle unter jeder Form das Eine. Dritte verb. Aufl. Gr. 8. Weiß Pap. 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr. Halbw. Papier 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

Legende, Goldene, oder wahre und kurze Glaubens- und Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes. Ein Erbauungsbuch zur Beförderung des echten Christenthums auf jeden Tag des Jahres. Zweite sorgfältig revidirte Ausgabe. Gr. 8. 2 Fl. 30 Kr. — 1 Thlr. 16 Gr.

Maltens, H., Bibliothek der neuesten Weltkunde. Neue Folge. Jahrgang 1832. Zwölf Theile in vier Bänden. 12 Fl., oder 8 Thlr.

Moskau und Petersburg beim Ausbruch der *Cholera morbus*. Blätter aus dem Tagebuch eines Reisenden. Mit Bemerkungen über die bisher gemachten Erfahrungen von dieser Krankheit von Dr. Th. Zschokke. 8. Geh. 30 Kr., oder 8 Gr.

Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote. Ein Volksblatt von H. Zschokke. 29ster Jahrgang 1832; in

gr. 4. mit Stempelgebühr für 52 Nummern. 3 Fl. 20 Kr., oder 2 Thlr. 4 Gr.

Der Nachläufer für 1832 hierzu besonders 1 Fl. 40 Kr., oder 1 Thlr. 2 Gr.

Dieses Volksblatt wird auch im nächsten Jahr 1833, als dem dreißigsten Jahrgang fortgesetzt, und es kann dieses Blatt den auswärtigen Verlegern für ihre literarischen Anzeigen noch insbesondere empfohlen werden, indem solche dadurch in der Schweiz zur allgemeinen Kenntniß gelangen.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Dreizehnte vollständige Originalausgabe, in 12 Theilen in Taschenformat. Auf ordinairem Papier 6 Fl. — 4 Thlr. Auf weißem Papier 8 Fl. — 5 Thlr. 8 Gr.

Desselben Werkes vierzehnte vollständige Originalausgabe in grobem Druck. Auf halbweißem Papier 7 Fl. 30 Kr. — 5 Thlr.

Desselben Werkes funfzehnte vollständige Originalausgabe in großem Bibelformat und in reinem Druck; zwei Abtheilungen in einem Band. Auf halbweißem Papier 3 Fl. 45 Kr. — 2 Thlr. 12 Gr.

Diese wohlfeilste Ausgabe hat sich schnell verbreitet, und ist nun nach kaum beendigtem Druck auch schon wieder vergriffen. Es ist bereits mit dem Druck der sechzehnten Auflage angefangen worden, welche in demselben großen Bibelformat auf halbweißem Papier und zu dem gleichen Preis à 3 Fl. 45 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr., erscheint; die erste Lieferung wird bis im nächsten Monat November in allen Buchhandlungen zu haben sein, wo man vorläufig Bestellungen darauf annimmt; der Druck dieser wohlfeilsten Ausgabe wird ununterbrochen fortgesetzt, und bis zur künftigen Ostermesse beendigt sein.

Kleine gesammelte Schriften von Dr. Paul Usteri, weiland Amtsbürgermeister und Präsident des großen Raths des eidsgenössischen Standes Zürich. Ein Band in groß Octavformat auf weißem Papier. 2 Fl. 45 Kr. — 1 Thlr. 20 Gr.

Prometheus. Für Licht und Recht. Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. Gr. 8. Geh. Erster und zweiter Theil, jeder Theil 3 Fl., oder 2 Thlr.

Ueber die Erscheinung dieser neuen Zeitschrift des verehrten Herrn Herausgeber, sowie über ihre äußerst günstige Aufnahme sind uns bis jetzt auf dem Wege des ausgebreiteten Buchhandels aus allen Gegenden die erfreulichsten Berichte zugekommen, und wir haben bei diesem Anlaß abermals wahrnehmen können, welcher hohe Grad von Achtung, Liebe und Verehrung Hrn. Zschokke auch im Ausland zu Theil geworden. — Der zweite Theil, welcher hauptsächlich den Briefwechsel zwischen dem verewigten Herrn C. von Bonstetten in Genf und dem Herausgeber enthält, und der der gebildeten Lesewelt einen interessanten Genuß gewähren wird, ist sehnlichst erwartet; der Druck desselben soll daher im nächsten Monat beendigt, und die Versendung im Oktober bewerkstelligt werden.

Zschokke's ausgewählte historische Schriften. Sechzehn Theile in Taschenformat. Weiß Pap. 8 Thlr. — 12 Fl. Ord. Pap. 6 Thlr. — 9 Fl.

Dessen ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. Zehn Theile in Taschenformat. Weiß Pap. 9 Thlr. 16 Gr. — 14 Fl. 30 Kr. Halbweiß Papier 6 Thlr. 16 Gr. — 10 Fl.

Dieselbe vollständige Sammlung in Einem Bande in groß Medianoctav. Weiß Pap. 7 Thlr. 8 Gr. — 11 Fl. Halbweiß Pap. 5 Thlr. — 7 Fl. 30 Kr.

Diese beiden Ausgaben der historischen und belletristischen Schriften bilden die ausgewählte Sammlung von H. Zschokke's Schriften.

Teatro Español anterior á Lope de Vega. Por el Editor de la Floresta de Rimas Antiguas Castellanas. Hamburgo, Fred. Perthes. 1832. 8. IV und 471 S. 2 Thlr. 18 Gr.

Nachdem der Verfasser des obengenannten Werkes, Herr J. N. Boehl von Faber in Puerto Santa-Maria, Mitglied der k. spanischen Akademie, uns in drei Bänden eine von allen Kennern der spanischen Sprache und Literatur im In- und Auslande hochgerühmte Auswahl des Besten geliefert hat, was die Anfänge und die Blütezeit der castilischen lyrischen Poesie hervorgebracht haben, gibt derselbe jetzt der gebildeten Welt eine gleiche Blumenlese der dramatischen Dichtung desjenigen Volkes, welches unstreitig das reichste der Erde in diesem Fache ist, und nebst dem englischen noch immer als unerreichtes Muster für Mitzeit und Nachwelt dasteht. Das gegenwärtige neue, auf zwei Bände berechnete Werk, von welchem der erste ebenso schön wie jene lyrische Blumenlese ausgestattete Band soeben die Presse verläßt, wird hauptsächlich das, nicht nur im Auslande, sondern auch in Spanien selbst wenig gekannte Kinder- und Jugendalter einer Dichtungsart umfassen, deren gereifte Früchte aus der Manneszeit, in den Werken eines Cervantes, Calderon, Moreto und Lope de Vega, allein diesseits der Pyrenäen und auch unter uns mehr oder minder Zugang und Verbreitung gefunden haben.

Vierundzwanzig der besten Hervorbringungen der vier Patriarchen des spanischen Dramas sind es, welche, den gegenwärtigen Band bildend, dasselbe von seiner Wiege bis zum ersten kraftvollen Jugendalter hindurchführen. Diese hier der Zeitfolge nach vorgeführten Dichter sind Juan del Encina, dessen abgedruckte Weihnachtsfeier 1492, als das erste ordentliche Schauspiel in Spanien, dargestellt wurde, und den Uebergang von den Mysterien und Sittenspielen des Mittelalters zum eigentlichen Drama bildet. Ihr folgen fünf andere Stücke des nämlichen Dichters. Demnächst Gil Vicente und Torres Naharro, der Erste mit acht, der Andere mit vier Stücken, beide Portugiesen von Geburt, von denen jener leider nur Weniges in spanischer Sprache geschrieben hat. Endlich Lope de Rueda mit sechs Stücken, gerade so, wie es sich auch bei den dramatischen Literaturen anderer Völker trifft, selbst Schauspieler, der Lieblingsdichter seiner Mitwelt, und ein Komiker vom größten Werthe für alle Zeiten.

Den Schluß des Bandes macht eine Erklärung veralteter, sich in keinem Wörterbuche findender Ausdrücke, sowie einige Andeutungen für deutsche Leser, in unserer Sprache, nach Art der gemüthvollen und belehrenden Fingerzeige am Schlusse der drei Bände der lyrischen Blumenlese.

Der Preis des Ganzen ist, bei der unglaublichen Seltenheit der in und außer Spanien fast gar nicht gekannten oder verloren gegangenen, mit großer Mühe zusammengebrachten Originale, sowie bei der Schönheit der Ausstattung und dem kleinen Publicum, welches solch ein Werk findet, gewiß äußerst billig zu nennen.

Soeben erscheint bei uns und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Coup d'oeil sur l'état politique du royaume de Pologne sous la domination russe pendant les quinze années de 1815—30. Par un Polonais. Gr. 8. 21 Bogen. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese Schrift liefert die wichtigsten Aufschlüsse über die Zeit von 1815—30 und erklärt so die spätern Ereignisse.

Paris, im Oktober 1832.

Heideloff und Campe.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

ANKÜNDIGUNG
und
Einladung zur Subscription.

LEBEN UND WERKE
DES
DÄNISCHEN BILDHAUERS
BERTEL THORWALDSEN
DARGESTELLT
VON
J. M. THIELE,

PROFESSOR, SECRETAIR AN DER KÖNIGL. AKADEMIE DER SCHÖNEN KÜNSTE, WIE AUCH AN DER GROSSEN KÖNIGL. BIBLIOTHEK ZU KOPENHAGEN.

IN ZWEI THEILEN.

Mit 180 Kupfertafeln und einem Facsimile.

Gross Folio. Auf dem feinsten Velinpapier. Sauber cartonnirt.

Subscriptionspreis **des ersten Theiles, 31 Bogen Text, 80 Kupfertafeln und ein Facsimile, 20 Thaler.**

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Der grosse Künstler, der selbst das Bedürfniss fühlte, in einem sein Leben und seine Leistungen umfassenden literarischen Werke den Blicken seiner zahlreichen Freunde näher zu treten, veranlasste den Verfasser durch eigne Aufforderung und Mittheilung zu dieser dem kunstliebenden Publicum hierdurch dargebotenen Arbeit, die bereits in der früher zu Kopenhagen erschienenen dänischen Ausgabe eine allgemeine Theilnahme fand. Sie muss um so willkommener sein, da man bisher nur so wenig von dem inhaltreichen Leben Thorwaldsen's wusste, und auch die meisten seiner weltberühmten Kunstwerke nur Denen, welche so glücklich waren, sie in Rom zu sehen, bekannt sind. Eine einzelne Periode seiner Lebensgeschichte ist zwar, obschon unvollständig, früher beschrieben worden; aber was dieser Periode voranging oder auf dieselbe folgte, ist dem grössten Theile des Publicums so gänzlich unbekannt, dass man nicht einmal mit Sicherheit weiss, inwiefern sich die Dänen diesen Künstler als ihren Landsmann zueignen dürfen.

Der Verfasser, der seine Materialien mühsam gesammelt und mit Fleiss und Liebe geordnet, hat dadurch einem jetzt schon grossen und in der Zukunft noch fühlbarer werdenden Mangel im Kunstpublicum abzuhelfen gesucht, indem er bisher ganz unbekannte Nachrichten in diesem Werke mittheilt, welche für wichtig gelten dürfen, so lange Thorwaldsen's Name unter denen der ersten Künstler der Welt wird genannt werden. In der Meinung aber, dass die blosse Beschreibung der Kunstwerke, wäre sie auch ganz auf eine des Gegenstandes würdige Weise geglückt, doch bei weitem keine befriedigende Vorstellung von der Schönheit der Composition geben könne, hat der Verfasser die Mittel, in deren Besitz er sich glücklicher Weise befand, angewendet, um eine Sammlung von Umrissen aller noch aufbewahrten Arbeiten (seine Büsten allein ausgenommen), die Thorwaldsen je ausgeführt hat, von dem ersten Prämienstück in den Schulen der Akademie an, bis zum letzten Werke seiner reichhaltigen ruhmgekrönten Jahre, zu veranstalten. Die Zeichnungen, 180 an der Zahl, welche theils in Rom unter Thorwaldsen's eigner Aufsicht von Künstlern wie Bissen und Lindau, theils in Kopenhagen unter Leitung der Professoren Eckersberg, Lund und Freund gearbeitet sind, erscheinen daher hier in einer Reihe geschmackvoller und feiner Kupferstiche.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XL.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Ein Supplementband zu allen frühern Auflagen des Conversations-Lexikons, sowol in den leipziger Originalausgaben als den verschiedenen Nachdrücken, aber auch ein

für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, im Aeußern mit der siebenten Auflage des Conversations-Lexikons übereinstimmend.

In Heften von acht Bogen, jedes
auf weißem Druckpapier sechs Groschen.
auf gutem Schreibpapier acht Groschen.
auf extrafeinem Velinpapier funfzehn Groschen.

Leipzig, F. A. Brockhaus.

Das in der siebenten Auflage umgestaltete Conversations-Lexikon ist in dem zweiten Abdrucke, der nach dem schnellen Absatze von 12,000 Exemplaren schon 1829 beginnen mußte, hinsichtlich der Zeitgeschichte und der allgemeinen politischen und literarischen Verhältnisse, nur in kurzen Zügen bis an die Schwelle der ereignißreichen und verhängnißvollen Zeit, in welcher wir leben, fortgeführt worden. Es mußte sich daher bei den raschen Fortschritten in der Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes, die der Charakter der Gegenwart sind, und bei der lebendigen Theilnahme, mit welcher die Zeitgenossen diese Entwickelung betrachten, bald das Bedürfniß ankündigen, ein Werk, das sich seit einem Vierteljahrhundert als ein treuer und besonnener Führer und Berather im Gedränge der Ereignisse erprobt hat, mit den wechselnden Zeitverhältnissen stets gleichen Schritt halten zu sehen. Diesem Bedürfnisse will die unterzeichnete Verlagshandlung durch das von ihr unternommene

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur

entgegenkommen. Während das neue Werk, dem frühern in Anlage und Form gleich, dieses durch umfassende Bearbeitung der Zeitgeschichte in allen ihren Beziehungen auf gesellschaftliche Verhältnisse, Politik und Literatur ergänzen, und den Besitzern der frühern Auflagen auf diese Weise ein vollständiges Hülfsbuch verschaffen soll, wird es aber auch ein für sich bestehendes Ganzes bilden, insofern alle darin enthaltenen Artikel in sich abgeschlossene Darstellungen sind. Es wird daher in der Regel kein Artikel darin Platz finden, der bereits in den frühern Auflagen des Conversations-Lexikons enthalten ist, es wäre denn, daß ein Gegenstand durch die Zeitereignisse eine erhöhte Wichtigkeit und eine andere Bedeutung gewonnen hätte, aber auch solche Artikel werden, vom Standpunkte der Gegenwart aufgefaßt und bearbeitet, als neu erscheinen.

Das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur wird Alles umfassen, was in den Jahren 1829 bis 1832 im öffentlichen Leben, in der Wissenschaft und in der Kunst bedeutend hervorgetreten ist, und die Verlagshandlung darf hoffen, das Werk auf das befriedigendste ausführen zu können, da es ihr gelungen ist, die thätigste Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrten in und außer Deutschland für ihren Plan zu gewinnen, und die zur Bearbeitung der biographischen Artikel nöthigen Mittheilungen aus den sichersten Quellen zu erhalten. Die großen und folgenreichen Zeiterscheinungen werden mit der Unbefangenheit, die Demjenigen möglich ist, der als Zuschauer des bewegten Lebens der Gegenwart ein klares Auge bewahrt, betrachtet, aber auch mit der Theilnahme dargestellt werden, die dem Bilde der Zeit Wahrheit und Wärme gibt. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß die politischen Umgestaltungen, welche mehre deutsche Staaten in den letzten drei Jahren erfahren haben, sowie die Entwickelungen des constitutionnellen Lebens überhaupt, eine eingreifende Darstellung erhalten sollen, die gründliche Würdigung mit anständigem Freimuth verbinden wird, und es ist für die Bearbeitung dieser wichtigen Gegenstände die Theilnahme von Männern gewonnen worden, die den Ereignissen nahe, ja in der Mitte derselben standen.

Die Tendenz und der Reichthum des angekündigten Werkes lassen sich am bestimmtesten bezeichnen, wenn einige der interessantesten Artikel aus dem ersten Bande hier angeführt werden:

Ablösung der Grundeigenthumsbelastungen. — Absolutismus. — Acupunctur. — Adlersperre (Georg). — Adrianopel (Einnahme und Friede von). — Afrika. — Aegypten. — Afjerman. — Algier. — Amerika. — Andrada (Familie). — Anwaltgesellschaften. — Argout (d'). — Armansperg. — Armencolonien. — Artesische Brunnen. — Asien. — Auber. — Auslieferung. — Australien. — Baden. — Baiern. — Barrikaden. — Barthe (Felix). — Barthélemy und Méry. — Basel (Verfassungsänderung und Unruhen in der neuesten Zeit). — Beecher. — Belgien seit 1830. — Bern. — Béranger. — Berryer. — Bertin (Jean François — de Vaux). — Bewegung und Reaction. — Börne. — Bourmont. — Brasilien seit 1829. — Braunschweig. — Bronikowski. — Brougham and Vaux. — Calomarde. — Canning — Carlos (Don Maria Isidro). — Chassé. — Chlopicki — Cholera. — Clauzel. — Colonien, Colonisation. — Componisten, die bedeutendsten der neuesten Zeit. — Concordate der neuern Zeit. — Constitutionen der letzten fünf Jahre. — Constitutionnelles System. — Contagium und Miasma. — Cousin. — Czartoryski. — Dahlmann. — Dembinski. — Deutsche Kunst in der neuern Zeit. — Deutsche Literatur. — Deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen. — Deutsche Zoll- und Handelsvereine. — Deutschland. — Diebitsch-Sabalkanski. — Dienstpragmatik. — Diplomatie. — Domainenfrage. — Donker-Curtius. — Douville. — Dresden im Jahre 1830. — Dupin der Aeltere. — Dwernicki. — Einsiedel (Detlev, Graf von). — Eisenbahnen. — Emancipation der Juden. — Emancipation der Katholiken in England. — Emigrationsvereine. — England. — Englische Literatur. — Entdeckungsreisen. — Erdwärme und Centralfeuer. — Erfindungen und Entdeckungen der neuesten Zeit.

Aus diesen Andeutungen wird sich zur Genüge ergeben, daß das angekündigte Werk die wichtigsten Momente in der Darstellung der neuesten Zeitverhältnisse auffaßt. Jeden Vorschlag, der zur vollkommenern Ausführung des dargelegten Planes dienen kann, insbesondere

zum Opfer brachte. Der 6te November d. J. war der denkwürdige Tag, an welchem wir das Erinnerungsfest der Schlacht bei Lützen feierten, wovon der Plan mit den verschiedenen Stellungen der Armee beigefügt ist.

Herrmann, Prof. A.,

Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte. Für höhere Bildungsanstalten und Gymnasien. Nebst 4 Karten. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Der Verfasser, durch mehre historische Werke bekannt und Lehrer der Geschichte, gibt in diesem Lehrbuche eine zwar gedrängte, aber fließende, anziehende Darstellung der Geschichte, welche dem Zöglinge die Grundzüge der Ereignisse darstellt, dem Lehrer zur Erweiterung Anlaß und Raum verstattet.

Alle Theile der Geschichte sind mit Gleichmäßigkeit behandelt worden, der alten Geschichte ist darin dieselbe Sorgfalt gewidmet, wie der neuen, und 4 illuminirte Karten dienen zur Verdeutlichung der Vorträge über alte und mittlere Geschichte. Auch für Privatlehrer wird dies Handbuch, das zwischen einer trockenen Kürze und einer langweilenden Weitschweifigkeit den Mittelweg hält, sehr brauchbar sein, da besonders die nöthige Literatur bei jedem Hauptabschnitte zum Weiterlesen Nachweisung gibt. Winke zu Erläuterungen über das innere Volks- und Staatsleben, kurze Charakteristiken großer Männer, Anklänge zur Erinnerung an eine allgemeine Weltregierung der göttlichen Vorsehung, führen zu einer vielseitigen Behandlung der Geschichte und machen dieses Lehrbuch auch darum besonders empfehlungswerth.

Beobachtungen über die asiatische Cholera

angestellt und gesammelt in den Spitälern der Stadt Pesth in Ungarn, von Dr. J. Pólya und Dr. J. Grünhut. Mit Abbildungen der Krankheit und die numerischen Verhältnisse darstellenden Tabellen. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Dieses, vor allen andern Schriften über diese Krankheit sich auszeichnende Werk verdient die besondere Aufmerksamkeit aller Aerzte.

Casualmagazin für angehende Prediger,

von Grosse und Ziehnert. 3ter Band. 2te umgearbeitete Auflage, enthaltend Beicht- und Abendmahlsfeier. 20 Gr.

Wohlfahrt, A., Bibelsprüche,

als Grundlage des Christenthums, zum Auswendiglernen in Schulen. 8. (das Dutzend 1 Thlr. 12 Gr.) 4 Gr.

Werner, G, Die Rache. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ministers Battista Solani. 8. 1 Thlr.

Dieser höchst anziehende, auf Thatsachen sich begründende Roman ist allen Leihbibliotheken zu empfehlen.

Hilarius, jüdischer Hochzeittanz, für Pianoforte und Gesang. Neue Auflage. 3 Gr.

Störr, F., Rondoletto, für Pianoforte. 4 Gr.

Müller, W., 6 Musikstücke für 2 Violinen. 12 Gr.

Bei August Rücker in Berlin erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dulk, J. P., Handbuch der Chemie. Zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen und zum Selbstunterricht. 1ster Theil. Chemie der unorganischen Körper. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Hartmann, C. F. A., Lehrbuch der Eisenhüttenkunde. 1ste Abth., die Lehre von den Eigenschaften des Eisens, desgl. die von den Eisenerzen, den Brennmaterialien, den Gebläsen und der Roheisenerzeugung enthaltend. Mit einem Atlas von 10 Kupfertafeln. Gr. 8. 3 Thlr.

Mindnig, Naturgeschichte der Fische. Gr. 8. 12 Gr. (Hierzu eine Kupfertafel in Royalfolio mit 72 Abbildungen, schwarz 4 Gr., sauber colorirt 16 Gr.)

Schubarth, E. L., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Behufs seiner Vorträge und zum Selbstunterricht. 5te verbesserte Ausgabe. 4 Thlr.

Wimmer, F., Flora von Schlesien. Handbuch zur Bestimmung und Erkenntniß der phanerogamischen Gewächse dieser Provinz. Nebst einer gedrängten Einleitung in die Pflanzenkunde. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Jean Paul Fr. Richter's sämmtliche Werke.
13te Lieferung in 5 Theilen.

Bei Unterzeichneten erscheint als Supplement zu Jean Paul's Werken:

Jean Paul Friedrich Richter
in seinem Leben, seinem Wissen, seinen Planen und seinen Werken.

Fünf Bände, welche Neujahr und Ostern 1833 erscheinen.

Pränumerationspreis bis zum Erscheinen der ersten Bände: Drei Thaler Sächs. für das Ganze.

Späterer Ladenpreis: Fünf Thaler.

Wichtig für jeden Besitzer Jean Paul'scher Schriften als Commentar zu denselben.

Ausführliche Anzeigen sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Brüggemann's und Wigand's Verlags-Expeditionen in Leipzig.

W. Dessaga

Allgemeines Lesebuch

zur

Erwerbung und Bewahrung der gemeinnützigsten Kenntnisse

für Stadt und Land,

sowie

für Schule und Haus.

Zweiter Theil.

Auch unter dem besondern Titel:

Faßlicher Unterricht

in der

Menschen- und Weltkunde.

Ein allgemeines Lesebuch

für

Real-, Bürger- und Landschulen,

sowie für die

Anfangsclassen der Gelehrtenschulen.

Mit

zwei chronologischen Uebersichtstafeln der Weltgeschichte und der Erfindungen,

und

einem vollständigen Sachregister.

9 Gr., oder 36 Kr. Rhein.

ist nun erschienen und wird das Urtheil nicht minder rechtfertigen, welches über den ersten Theil die darmstädter Schulzeitung, 1832, I, Nr. 69, mit folgenden Worten gefällt hat:

„Der rühmlich bekannte und von uns seiner verschiedenen pädagogischen Werke halber mehrfach belobte Herr Verf. liefert hier ein Lehrbuch der gemeinnützigen Kenntnisse, wie wir deren noch keins besitzen; und mögen auch die Werke eines Wagner, Hempel, Schlez, Schwabe u. A. wegen ihrer eigenthüm-

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ein sehr empfehlungswerthes Weihnachtsgeschenk
für
Töchter gebildeter Familien.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Weltgeschichte
für
Töchterschulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen
von
Friedrich Nösselt.
Vierte, verbesserte und stark vermehrte Auflage.
Mit drei Kupfern.
3 Bände. Gr. 8. Preis 3 Thlr. 25 Sgr.

Dieses Lehrbuch der Weltgeschichte, welches soeben in einer vierten, verbesserten und vermehrten Auflage erschienen ist, zeichnet sich durch gute Auswahl Dessen, was aus dem weiten Gebiete der Geschichte für das weibliche Geschlecht lehrreich, bildend und unterhaltend ist, sowie durch die Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten, vortheilhaft aus. Zu einem angenehmen Weihnachtsgeschenk dürfte es ganz besonders geeignet sein; es wird ebenso sehr wahre Bildung befördern, als zur angenehmen Unterhaltung dienen.

Buchhandlung Josef Max u. Comp.
in Breslau.

Anatomie und Physiologie.

Bei Leopold Voss in Leipzig erschien soeben:

Burdach, K. F., Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Vierter Band, mit Beiträgen von Johannes Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Gr.

Meckel, J. F., Archiv für Anatomie und Physiologie. In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben. Sechster Band. 1stes und 2tes Heft. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 8. Jeder Band von 4 Heften 4 Thlr.

Rapp, W., Die Verrichtungen des fünften Hirnnervenpaars. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 4. Cartonnirt. 1 Thlr.

Bei E. Schulze in Celle ist erschienen und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Dr. Wöltje, Versuch einer rationellen Construction des modernen Tonsystems.
Mit 9 Notentaf. 13½ Bogen. 21 Gr.

Der Werth dieses, unser Tonsystem von einer ganz neuen Seite betrachtenden, dessen erfreulichste Aufklärung beschaffenden, und ganz neue Entdeckungen enthaltenden Buches war schon vor seinem Erscheinen in der leipz. Allgem. musikal. Zeitung, 1831, Nr. 29, anerkannt, als nachher wiederum von deren Redaction in Nr. 33 d. J. darüber unter Anderm gesagt wurde: „Nur empfehlen wollen wir diesen Versuch einer rationellen Construction unsers heutigen Tonsystems als ein der Beachtung würdiges Werk eines geachteten und achtbaren Kunstfreundes, dessen genaue Durchforschung mancherlei förderliche Gedanken erwecken und manchen Tüchtigen vielleicht wieder Veranlassung zur Auffindung eines neuen Weges werden wird in einer Sache von kunstwissenschaftlicher Bedeutung."

Celle, im Okt. 1832.

E. Schulze, Buchhändler.

Im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allemannische Lieder
von Heinrich Hoffmann von Fallersleben.
Ste vermehrte Auflage. 8. Geh. 12 Gr.

Ueber die neue naturgemäße Obstbaumzucht zur Herstellung guter Obstbäume durch Edelkerne und Kreisnarbe der Aeste, ohne Impfung und von der Veredelungsmethode durch Verstutzen und Spornschnitt.
Von G. Sander. 8. Geh. 4 Gr.

Gründliche und faßliche Anweisung zur Verfertigung kleiner Lustfeuerwerke.
Zunächst für Dilettanten der Feuerwerkskunst
von Martin Websky.
Mit 29 Figuren. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Die Statuten der Stadt Breslau
mit beigefügtem Commentar nach der Bearbeitung des verstorbenen Justiz-Commissionsrath und Notariatsdirector Uber.
Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Christliche Abendandachten.
Von Johann Wilhelm Fischer,
Consistorialrath und Pastor prim. zu Breslau.
Mit 1 Titelkupfer. Gr. 8. Elegant geh. 1 Thlr.

Dies mit dem größten Beifall aufgenommene Andachtsbuch für Gebildete enthält in der ersten Hauptabtheilung 52 Betrachtungen, in der zweiten 15 über die hohen Feste und andere festlichen Tage, jede dieser Andachten über eine Bibelstelle, deren Inhalt für den Abend sich eignet oder auf die letzten Stunden des Tages angewendet werden können, in der dritten Abtheilung 6 Lebensbilder aus der evangelischen Geschichte.

In der Neuen Munk'schen Buchhandlung in Posen ist soeben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 Gr. zu beziehen:

Oddział drugi nowego Parnassu polskiego zawierający
Poezye
Antoniego Edwarda Odyńca, in Einem Bande
in gr. 8. Geh.

Der Verfasser hat sich durch seine vortrefflichen Balladen, andere Gedichte vermischten Inhalts und das Drama Izora einen classischen Ruf erworben, und seine Geistesproducte verdie-

here Schulanstalten und für Freunde der Wissenschaft. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Volger, Dr. W. F., Handbuch der Geographie für gebildete Leser und für höhere Schulanstalten. 2te sehr verm. u. umgearb. Aufl. 2 Bde. in gr. 8. mit Tab. und vollst. Namenregister. 2 Thlr. 4 Gr.

— —, Dessen Anleitung zur Länder- und Völkerkunde, für Bürger- und Landschulen, sowie zum Selbstunterrichte. 2 Bände mit 6 Tabellen. 2te gänzlich umgearb. und verm. Ausgabe. 1 Thlr. 8 Gr.

Weinsius, Dr. Th., Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, für die Geschäfts- und Lesewelt. 4 Bde. Gr. 8. Auf Druckp. 10 Thlr. Schreibp. 15 Thlr. 8 Gr.

Heyse, Dr. J. C. A., Allgemeines Fremdwörterbuch, oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchl. fremd. Ausdrücke, mit Bezeichnung d. Ausspr., d. Betonung u. den nöthigsten Erklär. 6te sehr verm. Aufl. 2 Thle. Gr. 8. 1833. 2 Thlr. 6 Gr.

Dassel, Th., Merkwürdige Reisen der Gutmann'schen Familie. Ein Geschenk für die Jugend. Mit Kupf. nach Ramberg. 5te verb. Aufl. 8. 1 Thlr.

— —, Reise der Gutmann'schen Zöglinge um unsere Erde. 2 Thle. 1 Thlr.

Gläser, G. C. W., Naturhistor. Bilderbuch. Mit 80 illum. Abbildungen. Neue Aufl. 8. Geb. 16 Gr.

Bödeker, H. W., Gustav und Klara, ein Büchlein für Kinder, Aeltern und junge Pfarrer. 2te Aufl. Mit Titelk. 8. Geh. 9 Gr.

— —, Der schmale Weg, oder die christlich-sittliche Bildung des Menschen für das Leben, in der Geschichte eines Geschwisterpaars dargestellt. 3ter Thl. (Gustav und Klara als Jüngling und Jungfrau.) 8. Geh. 20 Gr.

Mehliß, J. W. F., Das Christenthum, der Weg zum Heil und Frieden für Alle. Der häusl. Andacht gewidmet. 8. Geh. 12 Gr.

Rupstein, Abt, Dr. J. G. E. F., Auswahl von Predigten, in d. k. Schloßkirche zu Hanover gehalten und nach der Reihefolge der Sonn- und Feiertage geordnet. 1ster Thl. Gr. 8. 1 Thlr 6 Gr.

Goldmann, Dr. G. A. F., Predigten, zunächst für häusliche Erbauung. 2 Theile. Gr. 8 1 Thlr. 15 Gr.

Wilmsen, F. P., Die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, in Unterhaltungen mit Gott auf alle Tage des Jahrs. Als 11te gänzlich umgearbeitete Aufl. der Sturm'schen Morgenstunden. Mit 1 Titelkpf. In 2 Thln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— —, Herzenserhebungen für stille Abendstunden in Unterhaltungen mit Gott auf alle Tage des Jahrs. Als 10. Aufl. der Zieden'schen Abendstunden. Mit Titelkupf. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

*** Nothwendige Erklärung in Betreff von J. J. Berzelius Handbuch der Chemie.

Im Interesse des rechtmäßigen Verlegers, des Herrn Arnold in Dresden, glaube ich erklären zu müssen, daß die Verfertigung eines Buches, welches in Stuttgart in der Metzler'schen Buchhandlung unter dem Titel:

Berzelius Lehrbuch der Chemie, im Auszuge bearbeitet ꝛc. von Eisenbach und Hering, 1832 —

erscheint, wie es sich von selbst versteht, ohne Autorisation von Berzelius geschieht, und daß die Käufer in diesem Buche, bei welchem blos die Form des eigentlichen Nachdruckes vermieden wird, nicht Berzelius' Werk, sondern das Lehrbuch der Chemie der Herren Eisenbach und Hering finden werden.

Fr. Wöhler.

Was nun den Druck und Preis dieses, für Fremde ganz unerlaubten Auszuges betrifft, durch welchen der Autor geradezu — wird, so ist derselbe auf ganz graues Papier gedruckt, mit elenden Steindrücken versehen und soll überhaupt 90 Bogen und 6 Steindrücke enthalten, welche nicht weniger als 6 Thlr. 12 Gr. kosten, während das vollständige Originalwerk, welches zu 270 Bogen auf das schönste Papier gedruckt ist und 13 große Kupferplatten enthält, für nicht mehr als 18 Thlr. 18 Gr. im Pränum.-Preise, welcher noch fortbesteht, in allen ehrliebenden Buchhandlungen zu bekommen ist.

A. Blumauer bezeichnete in seiner Aeneide die Nachdrucker als Hunde, welche den Autoren das Gehirn ausfräßen; das thun jedoch eigentlich alle unberufene Auszugmacher.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Für die Jugend.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Himmelsgarten,

eine

Weihnachtsgabe für Kinder und kindliche Gemüther.

Von

Wilhelm Harnisch.

Neue Ausgabe, mit 4 schwarzen Kupfern und einem Notenblatt. Kl. 4. 1833. Breslau, im Verlage bei Josef Max u. Comp. Preis 16 Gr.

„Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen." Das ist das eigentliche Grundthema dieser trefflichen Jugendschrift, welche von Allen beachtet zu werden verdient, die durch die ernste Stimmung der Zeit mehr als jemals die Mahnung erhalten haben, das junge heranwachsende Geschlecht zur wahrhaft christlichen Gesinnung heranzubilden. Es sei daher allen religiös gebildeten Aeltern obige Schrift des Herrn Seminariendirector Harnisch in Weißenfels zur erfreuenden Weihnachtsgabe an ihre Kinder empfohlen.

Neueste Zeitschrift.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Magazin der neuesten Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen der Engländer, Franzosen, Italiener, Amerikaner und Deutschen in der gesammten Gewerbkunde, für Fabrikanten, Manufacturisten, Künstler, Handwerker und Landwirthe; mit vielen Abbildungen von Maschinen, Werkzeugen, Geräthen, Vorrichtungen und andern den deutschen Gewerbtreibenden nützlichen Dingen mehr. Herausgegeben von Dr. Netto und G. E. Seidemann. Neueste Folge. Erster Band, 3tes Heft. Mit 28 Abbildungen. Gr. 4. Preis 8 Gr.

Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung.

Beachtenswerthe Anzeige.

Einladung
zur
Pränumeration und Subscription
auf
L. G. Förster's
Lebensbeschreibungen und Bildnisse Napoleons, seiner Familie, Verwandten, vertrautesten Marschälle und Waffengefährten.

Mit etlichen 30 gut lithographirten und wohlgetroffenen Bildnissen.

Der Pränumerationspreis beträgt 2 Thlr. 8 Gr. und der Subscriptionspreis 2 Thlr. 12 Gr. preuß. Courant. Bis Ende

Cardiff Corporation Act, 1875	38 & 39 Vict. c. cxlvi.
Cardiff Corporation Act, 1882	45 & 46 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1884	47 & 48 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1885	48 & 49 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1886	49 & 50 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1887	50 & 51 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1888	51 & 52 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1889	52 & 53 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1890	53 & 54 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1891	54 & 55 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1892	55 & 56 Vict. c. cxxxvi.
Cardiff Corporation Act, 1893	56 & 57 Vict. c. cxxxvi.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ankündigung
und
Einladung zur Subscription.

Geschichte Europas
seit dem
Ende des funfzehnten Jahrhunderts.
Von
Friedrich von Raumer.

In sechs Bänden.

Erster Band.
Gr. 8. 37½ Bogen.

Subscriptionspreise:
Auf gutem weißen Druckpapier 3 Thlr. 4 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier 6 Thlr. 8 Gr.

Mit Königl. würtembergischem Privilegium.

Eine Darstellung der Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, von dem Verfasser der „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit", war seit langer Zeit Wunsch vieler Freunde historischer Kunst und Forschung, auch wurde derselbe in den letzten Jahren besonders durch die Mittheilungen einzelner Geschichtsabschnitte dieser Zeit, in dem von Herrn von Raumer herausgegebenen „Historischen Taschenbuch", belebt und genährt. Es war zu hoffen, daß jene einzelnen Mittheilungen nicht vereinzelt bleiben, sondern sich früher oder später einmal zu einem gemeinsamen Ganzen aneinanderschließen würden, und so freuet es den Unterzeichneten, dieser Hoffnung zu entsprechen, indem er hiedurch das nahe Erscheinen des genannten Werkes verheißen kann. Wenn die bisher davon bekannt gewordenen Abschnitte, was die Form betrifft, bereits eine Gewähr geben, daß auf die Darstellung besonderer Fleiß verwandt ist, so darf sich auch in Hinsicht auf Geist und Gesinnung, aus denen der Verfasser die Begebenheiten auffassen und darstellen wird, und die bei einer neuern Geschichte allerdings die am wesentlichsten eingreifenden Grundlagen des ganzen Gebäudes sind, die Erwartung nicht anders als der Befriedigung für gewiß halten. Der Verfasser hat insbesondere seinen historischen Beruf stets dadurch zu bethätigen gesucht, daß er sich nie zu dem Geist der Geschichte in einem Gegensatz befunden, und er zeigte (auch in seinem Verhältniß zu den neuesten Zeitangelegenheiten der Gegenwart) immer die unbefangene und klare Stimmung des Historikers, dessen Blick in die Ereignisse durch keine Ultrarichtung irgend einer Art getrübt werden soll. Dies kann man mit um so größerm Bezug hier erwähnen, da die Art der Stimmung, in welche sich der jetztlebende Geschichtschreiber seit den überall wiederempfundenen Eindrücken der Julirevolution versetzt findet, nothwendigerweise auch auf seine ganze Geschichtsansicht der neuern Zeit einflußreich zurückwirken muß. In dieser Hinsicht konnte aber das hier angekündigte neue Werk vielleicht kaum einen bedeutsamern und günstigern Zeitpunkt für sein Hervortreten wählen, als eben den gegenwärtigen, wo alle Bewegungen und Erscheinungen des Tages auf den Zusammenhang der Geschichte zurückweisen, aus dem sie verstanden, erklärt, ja selbst praktisch ausgeführt sein wollen. So kann und wird diese „Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts" in unbefangenem und doch umfassendem Sinne ein antwortgebendes Buch auf die verschlungenen Fragen der Gegenwart werden, und mit der ordnenden Stimme der Geschichte, mit der Unwiderleglichkeit des Factums, in den Meinungsstreit der Politik anregend, belehrend, ausgleichend und weiterbildend hineinreden. Der unmittelbare Zweck dieses Werkes ist jedoch nichtsdestoweniger ein rein historischer nach Form und Richtung: es soll ein Hand- und Lesebuch sein, das den Liebhaber wie den Kenner in einen lebendigen Zusammenhang der denkwürdigsten Vorgänge der neuern Geschichte versetzen will. Während die Popularität der Darstellung und die Klarheit der Ansicht, welche Herrn von Raumer's historischen Leistungen stets eine so allgemeine Wirksamkeit gewonnen haben, jene auch diesmal anziehen dürfte, wird der Geschichtsforscher in factischer Hinsicht manches neue und eigenthümliche Resultat des Quellenstudiums und der literarischen Reisen des Verf. bemerken.

Der Stoff dieser „Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts" wird sich in den sechs Bänden, in die er sich theilt, organisch ordnen, sodaß

der erste Band: Italien, Spanien, Portugal und Deutschland bis zum Tode Karls V.;

der zweite: den Norden, Frankreich, England und die Niederlande bis zum siebzehnten Jahrhundert;

der dritte: Deutschland vom Tode Karls V. bis zum westfälischen Frieden und Frankreich vom Tode Heinrichs IV. bis zum Tode Mazarin's;

der vierte: die englische Rebellion und die Zeit Ludwigs XIV.;

der fünfte: die europäischen Verhältnisse bis zum Jahre 1789;

und der sechste: das Zeitalter der Revolution und deren Folgen umfassen wird.

Die ersten drei Bände der Handschrift sind vollendet, und der Herr Verfasser wird, so weit es seine Kräfte erlauben, bemüht sein, diesen die übrigen baldmöglichst folgen zu lassen. Der erste Band erscheint soeben; und der zweite und dritte Band sollen im Laufe des nächsten Jahres geliefert werden.

Wie bei des Herrn Verfassers „Geschichte der Hohenstaufen", so wende ich auch bei diesem Werke die größte Sorgfalt auf das Aeußere, das ganz mit dem erstern übereinstimmend sein wird. Es werden zwei Ausgaben veranstaltet, da sich aber der Umfang der verschiedenen Bände nicht genau berechnen läßt, so kann ich den Subscriptionspreis für den Bogen nur ungefähr für die

Ausgabe auf gutem weißen Druckpapier auf 2 Gr.
Ausgabe auf extrafeinem Velinpapier auf 4 Gr.

festsetzen. Jedenfalls wird der Ladenpreis später höher sein.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird Subscription angenommen.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

NEUE MUSIKALIEN
von
Breitkopf & Härtel
in Leipzig.

Für Orchester.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Ouverture zum Sommernachtstraum von Shakspeare. 21s Werk. 3 Thlr.

Für Bogeninstrumente.

Beethoven, Quintetto pour 2 Violons, 2 Violas et Vlle Op. 29. Nouv. Edition. 1 Thlr. 8 Gr.

Marschner, H., Des Falkners Braut, Opéra en trois Actes, arrangée pour 2 Violons, Viola et Basse.
Acte 1. 2. 3. à 2 Thlr. 16 Gr. 8 Thlr.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Ottetto pour 4 Violons av. accomp. de 2 Violons et 2 Basses. Oeuv. 20.

Kummer, Concertino pour le Violoncelle avec accompagnement de l'Orchestre. Oeuv. 16. 2 Thlr.

Rode, Kreutzer et Baillot, Violinschule. 15e Aufl. 2 Thlr.

Für Blasinstrumente.

Belcke, C. G., Concertino pour la Flûte avec accompagnement de Pianoforte, arrangé d'après le 5me Concerto pour Flûte de Tulou. 20 Gr.

Lübeck, H., Fantaisie pour le Cor, avec accompagnement de l'Orchestre ou de Pianoforte. 1 Thlr.
— Andante pour le Cor de Chasse à sourdine, avec accompagnement de l'Orchestre ou de Pianoforte. 16 Gr.
— Le Congé, Adagio, pour le Cor de Chasse avec accomp. de l'Orchestre ou de Pianoforte. 1 Thlr.

Marschner, H., Des Falkners Braut, Opéra en trois Actes, arrangée p. Flûte, Violon, Viola et Basse.
Acte 1. 2. 3. à 2 Thlr. 16 Gr. 8 Thlr.

Onslow, G., Quintetto p. 2 Violons, 2 Violas et Basse. Oeuv. 24. No. 8. arrangé pour Flûte, Violon, Alto, Violoncelle et Basse, par Cichocki. 1 Thlr. 16 Gr.

Potpourri de Pièces favorites de l'opéra: Des Falkners Braut, arrangé pour Flûte. 10 Gr.

Für Guitarre.

Carulli, Guitarrenschule. 13e Auflage. 1 Thlr.

Bobrowicz, J. N. de, Grandes Variations sur un Duo de l'opéra: Don Juan. Oeuv. 6. 8 Gr.
— Air d'Ukraine varié. Oeuv. 7. 8 Gr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Haydn, J., Sinfonie. No. 1. (G dur) pour le Pianof. avec accompagnement de Flûte, Violon et Violoncelle (ad libitum) par J. N. Hummel. 2 Thlr.
— do. No. 2. (B dur) arr. par le même. 2 Thlr.
— do. No. 3. (Es dur) do. do. 2 Thlr.

Lövenskiold, Trio pour le Pianoforte, Violon et Violoncelle. Oeuv. 2. 2 Thlr.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Cappriccio brillant, pour le Pianoforte avec accompagnement du grand Orchestre. Op. 22. 2 Thlr.

Ries, F., Introduction et Variations pour le Pianoforte avec accompagnement d'Orchestre. Oeuv. 170. 2 Thlr. 12 Gr.

Für Pianoforte zu vier Händen.

Beethoven, L. de., Grand Sonate pour Pianoforte et Violoncelle. Oeuv. 69. arrangée à 4 mains. 1 Thlr. 12 Gr.

Bellini, La Straniera (die Unbekannte) Opéra, arrangée pour le Pianoforte à 4 mains. 3 Thlr. 12 Gr.
— I Montechi e Capuleti (Romeo u. Julie), Opéra, arrangée pour le Pianoforte à 4 mains. 3 Thlr. 12 Gr.

Hering, Polonaise à 4 mains. 16 Gr.

Marschner, H., Des Falkners Braut, Opéra arrangée pour le Pianof. à 4 mains.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Ottetto pour 4 Violons avec accompagnement de 2 Violons et 2 Basses arrangé pour le Pianoforte à 4 mains. Oeuv. 20.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Ouverture zum Sommernachtstraum, arr. pour le Pianof. à 4 mains. 21s Werk. 1 Thlr. 12 Gr.

Mozart, Quintetto p. Pianoforte, Hautbois, Clarinette, Cor et Basson arrangée pour le Pianof. à 4 mains. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Pianoforte allein.

Cotillon, Grosser, aus Falkners Braut. 8 Gr.

Cramer, J. B., Pianoforteschule. 17e Auflage. 1 Thlr. 8 Gr.

Haydn, J., Sinfonie No. 1. G dur. arr. v. Hummel. 1 Thlr.
— do. Nr. 2. B dur. do. do. 1 Thlr.
— do. Nr. 3. Es dur. do. do. 1 Thlr.

Leonhardt, Fantaisie sur un thème de l'Opera: Euryanthe de C. M. de Weber p. Pianoforte. 10 Gr.

Marschner, H., Des Falkners Braut arrangée pour Pianoforte seul.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Capriccio brill. Op. 22. 1 Thlr.

Potpourri de Pièces favorites de l'opéra: Des Falkners Braut pour Pianof. seul. 12 Gr.

Schubert, F. L., La belle Polonaise, Rondo. Op. 18. 16 Gr.

Für Gesang.

Blum, 6 einfache deutsche Gesänge für 2 Sopranstimmen mit Begleitung des Pianof. 13s Werk. Neue Auflage. 18 Gr.

Dorn, H., 6 deutsche Lieder für 1 Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 12s Werk. 12 Gr.

Gesänge, Ein- und mehrstimmige, mit und ohne Begleitung des Pianoforte, frei nach Shakspeare, Byron, Thomas Moore etc. zu Compositionen von L. v. Beethoven. 1 Thlr. 4 Gr.

Lithander, C. L., 4 Gesänge für 4 Männerstimmen. Op. 17. 20 Gr.

Löwe, O., 6 Gesänge für 1 Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 8 Gr.

Mendelssohn-Bartholdy, F., 6 Gesänge mit Begleitung des Pianoforte.

Müller, 4 Lieder für 1 Bassstimme mit Begleitung des Pianoforte. 8s Werk. 8 Gr.

Ferner ist in demselben Verlage soeben erschienen:

Die schöne Literatur Europas in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Vorlesungen gehalten vor einer gebildeten Versammlung von Dr. D. L. B. Wolff, Professor an der Universität zu Jena. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen sind vollständig, noch zu dem wohlfeilen Subscriptionspreise zu erhalten:

Adam Oehlenschlägers Schriften

zum erstenmal gesammelt
als Ausgabe letzter Hand.

Voran
des Verfassers Selbstbiographie.

In elegantem Taschenformat.
241 Druckbogen zu 16 Seiten, auf Velin-Druckpapier.

Breslau, im Verlage von Josef Max und Comp.
Pränumerations-Preis 9 Thlr. 8 Gr.

Nächst Schiller nimmt Oehlenschläger unstreitig den ersten Platz unter den dramatischen Dichtern Deutschlands ein,

und seine dramatischen Werke reihen sich auf eine glänzende Weise denen jenes großen Dichters an. Sein Aladdin ist ein vollendetes Meisterwerk, begabt mit allem Zauber romantischer Poesie, und wir wüßten ihm nichts in der deutschen Literatur gleich zu stellen. Ebenso gehören seine Prosaschriften unter die besten Erzeugnisse deutscher Romanenliteratur, und seine lyrischen Gedichte sind von eigenthümlicher Anmuth, Schönheit und Vollendung. Die vorangehende Selbstbiographie wird das allgemeinste Interesse erregen, indem des Autors Jugend in die schöne Blüten- und Früchtezeit deutscher Poesie fällt, in welcher er, von Göthe und Schiller vielfach angeregt und aufgemuntert, seine Dichterlaufbahn begonnen hat.

Inhalt der 18 Bändchen.

1stes u. 2tes Bändchen: Die Selbstbiographie.
3tes u. 4tes Bändchen: Aladdin.
5tes Bändchen: Ludlam's Höhle.
6tes Bändchen: Hakon Jarl. Palnatoke.
7tes Bändchen: Axel und Walburg. Correggio.
8tes Bändchen: Stärkodder. Hugo von Rheinberg.
9tes Bändchen: Hagbarth und Signe. Erich und Adel.
10tes Bändchen: Die Wäringer.
11tes Bändchen: Freia's Altar. Die Räuberburg.
12tes Bändchen: Robinson in England. Der Hirtenknabe.
13tes Bändchen: Die Flucht aus dem Kloster. Das Bild und die Bäste.
14tes Bändchen: Die Ueberredung. Der blaue Cherub.
15tes Bändchen: König Hroar in Leire.
16tes Bändchen: Novellen.
17tes Bändchen: Märchen.
18tes Bändchen: Gedichte.

Wohlfeile und empfehlungswerthe

Kinder-, Jugend- und Erbauungsschriften

aus dem Verlag von C. W. Leske in Darmstadt, welche durch alle Buchhandlungen zu den beigesetzten Preisen zu haben sind.

Biblische Feierstunden. 2 Bände. (Der Stunden der Andacht 9ter u. 10ter Bd.) Gr. 8. Roh à 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.
Gebunden in Sarsinet mit Titel à 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 36 Kr.
Gebunden in 2 Bänden, Pappeband mit Titel à 2 Thlr. 18 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Dieselben, klein 8. Roh à 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.
Gebunden in 1 Band in Sarsinet mit Titel à 2 Thlr. 2 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.
Gebunden in 2 Bänden in Pappeband mit Titel à 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 48 Kr.

Bouilly, Geschichtchen für meine Tochter, übersetzt von A. von Kotzebue. 2 Bdchn. à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Neue Kinderbibliothek. 1ster bis 12ter Thl. Col. in 6 Bänden, à 2 Thlr. 8 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Neue Jugendbibliothek. 1ster bis 12ter Thl., in 6 Bdn. à 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Schlez, Oswald unter seinen Kindern. Gebunden à 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Conseils aux jeunes filles par Mad. Campan. Geb. à 14 Gr., oder 1 Fl.

Stammbuch, als Denkmal der Freundschaft, Nr. 1, 20 Galeriestücke und 12 Landschaften enthaltend, à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Stammbuch Nr. 2. Mit 48 Kupferstichen. à 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Guter Rath für das kindliche Alter. 2 Bdchn. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden à 12 Gr., oder 48 Kr.

Erzählungen für gute Kinder. 2 Thle. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden à 12 Gr., oder 48 Kr.

Blumenlese für das kindliche Alter. 2 Thle. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden à 12 Gr., oder 48 Kr.

Der französische Robinson. 2 Thle. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden à 12 Gr., oder 48 Kr.

Vater Heldmann unter seinen Kindern. 2 Thle. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden à 12 Gr., oder 48 Kr.

Frühröschen. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden à 7 Gr., oder 28 Kr.

Harnisch, Sonntagserzählungen. Schreibpapier. Mit illuminirten Kupfern. Gebunden à 10 Gr., oder 45 Kr.

Dieselben, broschirt. Druckpapier à 6 Gr., oder 24 Kr.

Kleine Olla-Potrida für die Jugend. 3 Thle. Geb. à 14 Gr., oder 1 Fl.

Franklin's Reisen nach dem Polarmeere. 3 Thle. Schreibpapier. Gebunden à 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Dieselben, Druckpapier à 12 Gr., oder 48 Kr.

Burckhard's Reisen in Nubien. 2 Thle. Schrbpr. Gebunden à 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Dieselben, Druckpapier. Gebunden à 12 Gr., oder 48 Kr.

Blumenlese aus Klopstock. Gebunden à 6 Gr., oder 24 Kr.

Konstantinopel nach Hammer ꝛc. 2 Thle. Geb. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Persische Skizzen, bearbeitet von Heldmann. 2 Thle. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Sell, Religionslehre in Liedern. 1ste Abth. 12. à 8 Gr., oder 36 Kr.
Gebunden à 11 Gr., oder 45 Kr.

Desselben Buchs 2te Abtheilung. 12. à 12 Gr., oder 54 Kr.
Gebunden à 15 Gr., oder 1 Fl. 6 Kr.

Wagner's Deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. Gr. 8. Gebunden 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 12 Kr.

In den Jahren 1829—31 erschienen in Commission der Unterzeichneten:

Ammon, K. W., Ueber die Verbesserung und Veredelung der Landes-Pferdezucht durch Landesgestütsanstalten mit besonderer Rücksicht auf Baiern. 3 Theile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Gr., oder 8 Fl. 6 Kr.

Wo dies Werk beurtheilt wurde, und dies geschah in den meisten kritischen Blättern, ist dasselbe nach seinem wahren Werthe empfohlen und anerkannt worden, aus welch' einem reichen Schatze von Erfahrungen der geachtete Herr Verfasser dabei geschöpft hat.

Alle guten Buchhandlungen liefern es auf Bestellung vollständig oder in einzelnen Theilen, sowie die 1831 als Anhang erschienenen:

Bemerkungen über den Nutzen der landesherrlichen Hof- und Stammgestüte und Wettrennen nach englischer Art. Gr. 8. Geh. 8 Gr., oder 36 Kr.

Riegel und Wießner in Nürnberg.

Anzeige für Studienanstalten.

Im Verlage der Karl Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

M. Tullii Ciceronis Orationes

pro Lege Manilia, in L. Catalinam, pro A. Licinio Archia poeta, pro T. Annio Milone.

Mit historischen, antiquarischen und grammatischen Anmerkungen zum Schulgebrauche von

Fr. Jos. Heuter,

k. b. Professor am kath. Gymnasium in Augsburg.

1831. Gr. 8. Sehr schön gedruckt. 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr. Sächs.

Es schien ein Bedürfniß zu sein, von den vorzüglichern Reden des Cicero eine Schulausgabe mit solchen Anmerkungen zu haben, welche für praktische Lectüre geeignet wären, damit einestheils mehre Reden gelesen werden könnten, als dies geschehen kann, wenn die Schüler bloße Textausgaben in den Händen haben, bei welchen der Leser durch die Erklärung jedes einzelnen Falles zu lange aufgehalten wird, und dem größern Theile der Schüler doch wieder vieles Erklärte entgeht; anderntheils der jugendliche Geist Anregung zum Selbstdenken und ernster Prüfung erhalte, worauf bei der Behandlung der Classiker in Schulen vorzügliche Rücksicht genommen werden muß.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Poètes français contemporains. Par Mmes. *. Francfort s. M. chez Sigismund Schmerber, 1832. (554 S. gr. 8. auf Velinpapier.) Preis cartonnirt 3 Thlr. 8 Gr.**

Diese geheimnißvoll von Damenhand gebotene und schon darum freundlich aufzunehmende Sammlung von Musterblüten aus dem Garten der neufranzösischen Poesie empfiehlt sich gleich sehr durch innern Werth und äußere Ausstattung. Schöne Verse, schöne Gefühle, zarte Ausdrücke zarter Gedanken, vielfarbige Blumen in sinnig geordnetem Strauße, lieblich duftend und mystisch zulächelnd, — wie entschiedene Ansprüche hat nicht ein Buch, das man so am Besten bezeichnen kann, auf die Gunst aller Freunde einer geistreichen, erhebenden Unterhaltung? Bei der Unmöglichkeit, in unserer von so vielen Weltbewegungen in Furcht und Hoffnung zersplitterten Zeit die sämmtlichen, einem neuen Parnaß unerwartet entsprossenen Gebilde freudig, aber ruhig, durchzugenießen, haben sich die geschickten Frauenhände, welche aus dem reichen Schatz gehaltvolle Proben mittheilen, ein ganz besonderes Verdienst erworben. Der gute Geschmack kann nur gewinnen, wenn Alle, die sich zur feinen Gesellschaft rechnen, nach dem eleganten Bande greifen und mit der Dichtercohorte — sie ist zwanzig Mann stark — Bekanntschaft anknüpfen, die in ihren gelungensten Schöpfungen dem musternden Auge vorgeführt werden.

Die französische Poesie stand vor noch nicht langer Zeit nicht eben im besten Rufe unter uns. Viele wollten bezweifeln, ob es in Gallien überhaupt einen Musenhain gäbe. Wer so aburtheilte, kannte wol die alte Dichterschule nicht, die mit Ronsard und Marot aufhörte. Auf die spätere, an deren Spitze sich Boileau stellte, paßt um so mehr Jean Paul's witziger Ausfall: „Es ist himmelschreiend, daß man eine Poesie, welche alles Große, die Vulkane der Leidenschaften, die hohen Firnen des Herzens und des Geistes, höchstens zu Schaugerichten ausgebacken, auf Spiegelplatten aufträgt — — dem Deutschen aufzubringen die Kühnheit hat." Corneille's, Molière's und Racine's usurpirter Ruhm hat die dichterischen Köpfe Frankreichs ebenso sehr gehemmt, als das mangelhafte Idiom, dem sie ihre Phantasien einhauchen mußten. Voltaire, der in seinen Tragödien an dem Leitband des Alexandriners sich fast lahm humpelte, hat sich nur in der übelberüchtigten Pucelle und den flüchtigern Ergüssen seiner poetischen Laune von den beengenden Fesseln losgemacht, und d'Alembert gesteht in einem vertraulichen Briefe, er habe in Corneille nichts finden können von jenem Schrecken und Mitleid, das die Seele der Tragödie ausmache. Was in dieser Bemerkung liegt, war lange ein öffentliches Geheimniß für die Pariser, aber nur mit Entstehung der höchst uneigentlich sogenannten romantischen Schule ward der Abfall von den alten Götzen zum Modestreben.

In der Einleitung zu den „Poètes français contemporains" wird über diese neue Richtung der Dichtungskräfte eine Ansicht ausgesprochen, die nebenbei die Grundsätze herausstellt, wornach die Wahl der aufgenommenen Stücke sich entschied. In der sturmlosen Zeit der Restauration (1815—30) hat der Geist der Nation große Schritte gethan in dem speculativen Erkennen und vornehmlich in der Würdigung der poetischen Gesetze und Leistungen. Bei der Schwindeloperation, die darauf hinausgeht, die „gothische Welt" zu zerbrechen, welche die „wahrhaft christliche Welt" bis jetzt noch wie unter der Schale zurückhält, scheint die Literatur, um einer frischen Ideenordnung Bahn zu brechen, auch ihrerseits aufs Zerstören und Desorganisiren sich zu werfen — auf die Gefahr hin, nur als verlorene Schildwache künftiger Zeiten zu gelten. Aber diese sonderbare Epoche hat ihre edeln Talente, ihre seltenen Genies. Sollten wir überhören, was sie der Lyra anvertraut? Der Lärm der einstürzenden Socialgebäude dürfte uns bald hindern, die mahnenden Geisterstimmen zu vernehmen. Vielleicht haben wir nur noch wenige Augenblicke für den unbezahlbaren Genuß so süß-erhabener Aufregungen. Eilen wir, festzuhalten, was so leicht für uns verloren sein könnte. Deutschland, mit dem wahren Genie, welche Sprache es auch spräche, so gerne sympathisirend, wird jene Dichter begreifen, die unter den drohenden Zeichen nahender Gewitter gesungen haben, deren reine Stimme einen ruhigern Horizont, einen deutlichern Widerhall verdient.

In doppelter Beziehung sind die Werke der neuern französischen Dichter zu betrachten; ihr Einfluß auf die poetischen Doctrinen ist ebenso entschieden, als die Art, wie sie die errungene Freiheit benutzt haben, sich in den mannichfachsten Formen erkennen läßt. Die vorliegende Mustersammlung löst darum auch eine zwiefache Aufgabe. Im Allgemeinen zeigt sie, wie der Geist der Auflehnung gegen die Boileau'sche Schule die ganze junge Generation befeuert, und im Besondern, wie in den einzelnen Fulgurationen das Originelle hervortritt und die Eigenthümlichkeit sich behauptet.

Die mitgetheilten Stücke sind nach den Namen der Verfasser alphabetisch geordnet. Diese Einrichtung wählten die sammelnden Damen, um dem Vorwurf zu entgehen, als wollten sie mit kritischer Strenge Stufen des Ranges einseitig anweisen. Ein Zufall, der seine gute Bedeutung hat, wollte, daß Hugo und Lamartine gerade die Mittelstelle einnehmen mußten. Zwischen diesen beiden gleich poetischen und doch sonst so verschiedenen Naturen liegt sicher der Wendepunkt aller französischen Dichtungskräfte. Man darf es daher auch nicht tadeln, daß eben sie zwei Fünftheile des ganzen Inhalts wegnehmen. Unter so reichen Schätzen konnte die Wahl nicht sparsam bleiben und wenn dabei noch Vorliebe mitwirkte, so ist sie gewiß zu entschuldigen.

Durch den zugemessenen Raum beschränkt, darf sich diese Anzeige nicht bei den meisterhaften Charakteristiken aufhalten, welche mehr oder weniger ausführlich die geistige Physiognomie der vorgeführten Dichter darstellen. Auch ist wol schon genug gesagt worden, um ein vortreffliches Buch der Aufmerksamkeit des Publicums, namentlich der Frauen, zu empfehlen. Es naht die Zeit, wo man schönen Händen gern etwas Schönes überreicht; — wer recht sinnig wählen will, dem werden sicher die Poètes contemporains besser zusagen, als ein ganzes Dutzend Almanache.

B.

Bei Eduard Weber in Bonn sind im Laufe dieses Jahres folgende Werke erschienen:

Nova Acta physico-medica Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Vol. XV. P. II. Auch u. d. Titel: Verhandlungen ꝛc. Mit illum. und schwarzen Kupfern und

Naturgesetzen", ausgesprochen hat, auf die Erfahrungen der Aerzte am Krankenbette anwendbar sind.

Erzherzog Maximilians Brautzug.

Dramatisches Gedicht
in
fünf Abtheilungen
von
Deinhardstein.

Nach dem Teuerdank.

Zuerst dargestellt auf dem k. k. Hofburgtheater in Wien am 3. November 1829.

Seiner königlichen Hoheit dem Großherzog Leopold von Baden zugeeignet.

12. Wien, 1832.

In Umschlag broschirt. Preis: 10 Gr. Sächsisch.

Für den poetischen Inhalt dieses dramatischen Gedichts sprechen der Name des Verfassers und die überaus günstigen Beurtheilungen, welche dasselbe in den geachtetsten Zeitschriften des In- und Auslandes erhielt. Die theatralische Wirksamkeit hat der Succeß, welchen das Stück bei zahlreichen Darstellungen auf den ersten deutschen Bühnen gefunden, außer Zweifel gesetzt.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.

Vierten Bandes drittes und viertes Heft.
(XXVII. XXVIII.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Christian Gottfried Schütz.

Erinnerungen an Christian Garve. In Briefen von Emil Ferdinand Vogel. Erster bis vierter Brief.

Biographische Andeutungen.

Johann Karl Wezel. Fragmente über sein Leben und seinen Wahnsinn. Von August von Blumröder.

Gottlob Heinrich von Lindenau.

Das fünfte Heft des vierten Bandes erscheint im Dezember 1832.

Leipzig, am 15ten Nov. 1832.

F. A. Brockhaus.

Bei August Rücker in Berlin erschienen theils jetzt theils früher folgende Schriften, die sich vorzüglich zu zweckmäßigen Weihnachtsgeschenken eignen:

Curths, C., Die Eroberung Mexicos durch Hernandez Cortez. Historisches Gemälde für die Jugend. 2te Ausgabe. Gr. 8. Mit 1 Kupfer. Cartonnirt. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hemprich, Dr. W., Grundriß der Naturgeschichte für höhere Lehranstalten. 2te Aufl. Nach dem Tode des Verfassers umgearbeitet von Dr. H. G. L. Reichenbach. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Mindnig, J., Naturgeschichte der Fische. Gr. 8. 15 Sgr. Hierzu 1 Kupfertafel mit 72 Abbildungen in Royal-Folio. Schwarz 5 Sgr. Sauber colorirt 20 Sgr.

Moritz, K. P., Allgemeiner deutscher Briefsteller. 10te gänzlich umgearbeitete Auflage. 8. 25 Sgr.

Niederer, Rosette, Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung. 8. Cart. 2 Thlr.

Rammler, K. W., Kurzgefaßte Mythologie, oder Lehre von den Göttern und Heroen der Römer, Griechen und Aegypter. Nebst einem Anhang, Andeutungen zu allegorischen Bildern enthaltend. 6te verb. und verm. Aufl. Mit 108 Abbildungen auf XVI Kupfertafeln in 4. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Seidt, Amalia v., Briefsteller für Frauen. 8. Geh. 1 Thlr.

— —, Morgenstunden, Weihgeschenk für edle Frauen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Symansky, J. D., Tugendspiegel für die Jugend. 2te Aufl. Mit 12 colorirten Kupfern. Gr. 8. Cartonnirt. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wilmsen, F. P., Fremde Länder und Völker. Ein lehrreiches geographisches Bilderbuch für die Jugend. Mit 20 Kupfern. Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Bei Georg Franz, Buchhändler in München, ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch
für die
vaterländische Geschichte,

herausgegeben
von
Joseph Frhrn. von Hormayr.

Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1833.

Mit 4 Portraits in Stahl gestochen.

Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr. Sächs.

Ankündigung

der
sechsten rechtmäßigen, sehr vermehrten und verbesserten Ausgabe des
Allgemeinen Fremdwörterbuches
oder
Handbuch zum Verstehen und Vermeiden

der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der nöthigsten Erklärung

von
Dr. J. C. A. Heyse,

weil. Schuldirector zu Magdeburg u. s. w.

2 Bände. Gr. 8. Velindruckpapier. Preis 2 Thlr. 6 Gr.

Ueber den Werth und die Brauchbarkeit dieses Werkes hat die Stimme der Kritik und der Beifall des Publicums längst entschieden, wie der in neuerer Zeit immer noch zunehmende schnelle Absatz bestätigt, der binnen drei Jahren schon wieder diese sechste Ausgabe erforderlich machte. Der jetzige Herausgeber, Herr Dr. K. Heyse (Professor an der kgl. Universität in Berlin), der würdige Sohn des verewigten Verfassers, hat diese Ausgabe abermals mit neuen und wesentlichen Vorzügen ausgestattet, indem er sich, selbst durch den hinlänglich gesicherten Ruf des Buches in dem unermüdeten Streben nach fortwährender Vervollkommnung desselben, nicht aufhalten ließ, sondern sich sowol einer, Zeile für Zeile durchprüfenden Revision des ganzen Werkes hinsichtlich der Wortformen, grammatischen Angaben, Worterklärungen, Orthographie, Betonung u. s. w. mit größter Sorgfalt unterzogen, als auch diese neue Ausgabe wieder mit einigen 1000 Wörtern aus den verschiedensten Gebieten des Lebens und Wissens vermehrt hat. Nachdem nun schon früherhin die 4te Ausgabe einen Zuwachs von 5000 Fremdwörtern

Ann. 1 & 2 Vict. c. 110. Proceedings in Bankruptcy, &c. 1839.

Ann. 1 & 2 Vict. c. 110. Proceedings in Bankruptcy, &c. 1839.

Ann. 1 & 2 Vict. c. 110. Proceedings in Bankruptcy, &c. 1839.

THE LONDON GAZETTE, 1 JUNE 1915

Whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 4th day of August 1914, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 4th day of August 1914;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 5th day of November 1914, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 5th day of November 1914;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 23rd day of May 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Italy as from midnight of the 23rd day of May 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 27th day of August 1914, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 27th day of August 1914;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 15th day of October 1914, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 15th day of October 1914;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 2nd day of November 1914, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Montenegro as from midnight of the 2nd day of November 1914;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 25th day of October 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Portugal as from midnight of the 25th day of October 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 26th day of October 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 26th day of October 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 27th day of October 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 27th day of October 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 28th day of October 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 28th day of October 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 29th day of October 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 29th day of October 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 30th day of October 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 30th day of October 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 31st day of October 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 31st day of October 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 1st day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 1st day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 2nd day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 2nd day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 3rd day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 3rd day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 4th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 4th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 5th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 5th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 6th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 6th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 7th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 7th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 8th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 8th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 9th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 9th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 10th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 10th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 11th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 11th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 12th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 12th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 13th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 13th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 14th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 14th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 15th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 15th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 16th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 16th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 17th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 17th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 18th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 18th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 19th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 19th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 20th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 20th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 21st day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 21st day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 22nd day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 22nd day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 23rd day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 23rd day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 24th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 24th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 25th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 25th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 26th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 26th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 27th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 27th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 28th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 28th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 29th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 29th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 30th day of November 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 30th day of November 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 1st day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 1st day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 2nd day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 2nd day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 3rd day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 3rd day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 4th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 4th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 5th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 5th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 6th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 6th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 7th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 7th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 8th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 8th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 9th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 9th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 10th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 10th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 11th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 11th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 12th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 12th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 13th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 13th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 14th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 14th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 15th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 15th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 16th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 16th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 17th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 17th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 18th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 18th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 19th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 19th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 20th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 20th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 21st day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 21st day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 22nd day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 22nd day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 23rd day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 23rd day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 24th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 24th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 25th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 25th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 26th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 26th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 27th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 27th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 28th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 28th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 29th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 29th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 30th day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 30th day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 31st day of December 1915, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 31st day of December 1915;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 1st day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 1st day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 2nd day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 2nd day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 3rd day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 3rd day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 4th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 4th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 5th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 5th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 6th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 6th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 7th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 7th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 8th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 8th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 9th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 9th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 10th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 10th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 11th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 11th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 12th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 12th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 13th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 13th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 14th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 14th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 15th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 15th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 16th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 16th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 17th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 17th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 18th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 18th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 19th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 19th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 20th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 20th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 21st day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 21st day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 22nd day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 22nd day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 23rd day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 23rd day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 24th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 24th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 25th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 25th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 26th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 26th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 27th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 27th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 28th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 28th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 29th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 29th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 30th day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 30th day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 31st day of January 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 31st day of January 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 1st day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 1st day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 2nd day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 2nd day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 3rd day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 3rd day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 4th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 4th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 5th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 5th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 6th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 6th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 7th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 7th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 8th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 8th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 9th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 9th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 10th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 10th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 11th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 11th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 12th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 12th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 13th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 13th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 14th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 14th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 15th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 15th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 16th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 16th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 17th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 17th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 18th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 18th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 19th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 19th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 20th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 20th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 21st day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 21st day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 22nd day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 22nd day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 23rd day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 23rd day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 24th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 24th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 25th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 25th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 26th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 26th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 27th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 27th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 28th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 28th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 29th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 29th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 30th day of February 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 30th day of February 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 1st day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 1st day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 2nd day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 2nd day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 3rd day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 3rd day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 4th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 4th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 5th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 5th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 6th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 6th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 7th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 7th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 8th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 8th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 9th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 9th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 10th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 10th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 11th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 11th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 12th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 12th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 13th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 13th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 14th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 14th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 15th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 15th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 16th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 16th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 17th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 17th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 18th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 18th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 19th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 19th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 20th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 20th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 21st day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 21st day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 22nd day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 22nd day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 23rd day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 23rd day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 24th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 24th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 25th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 25th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 26th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 26th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 27th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 27th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 28th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 28th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 29th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 29th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 30th day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 30th day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 31st day of March 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 31st day of March 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 1st day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 1st day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 2nd day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 2nd day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 3rd day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 3rd day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 4th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 4th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 5th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 5th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 6th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 6th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 7th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 7th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 8th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 8th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 9th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 9th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 10th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 10th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 11th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 11th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 12th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 12th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 13th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 13th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 14th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 14th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 15th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 15th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 16th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 16th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 17th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 17th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 18th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 18th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 19th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 19th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 20th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 20th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 21st day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 21st day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 22nd day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 22nd day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 23rd day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 23rd day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 24th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 24th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 25th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 25th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 26th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 26th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 27th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 27th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 28th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 28th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 29th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 29th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 30th day of April 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 30th day of April 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 1st day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 1st day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 2nd day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 2nd day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 3rd day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 3rd day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 4th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 4th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 5th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 5th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 6th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 6th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 7th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 7th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 8th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 8th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 9th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 9th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 10th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 10th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 11th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 11th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 12th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 12th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 13th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 13th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 14th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 14th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 15th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 15th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 16th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 16th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 17th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 17th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 18th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 18th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 19th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 19th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 20th day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Germany as from midnight of the 20th day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 21st day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Bulgaria as from midnight of the 21st day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 22nd day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Turkey as from midnight of the 22nd day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 23rd day of May 1916, it was declared that a state of war existed between Great Britain and Austria-Hungary as from midnight of the 23rd day of May 1916;

And whereas by the Proclamation of His Majesty the King of the 24th day of May 1916, it was declared that a

et not. ill. Erfurdt. 4 vol. roy. 8vo. bds. 1 l. 8 s. od. 9 Thlr. 10 Sgr.

Dessen vol. I—III, enth. den Text und die Uebersetzung. 1 l. 4 s. od. 8 Thlr.

— vol. IV, enth. die sämmtl. Erfurdtschen Noten. 4 s. od. 1 Thlr. 10 Sgr.

Stephani Rob. Thesaurus Linguae graecae, Editio nova, multis aucta, cura Barker et Valpy, complet in 39 Theilen, folio. Lond., 1816—28. statt 48 l. 15 s. od. 325 Thlr. für netto 108 Thlr.

Terentii Comoediae, ed. Zeune, niedliche Ausgabe mit Kupfern. 7 s. od. 2 Thlr. 10 Sgr.

Theocritus ed. Kiessling, Bion et Moschus ed. Heindorff. c. Porti Dictionarium Doricum. 2 vol. 8vo. bds. 14 s. od. 4 Thlr. 20 Sgr.

Vetus Testamentum graecum, septuag. interpretum, ex ed. Holmesii et Lamb. Bos. Ed. nova. 2 vol. 24mo. bds. sehr correct und niedlich. 9 s. od. 3 Thlr.

Vigerus de Idiotismis graec. c. animadv. Hoogeveni et Zeuni edid. Hermannus. 2 vol. roy. 8vo. statt 21 s. od. 7 Thlr. für 10 s. od. 3 Thlr. 10 Sgr.

Aristophanes, Brunckii, 3 vol. Euripides, Barnes. 6 vol. Homeri Odyssea, 2 vol. Anacreon, Bothe, 1 vol. Zusammen 9 vol. 32mo. Oxford, Bliss. das Bändch. à 1 Thlr.

Berlin. A. Asher.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Cousin, Staatsrath rc. Bericht

über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Deutschland. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet

von

Dr. J. C. Krüger,

Katecheten am Waisenhause in Homburg rc.

Zweite Abtheilung.

Das Schulwesen im Königreich Preußen.

Gr. 8. Altona, Hammerich. 24 Bogen. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

☞ Auf dieses in vielfacher Beziehung höchst interessante Werk wird hiermit aufmerksam gemacht!

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Sammlung

geometrischer

Aufgaben und Lehrsätze

aus der

Planimetrie

zur

nützlichen Uebung für Anfänger.

Von

Joseph Salomon,

Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

Mit fünf Kupfertafeln.

Gr. 8. Wien, 1832. Preis: 1 Thlr. 4 Gr. Sächs.

Das mathematische Publicum erhält in dem vorstehenden Werke eine Sammlung planimetrischer Aufgaben und Lehrsätze, welche nach dem Systeme der Geometrie des Herrn Verfassers — wovon nächstens eine neue Ausgabe erscheinen wird — geordnet ist, und demnach den Anfänger in den Stand setzt, nach Erlernung einer bestimmten Theorie jedes Mal seine eigne Kraft zu versuchen und so durch eine beständige Anwendung der geometrischen Fundamentalsätze sich jene Gewandtheit zu erwerben, die für den wissenschaftlich gebildeten Techniker so überaus nützlich und nöthig ist.

Unsers Wissens ist kein ähnliches Werk vorhanden, denn bei den uns bekannten Sammlungen geometrischer Aufgaben und Lehrsätze wird gleich Anfangs die vollkommene Kenntniß der ganzen Elementargeometrie vorausgesetzt, während die gegenwärtige Sammlung den Anfänger durch die ganze Theorie Schritt vor Schritt begleitet, und so ist wol der große Nutzen, den diese Schrift mit Recht erwarten läßt, zu einleuchtend, als daß wir nicht die gegründete Hoffnung hegen dürften, daß nicht allein der Anfänger bei seinem öffentlichen oder Privatstudium diese Sammlung mit Vortheil gebrauchen, sondern daß auch für den öffentlichen Lehrer dieses Buch eine willkommene Erscheinung sein werde.

Jahrbücher

des kaiserl. königl.

polytechnischen Institutes in Wien.

In Verbindung mit den Professoren des Institutes herausgegeben von dem Director

J. J. Prechtl,

k. k. wirkl. Regierungsrathe und Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften.

Siebzehnter Band.

Gr. 8. Wien, 1832. Mit zwei Kupfertafeln. In farbigem Umschlag geheftet. Preis: 3 Thlr. Sächs.

Der soeben erschienene siebzehnte Band dieses an Originalarbeiten höchst reichhaltigen Werkes enthält: 1) Ueber ein mechanisches Mittel, geschlossene Räume zu erwärmen oder auf gleicher Temperatur zu erhalten; vom Prof. J. Arzberger. 2) Ueber eine bequeme Methode, den Salpetergehalt im Schießpulver aufzufinden; vom Artillerielieuten. V. Becker. 3) Praktische Methode, die Oberfläche der nach Horizontalschichten aufgenommenen Berge zu berechnen; vom Bergkameralförster G. v. Blagowich. 4) Beschreibung eines Instrumentes (Optometers), um die Kurzsichtigkeit oder Weitsichtigkeit der Augen zu messen; vom Prof. S. Stampfer. 5) Verbesserte Art, mittelst Patronen auf der Drehbank Schrauben zu schneiden; von Karl Karmarsch. 6) Versuche und Bemerkungen über das Drahtziehen; von Demselben. 7) Versuche über die Reibung und Abnützung der Oberflächen der Körper, nach den Versuchen des Georg Rennie; vom Prof. A. Burg. 8) Versuche über den Modul der Windung oder Verdrehung, nach Benj. Bevan; von Demselben. 9) Entwickelung einer allgemeinen Regel zur Prüfung der Convergenz oder Divergenz der unendlichen Reihen; von Demselben. 10) Ueber die Existenz der Wurzeln einer höhern Gleichung; von Demselben. 11) Bestimmung der Fundamentdicke bei Futtermauern nach Français; von Ludw. Gall. 12) Beitrag zur Parallelentheorie; von Christ. Doppler. 13) Ueber die Convergenz einer unendlichen Logarithmenfolge; von Demselben. 14) Ueber Kettenwurzeln und deren Convergenz; von Demselben. 15) Münzen, Maße und Gewichte in Dalmatien; vom Prof. Franz Petter. 16) Vollständige Uebersicht der in den Jahren 1828 und 1829 bekannt gewordenen chemischen Entdeckungen. (Beschluß.) Von Karl Karmarsch. 17) Verzeichniß der in der östreichischen Monarchie in den Jahren 1830 und 1831 auf Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen ertheilten Privilegien oder Patente.

Die bisher erschienenen siebzehn Bände dieses Werkes (der erste in einer neuen Auflage) kosten zusammen 57 Thlr. Sächs.; einzeln aber kostet der erste bis sechste Band jeder 4 Thlr., die übrigen 3 Thlr. Sächs.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Sauermann, Lehrer am königl. Schullehrer-Seminarium zu Breslau, **Formenlehre**, oder **Anleitung zu Anschauungs-, Denk- und Sprachübun-**

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Schönwissenschaftliche Schriften.

In meinem Verlage sind soeben nachstehende interessante Schriften erschienen, die durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können:

Knorring (Karl von), Russische Bibliothek für Deutsche. Erstes bis drittes Heft. (Reval, 1831.) 8. 34 Bogen auf Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Diese drei Hefte enthalten ausgewählte Stücke von Polewoj, Schukowski, Puschkin und Gribojedow.

Oertel (W. von), Harald und Elsbeth, oder das Zeitalter Johanns des Schrecklichen. Romantisches Originalgemälde aus der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. 2 Bände. (Petersburg, 1831.) 8. 30 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Scipio Cicala. 4 Bände. 8. 83½ Bogen auf feinem Druckpapier. 6 Thlr.

Sherer (Moyle), Bilder aus dem Kriegsleben. Aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Lindau. Herausgegeben von Wilhelm Adolf Lindau. 8. 21¾ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.

Stimmen der Zeit. Lieder eines Deutschen. 12. 96 Seiten auf gutem Druckpap. Geh. 10 Gr.

Sue (Eugène), Atar-Gull. Aus dem Französischen. 12. 348 S. auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Poètes français contemporains. Par Mmes. *.** Francfort s. M. chez Sigismund Schmerber, 1832. (554 S. gr. 8. auf Velinpapier.) Preis cartonnirt 3 Thlr. 8 Gr.

Diese geheimnißvoll von Damenhand gebotene und schon darum freundlich aufzunehmende Sammlung von Musterblüten aus dem Garten der neufranzösischen Poesie empfiehlt sich gleich sehr durch innern Werth und äußere Ausstattung. Schöne Verse, schöne Gefühle, zarte Ausdrücke zarter Gedanken, vielfarbige Blumen in sinnig geordnetem Strauße, lieblich duftend und mystisch zulächelnd, — wie entschiedene Ansprüche hat nicht ein Buch, das man so am Besten bezeichnen kann, auf die Gunst aller Freunde einer geistreichen, erhebenden Unterhaltung? Bei der Unmöglichkeit, in unserer von so vielen Weltbewegungen in Furcht und Hoffnung zersplitterten Zeit die sämmtlichen, einem neuen Parnaß unerwartet entsprossenen Gebilde freudig, aber ruhig, durchzugenießen, haben sich die geschickten Frauenhände, welche aus dem reichen Schatz gehaltvolle Proben mittheilen, ein ganz besonderes Verdienst erworben. Der gute Geschmack kann nur gewinnen, wenn Alle, die sich zur feinen Gesellschaft rechnen, nach dem eleganten Bande greifen und mit der Dichtercohorte — sie ist zwanzig Mann stark — Bekanntschaft anknüpfen, die in ihren gelungensten Schöpfungen dem musternden Auge vorgeführt werden.

Die französische Poesie stand vor noch nicht langer Zeit nicht eben im besten Rufe unter uns. Viele wollten bezweifeln, ob es in Gallien überhaupt einen Musenhain gäbe. Wer so aburtheilte, kannte wol die alte Dichterschule nicht, die mit Ronsard und Marot aufhörte. Auf die spätere, an deren Spitze sich Boileau stellte, paßt um so mehr Jean Paul's witziger Ausfall: „Es ist himmelschreiend, daß man eine Poesie, welche alles Große, die Vulkane der Leidenschaften, die hohen Firnen des Herzens und des Geistes, höchstens zu Schaugerichten ausgebacken, auf Spiegelplatten aufträgt — — dem Deutschen aufzubringen die Kühnheit hat." Corneille's, Molière's und Racine's usurpirter Ruhm hat die dichterischen Köpfe Frankreichs ebenso sehr gehemmt, als das mangelhafte Idiom, dem sie ihre Phantasien einhauchen mußten. Voltaire, der in seinen Tragödien an dem Leithand des Alexandriners sich fast lahm humpelte, hat sich nur in der übelberüchtigten Pucelle und den flüchtigern Ergüssen seiner poetischen Laune von den drengenden Fesseln losgemacht, und d'Alembert gesteht in einem vertraulichen Briefe, er habe in Corneille nichts finden können von jenem Schrecken und Mitleid, das die Seele der Tragödie ausmache. Was in dieser Bemerkung liegt, war lange ein öffentliches Geheimniß für die Pariser, aber nur mit Entstehung der höchst uneigentlich sogenannten romantischen Schule ward der Abfall von den alten Götzen zum Modestreben.

In der Einleitung zu den „Poètes français contemporains" wird über diese neue Richtung der Dichtungskräfte eine Ansicht ausgesprochen, die nebenbei die Grundsätze herausstellt, wornach die Wahl der aufgenommenen Stücke sich entschied. In der sturmlosen Zeit der Restauration (1815—30) hat der Geist der Nation große Schritte gethan in dem speculativen Erkennen und vornehmlich in der Würdigung der poetischen Gesetze und Leistungen. Bei der Schwindeloperation, die darauf hinausgeht, die „gothische Welt" zu zerbrechen, welche die „wahrhaft christliche Welt" bis jetzt noch wie unter der Schale zurückhält, scheint die Literatur, um einer frischen Ideenordnung Bahn zu brechen, auch ihrerseits aufs Zerstören und Desorganisiren sich zu werfen — auf die Gefahr hin, nur als verlorene Schildwache künftiger Zeiten zu gelten. Aber diese sonderbare Epoche hat ihre edeln Talente, ihre seltenen Genies. Sollten wir überhören, was sie der Lyra anvertraut? Der Lärm der einstürzenden Socialgebäude dürfte uns bald hindern, die mahnenden Geisterstimmen zu vernehmen. Vielleicht haben wir nur noch wenige Augenblicke für den unbezahlbaren Genuß so süß-erhabener Aufregungen. Eilen wir, festzuhalten, was so leicht für uns ver-

The Lord of the Isles. 2 Vols. — Waverley. 4 Vols. 2. Edit. — Guy Mannering. 4 Vols. — The Antiquary. 4 Vols. — Rob Roy. 4 Vols. — The black Dwarf. 2 Vols. — Old Mortality. 4 Vols. — The Heart of Mid-Lothian. 5 Vols. — The Bride of Lammermoor. 3 Vols. — The Legend of Montrose. 2 Vols. — Ivanhoe. 4 Vols. — The Monastery. 4 Vols. — The Abbot. 4 Vols. — Kenilworth. 4 Vols. — The Pirate. 4 Vols. — The Fortunes of Nigel. 4 Vols. — Peveril of the Peak. 5 Vols. — Quentin Durward. 4 Vols. — St. Ronan's Well. 4 Vols. — Redgauntlet. 4 Vols. — Ballads and lyrical Pieces. 1 Vol. — Marmion; a Tale of Flodden Field. 2 Vols. — Lives of the Novellists. 3 Vols. — Paul's Letters to his Kinsfolk. 2 Vols. — Tales of the Crusaders. 6 Vols. — The Bridal of Triermain. Harold the Dauntless. 2 Vols. — Woodstock. 4 Vols. — The life of Napoleon Buonaparte. 18 Vols. — Chronicles of the Canongate. 3 Vols. — Tales of a Grandfather. 3 Vols. — Chronicles of the Canongate. 2. Series. 4 Vols. — Memoirs of J. Swift. 3 Vols. — Memoirs of John Dryden. Religious Discours. 3 Vols. — Götz of Berlichingen; Mac Duff's Cross. 1 Vol. — Tales of a Grandfather; 2. Series. 4 Vols. — Anne of Geierstein. 5 Vols. — Tales of a Grandfather; 3. Series. 4 Vols. — The History of Scotland. 6 Vols.

Der Ladenpreis eines jeden Theils mit 1 Titelkupfer ist geheftet 9 Gr. und roh 8 Gr.

☞☞ Auf 5 auf einmal genommene Exempl. wird ein Exempl. und auf 10 Exemplare werden deren drei gratis gegeben; oder wenn man 5 verschiedene Werke dieses Autors bestellt, erhält man ein sechstes gratis.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Drei Reisen nach Italien.

Erinnerungen

von

C. F. von Rumohr.

12. 336 S. auf gutem Druckpapier. Geh.
1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im November 1832.

F. A. Brockhaus.

Bildungsschrift, als Weihnachts- und Neujahrsgeschenk.

Bei F. v. Ebner in Nürnberg ist erschienen:

Stahl, K., geb. Dumpf, Rosalinde oder die Wege des Schicksals. Den Töchtern gebildeter Stände gewidmet. Mit 1 Kupferstich. 8. In elegantem Umschlage. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Bei Georg Fränz in München ist soeben erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Münchens Kunstschätze

und künstlerische der Oeffentlichkeit gewidmete Bestrebungen;

von

Jul. Max SCHOTTKY, Prof.

Iste Abtheilung.

Malerei.

8. Brosch. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Je mehr sich die Kunstschätze Münchens vermehrten, desto mehr wurde das Bedürfniss nach einer Aufzählung und Beschreibung derselben fühlbar. Diesem besonders für Fremde unangenehmen Mangel wird vorstehendes Werk aufs Genügendste abhelfen; — dessen 2te Abtheilung, *die Schätze im Gebiete der Architektur und Plastik* enthaltend, in einigen Monaten nachfolgen wird.

Empfehlungswerthe Weihnachtsschrift.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue rheinische Kinderbibliothek oder moralische Erzählungen zur Veredlung des Herzens. Gesammelt von einem katholischen Geistlichen (Professor Chr. Quix). Erstes Bändchen. Auch unter dem Titel: Rheinische Kinderbibliothek ꝛc. ꝛc. Siebentes Bändchen. Mit einer lithographirten Abbildung zur Erzählung: Der Einsiedler. 16. Elegant cartonnirt 6 Gr., oder 27 Kr.

Wichtiges Werk

für Bankiers, Kauf- und Geschäftsleute, Kameralisten, Numismatiker und Freunde der Münzkunde überhaupt.

In unserm Verlage erschien soeben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Nabarth's, Chrn., Vollständiges Handbuch

der

Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde.

Enthaltend:

Eine ausführliche, auf die neuesten bewährtesten Angaben und Untersuchungen gegründete, Darstellung der Rechnungsmünzen, der wirklich geprägten Gold-, Platina- und Silbermünzen, sowie der bestehenden Bankanstalten und der Kurssysteme, oder der Wechsel-, Geld- und Staatspapiercurse, Wechselusanzen und der hauptsächlichsten Wechselordnungen, nebst Angaben der Messen und Meßgebräuche ꝛc., der bedeutendsten Handels- und Wechselplätze.

Mit getreuen Abbildungen der vornehmsten Gold-, Platina- und Silbermünzen aller Länder. (In 380 Münzbildern auf 119 Tafeln.)

Für alle Diejenigen,
denen eine umfassende Kenntniß des Münz-, Bank- und Wechselwesens unentbehrlich ist.

In 3 Bänden. Gr. 8. 85 Bogen weiß Druckpapier und 15 Bogen Münztafeln auf Velinpapier.

Subscriptionspreis bis Ostermesse 1833: 6 Thlr. 18 Gr.
Späterer Ladenpreis: . . . . 8 Thlr.

Seit den rühmlichst bekannten größern, nun veralteten, Werken von J. E. Kruse und M. R. W. Gerhardt, ist nach so vielfältigen Veränderungen und neuen Bereicherungen in dem großen Gebiete der Münzkunde in unserm Deutschland kein so umfassendes, gründliches und doch auch so anschaulich darstellendes Münzwerk erschienen, als das obengenannte, dessen vollständig dargelegter Titel den reichen Inhalt desselben in möglichster Kürze ausdrückt. Die, diesem Handbuche beigegebenen, äußerst gelungenen Münzabbildungen, wie sie

Literarisches Blatt.
Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.
Montag, 1. Januar 1838.

Ankündigung.

Mit dem 1. Januar 1838 beginnt ein neues Abonnement auf das Literarische Blatt, welches, wie bisher, wöchentlich zweimal, Montags und Donnerstags, in Quart-Format, jedesmal einen Bogen stark, ausgegeben wird.

Der Preis des Jahrgangs ist 4 Thlr. Sächs. oder 7 fl. Rhein. Man abonnirt in Deutschland bei allen Buchhandlungen und Postämtern, in Stuttgart bei der Cotta'schen Buchhandlung.

Das Literarische Blatt ist bestimmt, die Literatur der Gegenwart, in ihrem ganzen Umfange, zu besprechen. Es wird sich daher nicht auf die Recension neuer Bücher beschränken, sondern auch Aufsätze über ältere Literatur, Biographien, Charakteristiken, Uebersichten, Vergleichungen, Mittheilungen aus Briefen, Tagebüchern, Handschriften, Nachrichten über literarische Zustände, Gesellschaften, Vereine, Institute, Bibliotheken, Sammlungen, Museen, Kunstwerke, Gemälde, Statuen, Gebäude, Theater, Concerte, Musikaufführungen, Reisen, Entdeckungen, Erfindungen, Fortschritte der Wissenschaften, Nekrologe, Anekdoten, Miscellen, Bibliographie, Anzeigen, Ankündigungen, Verzeichnisse neuer Bücher, Recensionen, Kritiken, Gegenkritiken, Antikritiken, Polemik, Streitigkeiten, Fehden, Duelle, Prozesse, Urtheile, Gutachten, Verordnungen, Gesetze, Verbote, Censur, Pressfreiheit, Pressunfreiheit, Pressfrechheit, Pressunfrechheit, Pressfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheitsunfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfreiheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfreiheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfreiheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfreiheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsfrechheitsunfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfrechheitsfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfrechheitsunfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfrechheitsfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheitsunfrechheitsunfrechheit-Freiheit, Pressfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheit-Frechheit, Pressfreiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheit-Frechheit, Pressunfreiheit-Unfrechheit, Pressfrechheit-Freiheit, Pressfrechheit-Unfreiheit, Pressfrechheit-Frechheit, Pressfrechheit-Unfrechheit, Pressunfrechheit-Freiheit, Pressunfrechheit-Unfreiheit, Pressunfrechheit-Frechheit, Pressunfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheit-Freiheit-Freiheit, Pressfreiheit-Freiheit-Unfreiheit, Pressfreiheit-Freiheit-Frechheit, Pressfreiheit-Freiheit-Unfrechheit, Pressfreiheit-Unfreiheit-Freiheit, Pressfreiheit-Unfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheit-Unfreiheit-Frechheit, Pressfreiheit-Unfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheit-Frechheit-Freiheit, Pressfreiheit-Frechheit-Unfreiheit, Pressfreiheit-Frechheit-Frechheit, Pressfreiheit-Frechheit-Unfrechheit, Pressfreiheit-Unfrechheit-Freiheit, Pressfreiheit-Unfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheit-Unfrechheit-Frechheit, Pressfreiheit-Unfrechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheit-Freiheit-Freiheit, Pressunfreiheit-Freiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheit-Freiheit-Frechheit, Pressunfreiheit-Freiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheit-Unfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheit-Unfreiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheit-Unfreiheit-Frechheit, Pressunfreiheit-Unfreiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheit-Frechheit-Freiheit, Pressunfreiheit-Frechheit-Unfreiheit, Pressunfreiheit-Frechheit-Frechheit, Pressunfreiheit-Frechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheit-Unfrechheit-Freiheit, Pressunfreiheit-Unfrechheit-Unfreiheit, Pressunfreiheit-Unfrechheit-Frechheit, Pressunfreiheit-Unfrechheit-Unfrechheit, Pressfrechheit-Freiheit-Freiheit, Pressfrechheit-Freiheit-Unfreiheit, Pressfrechheit-Freiheit-Frechheit, Pressfrechheit-Freiheit-Unfrechheit, Pressfrechheit-Unfreiheit-Freiheit, Pressfrechheit-Unfreiheit-Unfreiheit, Pressfrechheit-Unfreiheit-Frechheit, Pressfrechheit-Unfreiheit-Unfrechheit, Pressfrechheit-Frechheit-Freiheit, Pressfrechheit-Frechheit-Unfreiheit, Pressfrechheit-Frechheit-Frechheit, Pressfrechheit-Frechheit-Unfrechheit, Pressfrechheit-Unfrechheit-Freiheit, Pressfrechheit-Unfrechheit-Unfreiheit, Pressfrechheit-Unfrechheit-Frechheit, Pressfrechheit-Unfrechheit-Unfrechheit, Pressunfrechheit-Freiheit-Freiheit, Pressunfrechheit-Freiheit-Unfreiheit, Pressunfrechheit-Freiheit-Frechheit, Pressunfrechheit-Freiheit-Unfrechheit, Pressunfrechheit-Unfreiheit-Freiheit, Pressunfrechheit-Unfreiheit-Unfreiheit, Pressunfrechheit-Unfreiheit-Frechheit, Pressunfrechheit-Unfreiheit-Unfrechheit, Pressunfrechheit-Frechheit-Freiheit, Pressunfrechheit-Frechheit-Unfreiheit, Pressunfrechheit-Frechheit-Frechheit, Pressunfrechheit-Frechheit-Unfrechheit, Pressunfrechheit-Unfrechheit-Freiheit, Pressunfrechheit-Unfrechheit-Unfreiheit, Pressunfrechheit-Unfrechheit-Frechheit, Pressunfrechheit-Unfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheit-Frechheit, Pressunfreiheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheit-Frechheit, Pressunfreiheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheit-Freiheit, Pressunfreiheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsfrechheit-Frechheit, Pressunfreiheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsunfrechheit-Freiheit, Pressunfreiheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsunfrechheit-Frechheit, Pressunfreiheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressfrechheitsfreiheit-Freiheit, Pressfrechheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressfrechheitsfreiheit-Frechheit, Pressfrechheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressfrechheitsunfreiheit-Freiheit, Pressfrechheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressfrechheitsunfreiheit-Frechheit, Pressfrechheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressfrechheitsfrechheit-Freiheit, Pressfrechheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressfrechheitsfrechheit-Frechheit, Pressfrechheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressfrechheitsunfrechheit-Freiheit, Pressfrechheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressfrechheitsunfrechheit-Frechheit, Pressfrechheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressunfrechheitsfreiheit-Freiheit, Pressunfrechheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressunfrechheitsfreiheit-Frechheit, Pressunfrechheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressunfrechheitsunfreiheit-Freiheit, Pressunfrechheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressunfrechheitsunfreiheit-Frechheit, Pressunfrechheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressunfrechheitsfrechheit-Freiheit, Pressunfrechheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressunfrechheitsfrechheit-Frechheit, Pressunfrechheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressunfrechheitsunfrechheit-Freiheit, Pressunfrechheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressunfrechheitsunfrechheit-Frechheit, Pressunfrechheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsfreiheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsfreiheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfreiheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsfrechheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsfrechheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheit-Freiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheit-Frechheit, Pressfreiheitsunfrechheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheit-Frechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheit-Frechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheit-Freiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheit-Frechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheit-Freiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheit-Frechheit, Pressunfreiheitsfreiheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheit-Frechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfreiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit-Frechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfreiheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheit-Freiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheit-Frechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsfrechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit-Freiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit-Unfreiheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit-Frechheit, Pressunfreiheitsunfreiheitsunfrechheit-Unfrechheit, Pressunfreiheitsfrechheitsfreiheit-Freiheit, Pressunfreiheitsfrechheits

Years of the Julian Period	Years of the Christian Era	Years of the World
1	1	5509
2	2	5510
3	3	5511
4	4	5512
5	5	5513
6	6	5514
7	7	5515
8	8	5516
9	9	5517
10	10	5518
11	11	5519
12	12	5520
13	13	5521
14	14	5522
15	15	5523
16	16	5524
17	17	5525
18	18	5526
19	19	5527
20	20	5528
21	21	5529
22	22	5530
23	23	5531
24	24	5532
25	25	5533
26	26	5534
27	27	5535
28	28	5536
29	29	5537
30	30	5538
31	31	5539
32	32	5540
33	33	5541
34	34	5542
35	35	5543
36	36	5544
37	37	5545
38	38	5546
39	39	5547
40	40	5548
41	41	5549
42	42	5550
43	43	5551
44	44	5552
45	45	5553
46	46	5554
47	47	5555
48	48	5556
49	49	5557
50	50	5558
51	51	5559
52	52	5560
53	53	5561
54	54	5562
55	55	5563
56	56	5564
57	57	5565
58	58	5566
59	59	5567
60	60	5568
61	61	5569
62	62	5570
63	63	5571
64	64	5572
65	65	5573
66	66	5574
67	67	5575
68	68	5576
69	69	5577
70	70	5578
71	71	5579
72	72	5580
73	73	5581
74	74	5582
75	75	5583
76	76	5584
77	77	5585
78	78	5586
79	79	5587
80	80	5588
81	81	5589
82	82	5590
83	83	5591
84	84	5592
85	85	5593
86	86	5594
87	87	5595
88	88	5596
89	89	5597
90	90	5598
91	91	5599
92	92	5600
93	93	5601
94	94	5602
95	95	5603
96	96	5604
97	97	5605
98	98	5606
99	99	5607
100	100	5608
101	101	5609
102	102	5610
103	103	5611
104	104	5612
105	105	5613
106	106	5614
107	107	5615
108	108	5616
109	109	5617
110	110	5618
111	111	5619
112	112	5620
113	113	5621
114	114	5622
115	115	5623
116	116	5624
117	117	5625
118	118	5626
119	119	5627
120	120	5628
121	121	5629
122	122	5630
123	123	5631
124	124	5632
125	125	5633
126	126	5634
127	127	5635
128	128	5636
129	129	5637
130	130	5638
131	131	5639
132	132	5640
133	133	5641
134	134	5642
135	135	5643
136	136	5644
137	137	5645
138	138	5646
139	139	5647
140	140	5648
141	141	5649
142	142	5650
143	143	5651
144	144	5652
145	145	5653
146	146	5654
147	147	5655
148	148	5656
149	149	5657
150	150	5658
151	151	5659
152	152	5660
153	153	5661
154	154	5662
155	155	5663
156	156	5664
157	157	5665
158	158	5666
159	159	5667
160	160	5668
161	161	5669
162	162	5670
163	163	5671
164	164	5672
165	165	5673
166	166	5674
167	167	5675
168	168	5676
169	169	5677
170	170	5678
171	171	5679
172	172	5680
173	173	5681
174	174	5682
175	175	5683
176	176	5684
177	177	5685
178	178	5686
179	179	5687
180	180	5688
181	181	5689
182	182	5690
183	183	5691
184	184	5692
185	185	5693
186	186	5694
187	187	5695
188	188	5696
189	189	5697
190	190	5698
191	191	5699
192	192	5700
193	193	5701
194	194	5702
195	195	5703
196	196	5704
197	197	5705
198	198	5706
199	199	5707
200	200	5708
201	201	5709
202	202	5710
203	203	5711
204	204	5712
205	205	5713
206	206	5714
207	207	5715
208	208	5716
209	209	5717
210	210	5718
211	211	5719
212	212	5720
213	213	5721
214	214	5722
215	215	5723
216	216	5724
217	217	5725
218	218	5726
219	219	5727
220	220	5728
221	221	5729
222	222	5730
223	223	5731
224	224	5732
225	225	5733
226	226	5734
227	227	5735
228	228	5736
229	229	5737
230	230	5738
231	231	5739
232	232	5740
233	233	5741
234	234	5742
235	235	5743
236	236	5744
237	237	5745
238	238	5746
239	239	5747
240	240	5748
241	241	5749
242	242	5750
243	243	5751
244	244	5752
245	245	5753
246	246	5754
247	247	5755
248	248	5756
249	249	5757
250	250	5758
251	251	5759
252	252	5760
253	253	5761
254	254	5762
255	255	5763
256	256	5764
257	257	5765
258	258	5766
259	259	5767
260	260	5768
261	261	5769
262	262	5770
263	263	5771
264	264	5772
265	265	5773
266	266	5774
267	267	5775
268	268	5776
269	269	5777
270	270	5778
271	271	5779
272	272	5780
273	273	5781
274	274	5782
275	275	5783
276	276	5784
277	277	5785
278	278	5786
279	279	5787
280	280	5788
281	281	5789
282	282	5790
283	283	5791
284	284	5792
285	285	5793
286	286	5794
287	287	5795
288	288	5796
289	289	5797
290	290	5798
291	291	5799
292	292	5800
293	293	5801
294	294	5802
295	295	5803
296	296	5804
297	297	5805
298	298	5806
299	299	5807
300	300	5808
301	301	5809
302	302	5810
303	303	5811
304	304	5812
305	305	5813
306	306	5814
307	307	5815
308	308	5816
309	309	5817
310	310	5818
311	311	5819
312	312	5820
313	313	5821
314	314	5822
315	315	5823
316	316	5824
317	317	5825
318	318	5826
319	319	5827
320	320	5828
321	321	5829
322	322	5830
323	323	5831
324	324	5832
325	325	5833
326	326	5834
327	327	5835
328	328	5836
329	329	5837
330	330	5838
331	331	5839
332	332	5840
333	333	5841
334	334	5842
335	335	5843
336	336	5844
337	337	5845
338	338	5846
339	339	5847
340	340	5848
341	341	5849
342	342	5850
343	343	5851
344	344	5852
345	345	5853
346	346	5854
347	347	5855
348	348	5856
349	349	5857
350	350	5858
351	351	5859
352	352	5860
353	353	5861
354	354	5862
355	355	5863
356	356	5864
357	357	5865
358	358	5866
359	359	5867
360	360	5868
361	361	5869
362	362	5870
363	363	5871
364	364	5872
365	365	5873
366	366	5874
367	367	5875
368	368	5876
369	369	5877
370	370	5878
371	371	5879
372	372	5880
373	373	5881
374	374	5882
375	375	5883
376	376	5884
377	377	5885
378	378	5886
379	379	5887
380	380	5888
381	381	5889
382	382	5890
383	383	5891
384	384	5892
385	385	5893
386	386	5894
387	387	5895
388	388	5896
389	389	5897
390	390	5898
391	391	5899
392	392	5900
393	393	5901
394	394	5902
395	395	5903
396	396	5904
397	397	5905
398	398	5906
399	399	5907
400	400	5908
401	401	5909
402	402	5910
403	403	5911
404	404	5912
405	405	5913
406	406	5914
407	407	5915
408	408	5916
409	409	5917
410	410	5918
411	411	5919
412	412	5920
413	413	5921
414	414	5922
415	415	5923
416	416	5924
417	417	5925
418	418	5926
419	419	5927
420	420	5928
421	421	5929
422	422	5930
423	423	5931
424	424	5932
425	425	5933
426	426	5934
427	427	5935
428	428	5936
429	429	5937
430	430	5938
431	431	5939
432	432	5940
433	433	5941
434	434	5942
435	435	5943
436	436	5944
437	437	5945
438	438	5946
439	439	5947
440	440	5948
441	441	5949
442	442	5950
443	443	5951
444	444	5952
445	445	5953
446	446	5954
447	447	5955
448	448	5956
449	449	5957
450	450	5958
451	451	5959
452	452	5960
453	453	5961
454	454	5962
455	455	5963
456	456	5964
457	457	5965
458	458	5966
459	459	5967
460	460	5968
461	461	5969
462	462	5970
463	463	5971
464	464	5972
465	465	5973
466	466	5974
467	467	5975
468	468	5976
469	469	5977
470	470	5978
471	471	5979
472	472	5980
473	473	5981
474	474	5982
475	475	5983
476	476	5984
477	477	5985
478	478	5986
479	479	5987
480	480	5988
481	481	5989
482	482	5990
483	483	5991
484	484	5992
485	485	5993
486	486	5994
487	487	5995
488	488	5996
489	489	5997
490	490	5998
491	491	5999
492	492	6000
493	493	6001
494	494	6002
495	495	6003
496	496	6004
497	497	6005
498	498	6006
499	499	6007
500	500	6008
501	501	6009
502	502	6010
503	503	6011
504	504	6012
505	505	6013
506	506	6014
507	507	6015
508	508	6016
509	509	6017
510	510	6018
511	511	6019
512	512	6020
513	513	6021
514	514	6022
515	515	6023
516	516	6024
517	517	6025
518	518	6026
519	519	6027
520	520	6028
521	521	6029
522	522	6030
523	523	6031
524	524	6032
525	525	6033
526	526	6034
527	527	6035
528	528	6036
529	529	6037
530	530	6038
531	531	6039
532	532	6040
533	533	6041
534	534	6042
535	535	6043
536	536	6044
537	537	6045
538	538	6046
539	539	6047
540	540	6048
541	541	6049
542	542	6050
543	543	6051
544	544	6052
545	545	6053
546	546	6054
547	547	6055
548	548	6056
549	549	6057
550	550	6058
551	551	6059
552	552	6060
553	553	6061
554	554	6062
555	555	6063
556	556	6064
557	557	6065
558	558	6066
559	559	6067
560	560	6068
561	561	6069
562	562	6070
563	563	6071
564	564	6072
565	565	6073
566	566	6074
567	567	6075
568	568	6076
569	569	6077
570	570	6078
571	571	6079
572	572	6080
573	573	6081
574	574	6082
575	575	6083
576	576	6084
577	577	6085
578	578	6086
579	579	6087
580	580	6088
581	581	6089
582	582	6090
583	583	6091
584	584	6092
585	585	6093
586	586	6094
587	587	6095
588	588	6096
589	589	6097
590	590	6098
591	591	6099
592	592	6100
593	593	6101
594	594	6102
595	595	6103
596	596	6104
597	597	6105
598	598	6106
599	599	6107
600	600	6108
601	601	6109
602	602	6110
603	603	6111
604	604	6112
605	605	6113
606	606	6114
607	607	6115
608	608	6116
609	609	6117
610	610	6118
611	611	6119
612	612	6120
613	613	6121
614	614	6122
615	615	6123
616	616	6124
617	617	6125
618	618	6126
619	619	6127
620	620	6128
621	621	6129
622	622	6130
623	623	6131
624	624	6132
625	625	6133
626	626	6134
627	627	6135
628	628	6136
629	629	6137
630	630	6138
631	631	6139
632	632	6140
633	633	6141
634	634	6142
635	635	6143
636	636	6144
637	637	6145
638	638	6146
639	639	6147
640	640	6148
641	641	6149
642	642	6150
643	643	6151
644	644	6152
645	645	6153
646	646	6154
647	647	6155
648	648	6156
649	649	6157
650	650	6158
651	651	6159
652	652	6160
653	653	6161
654	654	6162
655	655	6163
656	656	6164
657	657	6165
658	658	6166
659	659	6167
660	660	6168
661	661	6169
662	662	6170
663	663	6171
664	664	6172
665	665	6173
666	666	6174
667	667	6175
668	668	6176
669	669	6177
670	670	6178
671	671	6179
672	672	6180
673	673	6181
674	674	6182
675	675	6183
676	676	6184
677	677	6185
678	678	6186
679	679	6187
680	680	6188
681	681	6189
682	682	6190
683	683	6191
684	684	6192
685	685	6193
686	686	6194
687	687	6195
688	688	6196
689	689	6197
690	690	6198
691	691	6199
692	692	6200
693	693	6201
694	694	6202
695	695	6203
696	696	6204
697	697	6205
698	698	6206
699	699	6207
700	700	6208
701	701	6209
702	702	6210
703	703	6211
704	704	6212
705	705	6213
706	706	6214
707	707	6215
708	708	6216
709	709	6217
710	710	6218
711	711	6219
712	712	6220
713	713	6221
714	714	6222
715	715	6223
716	716	6224
717	717	6225
718	718	6226
719	719	6227
720	720	6228
721	721	6229
722	722	6230
723	723	6231
724	724	6232
725	725	6233
726	726	6234
727	727	6235
728	728	6236
729	729	6237
730	730	6238
731	731	6239
732	732	6240
733	733	6241
734	734	6242
735	735	6243
736	736	6244
737	737	6245
738	738	6246
739	739	6247
740	740	6248
741	741	6249
742	742	6250
743	743	6251
744	744	6252
745	745	6253
746	746	6254
747	747	6255
748	748	6256
749	749	6257
750	750	6258
751	751	6259
752	752	6260
753	753	6261
754	754	6262
755	755	6263
756	756	6264
757	757	6265
758	758	6266
759	759	6267
760	760	6268
761	761	6269
762	762	6270
763	763	6271
764	764	6272
765	765	6273
766	766	6274
767	767	6275
768	768	6276
769	769	6277
770	770	6278
771	771	6279
772	772	6280
773	773	6281
774	774	6282
775	775	6283
776	776	6284
777	777	6285
778	778	6286
779	779	6287
780	780	6288
781	781	6289
782	782	6290
783	783	6291
784	784	6292
785	785	6293
786	786	6294
787	787	6295
788	788	6296
789	789	6297
790	790	6298
791	791	6299
792	792	6300

Oesterreichische Wochenschrift.
Herausgegeben von Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert.
Redigirt von Dr. Ignaz Kaiser.
Erscheint jeden Samstag.
Preis für Wien ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl.
Mit Postversendung ganzjährig 10 fl., halbjährig 5 fl.
Administration: Wien, Stadt, Bauernmarkt 11.
Inserate werden angenommen und die Insertionsgebühren berechnet nach dem Tarife der Wiener Zeitung.

Inhalt: Die Wiener Weltausstellung. — Die Ausstellung der Kunstindustrie. — Die Ausstellung der Maschinen. — Die Ausstellung der Landwirthschaft. — Die Ausstellung der Gartenbaukunst. — Die Ausstellung der Montanindustrie. — Die Ausstellung der Textilindustrie. — Die Ausstellung der Chemie. — Die Ausstellung der Colonialwaaren. — Die Ausstellung der Nahrungsmittel. — Die Ausstellung der Bekleidungsindustrie. — Die Ausstellung der Graphik. — Die Ausstellung der Fischerei. — Die Ausstellung der Jagd. — Die Ausstellung der Forstwirthschaft. — Die Ausstellung der Bergbaukunde. — Die Ausstellung der Hüttenkunde. — Die Ausstellung der Salinenkunde. — Die Ausstellung der Bodencultur. — Die Ausstellung der Thierzucht. — Die Ausstellung der Gewerbe. — Die Ausstellung der Hausindustrie. — Die Ausstellung der Volkswirthschaft. — Die Ausstellung der Statistik. — Die Ausstellung der Unterrichtsanstalten. — Die Ausstellung der Kriegsmarine. — Die Ausstellung der Kriegsmittel. — Die Ausstellung der Sanitätspflege. — Die Ausstellung der Armenpflege. — Die Ausstellung der Rettungsmittel. — Die Ausstellung der Feuerlöschmittel. — Die Ausstellung der Blindenanstalten. — Die Ausstellung der Taubstummenanstalten. — Die Ausstellung der Idiotenanstalten. — Die Ausstellung der Gefängnisse. — Die Ausstellung der Gefängnisarbeiten. — Die Ausstellung der Gefängnisdisciplin. — Die Ausstellung der Gefängnisverwaltung. — Die Ausstellung der Gefängnisstatistik. — Die Ausstellung der Gefängnisliteratur. — Die Ausstellung der Gefängnisbauten. — Die Ausstellung der Gefängnisgesetzgebung. — Die Ausstellung der Gefängnisorganisation. — Die Ausstellung der Gefängnisreform. — Die Ausstellung der Gefängnisgeschichte. — Die Ausstellung der Gefängnisgeographie. — Die Ausstellung der Gefängnisethnographie. — Die Ausstellung der Gefängnisanthropologie. — Die Ausstellung der Gefängnispsychologie. — Die Ausstellung der Gefängnispädagogik. — Die Ausstellung der Gefängnismedicin. — Die Ausstellung der Gefängnisphilosophie. — Die Ausstellung der Gefängnistheologie. — Die Ausstellung der Gefängnisjurisprudenz. — Die Ausstellung der Gefängnisnationalökonomie. — Die Ausstellung der Gefängnispolitik. — Die Ausstellung der Gefängnisgeschichte. — Die Ausstellung der Gefängnisgeographie. — Die Ausstellung der Gefängnisethnographie. — Die Ausstellung der Gefängnisanthropologie. — Die Ausstellung der Gefängnispsychologie. — Die Ausstellung der Gefängnispädagogik. — Die Ausstellung der Gefängnismedicin. — Die Ausstellung der Gefängnisphilosophie. — Die Ausstellung der Gefängnistheologie. — Die Ausstellung der Gefängnisjurisprudenz. — Die Ausstellung der Gefängnisnationalökonomie. — Die Ausstellung der Gefängnispolitik.

Herausgeber dieses in dänischer Sprache geschriebenen Werks hat nicht nur die Uebersetzung mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet, sondern auch zugleich mit beständiger Vergleichung der Edda Sämundar, der Volsunga- und Vilkinasaga, der deutschen Dichtungen des Mittelalters und der neuern Forschungen darüber, besonders von W. Grimm, einzelne größere Abschnitte umgearbeitet und außerdem, außer größern und kleinern Texteinschaltungen, eine Menge erklärender, berichtigender und ergänzender Anmerkungen und Excurse hinzugefügt. Endlich hat derselbe dem ganzen Werke noch einen Anhang beigegeben, worin er versucht, den charakteristischen Unterschied, sowie den allmäligen Fortgang von der mythisch-symbolischen zur mythisch-historischen und mythisch-allegorischen Entwickelungsstufe in der sagenthümlichen Culturperiode, hauptsächlich in Beziehung auf Ursprung und Fortbildung der Nationalepopöen verschiedener Völker, näher zu bestimmen.

Im Verlag bei Fr. Pustet in Regensburg ist erschienen:

Des Grafen

Leopardi von Rimini

Gesprächbüchlein.

(Dialoghetti genannt.)

Ein liberaler Katechismus.

für

sehr viele Servile.

Redende Personen.

Europa, erschrockene Mutter.	Constitution und Constipation.
Italien, hinfällige Tochter.	(Drama von Heut für Morgen.)
Frankreich, rückfällige detto.	Doctor, ein Carbonaro.
Gerechtigkeit, mit dem Fliegenwedel.	Polichinell, Macaronifresser.
Restauration, fallirte Kartenfabrikantin.	Finanz, ein Mauthbeamter.
Menschenverstand, ein Ultra.	Conscription, Kind der Liebe.
Freiheit, eine Hetäristin.	Freie Presse, eine Hebamme.
Türke, ein Türkenfreund.	Kunst, ein Malcontent.
Politik, verlegener Politikus.	Handel, ein Patient.
Teufel, ein Ofenheizer.	Grundbesitzer, Insolvent.
Napoleon, ein Ofenhocker.	Todtengräber, Wegweiser.
Franzosen genug durch's Kamin.	Professor, ein Professor.
Welt, kranke Kriegssublicantin.	Erfahrung, hint. Bötin von Hambach.
Krieg, auf dem Kriegsfuß entschlafener Stützelfuß.	Als Zugabe drei Gespräche.
Mäßigung, verpfuffte Modepuppe der Nichtintervention.	Voltaire und Lafayette, über die letzten Dinge.
Legitimität, emigrirter Karlist in Ruhestand.	Liberaler und Bandit, über Principien in der Klemme.
Die Reise ins Land der	Christin und Denkgläubige, über Ehemancipation.

Preis fein Papier 16 Gr.
" ordin. " 9 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Poètes français contemporains. Par Mmes. *. Francfort s. M. chez Sigismund Schmerber, 1832. (554 S. gr. 8. auf Velinpapier.) Preis cartonnirt 3 Thlr. 8 Gr.**

Diese geheimnißvoll von Damenhand gebotene und schon darum freundlich aufzunehmende Sammlung von Musterblüten aus dem Garten der neufranzösischen Poesie empfiehlt sich gleich sehr durch innern Werth und äußere Ausstattung. Schöne Verse, schöne Gefühle, zarte Ausdrücke zarter Gedanken, vielfarbige Blumen in sinnig geordnetem Strauße, lieblich duftend und mystisch zulächelnd, — wie entschiedene Ansprüche hat nicht ein Buch, das man so am Besten bezeichnen kann, auf die Gunst aller Freunde einer geistreichen, erhebenden Unterhaltung? Bei der Unmöglichkeit, in unserer von so vielen Weltbewegungen in Furcht und Hoffnung zersplitterten Zeit die sämmtlichen, einem neuen Parnaß unerwartet entsprossenen Gebilde freudig, aber ruhig, durchzugenießen, haben sich die geschickten Frauenhände, welche aus dem reichen Schatz gehaltvolle Proben mittheilen, ein ganz besonderes Verdienst erworben. Der gute Geschmack kann nur gewinnen, wenn Alle, die sich zur feinen Gesellschaft rechnen, nach dem eleganten Bande greifen und mit der Dichtercohorte — sie ist zwanzig Mann stark — Bekanntschaft anknüpfen, die in ihren gelungensten Schöpfungen dem musternden Auge vorgeführt werden.

Die französische Poesie stand vor noch nicht langer Zeit nicht eben im besten Rufe unter uns. Viele wollten bezweifeln, ob es in Gallien überhaupt einen Musenhain gäbe. Wer so aburtheilte, kannte wol die alte Dichterschule nicht, die mit Ronsard und Marot aufhörte. Auf die spätere, an deren Spitze sich Boileau stellte, paßt um so mehr Jean Paul's witziger Ausfall: „Es ist himmelschreiend, daß man eine Poesie, welche alles Große, die Vulkane der Leidenschaften, die hohen Firnen des Herzens und des Geistes, höchstens zu Schaugerichten ausgebacken, auf Spiegelplatten aufträgt — — dem Deutschen aufzubringen die Kühnheit hat." Corneille's, Molière's und Racine's usurpirter Ruhm hat die dichterischen Köpfe Frankreichs ebenso sehr gehemmt, als das mangelhafte Idiom, dem sie ihre Phantasien einhauchen mußten. Voltaire, der in seinen Tragödien an dem Leitband des Alexandriners sich fast lahm humpelte, hat sich nur in der übelberüchtigten Pucelle und den flüchtigern Ergüssen seiner poetischen Laune von den beengenden Fesseln losgemacht, und d'Alembert gesteht in einem vertraulichen Briefe, er habe in Corneille nichts finden können von jenem Schrecken und Mitleid, das die Seele der Tragödie ausmache. Was in dieser Bemerkung liegt, war lange ein öffentliches Geheimniß für die Pariser, aber nur mit Entstehung der höchst uneigentlich sogenannten romantischen Schule ward der Abfall von den alten Götzen zum Modestreben.

In der Einleitung zu den „Poètes français contemporains" wird über diese neue Richtung der Dichtungskräfte eine Ansicht ausgesprochen, die nebenbei die Grundsätze herausstellt, wornach die Wahl der aufgenommenen Stücke sich entschied. In der sturmlosen Zeit der Restauration (1815—30) hat der Geist der Nation große Schritte gethan in dem speculativen Erkennen und vornehmlich in der Würdigung der poetischen Gesetze und Leistungen. Bei der Schwindeloperation, die darauf hinausgeht, die „gothische Welt" zu zerbrechen, welche die „wahrhaft christliche Welt" bis jetzt noch wie unter der Schale zurückhält, scheint die Literatur, um einer frischen Ideenordnung Bahn zu brechen, auch ihrerseits aufs Zerstören und Desorganisiren sich zu werfen — auf die Gefahr hin, nur als verlorene Schildwache künftiger Zeiten zu gelten. Aber diese sonderbare Epoche hat ihre edeln Talente, ihre seltenen Genies. Sollten wir überhören, was sie der Lyra anvertraut? Der Lärm der einstürzenden Socialgebäude dürfte uns bald hindern, die mahnenden Geisterstimmen zu vernehmen. Vielleicht haben wir nur noch wenige Augenblicke für den unbezahlbaren Genuß so süß-erhabener Aufregungen. Eilen wir, festzuhalten, was so leicht für uns verloren sein könnte. Deutschland, mit dem wahren Genie, welche Sprache es auch spräche, so gerne sympathisirend, wird jene Dichter begreifen, die unter den drohenden Zeichen nahender Gewitter gesungen haben, deren reine Stimme einen ruhigern Horizont, einen deutlichern Widerhall verdient.

In doppelter Beziehung sind die Werke der neuern französischen Dichter zu betrachten; ihr Einfluß auf die poetischen Doctrinen ist ebenso entschieden, als die Art, wie sie die errungene Freiheit benutzt haben, sich in den mannichfachsten Formen erkennen läßt. Die vorliegende Mustersammlung löst darum auch eine zwiefache Aufgabe. Im Allgemeinen zeigt sie, wie der Geist der Auflehnung gegen die Boileau'sche Schule die ganze junge Generation befeuert, und im Besondern, wie in den einzelnen Fulgurationen das Originelle hervortritt und die Eigenthümlichkeit sich behauptet.

Die mitgetheilten Stücke sind nach den Namen der Verfasser alphabetisch geordnet. Diese Einrichtung wählten die sammeln-

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXXVIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ludwig's englisches Wörterbuch,

das mehre Jahre lang gar nicht zu erhalten war, habe ich an mich gebracht und ist dasselbe nun wieder durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir zu beziehen. Es führt den Titel:

Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch, von Christian Ludwig. Zweite Auflage, mit einer gründlichen Anleitung zur Aussprache des Englischen vermehrt und zum allgemeinen Gebrauche der deutschen und englischen Nation bequemer eingerichtet; verbessert durch eine genauere Angabe der Bedeutungen der Wörter, Redensarten und Sprichwörter, und vermehrt mit vielen neuen Ausdrücken, und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter beider Sprachen. Zwei Theile. Gr. 8. 57 Bogen. Cartonnirt. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieses Wörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung und Wohlfeilheit aus und gehört anerkannt zu den besten Werken dieser Art.

Leipzig, im Dezember 1832.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

National-Kalender

für

die deutschen Bundesstaaten

auf

das Jahr 1833.

Für

Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen,

(nach dem stuttgarter Meridian)

zum

Unterricht und Vergnügen

für

Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute.

Begründet

von

Christian Karl André,

fortgesetzt

von

J. H. Meyer.

Mit 1 Abbildung, 2 Musikblättern, einem Holzschnitt, nebst einem ökonomischen Tagbuch und Gedächtnißhülfe für Geschäfte, Correspondenz ꝛc. ꝛc. auf Schreibpapier.

Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 20 Gr. Groß Quart. Broschirt.

Inhalt: Eigentlicher Kalender für 1833, für die Länder, wo er zulässig ist. Das Gedenkbuch. Die Mannichfaltigkeiten. Insektenkalender. I. Die Jahre. II. Merkwürdigkeiten am Himmel. (Fortsetzung.) Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes im Jahre 1833. III. Feste und Feiertage der Christen. (Fortsetzung.) Das Pfingstfest. IV. Kalenderbestimmungen. (Fortsetzung.) Zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste. V. Das Menschenleben. VI. Feuer auf der englischen Goelette die sechs Schwestern. VII. Ueber Kinderhirten. Ein Vorschlag für alle Landbewohner, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt. VIII. Das Bett im Sommer. IX. Der Vater im Schnee. (Erzählung von W. Alexis.) X. Das Vater Unser. (Mit Musik.) XI. Gerechtigkeitsliebe. XII. Die Höhle des Tigers. XIII. Leben und Begebenheiten einer Fahnenträgernonne. XIV. Würdige Jahresschlußfeier eines braven Gutsherrn. XV. Classification der Conversationstöne. XVI. Wiegenlied, mit Melodie von K. M. v. Weber. XVII. Der kluge Hund. XVIII. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. (Fortsetzung.) A. Die Edlern, Bessern, Vernünftigern. I. Wohlthätige Stiftungen. 1. Der Bürgerrettungsverein in Magdeburg. 2. Pischel's Erziehungsanstalt für arme Kinder. 3. Anstalt zur sichern Aufbewahrung kleiner Kinder und zum Schutze vor Verwahrlosung. 4. Zwei brave Testatoren. II. Lebensrettungen, — Muth und Entschlossenheit in Gefahren. 1. Zwei wackere Lebensretter. 2. Die braven Lebensretter in Hittdorf. 3. Der muthige Retter in Tirol. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigen. I. Mörder. 1. In Frankreich. 2. Der Mörder seiner Frau. 3. Ein vierfacher Mord. 4. Die Mörderin ihres Mannes. 5. Der unnatürliche Vater. 6. Zwei Mörder im Handverschen. 7. Ein Raubmord im Nassauischen. 8. Ein Vatermörder. 9. Selbstmord aus Melancholie. 10. Noch ein Selbstmörder. 11. Ein Selbstmörder eigner Art. II. Seeräuber. III. Betrüger. 1. In Warschau. 2. Ein verschmitzter Betrüger in Paris. XIX. Gedenkt der Armen. XX. Das Goldmacherdorf. XXI. Treu bis in den Tod. XXII. Vortheile in der Haushaltung. (Fortsetzung.) Benutzung der erfrorenen und gefaulten Kartoffeln. XXIII. Reiche Früchte kluger Betriebsamkeit. XXIV. Beschreibung eines Verfahrens, wodurch man die Essiggährung außerordentlich beschleunigen und starken Essig ohne Unterbrechung in Zeit von zwei Tagen auf ökonomische Weise im Großen bereiten kann. XXV. Das Rechnen. XXVI. Einweihung eines neuen Schulhauses. XXVII. Wie der Ackermann B. zu W. seine Wiesen verbesserte. XXVIII. Das arabische Pulver. Nach Holberg. (Fortsetzung und Schluß.) XXIX. Die afrikanische Sklaverei. Aus der Lebensgeschichte eines Appenzellers. XXX. Lebensbegebenheiten eines Würtembergers. XXXI. Die Windsbraut bei Leinde. XXXII. Gespenstergeschichten. (Fortsetzung.) 1. Der gerächte Spuk. 2. Die Orgel. XXXIII. Der Bart und dessen Geschichte. XXXIV. Reise des Magisters Jonathan Kind von Greifswald nach Merseburg. XXXV. Entschlossenheit in Gefahr. XXXVI. Das neu begründete Blindeninstitut in Braunschweig. XXXVII. Für Auswanderungslustige. (Fortsetzung.) 1. Ist das Colonisationssystem auch in unserm Zeitalter anwendbar? 2. Skizzen aus Obercanada. XXXVIII. Kaiser Paul und sein Günstling Frogère. XXXIX.

Der Morgenstern nach dem Allemannischen von Hebel. XL. Gewittergefahren. (Fortsezung.) 1. Gefährlichkeit des Glockenläutens bei Gewittern. 2. Schädlichkeit des Flüchtens unter Bäume. 3. Merkwürdiger Blizschlag bei Braunschweig. 4. Blizschlag bei Bevern im Braunschweigischen. XLI. Anleitung zur Errichtung und Untersuchung der Blizableiter. (Fortsezung und Schluß.) XLII. Religionstoleranz. XLIII. Geistesgegenwart, die Siegerin in einem ungleichen Kampfe. XLIV. Das heimliche Klaglied der Männer. XLV. Feuersgefahren. (Fortsezung.) 6 Beispiele. XLVI. Ueber Feuersbrünste und Brandstiftungen in unserer Zeit, ihre Veranlassung und die Mittel, ihnen zu begegnen. XLVII. Feuerdichte Kleidung. XLVIII. Die artesischen Brunnen. (Mit einer Abbildung.) XLIX. Aberglauben und Vorurtheile. (Fortsezung.) Die Todesahnung. L. Jährliche Salzproduction der deutschen Bundesstaaten. LI. Der unerschrockene Schweizeroberst. LII. Lebensrettungen. (Fortsezung). 1. Der rettende Pudel. 2. Der kühne Lebensretter. 3. Ein zwölfjähriges Mädchen rettet zwei Männer mit eigner Lebensgefahr. LIII. Alte Leute. Beispiele aus neuerer Zeit. (Fortsezung.) LIV. Fünf in gerader Linie von einander abstammende Familienglieder zu gleicher Zeit am Leben. LV. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. (Fortsezung.) A. Durch Wasser. 1. In Wien. 2. In Pommern. 3. Im Ostfriesischen. 4. In den Niederlanden. 5. Im Badischen. 6. In Ungarn. B. Durch Schnee und Lawinen. 1. In Steiermark. 2. In Kurhessen. 3. In Ungarn. 4. In der Schweiz. 5. In Frankreich. C. Durch Stürme. 1. In Preußen. 2. In Asien. 3. In Westindien. D. Durch Naturereignisse anderer Art. 1. Durch Felsensturz. 2. Durch Erdbeben. 3. Verwüstungen zweier Windhosen. a) im Würtembergischen. b) im Hannöverschen. E. Durch Einsturz. 1. In München. 2. In Köthen. 3. In Posen. F. Bei Kindern durch Mangel an gehöriger Aufsicht. 1. Im Braunschweigischen. 2. In Schlesien. G. Durch Gift. 1. Durch den Samen des Stechapfels. 2. Durch Fliegengift. 3. Durch den Genuß des Fleisches von erkrankten Thieren. H. Durch Thiere und thierisches Wuthgift. 1. Zwei Reisende in Ungarn werden die Beute der Wölfe. 2. Wasserscheu, durch den Biß eines anscheinend gesunden Hundes verursacht. I. Durch Schießpulver und Gewehre. 1. Pulverexplosion in der Schweiz. 2. Unglücksfall durch ein sich entladendes Gewehr. 3. Ein Soldat in Antwerpen erschießt im Scherz ein Mädchen. 4. Noch ein trauriges Beispiel. K. Durch Dämpfe und deren Entzündung. 1. Durch Entzündung eines Steinkohlenschachtes in Ronchamp. 2. Der Kohlendampf erstickt zwei Mädchen. 3. Unglücksfall, veranlaßt durch das Platzen eines Dampfkessels. LVI. Mittel zur Vertilgung der Fliegen. LVII. Empfehlung eines sehr einfachen und sichern Verfahrens, brennende Schornsteine zu löschen. LVIII. J. Read's Apparat zur Rettung von Menschen aus Feuersgefahr. (Mit Holzschnitt.) LIX. Rache und Edelmuth. (Wahr.) LX. Beschreibung der von Hrn. Prof. Gelpke in Braunschweig erfundenen Maschinen zur Versinnlichung der Erscheinungen unsers Sonnensostems, welche aus einem Planetarium, Tellurium und Lunarium bestehen. Schlußwort.

Dieser für alle Stände, besonders aber für den Bürger und Landmann so empfehlenswerthe, längst bekannte Kalender, 21 Jahre von dem trefflichen (zu früh verstorbenen) André mit Liebe und Fleiß redigirt, wegen zunehmender Kränklichkeit und dem Tode seines seligen Gründers in den Jahren 1831 und 1832 unterbrochen, erscheint hier in seiner 22sten Verjüngung, besorgt von Herrn J. H. Meyer zu Braunschweig. — Alle bisherigen Freunde und Beförderer dieses Unternehmens, sowie alle Freunde des Guten und Wahren, ferne und nahe, denen nicht besondere Einladungen zugekommen, werden eingeladen, ihre Beiträge bis Ende Mais jedes Jahr durch Buchhändlergelegenheit und Vermittelung der Unterzeichneten an Hrn. Meyer gelangen zu lassen.

Und so möge denn dieses Haus- und Volksbuch, das durch alle Länder deutscher Zunge verbreitet, bisher des Guten viel gestiftet, und eine Menge nüzlicher Kenntnisse vervielfältigt hat, in diesem und noch vielen folgenden Jahren, seinen Beruf treu und zeitgemäß erfüllen.

Damit dies geschehe, hat die Unterzeichnete den Preis möglichst niedrig gestellt.

Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein
biographisches Magazin
für die
Geschichte unserer Zeit.
Vierten Bandes fünftes Heft.
(XXIX.)

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Zur Charakteristik des verewigten königl. bair. Geh. Hofraths Dr. Christian Friedrich von Glück.

Erinnerungen an Christian Garve. In Briefen von Emil Ferdinand Vogel. Fünfter und sechster Brief.

Biographische Andeutungen.

Johann Christian Friedrich GutsMuths.

Das sechste und siebente Heft des vierten Bandes erscheinen im Februar 1833.

Leipzig, am 15ten Dez. 1832.

F. A. Brockhaus.

Wir zeigen hiermit an, daß an der Stelle der in unserm Verlag erscheinenden Allgemeinen Cholerazeitung von Radius nach dem Schlusse des gegenwärtigen Bandes eine Medizinische Zeitung erscheinen wird, unter dem Titel:

Wöchentliche Beiträge
zur
medizinischen und chirurgischen Klinik,

mit vorzüglicher Berücksichtigung epidemischer, endemischer und epizootischer Krankheiten.

Herausgegeben
von
Dr. Joh. Chr. Aug. Clarus und Dr. Justus Radius zu Leipzig.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 bis 1½ engedruckter Bogen. 24 Bogen bilden einen Band, welcher mit 2 Thalern vorausbezahlt wird.

Dieselbe wird enthalten:

1) Originalaufsäze über alle Gegenstände der ärztlichen Praxis. In dieser Rücksicht ist sie zunächst zur Mittheilung der wichtigsten und lehrreichsten Krankheitsfälle und Leichenöffnungen aus den Protokollen des hiesigen königl. klin. Instituts und aus der gerichtsärztlichen Praxis bestimmt.

2) Nachrichten über Witterungs- und Krankheitsconstitutionen, Epidemien, Endemien und Epizootien.

3) Zu Originalaufsätzen verarbeitete kritische Relationen des Wichtigsten, was in den verschiedenen medizinischen Doctrinen neuerdings geleistet wurde.

4) Kritische und referirende Anzeigen solcher Werke, welche einen wichtigen Platz in der ärztlichen Literatur einnehmen.

5) Miszellen, Gegenstände von allgemeinem Interesse betreffend.

Wir glauben behaupten zu dürfen, daß die günstige Aufnahme und besonders die noch fortdauernde Gunst, in welcher

die Allgemeine Cholerazeitung steht, als schöner Beweis für das Talent, welches Herr Dr. Radius zur zweckmäßigen Leitung des Redactionsgeschäfts besitzt, dienen kann. Eigne durch reiche Kenntnisse und Erfahrung dictirte Beiträge, und eine selbständige umsichtige Kritik in der Auswahl und Vorbereitung fremder Arbeiten, zeichneten die Cholerazeitung rühmlichst aus, und wurden allgemein anerkannt. Jetzt hat sich der als klinischer Lehrer und Staatsarzt berühmte Hof- und Medizinalrath Prof. Dr. Clarus dem Unternehmen in der veränderten Form angeschlossen, und durch diese glückliche Vereinigung glauben wir der Zeitschrift ein um so besseres Prognosticum stellen zu können, als der Dr. Clarus eine große Sammlung klinischer Arbeiten besitzt, deren Mittheilung längst gewünscht ward, und welche das ärztliche Interesse in hohem Grade erregen müssen.

Leipzig. Baumgärtner's Buchhandlung.

Soeben ist bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a. M. erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die

heilige Schrift

des

Alten Testaments.

Vierten Theils vierter Band,

welcher die zwölf kleinen Propheten enthält.

Herausgegeben von Dominikus von Brentano und Thadd. Ant. Dereser.

Fortgesetzt und aus dem Hebräischen übersetzt und erklärt

von

Dr. J. Martin Augustin Scholz.

Gr. 8. 2 Thlr. 3 Gr., oder 3 Fl. 12 Kr.

Complett kostet das Alte Testament 20 Thlr. 15 Gr., oder 31 Fl. 22 Kr.

Das Neue Testament 6 Thlr. 20 Gr., oder 12 Fl. 18 Kr.

Vollständige Anzeigen über dieses Bibelwerk vertheilt jede solide Buchhandlung gratis.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1832. Zehntes Heft. Mit zwei Kupfern. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Dezember 1832.

F. A. Brockhaus.

In der Verlagshandlung von J. L. Schrag in Nürnberg ist soeben erschienen:

Grundzüge des chemischen Theils der Naturlehre.

Zum Gebrauche für Vorlesungen sowie zum Selbstunterrichte bearbeitet

von

Dr. Heinrich Buff,

in Gießen.

Mit 77 eingedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. 1833. 2 Thlr. 3 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.

In den meisten physikalischen Lehrbüchern findet man den chemischen Theil der Naturlehre entweder gar nicht oder doch nur als Nebensache behandelt; daher junge Chemiker öfters gerade mit solchen Vorkenntnissen, welche für sie den höchsten Werth haben, am wenigsten vertraut und gewöhnlich gezwungen sind, dieselben aus chemischen Lehrbüchern und Vorträgen nothdürftig und ohne Zusammenhang zu schöpfen. Ein Werk, worin die dem Chemiker wichtigsten physikalischen Lehren vollständig und in systematischer Ordnung zusammengestellt sind, scheint daher ein wesentliches Bedürfniß jedes Studirenden zu befriedigen. Diese Betrachtungen bewogen den Herrn Verfasser zur Herausgabe vorgenannter Schrift.

Von demselben ist 1829 erschienen:

Versuch eines Lehrbuchs der Stöchiometrie. Ein Leitfaden zur Kenntniß und Anwendung der Lehre von den bestimmten chemischen Proportionen. Gr. 8. 15 Gr., oder 1 Fl.

Die

letzten Tage eines Naturforschers,

oder

Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen.

Nach der dritten englischen Ausgabe verdeutscht

von

C. Fr. Ph. v. Martius,

in München.

8. In Umschlag. 1833. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Als das Vermächtniß eines der ausgezeichnetsten Naturforscher unserer Zeit gewährt dies Werk die anziehendste und angenehmste Lecture nicht blos wegen mancherlei Ansichten aus dem Gebiete der Wissenschaft, welche er so wesentlich gefördert, sondern auch durch des Mannes Meinungen und Selbstbekenntnisse über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit.

Die Charaktere der eingeführten Personen läßt der Verfasser ideal, und die angereihten Begebenheiten als untergeordnet und dem Zwecke der Gefühle und Lehren dienend erscheinen; doch es soll dem deutschen Leser nicht vorenthalten sein, daß Seine Majestät Ludwig König von Baiern es war, der Sir Humphry Davy aus den Traunfall errettet.

Berliner Moden-Spiegel.

Eine Zeitschrift für die elegante Welt.

Zweiter Jahrgang.

Redacteur und Herausgeber: Alexander Cosmar.

Diese mit dem Beifall des gebildeten Publicums ein Jahr bestehende Zeitschrift, welche die neuesten und besten Moden aus Paris, London, Wien und Berlin in feinem Kupferstich, sauber colorirt, und so schnell liefert, wie es bis jetzt noch keine Modenzeitung in Deutschland konnte, erscheint auch im nächsten Jahre, und zwar in größerm Umfange mit einem „Literaturblatt für Damen" und vierteljährlichen Extra-Kupfer-Beilagen.

Der Berliner Modenspiegel wird Alles, was zur Annehmlichkeit, Zierde und Bequemlichkeit des Lebens dient, in möglichst kurzer Zeit mittheilen; die Abbildungen der vorzüglichsten fremden Moden liefert er spätestens 10 Tage nach ihrem Erscheinen in Paris, Wien u. s. w., während andere deutsche Modenzeitungen, welches der Augenschein wöchentlich lehrt, dieselben erst 8, oft 14 Tage später als er nach Berlin bringen! Er wird daher dem Wunsche des schönen Geschlechts, sich neu und modisch zu schmücken, früher entgegenkommen, zugleich auch seine Leser und Leserinnen auf die Vortheile jeder neuen Erscheinung dieser Art (an Güte, Billigkeit, Dauer u. s. w.) aufmerksam machen.

So gemeinnützig der Zweck dieser Zeitschrift ist, so vortheilhaft für jeden Künstler, Handwerker, Kaufmann, so unentbehrlich jedem Individuum der bürgerlichen Gesellschaft, wo man auf das Aeußere so großen Werth legt, soll dennoch auch eine angenehme und geistreiche Unterhaltung mit dieser Zeitschrift verbunden werden; und zwar in gehöriger Abwechselung und

Mannichfaltigkeit, wie auch mit besonderer Rücksicht auf die Leserinnen.

Der Modenspiegel enthält: Novellen, meistens Schilderungen der großen Welt und des bürgerlichen Lebens, kleine Erzählungen, welche nicht mehr als 2, höchstens 3 Nummern füllen dürfen, humoristische Aufsätze über Zeitereignisse, Gedichte, Papiloten (Anekdoten und andere Kleinigkeiten), Miszellen, mit besonderer Rücksicht auf Luxus und Mode, Kunst-, Industrie- und Modeberichte, und unter dem Titel: Localblatt, eine scherzhafte und gedrängte Uebersicht Dessen, was wöchentlich in Berlin sich ereignet, mit besonderer Rücksicht auf das Theater.

Eine alle 14 Tage erscheinende Beilage, unter dem Titel:

Literaturblatt für Damen,

liefert Recensionen, eine Uebersicht der wichtigsten Erscheinungen in der Literatur, mit besonderm Zweck, dem schönen Geschlechte eine Lecture anzuempfehlen.

Von dem Berliner Modenspiegel erscheint alle Sonnabend Morgens ein ganzer Bogen in Quart, nebst einem sauber illuminirten Kupfer, worauf circa 5—8 verschiedene Abbildungen der neuesten pariser, londoner, wiener und berliner Moden; alle 14 Tage wird als Extrabeilage ein Literaturblatt für Damen, jedesmal ein halber Bogen, und alle 3 Monate eine Kupferbeilage mit Abbildungen von modernen Meubles oder Zeuchproben gegeben.

Pränumeration auf den Jahrgang mit 5 Thlrn., halbjährig mit 3 Thlrn. und vierteljährlich mit 1 Thlr. 15 Sgr. wird angenommen von allen soliden Buchhandlungen, und sämmtlichen wohllöblichen Postämtern (bei letztern, welche die Blätter per Eilpost liefern, findet keine Preiserhöhung für Porto statt).

Berlin, 1832.

Die Verlags-Expedition
des
Berliner Modenspiegel.

*** Von der sehr schönen und äußerst billigen Taschenausgabe von

A. von Tromlitz sämmtlichen Schriften

ist die vierte Lieferung von 9 Bänden oder der 28ste bis 36ste Theil zu 3 Thlr. 12 Gr. im Pränum.-Preise erschienen und in allen Buchhandlungen dafür zu erhalten. Die erste Sammlung ist damit geschlossen und es wird solche bis zur Ostermesse 1833 für 14 Thlr. durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen sein. Späterhin tritt der Ladenpreis von 20 Thlrn. ein.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

SISTRENCEWITZ de Bohusz (Stanislaus). Recherches historiques sur l'origine des Sarmates, des Esclavons et de Slaves et sur les Epoques de la conversion de ces peuples au Christianisme. *Edition populaire*, 4 vols. 8., avec 3 Cartes. 12 Shillings = 13 Roub. = 4 Thlr.

Durch die neuesten Begebenheiten ist die Aufmerksamkeit wieder so sehr auf Russlands Geschichte und auf die den Russen verwandten Völker hingelenkt worden, dass eine populaire, wohlfeile Ausgabe dieses wichtigen Werks nicht anders als angenehm sein kann. Durch die Benutzung alles Dessen, was Desguignes und andere berühmte Männer vor ihm geleistet, hat der selige Verfasser dadurch, dass ihm seine Stellung als katholischer Primas von Russland den Zutritt zu allen Archiven öffnete, die Gelegenheit gehabt, die Forschungen jener Männer zu berichtigen und sie vielfältig zu ergänzen — dass er diesen Umstand getreulich benutzt, beweist die allseitige Anerkennung, die seinem Werke in der ersten Ausgabe geworden, und der Umstand, dass diese erste Ausgabe in der Regel mit dem mehr als dreifachen Ladenpreise bezahlt wird.

Berlin, London und Petersburg, Nov. 1832.

A. Asher.

Beim Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar erschien soeben:

Neues
Französisch-Deutsches und Deutsch-Französisches
Wörterbuch,
nach dem Plane des französischen Wörterbuchs der Herren Noël und Chapsal,
und den besten und neuesten Hülfsmitteln,

enthaltend die Ableitung, die Aussprache, die genaue und deutliche Erklärung aller Wörter, mit besonderer Rücksicht auf die Synonymen, die verwandten Ausdrücke in den Künsten, Wissenschaften und Gewerben; ein Verzeichniß der Taufnamen, sowie der vorzüglichsten Berge, Flüsse, Länder und Städte; die Conjugation der unregelmäßigen Zeitwörter; die grammatischen Regeln, denen die einzelnen Wörter unterworfen sind; Tabellen über die Bildung der Wortformen, und über die Regeln für das Particip u. s. w.;

bearbeitet von

Dr. Heinrich Leng und Dr. C. L. B. Wolff.

Erster Band,

die Französisch-Deutsche Abtheilung enthaltend.

85 Bogen in gr. Lex.-8. auf Emolsin-Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr. — Dauerhaft cartonnirt 3 Thlr. 20 Gr., oder 6 Fl. 54 Kr.

Das Ziel, welches bei der Abfassung und Ausarbeitung dieses Wörterbuchs unverrückt im Auge behalten wurde, war die möglichst ausgedehnte Brauchbarkeit für alle Stände. Es sollte bei sorgfältiger Ersparniß des Raums doch ein den Anforderungen des Geschäftsmannes wie des Gelehrten, des Handwerkers wie des Seemannes oder Künstlers entsprechendes Handbuch werden, und die Herausgeber, so sehr sie auch überzeugt sind, daß sich noch manche Mängel darin finden, dürfen doch aussprechen, mit besten Kräften und redlichstem Wollen dahin gestrebt zu haben, diesem Plane eifrig nachzukommen.

Daß von Seiten der Herausgeber wie der Verlagshandlung die genaueste Sorgfalt stattfand, braucht wol nicht versichert zu werden. Beiden war darum zu thun, ein Werk zu liefern, das würdig sei, ihren Landsleuten wie dem Auslande als nützlich und brauchbar überreicht zu werden.

Der Deutsch-Französische Theil, von Dr. C. L. B. Wolff bearbeitet, wird in möglichst kurzer Zeit folgen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon
der
neuesten Zeit und Literatur.
Neuntes Heft.
Garten- und Blumenvereine bis Griechenland.

Jedes Heft kostet
auf weißem Druckpapier 6 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 8 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 15 Gr.

Leipzig, 20sten November 1832.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

1832. Nr. XXXXIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, Der canonische Wächter, Zeitgenossen, sowie der Allgemeinen medizinischen Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Herabgesetzter Preis.

Um vielfältigen Wünschen zu genügen habe ich mich entschlossen, das bekannte, für jeden Buchhändler, jeden Antiquar und jeden Bücherfreund unentbehrliche

Allgemeine Bücherlexikon

von **Wilhelm Heinsius,**

sieben Bände in groß Quart, 427 Bogen enthaltend, im Preise zu ermäßigen, und ist dasselbe für 20 Thlr. von mir zu beziehen. Auch einzelne Bände erlasse ich zu verhältnißmäßig billigen Preisen. Später wird ein Supplementband das Werk bis auf die neueste Zeit fortführen.

Leipzig, im Dezember 1832.

F. A. Brockhaus.

Verlängerung des Subscriptionspreises für die Luther'sche Hand-Concordanz.

Bei dem unterzeichneten Verleger ist erschienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Geist aus Luther's Schriften, oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens, der Wissenschaft und des Lebens, herausgegeben von F. W. Lommler, H. F. Lucius, J. Rust, L. Sackreuter und Ernst Zimmermann. I.—IV. Bd. Gr. 8. Subscriptionspreis in der gewöhnlichen Ausgabe 6 Thlr., oder 10 Fl. 30 Kr., in der Ausgabe auf Velinpapier 10 Thlr. 8 Gr., oder 18 Fl.

Der Spiegel von Luther's Charakter, der Schlüssel all seines Thuns, der echte Maßstab der Würdigung, liegt deutlich vor uns in seinen Schriften. von Rotteck.

Dr. Martin Luther gehört zu den größten Geistern, welche die Menschheit aufzuweisen hat. Denn wer mit den wenigsten, oder gar keinen, äußern Mitteln, fast mit blos innerer, ihm allein eigner Kraft, unter dem Widerstreben und Widerstande alles Dessen, was weltliche Macht, was Stärke, Wille und Zahl heißt, und der noch furchtbarern geistigen Gewalten, wie tausendjährige Gewohnheiten, Vorurtheile, Unwissenheit und verdorbene Sitten sind, solche Wirkungen hervorbringt, welche in die höchsten Angelegenheiten des Menschen auf das Förderlichste eingreifen, sich auf alle Menschen in allen Ständen und Verhältnissen erstrecken, eine unzerstörbare Dauer in sich tragen, und in ihrem Fortgange von Jahrhunderten zu Jahrhunderten immer größer, wohlthätiger und folgereicher werden — der ragt weit an Thatkraft über den Helden, welcher eine halbe Welt erobert, über den Denker, der einer Wissenschaft neue Gestaltungen gibt, über den Dichter, welchen die Gebildetsten seiner Zeitgenossen und ihrer Nachkommen mit Recht bewundern.

Seine Freunde und Verehrer, ja der größte Theil der Confessionsverwandten, die sich Protestanten nennen, kennen in ihm fast blos den Hersteller eines reinen Christenthums, und sonach einen hellen, selbständigen, frommen Mann, aber nicht die ganze Erhabenheit des Genius, durch den der gewaltigste Umschwung der meisten religiösen, philosophischen, und man kann hinzusetzen, auch der sonstigen wissenschaftlichen Ideen in der neuern und neuesten Zeit erfolgte.

Die klare und vollständige Ansicht dieser Größe kann zunächst nur in Dem gesucht und gefunden werden, was unsere Zeit noch von ihm selbst Unmittelbares übrig hat, wir meinen in seinen Schriften. Die Rede, in welcher aber der lebendigste Geist wehete, war Luther's Waffe und Macht. Weiter hatte er nichts. Aber der Bücher, welche seine Worte in sich aufgenommen haben, sind beinahe Tausende, sie sind noch, selbst in der J. G. Walch'schen Ausgabe, die doch ein Muster der Treue, Umsicht, Vollständigkeit und Ordnung heißen kann, bei weitem nicht dem hier angegebenen Zwecke gemäß behandelt worden.

Die Herausgeber haben daher den Versuch gemacht, das Bild des großen Heros, Dr. Martin Luther's, in seiner geistigen Totalität vor Aller Augen, die sehen mögen, in dem möglichst vortheilhaftesten und getreuesten Lichte aufzustellen, indem sie den vollen Reichthum aller seiner Ansichten und Ideen aus seinen Schriften auf das Sorgfältigste aushoben, und für seine Verehrer in den gebildetsten Ständen, wie für den gemeinen Mann (— ein großer Mann ist ja eben für Alle —) auf eine Weise mitgetheilt haben, welche für den Geist und das Gemüth des rüstigsten Kämpfers für die göttliche Wahrheit sicher, leicht und genügend betrachten läßt.

Sie haben mit der gewissenhaftesten Sorgfalt **eine durchaus vollständige Zusammenstellung aller seiner Aeußerungen über jeden einzelnen, von ihm berührten Gegenstand der Religion, der Kirche, der Theologie und der Philosophie in alphabetischer Ordnung** gegeben, jeden einzelnen Artikel aber, so viel nur geschehen konnte, nach streng logischer und systematischer Folge behandelt, weil nur durch Hülfe einer solchen Anordnung die Gedanken eines Menschengeistes in das helle und rechte Licht treten können.

Der evangelische Geistliche zumal findet hier für seinen Bedarf einen wohlgeordneten, trefflichen Stoff, und es wird ihm dadurch leicht werden, seine christlichen Vorträge zuweilen mit Luther'schen Kraftstellen zu würzen, was bekanntlich von den größten Musterpredigern, und nie ohne Erfolg, geschehen ist. Aber auch dem gebildeten Laien ist es in vielen Fällen interessant, zu überblicken und zu vergleichen, was der ebenso gemüthliche und scharfsinnige als kräftige Mann über wichtige Gegenstände gesprochen und geurtheilt, und wenn darum schon einzelne Sammlungen dieser Art, z. B. über Erziehung, Ehe, Musik ꝛc., mit Beifall aufgenommen wurden, so dürfte dieser noch weniger einem Werke entgehen, welches alle von Luther behandelte Gegenstände zu umfassen beabsichtigt.

Der Preis dieses Werkes, welches 137 Bogen im größten 8. Format, mit möglichster Raumersparniß gedruckt, umfaßt, ist so billig gestellt, daß darin für keinen Verehrer des großen Reformators ein Hinderniß liegen kann, das Werk anzuschaffen. Der oben bemerkte Subscriptionspreis soll noch ein Jahr fort-

bestehen, worauf alsdann der um ein Viertheil erhöhete Ladenpreis eintreten wird.

Darmstadt, den 1sten Dezember 1832.

K. W. Leske.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rüppell, Dr. E., Fortsetzung der Beschreibung und Abbildung mehrer neuer Fische, im Nil entdeckt. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 4. Geh. Preis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Weishaar's Würtembergisches Privatrecht.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch des Würtembergischen Privatrechts, von Dr. J. F. Weishaar.

Dritte umgearbeitete Auflage. Erster Theil. Preis 3 Fl. 45 Kr.

Dieses Werk, für den deutschen Juristen unentbehrlich, empfiehlt sich Jedem, der sich für die Fortschritte der gesellschaftlichen Ordnung interessirt. Der Verf., ebenso hochgeachtet als Gelehrter, wie als Mitbegründer der Verfassung seines Vaterlandes berühmt, hat seine Aufgabe aufs glücklichste gelöst, nicht allein durch die Klarheit der Darstellung, sondern auch durch die geistvollste Behandlungsweise, vermöge welcher allenthalben auf das Allgemeine hingewiesen und jedem wichtigern Gesetze seine geschichtliche Entwickelung beigegeben wurde. So kann es denn auch nicht fehlen, daß sein Werk selbst außer Würtemberg ein bedeutendes Publicum finden muß.

Der eben erschienene erste Theil gibt das Personenrecht, wie es sich durch die verfassungsmäßige Gesetzgebung Würtembergs in der neuesten Zeit ausgebildet hat; wobei, um den Gang der Entwickelung anschaulich zu machen, derselbe immer historisch verfolgt, der frühere Rechtszustand dargelegt, und die Entwickelung der neuesten Gesetzgebung nach ihren allseitigen Motiven mitgetheilt wird.

Die Darstellung der Rechte der Frauen, des Adels, der Gesetzgebung über die Rechte des Gemeinde- und Corporations-Verbandes, des Bürgergesetzes u. s. w. zeichnet diesen ersten Theil besonders aus.

Der zweite demnächst erscheinende Theil wird die Darstellung des Pfandgesetzes, der Executionsordnung, des Schäfereigesetzes, der Gesetze über Ablösung von Grundlasten, der Absonderungsrechte, der Erbschaftsgläubiger u. s. w. enthalten.

Stuttgart und Tübingen, im Herbste 1832.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Aeusserst wichtige Anzeige für das ärztliche Publicum.

Mehre Doctoren veranstalteten eine zweite correcte Ausgabe von folgendem Werke:

Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie

nach

J. L. Schönlein's,

Professor in Würzburg,

Vorlesungen

niedergeschrieben und herausgegeben von einem seiner Zuhörer.

In 4 Bänden.

Der Herausgeber sagt in seiner Vorrede: Ein doppelter Zweck stand mir bei der Herausgabe dieser Vorlesungen vor Augen. Den Zuhörern Schönlein's wollte ich ein Mittel an die Hand geben, welches sie des mühseligen Geschäftes des Nachschreibens überhebe, um den erläuternden Worten des trefflichen Lehrers um so aufmerksamer folgen zu können; — die ärztliche Welt wollte ich um einige Jahre früher mit den klaren, tief in die Räthsel der Heilkunde eindringenden Ideen dieses wichtigen Pathologen und Klinikers beschenken.

So kommt das Buch in die Welt. Wer möchte sein frühzeitiges Erscheinen misbilligen. Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf das Buch, um die hohen Vorzüge seiner Lehre vor denen anderer zu erkennen. Da ist kein blinder Hang an Systeme, kein Haschen nach grundlosen Hypothesen, keine Vorliebe für moderne Speculation. Die Natur, die ewig wahre, liegt Schönlein vor Augen, hier ist das Feld, wo er nach Wahrheit und Klarheit ämsig forscht und strebt, und die classischen Schriften der Alten leiten ihn auf diesem Wege an sicherer Hand. Man sehe nur seine Diagnose, seine Classification der Krankheiten, seinen scharfen Blick in die Natur und das Wesen der Leiden, seine rationellen Heilansichten; — Alles zeigt den Forscher, zeigt die bewährte Erfahrung, zeigt die Fortschritte, welche der große Lehrer mit der Zeit und der Kunst gethan, die er beide vorurtheilsfrei beobachtet. Es ist also nicht nur räthlich, es ist sogar Pflicht, die Welt mit den gediegenen Ansichten unsers genialen Schönlein vertraut zu machen.

Doch es bedarf der Worte nicht, wo die That spricht, man lese.

Der fertige erste Band, 34 Bogen stark, auf schönem weißen Papier, kostet 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. Rhein., und ist durch die C. Etlinger'sche Buchhandlung in Würzburg und durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Da blos eine geringe Auflage davon gemacht wurde, so wird schnelle Abnahme empfohlen. Der 2te, 3te und 4te Band erscheinen unfehlbar noch in diesem Semester, womit dieses ausgezeichnete Werk eines Schülers Schönlein's, dieses vorzüglichen Lehrers, der sich durch seine hohen Geistesgaben und Verdienste um die Arzneikunde europäischen Ruf erworben hat, geschlossen ist.

Stuttgart. Im Verlag der Georg Ebner'schen Kunsthandlung ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reine natürliche Geographie von Würtemberg, erläutert an einem geographisch-geognostischen Durchschnitte durch das ganze Land. Für Freunde des Vaterlandes, der Natur- und der Erdkunde. Von Ed. Schwarz. Mit einer geognostisch-illum. Durchschnittszeichnung. 11 und 272 S. Gr. 8. Geh. Preis 3 Fl. und die Durchschnittszeichnung allein 48 Kr.

Auf einer ganz neuen Bahn führt diese Schrift zur wahren Kenntniß eines Landes, das durch seine reichen natürlichen Hülfsquellen die Untersuchung des Finanzmannes, Technikers, Oekonomen, durch seine außerordentliche Mannichfaltigkeit die Forschungen des Naturkundigen, durch seine Naturschönheiten die Bekanntschaft des Freundes der Natur verdient. Zu Grunde liegt derselben die hier zum ersten Male so durchgeführte Beobachtung, daß an den charakteristischen Formen einer Landschaft ihr Inneres, ihre Gebirgsarten und deren Einschlüsse, mit fast vollkommener Sicherheit erkennbar sind. Von jedem natürlichen Bezirke des Landes ist daher zuerst dessen Physiognomie, die Gestalt seiner Oberfläche in ihren Erhebungen und Senkungen (Thälern), sodann das Wassersystem, die Erhebung über dem Meere, das Klima, und der Einfluß dieser Bestimmungen auf Vegetation und Bevölkerung geschildert, sofort die Gebirgsarten beschrieben und hierauf gezeigt, wie diese Gebirgsarten sich in den erkannten Formen habe aussprechen müssen. Zuletzt ist aus der so gewonnenen Kenntniß des Einzelnen ein Ueberblick über das ganze Land erhalten worden, in welchem die natürlichen Grundlagen der statistischen Verhältnisse des Landes auf eine überraschende Weise von selbst sich ergeben, und den die beigegebene sehr genaue Zeichnung ungemein anschaulich versinnlicht.

Wissenschaftliche Bücher,

welche 1832 im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben sind:

De La Beche, H. T., Handbuch der Geognosie. Nach der zweiten Auflage des engl. Originals bearbeitet von H. von Dechen, königl. preuss. Ober-Bergrathe etc. Mit 23 eingedruckten Holzschnitten. 8. 3 Thlr.

Keines der bisher über Geognosie erschienenen Werke dürfte so geeignet wie das vorliegende sein, den Anfänger in die Wissenschaft auf eine gründliche Weise einzuführen und ihn mit Demjenigen bekannt zu machen, was bisher für dieselbe geleistet worden ist und worauf er weiter bauen kann. In der deutschen Bearbeitung des schon durch andere Schriften in Europa rühmlichst bekannten Herrn von Dechen sind die für Deutschland wichtigern und näher liegenden Verhältnisse mehr hervorgehoben und dem Anfänger zugänglichere Beispiele gegeben worden.

Beiträge zur Revision der preußischen Gesetzgebung; herausgegeben von Dr. Ed. Gans. Erster Band, 5te und 6te Abtheilung. Gr. 8. Preis des Bandes von 6 Abtheilungen 3 Thlr. 8 Gr.

Die Namen des Herausgebers, von welchem der größte Theil der Aufsätze herrührt, und seiner Mitarbeiter: Artois, Bornemann, Pfeil ꝛc., bürgen schon für den Werth dieser Zeitschrift für die Wissenschaft des preußischen Rechts.

Gärtner, G. F., Kritik des Untersuchungsprincips des preußischen Civilprocesses. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Nach dem Urtheile gewichtiger Männer, wie Gans, Mittermaier ꝛc., eine der scharfsinnigsten kritischen Schriften, welche über preußisches Recht erschienen sind.

Goeschel, K. F., Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Göthe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Gr. 8. Geh. 18 Gr.

In dieser Schrift ist zum ersten Mal der Versuch gemacht worden, die gesammte speculative Philosophie übersichtlich zusammenzufassen und dem Verständnisse näher zu bringen; sie kann so den Hegel'schen Schriften zum Schlüssel dienen. Zugleich aber werden in der Darstellung des Verhältnisses der Philosophie zur Zeit die theologischen, politischen, juristischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen, historischen, ästhetischen und philologischen Richtungen des Tages zur Sprache gebracht.

Hegel's, G. W. F., Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Dr. Ph. Marheineke, Dr. J. Schulze, Dr. Ed. Gans, Dr. Lp. v. Henning, Dr. H. Hotho, Dr. K. Michelet, Dr. F. Förster. Mit königl. würtembergischem, großherzogl. hessischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucksverkauf.

Erste Lieferung: Bd. I. (Philosophische Abhandlungen: 1) Glauben und Wissen. 2) Differenz des Fichte- und Schelling'schen Systems der Philosophie. 3) Ueber das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt. 4) Ueber die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts ꝛc.; herausgegeben von Dr. K. Michelet) und Bd. XI. (Vorlesungen über die Philosophie der Religion; herausgegeben von Dr. Ph. Marheineke. Erster Band.) Gr. 8. Subscriptionspreis beider Bände:

für die Abnehmer sämmtlicher Abtheilungen:
Druck-Velinpapier 3 Thlr. 8 Gr.
Schreib-Velinpapier 4 Thlr. 10 Gr.
für die Abnehmer einzelner Abtheilungen:
Bd. I. Druck-Velinpapier 2 Thlr.
Bd. XI. Druck-Velinpapier 2 Thlr. 10 Gr.

Die Ausgabe auf Schreib-Velinpapier wird nicht vereinzelt.

Die zweite Lieferung, Bd. II. (Phänomenologie des Geistes, herausgegeben von Dr. J. Schulze) u. Bd. XI. (Vorlesungen über die Religionsphilosophie; zweiter Band, nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes) enthaltend, wird zu Ende 1832 erscheinen. Die wohlfeilen Subscriptionspreise für das Alphabet oder 24 Bogen

bei Abnahme sämmtlicher Abtheilungen:
Druck-Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.
Schreib-Velinpapier 2 Thlr.
bei Abnahme einzelner Abtheilungen:
Druck-Velinpapier 2 Thlr.

werden noch bis Ostern 1833 bestehen. — Ein Verzeichniß der fernern Subscribenten wird dem zweiten Bande vorgedruckt werden.

Lessing, Chr. Fr., Synopsis generum Compositarum earumque dispositionis novae tentamen monographiis multarum capensium interjectis. Accedit tabula aenea incisa. 8. maj. 2 Thlr. 12 Gr.

Berühmte Naturforscher, wie Chamisso, Kunth, Schlechtendal ꝛc., haben sich bereits ausgezeichnet günstig über dieses Werk geäußert.

Michelet, Dr. K. L., Einleitung in Hegel's philosophische Abhandlungen. Gr. 8. 4 Gr.

Dieses Schriftchen schließt sich dem ersten Bande von Hegel's Werken an.

Mohammedi filii Chondschahi vulgo Mirchondi Historia Gasnevidarum persice. Ex codicibus Berolinensibus aliisque nunc primum edidit lectionis varietate instruxit latine vertit annotationibusque historicis illustravit Fridericus Wilken. 4. maj. Cart. 7 Thlr. 12 Gr.

Psychrometertafeln. 4 Blatt Median und 1 Blatt Quarto. 16 Gr.

Im Jahre 1830 und 1831 sind unter andern ebendaselbst erschienen:

Hartig, G. L., Die Forstwissenschaft nach ihrem ganzen Umfange, in gedrängter Kürze. Ein Handbuch für Forstleute, Kameralisten und Waldbesitzer. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

„So richtig die Bemerkung des einsichtsvollen und thätigen Verfassers ist (heißt es in einer Beurtheilung dieses Werks in dem „Repertorium der Literatur", 1831, Nr. 14), daß den meisten Forstbeamten, die viele Dienstgeschäfte zu besorgen haben, wie den Studirenden, weitläufige und theure Werke nicht brauchbar und angenehm sein können, so gewiß ist es, daß das gegenwärtige Werk über alle Gegenstände des Forstwesens von der geringsten Forststelle bis zur Direction des Ganzen die nothwendigsten Belehrungen, auf erprobte Grundsätze und Erfahrungen gegründet, mit Weglassung alles nicht Wesentlichen und der Hülfswissenschaften, in fruchtbarer Kürze vorgetragen und wohlgeordnet, zusammengestellt hat." Auswärtige bedeutende Forst-Lehranstalten haben es bereits beim Unterrichte eingeführt.

Kunth, K. Sgm., Handbuch der Botanik. 8. 3 Thlr. 12 Gr. — Velinpapier 4 Thlr. 12 Gr.

Es fehlte bisher an einem Werke, das geeignet wäre, dem Anfänger, und vorzüglich dem angehenden Arzt, welcher oft nur wenig Zeit auf das Studium der Botanik zu wenden hat, schnell zu einer allgemeinen Uebersicht des Wesentlichen davon zu verhelfen. Dieses Bedürfniß zu befriedigen, ist der Zweck des vorliegenden Werks, in dem das Wichtige und Nothwendige aus der Botanik klar und deutlich zusammengestellt ist, und das, wie als Grundlage zu Vorlesungen, so auch wegen seiner Faßlichkeit Liebhabern der Botanik als Handbuch zu empfehlen ist.

Marheineke, Ph., Geschichte der deutschen Reformation. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Erster bis dritter Theil. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk hat durch die darin versuchte eigenthümliche Darstellung der Reformation in dem ursprünglichen Lichte und der alterthümlichen Denk- und Redeweise, mit Verleugnung alles eignen vorgreifenden Urtheils raisonnirender Klugheit, — wodurch die Wahrheit und Lauterkeit der Geschichte dieser denkwürdigen Begebenheit nur zu oft und zu sehr entstellt ist, — eine solche Theilnahme bei christlich gesinnten Gemüthern gefunden, daß die erste, nur zwei Bände umfassende Auflage, sehr schnell vergriffen wurde. — Die gegenwärtige zweite Auflage ist nicht nur durchgängig verbessert und mit Zusätzen bereichert, sondern in ihr wird auch die Geschichte bis zu Luther's Tode und

dem Religionsfrieden herabgeführt und damit das Werk zugleich beendigt worden. — Der neue, dritte Band, ist für die Besitzer der ersten Auflage des Werkes auch einzeln zu 2 Thlr. zu haben.

Pohl, G. F., Der Elektromagnetismus, theoretisch-praktisch dargestellt. Erste Abtheilung. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser beabsichtigte bei diesem Werke, nicht nur die Freunde der Naturwissenschaft mit einem möglichst einfachen, durch Erfahrung erprobten Apparat zur Anstellung aller Arten elektromagnetischer Versuche bekannt zu machen, sondern auch die hierher gehörigen Beschreibungen mit der theoretischen Uebersicht der Hauptgesetze der elektromagnetischen Erscheinungen also innigst zu verketten, daß jenen die Klarheit der Einsicht und die erfoderliche Veranschaulichung stets zur Seite geht, — und nach einem Urtheile in Kastner's Archiv für Chemie, Bd. IV, Heft 1, hat er seine Absicht vollkommen erreicht.

Ranke, L., Ueber die Verschwörung gegen Venedig, im Jahre 1618. Mit Urkunden aus dem venetianischen Archive. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Schoell, Fr., Geschichte der griechischen Literatur, von der frühesten mythischen Zeit, bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Türken. Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt, mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers und der Uebersetzer, von J. F. J. Schwarze und M. Pinder. 8 Bände. Gr. 8. 1828—30. 9 Thlr.

Was an dem französischen Originale bei dessen Erscheinen durch Recensionen rühmlich hervorgehoben worden ist: eine klare Anordnung, gefällige Darstellung und zweckmäßige Auswahl des Wissenswürdigsten, das findet man, wie Beurtheiler bereits anerkannt haben, auch in der deutschen Ausgabe wieder, welche sich jedoch durch zahlreiche kritische Nachbesserungen und manche in der neuern Zeit nöthig gewordene Zusätze von der französischen wesentlich unterscheidet.

Neue und fortgesetzte Tag- und Wochenblätter auf das Jahr 1833.

Abendzeitung, herausgegeben von Th. Hell, nebst literarischem und artistischem Notizenblatt, letzteres von C. A. Böttiger. Fol., täglich eine Nummer. Preis für den halben Jahrgang 5 Thlr.

Constitutionnelle Staatsbürgerzeitung und Insel Rügen, herausgegeben von F. Philippi; wöchentlich 6 Nummern. Preis des halben Jahrgangs 2 Thlr. 12 Gr.

Dresdener Anzeiger, nebst gemeinnützigen Beiträgen. Täglich 1 Nummer. — Preis für ein Vierteljahr 1 Thlr. 12 Gr.

Allgemeines Volksblatt für Sachsen und die angrenzenden Länder. Herausgegeben von Dr. Schweitzer und H. Schubarth. Wöchentlich 1 Bogen. Preis des halben Jahrgangs 20 Gr.

Zeitung der homöopathischen Heilkunst von Dr. Schweikert. Wöchentlich 2 Nummern. Preis des ganzen Jahrgangs 3 Thlr.

K. sächs. Landtagblatt, herausgegeben von W. Krause. Vierzig Nummern jedesmal 1 Thlr.

Osterländische Blätter für öffentliches Leben, gesellige Unterhaltung und Opposition, von Spiritus Asper d. j. Wöchentlich 2 Nummern. Preis für 1 Vierteljahr 9 Gr.

Sämmtliche Blätter sind posttäglich durch alle Postämter und wöchentlich durch alle Buchhandlungen für die bemerkten Preise zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

Nachstehend verzeichnete Zeitschriften

erscheinen für das Jahr 1833 fortwährend in dem Verlage des Unterzeichneten und sind durch jede gute Buchhandlung, sowie durch sämmtliche Postämter in einzelnen Nrn. oder in Monatheften zu beziehen:

1) Kirchenzeitung, Allgemeine. Ein Archiv für die neueste Geschichte und Statistik der christlichen Kirche ꝛc. Begründet von Dr. E. Zimmermann. Fortgesetzt von Dr. K. G. Bretschneider und Georg Zimmermann. Gr. 4. Wöchentlich 4 Nrn. Preis halbjährlich mit dem Theologischen Literaturblatt (halbjährlich 76 Nrn.) 5 Thlr., oder 8 Fl. 45 Kr. Ohne das Literaturblatt 3 Thlr., oder 5 Fl.

2) Literaturblatt, Theologisches, zur Allgemeinen Kirchenzeitung. Gr. 4. Wöchentlich 3 Nrn. Preis halbjährlich 2 Thlr. 15 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

3) Schulzeitung, Allgemeine, ein Archiv für die Wissenschaften des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens und die Geschichte der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen ꝛc. Begründet von Dr. E. Zimmermann. 1ste Abtheilung für das allgemeine und Volksschulwesen. 2te Abtheil. für Berufs- u. Gelehrtenbildung. Gr. 4. Preis eines Semesters 5 Thlr., oder 8 Fl. 45 Kr. (Von jeder Abtheilung erscheinen wöchentlich 3 Nrn.)

4) Derselben 1ste Abtheilung für das allgemeine und Volksschulwesen. Begründet von Dr. E. Zimmermann. Fortgesetzt von seinem Bruder Karl Zimmermann. In monatlicher Lieferung. Preis des halben Jahrgangs 2 Thlr. 4 Gr., oder 3 Fl. 45 Kr.

5) Derselben IIte Abtheilung für Berufs- und Gelehrtenbildung. Herausgegeben von Dr. *L. Chr. Zimmermann*. In monatlicher Lieferung. Preis des halben Jahrgangs 3 Thlr., oder 5 Fl.

6) Militairzeitung, Allgemeine, herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militairbeamten. Wöchentlich 2 Nrn. Gr. 4. Preis halbjährlich 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.

7) Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen. Herausgegeben von H. W. Pabst. (Großh. hess. Oekonomierath und beständigem Secretair dieser Vereine.) (Wöchentlich 1 Nr.) Gr. 8. Geh. Der Jahrgang 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 40 Kr.

8) Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Kurfürstenthums und Großherzogthums Hessen und der freien Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von Dr. J. F. G. Böhmer, jun., Ph. Bopp, Dr. Jäger. Gr. 8. Der Band von 6 Hftn. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. 12 Kr.

9) Beobachter, Der, in Hessen bei Rhein, ein der Verfassung, Verwaltung und Geschichte des Großherzogthums gewidmetes Blatt. Folio. Wöchentlich 2 Nrn. Preis des Semesters 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

Wenn Unterbrechungen in dem regelmäßigen Empfang der Blätter eintreten, so wollen die resp. Abonnenten sich nur an Denjenigen halten, bei dem sie die Bestellung gemacht haben, indem die Verlagshandlung nur diejenigen Exemplare regelmäßig versendet, die bei ihr pränumerirt wurden.

Darmstadt, im Dezember 1832.

Karl Wilhelm Leske.

Kunstanzeige.

Durch alle Kunst- und Buchhandlungen ist zu beziehen:

Katalog von Kunstsachen und Büchern, welche in der Anstalt für Kunst und Literatur (R. Weigel) in Leipzig vorräthig oder durch dieselbe besorgt werden. Zeichnende Künste und ihre Literatur, 1ste Abtheilung. 1833. 5 Bogen. Gr. 8. Gratis.

Soeben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Stieglitz (Christian Ludwig), Geschichtliche Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch. Gr. 8. 20½ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Dez. 1832. F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064052317

Digitized by Google